GESCHICHTE RUSSLANDS UND DER EUROPÄISCHEN POLITIK IN DEN...

Felix Theodor von Bernhardi

Digitized by Google

244155 d. 3/2

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Staatengeschichte

der neuesten Zeit.

Neunzehnter Band.

Th. v. Bernhardi,
Geschichte Rußlands und der europäischen Politik
in den Jahren 1814 bis 1831.

Zweiter Theil.
Erste Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.

Digitized by Google

Geschichte Rußlands

und der europäischen Politik

in den Jahren 1814 bis 1831.

Von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Theil.
Einleitung.
Erste Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.

24416. d. 3

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Es mag etwas Befremdendes haben, daß die Einleitung zu einem geschichtlichen Werk dessen zweiten Band bildet. Doch hat sich diese Anordnung nicht daraus ergeben, daß dem Verfasser die Nothwendigkeit einer solchen Einleitung etwa erst nachträglich einleuchtend geworden wäre. Sie war von Anfang an beabsichtigt und zwar aus Gründen, die dem Verfasser in dem wesentlichen Inhalt der geschichtlichen Periode selbst zu liegen scheinen, deren Darstellung seine Aufgabe ist.

Der Ideen- und Prinzipienkampf, der vom sechzehnten Jahrhundert an immer entschiedener in dem Leben der europäischen Völkerfamilie hervortritt, war durch die Napoleonische Gewaltherrschaft auf längere Zeit unterbrochen worden. Diese Herrschaft verfolgte ausschließlich Zwecke, die wir nicht eigentlich dynastische nennen können, da es sich für sie wesentlich nur um die unerhörte, beispiellose Verherrlichung einer Person handelte, um die Befriedigung einer großartigen und insofern wahrhaft imposanten Selbstsucht. Abgesehen von den Versuchen, durch Fügsamkeit dem Untergang von einem Tage zum anderen zu entgehen, war die Aufgabe der Zeit für alle Völker und Staaten Europas, insbesondere des europäischen Festlandes, sich der äußeren Vergewaltigung zu erwehren oder das unerträgliche Joch zu brechen. Diese Sorge beseitigte jede andere und nahm die Geister so ausschließlich in Anspruch, daß die allerverschiedensten Parteien sich zum Kampf gegen Napoleon vereinigten. Der Gegensätze im Innern der gegen ihn verbündeten Macht blieben sich nur solche Politiker wie Gentz auch während des Kampfs folgerichtig bewußt. Die Geschichte der Zeit vom ersten bis zum zweiten Pariser Frieden, die ein abgeschlossenes Ganzes

Digitized by Google

für sich bildet, gehört, ihrem Inhalt nach, mehr dieser Periode an als der folgenden.

Im allgemeinen Bewußtsein traten die Gegensätze, welche die Zeit bewegten, erst wieder hervor, als die äußere Ruhe hergestellt war und die Herstellung friedlicher Zustände nun weiter geführt werden sollte in dem neugestalteten Europa. Hier wurden thatsächlich die Fäden wieder aufgenommen, die Vergangenheit und Gegenwart verbanden. Es schien angemessen, sie auch in der Darstellung an dieser Stelle wieder aufzunehmen.

Die Gegensätze traten leidenschaftlich hervor und dennoch nicht vollständig; auf Seiten der liberalen Parteien namentlich nicht mit dem vollständigen und erschöpfenden Bewußtsein ihres eigenen Inhalts. Der Verfasser dieser Blätter, der Gelegenheit gehabt hatte die rastlose Thätigkeit der Jesuiten und ihres ultramontanen Anhangs in Frankreich, in Belgien, in den katholischen Cantonen der Schweiz und in Italien, namentlich in Turin und in Modena, gewahr zu werden, war früh im Leben zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir noch inmitten der im sechzehnten Jahrhundert begonnenen Kämpfe stehen; inmitten des Kampfes, den der Ultramontanismus seit dreihundert Jahren mit dem deutschen Geist führt. So sind denn auch die Blätter dieser Einleitung, in denen des Jansenismus und des Kampfes der Jesuiten mit ihm, so wie diejenigen, in denen der geschichtlichen Bedeutung des großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrichs des Großen, Preußens überhaupt gedacht wird, nicht etwa erst nach dem Vaticanischen Concil geschrieben. Der Verfasser hatte das, was hier wiederholt wird, im Wesentlichen bereits in einem vor mehr als zwei Decennien (1852) gedruckten Aufsatz gesagt.

Eine zusammenhängende Uebersicht der früheren russischen Geschichte schien nothwendig, weil die Vergangenheit Rußlands wohl nicht in derselben Weise als bekannt vorausgesetzt werden darf wie die derjenigen Staaten und Völker, deren Schicksale enger mit der Culturgeschichte der europäischen Menschheit verflochten sind. Ebensowenig schien es thunlich, den Leser auf die sämmtlich sehr bändereichen Darstellungen der Geschichte Rußlands zu verweisen, die wir haben, und ihm die immer mühselige Aufgabe zu überlassen, sich daraus das für das Verständniß der Gegenwart Nöthige selbst zusammen zu suchen. Diese Werke sind nicht in den Händen Aller — und abgesehen davon, daß bis jetzt keines derselben bis auf die neueste Zeit herabreicht, verschwinden darin leicht die Elemente des Gesammtbildes, die vorzugsweise geeignet sind das gesuchte Verständniß

Digitized by Google

zu vermitteln, in der kaum übersehbaren Masse des blos Thatsächlichen. Auch bliebe ein geschichtliches Werk, das einer Erklärung durch andere bedürfte, wohl in unstatthafter Weise mangelhaft. Wollte der Verfasser sich diese Einleitung ersparen, so wurden im Lauf des Werks mehrfach längere Excurse nothwendig, welche die zusammenhängende Darstellung der jüngsten Vergangenheit wiederholt störend unterbrochen hätten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Lage Europas nach dem zweiten Pariser Frieden und ihre geschichtliche Begründung; — Rückblick auf den Entwickelungsgang der europäischen Cultur und des europäischen Staatswesens.

Seite

Die Lage Europas nach dem zweiten Pariser Frieden 1

Rückblick; — Perioden der Weltgeschichte; Zeit der byzantinischen Theologie; — Einfluß der Kreuzzüge, Studium des Aristoteles; — Berengar von Tours, Abälard, Arnold von Brescia; — die Albigenser; — Papst Innocenz III. und die Bettelorden: — fortlebende Opposition, Albertus Magnus und Roger Baco; — die scholastische Philosophie; — Volkspoesie des Mittelalters; — Dante; — die Minoriten, Wicliffe; — Huß; — die Reformation; — Reaction: die Jesuiten; — Beginn kritischer Forschung 5

Das Staatswesen des Mittelalters, dessen germanische Anfänge, das kriegerische Königthum; die Könige werden in den eroberten römischen Provinzen Landesherren, ihre Macht durch ihre Gefolgschaften; die ökonomischen Zustände, ihr Einfluß; Lehnwesen; Zersplitterung der Hoheitsrechte; Städte; Landstände, ihre Bedeutung 26

Einfluß des römischen Rechts; Consolidirung Frankreichs, Zersplitterung Deutschlands 40

England; Entstehung und Entwickelung seiner Verfassung; Magna charta; Statut Quia emptores; die Rebellion; Statut von 1660; die Revolution; bill of rights; der Begriff des Staats wird durch die Verfassung zur Geltung gebracht 49

Veränderungen auf dem europäischen Festlande; Unabhängigkeit der Niederlande; Consolidirung der Regierungsgewalt in den meisten europäischen Staaten; der reformirende Absolutismus; Frankreich zurückgeblieben in seiner staatlichen Entwickelung 78

Digitized by Google

Seite
Die classische Hof-Literatur Frankreichs; – bedeutende Bewegung im theologischen und philosophischen Bewußtsein des 17. Jahrhunderts; die Arminianer in der reformirten Kirche, die Jansenisten in der katholischen; — die Freiheiten der gallikanischen Kirche; — Roms Kampf mit den Jansenisten; die Bulle Unigenitus; Cardinal Dubois; Unterdrückung der Jansenisten. — Descartes. — Skeptische Philosophie in England. — Lord Herbert, Locke, Shaftesbury, Bolingbroke. — Ihre Schüler in Frankreich: Bayle — oppositionelle Literatur —, Voltaire, Holbach, Helvetius; die Encyklopädisten, Diderot, Rousseau. — Eklektiker 87
Die herrschende Lehre vom Staat; – Jurieu, Vauban, Fénélon; — Montesquieu; — Theoretiker in England, Junius, Lord Chatham; — Rousseau's Lehre vom Gesellschafts-Vertrag; Diderot's Demokratie 125
Die herrschende Lehre vom Zweck des Staats; die Oekonomisten, Adam Smith . 142
Friedrich II. von Preußen und seine weltgeschichtliche Bedeutung; sein Einfluß auf deutsche Literatur und Bildung 153
Die Unabhängigkeit Nordamerikas; Volkssouveränität; Erklärung der Menschenrechte 157
Die französische Revolution; Turgot, Necker; Haltung des französischen Adels, die Aufträge seiner Deputirten; — die Reichsstände, Erklärung der Menschenrechte; Republik und Schreckensherrschaft 164
Napoleons Gewaltherrschaft 182
Die Zeit der Restauration; die Parteien in Frankreich, die Doctrin der Liberalen in Deutschland; Oesterreichs und Englands Erhaltungspolitik 184

Zweites Buch.

Das alte Rußland.

Erstes Kapitel.

Die frühesten Nachrichten von den Slawen; — Verschiedenes Schicksal der West- und Ostslawen; — Finnen und Slawen im heutigen Rußland; — Gründung des russischen Reichs durch Normänner; — Einführung der christlichen Religion; — Theilungen des Reichs und wiederholter Bürgerkrieg; — Theilfürstenthümer und innere Fehden; — Verfall; — Nowgorod im Norden Republik 197

Zweites Kapitel.

Rußland unter der Herrschaft der Tataren; — Die Schlacht an der Kalka; — Batü-Khan; — Die Goldene Horde an der Wolga; — Alexander Newsky den Tataren dienstbar; — Rußlands tiefer Verfall; — Versuch in Galizien ein unabhängiges westrussisches Reich zu gründen; — Vereinigung Galiziens mit Polen.
Die moskauischen Fürsten an der Spitze Rußlands; — ihre steigende Macht; — ihre Verbindung mit der russischen Kirche; — Dmitry Donskoy, sein fruchtloser Sieg über die Tataren und neue Unterwerfung 240

Drittes Kapitel.

Polen und Litthauen werden vereinigt; — die griechische Kirche in Roth-Rußland von der moskauischen getrennt; — Streit und innere Kriege um die gesetzlich nicht

Digitized by Google

Seite

geregelte Erbfolge im moskauischen Großfürstenthum; — Wassily der Blinde; — Regierung Iwans III.; — Untergang der Goldenen Horde; — Befreiung Rußlands von der Tatarenherrschaft; — Unterwerfung Nowgorods und der Theilfürsten von Twer; — wechselnde Bestimmungen über die Thronfolge; — ein Thronfolgerecht wird nicht festgestellt.

Der Zar Wassily III. Iwanowitsch; — Unterwerfung der Freistadt Pskow und der letzten Theilfürsten; — glückliche Kriege mit Polen 267

Viertes Kapitel.

Die Regierung Iwans des Schrecklichen; — Herrschaft der Schuyskys; — der Glinskys; — Sylvester und Adaschew; — Versuchte Reformen in Staat und Kirche; — der Stoglawnik, sein Inhalt und seine Bedeutung; — Sturz Sylvesters und Adaschews; — Furchtbare Tyrannei Iwans; — Verwüstung Nowgorods; — Opritschina; — unglücklicher Krieg in Liefland; — eine „Landesversammlung"; — unrühmlicher Friede mit Polen und Schweden . . 302

Fünftes Kapitel.

Aussterben der Jagellonen in Polen; — Real-Union Polens und Litthauens; — Polen vollständig Wahlreich; — Einfluß der Jesuiten; — Verfolgung der Dissidenten.

Aussterben des Hauses der moskauischen Fürsten in Rußland; — Feodor Iwanowitsch der letzte Zar aus diesem Hause; — Boris Godunow folgt ihm auf dem Thron; — der Metropolit von Moskau wird Patriarch der griechischen Kirche; — Leibeigenschaft der Bauern in Rußland eingeführt.

Der falsche Dmitry; — Godunows und Dmitrys Untergang; — Wahl und Untergang Wassily Schuyskys; — verfehlte Wahl des polnischen Prinzen Wladislaw; — Wahl Michail Fedrowitsch Romanows zum Zaren 338

Sechstes Kapitel.

Die Regierung der drei ersten Fürsten aus dem Hause Romanow; — Michail Fedrowitsch; — ungünstiger Friede mit Schweden und Polen; — der Patriarch thatsächlich Mitregent; — drei Landesversammlungen; — verkommener Zustand des Reichs; — Asow von den Kosaken gewonnen, vom Zaren aufgegeben.

Alexey Michailowitsch; — Unruhen; — die Kanzlei der geheimen Angelegenheiten; — die Kosackenkriege; — europäisch disciplinirte Truppen in Rußland; — der Patriarch Nikon und die Kirchenspaltung in Rußland.

Feodor Alexeyewitsch; — die Vernichtung der Rang- und Stufenbücher und deren Folgen.

Kampf um den Thron; — die Zarewna Sophia Alexeyewna; — Fürst Chowansky und das Streben der Altgläubigen nach Herrschaft; — Strelitzen-Aufstand; — Peter Alexeyewitsch Sieger und Zar 388

Digitized by Google

Beilagen zum ersten und zweiten Buch.

Se

Beilage I. Zu S. 11 4

Beilage II. Zu S. 28 4

Beilage III. Zu S. 109 4

Beilage IV. Zu S. 187. Der legitimistische Adel und seine Ansichten . . . 4

Beilage V. Zu S. 189. Die Lage Frankreichs unter Ludwig XVIII. . . . 4

Beilage VI. Zu S. 199 4

Beilage VII. Zu S. 216 4

Beilage VIII. Zu S. 231 4

Beilage IX. Zu S. 310. Die Romànows und ihr Name 4

Beilage X. Zu S. 318. Russische Mönche reformirten Glaubens 4

Beilage XI. Zu S. 371 4

Beilage XII. Zu S. 382 4

Beilage XIII. Zu S. 390 4

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Lage Europas nach dem zweiten Pariser Frieden und ihre geschichtliche Begründung; — Rückblick auf den Entwickelungsgang der europäischen Cultur und des europäischen Staatswesens.

Viel war geschehen, als sich das Jahr 1815 zu seinem Ende neigte. Der letzte Kampf mit Napoleon und dem erobernden Frankreich war siegreich beendigt, der neue Zustand Europas, wie ihn die leitenden Mächte des Welttheils vereinbart hatten, war durch eine Reihe von Verträgen, namentlich durch die Schlußacte des Wiener Congresses, die deutsche Bundesacte und den zweiten Pariser Frieden festgestellt — und endlich war am 20. November zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen ein neues Bündniß geschlossen worden, das gleichsam den Uebergang aus der bewegten Zeit der Revolution und der Kriege in die dauernden und friedlichen Zustände, die man hoffte, sicher stellen sollte, indem es die neu geschaffenen Verhältnisse gegen gewaltsame Störungen schützte, bis sie feste Wurzeln gefaßt hätten. Da man nur von Frankreich her solche Gefahren befürchtete, war dieses Bündniß als vorübergehende Maßregel lediglich gegen Frankreich — gegen revolutionäre Unruhen, die dort entstehen konnten — und vorkommenden Falls nicht minder auch gegen die leidenschaftliche Unvernunft der Emigrirten, ihres Anhangs und ihrer Führer gewendet. Dachten England und Oesterreich dabei vorzugsweise daran die liberalen Parteien unter allen Bedingungen zu bändigen und ihren Uebergriffen zu wehren, so war für den Kaiser Alexander im Gegentheil die gewaffnete Stellung gegen die Reactionsgelüste der französischen Prinzen zur Zeit überwiegend, ja fast ausschließlich der Zweck des Vertrags.

So schien denn Alles wohl geordnet — und doch war keine Ruhe in den Gemüthern der Menschen; gar viele Hoffnungen waren unerfüllt geblieben; ein unheimliches Mißbehagen schlich vielfach, je nach den örtlichen Zuständen und der Volksart in Wesen und Art verschieden, durch die Länder — und wer sich unbefangen und redlich Rechenschaft geben wollte von der allgemeinen Lage, der mußte sich im Stillen wohl gestehen, daß die neu geschaffenen Zustände etwas bedenklich Unfertiges behielten, und wenigstens nicht überall auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhten;

Digitized by Google

wenigstens nicht in der Art, daß man hoffen durfte, sie würden sich durch ihren eigenen Werth behaupten.

Napoleon hatte, trotz seines scharfen und mächtigen Verstandes, durch Herrschbegier, durch seine eigene despotische und durchaus prosaische Natur verblendet, das Wesen seiner Zeit und selbst die Natur des Menschen überhaupt seltsam verkannt. Wie die französischen sogenannten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war auch Napoleon überzeugt, daß der Mensch lediglich und unbedingt seiner Selbstsucht unterthan ist, und seine Weltanschauung, seine leitenden Regierungsgrundsätze hatten sich, von diesem Satz ausgehend, zu der allerbündigsten Kürze gestaltet. Er war überzeugt, daß man die Menschen vermöge ihrer Selbstsucht beherrscht — wenn man diese Selbstsucht im niedrigsten, trivialsten Sinne auffaßt, die Unterwürfigen belohnt, indem man ihre Habsucht und Eitelkeit befriedigt, die Widerstrebenden aber — seien es Einzelne oder ganze Völker — in vernichtender Weise bestraft, rücksichtslos demüthigt, zermalmend niedertritt und schonungslos beraubt, anderen zum heilsamen Schrecken. Einzelne Ausnahmen, thörichte Ideologen, die für ideale Güter schwärmten, gab es nach seiner Ansicht allenfalls wohl, und sie konnten Unheil anstiften, wenn man sie gewähren ließ; man mußte sie eben deshalb beseitigen, nöthigenfalls ohne viele Umschweife erschießen lassen —: aber er verachtete solche in leere Hirngespinnste verlorene Thoren viel zu sehr um zu glauben, daß unter ihnen etwa praktische Staatsmänner und tüchtige Feldherren sein könnten. Daß in ganzen Völkern, in der Masse, wenigstens in einzelnen Momenten ihres geschichtlichen Lebens, eine nachhaltige Begeisterung für geraubte oder bedrohte Güter von idealem Werth erwachen könne, ein Willen, der nicht durch neu verhängte Strafen rasch niederzuschlagen wäre — daran glaubte er eigentlich nicht. Eben so wenig daran, daß Mißhandlung und Beraubung, oder wie er die Dinge ansah, Strafen, verhängt von der Herrscherhand, die in Europa waltete, einen solchen Geist wachrufen könnten, anstatt die Bevölkerung zahm und unterwürfig zu machen. — Daß er, im geraden Widerspruch mit seinen allgemeinen Ansichten, am Ende dennoch erwartete Frankreich werde Wunder bereitwilliger Aufopferung thun für ihn und seine Sache, in dem Maß wie sie bis auf das Aeußerste verlangt würden, und selbst wenn die Möglichkeit geboten war sich ihnen zu entziehen, das war ein Mangel an Folgerichtigkeit, in den der Mensch sich auch in kleineren Kreisen nur zu leicht verirrt —: immerdar nur zu sehr geneigt die eigene Person und die eigenen Interessen als Dinge aufzufassen, die eine Ausnahme machen von der allgemeinen Regel. — An diesem Mangel eines Verständnisses für den Gang der Weltgeschichte und die idealen Elemente, die sich im Leben der Nationen offenbaren, war Napoleon im Wesentlichen zu Grunde gegangen.

Und wie er im Allgemeinen, in der Gesammtheit seines Strebens, seine Zeit, das Leben der Nationen in ihr, dessen Bedingungen und gefor-

Digitized by Google

derte Entwickelung verkannt hatte, so hatte im Besonderen seinem letzten Unternehmen, das ihn auf das Schlachtfeld von Waterloo führte, eine falsche Vorstellung von der augenblicklichen Lage und Stimmung Europas zum Grunde gelegen.

Er hatte die in Frankreich herrschende Abneigung gegen die Herrschaft der Bourbonen für sehr viel entschlossener, heroischer, thatkräftiger gehalten, als sie zur Zeit in der That war; er hatte das Verlangen nach seiner Rückkehr, das in den Reihen des verwaisten Heeres leidenschaftlich hervortrat, auch im Lande in derselben Weise mächtig waltend geglaubt; er hatte geglaubt Frankreich, erschöpft und ermüdet wie es war, werde bereit sein für ihn und sein eisernes Regiment mit freudiger Willfährigkeit nöthigen Falls die höchsten Opfer zu bringen, die äußersten Anstrengungen zu machen, wie man sie nur von der unbedingtesten Einmüthigkeit, von dem ungebrochenen Stolz und Reichthum, oder von der entschlossensten Verzweiflung der Völker erwarten darf — und er hatte sich daneben in dem Wahn gewiegt, daß diese Opfer in dem Maße gar nicht einmal nöthig sein würden. Denn er hatte den Zwist und Hader unter den auf dem Wiener Congreß versammelten Fürsten und Staatsmännern für viel unheilbarer gehalten als er in der That war; er hatte sich nicht Rechenschaft davon zu geben gewußt, daß sein Wiederauftreten in der politischen Welt genügen werde augenblicklich wenigstens einen hinreichenden Grad von Einigkeit im europäischen Fürstenrath hervorzurufen; daß die Stimme der Völker, die öffentliche Meinung in dem bei weitem größten Theil von Europa, sich unversöhnlich und entschieden gegen ihn erheben und im Verein mit der Macht aller sonst noch waltenden Umstände, selbst die zweifelnden Fürsten mit sich fortreißen und dem Bunde gegen sein Kaiserthum zuführen werde.

Wenn wir selbst einen so mächtigen Geist wie den seinigen, durch Leidenschaft verblendet, in ein solches Irrsal verwickelt sehen, darf es uns wohl nicht in Verwunderung setzen, daß auch auf der entgegengesetzten Seite, unter den Fürsten und leitenden Staatsmännern der verbündeten Regierungen, ein klares Verständniß der Gegenwart und Zukunft keineswegs allgemein vorherrschend war.

Zwar fehlte es in ihren Reihen nicht an Staatsmännern und Fürsten, die von dem besten und freudigsten Willen beseelt waren den Staat — im Gegensatz zu den Anschauungen des Mittelalters — als Gemeinwesen aufzufassen und in seiner vollen Berechtigung anzuerkennen; die geneigt waren, einem regeren politischen Leben im Inneren der Staaten vorzuarbeiten, nicht sowohl weil sie etwa gefürchtet hätten, daß die Bevölkerungen neue, freisinnigere Formen des öffentlichen Lebens als sogenannte „Concessionen" leidenschaftlich fordern könnten — nicht gleichsam aus Noth — sondern weil sie in dem nach allen Seiten hin gesteigerten und erweiterten intellectuellen, gewerblichen und politischen Leben aller Staatsbürger, in

Digitized by Google

dem regen Antheil aller an dem öffentlichen Wesen die einzige Möglichkeit sahen, namentlich den deutschen Staaten die Mittel der Macht zu verschaffen, deren sie bedurften um sich im Herzen des Welttheils in wahrhafter Selbständigkeit zu behaupten. Endlich damit der legitime Staat, seinem eigensten Wesen nach der revolutionären Willkürherrschaft gerade entgegengesetzt, seinem Beruf gerecht werde, die Interessen der Menschheit zu fördern und ein intellectuell und sittlich gehobenes Geschlecht heran zu bilden. In diesem Sinn hatten sich Stein und Gleichgesinnte mehrfach ausgesprochen.

Aber sie hatten bei weitem das Feld nicht allein. Ihnen gegenüber standen in geschlossener Reihe Staatsmänner, denen die Aufgabe der Zeit in einem ganz anderen Licht erschien und die sie in einem gerade entgegengesetzten Sinn zu lösen vermeinten, und zu diesen gehörten namentlich, ja vor allen, die leitenden Minister Englands und Oesterreichs. In deren Augen waren die langen, unheilvollen Kriege, welche die französische Revolution hervorgerufen hatte, nicht etwa nur ein Kampf zwischen alter und neuer Zeit gewesen — eine solche Bezeichnung hätte ihre Ansicht nicht vollständig und zumal nicht entschieden genug ausgesprochen —: diese Kriege waren der Kampf der legitimen, berechtigten Weltordnung gegen eine andere, neu verkündigte gewesen, die unberechtigter Weise gefordert wurde. Die legitime Weltordnung der Zeiten vor der Revolution war Sieger geblieben — ihre vollständige Herstellung in ihre Rechte, wenigstens so weit sie irgend möglich gedacht werden konnte, war der Zweck des Kampfes gewesen und mußte naturgemäß das Ergebniß des Sieges sein.

So groß aber auch die Macht war, über welche die Staatsmänner verfügten, die solchen Ansichten huldigten, so entschieden auch ihr Wille, einen vollständigen Sieg vermochten auch sie nicht davon zu tragen. Es gelang ihnen nicht den mächtigen Einfluß des Kaisers Alexander zu überwinden oder die freisinnigen Staatsmänner Deutschlands und ihre Forderungen ganz zu beseitigen; sie hatten sich vielmehr in Vieles finden müssen, das mit ihren Plänen und Wünschen im Widerspruch stand. So hatten sich England und Oesterreich darein ergeben müssen, daß der Kaiser Alexander das bisherige Herzogthum Warschau fast ganz behielt und zu einem Königreich Polen erhob, obgleich beide leidenschaftlich widersprochen und England namentlich mit größter Entschiedenheit geltend gemacht hatte, daß darin ein Bruch der bestehenden Verträge liege, denen zufolge der Name „Polen" nie wieder auf der Karte von Europa erscheinen oder in das europäische Staatsrecht zurückgeführt werden dürfe. Sie mußten sich sogar darein ergeben, daß der Kaiser Alexander seinen Willen gegen sie zur Geltung brachte und diesem neuen Königreich Polen eine parlamentarische Verfassung verlieh, obgleich die Vertreter Englands auf dem Congreß den entschiedensten Widerspruch erhoben und wiederholt erklärt hatten: eine parlamentarische Verfassung in Polen sei das allerschlimmste Unheil

Digitized by Google

für Europa und gefährde die Ruhe des Welttheils, da das „leichtsinnige und unruhige" polnische Volk in solchen Zugeständnissen die Mittel finden werde in alter Weise neue Intriguen anzuspinnen und die benachbarten Reiche wie das eigene Land in endlose Unruhen zu verwickeln. Der Kaiser „dürfe" deshalb, wie Lord Castlereagh's eigenste Worte lauten, „seiner souveränen Macht in Polen keine Grenzen ziehen". — Als dann vollends im Frühjahr 1815 eine neue Krisis hereingebrochen war, die neue Entscheidungskämpfe forderte, als man sich sagen mußte, daß es unter solchen Bedingungen nicht gerathen sei eine vielleicht sehr weit reichende Verstimmung hervorzurufen, hatten sich England, Oesterreich und die Gleichgesinnten genöthigt gesehen stillschweigend geschehen zu lassen, daß im Namen der Gesammtheit sowohl als im Namen einzelner Regierungen und Staaten, die man gern zurückgehalten hätte, manche freisinnige Versprechung für die nächste Zukunft ausgesprochen wurde. Sie ließen es freilich nur mit dem stillen Vorbehalt geschehen die Erfüllung dieser Versprechen, wenn sich die Umstände günstig gestalteten, entweder ganz zu hintertreiben oder in das harmlos Unbedeutende, in das Nichtige abzulenken. Daß man dadurch alsdann die Unzufriedenheit zur Klage über nicht erfüllte Versprechen berechtigte, erregte kein Bedenken, denn man glaubte in Wien zu wissen, wie dergleichen Klagen zum Schweigen zu bringen sind.

So war man zu Ergebnissen gelangt, die an einer gewissen Halbheit kränkelten und keine Partei vollständig befriedigten. Man hatte die gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse in einem Zustand von Unfertigkeit einer zur Zeit noch streitigen Weiterentwickelung überlassen, die von den beiden Parteien, in die sich Europa sichtbarer als zu jeder früheren Zeit theilte, sehr verschieden gedacht und beabsichtigt wurde.

Die eine dieser beiden Parteien, die freisinnige, vorwärts strebende, trifft unstreitig der Vorwurf, daß sie die Ziele, die sie zu erreichen strebte, keineswegs mit genügender Klarheit und einem wirklichen Verständniß aufzufassen wußte. Wer ihr Streben, wie es sich damals kundgab, im Zusammenhang mit dem Entwickelungsgang der europäischen Geschichte betrachtet, der ist wohl versucht hinzuzufügen, daß sie sogar in Beziehung auf das, was berechtigter Weise den nothwendigen Inhalt ihrer Forderungen bilden konnte und mußte, in manchem Irrthum befangen war.

Sowohl um uns das Wesen der zu jener Zeit in den Kreisen der Liberalen und ihrer Gegner herrschenden und maßgebenden Ansichten bestimmter vergegenwärtigen zu können, als auch um uns Rechenschaft davon zu geben, auf welchen Wegen man auf beiden Seiten für den Augenblick gerade zu solchen Vorstellungen, zu solcher Richtung des Strebens gekommen war, mag es vergönnt sein weiter auszuholen und einen Blick rückwärts auf den allgemeinen Gang der geistigen Bewegung zu werfen, die sich in

Digitized by Google

dem heutigen Leben der europäischen Menschheit immer vollständiger z
entwickeln trachtet: selbst auf die Anfänge dieser Bewegung.

Denn die Anfänge und ihre frühesten Entwickelungen werden, w
uns scheint, nur zu oft, wenn nicht übersehen, so doch als einzeln stehend
Erscheinungen nicht in dem Grade wie sie sollten in unmittelbarem Z
sammenhang mit der späteren großartigen Entfaltung des europäische
Völkerlebens gedacht. Anderes dagegen, das allerdings, wie niemand leugne
wird, mächtig erweiternd in die Lebenskreise der europäischen Menschhe
eingegriffen hat, scheint in gewissem Sinn überschätzt, indem man in ih
den Anfang einer plötzlich mit riesenhafter Macht auftretenden Bewegun
zu erkennen glaubt. — So setzt die Vorstellung, getäuscht durch den Un
stand, daß es allerdings Perioden giebt, in denen das Leben der Völk
schneller pulsirt als sonst, nicht selten plötzlich veranlaßte, rasch entwickel
Phänomene an die Stelle des stätigen, nie ruhenden, in mancher Beziehun
dem Walten und Wirken der Natur vergleichbaren Lebens des Geiste
in der Geschichte.

Fast könnte man glauben, daß auch die hergebrachte Eintheilung de
Weltgeschichte in alte, mittlere und neuere Geschichte dazu beiträgt de
Blick in diesem Sinn irre zu führen, so daß die Idee eines Bruchs, de
an gewissen Stellen in dem Gang der allgemeinen Geschicke der Mensch
heit stattfinde, und neuer Zustände, die mit einer gewissen Gewaltsamkei
plötzlich hereinbrechen, in viel zu bestimmt abgrenzender Weise aufgefaß
wird. In diesem Sinn werden fast herkömmlicher Weise die Entdeckun
von Amerika und die Reformation der Kirche als diejenigen Erscheinunge
aufgefaßt, mit denen die neue Zeit beginnt. Die Reformation wird abe
alsdann nicht selten als ein Ereigniß gedacht und geschildert, das aus, de
Zeit nach wie im Raum, in nächster Nähe liegenden Elementen hervor
gegangen, durch das regere Leben, den erweiterten Gesichtskreis, die geste
gerte Bildung der unmittelbar vorhergehenden Jahrzehnte, — wie anderer
seits durch die Verderbtheit der Kirche hervorgerufen war. Man sagt un
daß sie durch die allgemeinere Verbreitung humanistischer Studien vo
bereitet worden sei, und verweist auf die Entwickelung, welche diese Studie
in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, in Folge der Ueber
siedelung byzantinischer Gelehrten aus dem verlorenen Constantinopel na
dem westlichen Europa, erfahren hatten. — Bei näherer Betrachtung ergiel
sich aber wohl, daß diese Ansicht des epochemachenden Ereignisses sich —
weit entfernt eine erschöpfende zu sein — vielmehr innerhalb ziemlich wil
kürlich und zu eng gezogener Grenzen bewegt.

Weder verbleiben die gesellschaftlichen und Culturzustände der euro
päischen Menschheit so lange Zeiträume über unbeweglich, noch entwickel
sich dann auch wieder neue Phasen der Weltgeschichte in so kurzer Zei
wie in solcher Darstellung angenommen wird.

Vielleicht ließe sich der Versuch wagen und rechtfertigen, die Geschicht

Digitized by Google

der durch die Völkerwanderung erneuten Bevölkerung Europas in anderer Weise in zwei Hauptperioden zu theilen: in die Geschichte der Zeit, welche das maßgebende Gesetz für das geistige und sittliche Leben als nothwendig durch den Spruch einer Autorität gegeben und eigentlich nur durch den Willen, ja durch die Willkür dieser Autorität zum Gesetz gestempelt voraussetzte — und die Geschichte derjenigen Zeit, die mit steigendem Bewußtsein dieses Gesetz in dem Geist des Menschen zu finden und der ewigen, eben in den Geist des Menschen gelegten Offenbarung nachzuforschen strebt.

Die christliche Lehre der byzantinischen Zeit und des Mittelalters sah, in derselben Weise wie die streng hierarchischen Religionen der alten Welt — wie namentlich die mosaische Theologie —, das Gesetz für das geistige und sittliche Leben des Menschen lediglich in dem vollkommen äußerlich und als Act der Willkür gedachten Gebot einer ganz außerhalb des menschlichen Daseins und der geschaffenen Welt überhaupt, dieser wie ein Herr seinem Eigenthum und seinen Knechten gegenüber stehenden Autorität. Sie nahm — sich selbst verkennend, aber wie das dem Geist entsprach, den sie in dem römischen Weltreich der Kaiserzeit vorfand, der da herrschte wie in den früheren Monarchien Asiens — dieses Gebot für etwas, dem einfach deshalb gehorcht werden mußte, weil es der Wille der höchsten, im Grunde als despotisch aufgefaßten Macht sei. In der Natur solcher Anschauungen liegt es, daß die Gebote einer höchsten und letzten Autorität, deren Wille frei und einfach an sich Gesetz ist, sich nicht durch sich selbst, durch ihren Inhalt und überhaupt in keiner Weise zu rechtfertigen brauchen. Sie bedürfen, im Sinn einer solchen Lehre, keiner anderen Begründung als eben der, daß sie von dieser Autorität ausgehen und ihren Willen verkünden.

Und indem sie sich vorzugsweise auf jüdische Traditionen berief und stützte, trat die christliche Hierarchie, genau wie die gebietenden Priesterschaften des Alterthums, und stufenweise immer bestimmter als allein bevollmächtigter Verwalter dieser gebietenden Autorität auf, als lebendiger Träger der Offenbarung. Sie war, ihrer eigenen Erklärung zufolge, ausschließlich befugt die offenbarte Lehre zu erklären und zu deuten und, wie darin schon lag, auch folgernd zu erweitern und fortzubilden — und sie nahm natürlich, vermöge der apostolischen Succession und Weihe, die auf ihr ruhte, für die Satzungen, die sie erläuternd und fortbildend aussprach, dieselbe unbedingte Geltung in Anspruch wie für das, was als unmittelbarer Text der ursprünglichen Offenbarung galt. Der selbständige Gedanke konnte in diesem Ideenkreise nur als eine frevelhafte Empörung gegen die höchste Autorität angesehen werden. Die Gesammtheit dieser Anschauungen aber, das Prinzip, dem sie entsprangen, mußten folgerichtiger Weise dahin führen, daß die Kirche — das heißt die Hierarchie — im Namen der höchsten Autorität, von der sie sich als ihr Vertreter bevollmächtigt erklärte, eine unbedingte Herrschaft über das intellectuelle und

Digitized

sittliche und damit in der That über das gesammte Leben der Menschheit forderte.

Neben ihr aber, und bald mit unabweisbarer Nothwendigkeit gegen ihre unbedingte Autorität gerichtet, sehen wir ein selbständiges Streben des Geistes sich regen, dessen Hervortreten einen neuen Tag, eine neue Zeit ankündigt und das sich von seiner ersten Erscheinung an in doppelter Beziehung in stets erweiterten Kreisen bewegt. Theils beherrscht die mehr und mehr befreite Macht des Gedankens ein fort und fort erweitertes Gebiet, theils erweitert sich auch der Kreis derer, die das geistige Streben erfaßt, und der wirkliche Einfluß, den es auf das Leben gewinnt.

Ganz hat dieser strebende Geist unter den Völkern arischen Stammes nie geruht. Seine, wenn auch in jedem Sinn des Worts auf den engsten Kreis beschränkte, Thätigkeit zeigt sich selbst in den Jahrhunderten ärgster Verwilderung, theils in Bemühungen die gelockerten, fast verschollenen Erinnerungen an die Bildung der alten Welt wieder wachzurufen, theils in Verbindung mit der theologischen Speculation; in den Anfängen der scholastischen Philosophie. Die einzelnen Spuren und die Beziehungen der einzelnen Erscheinungen zu einander nachzuweisen, muß natürlich der allgemeinen Culturgeschichte überlassen bleiben. Hier wäre eine eingehende, kritische Darstellung nicht am Ort; flüchtige Andeutungen müssen genügen, auch was die weitere Entwickelung betrifft.

Sichtbar, als eine Macht und eine Epoche verkündend im Leben nicht der Schule nur, sondern auch der Völker, tritt diese strebende Thätigkeit in den Zeiten hervor, in denen die Kreuzzüge den europäischen Völkern eine neue Welt fruchtbarer Anschauungen und Erfahrungen aufschlossen, während daheim Kirche und Staat im Kampf lagen. In Beziehung auf die Schulbildung und die Gelehrsamkeit ging dieser neue und mächtige Aufschwung der europäischen Menschheit bekanntlich von dem, durch die Araber vermittelten, erneuten Studium des Aristoteles aus.

Wie überhaupt alle Wissenschaft zu jener Zeit ausschließlich nur von der Geistlichkeit gepflegt wurde, waren es eben auch zunächst nur Geistliche, die sich mit diesem neuen Studium beschäftigten. Da sie vorzugsweise oder selbst ausschließlich nur die logischen Schriften des Aristoteles kennen lernten, suchten sie zunächst in ihnen nicht sowohl eine neue Quelle des Wissens, als ein neues Rüstzeug, ein neues Mittel zu dem Verständniß der wissenschaftlichen Probleme, die ihnen vorschwebten, zu gelangen. Das neue Streben war mithin an sich nicht polemisch gegen die herrschende Kirche und ihre Autorität gerichtet; es wollte vielmehr der Theologie, in der das gesammte wissenschaftliche Leben der Zeit eigentlich ganz aufging, und mithin den Zwecken der Kirche dienstbar sein. Dennoch aber mußte es bald vielfach zur Opposition werden, schon weil es sich einer gebietenden und ihrer eigensten Natur nach unduldsamen Macht zu entziehen oder zu erwehren hatte.

Digitized by Google

Das Studium einer heidnischen Wissenschaftslehre, die älter war als die christliche Offenbarung und ganz unabhängig von ihr wie von der jüdischen Tradition konnte und wollte die herrschende Kirche nicht billigen; sie konnte nicht dulden, daß man in einer solchen Lehre, nicht ausschließlich in den Concilien und den Kirchenvätern die Wege zur Wahrheit suchte, daß man in ihr eine Autorität anerkannte — und das Studium des Aristoteles wurde mehrfach feierlich verurtheilt und untersagt.

Aber schon der Umstand, daß diese Verbote mehrfach wiederholt werden mußten, beweist, daß sie vergeblich waren und blieben. Die Anhänglichkeit an die Lehre des Aristoteles wurde dadurch entschuldigt, daß der griechische Philosoph, von der christlichen Offenbarung nicht erleuchtet, zwar die Wahrheit in göttlichen Dingen allerdings nicht habe erkennen können, dennoch aber wohl als Lehrer der Wahrheit und Autorität in den menschlichen Dingen bewährt gefunden werden könne. Damit war eine weitführende Scheidung der göttlichen und menschlichen Dinge gegeben; eine Scheidung der Theologie und Philosophie. Und dadurch, daß man für diese letztere eine berechtigte Selbständigkeit in Anspruch nahm — gleichviel wie eng man deren Grenzen ziehen mochte —, war die Möglichkeit, ja das Dasein einer von der Theologie unabhängigen Weisheit und Lehre anerkannt.

Andere Erscheinungen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit diesen philosophischen Bestrebungen standen, doch aber auch vielfach durch die Berührungen mit den orientalischen Culturkreisen, vor allem mit den Arabern in Spanien, hervorgerufen waren, traten in näherer oder entfernterer Verwandtschaft hinzu. So mathematische Kenntnisse, deren weitere Entwickelung durch die Einführung der arabischen Zahlen vorbereitet wurde, und durch die Medicin vermittelt ein beginnendes, wenn auch noch sehr beschränktes und befangenes Studium der Natur.

Auch das wieder aufgenommene Studium des römischen Rechts ist unter den fördernden Erscheinungen der Zeit zu nennen, weil es ebenfalls ein von der Theologie unabhängiges Gebiet der Wissenschaft erschloß und außerdem einen Gelehrtenstand hervorrief, der nicht der Kirche angehörte.

Von großer Bedeutung ist dann aber, daß diese neue Regsamkeit des Geistes nicht auf die Schule, Schulbildung und Gelehrsamkeit beschränkt blieb. Sie zeigte sich auch in Allem, was das Leben unmittelbarer und näher berührt. So in der Kunst, zuvörderst der Baukunst, die sich vielfach aus tiefem Verfall wieder zu edleren Formen empor zu arbeiten strebte. Von noch größerer Bedeutung ist dann, daß wir gleichzeitig mit jenen philosophischen Studien, die weit über das Trivium und Quadrivium der gelehrten Bildung des früheren Mittelalters hinausführten, überall, in allen Ländern germanischer und romanischer Zunge, eine zunächst poetische Literatur in der Nationalsprache, in dem Idiom der Menge entstehen sehen, während bis dahin alles Schriftthum auf das Latein, die gelehrte Sprache der Kirche, beschränkt geblieben war.

Digitized by Google

Bei den Celten, wo sie ihre Nationalität zu wahren wußten, und bei den Germanen im Heimatlande, wohin keine Latinisirung reichte, wie auf der brittischen Insel, die die Eroberung zu einem Lande der Angeln und Sachsen gemacht hatte, waren freilich Lied und Sage in der Nationalsprache nie ganz verschollen, so entschieden und so nachhaltig auch die Kirche bemüht war diese urdeutschen Ueberlieferungen, weil sie heidnische waren, zu unterdrücken und in Vergessenheit zu bringen. Es ist gar merkwürdig, daß die beiden Fürsten des frühen Mittelalters, die weit über ihre Zeit und das gewöhnliche Maß der Menschheit hinaus ragten — Karl der Große und Alfred von England —, dieselben Fürsten, die vor allen bemüht waren das Studium der alten Literatur neu zu beleben und als Quelle allgemeiner Bildung in das Leben einzuführen, sich zugleich durch den Zug unwillkürlicher nationaler Theilnahme dahin geführt sahen diese Traditionen sorgfältig sammeln und schriftlich bewahren zu lassen. Seither war freilich das Sachsenreich in England einer normännisch-französischen Eroberung erlegen, und in Deutschland war es den fortgesetzten Anstrengungen der Kirche gelungen die heidnischen Erinnerungen mehr und mehr, besonders aus den höheren Kreisen zu verbannen, und waren sie auch nicht ganz vergessen, so konnte doch nur ein neu erwachender Geist diese Erinnerungen neu beleben. Bei den romanischen Völkern vollends waren diese poetischen Versuche ganz neu, wie die Sprachen, in denen sie gedichtet wurden. Es war allerdings vorzugsweise eine poetische Standesliteratur, die entstand; sie huldigte fast ausschließlich den Höfen, dem Ritterthum, den Damen; — aber sie stand in den engsten Beziehungen zu dem wirklichen Leben, zur unmittelbaren Gegenwart; sie ist ein Zeichen, daß sich eine von der Kirche und der zünftigen Gelehrsamkeit unabhängige weltmännische Bildung entwickelt hatte, und förderte dann selbst diese fortschreitende Bildung.

Vielfach wird der allgemeine Aufschwung, den wir im zwölften Jahrhundert wahrnehmen, mit dem Namen Abälard's in Verbindung gedacht, als ob wir in diesem, besonders seiner Schicksale wegen berühmten, Mann den vor allen hervorragenden Genius seiner Zeit anzuerkennen hätten. Das war er nicht. Es ließe sich wohl unter den Zeitgenossen mehr als einer nennen, der ihn an Kühnheit und Tiefe des Gedankens überragt. Selbst unter seinen unmittelbaren Vorgängern ein Berengar von Tours, auf dessen Bedeutung Lessing das letztvergangene Jahrhundert aufmerksam gemacht hat. Und doch wird Abälard nicht mit Unrecht in solcher Weise vor allen genannt: denn der unmittelbare Einfluß, den er auf seine Zeit übte, war umfangreich und ging in die Weite wie der keines Anderen. Seine Schüler zählten nach Tausenden. Der mündliche Unterricht, der unmittelbare Vortrag berühmter Lehrer war bekanntlich in jenen Tagen, wo Bücher selten und schwer zu haben waren, von sehr viel größerer Bedeutung als gegenwärtig — und so steigerte der gleichzeitige Aufschwung

Digitized by Google

der Universitäten, zu denen sich nicht sowohl die einzelnen Schulen, als die Lehrstühle gefeierter Lehrer zusammenschlossen, Abälard's persönliche Wirksamkeit in kaum übersehbarer Weise. — Auch ging unmittelbar aus seiner Schule der erste Versuch hervor das neu gewonnene Verständniß aus der Schule in das Leben überzuführen und in den gesellschaftlichen Zuständen zur Geltung zu bringen. Durch Arnold von Brescia nämlich, der sich bemühte die Römer für ihre Vergangenheit und ihr altes Recht zu begeistern, die Autorität des Papstes und der Kirche aber auf das rein kirchliche Leben zu beschränken.

Und gleichzeitig mit der mächtigen Entwickelung der Universitäten trat in dem blühenden und reichen Süden Frankreichs eine eigenthümliche Erscheinung gar bedeutsam in das Leben der Zeit hinein. In diesen schönen Ländern waren die Traditionen aus der alten Zeit nicht nur römischer, sondern auch griechischer Bildung nie ganz verklungen, und selbst die Municipalverfassung der Städte hatte sich ohne Unterbrechung erhalten. Sie waren jetzt an Bildung wie an Reichthum dem gesammten übrigen Europa weit voraus; vorzugsweise der Sitz jener Ritterpoesie in neuerer, allen verständlicher Sprache, so daß es fast scheinen konnte, als sollte der melodische Dialect dieser Region die allgemeine Dichtersprache für das romanische Europa werden. Wenigstens dichteten die Florentiner bis auf Dante herab vielfach in dieser Sprache, die sie bildsamer fanden als die eigene.

Und hier bildete sich die religiöse Secte der Albigenser oder Waldenser und wurde in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu einer Macht, die Rom zu fürchten begann. Schwärmer waren sie ohne Zweifel, denn wo hätte je eine tiefgehende religiöse Bewegung stattgefunden, ohne von einem enthusiastischen Element getragen zu sein; wie wäre sie möglich ohne ein solches Element? — Ob aber die Lehre, die sie predigten, wirklich Sätze aufgenommen hatte, die ganz so phantastisch waren wie berichtet wird; ob diese Sätze der persönliche Glaube einzelner erregter Individuen oder das anerkannte Dogma der gesammten Gemeine waren, muß dahin gestellt bleiben. Wir haben dafür nur das Zeugniß ihrer Gegner und Verfolger. Bei den Resten der verfolgten Secte, die zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Delfinat zum Vorschein kamen, und bei den Gemeinden, die sich bis auf unsere Tage in den unzugänglichsten Alpenthälern Piemonts erhalten haben und die sich jetzt der evangelischen Kirche anschließen, zeigt sich keine Spur der manichäischen Irrthümer, die ihnen Schuld gegeben wurden.

Wie dem aber auch sei, das wirklich Ernste und Bedeutsame der Erscheinung liegt nicht darin, daß die Albigenser das Sacrament der Taufe verwarfen und dem Abendmahl eine andere Bedeutung beilegten als die herrschende Kirche that, seitdem sie die Lehre des Paschasius Radbert zu der ihrigen gemacht hatte, sondern darin, daß sie vor allem auf sittliche

Digitized by Google

Strenge und einen wahrhaft christlichen Lebenswandel drangen; daß die jüdische Tradition, auf welche die Geistlichkeit vorzugsweise ihre Ansprü gründete, als Quelle des christlichen Glaubens ganz ablehnten; daß sie d Ceremonien und den mechanischen Heils- und Gnadenmitteln der Kir keinen Werth beilegten; daß sie die Uebersetzung der Evangelien in Landessprache verlangten und nur die Evangelien als Autorität gelt ließen, mithin das lebendige Apostolat der Geistlichkeit, die päpstlichen D cretalen wie die Concilienschlüsse nicht in derselben Weise anerkannten; d sie endlich auf den ursprünglichen Begriff der Kirche zurückgingen und d Satz aufstellten, nicht die Geistlichkeit, sondern die Gemeine bilde d Kirche.

Das hieß Roms Weltherrschaft in ihren Grundfesten angreife Das konnte Rom nicht dulden, und um so weniger, da auch in Itali und Deutschland der Kampf der Päpste mit dem Kaiserthum von Seite der weltlichen Macht und ihrer Vorkämpfer nicht mehr wie früher bl mit den Waffen des Ritterthums geführt wurde; da sich auch hier d päpstlichen Theologie gegenüber eine kaiserliche entwickelte, die den Si davon zu tragen drohte. Die römische Kirche suchte ihre Stellung m einer großartigen Energie zu behaupten. Sie achtete die Vernichtun deutscher Herrschaft und des kaiserlichen Ansehens in Italien, den Unte gang der Hohenstaufen nothwendig und jubelte über den Mord des Letzte dieses Heldenstammes, des Knaben Conradin, den ihr geliebter Sohn Car von Anjou verübte. Sie ließ das Kreuz gegen die Albigenser predige und bot zuletzt die Herrschbegier und Habsucht der Könige von Frankreic gegen diese Schwärmer auf, die in ihren Augen allerdings nicht harmlo Schwärmer sein konnten, wie man sie in neuerer Zeit so oft genannt ha

Die Albigenser wurden besiegt, nachdem die blühendsten Länder Europa in eine Wüste verwandelt waren; die Macht der Hohenstaufen war g brochen. Es geschah mehr. Der Papst Innocenz III., der in eigenthüm licher Größe, in seiner Weise bewundernswürdig dasteht, der den materielle Kampf mit einer nie nachlassenden Energie und Ausdauer bis zur Ent scheidung fortsetzte, wußte sich auch davon Rechenschaft zu geben, auf welch Gebiete der Streit versetzt, mit welchen Waffen er durchgeführt werde müsse, um den Sieg der päpstlichen Kirche zu einem dauernden zu machen Er war es, der das Kreuz gegen die Albigenser predigen ließ — zugleich aber suchte dieser große Papst, in dem Bewußtsein, daß die äußere Gewalt nicht genüge, vor allem das geistige Element, den strebenden Sinn, aus dem die Opposition überall hervorging, zu überwältigen, ja zu ersticken, und er wußte in der Ohrenbeichte, in der strengen geistlichen Disciplin, in neuen Mönchsorden, die in und mit dem Volk lebten, und in der Inquisition — die seine nächsten Nachfolger dann vollständig regelten — seiner Kirche neue, mächtige Waffen zu bereiten.

Die Mönchsorden namentlich, die zu seiner Zeit neu in das Leben

Digitized by Google

traten, sind eine Erscheinung, deren Gleichen die Welt bis dahin nicht gesehen hatte und deren ganze Bedeutung nur dadurch ermessen werden kann, daß man sie mit dem älteren Mönchswesen vergleicht. In der alten Kirche nämlich gab es wohl Mönche und Klöster, aber keine Mönchsorden als organisch gegliederte Gesammtheiten. Jedes Kloster war ein selbständiges Gemeinwesen für sich, das unter dem Bischof stand, in dessen Sprengel es sich befand, oder, wenn es ein eximirtes Kloster war, unmittelbar unter Rom, ohne daß irgend ein gemeinsames hierarchisches Band eine Mehrzahl von Klöstern umfaßt hätte, obgleich in allen dieselbe Regel des heiligen Benedict von Nursia herrschend geworden war. Dabei ist es bekanntlich in der griechischen Kirche bis auf die Gegenwart geblieben; da giebt es keinen Mönchsorden, wenn auch in allen Klöstern Rußlands und des Orients im Wesentlichen eine und dieselbe Regel des h. Basilius des Großen befolgt wird. Ein jedes Kloster dieser Kirche ist heute wie in der alten Zeit ein selbständiges und vereinzeltes Gemeinwesen für sich, das außer aller hierarchischen Verbindung mit anderen Gemeinwesen gleicher Art steht.

In der lateinischen Kirche dagegen sehen wir im elften Jahrhundert eigentliche Orden — Cisterzienser, Camaldulenser, Carthäuser ꝛc. — entstehen, gestiftet von in ihrer Art begeisterten Männern, wie der heilige Romuald oder Bruno waren; von Enthusiasten, denen die Regel Benedict's nicht streng, die von ihr gebotene Abgeschiedenheit von der Welt nicht vollständig genug war. Ihre Stiftungen wurden wirkliche Orden, da alle neu gegründeten Klöster ihrer Regel dem Stammkloster untergeordnet, durch ein hierarchisches Band, durch ein gemeinsames Regiment verbunden blieben. Der Orden wurde gleichsam ein Staat ohne eigenes Gebiet; der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber ein Staat von kosmopolitischem Charakter, dessen Unterthanen in allen Ländern zerstreut lebten.

Die Benedictiner hatten bereits theilweise, ohne sich als eigentlicher Orden anzukündigen, das Beispiel einer solchen Organisation gegeben, indem zu verschiedenen Zeiten eine Anzahl ihrer Klöster sich vereinigten um die in Verfall gerathene Zucht und Disciplin wieder herzustellen und dann zu solchem Ende unter einem gemeinsamen Regiment verbunden blieben. Die „Congregation“ von Clugny in Frankreich (schon im zehnten Jahrhundert) ist die älteste. Die von Valombrosa in Toscana folgte ein Jahrhundert später. Man könnte diese verschiedenen Congregationen, in hierarchischer Beziehung, eben so viele verschiedene Benedictinerorden nennen.

Die neuen Mönchsverbindungen der Zeiten des Papstes Innocenz III., die Schöpfungen des Italieners Franz von Assisi und des Spaniers Domingo Guzman — Franciskaner und Dominikaner — traten als Orden im eigentlichsten Sinn des Wortes an das Licht: in Beruf und Bestimmung aber durchaus verschieden von allen früheren. In den älteren Orden schloß

Digitized by Google

der Mönch sich ab gegen die Welt und lebte lediglich der eigenen Vervol kommnung, wie er sie verstand; er arbeitete lediglich an dem eigene Seelenheil. Der Carthäuser, der Camaldulenser, der zu beständige Schweigen verpflichtet war, konnte gar nicht in das Leben der Zeit ei greifen. Die Regel, die Art von Thätigkeit, die sie vorschrieb, bezogen si lediglich auf das Innere des Ordens, das Leben in ihm, das eigene D sein und Heil seiner Mitglieder. — Dominikaner und Franciskaner dagege waren vom ersten Anfang an bestimmt in beständiger Wechselbeziehung m der Laienwelt zu leben; als Prediger — als Wanderprediger zumal – und als Beichtiger mächtigen Einfluß auf diese Laienwelt, auf die Meng auf das Leben der Zeit zu üben. Die wichtigste Thätigkeit der Ordens mitglieder bezog sich demnach nicht auf das Leben im Innern des Orden auf die der herrschenden Ansicht nach christliche Vervollkommnung d Mitglieder selbst: sie war nach außen gewendet auf das Leben der bürge lichen Welt.

Und wie in Geist und Wesen, unterschieden die neuen Orden si auch durch ihre Verfassung von allen früheren. Ihre Verfassung w eine streng monarchische. Während im Cisterzienserorden z. B. das C pitel der versammelten Aebte gewisser Stammklöster die höchste Behör bildete, standen Franciskaner und Dominikaner unter einem Ordensgenera und der hatte seinen Sitz in Rom, in der unmittelbaren Nähe des Papste Auch hatte ein jeder dieser beiden neuen Orden einen gewählten und ane kannten Protector unter den Cardinälen.

Welch ein Zuwachs an Mitteln der Macht über die Geister lag fü den römischen Stuhl darin, daß kosmopolitische Verbrüderungen solch Art nicht der Kirche im Allgemeinen, sondern ausdrücklich eben diese Stuhl dienstbar wurden! Die Bedeutung des Dominikanerordens wur dann noch dadurch gesteigert, daß die Inquisition aus den Händen d Bischöfe und Weltgeistlichen in die seinigen überging.

So hatte Papst Innocenz wohl mehr als irgend ein anderer Kirche fürst gethan den bereits in bedenklicher Weise wankenden Bau zu halte und viel war ihm gelungen. Doch war das erwachte Streben nach ge stiger Freiheit nicht zu überwältigen, nur zu hemmen, und selbst das n theilweise. Die Hohenstaufen waren vernichtet, aber was Kaiser Friedrich I mit Erfolg gethan hatte das Studium der Natur und der Alten zu förder war nicht ungeschehen zu machen. Der Einfluß arabischer Cultur konn nicht verbannt, selbst der Volkspoesie nicht fern gehalten werden. D Opposition lebte fort; sie wußte sich durch alle Gefahren glücklich hindur zu winden und trat eigentlich in allem, in dem gesammten intellectuelle Leben der fortschreitenden Zeit hervor — unbewußt und unbeabsichtigt zu Theil selbst in den Schriften der philosophirenden Theologen, die sich, w Albertus Magnus, bemühten das System der Kirchenlehre in sinnige Weise zu deuten und zu vollenden. Das oppositionelle Element lag hie

Digitized by Google

schon in dem tief gehenden, geistig freien und fördernden Studium der Natur, das der große Denker mit dem der Theologie und der Philosophie verband um das Verständniß der Schöpfung allseitig zu umfassen. Neben ihm ist der Engländer, Mönch gleich dem deutschen Philosophen, Roger Bacon zu nennen. Er mag von den französischen Encyklopädisten wie in England von Locke und seinen Schülern überschätzt worden sein, weil sie, die Feinde aller Idealität, in dem experimentirenden Mönch des dreizehnten Jahrhunderts einen Geistesverwandten zu erkennen glaubten; den Schöpfer dessen, was die Engländer inductive philosophy nennen, jener Forschungsweise, die überall ausschließlich von der Erfahrung, das heißt von dem handgreiflichen, materiellen Experiment ausgehen will. — Aber der Mönch, der die Astrologie unter den realen Wissenschaften oben an stellt, war bei aller Nüchternheit, die ihm nachgerühmt wird, doch nicht so hoch erhaben über seine Zeit, wie Locke und die Encyklopädisten wähnen. Er war nicht mehr als ein Ring in der Kette, die sich durch die Jahrhunderte zieht, und zwar in solcher Weise, daß es in seiner Stellung zu dem Gang der europäischen Cultur keinen wesentlichen Unterschied macht, ob das, was er von Mathematik, Optik und Physik lehrte, sein Eigenthum war oder von den Arabern entlehnt, wie in neuerer Zeit mehrfach nachgewiesen worden ist.

Und weiter reiht sich dann ohne Unterbrechung Name an Namen. Der Strom wird immer mächtiger und breiter. Wenn sich auch ein Zweig der scholastischen Philosophie unter den Führern, welche die Kirche als ihre größten Lichter feiert, unter einem Thomas von Aquino und Duns Scotus, wieder ganz von den realen Wissenschaften, in der That von allem fruchtbaren Wissen abwendete, in dialektische Spitzfindigkeiten verlor und mit aristotelischen Formeln und großer Willkür eine phantastische Welt aufbaute — so trat doch ein anderer Zweig dem Leben wieder näher, indem er die Oede der Dialektik verließ und einer idealen Mystik zuneigte. Die Meister dieser Schule (wie Bonaventura) schonten, wie man sieht, der Menge wegen die so zu sagen offizielle Lehre der Kirche, aber sie theilten selbst den Glauben an diese Lehre nur in sehr bedingter Weise, indem sie das Dogma poetisch vergeistigten und idealisirten. Aus dieser Schule ging der große Dante hervor, durch den sie eine bleibende, weltgeschichtliche Bedeutung gewann.

Die unbewußte Opposition fand dann auch in dem selbständig fortgesetzten und erweiterten Studium der realen Wissenschaften stets neue Nahrung. Entschieden aber und ihrer selbst bewußt, wenn auch ohne bestimmten Zweck, tritt die Opposition in dem humoristischen Theil der populären, ja der populärsten Literatur der Zeit hervor. Nicht blos in Italien, sondern auch in Süd- und Nordfrankreich, in den fabliaux genannten, großentheils sehr unsauberen kürzeren Erzählungen in Reimen, die meist von Dichtern aus den mittleren und unteren Ständen herrührten

Digitized by Google

und an deren Vortrag sich die Städter und das Volk, auf Jahrmärkte oder zu Kirchenfesten versammelt, nicht weniger ergötzten als Ritter un Damen in ihren Schlössern. Was Deutschland betrifft, genügt es wol an Reinecke Fuchs zu erinnern; als Beweis, daß diese Art satyrische Dichtung auch in diesem vorzugsweise gläubigen Lande nicht ganz fehlt Es sind nicht blos die lockeren Sitten der Geistlichkeit, die Liebesabenteue in Frauenklöstern, die verspottet werden —: die Satyre wendet sich au mit überraschender Kühnheit gegen die Wunder der Kirchenheiligen, un nicht nur gegen den Unfug, der mit Beichte, Buße und Absolutio getrieben wurde, sondern gegen diese Heilsmittel der Kirche überhaup gegen die gesammte Lehre Roms und die Ansprüche des Papstthums.

Dieser Literatur, die weder an sich zu billigen ist, noch gleich alle blos Verneinenden von einem durchaus heilsamen Einfluß sein konnt fehlte aber der sehr ernste Hintergrund nicht. Selbst die Lehren de Albigenser waren, namentlich in Beziehung auf Kirchenregiment und Di ciplin, im südlichen Frankreich nicht ganz verschollen. Der Gedanke tauch wieder auf, daß es in der christlichen Kirche nicht eine herrschende Prieste schaft und eine ihr unterworfene Gemeinde geben könne; nicht Hirten un eine willen- und gedankenlose Heerde; — daß vielmehr die Gemeinde – die Laiengemeinde — die Kirche bilde und als solche zu sprechen hab Dieser Gedanke, den eine nach Herrschaft strebende Hierarchie am alle wenigsten dulden kann, wurde unter anderem in dem Streit, den die Bul Clericis laïcos veranlaßte, im Namen Philipps des Schönen von Fran reich, durch seinen aus dem Süden des Reichs herstammenden Kanzl Pierre Flotte, dem Papst gegenüber sehr unumwunden und mit große Nachdruck ausgesprochen.

Selbst in Italien, in der unmittelbaren Nähe des päpstlichen Stuhl war die kaiserliche Theologie nicht verstummt. Sie wurde sogar, in g wissem Sinn, durch den Sturz der Hohenstaufen gefördert. Sichtba beruhte die Macht der Päpste in dem Kampf mit dem Kaiserthum große theils darauf, daß ihre Sache zugleich die nationale Sache Italiens gege Fremdherrschaft war. Nur die Spaltungen und Rivalitäten der Italien unter sich führten auch den Kaisern eine Partei zu, auf die sie sich do nie ganz verlassen konnten und die niemals in Italien selbst die stärke werden konnte. Die Macht des Papstthums erlahmte mit dem Stu der Hohenstaufen, mit dem Siege, den es als den höchsten und letzte jubelnd feierte, schon weil Italien seiner fortan nicht mehr in derselbe Weise bedurfte. — Die Theologie aber, die der Lehre der herrschende Hierarchie als Opposition gegenüberstand, steigerte sich zum Theil zu eine kühnen Skepsis, die jedenfalls durch Ernst und Großartigkeit zu ernste Betrachtung auffordert.

Dante gehört nicht zu den Skeptikern — aber er achtet sie sehr hoc obgleich er sie in die Hölle der Zweifler versetzt, und die Weltordnung

Digitized by Google

die er in Staat und Leben fordert — er, der die sittliche Würde des Menschen in der Freiheit des Gedankens sieht —, diese Weltordnung konnte den Wünschen der Hierarchie so wenig entsprechen wie die jener ernstgesinnten Zweifler. Das zeigt sich in dem ganzen Inhalt seines Gedichts, vorzugsweise in dem letzten Theil desselben, dem Paradies, und tritt in gar vielen Einzelnheiten mit großer Energie hervor. (So in den strengen Worten, die er dem Apostel Petrus in Beziehung auf den Papst in den Mund legt: Quegli ch'usurpa in terra il luogo mio etc. Paradiso XXVII, T. 8—20.)

Wer dann aber Geist und Form seiner Dichtungen erwägt, den Einfluß, den sie in ihrer Zeit übten, und den mächtigen Widerhall, den sie fanden; wer sich dann erinnert, daß unmittelbar nach ihm Petrarca, an dessen Versen die vollendete, classische Eleganz der Form vor allem bewundert wird, der gefeierte Dichter Italiens war, und daß dieselbe Zeit Geschichtschreiber wie Dino Compagni und Giovanni Vilani hatte — der überzeugt sich, daß in Italien (wie auch Schlosser mit Recht hervorhebt) das Mittelalter mit dem dreizehnten Jahrhundert abschließt, wenn nicht schon etwas früher. Im vierzehnten Jahrhundert sehen wir hier auch Gelehrtenschulen entstehen, wie die Universität Pavia, ganz ohne theologische Facultät, während das Mittelalter alle Wissenschaft eigentlich nur als in letzter Instanz der Theologie dienstbar aufzufassen wußte. Und überhaupt athmet in diesem Theil Europas das gesammte Leben, schon von den Tagen Dante's an, den Geist der neueren Zeit.

Bald, wenn auch zunächst nicht in derselben Vollendung, entfaltete sich derselbe Geist auch jenseits der Alpen. Die oppositionelle Theologie, die selbständig gewordene Philosophie führten auch hier dahin.

Früh schon, im vierzehnten Jahrhundert, traten die Minoriten, die in dem schwachen Nachspiel der früheren großartigen Kämpfe zwischen Papst und Kaiser auf Seiten des Kaisers Ludwigs des Bayern standen, dem Papst mit der Forderung einer Reform des Kirchenregiments entgegen. Das war um so bedenklicher für die Herrschaft der Päpste und ihrer Kirche, als einerseits die herrschenden Mißbräuche dem Unbefangenen leicht nachzuweisen waren, andererseits der Minoritenorden die gelehrtesten Dogmatiker, scholastischen Philosophen und Canonisten der Zeit in seinen Reihen zählte.

Ihre Lehren fanden einen weit reichenden Widerhall, und in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts traten ihre Schüler in England, John Wicliffe vor allen, wie ein halbes Jahrhundert früher der große Dante in Italien, mit großer Kühnheit nicht nur gegen die entartete Kirchenverfassung und den unwürdigen Lebenswandel der Geistlichkeit, sondern auch gegen Irrthümer der Kirchenlehre in die Schranken. Sie traten überall den Ceremonien der Kirche und den späteren Conciliendogmen mit Sprüchen der Evangelien entgegen. Der Gelehrte Wicliffe

Digitized by Google

widersprach, auf philosophische Gründe gestützt, der Kirchenlehre von d Brodverwandlung im Abendmahl. Er übersetzte die Bibel in die Lande sprache und suchte sie zu verbreiten; er eiferte nicht nur gegen den au zu seiner Zeit schwunghaft betriebenen Ablaßhandel, sondern gegen die de früheren Christenthum fremde Lehre von der wunderbaren Wirksamk priesterlicher Sündenvergebung, und da er außerdem lehrte, daß der Bes weltlicher, obrigkeitlicher Macht und Landbesitz zu todter Hand mit d Mission der christlichen Geistlichkeit unvereinbar sei, hatte er allerdings d empfindlichsten Punkte getroffen.

Er wußte sich, als gewandter Dialektiker und geschützt durch eine Prinzen des königlichen Hauses — Johann von Gaunt — und das d mals mächtige Haus der Percy, so wie durch die Gunst des Volks, unan getastet zu behaupten bis an sein Ende, so heftig auch der Zorn des Papst und seiner Kirche gegen ihn aufloderte. Später wurden seine Anhäng und Schüler freilich verfolgt und unterdrückt, aber in Folge des Verkehr zwischen England und Böhmen, welchen die Verschwägerung der beiderseitige Landesherren herbeiführte, wurden seine Lehren an die Prager Universit versetzt und erweckten dort in Johann Huß und Hieronymus von Pra Apostel einer verwandten Reformbestrebung.

Hußens inhaltsreiche Lehren — denen zufolge die Priesterweihe kein Sa crament ist — Papstthum und Hierarchie der christlichen Lehre fremd — das Einsegnen des Wassers und der Lichter unchristlich — Seelenmesse ein Mißbrauch — die Ohrenbeichte verwerflich — Ceremonien und Faste nicht Gottesdienst sind — sowie sein tragisches Schicksal sind bekann Sein eigentliches Verbrechen, das allen andern zum Grunde lag, war, da er sich ausschließlich auf die Bibel berief und das, was die römische Kirch Tradition nennt, als Autorität verwarf.

Noch einmal wußte sich das Papstthum allen drohenden Gefahre zu entwinden, obgleich auf den großen Concilien der Zeit eine bedeuten Partei im Schooße der Kirche selbst wenigstens eine Reformation de Kirchenverfassung dringend forderte. Aber Hußens Lehren hatten denno Spuren zurückgelassen, die in einem Jahrhundert erregter geistiger Streb samkeit nicht wieder zu verwischen waren.

So durch die geistige Arbeit mehrerer Jahrhunderte vorbereitet, tra die Reformation siegreich auf zu einer Zeit, in der das Studium de classischen Alterthums, mit Begeisterung betrieben, bereits allgemein ver breitet, zu einer gewissen Reife gelangt war und das lebende Geschlecht z einer umfassenderen, freieren Ansicht des Lebens und einem unbefangenere Urtheil erzogen hatte. Der frevelnde Mißbrauch der kirchlichen Gewal die Plünderung der christlichen Länder für sehr weltliche Zwecke verbunde mit dem anstößigen Wandel der Klerisei, die herausfordernde Dreistigkei mit der die herrschende Kirche gerade die bedenklichsten Lehren zum Haupt inhalt des Christenthums machte und als solchen nützte, gaben jetzt wi

Digitized by Google

früher die unmittelbare Veranlassung, aber die Macht, die sich jetzt gegen die Kirche des Mittelalters erhob, war unermeßlich größer und tiefer begründet wie je zuvor.

Nicht selten wird der Uebersiedelung griechischer Gelehrten nach dem Westen, die erfolgte, als die Eroberung von Constantinopel durch die Türken sie zwang ihr Vaterland in größerer Menge zu verlassen, als eines jener Ereignisse gedacht, die eine neue Wendung im Gang der Weltgeschichte veranlaßten. Man spricht dann als hätten diese Ankömmlinge den Sinn für humanistische Studien im westlichen Europa erst erweckt oder doch jetzt erst ihren Aufschwung in solcher Weise veranlaßt, daß sie eine wirkliche kulturgeschichtliche Bedeutung gewinnen konnten. So wird ihr Auftreten im Westen als eines der bestimmenden Elemente gezählt, durch die angeblich der Geist der neuen Zeit in das Leben gerufen worden ist. Das heißt aber, wie uns scheint, das Werkzeug mit der bewegenden Macht verwechseln, die sich seiner bedient, und die Bedeutung der bewegenden Macht auf das Werkzeug übertragen, das ihr geboten wird. Schon in Beziehung auf die Thatsachen wäre zu berichtigen, daß die humanistischen Studien keineswegs erst durch diese eingewanderten Griechen zu einer wirklichen Macht gesteigert wurden. Wahr ist, daß diese Flüchtlinge aus dem Osten die lebendige Kenntniß der griechischen Sprache mitbrachten und deren damals bei mangelnden Hülfsmitteln schwierige Erlernung erleichterten, daß sie überhaupt dem Westen ein reiches Material übergaben. Aber wes Geistes Kind, welcher Art war denn die griechische Bildung, die sich in Constantinopel kümmerlich erhalten hatte und von dort durch neue graeculi dem westlichen Europa überbracht werden konnte? — Was hatte sie denn dort vermocht und bewirkt? — Schwerlich hätte sich aus dieser Uebersiedelung etwas Weltgeschichtliches ergeben, wenn nicht im westlichen Europa ein anderer Geist waltete als bei den Byzantinern.

Dasselbe läßt sich in gewissem Sinn auch von der Erfindung der Buchdruckerkunst sagen, von der auch gesprochen wird als habe sie eine zuvor nie gekannte Bewegung der Geister hervorgerufen, ja erst möglich gemacht. Auch hier scheint vergessen, daß jedes Werkzeug, selbst das gewaltigste, an sich ein Todtes ist, dessen Bedeutung erst durch die geistige Macht bestimmt wird, die sich seiner bemächtigt und bedient. Man erinnere sich nur des regen geistigen Lebens, das auch ohne Druckerpresse zu seiner Zeit in der Welt griechischer Kultur, in Griechenland selbst und in seinen Colonien rund um das mittelländische Meer herrschte, und vergleiche damit — von China und seinem stillstehenden Dasein nicht zu sprechen — den Zustand, den Politik und Inquisition in Spanien geschaffen haben, zu einer Zeit, wo der Mechanismus der Buchdruckerpresse längst erfunden war.

Und doch! — aus einer so großartigen und nachhaltigen Bewegung hervorgegangen vermochte die Reformation dennoch nicht in ganz Europa

Digitized by Google

zum Siege zu gelangen. Sie war das Ergebniß der herrschend gewordenen umfassenderen und freieren Bildung, und gerade in dem Lande, das damals am weitesten vorgeschritten an der Spitze der europäischen Kultur stand, in Italien, vermochte sie nicht Wurzel zu fassen —: eine Erscheinung, die befremden könnte und deren Erklärung dennoch nur allzu nahe liegt. Nicht daß hier etwa die nahe Macht des Papstthums imponirt, die Ehrfurcht vor dem heilig geachteten Mittelpunkt der katholischen Kirche jede Neuerung abgewehrt hätte —: gerade im Gegentheil, eben weil man das Treiben in Rom aus größerer Nähe beobachtete, weil man die Motive der päpstlichen Politik und die treibenden Kräfte, die das kirchliche Leben in Bewegung setzten, genau kannte, war die Kirche in Italien unter den Gebildeten längst einer spottenden Mißachtung verfallen — mit ihr aber leider auch die Religion selbst und alles, was zu sittlicher Strenge aufforderte. Längst schon waren die Annalisten und Geschichtschreiber Italiens — wie Giovanni Vilani — gewöhnt der ernsten Gläubigkeit, der vera fede, der Deutschen, die sich zu den Kirchenjubiläen nach Rom drängten, mit feingeschliffener Ironie zu spotten. Das Studium des classischen Alterthums, das hier vor allem mit allgemeiner Begeisterung getrieben wurde, führte zu einer vielseitigen, in mancher Beziehung in sich vollendeten Bildung — aber in Verbindung mit den nahe liegenden Anschauungen, deren wir eben gedachten, auch weit über die Ziele hinaus, welche sich die deutschen Reformatoren gesteckt hatten —: zu einer eleganten und kühnen, mitunter auch frechen Freigeisterei, dem Product der geistreichen Entsittlichung, in der sich die Höfe Italiens und überhaupt die Kreise der Gebildeten gefielen. Diese Stimmung fand natürlich in der Literatur der Zeit ihren Widerhall und in dieser müssen wir um so entschiedener den Ausdruck des herrschenden Geistes anerkennen, da Dichter wie Ariost in ihrem kühnen Uebermuth keineswegs als vereinzelte Erscheinungen dastehen, ihre Werke vielmehr die Freude aller Gebildeten waren, das, woran man sich eben bildete. — Auch die Frechheit fand in einem Pietro Aretino und seinem Anhang ihre Vertreter und schreckte, trotz ihrer rohen Nacktheit, nicht. Neben einer solchen genialen Freigeisterei, die sich, wie später in Frankreich, ungestört durch das hergebrachte kirchliche Treiben, das in gewohnter Weise nebenher ging, ganz unverhohlen aussprach, aber stets nur verneinend und ohne eigentlich begründet zu sein, mit jener weltmännischen Zuversicht, die sich auf eine wirkliche Erörterung nicht einläßt —: neben einem solchen Geist war wohl für beschränkten Aberglauben und bebende Furcht vor Strafe noch Raum, nicht aber für eine ernste und gläubige Reformation, die in unbequemer Weise auf sittlicher Strenge bestand. Diese Reformation kam für Italien zu spät. Die vernachlässigte Menge, das Landvolk zumal, war dafür nicht reif, die Gebildeten waren weit darüber hinaus. Um dergleichen so manches bequeme und selbst wichtige Verhältniß zu stören war niemandem der Mühe werth. Ein gläubiger und strenger Reformator,

Digitized by Google

wenn er sich etwa zeigte, konnte Leuten, die ihn weit zu übersehen glaubten, nur beschwerlich sein, und es hatte kaum jemand etwas dagegen, wenn er ohne viele Umstände beseitigt wurde.

Auch anderwärts wurde die päpstliche Kirche gestützt und gehalten durch mächtige, großentheils materielle Interessen, die sie geschaffen hatte. Wie vieler, wie unzähliger Menschen persönliche Interessen waren unauflösbar mit den ihrigen verflochten! Auch ist das Bestehende schon als solches eine Macht. Und dann fehlte es der Vertheidigung, zu der sich die päpstliche Kirche angesichts der Gefahr aufraffte, weder an der nöthigen Energie noch an neuen den Verhältnissen und den Bedingungen der Zeit entsprechenden Werkzeugen. In eigenthümlicher Größe tritt hier besonders der Orden der Jesuiten hervor, mit seiner unermüdlich nachhaltigen, weitreichenden und gar wohl durchdachten Thätigkeit. Gar manche Seite der neueren Geschichte müßte unverständlich und räthselhaft bleiben, wenn wir uns nicht Rechenschaft davon zu geben wüßten, in welcher Art und in welchem Umfang diese Verbrüderung darauf angelegt war zu großer Macht zu gelangen und einen unermeßlichen Einfluß zu üben.

Daß der Stifter der Gesellschaft, Ignacio Loyola, ein wahrscheinlich wohl etwas mehr als halb verrückter Fanatiker war, der kaum zurechnungsfähig geachtet werden kann, dessen geistiger Horizont jedenfalls ein sehr beschränkter war, das thut wenig zur Sache: sein eigentliches Gepräge erhielt der neue Orden durch einen seiner ersten Jünger, den Franzosen Favre, einen ehemaligen Professor der Pariser Universität, einen der bedeutendsten, ohne Zweifel einen der klügsten Männer seiner Zeit, und weiter ausgebildet und vollendet wurde dann das System durch den zweiten und dritten Ordensgeneral, den Pater Laynez und den Pater Aquaviva.

Die neue Gesellschaft gestaltete sich in anderer Weise verschieden von den Mönchsorden des dreizehnten Jahrhunderts als diese selbst von den verwandten Verbrüderungen einer früheren Zeit. Nämlich was in den Statuten, in der vorgeschriebenen Thätigkeit der Franziskaner und Dominikaner neu gewesen war, erschien in denen der Jesuiten wieder — aber gesteigert und auf ein noch bestimmter bezeichnetes Ziel gerichtet. Die Thätigkeit der Franziskaner und Dominikaner sollte vorzugsweise nach außen, auf die Laienwelt gewendet sein, die der Jesuiten ausschließlich; das Streben durch Entsagung und Buße das eigene Seelenheil zu fördern wurde hier ganz zur Nebensache — und der Kreis seiner Thätigkeit wurde dem neuen Orden zu gleicher Zeit weiter und enger gezogen als den früheren: weiter was die Mittel betrifft, deren er sich bemächtigen und bedienen sollte; — enger noch in Beziehung auf das Ziel, das seinem Streben gesetzt wurde.

Das Ziel, das der Orden zu erstreben hat, ist schon dadurch bezeichnet, daß die Regel der Jesuiten neben den drei allgemein bekannten Mönchs-

Digitized by Google

gelübden: Armuth, Keuschheit und Gehorsam, ausdrücklich noch ein viertes vorschreibt: das des unbedingten und unbegrenzten Gehorsams gegen den Papst (illimitatae obedientiae erga Pontificem). Der Geist des Ordens aber tritt besonders in der Art und Weise hervor wie der Gehorsam dann definirt wird.

Nur thun, nur vollziehen was durch den Superior befohlen ist, das ist nach der maßgebenden Definition der Ordensregel noch nicht genügender Gehorsam. Man muß sich höher erheben und sich den Willen des Vorgesetzten in solcher Weise aneignen, daß er der eigene Wille wird; man muß den Willen des Vorgesetzten wollen, dem eigenen Urtheil, der eigenen Vernunft entsagen, nie anders denken und anders urtheilen als die Vorgesetzten. Gehorsam hört auf Gehorsam zu sein, sobald man untersucht ob, was von der berechtigten Autorität befohlen wird, vernünftig und gut ist oder nicht. — Man muß sich gewöhnen, in seinen (geistlichen) Oberen Christus selbst zu sehen, die höchste Weisheit, die nie irrt und nie getäuscht werden kann.

Ein solcher Gehorsam, der dann, wie vom Ordensbruder dem Superior — so folgerichtig auch vom Laien „der Kirche" — das heißt seinem Beichtvater — gegenüber, gefordert wird, legt ohne Zweifel die Weltherrschaft unbedingt in die Hände dessen, der berechtigt ist ihn zu fordern. Er würde, folgerichtig durchgeführt, ausschließlich und allein den sittlichen Inhalt des menschlichen Daseins ausmachen. Denn entschieden würde durch den in solcher Weise aufgefaßten Gehorsam vor allem das Gewissen aus dem Seelenleben des Menschen verbannt; der Gehorsam nähme vollständig die Stelle des Gewissens wie des Willens ein und es könnte außer dem Gehorsam nur noch den Frevel, die Versündigung gegen den Gehorsam geben.

Auch die Centralisation der Macht in der Verbrüderung, die schon in den Mönchsorden des dreizehnten Jahrhunderts hervortritt, zeigt sich gesteigert in der Gesellschaft Jesu. Die Verfassung der Dominikaner und Franziskaner war eine monarchische. Der Orden stand unter seinem General, dieser selbst aber unter dem Gesetz; unter dem Ordensstatut, das er nicht ändern konnte. Die Verfassung der Jesuiten dagegen ist eine despotische; der Pater-General steht über dem Gesetz; er kann es ändern, und zwar nur er ganz allein. Daß er in seinen Neuerungen je dem Geist und der Bestimmung des Ordens untreu werden könnte, ist bei der Art, wie er aus dem Orden selbst hervorgeht, nicht zu befürchten — und sollte es je geschehen, so würde man wohl auch dafür Mittel wissen.

Sehr zweckmäßig ist dann auch die ganze Organisation der Gesellschaft geordnet. Die Jesuiten haben Collegien, der Erziehung der Jugend gewidmet; sie haben Missionen; sie haben Residenzen, von denen aus Mitglieder des Ordens geistliche Aemter verwalten —: sie haben keine Klöster! Sie sind nicht bestimmt ein beschauliches Dasein in klösterlicher

Digitized by Google

Abgeschiedenheit zu führen, sondern in der Welt zu leben und zu wirken!

In Beziehung auf die Mittel, die zu ihrem Ziele führen konnten, hatten die Gründer des Ordens sehr früh mit sicherem Tact erkannt, daß Predigt und Beichte allerdings viel vermögen und nicht vernachlässigt werden dürften — für sich allein aber nicht genügten: daß die Gesellschaft Jesu sich vor allem der Erziehung der Jugend bemächtigen müsse um der Zukunft Herr zu sein und dem Papst und damit sich selbst die Weltherrschaft zu sichern. Und vorzugsweise dadurch, daß ihnen dies wenigstens zum Theil gelang, daß sie jedes heranwachsende Geschlecht ihren Zwecken gemäß zu bilden suchten: zu fanatischen Eiferern oder gedankenlos abhängigen Wesen, haben die Jesuiten einen weltgeschichtlichen Einfluß gewonnen. Sie steigerten ihn dann auch durch die Art, in der sie ihres Amtes im Beichtstuhl walteten; dadurch, daß sie sich als gewandte, weltmännisch gebildete, lebenskluge und geschmeidige, vermöge ihrer elastischen Moral sehr bequeme Beichtväter an den Höfen und überhaupt in den höheren Kreisen der Gesellschaft einzunisten verstanden. Der Weg dahin war doppelt leicht zu finden als erst die vornehme Welt zum Theil aus ihren Zöglingen bestand, und sie wußten ihre Moral darauf einzurichten willkommene Gewissensräthe in verwöhnten Kreisen zu sein. Gelangen ihre Pläne vollständig, so mußte das Gewissen aller geschichtlich bedeutenden, einflußreichen Persönlichkeiten von einem einzigen Mittelpunkt, von dem Ordensgeneralat der Jesuiten aus geleitet werden.

Am leichtesten wurde die römische Hierarchie vermöge solcher Mittel der Freigeisterei in Italien Herr. Dieser eleganten und scherzenden Skepsis fehlte der sittliche Ernst, die heroische Strenge, durch die ein Farinata, ein Cavalcanti selbst in Dante's Hölle Achtung gebieten. Italien war nicht mehr was es in ihren Tagen gewesen war. Die Bildung war vielseitiger und reicher, aber die Energie war geringer — die Charaktere waren weicher und kleiner geworden. In sehr bezeichnender Weise sank die Literatur Italiens, wie erst vom Dante zum Tasso, so weiter vom Tasso zu Guarini und den anderen Arkadiern herab; zu einer Poesie, die sich eigentlich ganz ohne Inhalt behalf und zuletzt in den Metastasio ausging, den Italien noch in unseren Tagen für einen großen Dichter hielt.

Daß die Reformation in ihrem Mutterlande, in Deutschland, nicht wie bei den anderen Völkern germanischen Stammes einen vollständigen Sieg erringen konnte, hatte seinen Grund zum sehr großen Theil darin, daß es — Karl V. — ein Fremder war, der zur Zeit Deutschlands Kaiserkrone trug; ein Spanier von despotischem Sinn, der von deutschem Leben und Wesen nicht viel begriff; der nicht sah welche Macht er selbst gewinnen, zu welcher gebietenden Einheit und Macht in Europa er Deutschland erheben konnte, wenn er sich an die Spitze der Reformation stellte und dabei namentlich auf die Städte zu stützen wußte. Aber Deutschlands

Digitized by Google

Machtstellung als eine nationale war ihm gleichgültig. Ihm galt die Größe seines Hauses, und die hauptsächlichsten Interessen seines Hauses lagen außerhalb Deutschlands. Die Kaiserwürde war ihm, wie überhaupt allen Fürsten, die sie von der Zeit der späteren Hohenstaufen an getragen hatten, nur ein Mittel die Kräfte des Reichs für die Interessen seiner Hausmacht aufzubieten. Er glaubte des Papstes und vor allem der Inquisition zu bedürfen, um überall in den weiten Ländern, die ihm unterworfen waren, jeden Rest bürgerlicher und ständischer Freiheit zertreten zu können und überall die Einheit unbedingter Unterwürfigkeit zu gründen. So trat die höchste Macht im deutschen Reich, das Kaiserthum, in entschiedenen Widerstreit gegen das eigenste Streben der Nation, das mit einer Art von Naturnothwendigkeit aus seinem innersten Sein und Wesen hervorgegangen war. Und leider stand eine fremde — die spanische — Weltmacht dem Kaiser und seinen habsburgischen Nachfolgern zu Gebot, als Werkzeug, mit dessen Hülfe sie ihre Zwecke auch im Inneren Deutschlands verfolgten. So wie der Kampf ein Jahrhundert lang fortgesetzt wurde, führte er zur anerkannten Landeshoheit der Reichsfürsten, zu einer neuen Anerkennung der Zersplitterung Deutschlands. Das war ein böses Unheil — und dennoch zu seiner Zeit ein rettendes Unheil. Es hat Deutschland im Ganzen vor der Verkümmerung bewahrt, der Spanien unter habsburgischem Scepter — der in Deutschland selbst der österreichische Sonderstaat verfiel.

In der Natur der Sache aber liegt es, daß jedes fortgesetzte geistige Streben den Kreis, in dem es sich bewegt, fort und fort erweitert und sich das Ziel stets höher stellt. In der Reformation aber gewann jene Jahrhunderte hindurch dem Licht zustrebende Bewegung ihren ersten im äußeren wie im inneren Leben durchgreifenden Sieg. Schon deshalb mußte, als dieser Höhepunkt erreicht war, der Gesichtskreis sich mächtiger erweitern als auf jeder früheren Stufe.

Schon der Kampf um den reineren Glauben und eine verbesserte Kirche führte immer entschiedener auf eine veränderte Behandlung der Wissenschaft und ihrer Probleme. Zunächst natürlich konnte das redliche Streben jedes ernsten Geistes, der das Gefühl für das Heilige treu bewahrte, nur darauf gerichtet sein zu ermitteln, was denn die anerkannte Autorität wirklich gebiete und was denn eigentlich als Urkunde ihrer Offenbarung anzuerkennen sei; innerhalb welcher Grenzen diese als abgeschlossen zu betrachten, was als willkürliche Erweiterung, als Umgestaltung der ursprünglichen Lehre, als Entartung zu verwerfen sei. — Die Ueberzeugung, daß dem religiösen und sittlichen Leben des Menschen sein berechtigter Inhalt lediglich durch ein von außen kommendes Gebot gegeben werden könne und gegeben worden sei, blieb, als außerhalb und über jeder

Digitized by Google

Untersuchung stehend, in den theologischen Erörterungen nicht nur, sondern auch in den philosophischen ganz unberührt. Die selbständig gewordene Philosophie hatte das Gebiet des Wissens, als das ihrige, von dem des Glaubens gesondert und bewegte sich in dem eigenen Kreise, ohne den der Theologie überlassenen in ausgesprochener Weise zu berühren.

Aber schon durch ein auf solche Ziele gerichtetes Streben, wie in den theologischen Untersuchungen der Zeit hervortrat, wurde ein neues Element, die Macht einer wirklichen, folgerichtigen, durchgreifenden Kritik in Lehre und Wissenschaft eingeführt, und das mußte von weit reichenden Folgen sein. Wir dürfen nicht übersehen, daß uns in dem großen kirchengeschichtlichen Werk der protestantischen Theologen, in den Magdeburger Centurien das erste Beispiel einer wirklich kritischen, auf durchgreifende Prüfung gegründeten Geschichtschreibung entgegentritt. Selbst die unmittelbar vorhergehende Zeit beurkundet — wenn auch allerdings, wo es gilt von der Gegenwart und ihren Erlebnissen Rechenschaft zu geben, im Vergleich mit den früheren Jahrhunderten, einen gar sehr erweiterten Gesichtskreis und ein freies, gebildetes Urtheil — doch nicht in der Behandlung der Geschichte im Ganzen oder einzelner älterer Perioden derselben — eine forschende und sondernde Kritik.

Dieser Geist echter Kritik konnte dann im Verlauf der Zeiten seine Flügel mit steigender Macht entfalten, eben weil die Reformation in einem großen Theil von Europa siegreich blieb. Der Arm jener conservativen oder reactionären Mächte, in deren Interesse es lag das mittelalterliche System des geistigen Lebens der Völker aufrecht zu erhalten, reichte nicht mehr überall hin, konnte nicht mehr überall die Autorität des Staats in Anspruch nehmen um jede unwillkommene selbständige Regung des Gedankens sofort gewaltsam zu unterdrücken. Wie dadurch selbst die Vertheidigung des Alten vielfach nothgedrungen, auf einen ganz anderen Boden versetzt, veränderten Bedingungen unterworfen wurde, das tritt uns, wie im Ganzen so in manchem Besonderen, sehr anschaulich entgegen. Das Papstthum hatte sich, um seine Ansprüche zu rechtfertigen und zu begründen, wie bekannt, vielfach auf die falschen Decretalen Isidor's berufen, die im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in der westlichen Christenheit verbreitet worden waren. Lange Zeit wurde die Echtheit dieser Decretalen von Rom aus, der Reformation gegenüber, auf das hartnäckigste behauptet und vertheidigt — doch wurde das zuletzt im Angesicht der allgemeiner verbreiteten kritischen Einsicht unmöglich. Die Behauptung mußte aufgegeben, der Betrug eingeräumt werden, und die Vertheidiger des Papstthums mußten sich fortan darauf beschränken so gut sie konnten nachzuweisen, daß der zu Gunsten Roms begangene Betrug wenigstens nicht unmittelbar vom römischen Stuhl ausgegangen sei. —

Eben so entschieden wie die Behandlung der Geschichte unterscheidet sich die neuere Philosophie von der mittelalterlichen, die sich, gebunden durch

Digitized

das Dogma, doch innerhalb der gestatteten Grenzen mit großer Willkürlichkeit bewegte, eben weil ihr der Geist strenger Kritik fehlte. Frei dagegen in Beziehung auf ihren Ausgangspunkt und ihre Ziele zeigte sich die neuere Philosophie gerade umgekehrt, in ihrem Vorschreiten von Schluß zu Schluß, in ihren Folgerungen, immer entschiedener gebunden durch die Forderung strenger Folgerichtigkeit. Unvermeidlich mußten Philosophie und unbefangene geschichtliche Forschung endlich auch auf die Frage nach der Begründung der auf dem Gebiet der sittlichen Welt geltenden Autorität führen, nach der Begründung ihres Rechts als Autorität zu gelten —: und damit war das geistige Leben des Menschen vollständig auf eine andere Grundlage versetzt. — Denn eine Autorität, die anerkannt wird, weil sie sich überhaupt und namentlich auch durch den Inhalt ihrer Gebote vor der erwägenden Vernunft rechtfertigt, ist etwas wesentlich anderes als eine Autorität, nach deren Ursprung und Begründung zu fragen Frevel ist; die sich nicht zu rechtfertigen braucht, vielmehr den Maßstab für das, was als Recht und Unrecht, als Vernunft und Unvernunft zu gelten hat, durch ihr Gebot feststellt und die Erscheinungen des Lebens durch eine Aeußerung ihres Willens zu dem Einen oder dem Anderen stempelt. Indem so der Mensch stufenweise dahin geführt wurde eine freie Ueberzeugung von sich selbst zu fordern, nicht Unterwerfung, die zuletzt auf Furcht vor der gebietenden Macht und der drohenden Strafe beruht, war die letzte Entscheidung aller Fragen in den auf sich selbst, auf das in ihm selbst liegende Gesetz angewiesenen Geist des Menschen gelegt, in Bewußtsein und Gewissen. Das geistige Leben der werdenden Zeit bildete fortan einen Gegensatz zu dem System, welches das Mittelalter in unbedingter Geltung zu erhalten bemüht war.

Eine ihrem Ausgangspunkt und ihrer Natur nach philosophische Bewegung der Geister steht durch ihr eigenstes Wesen in der nächsten Beziehung zu den höchsten Interessen, zu denen der Religion und der sittlichen Ordnung des Daseins. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie zunächst ausschließlich diese Interessen in das Auge faßt und auf diesem Gebiet zur Geltung zu kommen strebt, sobald sie wirksam in das Leben der Völker eingreift. Aber eben so unvermeidlich ist es, daß die maßgebende Befugniß des Geistes, die sich selbst erkannt hat, weiter schreitend, alle Elemente des Daseins zu durchdringen und für den gesammten Umfang des Lebens das regelnde Gesetz zu finden sucht; daß sie auch den Staat berührt, sich um sein Wesen, seine Bestimmung befragt und die Forderung stellt, er solle, durch das was zunächst in die Augen fällt und vielfach für entscheidend gehalten wird, durch seine Formen und — was von viel tiefer gehender Bedeutung ist — durch die ausdrückliche Anerkennung seiner Bestimmung, deren Erfüllung verbürgen.

Digitized by Google

Das eigenthümliche Staatswesen, welches das Mittelalter der neueren Zeit hinterließ, war nur durch die Geschichte seiner Entstehung zu erklären. Wir müssen deshalb hier auf Natur und Wesen der Staaten des Mittelalters zurückgehen, wie germanische Eroberung sie auf den Trümmern des römischen Weltreichs gegründet hatte.

Das Wesen dieser Staaten wurde im Grunde, ohne daß ein ordnender Geist das Werdende mit Bewußtsein auf ein mit Klarheit gedachtes Ziel geleitet hätte, durch die Macht der Umstände bestimmt. Die Eroberer standen nicht auf solcher Stufe der Bildung, daß sie sich irgend eine bestimmt gefaßte Aufgabe höherer Art hätten stellen, an etwas Anderes hätten denken können als an Waffenruhm, Gewinn und Besitz. Ihr eigenes früheres Staatswesen, ihre heimatliche Stammverfassung löste sich auf in den neuen Verhältnissen, in die sie sich auf dem eroberten Boden versetzt sahen — und Neues, das zum Theil aus chaotischem Verfall hervorging, mußte, zumeist unförmlich genug, wie Alles ohne höhere, leitende Einsicht Gebildete, an die Stelle treten.

Merkwürdig und charakteristisch tritt in den Anfängen deutscher Geschichte hervor, daß die Deutschen das Bewußtsein einer gemeinsamen, einheitlichen Abstammung und einer durch solche Abstammung bedingten ursprünglichen nationalen Einheit in einem Grade hatten, wie es den weltgeschichtlichen Völkern der alten Welt nicht eigen war. — Das Volk der Griechen, an der Grenzscheide zwischen Europa, Asien und Afrika, in einem von allen Seiten zugänglichen Küstenlande entstanden, faßte sich selbst keineswegs als ein Urvolk von undurchkreuzter Einheit des Blutes und der Abstammung auf. Es war vielmehr, der geltenden Sage nach, aus der Vereinigung und Vermischung vieler und verschiedenartiger Völkerschaften als ein neues Volk hervorgegangen. Pelasger, Leleger, Hellenen werden als die Elemente genannt, die sich vereinigen; Colonien aus Aegypten, Kleinasien, Phönikien treten hinzu. Ebenso bezeichnet die einheimische Sage auch die Römer nicht als ein durch Abstammung einheitliches Urvolk, und an die einheimische Sage, nicht an das was neuere oder neueste Forschung ermittelt hat, müssen wir uns halten, wenn wir uns Rechenschaft davon geben wollen, welche Vorstellung das römische Volk von sich selbst hatte. Auch dieses Volk erscheint auf der Grenzscheide zwischen Latinern, Samniten und Etruskern entstanden; die älteste Ueberlieferung bezeichnet den werdenden Staat zwar als eine latinische Colonie, aber auch als ein Asyl, das Flüchtlingen verschiedenen Stammes geöffnet war; ein samnitisches Volk, die Sabiner, schließt sich an, und Fremde griechischer Abstammung, aus Etrurien eingewandert, beherrschen später noch als Könige den Staat. Eine freilich verhältnißmäßig spät entstandene Sage läßt dann selbst die Latiner nicht als ein einheitliches Urvolk erscheinen. Sie berichtet von Troern, die an der Küste Latiums gelandet, sich da mit einheimischen Stämmen verbanden. Die ursprüngliche Stammverwandt-

Digitized by Google

schaft der Latiner und Samniten war dagegen dem allgemeinen Bewußtsein keineswegs in bestimmter Weise gegenwärtig geblieben.

Ganz anders, ja gerade entgegengesetzt bei den Deutschen; alle Stämme, alle örtlich und politisch getrennten Zweige des Volks sind, wie in der Wirklichkeit, so auch nach der bei ihnen selbst herrschenden Vorstellung aus ursprünglicher Einheit, aus gemeinsamer Abstammung hervorgegangen. So lehrt die weltbekannte Sage, die Tacitus vernommen hatte und wiedergiebt: „In alten Gesängen", so erzählt er, „verherrlichen sie den Tuisco, den erdgeborenen Gott, und seinen Sohn Mann als den Ursprung und die Gründer des Volks. Sie legen dem Mann drei Söhne bei, nach deren Namen die dem Ocean nächsten Ingaevonen, die mittleren Hermionen, die übrigen Istaevonen heißen". — Und auch dem Römer erschienen die Deutschen mehr wie jedes andere den Culturvölkern Europas damals bekannte Volk als ein einheitliches und ursprüngliches. Tacitus sagt, er stimme der Meinung derjenigen bei, welche glauben, daß die Völker Germaniens ein eigenthümlicher und ursprünglicher, durch keine Ehegemeinschaft mit Fremdartigen, durch keine Kreuzungen verdorbener, nur sich selbst gleicher Volksstamm seien.

Während bei den Culturvölkern der alten Welt die Nationaleinheit aus der Verschmelzung verschiedenartiger Elemente hervorgeht, ist bei den Germanen umgekehrt die Einheit das ursprünglich Gegebene und die Verschiedenheit ergiebt sich aus Theilungen und Spaltungen des ursprünglich Einen, wie das Volk zahlreicher wird und sich ausbreitet.

Auf dieser Idee gemeinsamer Abstammung und das Ganze umfassender Blutsverwandtschaft beruht die Urverfassung der deutschen Völker. Das Volk zerfällt in Geschlechter, Stämme — Faren bei den Burgundern und Longobarden und, wie wir glauben, auch bei den Franken genannt; den Clans der Celten vergleichbar —; die Geschlechter theilen sich dann weiter in Familien. Der König — bei den Völkern, die Könige haben — steht als allgemeines Stammeshaupt an der Spitze des Ganzen. Sein Stammbaum, der auf die Götter zurückführt, ist zugleich Stammbaum des Volks; die Fürsten, die Edlen, die ihn als sein Rath umgeben, sind die Häupter und Vertreter der einzelnen Geschlechter; sie gelten für die nächsten Blutsverwandten des Königs, wie das gesammte Volk für dessen entferntere Verwandtschaft. Das Königthum ist eine patriarchalische Würde und seinem Wesen nach ein Amt, eine Magistratur.

Wie aber die deutschen Völkerschaften über die Grenzen des Römerreichs vordrangen, bildeten sich im eroberten Gebiet ein neues Königthum und ein neuer Adel, die mit jenem älteren Königthum und Adel ihrem Wesen nach nichts gemein hatten, wenn auch die neue Krone dem Sohn eines königlichen Geschlechts der älteren Zeit zufallen oder der Adel der Urzeit zum Theil in den neuen aufgehen konnte.

Dieses neue Königthum war durchaus kriegerischer Natur, auf Gewalt,

Digitized by Google

Eroberung und eine von der Volksgemeinde, selbst von der des erobernden Volks, gesonderte Hausmacht gegründet. Es war kein Amt, keine Magistratur, die im Interesse der Gesammtheit an der Spitze stand, sondern es strebte eine Herrschaft zu werden, die lediglich im eigenen Interesse walte und ihr Recht übe. Durch die obwaltenden Verhältnisse gehoben erreichte es seinen Zweck, wenn auch die Herrschaft zuletzt nicht ungetheilt in seinen Händen bleiben konnte. Schon der dauernde Kriegszustand einer verlängerten Wanderung überließ dem Heeresfürsten nothwendiger Weise eine gesteigerte Gewalt, wie sie das Volk in seinem früheren Zustande, in seßhaftem Leben nicht anerkannt hätte. Besonders mußte das da der Fall sein, wo nicht ein gesammtes Volk in seiner Gesammtheit ausgezogen war um sich eine neue, reichere Heimat zu erkämpfen; wo es nur Bruchstücke eines Volkes, einzelne Stämme und Geschlechter, ja eine Anzahl einzelner Individuen waren, die sich dem Abenteurerzug eines berühmten Fürsten und Kriegsherren nach dem Römerlande anschlossen. Auf diese Weise aber ward wohl zumal das vor allen maßgebende Reich, das fränkische, gegründet. Hier war es nicht ein Unternehmen des gesammten Volks, das der Heeresfürst leitete, sondern die Genossen, die ihm folgten, hatten sich seinem persönlichen Unternehmen angeschlossen. In seinem Namen war die neue Heimat erobert, nur unter seinem Schutz konnte man dort leben. Die alte politische Gliederung des erobernden Volks, die Sonderung und Verbindung in Stämmen und Geschlechtern, löste sich auf unter dem Einfluß wechselnder Geschicke oder wurde selbst gewaltsam gebrochen durch mächtige Weltereignisse, die Altverbundenes trennten und Fremdes in neuen Formen verbanden. Persönliche Beziehungen jedes Einzelnen zum König als Schutz- oder Dienstherren wurden das politische Band der neuen Gesellschaft. Das Verhältniß zu der an byzantinische Unterwürfigkeit gewöhnten einheimischen Bevölkerung der eroberten Gebiete, der der deutsche König als Erbe der römischen Imperatoren im Besitz ihrer Machtvollkommenheit gegenüberstand, kam hinzu, und selbst das Christenthum trug dazu bei das Wesen des Königthums umzugestalten, da die Kirche ausschließlich in Ueberlieferungen und Anschauungen aus der römischen Imperatorenzeit lebte.

So wurde der König, wie gesagt, etwas ganz Anderes als er in den heimischen Urwäldern je hatte sein können. Er war nicht mehr Oberhaupt eines Gemeinwesens, sondern Landesherr; er wurde als Obereigenthümer des Landes gedacht und war als solcher Haupt des Ganzen.

In Folge dessen ging der Begriff des Staats der Zeit auf das vollständigste verloren und blieb auch dem gesammten Mittelalter fremd. Das Staatsgebiet wurde wesentlich als eine der herrschenden Dynastie gehörige Domaine aufgefaßt; die Bevölkerung als eine Gesammtheit auf herrschaftlichem Grund und Boden angesiedelter Untersassen; das Recht zu regieren als ein an dem Landbesitz klebendes, der herrschenden Dynastie als ein *nützliches* Eigenthum, in ihrem eigenen Interesse zustehendes Recht.

Digitized by Google

Diese Ansicht gelangte so vollständig zu wirklicher Geltung, daß wir in gar vielen Fällen wiederholt Brüder ein Königreich theilen sehen und zwar so, daß die königliche Macht und Würde selbst mit in die Theilung kam und von jedem der theilenden Brüder in seinem Antheil gehandhabt wurde.

Da der Begriff des Staats fehlte, konnte es auch Interessen des Staats in dem Sinn, den wir, die Söhne und Zöglinge einer anderen weltgeschichtlichen Periode, mit diesem Wort verbinden, in Wahrheit gar nicht geben. Es gab an höchster Stelle eigentlich nur persönliche und dynastische Interessen des Landesherren, mochten diese nun auf Glanz und Ruhm in ritterlichen Thaten gerichtet sein, auf Eroberung und Ländererwerb, auf den Kampf um ein bestrittenes Erbe und zweifelhafte Ansprüche, auf Erweiterung der Macht nach außen — oder nach innen gewendet darauf die Herrschaft über die Elemente der Macht, die diesen Zwecken dienen sollten, fester und sicherer zu begründen.

Die Herrschaft aber blieb nicht uneingeschränkt in der Hand des Königs. Wenn auch die Bevölkerung im Ganzen stets in derselben, ja in einer gesteigerten Botmäßigkeit verblieb, wurde doch die Macht, die der Oberherr persönlich übte, bald gar sehr beschränkt, in der fränkischen Monarchie namentlich, schon in den ersten Zeiten, schon unter den Merwingern einmal bis zu gänzlicher Vernichtung — und später, so oft sie auch durch günstige Umstände und große, energische Regenten wieder gehoben wurde, immer wieder von neuem in nahe verwandter Weise.

Zuerst, unter den Merwingern, geschah dies keineswegs zu einer Zeit fortschreitender Cultur und zunehmenden, allgemeiner verbreiteten Wohlstandes; es ergab sich vielmehr während einer Periode entschiedenen Rückschritts in Wohlstand und Bildung, der schlimmsten sittlichen Entartung und einer zunehmenden Verwilderung und Rohheit, von der sich niemand auch nur eine annähernde Vorstellung machen kann, der nicht die Geschichte jener trüben Zeiten aus den gleichzeitigen Quellen kennen gelernt hat Auch wurde die königliche Macht nicht etwa durch Vertreter der unterworfenen Bevölkerung und ihrer, oder überhaupt allgemeiner Interessen zu deren Gunsten beschränkt — sondern durch ihre eigenen Werkzeuge; durch die reisige Genossenschaft, die Heeresmacht, vermöge welcher der König die Herrschaft über Land und Leute gewonnen hatte, ausübte und behauptete, und deren Mitglieder sich nun zu selbständiger Theilnahme an solcher Herrschaft berechtigt und berufen glaubten.

Diese Genossenschaft war das kriegerische Hausgesinde und Gefolge des Königs, die reisige Schaar, die sich, wie das von Alters her bei den Germanen Sitte war, dem König persönlich zu Dienst und Treue verpflichtet hatte. Sie bestand zum Theil aus Hörigen, aus Leibeigenen, die ihrem Herren schon vermöge dieses Verhältnisses zu Dienst und Treue verpflichtet waren, und zwar unbedingt, so daß sie keine anderen Beziehungen

Digitized by Google

haben konnten als die zu ihrem Herren; — zum Theil aber auch aus Freigeborenen und Edlen, die sich freiwillig anschlossen und eine, ursprünglich kündbare, Verpflichtung übernahmen. Die Bedeutung dieser Genossenschaft stieg natürlich in demselben Maße wie ihr Oberhaupt, der König, sich zu einer in früheren Zeiten und der alten Heimat nicht möglichen Stellung erhob. Auserwählte aus dieser Schaar ernannte der König zu seinen Stellvertretern; diesen wurden, gleich den Hausämtern und in demselben Sinn wie diese, die Verwaltung der Provinzen, der Grafschaften, die Führung der verschiedenen Abtheilungen des Heeres im Kriege anvertraut. Sie verwalteten die königliche Macht im Lande und bildeten den neuen Adel, der, im Gegensatz zu dem Adel der deutschen Urzeit, seinem Ursprung und Wesen nach nicht ein National- und Stammadel, sondern ein Hof- und Dienstadel war; nicht die unmittelbarsten Nachkommen der gemeinsamen Stammgötter und Nationalheroen umfaßte, sondern auf Königsdienst und Amt und bald mit besonderem Gewicht auf der mit Dienst und Amt verbundenen Besoldung beruhte.

Die Art der Besoldung war nämlich für die weitere Entwickelung des germanisch-mittelalterlichen Staats von der höchsten, entscheidenden Bedeutung. Es ist dies ein Element im Leben der Zeit, in dem die meist zu wenig beachtete national-ökonomische Lage der Völker und Länder und ihr mächtiger Einfluß auf Gestaltung und Charakter des gesammten gesellschaftlichen Verbandes besonders erkennbar hervortritt. Denn die Art der Besoldung, die in den neugegründeten Staaten üblich wurde, war keineswegs Sache unbedingt freier Wahl.

Wer überhaupt den Einfluß der ökonomischen Verhältnisse auf das Leben der Völker und das Geschick der Staaten zum Gegenstand ernster Forschung gemacht hat, der gewinnt die Ueberzeugung, daß — abgesehen von dem was ein großer Geist und Charakter von weltgeschichtlicher Bedeutung oder eine Idee für die sich die Massen begeistern, für eine Zeit lang vermögen — ein großer Staat von weitem Umfang für die Dauer und durch die Macht der Dinge selbst nur dann in fester Geschlossenheit zusammen gehalten werden kann, wenn seine ökonomischen Verhältnisse sich in der Weise ausgebildet haben, daß die Verwaltung sich in den Formen einer reinen Geldwirthschaft bewegt; wenn im Wesentlichen alles, was das Land liefert um die Kosten der Regierung zu bestreiten, in baarem Gelde einkommt, und jeder Krieger, jeder Beamte der Regierung seinen Sold und Lohn ebenfalls in baarem Gelde aus den öffentlichen Kassen erhält. Das Römerreich, ein sehr kunstreich bis in das Einzelne ausgearbeiteter Polizeistaat, in welchem ungemein viel regiert wurde und eigentlich, dem System nach, sogar noch mehr regiert werden sollte, ohne daß dies gerade ein sehr erfreulicher Anblick wäre, hatte natürlich seine Verwaltung auf Geldwirthschaft gegründet.

Aber wie mit dem Untergang der einzelnen durch dieses Weltreich

Digitized by Google

verschlungenen Nationalitäten auch der strebende Sinn abstarb, dagege die Mächte, welche die allgemein gewordene Entartung heraufbeschwore hatte: Militärdespotismus, polizeiliche Bevormundung und stumpfsinnig Kirchlichkeit, nun selbst wieder alles lähmend und verkrüppelnd eingriffen wie sich den entarteten Großen gegenüber die Gesammtheit des Volks meh und mehr zu einer Masse höriger Bauern — Colonen — und unnütze Stadtpöbels gestaltet hatte; wie Einbrüche der Barbaren das Land i immer größerem Umfange wüst legten, die Betriebsamkeit erlahmte, de Verkehr stockte, alles verarmte —: da wurde es schwer und immer schwere das Gebäude des Staats aufrecht zu erhalten. Die Forderungen de Staats waren nicht mehr zu befriedigen, die Abgaben nicht mehr zu leisten, und die Herrschaft der Barbaren wurde von der Masse der zahlenden und dienenden Bevölkerung oft als eine wohlthätige Veränderung begrüßt, weil sie von den Abgaben in Geld, von dem fiscalischen Druck befreite. Als das Römerreich zusammenbrach, war auch die ökonomische Möglichkeit es in der bisherigen Weise zu erhalten vollständig erschöpft.

Das kriegerische Gefolge der Barbarenkönige konnte in den mächtig erweiterten Verhältnissen, wie sie sich in den eroberten Gebieten ergaben, nicht mehr die Hausgenossenschaft des Dienstherren sein. Wäre es möglich gewesen, namentlich in dem Reich der Franken, das vor allen in das Auge zu fassen ist, die Verhältnisse des Römerreichs, die Geldwirthschaft wieder aufzunehmen, die Vertreter der Herrschaft in den Provinzen des Königreichs, die dem König zu Gefolgstreue verpflichteten Krieger auf einen baaren Sold anzuweisen und in steter Abhängigkeit zu erhalten, indem man ihnen nicht die materielle Grundlage einer selbständigen Macht verlieh —: die Geschicke der neuen Völker hätten, scheint es, eine andere Wendung nehmen müssen. Einiges deutet darauf daß der Gedanke, sich in solcher Weise eine fester gegründete Macht zu schaffen, den fränkischen Königen merwingischen Stammes nicht ganz fremd blieb. Die Königin Fredegunde besonders, die trotz aller sittlichen Verworfenheit, wie sie eine durchaus verwilderte Zeit hervorruft, eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften gewesen sein muß, hatte allem Anschein nach diesen Gedanken erfaßt —: die Ausführung aber erwies sich unmöglich. Der erste Versuch, die zur Römerzeit üblichen Abgaben wieder zu erheben, erregte allgemein einen solchen Schrecken, solche Entmuthigung, daß man das Gebiet Fredegundens und ihres Gemahls König Chilperich's floh um ihnen zu entgehen. Wie in den letzten Zeiten des Römerreichs die Landbauer, die Colonen, aus den Gebieten, in deren Besitz Rom sich noch behauptet hatte, zu den Barbaren und unter deren Herrschaft geflohen waren um sich den Steuern zu entziehen, verließen, nach dem Zeugniß des gleichzeitigen Bischofs Gregor von Tours (Greg. Tur. V. c. 29, 35), auch jetzt wieder viele Familien aus demselben Grunde „Haus und Hof" — civitates vel possessiones proprias — und wanderten in die Gebiete

Digitized by Google

anderer Könige. Sie achteten es besser, sagt der Zeuge, in die Fremde zu flüchten, als solchem Druck ausgesetzt zu sein. Daß auch die wilden Elemente der Zeit sich regten, der wehrhafte Theil der Bevölkerung mit Empörung drohte, mochte seinen Grund in fränkischer Volkssitte haben, der zufolge der freie Mann Tribut zahlen als Zeichen der Knechtschaft schimpflich achtete —: die Auswanderung des unkriegerischen Theils aber liefert wohl den Beweis, daß es unmöglich war das Geforderte zu leisten oder überhaupt Steuern zu einem irgend namhaften Betrag in baarem Gelde zu zahlen.

Und in Wahrheit läßt sich die Unmöglichkeit auch gar wohl begreifen, denn die ökonomischen Verhältnisse waren einem auf Geldumlauf gegründeten Staatshaushalt noch weit weniger günstig als selbst zu Ende der Römerzeit. Allerdings hörte nicht aller Handel und Verkehr, folglich auch die Circulation des Geldes nicht ganz auf —: so etwas ist überhaupt nicht denkbar. Es zeigt sich vielmehr, daß in den südfranzösischen Seestädten, namentlich in Marseille, der Handel nie ganz still stand; der Zoll war dort sogar für die Zeit sehr einträglich; die Juden und Syrer, in deren Händen der Handel so ziemlich ausschließlich lag, bildeten in Südfrankreich einen sehr beträchtlichen Theil der städtischen Bevölkerung —: aber die Bewegung reichte nicht mit gleicher Lebendigkeit in das Innere des Landes, in die nördliche Region, in den rein deutschen Theil des Frankenreichs; und wenn auch wiederholt von Oel die Rede ist, das seltsamer Weise in Marseille eingeführt wurde, beschränkte sich doch selbst in den südlichen Seestädten der Handel wesentlich auf einige Gegenstände des Luxus, die dann mit Angst und Gefahr durch das unsichere Land den Reichen und Mächtigen, auch den Häuptern der Kirche zugeführt wurden.

Die massenhaften Gegenstände, die wirkliche Bedürfnisse des Lebens sind, die kamen nur ausnahmsweise und nicht wie heutzutage ihrer Hauptmasse nach in den Handel. Es fand nicht jene Theilung der Arbeit, und was besonders entscheidend ist, noch weit weniger jene Theilung der Interessen statt, die einen bedeutenden Theil der Erzeugnisse des Landes hätte auf den Markt bringen, vielfachen Tausch und wirklich ausreichenden Umlauf des Geldes hervorrufen können. Im Wesentlichen erzeugte jede Haushaltung selbst was sie bedurfte; die Haushaltung des Königs sogar war nicht anders beschaffen. Es gab kein Mittel die Erzeugnisse der königlichen Landgüter für Geld zu verkaufen, dieses in den Schatz fließen zu lassen und von dem Ertrag in irgend einer bleibenden Residenz zu leben. Vielmehr waren die Könige genöthigt von Ort zu Ort zu ziehen und überall die Erzeugnisse ihrer Landgüter an Ort und Stelle zu verzehren. Oder diese Erzeugnisse wurden den Besitzern auf weite Strecken, durch ganze Provinzen mühsam nachgeführt. Es lassen sich zahlreiche Beispiele nachweisen, daß namentlich die Klöster, deren Bewohner den Aufenthalt nicht wechseln konnten gleich den Fürsten und Herren, so mit den Erzeug-

Digitized by Google

nissen entlegener Besitzungen verfuhren. Wen Geschäfte auf längere Zeit an das königliche Hoflager führten, der brachte mit was er an Lebensmitteln für sich und die Seinen bedurfte. Selbst die Gesetze mußten Rücksicht auf diese Verhältnisse nehmen um Usurpationen — willkürlichen Zollerhebungen zu steuern, soweit Gesetze damals dergleichen vermochten. Sie verordneten, daß solche Gegenstände des Verbrauchs, die der Eigenthümer für sich selbst, nicht zum Verkauf, von einem Orte zum anderen führen lasse, nirgends Zoll und Durchgang zu zahlen hätten. — (Kap. III. 12.) —

Zu dem königlichen Gesinde, zu dem eines jeden Mächtigen und Reichen, gehörten Handwerker jeder Art; das ersehen wir aus den Einzelnheiten des Lebens, die Gregor von Tours erzählt, nicht minder als aus den alten Volksrechten. Was man an Gold und Silber besaß, erhielt sich nur zum kleineren Theil wirklich in Umlauf; es stockte in den Schatzkammern der Könige, der Mächtigen, der Kirchen und Klöster. Was davon verausgabt wurde, ging bald wieder in eine andere Schatzkammer über, und wir hören inmitten der allgemeinen Verarmung und Rohheit mehr als in unseren Tagen von aufgehäuften Schätzen und Kostbarkeiten.

Es gab demnach gewiß keine andere Möglichkeit als die Vertreter der herrschenden Macht, die Männer des königlichen Gefolges, jeden, der belohnt oder besoldet werden sollte, mit Landbesitz oder vielmehr, wie das Verhältniß zunächst aufgefaßt wurde, mit den Einkünften aus einem bestimmten, einem jeden von ihnen zugewiesenen Landbesitz auszustatten. Solche Landgüter wurden den Dienstleuten zuerst unter dem Namen von Wohlthaten (beneficia) natürlich auf unbestimmte Zeit — ja auf Herrengnade — verliehen, und es lag in der Natur der Dinge, daß dem Dienstherren das Recht zustand sie zurückzunehmen. Den Dienstmannen aber war damit die Grundlage einer eigenen, selbständigen Macht gegeben und sie suchten sich der in solcher Weise erlangten günstigen Stellung bleibend zu versichern, was nicht anders geschehen konnte als dadurch, daß sie ein bleibendes Recht auf den geliehenen Landbesitz gewannen, sowie auf die Amtsautorität, mit der sie beauftragt waren.

So traten sie bald mit immer höher gesteigerten Forderungen der Krone gegenüber — aber, wie wir hier wiederholen müssen, nicht zum Gewinn des Ganzen, des Gemeinwesens, an das niemand dachte. Es handelte sich nicht im Entferntesten darum den Druck der Herrschaft zu erleichtern oder die Interessen der Gemeine zu fördern, sondern die Genossenschaft, auf welche sich die königliche Herrschaft stützte, die mit dem Königthum vereint der unterworfenen Gemeine gleichsam als Eine moralische Person gegenüber stand, verlangte und erzwang eine veränderte Vertheilung der Macht unter Haupt und Gliedern der Genossenschaft selbst. Die anmaßenden Dienstmannen forderten als berechtigte Theilnehmer an der

Digitized by Google

Herrschaft Bruchstücke der königlichen Gewalt, um sie in persönlichem und Standesinteresse zu üben. Ja, wie dieser neue aus Dienstverhältnissen hervorgegangene Adel eben bald überall einen mächtigen, eigentlich jedes andere Interesse ausschließenden Standesgeist entwickelte, war sein Streben vielfach ganz entschieden darauf gerichtet das ursprüngliche Verhältniß zwischen Dienstherren und Dienstmannschaft geradezu umzukehren und sich aus dem Stande, den der Landesherr als Werkzeug brauchte und vermöge dessen er herrschte, in einen herrschenden Stand umzuwandeln, den König aber zu dem Werkzeug zu machen, das den Gesammtwillen der Genossenschaft auszuführen habe.

Die Formen, in denen die Genossenschaft ihren Gesammtwillen aussprechen konnte, entwickelten sich aus älteren Anfängen, aus einem Herkommen, das ursprünglich wohl keine ausgesprochene, bindende Rechtskraft hatte, in immerdar planloser, oft tumultuarischer und gewaltthätiger Weise stufenweise zu einer Rechtsgewohnheit — zu einem Gewohnheitsrecht von sehr unbestimmter Begrenzung, welche die reale Macht, je nachdem sie auf der einen oder der anderen Seite überwog, sehr verschieden, immer ziemlich willkürlich zog — und welche Gewaltthätigkeit wieder durchbrach so oft sie konnte; — endlich, verhältnißmäßig spät erst, zu einem in genau bestimmtem Umfang anerkannten und in bestimmten Formen ausgebildeten Recht.

Daß der Heeresfürst die ihm zur Treue verpflichteten Krieger seines Gefolges in allen wichtigen Fällen zu Rathe zog, verstand sich von selbst und konnte gar nicht anders sein. Die allgemeine, durch alle Verhältnisse des Lebens gehende Nationalsitte der Deutschen, die gewohnte Gemeinsamkeit des Daseins, das Vertrauen, das Haupt und Glieder der Genossenschaft verband, ließ es gar nicht anders zu. Nachdem der Kriegsherr durch Eroberung Landesherr geworden war, die Dienstmannen auch ihrerseits, durch Landbesitz selbständig, sich als berechtigte Theilhaber an der gemeinschaftlich gegründeten Herrschaft betrachteten, machte sich ein veränderter Geist auch in ihren altherkömmlichen Versammlungen geltend. Sie achteten den Dienst- und Landesherren gern ausdrücklich verpflichtet sie zusammen zu berufen, ihren Rath zu fordern und ihn zu befolgen. Da es sich immerdar um die Vertheilung der Macht zwischen Haupt und Gliedern handelte, so wie um Dienste, die der König für seine Zwecke zu fordern hatte und denen man sich gern entzog, traten die Interessen der Dienstmannen überall als denen des Königs entgegengesetzt hervor. Dafür zu sorgen, daß der König zur Förderung seiner Zwecke nicht mehr in Anspruch nahm als ihm nach der Meinung seiner reisigen Untersassen gebührte; der eigenen Interessen, der wohl oder übel erworbenen Rechte wahrzunehmen, diese Rechte zu erweitern, die Macht der Krone der Gesammtheit und den einzelnen Mitgliedern der Genossenschaft gegenüber nach Möglichkeit zu schmälern, die eigene bevorzugte Stellung immer

Digitized by Google

sicherer zu begründen, wurde die eigentliche Aufgabe der zu Rath und Beschluß um den Thron versammelten Dienstmannen.

Ihr Streben wurde durch manches hinzutretende günstige Verhältniß gefördert. Neben der Genossenschaft der Dienstmannen, deren Beziehungen zu dem Gefolgsherren ursprünglich rein persönlicher Natur waren, deren Verpflichtung zu Dienst und Treue auf der Person des Verpflichteten haftete und eine unbedingte, ohne bestimmte Grenzen gedachte war — selbst für die Freigeborenen unter ihnen, so lange sie dem Verbande angehörten, nicht förmlich ausgeschieden waren —: neben dieser Genossenschaft bildete sich später eine zweite, eine Lehnsmannschaft, aus Freien bestehend, die, ohne in ein eigentliches, das ganze Dasein umfassende Dienstverhältniß einzugehen, gegen Landgüter, die ihnen verliehen wurden, ein bestimmtes Maß von Kriegsdiensten übernahmen. Die Dienstmannen wußten dann im Lauf der Zeiten zu erlangen, daß die ihnen obliegenden Dienste ebenfalls auf ein bestimmtes Maß zurückgeführt wurden; man gewöhnte sich sie ebenfalls von dem Besitz der Lehengüter abhängig, auf den Gütern haftend zu achten, welche die Dienstleute inne hatten. Dienstmannschaft und Lehnmannschaft verschmolzen zu einem Ganzen, und das ursprünglich persönliche Verhältniß war zu einem dinglichen geworden.

Charakteristisch aber und als dasjenige, wodurch die ritterliche Aristokratie des Mittelalters sich von jeder anderen der Geschichte bekannten wesentlich unterscheidet, tritt besonders hervor, daß es der Dienst- und Lehensgenossenschaft, die dem Oberherren nicht mehr zur Seite, sondern gegenüber stand, im Allgemeinen weniger um den bestimmenden Einfluß zu thun war, den sie als Gesammtheit auf die Centralregierung des Ganzen und deren Geist und Gang üben konnte, als um selbständige Macht, um Hoheitsrechte, die ein jedes Mitglied der Genossenschaft für sich allein in einem besonderen Machtgebiet ausüben wollte. Ihr Auftreten als Gesammtheit dem Oberherren gegenüber, der Antheil an der Centralgewalt im Staat oder, um es richtiger auszudrücken, das Recht und die Macht der Verneinung den Forderungen der Krone gegenüber, die sie für sich in Anspruch nahm, hatte für sie überwiegend nur den Zweck jedem Einzelnen solche Vorrechte zu sichern, das Band der Lehnsunterthänigkeit zu lockern und durch vermehrte Privilegien die Unabhängigkeit und Machtvollkommenheit der einzelnen Genossen innerhalb ihrer eigenen Landgebiete zu steigern.

Besondere Machtgebiete aber wußten die Fürsten und Herren, die den Thron umgaben, sich in doppelter Weise zu bilden. Nicht allein alle Lehen wurden erblich, so daß sie nur nach dem Aussterben des Mannesstammes in dem beliehenen Geschlecht, zum Theil sogar erst wenn überhaupt keine Erben vorhanden waren, der Krone wieder anheim fallen konnten —: denjenigen unter den ritterlichen Herren, die mit einem Amt

Digitized by Google

betraut waren, gelang es auch dieses Amt — das mit den sonstigen Lehen unlösbar verbunden gedacht wurde — in förmlich anerkannter Weise erblich zu machen und sich der landesherrlichen Macht in einzelnen Landestheilen zu bemächtigen, indem sie ihren Amtssprengel in eine Besitzung zu verwandeln wußten, die Verpflichtungen ihres Amtes aber in Hoheitsrechte, die ihnen in ihrem eigenen Recht und Interesse zustünden. Andere reichbegüterte, mächtige Dynasten, die keine Amtsgewalt zu üben hatten, gelangten auf dem gerade entgegengesetzten Wege zu demselben Ziel. Sie erlangten — und zwar die Kirchenfürsten zuerst — Immunitäten, d. h. Privilegien, durch welche ihre Besitzungen aus dem Verbande mit der Provinz, in der sie lagen, losgelöst und der Autorität der königlichen Beamten, der Herzoge und Gaugrafen, entzogen wurden — und der Besitzer selbst die Rechte und Befugnisse eines Grafen innerhalb der Grenzen seiner Güter erhielt.

In dieser Zersplitterung und Theilung der Hoheitsrechte, in dieser Zerstückelung des Staatsgebiets spricht sich der Geist eines Zeitalters aus, dem der Begriff des Staats fehlte und das in Folge dessen in Wahrheit auch ein Vaterland eigentlich nicht kannte. Der Begriff, den das Wort Vaterland ausspricht, war so vollständig aus dem Bewußtsein der Zeit verschwunden, daß wir in der gesammten Literatur des Mittelalters vergebens ein Verständniß dafür suchen würden oder auch nur einen Anklang an die Ideenverbindungen und Gefühle, die es in uns erweckt. Eben dieser herrschende Geist war dann auch Ursache, daß dieses Staat und Vaterland auflösende Streben der Herren und Ritter nirgends ein genügendes Gegengewicht fand.

Wie weit aber die Auflösung ging, übersehen wir ganz erst dann, wenn wir uns Rechenschaft davon geben, daß dieselben Erscheinungen sich dann auch in den kleineren Kreisen, in den besonderen Machtgebieten, welche die großen Lehnsträger der Krone, die geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, sich gebildet hatten, in gleicher Weise wiederholten. Auch die Fürsten und Herren waren ein jeder von einer reisigen Vasallenschaar umgeben; und diese, aus welcher der heutige niedere, ritterbürtige Adel hervorgegangen ist, bestand ebenfalls zum Theil aus einer ursprünglich der Zahl der Knechte, dem leibeigenen Hausgesinde entnommenen Genossenschaft der Ministerialen (Seneschall, Schenken, Truchsesse, Marschälle, Keller, Falkner 2c.), zum Theil aus persönlich freien Lehnleuten; aus ursprünglich verschiedenartigen Elementen, die aber im Lauf der Zeiten durch gemeinsame Interessen zu einem Stande verbunden wurden. Auch in den einzelnen fürstlichen Gebieten traten die ritterlichen Vasallen dem unmittelbaren Lehnsherren als eine bevorrechtete, seine Macht beschränkende Körperschaft gegenüber, und auch hier wußten sie einen Theil der ihrem unmittelbaren Dienstherren zugefallenen Hoheitsrechte als nützliches Eigenthum an sich zu bringen um sie im eigenen, persönlichen Interesse zu handhaben.

Digitized

Aus dieser Zersplitterung, die bis in die kleinsten Kreise hinab reichte ging eine Ohnmacht des Staats nach Innen und Außen hervor, auf di eine spätere Zeit nur mit Verwunderung zurücksehen kann. In Deutschland vermochten Jahrhunderte hindurch Kaiser und Reich im Ganzen s wenig als die einzelnen Fürsten in ihren besonderen Gebieten auch nu dem Straßenraub zu steuern, den der niedere Adel trieb.

Es giebt auf dem weiten Gebiet der Weltgeschichte kaum ein belehren deres Schauspiel als sich hier zeigt. Wir sehen wie im westlichen Europ die von jungen, lebenskräftigen Völkern gegründeten Reiche bis zu äußersten Ohnmacht in sich zerfallen, in Folge von Einrichtungen, die z ihrer Zeit großentheils durch die ökonomischen Verhältnisse geboten ware — während das abgelebte, der schlimmsten Entsittlichung jeder Art ver fallene byzantinische Kaiserreich sein elendes Dasein ein Jahrtausend hin durch zu fristen vermag —: im Wesentlichen dadurch, daß dort, in den verhältnißmäßig sehr reichen Mittelpunkt des Welthandels, ein zusammen haltender, auf Geldwirthschaft gegründeter Staatshaushalt möglich bleibt

Die Nothwendigkeit, in welche sich Könige und Fürsten durch der nach Selbständigkeit strebenden Sinn der Vasallen versetzt sahen, für ihr gefährdeten dynastischen Interessen neue Stützen zu suchen, leitete sie i Bahnen, die wenigstens theilweise wieder aus der in solcher Weise gebil deten Lehensverfassung hinausführten. Sie sahen sich genöthigt dies Stützen in der mehr oder weniger unterdrückten Gesammtbevölkerung z suchen, die außerhalb des herrschenden Verbandes stand, bestimmter i demjenigen Theil dieser Bevölkerung, der, in alten oder neugegründete Städten vereinigt, sich der persönlichen Hörigkeit, der Herrschaft eine Grundherren erwehrt hatte oder zu entziehen strebte. In diesem Sin ertheilten die Landesoberherren den werdenden Städten, wo sie konnten, ger Vorrechte, durch welche sie der Autorität der zu selbständigen Territorial herrschaften gewordenen Provinzialbehörden ganz oder theilweise entzoge wurden. Die großen Lehnsträger der Krone sahen sich zum Theil durc mancherlei Gründe veranlaßt auch ihrerseits Städte in derselben Weise z begünstigen. Natürlich konnten die ihnen unterworfenen und von ihne mit Privilegien ausgestatteten Städte auf diesem Wege keine anderen po litischen Rechte gewinnen als solche, die nur in dem Gebiet ihres unmittel baren Landesherren Geltung hatten. Wurden jene mit königlichen Privi legien ausgestatteten Städte zu den Reichstagen berufen, die sich um de Thron versammelten, so konnten diese, die Fürstenstädte, nur in de untergeordneten berathenden Versammlungen der besonderen Herrschaf der sie angehörten, neben den ritterlichen Vasallen Sitz und Stimme ge winnen. In beiden Kreisen aber, in dem höheren und dem untergeord neten, je nachdem sie dem einen oder dem anderen angehörten, wurde ihre Vorrechte durch die Gewalt der Dinge eine Realität. Denn einbe rufen wurden Abgeordnete der Städte in der That zu den berathende

Digitized by Google

Versammlungen beider Ordnungen, weil man ihrer gelegentlich als Stütze gegen die widerspenstigen Dienst- und Lehnsmannen, immerdar aber ihrer Geldhülfe bedurfte.

So wurden die alten Versammlungen der „Getreuen" — die Vasallentage — zu Reichs- und Landtagen, zu Reichs- und Landständeversammlungen ausgebildet — aber ohne daß dadurch ihr eigentliches Wesen verändert worden wäre. Blieb doch das Staatswesen, dem das Ganze angehörte, in seiner Eigenthümlichkeit unverändert dasselbe.

Die Fürsten, die den Städten Vorrechte bewilligten, hatten dabei nichts anderes im Sinn als die Vortheile, die sie in ihrem dynastischen Interesse von den begünstigten Gemeinden erwarteten. Die Städte ihrerseits betrachteten die erhaltenen Privilegien als lediglich zu eigenem Nutz und Frommen erworben. Umsomehr da die gewährten Urkunden in vielen Fällen in der That nur einen durch die eigene Energie der Stadtgemeinde entwickelten, thatsächlich bereits bestehenden Zustand förmlich bestätigten. Durch eigene That waren die Stadtverfassungen großentheils entstanden; auf eigene Macht, feste Mauern und die Wehrhaftigkeit ihrer Bürger blieben die Städte auch ferner angewiesen; von der Landesregierung hatten sie wenig zu erwarten. Der Begriff des Staats blieb auch diesen Verhältnissen fremd. Die Abgeordneten der Städte hatten, gleich den ritterlichen Vasallen, auf den Reichs- und Landtagen lediglich Sonderinteressen zu wahren und gegen den Landesherren zu vertheidigen. Sie hatten vor allem dafür zu sorgen, daß Zölle, Geleit und dergleichen Abgaben nicht allzu drückend wurden. Nur wenn sie ihrerseits, in eigenem Sonderinteresse des Landesherren und seiner Hülfe bedurften, zeigten sie sich zu Gegendiensten bereit. In dem Maß aber wie die einzelne Stadtgemeinde sich erstarkt fühlte und der eigenen Macht vertrauen durfte, suchte auch sie ihre Beziehungen zu dem Landesherren zu lockern und sich mehr und mehr unabhängig, ja als Republik hinzustellen.

So war denn das Ständewesen des Mittelalters auch in seiner vollständig ausgebildeten Form keineswegs eine der parlamentarischen Regierung der neueren Zeit irgend verwandte oder vergleichbare Erscheinung, die sich etwa nur durch die Gliederung der Stände und einen etwas anders, enger oder weiter, gezogenen Kreis ihrer Befugnisse unterschiede —: das Ständewesen des Mittelalters ist vielmehr durchaus durch die zur Zeit herrschende Ansicht von der Natur des gesellschaftlichen Verbandes überhaupt bedingt, beruht auf ihr und steht seinem eigensten Wesen nach einer parlamentarischen Regierung — wie eng begrenzt in dieser die Macht des Parlaments auch sein möge — als ihr absoluter Gegensatz gegenüber.

Ein Parlament konnte nur die Schöpfung neuerer Zeit und einer Ansicht der menschlichen Dinge sein, die den Staat in seiner umfassenden Bedeutung, als ein die Interessen der Gesammtheit umfassendes und vertretendes Gemeinwesen auffaßt und in seiner höheren Berechtigung allen

Sonderinteressen gegenüber anerkennt. Ein Parlament ist ein Organ de Staatslebens, ein wesentlicher Theil der Landesregierung; seine Stelle i neben der im engeren Sinn so genannten Regierung; es hat mit diese mit der Krone vereint, einen und denselben Zweck zu verfolgen; mit ih vereint die Gesammtinteressen des Staats, der Nation, zu fördern und z wahren. Regierung und Parlament im Zwiespalt, im Gegensatz —: da ist schon an sich eine Anomalie, eine Erscheinung, die nur aus eine kranken Zustand des Gemeinwesens hervorgehen kann.

Stände dagegen haben eine ganz andere Vollmacht und einen gerad entgegengesetzten Auftrag. Sie stehen nothwendiger Weise außerhalb de Regierung und dieser als eine von ihr gesonderte Macht gegenüber; al Schranke und Abwehr; als Gegensatz. Die Interessen der Gesammthei liegen außerhalb ihrer Competenz; die Zwecke, welche die Regierung ver folgt, bleiben ihnen fremd. Ihre Aufgabe ist nicht in reger Theilnahm an dem allgemeinen Leben des Staats die Interessen des Gemeinwesen gegen alle Sonderinteressen zu vertreten, sondern gerade umgekehrt, den Staat gegenüber, die Sonderinteressen und Vorrechte einzelner Ständ und einzelner juristischer Individuen zur Geltung zu bringen; ihnen, al dem was vor allem berechtigt und zu berücksichtigen ist, Anerkennung z verschaffen und sie stets außer dem Bereich der landesherrlichen Autoritä und der Anforderungen des Staats zu erhalten.

So hatte das Aufblühen der Städte an sich wohl neue Elemente i das politische Leben des Mittelalters eingeflochten, nicht aber dessen Gei und Wesen verändert. Doch in der reger und vielseitiger gewordenen in tellectuellen Bewegung reifte gar Manches heran, das geeignet war di mittelalterlichen Zustände überhaupt und besonders auch die Macht un Bedeutung des Ständewesens mit unwiderstehlicher Macht zu durch brechen.

Die landesherrliche Autorität gewann, wie bekannt, sehr einflußreich Bundesgenossen und Gehülfen an den Lehrern und Schülern des römische Rechts, das immer tiefer und allgemeiner in das herrschende Bewußtsei eindrang und im Leben zur Anwendung kommen wollte. In der Form die ihm die spätere Imperatorenzeit gegeben hatte und in der es wiede auflebte, setzte es überall die unbedingte, schrankenlose Macht des als Gotthei als Numen verehrten Kaisers voraus; sein Inhalt aber war den Rechts beflissenen das absolute, allgemeine Recht. Da konnten ihnen die An sprüche der Stände, von denen das Römerreich nicht wußte, nur als ein frevelnde Anmaßung, als eine Verletzung des Rechts, als ein böses Hin derniß der Rechtspflege und Verwaltung erscheinen.

Der wachsende Nationalreichthum, die in Folge dessen gesteigerte finanziellen Mittel der regierenden Fürsten — die neuen Machtmittel, di

Digitized by Google

dadurch in ihre Hände gelegt wurden – indem sie z. B. nunmehr im Stande waren Söldnerschaaren wenigstens vorübergehend für ihren Dienst zu werben — gewährten vielfach die Möglichkeit die auf das römische Recht gegründeten Ansprüche zu wirklicher Geltung zu bringen, dem alten Wettstreit zwischen Haupt und Gliedern der herrschenden Genossenschaft, Fürst und Ständen, eine neue Wendung zu geben; die Macht der Stände zu beschränken, deren Willen unbeachtet zu lassen, ja zum Theil sie endlich gar nicht mehr zusammen zu berufen und stillschweigend in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Auf solche Hülfe gestützt und in solcher Weise — mehr oder weniger durch Gewalt, wie zumeist alles in dieser Welt geschieht — gelang es in mehr als einem Lande des westlichen Europa der Regierung, oder richtiger der Dynastie, das Ganze wieder zu einer fester verbundenen Masse zu gestalten und mit steigendem Ansehen eine wirksame Oberherrschaft darin zu üben. So in Spanien, wo die Kirche, die Inquisition und ein stehendes Söldnerheer zu Hülfe genommen wurden, schon unter Ferdinand dem Katholischen. So in Frankreich, wo schon einmal Philipp der Schöne sich dem Ziel mächtig genähert hatte, nach der tiefen Zerrüttung, welche die Eroberungszüge der Engländer veranlaßt hatten, besonders unter Ludwig XI., dessen Werk von den Nachfolgern entschieden fortgesetzt wurde.

Von tief gehender Bedeutung für die Geschicke des Welttheils aber auf Jahrhunderte hinaus, für die Culturgeschichte wie für die politische, war es, daß die politische Gestaltung Frankreichs und Deutschlands sich in gerade entgegengesetzter Weise entwickelte.

Deutschland, über das Lehnwesen und Feudalorganisation der Gesellschaft, auf fremdem, erobertem Boden entstanden, sich erst später und langsamer ausbreiteten, war, während des früheren Mittelalters, während der ersten Jahrhunderte nach der Theilung der Monarchie Karls des Großen, zumal unter den sächsischen Kaisern, ein sehr viel fester zusammengeschlossener Staat gewesen wie Frankreich.

Dieses auf dem Boden Galliens gegründete Frankenreich war schon unter den letzten Karolingern und unter den ersten Königen aus dem Stamm Hugo Capet's in einem Grade in sich zerfallen, der sehr nahe an die vollständige Auflösung des Staatsverbandes streifte. Weite Gebiete, wie das sogenannte arelatensische Reich, trennten sich zu der genannten Zeit ganz von Frankreich und blieben ihm Jahrhunderte lang entfremdet. Die Bretagne lebte in gesonderter Nationalität für sich, kaum dem Namen nach, und auch so nur mittelbar, von der Krone abhängig. Die Normandie wurde die Beute nordischer Eroberer, die das Land durch den Namen, den sie ihm gaben, als ihre neue Heimat bezeichneten, deren Fürst aber, obgleich Lehnsmann des Königs von Frankreich geworden, sehr unabhängig blieb und von dem Herzog von Bretagne als unmittelbarer Lehnsherr anerkannt wurde. Die Grafschaft Barcelona wurde selbständig

Digitized by Google

und kam dann, obgleich auch heute noch südfranzösischer — provençalischer — Nationalität, in dauernde Verbindung mit den spanischen Kronen. Die baskischen Landstriche am Fuß der Pyrenäen schlossen sich dem jenseits der Berge entstehenden Reich Navarra an. Und selbst abgesehen von diesen der Krone Frankreichs auf lange, zum Theil sogar für immer, entfremdeten Provinzen, hatte sich auch das übrige Gebiet in eine große Anzahl kleiner Feudalstaaten aufgelöst, deren Namen noch jetzt in der Erinnerung des Volks fortleben und im täglichen Verkehr sogar häufiger gebraucht werden als die amtlichen Benennungen der heutigen Departements. Das Lehnwesen hatte sich eben hier, wo es entstanden war, bald auch sehr vollständig und bis zu seinen äußersten Consequenzen entwickelt. Es hatte hier alle Reste germanischer Urverfassung und Freiheit unbedingt verdrängt, so daß es bald im ganzen Lande ohne nennenswerthe Ausnahme herrschte, und daß der bekannte Spruch „nulle terre sans seigneur“ hier eine Thatsache geworden war, so gut wie ein Rechtsgrundsatz. Und alle die kleinen, gesonderten Gebiete, die sich gebildet hatten, befanden sich schon zur Zeit der ersten Capetinger, nicht etwa unter der Amtsgewalt, sondern als anerkanntes Eigenthum im wirklichen, erblichen Besitz der großen Lehnsträger. Diese Herren waren innerhalb ihrer Gebiete im unangefochtenen, als rechtmäßig anerkannten Besitz einer wahren Landeshoheit, wie sie der König in den seiner Herrschaft unmittelbar unterworfenen Bezirken übte und wie sie die deutschen Fürsten noch Jahrhunderte lang nicht erwarben, ja in der Vollständigkeit bis auf den westphälischen Frieden, zum Theil selbst bis auf den Rheinbund herab nicht. Nur der verhältnißmäßig kleine Landstrich, den die neue Dynastie der Capetinger besaß ehe sie auf den Thron gelangte und der fortan ihre Hausmacht bildete, machte eine Ausnahme und blieb ihr unterthan. Jenseits der Grenzen dieser Familiengüter war dem König von Frankreich so gut wie gar keine Macht geblieben. In solchem Grade war hier das Band gelockert, welches das Reich dem Namen nach zusammenhielt, zu einer Zeit wo die Könige der Deutschen als das wirkliche und mächtige Oberhaupt ihrer Nation über Land und Fürsten walteten.

Aber namentlich von der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an wendet sich das Geschick. Während Deutschland mehr und mehr auseinanderfällt in einzelne Fürstenthümer, strebt umgekehrt in Frankreich alles zur Vereinigung und gelangt zuletzt zu einer geschlossenen Einheit der Regierung, die den Provinzen fast zu wenig selbständiges Leben läßt. Der Gang der Ereignisse begünstigte das mit nur sehr wenigen Ausnahmen folgerichtig durchgeführte Streben des herrschenden Hauses. Viel wurde zu Ende des zwölften Jahrhunderts durch glückliche Kriege gegen England, durch die Eroberung der Provinzen gewonnen, die Englands Könige von Frankreich zur Lehn trugen. Sehr viel durch den Kreuzzug, der mit einer kaum jemals übertroffenen Wuth gegen die angeblichen Ketzer im Süden

Digitized by Google

Frankreichs, gegen die Albigenser, geführt wurde. Fruchtbare Keime wurden dort zerstört, zugleich aber gelang es die mächtigen Dynasten, die diese schönen Länder sehr unabhängig beherrschten, die Grafen von Toulouse, die Trencavels zu Beziers 2c., zu unterdrücken und ihre weiten Besitzungen großentheils unmittelbar mit denen der französischen Krone zu verbinden. Selbst der Umstand, daß große, reiche Provinzen – Guyenne, Anjou und Maine — später noch einmal dem Reichsverbande für eine Zeit ganz verloren und dem König von England als souverainer Besitz unterthan wurden, trug schließlich dazu bei die Einheit des Ganzen zu fördern. Denn wiedererobert wurden diese Gebiete nicht wieder als Lehnfürstenthümer mächtigen Vasallen verliehen. Die veränderten volkswirthschaftlichen Verhältnisse nöthigten nicht mehr dazu. Auch diese Länder blieben unmittelbar mit der Krone verbunden. Mächtig förderte dann, wie bekannt und schon erwähnt, Ludwig XI. diese Einheit des Reichs. Sie wurde um den Preis viel vergossenen Blutes und mancher Missethat erkauft. Die Geschlechter mächtiger Lehnfürsten starben aus, andere fanden ihren Untergang in dem Kampf mit der Krone, und zuletzt wurde auch die Bretagne durch die Verheirathung der Landeserbin mit ihrem Oberlehnsherren unmittelbarer Besitz der Könige von Frankreich. Diese herrschten nun in allen Provinzen ihres Reichs in doppelter Eigenschaft —: sie waren unmittelbare Landesherren und Oberlehnsherren in einer Person. Der niedere Adel wurde, da der hohe Adel des Landes untergegangen und verschwunden war, überall unmittelbar der Krone unterthan.

In dem einst großen und mächtigen Deutschland konnte Aehnliches nicht mehr geschehen, und es läßt sich nur zu leicht nachweisen, warum es nicht mehr möglich war. Folgenreich tritt uns schon der Umstand entgegen, daß nach dem Erlöschen der deutschen Karolinger alle nach einander auf Deutschlands Thron erhobenen Dynastien immer wieder, eine nach der anderen, in kurzer Zeit ausstarben. So war die Krone immer wieder der Wahl verfallen. Das Königthum litt immer von neuem an der Unsicherheit einer neuen Herrschaft, und das Prinzip der Wahl konnte hier das überwiegende werden, während sich in den Staaten Westeuropas, und nicht minder selbst in den Vasallenfürstenthümern Deutschlands, das Erbrecht unbedingt feststellte. Das geschah in Deutschland, während in Frankreich die Vasallenfürstenthümer zu verschwinden begannen.

Besonders aber wurde Deutschland durch den unglücklichen Umstand, daß seine Könige die römische Kaiserkrone trugen, viel tiefer in den Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht hinein gezogen als irgend ein anderes Reich. In welcher Weise die geistige Bewegung der Zeit durch diesen Kampf gefördert wurde, dessen haben wir bereits gedacht —: aber Deutschland zahlte, was seine politische Gestaltung anbetrifft, einen hohen Preis dafür. Mehr als anderswo bot hier das Haupt der Kirche alles auf das Band zwischen König, Fürsten und Volk zu lockern. Mit groß-

Digitized by Google

artiger Energie bediente sich die Kirche eines jeden Mittels, das ihren Zwecken dienen konnte; sie machte unter Umständen Empörung, Treubruch und Verrath sogar zu geheiligter Pflicht; sie veranlaßte die Wahl von Gegenkaisern und untergrub dadurch die Autorität der höchsten Gewalt im deutschen Reich.

Leider wurden den deutschen Kaisern, namentlich den späteren Hohenstaufen, die jenseits der Alpen das blühende Königreich Neapel und Sicilien als Sonderbesitz ihres Hauses erworben hatten, dann auch ihre Interessen in Italien überwiegend wichtig — zuletzt in dem Grade, daß der hauptsächlichste Werth der deutschen Krone für sie in den Machtmitteln lag, die sie für die Verfolgung ihrer Zwecke jenseits der Berge versprach. Sie überließen nun selbst die Hoheitsrechte dieser Krone stückweise den deutschen Fürsten um für diesen Preis deren Beistand zur Verfechtung ihrer italienischen Interessen zu erkaufen.

Endlich war es den Päpsten gelungen das gefährliche Geschlecht der Hohenstaufen, die böse Schlangenbrut, wie sie es nannten, auszurotten. Conradin war zu ihrer Freude unter dem Mordbeil gefallen, und Deutschland lag in Trümmern.

In dieser Lage, da das Reich sich ganz und für immer aufzulösen drohte, bedachten die Fürsten nur ihre dynastischen Sonderinteressen; sie wählten fremde Herren, deren Oberherrschaft ein leerer Wahn blieb, einen jüngeren Prinzen aus dem königlichen Hause Englands, einen König von Castilien, zu deutschen Königen und Kaisern, und suchten in der allgemeinen Verwirrung und Verwilderung, während Raub und innere Fehden alle Länder deutscher Zunge verwüsteten, in Blut und Graus, die eigene selbständige Macht und Hoheit immer fester zu begründen. Als die allgemeine Noth endlich zwang wieder einen Kaiser, und zwar einen einheimischen, zu wählen, war ihnen der slawische Ottokar von Böhmen zu mächtig. Ihre Wahl fiel auf einen weit weniger mächtigen, in der That sogar armen Herren, der sehr wenig vermochte, den sie nicht zu fürchten brauchten und geeignet glaubten ihren Zwecken zu dienen. —

In Frankreich gelang es den Königen sich zu Herren der herrschenden Genossenschaft zu machen — in Deutschland wollte die herrschende Genossenschaft das Oberhaupt nur als ihren Mandatar auf Lebenszeit anerkennen.

Rudolf von Habsburg, der Gewählte, der sich bis dahin nur als Condotiere, als Führer von Söldnerbanden — zuletzt im Dienst des Bischofs von Basel — im südwestlichen Deutschland bemerklich gemacht hatte, wußte sich dann auch als Oberhaupt des Reichs zu bescheiden. Die Aufgabe das deutsche Königthum in alter Machtvollkommenheit wieder herzustellen ging weit über seine Kräfte, das wußte er sehr wohl, und als ein kluger Mann griff er nur nach dem Erreichbaren. Deutschland blieb fortan entschieden ein Wahlreich, dessen Centralregierung selbst in

Digitized by Google

zweifacher Weise dienen mußte die Zerstückelung auch rechtlich immer fester zu begründen und mit den Formen der Gesetzlichkeit zu umkleiden. Denn wie einerseits die Fürsten einen Kaiser eigentlich nur wollten, seiner nur bedurften, damit er jede ihrer steigenden Forderungen, sowohl dem Reich und der Nation im Ganzen, als den Insassen des eigenen Sondergebiets gegenüber, durch kaiserliche Briefe und Siegel zu einem Recht stemple, so lernten andererseits die späteren Kaiser von dem klugen Habsburger, wie man die Kaiserwürde nützen und ausbeuten könne um, selbst auf Kosten des Reichs, eine Hausmacht zu gründen oder zu erweitern. Sie benutzten diese höchste Würde im Reich nicht selten dazu Rechte der Reichskrone dieser zu entfremden um sie unter ihren besonderen, erblichen Fürstenhut zu bringen. So strebte Albrecht I. was in Oberschwaben — der heutigen Schweiz — noch reichsfrei, noch unmittelbar dem Reichsoberhaupt unterthan war, zu österreichischem Gebiet zu machen, und Karl V. vollends benützte die ihm anvertraute kaiserliche Macht um sein burgundisches Erbe, die gesammten Niederlande, von dem Reich ganz abzulösen und an seine spanische Krone zu knüpfen. Dann aber veräußerten die Kaiser, kaum einzelne ausgenommen, fortan nicht allein die Rechte der Kaiserkrone, sondern auch die des Volks, und gaben sie stückweise den Fürsten preis, so oft dafür ein besonderer Gewinn für die Hausmacht einzutauschen war. Der elende Karl IV. that das bekanntlich sehr gern auch für baares Geld und machte, was an sich nicht selten das schlimmste Unrecht war, durch kaiserliche Urkunden zu historischem Recht.

So gab es denn, als eine neue Zeit dem Leben der Staaten und Völker erweiterte Bahnen vorschrieb, in Deutschland keine Macht, die eine Vereinigung zu einer fester geschlossenen Gesammtverfassung bewirken konnte. Das Kaiserthum, von den Fürsten dem Kaiser unter Bedingungen auf Lebenszeit anvertraut und ohne hinreichende Stütze in der Masse des Volks, vermochte dergleichen nicht. Aus der Zahl der habsburgischen Kaiser wagten ihrer zwei, Karl V. und Ferdinand II., den Versuch mit Hülfe einer auswärtigen Macht — nämlich der spanischen Weltmacht — zu einer weniger beschränkten, wo möglich zu einer unumschränkten Gewalt im Reich zu gelangen —: aber sie versuchten es ohne jegliches Verständniß für deutschen Sinn und Geist, ja in geradem Widerspruch mit Geist und Streben des deutschen Volks, die sie brechen und unter das Joch intellectueller Beschränkung und Gebundenheit beugen wollten. Da sie sich in dieser Weise nicht an die Spitze der Nation, sondern ihr feindlich gegenüber stellten, wäre das, was sie anstrebten, im Fall des Gelingens auch nicht sowohl eine Herstellung des Reichs als eine Unterdrückung der Nation gewesen. So stießen sie denn auch nicht nur auf den Widerstand der Fürsten, sondern auch auf den der Nation; ihr Streben führte nicht zum Ziel — es führte vielmehr, wie wir hier wiederholen müssen, zu einer weiteren Lockerung des Reichsverbandes.

Digitized by Google

Nur in seinen Erblanden gelangte Kaiser Ferdinand II., auf das engste mit der Kirche, besonders mit dem Orden der Jesuiten, verbündet, nachdem er den einheimischen protestantischen Adel, bis auf wenige Familien, die sich eilig convertirten, vertilgt und aus den reich beschenkten fremden, irländischen, italienischen, wallonischen, ja spanischen und portugiesischen Abenteuerern, die seine Söldnerheere als Feldobersten führten, einen neuen Adel gebildet hatte, zu einer absoluten Machtvollkommenheit — die diesen Ländern nicht zum Heil gereichen wollte, da ein ängstliches Niederhalten jedes selbständigen und energischen geistigen Strebens die Bedingung ihres Daseins war. — Im übrigen Deutschland konnte sich fortan eine feste Staatsgewalt, die zum Theil fruchtbare Keime für die Zukunft barg, nur in den einzelnen Sondergebieten bilden.

Die Weltlage im Allgemeinen und Deutschlands Stellung in dem Ganzen waren wesentlich verändert. Deutschland hatte, in Folge dieser länger als ein Jahrhundert über fortgesetzten Kämpfe um die höchsten Güter der Menschheit, zur Zeit diejenige politische Bedeutung verloren, die der Größe der Nation entsprochen hätte. Im übrigen aber standen sich in Europa fortan große Mächte gegenüber, die bei weitem mehr als während der verflossenen Jahrhunderte befähigt waren den Anforderungen eines nach allen Seiten erweiterten Lebens zu entsprechen. Die westlichen Reiche waren zu innerer Geschlossenheit gelangt, und auch Oesterreich war für sich, unabhängig von der deutschen Kaiserkrone, welche die Habsburger trugen, wesentlich vermöge des Gewichts, welches ihm die außerdeutschen Besitzungen des regierenden Hauses verliehen, zu einer Macht ersten Ranges emporgestiegen.

Nur Italien war in noch ärgerer Weise zerklüftet als Deutschland. Gerade in dem Lande, in welchem der Geist zuerst mächtig die Flügel regte, hatte sich die äußerste mittelalterliche Zersplitterung bis auf die neueste Zeit herab erhalten und ein particularistischer Geist entwickelt, wie er in der Leidenschaftlichkeit wohl bei keinem anderen Volk vorgekommen sein möchte.

Die Verarmung und Verödung Deutschlands in Folge der inneren Kriege — die kaum bemerkte politische Nichtigkeit Italiens — führten auf dem Festlande Europas für lange Zeit ein drückendes Uebergewicht Frankreichs herbei. Und dieses Uebergewicht äußerte sich nicht blos in politischer Willkür, in frevelnden Uebergriffen in das Dasein anderer Völker, sondern auch darin, daß französische Bildung vielfach vorherrschend und maßgebend wurde. Nicht zum Heil Europas und der Menschheit, da diese Hegemonie Frankreichs, durch ganz äußerliche Verhältnisse herbeigeführt, keineswegs durch den wirklichen Gehalt französischer Bildung gerechtfertigt war. —

In dieser so wesentlich veränderten Lage Europas aber war die herrschende, in dem wirklichen Leben wie in der Theorie zur Geltung gebrachte Ansicht von dem Wesen des gesellschaftlichen Verbandes unverändert die

Digitized by Google

durch mittelalterliche Tradition und römisches Recht gegebene geblieben. Der Staat wurde nicht als ein Gemeinwesen aufgefaßt. Es gab, streng genommen, weder Staaten noch Regierungen in dem Sinn, den wir mit diesen Worten verbinden. Es gab nur Ländercomplexe, und in ihnen eine Herrschaft, die ihr eigener Zweck war. Ihre Interessen waren der Mittelpunkt der Regierungsthätigkeit. Selbst der Nationalwohlstand wurde, insofern das überhaupt geschah, nicht um seiner selbst willen gepflegt und gefördert, sondern eigentlich nur als Mittel für sogenannte fiskalische Zwecke; um die Steuerkraft des Landes zu steigern.

Der Adel fügte sich, wenn auch vielfach mit Widerstreben, dieser neuen Ordnung der Dinge — der Centralisation der herrschenden Gewalt. Er fand in der bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, die ihm blieb, darin, daß alle höheren Stellen in den stehenden Heeren und in der Beamtenhierarchie ihm vorbehalten wurden, gleich allen reichen Pfründen der Kirche, in dem Einfluß, den er als beständige und ausschließliche Gesellschaft der regierenden Herren übte, einen Ersatz für die politischen Rechte, die ihm verloren gingen bis auf eine geringfügige Patrimonialgerichtsbarkeit, eine mehr oder minder vollständige Steuerfreiheit und dergleichen.

Solcher Art war das Staatswesen, dem sich der prüfende Geist einer werdenden Zeit gegenüber sah und das ihrem umgestaltenden Einfluß bleibend nicht entgehen konnte.

Alles was, wie nach geistiger, so nach bürgerlicher und politischer Freiheit strebte, schloß sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert naturgemäß der Reformation an, als der Religion der Zukunft, die den freieren Gebrauch der Geisteskräfte überhaupt vermittelte. Das Verlangen die Regierung — der Anschauungsweise des Mittelalters gemäß — als Herrschaft, den Staat als Landbesitz unverändert zu erhalten und in diesem Sinn eine möglichst unumschränkte Macht zu üben, alles geistig-selbständige Leben als eine feindliche Bewegung bis in die engsten Kreise hinab zu unterdrücken, tritt dagegen, im Allgemeinen, in Verbindung mit der Religion der Vergangenheit, mit der päpstlichen Kirche in die Schranken.

Das Streben die gemeinsamen Interessen der Gesellschaft als solche und um ihrer selbst willen in Regierung und Verwaltung zu förmlich anerkannter Geltung zu bringen konnte doch aber erst dann fruchtbar werden, wenn man gelernt hatte den Staat unabhängig von allen kirchlichen Beziehungen aufzufassen und aus sich selbst zu erklären. Die Reformation an sich — zwei Jahrhunderte hindurch das vorherrschende und bestimmende Interesse der Zeit — war in ihrem Wesen eine rein religiöse Bewegung und ließ den Staat unberührt. Wo sie sich friedlich entfalten konnte, forderte sie keine politischen Reformen. — Wo sie unmittelbar zu neuen Staatenbildungen und Verfassungen führte, geschah dies in Folge der Nothwehr, zu der sie greifen mußte um der Unterdrückung zu entgehen.

Digitized

Nur in ihrer Entartung, in einzelnen fanatischen Secten sehen wir sie in dieser Beziehung die Initiative ergreifen und weitgehende, alles Bestehende umstürzende Forderungen des Wahnsinns an den Staat stellen. Aber obgleich diese Forderungen an sich zum Theil in der allerausschweifendsten Weise demokratische, die nothwendigen Bande der Gesellschaft lösende waren, gingen sie doch keineswegs etwa als eine äußerste Folge aus der freieren Bewegung der Geister hervor. Sie waren vielmehr die Erzeugnisse eines Geistes, der sich nicht frei zu machen wußte; sie gingen aus einem mißverstandenen Autoritätsglauben hervor. Denn jene demokratischen Formen des Staats, und die Verleugnung alles geschichtlich Entstandenen wurden nicht etwa verlangt als dem Begriff des Staats entsprechend, als durch sein Wesen und seine Bestimmung geboten, als zweckgemäß in diesem Sinn —: sie wurden gefordert im Namen der Religion; als von einer höchsten Autorität auf dem Wege äußerlicher Offenbarung geboten; als die von Gott durch Offenbarung anbefohlene Form theokratischen Regiments. So sind denn die Forderungen der Fanatiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts äußerlich ihnen ähnlichen, wenn auch hoffentlich weniger energischen, extremen Bestrebungen unserer Zeit ihrem eigentlichen Wesen nach nicht verwandt, sondern gerade entgegen gesetzt. Solche Secten wie die Wiedertäufer nicht nur, sondern auch Puritaner und Independenten verlangten die Herrschaft im Staat — in der gesammten Christenheit — die Weltherrschaft — gerade wie Papst und Kirche sie gefordert hatten, und im Namen derselben Autorität.

Als nun aber später das erwachende Bewußtsein mit seinen Forderungen an die Regierung hervortrat, konnten doch tiefgehende, das Ganze in seinem Wesen umgestaltende Reformen erst stattfinden, wenn auch eine äußere Nöthigung, aus dem Leben der Zeit hervorgegangen, die unmittelbare Veranlassung dazu gab. Und diese Nöthigung ging im Allgemeinen daraus hervor, daß der mittelalterliche Feudalstaat die Mittel, deren die Regierungen in dem vielseitigen und bewegten Leben der Nationen bedurften, nicht gewähren konnte oder wollte.

Die Umgestaltung der hergebrachten Zustände erfolgte in den verschiedenen europäischen Ländern in sehr verschiedener, zunächst sogar in gerade entgegengesetzter Weise. So vollständig aber und in so ausgesprochener Weise, daß sich — wenn auch verhältnißmäßig spät erst — das bestimmte Bewußtsein eines wesentlich umgestalteten — nicht blos modificirten — Staatswesens daraus ergeben mußte, zuerst in England.

Was hier geschah hat so nachhaltig auf die in ganz Europa herrschenden Ansichten und mithin auf die Geschicke des Welttheils Einfluß geübt, daß es nöthig sein wird uns den Entwickelungsgang der gesellschaftlichen und Verfassungszustände in dem Inselreich zu vergegenwärtigen — selbst auf die Gefahr hin weit ausholen zu müssen. Ebenso müssen wir dann auch das Wesen der Theorie zu ermitteln suchen, da

auf dem Festlande Europas aus dem in England geschichtlich gegebenen hergeleitet — oder vielmehr ziemlich willkürlich daran geknüpft wurde, um uns Rechenschaft davon geben zu können, wie diese Vorstellungen weiter wirkten.

Ganz im Allgemeinen hatten sich in England die Verhältnisse schon dadurch günstiger gestaltet als in den anderen Monarchien germanisch-mittelalterlichen Ursprungs, daß die normännischen Könige, die Eroberer des Landes, den Lehenstaat dort vollkommen planmäßig eingeführt und dabei mit gutem Bedacht die eigene Macht sorgfältig gesichert hatten. Das Ganze wurde als ein festgeschlossenes System hingestellt. Die einzelnen Institutionen waren nicht, wie anderswo, unbedachte Ergebnisse der Noth, oder Concessionen, die Trotz und Uebermuth der Schwäche abgewannen und aus denen dann weiter etwas ganz Unberechenbares werden mußte.

Von großer Wichtigkeit für die weitere Entwickelung des so gegründeten Lehenstaats in England war dann besonders, daß den Vasallen der Krone mit guter Berechnung untersagt blieb, ihrerseits Ländereien, mit Herrschaftsrechten ausgestattet, weiter zu verleihen. Diese Bestimmung machte es ihnen unmöglich als hoher Adel, wie anderswo geschah, eine ritterliche Dienstmannschaft, einen niederen Adel um sich zu versammeln und von sich abhängig zu machen. Vollends ausgeschlossen wurde dann im Allgemeinen eine solche Möglichkeit dadurch, daß nicht blos die unmittelbaren Vasallen der Krone, sondern auch deren Hintersassen verpflichtet blieben, unmittelbar dem König den Eid der Treue zu leisten. — Viel gewichtiger noch und selbst entscheidend kam dann hinzu, daß selbst nach der Eroberung durch die Normänner überall im Lande die alten sächsischen Volksmagistrate, Zehntmänner, Hundertmänner und Sherifs, und mit ihnen das alte Volksgericht nach Sachsenrecht an den alten Dingstätten sich zu erhalten wußten. Der Shiregerefe (Sherif) — der eigentliche Graf der Grafschaft, der Schirmvogt des Landesgerichts und Anführer des bewaffneten Aufgebots der Freien zur Landwehr — wurde nach wie vor, bis auf die Zeiten Eduards III. herab, von sämmtlichen freien Einsassen der Landschaft auf ein Jahr gewählt. Der Besitz eines königlichen Lehens und die darauf haftende Lehnspflicht verwuchsen nie, wie auf dem Festlande Europas, zu einem Ganzen mit der Ausübung der polizeilichen und richterlichen Gewalt einer Magistratur und dem Kriegsbefehl in einem Landbezirk. Die Lehnsmannschaft des Königs als solche und die Hierarchie der Beamteten blieben getrennte Dinge, wenn auch die Mitglieder der letzteren aus der Zahl der ersteren entnommen waren. Es konnte weder den Beamteten gelingen ihre Amtssprengel in mit Hoheitsrechten ausgestattete Besitzungen zu verwandeln, noch vermochten die mächtigen Dynasten

Digitized by Google

ihre Besitzungen aus dem Grafschaftsverbande heraus zu lösen und de Autorität der öffentlichen Magistrate zu entziehen, um selbst Hoheitsrecht darin zu üben. Die Patrimonialgerichtsbarkeit der ritterlichen Kronvasallen entwickelte sich nicht weiter, blieb in Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse unbedeutend und erstarb sofort in sich, so wie die persönliche Hörigkeit, die Leibeigenschaft des Bauernstandes aufgehoben war. Seitdem sind die Patrimonialgerichte, die auch heutiges Tages noch fortbestehen nichts weiter als Flur- und Markgerichte, in denen Grenzstreitigkeiten innerhalb der Gemarkung der Herrschaft — des Ritterguts, manor — so wie Sachen des Weiderechts und der Hutungspolizei zur Entscheidung kommen. Bis vor ganz Kurzem mußten außerdem auch noch Besitzveränderungen der in das Gericht gehörigen Bauernländereien (Rusticalbesitzungen, copyhold) vor demselben corroborirt werden.

Nur sehr ausnahmsweise gelang es den englischen Großen in einzelnen Landestheilen eine Herrschaft zu erlangen, die solche Bezirke in nur mittelbar der Krone unterworfene Gebiete verwandeln konnte. Das geschah nur in der dem Bischof von Durham unterworfenen Grafschaft gleiches Namens; in der sogenannten Freiheit von Ely, die dem Bischof dieser Stadt unterthan war, und in den — eben deshalb, gleich Durham, county palatine genannten Landschaften Lancaster und Chester. Noch dazu fiel die unmittelbare Herrschaft in den beiden letzteren schon früh wieder der Krone anheim, so daß nur in der Grafschaft Durham die Gerichte bis auf den heutigen Tag nicht im Namen des Königs, sondern in dem des Bischofs gehegt werden. So geringfügige Ausnahmen konnten natürlich an dem Gang der Dinge im Allgemeinen nichts ändern.

Durch die Gesammtheit der hier angedeuteten Verhältnisse waren die ritterlichen Vasallen der Krone in England darauf angewiesen ihr Ansehen und ihre Bedeutung vorzugsweise in der Macht, in dem Einfluß auf die Regierung zu suchen, die sie in ihrer Gesammtheit als Genossenschaft üben konnten, und weniger als anderswo in einer Machtvollkommenheit, die etwa ein jeder der Herren für sich in einem besonderen Landestheil hätte erwerben können.

Günstig wirkte dann ferner auch, daß die freien Männer der größeren Ortschaften, der alten oder neu entstehenden Städte, sich frühzeitig in Schutzgilden zusammen gethan hatten, in diesem Verbande die Macht fanden sich jeder Hörigkeit zu erwehren und bald auch die förmliche Anerkennung ihrer Statuten zu erlangen wußten.

Die ältesten Parlamente Englands waren natürlich, gleich den berathenden Versammlungen, die sich um die Throne des europäischen Festlandes vereinigten, nichts weiter als Kronvasallentage, auf denen die ritterlichen Lehnsmänner der Krone erschienen und zwar ohne Ausnahme und Unterschied. Mit den Städten wurde besonders verhandelt, wenn man ihrer Hülfe und ihres Geldes bedurfte, und zwar mit einer jeden einzeln,

Digitized by Google

mit dem mächtigen und reichen London insbesondere öfter als mit einer jeden anderen Stadt.

Allerdings war die gesammte Ritterschaft des Landes gewiß nie vollständig im Parlament versammelt, da die minder begüterten Mitglieder derselben die Verpflichtung dort zu erscheinen als eine drückende Last empfanden und sich ihr, so weit sie irgend konnten, zu entziehen suchten. Man kann sich diese Versammlungen, in Beziehung auf größere oder geringere Vollzähligkeit, wohl kaum unregelmäßig genug denken. Doch hatte diese Thatsache Jahrhunderte lang keinen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Es gab daher unter den unmittelbaren Nachfolgern des Eroberers und unter den ersten Plantagenets wohl mächtigere und minder mächtige Barone, nicht aber einen hohen und niedern Adel als gesonderte Stände, da sämmtliche Vasallen der Krone unter sich im Range gleich standen, die reisigen Hintersassen derselben aber, nicht mit herrschaftlichen Rechten ausgestattet und nicht durch eine fürstliche Macht ihrer unmittelbaren Lehensherren gehoben, nie die Bedeutung eines kleinen Adels gewinnen konnten.

Nirgends waren die Zügel so scharf angezogen, nirgends empfanden die Vasallen der Krone die Macht ihres Lehnsherren so drückend als in England. Sie lehnten sich auch hier auf, um eine andere Vertheilung der Macht zwischen dem Haupt und den Gliedern der Land und Volk beherrschenden ritterlichen Genossenschaft zu erzwingen. So ertrotzten die Barone unter dem schwachen Johann ohne Land die vielgenannte Magna Charta. Dieser Urkunde, die Engländer gern als zu ihrer Zeit einzig in ihrer Art geltend machen, ist in solcher Weise bis auf unsere Tage herab in den Darstellungen der Verfassungsgeschichte Englands eine Bedeutung beigelegt worden, die sie an sich in der That nicht hat. Daß dies im politischen Leben, in dem Kampf um die Staatsverfassung vielfach geschehen ist, theils weil der erregte Parteigeist in weitgehender Deutung wirklich Dinge darin zu finden glaubte, die der Unbefangene nicht darin sieht — theils weil man es zweckmäßig fand, wesentlich neue Forderungen als altbegründetes geschichtliches Recht darzustellen —: das läßt sich sehr wohl begreifen. Seltsam aber nimmt es sich aus, daß ein Geschichtsforscher wie Dr. Henry Hallam in verblendeter Vergötterung englischer Zustände meint, die Magna Charta sei der Schlußstein englischer Freiheit, und alles was später errungen worden ist, sei wenig mehr als Bestätigung und Erläuterung der in ihr aufgestellten Grundsätze; ja, wenn auch alle später erlassenen Gesetze abhanden kämen und vergessen würden, blieben doch in ihr allein die kühnen Züge stehen, durch die sich eine freie Verfassung von einer despotischen unterscheidet.

So weit wurde England durch seine Magna Charta keineswegs geführt. Die Barone, die sie forderten und erlangten, beurkundeten dabei durchaus keine vaterländische, sondern lediglich eine sehr scharf ausgeprägte

4*

Digitized by Google

Standesgesinnung. Im Wesentlichen nur gegen die Mißbräuche der lehensherrlichen Gewalt des Königs über seine ritterlichen Vasallen gerichtet, enthält die berühmte Urkunde in der That nichts was nicht auch anderwärts in ähnlichen Privilegien vorkäme. Sie verlangt, daß der König sich seinen Vasallen gegenüber innerhalb der Grenzen seiner wirklichen, herkömmlichen Rechte halten und ihre Dienste nicht darüber hinaus für seine persönlichen Interessen in Anspruch nehmen solle; von einem Staat, einem Gemeinwesen, einem Vaterland ist hier so wenig als im Mittelalter überhaupt irgend die Rede. In diesem Geist wurde festgesetzt, daß der König die ihm zustehende Vormundschaft über unmündige Vasallen, mit welcher Nutznießung des Vermögens der Mündel verbunden war (tutela fructuaria), nicht mißbrauchen solle; dem Unfug, die Hand reicher Erbinnen — über die der König nach Lehnrecht allerdings verfügen konnte — förmlich zu verkaufen, reiche Wittwen zur zweiten Heirat zu zwingen, wenn ein Freier den König durch Geld für seine Bewerbung gewann —: dem wollte man steuern; die Auffahrtsgelder, Losungen, oder wie man sie nennen will (im Englischen fines), die gezahlt werden mußten, wenn der Lehnserbe in den rechtlichen Besitz der hinterlassenen Lehen seines Vorgängers treten wollte, sollten auf ein billiges Maß zurückgeführt werden, ꝛc.

Wenn dann in demselben Geist festgesetzt wird, was sich eigentlich von selbst verstand, daß der König außer den ein für allemal herkömmlichen oder auf gewisse Fälle beschränkten Abgaben keine Steuern von seinen ritterlichen Vasallen erheben solle ohne ihre Bewilligung, so ist das eben auch nur eine gegen lehnsherrliche Uebergriffe gerichtete Bestimmung, im Interesse des Ritterstandes, nicht des Staats, des Gemeinwesens, ausbedungen. Was hier verlangt wurde ist deutsches Herkommen, allgemeiner Grundsatz des Lehnrechts. Aehnliches kommt überall in Verträgen zwischen Fürsten und Ständen vor. Da außer den Einkünften der Krondomainen auch der Ertrag der herkömmlichen, gewöhnlichen Abgaben oder Beden, der Zölle ꝛc. nach wie vor zu freier Verwendung für die Zwecke des Königs blieb, war damit keineswegs der Staatshaushalt dem Parlament untergeordnet zur Mitverwaltung.

Merkwürdig ist allerdings, daß in der Magna Charta auch eine ähnliche Bestimmung die Stadt London betreffend, aufgenommen wurde, die ebenfalls nur in Folge und nach Maßgabe eigener Einwilligung besteuert werden sollte. Ueberhaupt werden dann alle bestehenden Privilegien, Vorrechte und Freiheiten der Städte und Burgflecken im Allgemeinen bestätigt, ohne daß ihres Inhalts bestimmter gedacht wäre. Darin zeigt sich, welche Bedeutung die Städte und ihre strebsamen, kriegsrüstigen, wohlhabenden Bewohner bereits hatten. Es beweist, daß die Barone die Nothwendigkeit erkannten auf sie Rücksicht zu nehmen und sie in ihr Interesse zu ziehen zu gemeinsamem Handeln gegen die Krone. Aber Neues wurde dadurch eben auch nicht eingeführt; nur ausbedungen, daß fortan

Digitized by Google

auch in dieser Beziehung treu beobachtet werden sollte was ohnehin herkömmlich Rechtens war im Lande. Auch damit war keine Gesammtverfassung des Reichs geschaffen, vielmehr blieb das Verhältniß der Regierung zu der Gesammtheit, zersplittert in eine Menge einzelner Beziehungen des Regenten zu der Genossenschaft der Kronvasallen und zu jeder der Städte insbesondere.

Eine Bestimmung der Magna Charta wird dann zuletzt immer von englischen Schriftstellern hervorgehoben als Englands Stolz und Ruhm, beinahe als ob es einzig und ohne Beispiel dastände in der Weltgeschichte. „Kein freier Mann" — heißt es in der Urkunde — „soll gefänglich eingezogen oder seines ritterlichen Landbesitzes (freehold) oder seiner persönlichen Rechte beraubt werden, oder außer dem Gesetz erklärt oder verbannt u. s. w. — als auf gesetzmäßigen Spruch seiner Rechtsgenossen (Pairs) oder — (vielleicht zu verstehen: und) — nach den Gesetzen des Landes (nisi per legale judicium parium suorum vel per legem terrae). — Doch besagen diese Worte nichts weiter als ebenfalls, daß auch in dieser Beziehung das herkömmliche Recht fortan nicht mehr verletzt werden solle. Daß ein Jeder nur von Rechtsgenossen gerichtet werden könne, ist durchgehende Regel deutschen Rechts. Daß der freie Deutsche der alten Zeit nur vor seines Gleichen, nicht in Haus und Hof eines Herren, sondern auf der Mahlstätte, dem Mahlberg, unter freiem Himmel, wo nur die Götter walteten, Rede stand, und den Unfreien nicht würdig achtete vor diesem Gericht freier Genossen zu theidigen —: das war durch das eigenste Wesen deutscher Urverfassung unbedingt geboten. Aber auch im Mittelalter, wo sich alles in Genossenschaften abschloß, nahm man den Grundsatz, daß ein jeder nur vor den Rechtsgenossen Recht zu geben und zu nehmen habe, mit in die Verbindungen hinüber. Man fand es in England zu Ende des zwölften Jahrhunderts nöthig sich ausdrücklich versprechen zu lassen, daß fortan das alte Recht auch in dieser Beziehung wirklich befolgt werden sollte —: ein Beweis daß gewaltsame Willkür sich vielfach über Recht und Gesetz hinweg gesetzt hatte. Dasselbe war auch anderwärts geschehen, und eben deshalb ließ man sich auch anderwärts Urkunden desselben Inhalts ausstellen, ohne daß sich daraus eine Verfassung wie die heutige Englands entwickelt hätte. So verfügte Kaiser Konrad der Salier, wahrscheinlich im Jahr 1026 zu Mailand oder 1027 auf dem Roncalischen Felde, also an zweihundert Jahre vor der Magna Charta, in einem Decret, welches den lombardischen Gesetzbüchern beigefügt wurde, daß Lehen nicht anders als durch den Spruch der Rechtsgenossen verloren werden könne. (Ut nullus miles Episcoporum, Abbatum, Abbatissarum, Marchionum vel Comitum, vel omnium, qui beneficium de nostris publicis bonis, aut de ecclesiarum praediis nunc tenent, aut tenuerint, aut hactenus injuste perdiderint, tam de nostris majoribus Valvassoribus, quam eorum militibus, sine certa

Digitized by Google

convicta culpa suum beneficium perdat, nisi secundum consuetudinem Antecessorum nostrorum, et judicium Parium suorum.)

Der Zusatz der Magna Charta, vermöge dessen der König versprach Urtheil und Gerechtigkeit fernerhin nicht zu verkaufen und niemandem Recht zu verweigern, war recht eigentlich gegen herrschende Mißbräuche der allerschlimmsten Art gerichtet. Wenn so viele englische Geschichtsforscher, namentlich der vielgerühmte Dr. Henry Hallam, davon Veranlassung nehmen die edle Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe der vortrefflichen Barone zu preisen, die so viel Mäßigung und eine so edle, aufgeklärte Sorgfalt für „das Volk" bethätigten und eben dadurch dem Lande ganz unerhörte Segnungen bescheerten, so begreift man nicht recht wie sie über ihre schwelgenden Gefühle vergessen konnten, daß von der eigentlichen Masse des Volks, von dem größten Theil der Bevölkerung Englands, von den Bauern und Landarbeitern, die, zur Zeit fast rechtlos der Herrenwillkür preisgegeben, in sehr harter Hörigkeit schmachteten, in der Magna Charta nicht mit einem Wort die Rede ist.

Wie hart der Druck der Hörigkeit, wie groß die Willkür war, darüber belehrt uns ein Zeitgenosse, der Oberrichter Glanvil. Von ihm erfahren wir, daß zu Heinrichs III. Zeit — also nach der Gewährung der Magna Charta — die Frohndienste und sonstigen Leistungen der Bauern gar kein bestimmtes Maß hatten — wenigstens kein anerkannt zu Recht bestehendes — und ganz von der Willkür des Herren abhingen. Einzelne Züge sind dann auch noch sehr bezeichnend für die edle Sorgfalt der Barone. Wilhelm der Eroberer hatte verfügt, wenn ein Normann von unbekannter Hand ermordet werde, solle, falls der Thäter nicht ermittelt werden könne, der Landbezirk, das Hundert, in welchem der Mord geschehen, zur Verantwortung gezogen werden. Wurde in dem Ermordeten ein Angelsachse erkannt, so hörte die Verantwortlichkeit des Hunderts auf. Die Gründe der Politik, die bei solchen Bestimmungen maßgebend waren, zu einer Zeit, wo der Nationalhaß vielfach zu Ermordung von Normannen und Verschweigung der Thäter Veranlassung geben konnte, sind nahe liegend und einleuchtend. Später hatte sich der persönlich frei gebliebene Theil der Angelsachsen mehr mit den fremden Eroberern versöhnt, ja mit ihnen vielfach verschwägert, so daß die verschiedenen Nationalitäten in diesem Kreise nicht mehr dieselbe Bedeutung hatten, auch kaum mehr zu ermitteln waren. — Da gewann das Gesetz in der Anwendung eine veränderte Bedeutung. Das Hundert wurde nun, wie wir aus dem gegen das Ende der Regierung Heinrichs II. verfaßten dialogus de scaccario ersehen, verantwortlich geachtet für den Mord eines jeden Freien, der innerhalb seines Bezirks von unbekannter Hand verübt war. Ergab sich aber, daß der Erschlagene ein villanus war, daß er dem leibeigenen Stande der Bauern angehörte, dann trat eine solche Verantwortlichkeit nicht ein, und es wurde überhaupt, so viel wir sehen können, der Sache von Seiten der

Digitized by Google

öffentlichen Behörden, der Landesregierung weiter nicht sonderlich nachgefragt. (Der dialogus sagt: Normannen und Engländer seien, was Freie anbetrifft — „de liberis loquor“ — nicht mehr zu unterscheiden; „exceptis duntaxat ascriptitiis qui villani dicuntur“ — von denen wußte man es ja gewiß, daß sie Engländer sein mußten. „Ea propter quicunque sic hodie occisus reperitur, ut murdrum punitur, exceptis his quibus certa sunt ut diximus servilis conditionis indicia.“)

Die Magna Charta änderte an diesen Verhältnissen nichts; man ließ es dabei bewenden. Die Barone sorgten eben, auf Kosten des Bauernstandes, für sich selbst und für die, deren sie bedurften: ihre reisigen Hintersassen und die aufblühenden Städte. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen — nach der Magna Charta so gut wie vorher — Bauernaufstände, Bauernkriege in England gar sehr häufig waren und mit ganz besonderer Wuth und Erbitterung geführt wurden.

Was auch deutsche Schriftsteller von einer durch die Magna Charta „in kühnen Umrissen“ gegründeten Verfassung gerühmt haben, ist demnach wohl nichts weniger als zutreffend. Die Absicht, in der die Urkunde erzwungen wurde, ging keineswegs dahin eine parlamentarische Regierung im heutigen Sinn des Worts oder auch nur deren Anfänge einzuführen, sondern vielmehr den geraden Gegensatz einer solchen Regierung, ein Ständewesen, fester und sicherer zu begründen. Man wollte nicht ein Parlament um den Thron versammeln, das mit der Krone vereint die Interessen der Gesammtheit zu wahren hätte, sondern umgekehrt die im Lande herrschenden Sonderinteressen der bevorrechteten Stände gegen die Anforderungen sicher stellen, die im Namen des Landesherren an sie gestellt werden konnten, und wenn dies auch im Interesse der Gesammtheit geschähe.

Freilich entwickelten sich die Dinge in England im weiteren Verlauf der Ereignisse in einem anderen Sinn. Wir dürfen eben, wenn wir Einsicht in den Gang der Geschichte gewinnen wollen, über gewisse Urkunden, über den Buchstaben, nicht das Leben vergessen und die That. Nicht das, was irgendwo geschrieben steht, entscheidet an sich über das Schicksal der Völker, sondern das was die Menschen im thätigen Leben aus den realen Verhältnissen machen. Die Magna Charta trug nicht die spätere englische Verfassung in sich und führte nicht nothwendiger Weise zu ihr. Welche Umstände aber hier wirklich eine Erweiterung und Steigerung des öffentlichen Lebens im Allgemeinen begünstigten, dessen haben wir bereits gedacht. Entscheidend wurde der strebende Geist, der sich in England regte und nicht auf den Kreis der ritterlichen Vasallen der Krone beschränkt blieb; und die finanziellen Verhältnisse waren es dann hier wie anderswo, welche zuerst die Kronvasallen, die Landherren, unmittelbar veranlaßten einen positiven Antheil an der vom König ausgeübten Centralregierung des Landes zu fordern. Die Landherrn traten zunächst allein mit einer

Digitized by Google

solchen Forderung hervor, die sich zur Zeit auch nur auf einzelne Zweige der Regierungsthätigkeit bezog.

Die germanisch-mittelalterliche Regierungsweise setzte nämlich voraus, daß der Landesherr — was Geld und Geldeswerth betraf — die Kosten der Regierung, da diese eben als Seine Angelegenheit aufgefaßt wurde, auch aus eigenen Mitteln, aus den stehenden Einkünften der Krone bestreite. Das heißt aus dem Ertrag der Domainen und der Gefälle, die herkömmlicher Weise im Lande zu erheben waren. Nur ausnahmsweise bei besonderen Veranlassungen konnte er außerdem noch vom Lande eine „Steuer" (subsidium), wie schon die Benennung ausspricht, als Beihülfe verlangen, und von den Vasallen oder den Städten, je nachdem die Einen oder die Anderen in Anspruch genommen waren, hing es ab diese Hülfe zu gewähren oder zu verweigern. Es war das der Gegenstand nicht sowohl einer Abstimmung als einer Unterhandlung zwischen ihnen und der Krone. Kehrten solche unbequeme Forderungen des Landesherren häufiger wieder, wurde Bedeutendes verlangt, ergab sich vollends, daß die früher gewährten Summen nicht zu dem angegebenen Zweck, sondern in anderer Weise verwendet worden waren, dann wurde wohl von Seiten der Vasallen der Anspruch erhoben und durchgesetzt den Ertrag der bewilligten Steuer durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte selbst zu verwalten und die Verwendung der Gelder zu überwachen. Das geschah namentlich in England.

Unter einem schwachen Fürsten, unter Heinrich III., wagten dann die Barone Englands den kühnen, unmittelbar wieder durch finanzielle Schwierigkeiten herbeigeführten Versuch das Haupt der Lehensgenossenschaft, den König, zu deren bloßem Werkzeug und Diener und damit die Landesregierung ihren Sonderinteressen unterthan zu machen. Der Kampf mit der Krone nöthigte sie bald zu Mitteln zu greifen die dem Zweck widersprachen, und sich um den Beistand der Städte zu bewerben, so wenig auch die Theoretiker ihrer Partei, wie Glanvil und Bracton, außer den ritterlichen Vasallen der Krone, irgend jemanden als berechtigt anerkennen wollten im Staat. Bracton stellt nicht allein „Gott und das Gesetz" über den König, sondern auch seinen Hof, das heißt die hochgeborenen Inhaber der Hofämter, und die Grafen (Comites) und Barone. Denn die ersteren, die Comites, hießen so als Genossen des Königs; wer aber Genossen habe, der habe in der Genossenschaft einen Herren, meint dieser Rechtsgelehrte; und sei der König ohne einen gesetzlichen Zügel, so hätten Grafen und Barone (und niemand sonst, wohlverstanden) die Verpflichtung ihm einen anzulegen. Aber man mußte die Städte zu gewinnen suchen, und gerade das Haupt der empörten Barone, Simon de Montfort Graf von Leicester, war es, der Abgeordnete der Städte und Burgflecken in den großen Rath des Reichs einführte. Bekanntlich berief er im Jahr 1265, zu einer Zeit wo er den König gefangen hielt, zuerst je zwei Bürger

Digitized by Google

aus jeder Stadt und aus jedem Burgflecken in das Parlament. Die Theilnahme der Städteabgeordneten an den Geschäften und Befugnissen des Parlaments ist sogar das einzige dauernde Ergebniß dieses Adelskrieges geblieben, der in der Absicht geführt wurde England zu einer Ritterrepublik mit einem der Ritterschaft untergebenen König — man weiß nicht ob man sagen soll: an der Spitze — umzugestalten. Wir sehen hier was öfter vorkommt im Lauf der Weltgeschichte: daß die Dinge in ihr Gegentheil umschlagen; daß Unternehmungen ihren eigentlichen Zweck verfehlen, dagegen aber etwas ganz Anderes, fern Abliegendes, ja Widersprechendes in das Leben einführen.

Zu gleicher Zeit gewahren wir eine entstehende Spaltung des Einen, gleichberechtigten, in England bestehenden Adels in einen hohen und niedern. Hier hatten nicht, wie auf dem europäischen Festlande, die Lehnleute der Krone ein jeder um sich her eine von ihm abhängige — der Krone nur mittelbar verpflichtete — ritterliche Dienstmannschaft: sondern die reicheren, zu größerer Bedeutung gelangten Lehnleute des Königs traten als eine besonders begünstigte Klasse, als hoher Adel, aus der Gesammtzahl heraus, die fortan den niedern Adel bildete.

Die erste Anerkennung eines solchen thatsächlich vorhandenen Verhältnisses findet sich in der Magna Charta. In dieser verspricht der König vorkommenden Falls — das heißt nicht etwa innerhalb regelmäßig wiederkehrender Fristen, sondern wenn nach seinem Ermessen eine Versammlung der Kronvasallen nöthig wurde — die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und „größeren Barone" persönlich, durch eigene Briefe, zum Parlament zu entbieten und dann weiter den Sherifen und Vögten die nöthigen Befehle zu ertheilen, damit alle sonstigen Lehensträger der Krone durch diese Beamten vermöge öffentlicher Proclamation zu der Versammlung entboten würden.

Doch ist hier noch von keiner eigentlichen Rechtsverschiedenheit die Rede; die großen, mächtigen Vasallen wurden zwar mit besonderer Auszeichnung behandelt, auf ihre Anwesenheit wurde ein besonderes Gewicht gelegt—: noch aber waren alle, die ritterliche Lehen unmittelbar aus des Königs Hand empfingen, die „lesser barons", die secundae dignitatis barones, die kleineren so gut wie die großen, berechtigt persönlich auf dem Parlament genannten, Vasallentage zu erscheinen und zu stimmen; nur daß bei einem ziemlich unregelmäßigen Verfahren die Stimmen nicht blos gezählt, sondern auch wohl gewogen wurden. Dies Recht war aber auch, wie gesagt, für die ärmeren Mitglieder der Ritterschaft eine lästige Verpflichtung, der man sich gern entzog. Es entsprach den Wünschen und Interessen aller, daß Simon de Montfort zu demselben Parlament, an welchem zuerst Abgeordnete der Städte theilnahmen, auch zwei von den Genossen zu wählende Ritter aus jeder Grafschaft als Stellvertreter der kleineren Landherren berief. Diese Anordnung fand um so leichter Ein-

Digitized by Google

gang, da schon früher Fälle vorgekommen waren, in denen zu bestimmten Zweck eine bestimmte Anzahl Ritter aus jeder Grafschaft an des König Hof war berufen worden. So bestand nun zunächst das Parlament au drei verschiedenen Körperschaften, die getrennt von einander beriethen un stimmten: den großen, persönlich berufenen Landherren, den Vertreter der übrigen Ritterschaft und den Abgeordneten der Städte.

Einflußreich und hochwichtig, ja insofern von dem wirklichen Inhal eines Gesetzes und den Folgen seiner Ausführung die Rede ist, nich davon wozu es später als Vorwand gebraucht, als angeblicher Rechtstite angerufen worden sein mag, leicht wichtiger als die Magna Charta, wa dann ein im 18. Regierungsjahre König Eduards I. erlassenes Gesetz nach den Anfangsworten das Statut Quia emptores genannt. Dies i den meisten Geschichtserzählungen seltsamer Weise ganz mit Stillschweige übergangene Gesetz verfügt, daß im Fall einer Veräußerung von Land besitz der Erwerber zu Recht angesehen sein solle, als habe er den erwor benen Besitz nicht aus den Händen des unmittelbaren Verkäufers ode Verleihers, sondern aus denen des Oberlehnsherren erhalten, und zwa unter denselben Bedingungen wie sein Vorgänger im Besitz — nämlic eben der unmittelbare Verkäufer oder Verleiher.

Der ursprüngliche Zweck des Gesetzes war, die Lehensherren über haupt, die geistlichen und weltlichen Barone so gut wie die Krone, gege den Unfug zu sichern, den ihre persönlich freien, auf Domanialgrund un -boden angesiedelten reisigen Hintersassen mit weiteren Veräußerungen un Verleihungen treiben konnten —: einleuchtend aber ist wie dadurch, da dieses Gesetz in Verbindung mit den früheren Bestimmungen Wilhelm des Eroberers auf die Veräußerungen angewendet wurde, welche die Ba rone selbst in einer oder anderer Form vornahmen, die Bande zwische ihnen und ihren freien Hintersassen mehr und mehr gelöst, diese letztere immer entschiedener unmittelbar an die Krone gewiesen werden mußten Viele Rechtsstreite, die früher vor die Lehnhöfe der Barone gehörten gingen nun ganz von selbst an die königlichen Gerichte über. Und de Baronen war es nun vollends unmöglich gemacht Hoheitsrechte innerhal besonderer Landesgebiete zu erwerben. Sie waren nun mehr als jemal darauf angewiesen ihre Bedeutung ausschließlich in dem Einfluß zu suchen den sie als Gesammtheit, theilnehmend oder hemmend, auf die Central regierung des Landes üben konnten.

Der hohe und niedere Adel Englands bildeten sich nun in eigen thümlicher, ja dem Gang der Dinge auf dem europäische Festlande gerade entgegengesetzter Weise aus.

Die Zusammensetzung der Pairskammer, wenn man sie in der Ge schichte der betreffenden Periode bereits so benennen darf, war natürlic in den ersten Zeiten und bis in das folgende — vierzehnte — Jahr hundert herab eine sehr unregelmäßige. In den Urkunden, so weit si

Digitized by Google

reichen, läßt sich nicht erkennen, daß eine bestimmt gezogene, zu Recht bestehende Grenze die größeren Barone von den übrigen ritterlichen Vasallen der Krone geschieden hätte. Die Verhältnisse der Einzelnen blieben vielfach ungewiß. Denn, neben den Grafen und jenen mächtigen Landherren, deren reale Macht ihr Recht niemals zweifelhaft erscheinen ließ, sehen wir andere, weniger begüterte Landherren zuweilen persönlich zum Parlament entboten, zuweilen nicht. Auch mag sich darin nicht selten eine gewisse Willkür geltend gemacht haben, ein Verfahren, das nicht aus der Sache, aus den Verhältnissen selbst zu erklären war. Denn es kommen Klagen vor, daß nicht alle Berechtigten berufen worden seien. Aber natürlich setzte die persönliche Berufung im Allgemeinen den wirklichen Besitz einer alten Baronie voraus. Es verstand sich von selbst, daß nur ein groß begüterter Landherr in solcher Weise berufen werden konnte. Ja, obgleich das bis auf die neueste Zeit herab nirgends ausdrücklich ausgesprochen ist, versteht sich eben so von selbst, daß die geistlichen Herren — Bischöfe und Aebte — als Inhaber von Baronien berufen wurden.

Das änderte sich, als hoher und niederer Adel sich durch Herkommen bereits bestimmter geschieden hatten. Da vermehrte die Krone die Zahl der Pairs nicht durch einfache Berufungen, sondern durch förmliche Verleihung eines Titels und der Pairie vermöge eines Diploms. Eine Neuerung, die, wie es scheint, dadurch vorbereitet worden war, daß Eduard III. mit Einwilligung des Parlaments, worüber eine Urkunde aufgenommen wurde, mehrere Barone in einen höheren Adelsrang erhob, indem er sie zu Grafen und Herzogen ernannte, ohne ein wirkliches Amt oder eine höhere Autorität mit diesen Würden zu verbinden. Das Grafenamt hatte ohnehin, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, auch unter den normännischen Königen von England nie die Bedeutung gehabt, die ihm in anderen Staaten germanischen Ursprungs zustand; hatte sie nie gewinnen können, weil neben dem normännischen Grafen, wo ein solcher überhaupt ernannt war, der sächsische Shiregereve im Amt blieb. Jetzt vollends waren längst die immer beschränkten Befugnisse und Verpflichtungen der Grafenwürde überall, ausgenommen in den counties palatines, wieder theils dem Sherif übertragen worden, theils den königlichen Richtern, die seit Heinrichs II. Zeit die Provinzen zu bestimmten Perioden bereisten und in den Grafschaftsgerichten den Vorsitz führten. Selbst die älteren Grafen hatten nur den Titel behalten, der ihnen einen höheren Rang unter den Baronen gewährte. Das Herzogthum und das Marquisat waren hier vom Augenblick ihrer Einführung an nur nominale Würden.

Richard II. ernannte zuerst Pairs vermöge eines Diploms; des Besitzes einer Baronie wird dabei gar nicht gedacht; und eben so wenig ist die Vererbung der Würde und der damit verbundenen politischen Rechte an einen zu bewahrenden bevorrechteten Landbesitz gebunden. Aehnliche

Digitized by Google

Diplome sind dann später in großer Anzahl ertheilt worden, so daß sch seit dem Untergang des älteren englischen Adels in den Kriegen der weiß und rothen Rose das englische Oberhaus, mit sehr wenigen Ausnahme aus lauter solchen Diplompairs bestand.

Da die Frage wirklich aufgeworfen worden ist, hat das Oberhau sogar förmlich entschieden, daß der thatsächliche Besitz einer Baronie nic die Würde oder die Rechte eines Pairs mit sich bringt, was freilich m dem Wesen der Feudalmonarchie, mit der ursprünglichen Grundlage de englischen Verfassung geradezu im Widerspruch steht. Die Pairie ist dem nach ein erbliches Vorrecht geworden, das, ohne alle sonstigen Beziehunge lediglich an der Person haftet. Zu Eduards IV. Zeit wurde zwar no ein Pair durch Parlamentsbeschluß seiner Würde entkleidet, weil man ih zu arm achtete sie standesgemäß zu behaupten —: ein späteres Gesetz abe sichert den Pairs, die gar kein Vermögen haben, eine mäßige Jahrrent (500 £ St.) aus Staatsmitteln, und noch vor wenigen Jahren bezog ei Pair, der keinen Fuß breit Land noch sonst etwas besaß, diese Rente Das Oberhaus ist, in dieser Weise auf eine von der ursprünglichen wei verschiedene Grundlage versetzt, wie man wohl gestehen muß, etwas seh Eigenthümliches geworden. Die Pairs sind erbliche Gesetzgeber und Räth der Krone, die weder geschlossene Herrschaften von selbständiger Wichtigkei vertreten, noch selbst, den Rechten nach, das ganz allgemein gedacht große Grundeigenthum. Sie vertreten durchaus nichts als ihre eigen Person.

Der kleine, ritterbürtige Adel dagegen, ist in England nie ein geschlossener Stand geworden. Die Erwerbung eines Ritterlehens verleiht ohne Weiteres die politischen Rechte des Ritterstandes, Sitz und Stimme in der Anklagekammer — (grand jury) der betreffenden Grafschaft — und damit das Recht sich Esquire zu nennen und bei dem königlichen Heroldsamt ein Wappen nachzusuchen.

In Deutschland sind gerade umgekehrt, wenn auch nicht der persönliche Rang, doch die politischen Rechte des hohen Adels von dem wirklichen Besitz eines privilegirten Lehens, einer Standesherrschaft abhängig geblieben. Was die Verhältnisse des niedern Adels auf dem europäischen Festlande anbetrifft, die in früherer Zeit denen in England glichen, so entwickelten sie sich in solcher Weise, daß sie eben auch zu denen der englischen Ritterschaft einen Gegensatz bilden. Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gelangte der kleine Adel des Festlandes, wenn auch nicht ohne Widerspruch, doch immer entschiedener dahin, sich als ein von der übrigen freien Bevölkerung durch eine bestimmte Grenze gesonderter Stand abzuschließen. Dies geschah zunächst dadurch, daß man, im Widerspruch mit dem älteren Herkommen, nur den Ritterbürtigen, nur den Sohn eines Ritters fähig achten wollte den Ritterschlag zu erhalten oder ein Ritterlehen zu erwerben. Vollständig anerkannt war diese Geschlossenheit des Standes innerhalb

Digitized by Google

bestimmt gezogener Grenzen dann dadurch, daß in Frankreich seit Philipp dem Schönen, in Deutschland seit Karl IV. der Adel, die Einführung in den Stand der Ritterbürtigen, als Standeserhöhung durch landesherrliches Diplom verliehen wurde. Die Vorrechte des Standes, früher unabhängig von der Geburt und jedem zugänglich, der den Ritterschlag und ein Ritterlehen zu erwerben wußte, hafteten nun umgekehrt erblich an der Person. —

Neben dem veränderten Wesen der Pairie in England gewahren wir dort in Beziehung auf das Unterhaus und dessen Vollmachtgeber, die Wähler, schon unter den späteren Plantagenets die Folgen der Veränderungen, welche das Statut Quia emptores herbeigeführt hatte. Viele neue Verhältnisse hatten sich gebildet; da mußte wohl manches zweifelhaft scheinen und unbestimmt bleiben, auch in Beziehung auf das Wahlrecht in den Grafschaften, das nach dem Wortlaut jenes Gesetzes ein jeder beanspruchen konnte, der unter irgend einem Rechtstitel irgend einen Bruchtheil ritterlichen Landbesitzes inne hatte. Wie es scheint wurde in den verschiedenen Landestheilen nach verschiedenen Grundsätzen verfahren, und die Klagen über Unregelmäßigkeiten und Willkür waren schwerlich ungegründet. Ein Gesetz, unter Heinrich IV. (a. 1405) erlassen, um die Beschwerden zu beseitigen und parteilichen Unregelmäßigkeiten vorzubeugen, setzt voraus, daß alle, die in das Grafschaftsgericht (county court) gehören, berechtigt seien bei den Grafschaftswahlen mit zu stimmen. So wenigstens erklären bedeutende englische Rechtsgelehrte das Statut, und diese Erklärung paßt auch allein sowohl zu dem, was wir aus dem oben angeführten Gesetz Eduards I. folgern müssen, als zu dem Zustand, der sich wenig später thatsächlich kund giebt. — Zu Heinrichs VI. Zeit fand man nämlich, daß sich zu viele Wähler zudrängten: „meist Leute von geringem Vermögen und keinem Werth" — und deshalb beschränkte nun ein Gesetz das Wahlrecht auf die Besitzer ritterlicher, nur mit reisigen Diensten und ihnen entsprechenden Abgaben belasteter Ländereien (freehold), die den Werth von 40 Schillingen jährlich hätten. Vorbeugend fügt das Gesetz hinzu: die von den Grafschaften Gewählten müßten aber wirklich Ritter sein oder doch angesehene Rittergutsbesitzer (Esquires) — nicht Yeomen, d. h. freie, zwar auch nur zu reisigen Diensten verpflichtete, aber nicht ritterlich begüterte Vasallen. Da sich das in der früheren Zeit von selbst verstand, muß man glauben, daß neuerdings mitunter solche unritterliche Abgeordnete gewählt worden waren. Viele Yeomen, Untersassen der Krondomainen oder in den Marken an der schottischen Grenze angesiedelt, waren allerdings unmittelbare Vasallen der Krone —: zum großen Theil, ja überwiegend wohl bestanden die Landbesitzer, und wie wir hier gleich hinzufügen müssen, die Landinhaber dieser Klasse aus freien Untersassen der größeren Landherren, der Rittergüter. So waren denn nun alle persönlich freien Besitzer von Freiland (freehold, Domanial-, nicht bäuer-

lichen Ländereien), die freien Untersassen der größeren Landherren nic ausgenommen, als Wahlberechtigte anerkannt, und da bereits, entschiede seit Eduard III., die Ritter aus den Grafschaften und die Abgeordnete der Städte sich, in Folge allmählich entstandenen Herkommens, zu gemei samer Berathung als Unterhaus vereinigt hatten, waren somit die Wahle die Landesvertretung und das Parlament etwas wesentlich Anderes g worden als früher. Das Parlament war kein Lehenhoftag mehr. E war eine Versammlung des hohen Adels und der Abgeordneten der Städ und der persönlich freien Landbesitzer.

Die Kriege der rothen und weißen Rose überfluteten das Reich; s vernichteten den alten hohen Adel größtentheils und noch gar Vieles sons das der alten Zeit angehörte. Vielfach verwilderte das verwüstete Lan Es trat eine allgemeine Ermüdung und Erschöpfung ein, die es der neue Dynastie, den Tudors, die den Plantagenets folgten, erleichterte mit groß Willkür zu herrschen. Dann aber führten diese Kriege, neben solche vorübergehenden Erscheinungen, auch eine durchgreifende und bleibende Ve änderung von größerer Bedeutung herbei, deren seltsamer Weise weit we niger gedacht wird —: sie haben unstreitig dem bis dahin leibeigene Bauernstande in großem Maße die persönliche Freiheit gebracht. Zwa hatten schon früher das Aufblühen der Städte, der Grundsatz, daß di Luft in ihnen frei mache, und der thatsächliche Schutz, den sie entlaufene Leibeigenen gewährten, die Landherren vielfach gezwungen glimpflicher mi ihren Hörigen zu verfahren als sie sonst gewohnt waren und mancherl Rücksichten zu nehmen. Der Zustand hatte sich verbessert. Die frühe nur durch die Willkür des Herren bestimmten Frohndienste und Zinse waren, nach einem allgemeinen Herkommen, zu „gemessenen" geworden wie man das nennt; sie hatten ein bestimmtes, unveränderliches Maß Das Eigenthumsrecht des Hörigen an seine fahrende Habe war schon sei längerer Zeit nicht mehr zweifelhaft. Von dem strengeren Recht, dem zu Folge der Leibherr Erbe jedes Hörigen war, blieb hier wie anderwärt nur das Recht des Herren sich aus der Verlassenschaft des Hörigen ei „Besthaupt", einen „Sterbefall" zu wählen, und zu Eduards III. Zei stand auch das Erbrecht des hörigen Bauern an seinen Hof und die daz gehörigen Ländereien bereits fest; es konnte nur dadurch verloren gehen daß die auf dem Hofe lastenden Dienste nicht geleistet wurden.

Dennoch aber war der alte Geist normännischer Unterdrückung nich gewichen. Während jenes furchtbaren Bauernaufstandes unter John Bal und Wat Tyler, zu Richards II. Zeit, erzwangen die Bauern eine allge meine, im Namen des Königs gewährte Freilassung — aber das Parla ment nahm sie zurück, sobald die Gefahr vorüber war. Die Landherre erklärten, dergleichen habe nicht verfügt werden können ohne ihre Zustim mung, und wenn sie darüber auch alle an einem Tage untergehen sollten würden sie nie in die Freilassung ihrer Bauern willigen. Bald darau

Digitized by Google

verlangte sogar das Parlament, es solle den Hörigen, den Bauern untersagt werden ihre Kinder zur Schule zu schicken, damit die Kinder nicht die Möglichkeit erlangten sich der Leibeigenschaft zu entziehen, indem sie in den geistlichen Stand einträten. Wir sehen auch hier, was leider! die Geschichte so oft berichten muß —: daß Feigheit in der Stunde der Gefahr Alles und Jedes verspricht und der Uebermuth und die Rachsucht, die an die Stelle der Feigheit treten, wenn die Gefahr vorüber ist, dann selbst das Gerechte und Billige wieder zurück nehmen.

In welcher Art nun die Bürgerkriege den Bauern zur Freiheit der Person verhalfen, ist schwer zu sagen, denn die Geschichte Englands während dieser Zeit liegt gar sehr im Halbdunkel! — An förmliche, regelmäßige Freilassungen ist wohl am wenigsten zu denken; Noth und Unordnung thaten ohne Zweifel das Meiste, und die öffentlichen Gerichte scheinen Usurpationen von Seiten der Hörigen, wie sie die unruhigen Zeiten herbeiführen konnten, im Allgemeinen mit einer gewissen Bereitwilligkeit in Schutz genommen zu haben. Hörige brachten ihre Streitigkeiten unter einander, gleich Freien, vor die öffentlichen Gerichte — und wissen wir auch in der That nicht, auf welchem Wege man dahin gelangte, so steht doch fest, daß zu Eduards IV. Zeit die Gerichtshöfe Klagen der Bauern (copyholders) auch gegen ihre Grundherren annahmen; sie als persönlich frei, namentlich als wirkliche Eigenthümer ihrer Höfe und Ländereien betrachteten und sie vorkommenden Falls auch gegen ihre Grundherrschaft schützten im Besitz. Man hört fortan wenig mehr von Leibeigenschaft in England. Nur in einzelnen Landestheilen kommen noch unter den Königinnen Marie und Elisabeth auf königlichen Domainen Freilassungen vor, und in zweifelhafter Weise ist in einem einzelnen Fall, sogar noch unter Jakob I., von Hörigkeit die Rede. Mit der Leibeigenschaft hören die Bauernkriege in England auf; der letzte hatte, unter Jack Cade's Anführung, noch kurz vor dem Ausbruch der Kriege der beiden Rosen stattgefunden. Politische Rechte gewährte die persönliche Freiheit dem Bauernstande gleichwohl nicht. Er blieb nach wie vor von jedem Antheil an den Parlamentswahlen ausgeschlossen.

Was die Patrimonialgerichtsbarkeit unter solchen Umständen an thatsächlicher Bedeutung noch gewahrt und behalten haben konnte, wußte Heinrich VIII. sehr geschickt zu vernichten, ohne daß er sie, der Form nach, aufgehoben hätte, indem er in den Grafschaften Friedensrichter ernannte und ihnen dieselben Befugnisse, dieselbe niedere gerichtliche Autorität beilegte, die den Patrimonialgerichten der Landherren noch geblieben war. Es war nunmehr den Parteien überlassen, ob sie sich an das Gericht des Grundherren oder an den königlichen Friedensrichter wenden wollten, und natürlich zogen sie das letztere vor. So erlöschte die Gerichtsbarkeit der Grundherren in sich, und es war wieder ein Element des Feudalstaats beseitigt.

Digitized by Google

Daß die Tudor's mit kaum erhörter Willkür herrschten, daß sie da Unterhaus gar oft mit der äußersten Geringschätzung behandelten, ist b kannt genug. Doch darf man die Unterwürfigkeit des Parlaments nich wie das oft genug geschieht, nach der Bereitwilligkeit beurtheilen, mit d es die Reformation der Kirche, dem Verlangen des Königs gemäß, oh Widerspruch anzunehmen eilte. England war auf die Umgestaltung de Glaubens und der Lehre auf mehrfache Weise, auch durch Wicliffe un seine Schule längst vorbereitet; so kam das Parlament den Geboten de Tyrannen Heinrich in dieser Beziehung bereitwillig entgegen, weil er gebe was man ohnehin wünschte. In Betreff anderer Verhältnisse zeigte e sich nicht immer in demselben Grade geschmeidig, und besonders blieb, wi unter den Plantagenets, alles, was mit den Finanzen zusammenhing stets ein Anhaltspunkt für das Parlament, in dem Streben seine Ansprüch und seine Bedeutung zu steigern. Mußte es in ausgedehntem Maße durc Steuern für den Staatshaushalt sorgen, dann war ihm die Ueberwachun der zweckmäßigen Verwendung des Bewilligten — ein wirklicher Anthei an der Regierung — nicht wohl zu versagen. Deshalb, scheint es, hatt schon Heinrich VII. sich stets mit Hülfe seiner Finanzkünstler auf Umwege — ohne das Parlament — Geld zu verschaffen gesucht, indem er de Ertrag der sogenannten Regalien, der Zölle und Gefälle, die der Kron herkömmlich ein für allemal zustanden, so hoch als möglich zu steiger bemüht war, unbekümmert darum, ob dabei auch die Grenzen des Recht streng inne gehalten wurden oder nicht. Heinrich VIII., dieser gedanken lose Despot, der ganz dem Augenblick und seinen Launen lebte, gewan große Reichthümer durch die Aufhebung der Klöster, aber er verschleudert sie dann auch wieder in unbedachter Weise. Elisabeth, die unabhängi herrschen wollte, vermied es gern das Parlament um Geld anzugehen un veräußerte vielfach die Domainen der Krone, um sich auf eigene Hand z verschaffen, was die Regierung bedurfte —: es gelang ihr auch sich unab hängig vom Parlament zu erhalten, aber sie bereitete eben durch di Auswege, die sie wählte, ihrem Nachfolger eine um so abhängiger Stellung.

Und nun traten die Stuarts auf mit der Forderung den Staa theils in der Weise des Mittelalters zu beherrschen, theils den Grund sätzen gemäß, die das römische Recht an die Hand gab, während di wirklich entstandenen Verhältnisse einen wesentlich veränderten Zustand de Gesellschaft herbeigeführt hatten, das römische Recht aber — was vo sehr großer Bedeutung ist — in England nie zu irgend einer thatsäch lichen Geltung gelangt war. Sie erhoben solchen Anspruch, während i ihrem Reich die Nothwendigkeit die Kosten des Staatshaushalts haupt sächlich aus dem Ertrag der Steuern zu bestreiten bereits ziemlich voll ständig eintrat, die eigenen Mittel der Krone in hohem Grade ungenügen geworden waren.

Digitized by Google

Auf eine Umgestaltung des alten Feudalstaats drängte allerdings die Zeit mit Macht, in England wie anderwärts, so daß es sich nur darum handeln konnte, ob sie im Sinn unumschränkter Herrschaft oder parlamentarischer Regierung erfolgen sollte. Der Versuch aber, das Problem durch die Herstellung absoluter monarchischer Gewalt zu lösen, hätte den Stuarts selbst hoffnungslos scheinen müssen, wenn die Leidenschaft rechnete. Die Mittel, über welche die Krone verfügen konnte, waren viel zu gering für ein solches Beginnen, die Mittel, die dem Widerstande zu Gebot standen, ohne allen Vergleich mächtiger als in jedem anderen Lande. Die Krone hatte es hier nicht, wie anderwärts, mit einem in sich abgestorbenen Ständewesen zu thun, an dem die Masse der Bevölkerung keinen Antheil genommen hätte. Das öffentliche Leben hatte auch unter den Tudors nicht eigentlich gestockt; denn hatte auch das Parlament nicht immer dieselbe Bedeutung zu behaupten gewußt, so war dagegen doch dieses öffentliche Leben und die allgemeine Theilnahme daran in den untergeordneten Kreisen, in der Selbstregierung und Verwaltung der Grafschaften und Städte stets rege und eine Wirklichkeit geblieben; das Interesse daran war nicht erloschen, und es zeigte sich nun, was das bedeute. Die Tüchtigkeit, die eben durch die energische Theilnahme an solchen Verhältnissen bedingt ist, war nicht ausgestorben, die Nachwehen der Bürgerkriege der beiden Rosen waren längst überwunden, der allgemeine Wohlstand war in raschem Wachsen. Wenn nun hier, unter solchen Bedingungen, den Forderungen der Krone gegenüber das alte Recht angerufen wurde, dem zufolge Steuern nicht ohne Zustimmung des Parlaments erhoben werden durften, so hatte das eine ganz andere Bedeutung als wenn anderswo die Stände sich ähnlicher Privilegien erinnern wollten.

Es gelang in England sich, zuletzt mit offener Gewalt, einer unumschränkten oder auch nur gesteigerten Macht der Krone zu erwehren. Wie jeder bürgerliche Zwist, der zu offenem Kampf wird und die Leidenschaften eines ganzen Volks auf das tiefste erregt, führte auch dieser zu mancherlei Schwankungen und zeitweilig zu Extremen. Das religiöse Element war es vor allem, das über alle Schranken führte.

Eine unmittelbare Beziehung zu der Reformation, die schon seit beinahe einem Jahrhundert siegreich dastand in England und nicht mehr in Frage zu sein schien, erhielt die immer mächtiger anschwellende politische Bewegung zunächst dadurch, daß Carl I., bemüht den Staat in absolutistischem Sinn umzugestalten, auch die Katholiken auffallend begünstigte und zugleich der Landeskirche streng hierarchische Formen aufzwingen wollte, die besonders der schottischen widerstrebten. So war man denn aufgefordert neben dem, was man für das geschichtliche Recht des Landes hielt, auch die Religion des Landes, als eng damit verbunden, zu vertheidigen. Dann aber lassen sich allerdings auch zwei Parteien wahrnehmen, die mit Bewußtsein über das bestehende Recht hinaus zu gehen strebten. Die

Digitized by Google

eine, durch humanistische Studien gebildet und dem Geist des Lichts zugewendet, forderte von dem Staat, was dem Ideal des Staats, wie man es damals denken konnte, zu entsprechen schien —: die andere, zahlreicher, mächtiger, leidenschaftlicher, in finsterer Strenge befangen, wie sie der Calvinismus in jener höchsten Entwickelung erzeugen konnte, die man wieder Entartung nennen darf, verlangte eine demokratische Umgestaltung des Staats im Namen der Offenbarung, als göttliche Weltordnung. Und zwar lag es in dem Wesen dieser Partei, daß sie solche Formen des Staats keineswegs forderte, damit in ihnen eine freie Entfaltung des menschlichen Daseins im Ganzen und im Einzelnen möglich werde, sondern im Gegentheil, um das eigene Prinzip, mit aller Unduldsamkeit des Fanatismus, zu unbedingter, unumschränkter Herrschaft zu bringen.

Dieser Partei fiel, als der leidenschaftlichsten und thätigsten, die Leitung in dem Kampf gegen die Krone anheim. Sie zerstörte mit fanatischem Eifer, mit einer leidenschaftlichen Willkür, welche die Autorität der Offenbarung für sich in Anspruch nahm, alles, was ihr im Wege stand und versuchte an dessen Stelle Unmögliches in formloser Weise aufzubauen, ohne je, auch wo sie zur Herrschaft gelangt war, irgend einem Gesetz gegenüber der eigenen unduldsamen Willkür entsagen zu wollen. Die überstürzende Bewegung führte in raschem Lauf dahin, wohin sie unter dem Einfluß solcher Maßlosigkeit immer geführt hat, immer führen wird, da der Fanatismus der Menge schließlich immer in selbstgeschaffenen unerträglichen Zuständen erlahmt —: sie führte zum Militärdespotismus. In dem Augenblick, wo sich die Puritaner des langen Parlaments im Vollbesitz der Macht wähnten, war sie ihren Händen entwunden, und England hatte in dem glücklichen, siegreichen Anführer des Heeres, in Oliver Cromwel, einen unumschränkten Herren.

Doch konnte ein solches Regiment in einem Lande, wo so viele Elemente urdeutschen Gemeindelebens sich unter allen Bedingungen in reger Wirksamkeit erhalten hatten und Lebensgewohnheit der Bevölkerung geblieben waren, nicht so leicht feste Wurzeln fassen. Es hätte das wohl selbst dann nicht geschehen können, wenn dem neuen Herren Englands ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Cromwel selbst scheint das gefühlt zu haben. Gegen das Ende seiner Laufbahn erfaßte ihn das Bewußtsein, daß alle seine Regierungsmittel, seine Mittel sich zu behaupten, erschöpft seien, daß er neue Stützen seiner Macht suchen müsse. Nach seinem Tode vollends fand sich niemand, der gleich ihm den Stab des Kriegsbefehls als Scepter zu handhaben oder eine republikanische Regierung in geordnete Thätigkeit zu setzen wußte. Das Land fiel wie von selbst seinen alten Königen wieder zu und empfing die Stuarts bei ihrer Rückkehr mit lautem Jubel. Wie von selbst erhob sich auch die alte Landesverfassung, den Formen nach unverändert, aus den Trümmern. — Mit Ausnahme der beiden vorhin genannten Parteien — von denen auch

Digitized by Google

eigentlich nur die der Puritaner zahlreich genug war, um eine Partei genannt zu werden — hatte sich alles während des Kampfes auf althergebrachtes, geschichtliches Recht berufen, das eine jede der streitenden Parteien zu vertheidigen behauptete. Selbstverständlich kehrte man zu dem alten Recht zurück — ohne im Allgemeinen das bestimmte Bewußtsein zu haben, daß man es im Geist einer neuen Zeit deutete. So schuf denn die Revolution Englands ein neues Staatswesen — aber keine neuen Formen des Staats. Ein neuer Geist bemächtigte sich der alten und wußte sich mit ihnen zu behelfen.

Die Elemente, aus denen die Landesvertretung nach altem Recht hervorgehen sollte, die Wählerschaften, waren eben unter allen Stürmen unzerstört geblieben; ihre politische Wirksamkeit war einfach zeitweilig gehemmt gewesen, ohne daß irgend eine neue Schöpfung an ihre Stelle getreten wäre, die nun das Gewicht ihres thatsächlichen Daseins hätte fühlbar machen und die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge hätte hindern können.

Aber so leicht es auch war die alten Organe des Staatslebens aufzurufen und in althergebrachter Weise wieder in Thätigkeit zu setzen, zeigte sich doch gleich bei dem ersten Schritt in das wirkliche Leben, daß die gesellschaftlichen Zustände, auf denen das Ganze ruhte, in dem Wogenschlag der Zeit keineswegs unverändert geblieben waren; daß diese Zustände vielmehr einer neuen gesetzlichen Regelung dringend bedurften. Auch schritt gleich das erste Parlament Carls II. (i. J. 1660) vermittelnd und ordnend ein, mit Verfügungen von weit reichender Wichtigkeit, die das Werk der Jahrhunderte in vielfacher Weise vollendeten und einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte Englands bilden. Auch in der Geschichte Europas, müssen wir hinzufügen, wenn wir erwägen, welche Stellung England in dem Leben der europäischen Menschheit einnimmt. Dennoch wird dieses Statut von 1660 in den herkömmlichen Darstellungen der Geschichte Englands so gut wie ganz mit Stillschweigen übergangen; es ist als ob man, ausschließlich beschäftigt mit den spannenden Berichten von der „Rebellion" — dem Bürgerkriege, der vorhergegangen war, und der „glorreichen Revolution" — das heißt dem Wechsel der Dynastie, der achtundzwanzig Jahre später erfolgte, die Wichtigkeit der damals gefaßten Parlamentsbeschlüsse gar nicht gewahr würde. Hallam, der ausdrücklich die Verfassungsgeschichte Englands erzählen will, hat keine Ahnung von ihrer Tragweite und Bedeutung; Macaulay sieht nicht, daß er mit dem Jahre 1660 beginnen mußte, wenn er die neuere Geschichte des Reichs darstellen wollte, und selbst in bändereichen Werken, die sich ausdrücklich die Aufgabe stellen uns über den inneren Zusammenhang der neueren Geschichte überhaupt und den eigentlichen Gehalt der Erscheinungen zu belehren, ist dieses erste Statut des hergestellten Parlaments mit Stillschweigen übergangen. Doch genügt ein Blick auf seinen Inhalt uns von seiner Bedeutung zu überzeugen.

Digitized by Google

Es verfügt nämlich die Emancipation des Bauernstandes in England. Die mancherlei drückenden Rechte, welche die Grundherren noch immer sowohl den Bauerschaften als ihren reisigen, auf Domanialländereien angesiedelten Untersassen gegenüber besaßen, waren in den unruhigen Zeiten außer Uebung gekommen. Man wagte nicht sie wieder herzustellen; die Grundherren wurden bewogen auf die Rechte, namentlich auf Frohne Zinsen und Sterbfall, zu verzichten. Seitdem sind die Verpflichtungen der Grundholden, namentlich auch der ehemals Hörigen, eigentlichen Bauerschaften, in ihrem Verhältniß zum Grundherren ganz unbedeutend, ja beinahe nur nominal geworden. Es blieb eigentlich nur die Jagd und der Fund (Schatzfund, treasure trove) dem Grundherren vorbehalten. Die Patrimonialgerichte, die auch heute noch fortbestehen, wurden nun, da sie nicht mehr wie bis dahin die früheren Herrschaftsrechte als erste Instanz zu wahren hatten, zu dem, was sie gegenwärtig sind, zu bloßen Mark- und Flurgerichten. Um die Grundherren einigermaßen zu entschädigen, gab dann die Krone ihrerseits alle ähnlichen Rechte auf, welche ihr das Lehnrecht in Beziehung auf alle aus erster Hand unmittelbar von der Krone belehnte Vasallen gewährte. So namentlich den Anspruch auf eine besondere Abgabe bei Erbfällen (relevium) — das Recht Lehen, die Unmündigen zufielen, als Vormund zu verwalten und zu nützen (wardship, tutela fructuaria) und dergleichen mehr.

Während so auf der einen Seite die Emancipation des Bauernstandes zu einer vollständigen wurde, indem das Gesetz nun auch den Landbesitz des längst persönlich freien Landmanns als einen in allen wesentlichen Beziehungen freien anerkannte, wurden andererseits dadurch, daß die Entschädigung der Grundherren in solcher Weise, lediglich auf Kosten, nicht des Gemeinwesens, sondern der Krone geleistet ward, die Hülfsmittel, welche der Krone ohne Weiteres zustanden, als ihr Eigen, die unabhängig von jeder Bewilligung des Parlaments und also auch nicht unter dessen Controle gestellt waren, vollends auf einen ganz unbedeutenden Betrag zurückgeführt, und die Regierung sah sich in finanzieller Beziehung ganz auf den Boden des modernen Staats versetzt.

Für eine örtliche Bedeutung, nach welcher der hohe und niedere Adel etwa als Grundherr innerhalb geschlossener Herrschaften hätten streben können, war nun geradezu gar kein Raum mehr. Er war fortan noch ausschließlicher als bisher auf sein Gewicht im Parlament, als Gesammtheit angewiesen. So war das Statut nach allen Seiten hin entscheidend.

Der parlamentarische Einfluß aber wurde dem Adel allerdings in mehrfacher Weise gesichert, namentlich im Unterhause. Das geschah schon durch die Art, in der das Wahlrecht in den Grafschaften, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem platten Lande, im Geist der früheren Bestimmungen (des Statuts Quia emptores und der unter Heinrich VI.

Digitized by Google

erlassenen Verfügungen) von neuem festgestellt wurde. Alle Besitzer von Freiland, von Landgütern, die in früheren Zeiten nur zu reisigen, nicht zu bäuerlichen Diensten verpflichtet gewesen waren, wurden als Wähler anerkannt; natürlich, im Sinn der früheren Gesetze, auch diejenigen, die dergleichen Landbesitz nicht unmittelbar von der Krone erhalten, sondern aus zweiter Hand erworben hatten. Die Abgabe, welche bis dahin bei Besitzveränderungen durch Todesfall an den Grundherren hatte entrichtet werden müssen — der sogenannte Sterbfall —, wurde als Unterscheidungszeichen solcher Freilehen angenommen. Das englische Recht unterscheidet nämlich den ritterlichen oder reisigen Sterbfall, der aus Streitroß und Waffen besteht — und den bäuerlichen (ein Besthaupt aus dem Nutzvieh) — als heriot custom und heriot service. Alle Landgüter, auf denen ein reisiger Sterbfall haftete, wurden für Freilehn erklärt und ihre Besitzer behielten Stimmen bei den Grafschaftswahlen.

Dann aber wurde dem hohen und niedern Adel besonders dadurch ein großes Uebergewicht bei diesen Wahlen zugewendet, daß schon der lebenslängliche Besitz eines solchen Freilehns — oder eines Bruchtheils desselben — für genügend erklärt wurde, um zu einer Stimme bei den Grafschaftswahlen zu berechtigen. Für einen lebenslänglichen Besitz gilt aber nach englischem Recht schon eine Pachtung auf eine lange Reihe von Jahren — wie bestimmt festgesetzt worden ist, jede Pachtung auf mehr als zwanzig Jahre —, wenn dabei dem Pächter gewisse Bedingungen zugestanden sind, vor allem die Befugniß das Pachtrecht zu veräußern. Das englische Recht hat solche Pacht für einen leasehold genannten Besitz erklärt. Die Landherren hatten es also in ihrer Macht die Pächter ihrer Domanialländereien zu, natürlich nicht sehr unabhängigen, Wählern zu machen und haben auch nie versäumt die Formen zu beobachten, die solchem Zweck entsprechen.

Während die größeren Grundbesitzer sich selbst auf diese Weise den minder begüterten Besitzern einfacher Freilehn, den Yeomen, gegenüber gar sehr in Vortheil gesetzt hatten, blieb der Bauernstand von aller und jeder Betheiligung an den Parlamentswahlen vollständig ausgeschlossen und war nach wie vor weder unmittelbar noch mittelbar irgend wie im Parlament vertreten. Auch die Gesetze, die ihn unter Carl II. von den grundherrlichen Lasten befreiten, verliehen ihm keine politischen Rechte, und bis auf die Reform von 1832 herab ist es dabei geblieben. Während selbst der Pächter eines Ritter- oder Freilehens, oder selbst geringfügiger Bruchtheile eines solchen, Wähler war, gewährte der wirkliche Besitz eines Bauernguts (copyhold) — eines Guts, auf dem ehemals ein bäuerlicher Sterbfall gehaftet hatte — bis auf die neueste Zeit herab kein Recht, keine Stimme bei den Wahlen. Man könnte das, insofern an allgemeines Staatsbürgerthum und darauf beruhende politische Berechtigung zu denken wäre, wie

Digitized by Google

die Verhältnisse sich seit 1660 bereits gestaltet hatten, eine recht seltsame Erscheinung nennen, da die Bauern weder Leibeigene der Grundherren und außerhalb des unmittelbaren Staatsverbandes gestellt, noch, bei gänzlich getrennten Interessen, in sogenannter patriarchalischer Weise durch die Grundherren vertreten waren. Aber an dergleichen wurde eben nicht gedacht, sondern lediglich an herkömmliche, geschichtlich begründete Vorrechte, die man zwar wohl der Krone gegenüber ausdehnen und befestigen, ja im Namen der altberechtigten Freilehnsbesitzer in einem ganz neuen Geist und Sinn geltend machen, keineswegs aber weiter, auf die unteren Stände ausdehnen wollte.

Dann suchte sich aber auch der Adel beider Klassen, nobility und gentry, mehr und mehr der Vertretung der Städte und Burgflecken zu bemächtigen, und das war nicht nur ein natürliches, sondern in gewissem Sinn selbst ein berechtigtes Streben. Denn die Interessen des Landbaus waren damals noch in der That die überwiegend wichtigen in England, dennoch aber bildeten die Abgeordneten der städtischen Gemeinden bei Weitem die Mehrzahl im Unterhause. Da das Unterhaus nicht planmäßig gebildet, vielmehr aus herkömmlich Entstandenem allmählich zusammen gewachsen war, hatten sich die Dinge eben so gestaltet. Das Mißverhältniß war allerdings dadurch zum Theil ausgeglichen, daß eine Anzahl verkommener Burgflecken (zuletzt einige achtzig mit 165 Stimmen im Parlament) in mehr oder weniger bestimmter Weise dem Einfluß großer Landherren verfallen war; aber trotz dieser Anomalie, die sich in gewissem Sinn als Correctiv anderer Anomalien in Schutz nehmen ließ, blieb der Antheil der Städte an den Wahlen unter den damaligen Bedingungen ein unverhältnißmäßiger. Es war natürlich, wie gesagt, daß der Adel seinen Einfluß auf diesem Gebiet immer weiter auszudehnen suchte —: die Art aber, wie schließlich die Gesetzgebung zu Hülfe genommen wurde, um seinen Wünschen entgegen zu kommen und seine Interessen sicher zu stellen, muß doch eine sehr eigenthümliche genannt werden. Daß die betreffenden Verfügungen keinen namhaften Widerspruch fanden, ist charakteristisch für die gesellschaftlichen Verhältnisse in England und das Ansehen, in welchem der Landadel stand.

Das Wahlrecht in den Städten beruhte nämlich, je nach örtlichen Bestimmungen und Privilegien, auf sehr verschiedenen Grundlagen. An vielen Orten waren nur die Besitzer von Freilehen in der Feldflur der Stadt Wähler; an anderen, in demokratischer Weise, alle, die Abgaben in die Kämmerei der Stadt zahlten; in einigen sogar alle sogenannten potwallers, d. h. alle, die einen eigenen Topf am Feuer, eine eigene Haushaltung hatten; vielfach aber war die Verfassung ganz oligarchisch, so daß in einer bedeutenden Anzahl Städte der Magistrat allein oder, in ältester Weise, der Magistrat in Verbindung mit einer bevorzugten, vornehmsten Gilde, welche auch als eigentliche Eigen-

Digitized by Google

thümerin des Gemeindeguts angesehen wurde, die Abgeordneten zum Parlament ernannte.

An allen diesen Dingen wurde weder im Jahre 1660, noch später, bis auf die Reformbill von 1832 herab, irgend etwas geändert. Wohl aber achteten es gerade die Whigs, die Liberalen jener Tage, als sie, Herren im Lande geworden und Sieger nach langen Kämpfen, bemüht waren die Krone einer neuen Dynastie zu sichern, nothwendig den Städten in Beziehung auf die Person der Vertreter, die sie wählen sollten, Gesetze vorzuschreiben. In der älteren Zeit, wo die Aufgabe des Parlaments, auch der städtischen Abgeordneten insbesondere, im Wesentlichen darin bestand ständische und örtliche Sonderinteressen und Vorrechte der Krone gegenüber zu wahren, hatte es sich von selbst verstanden, daß die Bürger der Städte Vertreter aus ihrer Mitte wählten. Seitdem aber der Stand der Städte, wie wir in Beziehung auf jene ältere Zeit sagen müssen, mit der Ritterschaft verbunden ein Unterhaus bildete und in dieser Verbindung mehr und mehr zu einer Landesvertretung in weiterem Sinn heranwuchs, hatten sich vielfach Mitglieder des niederen Adels sowohl, als selbst Söhne und Erben der Pairs von England um Parlamentssitze für Städte beworben und sie erhalten. Die verkommenen Burgflecken, deren Vertretung ganz von selbst dem Landadel anheim fiel, hatten dazu geführt und daran gewöhnt. Der Landadel, der auf diese Weise dahin gelangt war die entschiedene Mehrheit im Hause der Gemeinen zu bilden, wollte sich diese gebietende Stellung dann auch gesetzlich und für immer sichern und erreichte seinen Zweck. Durch förmlichen Parlamentsbeschluß wurde im neunten Regierungsjahr der Königin Anna den Städten und Burgflecken des Landes vorgeschrieben nicht mehr Bürger zu Abgeordneten zu ernennen, sondern ihre Vertreter fortan ausschließlich, wie wir auf dem europäischen Festlande sagen müssen, aus dem Stande der Rittergutsbesitzer zu wählen. Um als Abgeordneter einer Grafschaft wählbar zu sein, mußte man nämlich ein reines Einkommen von 500 £ St. aus Freilehengrundbesitz nachweisen können; zum Abgeordneten einer Stadt, eines Burgfleckens sollte fortan nur gewählt werden können, wer im Besitz eines reinen Einkommens von 300 £ St. aus Freilehengrundbesitz war. So bedeutende Landgüter gab es natürlich in den eigenen Feldfluren der Städte nicht.

Die Gründe, die zu dieser Verfügung bestimmten, werden in dem Statut selbst mit einer Offenheit dargelegt, die nichts zu wünschen läßt. Diese Bestimmungen seien getroffen, wird uns da ganz unumwunden gesagt, damit nicht ein neues und verwerfliches, dem Interesse der Grundbesitzer (the landed interest) feindliches Interesse, das sich das Interesse des beweglichen Vermögens (the moneyed interest) nenne und hier und da im Lande rege, auch im Parlament Einfluß gewinne. Deutlicher und bestimmter konnte der Landedelmann seine Ansichten und Absichten nicht aussprechen.

Digitized by Google

Das Unterhaus wurde auf diese Weise im achtzehnten Jahrhundert eine so durchaus aristokratische Versammlung, wie es nie zu irgend einer früheren Zeit gewesen war. Es war wesentlich eine Versammlung von Landedelleuten (country gentlemen) und wird auch von gleichzeitigen Schriftstellern, namentlich von dem berühmten Adam Smith, einfach und ausdrücklich als eine solche bezeichnet. Die Verhältnisse waren in solcher Weise gewendet, daß der reiche Bürger, der darauf Anspruch machen wollte seine Vaterstadt, seinen Wohnort im Parlament zu vertreten, sich erst die Wege in die Reihen des niedern Adels ebnen und Freilehnbesitz erwerben mußte.

Merkwürdig ist dann aber besonders, wie diese Landedelleute immer noch Mühe hatten, sich aus der früheren Vorstellungsweise heraus zu denken und sich der neuen Zustände mit Bestimmtheit bewußt zu werden. Nur stufenweise konnten sie, durch die Macht der Umstände, dahin geführt werden, die Stellung, die dem Parlament nunmehr angewiesen war, gleichsam stückweise, erst in einer Beziehung, dann in einer zweiten und dritten, auch in förmlich ausgesprochener Weise einzunehmen.

Als Carl II. im Bunde mit Ludwig XIV. von Frankreich einen in England sehr unbeliebten Krieg gegen die protestantischen Niederlande unternahm, trat ihm das Parlament in der Eigenschaft als Vertreter des Gemeinwesens, der Nation — nicht ständischer Sonderinteressen — entgegen. Und so in allen Fragen der allgemeinen Politik. Den Staatshaushalt dagegen war man, auch nach den Neuerungen des Jahres 1660, noch immer geneigt lediglich als besondere Angelegenheit des Regenten zu betrachten, so lange er keine außerordentliche Beisteuer von Seiten des Landes forderte. Daß Steuern nicht ohne Bewilligung des Parlaments erhoben werden konnten, war allerdings vor allem geheiligter Grundsatz des bestehenden Rechts, der, aus der mittelalterlichen Verfassung des Reichs her bewahrt, recht eigentlich die Grundlage der neuen Zustände bildete. Doch fand man im Taumel der Freude, als Carl II. auf den Thron seiner Vorfahren zurückkehrte, gar kein Bedenken dabei aus der Accise eine jährliche Summe, die, verbunden mit den eigenen Einnahmen der Krone aus den wenigen Domainen und Regalien, die ihr geblieben waren, genügend schien die ordentlichen, gewöhnlichen Kosten der Regierung zu decken, dem König auf Lebenszeit zu bewilligen. In welcher Weise die Krone diese Summe verwendete, das war ihre Sache; die in solcher Weise bewilligten Gelder waren Einkommen des Königs geworden, und so lange seine Regierung sich im Ganzen innerhalb der einmal gezogenen Grenzen hielt, keiner weiteren Aushülfe bedurfte, hatte sie weder ein Budget vorzulegen, noch nachträglich über die Verwendung der Staatsgelder Auskunft zu geben. Das Parlament hatte dem Staatshaushalt nicht weiter nachzufragen. Die Finanzen des Staats und die Privatkasse des Königs wurden so wenig unterschieden, daß einerseits die Einkünfte der Herzog-

Digitized by Google

thümer Lancaster und Cornwallis, die der König als Herzog bezog, die ihrer Natur nach gar nicht zu den Staatseinnahmen gerechnet werden konnten, nichtsdestoweniger in den Staatsschatz flossen, andererseits, was im Staatshaushalt erspart werden konnte, ohne Bedenken auf persönliche Ausgaben des Königs verwendet wurde.

So blieb das Staatswesen Englands noch an dreißig Jahre lang in eigenthümlicher Unklarheit und seltsamen Widersprüchen befangen.

Der Versuch Jakobs II. mit Hülfe Frankreichs eine despotische Regierung in England herzustellen, die noch dazu eine streng katholische sein sollte und England zu einem Werkzeug der Pläne Ludwigs XIV. gemacht hätte — dieser Versuch, der an Wahnsinn streifte, führte zu dem Sturz seines Hauses. Als er vor Wilhelm von Oranien geflohen war, leitete das Parlament — nicht einmal regelmäßig versammelt — die Thronveränderung durch eine Erklärung ein, die nicht anders als unklar und ungenügend ausfallen konnte, weil man eine revolutionäre Aenderung herbeiführen und dennoch das geschichtliche Recht der Form — oder doch wenigstens dem Anschein — nach nicht verletzen wollte. Die übel zusammengefügten Sätze dieser Erklärung heben sich gegenseitig auf oder machen einer den anderen überflüssig. Dem König Jakob wurde darin vorgeworfen, was niemand leugnen konnte, daß er, seinem Krönungseid zuwider, die Rechte des Landes schwer verletzt habe. Den Entschiedensten unter den Whigs zu Liebe wurden dann zwar die Worte hinzugefügt: er habe durch den begangenen Verfassungsbruch den ursprünglichen Vertrag zwischen ihm und der Nation aufgehoben, aber aus Rücksicht auf die streng monarchisch Gesinnten vermied man sorgfältig aus diesem Satz zu folgern, daß er dadurch die Krone verwirkt habe. Man erklärte vielmehr, außer allem Zusammenhang mit diesen einleitenden Anklagen, die somit ganz müßig dastehen: er habe durch seine Flucht außer Landes thatsächlich auf die Krone verzichtet. Ob er dadurch auch im Namen seines Sohns auf dessen Erbrecht verzichtet habe? — Ob die Krone in Folge dessen auf seine älteste Tochter übergehen könne und müsse? — Oder ob das Parlament etwa ganz frei über den durch jene thatsächliche Verzichtleistung erledigten Thron verfügen könne? — Alle diese Fragen ließ man, nach vielem Streit, unerledigt auf sich beruhen. Die Erklärung des Unterhauses, daß nur ein Protestant König von England sein könne, wäre vielleicht am besten zu benützen gewesen, um folgerichtig darzuthun, daß die Krone nun von rechtswegen auf den nächsten protestantischen Agnaten übergehen müsse, aber man folgerte eben auch nichts weiter aus diesem Satz, erklärte einfach den Thron für erledigt und übertrug die Krone auf Jakobs Tochter Marie und ihren Gemahl Wilhelm von Oranien, wobei die rechtliche Begründung des ganzen Verfahrens in ein absichtliches Dunkel gehüllt blieb.

Das Parlament fügte dann gleichzeitig auch eine „Erklärung“ der Rechte des englischen Volks hinzu, die aber diesmal nicht, wie ähnliche

Digitized by Google

Urkunden früher, als petition of rights, als eine bloße Berufung auf altes Recht hingestellt, sondern zu mehrerer Sicherheit in die regelrechte Form eines Parlamentsbeschlusses (bill of rights) gebracht wurde und seitdem als eine der Haupturkunden der englischen Verfassung angeführt wird. Daß sie nichts eigentlich Neues enthalten konnte, liegt in der Natur der Sache, da man sich durchaus an das geschichtliche Recht halten wollte; aber auch das Alte wiederholte diese vielgenannte Erklärung weder in einer bündigeren Form noch in genauerer Umgrenzung als frühere Urkunden. Nur erhielt Eines und Anderes eine besondere, zeitgemäße Bedeutung. Die Hauptsätze waren, daß die Krone nicht willkürlich Steuern erheben dürfe und daß der König nicht befugt sei von den Bestimmungen der Strafgesetze zu dispensiren. Das Streben der liberalen Partei, der Whigs, welche die Revolution bewirkt hatten, ging zur Zeit dahin sich selbst den Besitz der Macht zu sichern und diejenigen Parteien, die das neue Staatsrecht verwarfen und aus den Grenzen, die es gezogen hatte, nach verschiedenen Richtungen hinausstrebten — Legitimisten und Republikaner —, vollständig von jedem Antheil an dem öffentlichen Wesen auszuschließen. Niemand, so war verfügt, der sich nicht eidlich zu den Glaubensartikeln der englischen Episkopalkirche bekannte, sollte fortan ein öffentliches Amt bekleiden oder in das Parlament aufgenommen werden können. Jener zweite, so allgemein gehaltene Hauptsatz der „Erklärung der Rechte" bedeutete zur Zeit nur, daß der König nicht das Recht habe Katholiken oder Dissenter in den Dienst des Gemeinwesens oder in das Parlament aufzunehmen, indem er sie von der Verpflichtung freispräche den verlangten Eid zu leisten.

Die Erklärung der Rechte spricht demnach so wenig als die um Jahrhunderte älteren Urkunden das eigentliche Wesen der englischen Verfassung aus, wie sie nunmehr geworden war. Die Wirklichkeit war hier längst über diese dürftigen Sätze hinausgegangen, die eben so gut auf ein mittelalterliches Staatswesen gepaßt hätten.

Viel wichtiger als diese neue Wiederholung älterer Bestimmungen war es ohne Frage, daß das Parlament, gewarnt durch manches mehr als Bedenkliche, das unter den beiden letzten Stuarts vorgekommen war, dem neuen König nicht auch einen Steuerbetrag, der die sämmtlichen gewöhnlichen Ausgaben der Regierung decken konnte, durch einen und denselben Beschluß auf Lebenszeit bewilligen wollte. Der Ausweg, auf den man zunächst verfiel, muß, wenn er nach dem Maßstab unserer Zeit beurtheilt werden sollte, wohl ein etwas seltsamer genannt werden. Er liefert jedenfalls den Beweis, wie wenig man sich noch immer von dem Wesen und den nothwendigen Bedingungen der neuen Zustände Rechenschaft zu geben wußte. Es zeigt sich auch hier wieder, daß man, weit entfernt im Allgemeinen planmäßig zu verfahren und ein zusammenhängendes, folgerichtiges Ganze im Auge zu haben, immer nur an das Allernächste dachte

Digitized by Google

und diesem und jenem Einzelnen abzuhelfen suchte. Nur so viel als nöthig schien die Kosten des königlichen Hofs und der Civilverwaltung des Landes zu decken wurde auf die Lebenszeit des Königs Wilhelm bewilligt. Die Liste von Verwaltungsbehörden und den für sie verlangten Besoldungen, die dem Unterhause von den Ministern vorgelegt worden war, „Civilliste" überschrieben, gab dieser gesammten Ausgabengruppe den Namen. Eine weitere Summe, die, ohne daß man auf eine eigentliche Berechnung eingegangen wäre, nöthig sowohl als hinreichend geachtet wurde, alles, was sonst noch erforderlich sein konnte, zu bestreiten, bewilligte das Parlament nur auf vier Jahre. Bald aber führten dann die wechselvolle europäische Politik, in die sich England mehr und mehr verwickelt sah, und die im Allgemeinen steigenden und doch auch von Jahr zu Jahr wechselnden Forderungen, zu denen sich die Regierung dadurch veranlaßt fand, mit Nothwendigkeit auf die jährliche Vorlage eines förmlichen Budgets und dessen Bewilligung für die zwölfmonatliche Verwaltungsperiode, deren Bedürfnisse sich zum Voraus mit hinreichender Sicherheit übersehen ließen. In diesem jährlichen Budget erschien die Civilliste, ein für allemal bewilligt, mit stehenden Zahlen, nur um die Rechnung zu vervollständigen. Dabei blieb es auch in späteren Zeiten, denn es bildete sich die Rechtsgewohnheit die Civilliste in ihrem alten Umfang nach jedem Thronwechsel für die Lebenszeit des neuen Regenten zu bewilligen, und infolge dessen die erst in der allerneuesten Zeit, unter der Königin Victoria, beseitigte Anomalie, daß eine Anzahl öffentlicher Beamten ihre Besoldung, wenigstens der Form nach, nicht aus dem Staatsschatz, sondern aus dem Einkommen des Königs erhielten.

Mit der Einführung jährlicher Budgets war die Bewegung, die eigentlich schon unter Jakob I. begonnen hatte, auf längere Zeit zum Abschluß gekommen und die Umgestaltung des Staatswesens vollendet. Betrachten wir nun den Neubau, wie er sich aus alten Resten und einzelnen neuen Bestimmungen nach und nach gebildet hatte, so müssen wir gestehen, daß er ein seltsam zusammengewürfeltes Ganze war; in seiner Gesammtheit nicht leicht zu übersehen, in seinen Einzelnheiten schwer zu rechtfertigen. Form und Inhalt stehen vielfach in einem unvermittelten Widerspruch.

Vieles in diesen Formen, das der Gegenwart nicht im entferntesten mehr entsprach, war ausdrücklich deshalb beibehalten worden, weil man theils nicht anerkannte, theils in Vergessenheit bringen wollte, daß die „glorreiche Revolution von 1688" einen Bruch in dem strengen geschichtlichen Recht herbeigeführt hatte. Man hatte es, wie wir gesehen haben, in etwas unbeholfener Weise vermieden auszusprechen, wer eigentlich von rechtswegen im Besitz der höchsten Machtvollkommenheit (Souverainetät) sei; ob die Krone — das Parlament — oder die Gesammtheit der Freilehenbesitzer; — oder im Namen welches Rechts Wilhelm und Marie

eigentlich herrschten. Des „ursprünglichen Vertrags zwischen Krone un Nation" wurde nicht weiter gedacht. Als ob nichts vorgefallen sei, bedien man sich im Verkehr der Krone mit dem Parlament ohne Unterbrechun der alten Redeweisen aus längst vergangener Zeit, und bis auf den heu tigen Tag spricht die Königin von England, so oft sie offiziell vom Thro herab zu sprechen hat, nicht nur als wäre sie unumschränkte Herrscherin sondern selbst als wäre England gar nicht anerkannter Weise ein Staa ein Gemeinwesen; als wäre das Land eine ihr gehörige Besitzung „Meine Reiche; — meine Unterthanen; — mein Heer; — mein Schatzkammer; — meine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten" — so lauten die Wendungen der Rede, deren sich die Königin in den öffen lichen Beziehungen bedient. In den amtlichen Formen werden sogar di jenigen unter den Verhältnissen der alten Zeit als fortbestehend voraus gesetzt, die längst schon die unwahrsten aller Fictionen geworden sind: e wird vorausgesetzt, daß die Krone die Kosten der Regierung im Wesentliche aus eigenen Mitteln bestreite und von den Ständen nur eine Beisteue (supply) erhalte. Darum ist dann auch die Staatsschuld nicht eine Schul der Krone, während das Heer und die Flotte „königlich" genannt werden — sie ist eine Nationalschuld; es sind Gelder, welche nicht die Regierung au genommen hat, welche vielmehr die Stände aufgenommen und der Kron zur Verfügung gestellt haben, weil sie die bewilligte Beisteuer nicht un mittelbar aus gesteigerten Abgaben aufzubringen vermochten. — Nur d unter den Stuarts ohne Betheiligung des Parlaments gemachten Schulde waren Kronschulden.

So liefern die Verfassung Englands und ihre fernere Geschicht wohl in mancher Beziehung den Beweis, daß Formen und Formeln nich immer gerade die Art von Wichtigkeit haben, die ihnen nicht selten über schätzend beigelegt wird.

Was diese Verfassung dem öffentlichen Leben leistete, beruht wesentlic darauf, daß sie eben nicht als ein Ganzes plötzlich, die früheren Zuständ unterbrechend, eingeführt wurde; daß sie im Gegentheil allmählich au einem fort und fort den Zeiten angepaßten und erweiterten Gewohnheits recht und hinzutretenden einzelnen Bestimmungen erwachsen — daß si aus dem Leben hervorgegangen und eben deshalb eng mit allen tagtäg lichen Erscheinungen und Gewohnheiten des Lebens verwachsen war Dadurch hatte sie, wenn auch die Dinge vielfach etwas Anderes geworden waren als die Formen besagten, in ihrer eigentlichen, stillschweigenden Be deutung, einen Grad von durchgreifender Wirklichkeit im Leben, wie sie eine planmäßig als Ganzes eingeführte Verfassung nicht so bald und, der allgemeinen Beschaffenheit der menschlichen Dinge gemäß, nie gerade so gewinnt, wie sie gedacht wurde.

Hatte auch der Landadel, gerade unter einem volksthümlichen Whig ministerium, die Landesvertretung so gut wie ausschließlich für sich allein

Digitized by Google

in Beschlag genommen, so durfte er doch niemals vergessen, daß er es mit einem thatkräftigen Volk zu thun hatte, dem die Theilnahme an den öffentlichen Dingen Lebensgewohnheit war. Wer eine thatsächliche Bedeutung haben wollte im Lande, mußte dafür sorgen, daß er in das Parlament gewählt wurde, und bedurfte dazu der Zustimmung einer Wählerschaft. Die öffentliche Meinung war dadurch eine Macht und ihr Einfluß wurde dadurch gesteigert, daß die Aristokratie selbst in zwei große Parteien — Whigs und Torys — gespalten war, die einander die Regierung des Landes — das heißt das Uebergewicht im Parlament streitig machten, daher beide die Stimmung der Wähler zu berücksichtigen hatten und suchen mußten die öffentliche Meinung zu gewinnen. Entscheidenden Einfluß auf die Haltung dieser Aristokratie selbst und somit auf den Gang der Regierung übte dann der gewichtige Umstand, daß der Adel Englands keines jener auf dem europäischen Festlande einheimischen Standesvorrechte zu vertheidigen hatte, die, wie Herrschaftsrechte in einem besonderen Gebiet und Steuerfreiheit, schon ihrer Natur nach dem allgemeinen Interesse widersprechen.

Eine mustergültige, die weiseste aller Verfassungen, wie zahlreiche Publicisten des vorigen Jahrhunderts nicht müde wurden zu rühmen, hatte die Revolution von 1688 in England keineswegs geschaffen — aber sie hatte in anderer Weise eine Bedeutung von viel größerer Tragweite als die Entwickelung neuer Formen haben konnte; einen Gehalt, der sie zu einem weltgeschichtlichen Ereigniß höchster Art stempelt. Der Begriff des Staats war durch sie in das Leben der Völker zurückgeführt und zur Geltung gebracht. England war nunmehr, trotz der beibehaltenen Formen, nicht ein mittelalterliches Feudalreich, kein Besitzthum seiner Könige, mit Ständen, die den dynastischen Interessen des Landesherren gegenüber wohl oder übel erworbene Vorrechte und Sonderinteressen zu vertheidigen hatten —: England war ein Gemeinwesen, durch König und Parlament in Verbindung regiert; und als Interessen der Gesammtheit wurden fortan die Interessen der Regierung aufgefaßt.

Diese entschiedene Umgestaltung, die der wesentliche Inhalt des Staatslebens erfahren hatte, war in gewissem Sinn bewußtlos erfolgt. Man hatte sich vorzugsweise auf das geschichtliche Recht berufen, und im Allgemeinen war wirklich der Glaube vorherrschend, daß durch die langen Kämpfe gegen die Stuarts in der That nur altberechtigte Zustände wieder hergestellt worden seien. Es ist bemerkenswerth, in welche naive Verwunderung selbst ein Staatsmann wie Lord Bolingbroke bei der Entdeckung verfällt, daß der Staat wirklich in den alten Formen etwas ganz anderes geworden sei als er früher war — daß namentlich, wie er hervorhebt, unter der Königin Anna und Georg I. die Einkünfte der Regierung nicht mehr Einkünfte des Königs genannt werden konnten. — Hume, dessen geschichtliches Werk in Beziehung auf das Mittelalter allerdings sehr

Digitized by Google

schwach genannt werden muß, hat dagegen das große Verdienst, daß [illegible] zuerst mit entschiedener Klarheit einzusehen wußte und auszusprechen wag[te], die Revolutionsperiode von 1640 bis 1688 habe in England neue Z[u]stände, ein neues Staatsrecht gegründet. Da zur Zeit alle Parteien [in] England, die der sogenannten Volksfreunde so gut wie die Hofpart[ei] durchaus auf dem Boden des geschichtlichen Rechts stehen wollten, [die] freisinnige Partei damals sogar vorzugsweise bemüht war nachzuweise[n], was sie verlangte sei von jeher und immer Rechtens gewesen in Englan[d], erregte Hume gerade durch das, was den Werth seines Werks ausmac[hte], als dies zuerst erschien (1754—1757), einen gewaltigen Sturm des Wide[r]spruchs. Später hat sein Geschichtswerk wohl eine Zeit lang einen gewiss[en] Einfluß auf die in England selbst herrschende Ansicht geübt — jetzt ab[er] ist es wieder mehr in Vergessenheit gerathen, und selbst in unseren Tag[en] noch haben ein paar berühmte englische Geschichtsschreiber — oder Mo[de]-Celebritäten — Hallam und Macaulay — den Beweis geliefert, daß au[ch] ihnen die eigentliche Bedeutung der englischen Revolution nicht klar g[e]worden war.

Die Gewalt der Umstände führte dann auch im übrigen Europa ei[ne] Umgestaltung des öffentlichen Lebens und der Regierungsweise herbei, [die] als unvermeidliches Ergebniß überall früher oder später den Begriff d[es] Staats zu bestimmt ausgesprochener Geltung bringen mußte.

Schon ehe diese großen Veränderungen in England vorgegang[en] waren, hatten die niederländischen Provinzen auf dem europäischen Fe[st]lande sich als Freistaat constituirt und als solcher wurden sie im we[st]phälischen Frieden endgültig anerkannt. Durch die Energie ihrer Bewohn[er] gehoben, durch Handel, Gewerbe und Eroberungen reich, gewann die[ser] neue und enge Staat eine große Bedeutung und wurde für längere Z[eit] eine der maßgebenden Großmächte des Welttheils. Und dennoch üb[te] seine Entstehung und sein Dasein in republikanischer Form keinen se[hr] merklichen Einfluß auf die weitere Entwickelung des europäischen Völk[er]lebens. Auch machten die Niederländer selbst keinen Anspruch darauf [ein] neues Element in das Verfassungsrecht einzuführen, und ihr Gebahr[en] bildet sogar in dieser Beziehung einen sehr entschiedenen Gegensatz zu [den] kühnen Versuchen ein ganz neues Staatswesen aus reiner Theorie herv[or]gehen zu lassen, wie sie das achtzehnte Jahrhundert [illegible]

Sie hatten sich gegen eine despotische Fre[illegible] Druck erhoben, nicht im Namen der Freiheit [illegible] ständischen Freiheiten, die ihren Glauben und [illegible] — und nach einigen theils un[illegible] ein anderen Ausweg zu finden, [illegible] selbst zu regieren, behalfen [illegible]

hergebrachten Formen. Sie nannten sich sogar vereinigte „Provinzen", auch nachdem sie sich ganz von dem Reich losgelöst hatten, als dessen untergeordnete Bestandtheile diese Benennung sie bezeichnete, und wollten selbst den „Statthalter" nicht missen, der sonst den König von Spanien an ihrer Spitze vertreten hatte. Von den Ständen der Provinzen — einer jeden für sich —, unter mancherlei Beschränkungen an die Spitze gestellt und von ihnen bevollmächtigt, behielt dieser Beamtete, der weder ein Monarch war noch der Präsident einer Republik, den Titel Statthalter selbst dann noch, als die Autorität des Landesherren dem Recht so gut wie der Sache nach aufgehoben war, und es auf die Frage, wessen Statthalter er sei, gar keine Antwort gab. Dieses seltsame Amt konnte zudem, wenn auch der Form nach durch Wahl vergeben, doch in Folge seiner Entstehungsgeschichte, wenn es überhaupt fortbestand, der Sache nach nur ein erbliches sein. Es war undenkbar außerhalb des Hauses Nassau. Als der lange Kampf mit Spanien beendet war und man eines Heerführers, eines Statthalters und Generalcapitains nicht mehr zu bedürfen glaubte, war eine kaufmännische Aristokratie, gereizt durch einen Versuch diese Magistratur in eine Herrschaft zu verwandeln, vor allem in Holland, bemüht das Amt ganz zu beseitigen. Es wurde in der That im Jahr 1650 „auf ewig" abgeschafft, doch blieb eine starke Partei, namentlich in den unteren Volksschichten, dem Fürstengeschlecht gewogen, dessen Geschichte auf das engste mit der des Landes verflochten war. Die nächste Kriegsgefahr führte denn auch (1672) die früheren Verhältnisse zurück, und gerade eine demokratische Bewegung machte nun die Statthalterwürde zu einer anerkannter Weise erblichen. Das blieb sie denn auch im Wesentlichen, obgleich eine Zeit lang (von 1702 bis 1747) in vier der sieben Provinzen noch einmal abgeschafft. Sonst wurde an der aus dem Mittelalter überkommenen Verfassung nichts geändert. Die Stände waren Herren geworden im Lande und blieben es.

Was zunächst überall durchgreifende Veränderungen herbeiführte, war die Nothwendigkeit, in welche sich die Regierungen versetzt sahen, der Mittel Herr zu werden, deren sie bedurften um sich behaupten zu können, inmitten des reger werdenden Lebens der Zeit und der umfassenderen politischen Combinationen, die es mehr und mehr herbeiführte. Die bisherige Organisation der Staaten, in der Stände, eigene Sonderrechte wahrend und hütend, die Regierungen lähmten und zu fast vollständiger Ohnmacht herab zu drücken strebten, ließ kaum eine Möglichkeit diese Mittel aufzubringen; auch zeigten sich die Stände im Allgemeinen nichts weniger als geneigt den neuen Bedürfnissen des öffentlichen Wesens gerecht zu werden. So wurde es denn mit einer gewissen Unvermeidlichkeit die nächste Aufgabe der Regierungen die Macht der Stände zu brechen.

Das dahin gerichtete, in gewissem Sinn revolutionär zu nennende Streben der Regierungen war ein vielfach berechtigtes — da alles, wo-

Digitized by Google

durch das Dasein der Stände gerechtfertigt sein konnte, längst kein thatsächliches Dasein mehr hatte. Die Nothwendigkeit einer Naturalwirthschaft, aus der das Lehnwesen und die Organisation der Gesellschaft, die es mit sich brachte, ursprünglich hervorgegangen waren, bestand nicht mehr; im Gegentheil, der Uebergang zu einer reinen Geldwirthschaft war nicht nur möglich, sondern unbedingt geboten. Die Dienste, zu denen die Lehnsmannschaft verpflichtet war, hatten längst jeden Werth verloren; ein Adelsaufgebot als Reiterei war auf dem Schlachtfelde zu gar nichts mehr zu brauchen, wie Frankreich schon zur Zeit Heinrichs IV. erfuhr und Sully bezeugt. Diese Dienste wurden auch nicht mehr gefordert — und da die Ritterschaften vor allen Dingen ihre eigene Steuerfreiheit wahrten, hatte sich vielfach die Anomalie ergeben, daß vorzugsweise diejenigen, die sich von allen Pflichten freigemacht hatten und dem Staat nichts leisteten, der Regierung als Berechtigte gegenüber standen und darüber zu verfügen hatten, welche Opfer Andere im Interesse des öffentlichen Wesens bringen sollten; daß dagegen diejenigen Klassen der Bevölkerung, denen alle Pflichten oblagen, von den politischen Rechten ausgeschlossen blieben, gar nicht oder doch nur ungenügend und theilweise vertreten waren und gar nicht mit zu reden hatten.

Wie die bevorrechteten Stände ihre eigenen Interessen verstanden, lag ihnen daran, daß die Regierungen in ihren Mitteln beschränkt, daß sie möglichst ohnmächtig blieben. Sie förderten dem gemäß nichts; sie hinderten nur; eben deshalb, und weil sie eben nicht die Gesammtheit der Bevölkerung und ihrer Interessen, sondern nur sich selbst vertraten, in der Gesammtheit keine Stütze hatten, war die Aufgabe, ihre Macht zu brechen, nicht allzu schwer zu lösen, sobald die Regierungen irgend eine selbständige reale Macht gewonnen hatten. So wurden in den meisten europäischen Staaten mehr oder weniger unumschränkte monarchische Verfassungen eingeführt.

Es hieße das Wesen dieser Bewegung durchaus verkennen, wenn man sie — wie freilich dennoch hin und wieder geschehen ist — mit einer anderen Reihe von Revolutionen des Mittelalters und der neueren Zeit, aus denen schließlich auch eine unumschränkte Herrschaft hervorging, auf eine Linie stellen wollte —: mit der Signoria, die sich in den italienischen Städterepubliken erhob, oder mit den Usurpationen eines Buonaparte, selbst eines Cromwel, wenngleich über diesen nicht so einfach abzusprechen ist. Die Consolidirung der Regierungsgewalt, mit der die Geschichte der neueren Zeit beginnt und die sich im siebzehnten Jahrhundert in immer weiteren Kreisen bestätigte, bildet vielmehr ihrem eigensten Wesen nach einen geraden Gegensatz zu diesen Usurpationen.

Auf der einen Seite sehen wir, wenn eine revolutionäre, demokratische Bewegung eine äußerste Grenze erreicht hat, wenn die Menge sich nicht nur der Regierungsgewalt, sondern auch aller Functionen der Regierung

Digitized by Google

bemächtigt hat und sich dann unfähig fühlt sie zu üben, energische Männer von der Welle der Volksbewegung an die Spitze erhoben, — und dann beflissen die Vollmacht der Menge in Gewaltherrschaft über sie zu verwandeln.

Auf der anderen Seite sehen wir Fürsten, Landesherren die Bruchstücke einer schon vorhandenen, aber zersplitterten, fragmentarisch in die Hände bevorrechteter Vasallen übergegangenen Herrschaft, die nicht aus der Gemeine hervorgegangen, sondern, auf eigenes Recht fußend, über ihr steht, gleichsam in eine Hand sammeln und vereinigen. Das ist so wenig eine und dieselbe Erscheinung, als umgekehrt die Beschränkung der landesherrlichen Gewalt im Namen der Volksgemeine durch deren Vertreter im Parlament oder durch die Dienstmannschaft des Fürsten, die in ihrem eigenen Interesse Vorrechte übt, eins und dasselbe ist.

Und wie jene aus einer revolutionären Volksbewegung hervorgegangene Despotie und diese consolidirte landesherrliche Gewalt in ihrem Ursprung verschieden sind, bilden auch die Zwecke, die sie verfolgen, die Art und Weise, wie sie die Regierungsgewalt handhaben, vielfach einen entschiedenen Gegensatz. Auf der einen Seite wenigstens ist das Einlenken in verhängnißvolle Bahnen kaum zu vermeiden. So lehrt die geschichtliche Erfahrung aller Zeiten.

Die aus einer revolutionären Volksbewegung hervorgegangene Despotie fühlt sich unsicher in dem Bewußtsein einer mangelhaften Berechtigung, in dem Bewußtsein, daß sie im Widerspruch steht mit der Macht, die sie empor gehoben hat; sie weiß sich angefochten und ist mißtrauisch; sie wird ihr eigener Zweck und sieht in der Erhaltung ihrer selbst ihre eigentliche Aufgabe. Sie sieht in jeder aufwärts strebenden Regung des menschlichen Geistes ein ihr feindliches Princip, eine Gefahr, und wird ihr Feind. Das ist die Geschichte der Napoleonischen Gewaltherrschaft wie jeder Signoria. Mit welchem fanatischen Haß Napoleon I. alles verfolgte, was er „Ideologie“ nannte — d. h. alles, was den Adel der Menschheit begründet —, das ist zur Genüge bekannt.

Die consolidirte Königsmacht dagegen, die aus der Beseitigung hemmender ständischer Fesseln hervorgegangen ist, sieht sich keineswegs, wenigstens nicht nothwendiger Weise, in demselben Sinn der Gesammtheit gegenüber gestellt. Indem sie sich aufrafft die abhanden gekommenen, in ihrer Zersplitterung individuellen Sonderinteressen dienstbar, dem gemeinen Wesen feindlich gewordenen Bruchtheile der Regierungsgewalt wieder zusammen zu fassen — kann sie gar wohl bezwecken sich selbst als die Verkörperung der Staatsidee und den Staat als Vertreter der Gesammtheit hinzustellen. Mehr als einmal hat königliche Macht das auch wirklich gethan, und eben deshalb ist auch mehr als einmal ihr Hervortreten, und die Beseitigung ständischer Freiheiten, von einer gesammten Nation als eine Befreiung freudig begrüßt worden. Und mit Recht! — Ist doch im

Digitized by Google

Allgemeinen die Aufhebung der Leibeigenschaft und der bäuerlichen Unterthänigkeit erst möglich geworden, nachdem die Macht der Stände entweder vernichtet oder auf bloßen Schein beschränkt war.

Neben dem dynastischen Verlangen und der wirklichen Nothwendigkeit eine wirkliche, ausreichende Macht an die Spitze eines jeden Staats zu stellen, der sich behaupten wollte, tritt das Streben nach Consolidirung der Macht auch in Verbindung mit kirchlichen Zwecken auf. Wie politische Freiheit, staatliche Unabhängigkeit in Holland und dem protestantischen Deutschland großentheils als Mittel angestrebt wurden den evangelischen Glauben sicher zu stellen, strebten die Habsburger nach größerer, ja möglichst unumschränkter Macht im deutschen Reich, nach einer Consolidirung der fürstlichen Macht in ihren Erblanden, nicht blos um dem despotischen Sinn zu genügen, der der steyerischen Linie des Hauses wie ihren spanischen Vettern eigen war — sondern nicht minder um die ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche zurück zu führen. Die Reiche der Habsburger, Spanien und Oesterreich, machten sich zum Schwert der päpstlichen Kirche. Nicht zum eigenen Heil! Wir haben diese Verhältnisse schon früher an zwei Stellen in einem anderen Zusammenhang berühren müssen.

Hier haben wir nur noch daran zu erinnern, daß, die geistlichen Herren und Bayern abgerechnet, fast alle deutsche Fürsten, namentlich alle irgend bedeutenden unter ihnen, und die weit überwiegende Mehrzahl des Volks der evangelischen Kirche angehörten. Es war natürlich genug, daß man sich mehr als je einer gesteigerten Reichsgewalt unter den steyerischen Habsburgern zu erwehren suchte.

Ein Staatsrecht, auf das man sich dabei berufen konnte, ließ sich finden. In dem Augenblick, wo davon die Rede war sich zu dem Friedenscongreß zu vereinigen, der einen Abschluß des dreißigjährigen Kriegs herbeiführen sollte (1640), suchte ein Schriftsteller, der sich unter dem Namen Hippolytus a Lapide verbirgt, den Beweis zu führen, daß die Majestät im deutschen Reich nicht in der Person des Kaisers, sondern in der Gesammtheit der Reichsfürsten beruhe. Damit war die Theorie gegeben, deren man bedurfte. Der thatsächlich bestehende Zustand war als im Recht begründet nachgewiesen. Auch fand das Werk dieses selbst jetzt nicht mit Bestimmtheit bekannten Verfassers (De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico) einen solchen allgemeinen Anklang, daß es noch inmitten aller Bedrängnisse jenes unheilvollen Kriegs eine zweite Auflage erlebte.

Das Haus Habsburg mußte nach langem und leidenschaftlichem Widerstreben darein willigen, daß die deutschen Reichsstände in der Eigenschaft als Bundesgenossen der dem Kaiser feindlichen Mächte auf dem Friedenscongreß erschienen und unterhandelten. Und nachdem Kaiser Ferdinand III. die wirkliche Eröffnung der Unterhandlungen, in der Hoff-

Digitized by Google

nung, daß besseres Kriegsglück gestatten würde dieses Zugeständniß, gleich anderen, wieder zurück zu nehmen, noch fünf Jahre hingehalten hatte, mußte den Reichsständen, neben der Landeshoheit, das Recht sich mit fremden Mächten zu verbünden förmlich eingeräumt werden. Die beschränkende Clausel, daß dies nicht gegen Kaiser und Reich geschehen, nicht zum Landfriedensbruch führen dürfe, konnte keinen dauernden Schutz gewähren.

Ganz in dem Geist der deutschen Aristokratie, die bis in die engste Wirkungssphäre des einzelnen ritterlichen Lehensmanns hinab weniger nach einer Macht trachtete, die sie als Corporation in Gesammtheit zu üben hätte, als nach Herrschaftsrechten in gesonderten Territorien, war damit nicht nur die Macht des Kaisers im Reich so gut wie auf nichts zurück geführt, sondern auch die des Reichstags. Selbst die Autorität der Reichsgerichte, auf keine reale Macht gestützt, hatte kaum noch den unbedeutendsten Reichsständen gegenüber irgend eine Realität.

In den einzelnen Fürstenthümern, die als „Reich" eine seltsame, ohnmächtige Föderation bildeten, erfolgte freilich, dem allgemeinen Zug der Zeit entsprechend, was im Ganzen unmöglich geworden war, eine Consolidirung der Macht durch Beseitigung der Stände mehr oder weniger vollständig. Da aber die deutschen fürstlichen Gebiete mit wenigen Ausnahmen gar nicht die Möglichkeit in sich trugen zu Staaten zu werden, hatten diese autokratischen Revolutionen meist gar keinen anderen Sinn als den, daß man der Steuerkraft des Landes Herr werden wollte, um den Glanz des regierenden Hauses zu steigern und den Hof Ludwigs XIV., so weit die Mittel reichten, und sogar über diese Grenze hinaus, nachzuahmen, wozu sich jeder Reichsgraf berufen glaubte. Am weitesten ging August der Starke von Sachsen in dieser Richtung, doch blieben selbst die geistlichen Fürsten nicht zurück, und fast jeder geistliche Hof hatte seine Montespan oder Pompadour aufzuweisen. Der Adel fand seine Befriedigung im Dienst an diesen in verschiedenen Abstufungen glänzenden Höfen, in reichen Pfründen und Commenden, die unteren Stände behalfen sich arbeitsam und sparsam, wie sie konnten. Für eigentliche Regierungszwecke aber ließ der Glanz der Höfe meist nur sehr wenig übrig, und so war denn das Ergebniß der Nationalarbeit in dem größten und schönsten Theil Deutschlands fast vollständig verloren für jeden höheren Zweck, so gut wie die Wehrkraft, die er unter anderen Bedingungen hätte aufbringen können, für die gemeinsame Vertheidigung. Verwüstet und verarmt durch den dreißigjährigen Krieg stand Deutschland in dieser Zertrümmerung gegen die mehr in sich zusammengefaßten und erstarkten Nationen und Staaten im Nachtheil; es war ohnmächtig und leicht zu berauben wie zu keiner früheren Zeit.

Es war von weit reichender geschichtlicher Bedeutung, daß vor allen Ein deutscher Fürst eine rühmliche Ausnahme machte —: der deutsch und

Digitized by Google

patriotisch gesinnte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg nämlich, in dem wir einen wahrhaft großen Staatsmann verehren müssen. Preußen gewann unter ihm die Souverainetät, nicht, wie später andere deutsche Staaten, aus der Hand eines fremden, unbefugten Usurpators, sondern dadurch, daß er ein schon verlorenes, von Kaiser und Reich vor Zeiten schmachvoll preisgegebenes deutsches Land aus slawischer Unterthänigkeit errettete. So wurde der große Kurfürst der Gründer eines Staats, der sich — und zwar gerade zu der Zeit, wo Schweden und Holland die Weltrolle nicht fortzuführen vermochten — zu einer protestantischen Großmacht entfalten sollte.

Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir dann mehr als einen Landesfürsten und Staatsmann in rühmlicher — hin und wieder selbst in übereilter und unbesonnener Weise bemüht der Zeit und ihrer Bildung gerecht zu werden und die gewonnene absolute Macht zu Reformen benützen, in denen die Regierungen sich als Vertreter der Staatsidee geltend machten. Selbst Friedrich Wilhelm I. von Preußen, mit seinem derben Realismus, seiner sehr ernstlich gemeinten religiösen Gesinnung und dem strengen Pflichtgefühl, ist hierher zu rechnen, und seine Wirksamkeit ist nicht ohne gewichtige Folgen geblieben. Sein Sohn, Friedrich II., führte sein Werk in freierem Geiste, aber gleicher Pflichttreue weiter. — Josephs II. Versuchen in Oesterreich fehlte Besonnenheit und Folgerichtigkeit. Sie kamen zu spät und zu früh. Der Katholicismus legte ihm größere Schwierigkeiten in den Weg als in einem protestantischen Lande zu besiegen waren. Die päpstliche Kirche hatte sich die, zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts fast ganz evangelischen, österreichischen Lande durch die Anwendung rücksichtsloser Gewalt wieder erobert, indem sie manchen fruchtbaren Keim, manches hoffnungsreiche Streben erstickte und das intellectuelle Leben der Bevölkerung innerhalb sehr bestimmt gezogener Grenzen zu bannen suchte. Die Bildung, die von den Jesuitenschulen und den verkümmerten österreichischen Universitäten ausging, war nicht von der Art, daß sie ein Verständniß der Absichten Josephs und der weiteren Folgen seiner Neuerungen vermitteln konnte, und der leichtsinnige Skepticismus, dem auch in Wien ein Theil der vornehmen Welt huldigte, bot kein Gegengewicht. Des Kaisers unruhiges und rücksichtsloses Verfahren empörte die Bevölkerung aller Provinzen seines Staats gegen ihn — seine Reformen, unter denen manche sehr heilsame war, besonders die beabsichtigten Verbesserungen in Schule und Kirche, mußten zurückgenommen werden — das verlangte die Stimme der öffentlichen Meinung in gebieterischer Weise. Nur die Beschränkung der bäuerlichen Hörigkeit blieb bestehen, weil die privilegirten Grundherren sie nicht rückgängig zu machen wagten — und später, lange nach seinem Tode, wurde der während seines Lebens angefeindete Kaiser seinen deutschen Unterthanen der Gegenstand eines liebenden Andenkens.

Digitized by Google

Selbst in Spanien und Portugal, den fernen Ländern, die in ihrem Innern von dem allgemeinen europäischen Leben wenig berührt wurden, regte sich der Geist heilsamer Reform; in Spanien unter König Karl III., in Portugal unter dem Minister Pombal, den die geistliche und weltliche Aristokratie seiner Zeit verurtheilte und dessen Andenken sein Vaterland jetzt auf das Höchste verehrt.

Frankreich blieb in seiner staatlichen Entwickelung merkwürdig zurück. Die Consolidirung der königlichen Macht war hier früher als anderswo geglückt; Richelieu und Mazarin hatten dann vollends noch jeden Rest ständischer Selbständigkeit gebrochen, eine absolute Macht war gewonnen — aber sie wurde als lediglich dynastischen Zwecken dienstbar gedacht. Glanz und Macht der Dynastie war und blieb der alleinige Zweck des gesammten Nationaldaseins. In dem Geist solcher Landesherren, wie Ludwig XIV., der Regent Orleans und Ludwig XV. waren, erwachte so wenig als in dem ihrer höfischen Umgebung, oder vollends der Damen, denen sie huldigten, je der Gedanke an eine Pflicht überhaupt; oder vollends an eine besondere Verpflichtung die gewonnene Macht zu Förderung des Gesammtwohls zu verwenden. Ludwig XIV. sagte mit voller Ueberzeugung: „der Staat, das bin ich!" (l'État, c'est moi!) — und der Marschall Villeroi hob den Knaben Ludwig XV., der eben die Krone geerbt hatte, auf dem Balcon des Schlosses zu Versailles in seinen Armen empor, wies auf das im Schloßhof versammelte Volk und belehrte den jungen Fürsten: „Sehn Sie! — dieses große Volk, dieses weite Land, das alles gehört Ihnen!" (tout cela vous appartient!). — Selbst solche umfassende Maßregeln, wie die Aufhebung des Edicts von Nantes und die böse Verfolgung und Vertreibung der Reformirten, wurden nicht aus irgend welchen übel verstandenen staatsmännischen Rücksichten verfügt, sondern nur weil der Beichtvater dem König Furcht vor den Flammen der Hölle einzuflößen wußte und ihn glauben ließ, daß er sich durch ein solches Verdienst um die Kirche — trotz so manches Bedenklichen in seinem Lebenswandel — der ewigen Seligkeit im Jenseits versichern könne.

Eben so gingen alle Regierungshandlungen Ludwigs XV. ganz von persönlichen Motiven der verwerflichsten Art aus. Die Umgestaltung der Rechtspflege, der Parlamente genannten höchsten Gerichtshöfe des Landes, die eben dieser König vergeblich versuchte, war keineswegs etwa durch die Ueberzeugung veranlaßt, daß eine solche Reform im Interesse des Gemeinwohls nothwendig sei. Sie wurde unternommen, theils weil der Hof in seiner Verschwendung nicht durch den gelegentlichen Widerspruch der Parlamente gestört sein wollte — besonders aber weil die adeligen Familien, die im erblichen Besitz der richterlichen Aemter und Würden waren, die gesammte noblesse de robe, sich zu der Lehre der Jansenisten bekannten und deshalb von den am Hof herrschenden Jesuiten angefeindet wurden.

Digitized by Google

Die Herrschaft der Könige von Frankreich blieb eine Despotie, ein Cäsarismus, der keinen anderen Zweck kannte als sich selbst — und er mußte nicht blos in seinem Verhältniß zu der fortschreitenden Zeit, sondern schon an sich und von dem juristischen Standpunkt aus abnorm genannt werden, da er rechtlich in keiner Weise begründet war. — Die Feudalstände und ihre Rechte waren keineswegs rechtskräftig aufgehoben, sie waren einfach unterdrückt, ohne daß man dabei irgend eine juristische Form zu Hülfe genommen hätte. Außerdem aber hatten die Beherrscher Frankreichs, fast ohne Ausnahme in beständiger Finanzverlegenheit befangen, vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an alle Richterstellen nicht nur, sondern auch alle Regierungsämter im Lande verkauft, um sich Geld zu verschaffen. Alle Präsidenten- und Beisitzerstellen an den Reichsgerichten, alle Aemter im Lande, alle Magistraturen der Städte waren Privateigenthum geworden. Die Krone hatte eigentlich niemanden zu ernennen als ihre Minister und in den Provinzen Gouverneure, die ohne eigentliche Befugnisse repräsentirten, wie man das nennt; große Herren, die auch ihre Amtssprengel nur hin und wieder einmal auf kurze Zeit besuchten, im Uebrigen aber am Hof lebten. Die Krone war demnach nicht Herr der Beamten, die ihre Organe im Lande sein sollten; sie war dem Recht nach ohnmächtig dieser neuen Beamtenaristokratie, die sie selbst geschaffen hatte, wie früher der Lehnsaristokratie gegenüber, denn eine Disciplinargewalt ließ sich dem Recht nach gar nicht oder doch nur in sehr beschränkter Weise üben gegen einen Beamten, der nicht mehr Mandatar der Krone, sondern Eigenthümer seiner Amtsbefugnisse war.

Man half sich damit, daß man in jeder Provinz unter dem Namen eines Intendanten des Königs einen neuen, unscheinbaren bürgerlichen Beamten anstellte, der sofort die gesammte Verwaltung an sich zog, Finanzen und Landespolizei, und seinerseits nur von dem Minister, von dem Hof abhing. Mazarin war es, der durch diese Neuerung die Realität der königlichen Macht herzustellen wußte.

So bildete sich allerdings eine, wie Tocqueville nachgewiesen hat, nur zu sehr centralisirte Verwaltung — aber wieder nur durch eine neue Usurpation und die Verletzung käuflich erworbener Rechte.

Der Gesammtzustand Frankreichs hatte sich in solcher Weise gestaltet, daß die Regierung, dem Recht nach ohnmächtig, thatsächlich unumschränkt war. Sie war das vermöge einer fortwährenden Usurpation. Man könnte sagen, abgesehen von der bestrittenen und oft willkürlich mißachteten Selbständigkeit der Parlamente, hatte im Lande von allem, was dem Recht nach bestand oder bestehen sollte, nichts irgend eine Realität; und von allem, was thatsächlich da und im Leben wirksam war, hatte nichts eine Begründung im Recht.

Solche Zustände mußten in der gefährlichsten Weise unhaltbar werden, sobald nach ihrer Berechtigung gefragt wurde; sie mußten voll-

Digitized by Google

ends in sich zusammenbrechen, sobald sich die Regierung nicht mehr selbst zu helfen wußte und der Hülfe bedurfte.

Die Frage nach der Berechtigung dieses unförmlichen Staatswesens wurde aber in feindseliger Weise aufgeworfen, als die Bildung, welche die Zeit beherrschte, eine dem Bestehenden überhaupt feindliche Richtung genommen hatte.

Die Literatur des Mittelalters war in Frankreich schon im sechzehnten Jahrhundert durchaus verschollen. Nicht blos die ritterliche Poesie der Troubadours und Trouvères war verstummt, wie das mittelalterliche Leben der Ritterschaft, dem sie in epischer und erotischer Dichtung zu entsprechen suchte, sich veränderten Verhältnissen beugen mußte —: es schwieg auch jene andere, meist weniger beachtete Dichtung, welche die Masse des Volks näher berührte als die ernst gemeinten Werke der Poesie und deshalb als Volksliteratur bezeichnet werden könnte —: die Dichtung nämlich, die in den sogenannten fabliaux in leicht gereimten kürzeren Erzählungen dem Volk sein eigenes Leben wie das der herrschenden Stände vorführte. Wie Sitte und Weise des Lebens sich änderten, war die Zunft der fahrenden Sänger ausgestorben, die sie auf dem Markt wie in den Schlössern des Adels vorgetragen hatten.

Ihre Dichtungsweise aber schien zunächst in der Hofliteratur fortleben zu sollen, die sich im sechzehnten Jahrhundert zu bilden begann. Sie ist nicht nur in den Versen Villons und Clement Marots, sondern auch in der Prosa der Königin Margarethe, Franz des Ersten Schwester, leicht wieder zu erkennen, und tritt dann zum Theil mit ungewohnter Macht in dem vielgenannten satyrischen Gedicht auf, das die Religionskriege in Frankreich hervorriefen, in der satyre ménipée.

Bald aber und immer entschiedener in dem Maß, wie die königliche Gewalt jede kirchliche und aristokratische Bewegung siegreich niedertrat und sich selbst neu begründete, wurde die gesammte Literatur mehr und mehr, ja in der That ausschließlich dem Hof dienstbar; in anderer Weise, aber eben so entschieden wie die epische Dichtung des Mittelalters eine Standesliteratur. Sie entsagte dem volksthümlichen Ton, der Naivetät des Ausdrucks, um sich die conventionelle Eleganz der Form und den eben auch conventionellen Ideengang anzueignen, die sich in den Kreisen des Hofs entwickelten, so daß in dem goldenen, von den Franzosen selbst für classisch gehaltenen Zeitalter der französischen Literatur nur noch in den gereimten Erzählungen La Fontaine's ein letzter Widerhall jener früheren, volksthümlichen Weise hörbar wird.

Die Muster für diese neue Literatur, die als ein eleganter Luxus des Hofs gepflegt wurde, als etwas, das den Glanz des Hofs zu steigern und eine vornehme Muße auszufüllen und zu verschönen bestimmt sei,

Digitized by Google

mußten natürlich zunächst in der Fremde gesucht werden. Man fand sie in Italien, dem Lande, zu dem man schon durch die Familienverbindungen des königlichen Hauses in mannichfachen Beziehungen stand, und das zur Zeit in der Literatur wie in der bildenden Kunst für maßgebend geachtet wurde. Aber natürlich wußte man sich nicht zur Höhe des Tasso oder vollends des Ariost zu erheben — man fand seine Muster unter dem gleichzeitigen Nachwuchs italienischer Dichter, an deren überkünstelten, gesuchten und harmlos leeren Reimereien sich die kleinen Höfe Italiens erfreuten. Gesuchtheit galt für Eleganz.

Doch konnte es auf die Länge nicht fehlen, daß den Franzosen die Geschmacklosigkeit dieser Art von Literatur einleuchtend wurde, denn sie haben bei vielem Geist ein feines Gefühl für eine gewisse Art des Lächerlichen, und sind geneigt die Classicität in einer geregelten und gemessenen Dürftigkeit und Nüchternheit zu sehen. So befreite man sich denn von dieser Nachahmung einer affectirten Zierlichkeit, und zu der Zeit, in der eine von dem Cardinal Richelieu gestiftete Academie die Sprache zu regeln und blank zu putzen suchte, sie ihrer früheren, oft anmuthigen Naivetät vollends entkleidete und in schulgerechte Formen zwängte, erhob sich auch die französische Literatur zu der ihr eigenthümlichen Art von Classicität. Man glaubte sich an den Alten, an den Griechen zu bilden, mit ihnen zu wetteifern, bald sie zu verbessern und zu überbieten, indem man in Wahrheit nicht über lateinische Vorbilder hinaus kam und Tragödie und Lustspiel dem Seneca und Terenz nachbildete. Wer wissen will, wie vollständig jedes Verständniß des Griechenthums den Leuten verschlossen blieb, die sich immerfort auf den Aristoteles beriefen, der braucht nur Voltaire's Kritik des sophokleischen Oedipus nachzulesen: eine Kritik, die der „Philosoph von Fernay" eigens geschrieben hat, um der gesammten gebildeten Welt darzuthun, daß Racine und er selber in ihren Werken hoch erhaben stehen über allem, was das Menschengeschlecht bis auf ihre Zeit herab zuwege gebracht hatte.

Diese Literatur wurde und war, was eine solche als eleganter Luxus gepflegte Literatur eben immer ist. Es zeigt sich in ihr eine nicht selten glänzende Rhetorik, eine große Urbanität und conventionelle Eleganz der Form und der Formen, neben einer unleugbaren Dürftigkeit und Nüchternheit des Inhalts. Den, der sie mit unbefangenem Sinn überschaut, befremdet wohl, daß eine ganze Nation, bei der die Scheu lächerlich zu erscheinen in der That eine weit größere Macht übt als irgend ein ernstes sittliches Gesetz, für die Seltsamkeit ihrer Tragödie, die leicht der Gegenstand eines treffenden Spottes werden kann, noch heutzutage so wenig als zur Zeit ihrer tragischen Dichter selbst ein Auge hat. Es stört die Franzosen auch heute nicht im mindesten, daß diese Dichtungen, die uns immerdar nur den Hof Ludwigs XIV. vorführen, die tragischen Schicksale, von denen die griechische Sage der Urzeit berichtet, in diesen Kreisen vor-

Digitized by Google

gehen lassen und überall moderne Liebesgeschichten galanter Cavaliere und schöner Damen vom besten Ton einflechten, um die sich schließlich im Himmel wie auf Erden alles dreht. Doch, wie man auch diese Literatur und ihren Werth an sich beurtheilen möge, sie hat eine nicht geringe geschichtliche Bedeutung, schon dadurch, daß sie, in Folge der gebietenden Stellung, die Frankreich unter Ludwig XIV. einnahm, auf lange Zeit maßgebend wurde für so ziemlich alle Höfe und Hofkreise in Europa, da man überall das Verlangen fühlte Versailles nachzuahmen.

Beachtenswerth aber, weil wichtig für das Verständniß der Geschichte Frankreichs und Europas, ist dann auch, in welcher Weise und in welchem Grade diese Literatur das Bewußtsein ihres Ursprungs und ihrer Bestimmung hatte und welche Stellung sie dem zu Folge dem Hof, in letzter Instanz dem König persönlich, in Beziehung auf Kunst und Poesie, auf sittliche und intellectuelle Bildung überhaupt und in ihrem ganzen Umfang anwies.

Wie der Hof, der sie schützte, sahen Künstler und Dichter in den Schöpfungen der Kunst nur etwas, das keine andere Bestimmung haben konnte als einem eleganten Zeitvertreib zu dienen. Ihre Aufgabe war den Hof zu unterhalten, für sie selbst galt es den Beifall des Hofs zu gewinnen, und da ihre Werke diesem Kreise bestimmt waren, für ihn berechnet sein sollten, mußte selbstverständlich die Stimme des Hofs, zuletzt die des Königs, der an seiner Spitze stand, in allen Fragen, die sich auf Kunst und Bildung beziehen, ausgesprochener und anerkannter Weise entscheidend sein. Was der Hof als echte Kunst und Poesie bezeichnete, das war für alle Welt echte Kunst und Poesie. Diese Ansicht der Dinge ist in den Werken der Literatur dieser Zeit sogar geradezu ausgesprochen, so oft ihr Inhalt irgend eine Gelegenheit dazu bot. Molière namentlich beruft sich mehr als einmal mit großem Nachdruck auf das Urtheil des Hofs. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. konnte eine vornehme Opposition auch auf diesem Gebiet noch eine gewisse Geltung haben — später wurden die Schöngeister oder Gelehrten, die den Beifall des Hofs nicht zu gewinnen wußten, als Leute wie Vadius und Trissotin dargestellt und verspottet, und Ludwig XIV. beherrschte die Bildung Frankreichs wie das politische Leben der Nation.

Die Literatur jener Tage zeigte sich dann auch darin ihres Berufs bewußt, daß sie eigentlich nur die gesellschaftlichen Kreise, die den Hof umgeben, berechtigt achtet an dieser eleganten Bildung Theil zu nehmen. Wo sich ein Streben nach idealer Bildung im Mittelstande regt, wird es, in solchen Lustspielen wie die femmes savantes, die précieuses ridicules, selbst im bourgeois gentilhomme, als ein Unfug gegeißelt, der nur zu geschmackloser, absurder Verkehrtheit führen kann.

Endlich aber vertritt diese classische Literatur der Franzosen die Kreise, denen sie angehört und dient, dann auch noch in einer anderen, viel

Digitized by Google

bedenklicheren Weise —: sie vertritt die lockere und elastische Moral, d in der herrschenden Gesellschaft galt, besonders im Lustspiel, sehr entschi den, und läßt uns eben dadurch, gleich so vielen persönlichen Denkwürdi keiten aus derselben Zeit, einen Blick in die innere Fäulniß dieser äußerli so glänzenden Zustände thun. Rousseau hatte ganz recht, als er spät die tiefe Unsittlichkeit der Werke Molière's nachzuweisen suchte, und n darin unrecht, daß er Dichtung und Theater an sich dafür verantwortli machen wollte, als könnten sie gar nicht anderer Art sein. Molière, kei selbständiger Geist, kein Dichter im echten Sinn des Worts, führte ebe nur die Stimme der herrschenden Kreise, denen er gefallen mußte, inder er die lockere und geschmeidige Prinzipienlosigkeit, die auf mühelosen Leben genuß bedacht ist, als berechtigt, als Vernunft, echte Lebensweisheit un richtigen Tact darstellt — strengen sittlichen Ernst aber als eine unlei liche Verkehrtheit. Wer sich der leichten Moral der Welt- und Hofleu nicht anzubequemen weiß, der ist eben, wie Molière's misanthrope, ei unleidlicher Pedant, dem man mit Recht den Rücken wendet. Auch i der Auffassung dieses vor allen gefeierten Lustspieldichters zufolge, die el gante Welt immerdar im Recht, allem gegenüber, das ihr widersprech will. Wie dem misanthrope, indem sich alles von ihm abwendet, geschie auch einem George Dandin ganz recht, wenn ihn seine vornehme Fra betrügt. Sein Verdruß darüber ist nur komisch und nichts weiter. Vo der Würde eines sittlichen Prinzips an sich, abgesehen von allen persön lichen und zufälligen Beziehungen, wissen der Dichter und sein Publiku nicht.

Diese leichtfertige Prinzipienlosigkeit, die sich — wie eben die Geschicht dieser Zeit beweist — gar wohl mit einer bigotten Kirchlichkeit verträgt — und dann die durchgehende Unbrauchbarkeit, zu der die allgemein herrschend Frivolität bald die bevorzugten Stände verbildete, bereiteten diesem gesell schaftlichen Bau, der durch den Cardinal Richelieu so fest begründet schien den Untergang in einer Weise, die unter dem „großen König" wohl nie mand vorher zu sehen wußte.

Zunächst zeigte sich der Verfall darin, daß der Hof und die vor nehmen Kreise, die sich ihm anschlossen, nicht die Herrschaft über die in Frankreich herrschende Bildung zu behaupten vermochten, vielmehr ihrer seits von dem fortschreitenden Geist der Zeit mit Macht und in drohender Weise überflügelt wurden.

Denn viel und Bedeutendes, das nicht ohne tief gehenden Einfluß auf das allgemeine Bewußtsein bleiben konnte, war inzwischen auf dem Gebiet der Theologie, wie auf dem der Philosophie geschehen.

Auf jenem, und zwar im Kreise der protestantischen — der refor mirten Theologie, war die Lehre der sogenannten Arminianer oder Remon stranten in den vereinigten Niederlanden eine an sich sehr merkwürdige Erscheinung. Gerade innerhalb der vorzugsweise streng dogmatischen

Digitized by Google

reformirten Kirche hatte sich schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts diese Partei gegen die strenge Lehre Calvins von der Gnadenwahl und Prädestination erhoben, und obgleich verurtheilt auf der Synode zu Dortrecht (1608), deren Beschlüsse bis heute zu den symbolischen Büchern der Reformirten zählen, obgleich mit Härte verfolgt in Holland, wußte sie sich zu behaupten. Die Verfolgung führte sie sogar weiter auf der betretenen Bahn. Als es ihr (1634) gelungen war ein theologisches Seminar ihrer Lehre zu Amsterdam zu gründen, verkündete sie den Beschluß ihre Geistlichen zu keinem bestimmten Glaubensbekenntniß zu verpflichten, sondern nur ganz im Allgemeinen auf die Bibel. Die Arminianer waren dahin gekommen überhaupt nicht Duldung nur für alle, sondern vollständige Glaubensfreiheit zu verlangen. Aber so merkwürdig die Erscheinung auch an sich ist, waren doch eine solche formlose Kirche und eine Gewissensfreiheit, die sich in das Grenzenlose zu verlieren schien, einer noch immer überwiegend theologischen Zeit, die großentheils von Beichtvätern und Hofpredigern beherrscht wurde, zu fremd, um großartige und weit reichende Folgen haben zu können. Diese versuchte neue Wendung der reformirten Theologie rief dem gemäß auch keinen Widerhall in weiteren Kreisen hervor; sie blieb auf einen engen Kreis in den Niederlanden beschränkt. — Selbst hier waren die Oranier an der Spitze des Staats durch ihr politisches Interesse an die strengere kirchliche Partei gebunden, und so konnte denn auch Wilhelm von Oranien, als er König von England geworden war, in keiner Weise daran denken solche Grundsätze der Duldung dort auch nur in Beziehung auf die protestantischen Dissenter zu empfehlen.

Viel tiefere Spuren sollte eine andere Erscheinung, die sich im Innern der römisch-katholischen Kirche ergab, in dem Leben der Völker Europas zurücklassen. Der Jansenismus nämlich, dessen weit reichende Bedeutung nicht immer und überall in ihrem ganzen Umfang erkannt zu werden scheint. Eben deshalb ist es wohl nicht überflüssig Wesen und Folgen dieser Lehre, die Rom seit zweihundert Jahren zu ersticken sucht, hier in wenigen Worten in Erinnerung zu bringen.

Die Jesuiten, obgleich herrschend in der römischen Kirche, hatten doch bald in ihr auch Gegner gefunden — zunächst in den Mönchsorden, die auf ihre Macht und ihren Einfluß eifersüchtig waren —, endlich aber auch unter den ernsten Männern, denen es um den Inhalt und Gehalt des Glaubens zu thun war. So traten ihnen, eben auch zur Zeit der arminianischen Bewegung im Innern der reformirten Kirche, in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts zwei ernste und fromme Männer entgegen, die zu Löwen dem Studium der katholischen Theologie oblagen —: Cornelis Jansen, ein Holländer, später Professor zu Löwen und Bischof von Ypern — und ein Südfranzose — Gascogner — Jean du Vergier de Hauranne, der später Abt von St. Cyran in Frankreich wurde. Beide,

Digitized by Google

vereint mit Begeisterung in das Studium der Schriften des heiligen Augustin vertieft, machten bald die Entdeckung, daß dieser heilige, als Autorität der höchsten Art verehrte Bischof in Wahrheit in Beziehung auf Gnade, Gnadenwahl und freien Willen des Menschen etwas sehr wesentlich Anderes gelehrt habe als in den Schulen der herrschenden Kirche, und namentlich in denen der Jesuiten, für seine Lehre ausgegeben wurde. Rom will sich zwar stets auf die Autorität des heiligen Augustin berufen, hat aber doch einen Mittelweg zwischen seiner Lehre und der seines Gegners, des mehrfach verurtheilten Mönchs Pelagius, inne zu halten gesucht. Während Augustin, durch die Erfahrungen seines eigenen Lebens bestimmt, von dem Satz ausgeht, daß der Mensch, Knecht seiner bösen Leidenschaften und Begierden, sich nicht durch eigene Kraft und eigenen Willen, sondern nur durch die Gnade des Heilands, wenn sie ihm zu Theil wird, aus dem Zustand der Sünde zu erheben vermag, lehrte Pelagius, daß gut oder böse zu sein in die freie Wahl des Menschen gegeben sei; daß es nur von seinem Willen abhänge den Geboten Christi zu folgen, sich den Gerechten vor Gott anzuschließen und das Heil seiner Seele zu sichern. Die römische Kirche suchte die Gegensätze in schwer zu fassender Weise zu vermitteln, wollte aber nicht zugeben, daß ihre Lehre „Semi-Pelagianismus" sei.

Und nicht genug, daß Jansen nachwies, wie es sich um die Geschichte dieser Lehre eigentlich verhielt; er blieb dabei nicht stehen und suchte vielmehr die Lehre des heiligen Augustin mit ernster Ueberzeugung neu zu beleben und zur herrschenden in der römischen Kirche zu erheben. Gewiß eine eigenthümliche Erscheinung —: während innerhalb der reformirten Kirche, die ganz auf der in größter Strenge aufgefaßten Lehre Augustins ruht, eine durch Geist und Sittlichkeit ausgezeichnete Partei sich von den äußersten Consequenzen dieser Lehre und damit in der That von ihr selbst lossagte — trat innerhalb der katholischen Kirche eine nicht minder werthvolle Partei hervor, die zu dieser Lehre zurück strebte.

Besonders bedenklich aber mußte dann auch erscheinen, in welcher Weise Jansen die Lehre seines Heiligen auffaßte. Auch er geht natürlich von dem Satz aus, daß der Mensch sich nicht durch eigene Kraft aus den Banden der irdischen Begierden zu erheben vermag, sondern nur durch die Gnade. Die wirksame Gnade des Heilands aber (la grâce efficace, wie die Schriftsteller von Port-Royal sagten) ist ihm zufolge eine innerliche, dem Willen des Menschen vom Heiland eingeflößte Bewegung, die ihn, in reiner Freude an den göttlichen Dingen, bestimmt das Gute zu erstreben. So bildet sich im Menschen der wahre freie, d. h. vom Bösen befreite Wille; eine „freiwillige Nothwendigkeit" nicht zu sündigen und gerecht zu leben. Damit war dem Gottesdienst, der sich in Aeußerlichkeiten bewegt, eine strenge Innerlichkeit entgegen gesetzt. Die Religion wurde zur Sache des Seelenlebens.

Nicht minder beachtenswerth sind die Sätze Jansens, die gleichsam

den Uebergang von der Dogmatik zur Sittenlehre bilden. Da wird uns gesagt, die wirksame Gnade Gottes sei nicht eine Vergebung der Sünde, sondern Befreiung aus den Banden der Begierde — und man müsse das Gute nicht aus Furcht vor der Strafe wollen, sondern aus reiner Liebe zur Gerechtigkeit.

Diese Lehre gewann in Frankreich bedeutenden Anhang in den Reihen der Geistlichkeit sowohl als unter den Besten der höheren Stände. Hier war Du Vergier als Prälat, als Abt von St. Cyran bedeutend, und dadurch, daß er einer Familie des juristischen, des Parlamentsadels (der noblesse de robe) angehörte.

Bald nahm ein großer Theil der französischen Geistlichkeit die Ansichten Jansens an, und fast die gesammte Magistratur — eben die noblesse de robe — bekannte sich zu ihnen. Und als die Anhänger dieser Lehre in dem Kloster Port-Royal bei Paris eine Schule gründlicher Gelehrsamkeit gestiftet hatten, deren Lehrer und Schüler sich zugleich durch sittlichen Ernst auszeichneten, gewannen sie auf den besten Theil der gebildeten Stände im Lande einen Einfluß, der zu wachsen versprach und heilsam werden konnte. In solchen Werken, die uns, wie die Briefe der Frau von Sévigné, ein Spiegelbild des Lebens der höheren Stände jener Tage geben, zeigt sich an manchen Stellen, welche Aufmerksamkeit man auch in diesen aristokratischen Kreisen der Literatur zuwendete, die von Port-Royal ausging, und wie sehr die Sympathien der Verständigen den Jansenisten in ihrem Streit mit den Jesuiten zuneigten.

Selbst das vorzugsweise viel besprochene kirchliche Ereigniß der Zeit König Ludwigs XIV. — nämlich die feierliche Erklärung der sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche, die (1682) unter Ludwig XIV. erfolgte — steht in einer gewissen Beziehung zu dem Jansenismus. Man hat in dieser Erklärung vielfach nur eine Befriedigung sehen wollen, die der französische Klerus dem despotischen Sinn seines Königs gewährte; als solche hatte sie der König allerdings verlangt — und sie war unmittelbar durch sehr weltliche Interessen veranlaßt; — indessen übte doch auch noch manches andere bestimmende Element Einfluß darauf, und sie hatte eben deshalb auch noch eine weiter reichende Bedeutung.

Es handelte sich zuerst und zunächst um die sogenannten Regale. Die Könige von Frankreich hatten sich von alten Zeiten her das Recht angeeignet alle geistlichen Würden und Pfründen, mit denen nicht unmittelbare Seelsorge (cure d'âmes) verbunden war — also sämmtliche Bisthümer, Canonicate und Abteien, kurz so ziemlich alle geistlichen Aemter und Würden außer den Pfarreien —, selbst ohne vorhergehende Anzeige in Rom, ganz nach Willkür zu vergeben; und außerdem bezog die Krone die sämmtlichen Einkünfte aller erledigten Pfründen, so lange sie erledigt blieben. Die französische Geistlichkeit hatte dem König beide Rechte auf einer Synode zu Lyon (1272) in aller Form zuerkannt —: doch natürlich

Digitized by Google

nur innerhalb der Länder, die zu der Zeit unmittelbar der Krone Fran reichs unterworfen waren. Für die Länder, die später erst mit dem u mittelbar königlichen Gebiet vereinigt wurden, für den größten Theil d Südens also, Guyenne, die Provence und einen Theil von Languedo hatte dieser Synodalbeschluß keine Geltung; hier befolgte die Kirche bi auf Ludwigs XIV. Zeit die allgemein geltenden Normen des canonische Rechts.

Die in solcher Weise der Krone Frankreich eingeräumten Vorrech hatten einen sehr bestimmten politischen Werth und zum Theil einen nic minder bestimmten, sogar noch genauer nachweisbaren finanziellen; eine sehr großen namentlich für eine Regierung, die immerdar sehr viel Gel brauchte. Man ließ sich natürlich die Einkünfte der erledigten Bisthüme nicht entgehen und wußte oft auch die Verleihung der geistlichen Pfründe einträglich zu machen, indem man sie ganz einfach verkaufte.

Ludwig XIV., der mehr Geld brauchte als irgend ein anderer Köni und in seinem hochfahrenden Sinn weniger als irgend ein anderer ein Grenze seiner Macht anerkennen wollte, dehnte die genannten Regale gan willkürlich, durch königliche Rescripte (1672 und 1675), auch auf die Pro vinzen aus, in denen sie bis dahin nicht üblich und rechtens geweser waren. Rom protestirte natürlich, von einigen südfranzösischen Bischöfen angerufen, aber der höchste Gerichtshof Frankreichs, das Parlament zu Paris, beeilte sich die angefochtenen königlichen Verordnungen in sein Register einzutragen und dadurch förmlich als Landesgesetze anzuerkennen

Ludwig XIV. war auch sonst gereizt und erzürnt, weil die päpstliche Autorität, die auch auf andere katholische Mächte Rücksicht zu nehmen hatte, ihn nicht immer und nicht unbedingt in seiner auswärtigen Politik unterstützte und namentlich für Spanien gegen ihn Partei zu nehmen schien. Um so leichter erinnerte man sich, in der Aufregung des fortgesetzten Haders um die südfranzösischen Bisthümer, auch noch anderer, in der That längst verschollener Dinge, und die jansenistisch gesinnten Parlamente zeigten dabei nicht geringeren Eifer als der König und seine persönliche Umgebung.

Man erinnerte sich der kirchlichen Institutionen, welche die allgemeinen, ökumenischen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich veranlaßt hatten. Zu jener Zeit, nachdem die hohe Geistlichkeit der katholischen Christenheit zu Constanz und Basel erklärt hatte, daß sie selbst in ihrer Gesammtheit die eigentlich souveraine Behörde der allgemeinen Kirche, der Papst aber dem allgemeinen Concil unterworfen sei, waren diese Beschlüsse in Frankreich auch noch besonders durch ein Decret König Karls VII. — in der „pragmatischen Sanction von Bourges" (1438) bestätigt und für das Kirchenrecht des Landes erklärt worden. Weitere Verfügungen, die das Document enthielt, bestimmten, daß alle höheren kirchlichen Würden in Frankreich, zu denen nicht der König ernannte —

Digitized by Google

wie eben die südfranzösischen Bisthümer —, durch Wahl besetzt, nie vom Papst vergeben werden sollten. Und endlich war ausdrücklich untersagt von den geistlichen Pfründen im Königreich irgend welche Abgaben an den päpstlichen Stuhl zu zahlen.

Franz I. hatte sich dann aber durch den Papst Leo X. (Medici) schon gleich zu Anfang seiner Regierung (1515) bewegen lassen diese Sanction in aller Form aufzuheben; und da dann wenig später das ökumenische Concil zu Trient, im Widerspruch mit jenen früheren, bestimmt hatte, daß der Papst über der allgemeinen Kirchenversammlung stehe, da Frankreich, gleich allen anderen katholischen Reichen, die Beschlüsse dieses Concils angenommen hatte, konnte wohl nicht die Rede davon sein, daß jene zu Bourges erlassene Verfügung noch zu Recht bestehe. Aber der zürnende Ludwig XIV., seine Minister und die Parlamente fanden es ihren Zwecken entsprechend, den Inhalt jener verschollenen Sanction sogar in mancher Beziehung erweitert wieder aufleben zu lassen.

Eine Versammlung französischer Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen mußte dem gemäß vier gewichtige, weit reichende Artikel feierlich als die unabänderlichen Grundsätze der französischen Kirche verkündigen. — Diese Artikel besagten, dem Papst sei nur in geistlichen Dingen, nur in denen, die das Heil der Seele betreffen, Gewalt von Gott gegeben; in weltlichen Dingen habe er keine Gewalt; in diesen seien die Könige keiner kirchlichen Macht unterworfen — und das Oberhaupt der Kirche sei nicht befugt ihre Unterthanen des Gehorsams zu entbinden. — Der Papst habe allerdings, als Nachfolger Petri, die volle Gewalt in geistlichen Dingen, doch in solcher Weise, daß der Satz des Constanzer Conciliums, der ein allgemeines Concilium über den Papst stellt, unabänderlich bestehen bleibt. — Der Papst ist an das Kirchenrecht gebunden. — Auch in Glaubensfragen ist das Urtheil des Papstes nicht unabänderlich, so lange nicht die Beistimmung der Kirche hinzu gekommen ist.

Durch ein königliches Edict zum Reichsgesetz erhoben und von dem Parlament bereitwillig registrirt, mußten diese vier Artikel von allen Collegien und Universitäten Frankreichs unterschrieben und beschworen werden. Der französischen Geistlichkeit — die zur Zeit um die eigene Macht nicht besorgt war und keiner Stütze zu bedürfen glaubte — waren sie genehm, weil die bischöfliche Gewalt durch ihre Anerkennung gehoben und unabhängiger gestellt war — den Parlamenten, weil sie theilweise die Anerkennung ihrer eigenen jansenistischen Grundsätze darin zu erkennen glaubten. — Und gerade wie die französischen Bischöfe sich nunmehr vollends ermächtigt glaubten ein jedes päpstliche Breve nach eigenem Ermessen anzunehmen oder abzulehnen, je nachdem es den Grundsätzen der gallicanischen Kirche entsprach oder nicht — glaubte auch das leitende, das Pariser Parlament einen unmittelbaren Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reichs zu gewinnen.

Digitized by Google

Herkömmlich wurden alle neuen Verordnungen und Gesetze, wie be kannt, dem Parlament zugesendet mit dem Befehl sie in seine Registe einzutragen. Sie wurden ihm, wie die Krone behauptete, blos zur Kenntniß nahme mitgetheilt. Aber das Parlament hatte das Recht Einwendunge gegen den Inhalt neuer Gesetze zu erheben — wenn auch nur in de Form von unterthänigen Zweifeln, Rathschlägen und Bitten. Von Seite der Krone wurde behauptet, daß es von dem Willen des Königs abhäng das Gutachten des Parlaments, das an sich keinerlei Autorität habe, z beachten oder nicht —: das Parlament dagegen gründete gern, wenig stens so oft es sich einer schwachen Regierung gegenüber sah, auf da Recht Einwendungen zu machen (droit de remonstrance), das ihm un zweifelhaft zustand, die Behauptung, daß die königlichen Verordnunge erst durch die Registrirung wirklich geltende Gesetze würden — und wen es sich durch die Gunst der Umstände getragen fühlte, sogar daß ihm da Recht zustehe die Registrirung auch zu verweigern. — Auch die päpstliche Breven wurden in gleicher Weise wie die königlichen Verordnungen den Parlament überwiesen, um sie in seine Register einzutragen; — durch di Form aber, in der dies geschah, wurde ihm nunmehr von der Regierun selbst die Befugniß eingeräumt eine päpstliche Verfügung vorkommende Falls auch zu verwerfen. In dem königlichen Schreiben nämlich, das ei Decret des heiligen Stuhls diesem höchsten Gerichtshof des Landes über wies, wurde er aufgefordert es zu registriren, falls er finde, daß es nicht den Rechten der Krone oder den Freiheiten der gallicanischen Kirch Widersprechendes enthalte.

Von neuem gereizt, zunächst auch dadurch, daß Papst Innocenz XI (Odescalchi) — 1687 — die sogenannte Quartierfreiheit beschränkte welche die Gesandten der katholischen Mächte zu Rom in Anspruc nahmen, ging König Ludwig noch viel weiter, mit einer Entschlossenheit die doppelt Wunder nehmen muß, wenn man erwägt, daß seine Frömmig keit die Frömmigkeit der Furcht war, und daß er das Heil seiner Seel nicht durch die Sittlichkeit, sondern durch die Kirchlichkeit seines Wandel sicher zu stellen suchte. Jene Quartierfreiheit war ein Asylrecht geworden aus dem sich großer Unfug ergab. Der Papst beschränkte es, um den Banditenwesen zu steuern, das Recht war auf seiner Seite — alle andere Mächte fügten sich ohne Widerrede — Ludwig XIV. aber ließ seinen Ge sandten Lavardin mit bewaffneter Macht in Rom einrücken, um sic gewaltsam im Besitz der verweigerten Vorrechte zu behaupten, und al der Zwist dahin führte, daß Lavardin excommunicirt wurde, erklärte de König von Frankreich den Spruch des Papstes für null und nichtig — und appellirte von dem römischen Stuhl an ein allgemeines Concil. — Sowohl die gallicanisch gesinnte theologische Facultät zu Paris (die Sor bonne) als das jansenistisch gesinnte Parlament schlossen sich mit laute Zustimmung dem König an. Das Parlament besonders erging sich in

Digitized by Google

den heftigsten Aeußerungen gegen den Papst, nahm die königliche Appellation in aller Form Rechtens zu Protokoll — und richtete außerdem an die Krone auch noch die ausdrückliche Bitte mit allem Nachdruck gegen den römischen Stuhl einzuschreiten.

Es erfolgte aber nun nichts weiter. Rom und die Jesuiten, denen es an Ausdauer so wenig als an Klugheit fehlt, setzten den Kampf gegen die Reformation, die gallicanischen Freiheiten und den Jansenismus unermüdet fort und brachten selbst den stolzesten der Despoten zuletzt dahin sich vielfach ihrem Willen zu beugen. Keine günstige Wendung der Umstände wurde versäumt.

Zuerst gelang es den lange angestrebten Sieg über die reformirte Kirche in Frankreich davon zu tragen — einen Sieg, den Frankreich schwer empfinden und büßen sollte —, wenn es auch nicht gelingen wollte den reformirten Glauben im Süden des Landes ganz zu unterdrücken. Daß das Edict von Nantes, durch welches Heinrich IV. den Glaubensgenossen, die er verließ, Glaubens- und Gewissensfreiheit sichern wollte, schon längst, schon während der ganzen Regierungszeit Ludwigs XIV., nicht mehr beobachtet wurde, ist bekannt. Die Bestimmungen des Edicts wurden nicht etwa mit juristischer Feinheit umgangen — sie wurden einfach und gewaltsam gebrochen, zur Ehre Gottes natürlich. Und endlich, seltsamer Weise eben zur Zeit, als die Krone Frankreich und der Papst in heftigem Zwist lagen — 1685 —, wurde das Edict selbst aus königlicher Machtvollkommenheit gänzlich aufgehoben. Vergehen der Reformirten, durch welche sie die „auf ewige Zeiten" gewährten Rechte verwirkt hätten, konnte man nicht anführen — die Regierung begnügte sich zu erklären, da es dem König in erfreulicher Weise gelungen sei den größten und besten Theil seiner irrenden Unterthanen in den Schooß der Kirche zurück zu führen, sei das Edict nicht mehr nöthig. Das Parlament stimmte zu, mit freudigem Eifer, weil es die Reformirten, anstatt natürliche Verbündete in ihnen zu sehen, mit der Blindheit eines beschränkten Fanatismus haßte. Frankreich verlor fast eine halbe Million seiner Bewohner durch die Flucht in die Fremde — die reformirte Kirche verschwand aus dem Lande, wenn auch im Süden eine Anzahl Gemeinden im Verborgenen dem verfolgten Glauben treu blieben.

Die Freiheiten der gallicanischen Kirche hatte Rom nie anerkannt, vielmehr ausdrücklich verworfen, für ungültig erklärt, und den neu ernannten französischen Bischöfen, die sich nicht von den vier Artikeln lossagen, dem Spruch des heiligen Stuhls unbedingt unterwerfen würden, die geistliche Institution versagt. — Aber es war sehr schwierig die Partei zu besiegen, die dem so bezeichneten Kirchenrecht anhing, selbst als der stolze König bewogen worden war dieses Recht aufzugeben. — Ludwig XIV. fühlte sich in dem neuen Kriege, in den er seit 1688 verwickelt war, seinen Gegnern, die England in Folge seiner „glorreichen Revolution" gewonnen

hatten, nicht mehr in dem Grade wie früher überlegen und ließ manch Anspruch fallen, um sich ganz mit Rom zu versöhnen. Er gab das v seinen Truppen besetzte päpstliche Gebiet von Avignon zurück und verzic tete auf das Asylrecht seines Gesandten in Rom, sobald die Wahl ein neuen Papstes — Alexander VIII. (Ottoboni) — eine schickliche Geleger heit zu neuen Unterhandlungen bot — und endlich, nach mehrjährig Bemühungen — nachdem die neu ernannten Bischöfe sich dem päpstlich Stuhl unbedingt unterworfen hatten —, wurde auch König Ludwig - 1693 — dahin gebracht, daß er seine Verordnung, die Beobachtung d vier Artikel betreffend, zurücknahm. Doch geschah dies nur in einem Bri an den Papst (Innocenz XII., Pignatelli) — gleichsam unter der Han im Privatverkehr —, weiter vermochte sich der stolze Sinn des Könic nicht zu beugen. Aber die Unterwerfungen der Bischöfe erfolgten nic vermöge eines Reichsgesetzes; sie waren einzelne, persönliche Acte — u eben so wenig wurde der Brief des Königs an den Papst dem Parlame mitgetheilt und von ihm registrirt. So wurden denn dieses Schreib und jene persönlichen Erklärungen einzelner Bischöfe vom Parlament u von der Sorbonne einfach ignorirt, und für beide Behörden bildeten d Artikel von 1682, ungeachtet der königlichen Erklärung, die Grundla des französischen Kirchenrechts. So oft ein päpstliches Breve zu registrire war, fügte das Parlament eine Verwahrung zu Gunsten der gallicanisch Freiheiten hinzu und selbst der König gab, wenn später der Gegensta zwischen ihm und Rom wieder zur Sprache kam, Antworten, die in Ro nicht befriedigten. Er wollte nur die Verordnung zurück genommen habe durch welche die vier Artikel zum Reichsgesetz erhoben waren, nicht d Artikel selbst; er habe damit nur erklären wollen, daß niemand gezwunge sei sich gegen seine eigene Ueberzeugung den Beschlüssen des französisch Klerus von 1682 zu unterwerfen; es dürfe aber auch niemand gehinde werden sich zu ihnen zu bekennen oder seine Meinung über diese Pun auszusprechen, die innerhalb der Kirche Gegenstand freier Discussio seien (sur une matière qu'il est libre de soutenir de part e d'autre).

In dieser schwankenden Weise wurden, trotz aller Bemühungen eine ultramontanen Partei, die Freiheiten der gallicanischen Kirche durch d Sorbonne und das Parlament behauptet, bis sie in der französischen Re volution, die so Vieles ruchlos und thöricht vernichtet hat, ihren Untergan fanden. — In den später, im neunzehnten Jahrhundert, mit Rom ge schlossenen Concordaten ist natürlich vor allem der Artikel, der den Pap der allgemeinen Kirchenversammlung unterordnet, nicht wieder zum Vor schein gekommen.

Viel mehr noch mußte Rom an der Ueberwindung — an der Unter drückung des Jansenismus gelegen sein, der so weit über die Grundsä der gallicanischen Kirche hinaus ging, der nicht einmal bei dem Sa

Digitized by Google

stehen blieb, daß die gesammte Kirche, im Concil vereinigt, über dem Papst stehe. Schon die Art, wie die Schüler Jansens den Begriff der Tradition beschränkten, mußte das größte Bedenken erregen, da sie in der That genügte den römischen Stuhl seiner eigentlichen Macht, wenigstens der Freiheit in Uebung seiner Macht zu entkleiden. Der Lehre Roms zufolge ist die katholische Kirche, in ihrer Geistlichkeit und deren unfehlbarem Oberhaupt, Träger der fort und fort lebendigen apostolischen Tradition — und diese Kirche nimmt eben deshalb für jede ihrer Entscheidungen, für jede Erläuterung der Glaubenslehren, die von ihr ausgeht, eine Autorität in Anspruch, die sie den ursprünglichen Urkunden des Christenthums gleichstellt —: die Jansenisten dagegen wollten die Tradition in diesem Sinn des Worts auf die älteren Kirchenväter, bis auf den heiligen Bernhard herab, beschränkt wissen. — Die Schriften der Späteren, sagten sie, der Scholastiker, suchten die aristotelische Philosophie in das Christenthum zu übertragen und seien nicht als Autorität anzuerkennen. — Dadurch wurden auch der päpstlichen Autorität sehr bestimmte Grenzen gezogen; sie wurde nothwendiger Weise eine bedingte; — ihre Geltung im gegebenen Fall davon abhängig, ob sie jenen ausschließlich echten Quellen christlicher Erkenntniß treu blieb oder nicht; — und selbst der Weg für die Erörterung und Entscheidung dieser Frage war gewiesen, da auch die Jansenisten, wie gesagt, gleich den Anhängern der vier gallicanischen Artikel, den Papst der Autorität des allgemeinen Concils unterordneten. — Vor allem aber war bedenklich, was natürlich gerade am wenigsten zur Sprache gebracht wurde —: die Lehre von der Gnade, wie die Theologen dieser Schule sie auffaßten, machte den Priester ohnmächtig. Die Gnade wurde eine von jeder äußeren Einwirkung unabhängige Erscheinung des Seelenlebens, über die der Priester nichts vermochte, die er nicht hervorrufen, nicht vermitteln konnte — und war das ewige Heil des Menschen ausschließlich von der Gnade abhängig, so verlor nicht nur alles, was die Kirche als „gute Werke" bezeichnet, jeglichen Werth, sondern auch die priesterliche Absolution wurde ohnmächtig. Um so mehr, da noch der inhaltsschwere Satz hinzukam, daß die Gnade nicht Vergebung der Sünde sei. Die „Schlüssel" waren dann nicht mehr in den Händen der Kirche; der Priester konnte nicht mehr durch Vergebung oder das Anathema, das er aussprach, Einfluß auf das Geschick des Menschen jenseits des Grabes üben oder es vollends unbedingt bestimmen.

Der Lehre, die sich diesen Sätzen anschloß, daß der Mensch das Gute um des Guten willen und nicht aus Furcht vor der Strafe wollen müsse, konnte niemand geradezu widersprechen — aber gerade deshalb konnte es einem Theil des katholischen Klerus — demjenigen, der Weltherrschaft für den Beruf der Kirche hält — nicht erwünscht sein sie in solcher Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen zu sehen. Die Folgerung, daß das Gute, wenn es aus Furcht vor der Strafe gethan wird, keinen

Werth habe, lag zu nahe, und folgerichtig mußte eigentlich auch die Lehre zu dem Schluß führen, daß kein äußerlicher Act, kein Act der Unte werfung und des Gehorsams, kein darauf gegründeter Spruch des Priester an sich etwas vermöge und Werth habe; daß immerdar Gang und Wes des Seelenlebens allein entscheidend bleiben — daß andererseits d Mensch, durch die Gnade befreit, der Rechtfertigung durch den Priest nicht bedarf.

So weit, bis zu den letzten Consequenzen ihrer Lehre, gingen d Jansenisten natürlich nicht, da sie innerhalb der römisch-katholischen Kirc sein und bleiben wollten. Aber es lag in der Natur der Dinge, da man in Rom ihre Lehre, schon in der Form, in der sie ausgesproche wurde, gefährlich achtete und vom ersten Augenblick an zu unterdrücke suchte. Zuerst — 1643 — unter Papst Urban VIII. (Barberini), dan — 1653 — mit größerem Nachdruck unter Innocenz X. (Pamfili), den seine theologische Umgebung, besonders der Cardinal Chigi, der zwei Jahr später als Alexander VII. sein Nachfolger wurde, begreiflich machte, da der Jansenismus die Unfehlbarkeit des Papstes verneine, wenn das auc nicht ausdrücklich gesagt werde. Es wäre hier nicht am Ort auf di Einzelnheiten dieses theologischen Streits einzugehen, obgleich unsere Zei ihnen keineswegs entwachsen ist, wie eine oberflächliche Anschauung de Dinge noch vor wenigen Jahren glauben machen konnte. Das Wesent liche des Hergangs ist in der Kürze, daß die Theologen der Gesellschaf Jesu fünf Lehrsätze, angeblich dem Werke Jansens entnommen, zusammen stellten und sie — eben in der Bulle von 1653 — als Irrlehren durc den Papst feierlich verdammen ließen. Die Jansenisten wendeten ein, di fünf Sätze seien allerdings verwerfliche Irrlehren, aber sie fänden sich nich in den Werken ihres Meisters oder doch nicht in dem Sinn, der ihnen von den Gegnern beigelegt werde. Man erwiderte ihnen, was sich freilich außerhalb der Kreise, welche die ultramontane Theologie zieht, etwas selt- sam ausnimmt —: der Papst habe erklärt, die verurtheilten Sätze ständen in Jansens „Augustinus" — und der Papst sei unfehlbar, folglich dürfe nicht bezweifelt werden, daß dem wirklich so sei.

Die Jansenisten wurden dadurch zu der Erklärung getrieben, der Papst sei unfehlbar in Fragen des Dogma, der Lehre und des Glaubens, nicht aber in Beziehung auf historische Thatsachen, die er erfahren müsse gleich jedem anderen Sterblichen. Ueber diese könne er nur eine persön- liche Meinung äußern und falsch berichtet sein.

Aber Alexander VII. — für den der Streit eine Sache persönlicher Initiative war — befahl unbedingt zu glauben, daß die fünf Sätze sich, und zwar in dem Sinn, wie sie die Kirche verstanden habe, in Jansens Schriften fänden, und daß Jansen selbst sie in demselben Sinn gedacht habe; daß sie ausdrücklich in dem Sinn verurtheilt seien, den der Autor hinein gelegt hatte; daß der heilige Vater in Beziehung auf einen solchen

Digitized by Google

historischen Umstand nicht irren könne. — Die Schüler Jansens säumten nicht von neuem anzuerkennen, daß die verurtheilten Lehrsätze verwerflich seien, in Beziehung auf die historischen Thatsachen aber, die Rom behaupte, wollten sie „ein ehrerbietiges Schweigen" beobachten.

Das war Empörung, nach dem Maßstab, den man in Rom an die Dinge legte, und dennoch konnte man der Jansenisten nicht sofort Herr werden. Sie hatten im Parlament und selbst im Innern der königlichen Familie Frankreichs mächtige Stützen, und außerdem war der päpstliche Stuhl mehrfach in politischen Zwist verwickelt. Endlich hatten die Jesuiten auch nicht unter allen Päpsten den gleichen Einfluß. Der Streit blieb einige Jahrzehnte hindurch stillstehend in einer und derselben Lage: entschieden, wie die Jesuiten vorgaben, wenn auch der Ausführung des Urtheils noch widerstrebt werde — in der Schwebe, nach der Ansicht der Jansenisten und derer, die zu ihren Grundsätzen neigten.

Aber gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gestalteten die Verhältnisse sich günstiger für Rom. Die Jansenisten verloren die Stützen, die sie innerhalb der königlichen Familie gefunden hatten, dem König Ludwig persönlich waren sie verhaßt — und mußten es sein, selbst abgesehen davon, daß der alternde Herr mehr und mehr dem Einfluß seines jesuitischen Beichtvaters verfiel, und daß er glaubte die päpstliche Autorität ganz gewinnen zu müssen, um durch sie in den Ansprüchen seines Hauses auf die spanische Erbschaft unterstützt zu werden. Hatte er dieser Interessen wegen doch selbst die Freiheiten der gallicanischen Kirche preis gegeben —: eine kirchliche Partei zu unterdrücken, deren Anhänger zum Theil, und sobald sie sich verfolgt sahen, das Recht der weltlichen Macht in Glaubenssachen einzugreifen in Frage stellten, so gut wie die Unfehlbarkeit des Papstes — das konnte ihm nur erwünscht sein, sobald sich eine schickliche Gelegenheit dazu ergab.

Zweierlei gab die unmittelbare Veranlassung zur Wiederaufnahme des Streits. Zuerst ein damals viel gelesenes, jetzt verschollenes Erbauungsbuch; das Werk eines katholischen Geistlichen, eines Priesters von der Congregation des Oratoriums, Pascal Quesnel, in der ersten Ausgabe „abrégé de la morale des évangiles" genannt. Der Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, ein naher Verwandter der Frau von Maintenon, hatte es gutgeheißen — 1692 — ja seiner Diöcese dringend empfohlen. Die Jesuiten und ihre Anhänger aber wollten Jansenismus und nicht weniger als ein Hundert und eine Irrlehre darin finden. — Quesnel leugnete, daß er Jansenist sei, wie denn überhaupt nur wenige in Frankreich sich zu diesem Namen ganz offen bekennen wollten, nachdem er einmal mit einem Fluch belegt war —: aber die Gegner sahen darin nur eine leere Ausflucht, ein unredliches Mittel dem bereits gefällten Spruch Roms zu entgehen.

Dann wurde auch die Frage wieder angeregt, ob in Beziehung auf

Digitized by Google

historische Thatsachen, die Rom behaupte, ein ehrerbietiges Schweigen g nüge. Ein Priester, der in Paris Beichte hörte, wendete sich in eine Fall, der ihm zweifelhaft schien, an die Sorbonne und fragte, ob er eine Geistlichen absolviren dürfe, der im Herzen, im Stillen glaube, daß Janse ungerechter Weise verurtheilt worden und daß der Papst in Beziehun auf eine historische Thatsache nicht unfehlbar sei. Die Sorbonne bejah diese Frage amtlich — aber die Jesuiten und eine Menge Bischöfe, d sich ihrer Partei anschlossen, erhoben sich gegen den Bescheid. Köni Ludwig, der keinen theologischen Hader in Frankreich haben wollte, geb den Parteien Stillschweigen und forderte die höchste kirchliche Autoritä er forderte Rom auf den Streit zu entscheiden.

Rom erfüllte natürlich sehr gern einen so correcten Wunsch. E herrschte zur Zeit Papst Clemens XI. (Albani), der nicht nur den Protes gegen den westphälischen Frieden erneuert, sondern auch gegen die königlich Würde Preußens, als eine unbefugte, protestirt hatte, weil nur der Paps Könige schaffen könne und kein Irrgläubiger König sein dürfe. Die ge wünschte Entscheidung erfolgte — 1703 — in bündigster Weise durch di Bulle Vineam domini, die von der Thatsache, die zur Frage bewogen hatte, Veranlassung nahm sehr viel mehr zu beantworten als die unmittel bar vorgelegte Frage. Nicht allein alle früheren päpstlichen Constitutionen gegen die Jansenisten wurden darin bestätigt, es wurden auch alle Aus- wege abgeschnitten, vermöge deren die Anhänger jansenistischer Lehren, auch unter den französischen Prälaten, gesucht hatten sich der bedingungs- losen Annahme dieser päpstlichen Verordnungen zu entziehen. Das bloße Schweigen irgend einem Spruch Roms gegenüber wurde für vollkommen ungenügend erklärt; man müsse sich ohne Ausnahme einem jeden solchen Spruch unbedingt und ausdrücklich unterwerfen, und nicht blos mit dem Munde, sondern auch im Herzen verwerfen und verdammen, was der heilige Stuhl verurtheilt habe. Dann wendete die Bulle sich auch gegen die jansenistische Kirche, die sich inzwischen in Holland gebildet hatte. Sie sollte nicht mehr als katholisch anerkannt werden.

Schon hatte die Sorbonne erklärt, daß sie sich anders ausgedrückt haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß ihre Antwort auf die ihr gestellte Frage allgemein bekannt werden sollte. Der Cardinal Noailles, der sich vielfach selbst angegriffen sah und vielerlei Rücksichten zu nehmen hatte, suchte eine Versammlung französischer Prälaten zu überzeugen, daß der Papst auch in dieser Bulle nicht ausdrücklich den Anspruch erhebe auch in Beziehung auf Thatsachen unfehlbar zu sein. Die Bischöfe behielten sich das Recht vor die Entscheidungen des römischen Stuhls nach ihrem eigenen Urtheil anzunehmen oder nicht — und darauf hin ließ man die Bulle gelten, die das gerade Gegentheil als allgemeines Recht der Kirche feststellte. Nur wurde, wohl um „das Prinzip zu retten", wie man in unseren Tagen bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt, auf den Wunsch

Digitized by Google

des Cardinals Noailles die Clausel eingeschaltet, daß die päpstliche Verfügung von „der Kirche" angenommen worden sei. — Das Parlament vollends erhob diesmal gar keine Schwierigkeiten die Bulle zu registriren, nur wurde der übliche Vorbehalt zu Gunsten der gallicanischen Freiheiten und der Rechte der französischen Krone hinzu gefügt.

Nur die Klosterfrauen zu Port-Royal-des-Champs verweigerten offen die Unterwerfung und gaben dadurch der Jesuitenpartei erwünschte Gelegenheit die gänzliche Aufhebung des widerspenstigen Klosters herbei zu führen. Sie ward von Rom aus verfügt. Die Gebäude wurden niedergerissen, die Schwestern in andere Klöster vertheilt und selbst die Gebeine der Verstorbenen anderswohin geschafft, damit der Kirchhof eingeebnet werden konnte.

Aber es bedarf nicht der Bemerkung, daß der eigentliche Streit durch alle diese Vorgänge weder erschöpft noch entschieden war. Er ging fort und drehte sich nun, obgleich er einen viel tieferen Grund hatte, äußerlich vorzugsweise um Quesnels angefochtenes Erbauungsbuch. Im Verlauf der Rede und Gegenrede aber kamen viel wichtigere Dinge zur Sprache als dieses wohlgemeinte Werk selbst enthielt.

Dieses Werk wurde vom Papst Clemens XI. in der berühmten Bulle Unigenitus in einer Weise verurtheilt, die nach der Absicht Roms der katholischen Welt für abschließend gelten sollte. Die angefochtenen Sätze Quesnels waren darin eingehend und methodisch, ein jeder für sich und ausdrücklich verurtheilt — außerdem aber hatte diese Bulle, gleich den früheren, durch die Stellung, die der Papst der gallicanischen wie der allgemeinen Kirche gegenüber darin als selbstverständlich einnahm, eine Bedeutung, die weit über den unmittelbaren Inhalt hinaus ging. Es kam demnach sehr viel darauf an, wie die französische Kirche die Bulle aufnehmen — ob sie diesmal die Ansprüche, die der päpstliche Stuhl mittelbar durch diese Verfügung von neuem erhob, ohne Widerspruch einräumen werde oder nicht. Der Streit, der um unbedingte oder bedingte Annahme der Bulle geführt wurde, hatte demnach, selbst abgesehen von dem Gehalt der verurtheilten Sätze, eine Bedeutung, die in der katholischen Welt alle Verhältnisse des Lebens berührte — und ist eben deshalb der eigentliche Grund ihrer Berühmtheit geworden.

König Ludwig wollte sie unbedingt angenommen wissen — traf aber im französischen Episkopat, in der Sorbonne und im Parlament auf einen Widerstand, der sich durch viele Jahre, bis weit in die Regierung seines Nachfolgers, hinzog. Vor allem wichtig wäre die Unterwerfung oder Zustimmung der Gesammtheit der Bischöfe des Königreichs gewesen; es zeigte sich aber bald, daß sie gerade am allerschwersten zu erlangen war.

Wie schon früher bei ähnlichen Veranlassungen geschehen war, wurden nämlich neun und vierzig französische Bischöfe, die sich zufällig, anderer Geschäfte wegen, gerade in Paris befanden, unter dem Vorsitz des Cardi-

Digitized by Google

nals Noailles zu einer „Congregation" vereinigt. Der König mach dieser gleich bei der Eröffnung ihrer Sitzungen durch ein Edict bekan daß sie nur zusammen berufen sei, um die päpstlichen Befehle gehorsa anzunehmen. Aber obgleich der Cardinal Noailles nunmehr seine frühe Billigung des Quesnelschen Werks unbedingt zurücknahm, ließen sich do die Bischöfe das Recht nicht nehmen den Inhalt der Bulle selbst prüfen und nach eigenem Ermessen zu entscheiden. Vergebens suchte d päpstliche Nuntius eine neue Untersuchung abzuwenden, die man, da Ro bereits gesprochen hatte, gern für einen Frevel erklärt hätte.

Die versammelten Bischöfe fanden in der That mancherlei Bedenke und es ist auch heute noch — ja heute mehr als die Zwischenzeit über – der Beachtung werth, welcher Art diese Bedenken zum Theil ware Quesnel hatte unter anderen den innerhalb der päpstlichen Kirche kühne Satz aufgestellt, wie der Mensch überhaupt in seinem sittlichen Wand nicht durch Furcht bestimmt werden müsse, dürfe er sich auch nicht au Furcht vor einer ungerechter Weise verhängten Excommunication abhalte lassen seine Pflicht zu thun. — Wie hätte eine Autorität, die für unfehlba gelten will, irgend einer Macht auf Erden oder vollends einem Individuum das Recht zugestehen können zu untersuchen, ob ihr verdammender Spruc gerecht sei oder nicht! — Wie hätte Rom einen Satz einräumen können der, nur wenig weiter entwickelt, den Menschen von der Autorität de officiellen Kirche, der hierarchischen Gewalten zu emancipiren und all Mittel der Macht in ihren Händen zu zertrümmern drohte!

Der Satz war natürlich verurtheilt — mit Recht erklärten die Bischöfe, in dem besonderen Fall, auf den ihn Quesnel anwendete — sonst aber, im Allgemeinen, gebe es doch in der That Pflichten, von deren Erfüllung man sich durch keine Excommunication dürfe abhalten lassen. Der Dienst Gottes gehöre dahin und die Treue gegen Landesherren und Vaterland.

Die große Mehrzahl der versammelten Bischöfe — vierzig an der Zahl — beschloß am Ende, die Bulle zwar anzunehmen und der niederen Geistlichkeit bekannt zu machen, aber eine Pastoralinstruction hinzuzufügen, durch welche die bedenklichen Sätze gehörig beschränkt würden und jedem Mißbrauch vorgebeugt wäre. — Eine Minderzahl von neun Bischöfen aber, und an ihrer Spitze der vorsitzende Cardinal Noailles, waren auch damit nicht zufrieden und wollten sich nur in dem Fall zur Annahme verstehen, wenn der Papst selbst der Bulle eine Erläuterung hinzufügen, die ihnen anstößigen Sätze in ihrem Sinn beschränken und erklären und sich auf diese Weise in bindender Form verpflichten wollte. Diese Minderzahl trug ihre Bedenken dem König vor.

Dennoch mußte das Parlament (15. Februar 1714) ein offenes königliches Schreiben (lettres patentes) registriren, durch welches die Beobachtung der Satzungen der Bulle verfügt wurde. Auch die Sorbonne

Digitized by Google

wurde, mit Hülfe der Pastoralinstruction, durch königliches Ansehen dahin gebracht die Bulle (am 5. März 1714) mit 97 Stimmen gegen 31 anzunehmen, und so schien es, als habe der König seinen Willen durchgesetzt. — Aber das Parlament hatte bei der Registrirung alle Rechte und Freiheiten der gallicanischen Kirche ausdrücklich vorbehalten, sich gegen einen Artikel der Bulle noch besonders verwahrt und die dissentirenden Bischöfe handelten ihrer Abstimmung gemäß, wie denn der Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles vor allen den Geistlichen seines Sprengels, durch ein förmliches Mandement bei Strafe der Suspension untersagte die Bulle anzunehmen, so lange nicht die verlangte päpstliche Erklärung erfolgt sei, — und man wußte nicht, wie man dieser Prälaten Herr werden sollte. Denn die Versammlung der Bischöfe war eine rein zufällige gewesen, keine mit wirklicher canonischer Befugniß ausgestattete; was da durch die Majorität beschlossen war, hatte für andere keine zwingende Autorität.

So war man denn weiter vom Ziel als zuvor; der Zwist nur heftiger entbrannt. In dieser Verlegenheit schlug Ludwig XIV. vor, der Papst solle die widerspenstigen Bischöfe vor das Gericht eines französischen Nationalconcils verweisen, wobei nicht mehr und nicht weniger vorausgesetzt war, als daß ein solches Concil die Auflehnung gegen die Bulle ohne Weiteres als einen Frevel behandeln werde. In Rom, wo man die Pastoralinstruction der französischen Bischöfe zu ignoriren suchte und klüglich dazu schwieg, wußte man die Dinge besser; — man wußte, daß eine solche Versammlung, wie der Geist der Zeiten war, sich nicht einfach zum unterwürfigen Vollstrecker päpstlicher Befehle machen würde. Und überhaupt wollte man in Rom Nationalconcilien so wenig als eine allgemeine Versammlung der Kirche. Widersprach doch schon die Voraussetzung, daß der Papst auch nur des Raths einer Kirchenversammlung bedürfen könne, der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit, wie die jesuitische Partei sie auffaßte und zu allgemeiner Geltung bringen wollte. Und wenn nun vollends die päpstlichen Entscheidungen etwa in einer solchen Versammlung der Erörterung und Beurtheilung verfielen, so entsprach das noch weniger der unbeschränkten und unbedingten Autorität, die der römische Stuhl innerhalb der Kirche als sein Recht, als selbstverständlich in Anspruch nahm. — Das Nationalconcil wurde abgelehnt, weil es die päpstliche wie die königliche Autorität gefährden könne.

König Ludwig endete, ehe etwas weiter geschehen konnte, und nach seinem Tode zeigte sich mehr noch als zuvor, welchen Einfluß die Wandlungen, die am Hofe vorgingen, im achtzehnten Jahrhundert so gut wie zur Zeit der byzantinischen Kaiser, auf die Bewegungen des kirchlichen Lebens übten. Der Regent Orleans, dem zunächst die Regierung in Frankreich zufiel, war kein Freund der Jesuiten — sofort kehrten die vertriebenen Jansenisten zurück und erhoben von neuem in vielfachen Streitschriften ihre Stimme. Bald erschienen (5. März 1717) vier angesehene Bischöfe

Digitized by Google

in einer Sitzung der Sorbonne, erklärten den Inhalt der Bulle Unigenitu für verwerflich, weil er mit den wahren Grundsätzen der Hierarchie i Widerspruch stehe so gut wie mit den Rechten der französischen Kron und appellirten — eben wie Ludwig XIV. früher einmal gethan hatte – von dem Papst an ein freies, gesetzmäßiges ökumenisches Concilium — das Kühnste, was innerhalb der katholischen Kirche geschehen konnte, sei dem die Satzungen der Tridentiner Kirchenversammlung ihr als Gese gelten sollten.

Die Sorbonne widerrief nun ihre eigene frühere Zustimmung, di sie als in unredlicher Weise erschlichen darstellte, und schloß sich diese Appellation an.

Aber der Vertraute und Minister des Regenten, der Bischof vo Cambray, Dubois mit Namen, ein Mensch von niedriger Herkunft un Bildung, von schlechtem Charakter und dem wüstesten, verworfensten Lebens wandel, strebte nach dem römischen Purpur und wollte sich deshalb ei Verdienst um den päpstlichen Stuhl erwerben, das zur Zeit eben nur i dem zu Roms Gunsten hergestellten Kirchenfrieden in Frankreich bestehen konnte.

Dieser Dienst aber war um so höher anzuschlagen, da wirklich ein Schisma zu drohen begann, als der Papst — derselbe Clemens XI., von dem die Bulle ausgegangen war — (am 28. August 1718) das strenge Breve „pastoralis officii“ erließ, in dem er die Bulle bestätigte und in Einzelnheiten sogar verschärfte. Denn der Cardinal Noailles antwortete darauf durch ein bischöfliches Mandement, das einen gänzlichen Bruch anzukündigen schien, und mit ihm remonstrirten die vier „Appellanten“ so wie die Sorbonne, das Parlament aber unterdrückte das Breve (20. Juni 1719), als den Freiheiten der gallicanischen Kirche widersprechend.

Auf diesem bedenklichen Punkt standen die Dinge, als Dubois Einfluß sich geltend machte. Der Cardinal Noailles wurde vom Regenten — hinter dem natürlich Dubois stand — bewogen eine „corps de doctrine“ genannte Interpretation der Bulle zu entwerfen, die ihren möglichen unerwünschten Folgen vorbeugen sollte, die Rom nicht gezwungen wäre ausdrücklich zu verwerfen und die doch auch den widerstrebenden Bischöfen einigermaßen genügen konnte, da ihnen nicht zugemuthet wurde ihre Appellation oder ihre früheren Aeußerungen zurück zu nehmen.

Diesen Entwurf legte Noailles (am 20. August 1720) vierzig in Gegenwart des Regenten versammelten Bischöfen vor, von denen nun die Bulle, dieser Erläuterung, dem corps de doctrine gemäß (conformément au corps de doctrine), angenommen wurde. Noch viele andere Bischöfe gaben ihre Zustimmung und setzten ihre Namen unter das nunmehr „concordance des quarante“ genannte Actenstück. Ein königliches Edict verfügte nun, daß die Constitution Unigenitus in ganz Frankreich, der

Digitized by Google

Interpretation der Vierzig gemäß, beobachtet werden solle. — Das Parlament aber blieb folgerichtig seinem alten Geist getreu und registrirte (4. Dec. 1720) auch dieses Edict wieder nur mit den üblichen, sehr viel umfassenden Einschränkungen und Vorbehalten, ja es wahrte der französischen Kirche ausdrücklich das Recht an ein künftiges Concil zu appelliren. (Es registrirte: sauf les libertés de l'Église gallicane, les lois du royaume, les droits des évêques et la faculté d'en appeler au futur concile.) — Und so schien denn abermals der Streit, nachdem er achtzig Jahre lang gewährt hatte, abgeschlossen und beseitigt.

Aber die ultramontane Partei und die Jesuiten an ihrer Spitze verlangen immerdar und in jedem Fall eine ganz bedingungslose Unterwerfung unter die Autorität Roms und sehen jedes vermittelnde Abkommen, ein jedes, das nicht die verlangte bedingungslose Unterwerfung einschließt, immer nur als ein vorläufiges und widerrufliches an, das sie nicht abhalten darf — und wenn es noch so feierlich geschlossen wäre — die Frage bei günstiger Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Nur wenige Jahre später, unter Ludwig XV., für den der Herzog von Bourbon die Regierung führte, fühlte sich diese Partei wieder des überwiegenden Einflusses gewiß — und es ergab sich bald auch eine Gelegenheit die dogmatischen Interessen neben anderen von neuem zur Sprache zu bringen. Die bedenkliche Lage der französischen Finanzen bewog den Herzog von Bourbon (1725) dem überreichen Landbesitz der Bisthümer und Klöster eine Grundsteuer aufzuerlegen. Darüber war natürlich die gesammte Geistlichkeit auf das Aeußerste empört. In regelmäßiger Versammlung zu Paris vereinigt, berief sie sich auf ihr altes Vorrecht keine anderen Steuern zu zahlen als die sie sich selbst auferlegte — und forderte den jungen König bei seinem Krönungseid auf dieses Recht zu achten.

Zugleich trat sie — durch Mehrheitsbeschluß — mit der Forderung hervor die Bulle Unigenitus solle ohne Einschränkung zum Gesetz des Staats und der Kirche erklärt werden. Der Herzog fürchtete die Folgen, gebot Schweigen über diesen Punkt und führte dadurch seinen eigenen Sturz herbei. Fleury, Bischof von Frejus, Erzieher des Königs, trat an seine Stelle und wurde wie Dubois und auf denselben Wegen Cardinal. Er bewog durch mancherlei Vorstellungen, indem er geltend machte, daß mancher Satz Quesnels sich wohl für sich allein vertheidigen lasse, daß die Gesammtheit dieser Sätze aber dennoch in ihrem Zusammenhang verwerflich sei, zunächst den hochbetagten Cardinal Noailles seine Interpretation der Bulle (19. Juli 1729) zurück zu nehmen. Dieser greise Kirchenfürst fand sich ohnehin jetzt mit seinem Widerstand ganz vereinsamt inmitten der französischen Prälatur und von dem jüngeren Geschlecht, in dessen Zeit er hinein gelebt hatte, als ein Abtrünniger behandelt. Auch die Sorbonne wurde, wenn auch erst später (17. Dec. 1729), dahin gebracht sich mit einer Mehrheit von 95 Stimmen gegen 6 für die einfache An-

nahme der Bulle zu entscheiden. So konnte denn Fleury (3. April 1730) eine Declaration in das Parlament bringen, durch welche die einfache unbedingte Annahme der Constitution Unigenitus, wie die Ultramontanen sie immerdar verlangt hatten, der französischen Geistlichkeit zur Pflicht gemacht wurde. Dem Widerspruch des Parlaments, den man allerdings erwarten mußte, war dadurch vorgebeugt, daß die Eintragung der neuen Declaration in die Register dieses Gerichtshofs in einer feierlichen königlichen Sitzung (lit de justice) angeordnet und bewirkt wurde. In einer solchen Sitzung, in welcher der König selbst als Gerichtsherr den Vorsitz übernahm, durfte niemand das Wort ergreifen als der Kanzler, der auf seinen Befehl und in seinem Namen sprach. Es war das ein öfter gebrauchtes Mittel Widerspruch unmöglich zu machen.

So endete der lange Zwist dem äußeren Anschein nach mit einem vollständigen Siege Roms. — Aber war der Jansenismus — um diese ganze der individuellen Selbständigkeit, der Innerlichkeit zugewendete Richtung innerhalb der katholischen Kirche mit diesem allgemeinen Namen zu bezeichnen, wie Rom selbst zu thun liebte —: war der Jansenismus nun wirklich besiegt und erstickt? — Keineswegs!

Daß sich in Holland eine katholische Kirche gebildet hatte, die Jansens Lehre annahm, bei welcher der verfolgte Quesnel, aus Frankreich, aus den spanischen Niederlanden vertrieben, Schutz fand; daß diese Kirche seit fast zweihundert Jahren außer allem Zusammenhang mit Rom fortbesteht, ist vielleicht das minder Wichtige, denn sie hat bis heute keinen weiter reichenden Einfluß geübt. Aber das Pariser Parlament sowohl als die Provinzialparlamente Frankreichs blieben ihrer jansenistischen Gesinnung getreu; Feinde der Jesuiten und Gegner der Ultramontanen. Das war von sehr großer Wichtigkeit. Die gesammte Magistratur Frankreichs strebte fort und fort darnach die Herrschaft in der Kirche und in der Schule des Landes den Händen der Jesuiten zu entwinden. — Mit welchem Eifer das Pariser Parlament kaum dreißig Jahre später das zweideutige Gebahren des Jesuitenordens in seinen colossalen Handelsunternehmungen untersucht, an das helle Tageslicht gebracht und verurtheilt hat, das ist bekannt. Nicht minder, wie viel und mit welchem Eifer das Parlament eben im Zusammenhang mit diesen Untersuchungen, beigetragen hat die Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich herbeizuführen. Bekannt ist endlich auch, daß das Parlament, in der kritischen Zeit, die zur Revolution von 1789 führte, mit dem leichtfertigen Hof verfeindet, zuerst und vor allem die Berufung der Reichsstände verlangte, weil die Krone allein an den Gesetzen und der Verfassung des Landes nichts ändern, keine Steuern verhängen dürfe. — Und selbst auf das Concordat, das Napoleon I. (1801) mit dem päpstlichen Stuhle schloß, hat der Jansenismus, der in der französischen Magistratur fortlebte, noch einen gewissen Einfluß geübt. Er allein hat das Wenige gerettet, was dieses Concordat noch von den

Digitized by Google

Grundsätzen der gallicanischen Kirche übrig ließ oder vielmehr wieder in das Leben rief.

Auch in Italien hatte der Jansenismus in der Stille einen nicht ganz unbedeutenden Anhang gefunden und sein Einfluß auf die Entwickelung der Dinge dort, bis in die neueste Zeit herab, ist nicht ganz gering anzuschlagen. Da die jesuitische Partei in der Kirche alles aufbot nicht blos die weltliche Herrschaft des Papstes, sondern auch die Herrschaft Oesterreichs und zumal des gefeierten Herzogs von Modena aufrecht zu erhalten, war es für die Ereignisse seit der Restauration von 1814 nicht ohne Bedeutung, daß ein großer Theil des niederen Klerus in Oberitalien — vorzugsweise in der Lombardei, bei Weitem weniger in Piemont — im Stillen jansenistischen Grundsätzen anhing. Namentlich wurden unter Oesterreichs Herrschaft, unter den Augen der österreichischen Regierung, die keine Ahnung davon hatte, die Zöglinge des Priesterseminars zu Mailand in solchen Grundsätzen gebildet.

Erst in den letzten Jahrzehnten unserer Zeit schien dieser Geist gänzlich erloschen in der katholischen Kirche.

Eines aber war dagegen allerdings schon zur Zeit Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers vollständig gelungen —: der Jansenismus und der sittliche Ernst, den er einschloß, den Blaise Pascal's Schriften vor allem auch der Menge der Gebildeten nahe gelegt hatten, konnten keinen umfassenden, weitreichenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der in Frankreich herrschenden allgemeinen Bildung mehr üben; es war gelungen das zu verhindern, unmöglich zu machen. Anstatt dessen wurde nun, nachdem man den Ernst unterdrückt hatte, von anderswo herbeigebracht, eine spottende Verneinung, eine seichte und mit Keckheit leichtfertige Freigeisterei die Grundlage der neueren Bildung Frankreichs.

Freilich schien gleichzeitig mit den jansenistischen Bestrebungen auch eine ganz selbständige Philosophie von idealem Gehalt in Frankreich einen neuen Aufschwung gewinnen zu sollen. René Descartes war ihr Schöpfer; ein französischer Edelmann, den man sich unwillkürlich immer als Reformirten und als solchen vertrieben denkt. Er war Katholik — aber freilich lebte er aus Wahl in der Fremde und zwar in protestantischen Ländern, in Holland und Schweden — wahrscheinlich weil ihm in einer katholischen Umgebung nicht wohl war — denn nirgends zeigt sich, daß er eine persönliche Verfolgung befürchtet hätte. Man hat ihn den größten Denker seiner Zeit genannt, vielleicht nicht ganz mit Recht, denn Spinoza war sein Zeitgenosse, — einen mächtigen und edlen Geist aber wird wohl ein jeder in ihm anerkennen müssen. Wir ersehen aus den gleichzeitigen Denkwürdigkeiten vieler bedeutender Männer und Frauen, selbst aus Molière's Lustspielen, daß die gebildeten Stände sich auch bis zu einem gewissen Grade mit seiner Philosophie beschäftigten, daß diese unter denen, die auf höhere Bildung Anspruch machten, eine Zeit lang sogar Modesache

Digitized by Google

war — doch blieb das Interesse dafür in der That ein spielendes u ging nicht sehr tief. Der Einfluß, den die Dinge auf Mit- und Nachw üben, beruht überhaupt nicht immer auf ihrem Werth, auf ihrer Bede tung an sich; hier nun vollends ist nicht zu leugnen, daß Descartes Ph losophie sich vielfach in Willkürlichkeiten bewegte und mitunter in d Abenteuerliche verirrte; außerdem war es nicht leicht, es war eine Arb ihr zu folgen, und endlich verlangte sie stillschweigend und als selbstve ständlich eine gewisse Erhabenheit der Gesinnung, die nichts weniger a bequem schien. Sie war für die Schule, nicht für das Leben. So bli denn auch von dieser Lehre nach kurzer Zeit nichts übrig, als daß m sich auch außerhalb der Schule, in weiteren Kreisen, mehr und mehr g wöhnte die Skepsis als etwas Erlaubtes zu denken, und es natürlich fan daß die Philosophie sich von jeder Ueberlieferung lossagte, um das Wes der Dinge in durchaus selbständiger Weise zu erforschen. Denn wie b kannt, will Descartes kein Wissen als überliefert, als gegeben gelten lasse um den Erscheinungen in uranfänglicher Unbefangenheit gegenüber stehen. In diesem Sinn verlangt er zuerst einen Beweis seines eigen Daseins, und er findet ihn darin, daß er das Bewußtsein hat zu denke „Ich denke, folglich bin ich!" — Man hat diesen Ausspruch ein groß epochemachendes Wort genannt — andererseits geltend gemacht, daß De cartes nicht der Autor dieses Wortes sei; man will es in den Schrift des heiligen Augustin nachweisen — und nicht zu leugnen ist, daß e theologischer Philosoph des neunten Jahrhunderts — Erigena — denselb Gedanken genau mit denselben Worten ausspricht: cogito ergo sum! - Aber diese früheren Stimmen waren verschollen, und epochemachend wur der Spruch doch wirklich erst durch Descartes.

Im Uebrigen ging man bald von diesem ernsten Denker zu ein an sich zugänglicheren, in jeder Beziehung bequemeren Philosophie übe deren Anfänge sich in England vorfanden.

Dort hatten der finstere, fanatische Eifer der Puritaner, die abe teuerliche Schwärmerei der Independenten und der despotische Sinn, m dem beide Secten nicht nur dem Staat und der Gesellschaft, sondern de Leben jedes einzelnen Menschen ihren Willen als Gesetz auferlegen wollte eine Reaction hervorgerufen, die sich zum Theil in ernster Widerlegu äußerte, zum Theil aber auch, und besonders in den höheren gesellscha lichen Kreisen, zu leichtfertiger, verneinender Gesinnungslosigkeit führt Es ist bezeichnend, daß gerade zu der Zeit, in der die Puritaner und I dependenten die Herrschaft in England erkämpften, im zweiten Viertl des siebzehnten Jahrhunderts, Lord Herbert von Cherbury die Reihe v Freidenkern und Freigeistern eröffnete, die einen so bedeutenden Einfl auf die Umgestaltung Europas im folgenden Jahrhundert üben sollte Lord Herbert, ein Pair von England, der am Hof eine glänzende Stellu hatte und in den bürgerlichen Kriegen als Staatsmann auf Seiten d

Digitized by Google

Krone stand und kämpfte, als Gelehrter, als Geschichtschreiber nicht unbedeutend, leugnete offen und entschieden die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung — und verwarf damit die Grundlage, auf die das geistige Leben, die ideale Weltordnung und die gesellschaftliche Ordnung der Zeit sich beriefen, als unwahr und unhaltbar, wie in so ernster, ruhig gefaßter Weise bis dahin noch nicht geschehen war — und ohne etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Religion überhaupt war für ihn etwas, das es für ernste Männer einfach gar nicht giebt. Er zeigt sich so befangen in dieser mehr als verneinenden Ansicht, daß er in seiner Geschichte Heinrichs VIII. von England — der Reformationszeit seines Vaterlandes — der religiösen und kirchlichen Verhältnisse gar nicht gedenkt. Sie schienen ihm keiner Beachtung werth.

Nach der Restauration der Stuarts kam eine zweite Reaction hinzu. Die Könige Carl II. und Jakob II. hatten sich der alten Kirche zugewendet, die vorzugsweise das Leben des Mittelalters und, wie sie, gleich so vielen vertriebenen Fürsten einer späteren Zeit, glaubten, auch das unbedingte Recht und die unbeschränkte Macht der Könige vertritt; — von der sie auch materielle Hülfe erwarten durften, wenn sie sich nur verpflichteten die katholischen Altäre in England wieder aufzurichten. Das zu versuchen schien freilich dem leichtfertigen und klugen König Carl vor der Hand zu gewagt — aber seine Regierung bemühte sich doch den verschiedenen Kirchen Englands strenge hierarchische Formen aufzudringen, denen vor allem in Schottland die herrschende Gesinnung widerstrebte. Die Stimmen, die sich gegen diese Bestrebungen und für einen freieren Geist in der Kirche aussprachen, gingen bald über den einfachen Widerspruch und sofort dann auch über die Grenzen des dogmatischen Christenthums hinaus. Es bildete sich die Schule der sogenannten Deisten, die als solche bezeichnet werden, weil sie zunächst die in der Kirche herrschende Lehre von einem dreieinigen Gott bekämpften. In der That aber kann ihnen diese Benennung wohl nur sehr uneigentlich beigelegt werden, denn sie blieben keineswegs bei der gelehrten Erörterung eines solchen Lehrsatzes christlicher Dogmatik stehen. Alle, ohne Ausnahme — Toland und Collins wie Tindal, Wollaston, Mandeville, Morgan und Chubb —, folgten vielmehr mit mehr oder weniger Vermessenheit, zum Theil selbst mit abschreckender Rohheit, den Spuren Lord Herbert's von Cherbury, indem sie nicht nur das gesammte System der Dogmatik, sondern den Offenbarungsglauben überhaupt angriffen. Mehr als einer von ihnen erklärte sogar alle Religion einfach für Unsinn und Aberglauben, huldigte einem rohen Materialismus, wenn diese Lehre auch nicht positiv vorgetragen wurde, und verfolgte jeden Glauben an ein Uebersinnliches mit einem Spott, der nicht selten sehr plump wurde.

Schon hatte ein anderer Engländer, John Locke, eine neue Schulphilosophie vorgetragen, auf welche diese Deisten sich stützen konnten, und

Digitized by Google

deren Wesen schon durch die Form des wissenschaftlichen Denkens gegeb ist, die der Meister als die allein haltbare und vernünftige zu unbeding Geltung zu bringen sucht. Nicht die scholastische Metaphysik des Mitt alters nur, sondern alle und jede Idealphilosophie wird von ihm als Gewebe wüster, unfruchtbarer Träume verworfen — und indem er Grundansicht, die, vielleicht ohne bestimmtes Bewußtsein, Roger Bac verfrühten Bestrebungen zum Grunde lag, in ausgesprochener Weise an kannte, ging er von dem Satz aus, daß alle menschliche Erkenntniß n der sinnlichen Wahrnehmung entnommen sein, nur durch Erfahrung u sinnliche Beobachtung weiter geführt werden kann. So ist Locke's Phil sophie eine Lehre, die überall lediglich vom Handgreiflichen und nur vo Handgreiflichen ausgehen und immerdar auch in ihren Folgerungen b dem Handgreiflichen stehen bleiben will; — die sich überall, wo sie a ein für sie unlösbares Problem stößt, mit dem Gedanken tröstet, da weitere Erfahrungen, weitere Experimente „mit Hebeln und mit Schraube wohl irgend einmal die Lösung bringen werden — inzwischen aber da Problem ignorirt, als wäre es gelöst oder nicht vorhanden. Folgericht muß sie zum Materialismus in ziemlich roher Form führen, aber dies unvermeidlichen Folgerung will sich dann der Meister nicht ergeben; sträubt sich mit eigenthümlicher Inconsequenz dagegen und sucht vielme das Glaubensbekenntniß der anglicanischen Kirche durch einen philosophisch Beweis zu stützen.

Die unmittelbaren Schüler, die gleichgesinnten Zeitgenossen Locke' waren, wie wir gesehen haben, nicht in derselben naiven Weise gläubig — und einer dieser Schüler übte dann auf die europäische Literatur der Folg zeit besonders dadurch großen Einfluß, daß in seinen Schriften die leich gesinnte, weltmännische Reaction ihren Ausdruck fand, welche die beschränkt und unbequeme Strenge der Puritaner hervorgerufen hatte. Das wa der geistreiche Lord Shaftesbury, der um so mehr über die höheren Stän vermochte, weil er ohne alle gelehrte Pedanterei, mit Leichtigkeit und Ele ganz, im Ton der sogenannten großen Welt, der auch er angehörte, z ihnen sprach. Er suchte, und oft mit schlagendem Witz, darzuthun, da der Glaube der Kirche — daß überhaupt alle aus dem Mittelalter über kommenen Lehren unhaltbar — daß jeder Glaube, jedes sittliche Prinzi ein thörichter Wahn seien. Natürlich sieht überall die Lehre hindurch, da man sich durch dergleichen nicht dürfe im Vollgenuß des Daseins stören lassen —: eine Lehre, die an Carls II. leichtfertigem Hof um so meh Anklang finden mußte, da sie ohnehin befolgt wurde — und die überhaupt den verwöhnten Kindern dieser Erde nur zu leicht genehm ist, wenn sie sich sicher genug glauben um sich gehen lassen zu können.

Während Shaftesbury sich wesentlich in der Negation hielt, ging ein Staatsmann und Weltmann, der der folgenden Generation angehörte, St. John Lord Bolingbroke, zu einer positiven Lehre über, insoweit das

Digitized by Google

in solcher Richtung möglich ist, und schien eben deshalb auch weiter zu gehen. Er geht nämlich von dem Satz aus — den später die französischen Encyklopädisten weiter ausgebildet und ausgebeutet haben —, daß Egoismus, Selbstsucht, die allein wirkliche und zugleich die vollkommen berechtigte und allein vernünftige Triebfeder aller menschlichen Handlungen ist. Bolingbroke's Freund, der harmlose Pope, den viele Menschen in England noch heute für einen Dichter halten, hat sich dann die Mühe nicht verdrießen lassen, diese erhabene Lehre, die er schwerlich ganz so verstand wie sein Meister, mit einer gewissen Milde und Mäßigung in gereimte Alexandriner zu bringen.

Aber obgleich in England entstanden, ja durch die besonderen Erlebnisse des Inselreichs und seiner Bewohner hervorgerufen, sollte diese Welt- und Lebensphilosophie nicht an dieser Stelle ihren ganzen Einfluß üben — wenn sich auch nachweisen läßt, daß Weltleute wie Lord Chesterfield und Gelehrte wie Hume und Gibbon ihren Lehren treu blieben. Man hatte sich, vor- und nachdem die Stuarts vertrieben waren, anderer Dinge zu erwehren als der finsteren Strenge und republikanischen Herrschsucht der Puritaner, und sah sich durch die politische Lage des Landes und seine wachsende Bedeutung zu ernster und stätiger Arbeit aufgefordert. Das öffentliche Wesen, die Verfassung, bis dahin wiederholt gefährdet, sollten als unantastbar gelten — die Landeskirche und ihr Glaube waren wesentliche Theile dieser Verfassung, des öffentlichen Lebens geworden, niemand durfte daran rühren. Sie gehörten der maßgebenden Masse des englischen Volks, zu den abgemachten, abgeschlossenen Dingen, die keiner nochmaligen Untersuchung unterworfen werden sollten. — Denken mag ein jeder wie er will, aber der Form nach soll er gläubig sein; jede Abweichung von dieser Regel gilt als Frevel.

So lastet denn auch auf Shaftesbury's Andenken ein Bann; man gedenkt seiner — wie Lord Byron's — in England nur in Tönen des Tadels oder eines klagenden Bedauerns — die Deisten sind vergessen.

Locke's auf handgreifliche Erfahrung gegründete Philosophie, die einem auf das Praktische gerichteten Sinn zusagt, ist in England die herrschende geblieben — aber, wie es eben so oft geschieht, daß der Mensch, der eine gegebene Gedankenreihe verfolgt, auf einem ganz willkürlich gewählten Punkt anhält und stehen bleibt, ohne bis an das Ende der Reihe, bis zu dem wirklichen Abschluß vorzuschreiten, sehen wir den inneren Widerspruch, den wir schon bei Locke selbst wahrnehmen, sich bei seinen Schülern mit derselben Bewußtlosigkeit wiederholen. Eine hausbackene Philosophie, die nothwendiger Weise zu einem geistlosen Materialismus führt, und eine strenge kirchliche Gläubigkeit, die mit ihr in geradem Widerspruch steht und überhaupt den Gedanken auf bestimmte Grenzen verweist, gehen, wie im Allgemeinen, so nicht selten im Geist eines und desselben Menschen, neben einander her, als hätten sie gar nichts mit einander zu schaffen. Die

Digitized by Google

Folgerungen, die sich auf dem einen Gebiet ergeben, werden dem andere fern gehalten — was dadurch erleichtert wird, daß diese Philosophie je Metaphysik als einen sinnlosen mittelalterlichen Unfug von sich weist.

Anders mußten aber diese intellectuellen Bestrebungen in Frankrei wirken, als sie da bekannt — ihr Prinzip dort aufgenommen — ihre E gebnisse weiter verfolgt und verwerthet wurden. Viel wurde hier dur die Rückwirkung vermittelt, welche vertriebene französische Reformirte a ihr verlassenes Vaterland übten. Sie hatten die Heimat in tiefem Gro und Unwillen verlassen, und strenge kritische Untersuchung, zum Theil selb die Skepsis waren ihnen willkommen, als Mittel nachzuweisen, wie schwa und schlecht begründet, wie haltungslos in sich das System sei, das si selbst so grausam verfolgt hatte. — Hier ist vor allem Pierre Bayle z nennen, dem wir überall wieder begegnen, wenn wir den Grundlagen de heutigen französischen Bildung nachforschen wollen, dessen Hauptwerk — das Dictionnaire historique et critique — selbst der Form nach Vor bild der vielgenannten, fast ein Jahrhundert jüngeren „Encyklopädie d'Alembert's und seiner Genossen geworden ist. Er übte zuerst — vo 1684 an — von Holland, von Rotterdam aus, durch eine französisch Zeitschrift — Nouvelles de la république des lettres —, die auch heut noch der Beachtung werth ist, weil sie einen wahrhaft überraschenden Ein blick in das Wesen des damaligen literarischen Treibens thun läßt, bedeu tenden Einfluß. Wir sehen da einen Zustand der Wissenschaften, de gelehrten Bildung, von dem es in unseren Tagen kaum noch möglich is sich ein wahrhaftes Bild zu machen. Wer Bayle's Hefte auch nur flüchtig durchsieht und sonst das gelehrte Wesen jener Zeit nicht kennt, muß darüber erstaunen, welcher Art in der guten alten Zeit, namentlich die massenhaften Producte der damaligen Theologie, die verketzernden Streitschriften, die Blüten der theologischen Tagesliteratur waren, die Geltung hatten und bekämpft und widerlegt werden mußten. — In seinem Hauptwerk, dem geschichtlichen Wörterbuch, das natürlich Bruchstück geblieben ist, da die Durchführung eines solchen Unternehmens weit über die Kräfte und über die Lebensdauer eines einzelnen Menschen hinaus geht, tritt er dann noch bedeutsamer, mit bewußter Absicht und gesammelter Geistesmacht, gegen die Denkweise in die Schranken, auf welche die im Staat und in der Kirche herrschenden Mächte sich stützten. Dieses Werk, in seiner Art classisch zu nennen, ist eine an den alphabetisch geordneten Beispielen geübte Lehre kritischer Prüfung alles dessen, was uns von den Schicksalen wie von den religiösen oder philosophischen Ueberzeugungen der Menschheit überliefert ist. Sie geht überall vom Zweifel aus, und selbst da, wo nicht nachge wiesen werden kann, in welcher Weise der Inhalt der Ueberlieferung im Lauf der Zeiten, mit oder ohne Absicht, der strengen Wahrheit entfremdet worden ist, werden Gründe angedeutet, die an Irrthum glauben lassen. Und überall leuchtet in dieser in der Anwendung gelehrten Methodik des

Digitized by Google

Zweifels die Absicht hervor, den Autoritätsglauben überhaupt zu untergraben.

In Frankreich traf Vieles zusammen, einer Lehre, die in solcher Weise alles Ueberlieferte und Bestehende entweder als unbegründet und unberechtigt verurtheilte und verwarf oder als zweifelhaft darstellte, eine günstige und folgenreiche Aufnahme zu bereiten. Vor allem vielleicht trug der Umstand dazu bei, daß das Unglück des unheilvollen spanischen Erbfolgekrieges den einst „groß“ geachteten König Ludwig im Alter seines Ansehens, seines „prestige“ beraubt hatte. Und jede Regierung in Frankreich bedarf eines prestige, das, eigentlich von ihrem inneren Gehalt unabhängig, auf äußerem Glanz und geräuschvoller Befriedigung der Nationaleitelkeit beruht. Denn mehr wohl als bei anderen Völkern werden bei den leicht beweglichen Franzosen Urtheil und Gesinnung durch den Erfolg bestimmt — der keinen wirklichen Inhalt und Werth zu haben braucht, wenn er nur glänzend ist. Jetzt fühlte man den Druck der Zeit, die wachsende Erschöpfung des Landes, für die keine glänzenden Triumphe entschädigten; man wagte die Verkehrtheit der gesammten Regierungsweise einzusehen, die sich auf bevorzugte Unfähigkeit stützen wollte und solches Unheil herbeiführte; man erlaubte sich die Berechtigung zu bezweifeln, auf die sie sich berief. Auch fanden aufstrebende Talente keinen Schutz, keinen Lohn mehr an dem freudelosen Hof des alternden Königs, der sich verstimmt gegen alles Neue abschloß und mehr und mehr der Herrschaft jener hierarchischen Macht verfiel, die bemüht war Gegenwart und Zukunft innerhalb der Schranken einer vergehenden Zeit zurückzuhalten. Wer in Literatur und Wissenschaft empor kommen, sich einen Namen machen wollte, durfte sich nicht mehr an den Hof — er mußte sich an ein anderes, an ein unzufriedenes Publikum wenden, er mußte da seine Beschützer suchen, und stand bald dem Hof feindlich gegenüber. Das Urtheil des Hofs war nicht mehr maßgebend; der Herrscherstab auf dem Gebiet der allgemeinen Bildung war seinen Händen entfallen. Schon hatte die pfälzische Prinzessin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, wie wir aus ihren Briefen ersehen, wahrgenommen, daß die wenigen neuen Schöpfungen der Literatur und Musik, die wie zufällig zur Kenntniß des Hofs gelangten, „in der Stadt“ ganz anders beurtheilt wurden als in dem Kreise, der den König umgab — und bald wußte der damals junge Voltaire, dem es vor allem um Aufsehen, um Notorietät zu thun war, seine Laufbahn nicht besser zu beginnen, als durch ein Spottgedicht auf den König Ludwig XIV. — Die Folge war für den jungen Dichter eine kurze Gefangenschaft in der Bastille, aber er war nicht, wie noch ein halbes Menschenalter früher geschehen wäre, moralisch vernichtet durch die königliche Ungnade, sondern gehoben. Sie machte ihn mit einem Schlage zum gefeierten Märtyrer und berühmten Mann. So hatten sich die Zeiten geändert.

Das wüste, ruchlose Treiben am Hof des Regenten Orleans, der

Digitized by Google

Staatsbanquerot, das leichtsinnige Spiel, das mit dem Nationalvermög getrieben wurde, waren nicht geeignet die ehrfurchtsvolle, demüthige Sch wieder in das Leben zu rufen, mit der ganz Frankreich ein halbes Jal hundert vorher König und Hof angestaunt hatte. Die Nichtswürdigk die Ludwig XV. umgab, vermochte das noch weniger, und um so wenig da sie zugleich von der beschränktesten Bigotterie, von der Religiosität u Furcht beherrscht, selbst einer spielenden Beschäftigung mit den Interess der Bildung unzugänglich blieb. Hof, Dynastie und Regierung wurd dem allgemein waltenden Bewußtsein, den geistigen Interessen, von den die Zeit bewegt wurde, immer fremder; immer unbedeutender in dem i tellectuellen Leben der Nation.

Voltaire, vom Hof mißhandelt, hatte einige Zeit in England gel und kehrte doppelt erleuchtet von dort zurück, als Prophet der aus B lingbroke, Shaftesbury, den englischen Deisten und Bayle geschöpft Weisheit, die er am unmittelbarsten in seinen lettres anglaises m blendendem Geist und giftigem Spott verkündete und dann in allen sein Beiträgen zur eleganten Literatur der Zeit immer von neuem geltend mach

Seine weitverbreitete Thätigkeit ist zu bekannt, als daß sie hier vo neuem eingehend geschildert zu werden brauchte; und eben so wenig beda es der Erinnerung daran, mit welchem Behagen ein großer, ja der größ und tonangebende Theil der vornehmen Welt sich in der Freude an solche von allem sittlichen Zwang befreienden, Lehre erging.

Voltaire selbst und Andere, die derselben Grundansicht des Dasein huldigten, bemächtigten sich dann auch der Geschichtschreibung und beha delten sie in der Weise, die Lord Bolingbroke angedeutet hatte, um si ihrer als Bildungsmittel in ihrem Sinn zu bedienen. Mit um so größere Erfolg, da sie die Geschichtschreibung in der That aus den Banden ein zugleich schwerfälligen und gedankenlosen Behandlung befreiten, sie eigentli für andere Kreise als die der Fachgelehrten erst zugänglich machten un in ein Mittel geistreichen Zeitvertreibs verwandelten, was bis dahin Gegen stand eines überaus mühsamen Studiums gewesen war.

So Montesquieu, der zuerst in seinen lockeren lettres persannes da Christenthum leichtfertig und frevelhaft verspottet hatte und dann die Feind seligkeit gegen diese Glaubenslehre in einem eleganten Bändchen über di Geschichte des alten Rom (Sur les causes de la grandeur et de l décadence des Romains) gleichsam wissenschaftlich zu begründen sucht Freilich ist die Wahrheit darin auf das Seltsamste verkannt und geradez umgekehrt. Montesquieu's Befangenheit ließ ihn nicht sehen, daß de Geist einer sinkenden, verkommenen Zeit unter den römischen Imperatore auch das werdende Christenthum erfaßt und vielfach verunstaltet hat — er ist umgekehrt bemüht darzuthun, daß die christliche Religion die Ent artung der alten Welt herbeigeführt und den Untergang ihrer herrlichen Bildung verschuldet habe.

Digitized by Google

So entschieden nun aber auch eine solche Darstellung der thatsächlichen Wahrheit widerspricht, sagte sie doch dem Geist, der in den Kreisen der Gebildeten herrschend geworden war, in dem Grade zu, daß der Engländer Gibbon, der ohne eigene Ideen zu Ruhm und Ansehen zu gelangen suchte, sich berufen fühlte den Grundgedanken des eleganten Werkchens, mit einem recht ansehnlichen Aufwand von Gelehrsamkeit und einem noch größeren von Redekünstelei, in breiter Ausführlichkeit zu verwerthen. Er erreichte seinen Zweck und wurde ein hochgefeierter Mann durch seine Darstellung der letzten Jahrhunderte des alten Roms.

Daß Voltaire, der eigentliche Prophet des Jahrhunderts, dessen Einfluß die vornehmen Kreise ganz Europas beherrschte, sich überall und immerdar als ein verächtlicher Charakter erwies, daß eine empörende Niedrigkeit der Gesinnung, wie sie einem solchen Charakter eigen sein mußte, als rother Faden durch alle seine Werke ging, das störte niemanden, als höchstens einige von jesuitischen Lehrern in bebender Furcht erhaltene Seelen und einige jansenistische Parlamentsräthe. Es störte nicht, daß er sich nicht darauf beschränkte, das überlieferte Staatswesen und seine Verjährtheit, die überlieferten Lehren der Kirchenväter und Concilien und die in ihrem Namen verübten grausamen Verfolgungen mit schlagendem Witz und vernichtendem Spott zu bekämpfen, daß er vielmehr jeden Glauben und jeden Ernst überhaupt, jedes ernste sittliche Prinzip, jede wirkliche Philosophie, Plato's Ideen so gut wie die eines Descartes und Leibnitz ganz in derselben Weise verfolgte und lächerlich machte; daß die Niedrigkeit der Gesinnung gerade in den Romanen und Gedichten, die nicht unmittelbar polemisch sind, am entschiedensten hervortritt. Gerade da wird nämlich immerdar und stets in neuer Wendung gelehrt und dargethan, daß die Verleugnung alles Idealen Vernunft ist und der berechtigte Zustand des Menschen.

Voltaire läßt nichts übrig als die Leere der Prinzipienlosigkeit, in der sich ein jeder in vollkommener Freiheit bewegen kann. Aber eben dadurch macht er das Leben bequem — und die Philosophie dazu. Es bleibt für den Deutschen, den Engländer stets befremdend, was man in Frankreich, in der Sprache des Lebens, des täglichen Verkehrs, seit den Tagen Voltaire's unter einem Philosophen versteht. Studium und Denken kann sich ein jeder erlassen, der den Weltweisen zugezählt sein will; das ist dazu nicht nöthig. „Philosophe" ist der Gegensatz von „chrétien" oder „croyant"; es wird eine Art von negativem Glaubensbekenntniß durch diese Bezeichnung vorausgesetzt, sonst aber nichts. Wer sich vom Katechismus losgesagt hat, der ist ein Philosoph.

Die vornehme Welt jener Tage bestand mit wenigen Ausnahmen aus solchen Philosophen.

Bei alle dem aber, und so sehr auch die ganze Richtung seines Strebens von Grund aus revolutionär war, beabsichtigte Voltaire doch eigentlich

Digitized by Google

nicht die bestehende Ordnung der Dinge zu untergraben. Diese Ordnun gefiel ihm vielmehr in mancher Beziehung ganz gut —: unter der B dingung natürlich, daß er selber zu den Bevorzugten und Genießend gehörte und in der vornehmen Welt Gegenstand bewundernder Huldigun war. Daß die unteren Stände, wie er meinte, dummer Weise arbeitet und duldeten, war für ihn wohl hin und wieder der Gegenstand ein geistreichen Scherzes — im Ernst aber war es ihm sehr gleichgültig, i welchem physischen und moralischen Zustande sie lebten. Er lebte nic für sie und sprach nicht zu ihnen. Seine wiederholten Aussprüche, da es vollkommen gleichgültig sei, was die „Canaille" denke und glaube, da er selbst „dem Pöbel und den Lakaien" nichts zu sagen habe, sind bekann — Nur die geistreichen und vornehmen Kreise, die der Mühe werth sin sollten sich von allen „Vorurtheilen" befreien, und die hierarchischen Mächt die vermöge dieser Vorurtheile herrschen wollten, sollten bewältigt un beseitigt werden.

Der Materialismus, der natürlich allen Anschauungen und Lehre Voltaire's zum Grunde liegt, wird immer nur mit leichter Hand berühr und, wie der deutsche Wieland gesagt haben würde, in den Schleier de Grazien gehüllt. — Auch der Satz, der die Grundlage der Sittenlehr dieses Philosophen bildet, daß nämlich Vernunft und Selbstsucht identisc seien, wird zwar überall vorausgesetzt, unmittelbar aber nur mit derselbe Grazie angedeutet.

Consequenter, unverhohlener, man kann sagen plumper und derber treten diese Grundlehren in den Werken der Schüler und Nachfolge Voltaire's hervor, die von großer Wirkung waren: in dem trostlosen „Système de la nature" und dem noch bekannteren „de l'esprit" überschriebenen Buch.

Jenes, aus der Tischgesellschaft Holbach's hervorgegangen, des reichen pfälzischen Barons, der in Paris die sämmtlichen Schöngeister und „Philosophen" der Zeit an seiner Tafel vereinigte, verspottet nicht allein die Religion als leeren Wahn, die Moral als Gewohnheit oder Vorurtheil, es leugnet sogar in gewissem Sinn das Dasein des Lebens, indem es die Natur als eine Maschine darstellt, in der chemische und mechanische Agentien als letzter Grund aller Dinge in einander arbeiten.

Helvetius, der Verfasser des Werks „de l'esprit", war ohne Frage ein viel besserer Mensch als Voltaire; er war im Leben ein ehrenwerther, wackerer Mann, und trotz der Philosophie, zu der er seinen Geist erzogen hatte, ja ihm selbst zum Trotz tritt bei ihm neben der Verachtung jedes sittlichen Prinzips, die er affectirt, ein wahres Gefühl für das Gute und Schöne hervor: und dennoch lehrte er viel unumwundener den reinen, ganz unverschleierten Materialismus, in ein förmliches System gebracht. Alle Vorstellungen des Menschen rühren ihm zufolge von sinnlichen Eindrücken her, seine intellectuelle Thätigkeit beschränkt sich darauf, die Erschei-

Digitized by Google

nungen und ihre Beziehungen zu einander wahrzunehmen; wenn er dadurch auf ein Uebersinnliches geführt wird, so ist das einfach eine Verkehrtheit. Daß der Mensch gleichwohl die Fähigkeit hat sich solche Wahngebilde zu schaffen, bleibt vollkommen unerklärt. Eine moralische Ordnung der Dinge giebt es nicht; Selbstliebe ist der Trieb, der allein das Thun und Lassen des Menschen bestimmt — selbst die Hingebung des Märtyrers — denn sie ist durch die Richtung bestimmt, die seine Selbstsucht genommen hat; er strebt nach der Belohnung im Jenseits. Tugend ist nichts weiter als die Gewohnheit, zu thun was bleibend nützlich ist. Das Gewissen ist eine anerzogene Gewohnheit, die, je nachdem, ein sehr böses Vorurtheil sein kann. — Wie der Erste, in dem sich ein Gewissen regte und der es dann den Folgenden anerzogen haben könnte, selber dazu gekommen ist, bleibt wieder unerklärt.

Ueberhaupt geht dieses System, wie so manches andere, von einem ganz willkürlich umzogenen, beschränkten Kreis von Erfahrungen aus und ignorirt einfach, als nicht vorhanden, Alles, was darüber hinaus liegt. Aber die Unzulänglichkeit, die Lücken, die sich daraus ergaben, wurde wenigstens in den Ländern romanischer Zunge niemand gewahr. Die geistlichen Dogmatiker, die gegen diese Philosophie eiferten, verfielen dem allgemeinsten und schonungslosesten Spott, und die einzelnen Stimmen, die sich sonst gegen sie erheben wollten, wurden überhört. So unter anderen ein genialer Dichter, den Italien zur Zeit besaß: der Graf Carlo Gozzi; der einzige unter den Modernen, der in einer und anderer Beziehung mit dem Aristophanes verglichen werden könnte. Er bekämpft in den bedeutendsten seiner phantastischen, märchenhaften Lustspielen nicht nur das System der französischen regelrechten, gleichsam am Spalier gezogenen Literatur, sondern auch diese Philosophie der geistreichen französischen Kreise; und er bekämpft die Gegner mit denselben Waffen, deren sie sich mit so großem Erfolg bedienten —: mit schlagendem Witz und treffendem Spott. Aber seine Stimme erweckte kein Echo, während die flache Mittelmäßigkeit eines Marmontel in ganz Europa gelten und glänzen konnte, blos weil sie mit dem Strome schwamm. Und selbst heutzutage ist Gozzi viel vollständiger verschollen und vergessen als der eben genannte französische „Philosoph“ dritter oder vierter Ordnung.

Ein System, dessen Inhalt Allem, was bis dahin als regelndes Gesetz des sittlichen Daseins des Menschen gegolten hatte, jegliche Berechtigung absprach, war in den eben genannten, Epoche machenden, geachteten Werken der französischen Literatur mit solcher Bestimmtheit und Schärfe entwickelt, daß sogar der Altmeister Voltaire — nicht die Lehre selbst — wohl aber die Nacktheit, in der sie hingestellt war — bedenklich fand. Und doch sollten seine vermessenen Schüler demnächst sich selbst überbieten und die Lehren, die ihn erschreckten.

Das geschah namentlich in dem unter dem Titel der „Encyklopädie“

Digitized by Google

berühmt gewordenen Gesammtwerk der Schöngeister, Gelehrten und Ph losophen, die Holbach's Kreis bildeten; in einem Werk, das in alphabetis geordneten Abhandlungen die Gesammtheit alles menschlichen Wissens un fassen und das Evangelium einer neuen Zeit werden sollte. Der Math matiker d'Alembert, von dem die bis heute von den Franzosen als Meiste werk bewunderte Einleitung der Encyklopädie herrührt, suchte vor alle das neu gewonnene Licht auf dem Gebiet der positiven Wissenschaften un unter den Fachgelehrten zur Geltung — zur Herrschaft — zu bringe Indem er auch, gleich der gesammten Schule, von Locke's Satz ausgeh dem zufolge alle menschliche Erkenntniß nicht nur von sinnlicher Erfahrun ausgeht, sondern einzig und allein auf ihr beruht, gelangt er folgerichti dahin die bis zu seiner Zeit geltende Rangordnung der verschiedene Wissenschaften in solcher Weise vollständig umzukehren, daß dadurch Alle was die Würde und den Adel der Menschheit begründet, Alles, wori dieser Adel sich auszusprechen strebt — zu einem Unding wird, von de nur mit Geringschätzung die Rede sein kann. Alle Wissenschaft wird a die Erörterung sinnlicher Wahrnehmungen ihrer Ursachen und Folge beschränkt — was dann alles wieder durch Experimente und Erfahrun bestätigt werden muß — und Zweck aller Wissenschaft ist, zu ermitteln was dem Menschen nützt oder schadet. Wohlverstanden: was ihm i seiner physischen, thierischen Eigenschaft nützt oder schadet; denn in de thierischen Eigenschaften liegt das Wesen des Menschen; das Geistige, da natürlich nur als ein scheinbar Geistiges anerkannt wird, geht unter Um ständen und unter gewissen materiellen Bedingungen aus dem Thierische hervor — so zwar, daß d'Alembert selbst den Begriff von Recht un Unrecht nicht als an sich gegeben und in der geistigen Natur des Mensche begründet anerkennen will. Da abstractes Denken für eine Verirrun gelten soll, werden natürlich diejenigen Wissenschaften, die sich am unmittel barsten an die sinnliche Erscheinung halten, Naturkunde und Mathematik in der neuen Rangordnung ganz oben angestellt. Der Geschichte und de humanistischen Studien wird nur eine verhältnißmäßig untergeordnet Bedeutung beigelegt. Von Kunst und Poesie kann eigentlich kaum di Rede sein, da d'Alembert in ihren Werken nicht die Zeugnisse eine Schöpfermacht zu sehen weiß, die dem Geist des Menschen verliehen ist sondern nur die Erzeugnisse einer Fähigkeit, Aufgefaßtes nachzubilden Metaphysik oder vollends Theologie ist natürlich gar keine Wissenschaf und wird gar nicht geduldet.

Aber auch damit war den Eifrigsten unter den Encyklopädisten be weitem nicht genug gethan. Sie gingen, in dem Streben ihre Philosophi in das Leben einzuführen, namentlich unter Diderot's Führung, mit solche Entschiedenheit über alle Schranken hinaus, daß d'Alembert selbst und einige Andere, die sich innerhalb der Grenzen einer gewissen wohlerzogenen conventionellen Mäßigung halten wollten, gerathen fanden an der Fort-

Digitized by Google

setzung des gemeinsamen Werks nicht weiter Theil zu nehmen. — Diderot, der neben Voltaire und Rousseau in gewissem Sinn als der Dritte genannt werden muß, der einen weit reichenden Einfluß auf die allgemeine Bildung der Zeit übte — obgleich er tief unter beiden stand —, ist eine seltsame Erscheinung, die vielleicht nur unter den gegebenen Bedingungen möglich war. Wir begegnen bei ihm, wie bei keinem Anderen, einer wahren Begeisterung für Schmutz und Niedrigkeit — und daneben wird doch auch wieder eine gewisse Gefühlsamkeitsmoral und bürgerliche Rechtlichkeit vorgetragen; eine Gewissenhaftigkeit in den alltäglichen Angelegenheiten des Lebens, von der man nicht recht erfährt worauf sie eigentlich begründet sein soll, in einem Kreise von Vorstellungen, in dem das Gewissen selbst gar nicht anerkannt wird.

Zuletzt aber geht bei Diderot, dieser Anwandlungen von Empfindsamkeit ungeachtet, doch Alles in einem wunderbaren Fanatismus des Unglaubens auf; in einem Fanatismus, der sich vollkommen eben so herrschsüchtig, despotisch, unduldsam, verfolgungsdurstig erweist, als irgend ein anderer Fanatismus, den die Menschheit je erlebt hat. Sein Unglaube, der sich mit gleichem Zorn gegen jede positive Lehre — ja gegen die Voraussetzung wendet, daß es vernünftiger Weise irgend eine andere Lehre geben könne als den rohesten Materialismus —, will nicht etwa blos geduldet sein — und begnügt sich auch damit nicht, zur Geltung zu kommen: Er will geradezu gar nichts Anderes, nichts Abweichendes neben sich dulden, und würde gern den Scheiterhaufen zu Hülfe nehmen, wenn ihm die Macht dazu verliehen wäre.

Neben diesen Propheten der Verneinung, die, von der Welle der Zeit getragen, eine vorzugsweise herrschende Macht auf dem Gebiet aller geistigen Thätigkeit wurden, erhob sich dann auch noch eine andere Autorität, die von ganz anderen Lebenserfahrungen und Anschauungen ausging und doch gleich ihnen alles Bestehende, aber nicht wie sie als verkehrt und thöricht, sondern als verderbt und frevelhaft verurtheilte und verwarf. Rousseau war es, der sich vielfach auch gegen die Encyklopädisten Gehör zu schaffen wußte und gar manche bis dahin so gut wie unbeachtete Seite des Lebens in ergreifender Weise berührte; ein Mann von tiefem Gefühl und bedeutendem, aber krankhaftem Geist, den eine unselige Schwäche des Charakters immerdar zwischen tief empfundener Wahrheit und abenteuerlichen Hirngespinnsten seltsam in der Irre herumführte. Er gehörte nicht, wie Montesquieu, wie d'Alembert, den begünstigten Ständen an, er war auch nicht, wie Voltaire, aus dem Mittelstande hervorgegangen, ein prinzipienloser Jesuitenzögling, den wenige leichtfertige Verse und eine nicht allzu schwere Verfolgung in früher Jugend schon mit geringer Mühe in die vornehme Welt empor gehoben hätten. Rousseau war arm und in dienendem Stande geboren; er hatte das Leben der unteren, arbeitenden und dienenden Classen nicht von oben herab gesehen — oder ignorirt — sondern

Digitized by Google

in der Schule eigener Leiden kennen gelernt. Die haltungslose Schwäch seines Charakters trieb ihn in mehrfachem Wechsel zwischen der katholische und der reformirten Kirche hin und her, ohne daß er der einen oder d anderen wirklich gläubig angehört hätte, und endlich zu einem unklare Deismus, zu einer Gefühlsreligion, die er schwerlich selber ganz verstan und der er auch wieder keineswegs in allen seinen Aeußerungen folgericht getreu bleibt. Eine etwas kleinliche Eitelkeit, die in seinen Werken — vo allem in seiner Selbstbiographie, in den „Confessions" — nur allz erkennbar hervortritt, führte auch ihn, gleich anderen Schöngeistern, in di geistreichen Pariser Kreise und selbst in die vornehme Welt —: ob es ei echter Stolz war, der ihn wieder daraus entfernte, oder eine krankhaft Verletzbarkeit, ist schwer zu unterscheiden. — Wahrscheinlich aber tru neben anderen krankhaften Motiven auch dieselbe Eitelkeit das Ihrige dazu be daß er sich zuletzt in der Rolle eines menschenscheuen Sonderlings gefiel

Welche Bedeutung es haben mußte, daß Rousseau aus den gedrückte Verhältnissen der Dienenden hervorgegangen, mit der doppelten Macht de Ueberzeugung und des Talents für sie in die Schranken trat, darübe kann ein Blick in die leichte Literatur der Zeit belehren. Wer Molière' und Regnard's Lustspiele nicht nur, sondern auch die des viel spätere Marivaux durchmustern will, wird nicht ohne Erstaunen sehen, wie frem der Zeit bis auf Rousseau herab, namentlich in Frankreich der Gedank geblieben war, daß die unteren Stände möglicher Weise ein Gefühl fü Ehre haben, und sich durch Mißhandlungen, durch Backenstreiche, Stock schläge, Fußtritte, in ihrer menschlichen Würde verletzt fühlen könnten Nach der zur Zeit herrschenden Ansicht kam es den Leuten solchen Standes gar nicht zu, dergleichen Ideen zu haben.

Diderot's Wirksamkeit schloß sich in dieser Beziehung wie wir hie einschalten müssen, umgestaltend dem Streben Rousseau's an, wenn es auch von einem ganz anderen Geist beseelt war. Nämlich in dem ernste bürgerlichen Drama, als dessen eigentlicher Schöpfer Diderot in der schöne Literatur mehr als durch seine sehr unsauberen Romane bedeutend geworden ist. Voltaire, dem doch jedes wahre Gefühl unendlich fern lag, hatte es zuerst damit versucht, doch erst Diderot gelang es, die Prosa dieser Dramen als Poesie zur Geltung zu bringen und ihr volles Bürgerrecht auf der Schaubühne zu gewinnen. In diesen Bühnenspielen, damals neuer Art, bemüht sich Diderot moralisch zu sein; namentlich tritt in ihnen jene vorhin erwähnte Gefühlsamkeit hervor, die Rührung und Empfindelei an die Stelle des strengen Sinnes für Pflicht und Recht, und eine prinzipienlose Erregbarkeit an die Stelle des Gewissens setzen will. Und zugleich werden Individuen aus den mittleren und unteren Ständen, die in dem älteren französischen Lustspiel nur als komische Figuren auftreten durften, um zur allgemeinen Belustigung gelegentliche Mißhandlungen zu erfahren, nicht nur als Leute eingeführt, deren Schicksale ernsthaft zu nehmen sind, sondern

Digitized by Google

auch als die eigentlichen Träger dieser angeblichen Sittlichkeit. Sie werden — wie dann vollends bei Beaumarchais in boshaftester Weise — als den höheren Ständen intellectuell und in sittlicher Beziehung entschieden überlegen dargestellt. So hatten sich die Zeiten geändert.

Rousseau's Streben blieb natürlich nicht bei solchen Dingen stehen. Seine frühsten Lebenserfahrungen, die Art wie er den Druck der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und ihre Verderbtheit empfunden hatte, mögen, wie sie überhaupt seine Geistesrichtung großentheils bestimmten, wohl auch insbesondere dahin geführt haben, daß er gleich in seiner allerersten Schrift — der Antwort auf eine Preisfrage der Akademie zu Dijon: ob die Fortschritte der Wissenschaften und Künste beigetragen haben, die Sitten zu verbessern — einen paradoxen Satz aufstellt, der seltsamer kaum gedacht werden kann. Civilisation, Bildung und frevelnde Verkehrtheit, moralische Verderbtheit sind in seinen Augen identisch; ein einziger, untrennbarer Begriff. Und in dem Maße, wie er selbst auf der Bahn des Lebens weiter vorschritt, vertiefte er sich sogar mehr und mehr in diese Anschauung. In seinen Augen ist nicht That und Streben die Bestimmung des Menschen, nicht eine fortschreitende Entwickelung der intellectuellen und sittlichen Eigenschaften, die in ihm schlummern. Ob überhaupt eine Bestimmung des Menschen, ein Zweck seines Daseins anzuerkennen ist — darüber hat sich Rousseau nirgends in bestimmter Weise ausgesprochen —: vernünftig, frei vom Bösen wäre ihm zufolge nur ein harmloses, freundlich träumendes, idyllisches Dasein; eine bewegungslose Glückseligkeit ohne strebenden Willen und ohne Leidenschaften. Und ein solches Dasein wird im „Naturzustande" vorausgesetzt. Nur im unverderbten Naturzustand bewahrt der Mensch die harmlose Reinheit des Gemüths, die ihn zu solchem Glück befähigt. Tritt er aus ihm heraus, um einer weiteren Entwickelung, einem erweiterten Dasein entgegenzugehen, so ist das in der That eine Verirrung; es scheint gar nicht anders geschehen zu können, als indem er dem Irrthum, den bösen Leidenschaften, dem Frevel verfällt. — Daß der angenommene Naturzustand ein Unding ist, das sich weder in der weiten Welt und in der wirklichen Geschichte der Menschheit irgend wo nachweisen läßt, noch in der That im Ernst wirklich gedacht werden kann, das sahen weder Rousseau selbst noch sein Publikum; man glaubte vielmehr in sentimental naiver Täuschung solch einen Zustand bei den Wilden der Südsee-Inseln zu finden. — Rousseau wiederholte beständig, Alles sei gut und schön, wie es aus den Händen der Natur kömmt — aber der Mensch, der sich vom Naturzustand entfernt hat, verderbe Alles. — Und wie hier, wendet sich Rousseau überall, mag er nun vom Staat oder von der Erziehung der Kinder sprechen, stets sofort von der Wirklichkeit und von jeder wirklichen Erfahrung ab, die er durchaus unbeachtet läßt, um von ganz willkürlichen Vorstellungen auszugehen, über deren vollendete Verkehrtheit nur das hinreißende, tief aus der Seele quellende Talent der Darstellung und die Wahrhaftigkeit

der Empfindung, wie sie sich in seinen Werken kund gab, die große Menge seiner Leser täuschen konnte.

Aber die Macht der Rede und die Wärme des Gefühls täuschten wirklich; man sah in Rousseau, der die Einsamkeit suchte, den edelsten der Weisen, und da er sich unglücklich fühlte und verfolgt wähnte und sagte selbst wenn er es nicht war, einen Märtyrer der Sache der Menschheit. Er übte einen Einfluß, der unglaublich weit reichte, auch jenseits der Grenzen Frankreichs — das beweisen unter Anderem die mehr als üppig wuchernde Kinder- und Erziehungs-Literatur in Deutschland, die Rousseau's „Emil" zur Grundlage hatte; die Literatur der Empfindsamkeits-Periode — und so manche Stelle nicht etwa nur in den Werken eines Schriftstellers wie der bestimmbar schwankende Wieland war, sondern selbst in denen des ernsten und strengen Klinger. Und wie das eben auch durch die Gesammtheit der geistigen Thätigkeit des Jahrhunderts bedingt war, verfielen vorzugsweise diejenigen dem Einfluß Rousseau's, die zu den besseren und besten Söhnen ihrer Zeit gerechnet werden müssen. Diejenigen, denen die triviale Gesinnung, die niedrige Herzlosigkeit der Encyklopädisten widerstrebte, wie die bei Voltaire nur dürftig, bei Diderot gar nicht verschleierte Rohheit des Materialismus. Dann aber auch besonders die weichen, bestimmbaren Naturen, die für Gefühlsamkeit zugänglich sind.

Für die Encyklopädisten war Rousseau, sobald er ihnen widersprach, ein Gegenstand des Spottes geworden; Voltaire an ihrer Spitze bezeichnete ihn einfach als einen Verrückten, und selbst der nichtige Marmontel glaubte ihn lächerlich machen zu dürfen. Der etwas dürftige Scherz, der getrieben wurde, indem man Rousseau's „Naturmenschen" auf allen Vieren in einem Gemüsegarten herum kriechen und an einer Kohlstaude nagen ließ, ist bekannt — und charakteristisch als Beispiel, durch was für Mittel man in dieser Gesellschaft mitunter die Dinge zu beseitigen suchte, und ihre Widersinnigkeit darzuthun glaubte.

Bei vielen der sogenannten „Gebildeten" jener Tage aber nehmen wir wahr, daß sie in einem prinzipienlosen Eklektismus alle Erscheinungen der Zeit neben einander gelten lassen; die Weisheit der Encyklopädisten nicht nur, sondern auch Voltaire's „Jungfrau" — ja sogar Parny's und Gresset's Dichtungen, in denen der widerlichste Schmutz ohne irgend eine weitere Beziehung, sein eigener Zweck ist, — und daneben dann auch Rousseau's empfindsame, kränkliche Schwärmereien. Werden doch selbst in unseren Tagen noch Voltaire und Rousseau meist in einem Athem genannt, als gehörten sie wesentlich zusammen.

Doch war es der großen Mehrzahl dieser Eklektiker in der That nur mit der Lehre der Encyklopädisten, die von dem beschwerlichen Gedanken der Pflicht befreite, wirklicher Ernst, insoweit sie eines Ernstes überhaupt fähig waren — und die Beschäftigung mit den Träumen Rousseau's ging nur als ein anmuthiges Spiel nebenher. — Rousseau selbst hat dieses Treiben in der „Nouvelle Héloise" treffend geschildert.

Digitized by Google

Weit geringer war die Zahl derjenigen, die von den Encyklopädisten nur die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung entnehmen wollten, in ihren Grundanschauungen aber sich dem eigenthümlichen Idealismus zuwendeten, den Rousseau in unklarer, formloser Weise lehrte. Die überhaupt wenig zahlreichen Philosophen dieser Art waren nur sehr ausnahmsweise in der vornehmen Welt zu finden, vorzugsweise im Stande der Gelehrten, namentlich der Rechtsgelehrten.

Der Hof aber, an dem eine bodenlose Verderbtheit, Leichtsinn und Beichtväter um die Wette herrschten, stand längst ganz außerhalb des geistigen Lebens der Nation und war für die Führer der öffentlichen Meinung in allen Abstufungen, insofern er überhaupt beachtet wurde, ein Gegenstand der entschiedensten Mißachtung geworden.

Auch Ludwig XVI., ein viel besserer Mensch als sein Vorgänger, war zu beschränkt, zu schüchtern, zu charakterschwach — mit einem Wort zu unbedeutend, um irgend Einfluß auf den Gang der herrschenden Bildung wieder gewinnen zu können. Er hätte sich vergebens darum bemüht; der Strom war längst zu mächtig geworden, als daß ein solcher Mann ihn hemmen oder leiten konnte.

Die Theorie des Staats konnte dem forschenden Geist nicht entgehen, der sich von dem Dasein der Menschheit und seinen Bedingungen Rechenschaft zu geben suchte. Am wenigsten in einem Lande wie Frankreich, das in seiner staatlichen Entwickelung in so auffallender Weise zurückblieb, dessen abnorme Regierung in der That, in sich unzusammenhängend und inconsequent, keiner vernünftigen Vorstellung, keinem Prinzip entsprach, und was noch schlimmer war, von der Unfähigkeit gehandhabt, dem tagtäglichen Bedürfniß nicht mehr zu genügen wußte

Schon früh, schon zur Zeit Ludwigs XIV. hatten zwei ausgezeichnete Männer — ein Geistlicher und ein Krieger, Fénélon und Vauban — erkannt, daß dies unförmliche Staatswesen unmöglich noch lange in derselben Weise fortbestehen könne; daß eine durchgreifende Reform nothwendig sei, und sie hatten sich, jeder in seiner Weise mit der Frage beschäftigt, welcher Art diese Reform sein müßte.

Und auch auf diesem Gebiet, auch in Beziehung auf die herrschende Ansicht vom Wesen des Staats, übten die Reformirten von der Verbannung, von Holland aus, auf das Frankreich, das sie von sich stieß, einen anfangs wenig beachteten Einfluß, der aber mächtig wurde, wie die Gedanken, die sie zuerst anregten, von den Philosophen aufgefaßt, in immer weiteren Kreisen zur Geltung kamen.

Bemüht, den Widerstand zu rechtfertigen, den sie ihrem König entgegengesetzt hatten, als er ihnen befahl, den Glauben der römischen Kirche anzunehmen, und untersagte, sich diesem Gebot durch Auswanderung zu

Digitized by Google

entziehen, gelangten die Protestanten dahin, das bis zu der Zeit hera in der modernen Welt nie ausgesprochene Prinzip der Volkssouverainit aufzustellen. Einer ihrer Geistlichen und Schriftsteller — Jurieu — such zuerst in seinen „lettres pastorales" souveraine Macht und unumschränk Macht (puissance sans bornes) zu unterscheiden, und darzuthun, daß es ein unumschränkte Macht berechtigter Weise gar nicht geben könne. Eben deshal aber sei die legitime souveraine Macht auch keine unumschränkte; bedeuten Elemente des Lebens lägen ihrer Natur nach unbedingt außerhalb der Mach sphäre jeder legitimen Gewalt, vor allem das Gewissen des Menschen, dem s nicht zu gebieten habe. Die in solcher Weise, durch die Natur der Din begrenzte Souverainität stehe ursprünglich dem Volk zu; sie sei allerding auf den König — gleichsam als Mandatar des Volkes — übertragen un werde von ihm geübt (la souveraineté du peuple est exercée par l roi) — von rechtswegen aber doch nur innerhalb der angedeutete Grenzen, denn eine Macht, die darüber hinausgehe, könne ihm gar nic anvertraut sein, da sie niemand zu vergeben hat, da sie überhaupt nic existirt.

Jurieu denkt natürlich an einen absoluten, weder durch Stände no durch ein Parlament beschränkten König, — und doch! wie weit gehe diese Sätze über das zur Zeit offiziell geltende Staatsrecht nicht nur, son dern selbst über die Anschauungen eines freigeisternden Staatsmannes wi Bolingbroke hinaus, der doch seinerseits diese strenggläubigen Protestante auf dem Gebiet speculativer Philosophie so weit hinter sich ließ.

So weit gingen Vauban und Fénélon natürlich nicht, da sie dur andere Beweggründe bestimmt, andere Interessen im Auge hatten. Si waren in keiner Weise veranlaßt, für die Freiheit des Gewissens gegen di Staatsgewalt in die Schranken zu treten —: das Elend, daß der spanisch Erbfolgekrieg und Ludwigs XIV. Politik überhaupt über Frankreich ge bracht hatten, war es, was sie aufforderte, zu forschen, durch welche Mitte der sinkende Staat aus solchem Unheil wirklich errettet werden könnte. Da Elend war in der That sehr groß, weit größer, als man im Allgemeine wohl denkt. Wir sehen darüber hinweg und denken uns nichts rech Bestimmtes dabei, weil das Bild der Zeit, das uns im Allgemeine überliefert ist, sehr unvollständig auf enge Grenzen beschränkt bleibt. Di Denkwürdigkeiten jener Tage beschäftigen sich überwiegend mit Hof-In triguen und sprechen von einem alternden Despoten, der weder das Alte noch das Unglück zu ertragen weiß, der immer verdrießlicher wird dur die Niederlagen seiner Heere, den Frau von Maintenon immer größer Mühe hat, einigermaßen bei Laune zu erhalten. Die französischen Ge schichtschreiber sind kaum auf Anderes bedacht, als den König und seine Hof in das Große und Schöne zu malen und vermeiden es gern, sic von dem Unheil eingehend Rechenschaft zu geben — die Leidenden selbs aber hatten damals kein Mittel, ihre Klagen laut werden zu lassen. S

Digitized by Google

sind denn alle authentischen, positiven Berichte eigentlich in den Archiven verborgen und wir erfahren nur stückweise davon.

Doch ersehen wir aus den Berichten venetianischer Gesandten, die Ranke bekannt gemacht hat, daß die Bevölkerung Frankreichs sich unter der viel verherrlichten Regierung Ludwigs XIV. fort und fort verminderte. Einer dieser Gesandten berichtet schon vor dem Erbfolgekriege — im Jahre 1696 während der Kämpfe, die durch den Frieden von Ryswick beendigt wurden, die Bevölkerung des Landes habe während dieser Kriegsjahre um zwei Millionen Menschen abgenommen; Ortschaften, die ehemals sechs- und siebenhundert Feuerstellen zählten, seien auf dreißig oder vierzig herabgekommen.

Allerdings steht außer Zweifel, daß der Venetianer die halbe Million mitrechnet, die Frankreich durch die Auswanderung der Reformirten verlor —: aber zwei Millionen! — Das ist wenigstens der achte Theil der damaligen Gesammtbevölkerung Frankreichs, wahrscheinlich selbst etwas mehr. Nun suche man sich Rechenschaft davon zu geben, welches Elend, welcher Druck in der einfachen Thatsache ausgesprochen ist, daß die Bevölkerung eines Landes, welches der Krieg nicht einmal unmittelbar berührt hatte, das nicht der Schauplatz des Kampfes geworden war, sich in wenigen Jahren um ein Achttheil vermindern konnte, und dann rechne man die Leiden hinzu, die der Krieg um das Erbe der spanischen Habsburger mit sich brachte.

Der Krieg mit den überlegenen Seemächten hatte den Handel Frankreichs vernichtet — und das Landvolk, das nur den kleinsten, ärmlichsten Theil des National-Einkommens besaß, dagegen aber die gesammte Last der Steuern fast allein zu tragen hatte, war, wie die Venetianer berichten, in die aller tiefste Armuth versunken.

Der Marschall Vauban sah die wachsenden Uebel und erkannte, daß Frankreich unter den gegebenen Bedingungen der Aufgabe, die ihm gestellt war, auf die Länge nicht genügen konnte; daß es unmöglich war, die Heere, die nöthig geachtet wurden, um die gebietende Stellung Frankreichs zu behaupten und den Willen seiner Könige überall gewaltsam durchzuführen, nicht fortwährend in der bis dahin üblichen Weise aufgebracht werden konnten. Schon waren die Werbungen Freiwilliger vollkommen ungenügend geworden; man mußte den Ersatz für die stehende Armee der Landmiliz entnehmen und dabei nicht selten gegen Gesetz und Recht sehr gewaltsam verfahren. Vauban verlangte deshalb die Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht, und merkwürdig sind die Gründe, die er dafür anführt. Er sagt, da der Krieg im Interesse Aller, zur Vertheidigung Aller geführt werde, sei es recht und billig daß Alle, als Glieder des Staats, in gleicher Weise ihren Antheil an der Wehrpflicht trügen. Wer nicht persönlich die Waffen tragen will oder kann, oder sie — wie die Geistlichen — nicht tragen darf, der soll sich freikaufen. Aus denselben

Digitized by Google

Gründen, da die erforderlichen Finanzmittel nicht aufzubringen seien, lange der bei weitem größte Theil des National-Vermögens, der Grun besitz des Adels und der geistlichen Pfründen, sammt dem Zehnten d Kirchen und Klöster im ganzen Lande erhoben, von allen directen A gaben befreit blieb — verlangt dann Vauban auch die Aufhebung al Steuerfreiheiten.

Der damals der französischen Bildung ganz fremde Begriff des Staa tritt auch hier in überraschender Schärfe und Bestimmtheit hervor.

Fénélon, Erzbischof von Cambray, kömmt in mancher Beziehung verwandten Ergebnissen — doch natürlich auf anderen Wegen und ind er diese Ergebnisse in anderer Weise bedingt zur Geltung bringen wi denn er ist Priester der römischen — das heißt, wie er gleich dem Pa die Sache auffaßt, einer kosmopolitischen Kirche. Diesen Charakter s schon der Anspruch auf Weltherrschaft voraus, den Rom erhebt, und w sorgfältig man auch von dort aus die Gestaltung der politischen Welt überwachen, und wo möglich zu leiten suchte, war man doch stets beflisse das Dasein, die Bildung und die Abgrenzung der einzelnen Staaten, a etwas Zufälliges von untergeordneter Bedeutung zu besprechen und zu b handeln. Dieser Ansicht der Dinge Ausdruck zu geben, ist man, wie b kannt, in Rom geflissentlich bedacht, bei der Eintheilung der Welt in kir liche Provinzen, die politische Eintheilung und Zusammengehörigkeit d Länder, insofern man freie Hand hat — ganz unberücksichtigt zu lasse

In verwandtem kosmopolitischem Sinn verwirft Fénélon in seine an den Enkel Ludwigs XIV. und Erben der französischen Krone, d Herzog von Bourgogne gerichteten Briefen und Denkschriften alle Erob rungskriege, die er innerhalb der christlichen Welt als Bürgerkriege e scheinen läßt — und als normalen Zustand verlangt er den allgemein Frieden. — Ob ihn das Unglück des Erbfolgekriegs erst zu dieser Ueber zeugung erweckt — oder ob er sie, früher verschwiegen, erst auszusprech wagte, nachdem die Wendung der Zeiten ihn hoffen ließ damit Gehör finden, muß dahin gestellt bleiben. Denn wenn auch in seinen früher Schriften eine gewisse Mißbilligung der Handels- und Finanzpolitik C bert's und seines Königs hervortritt, hat er andererseits doch auch d früheren Siege König Ludwigs in Versen verherrlicht.

In den Briefen ist vor allem merkwürdig, wie sich in seinem Gei von dem Augenblick an, wo er eine durchgreifende Reform des Staat lebens unerläßlich achtet, mittelalterliche und französisch-ständische Remi scenzen aus den Zeiten der Ligue, mit modernen Ansichten vom Wes des Staats paaren, die er dem Beispiel Englands entnimmt.

Fénélon war, wie sich das aus seinen Anschauungen im Allgemein nothwendig ergeben mußte, kein Anhänger der gallicanischen Freiheite er war ultramontan gesinnt und verlangte nicht nur innerhalb der Kir eine streng monarchische Verfassung unter einem unumschränkten, unfel

Digitized by Google

baren Papst, sondern auch, was daraus allerdings von selbst folgte, die vollständigste Unabhängigkeit der Kirche vom Staat; den freiesten Verkehr der Geistlichkeit mit Rom, dem eine weltliche Regierung in keiner Weise nachzufragen habe.

Dagegen aber durfte, seiner Ansicht nach, der Staat keineswegs unabhängig von der Kirche sein; dieser mußte vielmehr ein bedeutender Einfluß auf den Gang der Regierung gesichert bleiben, und schon deshalb konnte eine unumschränkte monarchische Gewalt im weltlichen Staat nicht zugegeben werden. Denn Fénélon meint, es sei nicht recht, daß die gesammte Bevölkerung, daß Alle Einem gehörten, — der Eine müßte vielmehr Allen gehören, um ihr Glück zu begründen.

Damit ist Fénélon, ohne ihn unmittelbar auszusprechen, bei dem Begriff des Staats angelangt, und der Regierung das Recht abgesprochen eigene, dynastische Zwecke zu verfolgen. Die Politik König Ludwigs und seine Kriege werden sogar ausdrücklich als die Ursache der Leiden Frankreichs bezeichnet. — Es gilt das Dasein der Nation, wie Fénélon die Dinge auffaßt, das Privatleben der Einzelnen — eigentlich, wie wir sagen würden, Aller, die als vollberechtigte Bürger des Gemeinwesens betrachtet werden können, sicher zu stellen. Auch die Aufgabe, die Mittel zur Fortsetzung des Krieges, der nun einmal da war, zu beschaffen und festzustellen, in welcher Weise sie erhoben werden sollten, konnte nicht dem König und seiner Regierung überlassen bleiben, sie mußte von der Nation selbst gelöst werden. Fénélon schlug daher, erst (1710) etwas schüchtern, die Berufung einer Versammlung von Notablen mit berathender Stimme, — kaum ein Jahr später aber (1711) sehr entschieden die Berufung der Generalstände (états généraux) vor — die, in Geistlichkeit, Adel und dritten Stand gegliedert, nicht etwa nur einmal befragt oder nach Belieben, wie früher, nur hin und wieder in unregelmäßigen Zeiträumen berufen, sondern, regelmäßig zu bestimmten Zeiten versammelt, bleibend der Mittelpunkt der Regierung werden sollten. — Auch hatte Fénélon wohl erkannt, was die Realität der unumschränkten königlichen Macht begründete und verlangte deshalb, daß die königlichen Intendanten in den Provinzen beseitigt würden. Eine ständische Verwaltung sollte an ihre Stelle treten.

Doch Vauban's Denkschriften wurden, nur der Regierung bekannt, nicht veröffentlicht — die Briefe Fénélon's, wohl nicht blos im Interesse der Sache, sondern in der Hoffnung, gleich anderen französischen Prälaten, Cardinal und Premierminister zu werden, an den Herzog von Bourgogne gerichtet, wurden auch zur Zeit nur in einem engen Kreise bekannt. So sind denn diese Werke nur als Erscheinungen an sich, als Zeichen der Zeit und des werdenden Geistes merkwürdig — nicht eines großen Einflusses wegen, den sie etwa in weiteren Kreisen geübt hätten.

Anders verhält es sich mit dem „Geist der Gesetze", dem berühmten

Digitized by Google

Werk Montesquieu's, das ein Menschenalter später erschien, zu ei Zeit, zu welcher der Hof bereits schon längst in dem geistigen Leben Nation gar keine Stimme mehr hatte und allgemeiner Mißachtung v fallen war.

Vieles, das in diesem vielgefeierten Buch dem Unbefangenen ni anders als seltsam erscheinen kann, mag wohl daher rühren, daß wirkliche Absicht des Verfassers zum Theil eine andere ist als die vo gebliche. Auch Montesquieu hatte nämlich schon früh die Widersinnigk und Unhaltbarkeit des französischen Regierungswesens, wie es durch Rich lieu und Mazarin geworden war, gar wohl erkannt. Schon in sein schlüpfrigen persischen Briefen hatte er nicht nur die christliche Religi verspottet, sondern auch das mit der mittelalterlichen Kirche verbünd Staatswesen, das Juden verfolgte und Protestanten vertrieb. Später, gereifteren Jahren, nachdem er in England ein anderes Staatswesen u seine Folgen bewundert hatte, ging aus dem verneinenden Spott die Ueb zeugung hervor, daß eine Reform des Staats in Frankreich nothwend sei, und er glaubte auch wahrzunehmen, in welcher Weise sie bewir werden könne.

Eine Nachbildung der englischen Verfassung ist es, die er sein Landsleuten empfiehlt — und er meint, daß eine solche auch ganz g aus den in Frankreich vorhandenen Elementen hervorgehen könne; ei reich begüterte Kirche, ein geschichtlich bedeutender Adel waren da — d Ständeversammlung konnte wieder in das Leben gerufen werden und ei erweitertes, fester begründetes Ansehen erhalten.

Selbst dem juristischen Adel Frankreichs, der noblesse de robe an gehörig, war Montesquieu in seinen reiferen Jahren so wenig ganz vo Standesvorurtheilen frei, daß ihm selbst die Erblichkeit der Richterstelle die aus Kauf und Verkauf der Magistraturen, Kauf der Nachfolge (su vivance) und allen diesen in Frankreich herkömmlich gewordenen Veran staltungen hervorgegangen war, nützlich und erhaltenswerth vorkömmt.

Doch soll das Buch sich nicht darauf beschränken, Reformen vorzu schlagen; es soll eine weiter reichende Bedeutung haben und sich wie ein umfassende Theorie des Staats ausnehmen — vielleicht damit die Noth wendigkeit der Reformen, die er andeutet, um so einleuchtender werde un das Ganze ein um so größeres Gewicht habe. Auch vermeidet er es ei bestimmtes Land oder vollends Frankreich ausdrücklich zu nennen — ode irgend etwas ausdrücklich vorzuschlagen. Die Dinge werden in größte Allgemeinheit vorgetragen, und die Folgerungen, auf die es eigentlich ab gesehen ist, nicht gezogen, sondern nur dem Leser nahe gelegt.

Natürlich huldigt Montesquieu der zu seiner Zeit herrschenden Phi losophie, die alle Eigenschaften des Menschen aus sinnlichen Erfahrunge und dem Einfluß materieller Agenten herleitet. Die Verschiedenheiten de Völker sind ihm das Ergebniß äußerer, vorzugsweise klimatischer Einflüsse

Digitized by Google

Auch die Religion, die er als ein politisches Institut auffaßt, wird ihm zufolge überwiegend, wenn nicht ausschließlich, durch klimatische Einflüsse bestimmt, und insofern die christliche Religion in Betracht kommt, ergiebt sich, daß die protestantische Kirche den ernsten nördlichen Völkern zusagen muß, der reicher und bunter ausgestattete römisch-katholische Cultus mehr dem Wesen eines südlichen Himmelstrichs und seiner Bewohner entspricht.

Er unterscheidet alsdann dreierlei Regierungsformen: den Despotismus, die Monarchie und die Republik; damit glaubt er alle Möglichkeiten der Form nicht nur, sondern auch des Wesens umschrieben zu haben, und die eigentliche Absicht tritt darin hervor, daß der Despotismus schlechthin als eine Abscheulichkeit, die Republik verhältnißmäßig weniger besprochen wird.

Jede dieser Formen des staatlichen Daseins hat ihr „Prinzip", auf dem sie ruht, von dem sie getragen wird, lehrt Montesquieu; das Prinzip einer despotischen Regierung ist die Furcht; das Prinzip der Monarchie die Ehre; das Prinzip der Republik die Tugend, so daß sie schon dadurch als sehr unbequem erscheinen muß und wenig anziehend für die Kreise, die Generation, an die er sich wendet.

Nur die in irgend einer Weise beschränkte Monarchie gilt nämlich als Monarchie — die uneingeschränkte ist Despotismus — und die Ehre, die ihr als Träger dienen soll, ist eine durchaus conventionelle, mit dem Verlangen nach äußerer Auszeichnung auf das engste verbundene. Sie wird als wesentlich von der Tugend verschieden aufgefaßt — und in der That kann auch neben der so verstandenen Ehre das Gegentheil von sittlicher Reinheit und Würde ganz gut bestehen. Das damalige Leben des französischen Adels liefert den Beweis.

Indem Montesquieu uns dann weiter belehrt, eine Regierung — welcher Art sie auch sei —, die anfange wankend oder baufällig zu werden, müsse auf ihr „Prinzip" zurückgehen und vermöge einer Art von Reparaturarbeit ihr „Prinzip" neu herstellen, um sich verjüngt von neuem zu erheben; indem er zugleich dieses unfehlbare Mittel als nach Belieben anwendbar und stets zur Hand darstellt, wird die Ordnung der Erscheinungen des öffentlichen Lebens in der seltsamsten Weise geradezu umgekehrt. Es scheint, daß die Verfassung eines gegebenen Landes nicht aus dessen Geschichte und den bestehenden sittlichen und Culturzuständen als deren Ergebniß hervorgeht. Montesquieu stellt vielmehr die Dinge umgekehrt dar, als habe man stets die freie Wahl, als könne man sich ganz nach Belieben für diese oder jene Regierungsform entscheiden, sie einrichten — und dann im Zusammenhang damit auch das erforderliche Prinzip beschaffen. Also den Sinn für Ehre, falls man eine Monarchie einrichten will, oder, wenn man sich für eine Republik entschieden hat, das erforderliche Quantum Tugend. Das Ganze gewinnt dadurch einigermaßen das seltsame Ansehen

einer systematischen Sammlung von Recepten, wie bei der Einrichtung der verschiedenartigsten Verfassungen zu verfahren sei. Vielleicht mußten die Dinge gerade in dieser Weise dargestellt werden, um dem unmittelbaren Zweck zu entsprechen — denn es handelte sich zunächst darum, Frankreich darauf aufmerksam zu machen, daß es nur auf sein „Prinzip" zurück zu gehen brauche, um wieder bessere Zustände herbei zu führen; die Notablen des Landes darauf, daß es nur von ihnen abhänge sich ihrer eigentlichen Bedeutung zu erinnern. Befangen in diesem Streben ist Montesquieu gar nicht zu dem Bewußtsein gekommen, daß er die Erscheinungen des Völkerlebens in umgekehrter Ordnung aneinander reihte. Der Zusammenhang der Dinge ist aber dadurch in der That so willkürlich und in so seltsamer Weise verschoben, daß dem berühmten Buch wohl ohne Mühe auch eine komische Seite abzugewinnen wäre. Doch hieße das mit sehr ernsten Dingen scherzen — denn wie man auch Gehalt und Werth des „Geistes der Gesetze" an sich beurtheilen mag, der Einfluß, den dieses Werk bis auf unsere Zeiten herab auf den Gang der Bildung und in Folge dessen auch auf die Ereignisse geübt hat, ist von unermeßlicher Tragweite, und leider muß man hinzufügen, daß Montesquieu mehr noch durch die Irrthümer gewirkt hat, die er verbreitete, als durch das Wahre und Treffende, das sein Werk daneben enthält.

Daß er den inneren Zusammenhang der Dinge umkehrte, wurden auch seine Zeitgenossen nicht gewahr — und wie die That beweist, ist es gar vielen Doctrinairs auch später und bis auf uns sehr nahe liegende Zeiten herab nicht klar geworden. Gerade dadurch, daß er die Erscheinungen des Staatslebens in dieser Weise darstellte, hat er in weiten Kreisen die Ueberzeugung hervorgerufen, daß man ganz nach Gutdünken ohne Rücksicht auf Vergangenheit und Gegenwart, überhaupt auf gegebene reale Zustände, von reiner Theorie ausgehend, zu jeder Zeit und überall eine beliebige Verfassung schaffen könne. Das ist seither unzählige Mal versucht worden. Der sittliche Zustand, der einer so frei gewählten Verfassung zur Grundlage dienen müßte, wird vorausgesetzt, als verstehe sich von selbst, daß er sich nachträglich einstellen werde.

Noch allgemeiner und entschiedener maßgebend für die Anschauungsweise eines ganzen Jahrhunderts ist ein anderer Lehrsatz Montesquieu's geworden, der weniger umfassend, der Wirklichkeit überhaupt, der wirklichen Regierungsthätigkeit näher tritt. Montesquieu spaltet nämlich die Regierungsgewalt in drei Elemente: die gesetzgebende, ausführende und richtende Gewalt; — und er macht das Heil der menschlichen Gesellschaft davon abhängig, daß diese drei Gewalten durchaus von einander getrennt, ja unabhängig von einander sind und bleiben. Jede Verfassung, in der dieser Grundsatz nicht anerkannt und durchgeführt ist, muß ihm zufolge in Despotie ausarten. Diese Lehre Montesquieu's ist seither nicht allein in der Theorie vom Staat unverändert stehen geblieben —: man hat auch wieder

holt den Versuch gemacht, sie in der einen und der anderen willkürlich geschaffenen Verfassung — wie in der französischen von 1791 — in strengster Folgerichtigkeit zur Geltung zu bringen. — Die Abenteuerlichkeiten, die sich daraus ergaben, die Unmöglichkeit diese drei Gewalten wirklich auseinander zu halten, hat erst spät, zwei Menschenalter nach Montesquieu, einen französischen Rhetor, Benjamin Constant, darauf geführt, noch ein viertes Element der Regierungsgewalt hinzu zu denken, ein „pouvoir modérateur“, das überall aushelfen sollte. Er hat damit nicht viel bewirkt; seine Lehre ist unbeachtet geblieben — und sie ist auch in der That nicht dazu angethan, die Theorie des Staats wesentlich zu fördern.

Ohne sich eigentlich Rechenschaft davon zu geben, kamen Montesquieu's Zeit und Schule mehr und mehr dahin, sich den Staat — die Regierung, die seine Thätigkeit zusammenfaßt — nicht als einen lebendigen, ethischen Organismus zu denken, sondern in ziemlich unklarer Weise als einen Mechanismus, wie denn in der That sehr viel von einer Staats-„Maschine“ die Rede war. Eben deshalb blieb der Theorie die sehr einfache und sehr nahe liegende Einsicht fremd, daß man jedes Leben wohl in Gedanken in seine einzelnen Elemente zerlegen kann — daß aber jeder Versuch, das auch in der Wirklichkeit zu thun, die Einheit des Lebens aufhebt, das Leben selbst stört oder vernichtet.

In diese Anschauungen verloren hatten Montesquieu und seine theoretisirenden Schüler ganz übersehen, daß es die reale Macht ist, die Staaten gründet und erhält. Die Unzufriedenheit mit dem zur Zeit in Frankreich eben Bestehenden mag dahin geführt haben. Wahrscheinlich hätte Montesquieu die reale Macht als Grundlage des Staates, der Regierung, sogar geradezu verworfen, wenn er veranlaßt worden wäre, sich ausdrücklich darüber auszusprechen. Ein Staatswesen, das auf einer realen Macht ruhte, konnte ja, wie er die Dinge auffaßte, nur eine Despotie sein, ein Staatswesen, dessen Prinzip „die Furcht“ war; etwas wie das verurtheilte Regiment Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers.

In solchem Geist und Sinn beschäftigte man sich gar viel mit der Verfassung Englands, auf die Montesquieu verwiesen hatte. Sie wurde stets von neuem commentirt — aber immerdar als ein mit ungemein kluger Berechnung eingerichteter Mechanismus besprochen. Man dachte sich die verschiedenen Gewalten, die zusammen eine Regierung bilden, als ihrer Natur nach selbständig, und bewunderte die Weisheit, mit der sie unter Krone, Oberhaus und Unterhaus vertheilt waren; die Weisheit, mit der die Machtsphären dieser verschiedenen Behörden kunstreich gegen einander abgezirkelt waren; mit der Alles und Jedes durch Gewicht und Gegengewicht gehörig „ponderirt“ war. Und niemand fragte nach, wo denn eigentlich die reale Macht liege, welche die verschiedenen Corporationen, die an der Regierungsgewalt Theil haben, zwinge, die so schön abgezirkelten Kreise auch wirklich inne zu halten, ohne je darüber hinaus zu gehen,

ohne das je zu versuchen. Erst viel später kam man darauf, sich das ganz Gebäude durch allgemeine „Achtung vor dem Gesetz" schwebend in de Luft gehalten zu denken. Zu Montesquieu's Zeit wurde die Frage ga nicht beantwortet, weil, wie gesagt, sie niemand aufwarf.

So wurde das Wesen der englischen Verfassung seltsam verkann Man sah nicht, daß sie im Wesentlichen ganz einfach und seit dem Jahr 1688 entschiedener als früher eine Herrschaft des hohen und nieder landbesitzenden Adels (nobility and gentry) war. Freilich die Herrschaf einer Aristokratie, die, zu Englands Heil, in ihren untersten Schichte stets ein offener Stand geblieben war; die ferner von jeher durch die ört lichen Verhältnisse veranlaßt war ihre Bedeutung im Parlament zu suchen nicht auf der eigenen Scholle; die seit lange, seit der Zeit des „Baronen kriegs", durch den Reichthum und die Energie des Handel und Gewerb treibenden Theils der Bevölkerung dahin geführt worden war, sich nicht feindlic von ihm zu trennen, sondern an die Spitze der gesammten politisch be rechtigten Nation zu stellen, die endlich fort und fort veranlaßt war, au die in den Städten und auf dem Lande herrschende Stimmung Rücksich zu nehmen, weil der Einzelne, der für seine Person zu politischer Bedeu tung gelangen wollte, von der mäßigen Zahl verrotteter Burgflecken un ihren Vertretern abgesehen, denn doch von einer Stadt oder von freien Landbewohnern in das Parlament gewählt werden mußte.

Hätte sich die Aufmerksamkeit der Theoretiker diesen Realitäten zu gewendet, anstatt sich mit etwas willkürlichen Abstractionen zu beschäftigen so hätte dem Blick auch nicht entgehen können, daß eine ganz gewaltig reale Macht in die Hände des herrschenden Standes gelegt war; ein Macht, die vollkommen ausreichte, dieses Staatswesen aufrecht zu erhalten und die thatsächliche Wirksamkeit der Regierung zu verbürgen. Man brauchte nicht weit nach ihr zu suchen. Der Adel besaß sie dadurch, daß er die Rechtspflege auf dem flachen Lande und selbst in den kleineren Städten als Ehrenamt übte, dann dadurch, daß ihm die Handhabung der Polizei und die gesammte eigentliche Verwaltung des Landes zugefallen war; er übernahm die Sorge dafür als Stellvertreter des Königs in den Grafschaften (Lord-Lieutenant und Deputy Lord-Lieutenant) — und als Sherif — als der alte Shire-Gereffa, der alte Volks-Magistrat des Sach senstammes; und er verwaltete alle diese Aemter unentgeltlich, als Ehren ämter. Die Macht war dem Adel endlich vor allem dadurch gesichert daß die bewaffnete Macht im Lande ganz in seinen Händen war. Das stehende Heer war so unbedeutend, daß es dabei gar nicht in Betracht kömmt. Die bewaffnete Macht aber, die dazu bestimmt war, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten und dem Gesetz Gehorsam zu verschaffen, die Miliz, bestand aus Landleuten, Pächtern und Landarbeitern, die von dem landbesitzenden Adel abhängig waren. Das Offizier-Corps der Miliz aber — das war der Adel selbst — unentgeltlich, wie sich ver-

Digitized by Google

steht. Man mußte Rittergutsbesitzer sein, um Milizoffizier werden zu können. Und niemand war befugt, diese bewaffnete Macht, die Miliz, aufzurufen und in Thätigkeit zu setzen, als das Haupt des Adels in der betreffenden Grafschaft; der Lord-Lieutenant, der vornehme Herr, der in ihr zur Zeit zwar vom König ernannt, doch nicht sowohl den König vertrat als die königliche Macht übte. Die wenigen besoldeten Beamten der Krone wie die Steuererheber und Zollbeamten mußten sich, wenn die Nothwendigkeit vorlag zu Zwangsmaßregeln zu schreiten, an diese Autoritäten, an Friedensrichter, Sheriff, Lord-Lieutenant wenden, um ihren Beistand in Anspruch zu nehmen. Die königliche Regierung konnte sich im Lande eigentlich nur vermöge der realen Macht geltend machen, die der herrschende Stand in Händen hatte, — und da die Krone unmöglich daran denken konnte, es auf einen offenen Kampf mit dieser Macht zu wagen, ergab sich immer entschiedener, daß die Regierung selbst nothwendig aus der parlamentarischen Majorität hervorgehen mußte; aus derjenigen Fraction der Aristokratie, die zur Zeit im Parlament das Uebergewicht hatte. So war denn das Parlament thatsächlich keineswegs blos auf die gesetzgebende Gewalt und auf das Recht, Steuern zu bewilligen und zu verweigern, beschränkt, wie so manche Theoretiker auf dem europäischen Festlande wähnten.

Aber eben, weil man die wirklichen, thatsächlichen Zustände Englands weder beachtete noch verstand, mußte es leicht scheinen, die Verfassung des Inselreichs nachzubilden. Es schien nur darauf anzukommen, daß die verschiedenen Regierungsgewalten unter die entsprechenden Staatskörper angemessen vertheilt seien, daß Alles durch Gewicht und Gegengewicht gehörig ponderirt und der Gang des wohlgeordneten Mechanismus durch reiflich erwogene Paragraphen geregelt wäre. Dieser Aufgabe mußte ein denkender Staatsmann wohl gewachsen sein.

Auch in England selbst wurde die Landesverfassung, beiläufig bemerkt, mehr als früher Gegenstand einer theoretischen Besprechung. Die wachsende Bedeutung des Handels und der Gewerbe, das Heranwachsen solcher Städte wie Manchester, die reich und für die gesammte Nationalexistenz von weitreichender Wichtigkeit, doch als neu entstandene weder eine städtische Verfassung noch eine Vertretung im Parlament hatten, und manches Zufällige, gaben die Veranlassung dazu. So die Bemühungen König Georgs III. die persönliche Gewalt des Landesherrn in der Regierung, die unter den beiden ersten Königen aus dem Hause Hannover allerdings gar sehr gesunken war, wieder zu steigern. Diese theoretischen Erörterungen waren an sich nicht ohne Bedeutung — und sie blieben auch diesseits und jenseits des Weltmeeres nicht ohne Einfluß. Charakteristisch aber ist es, wie die englischen Publicisten dabei von einer ganz anderen Grundlage ausgingen, als die französischen. Während diese sich auf philosophische Abstractionen von angeblich allgemeiner Gültigkeit beriefen, und in ihnen den

Digitized by Google

Maßstab für den Werth der gesellschaftlichen Institutionen finden wollte war und blieb die Anschauungsweise der Engländer eine rein juristisch Mochten sich, was damals zuerst geschah, einzelne Stimmen für eine Re form des Unterhauses erheben — mochte die Befugniß des englischen Par laments Gesetze auch für die Colonien zu erlassen, angegriffen oder ve theidigt werden — immer berief man sich auf das positive, geschichtlic Recht und nur auf dieses; die Erörterung drehte sich immer ausschließli darum, was altes Landesrecht sei oder nicht. Das ist namentlich au bei dem kühnsten und bedeutendsten der damaligen politischen Schrif steller Englands der Fall, bei dem räthselhaften „Junius", dem unb kannten Verfasser der berühmten, gegen Georg III. seine Regierung un seine Minister gerichteten Briefe. Seine Stimme fand einen um so grö ßeren Wiederhall, eben weil er sich durchaus als ein im Ernst und Wirk lichkeit geübter, auf das Wesentliche und Praktische gerichteter Staatsman bewährt, sich nie in Abstractionen von weitschichtiger Allgemeinheit verlier immer wirklich vorliegende, bestimmte Fragen bespricht. Es war um s mehr von Bedeutung, daß er, ausdrücklich als Vertreter des positive Rechts, das Wesen der englischen Verfassung anders auffaßte, als ma bis dahin gewöhnt war. Wir haben gesehen, daß die französischen ve triebenen Protestanten zuerst in vorsichtiger Weise auf eine Souverainitä des Volks deuteten —: eine solche kann natürlich Junius nicht annehmen dazu ist er zu sehr Jurist, zu sehr Engländer und Aristokrat. Aber, un zufrieden mit der Haltung des Parlaments, das nach seiner Meinung Volksrechte preis gab, spricht er unumwunden aus, daß in England vo rechtswegen die Gesammtheit der Freilehnsbesitzer (freeholders) die Corpo ration dieser Vollbürger des Staats, im Besitz der höchsten Machtvoll kommenheit, der Souverainität sei. Das Unterhaus sei, als Mandata dieser Corporation, beauftragt diese Machtvollkommenheit zu verwalten aber sie stehe keineswegs ihm selbst als unmittelbar eigen zu (They — th commons — are the trustees, not the owners of the estate; the fee simple is in us, the freeholders of the english nation). Der König ist dieser Lehre zufolge ein Magistrat, der die Majestät der Nation re präsentirt (the King who represents the majesty of the nation).

Wie ernst es mit dieser Souverainität der Freilehnsbesitzer gemein ist, geht daraus hervor, daß Junius an einer Stelle dem König Georg — zu einer Zeit, wo in Frankreich ein solcher Gedanke dem allgemeinen Bewußtsein noch sehr fremd war — geradezu mit Absetzung droht Er fordert den König auf zu bedenken, daß die Krone, die sein Haus durch eine Revolution gewonnen habe, ihm auch durch eine Revolution genommen werden könne; mit anderen Worten: die souveraine Körperschaft, die ihm die Krone verliehen habe, könne sie ihm auch wieder nehmen.

Und bei alledem ist Junius, dieser Whig, dieser entschiedene Liberale nach englischem Zuschnitt, so sehr Jurist und Mann des positiven ge-

Digitized by Google

schichtlichen Rechts, daß er nicht im Entferntesten daran denkt, die politischen Rechte der Freilehnsbesitzer etwa auch auf den Bauernstand, auf die Eigenthümer bäuerlicher, ehemals unterthäniger Landgüter (copyhold) auszudehnen. — Ansprüche auf politische Rechte konnten für die ehemaligen Leibeigenen der sächsischen Athelings und normännischen Ritter allerdings im Namen eines geschichtlichen Rechts nicht erhoben werden — und für Junius liegt es außerhalb aller Möglichkeit, daß davon überhaupt die Rede sein könne.

In der allgemeinen Erregung der Geister gingen die Parlamentsredner der Opposition dann freilich zum Theil sehr viel weiter als Junius, ohne es recht gewahr zu werden; selbst der ältere Pitt (Lord Chatham), obgleich der erfahrene Staatsmann wohl schwerlich die Absicht hatte, in revolutionärer Weise über das positive Recht und über die Grenzen hinaus zu gehen, welche selbst die Theoretiker sich in ihren Streitschriften gezogen hatten. Der Eifer der Discussion führte dennoch dahin.

Lord Chatham widersetzte sich aus Gründen der Staatsklugheit dem Verlangen König Georgs III., die damaligen Colonien Englands in Nordamerika durch das englische Parlament — in dem sie nicht vertreten waren — besteuern zu lassen. Im Lauf des Streits, der sich darüber entspann, erklärte Lord Chatham zunächst (1765), keine Regierung habe das Recht, Steuern zu verhängen; jede Abgabe sei ein freies Geschenk, welches das Unterhaus der Regierung gewähre — und das Unterhaus könne nur das Eigenthum des Volkes in England verschenken, da es dieses Volk vertrete, nicht aber das Eigenthum der Bewohner jener Colonien, von denen es keinen Auftrag habe. Dagegen hätte sich gar Vieles einwenden lassen, an das zur Zeit niemand dachte, namentlich daß sich in einer Lehre, die Abgaben als Geschenke bezeichnete, nicht eben eine sehr tiefgehende Ansicht vom Wesen des Staats ausspreche, daß vielmehr ein Nachklang von mittelalterlich-ständischer Auffassung darin hörbar werde, eine Reminiscenz aus den Zeiten, in denen vorausgesetzt wurde, daß die Interessen der Regierung nicht die der Gesammtheit seien, und daß die Regierung ihre Ausgaben im Wesentlichen aus eigenen Mitteln bestreite, die Stände aber nur zu Zeiten in die Lage kämen, ihr ein „don gratuit“, ein Geschenk zur Aushülfe zu gewähren —: aber man mußte gestehen, daß er sich in der Sache streng an das geschichtlich gegebene Staatsrecht Englands hielt. Das war bei weitem nicht in gleichem Grade der Fall, als er sich bewogen fühlte, in späteren Reden zu behaupten, es sei Grundsatz der englischen Verfassung, daß kein Mensch der Willkür irgend einer Regierung oder Gesetzen unterworfen werden könne, zu denen er nicht seine freie Zustimmung gegeben habe. Der Anspruch des englischen Parlaments auf die Befugniß, den Colonien Steuern aufzuerlegen, widerspreche dem ewigen Naturrecht, das maßgebend in die englische Verfassung eingeführt sei, demzufolge ein jeder frei über sein Eigenthum verfügen könne, niemandem

Digitized by Google

etwas von seinem Eigenthum genommen werden dürfe ohne seine E willigung.

Diese Theorie war, insofern sie sich auf England berief, nicht g zutreffend, und in der Weise, wie sie die Rechte der Colonien begrün wollte, eben deshalb nicht streng folgerichtig, denn Lord Chatham verg daß es in England zahlreiche Classen von Staatsbürgern gab, die in ih Gesammtheit eben so wenig im Parlament vertreten waren, als die B wohner der Colonien, und sich dennoch den Gesetzen unterwerfen und Steuern bezahlen mußten, die das Unterhaus verfügte. So die Besi von Landgütern mit bäuerlichem Recht und die reichen Bewohner der n entstandenen Städte. Wenn es ihm wirklich Ernst war mit seiner Theo mußte Lord Chatham eine sehr tief gehende Reform der Landesverfassu verlangen — aber daran dachte er so wenig als irgend ein anderer Staa mann seiner Zeit. Wir sehen den praktischen Staatsmann auf dem Pu den Boden des positiven Rechts zu verlassen, um auf das Gebiet d idealen Rechts überzugehen — aber ohne daß er im Mindesten gesonnen g wesen wäre, dieses Recht dann auch wirklich zur Anwendung kommen zu lasse

In England selbst hatten solche beiläufige Abschweifungen in das G biet des Idealen sehr wenig zu bedeuten, denn sie bildeten nur einzel Ausnahmen und wurden als eine Verherrlichung der bestehenden Landesve fassung verstanden, die der rein juristischen Betrachtungsweise keineswe widerspreche. Anders war es in der übrigen weiten, europäischen We wo diese Reden gelesen und buchstäblich verstanden wurden. Sie trug dazu bei, das Verlangen nach einer ziemlich unbestimmt gedachten „Fr heit" auch anderwärts zu erwecken, und einen Gedanken fester zu begründe der sich mehr oder weniger überall zu regen begann. Den Gedank nämlich, daß das ideale Recht höher stehe als das positive. Ja, daß da positive Recht überhaupt nur insofern einen gegründeten Anspruch auf Ge tung habe, als es durch seinen Inhalt dem idealen Recht entspreche.

In Frankreich bildete sich bald neben den Anhängern Montesquieu und seiner Theorie vom Staat eine andere Schule, die in Rousseau ihre Meister anerkannte und gleich ihm selbst seine allgemeinen, für phil sophisch gehaltenen Ansichten auf die Organisation der Gesellschaft an wenden wollte, und in einer Weise, die uns Späteren nicht anders als seh seltsam erscheinen kann, den Wahn, die Träume eines kranken Gemüth für die wirklich anwendbare politische Weisheit eines Staatsmannes hiel

Rousseau wurde durch dieselbe krankhafte Verstimmung gegen alles Be stehende, die seinem seltsamen culturgeschichtlichen Irrthum zu Grund lag, bewogen, sich mit dem Wesen des Staats und der Organisation de Gesellschaft zu beschäftigen, und seine Unzufriedenheit war eine viel tiefe gehende als die seiner Zeitgenossen. Montesquieu, Voltaire und die En cyklopädisten beschäftigen sich nur mit den Formen des Staats, oder si tadeln — oder sie verspotten den Mißbrauch, der mit der souverainen Ge

Digitized by Google

walt zu Gunsten rein dynastischer Zwecke ohne Werth und Bedeutung für die Gesammtheit getrieben wird —: den Zustand der Gesellschaft, den sie vorfinden, lassen sie als berechtigt gelten. Sie sind selbst darin befangen; weltmännischer Leichtsinn, Schwäche, Selbstsucht und die Verderbtheit, die aus der Prinzipienlosigkeit hervorgeht, sind ihnen der normale Zustand des Menschen — ja werden von ihnen als solcher gelehrt.

Rousseau ist gerade umgekehrt gegen diesen gesellschaftlichen Zustand empört — will diese Verderbtheit bekämpfen — und sieht in den Formen des Staats eigentlich nur ein Mittel, das diesem Zweck dienen soll. Da ihn Alles, was er von der Welt gesehen hatte, dahin führte, Bildung — die Lebensweise der vornehmen Stände seiner Zeit — und sittliche Verderbtheit für unvermeidlich mit einander verbunden, für bedingt Eines durch das Andere zu halten; — da ihm Sittenreinheit, Tugend, nur im „Naturzustande" möglich schien, mußte er eine Verfassung verlangen, die solche idyllische Zustände so weit als möglich — oder so viel davon noch zu retten war — wieder zurückführte. Das konnte nur die reine Demokratie sein. Was er in seinem Heimatlande, der Schweiz, in den kleinen Waldcantonen gesehen hatte, leitete ihn auf diese Ueberzeugung. Dort, wo das Leben zur Zeit noch einfach war, künstliche Bedürfnisse und conventionelle Eleganz wenig Eingang gefunden hatten, glaubte er noch Reste des idyllisch-glücklichen Urzustandes wahrzunehmen. — Unklar wie er war und blieb, hatte er von der wirklichen moralischen Würde des Menschen, bei allem Gefühl dafür, doch in Wahrheit gar keinen Begriff. Er hatte keine Ahnung davon, daß sittliche Reinheit und Einfachheit, die nicht auf einem Grundsatz und dem bewußten Willen des Menschen begründet ist, die nur aus der Gewohnheit eines regungslosen Daseins hervorgeht, auch nur einen sehr geringen sittlichen Werth hat — und da es ihm an allen wirklichen Kenntnissen, auch an geschichtlichen, fehlte, wußte er auch nicht wie haltungslos und unzuverlässig sie ist.

Natürlich ist ihm die reine Demokratie auch die allein berechtigte Verfassung der Gesellschaft; alles Andere ist Usurpation, durch Mißbrauch der Gewalt entstanden. In der Art aber, wie er ihre Entstehung zu erklären, ihr Recht zu begründen sucht, geht er von einer ganz willkürlichen Vorstellung aus, die nicht weniger paradox und verkehrt ist, als die Lehre von der Verwerflichkeit aller geistigen Cultur; von einem Irrwahn, der sich gleich in dem Titel seines Werkes über die Theorie des Staats ausspricht. Er nennt es „du contrat social" — er unternimmt es, die Welt darin über den Gesellschafts-Vertrag und dessen Natur zu belehren.

Er denkt sich den Menschen ursprünglich isolirt, ungefähr wie die Raubthiere — und erklärt, wie er schon früher in einer Preisschrift gethan hatte, den Zustand der Geselligkeit für einen künstlichen, ja in der That sogar schon für einen unnatürlichen —: er ist der erste Schritt in das Verderben. Schon in dem discours sur l'inégalité hatte Rousseau

buchstäblich gesagt: der Tag, an welchem der Mensch darauf verfiel, e Hütte zu bauen und in ihr mit seinem Weibchen — oder Mutterthi avec sa femelle — und seinen Kindern eine Zuflucht zu suchen, n der erste Tag seines „Falls" (de sa chute); — hier beginnt das Verderb denn in dem Zusammenleben entstand die Ungleichheit der Menschen oder vielmehr ihrer Stellung, durch Mißbrauch roher Gewalt von Sei der Stärkeren, Ueberlegenen, den Schwachen gegenüber, die unterdr und beraubt wurden; aus diesem Kampf Aller gegen Alle ergab sich unerträglicher Zustand, der das Bedürfniß eines „gesellschaftlichen Vertrag fühlbar machte — und dahin führte, daß ein solcher Vertrag wirklich schlossen wurde. Der Staat, der sich auf diese Weise bildet, kann a rechtmäßiger Weise nur ein demokratischer sein, denn der gesellschaftli Vertrag hat keine andere Bestimmung — kann oder darf wenigstens ke andere haben, als die Schwachen, Wehrlosen gegen die Gewaltsamkeit Uebermächtigen zu schützen und sie ihnen rechtlich gleich zu stellen. Rouss verlangt dem gemäß, als allein berechtigt, „eine Form der Vereinigu die einen jeden der Verbundenen mit der Gesammtmacht des Ganzen seiner Person und seinem Eigenthum vertheidigt und schützt, und in ein jeder Einzelne, indem er sich dem Ganzen verbindet, doch nur sich se gehorcht und so frei ist als vorher in der Vereinzelung." Was eigent die Wehrhaften bestimmt haben könnte auf den vorausgesetzten Contr mit den Wehrlosen einzugehen, bleibt etwas im Ungewissen — und d sich eine solche Staatenbildung geschichtlich nirgends nachweisen läßt, d vielmehr alle anfänglichen Zustände, die wir irgend kennen, auf einen ga anderen Ursprung zurückweisen — daß es endlich das Unmögliche für e Wirkliches halten heißt, wenn man in den Uranfängen der menschlich Gesellschaft ein klares juristisches Bewußtsein voraussetzt, durch das d allein die Abschließung eines solchen Vertrags möglich werden konnte — das sind Betrachtungen, die einen Schwärmer wie Rousseau nicht störe so nahe sie auch liegen mögen. Und doch mußten eigentlich Fragen u Zweifel solchen Inhalts gerade ihn vorzugsweise beschäftigen, da er ni in der Religion das erkennt, als was die Römer sie schon durch d Wort religio bezeichnen —: das, was zuerst die Menschen bindet u verbindet.

In diesem demokratischen Verein ergiebt sich dann das harmlose D sein, dessen Reste Rousseau bei den Südseeinsulanern wahrzunehmen glau Auf diese Zustände muß die Menschheit so viel als möglich zurücksteue — und das ist ihm zufolge auch in den verwickelten Verhältnissen modernen Gesellschaft möglich, vermöge solcher Verfassungen wie et der Schweizer Waldcantone sind.

Einzelne Schüler Rousseau's glaubten über die Abenteuerlichk der die Theorie ausgeht, siegreich hinweg zu kommen, wenn sie e schweigend geschlossenen gesellschaftlichen Vertrag annahmen. Verfa

besonders ohne gelten zu lassen, daß nur eine demokratische Verfassung aus ihm hervorgehen könne oder von rechtswegen dürfe — geht auch Montesquieu auf die Vorstellung ein, daß der Staat durch einen Vertrag entstanden sei. Er bedarf dieser Vorstellung, um sich der Lehre von dem göttlichen Recht der Könige zu entziehen und namentlich der Lehre der Kirche, die ihre eigene Stellung und Herrschaft als göttliche Weltordnung für heilig und unantastbar erklärte. Es mußte ihm darum zu thun sein, Staat und Kirche als von Menschen gewillkürte Einrichtungen darzustellen, die derselbe bewußte und besonnene Wille des Menschen, der sie geschaffen hat, auch mit voller Berechtigung ändern kann.

Die Encyklopädisten leugneten natürlich das Dasein einer göttlichen Weltordnung überhaupt, aber indem sie, den Spuren Rousseau's folgend, den Menschen ursprünglich, wie das Raubthier, vereinzelt in der weiten Schöpfung voraussetzen, um den gesellschaftlichen Verband als einen willkürlich durch freien Vertrag geschlossenen Verein darstellen zu können, der allenfalls auch nicht sein könnte, leugnen sie auch das, was sie in ihrer Denk- und Redeweise ein ewiges, unbedingtes Gebot der Natur nennen und als solches anerkennen müßten, da der Mensch doch offenbar genug auf das Leben im gesellschaftlichen Verbande angewiesen und außer demselben gar nicht zu denken ist.

Eine dritte Theorie vom Staat verkündeten dann diejenigen „Philosophen" der Zeit, die sich um Diderot schaarten, in formloser Weise, weil sie eben nur eine ganz allgemeine Vorstellung von dem gesellschaftlichen Wesen hatten, das aus den Trümmern alles Bestehenden hervorgehen sollte, und sich nicht im Einzelnen davon Rechenschaft gaben, ob der Bau überhaupt möglich sei und unter welchen Bedingungen etwa. Ihre Lehren waren radical, wie man heutzutage sagt; es war die rothe Republik, die sich darin ankündigte. Zu welchem Fanatismus sich bei Diderot selbst das Verlangen steigerte, zu zerstören was bestand und herrschte, das ist bekannt. Seine verwegensten Aeußerungen können nicht überboten werden und sind bis auf unsere Tage herab nur in wenigen Fällen von unseren kühnsten Demagogen wieder erreicht worden. Hat doch dieser Verfasser empfindsamer Dramen in einem berühmten wilden Gedicht den Wunsch ausgesprochen, den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters erwürgt zu sehen.

Während Montesquieu seine Anhänger in den höheren, gebildeten Ständen suchen mußte und fand, waren Diderot und sein Anhang durch die Natur der Dinge angewiesen sich an die Menge zu wenden und deren Leidenschaften wach zu rufen. Und mochten auch die gemäßigteren Anhänger der herrschenden Philosophie vor diesem Aeußersten radicaler Lehren erschrecken, so stand ihnen doch kein Mittel zu Gebot, sie in überzeugender Weise zu widerlegen. War die Selbstsucht als der alleinige und berechtigte Beweggrund aller menschlichen Handlungen, alles Strebens anerkannt,

Digitized by Google

wer wollte dann leugnen, daß die Selbstsucht der Mehrzahl, der Men
vor allem berechtigt sei? — War Lebensgenuß der einzige Zweck unse
Daseins, gab es keine gebietende Pflicht, die einen höheren Ursprung hä
wer konnte die Menge darum tadeln, daß sie dem Zug der Selbstsu
folgte und sich, so wie sie inne wurde, daß sie die Macht dazu in Händ
habe, mit Gewalt in den Besitz alles dessen zu setzen suchte, was ihr d
Genuß dieses Behagens sichern konnte, vernichtete, was ihr widersteh
wollte, und Zustände zu gründen suchte, die den Zwecken Ihrer Selbstsu
entsprächen?

Und auch von Rousseau's Lehren konnten die Menge und ihre ru
losen Führer sehr Vieles brauchen, ja sie war ihnen unentbehrlich. De
Voltaire und Montesquieu verlangten doch eine gewisse intellectuelle Elega
und Bildung, die durch eine so verwegene Demokratie offenbar unmögli
gemacht wurden. Gerade von Rousseau lernte man wie solche Forderung
abzuweisen seien. Von ihm lernte man, daß weder dieser elegante Sche
der Bildung, noch überhaupt geistiges Streben, geistige und sittliche En
wickelung — daß einzig und allein sinnliches Behagen der Zweck, der b
rechtigte Inhalt des menschlichen Lebens sei. Man lernte endlich auch vo
ihm, daß eine höhere Bildung dem Einzelnen keineswegs eine größe
Bedeutung und ein größeres Recht in der Gesellschaft verleihe, daß s
vielmehr eine böse Entartung sei, die den damit Behafteten zum mindeste
verdächtig mache und niedergehalten werden müsse.

In den theoretischen Erörterungen, deren Gegenstand der Staat fü
Montesquieu und seine Schüler wurde, war seltsamer Weise, wie wir scho
erwähnen mußten, eigentlich immer nur von den Formen die Rede, i
denen sich das Leben des Staats und die Thätigkeit der Regierung be
wegen sollten. Des Inhalts, den dieses Leben haben konnte oder sollte
wurde nirgends ausdrücklich gedacht. Er wird als bekannt und selbst
verständlich vorausgesetzt, als ob ein jeder wisse, was davon zu denken und
zu sagen wäre. Dem Aufmerksamen aber kann nicht wohl entgehen, daß
diese Theoretiker auch sich selbst in der That nicht mit Klarheit und Be
stimmtheit Rechenschaft darüber geben, was denn eigentlich von ihnen vor
ausgesetzt wird. Die Frage, welche positive Aufgabe denn der Staat in
letzter Instanz zu lösen habe, welchem Zweck er zuletzt dienen, zu welchen
Zielen er die Menschheit führen solle —: diese Frage, von der doch eigentlich
die Untersuchung ausgehen müßte, wird gar nicht gestellt.

Gerade derjenigen Theorie, die unter den gleichzeitigen vorzugsweise
das Ansehen einer auf staatsmännische Einsicht gegründeten Lehre hat,
die sich in ihren Forderungen am wenigsten von Wirklichkeit und Erfahrung
entfernt und auch in den zur Zeit maßgebenden Kreisen vor allen Geltung
gewann, fehlt somit die eigentliche Grundlage, und sie führt auf kein be-

Digitized by Google

stimmtes, letztes Ziel. Sie beschränkt sich darauf, eine bestimmte Form des Staats zu fordern und giebt keine Antwort auf die Frage, was sich denn aus dem Leben in dieser Form eigentlich ergeben soll.

Dagegen spricht Rousseau allerdings von dem Inhalt des Lebens, wenn er fordert, daß sinnliches Behagen gefördert, jedes ideale Streben, jeder höhere Aufschwung unterdrückt werden solle. Dasselbe gilt von Diderot, dem man sogar einen dem Tadel, zu dem Montesquieu's Theorie auffordert, gerade entgegengesetzten Vorwurf machen könnte. Er weiß nicht, in welcher Form die Zustände, die er fordert, verwirklicht werden könnten.

Was Montesquieu anbetrifft, ergiebt sich dem, der die Literatur — namentlich die wissenschaftliche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts — in weiterem Umfang durchforscht, daß ihm doch eine maßgebende Grundansicht von Wesen und Zweck des Staats nicht eigentlich fehlt, wenn sie ihm auch nicht in bestimmter Form vorschwebt. Er wird von ihr beherrscht, ohne sich ihr eigentliches Wesen klar gemacht zu haben. In der That ist es, wie sich zuletzt ergiebt, dieselbe Ansicht von dem Verhältniß, in dem der Staat und der Mensch zu einander stehen sollen, die seiner Theorie wie der Rousseau's und Diderot's zum Grunde liegt. Es ist eben die allgemein herrschende Ansicht der Zeit und sie tritt am deutlichsten bei den Oekonomisten, den Lehrern der Staats- und Volkswirthschaft, hervor — obgleich sie auch bei ihnen nicht ausdrücklich und zusammenhängend entwickelt wird, sondern, eben auch wieder als selbstverständlich vorausgesetzt, nur, wie es die Gelegenheit ergiebt, beiläufig und fragmentarisch vorgetragen, das ganze Gebiet und die Behandlungsweise der Wissenschaft beherrscht.

Um nicht auf das Gebiet dieser Wissenschaft und ihrer Geschichte abzuschweifen, dürfen wir hier nur ganz in der Kürze daran erinnern, daß der Uebergang von der Naturalwirthschaft des Feudalwesens zu der Geldwirthschaft des modernen Staats, die Unbeholfenheit, mit der man sich zuerst darin bewegte, und die Nachtheile, die sich daraus ergaben, natürlich Veranlassung zur Entwickelung einer neuen Wissenschaft, eben der Staatswirthschaftslehre, geben mußte, und daß diese sich zunächst, unzureichend aufgefaßt, auf eine Theorie der Finanz- und Handelspolitik beschränkte. Nur stufenweise erweiterte sie sich dann, eben im Lauf der Zeit von der hier die Rede ist, zu einer Theorie des Nationalwohlstandes und der Gesetze, nach denen er steigt und sinkt.

So tritt sie, die Lehren Montesquieu's, seiner Schüler und seiner Gegner ergänzend, auf. Die Ansicht aber von Wesen und Bestimmung des Staats, die allen diesen mehr oder weniger philosophischen Untersuchungen zum Grunde liegt, ist natürlich den überhaupt maßgebenden Lehren der zur Zeit herrschenden englisch-französischen Philosophie entsprechend gebildet und gleich der Rangordnung, die d'Alembert den ver-

Digitized by Google

schiedenen Wissenschaften und Künsten anweist, bedingt durch eine hypothe-tische Culturgeschichte der Menschheit, die sich, in Uebereinstimmung mit dem gesammten System gebracht, in ganz willkürlichen Voraussetzungen und Vorstellungen bewegt.

Diese Culturgeschichte, eine ganz willkürliche Schöpfung der Phantasie ist dann seither von Weltweisen, philosophirenden Geschichtschreibern und Oekonomisten, unendlich oft mit seltsamer Zuversicht, als ausgemachte That-sache wieder erzählt worden. Sie liest sich auch in der That ganz gu und klingt recht plausibel. Nur daß sie eben aller und jeder Erfahrung allem, was wir thatsächlich von der Geschichte der Völker, von ihren frühesten Zuständen, soweit sie in beiden Hemisphären irgend der Erforschung zugänglich sind, und von dem Gang ihrer weiteren Entwickelung wissen geradezu widerspricht. Gerade diejenige philosophische Schule, die durchaus vom Experiment, von der handgreiflichen Erfahrung ausgehen will und nichts Anderes gelten läßt, verleugnet da, wo es sich um die Entscheidung der wichtigsten Frage handelt, die Erfahrung und bewegt sich in unerwiesenen und unerweisbaren Willkürlichkeiten, um dem Glauben an das Ideale und seine Macht zu entgehen.

Die Geschichte aller Völker lehrt, daß die Menschen überall frühe Tempel gebaut haben als Häuser; daß sie höheren Mächten Hymnen sangen das Andenken an That und Erlebniß sicher zu stellen, Denkmäler zu er-richten suchten, ehe sie daran dachten ihre physischen Bedürfnisse durch conventionelle zu vermehren und in Beziehung auf materielles Wohlbehagen mit erfindungsreichem Scharfsinn fort und fort zu steigern. Die Philo-sophie des achtzehnten Jahrhunderts dagegen beliebte die Reihenfolge der Erscheinungen in gerade entgegengesetzter Ordnung zu denken und an ein-ander zu fügen. Ihr zufolge sind es nicht etwa die höheren, edleren, ge-stigen Eigenschaften des Menschen, sondern lediglich seine thierischen Be-dürfnisse und Triebe, die ihn veranlaßt haben sich über das Thier zu erheben. Nur diese Bedürfnisse und Triebe haben ihn gezwungen sich aus dem Elend eines nackten und armen, beinahe bewußtlosen Daseins empor zu arbeiten. Des Widerspruchs, der darin liegt, daß thierische Triebe über das Thier erheben sollen, scheint man nicht gewahr zu werden.

Auch in den späteren Fortschritten der Gesellschaft, die sich weiter und weiter entwickelt, werden andere Triebfedern als diese nur in sehr bedingter und untergeordneter Weise wirksam gedacht. Die thierischen Bedürfnisse die er immer vollständiger und gewählter zu befriedigen sucht, machen den Menschen zum Jäger, führen ihn dann zu Viehzucht und Hirtenleben und endlich zum Ackerbau, an den sich dann eine immer steigende, stets ver-feinerte gewerbliche Betriebsamkeit schließt. — Eine unbestimmte Furcht geweckt durch solche Naturerscheinungen wie Gewitter und dergleichen und die Unfähigkeit, den Zusammenhang der Dinge zu begreifen, haben den unmündigen Sterblichen bereits Götter, eine Religion und einen Gotte

Digitized by Google

dienst gegeben. Endlich, wenn er alle seine materiellen Bedürfnisse befriedigt, für Comfort und Bequemlichkeit im weitesten Sinn gesorgt hat, verfällt er — aus Langeweile — auch wohl darauf, sein Leben durch allerhand, streng genommen allerdings müßigen, aber doch harmlosen Schmuck zu verschönen; es entstehen die schönen Künste und Wissenschaften, die belles lettres und dergleichen. Dinge, die als Gegenstand einer spielenden Beschäftigung müßiger Stunden immerhin ihren Werth haben, gleich jedem anderen eleganten Luxus — oder wie ein nüchterner, auf das Praktische und Reelle gerichteter Engländer, ein Adam Smith sagt, die gleich anderem Luxus zugelassen werden können, wenn man ihnen nur nicht eine wirkliche Wichtigkeit beilegt, nicht etwa in thörichter Verkehrtheit einen Raphael, einen Titian etwa einem Arkwright, dem Erfinder der Spinnmaschine, gleichstellen will!

Gleich so vielen anderen culturgeschichtlichen Thatsachen wird hier geflissentlich ignorirt, wie früh der dichterische Sinn sich im Geist des Menschen regt, welche aufstrebende Macht sich in ihm kund giebt und welche Bedeutung er eben deshalb im Leben der Völker hat. Die Weltweisen dieser Schule haben so wenig irgend einen Sinn für die Schöpfungen dieser Urpoesie, so wenig Verständniß dafür, was sie bedeutet im Leben der Menschheit, daß ein Geschichtschreiber wie Hume — wenn er erzählen muß, daß die Sachsen in England Heldenlieder sangen und daß König Alfred sie sorgfältig sammelte (wie Karl der Große die Gesänge der Deutschen) — nicht umhin kann, zur Ehrenrettung Alfreds aus eigener Machtvollkommenheit hinzuzufügen: der große König habe diese Lieder ohne Zweifel höchst erbärmlich gefunden und sich von ihnen zur echten Literatur, zum Virgil gewendet, der ihm — ohne Zweifel, versteht sich — besser zugesagt haben werde. Für die mehr in das Allgemeine philosophirenden Zeitgenossen Hume's ist die ganze Reihe von Erscheinungen, um die es sich hier handelt, einfach gar nicht da.

Eine stupide Furcht und Langeweile sind also eigentlich die einzige rein geistige, das heißt von dem materiellen Bedürfniß unabhängige Macht, die in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit thätig und wirksam gedacht wird. Einer der französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts geht in der That so weit buchstäblich zu sagen: wenn die Affen sich langweilen könnten, würden sie Menschen werden. — Noch dazu fragt sich, diesem Gedankengange nach, ob das Eine der beiden Elemente dieser geistigen Macht, die dumme Furcht, die eine Religion schafft, nicht eigentlich hinderlich wirkt und den vernünftigen Fortschritt hemmt und aufhält.

Eine Philosophie, die in der Selbstsucht die einzige wahrhafte Triebfeder aller menschlichen Thätigkeit zu erkennen glaubte und selbst in der Aufopferung der Märtyrer nur das Ergebniß einer irre geführten, ja wahnwitzig gewordenen Selbstsucht sehen wollte — die sich dann ferner eine solche Culturgeschichte zurecht legte, die konnte sich natürlich nicht zu

der heroischen Lehre vom Wesen des Staats bekennen, in deren Na
nicht nur einzelne Weltweise, sondern auch Gesetzgeber und selbst ge
Völker des Alterthums von dem Einzelnen das Unmögliche verlang
Jener Lehre, der zufolge es die höchste oder vielmehr die einzige Aufg
des Menschen wäre, einen Staat zu bilden und ganz ausschließlich
unbedingt der Größe und Verherrlichung dieses Staats zu leben.
dem Einzelnen wird da verlangt, daß er sich eigentlich niemals als
dividuum denken und fühlen soll; immer nur als Element jenes gro
Ganzen; sein Sonderleben soll aufgehen in dem des Staats. Im S
dieser Ansicht versteht es sich von selbst, daß die Sonderinteressen des E
zelnen, und selbst die Sonderinteressen aller Einzelnen, gar nicht in
tracht kommen gegen das, was durch die Rücksicht auf den Glanz und
Herrlichkeit des Staats geboten ist. Selbst das Dasein des Einzeln
darf ganz unbedingt jeden Augenblick aufgeopfert werden. Das forde
in der alten Welt dorische Stammsitte und das Gesetz zu Sparta. D
war es, was die Römer unter virtus verstanden.

Freilich lehrt die Geschichte, daß es nie gelungen ist solche ideale Z
stände unbedingt zu verwirklichen oder vollends längere Zeit über zu erhalt
Die Leidenschaften des Einzelnen erwachen trotz einer spartanischen Erziehu
und wissen sich, trotz einer spartanischen Verfassung, auch geltend zu mach
Ja, sie wirken, wo ein so strenges Prinzip durchaus maßgebend sein s
wo ihnen kein Raum zu geduldeter Bewegung gelassen ist, doppelt v
derblich und führen gerade da leicht die ärgste Corruption herbei, sch
weil sie da Gesetz und Sitte geradezu verleugnen müssen.

Die französischen Philosophen aber und ihre Schüler, die gleichzeitig
Engländer, solcher antiken, großartigen Strenge überhaupt fremd, wurd
durch das Prinzip, von dem sie ausgingen, nothwendiger Weise zu ein
gerade entgegengesetzten Ansicht der Dinge geführt. Ihnen zufolge hat d
Staat überhaupt nicht um seiner selbst willen ein berechtigtes Dasei
die Menschen sind nicht da, um einen Staat zu bilden und noch wenig
verpflichtet, sich für ein solches Institut um seiner selbst willen aufzuopfern
Das Dasein jedes Einzelnen ist sein eigener Zweck, selbständig, keine
höheren Zweck dienstbar, keinen umfassenderen Interessen pflichtig; die b
haglichste Entwickelung des Sonderlebens jedes Einzelnen ist ausschließlich
Zweck des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Danach versteht sich vo
selbst, daß der Staat keineswegs ein die Interessen der Gesellschaft behern
schendes Institut sein darf, vielmehr von rechtswegen gerade umgekehr
lediglich eine dienende Anstalt sein soll; eine Polizei- und Sicherheitsanstalt
lediglich den selbstsüchtigen Sonderinteressen der Einzelnen dienstbar un
bestimmt, schützend und vermittelnd dem Einzelnen zu sichern, was er ein
Recht hat im Interesse seines persönlichen Behagens zu verlangen
Interessen der allgemein als moralische Person gedachten Gesellschaft
giebt es nicht; überhaupt keine allgemeinen Interessen, insofern man

Digitized by Google

nicht die aneinander gereihten Sonderinteressen der Einzelnen darunter versteht.

Diese Ansicht, die den Staat den Interessen der Einzelnen unterordnet und dienstbar macht, liegt der Theorie Montesquieu's zum Grunde wie der Rousseau's und Diderot's. Daß diese drei Philosophen dennoch zu ganz verschiedenen Ergebnissen kommen und in Form und Wesen sehr verschiedene Forderungen an den Staat stellen, hat seinen Grund theils darin, daß sie sich von dem persönlichen Behagen, auf das es zuletzt abgesehen ist, wesentlich verschiedene Vorstellungen machen, theils darin, daß sie den Begriff der berechtigten Gesellschaft in verschiedener Weise auffassen und umgrenzen. Für Montesquieu und seines Gleichen bildet eine gewisse elegante Bildung oder Scheinbildung, die Bildung der geistreichen Pariser Salons, der bureaux d'esprit, ein sehr wesentliches Element des Behagens, um das es sich handelt — für Diderot nicht — und Rousseau verwirft ausdrücklich diese Eleganz. Eben deshalb behält auch Montesquieu's Theorie etwas Aristokratisches. Wenn er auch nicht mit solcher Verachtung auf die unteren Stände herabsieht, wie der Altmeister Voltaire, sind doch die Kreise, in denen seine Art von Bildung herrscht, in seinen Augen die eigentliche Welt, die vollberechtigte bürgerliche Gesellschaft. Rousseau dagegen gestattet in keiner Weise irgend eine Gliederung der Gesellschaft und für Diderot vollends ist wenigstens einstweilen, und so lange es sich um eine noch nicht vollendete Umgestaltung der Welt handelt, die arbeitende Menge, aus der er selber hervorgegangen war, der vorzugsweise berechtigte Stand, dessen Interessen und Forderungen vor allem berücksichtigt werden müssen und maßgebend sind.

Durch dieses aristokratische Element ihrer Theorie sind denn auch gewisse Widersprüche zu erklären, in die sich Montesquieu und seine Schüler verwickeln, indem sie in einzelnen Fällen annehmen, daß der Staat, der im Allgemeinen dienstbar und dienend gedacht wird, doch auch berechtigter Weise im eigenen Namen Interessen der Selbstsucht haben und verfolgen, ja in der Lage sein könne, sich gegen gewisse Theile der Bevölkerung, die er umfaßt, zu vertheidigen und zu behaupten. Sie nehmen eben in diesen Fällen die in ihren Augen vorzugsweise berechtigten Klassen der Bevölkerung und den Staat für identisch, für eines und dasselbe. Die Interessen dieser Klassen hat der Staat als seine eigenen aufzufassen und zu vertheidigen.

Unter den Händen der Encyklopädisten und ihrer Schüler verfällt dann aber auch die Lehre Montesquieu's, insoweit sie die herrschende bleibt, mehr und mehr in das Triviale. Um sich davon Rechenschaft zu geben, braucht man nur zusammen zu stellen, was z. B. Adam Smith gelegentlich und zerstreut vom Wesen und der Bestimmung des Staats sagt. Er, den die besondere Wissenschaft, die er zu entwickeln suchte, vorzugsweise veranlassen mußte, sich mit der Lösung dieser Fragen zu beschäftigen;

Digitized by Google

der Lehrer, dessen Ansichten so lange Zeit über und in so weiten Kreise maßgebend geblieben sind.

Den eigentlichen, selbständigen Werth der Wissenschaft und Kunst, un alles geistigen Strebens überhaupt, ihre höhere Bedeutung im Leben d Menschheit, kann natürlich, wie die gesammte Schule der er angehö auch Adam Smith nicht anerkennen, — wir dürfen hinzufügen, d er auch nichts davon begreift. Ganz folgerichtig theilt er wie d'Alember dessen Spuren er folgt, die Wissenschaften ein in nützliche und solche, d nur zur Eleganz und Verschönerung des Lebens dienen (useful or mere ornamental), nur daß die Letzteren, wie schon die gebrauchten Worte b sagen, bei dem praktischen und nüchternen Engländer, noch um etw niedriger stehen als bei dem elegant und rhetorisch gebildeten Franzose Die Einen wie die Andern werden lediglich dem sinnlichen Wohlbehag dienstbar gedacht; die wichtigeren, unmittelbar nützlichen nicht nur, sonder auch diejenigen, die nur dem eleganten Luxus dienen, da in dieser Rei von Vorstellungen die Beschäftigung mit Kunst und Literatur natürli nur eine spielende sein und keinen anderen Zweck haben kann, als d sinnlichen Genüssen einen gewissen auserlesenen Reiz zu verleihen. S hoch auch der Begriff ist, den Adam Smith auf seine Weise von der B deutung der nützlichen Wissenschaften hat, steht doch der Lehrer dieser W senschaften nach seiner Ansicht in einer Linie mit allen anderen Gewer treibenden. Nur hat er Ansprüche auf einen höheren Lohn als der g wöhnliche Handarbeiter, und zwar weil einerseits seine Thätigkeit, a letztes Ergebniß, dem allgemeinen Streben nach materiellem Wohlbehag die wichtigsten Dienste leistet, dann auch weil andererseits die Erziehun und Bildung eines tüchtigen Mathematikers oder Chemikers größere Au lagen erfordert als die eines Schneiders oder Ackermanns. Außerde muß der Gelehrte größere Anstrengungen machen und ist des Erfolgs ni in derselben Weise gewiß.

Daß der Dichter und vollends der Jünger der bildenden Kunst nich anderes sind als Handwerker, und zwar solche, die für einen streng g nommen entbehrlichen Luxus arbeiten, das versteht sich danach von selb Der Lehrer der Religion vollends wird in dieser Darstellung zu ein Gewerbtreibenden etwas zweideutiger Art und kömmt ziemlich nahe neb den Marktschreier zu stehen.

Denn um Schule und Kirche hat sich der Staat in keiner We irgend zu bekümmern. Auf den ersten Blick scheint es inconsequent, d der Staat nicht die Schule zum Dienst der Einzelnen bereit halten s man sieht aber bald, daß Ad. Smith zu dieser Ansicht gelangt, weil mit der mittelalterlichen Verfassung und dem Lehrplan der englischen U versitäten nicht zufrieden ist, — und daß er die Schule sich selbst üb lassen wissen will, damit nicht etwa die Regierung einen Gang der Stud

Digitized by Google

verschreiben könne, der vielleicht dem Einzelnen nicht genehm ist und nicht zu seinen Zwecken stimmt.

Allenfalls könne sich der Staat mit der Anlage von Elementarschulen befassen, in denen die Kinder der unteren, arbeitenden Klassen lesen und schreiben lernen, fügt Ad. Smith hinzu. Aber er gestattet das keineswegs im Interesse dieser zahlreichsten Klasse der menschlichen Gesellschaft selbst, oder weil sie etwa berechtigt wäre, ihre Bedürfnisse in dieser Beziehung von Staatswegen befriedigt oder berücksichtigt zu sehen, — noch weniger weil es etwa die Bestimmung des Staats sein könnte, allgemeine Bildung zu fördern —: sondern lediglich im selbstsüchtigen Interesse des als moralische Person gedachten Staats selbst. Leute, die lesen und schreiben können, überhaupt einigen Unterricht erhalten haben, sind nach der Meinung dieses Weltweisen weniger der Gefahr ausgesetzt, von der Begeisterung, von dem Aberglauben ergriffen zu werden, die unter uncivilisirten Völkern in sinnlosen Religionskriegen und ähnlichem thörichtem Unfug schon so oft unsägliches Unheil angerichtet haben. Ad. Smith hofft, das Volk werde mit Hülfe eines solchen Unterrichts der vernünftigen, besonnenen Nüchternheit näher kommen, die in seinen Augen wahre Bildung ist; es werde alsdann nur materielles, thierisches Wohlbehagen verlangen und anstreben, wie das einem mit Vernunft begabten Wesen ziemt, und sich nicht mehr für abstracte Narrheiten fanatisiren lassen; es werde sich überhaupt fügsamer zeigen und der Regierung weniger zu schaffen machen. Was in diesen Sätzen hervortritt, ist eben das aristokratische Element der dem Ganzen zu Grunde liegenden Anschauung. Dieses Element führt zu solchen nicht ganz folgerichtigen Concessionen — Forderungen dürfen wir nicht sagen.

Von höheren Unterrichtsanstalten, die der Staat zu gründen hätte, darf, um der Herrschaft willen, die sie über den Gang einer allgemeinen Bildung üben könnten, nicht die Rede sein. Mag doch jeder Einzelne für die Erziehung seiner Kinder sorgen wie er will und wie er es versteht, und Lehrer auftreiben wo er kann! — Daß man sich mit den Wissenschaften um ihrer selbst willen beschäftigen könnte, ist ein Gedanke, der einem Weisen wie Ad. Smith unendlich fern liegt. Für ihn ist es ausgemacht, daß im Allgemeinen ein jeder seine Wissenschaft wesentlich als einen Erwerbszweig betreibt; eben deshalb verlangt er auf diesem Felde gewerblicher Thätigkeit, wie auf jedem anderen die freieste Concurrenz und verspricht sich hier wie überall die glücklichsten Folgen davon. Gerade wenn die Stellung des Gelehrten und Lehrers auf keine Weise durch irgend eine Veranstaltung des Staats, weder durch ein Amt noch durch eine Besoldung sicher gestellt ist; wenn sie durchaus unsicher bleibt, wenn der Mann der Wissenschaft gleich dem Tagelöhner sein Brot von Tag zu Tag im Schweiß seines Angesichts erarbeiten muß, wenn es ganz und gar ihm selbst überlassen bleibt, die Waare, die er zu Markte bringt,

Digitized by Google

den Käufern annehmlich zu machen, und sich durch eigene Anstrengun
eine Clientel zu verschaffen, von der er leben kann —: gerade dann w
er sich zur angestrengtesten Thätigkeit aufgefordert nicht nur, sondern
zwungen fühlen, und auf diese Weise wird ohne Zweifel die lohnen
Blüte der Wissenschaften herbeigeführt. Vor allem aber scheint Eines
entscheidender Wichtigkeit! — Sind die Lehrer unbedingt von den Sc
lern abhängig, dann werden sie sich auch gezwungen sehen, gerade das
lehren, was die Schüler wissen wollen und brauchen. Es wird da
nicht mehr möglich sein, mit dem Studium, wie Ad. Smith meint, g
unnützer Dinge, als da sind die alten Sprachen sammt ihrer Literat
speculative Philosophie und dergl. so viele kostbare Zeit zu verschwend
wie leider in althergebrachter Weise auf allen Schulen und Universitä
geschieht.

In ganz ähnlicher Weise will Ad. Smith es mit der Religion u
Kirche gehalten wissen. Auch das Gewerbe der Seelsorge wird am bes
dem Eigennutz derer, die es zu dem ihrigen machen, und der freien C
currenz überlassen. Am besten man überläßt es einem jeden Einzeln
der nun einmal einer Religion und eines Priesters zu bedürfen glau
sich an dasjenige Waarenlager dieser Art zu halten, das seinen Ansich
zumeist entspricht, und sich daraus seinen täglichen Bedarf an Erbau
und religiöser Weihe, auf eigene Kosten, gleichsam pfennigweise abzuhol
Sind die Propheten abhängig von der Clientel, die sie sich zu verscha
wissen, hängt ihre Subsistenz von dem Lärmen ab, den sie machen, v
dem Aufsehen, dem Interesse, das sie erregen, dann muß man frei
darauf gefaßt sein, daß sich eine rege Thätigkeit auch auf diesem Fe
entwickelt. Daß die christliche Religion im Römerreiche den Sieg ü
das alte Heidenthum davontrug, hat seinen Grund wesentlich darin, d
die Priester der alten Nationalreligion Pfründen hatten, die Apostel a
nicht. Diese, die Verkünder der neuen Lehre, waren, gerade weil sie ke
gesicherte Existenz hatten, darauf angewiesen, die Gunst der Menge u
jeden Preis zu gewinnen, und die äußersten Anstrengungen zu mach
um eben diese Menge von der Wahrheit der Lehre zu überzeugen, die
vortrugen. Die Mitglieder einer reich ausgestatteten Kirche oder Priest
schaft dagegen werden immer und überall bald Gelehrte, oder selbst blos r
den eleganten Kenntnissen ihrer Zeit vertraute, wohlerzogene und gebild
Gentlemen, verlieren aber in demselben Maße, in dem sie sich der Achtu
der höheren Stände würdig machen, die Marktschreier-Eigenschaften, v
möge derer man als fanatischer Prediger zur Herrschaft über den G
des Pöbels gelangt, so daß sie am Ende der ersten besten neu entstehen
Art von abenteuerlichen Fanatikern ganz waffenlos gegenüber stehen.

Allerdings wird bei ganz freier Concurrenz sehr bald eine große A
zahl verschiedener Religionen entstehen, aber desto besser! — Fanatism
unnützer Religionseifer kann nur da entstehen, wo eine bevorrechtete Kir

Digitized by Google

durch ihr Dasein und durch die wünschenswerthen Besitzungen, deren sie sich erfreut, die Opposition hervorruft und herausfordert, oder da, wo zwei oder drei große Parteien einander gegenüberstehen. Zerfällt aber die bürgerliche Gesellschaft in viele hunderte verschiedener Religionskreise, um welche sammt und sonders der Staat sich in keiner Weise irgend kümmert, dann hört die Religion auf, ein ernsthaftes Interesse der Gesellschaft zu sein. Weiß dann der Staat in angemessener Weise für den Zeitvertreib des Volkes in müßigen Stunden zu sorgen, wozu weiter gar nichts gehört, als daß er Alle und Jede gewähren läßt, die ihren Erwerbszweig daraus machen, ein Publikum ohne öffentliches Aergerniß zu geben und ohne Unanständigkeit — without scandal and indecency — als Dichter oder Seiltänzer, als Maler oder Taschenspieler, Musiker oder Tänzer zu unterhalten; wird auf diese Weise dafür gesorgt, daß die Leute mit ihrem Schicksal zufrieden und ihres Daseins froh, nicht in Trübsinn und unfruchtbares Grübeln über unnütze Dinge verfallen, dann kann man hoffen, daß die gesammte Bevölkerung nie etwas Anderes ernsthaft nehmen wird als den Erwerb. Die Regierung kann alsdann ruhig sein; sie braucht nicht weiter zu befürchten, daß jemals eine leidenschaftliche und unbequeme geistige Bewegung die Menge ergreifen könnte.

Solcher Art waren, in verschiedenen Abstufungen, die Ansichten derer, die an der Spitze der Bildung ihrer Zeit standen; derer, die sich demnächst berufen sehen sollten, ein Staatswesen neuer Art zu gründen, und die sich dieser Aufgabe auch mit wunderbarer Zuversicht durchaus gewachsen wähnten.

Neben diesen beiden Ansichten vom Staat, die einen so entschiedenen Gegensatz bilden, ließe sich gewiß noch eine dritte geltend machen, zu der wir sogar, wie uns scheint, mit zwingender Nothwendigkeit geführt werden, sobald wir den Blick zu den höheren Zwecken erheben, die der Mensch zu erstreben berufen ist; sobald wir uns erinnern, daß er sie nur im gesellschaftlichen Verein verfolgen kann, der ihm Sicherheit und im Austausch der gegenseitigen Dienste auch Hülfe gewährt; daß nur in diesem Verein eine veredelnde Entwickelung des geistigen und sittlichen Daseins des Menschen, die ihn über das Thier erhebt, möglich ist. Dann kann uns auch nicht entgehen, daß dieser Verein, mag er auch in den Formen wandelbar sein, doch an sich und abgesehen von den Formen, dem vergänglichen Wesen, dem einzelnen Menschen, als ein dauerndes, ja ewiges gegenübersteht. Individuen sterben, Generationen sinken in das Grab, der gesellschaftliche Verein aber lebt fort, ohne zu altern; die aufstrebende Generation gehört ihm an wie die absterbende, die Zukunft wie die Gegenwart. Während der einzelne Mensch und die Menge aller Einzelnen überwiegend Interessen lebt, die lediglich in der Gegenwart und der nächsten

Digitized by Google

Zukunft haften, hat eben deshalb die Menschheit überhaupt, und jede g sonderte Fraction der Menschheit, jeder gesonderte gesellschaftliche Verei Interessen von ewiger Dauer zu wahren. Der gesellschaftliche Verein b darf einer Macht, die berufen ist, eben diese ewigen Interessen der Mens heit überhaupt, und dann auch dem Einzelnen, den augenblicklichen Int essen der Gegenwart und selbstischer Willkür gegenüber zu vertreten, u diese Macht ist innerhalb gegebener räumlicher Grenzen der Staat.

Im Sinn dieser Ansicht kann natürlich der Staat nicht als ei blos dienende, und zwar wie verlangt wird nur der augenblicklichen G genwart, der eben lebenden Generation, den Zwecken des Einzelnen di nende Macht aufgefaßt werden. Es genügt nicht, wenn ihm die re negative Bestimmung beigemessen wird, alles abzuwehren, was die Sicherh der Polizei und Sicherheitsanstalt selbst oder die der Einzelnen gefährd könne, oder der freiesten Entfaltung des Privatlebens jedes Einzeln hemmend in den Weg tritt. Es würde selbst nicht genügen, wenn m noch die Befugniß hinzufügen wollte, der Willkür des Einzelnen zu wehre wo sie mit den Interessen der Gesellschaft in Widerspruch geräth.

Als Träger und Vertreter jener dauernden Interessen hat der Sta nothwendiger Weise außerdem auch noch den Beruf, die Keime der Z kunft mit Bewußtsein zu hegen und das geistige und sittliche Leben d Völker fördernd einer fortschreitenden Entwickelung entgegen zu führe mit Bewußtsein dahin zu streben, daß wirklich werde, was nur im gesel schaftlichen Verein möglich ist.

Auch dieser Ansicht zufolge steht der Staat keineswegs als ein Verei da, den etwa die Willkür der Einzelnen im Interesse ihres persönlich Behagens gebildet hätte, sondern als ein an sich Nothwendiges und G gebenes, das als ethisch-organisches Ganze ein eigenes Leben in sich träg Dennoch aber bildet sie zu den strengen und einseitigen Forderungen de Alterthums einen geraden Gegensatz, denn sie läßt auch den einzeln Menschen in seiner Würde und Freiheit als Selbstzweck gelten, und sie nicht in ihm ein gleichgültiges Element des Ganzen. Auch erwartet si in Beziehung auf den Inhalt des Staatslebens, das bestimmende Gese nicht von einer äußeren Autorität. Die Aufgabe ist vielmehr dies Gese zu erkennen, wie es im Geist des Menschen selbst gegeben ruht und si als ein nothwendiges und letztes bewährt. Hier also kann der Inhalt de Staatslebens nicht ein willkürlich gesetzter sein, wie in den theokratische Staaten des Alterthums, der Inder, der Hebräer, oder in der Verfassun Spartas, oder in dem idealen Staat, den die Puritaner Englands al durch das Evangelium gebotene göttliche Weltordnung verlangten —: e ist ein nothwendiger. Die Individuen sind wesentlich da, um eine Gesell schaft zu bilden, aber nicht, um in ihr irgend einem willkürlich gesetzte Zweck zu dienen, sondern um ihre eigenste Bestimmung zu erfüllen, un in dieser Gesammtheit das höchste Ziel der Menschheit — nicht zu er

Digitized by Google

reichen — aber zu erstreben — und dem Staat wird die erhabenste aller denkbaren Aufgaben, die, ein solches Streben mit Bewußtsein zu fördern.

Da die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts an eine solche Bestimmung der Menschheit nicht glaubte, blieb ihr natürlich auch eine solche Ansicht vom Staat so vollkommen fremd, daß ihre Lehrer und Stimmführer gar nicht in den Fall kommen, diese Theorien auch nur als eine überhaupt denkbare zu widerlegen.

Während in Frankreich alles Bestehende, in sich veraltet und überlebt in solcher, nicht durchaus glücklicher Weise untergraben wurde und dem Fall zuneigte, begaben sich in Deutschland in mehr als einem Sinn Veränderungen und Neugestaltungen, deren Einfluß auf die Geschicke Europas bald fühlbar werden mußte, deren weitreichende weltgeschichtliche Bedeutung aber vollständig erst ein Jahrhundert später offenbar werden sollte.

Friedrich der Große von Preußen vollendete zunächst, was der große Kurfürst von Brandenburg und Friedrich Wilhelm der Erste vorbereitet hatten, indem er sein Königreich zu einer Großmacht von europäischer Bedeutung erhob. Wir haben schon darauf verweisen müssen, von welchem Gewicht es war, daß dieses neue Reich als ein protestantisches, zu rechter Zeit im Rath der Nationen an die Stelle Schwedens und Hollands treten konnte. Die Partei der Ultramontanen, stets bemüht, die Reformation der Kirche in Deutschland wieder rückgängig zu machen, wie es ihr in Frankreich gelungen war, hat sich darüber am allerwenigsten getäuscht. Dem, der sich ernst und eingehend mit der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt hat, kann es nicht entgehen, welche Anstrengungen diese Partei gemacht hat, den norddeutschen Staat in seinem Aufschwung zu hemmen, wie viel sie namentlich dazu beigetragen hat, den siebenjährigen Krieg anzufachen, der in gewissem Sinn als eine Fortsetzung des dreißigjährigen aufzufassen ist.

Es fiel dann nicht minder in das Gewicht, daß dieser Staat sich als ein deutscher erhob, aus der Mitte der vielfachen deutschen Gebiete, deren keines die Bedingungen eines wirklichen Staatslebens in sich trug, deren keines in dem erhebenden Sinn des Worts ein Vaterland sein konnte. — Oesterreich war, seitdem es sich durch die Eroberung und die darauf folgende Ueberwältigung Ungarns, und dann weiter durch den Gewinn reicher italienischer und walonischer Provinzen aus dem spanischen Erbe zu einer selbständigen Macht ersten Ranges entfaltet hatte, seiner Natur und Anlage nach darauf angewiesen, seine wichtigsten Interessen außerhalb Deutschlands zu sehen. Sich zu wirklichen Herren des deutschen Reichs zu machen, indem sie die Reformation niederkämpften, das war seinen Fürsten nicht gelungen — seitdem wurde das „Reich" noch entschiedener als früher als ein Anhang zu den „Erbstaaten" betrachtet, den

Digitized by Google

man, so weit die Reste der kaiserlichen Macht gestatteten, im Intere der „Hausmacht" auszubeuten suchte, und auch nicht anstand, diesen I teressen aufzuopfern, wenn es die Umstände mit sich brachten. So ha Oesterreich in den Unterhandlungen mit Ludwig XIV. die Wiedererwe bung des Elsaß' für das deutsche Reich abgelehnt, weil ihm mehr dar gelegen war, die Krone Spaniens für sein Herrscherhaus zu gewinne So hatte es Lothringen aufgegeben, um dafür Toscana einzutausche das für „Haus Oesterreich" eine vortheilhaftere Secundo-Genitur wa aber dem Reich das verlorene Grenzland nicht ersetzte —: Dinge, d man der österreichischen Politik gar nicht zum Vorwurf machen kann, w die Verhältnisse einmal lagen.

In Preußen entstand dagegen ein Staat, dessen Geschicke nothwe diger Weise unwiederbringlich mit denen Gesammt-Deutschlands verflocht waren. — Die Macht der Verhältnisse, die den Entwickelungsgang un die Politik dieses Staats bestimmten, erwiesen sich in solcher Weise zwingen daß Preußen nur einmal im Laufe der Zeiten, im Geist der eben zu Zeit allgemein herrschenden Ansichten von politischer Weisheit, dem ve kehrten Streben verfallen konnte, seine Größe in den Bahnen zu suche die Oesterreich verfolgte, nach den materiellen Mitteln der Macht, na Ländererwerb außerhalb Deutschlands zu trachten, unbekümmert darum daß es auf diesen Wegen Gefahr lief, sich zu einem Staat ohne die Grun lage einer Nationalität, ohne innere Einheit, ohne innere Nothwendigke seines Daseins umzugestalten; zu einem Staat, der, deutschem Wese großentheils fremd, unfähig werden mußte an der Spitze Deutschlands z stehen. Die bitteren Erfahrungen, die Preußen auf diesem Abwege, i Folge seiner Vergrößerung in Polen machte, bewiesen dann, wie wir hi vorgreifend bemerken müssen, auch dem minder Scharfsichtigen zur Genüg daß es seine Bestimmung nicht in dieser Richtung suchen dürfe.

Wichtig und folgenreich war dann ferner, daß in Preußen unte allen Reichen des europäischen Festlandes zuerst die Idee des Staats i ihr Recht eingesetzt und zu voller Geltung gebracht wurde. Der Gedank daß der Staat als ein Gemeinwesen, nicht in herkömmlicher Weise al „Land und Leute", als Hausdomaine des regierenden Hauses aufzufassen daß die Wohlfahrt der Gesammtheit, nicht Größe und Glanz des Lande herrn, Zweck aller Gesetzgebung und Regierung sei —: dieser Gedank war mit vollem Bewußtsein maßgebend für alle Umgestaltungen, die Ve fassung und Regierungsweise in diesem neuen Königreich unter seine großen Regenten erfuhren. König Friedrich sprach es aus in Worten w in Thaten, daß es sich nicht um den Besitz und die Ausbeutung ein Herrschaft handele, sondern um die Verwaltung eines erhabenen Amte nicht um die Ausübung von Rechten, sondern um die Erfüllung vo Pflichten — und damit waren die überlieferten Ansichten des Mittelalter beseitigt, die für die Zeit zu eng wurden.

Digitized by Google

Vor allem aber waren Preußens Macht und Friedrichs Ruhm von der höchsten Bedeutung für das Ansehen, wenn nicht des deutschen Reichs, doch der deutschen Nation in Europa und, was noch weit mehr sagen will, für den Aufschwung deutschen Geistes und deutschen Lebens überhaupt. So wenig dieser König sich um deutsche Literatur kümmerte, hat doch sein Schwert sie groß gezogen.

Schon oft ist gesagt worden, daß nur Völker, die sich eines regen und bedeutenden Nationaldaseins erfreuen, eine ernster Beachtung werthe Literatur haben können — nicht immer aber und wie er sollte wird dieser im Wesentlichen unstreitig wahre Satz auf Deutschland angewendet. Freilich können nur diejenigen unter uns, die das Verständniß der Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts in den gleichzeitigen Quellen gesucht haben, sich vollständig Rechenschaft davon geben, warum Deutschland so lange Zeit über keine wahrhaft fördernde Literatur haben konnte und was dazu gehörte, eine solche hervorzurufen. Nur die Wenigsten von uns haben eine wirkliche, lebendige Vorstellung von der Unermeßlichkeit des Jammers, in die der dreißigjährige Krieg Deutschland gestürzt hatte, — das heutige Geschlecht, in den heutigen Zuständen aufgewachsen, vermag kaum sich ein Bild davon zu machen. Man thäte daher wohl, sich in der Literatur jener Tage etwas mehr umzusehen und Bücher wie den Simplicissimus und die „Gesichte" des Philander von Sittewald zu lesen, die einen Blick in die Tiefe des Unglücks thun lassen, aus der Deutschland sich wieder zu erheben hatte. Vielleicht wäre es keinem anderen Volk gelungen sich aus solchem Unheil wieder empor zu arbeiten; es gehörte die Ausdauer und Resignation der Deutschen dazu. Der Deutsche war im Lauf des Krieges zur Nebenperson herabgesunken in seiner Heimat, die zum Schlachtfeld für Spanier, Franzosen und Schweden geworden war, — im eigenen Lande, das von so vielen Seiten her und vor allem von einer fremden, kosmopolitischen Kirche als Beute in Anspruch genommen wurde. Selbst um Friede schließen zu können, mußte er sich gefallen lassen die Sprache seines übermüthigen französischen Nachbars zu lernen — und als nun endlich der lange Kampf beendet war, fand er sich in einem kaum glaublichen Grade verarmt, sein Heimatland verwildert, selbst der Hülfsmittel der Bildung großentheils beraubt, theils durch die Noth der Zeiten, theils und bei weitem nachhaltiger noch durch den Eifer der Jesuiten. Der in so vielfache Armuth niedergedrückte Deutsche war in ganz Europa eine verspottete Person ohne Ansehen geworden, und eingeschüchtert, in bescheidenem Mißtrauen gegen sich selbst, fand er es sogar ganz natürlich, daß er diente und gehorchte an all den kleinen Höfen, an denen jeder Engländer oder Franzose seine Ueberlegenheit geltend machen durfte und mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurde. Daß der Deutsche seine Maler und Bildhauer aus Italien oder Frankreich verschreiben müsse, daß er in der Literatur darauf angewiesen sei, nachzuahmen so weit seine Kräfte reichten,

Digitized by Google

das verstand sich nach der auswärts und selbst an den meisten deutschen Höfen geltenden Ansicht ganz von selbst. Franzosen lächelten darüber, daß er auch nur das versuchte.

Das änderte sich erst, als in Friedrich II. eine große und siegreiche Erscheinung dastand, die Deutschland angehörte und ganz Europa imponirte. In den Beziehungen zu anderen Nationen war fortan wenigstens ein Preuße eine Person, die etwas galt — und bis auf die Zeiten Napoleons herab herrschte in ganz Europa die Ueberzeugung, daß man Eines wenigstens, daß man die Kunst des Krieges von Deutschen — von den Preußen lernen müsse.

Daß sich eben in Preußen dann auch zuerst die Anfänge einer neuen lebenskräftigen deutschen Literatur regten, wird wohl kein ernst und unbefangen Denkender für blos zufällig halten können. Die Literaturbriefe, an denen Moses Mendelssohn und Lessing arbeiteten — Hamann, Herder, Winckelmann — gehörten diesem Theil Deutschlands an. Wie Friedrichs Erscheinung und Alles, was von diesen Kreisen ausging, auf das damals heranwachsende, jüngere Geschlecht und in deren Zahl namentlich auch auf Goethe wirkte, das hat uns dieser größte deutsche Dichter selbst gesagt — in der Geschichte seines Bildungsganges, wie in manchen einzelnen Aeußerungen, unter anderen in den bekannten Worten: „der erste und wahre höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie".

Der Muth, sich von der Nachahmung der Franzosen und dem Zwang ihrer Aesthetik loszusagen, konnte erwachen, nachdem man sich ihnen auf den Feldern von Roßbach so gewaltig überlegen gefunden hatte. Vorher hatte selbst Lessing noch den Anfang eines Trauerspiels „Henzi" gedichtet, das sich ganz nach französischer Weise in gereimten Alexandrinern und pomphaften Reden bewegte und sehr knapp und correct nach den Regeln Boileau's und der französischen Akademie zugeschnitten war. Er hatte auch Anderes noch in demselben Geist geschaffen. Ein Lustspiel wie Minna von Barnhelm wäre zu der Zeit nicht möglich gewesen —: nach dem siebenjährigen Kriege wurde ein französischer Chevalier auf dem deutschen Theater für längere Zeit herkömmlich eine Person von geringem Charakter, von verdächtiger Wahrhaftigkeit und zweideutigem Muth. Lessing selbst wies in seiner Dramaturgie die Hohlheit und Armuth der französischen Vorbilder nach und Herder verwies in den „Stimmen der Völker" auf die Volkspoesie als den Urquell aller wahren Dichtung.

Und weiter wuchs dann diese Literatur mächtig heran, ein Werk des Mittelstandes, zum eigenen Heil, wie zum Frommen der Nation, ganz unabhängig von der Gunst der Höfe, die sich, besonders im südlichen Deutschland, französischer Bildung beflissen und ihren Zeitvertreib in Oper und Ballet suchten. Sie war nicht, wie die ältere französische Literatur, ein eleganter Luxus der eleganten Welt, noch wie die spätere, polemisch

Digitized by Google

und revolutionär, hämisch und verneinend gegen alles Bestehende gerichtet. Sie war und blieb frei und rein der Ausdruck des geistigen Lebens einer Nation. Nicht von den Höfen ausgegangen, hat sie vielmehr diese und überhaupt die höheren Stände ihrer Macht unterworfen und zu dem Nationalleben, zu einheimischer und gemeinschaftlicher Bildung zurückgeführt.

Der durchgreifenden Umgestaltung der Lebensverhältnisse, die sich in Europa in so mancher Weise vorbereitete und zum Theil von den Regierungen angebahnt wurde, kam eine Staatsveränderung in der neuen Welt zuvor, die an sich nur in einem beschränkten Sinn als eine Revolution bezeichnet werden kann, dagegen aber als eine solche auf unseren Welttheil zurückwirkte.

Diese Staatsveränderung mußte allerdings wohl früher oder später stattfinden, in dem Augenblick aber war sie noch keineswegs nothwendig geworden; jenseits des Oceans zunächst eben so wenig beabsichtigt als diesseits, ergab sie sich aus einem Zwist, der ursprünglich um ganz andere Dinge geführt wurde.

England fühlte sich überbürdet in Folge langer Kriege, die es großentheils zum Schutz seiner Colonien geführt hatte; der beschränkte König des britischen Reichs, Georg III., wollte, daß namentlich die englischen Pflanzstädte in Nordamerika die drückende Last dadurch erleichterten, daß sie dem Mutterlande einen Steuerbeitrag lieferten —: ein Verlangen, das an sich nicht unbillig war und auch in den Colonien selbst nicht unbillig gefunden wurde. Nur wollte der König, daß dieser Steuerbeitrag durch das Parlament Englands verfügt und in seiner Erhebungsweise festgestellt werden sollte; er bestand darauf mit dem Eigensinn der Beschränktheit, während die Bürger der Colonien einem Parlament, in dem sie nicht vertreten waren, das Recht absprachen in ihrem Namen Steuern zu bewilligen.

So lange der Streit diplomatisch oder juristisch geführt wurde, in Vorstellungen und Protesten der Colonien, in Reden, die im Parlament für oder gegen ihre Ansprüche gehalten wurden, beriefen sich die Bewohner der Colonien durchaus auf das positive und verbriefte Recht; auf die herkömmlichen Rechte angelsächsischer Freilehnsbesitzer, die auch ihnen als solchen zuständen, und auf den Inhalt der Freibriefe, die ihnen England vor Zeiten gewährt hatte und auf denen ihre gesammte Verfassung beruhte. — Selbst als die Abgeordneten von zwölf der Provinzen sich (1774) zu einem ersten „Congreß" versammelt hatten und diese Versammlung ihre Ansprüche und Rechte in einer an den König von England gerichteten — der englischen petition of rights nachgebildeten — Bittschrift darlegten; als sie in diesem Actenstück den Satz aufstellten, daß jeder Staatsbürger

Digitized by Google

seiner Regierung gegenüber auf Leben, persönliche Freiheit und Eigenthum ein unveräußerliches Recht habe, daß über diese drei Dinge nur nach Gesetzen verfügt werden könne, in die ein jeder gewilligt habe — nicht nach der Willkür irgend einer Regierung —: da suchten sie selbst diesen Satz nicht aus einem idealen Naturrecht, sondern aus dem positiven angelsächsischen Volksrecht herzuleiten. Auch wurden die unveräußerlichen Rechte für den Staatsbürger, nicht für den Menschen in Anspruch genommen.

Das positive Recht, auf das man sich berief, war aber bereits von beiden Seiten verletzt — zuerst von den Colonien, die neben den königlichen Behörden im Lande andere, aus Volkswahl hervorgegangene, aufgestellt und sie mit Befugnissen ausgestattet hatten, die sie nicht berechtigt waren zu vergeben. Dann von der englischen Regierung, welche die Verfassung der Provinz Massachusset ganz willkürlich von Grund aus verändert hatte. Die Colonien suchten ihre willkürlichen Verfügungen in keiner Weise zu rechtfertigen; das positive Recht gewährte dazu keine Anhaltspunkte — und so gingen sie denn mit vollständigem Schweigen darüber hinweg, wie kluge Advocaten in solchen Fällen zu thun pflegen. Die Willkür Englands sollte durch die Machtvollkommenheit des Parlaments, die eben bestritten wurde, juristisch gedeckt sein.

Als dann aber erst Blut geflossen, als es zu wirklichen Kämpfen gekommen war, mußte jedem Verständigen in den Colonien einleuchten, daß die Herstellung eines guten Verhältnisses mit dem Mutterlande kaum noch möglich war; daß sie sich unabhängig machen mußten, wenn sie nicht unterjocht sein wollten. Die Klügeren unter den Bewohnern jener Länder, die im Stande waren allgemeine Verhältnisse zu beurtheilen, sahen ein, daß Nordamerika außerdem dabei auch gar sehr seinen Vortheil finden könnte; Thomas Payne machte das auch der Menge in einer unter dem Titel „Common sense" damals berühmten Schrift begreiflich, und der viel gefeierte Franklin bewies seinen Landsleuten jenseits des Oceans, daß ihnen der Versuch sich unabhängig zu machen ohne Zweifel gelingen werde. Dieser sehr kluge und nach Umständen auch listige Mann, der als Agent der unzufriedenen Colonien erst in England, dann in Frankreich die Rolle eines schlichten, redlichen Bürgersmannes und Republikaners mit eben so viel Erfolg als Kunst spielte, hatte nämlich sehr gut beobachtet und sehr bestimmt wahrgenommen, wie der in Europa überwiegend herrschende Geist, der empfindsame Kosmopolitismus, in dem man sich gefiel, die empfindsame Schwärmerei für Naturmenschen und Freiheit und Rousseau's Lehren seinen praktischen und überaus nüchternen Landsleuten zu Hülfe kommen werde. Er wußte, daß namentlich auf den erst versteckten, später offenen Beistand Frankreichs mit Sicherheit zu rechnen sei.

Aber der Congreß bestand überwiegend aus Rechtsgelehrten, aus

Digitized by Google

Advocaten, die schon in Folge ihrer Berufsgewohnheiten die Nothwendigkeit empfanden den zu fassenden Beschluß, die Unabhängigkeits-Erklärung, auf irgend eine Rechtstheorie zu gründen und durch eine solche zu rechtfertigen. Sie mußten, wie die französische Gerichtssprache das nennt, den Beschluß durch „considérants" einleiten. Das angelsächsische Volksrecht gewährte dergleichen nicht für diesen Zweck, die Freibriefe und Verfassungen der einzelnen Provinzen, in denen das Verhältniß zu England stets als das höchste und Heiligste vorausgesetzt war, noch weniger. Daß England unter irgend welchen denkbaren Bedingungen sein Oberhoheitsrecht verwirken könne, war darin nicht angenommen. — Da ging man denn auf das Gebiet eines allgemeinen, idealen Vernunftrechtes über, um da mit leichter Mühe zu finden, was das positive Recht nicht bieten konnte. Schon hatte der Congreß in einer an die Bewohner von Canada gerichteten Denkschrift diesen, der Bevölkerung einer von England eroberten Provinz, in verwandter Weise darzuthun gesucht, daß sie vollkommen berechtigt seien, sich den englischen Colonien in dem Zwist mit der Krone anzuschließen. Da man diese französische Bevölkerung nicht auf ein unveräußerliches angelsächsisches Volksrecht verweisen konnte, da Canada keinen Freibrief hatte, der etwa von der Regierung verletzt worden wäre, hatte man sich an allgemeine Sätze gehalten, die nicht irgend einem wirklich geltenden Staatsrecht entlehnt, sondern aus den Werken von Montesquieu und Beccaria zusammengesucht waren.

Jetzt wurde erklärt: „Wir halten es für eine unleugbare Wahrheit, daß alle Menschen in ihrem Ursprunge gleich sind, daß sie von ihrem Schöpfer unverletzliche, unveräußerliche Rechte erhalten haben, zu denen namentlich das Leben, Freiheit, Eigenthum und das Verlangen nach Glückseligkeit gehören; daß die Regierungen zum Schutz dieser Rechte angeordnet und von niemand Anderem als von den Völkern mit der obrigkeitlichen Gewalt ausgestattet worden sind; daß demnach die Unterthanen das Recht haben, eine Regierung, die sich von ihrer Bestimmung entfernt, zu verändern oder abzuschaffen und nach den Grundsätzen bleibender Sicherheit wie wahrhaften Wohlstandes ein neues Regiment einzurichten. Wenn nämlich eine lange Reihe von Mißbräuchen und Gewaltthätigkeiten Knechtschaft herbeizuführen strebt, freie Staatsbürger unter das Joch der Willkürherrschaft zu beugen sucht, dann hat das Volk ein unverjährbares Recht und die heiligste Verpflichtung, neue Wächter für seinen künftigen Schutz zu bestellen." — Darauf hin entbanden die Mitglieder des Congresses sich selbst und ihre Mitbürger von dem der Krone England geleisteten Eid der Treue und erklärten die Provinzen für unabhängig.

Hier war nun also die Souverainetät des Volks verkündet und die Empörung wurde nach dieser Theorie unter Umständen nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht, nämlich sobald die Regierung die ihr anvertraute Macht mißbrauchte. Wenn, unter welchen Bedingungen dies aber

Digitized by Google

der Fall sei, das hatte eben wieder nur das Volk selbst, nach ganz freier Ermessen, nach einem ganz willkürlichen Maßstab zu beurtheilen. Irgen ein Gesetz, das eine bestimmte Grenze zöge, kann es in dieser Beziehung der Natur der Dinge nach, gar nicht geben.

In Amerika selbst übte diese Erklärung eigentlich gar keinen Einflu Die allgemeinen Sätze, die sie aneinander reihte, waren nicht das geistig Eigenthum jenes überseeischen Landes, das überhaupt den Ideenschatz de civilisirten Menschheit bis dahin noch nicht aus eigenen Mitteln, durc neue Schöpfungen bereichert hatte; sie waren den Schriften der europäische Philosophen des Jahrhunderts, Locke's, Condorcet's, Rousseau's und de Encyklopädisten entnommen. — So wenig die Bevölkerung des neue Freistaats durch diese oder überhaupt irgend welche Philosopheme zu de Unabhängigkeits-Erklärung bestimmt worden war, so wenig glaubte ma sich, nachdem der Gang der Ereignisse und die sehr nahe liegenden Be rechnungen einer durchaus realistischen Politik die Losreißung vom Mutter lande herbeigeführt hatten, in der weiteren Ausbildung des Gemeinwesen an die aufgestellten Grundsätze gebunden. Es zeigte sich vielmehr i mancher charakteristischen Thatsache sehr entschieden, daß man denen nich mehr Bedeutung beilegte, als die in Advocatenschriften beigebrachten con sidérants herkömmlich zu haben pflegen und sich durch dergleichen i Nichts beirren ließ.

Indem man den Satz, daß jeder Mensch ein unveräußerliches, un verjährbares Recht auf Leben und Freiheit mit auf die Welt bringt, al eine ausgemachte Wahrheit an die Spitze der Erklärung stellte; inden man hinzufügte, daß vollkommene, unbedingte Rechtsgleichheit mit allen anderen Menschen, und die Freiheit ungehindert den möglichsten Grad von Glückseligkeit und Lebensgenuß zu erstreben, ebenfalls zu den angeborenen unveräußerlichen Rechten Aller gehöre, machte man gleich in Beziehung auf die zahlreichen Sclaven stillschweigend eine sehr namhafte und durch greifende Ausnahme! — Schon früher, zu einer Zeit, wo noch nicht an die Losreißung von England gedacht wurde, hatte der Congreß in einem Schriftstück, das die Ansprüche des englischen Parlaments auf gleiche Macht vollkommenheit in Amerika wie in England widerlegen sollte, die Behaup tung, der Schöpfer könne einem Theil des menschlichen Geschlechts unbe dingte Gewalt über Leben und Eigenthum des anderen verliehen haben ziemlich unumwunden für Gotteslästerung erklärt. Diejenigen aber, die dieses Papier salbungsvoll unterschrieben hatten, waren fast zur Hälfte Sclavenbesitzer. So war es auch jetzt wieder. Der Verfasser der Er klärung, die sich so unbedingt auf das Recht des Menschen berief, der nachherige Präsident der vereinigten Staaten, Thomas Jefferson — neben her ein sehr kirchlich frommer Mann — war ein Sclavenbesitzer so gut wie Washington, der Oberfeldherr des neuen Staats. Und trotz aller Tugenden, die beiden nachgerühmt werden, dachte weder der Eine noch

Digitized by Google

der Andere daran, dem philosophischen Staatsrecht zu Ehren, zu dem er sich so feierlich bekannt hatte, etwa seine Sclaven frei zu geben. Auch verlangte oder erwartete das im weiten Gebiet der Freistaaten niemand von ihnen oder von irgend jemanden, — niemand folgerte aus den Sätzen, die angeblich die Grundlage des neuen Staatswesens bilden, daß selbst die Möglichkeit der Sclaverei durch ihre Anerkennung ausgeschlossen sei. Selbst als zwei Menschenalter später die sehr vereinzelten Stimmen sogenannter Emancipationisten sich für eine Freigebung der Sclaven zu erheben begannen, fiel es keinem von ihnen ein, sich, wie das doch so nahe zu liegen schien, einfach auf diese Rechtsgrundsätze zu berufen und zu verlangen, daß man sie ernsthaft nehme und ihnen gerecht werde. Man wußte eben, welche Bewandtniß es damit hatte und nahm seine Zuflucht zu Gründen der Zweckmäßigkeit, was ganz überflüssig war, wenn die „Menschenrechte" eine wirkliche Geltung hatten.

Eine zweite Ausnahme wurde dann in kaum minder durchgreifender Weise in Beziehung auf die freigelassenen Farbigen gemacht, die früher der königliche Statthalter einigermaßen geschützt hatte, die aber nun einem viel schlimmeren Loose verfielen und ziemlich unbedingt rechtlos waren und blieben.

Mit Stillschweigen wurden endlich auch die Ureinwohner des Landes übergangen, die sogenannten Indianer, die man als Sclaven nicht brauchen konnte und als Mitbürger nicht haben wollte. Auch auf sie fanden die Menschenrechte keine Anwendung; ihrer wurde vielmehr unter Amerikanern herkömmlich meist nur als einer ganz besonders unbequemen Art wilder Thiere gedacht, und die Vortheile und Nachtheile verschiedener Ausrottungsmethoden sind sehr häufig mit einer Ruhe und Umsicht erörtert worden, die allein und ganz ohne Weiteres beweisen würde, daß die verkündeten Grundsätze nicht buchstäblich zu nehmen sind und für den Schwächeren nicht gelten.

Auf die Verfassungen der einzelnen Staaten, durch die das Leben dort, und der Kreis, in dem es sich bewegen kann, eigentlich bedingt und bestimmt werden, übte die berühmt gewordene Erklärung keinen Einfluß, obgleich deren Inhalt, in kurze Sätze zusammengefaßt, überall an die Spitze der Verfassungsurkunden gestellt wurde. Die thatsächlich geltenden Ordnungen des Gemeinwesens blieben im Wesentlichen was sie waren, sie beruhten nach wie vor nicht auf abstracten philosophischen Lehren, sondern auf angelsächsischem Gewohnheitsrecht und in einigen der Staaten auf den theokratischen Vorstellungen der Puritaner und Independenten. Wo Neuerungen verfügt werden mußten, nahm man auch in diesen nicht philosophische Anschauungen von größter Allgemeinheit, sondern ganz einfach naheliegende, handgreifliche Interessen und Zweckmäßigkeitsgründe zur Richtschnur. Die Wählbarkeit in die gesetzgebenden Versammlungen und zu den öffentlichen Aemtern nicht nur, sondern auch das Wahlrecht, das Recht mitzustimmen bei den Wahlen blieben, mit Ausnahme der

Sclavenstaaten, überall an den Besitz eines bestimmten Vermögensmaß gebunden, das, insofern Wählbarkeit begründet werden soll, in den meist dieser Staaten, namentlich in den alten, ausdrücklich in Grundbesitz na gewiesen werden muß. In mehreren dieser ehemaligen Colonien war u blieb die Ausübung der Vollbürgerrechte dann auch noch an ein bestimm Glaubensbekenntniß gebunden. Zehn von den dreizehn ursprünglich Staaten begnügen sich zwar damit, die christliche Religion im Allgemein zur Bedingung der Aufnahme in das Bürgerrecht zu machen; der Sta Delaware aber verlangt außerdem auch noch, daß man sich ausdrückl zu dem Glauben an die Dreieinigkeit und die göttliche Einsetzung d Schriften des alten und neuen Bundes bekenne. Kurz, das öffentli Recht unterscheidet in alter Weise Vollbürger (freemen in der technisch Bedeutung des Worts) und Beisassen. Ein Jude mußte sich in elf d dreizehn Staaten einmal und für immer mit der untergeordneten Stellu dieser Letzteren begnügen; er konnte unter keiner Bedingung je das Vo bürgerrecht erlangen, noch irgend ein öffentliches oder Gemeindeamt ve walten. Nur in den Sclavenstaaten, wo die „Weißen", die Angelsachsen, me als anderswo darauf angewiesen waren zusammenzuhalten, gab es kein anderen Census als den für den freigelassenen Neger oder Mulatten un schwinglichen der Hautfarbe.

Die demokratischen Verhältnisse waren gegeben im Lande, sie wurd aber, wie schon aus diesen Grundzügen der nordamerikanischen Verfassung hervorgeht, nicht absichtlich gefördert und fester begründet oder vollen folgerichtig in allen öffentlichen Verhältnissen durchgeführt. Das gesch weniger selbst als man von Puritanern erwarten konnte, man war vi mehr darauf bedacht, der Demokratie gewisse Schranken zu setzen, n mentlich das „Oberhaus" — den „Senat" der einzelnen Staaten aus d Meistbegüterten der Vollbürger zusammenzusetzen und auf diese Weise ein wenn auch natürlich sehr weit ausgedehnte und bewegliche, einem fo während theilweisem Wechsel unterworfene Aristokratie zu schaffen. Ma suchte diesem Zweck dadurch näher zu kommen, daß die Wählbarkeit zu Senator von einem ansehnlichen Landbesitz abhängig gemacht wurde. I den meisten Staaten mußte ein jeder, der auf einen Sitz im Senat An spruch machen wollte, das Doppelte, in Nord-Carolina das Dreifache d Landbesitzes nachweisen, der die Wählbarkeit zum Repräsentanten begrün dete. In New-York wurden die Senatoren ausschließlich von den größer Landbesitzern gewählt. Von denen, deren Landbesitz einen Reinertrag vo jährlich 500 Dollars ergab, was zu jener Zeit einen beträchtlichen Umfan voraussetzte. Das war nicht „Gleichheit" im Sinn Rousseaus — od Diderots.

Aber ließ man sich auch in Amerika selbst in Beziehung auf d Feststellung des bürgerlichen Wesens keineswegs durch die „Menschenrecht bestimmen, übten die hier keinen Einfluß, weder auf die wirklichen Zu

Digitized by Google

stände noch auf die herrschenden Ansichten, so verhielt es sich damit ganz anders in Europa. Hier war der Eindruck, den die Verkündung der Menschenrechte als Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung und des Staatsverbandes machte, der Einfluß, den sie übte, sehr groß und weit reichend. Um so mehr, da man sich geblendet, in Begeisterung befangen und wenig mit den wirklichen Zuständen Amerikas bekannt, wenig oder gar nicht mit den Verfassungen der einzelnen Staaten beschäftigte. Man gab sich nicht ausreichend Rechenschaft davon, daß das bürgerliche Leben thatsächlich durch diese und ihren Inhalt bestimmt werde — nicht durch das Wesen der Gesammtverfassung, die um alle diese Staaten das damals sehr lose Band eines Staatenbundes schlang. Der Blick blieb vorzugsweise auf die Einleitung der Unabhängigkeitserklärung gerichtet, und eben auf diese Gesammtverfassung, deren Dasein schon an sich die Theorie der französischen Philosophen zu bestätigen schien.

Denn sie war in der That einigermaßen so entstanden, wie man sich die Entstehung des gesellschaftlichen Verbandes überhaupt zu denken liebte. Die neuen Staaten hatten nämlich früher unter sich in keinerlei Verbindung gestanden. So lange sie Colonien Englands blieben, waren sie, ein jeder für sich, durch ein besonderes Verhältniß der Abhängigkeit an das Mutterland gebunden, das war nun gelöst; vereinzelt konnten die Staaten nicht bestehen, das machte sich vom allerersten Augenblicke an fühlbar; sie sahen sich genöthigt, zu einem Bunde zusammen zu treten — und da in Beziehung auf die Gesammtverfassung eines solchen Staatenbundes gar nichts als ein bereits Bestehendes, Gegebenes vorlag, mußte sie nach ganz freiem Ermessen gewillkürt werden. Es wollte damit bekanntlich nicht sofort gelingen, erst als bedenkliche Reibungen, die immer wiederkehrten, vielfach an die Gefahr des ungeordneten Zustandes erinnert hatten, kam sie nach Jahren zu Stande, aber da die einzelnen Staaten ihre Selbständigkeit eifersüchtig wahrten, mußte sie auch dann noch auf wenige Artikel beschränkt bleiben. Die Befugnisse der Gesammtregierung reichten nicht über einen sehr eng bemessenen Kreis der Thätigkeit hinaus, so daß sie, abgesehen von den auswärtigen Handelsverhältnissen, die sie zu regeln hatte, das Leben des Einzelnen kaum berührte.

Doch daß hier eigentlich gar nicht eine Verfassung vorlag, sondern nur ein Bündniß mehrerer bereits bestehender Staaten mit seinen Bedingungen, das wurde in der allgemeinen Begeisterung übersehen. Wie man sich die Sache in Europa auslegte, war hier wirklich ein gesellschaftlicher Verband durch freie Vereinbarung entstanden und zum Staat gestaltet worden. Der vielbesprochene Contrat social war wirklich in einem bestimmten, nachweisbaren Fall geschlossen. — Und dann! Hier war amtlich, als Grundsatz des Staats und öffentlichen Rechts, ausgesprochen, daß nur das, was dem Inhalt und Wesen nach Recht ist, einen unbedingten Anspruch auf Geltung hat, nicht das, was der Form nach Recht ist; daß

das Recht an sich, in der Natur und dem Bewußtsein des Menschen
gründet, durch keine gewillkürte Satzung in wirklich rechtsgültiger W
aufgehoben werden kann. Es war ausgesprochen, daß das maßgeben
Gesetz für die Einrichtungen der Gesellschaft, des Staats unmittelbar
dem Wesen und Bewußtsein des Menschen selbst, in den Zwecken sei
Daseins zu suchen sei, nicht in dem Gebot irgend einer äußeren Autori
Es war der Regierung jede selbständige Berechtigung abgesprochen;
hatte ihre Macht und ihre Vollmacht vom Volk, dessen Lebenszwecke
fördern war ihre Aufgabe, und sie war verpflichtet, sich durch die Erf
lung dieses Staatszweckes zu rechtfertigen.

Ein neues und wirkliches Staatswesen war hier, wie man glaub
gleichsam aus reiner Theorie hervorgegangen. Es war nach den For
rungen reiner, abstracter Theorie von Grund aus neu geschaffen. E
solche Schöpfung war also möglich! — Daß, wenn sich auch wirklich
Amerika, in Mitten einer eben erst werdenden Gesellschaft Alles so verlau
hätte, die Möglichkeit in Europa, auf dieselbe Weise ein von aller Geschic
und ihren Ergebnissen unabhängiges neues Staatswesen aufzubauen, n
keineswegs erwiesen wäre, das war eine Betrachtung, welche die begeister
Schüler Rousseau's keineswegs geneigt waren gelten zu lassen; sie,
deren Augen alles Bestehende Entartung und Verkehrtheit war.

In Frankreich ging, nachdem der Friede zu Versailles (1783) die U
abhängigkeit Nordamerikas bestätigt hatte, Alles in immer rascherer B
wegung dem gänzlichen Zusammensturz entgegen. Die wirthschaftlich
Verhältnisse, denen freilich die seiner Zeit viel bewunderte Handels- u
Finanzpolitik Colberts eine unheilvolle Wendung gegeben hatte, die Z
rüttung des Staatshaushaltes insbesondere —: das waren natürlich ni
die bedeutendsten und mächtigsten aller bewegenden Ursachen, die hier z
sammenwirkten; aber sie erwiesen sich hier wie fast immer und überall a
diejenigen Elemente der Gesammtbewegung, welche die Krisis unmittelb
herbeiführten.

Die Hülfsquellen, die der Regierung regelmäßiger Weise zu Geb
standen, waren eigentlich schon seit den Tagen Ludwigs XIV., vollen
aber unter seinen Nachfolgern vollkommen ungenügend geworden, u
reichten bei weitem nicht mehr aus, allem zu genügen, was Zeit und U
stände gebieterisch verlangten, — selbst dann nicht, wenn es gelang, al
unnützen und selbst geradezu sträflichen Verschwendung zu steuern, die all
dings vielfach zu rügen war. Schon einmal hatte ein ungerechter u
schmählicher Staatsbanquerot aus einer wirren Lage und unlösba
Schwierigkeiten heraushelfen müssen — und man ging nach Ludwigs X
elender Regierung, unter seinem besseren aber nicht minder schwachen Na
folger, unvermeidlich abermals demselben Unheil entgegen, wenn nicht n
Quellen des Nationalreichthums geöffnet und der Regierung vermeh

Digitized by Google

Finanzmittel zugewendet werden konnten. Zweierlei mußte geschehen, wenn es möglich bleiben sollte, das bisherige Staatswesen wenigstens in seinen Grundzügen und theilweise zu erhalten. Vor allen Dingen mußte die Betriebsamkeit der gesammten Nation gehoben, ihre Arbeit ergiebiger gemacht, der Nationalreichthum in solcher Weise gesteigert werden, daß er die nothwendige Steuerlast mit Leichtigkeit tragen konnte —: das ist eben immerdar und überall eigentlich das einzig und allein wirklich wirksame Mittel, den zerrütteten Haushalt eines Großstaats wieder in das Gleichgewicht zu bringen. Dazu hätte Alles beseitigt werden müssen, was den Aufschwung der gewerblichen Thätigkeit lähmte, und dessen war in Frankreich sehr viel. Der ganze Zustand war ein zufällig entstandener, in dem auch in dieser Beziehung kein ordnender Geist gewaltet hatte. Das Reich war aus kleinen, nach und nach zusammengefügten Gebieten entstanden, und ein Jedes von diesen hatte seine besonderen Gesetze und Rechtsgewohnheiten, seine besondere Gewerbepolizei und war in nicht wenigen Fällen durch eigene Zollgrenzen von dem übrigen Reich geschieden. In allen diesen Gebieten wirkte dann auch der Zunftzwang lähmender als in anderen Ländern auf das Gewerbe, das sich schon durch die vielfachen Zolllinien und die verschiedenen Rechtsverhältnisse gehindert fühlte. Es war unerläßlich, diese Bande zu lösen, und wenn die Grundlage alles Nationalwohlstandes, der Landbau einer gedeihlichen Entwickelung entgegen geführt werden sollte, war es nicht minder nothwendig, auch die Frohnden, Zehnten und sonstigen Naturalleistungen zu heben, die den Bauernstand zu Boden drückten.

Dadurch wären freilich den bevorzugten Ständen, dem Landadel und der Geistlichkeit Opfer auferlegt worden —: aber diese Stände mußten überhaupt ihren Steuervorrechten entsagen. Das war die zweite Bedingung, die erfüllt werden mußte. Der Klerus namentlich trug so gut wie gar nichts zu den Staatslasten bei. Bisthümer und Klöster besaßen zur Zeit nicht weniger als ein Sechstheil alles nutzbaren Grundes und Bodens in Frankreich —: die Summe, die sie als „freiwillige Gabe" (don gratuit) zu den Staatseinkommen beitrugen — im Durchschnitt drei Millionen Livres jährlich — betrug, selbst wenn man sie für voll anrechnen wollte, nur etwa ein Zweihunderttheil der regelmäßigen Einkünfte der Krone. Die Form, in der dieser Beitrag geliefert wurde, machte ihn dann aber so gut wie geradezu illusorisch. Bischöfe und Aebte fühlten sich nämlich ganz und gar nicht verpflichtet, sich selbst zu solchem Behuf irgend etwas zu entziehen. Sie bewilligten die „freiwillige Gabe" stets auf fünf Jahre — aber nur als Darlehen, und sie brachten dieses mit kluger Berechnung dann nicht aus ihren laufenden Einnahmen auf — sondern vermöge eines Anlehens, das sie aufnahmen — zu dessen Verzinsung sie sich dann wohl anheischig machten — zu dessen Tilgung innerhalb bestimmter Frist aber der Staat verpflichtet wurde.

Die unerläßlichen Opfer hätten wohl eigentlich den bevorzugten Stä den nicht zu schwer dünken sollen, da es die Mittel galt, den bisherig Zustand im Wesentlichen und im Ganzen zu erhalten; an dessen Rettu aber konnte gewiß niemanden so viel gelegen sein, als eben ihnen selbst. Das aber waren sie sehr weit entfernt einzusehen. Der vornehme Hofad der sich darin gefiel, in dienender Stellung am Hof großen Einfluß üben, verlangte einfach, daß Alles beim Alten bleibe. Wie das mögl gemacht werden konnte oder sollte, war nicht seine Sorge; die Mittel au findig zu machen, das war die Sache der Fachmänner, und nach der diesen Kreisen herrschenden Ansicht die Aufgabe, die sie zu lösen hatte Ein Theil des Adels, und zwar ein weit überwiegend zahlreicher, hätte s dann wohl ganz gerne eine durchgreifende Veränderung des öffentlich Wesens gefallen lassen, aber unter der Bedingung, daß sie in die Z stände der Vergangenheit zurückführe, wie man sich diese Zustände denken liebte; mit anderen Worten, daß der Staat den Grundsätzen en sprechend geordnet werde, die der Graf Boulainvilliers schon in den letzt Jahren Ludwigs XIV. in seinen zur Zeit sehr wichtigen Schriften, a das von rechtswegen allein gültige Staatsrecht Frankreichs gelehrt hatt Dieser Theorie zufolge war der Adel, der von den Franken abstamm durch Eroberung Galliens der eigentliche, souveraine Herr des so gegrü deten Reichs geworden — und der König nur der Bevollmächtigte d souverainen Genossenschaft, deren Beschlüsse er einfach auszuführen hatt — Der verarmte Provinzialadel, für den Hofadel ein Gegenstand schonung losen Spottes, erhob zwar laut genug seine Stimme, um Abschaffung d Mißbräuche zu verlangen, aber er verstand darunter nur diejenigen Miß bräuche, die ihn selbst niederdrückten und seine Laufbahn hemmten. So w aber von Reformen zu Gunsten der unteren Stände die Rede war, wurd diese Ritterschaft in ihrer Gesammtheit augenblicklich „conservativ“ und wider setzte sich jeder Neuerung. Es ist in dieser Beziehung sehr lehrreich, eine Blick auf die Bittschriften zu werfen, die zu Anfang der Revolution vo den Offiziercorps verschiedener Regimenter eingereicht wurden. Die He ren, wie überhaupt die Masse der Offiziere aus dem Provinzialadel her vorgegangen, verlangen einerseits, daß den Bevorzugungen des Hofadel gesteuert werde, — andererseits aber, daß bei der Verleihung von Offiziers patenten, die Adelsbeweise der neu zu ernennenden Offiziere mit größere Strenge untersucht würden als bisher. Roturiers, officiers de fortun sollten unbedingt ausgeschlossen bleiben.

Nur ein kleiner Theil des gesammten Adels, aus jüngeren Leuten Schülern Montesquieu's bestehend, dachte im Ernst daran, die Theorie wirklich in das Leben einzuführen, mit denen so viele sich spielend be schäftigten. Diese Herren wähnten in Frankreich ein dem englischen nach gebildetes Staatswesen einführen zu können, — ohne zu begreifen, da alle Bedingungen dazu fehlten; daß namentlich der Adel in Frankreich

sich nicht wie in England seit Jahrhunderten der Krone gegenüber auf altes Sachsenrecht gestützt, an die Spitze der Volksgemeinde gestellt hatte, sondern im Gegentheil immerdar bemüht gewesen war, sich in einer oder anderen Weise mit der Krone in die Herrschaft über das Volk zu theilen; daß eben in Folge dessen eine Revolution in Frankreich weit mehr gegen den Adel als gegen die Krone gerichtet sein mußte.

Wie die große Mehrzahl des französischen Adels gesinnt war, konnte es nicht fehlen, daß alle Reformen, die mit schonender Hand von Seiten der Regierung versucht wurden, an dem Widerstand der bevorzugten Stände scheitern mußten. Ein jeder rief laut nach Verbesserungen, und niemand wollte die Opfer bringen, ohne die sie nicht möglich waren. — Was für geringfügige Opfer selbst in thörichter Verblendung, mit zürnendem Unwillen abgelehnt wurden, das kann eine spätere Zeit nicht ohne Verwunderung sehen. Ludwig XVI. hatte in dem Marquis Turgot einen Staatsmann gefunden, der redlich das Beste wollte und zunächst daran dachte, die Lage des verarmten Landvolks in etwas zu verbessern. Seine Pläne waren sehr bescheidener Art. Er wollte zuerst die Wegefrohnen abschaffen, die den Bauern über Gebühr drückten und in seinem Haushalt störten. Sie sollten in eine Geldabgabe verwandelt werden, die im ganzen Umfang des Reichs nicht mehr als fünf Millionen Livres jährlich betragen hätte, die aber Adel und Kirche als die großen Grundbesitzer entrichten sollten. Mit namenloser Entrüstung wurde diese Zumuthung zurückgewiesen. Die Geistlichkeit war dann noch ganz besonders dadurch empört, daß Turgot die Stellung der Protestanten in etwas erleichtern wollte. Die Ehen der Protestanten sollten fortan, vor dem Gesetze anerkannt, nicht mehr für Concubinat gelten. Das erklärte die eben versammelte Geistlichkeit für einen sündhaften Frevel gegen die Religion! — Von solchem Eifer für die „Reinheit des Glaubens" war die Priesterschaft beseelt, die aus Cardinälen bestand, wie Dubois, Tencin, Bernis und Rohan — aus Bischöfen wie Talleyrand — aus Abbés wie Grécourt und Gresset, die unsaubersten aller erotischen Dichter!

Der ganze Hof vereinigte sich, Turgot zu stürzen, den Minister, der sich solchen unleidlichen Frevel erlaubte, und bei der kläglichen Haltungslosigkeit des schwachen Königs, den man so leicht mit den Flammen des Fegefeuers ängstigen konnte, gelang das ohne große Mühe. Die Finanzen — und damit das Schicksal Frankreichs, verfielen — abgesehen von einigen ganz unbedeutenden Persönlichkeiten — abwechselnd dem leichtsinnigen Schwindler Calonne und dem Börsenkünstler Necker. Beide versprachen nach einander das Staatswesen im Gang zu erhalten, ohne daß irgend jemand sich etwas zu versagen, oder sich vollends Opfer aufzuerlegen brauche. Der Eine half eine Zeit lang weiter durch gewagte und widerrechtliche Hülfsmittel, wie sie wohl ein eigentlich schon bankbrüchiger, speculirender Wechsler anzuwenden pflegt, um sich von einem Tage zum andern

zu halten; der Andere — Necker — durch den besser geregelten „Credi
den er als eine zauberhafte Feenkunst erscheinen ließ, die so ziemlich Al
vermag, und indem er die Möglichkeit Schulden zu machen, für Rei
thum ausgab.

Der wirkliche Zustand wurde natürlich immer schlimmer, und
man endlich unter Calonnes Leitung zu dem Punkt gelangt war, wo v
kommene Rathlosigkeit eintrat, da Alles, was eine Stimme hatte,
lautesten das Pariser Parlament, jeder neuen Abgabe widerstrebte, die et
von Seiten der Regierung verfügt worden wäre — versuchte man
(1787) mit sogenannten Notablen, mit einer Versammlung, zu der eine A
zahl Kirchenfürsten, vornehmer Herren vom großen Adel und Magistra
personen der bedeutendsten Städte berufen wurden. Aber diese Versam
lungen, weit entfernt irgend eine Hülfe zu gewähren, tadelten nur die Regieru
und drangen fast drohend auf Sparsamkeit. Da die Krone neue Einnahm
verlangte, erklärte das Pariser Parlament, nur die längst vergessenen Reic
stände — die états généraux — hätten das Recht, Steuern zu bewillig
— und nun rief Alles in Frankreich, am lautesten der Adel, nach d
Reichsständen, die einberufen werden sollten, und von denen man all
Heil erwartete. Da die Regierung zauderte, kam es an mehreren Orten
unruhigen Auftritten — und überall stand auf das entschiedenste der A
an der Spitze der Bewegung, so lange diese gegen die Krone, die köni
liche Regierung gerichtet schien.

Und die Reichsstände wurden dann auch endlich unter Neckers zweite
Ministerium in dem Jahre 1789 einberufen, dessen weltgeschichtliche B
deutung einem jeden gegenwärtig ist. — In alter Weise — in drei Stän
Geistlichkeit, Adel und „dritter Stand" eingetheilt, sollten sie sich ve
einigen; — in alter Weise erhielt ein jeder der gewählten Vertrete
nicht der Nation, sondern des Standes, dem er angehörte, von sein
Wählern Aufträge und eine Instruction, an die er gebunden sein soll
und wie gar seltsam uns, fast ein Jahrhundert später, die Instruction
besonders der Abgeordneten des Adels auch erscheinen mögen, ist es do
im hohen Grade belehrend, einen Blick hineinzuwerfen. Wir ersehen a
ihnen nicht nur, wie wenig der französische Adel damals zu Opfern g
neigt war — auch gar manches, das in Frankreich in den Tagen d
Restauration unerwartet zum Vorschein kam, findet hier seine Erklärun

Der Adel versammelte sich in der entschiedenen Absicht, das g
sammte Staatswesen von Grund aus zu reformiren — aber in seine
Sinn. Namentlich war es den Herren um eine namhafte Erleichterung de
Steuerlast zu thun. Die sogenannten „cahiers", die Instructionen, die ma
ihnen mit auf den Weg gab, trugen ihnen auf zu verlangen, daß sowo
das Tabaksmonopol als die sehr wichtige Salzsteuer abgeschafft werd
zusammt den „Aides", den Hülfsgeldern, welche einzelne Provinzen de
Krone aus ihren besonderen Mitteln zu entrichten pflegten. Sie sollte

Digitized by Google

durch irgend welche „andere Abgaben“ ersetzt werden, die man nicht näher bezeichnete und von denen der Provinzialadel wahrscheinlich am allerwenigsten zu sagen wußte, wo sie hergenommen werden könnten. Außerdem verlangte der Adel dann aber auch noch die Aufhebung aller Zölle im Innern des Landes — was an sich ganz vernünftig gewesen wäre — sowie der Abgaben von Getreide, Leder, Eisen, Oel, Seife und Papier, sowie mancher bei gerichtlichen Verhandlungen zu entrichtenden Gebühren, ohne daß auch nur von einem solchen unbestimmt gedachten Ersatz die Rede gewesen wäre.

Die genannten Steuern, deren Abschaffung man verlangte, ergaben nahezu zwei Fünftheile der gesammten Staatseinnahmen, und sie sollten abgeschafft werden in einem Lande, dessen Einkünfte die Ausgaben überhaupt nur etwa zu zwei Drittheilen deckten!

Die Herren drangen eben auf Sparsamkeit, die Wunder wirken sollte, und was die augenblickliche Finanznoth betraf, verwiesen sie nicht undeutlich auf einen Staatsbanquerot als durchgreifende Abhülfe. Die Stände sollten nämlich, eben wie die Regierung selbst schon einmal unter dem Regenten Orleans gethan hatte, die gesammten Staatsschulden „prüfen“, und ihren Betrag wenigstens theilweise streichen, wenn sie, natürlich nach ganz willkürlichem Ermessen fänden, daß die Anleihen auf wucherische Bedingungen geschlossen seien.

Sehr entschieden aber wollte der Adel seine eigene bevorzugte Stellung in dem verjüngten Staat nicht nur gewahrt, sondern gesteigert wissen. Nicht nur daß er sich seine Ehrenrechte vorbehielt, auch das ausschließliche Recht auf den Besitz mit herrschaftlichen Rechten ausgestatteter Landgüter, auf alle Stellen in den militairischen Erziehungsanstalten, auf alle höheren Stellungen in der Kirche, auf alle Domherrenstellen, Bisthümer und Abteien, sollte ihm neu bestätigt und noch strenger gewahrt bleiben als bis dahin.

Und so weit gehend diese Forderungen auch scheinen mögen, bildeten sie doch nur den minder wichtigen Theil dessen, was der Adel verlangte. Während der Geistlichkeit hauptsächlich an einer strengen Büchercensur gelegen war; an der Unterdrückung aller gegen die Kirche gerichteten Schriften, und daran daß die Erziehung der Jugend ohne Ausnahme und unbedingt ihrer Leitung überlassen werde, strebte der Adel danach, der Krone die wirkliche Regierungsgewalt so gut wie ganz zu entwinden und unmittelbar selbst in die Hand zu nehmen.

Die Reichsstände sollten entweder für permanent gelten und sich nur von Zeit zu Zeit vertagen, oder sich periodisch, zu unabänderlich bestimmten Zeiten wieder versammeln; sie sollten eben als Stände stimmen; so daß Geistlichkeit, Adel und „dritter Stand“ je eine Stimme gehabt hätten, der Adel demnach, verbunden mit der aus ihm hervorgegangenen höheren Geistlichkeit, alle Beschlüsse vorschreiben konnte; sie hatten, den Cahiers zufolge, einen entscheidenden Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, und

Digitized by Google

das unbedingte Recht der Steuerbewilligung als selbstverständliche Befu-
nisse in Anspruch zu nehmen. Darüber hinaus aber forderte dann d
Adel auch noch Rechte und eine Macht, die sich nicht auf parlamentarisc
Befugnisse beschränkten. Die königlichen Verwaltungsbehörden in d
Provinzen sollten abgeschafft und ihre sämmtlichen Befugnisse und Geschäft
die Erhebung der Steuern einbegriffen, auf die eben wieder in gleich
Weise aus Geistlichkeit, Adel und drittem Stand zusammengesetzten Pr
vinzialstände übertragen werden. — In allen Klagen aber, die gegen d
Provinzialstände erhoben werden konnten, sollten nur die Reichsständ
nicht die königliche Regierung, Richter sein.

Die Geistlichkeit ihrerseits war damit einverstanden und woll
sogar dieses neue System durch seine Anwendung auch auf die engste
und untersten politischen Kreise vervollständigt wissen —: allem Anschei
nach, um den eigenen Einfluß in Stadt- und Landgemeinden zu steigern

Ihren Forderungen gemäß sollten nämlich in allen Städten fr
gewählte „Municipalitäten" an die Stelle der erblichen Magistrate treten
die ihre gekauften Stellen als Eigenthum besaßen. Eben solche „Muni
cipalitäten" sollten auch an der Spitze der Flecken und Dörfer stehe
und in allen sollten Geistlichkeit und Adel den Rang haben und Einflu
üben, der „diesen Ständen gebührt."

Der Adel äußerte sich über diesen Punkt gar nicht und verlangt
in dieser Beziehung gar keine Veränderung. Er wollte also seine Patri
monialautorität in den Dörfern behalten, und sie nur der königliche
Aufsicht und Controle ganz entziehen, da sie lediglich den Provinzialstände
untergeordnet bleiben sollte. Daß er sowohl als die Geistlichkeit erklärten
unter diesen Bedingungen ihren bisherigen Steuerprivilegien entsagen zu
wollen, ist nicht zu verwundern, denn sie wurden ja durch solche Anord-
nungen Herren der Finanzen wie überhaupt des Reichs.

Der königlichen Regierung wäre offenbar jede Möglichkeit benommen
gewesen auch nur Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu üben, und
man sieht überhaupt nicht, welche Sphäre der Thätigkeit ihr im Innern
des Reichs noch bleiben konnte.

Auch sagte man sich in der That, daß die Krone wohl versucht sein
könnte diese Adelsherrschaft, die einstimmig von dem gesammten Adel
Frankreichs gefordert wurde, bei Gelegenheit wieder umzustoßen, wenn die
Verfügung über die bewaffnete Macht ihr ungeschmälert blieb. Eben des-
halb, dieser Gefahr vorzubeugen, war man dann auch darauf bedacht,
sich des Heeres so gut wie der Verwaltung zu bemächtigen.

Zwar verlangte man nicht, gleich den bereits erwähnten Offiziercorps,
daß alle Offizierstellen dem Adel vorbehalten blieben. Im Gegentheil man
zeigte sich großgesinnt und wollte die Benennung „officier de fortune",
mit der bis dahin die nicht adeligen Offiziere bezeichnet wurden, weil sie
etwas Beleidigendes habe, in „officier de mérite" verändert wissen, ohne

Digitized by Google

zu bedenken, daß diese Offiziere auch auf diese Weise als eine Ausnahme von der Regel gekennzeichnet blieben; als verschieden von denen, die von rechtswegen Offiziere seien. Ferner sollte ein jeder, der einmal Offizier war, zu allen militairischen Graden emporsteigen können.

Ein anderer Artikel der adeligen Cahiers aber besagte: Alle Unterlieutnantsstellen werden vom König besetzt — jedoch lediglich auf Vorschlag der Provinzialstände; — und diese dürfen nur Adelige dazu in Vorschlag bringen — oder Söhne von Ludwigs-Rittern — oder von Offizieren, die im Felde geblieben sind.

Ueberhaupt sollte der König fortan Verfügungen in Beziehung auf die Armee, nicht nur was Sold und Ruhegehalt, sondern selbst was ihre Ausrüstung und Bekleidung betraf, nur mit Zustimmung der Reichsstände treffen dürfen.

Um seiner Sache vollends gewiß zu sein, verlangte der Adel, daß weiter verfügt werde: „Alle Militairpersonen leisten einen Eid, sich nie zur Ueberbringung und Vollstreckung ministerieller Befehle gebrauchen zu lassen, nie sich gegen ihre Mitbürger zu bewaffnen, als wenn ein Gebot der — (durch die Reichsstände vertretenen) — Nation sie verpflichtet gegen einen widerspenstigen und aufrührerischen Theil der Nation zu marschiren." — „Da die Freiheit der Nation besonders durch den Mißbrauch bedroht wird, welchen die Minister mit den — (zur Zeit zahlreichen) ausländischen — (Schweizer, Irländer ꝛc.) — Truppen im Solde der Nation treiben könnten, so sollen diese einen Eid leisten, ihre Waffen nie, selbst im Fall eines offenen Aufstandes, gegen Staatsbürger zu brauchen."

Versuchte der König je irgend etwas zu befehlen im Lande, so fehlten ihm, wenn diese Artikel Gesetz wurden, alle und jede Mittel seinen Befehlen Nachdruck zu geben oder Gehorsam zu verschaffen.

Alle diese Forderungen waren von allen Wahlbezirken des Adels übereinstimmend beschlossen worden. Fünfundsiebzig Wählerschaften des Adels, das heißt nicht weniger als ein Viertheil des gesammten französischen Adels, verlangten außerdem auch noch, daß das Heer nicht wie bisher einfach dem König, sondern auch den Reichsständen den Eid der Treue leisten solle, und zwar wurde die Verpflichtung gegen die Stände obenan gestellt, die gegen den König folgte erst in zweiter Reihe. Der Eid sollte „à la nation et au roi" geleistet werden; der umfassende Ausdruck, den man wohl zum Theil der herrschenden Philosophie zu Ehren gewählt hatte, sollte, wie es scheint, die eigentliche Regierung der Provinzen, nämlich die Provinzialstände, mit bezeichnen.

Danach ist man denn wohl einigermaßen überrascht, in den Cahiers der Abgeordneten des Bürgerstandes keine Spur einer ähnlichen Forderung zu finden.

Diese in eigenthümlicher Weise von Grund aus revolutionairen Forderungen des französischen Adels, deren man, wie schon gesagt, nicht ver-

Digitized by Google

gessen darf, wenn man sich ein richtiges Bild von dem Gang der Zeit
machen will, sind freilich in der Versammlung der Reichsstände gar nic
zur Sprache gekommen — vom ersten Augenblick an verweht in dem g
waltigen Windeswehen der Zeit. Die Ritterschaft sah sich nämlich i
Ständesaal ihr unerwartet und zu ihrer Ueberraschung einer gewaltige
ihr feindlich gesinnten Macht gegenüber —: dem dritten Stande, dem d
Abbé Siéyes eben in einer berühmt gewordenen Flugschrift bewiesen hatt
daß er sechsundneunzig Hunderttheile der Gesammtbevölkerung Frankreic
bilde, folglich in der That die Nation sei, da Geistlichkeit und Ad
einen so unbedeutenden Bruchtheil des Ganzen ausmachten, daß sie eigen
lich gar nicht in Betracht kommen könnten. — Der Adel erkannte nu
daß die Bewegung der Geister, die politische Bewegung weit mehr no
gegen ihn und seine Stellung als gegen die Krone gerichtet sei — un
er konnte sich nicht dem Bewußtsein verschließen, daß nicht er, sonder
diese feindliche Macht von der Woge der Zeit getragen werde.

Er hielt inne, mit Ausnahme einer liberal gesinnten, der Zahl na
sehr unbedeutenden Minderheit, und suchte nun die Bewegung zu hemme
an deren Spitze er bis dahin gestanden hatte, klammerte sich ängstli
an das Bestehende, das er nun wo möglich erhalten wissen wollte, — un
suchte Schutz bei der Krone, ja man darf sagen, er suchte sich hinter de
Thron zu bergen. Der König, als dessen allein zuverlässige Stütze
sich nun wieder darstellte, sollte ihn schützen, sollte die Sache des Adel
zu der seinigen machen.

Man ist hin und wieder so weit gegangen zu behaupten, der fran
zösische Adel habe durch dieses thörichte Treiben eigentlich die Revolutio
herbeigeführt und alles Unheil verschuldet, ja er habe den König Lu
wig XVI. als Märtyrer für die Interessen der bevorzugten Stände a
das Schaffot geschickt. Das ist eine Uebertreibung und folglich unwah
wie jede Uebertreibung. Der Adel war weder allein unvernünftig no
allein selbstsüchtig zu jener gewaltsam mit sich selbst ringenden Zeit. Ein
Revolution war unvermeidlich geworden und hier traf gar Vieles zusamme
um sie in das Unheilvolle zu wenden. Wahr aber ist, daß auch der Ad
seinen reichlichen Antheil an der allgemeinen Schuld trägt.

Er bewog wirklich den König, die Königin und den rührigsten, abe
auch beschränktesten und leersten der Prinzen des königlichen Hauses, Artois
den nachherigen Karl X., seine Sache zu der ihrigen zu machen, und de
neuernden Reichsständen feindlich und verbietend gegenüberzutreten —
ohne zu bedenken, daß weder der haltungslose König, noch der leere un
seines lockeren Lebenswandels wegen nicht eben sehr geachtete Artois, di
Leute dazu waren, eine heroische Rolle durchzuführen. In den Hofkreise
wurden immer wieder von neuem Intriguen gesponnen und Pläne ge
schmiedet, Gewalt gegen die Reichsstände anzuwenden, in denen der dritt
Stand bald herrschend geworden war, und die sich immer kühner zeigte

Digitized by Google

und immer entschiedener auftraten. Man berieth mehr als einmal einen sogenannten Staatsstreich und versprach sich mit rücksichtsloser Energie einzuschreiten; hatte man aber auf diese Weise eine wirkliche Gefahr herauf beschworen, dann wagte in rathloser Angst niemand zur That zu schreiten, die vermessensten Rathgeber zeigten sich regelmäßig am allererschrockensten und am allerunfähigsten; man gab nach, der König wurde von denselben Rathgebern bestimmt, der revolutionairen Partei alles und jedes zu versprechen, was irgend verlangt wurde — und später, so bald die allerdringendste Noth vorüber schien, suchte man ihn denn doch wieder dahin zu bringen, daß er seinem Wort von neuem untreu werde.

So zog namentlich die Partei der alten Zeit geräuschvoll Truppen zusammen, um unter dem Schutz ihrer drohenden Waffen Necker und die liberalen Minister in Ungnaden zu entlassen und Alles wieder an die alte Stelle zu rücken —: das Pariser Volk erhob sich darauf zu wirklichem Kampf, erstürmte die Bastille und zerstörte sie. Die Generale des Hofs, von Schrecken gelähmt, sahen an der Spitze ihrer Truppen unter den Waffen zweifelnd und unthätig zu, — und der Hof unterwarf sich abermals dem in solcher Weise ausgesprochenen Willen des französischen Volks; — aber eben auch wieder wie früher, ohne sich redlich der herrschend gewordenen Macht zu fügen und auf weitere Gegenrevolutionspläne zu verzichten.

Die Reichsstände hatten sich in eine National-Versammlung verwandelt, die bald eine verfassunggebende (assemblée constituante) werden sollte und sich zur Aufgabe machte, Frankreichs Verfassung nicht nur, sondern auch dessen gesellschaftliche Zustände von Grund aus neu zu gestalten und seine künftige Geschichte in neue, ja bis dahin unerhörte Bahnen zu weisen, ohne den Hof und die Regierung ferner auch nur um ihre Meinung zu fragen. — Eigentlich war es sogar nicht mehr die bisherige Versammlung der Reichsstände, sondern der dritte Stand allein, der diese gebietende Stellung einnahm, denn die widerstrebenden Elemente des Adels und der Geistlichkeit waren bereits ausgeschieden. Nur wenige freisinnige Herren vom Adel, den Lehren Montesquieu's zugethan, hatten sich dem dritten Stande angeschlossen. Darin, daß auch eine Anzahl Geistlicher sich anschloß, zeigte sich, wie wichtig es war, daß die Notablen, von der Krone zusammenberufen, um zu bestimmen, in welcher Weise die Reichsstände zusammengesetzt sein sollten, sich keineswegs streng an das geschichtliche Recht gehalten, sondern namentlich in Beziehung auf die Vertretung des geistlichen Standes ganz willkürliche Anordnungen getroffen hatten. Auf den früheren Reichstagen waren nur Kirchenfürsten und Prälaten erschienen, und zwar nicht eigentlich als Vertreter eines mit der Seelsorge betrauten Lehrstandes, sondern als Inhaber weiter und reicher, mit Hoheitsrechten ausgestatteter Landbesitzungen. Diesmal, so hatten die Notablen verfügt, sollte der Stand der Geistlichkeit auch durch gewählte Abgeordnete vertreten

Digitized by Google

sein, und so waren nicht weniger als ein hundert und neunzig Pfar
in die Versammlung gekommen; meist vom Lande. Diese waren ohne A
nahme der Geburt nach aus dem Bürger- und Bauernstande hervor
gangen, bewahrten ein natürliches Mitgefühl für diese Stände und konn
um so eher geneigt sein, sich ihnen anzuschließen, da sie arm und
drückt, von den höheren Kirchenwürden ein für allemal ausgeschloss
selbst an der Organisation der kirchlichen Gesellschaft gar Manches
tadeln fanden; da sie die reiche, schwelgende und sittenlose Geistlich
die sich aus dem Adel ergänzte, nicht nur als ungerechter Weise bevorz
haßte, sondern auch der Verfolgungen wegen, welche die Jansenisten v
diesen Kirchenfürsten erfahren hatten. Denn zu jansenistischen Grundsät
bekannte sich im Stillen ein sehr großer Theil dieser Geistlichen. So lan
der dritte Stand nicht mit entschiedener, ja fanatischer Feindschaft geg
die Kirche auftrat, empörte sich dieser Theil der Geistlichkeit nicht gegen il

Von Grund aus neu sollte der gesellschaftliche Bau in Frankre
aufgeführt werden, ohne alle Rücksicht auf das geschichtlich Gegebene o
die Lehren der Erfahrung; ohne alle Rücksicht auf Alles, was die W
bis dahin je erlebt hatte.

Von dem Bestehenden war freilich wenig oder nichts zu brauche
was wirklich Geltung hatte, war rechtlich nur sehr unvollkommen oder g
nicht begründet, und da fast Alles, was in thatsächlicher Wirksamkeit wa
eigentlich nur vermöge einer Umgehung des geschichtlichen Rechts in Thäti
keit gekommen war, wußte im Grunde niemand mit Bestimmtheit wa
Rechtens sei, und es war ein Wirrsal entstanden, in dem eine gewisse Willk
walten mußte, wenn nicht Alles still stehen sollte. Aber das war es do
eigentlich nicht, wodurch man sich bestimmen ließ. Mit Ausnahme d
wenigen Abgeordneten, die gern Englands Verfassung in Frankreich nachgebild
hätten, gefiel man sich in dem Gedanken, sich bei der Neuordnung de
Staats zu einer nie geahnten Höhe zu erheben, und zu einer Neuordnun
der menschlichen Dinge überhaupt zu schreiten, die ganz unabhängig von alle
bedingenden Verhältnissen, aus den abstracten Geboten der reinen Vernun
hervorgehen sollte. Da konnten natürlich in der Wirklichkeit gegebene g
sellschaftliche, ökonomische und Kulturzustände so wenig berücksichtigt werde
als ein geschichtlich gegebenes Recht.

Die Menschheit sei vom allerersten Augenblick an auf Irrwege g
rathen, lehrte der Abbé Siéyes, vorzugsweise der Methaphysiker der Ve
sammlung. Alle Institutionen, die es bis zu dem Augenblicke herab jemal
gegeben habe, seien nicht nur unvollkommen, sondern durchaus verwerflic
gewesen, weil man bei ihrer Schaffung mit mangelhafter Einsicht, empirisc
zu Werke gegangen sei. Jetzt müsse man sich zum reinen Begriff de
Schönen und Wahren erheben; man müsse nicht, wie die Physiker thun, vo
Thatsachen und Erfahrungen ausgehen, sondern wie die Philosophen, vo
den reinen Begriffen, zu denen die ihrer selbst bewußte Vernunft gelangt

Digitized by Google

Da verstand es sich eigentlich von selbst, daß diese allgemeinen leitenden Grundsätze, von denen man ausgehen wollte, an die Spitze der Verfassung gestellt werden mußten. Auch sollte das geschehen. Der Marquis Lafayette, der französische Ritter, der an Washington's Seite für Nordamerika gekämpft hatte, war es, der zuerst der National-Versammlung zu solchem Behuf eine Erklärung der Menschenrechte vorlegte. Er hielt das für sein Recht und hätte es schwerlich mit Gleichmuth angesehen, wenn irgend ein Anderer ihm darin zuvorgekommen wäre.

Was er sich dabei dachte, hat er uns selbst in seinen Denkwürdigkeiten gezeigt. Die Einleitung zu der Unabhängigkeits-Erklärung der Freistaaten in Nordamerika veranlaßt ihn dort eine „Revolution" zu sehen, durch welche die gesellschaftliche Ordnung überhaupt auf eine neue Grundlage versetzt worden sei. Mit dieser Revolution habe für die ganze Welt eine neue Weltordnung begonnen, die man recht eigentlich die Aera der Erklärungen der Menschenrechte nennen müsse. Die Erste, in jener Einleitung der Unabhängigkeits-Erklärung, Jefferson's Werk, sei zwar auf wenige Punkte beschränkt gewesen, in den Verfassungen der einzelnen Staaten des Bundes habe man dann aber vollständigere an die Spitze gestellt; Virginien — (der Sclavenstaat) — habe in dieser Beziehung zuerst das glorreiche Beispiel gegeben, und Jefferson — (der Sclavenhalter, Sclavenzüchter und Sclavenhändler) — sei der Verfasser der hier beliebten Erklärung, wie der früheren, gemeinschaftlichen.

Es handle sich darum, ganz unabhängig von jeder zur Zeit bestehenden staatlichen Ordnung (indépendamment de tout ordre préexistant), die Rechte festzustellen, welche die Natur jedem Einzelnen mitgibt in das Leben; die unveräußerlichen Rechte, die so von dem Dasein und Wesen des Menschen unzertrennlich sind, daß die gesammte menschliche Gesellschaft nicht befugt ist sie ihm zu rauben.

Hat eine verfassunggebende Versammlung einen Entwurf ausgearbeitet, den das Volk annimmt, sagt Lafayette, so hat sie ein Gesetz geschaffen, das die Thätigkeit aller angeordneten Autoritäten — Parlament und Behörden — regelt — so lange, bis es dem Volk gefällt seine Verfassung wieder zu ändern. Die Erklärung der Menschenrechte aber ist das Gesetz für die verfassunggebende, constituirende, Versammlung, die dann wieder in Thätigkeit zu treten hat — „la loi des corps constituants" — wie die Verfassung das Gesetz ist für die durch sie angeordneten Behörden — „la loi des corps constitués."

Hier waren also dem Genius der Menschheit einmal und für immer die Grenzen vorgezeichnet, innerhalb welcher er sich zu bewegen hätte. — Daß die zukünftigen Gesetzgeber aller Zeiten sich auch wirklich an die von ihm aneinander gereihten Allgemeinheiten halten mußten, daß sie sich gar nicht zu einer anderen Reihe von Vorstellungen bekennen konnten, wenn

das einmal in einer sauber geschriebenen Urkunde schwarz auf weiß festg stellt war, das verstand sich für Lafayette ganz von selbst.

Es fehlte in der gebietenden Versammlung nicht an einzelnen Männe von Erfahrung und wirklicher staatsmännischer Einsicht, die dieses Sp mit metaphysischen Gemeinplätzen als eine Kinderei betrachteten und d Verhandlungen darüber gerne vorgebeugt hätten. Mirabeau stand ihrer Spitze, ein Mann, in dem wir einen sehr bedeutenden Staatsma anerkennen müssen, was man auch von den Schattenseiten seines Charakte und von seinem Lebenswandel denken mag. Aber selbst Mirabeau v mochte nicht durchzudringen gegen die weit verbreitete Begeisterung f die Modevorstellungen der Zeit. Wie hoch die Wogen dieser Begeisteru gingen, zeigt sich in mancher schwunghaften Aeußerung, die vorkam. – Ein Abgeordneter — Duport — erklärte: „Wir wollen eine Erkläru der Rechte für alle Menschen, für alle Zeiten, für alle Länder zusamme stellen, und der gesammten Menschheit zum Vorbilde werden." — Ja m sagte poetisch, es handle sich darum, „die verlorene Urkunde der Menschh wieder herzustellen."

Der Inhalt der Erklärung aber, wie sie Lafayette zusammenstell war theils dem Amerikanischen nachgebildet, theils Montesquieu u den sonstigen Werken des Einen oder Anderen der zur Zeit geltend Schriftsteller entlehnt. Lafayette hatte in diesen Werken wohl nur g blättert; was er vorlegte, war eine ziemlich mühelos zusammengesuch Weisheit, in der sich nirgends eine Spur von wirklichem, eigenem Na denken zeigt.

Und dennoch ist es der Mühe werth sich diesen Inhalt in das G dächtniß zu rufen, denn die einseitige und in ihrer Beschränktheit ve werfliche Ansicht vom Staat, die sich schon in der ersten amerikanisch Erklärung ankündigt, tritt hier noch viel bestimmter und viel mehr i das Breite und Umständliche ausgeführt hervor — und wenn auch d Erklärung an sich natürlich ohne Folgen blieb, so hat doch eben die Ansich von der sie ausgeht, und die sich in ihr als die zur Zeit herrschen ausspricht, auf den Gang der französischen Revolution, und auch seith noch vielfach, einen unheilvollen Einfluß geübt.

„Die Natur hat alle Menschen frei und gleich geschaffen", so laut Lafayette's erster Lehrsatz, „die Verschiedenheiten — (ausgezeichnete Stellunge distinctions) — die der gesellschaftlichen Ordnung nothwendig sind, sin nur durch allgemeine Nützlichkeit bedingt."

„Jeder Mensch kömmt mit unveräußerlichen, unverjährbaren Rechte auf die Welt; dahin gehören die Freiheit seiner Meinungen, die Sorg für seine Ehre und sein Leben, das Recht auf sein Eigenthum, die un bedingte Verfügung über seine Person, seine Arbeit (son industrie) un alle seine Fähigkeiten; das Recht seine Gedanken durch jedes möglic Mittel mitzutheilen, das Recht nach Behaglichkeit und Wohlergehen z

Digitized by Google

streben — und das Recht des Widerstandes gegen jegliche Unterdrückung."

„Das Prinzip jeder Souverainität liegt in der Nation (réside dans la nation). — Keine Körperschaft, keine einzelne Persönlichkeit kann irgend eine Machtbefugniß üben, die nicht ausgesprochener Weise von der Nation ausginge."

„Niemand kann anderen Gesetzen unterworfen werden als solchen, denen er selbst, entweder in Person oder durch seine Vertreter, zugestimmt hat. — Die Steuern müssen frei bewilligt und gerecht vertheilt sein." — Leider hat Lafayette nicht auch ein untrügliches Kriterium hinzugefügt, an dem sofort zu erkennen wäre, ob sie in gerechter Weise vertheilt sind oder nicht.

Da aber das Wohl Aller ausschließlich der einzige Zweck aller Regierung ist, gehört zu den uranfänglichen und unveräußerlichen Rechten des Menschen, nach Lafayette's etwas überraschender Ansicht, auch, daß die Regierungsgewalt, der Theorie Montesquieu's gemäß, in die drei bekannten, von einander unabhängigen Zweige gespalten sei.

Da möglicher Weise Mißbrauch sich einschleichen könnte, muß der Nation die Möglichkeit vorbehalten werden, meint Lafayette zum Schluß, so oft es nöthig sein könnte, eine außerordentliche Versammlung von Abgeordneten zusammen zu berufen, die Auftrag und Vollmacht habe die Verfassung zu prüfen und zu verbessern.

In seinen Denkwürdigkeiten bedauert der würdige Mann, daß dieser letzte Satz in der schließlich von der Versammlung angenommenen Fassung dieser Grundrechte gestrichen worden war. Gerade dieser Satz, meint er, war das Mittel allen künftigen, gewaltsamen Revolutionen vorzubeugen. Die Versammlung strich auch noch die Dreitheilung der Staatsgewalt aus der Reihe der ursprünglichen Rechte. Dagegen wurde die Souverainität des Volks viel bestimmter hervorgehoben und nicht minder das Recht der Empörung, des Widerstandes gegen Unterdrückung. Das fühlte man sich zur Zeit veranlaßt am nachdrücklichsten zu verkünden, da man es bereits mehrfach in Anwendung gebracht hatte.

Der Geist des Ganzen aber und die maßgebende Ansicht, aus der es hervorgegangen war, zeigen sich am deutlichsten in den Grenzen, die man der Freiheit des Einzelnen zu ziehen gedachte, da eine vollkommen schrankenlose Freiheit denn doch undenkbar ist, jedenfalls Staat und Gesellschaft ganz aufheben mußte, wie wohl niemand verkennen konnte.

„Die Ausübung der natürlichen Rechte, heißt es in dieser Beziehung, wie in Lafayette's erstem Entwurf, so in der später angenommenen Fassung: hat keine anderen Grenzen als diejenigen, die den anderen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuß derselben sichern." (L'exercice des droits naturels n'a de bornes que celles qui en assurent la jouissance aux autres membres de la société.) Die Selbstsucht des Einen

Digitized by Google

sollte da ihre Schranke finden, wo sie das selbstsüchtige Streben ei Anderen zu kreuzen und zu stören drohte. Der Staat wurde, ganz der Weise der Philosophen und Oekonomisten des achtzehnten Jahrhunder als lediglich den augenblicklichen und willkürlichen Zwecken des Individuu und seinem Streben nach Behagen und Wohlergehen dienstbar aufgefa Von Pflichten, die der Einzelne gegen die Gesammtheit haben könnte, ge den Staat, als ethischen Organismus an sich, der ein eigenes Leben sich trägt und bestimmt ist die ewigen Interessen der Menschheit zu wahr und zu fördern —: von solchen Pflichten ist nirgends die Rede. — fehlt jeder Begriff einer Bestimmung des Staats über die dürftig Interessen des Individuums hinaus. Nicht daß der Gedanke etwa v loren gegangen wäre, in dem Gewirr von zum Theil etwas untergeo neten Einzelnheiten, die man als Urrechte der Menschheit zusammenzäh —: er lag an sich ganz außer dem Gesichtskreise, dem Bewußtsein d damaligen Weltverbesserer.

Man verkündete die Souverainität des Volks, das heißt, wie di Philosophen ihren eigenen Satz verstanden, die Souverainität aller Ei zelnen, und obgleich man sich genöthigt sah diese in demselben Augenbl auch wieder zu beschränken, in einer Weise, die weder folgerichtig no frei war von inneren Widersprüchen, wurde man auch dadurch nicht a dem willkürlich gezogenen Kreis, in dem man sich drehte, zu einer weiter und freieren Ansicht der Dinge geführt. Und bemüht, gewisse Rechte a hoch erhaben über jedes positive Gesetz und unantastbar hinzustellen, wuß man doch keinen Grund anzuführen, warum sie eigentlich als außer de Bereich jeder, gleichviel von welcher Autorität ausgehenden, Gesetzgebun stehend betrachtet werden müßten. Sie sind wie ganz willkürliche Fo derungen hingestellt. Befangen in der Lieblingsvorstellung von Volk souverainität, wußte man sich nicht zu dem umfassenderen Gedanken z erheben, daß es eine unbedingte Souverainität in dieser Welt berechtigt Weise überhaupt nicht geben kann und zwar deswegen nicht, weil es ei Recht und Unrecht an sich giebt; ein höchstes sittliches Gesetz, das unal änderlich in das Bewußtsein des Menschen gelegt ist und an dem kei gewillkürter Beschluß, kein Gebot irgend einer Macht, gleichviel von wei sie geübt wird, etwas zu ändern vermag.

Und diesen Geist einseitiger Beschränktheit erkennen wir überall wiede im Lauf der Verhandlungen über die Menschenrechte. Ein Abgeordnete des geistlichen Standes, der Abbé Grégoire, trat mit dem Vorschlag au neben den Rechten des Menschen und Staatsbürgers auch eine Erklärun seiner Pflichten an die Spitze der Verfassung zu stellen. Davon wollt niemand hören.

Sieyès und Mounier, die beiden Metaphysiker, erklärten in den Be rathungen über die wirklichen Bestimmungen der werdenden Verfassung „die Freiheit des Staatsbürgers sei der letzte und höchste Zweck jede

Digitized by Google

politischen Organisation, aller Gesetzgebung" (la liberté du citoyen est le but, la fin de toute organisation politique, de toute législation) — und sie fügten ausdrücklich hinzu, daß der Zweck nie dem Mittel — nämlich der gesellschaftlichen Ordnung — aufgeopfert werden dürfe.

Wie ihre Zeitgenossen, sahen auch sie nicht weiter. — Fremd blieb auch ihnen der Gedanke, daß diese „Freiheit" doch nur die äußeren Verhältnisse regelt, in denen sich das Leben des Einzelnen bewegt, nicht Inhalt und Gehalt seines Daseins selbst bestimmt; daß sie eben deshalb selbst in Beziehung auf das Leben des Einzelnen nicht ihr eigener Zweck sein kann, sondern nur eine fördernde Bedingung seiner auf anderweitige Ziele gerichteten Thätigkeit.

Und doch, so ungenügend die Theorie sich erwies, von der man damals ausging, so bald auch die Unmöglichkeit hervortrat sie unbedingt in das wirkliche Leben einzuführen, hat sie doch ihren Einfluß weit über die französische Revolution hinaus geübt. Wir begegnen ihr überall wieder, wo der Ruf nach „Grundrechten" erhoben wird.

In Frankreich sollten nun die Schüler Montesquieu's, die Republikaner, die, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, an Rousseau's Theorien glaubten und nebenher Plutarch's Rhetorik für Geschichte hielten, und jene anderen, die wir, der Kürze wegen, Schüler Diderot's nennen können, die Jakobiner, sich nach einander an der Neugestaltung des Reichs versuchen. Die ersten und die zweiten freilich sahen sich in solcher Weise gehemmt, daß sie ihre Ansichten nicht unbedingt zur Geltung bringen konnten. Am wenigsten vermochten die Anhänger Montesquieu's, die in Frankreich gern eine monarchische Verfassung aufrecht erhalten hätten, ihre Theorien zu verwirklichen. Sie mußten sich, widerstrebend, gar manchem feindlichen, böswilligen Einfluß fügen, den Umständen, dem Mißtrauen, das die Anhänger des Alten durch stets erneuerte und immerdar ohnmächtige Anschläge, die früheren Zustände zurückzuführen, und die haltungslose Schwäche des Königs selbst, dem Königthum zuzogen. — Sie hatten selbst beständig zu erwägen, daß der König oder vielmehr die Personen, die ihn beherrschten und der Hof, auch eine Verfassung, wie sie Montesquieu im Sinn hatte, niemals redlich annehmen würden; daß es in der That geboten war, sich nach dieser Seite hin sicher zu stellen. So schwand denn unter ihren Händen das Königthum zu einem wesenlosen Schatten zusammen, und da man einerseits die Trennung der drei Regierungsgewalten, ihre Unabhängigkeit von einander mit äußerster Strenge durchführen, andererseits die Souverainität des Volks thatsächlich in das Leben einführen wollte, entstand eine Verfassung, die blos in der Vorstellung ein Dasein haben konnte, weil sie als Wirklichkeit vollkommen unmöglich war, wie vor allen Sybel nachgewiesen hat.

Und doch sollte sie noch überboten werden. Der verfassunggebenden Versammlung, die sich auflöste, folgte auf dem Fuß die gesetzgebende, die

nur einen beschränkten Auftrag und eine entsprechende Vollmacht ha nur das Privatrecht der neuen Gesellschaft schaffen sollte, aber sich n im Entferntesten durch das Wesen ihres Auftrags gebunden glaubte. Republikaner aus Rousseau's Schule, die sogenannten Girondisten, tra in dieser Versammlung, die sich sofort der gesammten Staatsgewalt mächtigt hatte, zunächst leitend und maßgebend auf. Sie wollten Fra reich in eine Republik umgestalten, ganz unbekümmert darum, ob das souveraine Wille des Volks sei oder nicht, und verfielen in diesem Stre in mehr als einen gar seltsamen Widerspruch. Sie wollten eine V fassung einführen, die, ganz ohne die Stütze einer realen Macht, Bürgertugend und allgemeiner Ehrfurcht vor dem Gesetz gehalten und tragen sein sollte — in der Einleitung zu dieser Verfassung ist bu stäblich zu lesen, die französische Republik stelle ihre Gesetze unter Schutz aller Tugenden. (La République française .... remet le dé de sa constitution sous la garde de toutes les vertus.) — Die G rondisten scheinen wirklich geglaubt zu haben, man brauche nur alle m lichen Tugenden vorauszusetzen, damit sie wirklich da seien. Sie sel aber sprachen sich vorläufig frei von dem Gebot dieser Tugenden u scheuten kein noch so bedenkliches Mittel ihren Zweck zu erreichen. S nahmen zur Intrigue — zur Unwahrheit — zu allen unsauberen Küns frevelhafter Hetzerei ihre Zuflucht, um den auswärtigen Krieg zu erzwing dessen sie bedurften, um das Königthum zu stürzen. Es scheint, die Uebu der so laut angerufenen Tugenden sollte ausgesetzt bleiben bis das Z erreicht war, dann aber sollte ihr Reich augenblicklich in unbedingter Ma dastehen. — In dem Augenblick aber, wo sie sich des Sieges freuen wollt wo die Republik entschieden war und der Nationalconvent an die St der gesetzgebenden Versammlung trat, um Frankreich uneingeschränkt beherrschen, sahen sich die Girondisten auch schon durch Republikaner ei anderen Art, durch die Jakobiner bei weitem überflügelt und durch d selben Mittel der Unwahrheit und des Schreckens beherrscht, die sie sel angewendet hatten, um zur Herrschaft zu gelangen.

Daß die haltungslosen Schwärmer, die sich an den Lehren Rousseau erbauten ohne ihre Widersinnigkeit gewahr zu werden, von der Ener der unbedingten Ruchlosigkeit besiegt wurden, das lag in der Natur d Dinge. Zunächst freilich wurde die Aufgabe, eine Verfassung für die ne Republik zu entwerfen, in die Hände der Girondisten gelegt — aber m ließ diese republikanischen Weisen keineswegs in voller Freiheit dar arbeiten; sie standen vielmehr unter dem Druck der Bergpartei — d Schüler Diderot's, die schon die gerichtliche Ermordung Ludwigs XV erzwungen hatten. Sie sollten, verlangte man, die Souverainität d Volks zur Wahrheit machen; beständig wurden sie an die Lehren Rousseau im Contrat social erinnert, denen zufolge das Volk immerdar seine So verainität selbst üben muß, wenn es wirklich frei sein will — und aufhö

frei zu sein in dem Augenblick, wo es sich durch Abgeordnete vertreten läßt. Selbst die Verfassung der Freistaaten Nordamerikas durfte demnach nicht nachgebildet, sie mußte überboten werden. Die demokratischen Republiken des Alterthums sollten wieder erstehen, so wie sie in den Darstellungen Plutarch's erscheinen. Auch legten die Girondisten nach mehreren Monaten mühseliger Berathung durch den berühmten Philosophen Condorcet einen Entwurf vor, dem zufolge das ganze Volk eigentlich immerfort versammelt sein mußte, um in einemfort abzustimmen, zu wählen, zu Gericht zu sitzen. Man begreift kaum wie Männer, die doch fast ohne Ausnahme im Leben thätig gewesen waren, sich in solche Abenteuerlichkeiten verirren konnten. Selbst im Convent wurde ihnen die nüchterne Frage vorgelegt, wer denn arbeiten, wer denn säen und ernten solle, wenn die gesammte Bevölkerung immerdar und ohne Unterlaß mit der Ausübung ihrer Souverainität beschäftigt wäre. Dennoch wurden im Lauf der Verhandlungen Abenteuerlichkeiten vorgebracht, die selbst über diese noch hinaus gingen, aber es würde der Mühe nicht lohnen näher darauf einzugehen, selbst wenn hier der Ort dazu wäre — denn es war nun die Zeit gekommen, wo es sich entschiedener als je zuvor um ganz andere Dinge handelte.

Im Convent hatten die Girondisten eigentlich die Mehrheit, neben dieser Versammlung aber hatte sich bereits eine andere Regierung erhoben, gewaltiger und mächtiger als jene. Das war der Pariser Gemeinderath, die Commune, deren Namen auch in unseren Tagen drohend wiederkehren sollte. Hier hatten sich die Jakobiner der Herrschaft bemächtigt und diese Behörde beherrschte den Convent durch offene Gewalt und wüsten Schrecken. Sie konnte das, weil sie sich in dem bewaffneten und besoldeten Pariser Straßenpöbel eine reale Macht geschaffen hatte, die dem Convent, den Girondisten fehlte. Zu spät wollten diese Letzteren sich auch zu Thaten ermannen, nachdem sie sich nur zu lange, wie auch seither noch gar oft geschehen ist, in dem Wahn gewiegt hatten, sie übten Thaten wenn sie Reden hielten. Rohe Gewalt im Namen der Commune geübt und durch die Häupter der Jakobiner geleitet, zwang (2. Juni 1793) den Convent selbst seine bisherigen Führer, die Girondisten, zu ächten und bald darauf den Tod der Verbrecher über sie ergehen zu lassen.

Auch die Jakobiner entwarfen nun ihre Verfassung. Was sie enthielt war vollkommen gleichgültig und wäre vollkommen gleichgültig geblieben, auch wenn der Convent nicht sofort den Entschluß gefaßt hätte sie vorläufig zu „verschleiern", das heißt außer Wirksamkeit zu setzen so wie sie verkündet war. Denn thatsächlich hatte Frankreich, schon seitdem die Generalstände zur constituirenden Versammlung geworden waren, gar keine Verfassung mehr. In immer steigendem Grade herrschten überall im Lande Willkür und rohe Gewalt; unerhörte Tyrannei der centralen Regierung und zügellose Anarchie konnten gleichzeitig neben einander hergehen, wie thatsächlich geschah, weil Alles davon abhing wo, in wessen

Digitized by Google

Händen, je nach Zeit und Ort, die reale Macht lag; welcher Willkür zu Gebot stand.

Von einer Theilung der Gewalten war nun nicht mehr die Re der Menschenrechte wurde vollends nicht weiter gedacht und am all wenigsten wurde das Recht des Widerstandes, der Empörung gegen T rannei anerkannt, von dem doch die Revolution ausgegangen war. sich etwas der Art erheben wollte, in der Vendée, in Lyon, in Toul wurde es, ohne irgend eine Regung von Erbarmen, in einem unabsehbar Meer von Blut erstickt; ja es kam eine Zeit, wo der Mord das einz Werkzeug wurde, das die Regierung anzuwenden wußte — die Herr Frankreichs zerfleischten sich unter einander, wie das Volk, das sie herrschten, — und alle Gewaltthaten der Machthaber hatten endlich n den einen Zweck, die eben herrschende Partei in dem Besitz der Macht behaupten, die sie nach so unermeßlichen geübten Freveln in der Th nicht mehr ohne Gefahr aus den Händen geben konnte.

Erschöpft, ermüdet, in dem Zustand der Abspannung, der stets a jede Ueberspannung folgt, nahm Frankreich wieder zu der Herrschaft ein Einzelnen, der aber nicht der alten Zeit angehörte, seine Zuflucht, u ließ es ohne Widerstand geschehen, daß diese Herrschaft eine unumschränk wurde. Das konnte um so leichter in das Werk gesetzt werden, da a früheren Institutionen vernichtet, aber keine neuen geschaffen waren. war nichts an ihre Stelle getreten. Napoleons Herrschaft konnte s gleichsam im leeren Raum einrichten und hatte dabei nur auf die ma riellen Interessen Rücksicht zu nehmen, welche die Revolution durch Aufhebung aller Zehnten und Frohnen und bei weitem, unberechenb mehr noch durch die Confiscation und den Verkauf der Güter des Ade und der Kirche geschaffen hatte. Diese Interessen zu schützen war ab für den neuen Herrn des Landes keine Schwierigkeit.

In dem leeren Raum wurde, so lange Buonaparte's Gewaltherrsch währte, nichts geschaffen, was eine fruchtbare und freie Entwickelung d gesellschaftlichen Zustände vermitteln konnte. Der Herr Frankreichs, d nur persönliche und dynastische Zwecke verfolgte, vollendete im Gegenth die despotische Centralisation der Verwaltung des Reichs und suchte s mit Absicht und Berechnung, durch künstliche Mittel zu dem zu mache was Ludwig XIV. ganz von selbst gewesen war: zum Beherrscher au der Bildung Frankreichs. Zu diesem Ende wurde die gesammte Erziehun des ganzen heranwachsenden Geschlechts einer einzigen „Universität" g nannten Behörde nicht sowohl anvertraut, als untergeordnet. Centralisi wie Polizei und Verwaltung wurde Erziehung und Bildung der gesammt Jugend von dieser Behörde oder vielmehr von dem geschmeidigen Dien Napoleons geleitet, der an ihrer Spitze stand. Der Lehrplan aller A

Digitized by Google

halten, von den wissenschaftlichen Facultäten bis zu den Dorfschulen herab, sofern es deren überhaupt gab, war von Regierungs wegen so genau vorgeschrieben, daß die Professoren an bestimmte Bücher gebunden waren, nach denen sie vortragen mußten. Das Studium der Philosophie wurde ein Gegenstand entschiedener Ungunst, das Studium der Geschichte auf das Auswendiglernen einer dürftigen Reihe von Thatsachen beschränkt. Man sollte sich nicht mit Dingen beschäftigen, die zu der verhaßten „Ideologie" führen konnten, sondern mit Mathematik, Physik, Chemie — mit Studien, durch welche die jungen Leute sich zu brauchbaren Werkzeugen bilden konnten, wie sie der Kaiser haben wollte — und in den unteren Schulen wurde Ergebenheit gegen den Kaiser und sein erlauchtes Haus nicht nur als die höchste Pflicht jedes Franzosen, sondern buchstäblich als Religion gelehrt.

Gern hätte dann Napoleon ein und anderes Institut der alten Zeit wieder hergestellt, aber so, daß sie, zwar vom alten Geist beseelt, eine neue Richtung nähmen. Er suchte einen neuen Adel zu schaffen, der eine gewisse Bedeutung haben und unterwürfig sein sollte wie der Hofadel Ludwigs XIV. — aber ihm unterthan, ihm mit Leib und Seele ergeben. — Er bemühte sich auch die Bedeutung des Papstthums und der römischen Hierarchie bis auf einen gewissen Grad wieder herzustellen, so weit nämlich als nöthig war, um ein wirksames Werkzeug in der Hand des Kaisers zu sein, der sich zum Oberherrn Europas erheben wollte. Natürlich rechnete er darauf, daß diese Macht, die er heben wollte, ihm dankbar mit Begeisterung zu Willen sein werde.

Im Uebrigen war er nur darauf bedacht zu zerstören, was seinen Plänen im Wege stand.

Außerhalb Frankreichs konnte auch von heilsamen Reformen kaum die Rede sein. Die Staaten, die von Napoleon abhängig geworden waren, hatten vollauf mit Organisation der Bataillone und Reiterschaaren zu thun, die der kriegerische Schutzherr immer von neuem forderte und auf ferne Schlachtfelder sendete. So ziemlich alles Andere mußte liegen bleiben. Die Staaten, die nicht einem förmlichen Vasallenverhältniß verfallen waren, mußten vor allem darauf bedacht sein, sich der Abhängigkeit zu erwehren und sich Waffen zu bereiten.

Nur in Preußen wurden, unter unendlichen Schwierigkeiten, in einer Zeit nationalen Unglücks, mit besonnener Energie Reformen durchgeführt, die das von Friedrich dem Großen begonnene Werk der Umgestaltung in mancher Beziehung vervollständigten und weiter führten — und in Rußland versuchte sich ein jugendlicher, wohlwollender Kaiser in Bemühungen, nicht nur die Verwaltung seines weiten Reichs zu verbessern, sondern auch die Culturzustände seines Volks überhaupt einer rascheren und schöneren Entwickelung entgegen zu führen. Die Pläne, die er auszuführen suchte, waren vielleicht nicht durchaus gereift, es lag ihnen nicht eine wirkliche

Digitized by Google

Kenntniß der Dinge zum Grunde — sie umfaßten vielleicht zuviel a einmal, wollten schneller als möglich ist zum Ziel gelangen und war nicht immer von folgerichtiger Energie getragen —: aber sie gingen u zweifelhaft von einem lobenswerthen Willen aus.

Doch auch hier war bald ein Stillstand geboten, wie sich Rußla tiefer und tiefer in den anfangs gesuchten und endlich unvermeidlich Kampf mit Napoleon verwickelt sah.

Napoleon wußte auch in seinem Untergang nicht zu erkennen, d ihn alle seine Berechnungen getäuscht hatten, weil er, seiner eigenen, der That unedlen Natur gemäß, nur eine und nicht die bessere Seite d Charakters der Menschen in Anschlag zu bringen wußte und dann de wieder, in unbewußtem Widerspruch mit sich selbst, von der niedrigst Selbstsucht eine Treue erwartete, deren sie nicht fähig ist. Die Stütze auf die er gerechnet hatte, versagten ihren Dienst. Die neue Aristokrat die er gegründet hatte, verließ ihn, um für sich selbst zu sorgen, so w das Glück sich wendete. Den Geist der römischen Hierarchie hatte er anderer Weise verkannt. Er hatte bereits erfahren müssen, daß sie zw wohl bereit ist sich mit jeder Macht zu gemeinschaftlicher Herrschaft z verbinden, niemals aber gesonnen ein willenloses Werkzeug zu werde Sie hatte sich schon früher gegen den maßlosen Druck seiner Willk empört.

Das Streben nach freieren Formen des politischen Lebens, das j lange Zeit ganz geschwiegen hatte, niedergehalten durch die Gewaltherrscha — und bei weitem mehr noch durch die rasche Folge gewaltsamer Ereig nisse betäubt, welche die allgemeine Aufmerksamkeit und Thätigkeit über wiegend, ja meist ganz, auf die auswärtigen Verhältnisse der Staate gelenkt hatte: dieses Streben erwachte wieder nach Napoleons Stur und trat in seine Rechte. Eigenthümlich ist der Zeit, daß es diesmal di Regierungen waren, die ihn wach riefen. Schon die Reformen Steins i Preußen waren freiwillig vom Thron herab verfügt worden, ohne da in dem Augenblick ein reges Bewußtsein der Bevölkerung sie geforder hätte. Auf dem Wiener Congreß veranlaßte dann, während Oesterreich und England widerstrebten, vor allen der Kaiser Alexander umfassend Erklärungen, die wenigstens allen Staaten deutscher Zunge ständische Ver fassungen versprachen, worunter zur Zeit parlamentarische verstanden wurden.

Der Sinn für solche erweiterte Formen des politischen Lebens regte sich anfänglich nur in ziemlich engen Kreisen, dessen muß sich ein jeder erinnern, der diese Zeiten erlebt hat, und diese Kreise erweiterten sich auch nur in einzelnen Theilen Deutschlands, rasch und in lebendiger, aber ziemlicher unfruchtbarer Weise. Im Norden namentlich fand er nur lang-

Digitized by Google

zum Eingang. Es wäre hier nicht schwer gewesen immer leitend an der Spitze der Zeit zu bleiben wie in den Tagen Friedrichs des Großen.

Ueberall aber stießen die Versuche, parlamentarische Verfassungen in einen heilsamen Gang zu bringen, auf lähmende Mißverständnisse und ungeahnte Schwierigkeiten, die ihren Grund, wie jetzt, nach den weiteren Erfahrungen eines halben Jahrhunderts sehr leicht nachzuweisen ist, vorzugsweise in einer mangelhaften politischen Bildung hatten.

In Frankreich freilich hatten die Schwierigkeiten, die der alten, neu gewordenen Regierung entgegentraten, nur zu sehr eine reale Grundlage von großer Tragweite. Die Bourbons fanden, als sie zurückkehrten, nicht mehr den leeren Raum, in dem Napoleon seine Herrschaft ganz willkürlich hatte einrichten können; sie fanden eine Organisation vor, die eine wirkliche Macht geworden war, und die von der Revolution geschaffenen materiellen Interessen hatten für sie eine ganz andere Bedeutung als für ihn. Und dann kamen sie auch nicht allein zurück. Eine politische Partei, dem übrigen Frankreich fremd und Feind, erschien mit ihren weit reichenden Ansprüchen als ihr Gefolge.

So standen die Bourbons in Frankreich in ungemein schwieriger Lage zwischen zwei unversöhnlichen Parteien, deren keiner sie sich ohne Einschränkung anvertrauen konnten, von deren keiner sie sich unbedingt lossagen durften, während jede von ihnen verlangte, daß die Regierung sich ihr ohne Rückhalt anschließen und die Gegenpartei ganz unbeachtet lassen, ja feindlich behandlen solle.

Der alte Adel Frankreichs zeigte sich ganz von dem Geist beseelt, den er vor dem Ausbruch der Revolution in den Versammlungen der Notablen offenbart hatte, wie später in den Intriguen zu Versailles, mit denen man der Nation Herr zu werden hoffte, und in den Kreisen der Emigrirten. Es war zwar sehr viel von Ergebenheit und Aufopferung, von ritterlicher Treue, dem heiligen Ludwig und dem weißen Federbusch Heinrichs IV. die Rede — und dieser geräuschvollen Begeisterung lag auch wirklich etwas Wahres zum Grunde, denn die Herren hatten doch Besonnenheit genug zu sehen, daß ihre Ansprüche nur unter dem Schutz des alten Herrscherhauses irgend eine Aussicht haben konnten zur Geltung zu kommen —: eigentlich aber und in wirklichem Ernst lag ihnen nur die Weltordnung der Zeit vor der Revolution am Herzen. — Man gefiel sich darin, jede unbequeme Erörterung kurzweg dadurch zum Schweigen zu bringen, daß man diese zurückgewünschten Zustände für göttliche Weltordnung erklärte, auf welcher die Weihe der Religion ruhe. Die Bourbons aber waren diesen ritterlichen Anhängern des Alten in der That nur als die natürlichen, und wie sie die Sachen ansahen, als die verpflichteten Vertreter dieser früheren Zeit, dieser vergangenen Ordnung der Dinge etwas werth.

Ganz in demselben Geist, der den Adel zu Anfang der Revolution

fordern ließ, der König solle für ihn und seine Rechte in die Schrank
treten, für ihn und seine Rechte kämpfen gegen den Strom der Zeit, v
langte er auch jetzt wieder, die Regierungsgewalt sollte ohne Einschränku
in seine und seiner Anhänger Hände gelegt werden; die Krone solle f
ihn eintreten und ihm rücksichtslos zu dem verhelfen, was er als se
Recht betrachtete; die eifrigsten der Herren verlangten außerdem auch n
das legitime Königthum solle strafen und die alte Ritterschaft des Reic
an den Anhängern der Revolution rächen.

Daß die Dynastie ihr eigenes Dasein auf das Spiel setzte, wenn
diesen Wünschen gerecht werden wollte, das wollte man nicht einräume
Die Partei hatte zwar Jahrzehnte über, auf sich selbst angewiesen, g
nichts vermocht gegen Republik und Kaiserreich, aber sie war dennoch w
davon entfernt die eigene Ohnmacht zu erkennen oder vollends ein
gestehen. Sie wollte nicht sehen, daß der König etwas dabei wagte, we
er sich ihr unbedingt in die Arme warf und den Versuch machte Fran
reich als ihr Bevollmächtigter zu beherrschen. Im Gegentheil; nur dar
daß sie sich ihren „wahren Freunden" anvertraute, konnte die Dynast
Sicherheit finden. — Und endlich — wenn auch! — sie mußte das a
jede Gefahr hin thun! — Denn das legitime Königthum war ja nic
blos um sein selbst willen da; es war wesentlich da, um auch die legitim
Weltordnung herzustellen und zu erhalten; um „Rechte zu schütze
die eben so geheiligt sind als seine eigenen." Das war sei
Bestimmung, seine Pflicht! — Und wenn es die nicht that, welchen Wer
konnte es dann noch haben!

Auch wurde die gesammte Partei sehr böse, sobald die Krone si
nicht unbedingt ihrem Gebot fügen und eine eigene Politik verfolgen wollt
Es kam dann wohl eine wirklich giftige Stimmung zum Vorschein; beso
ders mit der Ehrfurcht vor dem Enkel des heiligen Ludwig war es i
solchem Fall wie mit einem Zauberschlag vorbei, und man sprach in de
aristokratischen Kreisen dann selbst in wegwerfender Weise von den Bour
bons. Die Herren wußten eigentlich wenig von der Geschichte Frankreich
und legten sich das Wenige, was sie davon wußten, nach den Bedürfnisse
des eigenen Dünkels zurecht. Sie hielten sich die Einsicht fern, daß d
alte, fürstliche Adel Frankreichs, der sich in der That dem König eber
bürtig glauben durfte, längst theils ausgestorben, theils vernichtet wa
daß selbst der vornehme Hofadel der letzten Jahrhunderte, seiner A
stammung nach dem kleinen, ritterbürtigen Adel angehörte; man wollt
keinen Unterschied sehen zwischen den ehemaligen großen, mit landesherr
lichen Rechten ausgestatteten Lehnsträgern der Krone und den ehemalige
Vasallen dieser Kronvasallen; die gesammte Ritterschaft Frankreichs wähnt
sich dem königlichen Hause ebenbürtig und trug ihre Ansprüche nicht selte
mit einer überraschenden Sicherheit der Ueberzeugung zur Schau. Wa
man verstimmt in diesen Kreisen, unzufrieden mit dem Gang der Regierung

Digitized by Google

dann wurden Klagen über den Undank der Bourbons laut. „Die Bourbons waren unseres Gleichen; wir haben sie zu Königen von Frankreich gemacht und welchen Dank haben wir je geerntet? — Sie sind immerdar darauf bedacht gewesen unsere Rechte zu schmälern, sie haben die unteren Stände, die Städte zu heben gesucht, um an ihnen eine Stütze gegen uns zu finden; sie haben sich zu unumschränkten Herren von Frankreich gemacht und uns unterdrückt" — so äußerten sich dann nicht blos die vornehmen Herren der Vorstadt St. Germain, sondern auch ganz unbedeutende kleine Landedelleute, deren Namen kaum in dem allerengsten Kreise bekannt war.

In solcher Verstimmung war man dann natürlich nicht entfernt geneigt sich dem königlichen Willen, wenn auch trauernd, doch ohne Widerrede zu unterwerfen, wie etwa ein unerfahrener Zuschauer erwarten konnte, der die Lehre von dem unbedingten Recht des legitimen Königthums buchstäblich genommen hätte, ohne das politische System zu dem sie gehörte, in seiner Gesammtheit zu erwägen. Man stand dann gar nicht an sich in zürnender Opposition gegen die Regierung aufzulehnen, und blieb sogar so wenig als irgend eine andere Partei bei einem blos parlamentarischen Widerspruch stehen. Trotz aller Ritterlichkeit griffen diese entschiedenen Royalisten dann zu allen Mitteln den König ihrem Willen zu unterwerfen, und wenn sie revolutionairer Art sein oder einer unsauberen Intrigue gleichen sollten. Mehr als ein Mal war sehr ernsthaft davon die Rede Ludwig XVIII. — den ältesten Enkel des heiligen Ludwig, den legitimen Erben jenes viel besungenen weißen Federbusches Heinrichs IV. — unter eine Regentschaft zu stellen oder ganz abzusetzen, wenn er sich nicht fügen wollte.

So lange die Regierung der Bourbons eine besonnene blieb, konnte sie nicht daran denken, sich ausschließlich auf diese Art von Royalisten zu stützen und ihnen den Willen zu thun. Denn diese Partei war ersichtlich die außer allem Verhältniß schwächere im Lande, und dennoch entschlossen vollkommen rücksichtslos gegen die ganze übrige Bevölkerung zu verfahren. Man müßte auf alle Einzelnheiten des täglichen Lebens eingehen, um sich Rechenschaft davon zu geben, wie weit ihre Ansprüche reichten. In den Kreisen der Landedelleute, die noch weniger in der Welt Bescheid wußten als die vornehmeren Herren in der unmittelbaren Umgebung des Hofs, verirrten sich die Vorstellungen von dem, was nun an der Tagesordnung sein sollte, nicht selten in das vollkommen Abenteuerliche. Es ist der Fall vorgekommen, daß ein emigrirter Edelmann, der zurückkehrte, den Versuch machte, sich ohne alle weiteren Formalitäten, mit den Waffen in der Hand, wieder in Besitz seiner confiscirten und verkauften Güter zu setzen, und den neuen Besitzer daraus zu vertreiben. Er hielt dies Verfahren für selbstverständlich, und war empört darüber, daß ihm unter dem hergestellten legitimen Königthum bei solchem Beginnen Schwierigkeiten in den Weg

Digitized by Google

gelegt wurden. War er doch mit dem König und wie der König wieder in seine Rechte eingetreten! Andere, die nicht ausgewandert, oder bei Zeiten heimgekehrt, im Besitz ihrer Güter geblieben waren, erließen sofort an die Bauern, ihre ehemaligen Unterthanen, aus eigener Machtvollkommenheit den Befehl, Zehnten zu entrichten und Frohnarbeiten zu leisten wie in den Tagen vor der Revolution; — und nicht ganz selten war in den ersten Zeiten der Restauration der Fall, daß Landedelleute die Entrichtung der Steuern verweigerten, weil der Adel steuerfrei sei.

Aber eben so wenig konnten die Bourbons sich ganz von dieser Partei lossagen, wie oft genug in thörichter Unbedingtheit von ihnen gefordert worden ist. Denn abgesehen selbst von allen Erinnerungen, von allen gemeinschaftlichen Erlebnissen und Interessen, von allen persönlichen Verpflichtungen der Prinzen des königlichen Hauses gegen so manchen würdigen Mann aus ihren Reihen, waren sie wenigstens gewiß, daß sie selbst in der Weltordnung der Anhänger der alten Zeit ein unbedingt nothwendiges Element seien. Mochten die Royalisten auch übler Laune sein, sie konnten sich nie von dem alten Regentenhause lossagen, sie wußten, daß ihre politische Bedeutung als Partei mit diesem Hause stand und fiel.

Das mußte um so schwerer in das Gewicht fallen und für die Bourbons ein Gegenstand ernster Erwägung werden, da die entgegengesetzten aus der Revolution hervorgegangenen Parteien, in ihren verschiedenen Abstufungen, keineswegs durch ein ähnliches Band innerer Nothwendigkeit mit ihnen verbunden waren. Für diese Parteien war das alte Regentenhaus einfach eine Regierung wie jede andere; eine Regierung, die man sich ohne Begeisterung oder Anhänglichkeit gefallen ließ und unterstützte, so lange das zweckmäßig und den eigenen Interessen zu entsprechen schien — von der man sich aber ohne inneren Kampf lossagte, ohne daß sich in der eigenen Brust ein Zweifel regte, sobald das nicht mehr der Fall war.

Diese mehr oder weniger liberalen Parteien konnten sogar, selbst wenn sie den Bourbons gegenüber vollkommen redlich waren, ihre Herrschaft überhaupt nur unter bestimmten Bedingungen annehmen. Denn die aus der Revolution hervorgegangenen Interessen waren sehr umfassend, sie waren mächtig geworden, und einleuchtend war, daß die Regierung der alten, heimkehrenden Dynastie sie nicht durch ihr bloßes Dasein sicher stellte, wie ein von der Revolution selbstgeschaffene Herrschaft nothwendiger Weise und unbedingt that, welcher Art sie auch sonst sein mochte. Die Beseitigung aller Feudallasten und der gesicherte Besitz der sogenannten Nationalgüter, jenes confiscirten und verkauften ehemaligen Eigenthums des Adels, der Klöster und Bisthümer, das waren die materiellen Errungenschaften, um die es sich handelte, und ganz Frankreich sah die Bourbons umgeben von einer Partei, die allen diesen Interessen feindlich gegenüber stand, die nicht weniger ihrem eigenen Wesen nach der bürgerlichen Gleichberechtigung Aller abgeneigt sein mußte. Dieser Partei, und auch der

Digitized by Google

persönlichen Beziehungen und natürlichen Neigungen des alten Regentenhauses gegenüber, bedurfte das neue Frankreich bestimmter Bürgschaften, um sich beruhigt zu fühlen, und die konnten, wenn sie wirklich beruhigen sollten, nur in den Mitteln sich zu vertheidigen bestehen. Das war es, was politische Freiheit, eine parlamentarische Verfassung zu einer Nothwendigkeit machte. Sonst, und wenn nicht solche Rücksichten walteten, wäre sie das nicht gewesen. Die allgemeine bürgerliche Gleichheit, die Verwischung jedes Standesunterschiedes, das waren Dinge, die der großen Masse der Franzosen am Herzen lagen; sie fühlten sich gereizt und empört nicht nur durch jeden Versuch daran etwas zu ändern, sondern selbst durch jede Erinnerung an frühere Verhältnisse; dafür sorgten plebejische Eitelkeit und Neid, selbst da wo ein echter Stolz fehlte. Nur eine Art von Ausnahmen war die Menge geneigt zu gestatten; wenn ein Emporkömmling aus ihrer Mitte jemand, in dem sie selbst sich verkörpert glauben konnte, als großer Herr über den alten Adel erhoben schien, und ihn mißhandlen durfte, das ließ man sich gefallen; da sah man lächelnd zu. So leidenschaftlich aber das Volk an dieser Art von Gleichheit hing, so wenig war der Sinn für politische Freiheit verbreitet. Dem unbefangenen Beobachter konnte kaum entgehen, daß die parlamentarische Verfassung in der That im Lande zur Zeit nur sehr schwache Wurzeln habe und unter gewissen Bedingungen sehr leicht zu beseitigen sei.

Das heißt eine glänzende Regierung, die aus dem neuen Frankreich hervorgegangen, ihm angehört und seine Interessen nicht nur sicher gestellt, sondern vertreten, und den Anhängern der Revolution und des Kaiserreichs ihre gebietenden Stellungen, ihre reich ausgestatteten Verhältnisse, den jüngeren unter ihnen ihre Hoffnungen wiedergegeben hätte, konnte sehr bald ohne Bedenken wieder über alle parlamentarischen Formen und Rechte hinweg gehen und sich einer unumschränkten Herrschaft bemächtigen. Frankreich wäre zufrieden gewesen. Die Wenigen, die dort grundsätzlich den liberalen Ideen anhingen, hätten nichts gegen eine solche Regierung vermocht; die Menge hätte sie nicht unterstützt.

Die Bourbons freilich vermochten, aus den schon angeführten Gründen, nichts der Art; ihnen gegenüber waren die Liberalen eine selbständige Macht, die auf eine sichere Stütze in der Masse des Volks rechnen konnte, und mit der die Regierung rechnen mußte. Um so mehr da die Krone ihrer bedurfte, wenn sie nicht der Herrschaft der Royalisten verfallen wollte, ja wenn die Dinge überhaupt gehen sollten. Wenn man erfahrene Beamte haben wollte, mußte man sie großentheils in den Reihen der Liberalen und Imperialisten suchen, und was gewiß nicht von geringerer Bedeutung war, auch die Offiziere der alten, napoleonischen Armee mußten vielfach wieder angestellt werden, wenn das neue Heer nicht von ehemaligen Emigrirten, von abgelebten Greisen oder unmündigen Knaben geführt, auf lange Zeit hinaus unbrauchbar bleiben sollte.

Digitized by Google

Und doch konnten und durften die Bourbons den liberalen Partei nicht trauen, die ihnen gegenüber, im besten Fall gleichgültig wie schon g sagt, zum großen Theil aber auch in der That nicht unbedingt redli waren. Es handelte sich auch hier nicht blos um Grundsätze, sonde vielfach auch um unheilbar verletzte persönliche Interessen und ein unve söhnliches Gefühl persönlicher Zurücksetzung. Alle die großen Herren ni nur, sondern auch die zahlreichen Generale und Beamten des Kaiserreich hatten unermeßlich viel verloren; ihre Dotationen, die Majorate, die ihne Napoleon auswärts, in Deutschland und Italien verliehen hatte, ih Stellen in den verlorenen Provinzen, das Alles war dahin und der Ve lust wurde leidenschaftlich empfunden. Selbst die gesellschaftliche Stellun dieser ganzen Reihe zum Theil bedeutender Männer war durchaus ve ändert. Selbst diejenigen unter ihnen, die in das neue System aufg nommen wurden, konnten sich darin nicht wohl und einheimisch fühle Gewohnt an der Spitze Frankreichs zu glänzen und auf den alten Ad Frankreichs als auf eine vergessene Coterie ohne Bedeutung hinab zu sehe mußten sie sich nun ihrerseits in eine untergeordnete Stellung fügen, un vielfach empfinden, daß sie nur geduldet, nicht ebenbürtig geachtet seie Und wie viele Andere sahen sich ganz aus der gewohnten Lebensregio verdrängt. Der Ingrimm war erklärlich!

Alle diese ehemaligen Diener des Kaiserreichs, einer Herrschaft grenze loser Willkür, diese Leute, die bis dahin selbst rücksichtslose Despoten ge wesen waren, wo sie konnten, und bis zur Niederträchtigkeit unterwürfig wo sie mußten, schlossen sich nun, als falsche Elemente, der liberale Partei an und bildeten sogar deren entschiedensten Bruchtheil. Natürlic war es ihnen nicht um die Grundsätze des Liberalismus zu thun, sonder um die Mittel die Herrschaft der Bourbons zu untergraben, dieses Regenten haus zu stürzen und eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen in der sie wieder die Hauptrolle spielen könnten. Die Opposition wa folgerichtig ihr Element und sie gingen mit unredlicher Berechnung i der Forderung liberaler Zugeständnisse so weit, daß die Regierung ihne nicht folgen konnte, wie sie wohl wußten, daß sie selbst niemals in de Fall kommen konnten sich befriedigt erklären zu müssen. Und sie kannte die Mittel, das leicht erregte Mißtrauen der Masse gegen die Vertreter de alten Zeit, des ancien régime, stets wach zu erhalten, wie die Erinne rungen der alten, in ihre heimathlichen Dörfer zurückgekehrten Soldate an die glänzenden Tage des siegreichen Kaiserreichs. — Einige unver besserliche doctrinäre Republikaner, wie der unverbesserlich beschränkt Lafayette, schlossen sich ihnen auch noch an und steigerten die Schwierigkeiten der Lage, ohne zu begreifen, daß sie in diesem unredlichen Bündniß mi klügeren Leuten im Fall des Gelingens gewiß wieder die Betrogenen sein mußten.

So stand es in Frankreich. Die Schwierigkeiten, die in Deutsch-

Digitized by Google

land einer gedeihlichen Entwickelung der zum Theil übereilt eingeführten parlamentarischen Verfassungen im Wege standen, waren anderer Art und hatten weniger zu bedeuten. Sie hatten eigentlich keine oder nur eine sehr beschränkte reale Grundlage, und eben so wenig handelte es sich hier um so unheilbar geschädigte persönliche Interessen. So fehlte denn hier die nachhaltige Leidenschaftlichkeit des Kampfs. Man drehte sich in doctrinären Bestrebungen herum, die von einer einseitig beschränkten Ansicht beherrscht wurden. Denn die deutschen Liberalen jener Tage, die als Vertreter der neuen Zeit das Wort führten, hatten eigentlich keine eigene politische Theorie; ihre Ansichten waren, so ziemlich ohne alle tiefer gehende Kritik, den französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts entlehnt, ja es wäre unter ihnen wohl mancher namhaft zu machen, der sich mit einem fernen und dürftigen Nachhall der Lehren dieser Philosophen begnügte, und seine politischen Ueberzeugungen aus den Quellen schöpfte, die zunächst zur Hand waren —: aus den französischen Kammerdebatten und den Leitartikeln der liberalen französischen Zeitungen.

Die Forderungen, welche die Abgeordneten des deutschen Volks in den Parlamenten der kleinen Staaten den Regierungen stellten, hatten eine zweifache doctrinäre Grundlage, die aber vorausgesetzt wurde, ohne daß man sie förmlich ausgesprochen hätte, und von deren eigentlichem Wesen man sich in der politischen Unerfahrenheit jener Tage auch wohl nicht vollständig Rechenschaft zu geben wußte.

Einmal blieb man bei der Ansicht vom Staat und seiner Aufgabe stehen, die man bei den französischen Staatsphilosophen vorfand und die sich in den „Menschenrechten“ der Revolution aussprach; man nahm sie als unwiderleglich festgestellt an, ohne sie zu erweitern. Der Staat war auch nach der Theorie der deutschen Liberalen nur ein Verein, der die Bestimmung hat jeden Einzelnen in seinem Privatleben sicherzustellen und seinen unmittelbar persönlichen Zwecken zu dienen — und da man diesem Verein keinen höheren Beruf zuerkannte, blieb durchaus die Ansicht herrschend, daß er von dem einzelnen Staatsbürger nicht für sich selbst, sondern gleichsam nur im Interesse anderer Staatsbürger etwas zu fordern habe; nur in diesem Sinn Beschränkungen und Pflichten auferlegen könne. Ja, wenn man streng folgerichtig sein wollte, hätten diese Pflichten eigentlich nur negativer Natur sein können; sie hätten nur darin bestehen können, daß man Ein und Anderes unterlassen müsse, um nicht die Rechte seiner Mitbürger zu verletzen. Die Pflicht einer That für die Gesammtheit war aus den maßgebenden Grundlehren der Schule nicht zu folgern.

Dann aber auch vermochten die deutschen Liberalen sich trotz aller modernen, von Montesquieu und seinem Anhang, oder selbst der Theorie der nordamerikanischen Freistaaten entlehnten Ideen, in Wahrheit doch nicht von den Ueberlieferungen des Mittelalters zu befreien. Sie wußten die Regierung, der sie sich einfügen sollten, nicht als eine parlamentarische

Digitized by Google

aufzufassen, und glaubten sich selbst zu einer ständischen Thätigkeit i Sinn einer vergangenen Zeit berufen. Weit entfernt, sich zu sagen, d sie bestimmt sein könnten sich als Parlament neben die Räthe der Kro zu stellen und mit ihnen vereint die Gesammtheit der Regierung d Landes zu bilden, hielten sie es für ihre Pflicht, sich in der Weise ein ständischen Versammlung der Regierung als eine gesonderte Macht, der Aufgabe eine wesentlich andere sei, gegenüber zu stellen, sie mißtrauisch überwachen, in der Voraussetzung, sie sei stets zu „Uebergriffen" berei sie möglichst zu beschränken, die Rechte der Staatsbürger, der Unterthan eifersüchtig zu wahren und zu vertheidigen, ja so viel als möglich zu e weitern. Das war ihre Aufgabe, wie sie die Dinge ansahen; dazu glaubt sie sich von ihren Wählern beauftragt und bevollmächtigt. Die Oppositi war ihr eigentlicher Beruf, — und es ist merkwürdig, in welcher kin lichen Weise damals die Opposition an sich, ganz abgesehen von de Gegenstand, auf den sie sich etwa bezog, in den liberalen Kreisen als e Verdienst angesehen wurde; wie bereitwillig und freudig man jeder lib ralen Opposition beistimmte, ohne ihren Inhalt sonderlich zu prüfe Wer Opposition machte, hatte in den Augen der Menge als Abgeordnet seine Pflicht gethan; Opposition und nur Opposition war das Mittel ; großer Popularität zu gelangen. Wer mit der Regierung stimmte, ve fiel schon dadurch dem Verdacht des Servilismus und der Stellenjäger Man zweifelte, daß er wirklich eine Ueberzeugung habe.

Da man keinen anderen Beruf der Regierung anerkannte als de jede Störung von dem Privatleben des Einzelnen abzuwehren, war natürlich, daß man, wie zu der Zeit in Deutschland ziemlich allgeme geschah, eine bestimmte Form der Regierung als das Letzte und Höch ansah, das zu erstreben sei, ohne sich mit der Frage zu beschäftigen, was dan in dieser Form der Inhalt des Lebens sein solle und in wiefern diese a Gründen einer abstracten Lehre geforderte Form geeignet sei, eine würdi Entwickelung des sittlichen und Culturlebens der Völker zu verbürge Die deutsche Theorie bildete die Idee des sogenannten „Rechtsstaates" au die man aus den wissenschaftlichen Werken jener Tage kennen lerne muß, etwa aus den Werken eines Rotteck und Welcker, die sie in flachst Verflachung vortragen — oder besser aus Zachariäs „Vierzig Bücher vom Staat", die damals eine gewisse Geltung hatten. Dieser Recht staat sollte der gerade Gegensatz des „bevormundenden Polizeistaats" werde und um diesen Gedanken folgerichtig durchzuführen, glaubte man die Th tigkeit der Regierung — gleichviel welchen Antheil die Vertreter des Vol an ihr haben, oder wie sie sonst beschaffen sein mochte — ja wenn s eine republikanische wäre, auf ein möglichst enges Feld beschränken z müssen. Die Regierung sollte eigentlich im Innern des Landes weiter ga nichts thun, als die Rechtspflege sicherstellen, um alles Uebrige, na mentlich um die Culturverhältnisse, hatte sie sich gar nicht zu kümmer

Digitized by Google

denn wenn sie hier eingreifen, geistige und sittliche Bildung fördern wollte —: das war Bevormundung. Ob ein Volk überhaupt ein civilisirtes sein will oder nicht, das muß seinem Belieben anheim gestellt bleiben. Was nach dem Ermessen des Volks oder vielmehr der einzelnen Individuen in größerer oder geringerer Anzahl für Volkserziehung und Gesittung, für Kunst und Wissenschaft geschehen mußte, war dem Privatleben, der freien Thätigkeit einzelner, oder freien Verbindungen mehrerer zu bestimmten Zwecken zu überlassen, oder wenn das nicht streng durchzuführen war in unserem alten Europa, mußte wenigstens mit der Sorgfalt des Mißtrauens dafür gesorgt werden, daß die Lehr- und Bildungsanstalten nicht der Bevormundung des Staats verfielen. Auch die sehr beliebte Lehre von der Unabhängigkeit der Kirche — das heißt nicht nur des Glaubens, sondern auch aller Hierarchien und ihrer in das bürgerliche Leben eingreifenden Thätigkeit — vom Staat, ist diesem Kreise von Vorstellungen entnommen. Man berief sich schon damals gern auf das Beispiel der nordamerikanischen Freistaaten, in deren Bundesverfassung allerdings von einer Förderung der geistigen und sittlichen Interessen nicht die Rede ist.

Da aber selbst die Theorie dieses dürftige Schema nicht für unbedingt durchführbar halten konnte, entsagte sie dem Anspruch auf strenge Folgerichtigkeit, und räumte ein, daß die Regierung sich unter Umständen — unter gewissen Bedingungen und mit gewissen Einschränkungen — aus Zweckmäßigkeitsgründen, nebenher auch noch mit anderen Dingen befassen dürfe als mit der Sicherstellung der Rechtspflege, obgleich das eigentlich ihr Beruf nicht sei.

Thatsächlich gingen die ziemlich ohnmächtigen Bestrebungen der deutschen Parlamente dahin, die Regierung zu beschränken und die eigene Macht zu erweitern, großentheils ohne daß sie dabei ein recht bestimmtes Ziel im Auge gehabt hätten. Die Forderungen wurden meist in die Worte zusammengefaßt, der Constitutionalismus solle eine Wahrheit werden, und man übersah dabei, daß das Ideal, nach dem man strebte, in kleinen, ihrer Natur und Lage nach von äußeren Einflüssen abhängigen Staaten, überhaupt nicht unbedingt zu verwirklichen sei. Auch fehlte es nicht an einzelnen Enthusiasten, die, verstimmt und unzufrieden mit dem Bestehenden, noch weiter über alles Erreichbare hinaus strebten, denen die parlamentarischen Verfassungen, in denen sie sich vorläufig bewegten, nur als Waffe galten, als Mittel, die Ausführung umfassenderer Pläne einzuleiten. Unerfahren in der politischen Welt, wußten diese weitstrebenden Liberalen die Bedeutung der thatsächlichen, wirklichen Macht auf diesem Gebiet nicht nach Gebühr zu würdigen und täuschten sich leicht darüber, daß die Einigung Deutschlands nicht von einem Kleinstaat aus zu bewirken sei und die Republikanisirung noch viel weniger.

Da nun andererseits die Regierungen ihren Staaten die parlamen-

tarischen Verfassungen, die nach und nach zu Tage kamen, meist nur der Voraussetzung verliehen hatten, daß dadurch in den bestehenden Z ständen nichts Wesentliches geändert, ihre eigene dynastische Machtvollko menheit nicht wirklich geschmälert werden solle, widersetzten sie sich ni blos den etwas phantastischen Forderungen der Stände, die mitunter v kamen, sondern sie suchten überhaupt Verhandlungen und Beschlüsse ihr Willen zu beugen oder in das Leere abzulenken. So wurden denn Ergebnisse des parlamentarischen Treibens in Deutschland lange Ja über weder sehr bedeutend noch sehr ersprießlich und fördernd.

Daß Oesterreich die Einführung parlamentarischer Verfassungen, Duldung eines freieren Geistes auf dem europäischen Festlande sehr u gern sah und zu hintertreiben suchte, ließe sich natürlich genug erklär selbst abgesehen von der engherzig und beschränkt despotischen Gesinnu des Kaisers Franz, und dem Verlangen der Aristokratie sowohl als überaus zahlreichen Beamtenwelt, sich im Besitz der Macht und aller sellschaftlichen Vortheile zu behaupten. Das österreichische Reich, dem Grundlage einer Nationalität fehlte, dessen Länderbestand lediglich du den Gang der politischen Begebenheiten, nicht durch eine innere Nothwe digkeit zusammengefügt war, schien wenig geeignet, sich zu einem par mentarischen Gesammtstaat zu gestalten. Man mußte fürchten, daß verschiedenen, einander fremden Völkerschaften, die in den weiten Provinz einheimisch waren, und großentheils nur zu dem regierenden Hause, ni unter sich Beziehungen hatten, auseinander streben würden, wenn aus dem regungslosen politischen Schlummer erwachten, in dem man zu erhalten suchte. Doch blieb dieses Bedenken, so nahe es auch lieg mochte, wie es scheint dem Gedankenkreise der österreichischen Staatsmänn fremd. Man wurde einfach durch das entschiedene Verlangen bestimm in den hergebrachten Zuständen, als den allein berechtigten, ungestört wei zu leben und daran durch Revolutionäre und Jakobiner nicht rütteln lassen.

Das aber wurde damals wie auch später sehr wohl erkannt Oesterreich, daß das eigene System unbedingter Erhaltung des eben B stehenden selbst in den eigenen Staaten unhaltbar werden mußte, we man damit isolirt blieb mitten in Europa. — Daß man sich der V breitung und thatsächlichen Anwendung der modernen Staatsidee auch au wärts mit allen Mitteln widersetzte, war einfach folgerichtig und du die eigenen Zustände geboten.

Auch daß England sich der Verbreitung liberaler Prinzipien zu wide setzen suchte, hatte seine in der Lage der Dinge gegebenen Gründe u durfte nicht befremden. Schon von den Zeiten der Constituante an ha alles, was in England an den bestehenden gesellschaftlichen und politisch Zuständen hing und vor allem die conservative Partei, die zur Zeit der Spitze der Regierung stand, in den Grundsätzen der französisch

Revolution eine dem Wesen der englischen Verfassung feindliche Lehre erkannt. Die englische Verfassung war empirisch entstanden, sie war nur durch ihre Geschichte zu rechtfertigen; sie war überall beflissen von dem positiven Recht, im juristischen Sinn des Wortes, auszugehen; sie kannte nur eine moralische Würde des Staatsbürgers, nicht des Menschen, nur politische Rechte des Vollbürgers, des Freilehnbesitzers; selbst das Wort Freiheit wurde umgangen und gemieden; man sprach von den Freiheiten, von den Vorrechten eines Engländers. — Den neuen Lehren zufolge, denen Frankreich huldigte, sollte dagegen ein Staatswesen gegründet werden, das ohne alle und jede Rücksicht auf die gegebenen Zustände und bestehenden Gesetze einzig und allein ein unabsehbares und zugleich sehr dehnbares Vernunftrecht anerkennen wollte, das dabei von dem Gedanken ausging, daß der gesammte Gang, den die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse bis auf den Tag der Eroberung der Bastille herab genommen hatte, lediglich eine verwerfliche Verirrung gewesen sei; ein Staatswesen, das Alles in Frage stellte. — Der Gegensatz wurde dadurch geschärft, daß auch die fanatischen Republikaner in Frankreich das volle Verständniß dafür hatten, erst den Kampf mit England muthwillig herausforderten und dann die wildesten revolutionären Elemente, die sich dort in dem feindlichen Inselreich finden ließen, aufsuchten und zu ruchloser Empörung, zur Vernichtung des Bestehenden aufzustacheln suchten. So hatte sich England der Revolution zu erwehren, sein anerkanntes Staats- und Völkerrecht zu vertheidigen. Schon hatten erschreckte Liberale wie Burke sich von ihren bisherigen Parteigenossen losgesagt, um sich der Erhaltungspartei anzuschließen. Der fortgesetzte Kampf mit Frankreich befestigte diese Partei im Besitz der Regierungsgewalt und trug nicht wenig dazu bei, ihre Grundsätze zu größerer Schärfe und Bestimmtheit auszubilden als sie früher hatten. Die Aristokratie Großbritanniens war dahin gekommen, die Sache des verfolgten und mißhandelten französischen Adels in mancher Beziehung als die eigene anzusehen — ja sich selbst als Haupt, Vertreter und Schirmvoigt der europäischen Gesammt-Aristokratie, als den natürlichen Schirmvoigt der geschichtlich begründeten Weltordnung, die von der französischen Revolution angefochten wurde.

Jetzt, nach dem hergestellten europäischen Frieden waren dieselbe Partei, dieselben Staatsmänner im Besitze der Staatsgewalt in England. Der erfochtene Sieg sollte, nach ihrem Willen, ein Sieg der europäischen Aristokratie, der alten Zeit über die neue sein. In demselben Geist, in dem sie sich vor allem bemüht hatten, die Bourbons auf den Thron Frankreichs zurückzuführen, widersetzten sie sich der Einführung parlamentarischer Verfassungen, in der sie nur eine Verbreitung der Grundsätze der französischen Revolution sahen.

Die Frage, was Rußland veranlassen konnte, an dem Prinzipienstreit Theil zu nehmen, der das mittlere und westliche Europa bewegte, und

Digitized by Google

zwar als maßgebende, bestimmende Macht, sich erst an die Spitze der ei
Partei zu stellen, dann an die Spitze der anderen — aber immer
Schirmvoigt und Führer —: diese Frage könnte in wenigen Worten
antwortet werden. Doch sind diese wenigen Worte nur durch einen R
blick auf die Vergangenheit Rußlands zu rechtfertigen — den wir
ohnehin nicht erlassen können, wenn wir die Gegenwart des großen S
wenreichs verstehen wollen.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Das alte Rußland.

Erstes Capitel.

Die frühesten Nachrichten von den Slawen; — Verschiedenes Schicksal der West- und Ostslawen; — Finnen und Slawen im heutigen Rußland; — Gründung des russischen Reichs durch Normänner; — Einführung der christlichen Religion; — Theilungen des Reichs und wiederholter Bürgerkrieg; — Theilfürstenthümer und innere Fehden; — Verfall; — Nowgorod im Norden Republik.

Die Slawen sind aller Wahrscheinlichkeit nach, wie schon die geographische Lage ihrer Ansiedelungen in unserem Welttheil zu beweisen scheint, später als Celten und Germanen und auf den Spuren der letzteren in Europa eingewandert. Sie sind um viele Jahrhunderte später erst als Celten und Germanen mit den Culturvölkern der alten Welt in Berührung gekommen und in Folge dessen wissen wir sehr wenig von ihrer Urzeit.

Zur Zeit, als Herodot die Nachrichten zusammenfaßte, welche die Griechen seines Jahrhunderts von dem heutigen Rußland hatten, waren die waldlosen Steppen, die den südlichen Theil dieses Flachlandes bilden, von den königlichen Scythen, türkischen oder mongolischen Stammes, bewohnt und beherrscht. Neben ihnen werden ackerbauende Scythen genannt, die unter ihrer Herrschaft standen und in ihrem Dienst arbeiteten. Welches Stammes waren diese Frohnknechte? — Man hat sie für Slawen halten wollen. Aber waren damals schon Slawen in Europa? — Dafür fehlt jeder Beweis; es giebt keinen Anhaltspunkt für diese Vermuthung. — Und waren die Slawen zu jener fernen Zeit schon mit dem Ackerbau vertraut? — Auch Das möchte manchem Zweifel unterliegen. Die slawischen Sprachen könnten eher als Beweis dagegen angeführt werden. Daß die Benennung des Brods im Russischen — Chleba — dem Gothischen — Chlaiba — entlehnt ist, könnte freilich allein nur als Beweis

Digitized by Google

dafür angeführt werden, daß die Slawen die Brodbereitung in der B
rührung mit den gothischen Völkern, also zu einer viel späteren Z
gelernt haben, aber das würde nichts für den Ackerbau beweisen, der
allen Völkern im beginnenden seßhaften Leben älter ist als die Kennt
der Brodbereitung. Merkwürdig aber ist, daß dieses einem germanisc
Idiom entlehnte Wort Chleba dann im Russischen auch alles Brodk
überhaupt und namentlich das Getreide auf dem Halm bezeichnet. A
die Benennungen der einzelnen Getreidearten und der Ackerwerkzeuge s
zum Theil den germanischen Sprachen entlehnt.

Waren jene ackerbauenden Scythen finnischen Stammes? — A
dafür giebt es keinen Beweis, doch ließe sich Eines und Anderes für d
Vermuthung anführen. Denn daß ein sehr großer Theil unseres W
theils vor der Einwanderung der arischen Stämme von Finnen bewo
war, ist wohl mit dem Grade von Sicherheit festgestellt, der sich für v
geschichtliche Zeiten überhaupt erreichen läßt. Erst durch die unternehm
deren, der Bildung zugänglicheren Völker arischen Stammes, die v
Osten her einwanderten, wurden die Finnen in die nördlichsten Län
Europas gedrängt und auf diese Region beschränkt. Der Ackerbau a
ist bei den Finnen sichtlich sehr alt. Alle Ausdrücke und Wörter,
Arbeiten und Werkzeuge des Ackerbaues bezeichnen, sind in den finnisc
Sprachen ursprünglich; durchaus unabhängig von dem arischen Spra
stamm. So auch die Benennungen aller Getreidearten, mit Ausnah
des Roggens, dessen Benennung — Rukkit — dem Deutschen entle
ist. Nur die Brodbereitung scheint auch ihnen bis auf die Zeit, wo
mit den Germanen in Berührung kamen, unbekannt geblieben zu se
Denn das Wort, das in den finnischen Sprachen Brod bedeutet — Le
— ist wieder kein anderes als das gothische Chlaiba — und erweist
auch dadurch als ein den finnischen Sprachen fremdes, daß es in ihr
ganz vereinzelt dasteht und, wie in den slawischen, keine Erklärung zulä
keinem Begriff entspricht.

Aber welches Stammes auch die ackerbauenden Scythen gewesen s
mögen, sie verschwinden wieder aus der Geschichte; eine spätere Zeit gede
ihrer nicht mehr. Der Einfluß der Culturvölker der alten Welt beschrän
sich im Norden des Schwarzen Meeres auf einen schmalen Küstenstri
das Innere der Steppen, zwischen dem Dniestr und der Wolga, bl
lange ihnen wenig zugänglich, von Hirten- und Reitervölkern türkisch-mo
golischen Stammes bewohnt.

Das sehr erklärliche Verlangen, den eigenen Stammbaum so h
hinauf als möglich zu verfolgen und sich irgend einen urzeitlichen Ruh
anzueignen, hat slawische Forscher bewogen, alles, was geschichtliche Ueb
lieferung von Scythen und Sarmaten berichtet, auf ihren eigenen Vol
stamm zu beziehen, und namentlich die leicht erregte Phantasie der Pol
verliert sich gern in wunderbare Träume solcher Art. Auch unter d

Digitized by Google

russischen Geschichtschreibern — soweit sie der Partei der Slawänophilen angehören — haben sich mehrere gefunden, die sich in der Vorstellung gefallen, daß die Slawen früh schon eine weltgeschichtliche Rolle gespielt und im Verein mit den Germanen das Römerreich erobert und zertrümmert haben. Bulgarin, oder vielmehr der junge Mann, dessen jetzt wohl verschollenes Werk unter Bulgarin's Namen geht — allerdings ein Forscher sehr absonderlicher Art —, weiß in diesem Sinn von einem slawisch-hunnischen, von einem slawisch-gothischen Bund und selbst von einer Oberherrschaft der Slawen über die Gothen sehr viel zu erzählen.

Für die ernste Wissenschaft ist es bekanntlich längst kein Gegenstand des Zweifels mehr, daß die Sarmaten, wie Scythen und Hunnen, wie alle diese wilden Reiterschwärme aus den Steppen Hochasiens her Turainer, türkischen oder mongolischen Stammes, waren. Was wir dann, selbst aus viel späteren Zeiten, Sicheres, Zuverlässiges von den Slawen erfahren, beweist einerseits, daß sie jenen Reiterschwärmen sehr wenig ähnlich sahen, andererseits, daß sie in Bildung und gesellschaftlicher Entwickelung weit hinter Celten und Germanen zurückstanden; daß namentlich ein staatlicher Verband unter ihnen kaum bestand. Unter solchen Bedingungen konnte ein armes, zerstreut lebendes Jäger- und mehr noch Fischervolk nicht wohl ein eroberndes sein. Sie waren friedlich, selbst unkriegerisch und eben deshalb leichter als andere Völker arischen Stammes zu unterwerfen. „In Waffen unerfahren" — armis disperiti — nennt sie Jornandes zur Zeit des Gothenkönigs Hermanrich — und daß sie in jener fernen Zeit unkriegerisch waren, bestätigen selbst slawische Forscher wie Schaffarik und Kopitar. Auch hören wir bis in das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung herab nichts von slawischen Heerfahrten und Eroberungszügen. Den Spuren der Germanen folgend, wie schon gesagt, haben sie sich, in dem Maße wie diese weiter westwärts wanderten, allem Anschein nach geräuschlos in den verlassenen Ländern angesiedelt.

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war eine unsichere Kunde von dem Dasein der Slawen zu Tacitus gedrungen. Der Römer weiß, daß die Wenden, wie sie bei ihm und auch sonst vielfach, namentlich bei den finnischen Völkern, heißen, in den Wäldern zwischen den Wohnsitzen der Germanen und denen der Finnen hausen. Aber er weiß sonst so wenig von ihnen, daß er zweifelt, ob er sie nicht zu den Germanen zählen soll, da sie, wie diese, Häuser bauen, Schilde führen und zu Fuß kämpfen — und sehr wesentlich von den Sarmaten verschieden sind, die zu Pferde und auf Wagen leben. (Germ. XLVI. Hi — Veneti — tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos fingunt, et scuta gestant et peditum usu ac pernicitate gaudent; quae omnia diversa Sarmatis sunt, in plaustro equoque viventibus.)

In den hier angedeuteten Sitzen, auf dem rechten Ufer der Weichsel (ad Vistulam usque. — Plinius hist. natur. VI. 13.), wir wissen nicht,

Digitized by Google

wie weit nach Osten ausgedehnt, hausten sie, als die Gothen der S
nach von den Ufern der Ostsee her nach Süden wanderten, in die Län
zwischen dem Don und der unteren Donau, und Jornandes berich
daß es diesen deutschen Völkern ohne große Mühe gelang, sich slawi
Stämme dienstbar zu machen.

Die erste genauere Kunde von den Slawen giebt uns erst im sechs
Jahrhundert der Geheimschreiber Belisar's, der in mancher Beziehung m
würdige Geschichtschreiber der Zeiten Justinians, Procop, in einer bekann
Stelle, die Mascow in seiner Geschichte der Deutschen beibringt und
auch Gibbon übersetzt seinem Werke eingefügt hat.

Procops Bericht ist um so wichtiger, da er sich auf eine Zeit bezi
zu der unter den Slawen wenigstens theilweise ein gewisser nationa
Aufschwung stattfand. Es war die Zeit, in welcher der Völkersturm, d
die Hunnen veranlaßten, die Gothen vom Don und von der Donau v
trieben hatte, und als er vorüber war, das Steppenland zwischen d
Dniestr und der Wolga leer ließ, oder von Hirten und Reitervölkern t
kischen Ursprungs durchstreift — oder durchzogen von neuen wandern
Völkerschaften, die aus Hochasien hereinbrachen. — Schon hatten
Slawen den Boden anbauen und die Waffen auch zum Angriff füh
gelernt. Sie rafften sich auf zu Kriegszügen in das byzantinische Re
die freilich nur Raubzüge waren, doch aber dem altersschwachen St
sehr nachtheilig wurden, da sie nicht selten glückten.

Procop zufolge hatten die Slawen keine Fürsten; sie lebten im V
band einer herkömmlichen Volksherrschaft. Natürlich ist dabei nicht an irge
ein geregeltes Gemeinwesen zu denken. Die Ereignisse zeigen diese Völk
die über weite Länder zerstreut lebten, zu einer großen — aber un
stimmbaren — Anzahl kleiner Verbände vereinigt; — zu einer Men
formloser Republiken, wenn man sie so nennen will, in denen aber w
selbst die Volksherrschaft nicht weiter reichte, als jeder Einzelne zu
horchen gut fand — und die schon dieses lockeren Zusammenhanges weg
wandelbar sein mußten, und schwankend in ihrer Ausdehnung. In d
Quellen, die freilich sehr dürftig fließen, zeigt sich selbst keine Spur ei
Stammes- und Geschlechterverfassung, wie man wohl veranlaßt wäre,
in solchem Stadium des öffentlichen Lebens vorauszusetzen.

Von ihrer Religion sagt Procop, sie verehrten einen höchsten Go
den Herrn des Weltalls, der die Blitze schleudert; ihm opfern sie Sti
und andere Thiere. Vom Fatum wissen sie nichts und schreiben ihm kein
Einfluß auf die menschlichen Dinge zu. Wenn sie in den Kampf zieh
oder sich von Krankheit ergriffen dem Tode nahe sehen, geloben sie jene
Gott für den Fall, daß sie der drohenden Gefahr entgingen, sofort Op
darzubringen — gerettet erfüllen sie ihre Gelübde, und sie glauben i
Leben durch solche Gelübde und Opfer erkauft.

Auch verehren sie die Flüsse, die Nymphen und noch andere Go

Digitized by Google

heiten, durch die alles bewirkt werde, und suchen während der Opfer aus Zeichen die Zukunft zu errathen.

Sie leben in schlechten, einzeln, weit von einander zerstreuten Hütten, und wechseln häufig den Wohnort. In den Kampf ziehen sie meist zu Fuß, Wurfspieße in der Hand. Panzer tragen sie nicht, ja viele haben weder Gewand noch Mantel; nur bis an die Hüften hinan mit Beinschienen bewehrt, gehen sie dem Feinde entgegen. Sie sind von hoher Gestalt und stark; nicht eigentlich blond haben sie röthlich-braunes Haar. Sie erhalten ihr Dasein durch schlechte und unsaubere Nahrungsmittel — wie sie denn überhaupt stets von Schmutz und Unflat bedeckt sind. — Sie sind weder bös gesinnt noch trügerisch und haben neben der Einfachheit in Vielem die hunnische Sitte bewahrt.

An einer anderen Stelle sagt dann Procop, daß die Slawen alle anderen Völker im Gefecht in Wäldern, Verstecken und Hinterhalten übertreffen.

Die „Stratagemata", die dem oströmischen Kaiser Mauritius zugeschrieben werden, fügen, in einem besonderen Abschnitt, der davon handelt, in welcher Weise den Slawen und Anten und ihres Gleichen im Kampf zu begegnen sei, aus wenig späterer Zeit (582—602) noch den einen und anderen bezeichnenden Zug hinzu.

Die Slawen, heißt es dort, leben in ungebundener Freiheit und können durch keinerlei Gründe überredet werden zu dienen oder zu gehorchen. Sie dulden keinen Gebieter unter sich und verfolgen sich unter einander mit großem Haß. Sie ertragen mit Leichtigkeit Frost und Hitze, Nacktheit und Hunger. — Es mangelt ihnen nicht an Vieh und Früchten der Erde; namentlich bauen sie Hirse und Buchweizen. Sie hausen in Wäldern, an Flüssen, Sümpfen oder Seen, immer an Orten, die schwer zugänglich sind, und sie bringen in ihren Hütten stets vielerlei Ausgänge an, der verschiedenen Dinge wegen, die vorfallen können — (das heißt wohl, um viele Wege zur Flucht zu haben). — Ihre Vorräthe und was sie überhaupt haben, verbergen sie unter der Erde, so daß sie nichts sichtbar besitzen, dem Anschein nach nichts über das unmittelbare Bedürfniß hinaus haben, und gleich Räubern zu leben scheinen.

Ihre Frauen bewahren Keuschheit und Treue im höchsten Grade, so daß viele von ihnen im eigenen Tode Trost für den Verlust ihres Gatten suchen, indem sie ihrem Dasein ein gewaltsames Ende machen. Ferner sind die Slawen gastfrei, wohlwollend gegen Fremde und eifrig bedacht, den Gast zu schützen und sicher von einem Ort zum anderen zu geleiten, so zwar, daß derjenige, unter dessen Schutz dem Fremden ein Leides geschieht, der Fehde seines Nachbars verfällt, denn sie halten es für Pflicht, den Gast zu rächen.

Ihren Kriegsgefangenen ist nicht eine immerwährende Knechtschaft auferlegt, wie bei anderen Völkern, sondern einen Dienstbarkeit auf bestimmte

Zeit, nach der es ihrer Wahl anheim gegeben bleibt, ob sie ein Löseg entrichten und zu den Ihrigen zurückkehren, oder als Freie und Freu unter den Slawen bleiben wollen.

Zum Kampf und Krieg ist der Slawe mit zwei Wurfspießen waffnet, und ihrer manche führen einen starken Schild, der aber un füge und schwer hin und her zu bewegen ist. Auch bedienen sie sich h zerner Bogen und kleiner vergifteter Pfeile. — Aber sie kennen keine Ordnung und meiden es, vereint zu kämpfen, oder dem Feinde in offen Felde zu begegnen. In Wäldern und schwierigem Gelände, das viele Verstecke bietet, lieben sie ihre Gegner zu bekämpfen, und sie suchen du plötzliche Ueberfälle und List zu siegen.

Zu ihren Künsten gehört dann auch, daß sie unterzutauchen u lange unter dem Wasser zu verweilen wissen, indem sie durch lange, a gehöhlte Rohre, deren Spitze über das Wasser hinaus ragt, Ath holen. So vermögen sie selbst unter dem Wasser im Hinterhalt liegen.

Uebrigens, obgleich die Slawen im sechsten Jahrhundert kühner worden, Raubzüge in schlecht vertheidigte Länder wagten, erhob sich d ihre Wehrhaftigkeit nach der gleichzeitigen Beschreibung auch zu dieser Z kaum über eine gewisse Räuber-Taktik, die mehr auf Meuchelmord als a offenen Kampf angelegt gewesen zu sein scheint, und reichte in der Th nicht aus, sie gegen einen entschlossenen Angriff zu schützen. Sie war jetzt wie früher verhältnißmäßig leicht zu unterjochen. Das zeigte sich eben im sechsten Jahrhundert ein neuer Türkenschwarm — die Awar aus dem Osten hereinbrach, bis in das alte Panonien und Noricum vo drang und ein mächtiges Reich gründete, das von dem Böhmer Wald u der Ens bis an den Dniestr reichte. Diese Eroberer unterwarfen s die Bulgaren in dem ehemaligen Thracien und die Slawen, die jetzt Mähren wie in Panonien hausten, mit geringer Mühe, und behauptet sich im Wesentlichen in ihrer Herrschaft, bis sie von den Franken besi wurden. So schwer es auch nach den Worten des Verfassers der Str tagemata gewesen sein mag, ein einheimisches geregeltes Staatswe unter den Slawen zu gründen, sie zu einer freiwilligen Unterwerfu unter eine bestimmte, zwingende Ordnung zu bewegen, trugen sie do unkriegerisch wie sie waren, ein fremdes Joch, das ihnen Macht und G walt auferlegten, geduldiger als andere Völker. — Das Joch, unter d die Awaren sie an der Donau und am Dniestr und Dniepr — in W lynien — beugten, war nach der Schilderung eines slawischen und ein fränkischen Chronisten — Nestors und Fredegars — ein überaus schwer und erniedrigendes, wie es nur der Uebermuth der äußersten Rohheit de Besiegten auferlegen kann. Dennoch wurde es getragen, bis Gott d Awaren vertilgte, wie Nestor sagt. Nur die westlichsten Stämme d Slawen in Böhmen und Mähren machten sich unter der Führung ein

Digitized by Google

Franken, Samo, frei, als das Reich der Awaren in sich zu zerfallen begann.

Dann hat die Geschichte der Zeit, der Gutmüthigkeit ungeachtet, die den Slawen nachgerühmt wird, doch auch furchtbare Grausamkeiten zu berichten, welche die Südslawen, wie man das von solchen Wilden erwarten muß, wenn sie die stärkeren waren, auf ihren kriegerischen Streifzügen verübten.

Der Zustand äußerster Uncultur, den Procop und die Zeitgenossen schildern, mußte sich natürlich mehr oder weniger ändern, in dem Maß, wie die Slawen sich ausbreiteten, mit anderen Völkern in Berührung kamen, und wenn auch spät erst und nur theilweise, von dem Leben der regeren europäischen Menschheit ergriffen wurden. Sie breiteten sich aus nach Süden, Westen und Norden. Schon zu Procops Zeit hatten sie fast das ganze linke Ufer der Donau — vom Böhmer Wald an abwärts — inne.

Nach Süden hin führte die Völkerbewegung an der Donau entlang, namentlich die Furcht vor den Awaren, zur Uebersiedelung slawischer Völkerschaften auf das immer enger begrenzte Gebiet des oströmischen Reichs, und endlich zu wirklichen Staatenbildungen, wie das unerläßlich war, wenn sie sich innerhalb der Grenzen oder an den Grenzen dieses Reichs, und zumal in dem Völkergedränge, das sich in den Ländern an der unteren Donau wiederholte, selbständig behaupten wollten.

Nach Nordwesten und Westen hin hatten die Slawen bereits in der schon erwähnten Weise, ohne Kampf, die verlassenen Länder an der Weichsel, an der Oder und bis zur Elbe eingenommen. — Ohne Kampf! — Keine Ueberlieferung berichtet von einem Streit, in dem sie etwa ihre neuen Wohnsitze mit dem Schwert hätten gewinnen müssen, und gewiß wäre eine Kunde von solchen Kriegen auf uns gekommen, wenn sie stattgefunden hätten.

Nach Nordosten und Osten hin siedelten sich die Slawen im heutigen Rußland unter den Finnen an, die dort wenig zahlreich in zerstreuten, einzelnen Höfen und kleinen Ortschaften von Alters her hausten. Hier wie überall verbargen die wandernden Slawen ihre Hütten zunächst in Wäldern, an Flüssen, Seen und Sümpfen. Doch, einigen Andeutungen Nestors zufolge, nicht einzeln, sondern in Dorfschaften. Sie hatten sich hier auch im neunten Jahrhundert noch wenig oder gar nicht über den Standpunkt erhoben, den ihnen Procop auf der Stufenleiter der Gesittung anweist. Wenn wir Nestors Bericht buchstäblich auslegen dürften, hätte sogar nur einer der slawischen Stämme des Nordens das Institut der Ehe angenommen. Jedenfalls zeigt sich bei ihnen keine Spur einer Gliederung in Geschlechtern. Ihre Gemeine stellt sich als eine durchaus nur örtliche dar — locker gefügt, so lange die einzelnen Hausväter zerstreut und vereinzelt lebten und in Folge dessen auch wohl beweglich und leicht verändert.

Digitized by Google

Ob die Slawen ihre Wohnsitze auch hier im Norden unter den län einheimischen Finnen ohne Kampf haben aufschlagen können? — das eine Frage, auf die es keine Antwort giebt, da weder Slawen noch Finn Ueberlieferungen haben, die bis zur Zeit dieser Ereignisse hinauf reicht Indessen, obgleich die beiden Völker später nicht in Eintracht neben u unter einander hausten, was zu der Ansiedelung der Slawen in Do schaften geführt haben könnte, ist es doch möglich, daß ihre erste Einwa derung und Ansiedelung friedlich verlief. Die Slawen, ohne eigentlich Staatsverband, kaum zu kleinen, locker gefügten Gemeinden vereinigt, w schon gesagt, konnten nicht als Eroberer auftreten wollen, und zogen i Allgemeinen nicht hin, wo sie Kämpfe zu gewärtigen hatten und sich m dem Schwert die Wege bahnen und Raum verschaffen mußten. Da d Finnen in ähnlicher Zersplitterung unter ihren Häuptlingen lebten, könnt Kämpfe zwischen ihnen und den neuen Ankömmlingen — wenn sie ja h und wieder stattgefunden haben sollten, — nur örtliche im allerengst Sinn des Wortes und ohne Bedeutung gewesen sein. — Raum w genug für beide Völker in der Wildniß.

Indem sich die Slawen in solcher Weise nach Nordwesten und Nor osten ausbreiteten, umfaßten sie das merkwürdige Volk der Litthauer od Letten, dessen ältere Geschichte ganz in undurchdringliches Dunkel gehü ist. Man hielt sie lange für ein Mischvolk, hier am Ort entstanden, - in den Wohnsitzen, die sie zu der späteren, geschichtlichen Zeit, das Ba tische Meer entlang, von der Weichsel bis zur Düna inne hatten und dess Bevölkerung sie auch jetzt zum Theil noch bilden. Sie wurden für e Gemisch von Gothen und Slawen gehalten, weil man in ihrer Sprac theils gothische, theils slawische Anklänge zu hören glaubte. Die neuer Fortschritte der vergleichenden Sprachkunde haben uns anders beleh Wir sehen nun wohl, daß die Letten ein Urvolk arischen Stammes sin gleich Celten, Germanen und Slawen, ja daß ihre Sprache unter all in mancher Beziehung der arischen Ursprache am wenigsten verändert tr geblieben ist. Aber von woher, wenn, zu welcher Zeit und in welch Weise dieses merkwürdige Volk nach Europa gekommen ist, darüber feh uns jede Auskunft. Da die Letten mit den Culturvölkern der alten We gar nicht, mit den Deutschen, die sich zwischen dem Rhein und der El zu bewußter Bildung erhoben, — nachdem die Gesandtschaft der Aesty an Theodorich den Ostgothen ein vereinzeltes Ereigniß geblieben war - erst spät in Berührung gekommen sind, wissen wir von ihrer Urzeit no weniger als von der der Slawen.

Die beginnende Cultur, die Staatenbildung mit allem, was davo abhängig ist, entwickelte sich dann bei den westlichen Slawen auf der eine Seite und den nordöstlichen — den Slawen im heutigen Rußland - auf der anderen, unter sehr verschiedenen Bedingungen, so daß dadur

Digitized by Google

eine wesentliche Verschiedenheit, ja eine tief gehende Spaltung des weitverbreiteten Völkerstamms bedingt wurde.

Die westlichen Slawen wurden, als die Bewegung der germanischen Völker wieder rückwärts, nach Osten, zu strömen begann, von der beginnenden westeuropäischen Gesittung erreicht, die auf germanischen Verhältnissen, auf germanischen Lebensanschauungen, — und andererseits auf den Lehren und der Verfassung der lateinischen Kirche ruhte. Denn wenn auch die Erfinder des ersten slawonischen Alphabets, die Uebersetzer der Bibel in slawonische Sprache, Kyrill und Methodius, von Byzanz ausgesendet, auf ihrem Belehrungszuge gegen Ende des neunten Jahrhunderts bis nach Mähren vordrangen, ja dorthin berufen wurden, ließ doch ihre vorübergehende Thätigkeit dort keine bleibenden Spuren zurück. Das Christenthum mußte im Lande der Czechen noch einmal dem alten Nationalglauben weichen und gewann erst nach den Siegen, die Heinrich der Erste von Deutschland über sie davongetragen hatte, einen festeren Bestand unter ihnen, und da wurde es ihnen von der westlichen Kirche gebracht.

In den Kämpfen mit dem Christenthum und mit dem zurückwogenden Germanenthum, und vielleicht wenigstens zum Theil durch diese Kämpfe hervorgerufen, sehen wir unter den Westslawen wirkliche Regierungen entstehen und Staaten sich bilden, wie unter diesen Bedingungen natürlich war, unter einheimischen Fürsten. Doch wollte es diesen slawischen Stämmen, besonders an der unteren Elbe, nicht gelingen, Staaten oder einen Staatenbund zu bilden, die mächtig genug gewesen wären, sich in dauernder Unabhängigkeit zu behaupten. Sie waren für solche Schöpfungen nicht reif. Das Wendenreich zerfiel, kaum gegründet, wieder in sich, das großmährische desgleichen. So verfielen die Westslawen weiter und weiter nach Osten deutscher Oberhoheit. In manchen von ihren Stämmen bewohnten Ländern, namentlich in den brandenburgischen Marken zwischen Elbe und Oder wurde der Kampf zwischen ihnen und den Germanen zu einem Vernichtungskriege, indem die slawischen Fürstengeschlechter nicht nur, sondern auch die slawischen Volksstämme bis auf geringe Reste ihren Untergang fanden und im Wesentlichen durch eine deutsche Bevölkerung ersetzt wurden. In einigen anderen behaupteten sich wendische Häuptlinge im Besitz der Fürstenwürde, selbst als die Landstriche, denen sie vorstanden, längst dem deutschen Reich unterthan geworden und durch zahlreiche deutsche Ansiedelungen, durch den Einfluß überlegener Gesittung der Deutschen, denen gegenüber die Slawen verkamen und schwanden, seit Jahrhunderten vollständig germanisirt waren. So die Herzoge von Pommern, bis sie, während des dreißigjährigen Kriegs, ausstarben. Eines der slawischen Fürstenhäuser aus jener fernen Vergangenheit herrscht sogar bis auf den heutigen Tag in einem deutschgewordenen Lande, in Mecklenburg.

Aber in allen diesen westslawischen Gebieten — wie verschieden sich ihr Schicksal sonst auch gestalten mochte — wurde die lateinische Kirche

Digitized by Google

herrschend — und in allen wurden die Lebensverhältnisse im Allgemein den westeuropäischen, den germanischen nachgebildet. So nicht nur in d von deutschen Fürsten eroberten und beherrschten oder unter slawisch Fürsten germanisirten Ländern, sondern auch in denjenigen, in denen slawische Nationalität sich behauptete, wie in Böhmen und in der Wi dischen Mark.

Anders im Nordosten der von Slawen bewohnten Länder, im he tigen Rußland, wo zwei von Grund aus verschiedene Nationalität Slawen und Finnen, beide in kleine Gemeinwesen zersplittert, mit einand im Kampf lagen, und zunächst keine von beiden der anderen Herr werden wußte. Hier wurde das Staatswesen — oder eine mächtige, we Länder umfassende Herrschaft — durch fremde, scandinavisch-deutsche E oberer gegründet, durch Normänner, die sich über die beiden streitend Nationalitäten erhoben und beide unterwarfen. Das kriegerische Gefol der normännischen Fürsten, mit ihnen eingewandert, wurde der herrschen Stand in dem neuen Reiche. Ein Jahrhundert später wurde dann d Christenthum diesem normännisch-slawischen Staat aus Byzanz gebrac wie den Südslawen. Mit der Hauptstadt des oströmischen Reichs bli seitdem die Geistlichkeit Rußlands fort und fort in Verbindung; der do herrschenden Lehre blieb man zugethan; von dorther wurde entleh was man von christlicher Gesittung aufzunehmen, oder was das altern tiefer und tiefer sinkende griechisch-römische Reich zu gewähren ve mochte.

Wie sich der Staat und die gesellschaftlichen Verhältnisse überhau bei den Polen entwickelt haben, ist kaum zu ermitteln. Sie lebten re in Mitten des slawischen Ländergebiets, nach allen Seiten hin dur andere slawische Stämme oder durch Letten, von allen ihnen fremden, vo allen Völkern getrennt, die Reste antiker Civilisation bewahrt hatten, od in eigener Gesittung weiter vorgeschritten waren. Durch die Letten vo dem Meer und den seefahrenden Völkern des Nordens, durch die we lichen Slawen von den Deutschen, durch die Südslawen, Awaren u Ungarn von den Byzantinern. So blieben sie länger als andere, ihn verwandte Stämme, der übrigen Welt unbekannt; bis in eine verhältni mäßig späte Zeit herab berichtet kein Auswärtiger über sie, und einheimisc Ueberlieferungen aus den Zeiten, in denen die Geschichtschreiber des we lichen und des südlichen Europa über sie schweigen, haben die Polen nich Was ihre Schriftsteller einer späteren Zeit dafür ausgeben, davon ka gewiß kaum irgend etwas wirkliche Ueberlieferung sein; es sind dem g sammten Charakter dieser Erzählungen nach spät und dürftig erdac Märchen ohne Gehalt, hervorgerufen durch das Verlangen, die Leere d nationalen Vergangenheit irgend wie auszufüllen. Es giebt keine polnisc Geschichte bis auf das Ende des zehnten Jahrhunderts unserer Zeitre nung herab, und auch keine wirkliche, unverfälscht ursprüngliche Sage, k

Digitized by Google

weiter hinaufreichte in das Dunkel der Vergangenheit. Selbst über die nächstfolgenden Zeiten Polens sind wir eigentlich auch nur durch Auswärtige unterrichtet. Die ältesten polnischen Annalisten, Vincenz Kadlubek und Boguphal, gehören dem dreizehnten Jahrhundert an, und älter sind auch die ältesten polnischen Urkunden nicht.

Im zehnten Jahrhundert, zur Zeit Kaiser Otto's I., als eine böhmische Prinzessin dem Herzog des Landes zwischen Wartha und Weichsel vermählt, das Christenthum dorthin brachte, und die deutschen Kaiser sich bemühten, ihre Herrschaft bis an die Weichsel auszudehnen — d. h. zur Zeit, mit der die Geschichte Polens beginnt, fand sich dort bereits ein herrschender Fürstenstamm, das Haus der Piasten genannt, eine Regierung, ein, wenn auch nur lose zusammengefügter Staatskörper.

Die gesellschaftlichen Zustände, die in Polen von frühester Zeit an wahrzunehmen sind, — so weit sie sich erkennen lassen — die Unterthänigkeit, der die Masse der Bevölkerung bereits verfallen war, der Umstand, daß der sehr zahlreiche Adel allein im Besitz des Grundes und Bodens war, allein im politischen Sinn des Wortes die Nation bildete — das Alles führt mit einer gewissen Nothwendigkeit auf die Vermuthung, daß dieses Gemeinwesen durch Gewalt und Eroberung gegründet ist, daß die beiden Stände, in die sich die Bevölkerung theilte, einander als Sieger und Besiegte gegenüber standen. Doch wer die Eroberer ursprünglich waren, die hier zu Herren wurden, wird kaum je zu ermitteln sein, da die beginnende Geschichte der Polen ihre Herrschaft schon gegründet vorfindet und über deren Entstehung wie über alles frühere schweigt. Auch in den ersten uns bekannten Zeiten Polens wird nirgends einer Nationalverschiedenheit gedacht, durch die Herren und Knechte sich unterschieden hätten. Hatte eine solche je bestanden, so war sie bereits verwischt.

Das lateinische Christenthum brachte den Polen zunächst auch eine unbestimmt gedachte, schwankende Abhängigkeit von den deutschen Kaisern. Sie lag schon in den allgemeinen Begriffen der Zeit, die in den Kaisern des von den Deutschen wiederhergestellten weströmischen Reichs den höchsten Oberherren der lateinischen Christenheit sah; — aber diese Abhängigkeit, kaum jemals unbedingt eingeräumt, gewann eigentlich nie, oder doch immer nur auf sehr kurze Zeit, vorübergehend, irgend eine Realität, wenn auch der Kaiser Konrad II. die Polenfürsten zwang, den Königstitel, den sie angenommen hatten, wieder abzulegen, weil er ihnen, als Vasallen des deutschen Reichs, nicht zukomme. Später, unter den Hohenstaufen, wurden die Aufmerksamkeit und die Anstrengungen Deutschlands immer ausschließlicher auf Italien gerichtet, und nach dem Sturz der Hohenstaufen war die deutsche Reichsgewalt, bei der Zerfallenheit des Reichs, nicht mehr in der Lage, ihre Ansprüche so weit nach Osten auszudehnen.

Polen blieb von dieser Seite sich selbst überlassen; das Land war — bald unter mehrere, ja viele Fürsten getheilt, bald wieder mehr oder

weniger vereinigt — in steter Unruhe; und abgesehen von dem Theil großentheils durch deutsche Colonien bevölkert, früh schon von Böh abhängig geworden, sich ganz von Polen ablöste und dem deutschen R anschloß — von Schlesien — fanden westeuropäische Gesittung, S und Verfassung hier bei weitem weniger Eingang als bei den Slaw die weiter nach Westen hausten.

Doch aber wurden die Polen, so wenig sie sich zu einem regen, le bigen Antheil an der eigentlich europäischen Gesittung zu erheben wuß durch die lateinische Kirche, dadurch daß ihre Cultur und Bildung, so sie überhaupt unter ihnen Wurzel fassen konnte, durch die Geistlichkeit lateinischen Kirche vermittelt, dem Westen angehörte, auch von den und Südslawen geschieden, die unter byzantinischem Einfluß standen. eigenthümlichen und seltsamen Formen, welche die Verfassung Pol unter diesen Bedingungen im Lauf der Zeiten annahm, hatten eigen nie eine irgend ausreichende Realität; es gab keine zwingende Macht, sie ihnen hätte verschaffen können. Der unbändige Sinn des Adels f sich ihnen, oder auch nicht, je nachdem jeder Einzelne seinen Vortheil rechnete oder seine Macht schätzte, oder sich von blinder Leidensc bestimmen ließ, und außer der unbedingten Rechtlosigkeit und Knechtsc der Masse des Volks, des Bauernstandes, die nur zu viel Realität h entwickelte sich hier im Lauf der Jahrhunderte nichts als eine wüste, re lose und ruchlose Adelsanarchie, dergleichen die Welt nie und nirge gesehen hat.

Bei den nordöstlichen Slawen, denen wir nun weiter folgen müs war der Staat, wie gesagt, nicht durch einheimische Krieger und Für gegründet, sondern durch Fremde, durch Normannen. Das hat eigen wohl nie zweifelhaft oder Gegenstand eines Streites sein können. sind die Träume und Phantasien, in denen mehrere der russischen S wänophilen sich zu ergehen liebten, um die Anfänge des russischen St auf durchaus slawische Elemente zurück zu führen, jetzt wohl von a Seiten aufgegeben. Diese fremden Herren gehörten einem normännis Stamm der „Russen“ an, dessen unslawischer Name auf das von ih gegründete Reich übertragen wurde. Wo sie im Besonderen herstamm sagt die Geschichte nicht. Man hat, durch den Namen veranlaßt, die schwedische Landschaft Roßlagen als ihre wahrscheinliche engere He verwiesen, was allerdings nahe liegt.*) Beachtenswerth ist dann jedenfalls, daß in den finnischen Sprachen der Slawe, und namen der Slawe aus dem heutigen Rußland, ein Wende genannt wird (Wenne-laine oder je nach dem Dialect Wennelane; in der Mehr Wennelaiset, Wennelaset) — Rußland ist den Finnen das Land

*) E. Kunik, die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Sla Cap. IV.

Wenden, Wenne-moa. Schweden dagegen heißt bei ihnen noch heute Rußland — Ruotse-moa — und der Schwede ein Russe, Ruotse-laine, oder ein Mann aus Rußland, Ruotse-moa-mees. Um so beachtenswerther, da die Benennung „Rhos" — „Russe" aus den finnischen Sprachen nicht zu erklären ist; nicht ein Name, den etwa die Finnen dem ihnen fremden Volk beigelegt hätten. Die Normänner, mit denen die Finnen zunächst zu thun hatten, müssen sich diesen Namen selbst beigelegt haben — und Russen nannten sie sich auch, als sie in Constantinopel erschienen und von dort aus, im Jahr 839, eine griechische Gesandtschaft an den Hof Kaiser Ludwigs des Frommen begleiteten. Es wird ihrer in einer oft genannten Stelle des Theils der Bertinianischen Annalen gedacht, die von dem gleichzeitigen Bischof Prudentius von Troye herrühren. Kaiser Ludwig, den sie zu Ingelheim am Rhein trafen, ermittelte, daß diese Männer, die aussagten, ihr Volk — oder Stamm — werde Rhos genannt, Schweden seien (— qui se, id est gentem suam, Rhos vocari dicebant ... Imperator ...... comperit eos gentis esse Sueonum.)

Die näheren Umstände der Gründung des normännischen Staats im Finnen- und Slawenlande, sind nicht mit Sicherheit bekannt; wir wissen nicht mit Bestimmtheit, in welcher Weise und unter welchen Bedingungen sie erfolgte, da weder die byzantinischen Schriftsteller noch die nordischen darüber berichten. Die Einen wie die Anderen kennen im zehnten und elften Jahrhundert das normännische Reich, dessen Sitz Nowgorod oder Kiow war; diese wissen um seine Beziehungen zu dem scandinavischen Norden, jene von seinen Kriegen mit dem oströmischen Reich, aber sie erzählen seine Entstehung nicht. Nur der ehrwürdige Mönch Nestor, der gegen das Ende des elften Jahrhunderts im Höhlenkloster zu Kiow lebte, hat die einheimische, slawische Ueberlieferung von der Gründung des Reichs durch den Normannen Rurik und seine Brüder niedergeschrieben. Aber diese Sage, obgleich ohne Zweifel geschichtlich, ist doch wohl, wie die Sage überhaupt, nicht buchstäblich zu nehmen, und gedenkt offenbar in ihrer Kürze nicht aller Verhältnisse, die hier maßgebend werden mußten.

„Im Jahr 859," so erzählt Nestor, „kamen die Waräger von jenseits des Meers und legten den Tschuden, Slawen, Meren und Kriwitschen einen Tribut auf. Zwei Jahre darauf wurden sie vertrieben. Doch nun entstand Zwist unter den Völkern, die sich von der Fremdherrschaft befreit hatten; Stamm erhob sich gegen Stamm, es gab keine Regierung, überall war Krieg und Blutvergießen." Da entschlossen sich die streitenden Völker, Tschuden und Wesen — (finnischen Stammes) — die Ilmenschen Slawen — (um Nowgorod) — und die Kriwitschen — (vielleicht Letten) — Gesandte über das Warägische Meer zu den Waräger-Russen zu senden, um sie in das Land zu rufen. Die Gesandten sagten ihnen: „unser Land ist groß und ergiebig, aber es ist keine Ordnung in ihm; kommt zu uns, seid unsere Fürsten und herrscht über uns."

Digitized by Google

Einer Namens Rurik folgte dem Ruf mit seinen Brüdern Sin und Truwor; und seinem ganzen Geschlecht; er kam im Jahre 862 das Land und setzte sich zuerst in Aldeigaborg — d. h. Ladoga — unter Finnen; dann in Nowgorod unter Slawen; Truwor am Bi Osero, in einem ganz finnischen Lande; Sineus in Isborsk unweit „finnischen Sees", wie die Slawen den Peipus nennen, und das R erhielt nach dem (Stammes-) Namen der Waräger, die mit ihnen kam die Benennung Ruß."

Selbst eine oberflächliche Kenntniß der Geschichte des scandinavis Nordens genügt, um sich zu überzeugen, daß die Ueberlieferung, die geschi liche Sage auch hier, wie sie überall vielfach thut, die Ereignisse in Zeit gleichsam enger zusammendrängt, vieles ganz mit Stillschweigen üb geht und Begebenheiten, die vielleicht um viele Jahre auseinander lie in unmittelbarer Folge aneinander reiht. Daß kaum drei Jahre nach erſten Versuch das Land zu unterjochen die Herrschaft der Norman über Finnen, Slawen und Letten in einem so weiten Gebiet bereits un schütterbar fest begründet gewesen sei, nachdem noch dazu innerhalb di kurzen Spanne Zeit auch noch einmal eine vollständige Vertreibung d fremden Eindringlinge stattgefunden hatte, das wäre schon an sich ka anzunehmen, mit welcher scheinbaren Genauigkeit auch die Jahrszahlen gegeben sein mögen.

Die weiten Länder, die sich zwischen dem Finnischen Meerbusen dem Schwarzen Meer nach Osten bis an das Uralgebirge ausdeh waren den Normannen seit einer viel früheren Zeit gar wohl bekannt; waren, wie die preußische Küste im Süden, zur Zeit, von der Nestor spri so weit unsere Kunde reicht, schon seit zwei Jahrhunderten der Schaup gar mancher normännischen Heerfahrt gewesen. Nicht nur die Küs hatten die nordischen Seekönige beraubt: sie waren schon mehr als ein die Flüsse hinauf, tief in das Innere des Landes eingedrungen und ha finnische Häuptlinge wie slawische Ansiedelungen ihrem Gebot unterwo und ihnen Tribut auferlegt. — In langer Reihe treten uns in den schichtlichen Sagen des Nordens die Namen der kühnen Seekönige gegen, die auf dem Austurwege über die Ostsee dahinsegelten nach Austurlande, wie nach den Küsten von Pommern und Preußen; wir fahren, daß ihre Züge auch in das den Skalden des Nordens gar w bekannte „Biarmaland" gingen, das heißt nach Perm und dem gan finnischen Norden des heutigen Rußlands; daß sie auch dort den finnisc Häuptlingen einen Tribut auferlegten, der natürlich vorzugsweise in baren Pelzwerken bestehen mußte, und ohne Zweifel nur entrichtet wurde, oft die Normänner wiederkehrten, ihn mit gewaffneter Hand einzutreil Selbst Versuche der Normänner sich bleibend oder doch für längere in dem Austurlande anzusiedeln, waren schon vor der Zeit gemacht word über die Nestor berichtet.

Digitized by Google

Nestor gedenkt sogar eines Handelsweges, der „vom Lande der Waräger" über das Meer und auf den Flüssen — den Wolchow hinauf, den Dniepr hinab, nach Constantinopel führte, und bald zogen auch Normänner, die Abenteuer suchten, oder dem Kaiser des oströmischen Reichs ihre Dienste anbieten wollten, auf diesem Wege nach dem Süden. Ob ganz so früh, wie Pogodin annimmt, — schon lange vor der Zeit Ruriks, schon im achten Jahrhundert nämlich — bleibt freilich sehr zweifelhaft. Es läßt sich kein entscheidender Beweis dafür beibringen und was von den normännischen Russen berichtet wird, die 838 in Constantinopel als Gesandte ihres Königs an den byzantinischen Kaiser, und das Jahr darauf zu Ingelheim vor Ludwig dem Frommen erschienen, spricht eher dagegen. In der oströmischen Hauptstadt scheint ihre Erscheinung und ihre Ankunft auf diesen Wegen damals etwas Neues, noch nicht Erhörtes gewesen zu sein. Der griechische Kaiser bittet Ludwig den Frommen, sie durch sein Reich in die Heimat zurückreisen zu lassen, weil der Weg, auf dem sie gekommen, durch das Gebiet wilder Völker führe und gefährlich sei (quoniam itinera per quae ad illum Constantinopolim venerant, inter barbaras et nimiae feritatis gentes immanissimas habuerant, quibus eos, ne forte periculum inciderent, redire — der griechische Kaiser — noluit).

Die Gefahren, deren sie am Dniepr ausgesetzt sein konnten, waren den Byzantinern nur zu gut bekannt; sie wußten, daß sich dort und in der Krimm das türkische Volk der Chazaren festgesetzt hatte, das nicht so friedlich und harmlos war, wie die Slawen. Diese neuen Bewohner des Küstenlandes hatten sich die Slawenstämme am Dniepr hinauf bis über Kiow, und im Innern des Landes an der Oka und der Wolga auch finnische Stämme unterworfen und zinsbar gemacht.

Die wilden Kämpfe im Innern des Austurlandes, von denen Nestor spricht, die in den öden Sümpfen und Wäldern an der Newa und den Seen nicht enden wollten, und schließlich die Normänner als Herren in das Land brachten, dürfen wir uns in den formlosen Zuständen, die dort herrschten, wohl nicht als einen Bürgerkrieg denken, wie sie mitunter genannt worden sind. Eine solche Bezeichnung ist gewiß nicht auf den regellosen Zwist und Hader kleiner unabhängiger Gemeinwesen, zersplitterter Völkerschaften verschiedener Abstammung anzuwenden, die neben einander bestehen, ohne durch irgend ein anerkanntes Band verbunden zu sein. Viel eher könnten diese Kämpfe in den Landstrichen, deren Bevölkerung eine gemischte war, den Charakter eines Rassenkriegs zwischen Slawen und Finnen gehabt haben. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß die Ureinwohner des Landes zur Zeit der Gründung des russischen Reichs im neunten Jahrhundert, den eingewanderten Slawen keineswegs nachstanden. Sie hatten vielmehr im Gegentheil noch das Uebergewicht. Selbst aus den Berichten Nestors ist zu entnehmen, daß zu der Zeit noch der bei

Digitized by Google

weitem größte Theil des heutigen europäischen Rußlands — die w
Ebene, die sich von den Quellen der Wolga und Moskwa ostwärts
an das Uralgebirge ausdehnt und alles Land im Norden des Ilmen
— ganz von Finnen bewohnt war. Und selbst in dem Theil des nö
lichen Rußlands, in dem schon damals die slawische Nationalität die v
waltende gewesen sein mag, in dem Lande um den Ilmensee, und we
zwischen den Quellen der Wolga, der Moskwa, der Oka und des Dniep
und von da bis an den Peipussee saßen noch vielfach Finnen neben
Slawen. Die Spuren zeigen sich noch in viel späteren Zeiten. In ein
Theil des Guberniums Twer zum Beispiel, in dem sogenannten Twerisc
Karelien, war noch im letztvergangenen Jahrhundert eine finnische Mu
art herrschend.

Die von Seiten der Finnen und Slawen freiwillige Berufung
Normannen, wenige Monate nachdem diese aus dem Lande vertrie
worden waren, suchen neuere russische Geschichtschreiber — nament
Ustriälow — dadurch weniger unwahrscheinlich zu machen, daß sie ei
Unterschied hervorheben, den Nestor in der Benennung der vertriebe
Unterdrücker und der herbeigerufenen Landesherren zu machen sche
Die Vertriebenen werden in der russischen Urchronik einfach „Waräger"
die in das Land Gerufenen „Waräger-Russen" genannt. Daraus
man dann folgern, daß diese letzteren von einem anderen scandinavis
Stamm gewesen seien als die vertriebenen Zwingherren. — Das ist al
dings sehr möglich, da der Seekönige so viele unabhängig von einan
die Meere durchkreuzten. Die freiwillige Berufung der neuen Land
herren vorausgesetzt, wäre es sogar nichts weniger als wahrscheinlich,
man die eben vertriebenen wieder zurückgerufen habe; es läge der Na
der Dinge nach jedenfalls näher anzunehmen, daß die rathlosen Bewoh
des Austurlandes, da sie, uneinig unter sich, der eigenen Macht nicht
trauten, einen anderen geachteten nordischen Heeresfürsten als Schirmv
auch gegen die vertriebenen Zwingherren herbeiriefen. Aber welche V
anlassung konnten Finnen und Slawen haben, von einem der gefür
teten Seekönige Besseres zu erwarten, als von einem anderen, nachdem
von allen, die ihre Küsten und Ströme besucht hatten, in gleicher W
beraubt und mißhandelt worden waren?

Wir können die freiwillige Berufung Ruriks und seiner Gefährten all
dings nicht ohne Umschweife geradezu in Abrede stellen, da die ein
Urkunde, die vorliegt, den Gang der Ereignisse mit Bestimmtheit so
richtet; aber es scheint, daß besonders die russischen Geschichtsforscher
moskauischen Schule, wie unter anderen Pogodin, ein zu großes Gew
auf diesen Umstand legen, und mehr als gerechtfertigt wäre daraus
gern. Denn jedenfalls waren der Gründung des normännischen „G
darikes" im heutigen Rußland, selbst nach der slawischen Ueberlieferu
Kämpfe zwischen den Warägern und den Landeseingeborenen vor

Digitized by Google

gegangen, — und mag auch in der allgemeinen Hülflosigkeit, da keine der beiden streitenden Nationalitäten im Austurlande sich der anderen unterordnen konnte oder wollte, ein wehrhafter scandinavischer Kleinkönig mit seinem Gefolge freiwillig als Beschützer und Schirmvoigt in das Land gerufen worden sein, die wehrhaften Fremdlinge wurden sehr bald zu Herren und ihr Joch ein drückendes. Selbst in den russischen Annalen zeigen sich Spuren, daß die Eingeborenen, die friedlichen Slawen nicht minder als die Finnen sich hin und wieder empörten und das fremde Joch abzuschütteln suchten.

Einer Quelle — nämlich der nikonischen Handschrift der Chronik Nestors — zufolge, die mancherlei spätere Einschaltungen enthält, hätte die erste Empörung sogar schon zu einer sehr frühen Zeit stattgefunden. Die Einschaltungen, welche diese nikonische Chronik auszeichnen, sind allerdings zum Theil verdächtig; doch aber ist, was sie an dieser Stelle erzählt, so einfach und so glaublich, daß es, wenn man es mit früheren oder späteren Ereignissen vergleicht, sich des Widerstandes erinnert, den die Waräger früher gefunden hatten, wie der späteren Empörungen gegen sie, wohl Beachtung zu verdienen scheint. Sie berichtet nämlich in wenigen Worten:

„In demselben Jahre (864) erzürnten sich die Nowgoroder und sprachen: sollen wir etwa Sclaven sein und viel Böses in jeder Weise erdulden von Rurik und seinem Stamm?"

„In demselben Jahre erschlug Rurik Wadim den Tapferen und viele andere von den Nowgorodern, seine Vertrauten" (wörtlich Rathgeber).

Daß Wadim ein Slawe war, dafür bürgt wie sein Name so der Umstand, daß er Nowgoroder zu Genossen hatte. Nach Nestors Bericht hatten alle drei Normannenfürsten, Rurik und seine beiden Brüder, ihre Wohnsitze zuerst unter den Finnen aufgeschlagen — ein Zug, der wohl auch nicht zu übersehen ist — und Wadims Empörung hätte der nikonischen Handschrift zufolge stattgefunden, nachdem Rurik, durch den Tod seiner Brüder Alleinherr geworden, seinen Sitz nach Nowgorod, in das Land der Slawen verlegt hatte. Rurik ernannte in allen Landbezirken Statthalter aus der Zahl seiner normännischen Gefährten, und hieß sie überall feste Burgen bauen. Das sind die Anordnungen eines Herrn, der sich gegen die Einwohner des Landes sicherstellen will; es ist der Anfang eines Lehnwesens, wie die Eroberung es in jenen Tagen mit sich brachte. Dann erfahren wir auch, daß Oleg, Ruriks Nachfolger im Reich, die Kriwitschen, um Smolensk, eine der Völkerschaften, die Rurik in das Land gerufen hatten, besiegte und unterwarf. Sie mußten sich also empört haben.

Fast gleichzeitig mit Ruriks Reich wurde aber weiter südwärts im heutigen Rußland auch noch ein zweites normännisches Reich gegründet. Zwei kühne Normänner, Oskold und Dir, waren bei der Vertheilung der Statthalterschaften durch Rurik übergangen, ihnen war kein solcher Sitz angewiesen worden. Sie zogen südwärts mit ihrem Gefolge, um dem

Digitized by Google

Kaiser in Constantinopel ihre Dienste anzubieten. Doch änderten sie u terwegs ihren Entschluß und bemächtigten sich Kiows am Dniepr. S fanden den Ort von Slawen bewohnt, die bis dahin den Chazaren zi pflichtig gewesen waren. Hier gründeten Oskold und Dir ihre unabhäng Herrschaft und unterwarfen sich die benachbarten Polänen auf dem rech Ufer des Dnieprs. Beiläufig bemerkt, zeigt sich hier keine Spur, d etwa diese normännischen Helden in aller Güte freundnachbarlich von d Slawen ersucht worden wären in das Land zu kommen, um da zu he schen. Keine Quelle weiß anders als daß sie sich einfach mit Gew festsetzten. Nachdem sie die slawischen Völkerschaften um sich her unt worfen oder, wie der gleichzeitige Patriarch Photius es nennt, zu ihr Knechten gemacht hatten, glaubten sie sich — durch zahlreichen Zuzug a den skandinavischen Ländern verstärkt — im Jahr 866 mächtig gen mit einer Flotte leichter Fahrzeuge einen kühnen Kriegszug nach Const tinopel zu wagen —: ein Versuch, der die Hauptstadt des oströmisc Reichs gewaltig erschreckte, doch aber unglücklich für die kiowischen Ru endete, da ein Sturm ihre Flotte großentheils vernichtete.

Vorübergehend scheint selbst ein drittes und ein viertes normännisc Reich im Slawenlande bestanden zu haben, und zwar zu Polotzk an d Düna und zu Turow. Denn obgleich Nestor Polotzk unter den Or nennt, die Rurik seinen Statthaltern anvertraute, sehen wir doch spä einen Normannen-Fürsten, Rögnwald, dort unabhängig herrschen u einen anderen zu Turow. Rögnwalds Reich scheint sich sogar etwas läng behauptet zu haben als die Herrschaft Oskolds und Dirs in Kiow, d mit dem Leben ihrer Gründer gewaltsam endete. Oleg, Ruriks unmitt barer Nachfolger zu Nowgorod, erschlug diese beiden Fürsten (882) v rätherischer Weise und vereinigte ihre Eroberungen mit dem nördlich „Gardarike" —: eine That, die in so wilder Zeit gar nichts Ungewöh liches hatte. Weiter war dann Oleg darauf bedacht, die Macht der Ch zaren zurück zu drängen, die eigene zu erweitern, indem er sich mehre slawische Völkerschaften unterwarf, die bis dahin den Chazaren Zins e richtet hatten.

So lange „Gardarike" im Norden für sich bestand und seinen S in Nowgorod hatte, konnte, ja mußte wohl das finnische Element se Uebergewicht über das slawische behaupten —: anders aber gestalteten si nothwendiger Weise die Verhältnisse, als der Mittelpunkt der normännisch Fürstenmacht, wie schon durch Oleg und dann später namentlich unt Jaroslaws Nachfolgern immer entschiedener geschah, nach dem Süde nach Kiow verlegt wurde, in ein Land, das in weitem Bereich nur vo Slawen bewohnt war und keine Beziehungen zu finnischen Stämme hatte. Die Bedeutung der Slawen in dem normännischen Reich wurd dann auch dadurch gesteigert, daß neue Eroberungen das Gebiet der W räger Fürsten, unter den Nachfolgern Ruriks, Oleg, Igor, Swätoslaw

Digitized by Google

nach Westen hin erweiterten und das heutige Wolynien, Podolien und Galizien bis an die obere Weichsel, Länder, die ausschließlich von Slawen bewohnt waren, ihrer Herrschaft unterwarfen.

Und endlich kam denn auch noch hinzu, daß die Slawen sich als ein fähiger, bildsamer Volksstamm den Finnen überlegen erwiesen und, wie das überall zu geschehen pflegt, wo ähnliche Verhältnisse walten, den schwächeren, mit geringerer Expansivkraft ausgestatteten Stamm weiter und weiter zurückdrängten oder in sich aufnahmen und sich assimilirten. — Ein Prozeß, der sich in Rußland bis auf den heutigen Tag fortsetzt. Früh schon war finnische Sprache und Sitte an der oberen Wolga, an den Ufern der Moskwa, Kliäsma und Oka, wie in der Muroma verschwunden. Nur in dem Twerischen Karelien hatte sich, wie schon erwähnt, gleichsam eine finnische Insel inmitten einer slawischen oder slawisch gewordenen Bevölkerung bis in das letztvergangene Jahrhundert herab erhalten. — In der Mordwa ist die finnische Art und Sprache vollends erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert ganz abgestorben.

So erhielt das slawische Blut in dem nördlichen Theil Rußlands eine recht bedeutende Beimischung finnischen Bluts, die sich selbst in der Schädelbildung des Großrussen zu erkennen giebt und ihn von dem Kleinrussen unterscheidet.

Als herrschendes Volk standen bis in das elfte Jahrhundert herab, in unverändert bewahrter Nationalität, die Normänner über Finnen und Slawen. Sie blieben stets in regem Verkehr mit der alten, skandinavischen Heimat; ihre Zahl wurde häufig ergänzt durch neue Ankömmlinge, die theils im Lande blieben und reichlich zur Ansiedelung ausgestattet wurden, wie Eymund Ringson aus König Haralt Harfagrs Geschlecht und Rögnwald Ulfson mit ihrem zahlreichen reisigen Gefolge noch zu Jaroslaws Zeit, im elften Jahrhundert — theils eine Zeit lang hier den normännischen Fürsten dienten und dann wieder in die Heimat zurück wanderten oder weiter gingen nach Constantinopel, auf andere Abenteuer, wie Harald Hardrade.

Es ist merkwürdig, aus den nordischen Berichten von diesen Fahrten, aus der Eymunds und Harald Hardradi Saga zum Beispiel, wie aus dem, was Snorro Sturläsons Heimskringla von den Fahrten Königs Olaw des Heiligen nach Nowgorod erzählt, zu ersehen, wie vollständig selbst im elften Jahrhundert noch Gardarike mit seinen beiden Hauptstädten, Holmgard (Nowgorod) und Känugard (Kiow), in den Augen der Normannen ein normännisches Reich ist.

Die Normannen sind da herrschend; der Fremde kömmt nur mit ihnen in Berührung und mit niemand sonst; sie umgeben allein — oder fast allein — den Thron des Landesfürsten, die Slawen bleiben, im Allgemeinen, der Person des Herrschers fern.

Skandinavische Fürsten, aus der Heimat vertrieben, wie der heilige

Digitized by Google

Olaw und Harald Hardrade, suchen vielfach eine Zuflucht bei den stam verwandten Beherrschern Holmgards — und russische Fürsten rufen, Wladimir — Swätoslaws Sohn, Jaroslaws Vater —, in ihren häufi Bruderzwisten die alte, nordische Heimat um Hülfe an und finden, flüch dort eine gastfreie Aufnahme.

In jeder Beziehung waren skandinavische Anschauungen noch im maßgebend in Nowgorod. Selbst das russische Recht, das Jaroslaw slawischer Sprache verfassen ließ, ist den skandinavischen Sammlun älterer germanischer Satzungen entlehnt — und immer noch war die n männische Sprache des nordischen Heimatlandes die Sprache des Fürst seiner Umgebung und des herrschenden Standes oder Stammes im Re — Auch der byzantinische Kaiser Constantin — der im Purpur Geborene weiß, daß die „Russen“, die nach Constantinopel kommen, eine ganz and Sprache reden als die Slawen, die sie mit sich bringen, und er un scheidet genau die „russischen“ und die slawischen Benennungen der Wass fälle im Dniepr, die er erfragt hatte.

Unabhängig von der wechselnden Waräger Söldnerschaar, die Fürsten als Leibwache umgab, bildete auch hier das bleibende, im La seßhaft gewordene reisige Gefolge des Landesherrn, seine Dienstmannsch im Sinn des Mittelalters, den Adel des Landes. Er bestand dem gem zunächst aus Normännern. Die Unterworfenen, Slawen und Finn zahlten Zins und leisteten vielleicht, in der Nähe der Herrensitze gelegentl namentlich bei Bauten und dergl., auch Frohnarbeiten. Sie wurden al außerdem auch, wenigstens theilweise und in einzelnen Fällen, zu Heer folge und Kriegsdienst unter den Befehlen der von dem normännisch Landesherrn eingesetzten Führer aufgerufen. Slawen einzelner Stäm werden schon in dem Heer genannt, das Oleg gegen Constantinopel führ In welchem Umfang aber, in welcher Abstufung sie dem Heereszug folgt und in welchen Fällen sie aufgerufen wurden, darüber belehren uns wed Nestors dürftige Chronik, noch die nordischen Quellen. Wie aber sch die Heeresfolge darauf deutet, geht auch aus Jaroslaws russischem Re und aus den Einzelnheiten der Geschichte, so weit wir sie kennen, u zweifelhaft hervor, daß die Masse der Bevölkerung, trotz des Zinses, d sie zahlte, für persönlich frei galt. Nur die Kriegsgefangenen und Nachkommen Kriegsgefangener waren — nicht Leibeigene — sonde Sclaven im strengsten Sinn des Worts und ganz der Willkür ihr Herren preisgegeben. Wie aus dem Verlauf der Begebenheiten herv geht, mußten freilich auch diese Knechte, wenigstens in weit überwiegend Mehrzahl, Slawen sein, in den Kämpfen, die zu der Unterwerfung d einzelnen Stämme — oder der Empörten — führten, zu Gefangen gemacht. Auch berichtet der Kaiser Constantin, mehr als ein Jahrhund nach der Gründung des normännisch-russischen Reichs, ausdrücklich, d die Knechte, welche die „Russen“ den Dniepr herab und über das Schwar

Digitized by Google

Meer zum Verkauf auf den Sclavenmarkt zu Constantinopel zu bringen pflegten, Slawen waren.

In Beziehung auf die Zusammensetzung der reisigen Dienstmannschaft des Landesfürsten aber — dieses werdenden Adels — machte sich allmählich der Einfluß geltend, den die Zeit und die Verlegung des Herrschersitzes nach Kiow üben mußten.

Oleg unternahm von Kiow aus, den Strom hinab (im Jahr 907), eine Heerfahrt gegen Constantinopel und schloß dann einen vortheilhaften Frieden mit dem oströmischen Reich. Seine Gesandten, die den Frieden unterhandelten, in der Einleitung des Vertrags mit Namen genannt, sind sämmtlich Normänner. — Ein Menschenalter später versuchte Olegs Nachfolger, Igor Ruriks Sohn, neue Raubzüge gegen Constantinopel. Sie führten (945) zu einem neuen Friedensschluß — und da gewahren wir unter den fünfzig Bevollmächtigten des russischen Fürsten zwei — vielleicht drei, die ihren Namen zufolge Slawen gewesen sein müssen. Ueberhaupt erscheinen von dieser Zeit an neben den Normannen, neben einem Asmund und Swieneld, auch slawische Namen in der russischen Geschichte. Wie viele und welche, läßt sich freilich kaum mit Bestimmtheit feststellen, da doch mancher Name, der auf den ersten Blick als ein slawischer erscheint, möglicher Weise wohl ein durch den späteren Chronisten in slawischer Weise verunstalteter normännischer sein könnte.

Slawen hatten den Weg in die gebietende Dienstmannschaft des Landesherrn gefunden, wenn auch zunächst nur in einzelnen Fällen. Auch stellt Jaroslaws russisches Recht wenigstens die Nowgoroder Slawen — die von Nestor insbesondere sogenannten Slowenen, als Person den Normännern gleich. Sie haben die gleiche Wehre. Für den Todtschlag eines Nowgoroder Slawen wird dieselbe Sühne gezahlt wie für den Todtschlag eines Normannen. Der herrschende fremde Volksstamm wurde nach und nach zu einer herrschenden einheimischen Genossenschaft umgestaltet —: die bedeutendste Veränderung, die in dem damaligen russischen Reich vorgehen konnte.

Sie wurde auch dadurch erleichtert, daß überhaupt nicht ein skandinavisches Volk oder ein skandinavischer Volksstamm in seiner Gesammtheit erobernd in das Land der Finnen und Slawen übersiedelt war, sondern allem Anschein nach nur ein reisiges Gefolge des Fürsten, vermehrt und ergänzt durch ähnliche Gefolgschaften, die nachfolgten, oder einzelne abenteuernde Krieger, die sich auch spät noch anschlossen. Die normännischen Krieger aber, die im Lande seßhaft blieben, standen da allein, ohne Frauen und Schwestern. Nur die Fürsten, nur einzelne Heerführer und Krieger konnten eine Braut unter Stammverwandten in der fernen nordischen Heimat werben; Vermählungen mit slawischen Frauen waren nahe gelegt, man könnte sagen erzwungen, und ohne Zweifel waren viele der in Gardarike geborenen Normänner von der Mutter Seite slawischer Abstammung.

Digitized by Google

Daß dennoch diese Umgestaltung, diese Verschmelzung der Herren Landes mit dem unterworfenen Volk nur langsame Fortschritte ma obgleich die Landesfürsten schon unmittelbar nach Igors Zeit sich ver laßt sahen auch slawische Namen anzunehmen und Igors Sohn Nachfolger sich Swätoslaw nannte; — daß dennoch das Leben am H schersitz Rußlands auch noch in den ersten Zeiten des elften Jahrhund einen so entschieden normännischen Charakter an sich tragen konnte der Antheil an Herrschaft und Macht, den die Slawen bis dahin erla hatten, immer noch ein verhältnißmäßig sehr geringer war —: das erk sich durch die bis dahin häufigen neuen Zuzüge normännischer Krie schaaren, welche die Ausgleichung der Nationalitäten verzögerten.

Inzwischen hatte das Christenthum in dem südlichen Theil des ru schen Reichs nicht nur Wurzel gefaßt, sondern bereits in weitem Umf Boden gewonnen.

Den Berichten der Byzantiner zufolge wurden schon unmittelbar n Oskolds und Dirs Versuch gegen Constantinopel viele ihrer „Russ bewogen sich taufen zu lassen; ja in einem gewissen Zusammenhang der mißglückten Fahrt, auf der sie die griechisch-christliche Kirche ken lernten, und wie die Byzantiner glaubten und erzählten, durch ein Wun besiegt und erschreckt. Ein Wunder — das in der Kirche der Blacher aufbewahrte Gewand der Jungfrau Maria hatte, in das ruhige M getaucht, den Sturm erregt, der die Flotte der Russen zerstreute und störte. Friedlich erschienen wenig später viele der Waräger wieder Bosporus und ließen sich in die christliche Kirche aufnehmen. Kuni hat die Stellen der byzantinischen Schriftsteller zusammengestellt, dieses Ereignisses gedenken. Das gewichtigste Zeugniß ist das des glei zeitigen Patriarchen Photius, der berichtet, daß die neubekehrten Ru „einen Bischof und Hirten" angenommen hätten und den christlichen bräuchen mit großem Eifer oblägen.

Zu Igors Zeit (912—945) gab es zu Kiow schon christliche Kirch Der merkwürdige Vertrag, den er mit dem Kaiser des oströmischen Reic schloß, wurde in der Kirche „zum heiligen Elias" zu Kiow bestätigt beschworen, und aus dem Wortlaut dieses Vertrags geht hervor, sow daß die Zahl der Christen unter Igors Unterthanen schon sehr groß w als daß selbst unter den Bevollmächtigten dieses Fürsten gewiß mehre vielleicht viele sich zum christlichen Glauben bekannten. Denn in Einleitung zu den vereinbarten Artikeln ist gesagt: wer von russisc Seite den Vertrag brechen wolle, der solle — „wenn er getauft ist" von Gott dem Allmächtigen seine Strafe erhalten; sei er nicht getauft,

*) Kunik a. a. O. Cap. X, 1.

Digitized by Google

sollten ihn auch die Götter des Heidenthums nicht schützen und seine eigenen Waffen sich gegen ihn kehren. — Und am Schluß sprechen dann die Bevollmächtigten Igors in erster Person und erklären, daß sie, „so viele unserer getauft sind", den Vertrag in der Kirche auf das Kreuz beschworen haben. Die nicht Getauften sollen den Eid auf ihre Waffen leisten.

Nach Igors Tod begab sich die Fürstin Olga, seine Wittwe — wahrscheinlich normännischer Abkunft, wenn auch in Rußland geboren — nach Constantinopel, um dort die Taufe zu empfangen. Als eifrige Christin von dort zurückgekehrt, war sie bemüht ihren Glauben in der Heimat zu verbreiten und gewiß nicht ohne Erfolg, wenn auch ihre Versuche ihren und Igors Sohn, den Herren des Landes, Swätoslaw, zu bekehren vergeblich blieben.

So war denn auch nach der Zeit dieser, in Nestors Chronik als „die listige" bezeichneten, von der russischen Kirche zu ihren Heiligen gerechneten Fürstin der christliche Glaube zwar weit verbreitet in Rußland, aber doch nur geduldet.

Anders gestalteten sich die Dinge unter Swätoslaws Söhnen. Es waren ihrer drei, der Vater hatte das Reich unter sie getheilt (972) und dadurch die Veranlassung zu dem ersten jener Bruderzwiste und inneren Kriege gegeben, die Jahrhunderte lang den Inhalt der russischen Geschichte ausmachen sollten. Der jüngste seiner drei Söhne, Fürst Wladimir, blieb nach wenigen Jahren (980), doch aber erst nach schweren Kämpfen, allein als Herr des Gesammtreichs übrig. Er hatte einmal, vertrieben, in der alten warägischen Heimat eine Zuflucht und Hülfe suchen müssen. Seine beiden Brüder waren umgekommen; der jüngere, Oleg, zufällig im Kampf gegen Jaropolk, den ältesten des Geschlechts; Jaropolk, verrätherisch ermordet im Gemach und auf das Geheiß Wladimirs, dem er sich vertrauensvoll ergeben hatte. Der Mörder nahm darauf die Wittwe des ermordeten Bruders, eine Griechin, zum Weibe, ohne etwa zu säumen, weil sie gesegneten Leibes war, und die russischen Chroniken nennen deshalb den Sohn, den sie gebahr — den Fürsten Swätopolk — den Sohn zweier Väter.

Auch sonst war Wladimir seinen Feinden, allen Nachbarn seines Reichs furchtbar. Er vernichtete das selbständige, normännische Fürstenthum Polotzk, weil der Herr dieses Landes, Fürst Rögnwald, ihm die Hand seiner, von den Slawen Rogneda genannten Tochter verweigert hatte. Rögnwald wurde erschlagen, sein ganzes Geschlecht wahrscheinlich vertilgt, denn es verschwindet spurlos aus der Geschichte, und Rogneda wurde Wladimirs gezwungene Braut.

Und gerade dieser gewaltige Kriegsherr, jeder Milde unzugänglich, und bis dahin eifrig im Glauben seiner Väter, erhob die christliche Religion griechischen Bekenntnisses zur herrschenden in Rußland — zur allein-

herrschenden, neben der keine andere mehr geduldet wurde. Deshalb z
ihn auch die russische Kirche zu ihren Heiligen, und nennt ihn sogar
„apostelgleichen", trotz aller ruchlosen Frevel, welche die Geschichte von
zu berichten hat.

Auch Wladimir hatte, gleich seinen Vorgängern eine Heerfahrt g
das byzantinische Reich unternommen, aber in anderer Weise. Der
den Dniepr hinab und über das Meer nach Constantinopel war
Russen schon dadurch eröffnet, daß Oskold und Dir sich in Kiow festse
und die Chazaren von den Ufern des Stroms verdrängten; er war
dem häufig benützt worden in Krieg und Frieden. Seitdem war die M
der Chazaren gebrochen und weiter und weiter zurückgedrängt word
auch der Weg zu den griechischen Städten am nördlichen Ufer des Schwa
Meers war frei geworden. Dorthin wendete Wladimir seine Waf
Er hatte (988) Cherson erobert, und warb von dort aus um die H
der Tochter des griechischen Kaisers Romanus II. — obgleich seine z
früheren Gemahlinnen, die Böhmin Manfreda und jene Rogneda, die in
russischen Annalen die Kummervolle genannt wird, noch lebten. In
Bewußtsein der Schwäche, dessen man sich zu Constantinopel nicht erweh
konnte, war man dort sehr bereit, den Frieden durch die Hand der Pr
zessin Anna zu erkaufen, aber wie schon der kirchliche Eifer verlangte,
auch Gründe der Politik, die Hoffnung, das Christenthum werde die wild
nordischen Barbaren bändigen, nicht minder forderten, wurde die Einw
ligung doch davon abhängig gemacht, daß Wladimir die Taufe anneh
—: eine Bedingung, die der russische Fürst sehr gern einging. Wladim
durch diese Vermählung Schwager des deutschen Kaisers Otto II. geword
war fortan ein ungemein eifriger Christ, der überall in seinem wei
Reich die heidnischen Tempel und Götzenbilder zerstörte, und von grie
schen Künstlern Kirchen bauen und in byzantinischer Weise mit Mosaik
und reichem Geräth schmücken ließ.

Nestor erzählt mit anmuthiger Naivität, wie Wladimir schon
Jahr vor diesen Ereignissen mit seinen Bojaren darüber zu Rathe
gangen sei, welche Religion man annehmen solle; — wie dann die
siegten Bulgaren den Fürsten und seine Russen für den Islam zu
winnen suchten, aber damit trotz des Harems in dieser Welt und
reizenden Huris in der nächsten, kein Glück machten, und zwar weil
Gesetz die geistigen Getränke untersagt; ohne diese könnten Russen ni
leben, soll Wladimir eingewendet haben. Nestor erzählt dann weiter,
selbst die Israeliten bemüht gewesen seien, Fürsten und Volk zu belehre
und die westeuropäischen Christen nicht minder als die Griechen. Wl
dimir aber habe, auf den Rath der Bojaren, Gesandte ausgesendet, m
dem Auftrag, jede der angepriesenen Religionen an Ort und Stelle
prüfen. Diese Gesandten hätten den Gottesdienst der Deutschen ärmli
gefunden wie den der Juden —: „als sie aber in die griechischen Kirche

Digitized by Google

kamen, da wußten sie, wie sie sagten, nicht wo sie waren, ob im Himmel oder noch auf Erden; auf Erden könne es nicht so Schönes geben; Gott selbst sei gegenwärtig in der griechischen Kirche."

So berichtet der Mönch des Höhlenklosters. In Wahrheit aber war der griechische Gottesdienst in Kiow schon seit länger als zwei Menschenaltern bekannt und nach den Fortschritten, welche die Bekehrung bereits gemacht hatte, und wie die Lage der Dinge überhaupt geworden war, möchte es wohl für den apostelgleichen Fürsten kaum möglich gewesen sein, einen anderen Glauben anzunehmen, als den der griechischen Kirche.

Mehrfach ist von solchen, die den Gang der russischen Geschichte überdenken, als eine unglückliche Fügung beklagt worden, daß Rußland — wie und das großentheils durch die Verlegung des normännischen Fürstensitzes nach Kiow bedingt war — eben von Griechenland aus bekehrt, auch durch die Religion an Constantinopel gebunden, und von dem westlichen Europa unwiderbringlich getrennt wurde. Und es ist wahr, die jugendlich aufstrebende germanisch-lateinische Welt hatte mehr an hoffnungsreichen Keimen zu bieten, als das altersschwache, hinsterbende Byzanz. Aber was ist denn dafür, daß dies weite Reich der Ostslawen, wenn durch die römische Kirche bekehrt, auch wirklich einen ernsten, tiefgehenden Antheil an dem Culturleben Westeuropas genommen hätte und an den gewaltigen Kämpfen, durch die dieses Culturleben in so energischer Weise gesteigert würde? — Polen war dem westlichen Europa durch seine Kirche verbunden, und doch ist ihm von diesem aufstrebenden Culturleben nur sehr wenig — man wäre berechtigt zu sagen nichts — zu Theil geworden; nur Schein ohne Wesen.

In Rußland aber zeigten sich, nachdem in Folge der Bekehrung die Beziehungen zu Constantinopel ununterbrochene und friedliche geworden waren, Anfänge einer werdenden Cultur, die weiter und zu einer eigenthümlichen Entwickelung führen konnten, wenn sie durch eine entsprechende Gunst der Umstände gefördert wurden.

Das aber geschah nicht. Die sieben überlebenden Söhne, unter die Wladimir (1015) sein weites Reich theilte, konnten nicht in Frieden miteinander leben. Der älteste, Swätopolk — in Wahrheit Jaropolks Sohn, Herr zu Kiow, hatte für seinen ermordeten Vater an Wladimirs Stamm Blutrache zu üben — und neben den sieben Brüdern stand noch, zu Polozk Brätschislaw, ein Enkel Wladimirs und der unglücklichen Rogneda, der die Leiden seiner Mutter und die Vertilgung ihres Stammes zu rächen hatte. Herrschsucht und Habsucht bewegte die hervorragenden unter den Streitenden in gleicher Weise. — Swätoslaw begann seine Regierung mit der Ermordnung dreier Söhne Wladimirs. — Da der eine ihrer Brüder [illegible]rn, in Tmutorakan am Schwarzen Meer hauste, die anderen Fürsten unbedeutend blieben, wogte der Kampf eigentlich zwischen Swätopolk — der sich dabei auf Hülfe der Polen und ihres Königs, seines Schwieger-

Digitized by Google

vaters Boleslaw, stützte — und dem Herrn von Nowgorod, dem Für Jaroslaw. Dieser, der älteste Sohn der griechischen Prinzessin, gewä den Nowgorodern große Freiheiten und Rechte, um ihrer Treue gewiß bleiben — und rief Normänner aus dem alten Heimatlande des Fürs geschlechts zu Hülfe.

Nächst der Treulosigkeit Swätopolks, der sich mit den Polen feindete, scheint dem Fürsten von Nowgorod vorzugsweise die Tapfe seiner kriegskundigen Verbündeten aus dem Norden zum Siege verho zu haben, und da diese Hülfstruppen im Lande seßhaft blieben, ergab daraus eine neue und letzte Verstärkung des normännischen Elements Rußland. — Swätopolk fand seinen Untergang in diesen Kämpfen der Chronik Nestors zufolge nach Böhmen entflohen, wie die Eymun saga berichtet, von Normännern, von Eymund selbst und seinen Gefähr bei Nacht in seinem Zelt überfallen und erschlagen.

Da der Neffe Brätschislaw später mit dem Oheim Frieden sch und sich unter vortheilhaften Bedingungen unterwarf — da dann a der letzte der Brüder Jaroslaws, Mstislaw, mit dem er das Reich n einmal theilen mußte, ohne Nachkommen starb, wurde Jaroslaw für läng Zeit Alleinherrscher Rußlands.

Das war, wie Alles andeutet, eine glückliche Zeit bedeutenden A schwungs, der sich noch bis weit in das zwölfte Jahrhundert hinein v folgen läßt. Jaroslaw ließ bedeutende Bauwerke von griechischen Kün lern ausführen, führte den geregelten Kirchengesang der griechischen Kir auch in der russischen ein, ordnete die Hierarchie und ließ sein Gesetzb in slawischer Sprache entwerfen. Schon begann Nowgorod durch d Handel reich und bedeutend zu werden — und wenn auch die Waräg gelegentlich neben der Seeräuberei in ihrer Weise Kaufmannschaft trieb und ihre Gefangenen verkauften, waren es doch zumeist Slawen, die s dem Handel widmeten und diese Reichthümer erwarben. Schon die st gende Bedeutung, die in Jaroslaws Gesetzbuch, und überhaupt von die Zeit an den Nowgoroder Slawen beigelegt wird, beweist es. Auch trag die städtischen Beamten, die uns genannt werden, slawische Namen. J Kiow erstaunten die Gesandten, die der deutsche Kaiser Heinrich IV. z Zeit der Söhne Jaroslaws hinsendete, wie Lambert von Aschaffenbu erzählt, über den Reichthum und die Pracht des dort regierenden Fürste — Auch gewahren wir bald eine beginnende Literatur, die freilich, w das durch den byzantinischen Einfluß bedingt war, fast nur in theologisch Schriften, in Uebersetzungen der Kirchenväter und in einer nach byzan nischem Muster entworfenen Chronik bestand. — Doch ist uns auch e merkwürdiges, episches Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert — d Heereszug Igors — bewahrt, und einige Bruchstücke, die in neuer Fassung auf uns gekommen sind, beweisen, daß Rußland damals reich an Liedern und poetischen Sagen.

Digitized by Google

Auch geht aus den häufigen Vermählungen der russischen Fürsten mit Prinzessinnen aus dem westlichen Europa, und russischer Fürstinnen mit regierenden Herren im Westen hervor, daß das normännisch-russische Reich und sein Fürstenhaus den Königreichen der germanisch-lateinischen Welt ebenbürtig geachtet waren.

Aber schon mit dem Tode Jaroslaws (1054) brach das Unheil, das bereits zeitweilig in Rußland gewaltet hatte, wieder, und diesmal für viele Jahrhunderte als ein bleibendes, sogar als ein von Generation zu Generation sich steigerndes über das Land herein.

Jaroslaw theilte sein Reich unter seine fünf überlebenden Söhne, und legte dabei durch die Anordnungen, die er traf, den Grund zu unheilbarem Zwist. Theils schon dadurch nämlich, daß er seinen Enkel Rostislaw, den Erben seines vor ihm verstorbenen Sohnes in der Theilung mit Stillschweigen überging, und auch die Großneffen, die Nachkommen Brätschislaws von Polotzk unbeachtet ließ; — besonders aber dadurch, daß er dem ältesten des Geschlechts, der den Thron der Hauptstadt Kiew inne haben sollte, ohne ihn mit einer entsprechenden realen Macht auszustatten, als „Großfürsten", eine Art von sehr unbestimmt gedachter und sehr beschränkter Oberherrschaft — oder vielmehr die Würde eines Oberhauptes des gesammten Fürstenstammes beilegen wollte. Der Großfürst sollte als Schiedsrichter und Vermittler auftreten, wo Streit unter den Theilfürsten entstand — aber die Gebiete der Theilfürsten boten so ziemlich die gleichen Mittel der Macht — und die jüngeren Fürsten brauchten sich daher dem Spruch des Oberhauptes nur insoweit zu fügen, als sie selber wollten. Nur ein überlegener Geist und ein bedeutender Charakter konnten die Großfürstenwürde zu etwas Wirklichem machen — und daß menschliche Einrichtungen, die solche Eigenschaften voraussetzen, sich nicht bewähren, liegt in der Natur der Dinge. Noch dazu fügte es Rußlands Unstern, daß der großfürstliche Scepter vielfach in sehr schwache Hände fiel. — So wurde die höchste Macht, die den Staatenbund zusammenhalten sollte, zu welchem sich Rußland gestaltete, sehr bald zu einem wesenlosen Schatten.

Dennoch aber wurde dieser leere Vorrang Gegenstand des allgemeinen Ehrgeizes und des Verlangens der russischen Fürsten, der Preis, um den sie in immer wiederholten, endlosen Bürgerkriegen kämpften. Es konnten in mehr oder weniger regelloser Weise vielfache Ansprüche darauf gemacht werden, da nicht mit Bestimmtheit festgestellt war, in welcher Weise die großfürstliche Würde vererbt werden sollte. Es galt dabei nicht das einfache Prinzip der Repräsentation, demzufolge die Herrscherwürde von dem jedesmaligen Inhaber in grader Linie auf dessen ältesten Sohn vererbt wird —: die großfürstliche Krone sollte vielmehr stets auf denjenigen der Fürsten übergehen, der in einem anderen Sinn als das Haupt des gesammten Geschlechts anzusehen war, nämlich auf denjenigen unter ihnen,

Digitized by Google

der dem gemeinschaftlichen Stammvater in Blutverwandtschaft am näch
stand. Nach dieser Regel ging der Bruder eines verstorbenen Großfür
als Erbe dessen Söhnen vor: er stand dem gemeinschaftlichen Stam
vater um eine Stufe der Blutsverwandtschaft näher als diese.

Wie schwierig es, von allem anderen abgesehen, im Laufe der Ze
werden mußte, — in dem zahlreich gewordenen, in viele Linien und Zw
getheilten Geschlecht, denjenigen mit Bestimmtheit nachzuweisen, der
zweifelhaft zur Erbfolge berechtigt war; wie viele Ansprüche sich da kreu
konnten, ist leicht zu ermessen. — In einem so wenig geregelten, ge
schaftlichen Zustand, in dem ohnehin immer zuletzt die Gewalt
schied, die wilde Leidenschaft nur durch Gewalt gebeugt werden konnte,
entschied Gewalt auch diese Ansprüche. Das zweifelhafte oder doch an
fochtene Recht des Großfürsten war dann der Leidenschaft der Theilfür
natürlich stets ein hinreichender Grund, sich seiner Autorität zu entzie
oder zu widersetzen.

Schon unter Jaroslaws unmittelbarem Nachfolger, seinem älte
Sohn Isäslaw, begannen die inneren Kriege von neuem, angefacht
dem übergangenen Rostislaw und den Fürsten von Polotzk, den gebore
Feinden der Söhne Jaroslaws. Diese Kämpfe wurden endlos fortge
durch alle Fürsten, die sich bei den stets wiederholten Theilungen überv
theilt wähnten, oder die Ehrgeiz oder Habsucht trieb unter gleichviel welch
Vorwand ihr Gebiet zu vergrößern. — Auch Isäslaw folgte als Gr
fürst, nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Swätoslaw, Fürst von Tsch
nigow — und auf diesen, wieder mit Uebergehung seiner Söhne,
dritte Bruder Wsewolod von Perejaslawl (bis 1093).

Bis dahin war der großfürstliche Sitz zu Kiow in regelmäßiger W
vererbt worden, ja es folgte noch einmal ein Fürst — Swätopolk,
Sohn Isäslaws — der angenommenen Regel gemäß — doch nur w
Wladimir Monomach, der Sohn Wsewolods, es gestattete, ja ausdrückl
auf das Recht verwies. Aber schon war Rußland zerrüttet und verwü
durch die inneren Kriege, durch Aufstände in den Hauptstädten, durch E
fälle der tatarischen Völker, die noch durch den Verfall des Chazarenrei
wieder im Süden streiften — der Polowzer — und deren sich das Re
in seiner Getheiltheit und Schwäche nicht immer zu erwehren wußte.

Aber auch dieser Swätopolk lebte in unaufhörlicher Fehde mit sein
Vettern und Neffen — auch mit Monomach, dem er die Krone verdan
— und nach seinem Tode (1112) bemächtigte sich Monomach, von
Volksgunst getragen, geehrt als Sieger über die Polowzer, ohne Re
ja gegen alles Recht, der großfürstlichen Würde. Die näher berechtigt
Nachkommen Swätoslaws von Tschernigow wurden dabei übergang
Namentlich dessen Sohn Fürst Oleg nicht mit seinem Willen.

Monomach wußte dann während seiner zwölfjährigen Regierung (
1125) die großfürstliche Oberherrschaft zu einer Wahrheit zu machen, d

Digitized by Google

Frieden im Innern wenn auch nicht ganz, doch besser zu erhalten, als bis dahin geschehen war und den in sich stets uneinigen Staatenbund, den Rußland bildete, gegen seine äußeren Feinde zu vertheidigen. Seine weiteren Pläne aber wollten nicht gelingen.

Unverkennbar ging sein Streben dahin, die Macht seines Hauses im engeren Sinn zu vermehren und die großfürstliche Würde eben diesem Hause, seinen Nachkommen, mit Ausschluß aller anderen Theilfürsten bleibend zu sichern.

Schon als Theilfürst hatte er, siegreich in den unaufhörlichen inneren Kriegen, sein besonderes Gebiet durch Eroberungen und Usurpationen erweitert —: als Großfürst vernichtete er die Fürstenhäuser, die sich seiner Oberhoheit nicht fügen wollten, und vereinigte ihre Besitzungen mit den seinigen. — Auch gelang es ihm, seinem Sohn Mstislaw — dem Großen, wie ihn die russischen Chroniken nennen — die Nachfolge in der Großfürstenwürde zu hinterlassen — und dieser vermochte noch bis an sein Ende (bis 1132) im Sinn des Vaters zu wirken und eine den Theilfürsten überlegene Macht geltend zu machen.

Aber, um dem Hause Monomachs die großfürstliche Würde bleibend und für immer zu sichern, um diese Würde zu einer bleibend wirksamen Oberhoheit zu erheben und in Rußland die Einheit herzustellen, deren ein Staatenbund fähig ist, hätte wenigstens in diesem Hause das Erstgeburtsrecht eingeführt werden müssen, um hier jedem Zwist vorzubeugen und die Hausmacht zusammenzuhalten. Allein so nahe dieser Gedanke zu liegen scheint, war er doch jener Zeit so fremd, daß die Ausführung sich vielleicht unmöglich erwiesen hätte. Jedenfalls haben weder Wladimir Monomach noch sein energischer Sohn je auch nur vorübergehend daran gedacht. Das weite Gebiet, das Wladimir unter seine unmittelbare Herrschaft gebracht hatte, wurde sofort wieder unter seine Söhne vertheilt — zerfiel dann unter seinen Enkeln in eine noch größere Anzahl kleinerer Antheile — und weiter mit jeder neuen Generation in eine vermehrte Zahl zum Theil sehr geringfügiger Theilfürstenthümer. Zudem verfeindete der Streit zwischen Oheimen und Neffen, der Streit um einen größeren oder geringeren Antheil an dem urväterlichen Erbe, oder um Kiow und die großfürstliche Würde, Monomachs Haus auch in sich. Die blutigen Händel unter den nächsten Verwandten nahmen kein Ende.

Außerdem war das Haus Monomachs dann auch noch fortwährend von den anderen fürstlichen Gesammthäusern Rußlands angefeindet und befehdet, namentlich von den Nachkommen Olegs von Tschernigow, die — nicht mit Unrecht — ein näheres Anrecht auf den Besitz Kiows und des großfürstlichen Stuhls zu haben glaubten. Nicht minder von den alten Feinden, den Nachkommen der Fürsten von Polotzk, und von den Fürsten, die in Halicz — dem jetzt österreichischen Galizien — herrschten. Diese

Digitized by Google

stammten von einem noch vor dem Tode des Vaters verstorbenen S
Jaroslaws ab.

Da nun das Gebiet eines jeden dieser Hauptzweige des herrsche
Geschlechts wieder in eine stets wachsende Zahl von Theilfürstenthüm
zersplittert war und wurde; da auch in jedem dieser untergeordn
Kreise der Zwist und blutige Hader zwischen Oheimen, Neffen und Vet
sich wiederholte, wie er im Ganzen waltete — da hier wie dort nur
Recht der Gewalt und List galt, — da mancher Fürst dann auch in
Bedrängniß die räuberischen Nachbarn, Polen oder Polowzer zu H
rief, war ganz Rußland in ein unübersehbares Gewirr von endle
inneren Kriegen verloren. Bald, schon um die Mitte des zwölften J
hunderts — von 1157 an — war selbst die Vorstellung verschwun
daß die Großfürstenwürde an den Besitz von Kiow geknüpft sei.
war geschehen, als der Enkel Monomachs, Fürst Andreas von Bogoliub
überzeugt, daß er den Thron von Kiow, den sein Vater gewaltsam
genommen hatte, nicht gegen das Tschernigowsche Fürstenhaus behau
könne, sich in sein Susdalsches Theilfürstenthum zurückzog und dort
Großfürstentitel annahm. Es nannten sich nun mehrere Fürsten zugl
in verschiedenen Theilen Rußlands Großfürsten, ohne mehr dadurch
erlangen, als was Gewalt und List ohnehin vermocht hätten.

In diesem Zustande konnte Rußland weder an dem Leben des n
lichen — man könnte sagen des eigentlichen Europas — noch an
Schicksalen des byzantinischen Reichs irgend einen Antheil nehmen. S
in den Zeiten unmittelbar nach Jaroslaw hatten sich die Beziehungen
dem alten nordischen Heimatlande des herrschenden Stammes gelöst;
nordisch-germanische Sprache wurde vergessen; das normännische Elem
der Bevölkerung ging ganz in das slawische über. Die Beziehungen
Westeuropa hörten auf. Die Trennung der griechischen und lateinisc
Kirche trug auch dazu bei, Rußland, das dem griechischen Glauben zu
than blieb, dem intellectuellen Leben Westeuropas ganz zu entfremden

So nahm der große, aber ohnmächtige slawische Staatenbund, zu d
Rußland nunmehr geworden war, an dem großen Weltereigniß dieser Ja
hunderte, an den Kreuzzügen, durchaus gar keinen Antheil. Man wußte n
einmal um diese gewaltigen Kämpfe, durch die der Islam und die a
tischen Völker noch einmal zurückgedämmt wurden, dem absterbenden
zantinischen Reich und den geringen Resten byzantinischer Cultur am B
porus noch eine letzte Frist des Daseins gewonnen war. Wenn sich
eine Kunde davon nach Rußland verlor, blieb sie unbeachtet. Noch weni
hatte Rußland, wie sich von selbst versteht, irgend einen Antheil an d
geistigen Kämpfen, dem geistigen Aufschwung, die durch die Kreuzzüge h
vorgerufen wurden.

Unbeachtet, vergessen von den Culturvölkern der Zeit, außer Berü
rung mit ihnen und den Weltereignissen, bildete Rußland in seiner V

Digitized by Google

einzelung gleichsam eine kleine Welt für sich, nur mit sich selbst beschäftigt, das heißt mit einem elenden inneren Hader, der, in Beziehung auf das Leben der Nation, gar keinen Zweck hatte. Die Folge war eine allgemeine, stets wachsende Verwilderung. Während das germanisch-lateinische Europa zu einem neuen geistigen Leben erwachte und sich darin mit der Macht der Jugend empor arbeitete — gingen hier im slawischen Osten im Gegentheil die werthvollen Keime einer werdenden Civilisation unter, die eine frühere Zeit zu entwickeln versprach.

Auch die bürgerlichen und politischen Zustände hatten sich — mit einer Ausnahme, deren wir später gedenken müssen — bis in das dreizehnte Jahrhundert nicht weiter entwickelt —: nur daß das politische Leben, wenn man es überhaupt so nennen darf — keinen gemeinsamen Mittelpunkt mehr hatte und sich anstatt dessen um eine große Anzahl untergeordneter Punkte drehte.

Der Hof und die Regierung eines jeden Theilfürsten waren denen der Großfürsten nachgebildet. Ein jeder dieser Fürsten war von seinem Adel, das heißt von seinem kriegerischen Gefolge umgeben. Denn daß der Adel in Rußland, wie anderwärts, aus dem persönlichen Gefolge und Anhang des Fürsten hervorging, wird schon durch die Standesbenennung Dworäne (Дворяне) Hofleute, bezeugt. — Ueberall sehen wir dann den Fürsten von den vornehmsten seines Gefolges, von den Bojaren begleitet; sie bilden seinen Rath, sie sind seine Beamten und die Führer seines Heeres. Sie bilden allein den wirklichen Adel, insofern man dabei die politische Bedeutung eines solchen im Sinn hat. Die übrige Masse des Adels, die Kriegs- und Hofdienste leistete, hatte nur den Anspruch auf die Bojarenwürde, die jeder erwerben konnte. Denn diese Würde war und blieb eine rein persönliche; man wurde von Fürsten zum Bojaren ernannt, — und hinterließ seinen Söhnen, dem Recht nach, keinen näheren Anspruch auf die Nachfolge in der Würde als den, der allen Gefolgsleuten des Fürsten gemein war.

Die Bojaren bildeten den Rath des Fürsten — aber es bedarf nicht der Bemerkung, daß sie nur eine berathende Stimme haben konnten, da sie, lediglich von ihrem Dienstherrn berufen, keinen Stand, keine gesonderten Interessen zu vertreten hatten. Sie hatten nicht ein Recht, sondern eine Dienstpflicht zu üben, wenn sie befragt wurden und antworten sollten. Wie viel oder wie wenig ihr Gutachten thatsächlich galt, das mochte wohl von dem Gewicht der Charaktere und von den Umständen abhängen.

Bei der Dürftigkeit der Quellen ist es nicht leicht, sich von den in mancher Beziehung wichtigsten Verhältnissen, wie sie zu jener Zeit bestanden, namentlich von dem damaligen Wesen und den Bedingungen des Grundeigenthums, ein ganz bestimmtes Bild zu machen. Es waltete eben ein nirgends ausgesprochenes Gewohnheitsrecht — und Vieles und Wichtiges mag ganz unbestimmt geblieben sein, schon weil in einem so

Digitized by Google

dünn bevölkerten, so wenig angebauten Lande Grund und Boden an nur einen sehr geringen, ja so gut wie gar keinen — und nur die Arbe kraft, die darauf verwendet, die dienstbar gemacht werden konnte, ei wirklich bedeutenden Werth hatte.

Ein Hauptpunkt namentlich ist zweifelhaft und Gegenstand vielfa Streites, der schwerlich zu einem ganz unanfechtbaren Abschluß wird bracht werden können.

In dem weitaus größten Theil des heutigen Rußlands findet näm wie bekannt, eine Auftheilung des Grund und Bodens in bestimmt bleibend gesonderte Bauerngüter nicht statt; der einzelne Bauer hat Sondereigenthum in der Feldflur der Gemeinde, der er angehört; Eigenthumsrecht — und selbst kein bleibendes Besitz- und Nutzungsr an irgend einen bestimmten Theil dieser Flur. Sie ist ungetheiltes Eig thum der Gemeinde und wird in gewissem Sinn gemeinschaftlich beb und genützt. Nämlich sie wird nach jedem dreijährigen Turnus — w nicht öfter — von neuem auf eine kurze Nutzungszeit unter die Mitgli der Gemeinde vertheilt — und stets in anderer Weise, um Vortheile Nachtheile auszugleichen — indem jeder Betheiligte abwechselnd die besse und die schlechteren, die näheren und die entfernteren Aecker als sei Antheil zugewiesen erhält.

Von einer Seite wird nun diese Art der Bodennutzung für ur slawische Sitte, für die materielle Grundlage der echt slawischen — o doch der russischen gesellschaftlichen und politischen Zustände ausgege und in diesem Sinn sehr hoch gehalten. Namentlich suchen die Slawä philen der neuesten Zeit diese Ansicht mit größtem Eifer zur Geltung bringen.

Doch haben sich andererseits in Rußland selbst auch wieder Stimm wenn auch in geringerer Zahl, gegen diese Auffassung erhoben und dar verwiesen, daß aus dem sechzehnten Jahrhundert einzelne schriftliche machungen zwischen Bauern und Grundherren auf uns gekommen si in denen wirkliche, gesonderte Bauernhöfe vorausgesetzt werden und folg jene gemeinschaftliche Benutzung der Feldflur ausgeschlossen scheint. hätte sich demnach die jetzige Bestellungsweise der Fluren, die jetzige S erst spät, erst etwa im siebzehnten Jahrhundert gebildet.

Ohne bestimmt entscheiden zu wollen, was zu weit führen wür müssen wir doch gestehen, daß die Gründe, die für die erstere Ansi sprechen, zu überwiegen scheinen. Die Freizügigkeit, die dem russisc Bauern von ältester Zeit her unzweifelhaft zustand, darf hier freilich ni in Anschlag gebracht werden. Es wäre eine Täuschung, wenn man sag wollte, sie lasse sich nur da als ein wirklich benützbares Recht denken, dessen Ausübung nicht mit schweren Opfern verbunden ist; nur da, der Einzelne außer seiner fahrenden Habe und der nächsten Ernte nic als sein besonderes Eigenthum besitzt; — nicht da, wo der Bauer sein

Digitized by Google

gesonderten Hof und Acker aufgeben müßte, um aus einer Gemeinde in eine andere übersiedeln zu können — wo er gleichsam durch den Besitz an die Scholle gebunden ist. Das hieße die Verhältnisse und Begriffe einer späteren Zeit geordneter Zustände in jene frühe Periode versetzen. In einer Zeit, in welcher regellose Gewaltsamkeit unaufhörlich den regelmäßigen Gang der Dinge unterbrach und störte, der Grund und Boden kaum einen Werth hatte und sich überall im Ueberfluß wiederfand, konnte der Bauer gar wohl veranlaßt sein, Haus und Hof aufzugeben, um sich unter dem Schutz eines milderen oder eines mächtigeren Herrn anzusiedeln.

Auch können wir die Gemeinschaft der Aecker nicht als Sitte slawischer Urzeit gelten lassen — denn eine Bevölkerung, die zerstreut lebt, in einzeln, entfernt von einander, an unzugänglichen Stellen gelegenen Hütten, kann wohl kaum seine Aecker in solcher Weise bestellen. — Da sich auch auf ähnliche Weise, die Feldfluren zu benützen, bei anderen slawischen Stämmen nicht nachweisen läßt, müssen wir wohl glauben, daß sie in Rußland, namentlich in Groß-Rußland, durch besondere örtliche Umstände herbeigeführt worden ist.

Da müssen wir uns aber gleich erinnern, daß die einwandernden …zen hier nicht, wie im Westen, verlassene Länder in Besitz nahmen. Sie siedelten sich unter Finnen an, mit denen sie, später wenigstens, meist in Unfrieden lebten. Unter diesen Umständen waren sie darauf angewiesen, zusammenzuhalten und sich in Dörfern anzusiedeln, anstatt sich in einzeln gelegene Hütten zu zerstreuen. Auch liefert eine Stelle Nestors, auf die wir uns schon berufen mußten, wenigstens einen indirecten Beweis, daß die Slawen in Groß-Rußland wirklich in Dorfschaften angesiedelt waren. Der Annalist führt es nämlich als etwas Besonderes, als Ausnahme und Eigenthümlichkeit eines der in Rußland eingewanderten slawischen Volksstämme, der Polänen am unteren Dniepr, an, daß bei ihnen jeder „für sich gesondert und an seinem Ort" lebt „und seinem Geschlecht (rod; — Familie?) gebietet". — Der Gegensatz, den die Lebensweise der übrigen slawischen Volksstämme dazu bildete, ergiebt sich ohne weitere Erklärung. Nun läßt sich aber wohl denken, daß die slawischen Ansiedler, in Dörfern zusammen wohnend und wenn sie vermöge gemeinschaftlicher Arbeit eine Waldfläche gerodet hatten, um einen Acker zu gewinnen, diese Flur dann auch gemeinschaftlich benützten. Eine solche Art der Ansiedelung konnte in sehr nahe liegender Weise darauf führen.

Ueberhaupt ist ein solcher gemeinschaftlich betriebener Ackerbau wohl nur als eine älteste und primitive Einrichtung und Sitte denkbar. Wie es möglich gewesen sein sollte, bereits weiter entwickelte, genauer bestimmte Rechtsverhältnisse und den Haushalt der Einzelnen, der sich darauf stützte, wieder aufzuheben — gesonderte Bauernhöfe wieder in eine ungetheilte Masse zusammen zu werfen, zu gemeinschaftlicher Benützung in socialistischer

Digitized by Google

Weise —: das ist kaum abzusehen. Es hätte schwerlich gelingen kön ohne Anwendung der Gewalt; wenigstens gewiß nicht überall und o Ausnahme, — und so müßte die Einführung dieser neuen Agrarverh nisse jedenfalls Unruhen herbeigeführt haben, die uns wohl kaum u kannt geblieben sein könnten, wenn sie in so später Zeit stattgefun hätten; — im siebzehnten Jahrhundert nämlich, denn in dieses mü wir die Ausbildung der gegenwärtig in Groß-Rußland herrschenden bä lichen Nutzungsweise des Bodens herab versetzen, wenn wir in ihr n eine aus den Zeiten der slawischen Einwanderung herrührende Sitte Rechtsgewohnheit anerkennen wollen.

Auch spricht Vieles in dem ältesten russischen Recht — in dem Ge buch Jaroslaws — dafür, daß damals die gemeinschaftliche Benütz der Feldfluren üblich war. Namentlich der Umstand, daß das russi Erbrecht nur der fahrenden Habe des Erblassers gedenkt, nur über d verfügt — über den Landbesitz schweigt. Das scheint am natürlich dadurch sich zu erklären, daß Grund und Boden Gemeindeeigenthum mithin der Gemeine und der hergebrachten Nutzungsweise durch kei Sonder-Erbanspruch entzogen werden, nicht der Gegenstand eines Able mens unter Erben sein konnte. — Eben so ist da, wo das Gesetz d Verbrecher mit Verbannung und Einziehung seines Vermögens dr wieder nur von der fahrenden Habe des Missethäters die Rede. Ue einen etwanigen Grundbesitz wird nicht verfügt.

Was die schriftlichen Vereinbarungen zwischen Bauern und Gru herren anbetrifft, die gegen diese Auffassung beweisen und die Auftheilu des Grund und Bodens in gesonderte Bauernhöfe darthun sollen, so si wir über diese Documente bis jetzt nicht in solcher Weise zuverlässig unt richtet, daß sich eine das ganze weite Reich und die Gesammtheit der sellschaftlichen Zustände umfassende Ansicht darauf gründen ließe. erfahren, daß es dergleichen Urkunden aus dem sechzehnten Jahrhund giebt —: ihr Wortlaut aber ist, so viel wir wissen, nicht bekannt geword Und es fragt sich nun: sind ihrer viele erhalten? — eine solche Anza daß sich daraus ein umfassender Schluß folgern läßt? — Sind deren a allen Theilen Rußlands nachzuweisen? — namentlich aus Groß-Rußla aus den Provinzen, in denen heuzutage die gemeinschaftliche Benützu der Feldfluren üblich ist? — Sollten sie denjenigen kleinrussischen Land theilen angehören, in denen auch gegenwärtig die Auftheilung des Lan in gesonderte Bauernhöfe und Hufen fortbesteht, so würden sie in B ziehung auf die Streitfrage, um die es sich hier handelt, nichts beweis

Wie dem aber auch sei, Eines ergiebt sich aus Allem, was uns a diesen Jahrhunderten überliefert ist, wie aus den früheren Berichten Pr cops: hier wie dort zeigt sich keine Spur, daß die slawische Bevölkeru Rußlands in Geschlechter und Stämme gegliedert gewesen wäre. D slawische Gemeine ist eine rein örtliche. Für die „Wira" (вира) — d

Sühngeld, das für einen Todtschlag oder eine sonst verübte Gewaltthat erlegt werden soll, haftet nach Jaroslaws Gesetzen nöthigenfalls nicht die Familie des Missethäters oder das Geschlecht, der Stamm, dem er angehört, sondern der Landbezirk, in dem er einheimisch ist —: wie bei den Angelsachsen in Britannien, nachdem der sächsische Geschlechterverband sich gelöst hatte. — Und auch in den Verfügungen, die sich auf diese Verhältnisse beziehen, sehen wir, wie die normännischen Fürsten Rußlands in der Gesetze, die sie erließen, und selbst die technischen Bezeichnungen, die sie einzuführen suchten, den Ueberlieferungen ihres nordischen Heimatlandes entlehnten. Das Sühngeld heißt „Wira" in Jaroslaws russischem Recht, der Landbezirk „Werw'" (верв) — beides Wörter, für die in den slawischen Sprachen jeder Anhalt fehlt, in denen dagegen das germanische „Wehre" und das skandinavische „Hwarf" leicht wieder zu erkennen ist.

Die ganz örtliche Entstehung, der rein örtliche Charakter der slawischen Gemeine ließen sich wohl erklären, wenn wir unbedingt gelten lassen dürften, was Nestor von den Sitten der slawischen Stämme Rußlands berichtet. Ihm zufolge kannten unter allen nur die eben genannten Polänen das Institut der Ehe. Der Annalist rühmt dann auch den friedlichen Sinn dieses Volks, die Liebe und Achtung unter Verwandten, die Züchtigkeit der Frauen, die in seiner Lebensweise hervortreten. Alle anderen Slawen schildert er dagegen als rohe Wilde, ganz dem unveredelten, sinnlichen Sinnenreiz hingegeben, und er tadelt besonders bei ihnen die herkömmliche Gewaltsamkeit gegen Frauen, die regellose Vielweiberei.

Der Fürst war Landesherr in seinem Gebiet oder vielmehr Landherr — was nicht ganz dasselbe ist —; sein reisiges Gefolge, seine Dienstmannschaft war zu Kriegsdiensten und zu Diensten der Landesverwaltung verpflichtet; — die unterworfenen slawischen oder finnischen Gemeinden zahlten bäuerlichen Zins und leisteten Frohndienste. Der Begriff des Staats fehlte: alle Verhältnisse wurden als privatrechtliche aufgefaßt. Der Fürst, der seine Dienstleute versorgen mußte, auch wenn sie nicht unmittelbar seine Person umgaben, wies ihnen Land und Leute in seinem Gebiet an — oder vielmehr Einkünfte von Land und Leuten.

Denn eigenthümlich ist an diesem russischen Beneficialwesen, daß — wie in Indien unter der Herrschaft der Mongolen — anfänglich nur der Landesherr, der an der Spitze der bürgerlichen Gesellschaft stand — und vielleicht die Bauerschaften, die deren unterste Stufe bildeten, ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden hatten, — die Dienstleute aber, die zwischen beiden standen, nicht. Der Bauerschaft, der Gemeine — wenn auch nicht dem einzelnen Landmann für sich, stand möglicher Weise — und insofern man bestimmte Rechtsbegriffe auf schwankende, formlos bewegliche, der Gewalt ohne bestimmte Grenzen unterworfene Zustände anwenden kann — das nutzbare Eigenthum an dem Grund und Boden zu (das **dominium utile**), — dem Landesherrn das Obereigenthum, und

Digitized by Google

zwar nicht nur das landesherrliche (dominium supremum) — das gar nicht für sich zu denken wußte — sondern auch das guts- und gr herrliche (dominium directum). — Dem Bojaren oder sonstigen Di mann war nur eine Anweisung auf die Zinsen verliehen, die gewisse, überwiesene Dörfer zu leisten hatten, oder auf die Zinsen und Fr dienste, zu denen sie verpflichtet waren, so wie auf die Nutzung e fürstlichen Meierhofs, auf dem diese Frohndienste verwerthet wur Auch da, wo es keinen landesherrlichen Meierhof gab, konnte es für Beliehenen keine Schwierigkeiten haben einen solchen zu seinem Vor in der Gemarkung des Dorfs anzulegen, sobald er über Arbeitskräfte bot. Sein Besitz wurde aber dadurch um nichts fester. Solche Flu nachlässig urbar gemacht und nachlässig bestellt, wurden gewiß auch leicht wieder aufgegeben und der Natur überlassen. Man braucht nu beobachten, in welcher Weise noch heute der Ackerbau in den minder völkerten nördlichen Provinzen Rußlands betrieben wird, um sich Rec schaft davon geben zu können, wie wandelbar zu jener Zeit der An des Bodens gewesen sein mag.

Diese Besitzungen der Bojaren und der sonstigen fürstlichen Die leute waren aber — wie das in dem Wesen des ganzen Verhältni liegt — nicht erblich; sie werden auch in den russischen Urkunden n Eigenthum genannt, sondern Pomestie (Помѣстіе) — ein schwer zu ü setzendes Wort, anstatt dessen wir Lehen, Beneficium setzen müssen wiewohl sich in Rußland aus diesen Verleihungen kein ausführlich ge dertes Lehnrecht entwickelte, wie in dem germanischen Europa. Sie wur auch nicht ausdrücklich auf Lebenszeit verliehen. Freilich verstand sich w stillschweigend von selbst, daß der Beliehene sie im gewöhnlichen Lauf Dinge, und wenn nichts Störendes eintrat, auf seine Lebenszeit behielt aber sie waren doch widerruflich und konnten verwirkt werden — ja, findet sich in den russischen Urkunden, soweit sie uns erhalten sind, du aus keine Bestimmung, die den Beliehenen gegen die unbedingte Will seines Dienstherrn schützen konnte. — Doch war andererseits auch Beliehene durch einen solchen Besitz nicht gebunden; er konnte sich jed zeit von dem Dienst lossagen, — das stand ihm frei, denn die Bojar und die geringeren Dienstleute hatten das Recht der Freizügigkeit gl den Bauern und konnten unbehindert von einem Fürsten zum ander übergehen. Aber natürlich mußten sie, um dieses Recht zu üben, Lehen aufgeben, die sie dem Dienstherrn verdankten, den sie verließen.

Die Lage der Bauern endlich kann wohl nicht so günstig gewe sein, wie ihr oft nachgerühmt worden ist, wenn es sich darum handel sie als Gegensatz den Leibeigenschafts-Verhältnissen des achtzehnten Jah hunderts gegenüber zu stellen; nicht so schön, wie sie namentlich d Slawänophilen der Gegenwart und ihrem enthusiastischen Anhang erscheine Sie war doch im Wesentlichen aus einer gewaltsamen Fremdherrsch

Digitized by Google

hervorgegangen. Selbstverständlich war der Dienstmann, dem eine fürstliche Verleihung, wenn auch nur zeitweilig, die Rechte eines Grund- und Gutsherrn in einer Landgemeine verliehen hatte, mit der Befugniß der Selbsthülfe ausgestattet, um die Leistungen, zu denen die Bauern verpflichtet waren, nöthigenfalls erzwingen zu können. — Zu einer späteren Zeit, aus der uns Urkunden geblieben sind, hatte der Gutsherr auch die richterliche Gewalt auf seinem Gut — nur mit Ausschluß des Blutbannes —, und die Schenkungs- oder Belehnungsurkunden des Fürsten schließen mit einer Anrede an die Bauern, die aufgefordert werden, dem Gutsherrn zu gehorchen. „Pflüget seine Aecker und entrichtet ihm die Geld- und Getreideleistungen (nach alter Gewohnheit oder wie er es bestimmen wird) und er walte und richte Euch nach dieser meiner Urkunde.“ So lauten gewöhnlich die schließenden Worte.

Freilich reichen solche Urkunden nicht weiter in die Vergangenheit zurück als bis in das sechzehnte Jahrhundert, aber in Allem, was wir von ... Geschichte Rußlands während der früheren Jahrhunderte wissen, zeigt ... nirgends ein Grund anzunehmen, daß die Verhältnisse damals wesent... andere gewesen sein könnten, daß etwa der Willkür ein geringerer ...raum gelassen war. Selbst das Maß der Dienste, welche die Bauer...en zu leisten hatten, war nicht gesetzlich festgestellt; es war vielfach ... Ermessen des Grundherrn anheimgegeben, was er in dieser Beziehung ...ordnen wolle. — So kann denn die vielgerühmte Freiheit des russischen ...volks wesentlich nur in dem Recht der Freizügigkeit bestanden haben. ...iß eine dürftige Freiheit!

Daß dieses Recht aber in ausgedehntestem Maße geübt wurde, daran ...re nicht zu zweiflen, selbst wenn es Geschichte und Urkunden nicht aus...lich berichteten. Es würde genügen, das heutige Leben des russischen ...lks zu beobachten, um sich davon zu überzeugen. Es ist eine sehr in ... Augen fallende Eigenthümlichkeit des Russen, namentlich des Groß...ssen, daß er sich nur sehr schwer, nur ausnahmsweise und in sehr sel...en Fällen entschließt auszuwandern und sein Vaterland — das Land, ... dem er überall seine Sprache und seine Kirche wiederfindet — zu ver...en — daß er dagegen sehr wenig an seiner eigentlichen Heimat, im engeren Sinn des Worts haftet; vielmehr innerhalb seines weiten Vater...ndes sehr leicht und auf geringfügige Veranlassung hin — selbst ohne eigentliche Veranlassung aus eigenem Antrieb, gern Wohnort und Beruf ...dert. Selbst als Leibeigener suchte er sich stets die Möglichkeit eines ...chen Wechsels zu wahren; gern zahlte er seinem Leibherrn einen höheren Tribut, wenn ihm dagegen gestattet wurde, als Zimmermann oder Maurer in eine der Hauptstädte des Reichs oder bald in diese, bald in jene ent...nte Provinz zu wandern oder lieber noch als Kaufmann oder Fuhrmann sein geschäftiges Wesen auf allen Jahrmärkten des Landes zu treiben. — Die Art der Auftheilung des Landes, die gemeinschaftliche Benützung

Digitized by Google

der Aecker, hat unstreitig viel dazu beigetragen, diesen unstäten Wand sinn zu entwickeln und durch alle Jahrhunderte zu erhalten. Sie währt der einzelnen Familie kein wirkliches, fesselndes Eigenthum u schließt die Liebe zum Acker und zum Ackerbau aus.

Außer dem reisigen Gefolge der Fürsten und den freien, oder d mit dem Recht der Freizügigkeit ausgestatteten Bauern, gab es aber Rußland auch noch eine sehr zahlreiche Classe vollkommen rechtloser Sclav ganz der Willkür ihrer Herren preisgegeben und als Sachen besessen u behandelt. Wer einen Knecht erschlug, hatte dem Herrn desselben sein Werth, den Kauf- oder Marktpreis eines Sclaven zu ersetzen — ei Wehre oder Buße zahlte er nicht. Diese Sclaven waren, wie schon g sagt, zunächst Kriegsgefangene oder deren Nachkommen — aber der fr Mann konnte auch noch auf manchem anderen Wege der Knechtschaft v fallen. Schon durch die bedingungslose Uebernahme des Amtes eines län lichen Verwalters und Schlüsselbewahrers (Tiun) im Dienst des Grundher und das ist ein sehr merkwürdiger Zug, denn er beweist, daß die Grun herren ihre Interessen in den Landgemeinden im Allgemeinen nicht du freie Leute, sondern durch Leibeigene wahrnehmen und verwalten ließe durch Knechte, die sie ganz in ihrer Gewalt hatten. Das Recht setzt e für allemal voraus, der Dorf-Tiun sei ein Knecht; das Gegenth muß im einzelnen Fall erst als Ausnahme dargethan werden. Der Ti muß beweisen, daß er ein freigeborener Mann sei, der sich auch bei Ueb nahme des Amts nicht in freiwillige Knechtschaft begeben, vielmehr persönliche Freiheit ausdrücklich vorbehalten habe. Daß dieser Verwalt namentlich in Abwesenheit seines Herrn, in dessen Auftrag und Name mit einer gewissen amtlichen Gewalt über die Verpflichteten ausgestat sein mußte, das liegt in der Natur solcher Verhältnisse. So waren den namentlich in den an Bojaren oder andere Gefolgsleute des Fürsten ve liehenen Dörfern, in gewiß nicht seltenen Fällen, die Bauern, obglei persönlich frei, doch in mancher Beziehung einem Knecht des Grundher untergeordnet.

Es zeigen sich auch sonst schon zu dieser frühen Zeit entstehen Rechtsgewohnheiten, die leicht zu einer allmählichen Verschlimmerung d Lage des Landvolks führen konnten — ja zu einer solchen führen mußte wenn nicht ihrer weiteren Entwickelung und ihren Folgen Einhalt getha wurde.

Schon aus dem, was uns von dem Dorf-Tiun überliefert ist, ge hervor, daß ein, wenigstens der Form nach, freiwilliger Uebertritt ein Freien in den Stand der Knechtschaft nicht unerhört war. Noth un Druck konnten in einer wild-unruhigen Zeit wohl dazu bestimmen. Dan aber spricht Jaroslaws russisches Recht auch von einer bedingten, zei weiligen Hörigkeit, in welche der freie Landmann veranlaßt sein konn sich zu ergeben, und die leicht zu vollständiger Sclaverei führte.

Digitized by Google

Ein solches Verhältniß konnte aus den Beziehungen eines Schuldners zum Gläubiger hervorgehen, wie das auch anderwärts vorgekommen ist. Der verschuldete freie Mann, der anders nicht zu zahlen vermochte, trat in die Dienstbarkeit seines Gläubigers — für die eigene Lebenszeit oder für die Lebenszeit dessen, der nun sein Herr wurde. Der „Pfanddiener" oder gemiethete Knecht war wie der Sclave, was seine Verwendung betrifft, der Willkür seines Herrn unterworfen; er konnte willkürlich gestraft werden wie der Sclave, und der Herr war verantwortlich für die Verbrechen, die er etwa beging wie für die seines Knechts. Ueberhaupt hatte der solcher Dienstbarkeit Verfallene vor dem eigentlichen Sclaven nur das voraus, daß er ein Eigenthum (an fahrender Habe) besitzen konnte — und daß ihm das Recht der Klage gegen seinen Herrn zustand. — Aber dieser geringe Rest persönlicher Freiheit konnte sehr leicht verwirkt werden — und zwar nicht nur durch ein Verbrechen, für das sein Herr verantwortlich war, der für die etwa zu zahlende Sühne und Buße haften mußte, wo dann die vollständige Knechtschaft die Strafe des Verbrechers und der dem Herrn zu leistende Ersatz wurde: — er war namentlich auch durch jeden Versuch der Flucht verwirkt. Ein Fluchtversuch machte den Hörigen sammt seiner Nachkommenschaft zum Knecht. — Wie leicht aber ein solches Hörigkeits-Verhältniß auch ohne einen solchen entscheidenden Zwischenfall auf die Kinder eines Pfanddieners ausgedehnt und vererbt werden konnte, bedarf keiner Erklärung.

Hatte sich aber einmal eine mildere Form der Hörigkeit gebildet, wie die des Pfanddieners schon an sich war, dann konnte überhaupt leicht und ohne daß es dazu einer gewaltsamen Umwälzung bedurft hätte, das Landvolk im Ganzen hineingezogen werden. Die Anhaltspunkte dazu fanden sich in den allgemeinen Lebensverhältnissen der Bauern, in den obrigkeitlichen Befugnissen, mit denen die Grundherren ausgestattet waren, in der Zins- und Frohnpflichtigkeit, in der Unterodnung der pflichtigen Dorfschaften unter leibeigene Aufseher. Es brauchte eigentlich nur die Freizügigkeit aufgehoben zu werden und die Hörigkeit war vollendet. Die Freizügigkeit aber konnte leicht als ein störender Unfug, als ein Mißbrauch erscheinen, und dann lag es nahe sie aufzuheben.

Andere auch schon bestehende Verhältnisse wurden dann eben so leicht Veranlassung, das Hörigkeits-Verhältniß der bis dahin freien Landleute stufenweise zu einem strengeren zu machen — vor allem der Umstand, daß es schon zur Zeit der Gemeinfreiheit — während der Jahrhunderte, von denen hier die Rede ist — Dörfer gab, die ganz von Sclaven bewohnt, deren Fluren und Herrenhöfe ganz von Sclaven bestellt waren. Daß die Fürsten und ihre höheren Dienstleute, Klöster und Bisthümer ihre sehr zahlreichen Knechte lediglich zu ihrem persönlichen Dienst, nicht zur Bestellung der Fluren, verwendeten, wäre schon an sich gar nicht anzunehmen, auch wenn wir nichts weiter von den wirklich obwaltenden Verhältnissen

wüßten. Gesetze, Urkunden und Geschichte belehren uns dann aber noch ausdrücklich, daß dem nicht so war. Die Annalen erzählen gentlich von Schaaren von Kriegsgefangenen, von Knechten, die auf liegenden Ländereien in eigenen Dörfern angesiedelt, zu Zins und Fr verpflichtet wurden und natürlich Knechte blieben. So bevölkerte nam lich der Fürst Roman Mstislawitsch aus dem Hause Monomachs, de Wolynien herrschte, im Jahr 1196 wüste Ländereien seines Gebiets litthauischen Kriegsgefangenen, die auf den Ackerbau angewiesen und Sclaven zu bäuerlichen Zinsen und Diensten verpflichtet wurden.

Wenn man von unseren heutigen Verhältnissen und Vorstellun ausgehen dürfte, müßte man glauben, daß nur die Fürsten und die chen und Klöster solche Colonien Leibeigener gründen konnten, weil sie ein wirkliches bleibendes Grundeigenthum besaßen. Den Kirchen Klöstern nämlich waren, beiläufig bemerkt, wie das durch die Verhältn geboten war, da eine solche juristische Person nicht stirbt, die Ländere mit denen sie ausgestattet wurden, nicht als Pomestie verliehen, sond zu wirklichem Eigenthum — Otschina, eigentlich Väterliches, Vatererbe geschenkt.

Doch bei der großen Beweglichkeit der slawischen Bevölkerung, bei Werthlosigkeit des Bodens, konnte auch der Bojar in den ihm zeitwe verliehenen Gemarkungen gar wohl dergleichen Ansiedelungen seiner Kne veranlassen, um sein Nutzungsrecht ergiebiger zu machen. Wurde ihm Besitz entzogen, so suchte er anderswo einen anderen zu erwerben und seine Knechte dorthin übersiedeln.

Auch der Pfanddiener, der als freier Mann Ackerbauer gewesen w blieb, wie uns die Urkunden belehren, wenigstens in sehr vielen Fäll bei diesem Lebensberuf. Wir müssen annehmen, daß er in die Gemarku übersiedeln mußte, in der sein Pfandherr Grundherr war, wenn er ni ohnehin da einheimisch war. Das ganze Verhältniß ist nur unter die Voraussetzung denkbar.

Das Dasein solcher, aus Knechten bestehenden Dorfgemeinden, v Knechten bestellten Gemarkungen, konnte dann in nur zu nahe liegen Weise Einfluß auf das Schicksal auch der ursprünglich freien Landle üben, sobald diese durch Aufhebung der Freizügigkeit einer milderen H rigkeit verfielen. — Man mußte dann erwarten, daß das Streben d Berechtigten, der Grundherren, dahin gehen werde die ursprünglich frei Gemeinden den aus angesiedelten Knechten gebildeten gleichzustelle Solche Reste der Freiheit, wie das Recht der Klage gegen den Grun herrn, werden dann von den Machthabern nur allzuleicht als ungerech fertigte, ja als usurpirte Privilegien, als Mißbrauch betrachtet. Auch i anderen Ländern ist dergleichen vorgekommen.

So trugen, wie schon gesagt, die wenig erfreulichen Zustände in de kaum zählbaren Theilfürstenthümern Rußlands, Elemente in sich, die ein

Digitized by Google

nach schlimmere Zukunft herbeiführen konnten. Eine Region Rußlands aber machte eine Ausnahme und schien bestimmt andere Bahnen zu durch-…ſen. Das war das große, reiche und mächtige Nowgorod, das sich in Mitten der Spaltungen des Gesammtreichs, der inneren Wirren und endlosen Kriege, zu einer Republik erhob.

Der Handel hatte Nowgorod bereichert; er ging auf einer Seite über Kiew nach Byzanz, auf der anderen in viel größerem Umfang über den …ga-See und den finnischen Meerbusen nach Schweden, Dänemark und Deutschland, namentlich nach Lübeck, dessen Macht großentheils eben auf diesen Handelsbeziehungen zu Nowgorod beruhte. Die kostbaren sibirischen Pelzwerke, ein Lieblingsluxus des Mittelalters, waren nur in Nowgorod zu haben. Die Freizügigkeit hatte dieser Hauptstadt Nord-Rußlands eine … zahlreiche Bevölkerung zugeführt; sie unterwarf sich ein weites Gebiet, … bis an den finnischen Meerbusen und weiter bis an das Weiße Meer … Eismeer, und über die Uralkette hinaus in die öden, — aber der …jägerei wegen wichtigen — Wüsteneien des nördlichen Sibiriens reichte — wo es aufhörte ohne bestimmte Grenze.

Zwar stand immer ein Fürst aus Ruriks Geschlecht an der Spitze … „Theilfürstenthums“ Nowgorod, — aber die Stadt setzte sich in Besitz … Rechts ihren Fürsten zu wählen — und sie hielt sich dabei keineswegs …gend ein bestimmtes Haus dieses viel verzweigten Geschlechts. Sie vermied vielmehr ausdrücklich auch nur den Schein eines Erbanspruches …kommen zu lassen, und berief bald einen der Nachkommen Monomachs, … einen der Fürsten aus dem Tschernigowschen Hauptstamm.

Wie sich danach eigentlich von selbst versteht, wurde dem Fürsten, … die Nowgoroder auf diese Weise an die Spitze ihres Gemeinwesens …llten, nur eine sehr geringe Macht eingeräumt. Er war eigentlich nur … Vorsitzende im höchsten Gerichtshof der Stadt; den Befehl über ihre Kriegsmacht führte er im Felde nur in sehr bedingter Weise, denn er … ihn mit dem Possadnik, dem Höchsten der vom Volk gewählten Magistrate — und überhaupt lag alle wirkliche Macht in den Händen der Behörden, die durch Wahl der Volksgemeinde (Wetsche) eben aus ihr hervorgingen; die ihre Vollmacht nur von der Gemeinde hatten und nur ihr verantwortlich waren; vor allen in den Händen des Possadniks.

Auch hielten sich die Nowgoroder vollkommen berechtigt, den gewählten Fürsten auch wieder abzusetzen, wenn er ihnen mißfiel, und das geschah sehr oft — beinahe unfehlbar jedesmal, wenn der Fürst den Versuch wagte, … eine wirkliche, von der Volksgemeine unabhängige Macht anzumaßen. Es geschah so oft, daß im Lauf eines Jahrhunderts nicht weniger als dreißig Fürsten nacheinander an die Spitze des Freistaats berufen wurden, von …en manche schon nach wenigen Monaten wieder vertrieben wurden … nur wenige den Thron länger als drei Jahre behaupteten.

Daß Nowgorod sich zu solcher republikanischen Unabhängigkeit erheben

Digitized by Google

und Jahrhunderte über darin behaupten konnte, ist — so eigenthüm die Erscheinung auch in der slawischen Welt dasteht — doch ein leicht lösendes Räthsel. Die Lösung liegt einfach darin, daß bei der gänzlic Zersplitterung Gesammt-Rußlands in Theilfürstenthümer, kein einziger Fürsten mächtig genug war die gewaltige Stadt zu überwältigen. Versu sie unter eine wirkliche Herrschaft zu beugen, wurden natürlich gema namentlich während der ersten Zeit ihrer Selbständigkeit und so la man ihre Macht nicht erprobt hatte; aber sie blieben vergeblich. I Fürst Andreas von Bogoliubow zog (1170) gegen Nowgorod zu Fel wurde aber in blutiger Schlacht besiegt und mußte sich später, als zur Versöhnung kam, mit der Freundschaft der Stadt begnügen u damit, daß seine Großfürstenwürde anerkannt wurde, ohne daß man il eine wirkliche Oberherrschaft eingeräumt hätte. — Auch hatten die Bür von Nowgorod das Bewußtsein der Macht und der Unantastbarkeit sie ihnen verbürgte, in einem hohen Grade; es sprach sich mit groß Selbstgefühl in dem bekannten Spruch aus, der ihnen geläufig war u den ganz Rußland wiederholte: „Wer käme gegen Gott auf und geg Groß-Nowgorod!" — (**Кто противъ Бога и Вѣликаго Новагород**

Die Verfassung dieses Freistaats aber blieb in eigenthümlicher We formlos und ungeregelt. Sie war gleichsam von selbst entstanden, oh daß irgend ein epochemachendes Ereigniß eine entschiedene Wendung z Unabhängigkeit bezeichnete —: wenn man nicht darin, daß die Nowgorod im Jahr 1134, als sie ihren Fürsten Wsewolod Mstislawitsch — ein Enkel Monomachs — vertrieben, sich auch das Recht zuerkannten, ihr Possadnik zu wählen, den eine Zeit lang der Großfürst ernannt hatte, e solches Ereigniß erkennen will. Doch hatte es für sich allein nicht ei so weit reichende Bedeutung. Jahrhunderte lang bestand dann diese Ve fassung, ohne sich in irgend einer Richtung weiter zu entwickeln.

Auch ein aristokratisches Element vermochte sich nicht in bestimmt Form zu bilden. Zwar werden die „reichen Leute", denen der Fürst häuf die Bojarenwürde verlieh, mit Auszeichnung genannt, desgleichen die Kau leute und selbst die „Feuerstellenbesitzer" (Hauseigenthümer, Familienväter — der Einfluß, den Besitz und Reichthum auch in Demokratien zu g winnen pflegen, wird ihnen auch in Nowgorod nicht gefehlt haben - und daß die Aemter der Stadt vorzugsweise denen zufielen, die Zeit un Mittel hatten sich ihnen zu widmen, das liegt in der Natur der Ding Aber weder die reichen Bojaren, noch die Kaufleute bildeten einen beson deren, durch Gesetz oder Gewohnheitsrecht als solchen anerkannten, mi besonderen politischen Rechten ausgestatteten Stand. Jeder Einfluß, de Mitglieder dieser Classen in der Gemeine übten, war ein rein persönliche durch die Umstände bedingter, dem kein bestimmtes Recht eine gesicher Geltung verbürgte.

Die allgemeine, ganz ungegliederte Volksversammlung übte unmittelba

Digitized by Google

selbst die souveraine Gewalt mit unbegrenzter Willkür. Sie kam auf den Ruf der wohlbekannten Glocke in „Jaroslaws Hof" zusammen, um unmittelbar selbst alle Befugnisse einer Regierung zu üben. Sie erwählte den Fürsten, den Possadnik und alle anderen Behörden — selbst den Erzbischof der Stadt, der den Titel Wladyka führte, stets an dem öffentlichen ... des Freistaats regen Antheil nahm und nicht selten bedeutenden Einfluß übte, wenngleich ein solcher ihm gesetzlich nicht zukam. Dagegen war er verpflichtet, der versammelten Gemeine von seiner amtlichen Thätigkeit Rechenschaft abzulegen, und wie die Nowgoroder häufig ihre ... absetzten, vertrieben sie nicht selten auch einen Erzbischof, mit dem ... unzufrieden waren, und wählten ohne Umschweife einen anderen an ... Stelle.

Die Volksversammlung beschloß über Krieg und Frieden; sie schloß ... mit ihrem eigenen wie mit anderen Theilfürsten nicht nur, ... auch mit auswärtigen Mächten, — der Hansa — dem Deutschen ... in Liefland; sie übte ohne irgend eine Beschränkung die gesetzgebende Gewalt und bildete zugleich den höchsten Gerichtshof des Freistaats, von dem keine Berufung stattfand.

Von einer irgend regelmäßigen Abstimmung konnte natürlich in einer solchen regellosen Versammlung nicht die Rede sein; weder als, ... in der ersten Zeit üblich war, nach den fünf Stadttheilen, noch als ... im Ganzen gestimmt wurde. Die Beschlüsse wurden, wie auf den ... polnischen bewaffneten Reichstagen, durch Acclamation gefaßt — einzelne Stimmen nicht beachtet. War die widersprechende Minderzahl gering, so ... sie überhört und überschrieen — war sie bedeutend, so kam es ... selten zum offenen Kampf zwischen den Parteien und der endliche Beschluß war das Ergebniß eines blutigen Sieges.

Das weite Gebiet aber, das Nowgorod beherrschte, und die Städte, ... darin lagen, waren in der Volksversammlung weder in einer ... Weise, noch selbst gelegentlich und zufällig irgend vertreten. ... diese abhängigen Gemeinen auch zum Theil ihre örtlichen Angelegenheiten in einer gewissen Ausdehnung selber ordnen, im Allgemeinen waren sie willenlos der Demokratie der Hauptstadt unterworfen.

Da kann es nicht befremden, daß die bedeutendste dieser Gemeinen, ... volkreiche und in jeder Beziehung bedeutende Stadt Pskow, schon vom ... zehnten Jahrhundert an bemüht war, sich dieser nicht selten drückenden Oberherrschaft zu entziehen. Auch gelang es ihr im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts, sich ganz unabhängig zu machen, als Freistaat, in dessen ... auch ungeregelten Zuständen sich das öffentliche Leben Nowgorods ... einem kleineren Maßstab wiederholte.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Rußland unter der Herrschaft der Tataren; — Die Schlacht an der Kalka; — B Khan; — Die Goldene Horde an der Wolga; — Alexander Newsky den Tat dienstbar; — Rußlands tiefer Verfall; — Versuch in Galizien ein unabhängiges n russisches Reich zu gründen; — Vereinigung Galiziens mit Polen. Die moskauischen Fürsten an der Spitze Rußlands; — ihre steigende Macht; — Verbindung mit der russischen Kirche; — Dmitry Donskoy, sein fruchtloser über die Tataren und neue Unterwerfung.

In diesem Zustand wurde Rußland von dem schwersten Unglück troffen, das sich überhaupt denken läßt, und in Jahrhunderte langer, spielloser Knechtschaft gingen alle Keime einer besseren Zukunft unter, sich auch inmitten der Verwilderung des fortwährenden inneren Zwi noch erhalten hatten.

Seitdem De Guignes in seiner Geschichte der Hunnen die Ereign in diesem Zusammenhange dargestellt hatte, ist man, seinen Spuren gend, vielfach bemüht gewesen, den gewaltigen Völkersturm, der das w römische Reich zu Boden warf und germanische Staaten auf sein Trümmern entstehen ließ, durch einen Anstoß zu erklären, den die mon lischen Hirtenvölker in der Wüste an den Grenzen Chinas der beweglich Völkermenge gegeben hätten und dessen Folgen weiter und weiter, bis die Küsten des Mittelländischen Meers und des Oceans fühlbar geword wären.

Diesmal, im dreizehnten Jahrhundert, war es unzweifelhaft eine B wegung unter den Nomaden mongolischen Stammes an den Quellen Amur, im Innersten Hochasiens, die Europa und seine Gesittung bedroh Es war eine der Erscheinungen, die dem Orient eigen sind und sich so oft wiederholt haben. Ein Eroberer, der an der Spitze durch ihn einigter Horden im raschen Siegeslauf ein unermeßliches Reich gründ das dann unter seinen Nachfolgern bald wieder in seine einzelnen The zerfällt.

Temudschin, aus dem Fürstengeschlecht eines dem nordchinesisch Reich unterthänigen Mongolenstammes, war es, der nach wechselvoll Schicksalen mehrere Stämme des inneren Asiens zu Anfang des dr zehnten Jahrhunderts unter seiner Herrschaft vereinigte und von ihm

Digitized by Google

als „Fürst der Starken" — als Tschingis-Khan begrüßt wurde — und nach wenigen Jahren waren ihm China, Persien — ein großer Theil von Sibirien — das innere Asien bis an den Indus und die Wolga unterworfen.

Bald rückte auch ein zahlloser Mongolenschwarm unter einem Sohn Tschingis-Khans und anderen Feldherren, theils über den Kaukasus, theils durch die Steppenländer im Norden des Caspischen Meeres, gegen Rußland — und doch zunächst nicht gegen die Russen heran. Die Polowzer, die räuberischen Nomaden, die am unteren Lauf der Wolga und des Dons hausten, waren es, die sie aufsuchten, um sie zu vernichten. Die Polowzer, sonst die Feinde Rußlands, flohen jetzt zu den Russen und forderten Hülfe von ihnen — allen voran ihr Khan Kotian, der den Beistand seines Schwiegersohns, des Fürsten Mstislaw des Kühnen von Halitsch, anrief.

Und dieser kühne Fürst von Halitsch, der sich gleich mehreren gleichzeitigen russischen Fürsten Großfürst nannte, folgte nicht allein selbst dem Ruf — er bewog auch fast alle Theilfürsten des südwestlichen Rußlands, die von Kiow und Tschernigow und alle, die in der Ukraine kleine Gebiete beherrschten, selbst die Fürsten von Smolensk, sich ihm anzuschließen zu gemeinsamem Kampf. In ihrem Uebermuth ließen diese Fürsten die Gesandten der Mongolen erschlagen, die mit friedlicher Botschaft zu ihnen gesendet waren; ohne den Großfürsten von Wladimir, ohne die Heeresmacht des gesammten nördlichen Rußlands zu erwarten, suchten sie die Mongolen in den Steppen am Don auf — und sie erlitten dort — Anfang Juni 1224 — an der Kalka in unglücklicher Entscheidungsschlacht die furchtbarste, vernichtende Niederlage. Der Fürst von Kiow und andere blieben todt auf dem Felde — Mstislaw floh ohne Heer über den Dniepr. Bis an diesen Strom folgten die Sieger; bis dorthin wurde das südliche Rußland verwüstet, das nördliche blieb diesmal unberührt und überhaupt wurde dem russischen Staatenbund noch einmal eine Frist gewährt.

Dieser erste Einfall der Mongolen war nicht beabsichtigt gewesen; es war ein zufällig herbeigeführter Raub- und Rachezug, bei dem kein Gedanke an eine bleibende Eroberung vorwaltete — und plötzlich rief Tschingis-Khan die Sieger in das innere Asien zurück, um sie in China zu verwenden. Zur großen Verwunderung der in Furcht erbebenden slavischen Völker verschwanden die Mongolen plötzlich aus ihrem Gesichtskreis — und gedankenlos scheinen Russen und Polen sich dem Wahn hingegeben zu haben, daß die Gefahr für immer an ihnen vorüber gegangen sei. Niemand dachte daran, einen gemeinsamen Widerstand vorzubereiten; dagegen wurde — was sehr bezeichnend ist für den Gesammtzustand Rußlands — der innere Zwist und Hader auch während dieser Zeit mit der alten Leidenschaftlichkeit fortgesetzt oder erneuert; in Nowgorod,

Digitized by Google

wo zwei Fürsten, zwei Parteien einander bekämpften — in Halitsch, Fürst Mstislaw von seinen beiden Schwiegersöhnen bekämpft wurde hier, dort, überall wüthete der Bürgerkrieg. Die ganze Leidenschaftli und Energie des Volks wurde auf diese sinnlosen Kämpfe verwendet, die alles Andere vergessen blieb, als ob nichts geschehen und nicht befürchten wäre.

Das geschah, während bereits die Fürsten Litthauens und die Schr brüder und Hanseaten in Liefland die Schwäche und Getheiltheit Rußla benützten: jene um dem Staatenbund werthvolle Provinzen zu entrei diese um sich in finnischen Gebieten an der Ostsee festzusetzen, welche fr die russischen Fürsten ihrer Herrschaft zu unterwerfen gesucht hatten.

Die Mongolen aber kehrten nach zwölf Jahren (1237) wieder, zwar diesmal in der bestimmten Absicht Rußland zu unterwerfen. D Tschingis-Khans Sohn und Nachfolger, entsendete seinen Neffen — Tsc gis-Khans Enkel — Batü-Khan mit einem unzählbaren Reiterschw nach dem Westen. — Das Reich der Bulgaren an der Kama wurde zu vernichtet; die letzten Reste der Polowzer verließen wieder fliehend, diesmal für immer, die Steppen am Schwarzen Meer. Sie zogen th nach dem inneren Rußland, theils nach Ungarn, wo sie noch lange gesonderte Völkerschaft der Cumanen bildeten. — Die Macht des westlichen Rußlands war gebrochen — die Fürsten des nördlichen, de es jetzt zunächst galt, wußten sich nicht zu vereinigen; ein jeder war, von Furcht gelähmt, nur darauf bedacht, das eigene Gebiet zu vertheidi — und ein jeder war ohnmächtig in dieser Zersplitterung der Krä Der oft heroische Widerstand, die heldenhafte Vertheidigung solcher Stä wie Koselsk konnten unter diesen Umständen nichts bewirken, als daß Niederlagen vernichtende wurden. So fiel ein Fürstensitz nach dem ande und wurde verwüstet und zerstört, Riäsan wie Wladimir an der Kliäsi Der Großfürst von Wladimir, Georg Wsewolodowitsch, fiel mit mehre anderen Fürsten in einer furchtbaren Schlacht, die er (4. März 1238) den Ufern des Ssitflusses verlor — und die „Tataren" wie die Mongo in der russischen Geschichte genannt werden, drangen bis auf eine E fernung von fünfzehn Meilen gegen Nowgorod heran. Da bewogen das Thauwetter, das eintrat, die grundlosen Wege, die Ueberschwemmung von denen sie sich umgeben sahen, umzukehren nach der Steppe.

Doch bald brach der wilde Schwarm von neuem hervor, diesm zunächst wieder gegen den Südwesten Rußlands. Perejaslawl, Tscher gow und Kiow wurden erobert und von Grund aus zerstört und man andere geringere Stadt desgleichen (Wladimir in Wolynien, Kremen Halitsch ꝛc.). Manches russische Fürstengeschlecht fand seinen gänzlich Untergang in diesen Kämpfen.

Weiter und weiter ging dann Batü's verheerender Zug — geth über Ungarn und Polen dahin. Polen leistete nur geringen Widersta

Digitized by Google

und hemmte nirgends auch nur auf kurze Zeit seinen Lauf. Das darf nicht befremden, denn Polen war zur Zeit auf ein mäßiges Gebiet beschränkt und ohne anerkanntes Oberhaupt in sich zerfallen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß ein weites Gebiet an der Ostsee — Preußen von der Weichsel bis zum Niemen — von lettischen Stämmen bewohnt war, die bis vor wenigen Jahren unabhängig, unter eigenen Fürsten, noch mit dem Deutschen Orden im Kampf lagen; daß Litthauen, noch nicht zum Christenthum bekehrt, ein selbständiges, Polen wie Rußland feindliches Reich bildete; daß die weiten Provinzen Podolien, Wolynien und der bei weitem größte Theil von Galizien — bis über Przemysl hinaus, bis auf wenige Meilen vor Krakau — damals wie heute von Russen bewohnt, auch von russischen Fürsten aus Ruriks Geschlecht beherrscht war und zu dem russischen Staatenbund gehörte. Die westlichen Slawenländer, schon großentheils germanisirt, schlossen sich dem deutschen Reich an. Pommern war schon seit den Tagen Kaiser Friedrichs des Rothbarts ein deutsches Reichsfürstenthum und zum Reich neigten auch die Herzoge des schon deutsch gewordenen Niederschlesiens, obgleich Piasten, besonders da es dem Herzog Heinrich von Breslau, dessen Sohn gleichen Namens als deutscher Minnesänger die Dichtkunst der Zeit übte, nicht gelingen wollte, sich zum Oberherrn von Polen zu machen.

So war denn Polen auf das mäßige Gebiet zwischen den Sudeten in Oberschlesien und dem oberen Bug — zwischen der südlichen Grenze West- und Ostpreußens — und der nördlichen Galiziens beschränkt. Zerfallen und schwach hatte es sich nicht seiner heidnischen Nachbarn in Preußen zu erwehren gewußt; es war genöthigt gewesen, zu seinem Schutz gegen diese Nachbarn, den Deutsch-Herren-Orden herbeizurufen, der ein mächtiges deutsches Fürstenthum am Ostseestrande zu stiften wußte.

Auch Deutschland war nicht in der Lage, den Tataren mit gesammter Macht an seinen Grenzen zu begegnen. Es war in den Hader zwischen Papst und Kaiser verwickelt und verlassen von seinem Kaiser, dem Italien wichtiger war als das Heimatland seines Hauses. Nur ein geringer Theil seiner Macht, die Vasallen der schlesischen Herzoge, geflüchtete Polen, Kreuzfahrer und eine Söldnerschaar aus dem inneren Deutschland — und, als Kern des Ganzen, eine Anzahl Deutsch-Ordensritter traten ihnen bei Liegnitz entgegen. Eine gewaltige Ueberlegenheit der Zahl verhalf freilich auch hier den Tataren (9. April 1241) zu einem blutigen Siege — aber er war auch von ihrer Seite theuer erkauft. Sie hatten hier einen Widerstand gefunden, wie er ihnen noch nirgends begegnet war. Eine ihrer Schaaren hatte kurz vorher bei Oppeln eine Niederlage erlitten, eine andere, die durch Ungarn heranzog, war vor Wiener-Neustadt mannhaft zurückgeschlagen worden —: sie kehrten um, durch Mähren und Ungarn, nach den Steppen an der Wolga, in denen sie sich heimisch fühlten.

Wodurch Batü zu diesem Entschluß bestimmt wurde, ist natürlich

Digitized by Google

nicht zu ermitteln. Die Geschichte der Mongolen ist uns nicht in sol Weise bekannt, daß wir uns von dergleichen mit einiger Sicherheit Rec schaft geben könnten. Es konnte wohl auch der Gedanke erwacht sein, ihre eigenen Kräfte nicht ausreichten für einen Zug weiter nach We wo die Städte besser befestigt waren als in Rußland und Polen und die Tapferkeit der abendländischen Ritterschaft sie auf den Schlachtfeld erwartete. Wenigstens ist es keine bloße Vermuthung, daß diese Tap keit ihnen in hohem Grade imponirt hatte. Es wird gleichmäßig von orientalischen Schriftstellern bezeugt und von den lateinischen Geistlic die als Gesandte oder Boten des Evangeliums zu den Zelten der Tat gelangten — ja von Batü und seinen Gefährten selbst, in den Wo und Fragen, die sie (1246) an Simon von St. Quentin, den Gesan des Papstes, richteten, über die „Franken", die Abendländer, die sie allen anderen Völkern fürchteten (— quos super omnes homines, sunt in mundo, sicut attestantur Georgiani et Armenii, formid et timent.) — „et oneques puis Tartres ne se enhardirent de v vers Almaigne" sagt der Mönch Bieult, dessen ungedruckten Reisebe Rémusat und Schlosser anführen.

Zurückgekehrt aus dem Westen schlug Batü-Khan sein königli Zelt an der Wolga auf — als Vasall des Groß-Khans, aber als R lands Herr.

Der Fürst Jaroslaw Wsewolodowitsch, der seinem im Kampf ge lenen Bruder Georg in dem Fürstenthum Wladimir gefolgt war, m auf Batü's Geheiß in dessen Zelt erscheinen und ihm huldigen, wo er dann von dem Tataren mit der Oberherrschaft über ganz Rußl belehnt wurde. Der unglückliche Fürst mußte sogar auf den Befehl Siegers den weiten Weg an die Ufer des Amur zurücklegen, um sich vor dem Groß-Khan Gayuk, dem Sohn und Nachfolger Oktai's, zu de thigen. Er starb auf dem Rückweg in Sibirien. — Auch die ande russischen Fürsten wurden, Einer nach dem Anderen, von Batü ve fordert, und mußten erscheinen, um sich von rohem Uebermuth mißhan zu lassen.

Ein Nomadenvolk, an die einfachsten Formen des Daseins und Herrschaft gewöhnt, konnte natürlich nicht daran denken, das weite Rußl unmittelbar selbst zu regieren. Die Großfürsten und die Theilfürsten Landes wurden von dem Khan der „Goldenen Horde" ganz nach Will ein- und abgesetzt — sie wurden in schimpflicher Weise bestraft, nicht se hingerichtet, wenn sie dem fremden Oberherrn mißfielen. Der K zwang die russischen Fürsten zur Heerfolge in seinen Kriegen; er er einen schweren Tribut, ein Kopfgeld, das die Russen als seine Skla zahlen mußten; er ließ nach Gefallen durch seine Gesandten und Z pächter hier und dort im Lande einzelne Handlungen gewaltsamer Will üben — das genügte! Die gewöhnliche Rechtspflege und die eigentl

Digitized by Google

Verwaltung des Landes blieben den einheimischen Fürsten aus Ruriks Geschlecht überlassen.

Wir wollen hier natürlich nicht näher auf den schnöden Hohn, auf alle erniedrigenden Einzelnheiten des Ceremoniels eingehen, dem die Fürsten der Russen — Fürsten aus normännischem Blut! — sich nicht allein dem Khan, sondern auch jedem noch so unbedeutenden tatarischen Gesandten, jedem Sendboten des Khans gegenüber unterwerfen mußten. Die russischen Geschichtschreiber, bestimmt durch ein Gefühl, das wir ehren, übergehen diese Einzelnheiten mit Stillschweigen.

Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß auch dieses Ceremoniel seiner eine tiefgehende geschichtliche Bedeutung hat, denn es drückte dem ganzen Zustand immer von neuem den Stempel der rohesten Knechtschaft auf, und konnte nicht ohne einen weit- und tiefgehenden Einfluß bleiben. Eine Schmach, die fortwährend wiederholt wird, die man gewohnt wird — und zuletzt als ein Gewohntes gleichgültig hinnimmt, kann nicht anders als das Gefühl für Ehre abstumpfen, ja das Bewußtsein sittlicher Würde im Menschen vernichten.

Welcher Art der Einfluß des neuen Zustandes, des Verhältnisses zu den Tataren der „Goldenen Horde" auf Geist und Wesen der Russen sein mußte, das zeigte sich nur zu bald — schon in dem Gebahren der russischen Fürsten fast unmittelbar nach dem furchtbaren Schlag, der Volk und Fürsten zu Boden warf.

Selbst der Fürst Alexander Newsky, der von den Russen als Nationalheld gefeiert wird, zeigte sich in den Beziehungen zu den Tataren viel besonnen und gewandt, als heldenhaft oder geneigt das Aeußerste für die Ehre seines Volks zu wagen. Er war ein Jaroslawitsch — ein Sohn des Großfürsten von Wladimir, der in Sibirien endete. Zur Zeit für Nowgorod in Kriege gegen Schweden und die deutschen Ritter in Liefland verwickelt, hatte er, wie der Freistaat, dem er vorstand, keinen Antheil am Kampf gegen Batü und seine Horden genommen. — Aber er erschien mit seinem älteren Bruder Andrey Jaroslawitsch, auf Batü's Geheiß ohne Weigerung vor diesem — und vor dem Groß-Khan in den Wüsten von Hoch-Asiens, und warf sich vor dem Sitz des Einen wie des Anderen zur Erde.

Der Fürst Andrey, zum Großfürsten ernannt, und mit Wladimir belehnt, wollte in einer Anwandlung von Unmuth und Stolz den Tribut verweigern; — ein Tatarenheer vertrieb ihn von seinem Sitz; aus dem gesammten Rußland kam ihm niemand zu Hülfe, er mußte nach Schweden entfliehen. Alexander Newsky aber eilte in die Horde, sich von neuem zu demüthigen und die Tataren zu beschwichtigen. Das gelang ihm; er kehrte an Stelle seines Bruders zum Großfürsten und Herrn von Wladimir ernannt, zurück, und Rußland erkannte dankbar seine erfolgreiche Klugheit, die neues Unheil abgewendet hatte.

Digitized by Google

Batü-Khans Nachfolger, Berek oder Berkai, verfügte (1257) allgemeine Volkszählung in Rußland, um die Kopfsteuer festzustellen, Alle in gleicher Weise unterworfen wurden — die Fürsten und Boja gleich den einfachen Landleuten und Sclaven — die Tataren betracht die Einen wie die Anderen ohne Unterschied als ihre Knechte. Die lung wurde von tatarischen Beamten (Baskaken) vorgenommen. Rußland unterwarf sich, nur die stolzen Bürger von Nowgorod, Freiheit, ja der Ungebundenheit gewöhnt, wollten den tatarischen Se boten keine Befugnisse der Macht einräumen, und dem Khan wohl schenke darbringen, aber nicht einen solchen Tribut zahlen. Ihr Possad der sie von der Nothwendigkeit überzeugen wollte, sich zu fügen, w erschlagen, und selbst Fürst Alexander Newsky, beschuldigt, daß er Freiheiten der Stadt verkaufe, gerieth in Gefahr. — Die Nachricht, ein Tatarenheer gegen die Stadt heranrücke, brachte sie zwar zur Un werfung, aber die Härte und Ungerechtigkeit der tatarischen Baskaken, allem die Verachtung, mit der sie die Nowgoroder gleich allen ande Russen behandelten, riefen neue Unruhen hervor. Alexander New wußte sie zu beschwichtigen; da jede Ueberredung nicht fruchtete, schritt er großer Strenge strafend gegen die widerspenstigen Bojaren ein, die s seinen Sohn Wassily zum Widerstand bewogen; er nahm dem Sohn, sein Stellvertreter als Fürst von Nowgorod war, diese Würde; er dro endlich, sich von der Stadt loszusagen und sie ohne Schutz ihrem Schi — der Rache der Tataren — preis zu geben, wenn sie sich nicht sch gend füge. Es geschah. Doch scheint Alexanders Gewandtheit ander seits auch den Tataren einige Zugeständnisse abgewonnen zu haben. N gorod brauchte fortan wenigstens die übermüthigen und verhaßten Baska nicht in seinen Mauern zu sehen; die Stadt erhielt, wenn auch vielle nur stillschweigend, das Vorrecht, ihren Tribut selbst unmittelbar in Horde zu senden.

Im übrigen Rußland ließen die Tataren diesen Tribut durch Steu pächter — Bucharen, Armenier und Juden — erheben, und diese L suchten natürlich das Land auch zu eigenem Vortheil auszubeuten. Treiben rief an verschiedenen Orten offenen Aufstand hervor. Wie eilte Fürst Alexander mit reichen Geschenken nach dem Zelt des Khan er wußte, wie die Chroniken rühmen, den tatarischen Großen zu schmeiche und es gelang ihm, ihre Gnade wieder zu gewinnen.

Doch wendete dieser Fürst, der sich sonst gegen Litthauen, deutsche Rit und Schweden entschlossen und tapfer zeigte, die Künste einer unterwü figen Klugheit nur zu Gunsten des Landes an, um neue Raubzüge ab wenden, da er Grund hatte, an jeder Möglichkeit eines Widerstandes verzweifeln.

Anders und schlimmer wendeten sich die Dinge schon unter sein Söhnen Dmitry (Demetrius) und Andrey, die um die großfürstliche Wür

Digitized by Google

immen und sich derselben Künste befliffen, um engherzige Zwecke einer ganz persönlichen Selbstsucht zu erreichen, denen Land und Volk rücksichtslos aufgeopfert wurden.

Dmitry war im Besitz der Würde, die ihm sein Bruder, und zwar nicht ohne unheilvollen Erfolg, streitig machte. Denn Andrey wußte seinen Bruder bei dem Groß-Khan zu verleumden und vom Khan nicht nur ein Diplom auszuwirken, das ihn an Stelle dieses Bruders zum Großfürsten ernannte, sondern auch ein tatarisches Hülfsheer, und Rußland wurde von neuem verwüstet in furchtbarer Weise. Aber auch Dmitry wußte sich Hülfe zu verschaffen; er gewann den Beistand des mächtigen Tatarenfürsten Nogaï, der von der Goldenen Horde abgefallen war — und der verheerende Bruderkrieg wüthete mit wechselndem Erfolg bis an Dmitry's Ende (1281—1294). Andrey lebte dann noch zehn Jahre (bis 1304) in beständiger Fehde mit seinem jüngsten Bruder Daniel, Fürsten von Moskau und mit anderen Theilfürsten.

Druck und Schmach des Tatarenjochs bewog die Fürsten Rußlands nicht sich zu einigen und zu ermannen zu gemeinsamer That und Bewegung. Das geschah selbst dann nicht, als Zerwürfnisse und Spaltungen im Innern der Horde eine günstige Gelegenheit boten. Die Fürsten waren eben nach wie vor in immerwährenden, blutigen, unversöhnlichen Fehden unter sich verwickelt, der ihre ganze Energie in Anspruch nahm. Sie bekämpften einander jetzt wie früher mit den Waffen, außerdem aber riefen sie jetzt auch den Richterspruch des Tataren-Khans gegen einander an, und suchten Einer den Anderen im Zelt des Khans durch die niedrigsten Künste knechtischer Unterwürfigkeit, Intrigue und Bestechung zu verderben. Mancher russische Fürst jubelte, wenn er es glücklich dahin gebracht hatte, daß ein naher Verwandter, als Nebenbuhler verhaßt, in der „Horde" hingerichtet wurde.

Dieser nie ruhende Zwist unter den Fürsten, der Bürgerkrieg, der ganz Rußland unaufhörlich in einer verderblichen Bewegung erhielt, sicherte die Oberherrschaft der Tataren. Dem Khan und seiner Horde konnte daher der innere Unfriede nicht unerwünscht sein. — Der Tribut mußte natürlich vollständig und pünktlich entrichtet werden, ob Krieg, ob Friede nur im Lande.

Eine zweite und sehr mächtige Stütze fand die Fremdherrschaft dann an der russischen Geistlichkeit. Die Tataren waren klug — oder schlau und verschlagen in der Weise der Orientalen — und fanden es ihren Zwecken entsprechend, Kirche und Geistlichkeit in Rußland mit großer Schonung zu behandeln, und ihnen sogar große Hochachtung zu beweisen. So wie die Oberherrschaft der Horde im Lande anerkannt war, wurde die Kirche von dem Groß-Khan Mangu-Timur, der von 1247 bis 1259 herrschte, mit dem willkommenen Vorrecht der Steuerfreiheit ausgestattet. Später, im Jahr 1313, wurden dann ihre Freiheiten durch einen neuen

„Jarlyk" (Freibrief) von dem neunten Nachfolger Batü's in der Kapti tischen Horde an der Wolga, dem Khan Usbeck (Eusbeck), bestätigt erweitert. Da werden die Religion der Russen, jede ihrer Kirchen, j Kloster und Bethaus für heilig und unverletzbar erklärt; die Diener di Kirche werden, bis auf den niedrigsten herab, unter den besonderen Sc des Khans gestellt; es ist bei Todesstrafe verboten, sie durch Wort That zu beleidigen; den Dienern der Kirche wird ihre eigene — von Landesherren unabhängige — Gerichtsbarkeit gesichert; die Geistlichen Kirchendiener sind nicht nur für ihre Person steuerfrei, sondern auch a Eigenthum der Kirche, ja das persönliche Eigenthum ihrer Diener ist jeder Abgabe und Steuer befreit; jeder Eingriff in das Eigenthum in die Rechte der Kirche wird mit dem Tode bestraft; selbst was im Di und zum Nutzen des Khans der Kirche entnommen ist, muß dreifach setzt werden.

So befand sich denn die russische Geistlichkeit ungemein wohl un der Oberherrschaft der Tataren, und sie erwies sich dankbar. Die Ge lichkeit, die übrigens immer tiefer in Unwissenheit, Rohheit und Unj lichkeit versank, lehrte vor allem Unterwürfigkeit als höchste Tugend brandmarkte jeden Versuch, sich dem erhabenen Willen des Khans widersetzen, als argen Frevel.

Es muß vielleicht in demselben Sinn gedeutet werden, daß sie Fürsten Alexander Newsky zu den Heiligen ihrer Kirche zählte. De außer seiner erfolgreichen Unterwürfigkeit, den Tataren gegenüber, du die er die Kirche wie das Land allerdings vor manchem Unheil bewa hatte, läßt sich dafür kein anderer Grund nachweisen, als etwa der, er an den Ufern der Newa einen Bischof der lateinischen Kirche erschlag hatte, der mit den Schweden dorthin gekommen war, um den Finnen Evangelium auf seine Weise zu predigen. Daß er durch solche That abendländische Christenthum von dem heiligen Boden Rußlands abgewe hatte, mag dem Fürsten freilich als ein sehr hohes Verdienst angerech worden sein.

Welche Vorstellungen von Recht und Unrecht, von sittlicher Wü unter dem Druck solcher Verhältnisse in Rußland herrschend werden mußt sobald das allgemeine Gefühl sich nicht mehr gegen diese Verhältni empörte, der ganze Zustand vielmehr als ein berechtigter hingenomm wurde, das ist nur zu leicht zu übersehen. Jede vereinzelte Widersetzlich gegen die Gebote des Khans hatte, eben weil sie vereinzelt und eine W dersetzlichkeit blieb, nicht eine Nationalerhebung wurde, immer nur neu Unglück herbeigeführt. Da wurde denn unbedingte Unterwürfigkeit un das Gebot der Macht in den herrschenden Vorstellungen zur höchst Tugend, die den Werth des Menschen bestimmte — Auflehnung geg den Willen der herrschenden Gewalt zum sträflichen Frevel. Das Unglü das den Widerspenstigen trifft, wird eine gerechte Strafe; es wird ei

...her" genannt; strafen heißt lehren. Jede weiter gehende Würdigung ... sittlichen Werthes und Gehalts menschlicher Bestrebungen und Hand...lungen hört auf. An die Stelle der selbständigen, sittlich-freien Begriffe, „gut" und „schlecht", „Recht" und „Unrecht" — treten die äußerlich be...stimmten Begriffe „befohlen" und „verboten" — selbst in der Sprache. ... die Satzungen der Religion zu befolgen ist nicht deshalb Pflicht, ... sie das Gute an sich aussprechen, sondern weil sie die Befehle und ... der höchsten Macht, der Allmacht sind. Neben der Unterwürfig...keit behielt eigentlich nur noch die schlaue Gewandtheit Werth, die ohne ...lichkeit ein und anderen Vortheil zu gewinnen wußte.

Der Geist, der im Ganzen herrschte, spricht sich in manchem geschicht...lichen Ereigniß in sehr bezeichnender Weise aus, und mehr noch in der ... wie es in gleichzeitigen Zeugnissen berichtet und beurtheilt wird.

So wird der Fürsten von Kursk, Swätoslaw und Oleg in eigenthüm...licher Weise gedacht. Sie waren Vettern — Geschwisterkinder — aus ... einst großen und mächtigen Hause der Fürsten von Tschernigow. — ... Zeit des Großfürsten Dmitry Alexandrowitsch hatten sie einen über...mächtigen tatarischen Baskaken, Achmat, mit Zustimmung und Hülfe des ... vertrieben; als aber Achmat, erst von Nogaï unterstützt, zurück... und endlich vom Khan wieder beauftragt schien, Swätoslaw aber ...Feindseligkeiten fortsetzte, eilte Oleg in die Horde, bezeugte seine Unterwürfigkeit, mißbilligte laut das Benehmen seines Vetters und erhielt ... Khan einen Auftrag, der ihm Gelegenheit bot, sich des höchsten Ver...trauens würdig zu zeigen. Den Auftrag nämlich seinen Vetter zu erschlagen. ... führte ihn aus, und in den von Mönchen geschriebenen Annalen der ... wird nun Swätoslaw geschmäht als ein Verbrecher, der den äußersten ... denkbaren Frevel gewagt und begangen, der sich dem höchsten Willen ... Khans selbst widersetzt habe. Der Annalist spricht als könnten und ... seine Leser eine solche Unthat kaum glauben. Dagegen wird ... treuer Gehorsam als ein Beispiel höchster Art bewundert. Den nächsten Verwandten stieß der Wackere auf den Befehl des Khans ohne Zö...gern nieder, und durch einen solchen musterhaften Gehorsam gewann er ... dem Lande die Gnade des Oberherrn. Das geschah — und so ...lte man — kaum zwei Menschenalter nachdem Rußland dem Joch der ... verfallen war. So tief war Alles in so kurzer Zeit gesunken.

Das Bild ist nicht erfreulich und wäre es noch weniger, wenn nicht ... in dieser tiefsten Verkommenheit einzelne Erscheinungen für den Adel ... Menschheit zeugten.

Die großfürstliche Würde hatte natürlich unter diesen Bedingungen ... wenig zu bedeuten, da die Theilfürsten so gut wie der Großfürst ihre ... und Anliegen vor den höchsten Richterstuhl im Zelt des Khans ... konnten; kein Theilfürst durfte seine Herrschaft antreten, ohne ... dem Khan in der Horde persönlich gehuldigt und dessen Bestätigung

Digitized by Google

erhalten zu haben. — So war denn diese höchste Würde innerhalb russischen Staatenverbandes in der That nur als Gegenstand fürstlic Ehrgeizes, eine Veranlassung mehr zu unaufhörlichem Zwist, Bürgerkrie und stets erneuerten Verwüstungen.

Verderblich in jeder Beziehung übte die tatarische Herrschaft se auf die geographische Gestaltung Rußlands, auf die Ausdehnung des biets, das ihm angehörte, einen sehr ungünstigen Einfluß. Im Nordwes wurden die Litthauer, die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts mählich erstarkten, unter ihrem Fürsten Mindowt gefährliche Feinde. waren den Russen, deren Fürsten ihnen früher einen unbedeutenden Tri auferlegt hatten, feindlich gesinnt, und die Schwäche und innere Zerrütt Rußlands machte es ihnen möglich Weißrußland — die Fürstenthüm Polotzk, Witepsk und Minsk — zu erobern.

Besonders aber war es natürlich, daß die entfernteren Theilfürst thümer, die einer unmittelbaren Rache der Tataren weniger ausges waren, sich dem Joch und deshalb auch dem Verbande mit Rußland entziehen suchten. Das geschah namentlich im Südwesten des Gesamm landes, in den Gebieten westwärts vom Dniepr, wo vor allem Benehm und Schicksale der Fürsten von Halitsch entscheidend wurden.

In diesem westlichsten aller russischen Fürstenthümer war, kurze vor dem Einfall Batü's und der Mongolen ein neues Regentenhaus die Stelle des älteren getreten, ohne daß dies einen Unterschied in Zuständen des Landes gemacht hätte.

Das ältere Geschlecht stammte von dem ältesten Sohn Jaroslav des Herrn Gesammtrußlands, Sohn des apostelgleichen, heiligen Wladim ab. Dem letzten dieses Stammes, Wladimir, einem schwachen und m achteten Manne folgte (1198) ein Fürst aus dem Hause Monomac Roman Mstislawitsch von Wolhynien, der kein näheres Recht an die Fürstensitz hatte als hundert andere Fürsten, der sich aber mit Hülfe Polen, mit offener Gewalt in Besitz setzte. Er war tapfer und s reich, bald der Schrecken der Litthauer und Polen — aber auch sei Unterthanen.

Sein Sohn Daniel, als tapfer und weise berühmt, hatte, in Kri mit den Ungarn und dem Fürsten Michael Wsewolodowitsch von Tsch nigow verwickelt, die ihm den Besitz seines Fürstenthums streitig macht zu Zeiten sogar vertrieben, an den späteren Kämpfen gegen Batü-Kh keinen Antheil nehmen können, er hatte sogar, gleich den benachbar polnischen Herzogen, außer Landes fliehen müssen, als der verwüste Tatarenschwarm über den Dniepr, den Bug und die Weichsel an die O zog. — Als dann die Unterjochung Rußlands vollendet war, wurde a Daniel vorgefordert; er sollte gleich allen anderen dem Khan in sein Zelt huldigen. Er gehorchte zögernd, und wurde dennoch mit mehr Rü sicht behandelt als die anderen russischen Fürsten; er mußte sich gleich

anderen einen Knecht des Khans nennen und zu Tribut verpflichten, aber er wurde dafür zum Oberherrn, zum Großfürsten von ganz Südwest-Rußland ernannt.

Die Möglichkeit sich dem Joch zu entziehen lag für dieses russische Grenzland näher als für die Gebiete zwischen dem Dniepr und der Wolga, und überhaupt konnten sich die Fürsten von Halitsch schon durch die geographische Lage ihres Landes aufgefordert fühlen, nach unbedingter Selbständigkeit zu streben. Dem Innern des Heimatlandes fern, hatten sie Beziehungen zu Polen, Ungarn, Böhmen und selbst dem deutschen Reich, die den anderen Theilfürsten fehlten, die sogar ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lagen. In diesen Beziehungen und in dem Beistand des Papstes Innocenz IV. suchte nun der Fürst Daniel die Mittel die Tataren-Herrschaft abzuwälzen und ein selbständiges westrussisches Reich zu gründen. Er hoffte auf einen Kreuzzug gegen die „Goldene Horde" und stellte die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen in Aussicht: für seine Person schien er sogar bereits unwiderruflich zu der letzteren zu gehören, da er in dem Papst das Oberhaupt der allgemeinen Kirche anerkannte. Der Papst verfehlte natürlich nicht so erwünschte Eröffnungen entgegenkommend aufzunehmen; er übersendete dem Fürsten (1254) eine geweihte Krone, und Daniel wurde im Namen päpstlicher Autorität, seltsamer Weise durch einen sicilischen Abt zu Drohyczin am Bug, im heutigen Bezirk von Byalistock, zum König von Galizien gekrönt.

Der Kreuzzug aber wollte nicht gelingen. Wer hätte ihn unternehmen sollen, in der damaligen Weltlage, bei der tiefen Zerrüttung Deutschlands, während des großen Interregnums, das die Päpste herbeigeführt hatten, um das Heldengeschlecht der Hohenstaufen unterdrücken zu können. — So wie sich Daniel in seinen Hoffnungen getäuscht sah, trat er wieder unbedingt zur griechischen Kirche zurück, aber er behielt den Titel eines „Königs von Kleinrußland" bei.

Er glaubte nun sich mit Hülfe der Polen und Ungarn allein der Tataren erwehren zu können — auch diese Hoffnung täuschte ihn. Er mußte sich von neuem zu Gehorsam und Zins verpflichten, und sogar die Mauern der Städte einreißen, die er befestigt hatte, um sie den tatarischen Reitern unzugänglich zu machen.

Dennoch schien es eine Zeit lang, als sollte das westrussische Reich, zu dessen Oberhaupt selbst der Khan der goldenen Horde den Fürsten Daniel, wenn auch natürlich in seinem Sinn, ernannt hatte, zur Wahrheit werden.

Das einst mächtige Haus der Fürsten von Tschernigow, das so lange Zeit mit den Nachkommen Monomachs um die Großfürstenwürde gekämpft hatte, war in dem Sturm der Zeiten politisch untergegangen. Jener Michael Wsewolodowitsch, der, während Batü's Tataren erneut in Ruß-

land einfielen, nur daran dachte, sich des Fürstenthums Halitsch zu mächtigen, soll, wie die russischen Chroniken und Legenden erzählen (12 in der Horde hingerichtet worden sein, und zwar weil er sich nicht, wie die Gesandten des Papstes gethan hätten, durch heidnische Gebräuche, d das heilige Feuer wollte reinigen lassen, ehe er vor dem Khan ersch und in standhafter Weigerung die Märtyrerkrone wählte. Die russi Kirche hat ihn deshalb, wenn auch später erst, ihren Heiligen beigezä Doch, ist er wirklich hingerichtet worden, so möchte wohl der Umsta daß tatarische Gesandte, wahrscheinlich auf sein Geheiß, in Kiow ermo worden waren, eher die Veranlassung dazu gegeben haben. Seltsa Weise aber wissen die gleichzeitig in der Horde anwesenden Gesand des Papstes (Plan Carpin) überhaupt nichts von dieser Begebenheit.

Doch ist er ohne Zweifel in einer oder anderer Weise umgekomm der Glanz seines Hauses erlischt. Seine Söhne lebten ohne Bedeutu unbemerkt in Theilfürstenthümern von so geringer Ausdehnung, daß keinen Anspruch auf irgend eine Selbständigkeit erheben konnten. N die Ahnentafeln der heutigen Fürstenhäuser, die ihre Abstammung auf di Tschernigow'schen Fürsten zurückführen, z. B. Odoyewsky, Obolens Dolgoruky, Stscherbatow, Repnin, Borätynsky u. a., nur diese gedenk ihrer, die Geschichte nicht.

Auch andere, in Podolien und Wolynien ansässige Fürstengeschlech waren durch die Tataren vernichtet; das südwestliche Rußland bis an Grenzen Galiziens lag, nach der allgemeinen Verwüstung, nach der Z störung von Kiow, gleichsam herrenlos da. Daniel wußte seine Herrsch über Wolynien und Podolien bis an den Dniepr auszudehnen, nach Süd weit in die Moldau hinein, nach Norden über alles russische Gebiet, an die Grenzen des eigentlichen Litthauens in der Nähe von Wilna.

Seine Nachkommen, Lew Danielowitsch (1266—1301) und da Georg Lwowitsch schienen sogar ihre Ansprüche zu steigern; sie nannt sich Könige „von Rußland“ — eine Bezeichnung, die mehr zu umfass schien als der frühere Titel von „Kleinrußland“ — aber sie vermocht sich nur kurze Zeit in solcher Stellung zu erhalten.

Im Bunde mit dem Deutschen Orden und einigen Herzogen (Thei fürsten) polnischer Landestheile wußte das westrussische Reich freilich eini Jahrzehnte hindurch ein Uebergewicht über das neben ihm aufstreben Litthauen zu behaupten. Schwarn, König Daniels jüngerer Sohn, ve mählt mit einer Tochter des litthauischen Fürsten Mindowt, herrschte sog zwei Jahre lang in dessen von inneren Unruhen zerrüttetem Fürstenthum nachdem Mindowt ermordet worden und sein Sohn Woischleg, scho früher zum Christenthum griechischer Kirche bekehrt, in das Kloster g gangen war.

Aber die Verhältnisse sollten sich umkehren. Schwarn starb (1267 und ein eingeborenes, litthauisches Fürstenhaus bemächtigte sich der Herr

Digitized by Google

schaft in Mindowts Fürstenthum. Das galizische Reich dagegen sank schon nach dem Tode Lew Danielowitsch's unter schwachen Regenten so weit, daß es dem aufstrebenden Nachbarvolk nicht mehr gewachsen war. Da gelang es dann den neuen Fürsten von Litthauen, sich ihrerseits die russischen Gebiete unmittelbar im Süden ihres Landes und weiter Wolynien, Podolien und die später sogenannte Ukraine zu unterwerfen.

Das eigentliche Galizien oder Halitsch, fortan von Rußland ganz getrennt, verlor endlich seine Selbständigkeit, als mit dem König Georg (1336) Daniels Nachkommenschaft ausstarb. Ein polnischer Fürst, ein Piast, der Herzog Boleslaw von Masovien, Enkel einer Prinzessin des ausgestorbenen Hauses, der griechischen Kirche zugethan, wurde zunächst von den galizischen Bojaren, mit Bewilligung des Khans als höchsten Oberherrn, auf den Thron ihres Landes berufen; da er sich aber mit ihnen entzweite und wieder vertrieben wurde, wußte sich König Kasimir von Polen, unter dem Versprechen, die griechische Kirche und die herrschende Sitte zu achten und zu schützen, Galiziens zu bemächtigen (1338).

An der Westgrenze Rußlands aber hatte sich nun das Großfürstenthum Litthauen von der Düna, den Dniepr entlang abwärts bis an die Gestade des Schwarzen Meers, zu einem bedeutenden Reich, zu einem hervorragenden unter den Staaten des östlichen Europa erweitert.

Und dieser neue Staat, stets darauf bedacht, sich durch weitere russische Theilfürstenthümer zu vergrößern, war nie der Freund des östlichen, moskowischen Rußlands, dagegen nicht selten mit den Tataren gegen dieses unterdrückte Nachbarland verbündet.

Die Lage Rußlands war dadurch um vieles schwieriger geworden.

Doch zeigte sich andererseits gleichzeitig auch eine Gunst der Umstände, die alle Nachtheile der neuen Lage ausgleichen konnte.

Vor allem hatte das unermeßliche Reich Tschingis-Khans schon wenige Jahre nach der Unterjochung Rußlands das Schicksal aller im Orient durch einen Völkersturm und rasche Eroberung plötzlich und gewaltsam gestifteten Reiche erfahren; es war, in sich zerfallen, in mehrere von einander unabhängige Staaten getheilt worden.

Der Umstand, daß die Groß-Khane, Tschingis-Khans Nachfolger, ihren Sinn auf die vollständige Eroberung Chinas richteten und vor allem bedacht waren, auch das südchinesische Reich, gleich dem nördlichen, zu unterwerfen, scheint die Auflösung beschleunigt zu haben. Schon der Groß-Khan Mangu verlegte gegen das Ende seines Lebens (1257) den Sitz seiner Regierung nach China, in die Nähe des heutigen Peking, und dort weilten und herrschten bleibend nach seinem Tode (1259) auch sein Bruder Kublai, der ihm folgte, und dessen Nachkommen.

Von dem Augenblick an zerfiel das erobernde Weltreich der Tataren

Digitized by Google

in mehrere selbständige Khanate, die, außer dem unmittelbaren Gebiet Groß-Khans, sämmtlich nur in einer mehr ideellen als wirklichen Abhän keit von dem höchsten Oberhaupt blieben; und bald schwand dann Lauf der Zeiten auch diese wesenlose Unterordnung.

Neben dem chinesischen Reich des Groß-Khans erhob sich im inn Hochasien unter den Nachkommen Tschagatai's, eines Sohnes Tschin Khans, in solcher Unabhängigkeit jenes mächtige Khanat, das mit Namen seines Gründers bezeichnet wird. Weiter nach Südwesten h Hulagu, Tschingis-Khans Enkel, Mangu's und Kublai's Bruder, Kalifat zu Bagdad gestürzt und seine Nachkommen herrschten über Pers bis an die Grenzen Indiens. Im Kaptschak endlich, dem Reich, das vom Dniestr an bis weit nach Asien hinein über die Steppenlän erstreckte, herrschten die nächsten Anverwandten Batü-Khans, die gleich i selbst von Tschutschi, dem Sohn Tschingis-Khans, abstammten.

Das Zeltlager dieser Khane an der Wolga verwandelte sich in in asiatischer Weise glänzende Stadt Saray. Diesem Reich war Rußl unterworfen und zinspflichtig. Das war nicht mehr ein Feind, vor d Rußland zu zittern brauchte, sobald es einig war und sich selbst vertra Um so weniger, da die Macht der Tataren von Kaptschak bald, wenigst für einige Zeit, auch in sich selbst gespalten war. Früh schon (1261) h sich ein mächtiger Hordenführer, Nogai, empört, um unabhängig an unteren Wolga zu herrschen. Dessen Hülfe hatte der Fürst — oder Gr fürst — Dmitry, Alexander Newskys Sohn, gegen seinen Bruder And gewonnen und benützt. Freilich wurde Nogai's Herrschaft schon zu E des dreizehnten Jahrhunderts wieder unterdrückt und vernichtet — a Streit und Kampf um den Thron der Horde von Saray führte st neue Zerrüttungen herbei.

Diese Spaltungen, die geeignet waren das Uebergewicht des Feind zu brechen, konnten freilich nicht benützt werden, so lange den russisch Kleinstaaten das zusammenhaltende Band der Einheit fehlte; so lange lähmende Schrecken, den der Name der Tataren verbreitete, stets erneu wurde, durch Straf- und Rachezüge gegen einzelne Theilfürsten, die, v dem übrigen Rußland verlassen, nicht zu widerstehen vermochten — u durch die tatarischen Hülfsheere, die, von russischen Fürsten herbeigerufe ihnen dienten, um andere russische Fürsten, mit denen sie verfeindet ware zu vernichten und ihre Gebiete zu verwüsten. Den Russen fehlte in solch Lage das Bewußtsein der Macht und das Vertrauen zu sich selbst.

Aber die Einheit Rußlands wurde nun endlich eingeleitet und a mählich verwirklicht, wenn auch — wie das in dieser Welt so oft geschie — durch Mittel, die weder sehr ruhmreich, noch an sich sehr erfreulich Art sind. Sie ging von einem bis dahin sehr unscheinbaren Punkt a und wurde das Werk eines Fürstenhauses, das weniger als andere bere

Digitized by Google

tigt oder berufen schien sich gebietend an die Spitze Gesammt-Rußlands zu stellen.

Der Punkt war Moskau, dessen im Jahre 1147 zum ersten Mal gedacht wird; ursprünglich der Landsitz eines Bojaren, dann ein Landhaus der Susdalschen Fürsten, um das sich nach und nach ein Städtchen gebildet zu haben scheint, und endlich der Sitz eines unbedeutenden Theilfürstenthums, das Alexander Newsky seinem jüngsten Sohn Daniil (Daniel) verliehen hatte. Und dieser unbedeutende Fürst, der mit seinen beiden älteren Brüdern Dmitry und Andrey zwar in beständiger, unbedeutender Fehde gelebt, niemals aber Ansprüche auf die Großfürsten-Würde gemacht hatte, wurde der Stammvater eines Geschlechts, das im Lauf der Zeit ganz Rußland unter seine Herrschaft beugen sollte.

Es war zunächst nicht etwa ein glänzendes Heldenthum, das dieses Geschlecht über die anderen Fürstenhäuser Rußlands erhob. Die moskauischen Fürsten suchten und wußten vielmehr ihrem Vortheil auf den Wegen der Klugheit und der List nachzugehen.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts machten die Fürsten von ..., die zu den mächtigsten gehörten, den unmittelbaren Nachkommen ...nder Newskys die Großfürsten-Würde streitig; — in diesem Zwist ... das Ansehen dieser Würde tiefer als je zuvor und Rußland empfand ... als früher unmittelbar die Herrschaft der Tataren.

Nach dem Tode des Großfürsten Andrey wurde (1304) der Fürst Michael Jaroslawitsch von Twer vom Khan zu seinem Nachfolger ernannt ... von den Theilfürsten sowohl als von der mächtigen Republik Nowgorod in dieser Eigenschaft anerkannt. Aber Juriy Daniilowitsch von Moskau, der sich mit ihm um die höchste Würde beworben hatte, gab darum seine Hoffnungen nicht auf. Er wußte viele Wege, zum Ziel zu gelangen. Die wiederholten Fehden zwischen ihm und Michael, die Kämpfe im offenen Felde führten zu keiner Entscheidung — aber der Fürst Juriy wußte es erst dahin zu bringen, daß Nowgorod sich von seinem Gegner lossagte und dann durch einen mehrjährigen Aufenthalt in der Horde ... noch zu erlangen. Durch Bestechungen und vor allem durch die Künste der Unterwürfigkeit, die ihm zu Gebote standen, gewann er die ... des Khans Usbeck in solchem Grade, daß er nicht nur zum Großfürsten oder Gegen-Großfürsten ernannt, sondern auch mit einer Schwester des Khans vermählt, von einem tatarischen Hülfsheer unterstützt wurde, ... dem Versuch, sich mit Gewalt der Waffen in den wirklichen Besitz der neuen Würde zu setzen.

Fürst Michael besiegte dieses Heer (1318) in offener Feldschlacht bei ...ernowo, unweit Twer, und dieser Sieg war sein Verderben. Juriy Daniilowitsch eilte von neuem in die Horde, um seinen Gegner vor dem ...en Herrn Rußlands zu verklagen. Der Fürst von Twer hatte den ...ßten aller Frevel begangen, sich des größten aller Verbrechen schuldig

gemacht: er hatte die Waffen gegen die Tataren, gegen den K erhoben!

Michael wurde vorgefordert und wagte nicht den Gehorsam zu weigern. Auch er erschien in der Horde. Der Khan Usbeck überließ einem Tataren seiner Umgebung, den Streit zwischen Juriy und Mic zu untersuchen und das Urtheil zu fällen. Michael wurde in qualv und schimpflicher Weise hingerichtet, und Juriy kehrte noch einmal, einem Tatarenheer unterstützt, als Großfürst nach Rußland zurück.

Doch waren Zwist und Fehde damit nicht beendet. Die Söhne Fürsten von Twer, Dmitry und Alexander Michailowitsch, suchten natür ihren Vater zu rächen und den Glanz ihres Hauses herzustellen, so sich eine günstige Gelegenheit zeigte — und während ihr Gegner, in Kr mit Litthauen und Schweden verwickelt, im Norden verweilte, wußten die Zeit in der Horde auf das Beste zu benützen. Schon war dem Für Dmitry geglückt, von der Gnade des Khans die Ernennung zum Ge Großfürsten zu erhalten. In dieser Weise bedroht, eilte Juriy von Mos in die Horde; Dmitry folgte ihm dorthin, wo nun das Leben beider, dem Wink des Khans abhängig, auf dem Spiele stand. Aber Dmi ließ sich im Zorn verleiten, dem Richterspruch des Khans vorzugre und seinen Gegner bei ihrer ersten Zusammenkunft mit eigener Hand erschlagen. Er büßte diesen Frevel mit dem Leben; sein Haupt fiel, Befehl des Khans, unter den Säbeln der Tataren (1325).

Dennoch schien das Glück noch einmal die Fürsten von Twer begünstigen, aber es war das letzte Mal. Der Bruder des eben Hin richteten, Alexander Michailowitsch von Twer, wurde zum Großfür ernannt und seine Würde schien von niemandem angefochten. Aber sc nach kurzer Zeit brach das Verderben in ungeahnter Weise über ihn her und vernichtete sein Haus für immer. — Zu Ende des Jahres 1327 schien ein Vetter Usbeck-Khans, Schewkal, mit einem zahlreichen Gefo als tatarischer Gesandter in Twer — und sofort verbreitete sich un dem erschreckten Volk die Kunde, der Fremdling habe den Auftrag, russischen Fürsten zu ermorden, das Christenthum mit Feuer und Schw zu vertilgen, Land und Leute unter tatarische Herren zu vertheilen. Da eben der zur Zeit regierende Khan Usbeck wenige Jahre früher Freiheiten und Vorrechte der griechischen Kirche nicht nur bestätigt, sonde erweitert hatte, konnte kaum irgend ein Gerücht weniger Wahrscheinlich haben. Aber es wurde seltsamer Weise geglaubt. Das Volk erhob an eben dem Tage, den angeblich die Tataren zur Ausführung ih Unternehmens bestimmt hatten — am Tage der Himmelfahrt Mariä vom Fürsten Alexander geführt, zu wüthendem Aufstand — und Schew und seine Begleiter wurden ohne Erbarmen erschlagen. Die tapfer Vertheidigung konnte die kleine Zahl, fern von aller Hülfe, nicht retti

Wohl aber sollte der Tod der Gemordeten gerächt werden — u

Digitized by Google

der Fürst Iwan Daniilowitsch von Moskau, der Bruder und Nachfolger des ermordeten Fürsten Juriy, klug beflissen die Umstände zu nützen, ließ sich dabei gern die Hauptrolle auftragen. Er folgte, dienstbeflissen, dem Ruf in die Horde (1328), bot auf Befehl des Khans die reisige Mannschaft seines Fürstenthums auf, übernahm auch den Befehl über ein zahlreiches tatarisches Hülfsheer, das ihm beigegeben wurde, und führte, zum Großfürsten ernannt, den Rachezug der Tataren gegen Twer. Fürst Alexander entfloh nach Litthauen — das preisgegebene Gebiet von Twer wurde furchtbar verwüstet.

Die Regierung des Fürsten Iwan Daniilowitsch aber (1328—1340) bildet in der Geschichte Rußlands einen sehr merkwürdigen und beachtenswerthen Wendepunkt. Als Rächer eines gegen Tataren geübten Frevels, als Verfechter der Autorität des Khans und Vollzieher seiner Befehle, hatte er sich zur großfürstlichen Würde emporgeschwungen — und nun wußte er diese Würde nicht allein sich selbst und seinem Hause bleibend zu sichern —: er wußte ihr auch die Realität zu verschaffen, die ihr bis dahin gefehlt hatte — indem er sich in ganz anderer Weise als seine Vorgänger zum unentbehrlichen, und zwar zum allein unentbehrlichen Werkzeug des Khans in Rußland machte.

Die Tataren-Khane hatten bis zu dieser Zeit den Tribut in Rußland durch Steuerpächter — jüdische, bucharische, armenische Handelsleute — erheben lassen —: jetzt trat der neue Großfürst von Rußland dem Wesen nach als General-Steuerpächter an die Stelle aller dieser Unternehmer geringen Standes. Der Fürst von Moskau ließ fortan den Tribut in ganz Rußland durch seine Beamten erheben und lieferte dem Khan eine vertragsmäßig festgestellte Summe im Ganzen ab. — Die Beamten des Fürsten von Moskau übten somit auch außerhalb seines eigenen Gebiets in ganz Rußland eine gewisse Autorität — und der Fürst selbst konnte in ganz anderer Weise als die früheren Großfürsten, als Bevollmächtigter des höchsten Herrn, des Khans, auftreten, im Namen des Khans befehlen und mit der Macht der Tataren drohen. Denn daß kein anderer russischer Fürst so leicht in der Horde Gehör finden würde gegen den unentbehrlich gewordenen moskauischen, das mußte sehr bald allgemein einleuchtend werden.

Und gerade wie sich die früheren jüdischen und armenischen Steuerpächter in ihrem Geschäft bereichert hatten, wußte auch Fürst Iwan Daniilowitsch als ihr Nachfolger seinen Vortheil dabei wahrzunehmen. Er erhob bei weitem mehr an Tribut, als er abzuliefern hatte, und gewann Reichthümer, die er mit kluger Berechnung verwendete, um seine Macht zu erweitern und zu befestigen.

Schon der Umstand, daß er den Khan bewogen hatte, ihm eine so weit gehende Vollmacht anzuvertrauen, eine finanzielle Macht, die zur politischen führen mußte und bedenklich werden konnte —: schon dieser Um-

stand ist ein vollgültiger Beweis der listigen Gewandtheit des Fürsten
Moskau. Die Annalen der Zeit wissen aber auch ausdrücklich zu rühn
daß niemand besser als er mit den Tataren umzugehen und ihre Gn
zu gewinnen wußte. Der Fürst Iwan reiste sehr oft in die Horde
erschien dort jedesmal mit reichen und willkommenen Geschenken nicht
für den Khan, sondern auch für die tatarischen Großen von einiger
deutung. Sein Betragen war stets von der Art, daß sein unbedin
Gehorsam, seine Ergebenheit, seine Treue nie zweifelhaft erscheinen konn

So drohte denn auch der neuen Macht nur einmal etwas, das r
leicht eine Gefahr werden konnte. Der Fürst Alexander von Twer ke
aus der Fremde zurück und unterwarf sich in tiefster Demuth nicht ei
Richterspruch, sondern dem erhabenen Willen des Khans. Das demüth
Bekenntniß, daß er den Zorn seines Herrn verdient, sein Leben verw
habe, die unbedingte Ergebung, mit der er sein Schicksal in die Hand
Khans legte, genügten dem Tatarenfürsten. Alexander durfte in
Fürstenthum zurückkehren und die Herrschaft von neuem aus den Hän
seines jüngeren Bruders übernehmen.

Aber Iwan Daniilowitsch wußte die Gefahr, die von dieser S
möglicher Weise entstehen konnte, schon im Keim zu ersticken. Er e
wiederholt nach Saray, um dort die gewohnten Künste zu treiben — 1
nahm diesmal selbst seine herangewachsenen Söhne mit, um sie dem Kh
als künftige zuverlässige, treu ergebene Diener vorzustellen. Das war
Einleitung zu der Anklage, mit der er gegen den Fürsten Alexander h
vortrat. Dieser begnadigte Fürst wurde beschuldigt, auf neuen Frevel
sinnen, einen neuen Aufstand in Waffen vorzubereiten. Der Fürst v
Twer wurde denn auch vorgefordert und auf Betreiben des Großfür
zusammt seinem Sohn Feodor in der Horde hingerichtet (1339).
erschreckten Theilfürsten beugten sich mehr als zuvor der Hoheit des Fürs
von Moskau.

Iwan Daniilowitsch suchte aber auch nach anderen Stützen sei
wachsenden Macht, und glaubte sie, mit richtigem Blick, in der Kirche
finden. Wenn die Kirche bewogen werden konnte Unterwerfung unter d
Willen des Großfürsten von Moskau als Pflicht zu predigen, gleich
Unterwerfung unter den Willen des Khans, dann war die Herrsch
Iwans und seiner Nachfolger in Moskau vollends gesichert.

Wladimir an der Kliäsma — im Susdalschen Gebiet — galt z
Zeit noch für die Hauptstadt Rußlands, obgleich weder die Fürsten v
Twer noch die von Moskau, zu Großfürsten ernannt, je dort ihren S
aufgeschlagen hatten. Mit der Ernennung zum Großfürsten durch d
Khan war stets die Belehnung mit den Fürstenthümern Wladimir u
Nowgorod verbunden. — Nach Wladimir hatte auch das Oberhaupt d
russischen Kirche, der Metropolit, nach der Zerstörung Kiows, seinen S
verlegt. Iwan Daniilowitsch bewog ihn nach Moskau überzusiedeln u

Digitized by Google

zog ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rath. So waren der Kirche unter dem Schutz der Fürsten von Moskau nicht nur alle Vortheile gesichert, die ihr der Khan von Saray gewährt hatte, sondern außerdem auch noch ein tief und weit gehender Antheil an der Regierung des Landes. So veranlaßte der Fürst Iwan zuerst den Anspruch der russischen Kirche auf Mitregierung, auf eine Herrschaft, die sie mit dem Landesfürsten theilen wollte —: ein Anspruch, den sie erst unter Peter dem Großen gezwungen wieder fallen ließ. Aber freilich gewannen die Fürsten von Moskau um diesen Preis den Beistand der Kirche — wenn auch zunächst nicht gegen die Tataren, was in der That gar nicht verlangt wurde — doch um so entschiedener gegen Alles, was sich in Rußland selbst gegen die neue Macht dieses Hauses auflehnen wollte, und das schien vor der Hand das Wichtigste. Allen solchen Empörern drohte fortan der Metropolit mit dem Bann, mit der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Kirche.

Das moskauische Großfürstenthum war natürlich den anderen russischen Fürsten sehr unbequem, eben weil es eine Wirklichkeit wurde. Sie suchten, als Iwan Daniilowitsch gestorben war (1340), sein Geschlecht aus der neu gewonnenen Stellung zu verdrängen. Zwei Fürsten, Constantin Michailowitsch von Twer (Bruder des hingerichteten Großfürsten Alexander) und Constantin Wassiliewitsch von Susdal, beide als Oheime des jungen Fürsten von Moskau (d. h. Vettern seines Vaters) der Landessitte nach besser berechtigt als dieser, bewarben sich in der Horde um die Großfürstenwürde. — Aber es möchte schon an sich schwierig gewesen sein die nun schon seit einer Reihe von Jahren bestehenden Finanzeinrichtungen auf ein anderes Haus zu übertragen, und dann gebot der Fürst von Moskau, Simeon Iwanowitsch, über Reichthümer, die seinen Nebenbuhlern fehlten, die er großentheils aus ihren Gebieten bezog, und er wußte sie in Saray zweckmäßig zu verwenden. Auch rühmen die Annalisten von ihm, daß er in Gewandtheit des Betragens dem Khan und seinen Großen gegenüber dem Vater nicht nachstand. So trug er denn den Sieg davon und wurde Großfürst.

Es ist gewiß bezeichnend für die Sitten des Landes und der Zeit, daß dieser Fürst Simeon, der in den Jahrbüchern Rußlands den Beinamen des Stolzen führt, und ihn durch sein Betragen gegen die eigenen Landsleute, insbesondere gegen die russischen Fürsten verdiente, zugleich für die einschmeichelnde Unterthänigkeit seines Benehmens in der Horde berühmt ist. Es wird lobend hervorgehoben, daß er dort, wie kein Anderer, durch Künste der Geschmeidigkeit zu erlangen wußte, was er wollte.

Mit kluger Berechnung suchte Simeon die Macht seines Hauses in jeder Weise zu befestigen. Schon die Art und Weise, in der er von dem großfürstlichen Sitz zu Wladimir Besitz nahm, war neu und darauf berechnet. Es geschah vermöge einer kirchlichen Feier und Weihe, die gleich einer Krönung seiner Oberherrschaft den Charakter der Heiligkeit verlieh.

Digitized by Google

Auch nahm er förmlich den Titel eines Großfürsten von ganz Rußla[nd] an, den schon sein Vater bedacht gewesen war ohne Geräusch, gleichsa[m] unvermerkt, einzuführen.

Wichtig für die Folgezeit war dann besonders, daß er, vermöge ein[es] merkwürdigen Vertrags mit seinen beiden Brüdern (1340), die erst[en] Schritte that, das bis dahin dem Familienrecht der russischen Fürst[en] fremde Erstgeburtsrecht in dem moskauischen Fürstenhause einzuführe[n], wenn dieses Recht auch in der Urkunde nicht ausdrücklich bei Nam[en] genannt wurde. Denn obgleich ein jeder der Brüder einen besonder[en] Sitz und einen besonderen Landbezirk zugewiesen erhielt, wurde doch d[as] Fürstenthum nicht in verschiedene selbständige und mit allen Hoheitsrecht[en] ausgestattete Gebiete getheilt, wie bisher üblich. Es wurde nur in B[e]ziehung auf die Verwaltung und die Einkünfte getheilt. Die eine Häl[fte] der gesammten Einkünfte verblieb dem Großfürsten; in die andere hatt[en] sich seine beiden jüngeren Brüder zu theilen. Alle drei versprachen [in] allen Wechselfällen treu zu einander zu halten; die Vertretung nach auß[en] blieb dem Aeltesten überlassen; nur sollte der Großfürst ohne Zustimmu[ng] seiner Brüder weder Kriege führen noch Verträge schließen. — So trat[en] hier zuerst in Rußland, Simeons jüngere Brüder in Verhältnisse e[in], die in wesentlichen Beziehungen der Stellung apanagirter Prinzen e[nt]sprachen. — Damit war der Weg gewiesen die Macht des moskauisch[en] Fürstenhauses vollends sicher zu stellen.

Sie gerieth nur noch einmal in das Schwanken, aber gleichsam n[ur] wie um den Beweis zu liefern, daß sie bereits fest genug begründet [war] um jedem Angriff zu widerstehen. Simeon der Stolze starb jung (135[3]). Der „schwarze Tod", der zur Zeit einen großen Theil Europas verhee[rte] raffte auch ihn in der Blüthe der Jahre dahin.

Ihm folgte, da er keine Söhne hinterließ, ohne Widerrede sein all[ein] überlebender Bruder Iwan Iwanowitsch, ein schwacher Fürst, der währe[nd] seiner kurzen Regierung weder den Eroberungen der Litthauer auf r[us]sischem Boden zu wehren, noch dem Hader der Theilfürsten zu steu[ern] wußte.

Simeon der Stolze hatte die russischen Fürsten als seine Unterthan[en] von oben herab behandelt und mit seinen Bojaren, seinen Dienstmann[en] auf eine Linie zu stellen gesucht. Daß sie gern den alten Zustand zurü[ck]geführt hätten, daß die Mächtigeren sich gern an die Stelle des Fürs[ten] von Moskau gestellt hätten, liegt in der Natur solcher Verhältnisse. A[ber] während die Macht des moskauischen Hauses theils mit Absicht und B[e]rechnung, theils durch ein günstiges Geschick zusammengehalten wur[de], waren die Besitzungen der meisten anderen Fürsten durch fortgesetzte, [in] jeder Generation erneuerte Theilungen so unbedeutend geworden, daß [die] Besitzer nicht mehr hoffen konnten, sich der Oberherrschaft eines Mä[ch]tigeren zu entziehen oder vollends selbst auf die höchste Würde Anspr[uch]

Digitized by Google

zu machen. Es gab eigentlich nur noch zwei Häuser, die dem moskauischen mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg den Rang streitig machen konnten, nämlich die Fürsten von Twer und die von Räsan. Und doch war es nicht ein Fürst aus einem dieser Häuser, der den moskauischen Fürsten das Großfürstenthum zu entwinden suchte, als sich eine Gelegenheit dazu bot, sondern ein Fürst von Susdal, Dmitry Constantinowitsch.

Iwan von Moskau hinterließ nämlich (1359) nur zwei unmündige Söhne, von denen der Aeltere, Dmitry, später der Donische genannt, kaum das zehnte Jahr erreicht hatte.

Die Ssarayische Horde war nach dem Tode Usbecks inneren Umwälzungen und einer so verwirrten Zerrüttung verfallen, daß es kaum möglich bleibt dem Gang der Ereignisse zu folgen. Birdibek, der Enkel Usbecks, hatte seinen Vater und zwölf Brüder ermordet, um sich auf den Thron von Ssaray zu schwingen, den er doch nur fünf Monate zu behaupten wußte. Von seinem Nachfolger zweifelhaften Namens und ungewisser Abstammung — in den russischen Annalen Chidar genannt — erhielt (1360) Dmitry von Susdal die Bestallung als Großfürst von Rußland; er bestieg den Thron von Wladimir und versprach den alten Glanz dieser Hauptstadt Rußlands wieder herzustellen. Das mächtige Nowgorod, dem die wachsende Macht des moskauischen Hauses bedenklich sein mochte, erkannte bereitwillig seine Oberherrschaft an.

Aber nun zeigte sich, von welcher Bedeutung es war, daß die Fürsten von Moskau den Sitz des Metropoliten in die Hauptstadt ihres Stammlandes verlegt, daß sie der Kirche einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung eingeräumt und dafür an ihr eine Stütze gewonnen hatten. In Moskau führte die Großfürstin-Wittwe Alexandra mit dem Beistand des Bojaren-Raths und des Metropoliten für den unmündigen Fürsten das Regiment. Der Metropolit Alexis, ein Grieche, war es, der nach Ssaray in die Horde eilte und bei einem der Khane, die nach Birdibeks Ermordung unter Mord und Blutvergießen schnell aufeinander folgten — bei dem Khan Murad — (1362) die Ernennung des zwölfjährigen Dmitry von Moskau zum Großfürsten auswirkte.

Der Fürst von Susdal schien anfangs nicht weichen zu wollen, doch wurde er bald gewahr, daß er der Uebermacht des moskauischen Hauses, dem jungen Fürsten, für den nun schon das Herkommen sprach und dem die Geistlichkeit gewogen war, nicht gewachsen sei. Er trat zurück und versöhnte sich ohne Kampf mit seinem glücklicheren Nebenbuhler, der nun in Wladimir die kirchliche Weihe als Großfürst empfing.

Der junge Dmitry von Moskau suchte, sobald er selbständig geworden war, ganz in der Weise der Fürsten seines Hauses, die eigene Macht sowohl zu erweitern als zu befestigen, immer gestützt auf die Befugniß, den Tataren-Zins im ganzen Lande zu erheben. Während er auf der einen Seite stets, gleich seinen Vorfahren, beflissen war, sich die Gunst der

Digitized by Google

Tataren zu erhalten, versäumte er keine Gelegenheit die russischen Fürst zu unterdrücken. Er trat überall in ihren Händeln als Richter auf u sein Spruch beraubte die Widerstrebenden ihrer Gebiete. Viele, wie n mentlich die zahlreichen Kleinfürsten des Rostoffschen Gebiets, unterwarf sich der Form nach freiwillig und ließen sich als Vasallen in den A des moskauischen Fürstenthums einreihen. — Vor allem aber sehen n unter diesem Fürsten Dmitry, eben in Folge dieser neuen Stellung vieler zu Vasallen gewordenen Fürsten, zuerst Verhältnisse entstehen, in dem Maße wie das neue moskauische Reich sich erweiterte und die n unabhängigen Theilfürstenthümer in sich aufnahm, für ganz Rußla maßgebend wurden. Sie waren schon durch die Natur der neuen He schaft — die eben nicht sowohl eine Regierung als eine Herrschaft war - gewissermaßen gegeben und wurden, wie es scheint bereits von Dmitr gewiß aber von seinen Nachfolgern mit Absicht und Berechnung wei entwickelt. Die vornehmsten Dienstmannen des regierenden Fürsten, Bojaren, gelangten bald zu einer Bedeutung und zu einem Ansehen, sie weit über die zu Vasallen gewordenen Fürsten, die Nachkommen Ruri erhob. Diese Fürsten behielten als solche, als Erben des Eroberers, wed Macht noch Einfluß; sie wurden keine Aristokratie und mußten bald, u etwas zu bedeuten, gleich anderen Edelleuten in den Dienst des regierend Großfürsten eintreten, um sich, wenn es glückte, in die Beamten-Aris kratie empor zu arbeiten, die den Herrn persönlich umgab, in d Bojarenrath.

Bemüht auf einer Seite die Bojarenwürde über die fürstliche zu e heben, war Dmitry auf der anderen bemüht, Alles zu unterdrücken, w sich in den Städten seines Gebiets von Municipal-Verfassung entwick hatte. Namentlich in Moskau. Er wollte überall durch seine Sendbot und Beamten herrschen.

Aber während seine Macht im Innern auf diese Weise allerdin erstarkte, blieb doch die Stellung seines moskauischen Reichs den Nachba staaten gegenüber eine gedrückte und bedrohte. Besonders war Litthau ein mächtiger und gefährlicher Nachbar geworden. Die kriegerischen Gr fürsten dieses Landes hatten ihre Eroberungen in Kleinrußland über Ki und Tschernigow hinaus, auf dem linken Ufer des Dniepr weit und in das Herz Rußlands ausgedehnt. Immer mehr der kleinen russisch Theilfürsten waren ihre Unterthanen geworden und bald bezeichnete obere Oka, nicht weit von Kaluga, die Grenze ihres Gebiets.

Das war um so gefährlicher, da Nowgorod mehr als einmal gene war, sich unter die Schutzherrschaft Litthauens zu stellen, und auch Fürsten von Twer, die nicht dulden wollten, daß der Großfürst in ihre Gebiet Hoheitsrechte übe, gern, und oft mit Erfolg, die Hülfe des mächtig Nachbarstaats anriefen.

Das geschah, da die Fürsten von Twer, Oheime und Neffe, un

Digitized by Google

sich darüber im Streit lagen, wer von ihnen als Haupt des Hauses anzuerkennen sei, die Oheime an den Spruch des Metropoliten Alexis appellirten, der Neffe Michael dagegen seinen Schwager Olgerd von Litthauen zu Hülfe rief. Dieser Fürst drang zu drei verschiedenen Malen siegreich und verwüstend bis unter die Mauern von Moskau vor, aber endlich ließ er doch im Frieden den Fürsten Michael fallen, und da diesem auch der Tataren-Khan nicht beistehen wollte, mußte auch er sich endlich dem Frieden fügen.

Durch die Eroberungen der Litthauer sah sich Dmitry auf einen minder fruchtbaren Theil der nördlichen Hälfte Rußlands beschränkt; im hohen Norden, in den Gebieten von Nowgorod und Pskow, übte er nur geringe Macht; der Fürsten von Twer und Räsan war er nicht gewiß. In solcher Lage konnte er wohl, obgleich, wie aus manchen Zügen hervorgeht, im Allgemeinen, in unbestimmter Weise, zum Kampf geneigt, trotz des inneren Haders, der das Tatarenreich zerrüttete, den Augenblick das Joch des Khans von Ssaray abzuschütteln, noch nicht gekommen glauben. Das Tatarenreich war nach wiederholten inneren Spaltungen, die sich wechselten, auf etwas längere Zeit in zwei Hälften gespalten, die einander vielfach befehdeten —: in die wolgaische Horde zu Ssaray und die donische. Aber Fürst Dmitry, einstweilen darauf bedacht, sich die Gunst des Khans zu erhalten — wer das auch sein mochte —, ließ sich auch durch diese Umstände nicht bewegen, den Kampf etwa unbedingt herauszufordern. Er nahm ihn erst an, als ihm nur unter zwei Uebeln die Wahl blieb, von denen der Kampf das geringere schien.

Dmitry hatte bei Gelegenheit einer Reise in die Horde, zu der ihn der Zwist mit dem Fürsten von Twer veranlaßte (1371), bewirkt, daß der Khan sich mit einem geringeren Tribut begnügte als früher. Welche Gründe er geltend gemacht hatte, um eine solche Erleichterung zu erlangen, berichten die Annalen nicht, doch liegt es nahe, daß Rußland, gar sehr verkleinert durch den Verlust der fruchtbarsten Provinzen, die Litthauen in Besitz genommen hatte, Mühe haben mußte, den vollen Betrag des früheren Tributs aufzubringen und diesen Umstand mit Recht zu seinen Gunsten geltend machen konnte. Vielleicht auch machte die Pest, die in der Horde wüthete, die Tatarenfürsten nachgiebiger.

Der Kampf entbrannte dann später eigentlich von selbst, ohne bestimmtes Zuthun des Großfürsten. In Nischny-Nowgorod wurden (1374) tatarische Gesandte vom Volk ermordet. Temnik-Mamaï, der durch List und Gewalt Oberhaupt der donischen Horde geworden war, verwüstete dafür das Gebiet dieser Stadt; es folgten räuberische Einfälle, die großnowgorodische Krieger, ohne Betheiligung des Großfürsten, in das Gebiet der Tataren an der Wolga unternahmen — und häufiger und nach einem ohne Vergleich größeren Maßstab auch Einfälle tatarischer Horden in die russischen Länder. Namentlich streifte ein tatarischer Fürst und

Digitized by Google

Hordenführer, in den russischen Annalen Arapscha genannt, von d
fernen Ufern des Aralsee her (1377) in die Gebiete von Nischny-Nowgo
und Susdal, wohin Mamaï ihm die Wege wies. Nach einem Si
nachdem er weite Landstrecken verwüstet und selbst Räsan erobert u
ausgeraubt hatte, verschwand er wieder in die Steppe. Auch die Mo
winnen, finnischen Stammes und den Tataren unterworfen, fielen
Räuberzügen in das russische Land — und als einer der Susdalisc
Fürsten, Boris Constantinowitsch, sie darauf mit furchtbarer Rache hei
gesucht hatte — und als nun ihr Schirmvogt Mamaï seinerseits
Russen für ihre Erfolge und deren Mißbrauch zu strafen dachte, wurd
die Reiterschaaren, die er in das Gebiet von Räsan sandte (1378), da
am Wosch, von den Russen besiegt. So zeigte sich, daß im Lauf
Zeit doch endlich eine kühnere Zuversicht erwacht, ein mannhafter Entschl
möglich geworden war.

Die gleichzeitigen Ereignisse in dem getheilten Reich der Tataren si
nicht ganz leicht und kaum mit unbedingter Sicherheit zu übersch
Einige Zeit über scheint Mamaï über die Gesammtmacht dieses Rei
verfügt zu haben, nachdem er einen Fürsten seiner Wahl — Mama
Saltan — auf den Thron von Ssaray erhoben hatte. Zur Zeit d
Niederlage am Wosch war dieser Schützling der donischen Horde bere
wieder durch Tochtamysch, einen Nachkommen Tschingis-Khans, gestürzt
dennoch aber trat Mamaï den Russen gegenüber als Vertreter der ta
rischen Gesammtmacht auf und er galt ihnen auch dafür.

Wie die Kunde von Mamaïs gewaltig drohenden Rüstungen du
Rußland erging, ergriff unverkennbar eine schöne, siegesgewisse Begeisteru
die Fürsten, die Kirche, die jetzt nicht mehr im Tataren-Khan, sondern
dem Fürsten von Moskau ihren Schirmvogt verehrte, und das gesamm
Volk. Der innere Hader schwieg; Alles griff freudig zu den Waffen u
schloß sich dem Großfürsten Dmitry an — Groß-Nowgorod nicht n
sondern auch die Fürsten von Twer. Nur einer der russischen Fürst
Oleg von Räsan, wurde zum Verräther an seinem Vaterlande und v
einigte seine reisige Mannschaft mit dem Heer der Tataren. Einen z
verlässigeren und besonders sehr viel mächtigeren Bundesgenossen fa
dann aber Mamaï an dem Fürsten Jagiello, dem späteren König v
Polen, der seit kurzem dem gefürchteten Olgerd als Großfürst von Litthau
gefolgt war.

Solchem Bunde gegenüber zweifelte und schwankte Dmitry v
Moskau; er suchte zu unterhandeln — suchte den Frieden, bereit, ein
billigen Tribut zu zahlen. Aber Mamaï verlangte den vollen Betr
den Rußland früher, vor dem Verlust seiner westlichen Provinzen, entrich
hatte, als jährlichen Tribut.

Dieser Forderung zu genügen schien unmöglich — das russis
Heer, von seinen Fürsten geführt, zog den Tataren entgegen, setzte in de

heutigen Gebiet von Tula über den Don und begegnete jenseits, auf der Kulikowschen Ebene, an den Ufern des Flüßchens Nepriäda den Schaaren Mamaïs. Es kam zur Schlacht (am 8. September 1380), welche die Tataren annahmen, ohne Jagiello und seine Heeresmacht abzuwarten — die doch schon bis auf wenige Meilen herangerückt war. Die Entscheidung schwankte, der Sieg schien sich auf die Seite der Tataren neigen zu wollen, als der nächste Verwandte des Großfürsten Dmitry, der Fürst Wladimir Andrejewitsch von Serpuchow, aus einem Hinterhalt in Flanke und Rücken der Tataren fiel und das Glück des Tages wendete. Die Russen erfochten den vollständigsten und glänzendsten Sieg, so daß der Tag am Don der ruhmreichste der älteren russischen Geschichte geworden ist. Mamaïs Heer war vernichtet, Jagiello zog sich ohne Kampf nach Litthauen zurück.

Sollten die Russen ihr Vaterland wirklich befreien, so mußten sie den Fliehenden folgen, an die Wolga vordringen und die Sitze der Tataren dort vernichten. Ob die russischen Fürsten daran gar nicht gedacht haben — ob sie die eigenen Kräfte nicht ausreichend glaubten zu solchem Unternehmen, das wissen wir nicht. Wir sehen nur, daß ganz Rußland sich befreit wähnte und sich siegestrunken und leichten Sinnes einem unermeßlichen Jubel überließ.

Doch hätte auch eine bessere Benützung des Sieges in dem Augenblick den Schicksalen Rußlands nicht eine glücklichere Wendung zu geben vermocht. Seine endliche Befreiung lag noch fern. Denn schon zog aus dem inneren Asien ein neues Gewitter heran. Dort hatte sich schon Timur der Lahme — Timur-lenk — zum Herrn des Tschagatay aufgeworfen und zahllose mongolische und türkische Horden unter seinen Fahnen versammelt. Er brach, als Stifter eines neuen, unermeßlichen Reichs, auch nach dem Westen über Persien und Vorderasien herein.

Schon hatte sich, wie gesagt, noch vor der Schlacht am Don, Tochtamysch, von Timur unterstützt, in der „Goldenen Horde" an der Wolga festgesetzt. Er griff nun auch seinerseits den vom Glück verlassenen Mamaï an, besiegte ihn und vereinigte die donische Horde wieder mit der übrigen. — Mamaï entfloh nach der Krimm, zu den Genuesen in Kaffa, die ihn treulos hinrichteten.

Die Macht des Kaptschak war nun wieder vereinigt und Rußland sollte es fühlen. Tochtamysch's Gesandte kündigten den russischen Fürsten an, der rechtmäßige Khan habe ihren gemeinschaftlichen Feind besiegt und verlange den herkömmlichen Tribut. Da der Großfürst von Moskau zwar reiche Geschenke sendete, aber sich weder zu einem Tribut verpflichten, noch von allen russischen Fürsten umgeben vor dem Thron des Khans erscheinen wollte, um von ihm, dem fremden Oberherrn Rußlands, in aller Form mit der Großfürsten-Würde belehnt zu werden — da zog Tochtamysch 1382 mit einem wohl vorbereiteten, gewaltigen Heer gegen Moskau aus und fand auf seinem Verwüstungszug bis zu den Mauern dieser Haupt-

Digitized by Google

stadt keinen Widerstand. Rußland hatte es, in seltsamer Sorglosig zu einem neuen Zwist kommen lassen, ohne sich zu neuem Kampf rüsten. Während Dmitry der Donische im Norden weilte, eroberte T tamysch in treuloser Weise, indem er Frieden bot, durch Ueberfall Mos seine wilden Horden richteten dort ein furchtbares Blutbad an, die S wurde zerstört.

Dmitry mußte sich nun einem demüthigenden und drückenden Fri unterwerfen. Um so mehr, da Tochtamysch klug genug war sich g mehrere russische Theilfürsten, namentlich gegen die von Susdal Nischny-Nowgorod, sehr gnädig zu erweisen und darauf ihrer meh unter ihnen die von Twer, theils erschreckt durch die Macht der Tata theils ermuthigt durch solche Gnade, in das Zelt des Khans eilten, ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen.

Der Fürst von Moskau durfte auf keine Hülfe, auf keine Macht Widerstandes rechnen. Rußland mußte einen gesteigerten Tribut zah Der Sieg am Don war ein vergeblicher gewesen.

Google

Drittes Capitel.

Polen und Litthauen werden vereinigt; — die griechische Kirche in Roth-Rußland von der moskauischen getrennt; — Streit und innere Kriege um die gesetzlich nicht geregelte Erbfolge im moskauischen Großfürstenthum; — Wassily der Blinde; — Regierung Iwans III.; — Untergang der Goldenen Horde; — Befreiung Rußlands von der Tatarenherrschaft; — Unterwerfung Nowgorods und der Theilfürsten von Twer; — schwankende Bestimmungen über die Thronfolge; — ein Thronfolgerecht wird nicht festgestellt.

Der Zar Wassily IV. Iwanowitsch; — Unterwerfung der Freistadt Pskow und der letzten Theilfürsten; — glückliche Kriege mit Polen.

Zu gleicher Zeit steigerte sich die Gefahr, die das entstehende moskauische Reich von Westen her bedrohte. Polen und Litthauen wurden unter einem Haupt vereinigt.

In Polen war die königliche Linie des Hauses der Piasten mit Kasimir III. (1370) im Mannesstamme ausgestorben. Früheren Verabredungen mit dem polnischen Adel gemäß, wurden die Töchter des Königs übergangen und es folgte ihm der Sohn seiner Schwester, König Ludwig von Ungarn, aus dem Hause Anjou.

In diesen Anordnungen lag ein Bruch mit der Tradition. Es lebten zur Zeit noch Fürsten aus dem Geschlecht der Piasten in großer Zahl, — und wenn auch die schlesischen Herzoge durch Annahme deutscher Sprache und Sitte und dadurch, daß sie sich dem deutschen Reich anschlossen, der polnischen Nation entfremdet waren, so ließ sich doch von den Herzogen von Masovien, die noch immer innerhalb Polens eine ziemlich unabhängige Stellung behaupteten, nicht dasselbe sagen. — Wollte man aber weibliche Erbfolge anerkennen, so standen die Töchter des Königs jedenfalls dem Thron näher als seine Schwester.

Auch scheint Ludwig von Ungarn wohl die Nothwendigkeit eingesehen zu haben, sein zweifelhaftes Recht, das von so vielen Seiten angefochten werden konnte, dadurch zu stützen, daß er die Gunst der „Nation", das heißt des Adels gewann. Er übernahm dem polnischen Adel gegenüber schriftlich und feierlich Verpflichtungen, die dem Lande verderblich werden mußten, dagegen aber die Sonderinteressen der Geistlichkeit und des Adels befriedigten. So wurde seine Erhebung auf den polnischen Thron durch

die Art und Weise, wie sie erfolgte, in doppelter Weise verhängniß[illegible] Durch seine Berufung war dem Adel das Recht zuerkannt, in Fr[illegible] der Thronfolge zu entscheiden; es war der Weg eingeschlagen, auf [illegible] Polen zu einem Wahlreich werden mußte — und die Verpflichtungen, [illegible] Ludwig eingegangen war, wurden das Vorbild der berufenen pacta [illegible] venta, welche die späteren Könige von Polen unterschreiben mußten; [illegible] die der Macht des Königs nicht nur, sondern der Macht der Regier[illegible] überhaupt immer engere — der Willkür jedes einzelnen Edelmannes im[illegible] weitere Grenzen gezogen wurden; durch die in Wahrheit zuletzt der St[illegible] die politische Gesellschaft, geradezu aufgehoben wurden.

Weiter auf dieser verhängnißvollen Bahn führte dann der Umst[illegible] daß König Ludwig, als er nach zwölfjähriger Regierung (1382) [illegible] keine Söhne, nur zwei Töchter hinterließ, von denen die ältere, M[illegible] mit dem Sohn Kaiser Karls IV., dem nachherigen deutschen Kaiser S[illegible] mund, vermählt war. Sie hatte ihm die Krone Ungarns zugebr[illegible] wurde sie auch als Königin von Polen anerkannt, so blieben beide Kr[illegible] und Länder vereinigt. Die Polen hatten sich aber, trotz der pacta [illegible] venta, in dieser Vereinigung nichts weniger als wohl gefühlt. K[illegible] Ludwig hatte fortwährend in Ungarn residirt und Polen als ein abh[illegible] giges Nebenland behandelt; er hatte dieses vernachlässigte Land d[illegible] einen verhaßten Statthalter regieren lassen und die königliche Macht [illegible] Würde selbst dazu gebraucht, einen Theil von Galizien dem Lande [illegible] entfremden und mit Ungarn zu verbinden.

Der polnische Adel beschloß demnach, daß die jüngere Prinze[illegible] Hedwig, die polnische Krone mit ihrer Hand vergeben sollte, und [illegible] nur an einen Fürsten, der in Polen zu residiren verspräche. Da [illegible] König Siegmund von Ungarn doch auch einen Anhang hatte und [illegible] Ansprüche nicht sofort fallen ließ, da auch der Herzog Ziemowit von [illegible] sovien mit dem Schwert um die Krone warb, folgte ein höchst stürmi[illegible] Zwischenreich. Die Prinzessin Hedwig selbst hätte am liebsten einem ju[illegible] Erzherzog von Oesterreich ihre Hand gereicht; der Adel aber beschloß, [illegible] sie sich dem am meisten gefürchteten der Freier, dem Großfürsten [illegible] Litthauen Jagiello vermählen solle. Alles Widerstreben der Fürstin [illegible] vergeblich; sie wurde in Krakau gefangen gehalten, bis man sie die[illegible] entschlossenen Bewerber ausliefern konnte. Jagiello nahm das Chris[illegible] thum an und wurde als Wladislaw V. König von Polen.

In den russischen Annalen wird hin und wieder angedeutet, er [illegible] bereits Christ gewesen, aber griechischen Bekenntnisses; seine Bekehr[illegible] seine Taufe, bedeute nichts Anderes als den Uebertritt zur lateinis[illegible] Kirche. Und wahr ist es, die meisten der litthauischen Fürsten aus [illegible] dymins Geschlecht, dem auch Jagiello angehörte, waren schon seit läng[illegible] Zeit Christen und gehörten der griechischen Kirche an; sie waren viel[illegible] mit russischen Fürsten verschwägert. In Beziehung auf Jagiello aber [illegible]

Digitized by Google

die angeblichen Beweise, die sein früheres Christenthum darthun sollen, nicht unbedingt überzeugend.

Uebrigens war es doch nicht bloße Willkür, nicht ohne Grund, daß die Polen die Vermählung ihrer Fürstin mit Jagiello von Litthauen erzwangen. Die Gründe, die diese Verbindung in ihren Augen zu einer Nothwendigkeit machen konnten, liegen vielmehr nahe genug. In Folge des früheren Zerfalls in Theilfürstenthümer und vielfacher Zerrüttung ... Polen zur Zeit mehr als je zuvor auf ein Gebiet von mäßigem Umfang (von kaum 3500 Quadratmeilen) beschränkt, und hatte keinen ... der eigenen Macht zu vertrauen. König Kasimir, obwohl in der ... Geschichte als der Große bezeichnet, hatte doch nicht verhindern ..., daß Kaiser Karl IV. (1355) die gesammten schlesischen Herzog... auch der Form nach, mit Böhmen und dem deutschen Reich ver... König Ludwig hatte dann sogar die Verzichtleistung auf Schlesien ... endlich bestätigt. Ost- und Westpreußen war in der Gewalt des ... Ordens, im Süden war noch kürzlich ein Landstrich an Ungarn ... gegangen und im Osten stand Litthauen, dessen Gebiet sich jetzt ... an das Schwarze Meer erstreckte und gegen 10,000 geographische Quadratmeilen umfaßte, als übermächtiger Nachbar neben Polen. Und ... Nachbar war ein Feind, wenn er nicht durch die Hand der Fürstin ... mit dem Reich der Piasten verbunden wurde. Rothrußland — ... Wolynien und Podolien — war dann der Gegenstand des Streits. ... waren die Städte, die König Kasimir mit Hülfe der Ungarn in ... Provinzen erobert hatte, während des Zwischenreichs wieder verloren gegangen. Auf sich selbst angewiesen, vermochte Polen sich weder des ...schen Ordens noch Litthauens zu erwehren; es bedurfte der Verbindung ... Litthauen, um sich gegen den Orden behaupten zu können.

Das Band, welches die beiden Staaten verband, war indessen zunächst doch nur ein persönliches, und zwar ein sehr lockeres, da die Litthauer ...auf bestanden ihren eigenen Großfürsten zu haben, der unter ihnen ... Jagiello mußte erst seinen Bruder Skirgiello, nach dessen Tode seinen ...vetter Witowt zum Großfürsten von Litthauen ernennen. Beide sollten ...lich Vasallen des Königs sein und bleiben, traten aber vielfach sehr ...ndig auf.

Auch schien die Verbindung bald wieder gelöst werden zu sollen, da Königin Hedwig (1399) jung starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Aber gerade nach ihrem Tode, als er nicht mehr hoffen konnte Söhne zu haben, ... einen erblichen Anspruch auf beide Reiche mit auf die Welt gebracht ...ten, war Jagiello selbst bemüht, die Verbindung dieser Reiche zu einer ...tsrechtlichen und dauernden zu machen.

Die Aufgabe war nicht leicht, denn in seinem kleineren, nördlichen ...il lettisch, in dem ungleich größeren südlichen russisch, stand das Großfürstenthum dem Königreich in Nationalität, Sprache, Sitte — und ob-

Digitized by Google

gleich Jagiello bemüht war das lateinische Christenthum im eigentli bisher heidnischen Litthauen einzuführen — auch in Beziehung auf Religion vollkommen fremd gegenüber. So weit die Geschichte b Staaten rückwärts in die Jahrhunderte hinauf reichte, hatten Polen Litthauen sich stets nur als Feinde berührt.

Der Adel des Großfürstenthums bestand größeren Theils aus sischen Theilfürsten, die sich der Oberhoheit Gedymins und seiner N kommen unterworfen hatten, und selbst die Fürsten lettischen Urspr hatten, zum Glauben der orientalischen Kirche bekehrt und mit den russi Fürsten verschwägert, von russischen Müttern geboren, mit der Reli auch russische Sprache und Sitte angenommen. — Der russische schichtschreiber Ustriälow geht in der That kaum zu weit, wenn er moskauische Großfürstenthum und das litthauische vor der Vereinigung Polen als Ost- und Westrußland neben einander stellt.

„Die russischen Sitten, welche die Litthauer angenommen hatten, berichtet Pitkiewicz, ein litthauischer Geschichtschreiber des siebzehnten J hunderts, „bildeten einen sehr sichtbaren Gegensatz zu den polnischen. die griechische Religion, die fast ausschließlich in Litthauen herrschte, bi ein störendes Element, das Unfrieden hervorrief und einer Verschmelz der beiden Nationen hinderlich war. Ueberdies waren die Litthauer gewö Polen als eine leichte Beute anzusehen, als ein Land, wohin sie tä Raubzüge unternehmen konnten, um sich zu bereichern. Die Polen ih seits sahen in ihnen Barbaren und Götzendiener, denen sie selbst Bildung und Gesittung weit überlegen seien, und behandelten sie gemäß als ein niedriger stehendes Volk mit einer erkünstelten Ge schätzung."

Jagiello's Streben ging dahin, der Politik Litthauens eine der herigen gerade entgegengesetzte Richtung zu geben. Auch bis zu dieser hatte Litthauen dem moskauischen Rußland meist feindlich gegenüber standen, aber eigentlich im Sinn einer rivalisirenden russischen M von nun an suchte der König-Großfürst Litthauen ganz zu Polen her zu ziehen und alle Bande zu lösen, die es in einer oder anderer W an Rußland knüpften. Zum Theil sollen ihn dazu auch die Besorg bestimmt haben, die des Fürsten Witowt Ehrgeiz und sichtbares Str nach Unabhängigkeit allerdings erwecken mußten.

Demgemäß wurde (1413) auf einem Reichstag zu Horodlo, ei Städtchen am Bug, an der Grenze Polens und Litthauens, eine V einbarung getroffen, die zwar für Litthauen verhängnißvoll wurde, ohne daß die Polen und deren König ihren Zweck vollständig err hätten. Es wurde hier festgestellt, daß der litthauische Adel unter densel Gesetzen stehen, sich derselben Unabhängigkeit, derselben Freiheiten Vorrechte erfreuen, namentlich auf seinen Gütern dieselbe unbeschrä Macht üben sollte, wie der polnische. Ferner sollte Litthauen fortan ei

zed by Google

Senat haben, der gleich dem polnischen, aus den Großwürdenträgern des Staats gebildet wurde, und der gesammte Adel erhielt das Recht, sich zum Reichstag zu versammeln. Daß Litthauen seinen besonderen Großfürsten habe, mußte zugestanden werden, und dem litthauischen Adel wurde das Recht zuerkannt, ihn zu wählen, doch nicht mit unbedingter Machtvollkommenheit, sondern mit Zustimmung des Königs von Polen, als dessen Vasall sich der Großfürst betrachten sollte. Endlich sollte der litthauische Adel gleich dem polnischen an der Wahl des gemeinschaftlichen Oberherrn, des Königs, Theil haben — im Fall Jagiello stürbe, ohne Söhne zu ...lassen.

Durch diesen Nachsatz wurde den möglichen Söhnen des Königs — der zur Zeit keine hatte — ein Erbrecht auch in Polen zuerkannt, auf das sie in der That gar keinen Anspruch machen konnten, da sie aus späterer Ehe Jagiello's mit einer Fremden entsprossen, in keiner Weise von den Piasten abstammten. Wie viel oder wie wenig Bedeutung diese Worte sonst haben mochten, geht doch aus ihnen hervor, daß man in der Vorstellung noch zwischen Erb- und Wahlmonarchie schwankte.

Ein polnischer Schriftsteller — Julian Klaczko — hat in neuester Zeit den Versuch gemacht, die Vereinbarung zu Horodlo im allerschönsten Licht als die frei beschlossene Vereinigung zweier edlen Völker darzustellen, als das Bild einer Annexion mit voller Zustimmung der Betheiligten. Es waltet dabei die Absicht, ein ungünstiges Streiflicht auf die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen fallen zu lassen. — Unter Anderem reißt ihn die Begeisterung zu der Aeußerung hin: Polen habe in dieser Vereinigung den Litthauern als Morgengabe „die Freiheit" gebracht. Darunter ist die Sclaverei der gesammten Bevölkerung des Großfürstenthums mit alleiniger Ausnahme des Adels zu verstehen. Wenn auch sonst nicht Alles, was Polen von dieser Vereinbarung erwartet hatte, sofort in Erfüllung ging —: die Knechtschaft des Landvolks wurde zur Wirklichkeit. Sie wurde dann in Litthauen wie in Polen bis zu einer Härte und Strenge gesteigert, dergleichen seit den Tagen des Alterthums in keinem europäischen Lande vorgekommen ist.

Als anderweitige Elemente der „Freiheit" übertrug Polen dann allerdings auch die Unabhängigkeit und schrankenlose Willkür des Adels auf Litthauen, die auch hier wie in Polen jede wirkliche Regierung des Landes, überhaupt geordnete Zustände und jeden Fortschritt auf der Bahn bürgerlicher Gesittung unmöglich machen sollten.

Seltsam ist es auch, wenn diese Verbindung als eine Annectirung Litthauens durch Polen dargestellt wird. Es war vielmehr umgekehrt Polen, das einer gewissen Abhängigkeit von Litthauen verfiel, schon weil den Polen, als den bei weitem schwächeren im Bunde, daran gelegen war, die Verbindung zu erhalten, die sie nicht wohl entbehren konnten, wenn sie sich behaupten wollten — den Litthauern aber nicht. Polen wurde

Digitized by Google

ein Wahlreich — Litthauen hielt an seinen angestammten Fürsten. D
Polen mußten daher stets einen Jagellonen zu ihrem König wählen o
annehmen, und zwar immer das jedesmalige Stammeshaupt, dem
dann ein jüngerer Bruder als Großfürst von Litthauen unterordnen kon
Wollten sie eine andere Wahl treffen, so war die Verbindung mit d
Großfürstenthum unwiderbringlich gelöst.

Die Vereinbarung zu Horodlo war übrigens nicht das Einzige, w
geschah, um Litthauen an Polen zu binden, von Rußland in jeder B
ziehung zu lösen. Nicht allein daß Jagiello eifrig bemüht war, d
lateinische Christenthum in dem eigentlichen, großentheils noch heidnisch
Litthauen zu fördern —: der Großfürst Witowt war darauf bedacht,
griechische Kirche des russischen Litthauens — oder wie man auch sa
könnte, des litthauischen Rußlands — von der moskauischen zu trenn
und unabhängig von ihr zu machen. Es gelang ihm, wenn auch n
durch Mittel der Gewalt. Noch standen die Bischöfe und der gesamm
Klerus dieser Lande unter dem Metropoliten von Rußland, der früher
Wladimir an der Kliäsma, zur Zeit in Moskau residirte. Ein Streit
Großfürsten mit dem moskauischen Metropoliten Photiy, der angeblich
roth-russischen Bisthümer vernachlässigte, unzweifelhaft aber den Haß ni
verbarg, dessen Gegenstand ihm die lateinische Kirche war, gab die V
anlassung zum Bruch.

Witowt versammelte die neun griechischen Bischöfe des ihm unt
worfenen Gebiets und befahl ihnen einen eigenen Metropoliten zu wähl
dessen Sitz wieder, wie vor Alters, in Kiow sein sollte. Vergebens w
deten sie ein, daß sie eine solche Wahl nicht ohne die Zustimmung
Patriarchen zu Constantinopel vornehmen dürften. Der Großfürst
Litthauen zwang sie eine eben an diesen Patriarchen gerichtete Klagesch
gegen Photiy aufzusetzen und dann einen, wie man sagt, gelehrten Mö
Gregor Samblak, zum Metropoliten von Kiow zu wählen. Vergeb
verweigerte auch der Patriarch diesem neuen Metropoliten die Wei
Witowt sah auch darin kein Hinderniß. Die roth-russischen Bischöfe
neuem zu Nowogrodek in Wolynien versammelt, mußten auf seinen Bef
(1416) ihren Metropoliten selber weihen und er ließ, um alle Zwei
zu beseitigen, in einer eigens zu diesem Ende veröffentlichten Schrift
weisen, daß die Bischöfe von jeher ein Recht dazu gehabt hätten.

Und doch blieb die Vereinigung Litthauens mit Polen für lange Z
eine ganz äußerliche, die leicht gelöst werden konnte. Litthauen war
blieb ein wesentlich russisches Land und ein Staat für sich, der n
selten eine entschiedene Neigung zeigte, sich wieder von Polen zu trenn
Es gehörte eine große Ausdauer und Gewandtheit der Polen, des la
nischen Klerus und später vor allem der Jesuiten dazu, die russi
Nationalität im Nachbarlande wenigstens theilweise zu verwischen
eine polnische an ihre Stelle zu setzen. Das gelang erst nach z

Digitized by Google

hundert Jahren — und selbst dann nur in Beziehung auf die höheren Schichten der Gesellschaft — auf den Adel. Sich weiter um die Masse der Bevölkerung, um die Unterthanen des Adels zu bekümmern, die als Sachen und Hausthiere behandelt wurden; die zu polonisiren, das achtete niemand der Mühe werth. So ist denn auch das Volk bis auf den heutigen Tag im eigentlichen Litthauen lettisch, in den roth-russischen Gebieten russisch geblieben.

Bei dem frühen Tode Dmitry's des Donischen (1389) stand Rußland wieder an einem verhängnißvollen Wendepunkt seiner Geschichte. Das moskauische Gebiet war bisher großentheils durch den glücklichen Zufall zusammen gehalten, daß das regierende Haus in keiner Generation zahlreich geworden war. Dmitry aber hinterließ fünf Söhne und außerdem überlebte ihn ein Vetter, der nach dem früher in Rußland herrschenden Gewohnheitsrecht einen näheren Anspruch auf den Thron hatte, als diese Söhne. Der Fürst Wladimir Andreyewitsch „der Tapfere" nämlich, Sohn des jüngeren Bruders der beiden Großfürsten Simeon des Stolzen und Iwan des Zweiten, ein Mann, der persönlich eines hohen Ansehens genoß, weil er es vor allen war, der in der Tataren-Schlacht am Don den lange zweifelhaften Sieg dem russischen Heere zugewendet hatte.

Daß ein mächtiges russisches Fürstenhaus andere Theilfürsten-Geschlechter unterdrückte und sich ihrer Besitzungen bemächtigte, das war auch früher vielfach vorgekommen — ja, die Geschichte Rußlands hatte eigentlich wenig Anderes zu berichten. Aber niemals war dabei an die Gründung eines dauernd mächtigen, einheitlichen Staats gedacht worden; dergleichen lag dem Ideenkreise der russischen Fürsten fern. Es hatte sich immer nur darum gehandelt die eigenen Söhne des Eroberers besser ausstatten, ein größeres Gebiet unter sie theilen zu können. Die benachbarten Fürsten ihres Erbes zu berauben, schien ganz natürlich; den eigenen Söhnen zu Gunsten eines Erstgeborenen ihr Erbe vorzuenthalten, schien kaum denkbar. Erst zur Zeit der unmittelbar vorhergehenden Generation war in dem moskauischen Fürstenhause ein Erstgeburtsrecht nicht sowohl eingeführt als eingeleitet worden; in welcher ungenügenden, nur auf die unmittelbare Gegenwart bedachten Weise, dessen haben wir an seiner Stelle gedacht. Noch konnte bei einer Erledigung des moskauischen Throns durch eine Rückkehr zu der alten Sitte das Werk dreier Generationen wieder vernichtet und Alles von neuem in Frage gestellt werden.

Glücklicher Weise gelang es dem Großfürsten noch vor seinem Ende einen Vertrag mit dem tapferen Wladimir zu schließen, vermöge dessen dieser auf sein Recht verzichtete und Dmitry's ältesten Sohn Wassily als rechtmäßigen Thronfolger anerkannte. Dmitry's jüngere Söhne wurden mit kleineren Theilfürstenthümern im moskauischen Gebiet abgefunden, in

denen sie ungefähr mit den Einschränkungen herrschen oder gebieten sollt denen sich Fürst Simeons Brüder unterworfen hatten. So war ab mals wenigstens für die nächste Zukunft einigermaßen gesorgt.

Dann war Dmitry aber noch in anderer, folgenreicher Weise bemi gewesen die großfürstliche Macht sicherer sowohl als unumschränkter begründen, in einer Weise, die den Charakter der russischen Aristokra für alle Folgezeit feststellte. Er begnügte sich nämlich nicht damit, Theilfürsten seiner Macht zu unterwerfen und ihnen ihre angestammt Gebiete zu nehmen —: um sie ganz allen anderen Unterthanen gleichzustell um jeden Gedanken zu verbannen, als könnte ihre fürstliche Geburt ihn irgend ein Vorrecht gewähren, war er bemüht seine Dienstmannsch höchsten Ranges, die Bojaren, weit über die ehemaligen Theilfürsten erheben — auch was die äußeren Zeichen des Ansehens betrifft, und Gla und Reichthum. Das konnte jetzt gelingen, da die großfürstliche Würd thatsächlich in gerader Linie vererbt, jedenfalls nicht mehr von einem Hau auf ein anderes, die Bedeutung des Bojarenraths nicht mehr von ein Dienstmannschaft auf eine andere überging. Mit Recht konnte Dmit Donskoy den Bojaren auf seinem Sterbebette sagen, er habe sie zu d wahren Fürsten in Rußland gemacht — und als er starb, folgte ihm se unmündiger Sohn Wassily Dmitriewitsch unter einer Regentschaft — nic Blutsverwandter — sondern der Bojaren und der hohen Geistlichke Selbst der Oheim des jungen Fürsten, der berühmte Wladimir Andrey witsch blieb von ihr ausgeschlossen. — Wenn fortan die unterworfene Fürsten, Nachkommen Ruriks zu irgend einer Bedeutung gelangen wollte mußten sie in den persönlichen Dienst des Großfürsten eintreten und si in ihm, durch alle Stufen, wenn es glückte zum Rang eines Bojar empor arbeiten. Diese Würde aber wurde nie erblich; sie war und bli eine rein persönliche; ein Amt, das jeder Einzelne von unten auf e dienen mußte.

Bald sollten sich auch in anderen Beziehungen die Verhältnisse fi Rußland günstiger gestalten. War der Druck von Westen her durch d Vereinigung Litthauens und Polens stärker geworden, so zerfiel auf ein anderen Seite die Macht des schlimmsten Feindes, des Tatarenstaat nachdem er Rußland mit einer letzten, furchtbaren Gefahr bedroht hatt mehr und mehr in sich selbst.

Tochtamysch hatte, mit Hülfe Timur-lenks, das ganze kaptschakisc Reich, die wolgaische und donische Horde, wieder unter seinem Scept vereinigt — wollte dann aber unabhängig sein von dem allzu mächtige Beschützer und wagte den Kampf mit dem erobernden Gebieter des innere Asiens. Eine furchtbare Niederlage erschütterte die kaum hergestell Macht (1391).

Der junge Großfürst von Rußland benützte die Umstände — ab nicht um die Kämpfe seines Vaters mit den Tataren zu erneuern. Davo

Digitized by Google

weit entfernt, reiste er vielmehr (1392) in die Horde, dem höchsten Herrn seine Ergebenheit zu bezeugen. Man erwies sich ihm hier gern gefällig — vielleicht weil man des Friedens mit ihm gewiß sein wollte, während man sich zu neuem Kampf mit Timur rüstete — oder auch in Folge von Be-stechungen, die er angewendet haben soll. Es gelang ihm, sich die Gebiete der vor kurzem erst so gnädig in der Horde aufgenommenen Theilfürsten von Nishny-Nowgorod und Murom zusprechen zu lassen, von denen die [illegible]ren nicht einmal von Wladimir Monomach, sondern von den alten [illegible]ten von Tschernigow abstammten, demnach allen Ansprüchen der Für-[illegible] von Moskau sehr fern standen.

So mit der Vollmacht und den Lehnbriefen des Tataren-Khans aus-[illegible]t, kehrte Wassily Dmitriewitsch nach Rußland zurück und setzte sich [illegible] eigener Gewalt in unmittelbaren Besitz der Städte und Landstriche, [illegible] die er einen so zweideutigen Rechtstitel erworben hatte. Auch der [illegible]ürst Boris Constantinowitsch von Susdal, der treueste Verbündete der [illegible]aren, wurde von Land und Leuten vertrieben. Das moskauische Ge-[illegible] war sehr erheblich erweitert, und — was vielleicht noch wichtiger war — es hatte sich nun gezeigt, daß der Khan nicht mehr gegen dessen [illegible]ften schützte.

Dagegen gelang es dem Großfürsten nicht, die schon seit den Zeiten [illegible]ngis-Khans mehr und mehr beschränkten Grenzen des ostrussischen [illegible]aatenbundes zu wahren, dessen Oberhaupt er war, wenigstens in dem [illegible]fang zu bewahren, den sie noch zu den Zeiten seines Vaters gehabt [illegible]ten. Wie schon so manches Gebiet, von Lemberg in Galizien an, weit [illegible] die Desna hinaus, bis in die Nähe von Kaluga, verloren ging, so [illegible]ng jetzt (1392) auch das Gebiet von Smolensk an Litthauen verloren. [illegible] Großfürst Witowt benützte den Hader der ruchlosen smolenskischen [illegible]eilfürsten unter sich, warf sich zum Schiedsrichter in ihren Händeln auf [illegible] bemächtigte sich zuletzt durch Trug und List (1406) ganz ihres Landes. [illegible]ssily Dmitriewitsch wagte nicht einzuschreiten, und das Städtchen [illegible]na, an der Grenze des moskauischen Gebiets, bezeichnete nun auch [illegible]ch die Grenze Gesammt-Rußlands.

Inzwischen hatte Tochtamysch sich zu neuem Kampf gegen den furcht-[illegible] Timur erhoben und war von ihm in einer vernichtenden Nieder-[illegible] besiegt worden. Das gewaltige asiatische Heer Timurs wälzte sich [illegible] durch die Steppen des Südens gegen das russische Gebiet heran. [illegible]derstand schien hoffnungslos; auf den Ruf des Großfürsten Wassily [illegible]mmelte sich zwar ein russisches Heer bei Kolomna an der Oka, aber [illegible]rcht und Schrecken ließen auf keinen Sieg hoffen. Zum Schutz seiner [illegible]uptstadt ließ der Großfürst auch das Palladium Rußlands, das älteste [illegible] berühmteste seiner heiligen Bilder, eines der vielen Bilder der Jung-[illegible]frau Maria, die der Evangelist Lucas gemalt haben soll — und das in [illegible]früherer Bedrängniß von Kiow nach Wladimir an der Kliäsma gerettet

Digitized by Google

worden war, jetzt von dort nach Moskau bringen. Hier war es a öffentlichem Platz zur Anbetung ausgestellt, das Volk warf sich dav nieder und flehte in Seelenangst um Rettung.

Timur war, Alles verwüstend, bis nach Jeletz vorgedrungen, von h kehrte er um — wir wissen nicht bestimmt weshalb — und wendete s zurück nach Asien, wo er reichere und schönere Länder erobern konn Rußland war gerettet — durch die Himmelskönigin, wie die Kirche Wunderlegenden lehrte, und das Volk glaubte. Moskau aber behielt d siegreiche Wunderbild in seinen Mauern und wurde fortan die vorzug weise heilige Stadt Rußlands.

Timur zerstörte auf dem Rückweg Ssaray an der Wolga, dac aber doch das kaptschakische Tatarenreich nicht zu vernichten. Er ste vielmehr einen angeblichen Nachkommen Tschingis-Khans an dessen Spi — Dieser Fürst aber wurde, so wie sein mächtiger Schutzherr sich e fernt hatte, von einem wirklichen Nachkommen jenes früheren Erobere von dem Khan Timur-Kutluk, gestürzt und vertrieben. — Tochtamy war zu dem Großfürsten von Litthauen entflohen und hoffte mit des Hülfe seinen Thron wieder zu gewinnen — während Witowt dann Bunde mit dem alsdann von ihm abhängigen Tatarenreich weitreicher Pläne eines unbegrenzten Ehrgeizes zu verwirklichen dachte.

Aber Timur-Kutluks Heer wurde von einem erfahrenen Krieger Edigey — geführt; — die Litthauer, Russen und Tataren, die Wit und sein Schützling herbeiführten, wurden (1399) an der Worskla in e scheidender Schlacht besiegt — Witowt floh in sein Land zurück — T tamysch entwich nach Sibirien, wo sich ein selbständiges tatarisches R gebildet hatte, und fand dort sein Grab.

Mochte man sich nun in Rußland auch der Demüthigung Witow freuen, so hatte man doch alle Ursache vor der neuerstandenen M des Tatarenreichs an der Wolga zu erschrecken. Schon hatte man Moskau, als nach Timurs Rückzug die Zerstörung Ssarays beka wurde, die „Goldene Horde" für immer vernichtet, Rußland von Joch u Tribut befreit geglaubt — und wirklich wurde eine kurze Zeit über Tataren kein Tribut entrichtet. — Jetzt wurde er wieder gebieterisch v langt. Zwar suchte sich der Großfürst Wassily auch jetzt noch ei Jahre der Zahlung zu entziehen, indem er die tatarischen Gesandten, den herkömmlichen Tribut einzufordern kamen, wohl mit Geschenken entl im Uebrigen aber die Erschöpfung seines Landes vorwendete, um eine v ständige Entrichtung der verlangten Summen abzulehnen. — Doch ges das, wie die Zeitgenossen berichten und wie selbst aus der Form Weigerung hervorgeht, nicht in Folge eines mannhaften Entschlusses, Joch abzuwerfen. Es war eine ängstlich rechnende Klugheit, die, auch neue Umwälzungen und Spaltungen die Horde zerrütteten, das Benehm des russischen Großfürsten bestimmten. Man wagte nach Witowts Nie

Digitized by Google

lage weniger als zuvor der eigenen Macht zu vertrauen und den Kampf um die Befreiung zu versuchen; man glaubte den Tataren auch jetzt noch unterthan bleiben zu müssen — aber wer in dem Zwist Sieger bleiben werde, der die Horde zerriß, das schien unberechenbar; zweifelhaft, welchem der streitenden Fürsten man als Oberherrn huldigen müsse, und man suchte die eigenen Beziehungen zu dem Tatarenreich in der Schwebe zu erhalten, bis die Entscheidung gefallen wäre.

Aber Edigey führte noch einmal ein Tatarenheer in raschem, unerwartetem Zuge, ohne Widerstand zu finden, bis unter die Mauern von Moskau, zerstörte die Vorstädte durch Feuer und zwang die erschreckte Stadt selbst sich durch eine hohe Brandsteuer von Eroberung und Verwüstung freizukaufen. Ein Heer, das der Großfürst im Lande zu sammeln suchte, kam zur Rache wie zum Entsatz zu spät (1409).

Auch fand sich der Großfürst bald darauf (1411) bewogen, von seinen vornehmsten Bojaren begleitet, in die Horde zu reisen, wo für den Augenblick ein Sohn Tochtamyschs herrschte, diesem „Zaren" zu huldigen und sich von neuem zu einem regelmäßigen Tribut zu verpflichten, den er auch wirklich entrichtet haben soll —: das war, wie sich die Dinge seit den Tagen des Fürsten Iwan Danilowitsch gestaltet hatten, für ihn ein Opfer — nicht für das Land. Wie denn auch umgekehrt die Befreiung von dem Tribut nicht mehr eine Erleichterung für das Land war — wohl aber für den Großfürsten von Moskau eine Bereicherung, eine Steigerung der eigenen Macht. Der Tatarenzins wurde unter allen Befugungen im Lande erhoben; wurde er nicht dem Oberhaupt der Horde geliefert, so bereicherte er den Schatz des Großfürsten von Moskau.

Einzelnen Raubzügen zügelloser Tatarenhorden, der Verwüstung einzelner russischer Städte, wurde freilich auch durch diese neue Unterwerfung nicht vorgebeugt. Doch war im Allgemeinen die Macht der Horde durch innere Spaltungen zur Zeit so tief gesunken, das moskauische Großfürstenthum dagegen so weit erstarkt, daß die Beziehungen dieses Reichs zu den Tataren nicht mehr den Hauptinhalt seiner Geschichte bilden konnten.

Dagegen trat mehrfach, wenn auch in anderer Weise als früher, die Gefahr eines Zwistes im Innern des herrschenden Hauses, einer inneren Zerrüttung des Reichs hervor. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Bedürfniß der Einheit unter einer ungetheilten Macht, das in der Lebenszeit vier auf einander folgender Generationen im Bojarenrath, in der Kirche und, wie sich deutlich erkennen läßt, auch in der Bevölkerung immer tiefere Wurzeln geschlagen hatte, hielt das moskauische Gebiet zusammen, selbst gegen Wunsch und Willen manches nachgeborenen Fürsten; — das alte russische Fürstenrecht, das den Bruder des regierenden Herrn dem Sohn desselben vorzog, war veraltet — aber es war kein neues, bindendes Gesetz an seine Stelle getreten. Nur erzwungene Abweichungen und einzelne Verträge und Verfügungen, die sich immer nur auf die un-

Digitized by Google

mittelbare Gegenwart und den eben vorliegenden Fall bezogen. Auch de donische Dmitry war in den Anordnungen, die er traf, nicht von wirkliche staatsmännischer Einsicht bestimmt worden; er hatte auch wieder, gleic früheren russischen Fürsten, nur das persönliche Interesse seiner Söhn bedacht und nicht die Zukunft des Staats, den auch er nur als da Eigenthum seines Hauses ansah.

In dem Vertrag, den Dmitry Donskoy mit seinem Vetter Wassil Andreyewitsch abschloß, hatte dieser letztere eingewilligt, daß der ältes Sohn des Großfürsten den Rang, wie vor allen anderen russischen Für sten, so auch vor ihm haben sollte; er hatte erklärt, daß er „seinen Neffe als seinen älteren Bruder“ ansehen werde. Durch diese Erklärung hatt er seinem Recht auf die großfürstliche Würde entsagt und den älteste Sohn Dmitry's als Thronfolger anerkannt. — Die Form, in der er e that, ist sehr bezeichnend für das alte russische Fürstenrecht, das stets i dem ältesten der zur Zeit lebenden ältesten Generation das Haupt de Hauses anerkannte. — Aber sie hob dies Recht nicht gesetzlich und fü immer auf; sie bezog sich nur auf einen gegebenen Fall und die Rech eines Individuums.

Als nun der Großfürst Wassily Dmitriewitsch für seinen älteste Sohn den Rang vor seinen eigenen Brüdern verlangte und ihn dadurc als Thronfolger anerkannt wissen wollte, widersprach einer seiner Brüde Constantin Dmitriewitsch, und machte geltend, daß der Vertrag nur fü den bindend gewesen sei, der ihn geschlossen hatte. Er fügte noch hinzu der Fürst Wassily Andreyewitsch sei zudem nur Vetter, nicht Bruder de Großfürsten gewesen; habe dem Thron nicht so nahe gestanden wie ei Bruder. Erst wenn der junge Fürst wirklich die großfürstliche Würde inn habe, wollte er ihm den Vorrang einräumen. Doch wurden diese Händ noch glücklich und friedlich beigelegt, ohne daß uns bestimmt gesagt würd unter welchen Bedingungen.

Als dann aber der Großfürst Wassily I. Dmitriewitsch nach sechsund dreißigjähriger Regierung (1425) starb, erwies es sich zweifelhaft, ob sei gleichnamiger Sohn — Wassily II. Wassilewitsch, später der Blinde zu genannt — ihm folgen werde. Es zeigte sich, wie schwankend die Ver hältnisse noch immer waren. — Der älteste der nachgeborenen Brüde des Verstorbenen, Juriy (Georg) Dmitriewitsch, widersprach der Erhebun seines Neffen auf den Thron, nahm selbst den Großfürstentitel an un berief sich dabei nicht blos auf das alte Fürstenrecht, sondern auch a Dmitry Donskoy's Testament. Und allerdings hatte dieser Fürst zwa dafür gesorgt, daß das mühsam zusammengebrachte moskauische Gebi ausschließlich seinen Söhnen zu Theil werde — aber er hatte auch, de alten russischen Brauch gemäß, verfügt, daß seinem ältesten Sohn, nac dessen Ableben, der nächst älteste als Großfürst folgen sollte. So frem war auch diesem Fürsten der Begriff eines Staatswesens, jede Ein

Digitized by Google

sicht in die Bedingungen seiner Untheilbarkeit und seines Gedeihens geblieben.

Im Volk aber war die Vorstellung, daß die Nachfolge in gerader Linie Rechtens sei, bereits in dem Grade mächtig geworden, daß der moskauische Bojaren-Rath, die Geistlichkeit, die drei jüngsten Brüder Wassily's des ersten und des neuen Kronprätendenten — und entschieden auch das Volk von Moskau — sich dem jungen Fürsten Wassily II. anschlossen. Juriy Dmitriewitsch berief sich auf den Spruch des Khans der Goldenen Horde, in dem Rußland noch immer seinen Oberherrn anerkannte. Der sollte entscheiden. Auch in dem schwachen Wassily II. regte sich keine Spur eines Stolzes, der ihn hätte veranlassen können, einen solchen schiedsrichterlichen Spruch abzulehnen. Beide Fürsten eilten in die Horde. Ein gewandter moskauischer Bojar, Namens Iwan, der, vielleicht der tatarischen Sprache mächtig, die Sache seines Fürsten vor dem Thron des höchsten Herrn führte, gewann durch eine Rede von erlesener Unterwürfigkeit die Gunst des Khans. Er forderte die streitige Würde nicht etwa als ein Recht für seinen Fürsten — von einem anderen Rechte, als dem geheiligten Willen des Tataren-Khans, war überhaupt nicht die Rede — er erbat die großfürstliche Krone von der Gnade dieses höchsten Herrn.

Auch entschied der Khan für Wassily und dieser Fürst war der erste in der Reihe der russischen Großfürsten, der in Moskau gekrönt wurde; — seltsam muß es wohl genannt werden, daß es bei dieser, im Uebrigen durchaus christlich-kirchlichen Feier, nicht etwa ein Kirchenfürst, nicht der Metropolit war — sondern ein Tatar, der Gesandte und Vertreter des Khans, der dem neuen Großfürsten in der Kirche die Krone — die „goldene Mütze" — auf das Haupt setzte. Moskau aber blieb fortan die Krönungsstadt und stieg auch dadurch zu immer höherer Bedeutung in den Augen des russischen Volks.

So konnte denn die großfürstliche Würde kein Gegenstand des Streites mehr sein, und dennoch kam es zwischen Wassily und seinem Oheim Georg (Juriy) zu einem Bürgerkrieg, der zufällige Ursachen, persönliche Kränkungen zum Vorwand hatte — und reich an wenig erfreulichen Wechselfällen, mit Unterbrechungen geführt, stets wieder aufgenommen, Rußland durch viele Jahre verwüstete. — Juriy starb (1434), nachdem es ihm, und zwar zum zweiten Mal, gelungen war, sich der Hauptstadt Moskau zu bemächtigen; sein ältester Sohn aber, Wassily Kossoy (der Schielende), der sich nun den Großfürsten-Titel anmaßte, wurde in diesem Unterfangen von seinen eigenen Brüdern nicht unterstützt. Er wurde bald darauf nach verlorener Schlacht, der Gefangene seines Gegners — und wie diese Händel nur zu sehr an die Geschichte der byzantinischen Kaiser erinnern — ließ ihn Wassily II. Wassilewitsch blenden.

Aber auch mit Kossoy's Fall war der innere Krieg nicht beendet. Während er selbst fortan die vielen Jahre, über die er noch lebte, ver-

Digitized by Google

lassen und vergessen blieb, nahm sein jüngerer Bruder, Dmitry Schemiä den Kampf mehrfach wieder auf — bald Sieger, bald Besiegter — wä rend Nowgorod im Norden in Kriege mit Schweden und dem deutsch Orden verwickelt, im Osten und im Süden das Land meist schutzlos Einfällen der Tataren preisgegeben war — und Frevel reihte sich Frevel.

Der Großfürst Wassily II. selbst verfiel einst in einem unglücklich Treffen gegen die Kasanischen Tataren der Gefangenschaft, und kaum ha er sich hier mit Gold freigekauft — kaum hatte er, entmuthigt, Schemiäka einen friedlichen Vertrag geschlossen — als dieser sich, währe der Großfürst auf einer Wallfahrt abwesend war, durch treulosen Ueb fall Moskaus bemächtigte und den Großfürsten selbst am Wallfahr orte, im Dreifaltigkeits-Kloster, am Grabe des Heiligen Sergius aufheb ließ (1446).

Wassily wurde als Gefangener nach Moskau zurückgebracht und hi auf Schemiäka's Befehl nun seinerseits geblendet. Er ließ sich bewege Urfehde zu schwören, der Krone zu entsagen und sich mit der Stellun eines Theilfürsten von Wologda zu begnügen. Aber das Volk hing Wassily, der sich der Union, der Vereinigung der lateinischen und griechische Kirche widersetzt hatte, die Geistlichkeit nicht minder; leicht überzeugte d Abt des Klosters am Bielo-Ozero (weißen See) Wassily den nunmel Blinden, als dieser von Wologda aus dorthin wallfahrtete, daß der e zwungene Eid nicht bindend sei. Der gestürzte Großfürst suchte, vom Vo unterstützt, den Thron mit den Waffen wieder zu gewinnen — es folgte neue Kriege, die, wenn auch von neuen Verträgen unterbrochen, doch er (1453) mit Schemiäka's Tod endeten. Dieser, der Einheit und Grö Rußlands gefährliche Fürst soll an Gift gestorben sein, das ihm Wassily Anhänger beigebracht hätten.

Wassily der Blinde war Sieger geblieben; das genügte ihm. Tro aller trüben, ja furchtbaren Erfahrungen dachte er so wenig als sein Vorfahren daran, ähnlichen Zerrüttungen im Innern des Landes für d Zukunft vorzubeugen, die Erbfolge und die Untheilbarkeit des Reichs g setzlich festzustellen. Ganz wie die früheren Großfürsten von Moska und mit demselben Mangel an staatsmännischer Einsicht, war er nu darauf bedacht, die entfernteren Verwandten, die Theilfürsten, die vo anderen Linien des russischen Herrscherhauses abstammten, zu unterdrücke und zu Gunsten seiner unmittelbaren Familie zu berauben — dann abe das so zusammengebrachte Gebiet wieder zu theilen, um für seine jüngere Söhne neue Theilfürstenthümer zu gründen.

Die Zugeständnisse, die er den seinem unmittelbaren Hause fremde und noch bis zu einem gewissen Grad selbständigen Fürsten von Twe und Räsan machen mußte, waren natürlich erzwungen und können dahe dem Großfürsten nicht als politische Fehler angerechnet werden. E

Digitized by Google

geschah gegen seinen Willen, daß namentlich die Fürsten von Twer unter seiner Regierung sogar einen etwas höheren Grad von Selbständigkeit gewannen, als sie unmittelbar vorher behauptet hatten. Diese Fürsten hatten nämlich früher Schemiäka unterstützt — sich dann mit dem nach Wologda verdrängten Wassily versöhnt und ihn unterstützt — und in den Verträgen, die darauf geschlossen wurden, als der blinde Großfürst den moskauischen Thron wiedergewonnen hatte, erklärte dieser den Aeltesten des Fürstenhauses von Twer — Boris Wassiliewitsch — für seinen ihm gleichen Bruder. Es wurde ferner festgestellt, daß weder Wassily selbst, noch sein Sohn jemals, wie auch die Umstände sein möchten, beabsichtigen sollten, das twersche Gebiet mit dem moskauischen zu vereinigen. Das Fürstenthum Twer sollte selbst dann unangetastet bleiben, wenn der höchste Oberherr, der Khan, Willens wäre, es mit dem moskauischen zu vereinigen. — Endlich räumte der Fürst von Moskau dem Haupt des Fürstenhauses von Twer das Recht ein, den Titel „Großfürst" gleich ihm selbst zu führen. Das einzige Vorrecht, das dem Fürsten von Moskau blieb, beschränkte sich darauf, daß der Fürst von Twer den Tataren-Tribut — den er übrigens im eigenen Gebiet selbst erhob — ihm, nicht unmittelbar dem Khan auszahlte.

Das Alles war, wie gesagt, durch die Verhältnisse erzwungen. Freiwillig aber theilte Wassily dann in seinem Testament das moskauische Gebiet wieder unter seine fünf Söhne, ganz in der Weise der früheren Großfürsten und unter denselben Bedingungen, die im Wesentlichen wiederholten, was schon Simeon der Stolze in dem Vertrag mit seinen Brüdern verabredet hatte. Dem ältesten, dem Großfürsten, war eine überlegene Macht verliehen, und die vier jüngeren mußten sich einige Beschränkungen gefallen lassen, welche die Oberhoheit des Familienhauptes noch weiter sicher stellen sollten. Doch war die Uebermacht, die dem Großfürsten zugesichert war, nicht von der Art, daß sie allein genügt hätte seine Oberherrschaft unerschüttert zu erhalten, wenn seine Brüder sich gegen ihn vereinigten. Diesen waren eigene Städte und Gebiete — wenn auch von mäßigem Umfang — angewiesen, in denen die Regierungsgewalt ihnen zustand. Ein jeder von ihnen hatte seinen Bojaren-Rath und seine reisige Mannschaft; er übte das Münzrecht und erhob Steuern in seinem Gebiet, auch durch seine eigenen Beamten den Tataren-Tribut, den er noch dazu nur in dem Fall dem Großfürsten ablieferte, wenn er wirklich dem Khan der Goldenen Horde entrichtet werden sollte. Geschah dies nicht, so behielten die neuen Theilfürsten den Betrag selber. Ein jeder von ihnen hatte sogar seinen Antheil an der Hauptstadt Moskau, was früher in ähnlichen Fällen nicht verfügt worden war. Ein Drittheil der Abgaben, die in Moskau erhoben wurden, sollte dem Großfürsten zufallen, die anderen zwei Drittheile unter seine vier Brüder vertheilt werden. Nur das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, sollten sie nicht haben.

Digitized by Google

Im Fall eines Krieges sollten sie sich um den Großfürsten als ihr Oberherrn schaaren — und jeden Zwist der Brüder unter sich sollte d Großfürst als Schiedsrichter schlichten.

Wassily II. hätte doch aus eigener Erfahrung wissen können, w ohnmächtig dergleichen Verfügungen sind Fürsten gegenüber, die gle anderen Menschen von Leidenschaften bestimmt werden und denen ei eigene Heeresmacht zu Gebote steht.

Die Nachfolge seines Sohnes hatte Wassily dadurch sicher zu stell gesucht, daß er ihn schon bei seinem Leben zum Mitregenten annahm über die nächste Generation hinaus aber, war nichts vorgesehen, für nich gesorgt.

Das Schicksal des moskauischen Reichs nahm zu Ende des fünfzehnt Jahrhunderts eine glücklichere Wendung als solche Verfügungen zu e warten berechtigten. Dem blinden Großfürsten folgte (1462) sein Soh Iwan, der bei den älteren russischen Geschichtschreibern Ioan oder Iwa Wassilewitsch I., bei den neueren Iwan III. genannt wird — und de man auch versucht hat den Großen zu nennen, weil unter ihm Rußlan allerdings einen bedeutenden Aufschwung nahm und eine Macht wurd Doch zeichneten diesen Fürsten weder die heroischen Eigenschaften au noch die Größe des Charakters, die der Beiname des Großen voraussetz Sein Verdienst bestand darin, daß er den Zeitgenossen, mit denen er i Berührung kam, an Verstand und Verschlagenheit überlegen, die Umstän mit zäher, ausdauernder Klugheit zu benützen wußte und rücksichtslo benützte.

Vor allem wurde Rußland unter seiner Herrschaft thatsächlich vo dem Joch der Tataren befreit, ohne daß es dazu heroischer Anstrengunge bedurft hätte, ohne daß der Großfürst mehr dazu gethan hätte, als na den Berechnungen der vorsichtigsten Klugheit geschehen konnte, ohne irgen etwas zu wagen. Fürst Iwan that sogar weniger als der gewöhnlich Sinn für Ehre und nationalen Kriegsruhm gerathen hätte.

Die „Goldene Horde" war nämlich in Folge der unversöhnlich Feindschaft, mit der die Nachkommen Tochtamyschs und die Enkel Timu Kutluks einander bekämpften, mehr und mehr und für immer in sich selb zerfallen. Schon hatte sich in Kasan ein eigenes unabhängiges Tataren Reich gebildet. Ulu-Machmet-Khan, ein Nachkomme Timur Kutluks, hat es (1438—1441) gegründet. Dieser Fürst hatte in der Goldenen Hor geherrscht; vor ihm hatte sich Wassily II. von Moskau als Unterth gebeugt, und sein Gesandter war es gewesen, der den Großfürsten gekrön hatte. Aber, da die Timuriden auch unter sich stets verfeindet bliebe war er dann von einem anderen Fürsten des Hauses, Achmat-Khan, a der Horde vertrieben — erst nach mancherlei Irrfahrten und Abenteue selbständiger Herr von Kasan geworden.

Digitized by Google

Als selbständiger Staat trennte sich dann auch in unversöhnlicher Feindschaft die Krimm (1466) unter dem Fürsten Azi-Girey, einem Nachkommen Tochtamyschs, von der Ssarayischen Horde, und endlich auch ein dritter Staat, Astrachan, in dem sich unabhängige Tatarenstämme gegen die krimmschen behaupteten.

Die Reste der Goldenen Horde, noch immer gefürchtet, wie sehr auch geschwächt, irrten in den Steppen zwischen der Wolga und dem Donetz umher — und der Großfürst Iwan erkannte in Achmat-Khan auch unter diesen Bedingungen noch seinen Oberherrn. Noch zehn Jahre lang zahlte er den Tataren Tribut und stets wurden ihre Gesandten zu Moskau mit hohen Ehren empfangen. Doch beobachtete der Großfürst dabei nicht mehr das demüthigende Ceremoniel, das seit den Tagen Batü's üblich gewesen war; er zog einem Gesandten und Vertreter des Tatarenfürsten nicht mehr entgegen in das Freie, warf sich nicht vor den Hufen seines Pferdes nieder in den Staub, berührte nicht mehr vor ihm den Boden mit der Stirn — hörte nicht mehr knieend die Botschaft, die Befehle des Khans verlesen — und im zweiten Jahrzehnt seiner Regierung, als es ihm gelungen war, seine Macht im Innern Rußlands durch die Unterdrückung des Freistaats Nowgorod zu steigern, glaubte er endlich ein Mittel gefunden zu haben, sich dem lästigen Verhältniß ganz zu entziehen.

Die Verfeindungen der Tataren unter sich — zunächst ein Bruderzwist unter den Fürsten der krimmschen Horde — boten die Gelegenheit dazu. Während der eine der Brüder, und zwar der ältere, Nordoulat, durch Gewalt vertrieben, den Beistand Achmat-Khans und des Großfürsten von Litthauen in Anspruch nahm, suchte und schloß Iwan (1475) ein Bündniß mit dem jüngern, Mengli-Girey, der den Thron behauptet hatte. Dann aber hätte er gern diesem Verbündeten allein die Gefahr des Kampfes und den Ruhm des Sieges überlassen. Ihm genügte der Vortheil.

Im Anfang schien dieser Kampf eine ungünstige Wendung zu nehmen. Mengli-Girey, ein erstes Mal von einem jüngeren Bruder Aidar aus seinem Gebiet vertrieben, dann von dem neuen Herrn von Byzanz, dem Sultan der Türken angegriffen und besiegt und als Gefangener nach Constantinopel gebracht, bald aber nach der Krimm zurückgesendet, um dort als türkischer Vasall zu herrschen, wurde abermals durch den Khan der Goldenen Horde besiegt und vertrieben.

Der Großfürst von Moskau hatte sich inzwischen darauf beschränkt, die Entrichtung des Tributs einzustellen, aber ohne ihn ausdrücklich zu verweigern oder etwa in Achmat-Khan nicht mehr seinen Oberherrn zu verehren. Achmat wagte sogar den Großfürsten ganz in der Weise der früheren mächtigen Nachkommen Tschingis-Khans persönlich vorzufordern; der Fürst von Moskau sollte in Person vor ihm erscheinen, huldigen und Rede stehen. Das lehnte Iwan zwar ab, aber keineswegs durch eine

Digitized by Google

heroische Entgegnung; er entschuldigte sich unter allerhand Vorwänden, daß durch seine Antwort, eigentlich die Verpflichtung dem Ruf zu folg anerkannt war.

Erst als Mengli-Girey die Herrschaft in der Krimm wiedergewonn den von Achmat eingesetzten Fürsten siegreich vertrieben hatte, andererse die Tataren der Goldenen Horde entschlossen schienen für die zweideu Haltung des Großfürsten an Rußland Rache zu üben und sich mit Feinden des moskauischen Reichs, mit den Polen verbündeten, erst ward (1480) auch das Bündniß zwischen Iwan und Mengli-Girey erneu und fester geschlossen.

Achmat rückte mit seinem zahlreichen, rasch und leicht beweglic Reiterschwarm gegen Moskau heran, um den Großfürsten sammelte ein russisches Heer, mächtiger, sagt man, als dasjenige, das einst am T gesiegt hatte. Merkwürdig aber ist, welchen Schrecken der Name der T taren wie durch einen Zauber noch immer unter den Russen verbreit Das Volk in Moskau jammerte in den Straßen, vor den Heiligenbilde in den Kirchen, als sei schon Alles verloren; die Großfürstin entfloh n dem Norden. Niemand aber schien die Macht dieses Zaubers in so hoh Grade zu empfinden, als der Großfürst selbst, der sich doch sonst, No gorodern und Polen gegenüber, wenn auch nicht gerade heldenhaft, d auch nicht kleinmüthig erwies. Denn wenn auch die Gefahr groß geac wurde, war doch Alles zu mannhaftem Kampf bereit, nur der Großfü nicht. Nur ein paar Tagmärsche weit, nur bis an die Oka rückte die Fürst dem Feinde entgegen — und hier verließ er sogar sein Heer, nach Moskau zurückzukehren. Doch der laute Unwille des Volks und Ermahnungen der Geistlichkeit zwangen ihn, sich wieder an die Spitze zum Kampf bereiten Schaaren zu begeben.

Die Tataren zogen, nach unbedeutenden Gefechten, westwärts an Ugra, in die Nähe des smolenskischen Gebiets, wohl in der Erwartun dort mit den litthauischen Streitkräften zusammen zu treffen. Die Russ folgten ihnen in gleichlaufender Bewegung. — Die Litthauer kamen nic Mengli-Girey, der in Podolien eingefallen war, machte es ihnen unmögli Die Tataren zögerten an der Ugra — der Großfürst Iwan aber san Bevollmächtigte mit reichen Geschenken und Friedensvorschlägen in Lager. — Doch Achmat-Khan verlangte nicht allein den vollen Betrag für mehrere Jahre rückständigen Tributs, sondern auch daß der Großfü „am Steigbügel des Zaren" — seines Herrn — also in der alten Wei deren oben gedacht wurde, Verzeihung erbitten solle.

Das war zu viel; die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Tr aller Ermahnungen der russischen Geistlichen, trotz eines wirklich schöne heldenmüthigen Schreibens des Erzbischofs Wassian kam es jedoch ni zum Kampf. Nach Wochen, als im November der Frost eintrat, befa der Großfürst den Rückzug nach den Ebenen von Borowsk — angebl

Digitized by Google

um dort, wo die Reiterei der Tataren doppelt gefährlich werden konnte, eine Schlacht anzunehmen. Die russischen Krieger aber hatten, scheint es, den Glauben an das Heldenthum ihres Führers verloren; der Rückzug wurde zur Flucht — das ganze Heer lief auseinander.

Die Tataren folgten nicht, wie die russischen Jahrbücher berichten, weil sie eine Kriegslist besorgten. Achmat wendete sich nach Litthauen und verwüstete dort eine Anzahl Städte, um sich dafür zu rächen, daß man ihm an der Ugra nicht zu Hülfe gekommen war. Dann aber mußte er in die heimatlichen Steppen zurückeilen, um die Zelte und die Heerden der Seinigen zu schützen. Denn schon während beide Heere einander an dem genannten Fluß gegenüber standen, hatte der Großfürst Iwan einem seiner Bojaren, dem Fürsten Wassily Nosdrowaty, den Befehl gesendet, fern von dem Felde, wo die Entscheidung erwartet wurde, an der Wolga abwärts, verwüstend in das Land der Tataren einzufallen, das er mit Recht unbeschützt glaubte.

Achmat-Khan zog auf den Hülferuf der Seinigen schleunig heran und kam dennoch zur Rache wie zum Schutz zu spät, denn schon war Nosdrowaty mit reicher Beute wieder in das moskauische Gebiet entwichen. — Dagegen trafen die Tataren der Goldenen Horde in der Steppe einen anderen Feind, der ihnen nicht auswich. Das waren die ihnen feindlich gesinnten nogaiischen Tataren; verstärkt durch verwandte Stämme, die unter ihrem Fürsten Iwak aus dem inneren Asien, aus Sibirien über das Uralgebirge herbei gekommen waren, zogen diese Gegner von der unteren Wolga zum ernstesten Kampf heran.

In seinem Winterlager unfern der Ufer des Asowschen Meeres überfallen, verlor Achmat Reich und Leben; die Goldene Horde war vernichtet, Rußland war befreit!

Rußland war befreit, aber ohne mannhaften Aufschwung der Nation, ohne Begeisterung, ohne Kampf, ohne That! — Die Ketten waren nicht zerbrochen, das Joch nicht siegreich abgeworfen worden — die Oberherrschaft der Tataren war in sich erloschen. Eben deshalb wohl macht die Befreiung von der unwürdigen Knechtschaft nicht, wie dritthalb Jahrhunderte früher die Unterjochung, eine Epoche in dem Culturleben, in den sittlichen Zuständen Rußlands. Der Großfürst von Moskau, bisher Vertreter und Bevollmächtigter des Khans, war nun sein Erbe geworden und übte die ihm bis dahin nur anvertraute, fremde Macht nunmehr in eigenem Namen und in eigenem Recht, aber in demselben Geist! — Der Herr war ein Anderer, die Knechtschaft blieb dieselbe.

Da der Großfürst dem eigenen Lande gegenüber an die Stelle des „Zaren", des Tataren-Khans getreten war, galten natürlich die knechtische Gesinnung und das knechtische Gebahren, die unter dem Druck tatarischer Tyrannei nur zu sehr herrschend geworden waren in Rußland, ihm fortan ungetheilt. Daß die höchste Macht ihrer Natur nach eine im asiatischen

Digitized by Google

Sinn despotische sei, das war ein Gedanke, an den man sich gewöhn hatte, und der Großfürst war nun im Besitz dieser Macht.

Schon die unmittelbaren Vorfahren Iwans hatten sich berechtigt ge halten, die entehrenden, unwürdigen Strafen, die der Khan in der Goldene Horde über die Russen zu verhängen pflegte, mit denen er unzufrieden wa aus eigener Machtvollkommenheit zu verfügen und als einheimische ei zuführen. Nicht allein die grausamsten Arten der Todesstrafe — Vier theilen, Spießen — wurden verhängt, als wären sie im Recht des Lande begründet. Auch Verstümmelungen, Abhauen der Hände, Abschneiden de Ohren und Nasen wurden herkömmliche Strafen. Die Knute, den Ta taren entlehnt, hatte schon Wassily II. eingeführt — und die Strafe fü geringere Vergehen bestand in einer Anzahl Hieben der kurzen Tataren peitsche. Der Adel, Bojaren und Fürsten waren solchen körperlichen Strafe unterworfen, so gut wie das gemeine Volk, und das schlimmste Zeugni für den herrschenden Geist liegt wohl darin, daß niemand sich enteh glaubte oder in seiner menschlichen Würde verletzt fühlte durch eine solc erniedrigende Züchtigung. Ein in solcher Weise bestrafter Bojar ga sich selbst und seinen Standesgenossen nachher nicht weniger als vorher Die Tataren hatten eben Fürsten und Bojaren an eine solche Behandlun gewöhnt.

So waren die Zustände geworden, so blieben sie. Der Tataren Tribut und was das Land sonst leistete, war, wenigstens in dem unmittel baren moskauischen Gebiet, fortan ausschließlich dem Großfürsten, und durch ihn den Interessen der Regierung dienstbar. Daraus ergab sic von selbst ein bedeutender Zuwachs an Macht als unmittelbare Folge der Befreiung von der fremden Oberherrschaft —: einen sittlichen Aufschwung der Nation gewahren wir nicht im Zusammenhang mit diesem Ereigniß Im Gegentheil, wir sehen während mehrerer Generationen, während des ganzen folgenden Jahrhunderts, das sittliche Bewußtsein des Volks und seiner Führer tiefer und tiefer sinken, in dem Maß wie auch die letzten Theilfürstenthümer schwinden, in denen der von der Willkür der Groß fürsten Verfolgte, allenfalls noch eine Zuflucht finden konnte — und wie auch mancher bessere Keim erstickt werden mußte, um die Einheit Ruß lands herzustellen.

Dieses Ziel zu erreichen, diese Einheit zu begründen, bestrebte sich Iwan Wassiliewitsch mit großer Ausdauer, wenn auch stets ohne wagende Kühnheit. Sein erstes Auftreten kündigte natürlich solche Pläne nicht an. Er ließ das Testament seines Vaters vollziehen; er erkannte in einem neuen Freundschaftsvertrag den Fürsten Michael Borissowitsch von Twer als seinen Bruder und ihm gleichgestellten Großfürsten an; er hatte nichts gegen die Vorrechte und Freiheiten der Republiken Nowgorod und Pskow einzuwenden. Er setzte sogar den jungen Fürsten von Räsan, der am Hof Wassily's II. fast als Gefangener aufgewachsen war, in Besitz der Regierung

Digitized by Google

jenes Fürstenthums, und verlangte von ihm nur als Oberherr, als Großfürst „von ganz Rußland“ anerkannt zu werden. — Es war seine Art in allen Dingen mit langsamer, zäher Klugheit zu Werk zu gehen und auf günstige Gelegenheit zu warten.

Wie er überhaupt vom Glück in eigenthümlicher Weise begünstigt wurde, gaben ihm die übermüthigen Nowgoroder selbst Veranlassung, ihre Freiheiten zu vernichten, ja sie zwangen ihn zu einem Kampf, den er vielleicht scheute. Seit längerer Zeit nämlich war es üblich geworden, daß Nowgorod stets den Großfürsten zu seinem Fürsten wählte, der dann einen Statthalter, meist einen Fürsten seines Hauses in die große Stadt sendete. Diese war aber darum ihrem Fürsten nicht mehr unterthan als früher, räumte dem Statthalter kaum irgend eine Macht ein, bestimmte selbst, ... sie an Abgaben zahlen wollte und stand, wenn innerer Zwist waltete, ... selten in Waffen gegen den Großfürsten, wie sie denn noch kurz vor ...s Regierung Schemiäka eine Zeit lang unterstützt hatte. Wollten ... Großfürsten eine wirkliche Autorität geltend machen, so hatte Nowgorod ... selbst gedroht, sich ganz von Rußland loszureißen und unter den ... der litthauischen Fürsten, oder des Königs von Polen zu stellen, ... freilich dem werdenden moskauischen Reich eine unheilbare Wunde ...gen hätte. Auch waren die Grenzen des moskauischen und now...schen Gebiets theilweise streitig. Der Großfürst Wassily hatte zwar ... Stadt einige Landstriche zurückgegeben, die ihr im Kampf verloren ...fangen waren, doch nicht alle ohne Ausnahme; sie scheinen den jungen Großfürsten unterschätzt zu haben, und suchten sich nun mit Waffengewalt ... Ortschaften und Gefälle zu bemächtigen, die ihnen vorenthalten wurden.

Als nun aber der Großfürst nowgorodsche Gesandte, die nach Moskau ...nen die Weihe ihres neuen Erzbischofs durch den Metropoliten zu ver...eln, zwar sehr freundlich empfing — doch, indem er sich bereit erklärte ...ichtiger Reue jeden Frevel zu verzeihen, Nowgorod sein „Vater-Erbe“ ...nte — entstand in Nowgorod ein gewaltiger Sturm, in dem die repu...lanische Partei, von einer ehrgeizigen und kühnen Frau geleitet, einen ...ändigen Sieg davontrug. Diese kluge und sehr reiche Frau, Marfa ...rtha), die Wittwe des Possadniks Boretzky, in der russischen Ueberlie...ng deshalb Marfa Possadnitza genannt und unter diesem Namen be...hmt, veranlaßte nun im Verein mit ihren beiden Söhnen, daß Now...rod sich wirklich vermöge eines förmlichen Vertrags unter den Schutz ...önigs Kasimir von Polen stellte — doch unter Bedingungen, die dem ...ng keine größere Macht gewährten, als die Stadt in ihren stolzesten ...gen dem Großfürsten von Moskau eingeräumt hatte.

Das Schwert mußte nun entscheiden (1471). — Aber die Nowgoroder ...n ihre Kräfte, wenn auch nicht die eigene Zahl überschätzt; sie waren ... wachsendem Reichthum unkriegerisch geworden, und die polnische Hülfe ...ieb aus, wie denn überhaupt der Großfürst Iwan das Glück hatte, daß

Digitized by Google

seine gefährlichen Feinde, Tataren, Polen und Nowgoroder sich niem gegen ihn vereinigten. Die Schaaren Nowgorods wurden besiegt, als charakteristisch tritt hervor, daß die Niederlage im Felde den M der Stadt nicht brach — wohl aber die grausame Behandlung der fangenen, deren viele der Großfürst an Nase und Lippen verstümmelt ihre Heimat zurücksendete, nachdem er die vornehmsten hatte hinrich lassen.

Der Erzbischof vermittelte nun einen Frieden, in welchem die St sich nicht nur verpflichtete eine, nach dem damaligen Werth der Edelmet sehr beträchtliche Strafe, nämlich von 3200 Pfund Silber, zu zah und auf die streitigen Gebiete zu verzichten, sondern auch zu ihrem b benden Schaden den besten Theil ihrer Freiheiten verlor. Sie dur fortan keine Beschlüsse fassen ohne Genehmigung des Großfürsten, und Großfürst wurde Richter, sein Spruch entscheidend in allen Streitigkei zwischen seinem Statthalter und den Behörden der Stadt. Auch mu Nowgorod allen Verbindungen mit Polen entsagen und von neuem Verpflichtung übernehmen regelmäßigen Tribut zu zahlen.

Aber auch dabei blieb es nicht. Es scheint, als habe der Gang Ereignisse dem Großfürsten den Maßstab für die innere Schwäche einst gefürchteten freien Stadt an die Hand gegeben. Wenigstens se wir, daß er fortan neuen Zwist mit ihr nicht vermied, wie früh sondern im Gegentheil suchte, besonders nachdem es ihm gelungen w sich unter dem niederen Volk in Nowgorod eine Partei zu bilden. — Sch im Jahr 1475 benützte er die Gelegenheit auf den Ruf seiner Partei n Nowgorod zu kommen, um „die Unterdrücker der Bürger" zu bestraf und Recht und Gerechtigkeit in einer Weise zu üben, die darauf berech war, die Macht wie den Stolz der angesehenen Geschlechter zu brech In Ketten wurden die Häupter des Magistrats nach Murom und Mosk gebracht, gegen das bisherige Recht, dem zufolge kein Nowgoroder auß halb der Stadt gerichtet werden durfte.

Gesandte der erschreckten Stadt folgten dem Großfürsten an sein Hof nach Moskau, um Befreiung der Gefangenen zu erbitten. Sie sucht ihren Zweck durch Unterwürfigkeit zu erreichen und redeten ihn a „Gossudar", Herrscher, an, während Nowgorod den Großfürsten bis dah stets nur Gospodin, Herr, genannt hatte. — Der Unterschied war v großer Tragweite, da die bis zur Zeit übliche Benennung nur eine Form der Höflichkeit ohne weitere Bedeutung war. Iwan benützte den klein Vorfall sofort, um die Stadt zu fragen, ob sie ihm als unumschränkte Herrn huldigen wolle? — Da ermannte sich unter Marfa's Leitun noch einmal der republikanische Sinn zu einer letzten Erhebung; die Sta wollte keinen Herrscher anerkennen; sie bestand auf ihrem alten Recht un waffnete sich zum Widerstand.

Das war natürlich ein neuer Frevel, der gestraft werden mußte, un

Digitized by Google

der Großfürst zog dem gemäß mit Heeresmacht gegen Nowgorod (1477). Der Widerstand des alten Freistaats war gering. Von Hungersnoth und Seuchen heimgesucht, von einem feindlichen Heer bedrängt und bedroht, während sich im Innern die Partei des Großfürsten regte, folgte Nowgorod bald dem Rath der vermittelnden Geistlichkeit und unterwarf sich unbedingt dem Großfürsten als ihrem unumschränkten Herrn. Am 15. Januar 1478 warfen sich die Vertreter der Stadt zum ersten Mal vor ihrem Herrn in den Staub und berührten vor ihm den Erdboden mit der Stirn, wie allen anderen Russen — und wie der Großfürst selbst nur ein Menschenalter vorher vor dem Tataren-Khan gethan hatte.

Nowgorod verlor sein bisheriges Gebiet — den ganzen weiten Norden Rußlands, der nunmehr unter die unmittelbare Botmäßigkeit des Großfürsten gestellt wurde. Die Volksversammlungen auf dem offenen Markt, Berathungen und Beschluß hörten auf, die Glocke, die sie bisher zusammen gerufen hatte, wurde abgenommen und als Siegeszeichen im Triumph nach Moskau gebracht. Der alte Freistaat verlor seinen Magistrat, seine gewählten Behörden; ein großfürstlicher Statthalter waltete fortan in Nowgorod mit unumschränkter Macht wie in jeder anderen Stadt Rußlands.

Die bisherigen Führer des Volks mußten natürlich unschädlich gemacht werden. Marfa Possadnitza endete ihr Leben als Gefangene in Nishny-Nowgorod; sechs der vornehmsten Männer wurden als verhaftete Verbrecher nach Moskau geschafft; ihr Vermögen wie das der kühnen Marfa wurde eingezogen, und wenn der Großfürst auch für den ersten Augenblick gegen die übrige Bevölkerung mit größerer Milde verfuhr, versäumte er doch nicht, was nöthig schien, um seine Herrschaft vollends sicher zu stellen. Schon wenige Jahre nach der Unterwerfung (1481) wurden die vornehmsten Bojaren der Stadt, die zugleich die reichsten Handelsherren waren, verhaftet; einige von ihnen des Verraths, geheimer Verständnisse mit Polen beschuldigt, gefoltert und hingerichtet, andere zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt; das Vermögen aller eingezogen, ihre Familien in entfernte Städte versetzt, ihre Landgüter unter die Würdenträger des moskauischen Hofs vertheilt. — Dann wurden (1487) fünfzig der angesehensten Kaufleute von Nowgorod nach Wladimir an der Kliäsma versetzt, und endlich (1488) mußten acht tausend Bürger und Kaufleute gezwungen in das moskauische Gebiet, in entfernte Provinzen übersiedeln. Dort wurden ihnen Ländereien angewiesen; Besitzungen, die sie in Nowgorod und in dessen ehemaligem Gebiet hatten, wurden dagegen an Diener des Großfürsten vergeben, die keinen republikanischen Gemeinsinn in die neue Heimat mitbrachten.

Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, wie viel — wenn auch nicht der Großfürst, doch gewiß Rußland dadurch verlor, daß der kräftige, freiere Geist, der sich in Nowgorod so lange erhalten hatte, der Sinn für bürgerliche Selbständigkeit, vollständig unterdrückt wurde; daß

Digitized by Google

die knechtische Gesinnung und Unredlichkeit, welche die Tataren-Herrsc zurückgelassen hatte, überall herrschend wurde im weiten Rußland; daß Bürgerthum, ein Stand vernichtet wurde, dessen Bedeutung nicht persönlichen Dienst im Gefolge des Großfürsten zur Grundlage hatte.

Noch hatte zwar Pskow dadurch, daß es sich ganz dem Willen Großfürsten fügte und ihm selbst in Waffen Heerfolge gegen Nowgo leistete, wenn auch nicht seine Unabhängigkeit, doch das Recht der Sel verwaltung für den Augenblick gerettet: aber das minder mächtige reiche Pskow hatte in keiner Weise je für Rußland die Bedeutung N gorods gehabt, und es war leicht vorher zu sehen, daß es nicht la mehr verschont bleiben werde. Schon die Form, in der Iwan Wassilewi die Freiheiten der Stadt von neuem bestätigte — indem er nämlich klärte, daß er „sein Vatererbe Pskow" in alter Weise, dem Herkomm gemäß, beherrschen wolle — schon diese Form kündigte weitergehe Pläne an.

Eine dritte russische Republik die (1174) von Nowgorod aus fernen Nordosten, in einem ganz von finnischen Stämmen bewohn Lande gegründet worden war, Wiätka nämlich, hatte nie eine wei reichende Bedeutung gehabt, und wurde vom Großfürsten (1489) leichter Mühe gänzlich unterdrückt.

Der bedenkliche Verlust so manchen Elements, das einer fortschreit den und erfreulichen Entwickelung fähig sein konnte, wurde dann dadu gleichsam vervollständigt und zu einem unwiderruflichen gemacht, daß Großfürst auch den Handel Nowgorods, die Verbindungen mit den Han städten, auf denen er beruhte, gewaltsam vernichtete. Das Benehmen mit der Hansa verbündeten Stadt Reval hatte ihn erzürnt und gab Veranlassung zu der Gewaltthat, die man eine gedankenlose nennen müß auch wenn sie nicht eine That rohen Jähzorns gewesen sein sollte, we dabei, wie hin und wieder angedeutet wird, wirklich die Absicht gewal hätte, jedes Wiederaufleben des Reichthums, der Macht und des alt Sinns der ehemals freien Stadt unmöglich zu machen. Die Folgen, ein gewaltsamer Bruch der Jahrhunderte alten Handelsverbindungen f ganz Rußland herbeiführen mußte, hat der Großfürst gewiß nicht zu rechnen gewußt.

Zwei Russen, die sich in Reval der schwersten Verbrechen schuld gemacht hatten, wurden dort zum Tode verurtheilt und hingerichtet. D Großfürst von Moskau verlangte Genugthuung, und zwar keine gering als daß der gesammte Magistrat, der das Urtheil gesprochen hatte, ih zu willkürlicher Bestrafung ausgeliefert werde. Da der Heermeister d deutschen Ordens in Liefland, gleich der Stadt Reval selbst, diese Forderun zurückwies, ließ der Großfürst neun und vierzig Hanseaten, Kaufleute, d sich eben zu Nowgorod befanden, ergreifen und zu Moskau in den Ker werfen; den freien Hof verschließen, den der Hansabund in Nowgor

Digitized by Google

...ß, und die Reichthümer dieser fremden Kaufleute, die in ihren Waaren-
lagern aufgestapelt lagen, als ihm, dem Landesherrn, verfallen einziehen.
— Einer Gesandtschaft von siebzig Hansestädten, die nach Moskau kam,
gelang es später, die Freilassung derjenigen ihrer eingekerkerten Genossen
zu erwirken, die nach langen Leiden noch am Leben waren, ihr Eigenthum
aber erhielten die Beraubten nicht wieder; das behielt unwiderruflich der
...

Der Handel von Nowgorod war vernichtet und ganz Rußland mußte
längere Zeit die Waaren aus dem westlichen Europa entbehren, deren es
um so mehr bedurfte, da es eine einheimische gewerbliche Betriebsamkeit
nicht gab. Bald freilich wußte der Handel neue Wege zu finden. Er
bereicherte nun die deutschen Städte der Ostsee-Provinzen, Narwa, Wesen-
berg, Reval — auch Dorpat und das entferntere Riga. Aber das war
nur ein sehr unvollständiger Ersatz, selbst abgesehen davon, daß dieser
Handel nun den Wohlstand auswärtiger Städte nicht des eigenen Handels-
standes gründete und förderte. Es war der einzige Weg abgeschnitten,
... dem Rußland mit den Culturländern jener Zeit in unmittelbarer
...ndung stand — sonst überall durch Polen, die Türkei und die
... der Krimm von diesen Ländern getrennt und abgesperrt. Der
...nde Einfluß des unmittelbaren Verkehrs mit den Heimatländern
... europäischen Bildung und Alles, was sich daraus für das Culturleben
...ands ergeben konnte, ging verloren.

Und das geschah zu einer Zeit, wo das mittlere und westliche Europa
...as erstarkende moskauische Reich aufmerksam zu werden begann und
...ndungen mit ihm suchte, während andererseits in Rußland selbst das
...angen erwacht war, sich europäische Kunst und Wissenschaft anzueignen.
...ch war das Streben zunächst auf das unmittelbar und handgreiflich
... gerichtet, wie das durch die Natur der damaligen russischen Zu-
... bedingt war, aber es hatte doch seine Bedeutung, daß man dafür
...glicher wurde als früher und die Macht des Wissens verstehen lernte
..., Baumeister, Gewerbskundige und Bergleute suchte man aus der
... herbeizuziehen, und sah sich in diesen Bestrebungen oft gehindert
... den bösen Willen der Nachbarn, die eine weitere Machtentfaltung
...ands nicht fördern wollten.

Iwan scheint freilich inne geworden zu sein, daß er zu weit gegangen
... Er gebot gegen das Ende seiner Regierung den Hanseaten ihren
... in Nowgorod wieder einzuräumen. Es war aber zu spät und blieb
...eblich. Der Welthandel wagte sich nicht wieder an eine Stätte, wo
... solcher Gewalt und Willkür ausgesetzt war.

Während der kluge Großfürst den Kampf mit Feinden, die man
fürchten konnte, mit den Tataren und Nowgorod nur zögernd aufgenommen
..., ging er gegen Theilfürsten, deren Ohnmacht leicht zu übersehen war,
... entschlossen vor, sobald er den Augenblick gekommen glaubte; nämlich

sobald er gewiß war, daß sie keine auswärtige Hülfe finden, weder v
den Tataren, noch von Nowgorod unterstützt werden konnten.

Der Fürst Michael Borrissowitsch von Twer hatte, um seine Stellu
dem übermächtigen Großfürsten gegenüber sicher zu stellen, Verbindun
mit Polen, oder vielmehr unmittelbar mit Litthauen anzuknüpfen gesu
Das wurde ihm natürlich zum Verbrechen gemacht, und er sah sich b
(1485) fast ohne Widerstand genöthigt, nach Litthauen zu entfliehen. Se
Bojaren hatten ihn mit wenigen Ausnahmen verlassen, um in die Dien
des Großfürsten überzutreten, sobald sie sahen, welches Schicksal ihm
gedacht war. Sein Land wurde dem moskauischen Gebiet einverleibt.

Auch mit seinen Brüdern lebte Iwan vielfach in Unfrieden, und
bald seine und ihre Mutter gestorben war, schonte er sie nicht me
Einer dieser Brüder, Andrey Wassiliewitsch, beschuldigt mit Polen u
den Tataren in Verbindung zu stehen, wurde (1491) als Verbrec
in das Gefängniß geworfen, wo er zwei Jahre später (1493) starb; sc
war sein Lehn als dem Großfürsten verfallen eingezogen, seine bei
Söhne blieben ihres Vatererbes beraubt. Im Uebrigen hatte der Gr
fürst Iwan auch in dieser Beziehung Glück; alle seine Brüder starl
vor ihm und alle ohne Kinder zu hinterlassen — bis auf Andrey, des
Söhne aber auch keine Nachkommen hinterließen. — Auch die ande
Theilfürstenthümer, die sich noch hie und da in vollkommener Bedeutun
losigkeit erhalten hatten, verschwanden unter Iwans Regierung.
waren durch frühere Abtretungen und durch fortgesetzte Theilungen
sehr geringfügigen Bezirken geworden, und ihre ohnmächtigen Fürs
hatten von der ehemaligen Herrschermacht nichts gerettet, als das Re
ihre Gebiete unabhängig zu verwalten; — auch das war natürlich n
so lange zu behaupten, als der Großfürst es gestatten wollte. Ein
dieser Fürsten — wie die von Rostow — fanden es gerathen, diesen R
ihrer Besitzungen und Rechte dem Großfürsten zu verkaufen. And
setzten ihn durch ihr Testament zum Erben ein — nicht immer freiwill
— Der Fürst von Wereya wurde gezwungen seinen nach Litthauen e
flohenen Sohn zu enterben.

So war es dem Großfürsten Iwan gelungen, den gesammten Umfa
des Gebiets, das bei seinem Regierungsantritt den russischen Staatenbu
bildete, mit Ausnahme der Gebiete von Pskow und Räsan, dem Ke
dieses Bundes, dem moskauischen Fürstenthum, einzuverleiben und
einem einheitlichen Staat zu vereinigen. Es gelang ihm sogar, das G
sammtgebiet zu erweitern, indem er einen Theil der an Litthauen-Pol
verlorenen Gebiete wieder eroberte.

Ueberhaupt trat in den vielfach wiederholten Kämpfen zwischen Pol
Litthauen und Rußland ein Zurückwogen des Erfolgs in einer der b
herigen entgegengesetzten Richtung ein. Rußland war erstarkt — Pol
begann in sich zu zerfallen in anarchischer Auflösung und wußte sich ni

Digitized by Google

den Forderungen der Zeit zu fügen, die überall ein bestimmteres Zusammenfassen der Regierungsgewalt und der Macht der Staaten nothwendig machte und hervorrief. Die Tataren, früher so oft seine Verbündeten, waren in der Zersplitterung ihres Staats, zur Ohnmacht herabgesunken. — Und schon jetzt, wie später, kamen dem Großfürsten von Moskau die ... Verhältnisse in diesem Zwist mächtig zu statten.

Wir dürfen hier nur flüchtig daran erinnern, daß um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, das sinkende, dem Untergang nahe byzantinische Kaiserreich noch einmal in der Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen ein Mittel der Rettung suchte, ein Mittel, die Heeresmacht der lateinischen Welt zur Vertheidigung von Constantinopel in Bewegung zu bringen.

In Florenz, wohin die Päpste das Concil von Basel zu verlegen ... um seiner Herr zu werden, wurde dann auch (1439) die sogenannte „Union" geschlossen, die dem Papst die orientalische Kirche unterwerfen ... und theilweise auch wirklich unterwarf. — Auch der Metropolit von Moskau, Isidor, ein Grieche von Geburt, in Constantinopel gebildet und ... dort aus als Metropolit nach Rußland gesendet, war auf dem Concil ... und hatte sich der Union angeschlossen. Aber die Vereinigung der Kirchen wurde in Rußland wie in Constantinopel von der allgemeinen Volksstimme mit Unwillen zurückgewiesen und verworfen. Während der großen Fasten (1441) nach Moskau zurückgekehrt, sah sich Isidor ... der gesammten russischen Geistlichkeit wie vom Großfürsten verleugnet ... angefeindet. Nach zweijähriger Gefangenschaft im Tschudow-Kloster ... ihm nichts weiter, als erst nach Constantinopel und von dort nach der Eroberung der Stadt durch die Türken, nach Rom zu entfliehen, wo ... als Cardinal und nominaler Bischof von Rußland hochgeehrt noch ... als ein Jahrzehnt lebte.

Für Rußland hatte die Union zunächst keine weiteren Folgen, als ... einige Jahre früher, als der Fall von Constantinopel, die Unterordnung des dortigen Patriarchen unter das Gebot des Sultans dies jedenfalls ... gemacht haben würden, die Wahl des moskauischen Metropoliten ... Befehl des Großfürsten und durch die Bischöfe Rußlands, Rechtsgewohnheit wurde. Bis dahin hatte ihn der Patriarch ernannt.

Anders in Polen und Litthauen. Hier waren König Kasimir, seine Söhne und der lateinische Klerus eifrig bemüht, nicht nur die Union zu erzwingen, sondern auch die Verbreitung des eigentlich römischen Christenthums. Die Folge war, daß eine Anzahl russischer Fürsten — aus dem Hause der alten Theilfürsten von Tschernigow, aus Ruriks Stamm, — ... durch Witowts Siege Unterthanen der litthauischen Großfürsten geworden waren, darunter die Fürsten Odojewsky und Worotynsky, dem König von Polen absagten und zu Rußland übertraten. Und nicht nur diese, sondern auch eigentlich litthauische Fürsten aus Gedymins Ge-

Digitized by Google

schlecht, gleichen Ursprungs mit den Jagellonen, die aber der griechisch Kirche zugethan geblieben waren. So die Fürsten Olszanski und Biels Ja dieser Letztere war sogar der allererste, der sich Rußland anschl Das Ssewerische, das Tschernigow'sche Gebiet fiel dem Großfürsten v Moskau ohne Kampf zu — und Litthauen, von Polen kaum unterstü konnte um so weniger auf kriegerische Erfolge rechnen, da Iwan Was liewitsch sich in seiner klugen Weise wohl vorgesehen und mächtige V bindungen angeknüpft hatte. — Der Khan der Krimm, der Fürst d Moldau, die sich eben erst zu einem selbständigen Fürstenthum gestalt hatte, und selbst Mathias Corvinus von Ungarn waren seine Verbündete

Alexander von Litthauen, Bruder des Königs Johann Albrecht v Polen, suchte daher den Frieden, indem er um die Hand der Fürst Helene, der Tochter Iwans, warb. In dem Vertrag, der (1494) g schlossen wurde, trat er dem Großfürsten von Moskau nicht nur d größten, ohnehin schon verlorenen Theil des Ssewerischen und Tschernigo schen Gebiets ab — wogegen ihm das Smolenski'sche zugesichert blieb sondern er verstand sich auch dazu, den Titel eines Großfürsten v ganz Rußland anzuerkennen, den die Fürsten von Moskau angenomm hatten. Die Anerkennung dieses Titels war bisher von Polen und L thauen aus Gründen verweigert worden. Die beiden unter den Jagellon vereinigten Nachbarstaaten waren im Besitz eines sehr großen Theils d alten russischen, durchaus von Russen bewohnten Gebiets; und der v der einen Seite in Anspruch genommene, von der anderen bisher v weigerte Titel enthielt einen Anspruch auf diese Landestheile.

Aber der Friede war nicht und konnte nicht von Dauer sein. Iw hatte bald darüber zu klagen, daß der Fürst Alexander seine Gemah zur Theilnahme am lateinischen Gottesdienst zwinge, und ihm selbst d anerkannten Titel eines Großfürsten von ganz Rußland wieder verweige Ueberhaupt veranlaßte Alexander, hauptsächlich durch seinen blinden E für die lateinische Kirche, den neuen Bruch, den er doch fürchtete. U mittelbar wurde der Krieg dadurch herbeigeführt, daß wieder eine Anz russischer Fürsten, an deren Spitze Massalsky, und litthauer, unter den Trubetzkoy, sich von Polen-Litthauen lossagten und freiwillig Vasall Rußlands wurden, um kirchlicher Verfolgung zu entgehen.

Der Krieg verlief wieder nicht glücklich für Litthauen. Im Nord zwar erfocht sein Verbündeter, der heeresgewaltige Heermeister des De schen Ordens in Liefland, Walther von Plettenberg, an der Spitze deutsch Ritter und Landsknechte glänzende Siege über eine ganz unverhältn mäßige Ueberzahl russischer Krieger — das litthauische Heer dageg wurde wiederholt und vollständig besiegt und die Städte Tschernigo Starodub, Nowgorod-Sewersky, Rylsk und andere unterwarfen sich oh Widerstand den Russen. Alexander von Litthauen, dem es wenig h daß er inzwischen (1501), nach dem Tode seines Bruders Johann Albrec

auch König von Polen geworden war, suchte abermals den Frieden und nahm die Vermittelung des Papstes in Anspruch. Aber wie dringend auch die päpstlichen Gesandten die Gefahr geltend machten, die der gesammten Christenheit von den Türken drohe, wie sehr sie auch zur Eintracht ermahnten — und wie sehr sich auch die Lage zu Ungunsten Rußlands veränderte, das von seinen Verbündeten, der Moldau und den krimmischen Tataren, verlassen wurde, konnte doch (1503) nur ein Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen werden, da der Großfürst Iwan sich weigerte, die zuletzt gewonnenen Städte zurückzugeben.

Die Grenzen des russischen Staats blieben hier im Südwesten, im Tschernigowschen Lande, wieder bis nahe an den Dniepr vorgeschoben, und für eine etwanige Wiederaufnahme des Kampfes gestalteten sich die Verhältnisse dadurch günstiger, daß mit dem Ritterorden in Liefland ein Friede – nach orientalischer Weise auf fünfzig Jahre — geschlossen wurde.

Iwan Wassiliewitsch hatte Großes vollbracht. Gleich seinem Zeitgenossen Ludwig XI. von Frankreich, mit dem er in mancher Beziehung verglichen werden kann, hatte er das angestammte Reich zu fester Einheit vereinigt. Er war in dem Streben nach diesem Ziel offenbar bei weitem mehr von staatsmännischer Einsicht geleitet, als so mancher seiner Vorfahren, der auch Theilfürsten unterdrückt hatte, um sein unmittelbares Geschlecht zu bereichern — und dennoch stand zu einer Zeit auch Iwan wieder auf dem Punkt, aus rein persönlichen Rücksichten in launenhafter Willkür sein eigenes Werk zu vernichten!

Dieser Fürst war nämlich in erster Ehe mit einer Fürstin von Twer vermählt. Sein Sohn aus dieser Ehe, Iwan Iwanowitsch, war zwar bereits 1490 gestorben, hatte aber einen Sohn, Dmitry Iwanowitsch, hinterlassen, und dieser war nun der Erbe der Krone, wenn die Erbfolge in gerader Linie Gesetz war.

Inzwischen aber hatte sich der Großfürst Iwan (1472) ein zweites Mal vermählt, mit der griechischen Prinzessin Sophia, einer Tochter des Thomas Paläologus, Despoten von Achaia, und Nichte des letzten Kaisers von Byzanz. Der Papst hatte diese Heirath eingeleitet und gefördert, sichtlich in der Hoffnung, durch diese Prinzessin die Anerkennung des Florentiner Concils und der Union der westlichen und orientalischen Kirche in Rußland zu erlangen. Das geschah nicht, obgleich die kluge griechische Fürstin großen Einfluß auf den Gang der moskauischen Regierung gewann.

Wie sehr aber auch dieser Einfluß durch geistige Begabung gerechtfertigt sein mochte, — die Fürstin sollte ihn dann auch wieder auf längere Zeit verlieren, in Folge des Hasses, den sie und die moldauische Prinzessin Helene, die Wittwe des jüngeren Iwan, die Mutter des Prinzen

Digitized by Google

Dmitry, gegen einander nährten. Daß der älteste Sohn des regierent Großfürsten den Rang vor dessen Brüdern nicht nur, sondern auch r dessen Oheimen, wie vor allen anderen russischen Fürsten einnahm, w nun bereits feststehendes Herkommen geworden — aber daß ein Enkel d Großfürsten in gleicher Weise dessen jüngeren Söhnen vorgehen solle, d schien befremdend; der Fall war noch nicht vorgekommen, und hier ka noch hinzu, daß diese jüngeren Söhne durch ihre Mutter von den gr chischen Kaisern abstammten, die man als die höchsten Herren der Christe heit angesehen hatte.

Es wurde eine Verschwörung angezettelt, der die Großfürstin Soph nicht fremd war und die zum Zweck hatte, den jungen Dmitry zu ve derben, um den ältesten der Söhne Iwans aus seiner zweiten Ehe, Wassil auf den Thron zu erheben. Das Complot wurde verrathen, der Gro fürst ließ in großem Zorn die Schuldigen bestrafen — und den jung Prinzen Wassily im eigenen Hause als Gefangenen bewachen. Er trenn sich sogar von seiner Gemahlin, die beschuldigt wurde, in Verbindung m Hexen, Zaubermittel angewendet zu haben, um Dmitry zu verderben.

Helenens Partei hatte vollständig die Oberhand gewonnen; um all Streitigkeiten vorzubeugen, wurde Dmitry, der Sohn dieser Fürstin, in d Uspenskischen Kathedrale zu Moskau (1498) feierlich und mit groß Pomp als Nachfolger gekrönt. Alles schien geregelt.

Doch kaum war ein Jahr verflossen, da sehnte sich der Großfür nach einer Versöhnung mit seiner Gemahlin; in Folge einer neuen Unte suchung wurden ihre Ankläger als Verleumder hingerichtet oder in Klöst gesperrt — und ihr Sohn Wassily wurde zum „Herrscher" — Gossud — und Großfürsten von Nowgorod und Pskow ernannt. Dmitry soll fortan nur Großfürst von Wladimir und Moskau heißen, ungeachtet ih das Recht der vollen Nachfolge bereits durch die Krönung zugesichert wa

So war denn eine neue Theilung des Reichs angekündigt. Ve gebens erhoben namentlich die Bürger von Pskow klagend ihre Stimm dagegen, daß sie nicht dem Oberherrn ganz Rußlands unterthan sei sollten. Der Großfürst wies ihre Einwendungen zornigen Muths zurüc in Worten, die das damalige Wesen des moskauischen Staats und d Unsicherheit des Rechts, die darin lag, nur zu treffend aussprachen. Sei Wille sei Gesetz, erklärte Iwan Wassiliewitsch, niemand dürfe wagen ih in irgend einer Beziehung zu beschränken; er könne sein Reich vergebe wem er wolle, und wem er es gebe, der sei Herr von Rußland.

Doch zu Rußlands Glück begnügte sich die griechische Großfürsti Rußlands nicht mit diesem halben Siege, und wie wir aus seinem Testa ment schließen dürfen, war dem Großfürsten selbst die Theilung des Reich bedenklich geworden. Wenige Jahre später (1502) wurde der Prinz Wassil zum alleinigen Erben des gesammten Reichs ernannt; der unglücklich Dmitry mußte vom Thron in das Gefängniß wandern, in dem er, stren

Digitized by Google

bewacht und von aller Welt abgesperrt bis an das Ende, unter der Regierung seines jungen Oheims (1509), kaum sechsundzwanzig Jahre alt, starb. Seine Mutter Helene war ihm, vom Gram gebrochen (1507), vorangegangen im Tode.

In seinem Testament vermachte dann Iwan den jüngeren Brüdern Wassilys ansehnliche Lehen — Städte und Dörfer — aber ohne alle Befugnisse der Landeshoheit. Sie durften keine Münze prägen und keine peinliche Gerichtsbarkeit üben; mit anderen Worten, sie hatten kaum eine andere richterliche Gewalt als ein jeder angesehene Edelmann auf seinen Gütern über seine Hintersassen übte. Auch war festgesetzt, wie viel ein jeder von ihnen jährlich zur Bestreitung der Ausgaben für die Tataren beizutragen habe.

Denn da die leicht beweglichen, raschen Tatarenschwärme schwer zu überwachen und abzuhalten waren, erhielten sie, um sie so viel als möglich ruhig zu erhalten, jährliche „Geschenke", die sie, je nachdem die Umstände günstig schienen, gelegentlich auch als Tribut forderten.

So war denn für diesmal die Einheit des Reichs erhalten, aber nur durch die empörende That einer gewaltsamen Willkür, die allerdings kein Recht zu verletzen glaubte, weil sie überhaupt das Dasein, ja die Möglichkeit eines Rechts nicht anerkannte, deren Opfer aber der anerkannte und gekrönte Erbe des Reichs schuldlos wurde.

Das Reich wurde auch ferner zusammengehalten durch die Macht der Verhältnisse und der Gewohnheit; ein Gesetz, das die Thronfolge geregelt hätte, gab es nicht und konnte es in der That nicht geben, so lange anerkannt war und blieb, was Iwan Wassiliewitsch so unumwunden ausgesprochen hatte — daß der Wille des Herrschers über jedem Gesetz stehe. — Die Fürsten des alten, freien Rußlands konnten sich durch Herkommen und Gewohnheitsrecht gebunden glauben — nicht der Großfürst von Moskau, der die schrankenlose Gewalt des Khans der Goldenen Horde geerbt hatte und übte.

Unsicher und schwankend ist denn auch die Ordnung der Thronfolge in Rußland bis auf die neueste Zeit herab geblieben. Wenn sich auch ein Gewohnheitsrecht festzustellen schien, war dessen thatsächliche und regelmäßige Beobachtung doch durch nichts verbürgt und der Wille der Herrschenden ging nicht selten nach Gefallen darüber hinweg.

Die Geschicke Rußlands gingen ihren Weg in gleichem Zuge fort, obgleich der Großfürst Wassily III. Iwanowitsch — der 1505 zur Regierung gelangte — dem Vater nicht gleich kam und im Kriege nicht immer siegreich war. In Charakter und Wesen seinem Vorgänger ähnlich, wenn auch nicht ebenbürtig, setzte er dessen Politik fort in Beziehung auf die Ziele, nach denen er strebte, wie auf die Mittel, zu denen er griff — und

Digitized by Google

gelangte zu entsprechenden Erfolgen. Wie sein Vater Nowgorod unterj
hatte, vernichtete Wassily was Pskow bis dahin noch von Freiheit
Selbstverwaltung gerettet hatte. Er ließ das sogar seine allererste S
sein. — Die Bürger von Pskow klagten (1510) über Bedrückungen
Rechtsverletzungen durch den großfürstlichen Statthalter, — darauf
wurden die neun Possadniks der Stadt nach Nowgorod beschieden, wo
Großfürst angeblich die Sache untersuchen wollte, einfach als Verbre
verhaftet, ohne daß eine Untersuchung stattgefunden hätte; — die St
die sich, ihrer Häupter beraubt, zu keinem Widerstand aufraffen kon
wurde in Besitz genommen, — die Glocke, die hier wie in Nowgorod
Volksversammlung auf offenem Markt zusammengerufen hatte, vom D
faltigkeitsthurm herabgenommen und als Siegeszeichen nach Moskau
schafft. Um in Zukunft der Ruhe und Ordnung in der Stadt gewiß
sein, wurden — eben wie früher in Nowgorod — alle angesehenen
milien gezwungen auszuwandern, die Heimat, Haus und Hof zu verla
und sich in entfernten Provinzen anzusiedeln, wo ihnen Ländereien a
wiesen wurden. Die vom Landesherrn ernannten Behörden herrsch
fortan in seinem Namen in Pskow eben so unumschränkt wie in jeder
deren russischen Stadt. Dieselbe Art der Herrschaft, dieselbe Unterwür
keit war nun vollkommen gleichförmig über ganz Rußland ausgebreitet

Die Sendboten des Großfürsten bezeichneten ihren Herrn den B
gern von Pskow gegenüber als den Zaren. — „Zar“ war der Titel, d
man ehemals dem Khan der Goldenen Horde beigelegt hatte; er bezeichn
einen höchsten Herrn, der nach oben keine höhere, über der seinigen stehe
Gewalt anerkannte — und eben so wenig nach unten irgend welche Schran
seines Willens. In diesem Sinn hatten sich die Fürsten von Moskau die
Titel seit einiger Zeit schon gelegentlich angeeignet. Er sprach das We
des Regiments aus, das sie übten — und auch dessen Ursprung und B
rechtigung, wenn sie auch daran wohl nicht dachten.

In demselben Geist verfuhr Wassily auch in Beziehung auf das le
Theilfürstenthum, das einzige, das sich bis auf seine Zeit erhalten ha
— Iwan, der junge Fürst von Räsan, geheimer Verbindungen mit d
Khan der Krimm beschuldigt, starb im Gefängniß; sein Land wurde sch
vor seinem Tode eingezogen und mit dem moskauischen Gebiet vereinigt.
Selbst die freiwillig von Litthauen zu Rußland übergetretenen Fürst
verloren die einzelnen Hoheitsrechte, die sie bis zur Zeit noch in ihr
Besitzungen geübt hatten. Feste Städte und Plätze aber ließ Wassily sel
seinen Brüdern nicht, — und was ein seltsames Mißtrauen ausspric
wie es kaum vorkommen kann, wo gesetzlich geregelte Verhältnisse bestehe
keiner dieser Brüder durfte sich vermählen, so lange der Großfürst sel
keinen Sohn hatte.

Die im Lauf der Zeiten verlorenen westlichen Länder Rußlands such
Wassily auf friedlichen Wegen wieder zu gewinnen, indem er sich na

Digitized by Google

Johann Albrechts von Polen und Litthauen Tode bei den Magnaten dieser Länder, vorzugsweise bei den litthauischen, um die Krone beider Länder bewarb. So befremdend der Gedanke auf den ersten Blick erscheint, so wenig man glauben sollte, daß den litthauischen Fürsten und Herren der Uebergang aus polnischer Ungebundenheit in die strenge Ordnung Rußlands lockend sein konnte, ergiebt sich doch bei näherer Erwägung, daß gar Manches in den zur Zeit bestehenden Verhältnissen gar wohl darauf führen konnte — besonders wenn es sich darum gehandelt hätte, Litthauen als selbständiges Großfürstenthum von Polen zu trennen und mit Rußland zu vereinigen. Wir dürfen uns nur dessen erinnern, daß die Bevölkerung des bei weitem größten Theils von Litthauen und selbst eines Theils von Polen eine russische war und der griechischen Kirche anhing, so wie der vielen litthauischen Fürsten und Städte, die sich vor kurzem freiwillig Rußland angeschlossen hatten. — Auch sehen wir einen solchen Gedanken später mehr als einmal wieder erwachen. Doch diesmal wurde der jüngste der drei Söhne König Kasimirs, die nach einander den Thron bestiegen, Sigismund „der Alte", wie er zum Unterschied von den späteren Sigismunden genannt wird, in so raschem Verlauf zum König und Herrn der beiden unter den Jagellonen vereinigten Reiche erwählt, daß Wassilys Bewerbung kaum bemerkt werden konnte.

Der erneuete Krieg wurde unvermeidlich (1507), noch ehe der sechsjährige Waffenstillstand abgelaufen war, den Wassilys Vater geschlossen hatte. Er wurde von Rußland begonnen und durch einen „ewigen" Frieden nur auf vier Jahre unterbrochen.

Als dann der Kampf von neuem ausbrach, neigte sich der Vortheil im Ganzen auf Seite der Russen, obgleich sie den Krieg vollkommen planlos führten und ihre Feldzüge meist in Raubzüge ausarteten, die keinen anderen Zweck hatten, als das Land zu verwüsten und Beute zu machen. Vergebens suchte ihr Verbündeter, der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen, ihre Unternehmungen auf bestimmte und verständige Ziele zu leiten; sie waren nicht zugänglich für strategische Einsicht. Noch weniger wußte König Sigismund von Polen an der Spitze seines undisciplinirbaren Adels etwas Namhaftes zu vollführen, und er wurde auch, da der Krieg eigentlich Litthauen betraf, von den Polen nur ungenügend unterstützt. Selbst ein sehr glänzender Sieg, den die Polen (8. September 1514) unter der Führung eines Russen aus Ruriks Geschlecht — des tapferen Fürsten Constantin Ostroshsky — bei Orscha erfochten, blieb ohne alle Folgen. Selbst Smolensk, das unmittelbar vorher (1. Aug. 1514), wie es scheint in Folge der schwankenden Gesinnung seiner Bewohner, eine leichte Beute der Russen geworden war, konnte nicht wieder erobert werden. Litthauen wurde endlos verwüstet, auch von den krimmschen Tataren, die eine Zeit lang für Rußland Partei nahmen; eine Entscheidung aber war bei solchem Verlauf der Dinge nicht abzusehen.

Digitized by Google

Dagegen bereiteten die krimmschen Tataren, als der Großfürst Wassi
sich ihnen treulos erwies, plötzlich gegen ihn gewendet, dem moskauisch
Reich noch einmal eine Demüthigung, die man kaum noch für mögl
hätte halten sollen.

Das schwache Tataren-Khanat zu Kasan war schon seit den Tag
Iwans III. einer gewissen schwankenden Abhängigkeit von Rußland v
fallen. Der Khan war gestorben (1519), der Thron erledigt. Als m
aber Wassily einen astrachanischen Zarewitsch, einen Nachkommen der Fü
sten der Goldenen Horde, Schich-Aley, der unter dem Schutz des Gro
fürsten in Rußland aufgewachsen war, auf den Thron erhob, nicht, n
er versprochen hatte, den Bruder des Khans Magmet-Girey der Krim
wandte dieser seine Waffen gegen Rußland. Er war außerdem von Kön
Sigismund gut dafür bezahlt.

Es gelang ihm zunächst Schich-Aley aus Kasan zu vertreiben, sein
Bruder Saïb-Girey dort einzusetzen — und verstärkt durch die reisig
Schaaren von Kasan und Astrachan, wie durch die der Kosacken, die eb
anfingen, sich auf der Grenzscheide zwischen Slawen und Tataren a
freies Volk zusammenzufinden, erschien er (1521) vor den Mauern v
Moskau. Der Großfürst war abwesend; er soll sich aus Furcht vor d
Tataren versteckt haben — man weiß nicht wo. In seiner Abwesenh
wurden die Vorstädte der Hauptstadt ohne Widerstand dem Feinde prei
gegeben; Moskau mußte sich, vermöge einer hohen Brandsteuer, loskauf
— und die moskauischen Bojaren verpflichteten ihren Herrn, durch ein
förmlichen Vertrag, dem Khan der Krimm den alten Tribut, wie zu d
Zeiten der Groß-Khane, regelmäßig zu entrichten. Und selbst durch dies
Vertrag ließen die Tataren sich nicht abhalten, zahlreiche Gefangene vo
flachen Lande und aus den kleineren Städten mit sich fortzuschleppen, u
sie auf dem Slawenmarkt zu Kaffa den Türken zu verkaufen. Rußla
erhob sich nicht zur Rache. Nur seine eigenen Woyewoden, die so wen
Festigkeit bewiesen hatten, bestrafte der Großfürst Wassily mit Streng
als er nach dem Abzug der Tataren wieder zum Vorschein kam.

Der König von Polen vermochte auch von solchen Schlägen, die Ru
land trafen, keinen Vortheil zu ziehen; ja, der Kampf muß ihm wo
hoffnungslos vorgekommen sein, denn er entschloß sich unmittelbar dara
zu einem Frieden (1522), der zuerst auf fünf Jahre geschlossen, dann a
weitere sechs Jahre verlängert, Smolensk den Russen überlies.

Bald befreiten die Kriege der Tataren unter sich und mit den Kosack
Rußland dann auch von jeder Gefahr, die von ihrer Seite drohen konn
Magmet-Girey fiel unter den Säbeln der Nogayen — sein Bruder muß
fliehend aus Kasan entweichen, als die Russen (1524) gegen ihn hera
rückten. Nach neuen Kämpfen traf das gleiche Schicksal auch seinen Neff
Sapha-Girey (1530), der ihm auf dem Thron gefolgt war, und d
Tataren von Kasan unterwarfen sich endlich einem Bruder Schich-Aley

— En-Aley, der dem Großfürsten von Rußland als Vasall Treue geben mußte.

Wenige Jahre nach der glücklichen Beendigung auch dieser Kämpfe starb Wassily, kaum fünfundfünfzig Jahre alt. Ihm folgte sein Sohn Iwan, der in der Geschichte, wie in der Erinnerung des russischen Volks „der Schreckliche“ heißt — aber nicht, wie wohl beachtet werden muß, in [illegible] eines selbstverständlichen Rechts, sondern weil der sterbende Großfürst ihn ausdrücklich als seinen Nachfolger bezeichnete — die beiden [illegible]benden Brüder Wassilys, Georg (Juriy) und Andrei, sollten sich [illegible] einfach als Unterthan unterordnen. Von dem Sohn des Letzteren, [illegible]dimir Adreyewitsch, und dem kaum einjährigen Bruder Iwans, Juriy Wassiliewitsch, verstand sich das dann von selbst.

Viertes Capitel.

Die Regierung Iwans des Schrecklichen; — Herrschaft der Schuyskys; — der Gl… kys; — Sylvester und Adaschew; — Versuchte Reformen in Staat und Kirche; — Stoglawnik, sein Inhalt und seine Bedeutung; — Sturz Sylvesters und Adasche… — Furchtbare Tyrannei Iwans; — Verwüstung Nowgorods; — Opritschina; — … glücklicher Krieg in Liefland; — eine „Landesversammlung"; — unrühmlicher Fr… mit Polen und Schweden.

Bei der Regierung des Schrecklichen müssen wir selbst in einer Ski… wie die vorliegende ist, etwas länger verweilen. Die Aufgabe einer solc… Skizze, die bestimmt ist das Verständniß der neueren und neuesten Geschi… Rußlands zu vermitteln, ist der Natur der Dinge nach vor allem … jenigen Erscheinungen im Leben des russischen Volks nachzuweisen … hervorzuheben, die einen bestimmenden Einfluß auf die Folgezeit, auf … weitere Entwickelung geübt haben. Eben unter diesem furchtbaren Gebi… aber sehen wir in Rußland Gegensätze hervortreten, deren Einfluß sich … wenn auch vielfach modificirt im Lauf dreier Jahrhunderte — bis auf … Gegenwart herab geltend macht.

In den augenblicklichen Verhältnissen lag manches Bedenkliche. … Großfürst Iwan war erst drei Jahre alt, als sein Vater starb; er w… der Sohn einer Ehe, die nicht allgemein und unbedingt gebilligt wu… — und was bedenklicher werden konnte: — die Echtheit seiner Geb… wurde in Zweifel gezogen.

Eine Veranlassung dazu ließ sich nachweisen. Die erste Ehe Wassil… mit Salomeh, der Tochter eines unbedeutenden russischen Edelman… war zweiundzwanzig Jahre über kinderlos geblieben. Da ließ der Gr… fürst seine Gemahlin, die sich weigerte, in eine Trennung zu willig… mit Gewalt in ein Kloster bringen und als Nonne einkleiden, und anst… selbst auch in ein Kloster zu gehen, wie die griechische Kirche in ein… solchen Fall gebot, schritt er zu einer zweiten Ehe. Das Alles gesch… zwar mit Zustimmung des Metropoliten — aber ein Theil der Geistlich… widersprach und erklärte die Verstoßung der Großfürstin für ungere… fertigt. Ein paar allzueifrige Kanzelredner mußten in entfernte Str… klöster versetzt werden, um sie verstummen zu machen; mehrere Bojar… verfielen der Acht.

Digitized by Google

Die zweite Gemahlin Wassilys war eine litthauische Fürstentochter, Helene Glinsky; eine Wahl, die auch nicht unbedingt gebilligt wurde. Sie war eine Fremde und als solche mit Mißtrauen betrachtet. Ihr Oheim, Fürst Michael Glinsky, war von Litthauen zu Rußland übergegangen, und hatte die Uebergabe von Smolensk an die Russen vermittelt. Nach seinem eigenen Ermessen nicht hinreichend belohnt für solchen Dienst, hatte er dann wieder mit dem König von Polen Verbindungen angeknüpft, die entdeckt wurden. Er lag in Folge dessen seit zwölf Jahren in Ketten gefangen zu Moskau, als die Erhöhung seiner Nichte ihn an den Hof zurück und zu hohen Ehren führte. Mit Gütern reichlich ausgestattet, wurde er zum Bojaren ernannt.

Auch diese zweite Ehe des Großfürsten war, aller Wallfahrten und Gebete ungeachtet, fünf Jahre lang kinderlos geblieben, und als dann endlich ein Erbe geboren wurde, erregte das nahe Verhältniß der Großfürstin und des jungen Fürsten Iwan Fedrowitsch Obolensky — das nach Wassilys Tod zum öffentlichen Aergerniß wurde — großen Verdacht. Da der verstorbene Großfürst schon bei seinem Leben Ursache gehabt hatte, die beiden Brüder mißtrauisch zu beobachten, lag es nicht außer aller Möglichkeit, daß auch dieser Verdacht benützt wurde.

Die Lage schien dadurch noch bedenklicher zu werden, daß in dem Augenblick, wo die Regentschaft in die Hände einer leichtsinnigen Frau und ihres Günstlings fiel, der Friede — oder Waffenstillstand — mit Polen-Litthauen zu Ende ging.

Zwar König Sigismund der Alte sah sich getäuscht in der Hoffnung, die Schwäche der russischen Regierung benützen zu können. Litthauen wurde wieder von den Polen nur wenig oder gar nicht unterstützt und obgleich einige litthauische Fürsten von Rußlands Seite wieder auf die Polens übertraten, nahm der neue Verwüstungskrieg doch einen so wenig günstigen Verlauf, daß Sigismund bald froh war (1537) einen neuen Frieden zu schließen, der ihm keinen Vortheil brachte, und dann von Termin zu Termin, bis zum Jahre 1562 verlängert wurde.

Um desto wüster sah es im Innern Rußlands aus. Die Regentin Helene verschmähte den Rath ihres erfahrenen Oheims Glinsky und ließ sich von Obolensky leiten — ja, Michael Glinsky verlor Freiheit und Leben, weil er seiner Nichte Vorwürfe wegen ihres anstößigen Umgangs mit diesem Günstling machte. — Juriy Iwanowitsch, der Bruder des verstorbenen Großfürsten, der mit Hülfe der Fürsten Schuysky nach der Krone strebte, wurde schon sieben Tage nach Wassilys Tod verhaftet und starb im Kerker den Hungerstod. — Der jüngere Bruder, Andrey Iwanowitsch, scheint durch die Ueberzeugung, daß er der Verfolgung in keinem Falle entgehen werde, zur Empörung getrieben worden zu sein. In treuloser Weise gefangen genommen, starb auch er in Ketten.

Viel ärger aber wurde das Uebel noch, als Helene, allgemein gehaßt

und verachtet, (1538) in der Blüte der Jahre starb — wie man f
und glaubte an Gift. Der Bojaren-Rath, aus zwanzig Fürsten
anderen Herren bestehend, bemächtigte sich nun des kaum achtjähr
Großfürsten und der höchsten Gewalt.

Es war nicht eine Aristokratie, die jetzt in Rußland herrschte, sond
um es mit einem der Fremde entlehnten Wort in der Kürze zu bezeichn
— ein Mandarinenthum.

Geburt und fürstliche Würde hatten, wie schon gesagt, längst
Bedeutung verloren. Es gab zur Zeit in Rußland nicht weniger
einhundert und fünfzig fürstliche Häuser aus Ruriks Stamm, und
dieser Häuser waren ungemein zahlreich. Dazu kamen eine Menge
thauischer Fürsten, die ihnen gleichgestellt wurden: Glinsky, Belsky,
wansky, Trubetzkoy, Galitzyn, Kurakin und Andere. Alle verschwanden
der Masse des Adels und hatten kein anderes Vorrecht mehr als
hohe Pelzmützen zu tragen. Die Bojaren-Würde blieb stets, wie wir
in Erinnerung bringen müssen, eine durchaus persönliche, — die Bedeutu
der Rang eines jeden Fürsten oder Edelmanns wurde durch seine Stell
im Dienst des Zaren bestimmt — und selbst in ihren Vermögensverh
nissen waren die Einen wie die Anderen überwiegend oder vielmehr g
von ihrem Dienst und der Gnade des Zaren abhängig.

Es gab zwar in Rußland, dem Rechte nach, zweierlei Grundbe
Erbe, Vatererbe (Otschina), d. h. wirkliches Eigenthum, Allode —
Pomestie, das wir mit den gehörigen Einschränkungen durch Lehn üb
setzen müssen. Aber nach der Weise, wie sich das russische Saatswe
gebildet hatte, konnte — abgesehen von dem Landbesitz der Klöster u
Bisthümer — eigentlich niemand ein wirkliches Grundeigenthum besi
als die Theilfürsten. Durch Kauf und Verkauf konnte, wie die allgemein
Verhältnisse zur Zeit waren, wohl nicht viel in andere Hände übergegan
sein. Lehn, das Recht in gewissen, dem Einzelnen auf unbestimmte Z
auf „Herrngenade" zugewiesenen Bauerschaften, bäuerlichen Zins zu
heben und Frohndienste zu verlangen war — mit sehr geringen A
nahmen — für den gesammten Adel die materielle Grundlage
Daseins.

Aber auch unter den Nachkommen der ehemaligen Theilfürsten wa
ihrer sehr viele, die kein „Erbe" mehr besaßen. Viele hatten es d
Großfürsten verkauft, — vielen anderen war es durch Kriegsgewalt o
als verwirkt genommen worden, und die Großfürsten hatten sie, we
später eine Versöhnung stattfand, durch Lehn entschädigt; die Fürst
die aus Litthauen zu Rußland übergegangen waren, hatten ihre Besitzung
sofern sie auf dem rechten Ufer des Dniepr lagen, aufgeben müssen u
waren ebenfalls durch Lehngüter entschädigt worden. Endlich war
manchen zahlreichen Fürstenhäusern das Erbe des Einzelnen durch fo
gesetzte Theilungen ein sehr geringfügiges geworden. So waren denn

Digitized by Google

Fürsten gleich dem übrigen Adel wesentlich auf das angewiesen, was sie zu „erdienen" wußten.

Es kam hinzu, daß Fürsten und Bojaren durch den Besitz eines Erbes thatsächlich nicht sicherer und nicht unabhängiger gestellt waren, als durch den Besitz eines Lehns. Denn da der gesammte Adel, zu dem nun auch die ehemaligen Theilfürsten gehörten, aus einer Dienstmannschaft hervorgegangen war, blieb er unter allen Bedingungen, — ob der Einzelne Lehen inne hatte oder nicht — dem Großfürsten für immer zu Dienst verpflichtet. Die Verpflichtung wurde als auf der Person haftend betrachtet; der Umstand, daß man etwa keinen Sold in Form von Lehen bezog, befreite nicht davon. Dann war der wirkliche Landbesitz — das Allode — allerdings dem Rechte nach erblich und ging auch, wenn kein störendes Ereigniß eintrat, in regelmäßiger Folge vom Vater auf die Kinder über; — thatsächlich aber erwies sich der Besitz eines Erbes durchaus abhängig von dem Willen des Landesherrn, wie der Besitz von Lehen. Wer die Gnade des Großfürsten verlor und seiner Acht (Opala) verfiel, der war rechtlos wie der Wargus des alten germanischen Rechts; sein Erbe wurde ihm genommen wie seine Lehen; einen Schutz der Gesetze konnte es nicht geben, [illegible] Wille des Zaren anerkannter, ausgesprochener Weise über jedem [illegible] stand; da es ein Gesetz in Betreff der Beziehungen des Zaren zu [illegible] Unterthanen überhaupt gar nicht gab oder geben konnte. — Andererseits waren die Lehen zwar dem Recht nach nicht erblich, aber sie wurden thatsächlich, wenn auch innerhalb gewisser beschränkender Grenzen. Die [illegible]ichtung, dem Landesherrn zu dienen, setzte voraus, daß der Ver[illegible]te, der keinem anderen Erwerb nachgehen konnte, von seinem Dienst[illegible] ernährt werde. Der Anspruch eines jeden Dienstmanns auf irgend [illegible] Lehen, das seiner Stellung im Dienste entspräche, wenn auch nicht das Lehen des Vaters, verstand sich demnach von selbst. — In der [illegible] wurden den Söhnen eines jeden, nach dem Tode des Vaters, ein [illegible] zugewiesen, wie es seinem persönlichen Rang im Dienst entsprach und das natürlich für diejenigen, die sich nicht zu den höheren Stellen [illegible]efolge des Landesfürsten empor gearbeitet hatten, zum Theil ein sehr [illegible]es war. Die Theilungen bis auf jeden beliebigen Betrag herab [illegible] um so leichter zu bewirken, da es sich nicht um die Verleihung ge[illegible]sener Güter handelte, die es nicht gab, sondern um die Zuweisung [illegible] größeren oder geringeren Anzahl von Bauern, die dem Belehnten [illegible] und frohnpflichtig wurden. — Dem Bojaren, dem Großwürdenträger [illegible] Hof, wurden ganze Dörfer, ja weitläuftige Landstriche zugewiesen — [illegible] adeligen Dienstmann, der in untergeordneter Stellung im Heerbann [illegible], nur ein Bruchtheil einer unter viele vertheilten Bauerschaft.

Nun suchte allerdings der vornehmere Theil der zarischen Dienstmannschaft, derjenige, der den Fürsten unmittelbar umgab, wiederholt sich

zu einer wirklichen Aristokratie auszubilden, — aber auch wieder in eig thümlicher Weise, so daß Abstammung und fürstliche Geburt dabei g nicht in Betracht kamen, sondern lediglich der Rang und die Stellung Gefolge des Landesherrn — und namentlich der Umstand, ob ein G schlecht schon seit längerer Zeit, in einer Folge von mehreren Generation höhere Hofämter bekleidet hatte oder nicht. Der Sohn und Enkel v Bojaren wollte den Edelmann oder Fürsten, der nicht eine ähnli Ahnenreihe nachweisen konnte, nie als seines Gleichen anerkennen, u bestritt ihm das Recht je in den Bojaren-Rath zu kommen, denn er hi sich entehrt, wenn er mit jemandem, der ihm nicht in diesem Sinn ebe bürtig war, in einem und demselben Rang oder vollends unter ihm dien sollte. Nur diejenigen, deren Vorfahren in gleichen Dienstverhältniss gestanden hatten, konnten, nach der Ansicht, die man zur herrschen machen wollte und wirklich im Lauf der Zeiten zur Geltung brachte, einem und demselben Rang neben einander dienen. Selbst die jünger Hofleute, die als Truchsesse oder Kämmerer untergeordnete Hofämter b kleideten, wollten, wenn sie Söhne und Enkel von Bojaren waren, ni unter einem Beamten dienen, der sich nicht einer ähnlichen Abstammu rühmen konnte. Schon bestand eine eigene Behörde, der Rasräd, — ei Klassen-, eine ordnende Behörde, müßten wir übersetzen — beauftragt a zarischen Befehle, die sich auf Verleihung persönlicher Dienstwürden b zogen, in ihre Bücher einzutragen. In diesen Büchern, den Rasrä Büchern, suchte sich jeder Einzelne Rath darüber zu erholen, welche Ste er bei jeder Gelegenheit bei Hof einzunehmen, wen er als ebenbürtig a zusehen habe, wen nicht.

Daß Ehre und Ansehen durchaus von den persönlichen Beziehunge eines jeden zu dem „Herrn" abhängig waren und bestimmt wurden, da lag in dem gesammten Wesen des damaligen russischen Staats und konn nicht anders sein. Bei alledem ging das Bestreben sehr entschieden dahi die Wahl des Landesherrn, in Beziehung auf die Besetzung der Ho ämter und der Bojaren-Würde, auf einen engen Kreis bevorzugter Famili zu beschränken. Von selbst ergab sich dann, daß auch der große Leber Besitz gleich den Aemtern nicht eigentlich erblich, aber auf denselben enge Kreis beschränkt bleiben mußte, und dieser Kreis war dann thatsächli eine wirkliche Aristokratie.

Diese Ansprüche wirkten dann auch schon dadurch lähmend, daß s endlose Rangstreitigkeiten herbeiführten. In unsern Augen nimmt si dieser oft wiederholte Streit, gewisser Nebenumstände wegen, allerding sehr seltsam aus — aber, da der Begriff der Ehre überhaupt leicht ei conventioneller wird, darf es uns am Ende doch nicht befremden, da diese Herren, die einerseits ihre Ehre mit einer so eifersüchtigen Wachsam keit hüteten, andererseits keine Entehrung darin sahen, wenn auch si gelegentlich gleich anderen, je nachdem sie sich das Mißfallen des Zare

Digitized by Google

zugezogen hatten, mit einer Anzahl Peitschenhieben bestraft wurden. Daran war man von den Zeiten der Tataren her gewöhnt.

Immerdar sehen wir fortan den Bojarenrath — wie diesmal — bemüht, aus der Stellung einer blos berathenden Behörde herauszutreten und sich zu einer herrschenden Macht zu erheben, sobald die Umstände einen solchen Versuch zu begünstigen schienen; sobald die Zügel der Macht in den Händen eines unmündigen oder charakterschwachen Fürsten lagen — oder die Thronfolge unsicher geworden, der gewöhnliche Gang der Dinge gestört war. — Diesmal, zur Zeit der Kindheit Iwans des ...lichen, sehen wir das herrschende Bojarenthum in eigenthümlicher ...ankenlosigkeit nur darauf bedacht, den Augenblick als solchen zu nützen — eine willkürliche Herrschaft rücksichtslos zu üben — das Land zu be...ben, um sich selbst zu bereichern und die eigenen Feinde in grausamer Weise zu verfolgen und zu vernichten. — Nicht entfernt dachten die herr...schenden Bojaren daran, sich diese Macht durch irgend eine gesetzliche Ver...staltung bleibend auch für die Zukunft zu sichern oder sich auch nur ... die Strafe und Rache sicher zu stellen, die sie treffen konnte, ... irgend eine andere Willkür als ihre eigene die herrschende im ...nde wurde.

In solcher Weise herrschten die drei Fürsten Schuysky, Wassily, Iwan ... Andrey nacheinander an der Spitze des Bojarenraths in Rußland. ... Gegner schonten sie nicht. Schon sieben Tage nach Helenens Tod ... deren Liebling Obolensky in Ketten geschmiedet in den Kerker ge...fen, wo er jetzt den Hungertod sterben mußte, den er einst über ...hael Glinsky verhängt hatte. Nur auf kurze Zeit wurde die Macht ... herrschenden Partei durch den litthauischen Fürsten Iwan Bielsky und ...nen Anhang gebrochen. Aber Bielsky vermochte sich nicht zu behaupten. ... Schuyskys erregten einen offenen Aufstand (1542); Bielsky wurde ... eigenen Hause ergriffen — erst in das Gefängniß geworfen — dann ... dem entfernten Bielo-Osero geschleppt und dort ohne Wissen und ...llen des jungen Zaren im Kerker ermordet.

Mehr als je wurde ein jeder mißtrauisch überwacht und verfolgt, der ... Gunst des jungen Herrschers zu gewinnen schien. So erging es dem ...jaren Feodor Worontzow. Im Rath, in einer lärmenden Sitzung, ... dieser Liebling Iwans von den Schuyskys und ihrem Anhang er...fen, thätlich mißhandelt und in ein anderes Zimmer geschleppt, wo ... ihn ermorden wollten. Die besänftigenden Worte des Metropoliten ... Iwans Bitten retteten dem Unglücklichen zwar das Leben, in seine ...annung aber mußte der Zar dennoch willigen — und überhaupt ... sich der Bojaren-Uebermuth darin den jungen Fürsten persönlich ... Mißachtung zu behandeln.

Plötzlich schien Iwan sich nach einem längeren Aufenthalt in dem ...rgius-Kloster, zu Weihnachten (1543) nach Moskau zurückgekehrt, ob-

Digitized by Google

gleich kaum erst dreizehn Jahre alt, mit Macht zu ermannen, um s Herrscherrechte siegreich geltend zu machen. Drohend stellte er die ü müthigen Bojaren zur Rede und wies sie in ihre Grenzen. Der F Andrey Schuysky wurde sofort — ohne Untersuchung oder Urtheil — Hundevögten preisgegeben und in der Straße ermordet. Mehrere schichtschreiber, vor allen Ewers, haben in dieser That den Beweis e furchtbaren — und zur Zeit in Rußland nothwendigen — Energie se wollen, die der Schreckliche schon als Knabe gezeigt habe. Und in That, Iwan war bösartig genug, er zeigte wirklich von Kindheit an Ruchlosigkeit, die ihn zum Schrecklichen machen sollte. Er, persönlich, eben damals seinen ehemaligen Günstling Worontzow auf das verd tigende Wort eines Schreibers hinrichten. Doch war er nicht mehr fähigt, selbständig zu herrschen als andere Knaben seines Alters. S beiden mütterlichen Oheime, die Fürsten Juriy und Michael Wassiliewi Glinsky waren es, die sich des Knaben bemächtigt hatten und in sei Namen herrschten und wütheten. Viele Würdenträger des Reichs wur verbannt oder hingerichtet. Einem höheren Hofbeamten, Buturlyn, wur unziemliche Reden zur Last gelegt. Ihm wurde öffentlich, vor allem V in Moskau die Zunge ausgeschnitten.

Alles verstummte in Schrecken. Was später im Lauf der russisc Geschichte sich öfter noch wiederholen sollte, sehen wir auch hier schon der anmaßende Uebermuth der Bojaren und Großen dem Zaren gegenü ging augenblicklich wieder in knechtische Unterwürfigkeit über, deren Form in jedem anderen europäischen Lande wohl unter allen Bedingungen u möglich geblieben wären. Die Höchstgestellten im Lande warfen sich gl allen anderen Russen vor dem Zaren in den Staub und berührten Erde mit der Stirn, wenn sie ihn anzureden, besonders wenn sie ihm e Bitte vorzutragen hatten. Die Nachkommen Ruriks des Norman nannten sich in allen amtlichen Papieren gleich allen anderen russisc Großen die Sclaven (Холопы, Cholopy) des Zaren; — sie brauchten i gegenüber selbst ihre wirklichen Taufnamen nicht, sondern Diminut dieser Namen, in denen etwas Geringschätziges liegt, und wie sie ein je von ihnen im eigenen Hause seinen Leibeigenen Dienern beilegte. S nannten sich z. B. Grischka, Iwaschka und Petruschka anstatt Greg Iwan und Peter — und wurden auch vom Zaren mit solchen Nam angeredet. — Und nicht blos vor dem jungen Zaren, auch vor d Glinskys wußten sich Fürsten und Bojaren zu demüthigen, wie es Umstände mit sich brachten.

Trotz aller Unterwürfigkeit aber suchte doch die gestürzte Bojar partei die Umstände zu benützen, um wieder in den Besitz der Macht gelangen. So namentlich eine zweimalige furchtbare Feuersbrunst, — 1547 im April und Juni — das beinahe ganz von Holz erbau Moskau in einen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelte. Siebzeh

Digitized by Google

hundert Menschen sollen in den Flammen umgekommen sein. Der Fürst Skopin-Schuysky, unterstützt von den Bojaren, die seinem Hause anhingen, wußte in der plötzlich verarmten und gewaltig aufgeregten Volksmenge der vernichteten Stadt den Glauben zu verbreiten, daß ein böser Zauber das Unglück bewirkt habe. Er erklärte das dem Zaren selber. — Als dann der erstaunte Iwan zwei Tage später, von seinen Bojaren umgeben auf dem freien Platz im Kreml an das versammelte Volk die Frage richtete, wer die Stadt in Brand gesteckt habe? — beschuldigten viele und laute Stimmen die Fürsten Glinsky. Ihre Mutter — die Großmutter Iwans — sollte einem Todten das Herz aus der Brust gerissen und zu dem bösen Zauber verwendet haben, der den Brand zur Folge hatte. Sie habe es in Wasser gelegt und die Straßen der Stadt mit dem gefeiten Wasser besprengt!

Der jüngere Glinsky, Juriy, stand im Kreise der Bojaren; das Volk ... über ihn her und ermordete ihn in der nahen Kirche der Himmelfahrt ..., in der er vergeblich eine Zuflucht gesucht hatte. Das Haus der Glinskys wurde geplündert, viele ihrer Leute wurden erschlagen. Drei Tage später zog das wüthende Volk vor den Sommerpalast des Zaren ... dem nahen Worobiewo und verlangte von dem jungen Fürsten die Auslieferung seiner Großmutter und seines Oheims Michael Glinsky, die ... Palast verborgen seien. Iwan ließ die lautesten in der Menge ergreifen und niederhauen. Widerstand und Strenge wirkten sofort be...end auf die empörte Menge. Sie wich nicht nur von der Schwelle des Palastes zurück — viele der Betheiligten trieb die Furcht vor Strafe ... Flucht in entfernte Gegenden des Reichs.

Michael Glinsky, der in schonender Form vom Hof verbannt wurde, ... er die Erlaubniß erhielt zu leben, wo er wolle, suchte ein Jahr ... Sicherheit in der Auswanderung oder Flucht nach Litthauen. — ... waren die Glinskys beseitigt, ihre Herrschaft gestürzt. Der siebzehn...ige Iwan verfiel aber doch nicht wieder dem Einfluß der Schuyskys ... der Bojaren, sondern einem andern, den sie nicht vorhersehen konnten.

Das Unglück Moskaus scheint einen bedeutenden Eindruck auf Iwan gemacht zu haben — und schon während der Tage des Aufstandes ... in seinem Palast zu Worobiewo ein asketischer Mönch von verwildertem Aussehen vor ihn, der diesen Eindruck offenbar zu steigern wußte. Dieser Mönch, Sylvester mit Namen und aus Nowgorod gebürtig, redete ... Zaren drohend in das Gewissen und sprach von Wundern und ...ben, von göttlichen Erscheinungen, die er gehabt habe. Der gleich...ige Fürst Andreas Kurbsky will es unentschieden lassen, wie es um die Wahrheit dieser Erscheinungen gestanden haben möge — und ob sie nicht

vielleicht blos ersonnen waren, um den kindischen Zaren aus seinem sinnigen Benehmen heraus zu schrecken. — Jedenfalls erreichte Sylv seinen Zweck; er wußte das Gemüth Iwans zu bewältigen, erlangte bedingten Einfluß und konnte ihn um so besser im weitesten Kreise wenden, da er an einem jungen Edelmann aus unbedeutendem Geschl Alexei Adaschew, der am Hof einen untergeordneten Dienst versah, aber der Zar gewogen war, einen treuen und redlichen Gehülfen fand

Es folgte eine ruhmreiche Periode dieser seltsamen und wechselvo Regierung.

Wenige Monate vor dem furchtbaren Brande (im December 15 hatte sich Iwan in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä feierlich zum Za von ganz Rußland krönen lassen. Schon seine nächsten Vorfahren ha sich hin und wieder den Zarentitel beigelegt, ohne ihn jedoch ausschlie zu führen —: Iwan machte diese asiatischen Verhältnissen entlehnte zeichnung zum amtlichen Titel des Herrschers und Herrn in Rußland. Wenig später hatte er sich dann mit Anastasia Románowna Jurw vermählt. Sie war die Tochter eines verstorbenen Roman Jiurjewi Sachárjin, der als „Okolnitschy" — als einer derer, „die den Za persönlich umgaben" — eine Hofwürde zweiten Ranges bekleidet hatte Enkelin eines Bojaren —: aus dem Geschlecht das zwei Mensch alter später unter dem Namen Románow auf den Zarenthron erhol wurde.

Jetzt, unmittelbar nach dem Brande von Moskau, that der Iwan, was in der Geschichte des slawischen Rußlands ganz unerhört und auch wohl sonst nirgends in der Welt vorgekommen ist. Er be Abgeordnete aller Städte Rußlands nach Moskau und vor diesen rich er unter freiem Himmel Worte an den Metropoliten, in denen er Unheil und Unrecht seiner Regierung denen zur Last legte, die seine Jug getäuscht und in seinem Namen geherrscht hätten, sich selbst aber dadurch von aller Schuld freisprach. — Dann zum Volk gewendet, erklä er, das Geschehene sei nicht ungeschehen, das Vergangene nicht wieder zu machen; in Zukunft aber wolle er gerecht und rechtlich herrschen.

Er hielt eine Reihe von Jahren Wort und Rußland wurde währe dieser Zeit auch vielfach vom Glück begünstigt. — Auch die Waffen Russen waren siegreich und die Grenzen des Reichs wurden durch wicht Eroberungen erweitert. Zuerst wurde Kasan dem Zaren unterthan. Die Tataren-Reich war nach dem Tode Sapha-Gireys, der nur einen mündigen Sohn Utemisch hinterließ, hoffnungsloser innerer Zerrüttu verfallen. Die verschiedenen Parteien wollten theils den Knaben auf d Thron erhalten — theils Schich-Aley oder einen Fürsten aus der Krim erheben — oder die Nogaier Horde zu Hülfe rufen. So verfielen ihrem Geschick. Nach mehreren verfehlten Heerzügen und einer lang Belagerung wurde Kasan 1552 durch die Russen erobert — Utemi

Digitized by Google

wurde Christ und Iwans Unterthan — und schon hatten sich auch die noch dem Heidenthum ergebenen finnischen Völkerschaften am Wolga-Strom – Tscheremissen, Tschuwaschen u. s. w. dem moskauischen Zaren unterworfen.

Wenig später (1557) wurde auch Astrachan, und zwar mit leichterer Mühe unterworfen. Iwan hatte dort einen Nogaischen Fürsten Derbysch als seinen Vasallen eingesetzt — und dann als dessen Treue verdächtig wurde, wieder vertrieben, um Astrachan zu einer unmittelbaren Provinz des moskauischen Reichs zu machen. Rußland hatte das Kaspische Meer erreicht — und diese Eroberungen machten einen weitreichenden Eindruck auf die Völker des Orients. Die kaukasischen Bergvölker stellten sich freiwillig unter die Oberhoheit Rußlands — die tatarischen Khane, die in Sibirien herrschten, sendeten Gesandtschaften nach Moskau und erboten sich Tribut zu zahlen, und selbst aus den fernen Ländern im innern Asien – aus Khiwa kamen Gesandtschaften, die im Namen ihrer Fürsten Rußlands Freundschaft suchten.

Mit der äußeren Bedeutung des Staats wuchs aber auch im Innern das Verlangen nach weiterer Entwickelung. Das Streben, sich, wenn auch nicht die Gesittung und Bildung der westlichen Culturländer, doch deren nützliche Künste anzueignen, das sich schon unter den vorhergehenden Regierungen gezeigt hatte, trat im Lauf der Zeiten umfassender sowohl als energischer hervor. Man fühlte die eigene Unmündigkeit gar mancher Aufgabe gegenüber, die doch gelöst werden sollte und verlangte nach der Hülfe der Fremden, die sich darauf verstanden. Es zeigen sich sogar einzelne, wenn auch schwache Spuren, daß hin und wieder in einzelnen Individuen, wenigstens eine dämernde Ahnung von dem eigentlichen Wesen der europäischen Bildung erwachte, die hinter den nützlichen Künsten, dem unmittelbaren Gegenstand des Verlangens, lag. Hätte Peter der Große anderthalb Jahrhunderte später nicht diese nach und nach weiter entwickelten Keime vorgefunden, so wäre wohl, trotz seiner Energie und mächtigen Begabung, all sein Streben ein vergebliches geblieben!

Vom ersten Augenblick an aber rief diese Bewegung dann auch ein gerade entgegengesetztes Streben hervor, das sich in Rußland sogar energischer und nachhaltiger erwies als irgend anderswo unter dem Einfluß ähnlicher Verhältnisse —: ein leidenschaftliches Festhalten an dem Einheimischen, Hergebrachten, — ein blinder Haß gegen alles Fremde und gegen die europäische Cultur als ein Fremdes. Und diese Vorliebe wie diese Abneigung bestehen entweder an sich, ohne daß je nach ihrer Berechtigung und Begründung gefragt würde — oder sie werden dadurch gerechtfertigt, daß man den Dingen und den Erscheinungen einen ganz willkürlichen, zum Theil phantastischen Werth beilegt.

Die Nachhaltigkeit dieses Widerstrebens möchte wohl darin ihren Grund haben, daß Rußland von Constantinopel aus zum Christenthum

bekehrt — früh unter den Einfluß der griechischen Kirche gestellt — da unter das Joch der Tataren gebeugt — und durch Polen, das selbst Civilisation unzugänglich blieb, von den Culturländern abgesperrt allen den gleichzeitigen Erscheinungen des Völkerlebens, die eigentlich W geschichte sind, vollkommen fremd geblieben war. Rußland hatte von al den Erscheinungen dieser Zeiten, die weit hinaus Einfluß auf die folgend Jahrhunderte üben, keine einzige mit erlebt. An den Kreuzzügen hat es wenig als Polen irgend einen Antheil genommen; kein noch so schwacher W derhall von Ritterthum und der Poesie seiner Zeit hatte sich nach Osten, zu d Sclaven der Tataren hin verloren. Auch die scholastische Philosophie u die keineswegs unbedeutenden oder unfruchtbaren geistigen Kämpfe, die hervorrief, waren diesem fernen Ostlande vollkommen fremd geblieben und an dem Aufschwung des intellectuellen Lebens den im sechzehnt Jahrhundert das mit Begeisterung erneuete Studium der alten Literat bewirkte, hätten die Russen gar keinen Antheil nehmen können, auch we ihnen etwas davon bekannt geworden wäre. Es fehlte ihnen die sammte Grundlage der europäischen Civilisation; Alles, woraus sie herv gegangen war, — und eben deshalb trat sie ihnen vollkommen fre entgegen.

Jedenfalls bilden diese beiden entgegengesetzten Bestrebungen, das V langen sich der europäischen Civilisation in ihren letzten Ergebnissen dem Europäismus anzuschließen — und das entgegengesetzte Streben, mehr oder weniger dagegen abzusperren, — und die Kämpfe, die dadu herbeigeführt werden, seit den Tagen Iwans des Schrecklichen, den eige lichen Inhalt der russischen Geschichte, der bald mehr bald weniger kennbar hervortritt. Sie bilden bis auf die neueste Zeit herab gleichsa den rothen Faden, der durch das Ganze läuft. Bis auf die neueste Z herab treten alle revolutionairen Bestrebungen in Rußland stets in V bindung mit einem leidenschaftlichen Fremdenhaß auf; und fast ohne Au nahme leben die zu solchem Zwecke Verbündeten — selbst wenn sie Wahrheit nur die allerneueste Theorie der französischen Radicalen ihrem Eigenthum gemacht haben — in dem seltsamen Wahn, daß nach einem idealen Altrussenthum — als einer naturgemäßen Grundla freier, echt slawischer Cultur zurückstreben. Diese Grundlagen slawisch Lebens, die man in der Vergangenheit Rußlands wahrzunehmen glaub werden dann, wie sich von selbst versteht, sehr willkürlich gedacht und deutet — nicht selten, man ist sogar versucht zu sagen, überwiegend vollkommen phantastischer Weise.

Im sechzehnten Jahrhundert wurde der Widerstand, die Feindseligk gegen alles Fremde natürlich nicht in dieser, den Späteren eigenen We gerechtfertigt. Er war einfach naturwüchsig, ging von einem Instin vom Gefühl aus, oder von den einfachsten und zunächst liegenden Vo stellungen.

gitized by Google

Das Streben, sich so viel als möglich von der Civilisation West-Europas anzueignen, wurde zur Zeit vor allen von dem Zaren Iwan selbst getrieben und gefördert. Er wurde dabei von Sylvester und Adaschew nicht sowohl unterstützt als geleitet. Von welchen Ansichten diese Rathgeber in dieser Beziehung bestimmt wurden, darüber ist nichts Näheres bekannt geworden. Iwan selbst scheint vor allem eingesehen zu haben, daß die nützlichen Künste, deren die europäische Civilisation Herr war, ein gewaltiges Mittel der Macht seien; was freilich im Kriege einem besser ausgerüsteten Feinde gegenüber und eben so im Frieden, wenn es sich auch nur um den Bau einer Brücke oder um den wünschenswerthen Erfolg eines Bergbaues handelte — sehr bald einleuchtend werden mußte. — Natürlich strebte er schon deshalb oder vielleicht vorzugsweise deshalb danach. Doch scheint der Zustand der Cultur auch an sich, um sein selbst willen, in seinen Augen der bessere und auch deshalb wünschenswerth gewesen zu sein. Manche seiner Verfügungen deuten darauf — und in späterer Zeit hat er sich mehr wie einmal gegen die Fremden, die an seinem Hof erschienen, mit großer Geringschätzung über das russische Volk, seiner Rohheit und Unwissenheit wegen, geäußert. — Das eigene Leben und Thun des Zaren aber bürgt dennoch dafür, daß er selbst bei alledem für das eigentliche Wesen europäischer Civilisation gar kein Verständniß — ja gar keine Ahnung davon hatte. Seine eigene Unbildung ließ ihn davon nichts gewahr werden. Vielleicht erwachte eben deshalb in ihm auch kein Bedenken, das ihn etwa hindern konnte.

Unmittelbar, nachdem Sylvester und Adaschew maßgebenden Einfluß auf den Gang der Regierung gewonnen hatten (1547), wurde ein Deutscher, Namens Georg Schlitte aus Goslar, der sich nach Rußland hin verirrt hatte, in sein Heimatland ausgesendet, um verständige und nützliche Leute für den Dienst des Zaren anzuwerben. Er brachte ihrer einhundert und zwanzig zusammen, und das Verzeichniß der Angeworbenen läßt deutlich erkennen, was wichtig und nothwendig erschien — worauf es abgesehen war. Es waren vier Aerzte und eben so viele Apotheker, und eine größere Anzahl Chirurgen darunter; dann Baumeister, Zimmerleute — Kriegsbaumeister und Waffenschmiede — Bergwerksverständige — Uhrmacher — Papiermacher u. dergl. m. — Daneben aber auch einige Theologen, Rechtsgelehrte und Staatskundige, welche die jungen Russen im Lateinischen und in „guten Sitten" unterrichten sollten.

Die Lübecker, die ihren baltischen Handel gefährdet glaubten, wenn europäische Künste und Gewerbe in Rußland einheimisch würden, suchten die ganze Gesellschaft aufzuhalten. Doch wußten die meisten dieser Leute, wie Schlitte selbst, den Weg nach Rußland dennoch zu finden; ein Gehülfe Schlitte's, Johann Stemberg, setzte, mit einem Schutzbrief Kaiser Karls V. ausgestattet, die Werbungen fort — und Iwan selbst trug fortan Sorge, in jedem Vertrag mit auswärtigen Mächten die Bestimmung

einzuschalten, daß den Fremden, die nach Rußland ziehen wollten, k Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten.

So wanderten fremde, vorzugsweise deutsche Gewerbsleute in deutender Anzahl nach Rußland.

Das Streben, sich dem westlichen Europa näher anzuschließen, wu dann aber auch durch ein fast zufälliges Ereigniß von einer gewi Wichtigkeit gefördert: — dadurch, daß ein englisches Geschwader (15 den Seeweg nach dem Weißen Meer — nach dem heutigen Archangel f — was zur Anknüpfung erwünschter unmittelbarer Handelsverbindung mit England führte, die bald verhältnißmäßig bedeutend wurden. 2 größter Bereitwilligkeit gewährte die russische Regierung den Engländ in einem besonderen Vertrag Erleichterungen und Vorrechte, die sie tr lich zu nützen wußten.

Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen, aus der Fremde herl zuziehen was dem eigenen Lande fehlte, suchten dann der Zar und se Rathgeber im Innern des Reichs überall die bessernde Hand anzule und erfreulichere Zustände zu schaffen oder wenigstens vorzubereiten.

Zunächst mußte man sich, durch Erfahrung belehrt, wohl eingesteh daß mit einem ungeregelten Aufgebot des kleinen Adels und seiner Hint sassen im Kriege wenig auszurichten sei. Das Aufgebot wurde besser regelt und geordnet, gleichmäßiger auf die verschiedenen Bezirke verthei Der Zar verlangte strenge Subordination und untersagte — freilich ni mit bleibendem Erfolg — die Rangstreitigkeiten unter den Heerführern, denen man auf die Stellung der Väter und Großväter zurückging. — dem Bewußtsein aber, daß ein solches Aufgebot dennoch nicht genüge sei, war Iwan darauf bedacht, auch ein stehendes Heer zu errichten — die in der russischen Geschichte fortan viel genannten Strelitzen — (Schütze — ein Kriegsvolk, das im Lauf der Zeiten den Janitscharen in mehr a einer Beziehung nur zu sehr ähnlich wurde. Zunächst leistete es sehr gu Dienste, namentlich bei der Belagerung von Kasan.

Daß es um die Rechtspflege nicht anders als sehr übel bestellt se konnte, das lag in dem Wesen des gesammten Zustandes. Iwans R gierung suchte auch hier nach Möglichkeit zu steuern und zu helfen. „D Zar und Großfürst Iwan Wassiliewitsch" ließ zu solchem Ende „mit seine Bruder und den Bojaren" (1550) ein neues Gerichtsbuch (Ssudebni veröffentlichen —: im Wesentlichen eine Erweiterung desjenigen, das unt dem Großfürsten Iwan III. ein halbes Jahrhundert früher (1497) au gefertigt worden war. Dieser Ssudebnik ist eigentlich nicht ein Gesetzbu am wenigsten ein umfassendes oder vollends systematisches. Es ist eigen lich eine Regelung des Rechtsverfahrens. Doch, da man sich eben d Aufgabe gestellt hatte der Unordnung und dem Unfug zu steuern, d herrschend geworden waren und schwerlich mit wissenschaftlicher Bestimm heit und Schärfe zu sondern wußte, was in eine Prozeß-Ordnung, wa

Digitized by Google

in ein Gesetzbuch gehört, enthält diese Reihe von Satzungen allerdings auch mancherlei Anordnungen, die in das Gebiet des Personenrechts — des Privatrechts — und selbst des Criminalrechts gehören. Wie das der unmittelbare Zweck des Ganzen mit sich bringt, treten besonders die Strafbestimmungen hervor, durch welche man der Bestechlichkeit der Richter vorzubeugen und der Willkür zu steuern hoffte.

Merkwürdig ist vor allem die Verfügung, der zufolge überall in allen Landbezirken — namentlich in den, den Statthaltern der Provinzen „zu ihrem Unterhalt" verliehenen Gebieten — mögen sie mit oder ohne Bojaren-Gericht verliehen sein — „Aelteste" und „Geschworene" — (wahrscheinlich gewählte) — sein und wenn eine Klage vor den Gebieter des Bezirks oder seinen Tiun gebracht wird, im Gericht sitzen sollen. Ohne die Aeltesten und Geschworenen soll nicht Recht gesprochen werden. — Dies Verfahren war bisher nur in Nowgorod und Pskow eingeführt — oder wieder eingeführt worden, nachdem lange Zeit auch dort die Statthalter des Zaren allein und willkürlich gewaltet hatten. — Aus der jetzt verfügten Neuerung läßt sich entnehmen, wie weit die Herrschaft der Belehnten auf ihren Lehngütern, auch über die persönlich freien Untersassen sich bereits gesteigert hatte; wie wenig — außer der Freizügigkeit — von Freiheit des Landvolks übrig gewesen sein kann.

An der Spitze der widerstrebenden Partei, die allen diesen Neuerungen und reformirenden Bestrebungen auf das entschiedenste abgeneigt war und sie immer und überall zu hemmen und zu lähmen suchte, stand natürlich die Geistlichkeit der russischen Kirche.

Diese Geistlichkeit hatte sich von den frühesten Zeiten an wohl nie zu einem sehr hohen Standpunkt der Bildung erhoben, denn schon im elften Jahrhundert sieht sich Nestors Chronik veranlaßt über die vielen Mönche zu klagen, die starken Getränken übermäßig ergeben, immerdar betrunken seien. Später, unter dem Joch der Tataren, und wie das ganze russische Volk mehr und mehr verwilderte, wie die Beziehungen zu Constantinopel und dem Klerus Griechenlands immer seltener und schwächer wurden, konnte sie nur tiefer und tiefer sinken. Die Kirche Rußlands war wirklich einem traurigen Zustand verfallen; einer Rohheit und Unwissenheit, von der es in unseren Tagen schwer ist sich einen Begriff zu machen. Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Daß eine solche Geistlichkeit alles Fremde mit dem Argwohn des mißtrauischen Barbaren betrachtete, von sich wies und haßte, liegt in der Natur der Sache. Viele, die nicht ganz auf der alleruntersten Stufe roher Unbildung standen, hatten denn auch ihrerseits ein Bewußtsein davon, daß hinter dem Wissen und den Künsten der Fremde wohl eine allgemeine Bildung liege, die ihnen selbst, ihrer Kirche, ihrer Stellung gefährlich werden könnte, und fühlten sich dadurch zum Widerstand aufgefordert. — Die Würdenträger der Kirche vollends, die doch jedenfalls einen weiteren

Digitized by Google

Horizont übersahen, wußten und sahen sich selbst und ihre Kirche in d
pelter Weise gefährdet —: von außen bedroht durch das Herandrän
der lateinischen Kirche — im Innern durch einen strebenden, nach
formen verlangenden Geist, der sich merkwürdiger Weise auch hier, a
im Innern der russischen Kirche selbst trotz ihrer tiefen Verkommen
— wenn auch natürlich sehr vereinzelt — regte.

Schon das Dasein eines solchen Mönches, wie Sylvester war, lie
den Beweis, daß ein solcher Geist sich innerhalb der russischen Ki
regen konnte.

Die Gefahr, die von außen her drohte, war sichtbar genug. Mäch
drängte die lateinische Kirche heran, bemüht die polnischer Herrschaft
fallenen russischen Lande zu bekehren, soweit es ging die Bevölkerung
mittelbar für das römische Glaubensbekenntniß zu gewinnen, oder wo
sich unthunlich erwies, wenigstens durch die den Russen verhaßte „Unio
dem Papst zu unterwerfen. Die Mittel, deren man sich bediente, wa
nicht selten List — und offene Gewalt. — Der römische Stuhl h
sogar bereits unmittelbare Versuche gemacht den Beherrscher Rußlan
und damit Rußland für seine Kirche zu gewinnen. Namentlich ha
die Heirath Iwans III. mit einer griechischen Prinzessin, die sich
Union bekannte und im Papst das Oberhaupt der allgemeinen Kir
verehrte, in diesem Sinn benützt werden sollen. Der Papst hatte di
Verbindung gar sehr begünstigt und gefördert; ein päpstlicher Legat a late
hatte die Prinzessin nach Moskau begleitet und dort elf Wochen verwe
bemüht — wenn auch vergeblich — eine Bekehrung des Großfürsten a
zubahnen — und verschiedentlich waren seitdem päpstliche Sendlinge u
Missionaire in allerhand Gestalten in Rußland erschienen. Der Pa
Julius III. hatte sogar persönlich an den jungen Iwan IV. geschrieb
und ihm den königlichen Rang als Preis seiner Bekehrung verheißen.
Die Vorliebe Iwans für alles Fremde, die Geringschätzung, mit der
sich über alles Einheimische äußerte, konnte mithin der russischen Gei
lichkeit wohl bedenklich scheinen.

Was die Bewegung betrifft, die sich innerhalb der griechisch-russisch
Kirche selbst kund gab, müssen wir in der Zeit etwas weiter zurückgehe
um ihre Spuren nachzuweisen — in so weit das möglich ist. Wir b
rühren hier ein Gebiet der russischen Geschichte, das noch keineswegs hi
reichend aufgeklärt ist, und können nur bedauern, daß die in Rußlan
einheimischen Forscher, denen das ganze Material, auch das handschriftlic
in den Archiven, zugänglich ist — oder sein könnte — ihre Aufmerksamke
nicht in genügender Weise den jedenfalls merkwürdigen Erscheinungen z
gewendet haben, um die es sich hier handelt.

Schon seit längerer Zeit war es anerkannt und wurde darüber g
klagt, daß der slawonische Text der Kirchenbücher in hohem Grade, ja b
zum Unglaublichen, verdorben sei. Dem konnte in der That nicht wel

Digitized by Google

anders sein, da diese Texte zur Zeit nur handschriftlich existirten, und wie die von russischen Mönchen angefertigten und von fehlerhaften Abschriften mit neuen Fehlern abgeschriebenen Handschriften nach und nach ausgefallen sein mögen, das läßt sich denken. Der Text sollte in seiner Reinheit hergestellt werden, das war als nothwendig anerkannt — der Aufgabe war aber natürlich kein Einheimischer gewachsen.

Schon Iwan des Schrecklichen Vater, der Zar Wassily Iwanowitsch hatte deshalb, um das Jahr 1506, einen gelehrten Mönch, Maxim, aus den berühmten Klöstern am Berge Athos, nach Moskau berufen, wo er lange Jahre im Tschudowschen Kloster an der Herstellung der slawonischen Texte arbeitete. Da er sich gegen die Scheidung und zweite Ehe des Zaren aussprach, wurde er in ein Kloster nach Twer verbannt. Erst später, nach zwölf Jahren der Verbannung, durfte er in das Troyzkische Kloster bei Moskau zurückkehren, wo er dann bis an sein Ende (1556) verweilte.

Dieser Maxim, seiner Herkunft ein Grieche aus Albanien, hatte früher als Gelehrter oder Studirender zu Florenz und zu Paris gelebt, aber, wie sich schon aus den Jahreszahlen ergiebt, vor dem Auftreten der ...en-Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die ...ne Lehre noch nicht im westlichen Europa alle Geister bewegte.

Jetzt aber sah er sich, im Mittelpunkt Rußlands, veranlaßt, gegen die lateinische Kirche und gegen die Lehre Luthers zu schreiben. Er miß...ligte die weltliche Herrschaft des Papstes und warf der lateinischen ...e Abfall von der Wahrheit des Christenthums vor. Luthers Refor...n aber war in seinen Augen ein Frevel, der nur von weltlichen ...denschaften angeregt sein konnte.

Im Troyzkischen Kloster, von wo aus er gewiß nicht hoffen durfte, auf das westliche Europa einzuwirken, seine Stimme in solcher Weise zu ...heben, dazu konnte er wohl nur durch das bewogen werden, was un...bar um ihn her vorging.

Und so war es auch. Luthers Lehre breitete sich nicht nur in Polen aus — sie war auch schon in Moskau bekannt geworden und fand unter dem russischen Volk Anhänger nicht nur in der Hauptstadt selbst, sondern weit über diese hinaus — nach Osten hin bis in die Gegenden jenseits der Wolga, nach Norden bis an den fernen Bielo-Osero. Noch größeren Anhang aber fanden in der rohen Menge die kühneren oder wilderen Lehren, welche die allgemein herrschende Aufregung gleichzeitig zu Tage ...rte —: der Socinianismus, den die Jesuiten auch in Polen zu be...pfen hatten, und mancherlei Glaubensbekenntnisse, die zum Theil an die verschollenen Lehren der Arianer erinnerten — zum Theil weit über diese hinausgingen.

Solche Lehren trug um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein gewisser Matwey Baschkin, Bürger der Stadt in Moskau vor. Er leug...nete die Gottheit Christi, und erklärte, daß die Satzungen der ökumenischen

Digitized by Google

Concilien Irrlehren verfügten, daß es keine Sakramente gebe und d
nicht nur die Verehrung der Heiligen ein Irrthum, sondern auch, daß i
angebliche Heiligkeit selbst nicht in der Wahrheit begründet sei.

Zur Rechenschaft gezogen, nannte er zwei zu Moskau lebende Kat
liken — ihren Namen nach zu schließen, Polen — den Apotheker M
thäus Litwin und einen Andreas Chotejew, als die Urheber seiner Leh
und unter anderen auch einen russischen Mönch, Bielobajew, als Glauber
genossen. Besonders aber konnte er sich — was wohl sehr merkwürd
zu nennen ist — auf Kassian, griechisch-russischen Bischof von Räsan, b
rufen, der ihre Lehre gebilligt und sie sämmtlich in ihrem Glaub
bestärkt habe.

Nach den Polen-Litthauen unterworfenen russischen Landen — We
Rußland und Klein-Rußland — kam die Lehre der Reformirten, die
zahlreiche Anhänger fand, nicht blos aus dem Westen, unmittelbar a
Polen —: es stellten sich auch Reformatoren ein, die aus dem Inner
Rußlands kamen. Gleichzeitige Schriftsteller erwähnen dieser Prophet
mehrfach, die genaueste Auskunft giebt Wengerski in seiner Slavon
reformata.

Seinem Bericht zufolge erschienen (1552) zu Witepsk in Weiß-Ru
land drei Mönche, Namens Theodosius, Artemius und Thomas, die au
dem Inneren Rußlands — e media Moscovia kamen. Sie wußten, w
uns ausdrücklich gesagt wird, keine andere als ihre Muttersprache un
kannten natürlich keine anderen Schriften als in russischer Sprache ve
faßte. Das ist beachtenswerth, weil daraus hervorgeht, daß ihnen sell
die Lehre Luthers oder Calvins im Innern ihres Heimatlandes in rus
scher Sprache vorgetragen worden sein mußte —: ihrer Thätigkeit konn
es natürlich keinen Eintrag thun in den Provinzen Litthauens, in dene
das Russische die Landessprache war. Sie predigten gegen Idolatrie, ze
brachen Heiligenbilder und entfernten sie erst aus den Häusern, dann au
den Kirchen. Die griechisch-russische Geistlichkeit des Landes regte da
niedere Volk gegen sie auf, indem sie einem jeden, der sich ihnen an
schließen würde, mit Feuer und Schwert drohte.

Die russischen Mönche mußten weiter wandern. Sie zogen nach dem
Innern Litthauens — das heißt nach den kleinrussischen Landschaften —
„wo die Stimme des Evangeliums schon etwas freier ertönte". Theodosius
bereits über achtzig Jahre alt, starb kurze Zeit darauf; Artemius fan
eine Zuflucht bei dem Fürsten Georg Slucki in Wolynien; Thomas, un
terrichteter und beredter als die beiden anderen, wurde einige Jahre spät
als evangelischer Pfarrer nach Polotzk berufen, wo sich inzwischen ein
reformirte Gemeinde gebildet hatte.

Dem Feinde, gegen den sie sich zu vertheidigen hatte, in solcher Näh
gegenübergestellt, wußte wenigstens die höhere Geistlichkeit der russische
Kirche sehr bestimmt, warum sie jeden Einfluß der Fremde abzuwehren

Digitized by Google

suchte. — Die Fürsten der Kirche wiederholten dem Zaren — wie auch der Engländer Fletcher als unmittelbarer Zeuge berichtet — bei jeder Gelegenheit, daß die Einführung fremdländischer Kenntnisse Neuerungen hervorrufe und die Sicherheit des Staats gefährde — und namentlich erwiesen sie sich wachsam, sobald eine besondere Gefahr zu drohen schien.

So hegte der siebzehnjährige Zar Iwan den Wunsch, sich mit einer auswärtigen Prinzessin zu vermählen; das war ein Gegenstand seines jugendlichen Ehrgeizes. Der Metropolit Makariy war dagegen, redete ihm den Wunsch aus und bewog ihn, eine russische Braut zu wählen — „damit nicht fremde Sitten ins Land kämen!“

Eine Gelegenheit, ihren Widerspruch in bestimmte Sätze zu fassen, fand dann die Geistlichkeit, als Iwan und seine Rathgeber die bessernde Hand an Zucht und Haltung der russischen Kirche legen wollten. Sie machte den Versuch, ihren Widerstand in bestimmter Form zum Kirchen- und Landesgesetz zu erheben.

Im Jahr 1551 berief der Zar eine Versammlung nach Moskau, die erst in ihrem späteren Verlauf den Charakter einer kirchlichen Synode annahm; denn außer dem Metropoliten, neun Bischöfen und vielen Archimandriten waren zunächst auch die Bojaren und weltlichen Würdenträger berufen. Dieser Versammlung wurde der neue Ssudebnik zur Durchsicht vorgelegt, damit auch die Kirche ihren Segen dazu gebe.

Dann schlug der Zar den geistlichen Herren insbesondere vor, auch die Kirche in Ordnung zu bringen; die Gebräuche derselben zu prüfen, den verdorbenen Text der Kirchenbücher herzustellen und die Sitten der Geistlichkeit einer strengen Zucht zu unterwerfen.

Er legte eine Reihe von Fragen vor; die Antworten, welche die Prälaten in der Form von Entscheidungen und Satzungen darauf ertheilten, bilden den vielgenannten Stoglawnik — das Buch der hundert Capitel, das noch bis auf den heutigen Tag in den Spaltungen der russischen Kirche, wie in den geschichtlichen Theorien der politischen Parteien Rußlands seine Bedeutung hat, leider aber noch nie und nirgends vollständig herausgegeben ist, so daß wir es nur durch Auszüge kennen.

In einer Beziehung waren die Prälaten geneigt, dem Zaren zu willfahren; der Stoglawnik enthält eine lange Reihe von Bestimmungen, die den Zweck haben, eine bessere Kirchenzucht einzuführen. So wird verfügt, daß in Moskau und überall im Reich Eparchial-Starosten und Zehnmänner aus der Zahl der besten Priester gewählt werden sollen, zur Aufsicht über den Kirchendienst und über die Geistlichen, damit alle heiligen Gebräuche mit Genauigkeit erfüllt werden. So war es ehemals in dem Gebiet der freien Stadt Pskow gewesen. Diese Kirchenordnung sollte jetzt im ganzen Lande eingeführt werden. Die weiteren Verfügungen thun dann in erschreckender Weise dar, daß die Verbesserungen von einer sehr niedrigen Stufe aus beginnen mußten, und mehr als das: sie entrollen vor un-

seren Augen ein Bild sittlicher Verderbtheit, vor dem wir staunend zu beben.

Der Stoglawnik beklagt namentlich, daß man in den Klöstern n des Seelenheils gedenke, nur auf körperliche Genüsse bedacht sei, lustig und die Klosterdörfer zu Grunde richte. Es soll den Bischöfen und stern auch fernerhin gestattet sein, die Bürger und Bauern mit Vorschü in Geld zu unterstützen —: aber ohne Wucher. Die Archimandriten Igumenen sollen fortan nicht Gastmäler in ihren Zellen veranstalten; soll im Kloster nur eine einzige Tafel geben für alle; außer Wein man in den Klöstern keine starken Getränke haben, weder Brannt noch Meth. Die Mönche sollen nicht „schamlos" Frauen und Mäd zu sich in ihre Zellen kommen lassen; sie sollen nicht „unbärtige Knab bei sich halten.

Auch sollen die Mönche nicht zu ihrem Vergnügen in den Stä und Dörfern herumreiten. Diese Vorschriften der Mäßigung und E haltsamkeit werden auch auf die Weltgeistlichen ausgedehnt. In Bezieh auf diese letzteren wird ein älteres Kirchengesetz erneuert, dem zufolge ih nicht gestattet ist, nach dem Tode ihrer Frauen, als Wittwer, priesterl Functionen zu üben. Sie sollen in ein Kloster treten.

Den Mönchen wird untersagt, sei es in den Klöstern, sei es au halb derselben, mit Nonnen zusammen zu leben. Mönche und Non baden gemeinschaftlich in den öffentlichen Badstuben (Dampfbädern). A das soll fortan nicht geschehen. (In diesen Badstuben waren die Räu für Männer und Frauen durch eine leichte Holzwand getrennt; in Vorhalle aber, in der die Badenden aus beiden Abtheilungen wieder zur Abkühlung verweilten, trafen sie sich vollkommen unbekleidet.)

Faule Mönche, klagt der Stoglaw, entweichen aus den Klöstern, sich aller Zucht und Aufsicht zu entziehen, legen in den Wäldern E siedeleien an und fallen dann ihren Mitbürgern zur Last, von denen Gaben fordern. Eine Menge von Mönchen, Nonnen und Laien, die übernatürlicher Träume und der Gabe der Weissagungen rühmen, trei sich mit Heiligenbildern von Ort zu Ort im Lande herum und samm in unanständiger Weise Geld, angeblich zum Bau neuer Kirchen. Gebot des Zaren, daß dergleichen Unfug fortan nicht geduldet werde, auf den Märkten bekannt gemacht werden, und wollen die Landstreic nicht gehorchen, so sollen sie vertrieben, die Heiligenbilder ihnen abgenomm und den Kirchen überwiesen werden.

Auch wird den Geistlichen insgesammt geboten, ihre vorschriftsmäß Standestracht und keine andere, keine ungewöhnliche Kleidung zu trag Jeder Stand hat seine Tracht —: „schickt es sich wohl für einen Die der Kirche, sich wie ein Weib mit Gold und Perlen, mit Spitzen u Stickereien zu putzen?" — (Diese Bemerkung konnte sich wohl nur a die höheren Würdenträger der Kirche beziehen.)

Digitized by Google

Endlich war man auch darauf bedacht, der Unwissenheit der Geistlichkeit zu steuern, aber die Forderungen und Hoffnungen der Synode gehen auch in dieser Beziehung nicht über das allerbescheidenste Maß hinaus. Sie beschränken sich im Wesentlichen darauf, daß Priester und Diakonen des Lesens, Schreibens und Singens kundig sein sollen. — Auf die betreffende Frage des Zaren und die Bemerkung, daß es früher viele des Lesens, Schreibens und Singens kundige Geistliche gegeben habe, antwortet die Synode klagend: Die Geistlichen richten an die Stawleniks (Candidaten) die strenge Frage, warum sie so wenig lesen und schreiben könnten, und erhalten die Antwort: wir lernen bei unseren Vätern oder bei unseren Vorgesetzten, und mehr können wir nirgends lernen. Die Väter und Vorgesetzten wissen aber selber nur wenig — während sie früher, als es in Moskau und Nowgorod und in anderen Städten Schulen gab, lesen schreiben und singen lernten. — (Weiter also reichte die allgemeine wissenschaftliche Bildung der Geistlichkeit auch in den schönsten Tagen der Vergangenheit nicht.) — Nun beschließt die Synode „nach dem Rath des Zaren", daß gute Priester, Diakonen und Vorsänger gewählt werden sollen; verheirathete und gottesfürchtige Leute, im Lesen und Schreiben bewandert. In den Häusern dieser Leute sollen dann Schulen eingerichtet werden; die Auserwählten sollen da die Kinder — die künftigen Geistlichen — in aller geistlichen Zucht unterrichten, sie vor sittlichem Verderb bewahren und sie lesen, schreiben und singen lehren. Man hoffte, scheint es, daß selbst die bereits ordinirten Priester und Diakone noch ordentlich lesen und schreiben lernen könnten, wenn nur erst die Schulen eingerichtet wären.

Wie man einerseits beflissen war den Gottesdienst besser zu ordnen und würdiger einzurichten, wollte man andererseits auch von der Gemeine ein anständiges Benehmen in der Kirche fordern. Neben den umständlichen Verfügungen über das Läuten der Glocken, den Kirchengesang und die Liturgie, Vigilien und Vesper, steht ein Verbot, dem zufolge weder ein Fürst, noch ein Bojar, noch sonst ein Christ bedeckten Hauptes — mit einem Käppchen — in die Kirche treten solle; — noch auch in mohamedanischer Tracht. (Verfügungen, zu denen wohl die getauften Tatarenfürsten Veranlassung gegeben haben mögen.)

Auch eines Unfugs, der vorzugsweise im moskauischen Gebiet einheimisch gewesen zu sein scheint, wird mit Strenge gedacht. Die Bauern bringen dort die Kuchen, die zur Gedächtnißfeier der Verstorbenen auf den Gräbern verzehrt werden, in die Kirche; am Vorabend des Osterfestes auch Osterlämmer, Osterbrote und Käse — und das Alles wird auf den Altar gelegt. Fortan soll dergleichen nicht geduldet werden.

Weiter erhebt sich der Stoglaw mit großem Eifer gegen manchen Aberglauben, manchen Gebrauch, der ohne Zweifel aus der alten Heidenzeit der Slawen herstammte. Er verbietet den Leuten, sich in der Sommer-

Sonnenwende-Nacht zu versammeln und, wie sie pflegen, diese ganze N hindurch zu tanzen, zu spielen und zu trinken, oder den Weihnachtsab und den Abend vor Epiphanias und vor dem Fest des heiligen Basil des Großen in derselben Weise zu begehen; er verbietet am Gr donnerstage Stroh zu verbrennen und dabei die Verstorbenen bei Nai zu rufen. Er untersagt den Leuten am Pfingstsonnabend auf den Kir höfen zu weinen, zu schreien, herumzuspringen und „satanische Lieder" singen. Auch den Geistlichen selbst wird der Zauber verboten, den sie diesen Festtagen in unchristlicher Weise zu üben suchen. Sie sollen ni Salz auf den Altar legen und damit dann Kranke zu heilen suchen.

Derselbe Eifer wendet sich dann auch gegen abergläubige Gebräu die in viel ernsterer Weise in das Leben eingreifen konnten. Gegen l gerichtlichen Zweikampf hat der Stoglawnik wenigstens unmittelbar nic einzuwenden; es ist in der Geschichte Rußlands wenig oder gar nicht Rede davon, so daß wir eigentlich erst durch die Satzungen dieser Syn erfahren, daß er auch in Rußland und zwar auch zu dieser Zeit n üblich war. Die versammelten Kirchenfürsten haben, wie gesagt, nic dagegen. Sie erklären sich nur gegen die Zauberer, die dabei auftre — das Loos werfen — nach den Sternen schauen und nach einer so nannten „Aristotelischen Pforte" (wahrscheinlich einem damals bekannt astrologischen Buch) wahrsagen und voraus verkünden, wer Sieger bleib wird, „wodurch das Blutvergießen vermehrt wird". — Ueberhaupt spri sich die Synode gegen die Verblendeten aus, die aristotelische oder astr logische Bücher halten, Zodiake, Almanache und andere mit „häretisc Weisheit angefüllte Werke" — und besonders auch gegen die falsch Propheten, die nackt, barfuß, mit fliegenden Haaren von Dorf zu D laufen, am ganzen Leibe zitternd zur Erde fallen und von Erscheinung des heiligen Athanasius fabeln.

Daneben sind die Würdenträger der Kirche sehr sorgfältig dara bedacht, die geistliche Gerichtsbarkeit, die ihnen zusteht, in ihrem ganz Umfang zu wahren. Nicht weniger als ein Viertheil des Stoglawni beschäftigt sich mit diesem Gegenstand.

Am bedeutsamsten aber sind vielleicht eine Anzahl Verfügungen, d hie und da in der ohne inneren Zusammenhang aneinander gereiht Sätzen zerstreut sind und zu deren Verständniß der Schlüssel wohl i neununddreißigsten Capitel des Stoglawniks zu suchen ist. — „Ein jede Land betrachtet sein Gesetz als ein Erbgut, welches nicht auf ein ander übergehen kann, sondern ein jedes Land hält seine Sitte für ein Gesetz — erklärt die Versammlung an dieser Stelle: „Wir Rechtgläubige ab haben uns, obgleich wir das wahre Gesetz von Gott empfingen, denno durch die Gottlosigkeit anderer Länder befleckt; weshalb auch Gott al Arten von Züchtigungen wegen dieser Uebertretung über uns verhängt."

Um Abwehr alles Fremden war es den geistlichen Herren unverkennba

Digitized by Google

vor allem zu thun. Selbst der Artikel des Stoglaw, der den Diöcesan-Vorständen zur Pflicht macht, strenge darauf zu achten, daß sich in den zum Gottesdienst gebräuchlichen Büchern keine Fehler fänden, der Text ein unverdorbener sei, konnte wenigstens nebensächlich solchen Zwecken dienen. Er bezog sich auf die verdorbenen Texte der schlechten Handschriften, mit denen man sich behalf. Nebenher konnte er aber auch auf die sogenannte Skorina'sche Bibel angewendet werden. Die so bezeichnete Ausgabe der slawonischen Bibel war nämlich in den Jahren 1517—1519 zu Praga bei Warschau gedruckt; ein Doctor medicinae, Franz Skorina, aus Polozk in Weiß-Rußland gebürtig, hatte sie besorgt und den Cyrillischen Text hin und wieder verbessert. Der bekannte Dobrowski glaubt, der König Sigismund „der Alte" von Polen habe diese Ausgabe veranlaßt; dafür fehlen freilich die bestimmten Beweise, dagegen aber läßt der Taufname des Herausgebers „Franz" keinen Zweifel darüber, daß er nicht der griechisch-russischen Kirche angehörte. Diese Bibel war in Rußland nicht unbekannt geblieben und noch heute finden sich dort hin und wieder in Klosterbibliotheken einzelne, lange vergessene und unbeachtete Exemplare derselben, die wissenschaftliche Forschung erst in neuester Zeit gleichsam wieder entdeckt hat. Nicht nur in der Bibliothek des berühmten Höhlenklosters zu Kiow — wo man nicht überrascht sein konnte sie zu finden — sondern auch in dem größten und berühmtesten Kloster des hohen Nordens —: in dem Solowetzkischen Kloster auf der fernen Insel im Weißen Meer. Das deutet auf weitere Verbreitung des Buchs.

Bestimmter und ausschließlicher gegen fremdländische Sitte und Anschauungsweise gerichtet ist dann schon der Artikel, dem zufolge die Kirchenbilder nur nach alten griechischen Mustern vervielfältigt werden dürfen oder nach denen die der moskauische Mönch Andreas Rublew zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts oder andere „berühmte Künstler" gleicher Schule gemalt hätten. Auch soll sich niemand mit dieser heiligen Arbeit beschäftigen dürfen als diejenigen, welche der Zar und die Bischöfe, ihrer Geschicklichkeit und ihres untadelhaften Wandels wegen, dessen würdig achten.

Und wie die russische Kirche bis auf die neueste Zeit herab unerschütterlich an dem Grundsatz festhielt, daß ein Katholik, der zum griechischen Glaubensbekenntniß übertritt, von neuem getauft werden muß — wodurch die lateinische Kirche mittelbar als eine überhaupt eigentlich gar nicht christliche hingestellt wird, deren Sacramente keine Gültigkeit haben — so bestand der Stoglawnik insbesondere mit größtem Nachdruck auf allen Einzelnheiten des Rituals und der Ceremonien, durch welche die orientalische Kirche sich von der lateinischen unterscheidet. Er gebietet auf das Strengste das Zeichen des Kreuzes mit dem Mittel- und Zeigefinger — also in der von dem Gebrauch der lateinischen Kirche abweichenden Weise — zu machen; bei Taufe und Trauung nach dem scheinbaren Lauf

Digitized by Google

der Sonne, von der Linken zur Rechten, um den Taufstein, um d Pult zu gehen und dergleichen. Der Fluch der Kirche lastet auf je Abweichung.

Nicht minder weiß die Synode, wo sie gegen einheimische Unsitte d Laienwelt eifert, auch fremde Sitte überhaupt zu verurtheilen. Sie eif gegen den Meineid, der häufig vorkomme, gegen unzüchtige Reden, geg die Banden von Possenreißern, zu denen sich hunderte von Menschen ve einigen, die in die Dörfer fallen, auf Kosten der Bauern schwelgen u sie plündern — auch Reisende auf der Heerstraße anfallen. Sie eife nicht minder gegen die Unsitte der „Bojaren-Kinder", die in hellen Hauf in die Schenken wandern, Würfel spielen und sich zu Grunde richte Sie verhängt die Mißbilligung der Kirche darüber, daß man auf d Märkten Hasen, Enten und erwürgte (in Schlingen gefangene) Birkhühn verkaufe; daß man ganz gegen die Satzungen der ökumenischen Concilie Blut und Würste esse. Mit dem größten Nachdruck aber verhängt sie d Fluch der Kirche über den, der, lateinischer Sitte folgend, sich den Ba scheeren lasse und fremdländische Kleidung trage.

Die versammelten russischen Prälaten erklärten feierlich: „Von all mit Kirchenbann belegten Ketzereien ist keine so verwerflich und straf als das Bartscheeren. Sogar das Blut der Märtyrer läßt ein solch Verbrechen ungesühnt; wer also seinen Bart abscheert um der Gunst d Menschen willen, der ist ein Uebertreter des Gesetzes und ein Feind Gott der uns nach seinem Ebenbilde schuf." — Das Ebenbild Gottes al entstellt und entweiht der Mensch frevelnd in sich selbst, wenn er sich d Bart scheert.

Die verschiedenen, mehr politischen als wissenschaftlichen Parteien, d in Rußland oft einander entgegengesetzte Ansichten von der alten Lande geschichte verfechten, haben sich natürlich auch mit diesem Punkt des St glawniks beschäftigt, der in der That geeignet ist die Aufmerksamkeit a sich zu ziehen. Die Slawänophilen bemühen sich — bestimmt theils dur ein an sich achtungswerthes Gefühl der Pietät, theils aber auch um f die verlangte slawisch-nationale Weiterbildung eine Grundlage zu gewinn — in der Vergangenheit Rußlands zu sehen und nachzuweisen, was i der That vielfach nicht in ihr ist. Sie haben zum Theil auch den St glawnik unter ihren Schutz genommen und sind nicht ohne Scharfsin bemüht gewesen, eine tiefsinnige und namentlich echt slawisch-nationa Weisheit darin zu entdecken. Nebenher möchte man gern wahr haben, da der Zustand der russischen Kirche zur Zeit so schlimm nicht gewesen s wie man nach den Worten des Stoglawniks glauben könnte. Darau daß der Zar — oder vielmehr Sylvester in seinem Namen — in seine an die Synode gerichteten Fragen schonende Wendungen braucht; daß bemerkt, früher — oder bis vor Kurzem — habe man zu Aebten u Igumenen Leute gewählt, die nicht dem Trunk ergeben waren; — ode

Digitized by Google

einige liederliche Mönche liefen aus den Klöstern davon —: aus solchen Wendungen möchte man gerne folgern, der sittliche Zustand des alten Rußlands sei so schlimm nicht gewesen. Die Uebel, die der Stoglawnik namentlich in der Kirche rügt, hätten sich nur in vereinzelten Fällen — gleichsam nur von weitem gezeigt oder angekündigt. Leider widerspricht das gesammte Quellen-Material, das vor uns liegt, nur zu entschieden einer so milden Deutung. Einheimische und auswärtige Stimmen berichten darüber in gleicher Weise.

Den Punkt, das Bartscheeren betreffend, sucht man in ziemlich gezwungener Weise mit Hülfe fern abschweifender Vermuthungen zu rechtfertigen. Man will sie im Zusammenhang mit einer „moralischen Krankheit der Zeit“ erklären, deren Dasein man nicht leugnen kann, obgleich der sittliche Zustand so schlimm nicht gewesen sein soll. Aber die Beweise eines solchen Zusammenhanges fehlen. Daß die schamlosesten Laster wider die Natur in Rußland die weiteste Verbreitung gefunden hatten, daran ist freilich nicht zu zweifeln — ja der Zweifel ist geradezu unmöglich. Nicht nur die Zeugnisse aller Fremden, die Rußland im Lauf des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gesehen haben, sind in dieser Beziehung einstimmig —: die einheimischen Quellen sprechen sich nicht minder entschieden aus. So die Erlasse des Metropoliten Makariy an seine Diöcesan-Bischöfe — die eifernden Schriften des russischen Mönchs Wassian — die des gelehrten Griechen Maxim, der die russische Geistlichkeit beinahe vorzugsweise dieser Frevel zeiht. Der Stoglawnik endlich selbst nennt die Laster in nacktester Weise bei Namen, klagt, daß sie herrschend seien im Lande, und belegt sie mit dem Bann der Kirche. Aber das Alles steht zu dem Document in keinem inneren Zusammenhang mit dem Punkt, um den es sich hier handelt.

Doch, können wir auch solche apologetische Vermuthungen und geheimnißvolle Andeutungen ohne Beweise nicht gelten lassen, so braucht darum doch dieser Artikel des Stoglawniks nicht unerklärt zu bleiben. Eine sehr einfache und genügende Erklärung scheint vielmehr sehr nahe zu liegen.

Der Stoglawnik nennt das frevelhafte Bartscheeren einen lateinischen Gebrauch und ächtet ihn im Zusammenhang mit dem Gebrauch fremdländischer Kleidung und der sündhaften Gewohnheit, Blut und das Fleisch erwürgter Thiere zu essen. Auch der Nomocanon der russischen Kirche — das Kirchengesetzbuch, die sogenannte Kormtschaya Kniga, — älter als der Stoglawnik, brandmarkt das Scheeren des Barts als „lateinische Ketzerey.“

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Geistlichkeit der lateinischen Kirche, im sechzehnten Jahrhundert wie früher und später und auch gegenwärtig noch, den Bart zu scheeren pflegte, um sich auch dadurch von der Laienwelt zu unterscheiden, und daß in mehreren Mönchsorden der latei-

Digitized by Google

nischen Kirche das Scheeren des Barts durch die Ordensregel vorg schrieben ist.

Besonders aber müssen wir uns der Encyclica erinnern, die i neunten Jahrhundert (879) der Patriarch von Constantinopel, Photiu in seinem Streit mit dem Papst Nicolaus, an die Bischöfe des Orien richtete; dieser vor allen wichtigen Encyclica, die den Bruch der orient lischen und lateinischen Kirche herbeiführte und feststellte, und auf weld die griechische Kirche sich auch in den weiteren Streitigkeiten, bis zum en lichen, unwiderruflichen Schisma im elften Jahrhundert immer wiede berief. Der Patriarch wirft darin der lateinischen Kirche als unsühnba Ketzereien vor, daß ihre Anhänger sich nicht, dem apostolischen Gebot gemä des Bluts und des Fleisches erwürgter Thiere als Speise enthalten un daß ihre Priester den Bart scheeren.

Diese Reihe von Sätzen ist also überhaupt nicht ein selbständig Werk der moskauischen Synode, das etwa durch moralische Gebrechen d Zeit, der damaligen Gegenwart hervorgerufen sein könnte; sie ist gena der Encyclica des Patriarchen Photius entnommen, in den Stoglawn übergegangen — erweitert nur durch den Zusatz die „fremdländische Kl dung" betreffend. Sie ist, wie danach wohl hinreichend klar scheint, i sechzehnten Jahrhundert wie im neunten in unmittelbarster Weise geg die lateinische Kirche und west-europäische Sitte gerichtet. Der Priest der lateinischen Kirche mit seinem glatten Kinn ist es, der als der ärgs aller Frevler und Ketzer hingestellt wird.

Merkwürdig aber bleibt, daß die Beschlüsse dieser Synode, wie d Stoglawnik sie zusammenfaßt, so weit wir sehen können, niemals förmli von Seiten der weltlichen Regierung Rußlands anerkannt und als Kirche gesetz des Landes bekannt gemacht worden sind. Warum die Regierun die Beschlüsse, die sie durch ihre Fragen hervorgerufen hatte, nun ihrerseit in dieser Weise stillschweigend fallen ließ oder doch stillschweigend ignorirt das wird uns nirgends gesagt. Doch liegt die Vermuthung nahe, da diese Satzungen, die mit solcher Schroffheit die europäische Civilisation al fremdländische Gottlosigkeit abwiesen, in ein und anderer Beziehung nic den Wünschen des Zaren und Sylvesters entsprachen. Beide stande unter dem Einfluß der Schriften des gelehrten Maxim und dieser eifert zwar als glaubenstreuer Anhänger der griechischen Kirche gegen die latei nische und gegen die Reformation — aber er hatte doch zu lange i Westen gelebt, um die Bildung und das Wissen der lateinisch-germanische Welt in so roher Weise zu verwerfen.

Die Geistlichkeit war demungeachtet beflissen, im Geist des Stoglawnik zu handeln. So richtete der Metropolit Makary Erlasse an seine Di cesan-Bischöfe, in denen er die Verfügungen der Synode von 1551 theil weise aufnahm, wenn auch ohne sich ausdrücklich auf die hundert Capite zu berufen. Auch säumte er nicht Ketzer zu verfolgen. Er berief 155

Digitized by Google

eine Synode nach Moskau, um Matwey Baschkin und die Glaubensgenossen, die er genannt hatte, zu richten. — Der Bischof von Räsan, bejahrt und vom Schlage gerührt, wurde mit einiger Schonung behandelt; er wurde seines Amts enthoben, in ein Kloster in Ruhestand versetzt; die Uebrigen verurtheilte die Synode zu lebenslänglichem Kerker. — Der gleichzeitige Fürst Andrey Kurbsky spricht mit Verachtung von den Bischöfen, die da als Richter versammelt waren, und nennt sie Trunkenbolde.

Besonders aber ließ sich die Geistlichkeit dann auch weiter folgerichtig angelegen sein jede Neuerung, alles Fremde abzuwehren. Der Zar — oder Sylvester — dem es ernstlich um die Herstellung eines correcten Textes der Kirchenbücher zu thun war, ließ in Moskau 1553 eine erste Druckerei anlegen, wie es scheint, um die Kirchenbücher in ihrer verbesserten Gestalt vervielfältigen und alle Kirchen damit versehen lassen zu können, um zu verhüten, daß die Texte nicht wieder in fehlerhaften Abschriften verunstaltet würden. Die Kirche sah das sehr ungern. Die Druckerei brannte sofort ab, und wie namentlich der gleichzeitige Fletcher bezeugt, zweifelte niemand in Moskau, daß die Geistlichkeit das Feuer habe anlegen lassen. Jedenfalls wurden dem neuen Unternehmen so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß das erste in Rußland gedruckte Buch, die Apostelgeschichte, erst elf Jahre später (1564) erscheinen konnte.

Vollkommen ohnmächtig erwies sich der Stoglawnik in seinem reformatorischen Theil. Es scheint nicht, daß man fortan Aebte und Igumenen gefunden habe, von denen keiner dem Trunke ergeben gewesen wäre; die Geschichte läßt uns im Zweifel darüber, ob wirklich die Frauen und unbärtigen Knaben aus den Zellen der Klöster verbannt wurden. Das aber wissen wir, daß die Forderung, daß alle Priester und Diakonen des Lesens und Schreibens kundig sein sollten, sich als eine zu kühne erwies. Noch ein Jahrhundert später hören wir den Patriarchen Nikon darüber klagen, daß die russische Geistlichkeit diesen Grad der Bildung nicht erreicht habe. Und was die Mönche betrifft, bezeugt Olearius gleich allen anderen Reisenden, die Rußland im siebzehnten Jahrhundert gesehen haben, daß unter zehn kaum einer war, der — das Vaterunser wußte.

Da sich andererseits der Zar und seine Rathgeber in dem Streben, Rußland dem übrigen Europa zu nähern, nicht stören ließen, blieb der Stoglawnik zur Zeit seiner Entstehung eigentlich ohne nennenswerthen Einfluß. Denn die Geistlichkeit hätte auch ohne die Beschlüsse der moskauischen Synode gehandelt wie sie that. Dagegen gewann er später, zur Zeit des falschen Dmitry, eine sehr beachtungswerthe geschichtliche Bedeutung, da das russische Volk sich an diese Satzungen klammerte, in denen es die strengste Verurtheilung der verhaßten fremden Kirche und Sitte fand. Eben so zur Zeit des Widerstandes, den ein namhafter Theil des russischen Volks den Neuerungen Peters des Großen entgegensetzte. — Und

Digitized by Google

noch bis auf den heutigen Tag ist die geschichtliche Bedeutung des S glawniks nicht ganz verklungen.

Noch eine zweite Wandlung sollte mit dem Zaren Iwan vorgel Kaum dreiundzwanzig Jahre alt wurde er (1553) zu Moskau von schw Krankheit befallen; sein Leben schwebte in Gefahr, er wurde gemahnt, Haus zu bestellen.

Da ernannte er in seinem letzten Willen seinen kaum halbjähri Sohn Dmitry zum Nachfolger in der Herrschaft; die versammelten W denträger des Reichs sollten sich eidlich auf den Inhalt dieser Urku verpflichten — sie weigerten sich dessen; sowie sie den Gefürchteten, des Sclaven sie sich nannten, ohnmächtig, dem Anschein nach hoffnungsl dem Tode verfallen auf das Krankenlager hingestreckt sahen, fanden den Muth trotziger Widersetzlichkeit wieder; sein Wille war nicht m geheiligt; niemand gehorchte. Eine Scene, die sich noch öfter wiederho sollte in der russischen Geschichte.

Die Thronfolge war nicht gesetzlich geregelt, ein Unheil, das a noch oft in den Schicksalen Rußlands verhängnißvoll hervortreten sol Schon in dem Umstand, daß der Zar eine besondere Verfügung und ein besonderen Eid nöthig achtete, um seinem Sohn die Krone zu sichern, li das Geständniß, das hier nicht auf die selbstverständliche Macht ein Gesetzes zu rechnen war. Aber die Bojaren fürchteten die nominale He schaft eines Kindes und erwogen argwöhnisch und neidisch, wem wohl Macht im Namen dieses Kindes zufallen werde. Fedor Adaschew, Vater des Günstlings, erklärte dem Zaren, die versammelten Herren sei bereit, ihm und seinem Sohn zu gehorchen, nicht aber den Sacharj Jurjews. Nur Wenige ließen sich zu dem verlangten Eide bestimmen; große Mehrzahl, die sich erinnerte, wie unheilvoll sich die Regierung ein Unmündigen erwiesen hatte, wendete sich dem Vetter des Zaren, dem Fürst Wladimir Andreyewitsch zu, was ohnehin den altrussischen Vorstellung entsprach, denen zufolge die ältere Generation der jüngeren, der On dem Neffen vorging. Der Fürst Wladimir sammelte jüngere Edellen in Waffen um sich und schien entschlossen, sich des Throns zu bemächtige so wie der Zar verschied. — Aber schon am folgenden Tag — 12. März — zeigte sich Iwan neu gekräftigt und entschlossener; er berief die Sacharj Jurjews zu sich, nebst den anderen Bojaren, die den Eid geleist hatten und gebot Gewalt zu brauchen gegen die Widerspänstigen; ihre nicht zu schonen. Es war offenbar, der Zar war auf dem Wege de Genesung; da war Gewalt nicht nöthig; nicht nur verstummte der Auf ruhr, der keinen unmittelbaren Zweck mehr hatte, auch die unbedingtest Unterwürfigkeit trat augenblicklich wieder hervor. Alle, auch der Fürst Wladimir, leisteten nun den verlangten Eid, und ein jeder der Bojaren

Digitized by Google

war darauf bedacht, die Gunst des Zaren dadurch wieder zu gewinnen, daß er Andere anklagte und verrieth, die Schuld von sich abwälzte und auf Andere übertrug.

Iwan erwies sich zunächst gemäßigt und übte an niemandem Rache; das ganze Ereigniß ließ aber doch in seinem Gemüth einen Stachel zurück; besonders scheint ihn beschäftigt zu haben, daß auch Sylvester und Adaschew sich dem Fürsten Wladimir zugeneigt hatten; sie verloren einen Theil ihres Ansehens bei ihm. Ein krankhafter Argwohn, ein Mißtrauen gegen Alles, was ihn umgab, beherrschte ihn mehr und mehr — unbedingt nachdem die Zarin Anastasia (1560) gestorben war. Seine wahre böse Natur trat nun gebietend hervor, wie sie sich schon in früher Jugend gezeigt hatte, und streifte allen fremden Einfluß ab; er wurde nun er selbst — der Schreckliche!

Sylvester und Adaschew wurden verbannt. Den ihm so lange befreundeten Mönch nannte Iwan jetzt in einem Brief an den Fürsten Kurbsky einen schlauen Heuchler, der ihn im Bunde mit Adaschew durch kindische Schreckbilder geängstigt habe. Beiden wurde zum Vorwurf gemacht, daß sie den Fürsten Wladimir begünstigt und in den Bojaren den alten Geist des Eigenwillens angeregt hätten. Eine andere Seite seines Charakters verräth Iwan durch den Vorwurf, sie hätten ihn an der Spitze weniger Krieger gegen Kasan in Feindes Land geschleppt und weder seiner Gesundheit noch seines Lebens geschont. Jetzt aber, erklärt der Zar, sei er entschlossen, kein Kind mehr zu sein in den Jahren der Mannheit.

Ein Gedanke scheint ihn fortan fast ausschließlich beherrscht zu haben: der Gedanke alles zu vernichten, was in Rußland irgend noch einer Regung von Selbständigkeit fähig sein konnte. Ein weiterer Schritt auf dieser neuen Bahn, gewissermaßen ein Abschluß in der Wandlung des Zaren, kündigte sich in eigenthümlicher, viel besprochener Weise an. Iwan zog sich (1564) mit seinen neuen Günstlingen in die Alexandrowsche Slobode zurück — und klagte von dort aus in einem Schreiben an den Metropoliten, daß die Geistlichkeit Verbrecher in Schutz nehme und ihm Vorstellungen mache, wenn er den unwürdigen Bojaren seinen Zorn zu erkennen gebe. Deshalb habe er das Reich verlassen.

Ganz Moskau war auf das Aeußerste bestürzt. Die Nation glaubte sich ohne Herren verlassen und verloren. Alle Stände bestürmten den Metropoliten, er solle um jeden Preis — ohne „die Schuldigen“ weiter zu schützen, den Zaren besänftigen; denn Leben und Tod liege in der Hand des Zaren, das Reich aber könne ohne Haupt nicht bestehen.

Die Fürsten der Kirche, Bojaren, Edelleute, Kaufleute und Bürger, Alles strömte nach der Alexandrowschen Slobode hinaus, sich vor dem Zaren in den Staub zu werfen und zu jammern.

Iwan ließ nur die Bischöfe vor seinem Antlitz erscheinen; erging sich in Vorwürfen, die er den Bojaren machte — erklärte jedoch am Ende,

Digitized by Google

dem Metropoliten zu Liebe — der in Moskau zurückgeblieben war
Volk zu trösten — um der Bischöfe willen wolle er die Regierung un
Bedingungen wieder übernehmen. Die Bedingung war in dem Nach
ausgesprochen, daß er Verräther strafen wolle, ohne durch Einreden
Kirche belästigt zu werden.

Die Großen der Kirche und des Reichs dankten in Thränen
seine Güte und Gnade, und die Geistlichkeit erhob ihre Stimme fort
nur zu seiner Verherrlichung.

Eine Zeit über (1565—1572) bildete sich darauf Iwan eine Op
tschina, d. h. „ein Ausgesondertes“ — ein besonderes Gebiet, einen
sonderen Rath, eine besondere Kriegerschaar — alles streng gesondert v
„Lande“. Bis auf ein paar Ausnahmen war eine durchaus unbedeuten
wenn nicht niedrige Herkunft Bedingung der Aufnahme — strenge S
derung, Meidung jedes Verkehrs mit dem Lande höchste Pflicht. D
Zar kündigte im Allgemeinen an, daß er nun die Verräthereien bestra
wolle, die zur Zeit seiner Kindheit begangen worden seien — und darauf
wurden ganze Familien der Fürsten und Bojaren mit raffinirter Gra
samkeit hingerichtet, andere in Klöster gesperrt und ihres Vermögens
raubt, ohne daß dafür auch nur ein Grund oder ein Vorwand angefüh
worden wäre. Der Zar, der stets zugegen war, wenn Unglückliche g
foltert wurden und an ihren Qualen seine Freude hatte, ermordete Mehre
die seinen augenblicklichen Zorn reizten, mit eigener Hand; so den Fürst
Dmitry Obolensky, den höchsten Würdenträger des Hofs, den Stallmeist
Fedorow und einen Fürsten Schachoffskoy. Alle Verwandten Adasche
waren natürlich unter den allerersten. Man ist fast verwundert zu g
wahren, daß der Fürst Wladimir Andreyewitsch bis 1569 am Leben blie
Dann aber wurde er mit seiner ganzen Familie an den Hof Iwans g
lockt und hier sammt seiner Gemahlin und vier Kindern gezwungen,
Gegenwart des Zaren den Giftbecher zu leeren. Er sollte die zweite G
mahlin Iwans vergiftet haben. In Wahrheit mußte er sterben, weil ih
die Bürger von Nischny-Nowgorod zu festlich empfangen hatten — un
auch viele dieser Bürger büßten den Empfang mit dem Leben. Wladimir
Mutter, längst in ein Kloster verbannt, wurde in der Scheksna erträn
Der Metropolit Philippe wurde schimpflich aus der Kirche getrieben, mi
handelt, abgesetzt, in den Kerker geworfen und zuletzt von einem Vertraute
des Zaren im Kerker erdrosselt. Ganze Städte wurden verwüstet,
Torshok, dessen Einwohner im nahen Fluß ersäuft wurden, und Kolomn
dessen Bevölkerung es ebenso erging.

Die Aussage eines Landstreichers, daß Nowgorod mit Polen unte
handele, genügte, um den Zaren zu einem Heereszug dorthin zu bewege
(December 1569). Die einst berühmte Stadt wurde geplündert, zu
Theil zerstört und viele Tausende ihrer Bewohner in qualvoller Wei
gemordet. Unterwegs war Twer mit Plünderung und vieltausendfache

Digitized by Google

Mord heimgesucht worden, ohne daß es dafür auch nur einen Vorwand gegeben hätte, und nach Moskau zurückgekehrt, wüthete Iwan Jahre lang fort in Blut und Graus und roher Lustigkeit. Viele, ja die meisten dieser Greuelthaten hatten gar keinen Grund, als die rohe Freude an der Unthat selbst. Wenn wir nicht sähen, daß Iwan bei alledem fähig war in seiner auswärtigen Politik bestimmte Ziele zu verfolgen, müßten wir sie für das sinnlose Wüthen eines Irrsinnigen halten. — Nach acht Jahren (1572) wurde zwar die Opritschina wieder aufgehoben, doch war dadurch wenig geändert. Iwan überließ sich bis an sein Ende stets neuen Ausbrüchen blutdürstiger Wuth.

Den Genuß des Lebens suchte er in rohen Possen und in sinnlichen Ausschweifungen der brutalsten Art. Daß er sich, ganz gegen die Satzungen der griechischen Kirche, nach einander mit sieben Frauen vermählte, von denen ihn ein paar, in das Kloster verstoßen, überlebten, ist kaum des Erwähnens werth. Die Kirche erlaubte sich nicht, etwas dagegen einzuwenden.

Ein solches Regiment hat Rußland — erstarrt vor Schrecken — vierundzwanzig Jahre lang geduldet. Nirgends zeigt sich ein noch so schüchterner Versuch des Bojarenraths, sein Ansehen geltend zu machen, das die russischen Geschichtschreiber als so wesentlich, so tief und fest im altrussischen Leben begründet zu schildern lieben. Ueberall begegnen uns nur der Ausdruck tiefster Unterthänigkeit, Gebete der „ergebenen Sclaven" des Herrschers für sein geheiligtes Wohlsein, und Züge wie der, daß ein hoher Beamter der Regierung, ein Woyewode, dem der Zar ohne alle Veranlassung eigenhändig ein Ohr abschneidet, lächelnd dankt für den gnädigen Scherz.

Eben so wenig wird wohl der Unbefangene aus dem ganz Ungewöhnlichen, das sich zur Zeit auf Iwans Geheiß in Rußland begab, folgern können, daß ein parlamentarisches Leben in diesem Reiche von Alters her einheimisch gewesen sei.

Iwan erschöpfte nämlich sein Reich, während er es im Innern verwüstete, auch noch durch auswärtige Kriege, die nicht durchaus glücklich geführt wurden. — Als der fünfzigjährige Friede abgelaufen war, den Rußland mit dem siegreichen Heermeister Walther von Plettenberg geschlossen hatte, machte nämlich Iwan alte Ansprüche auf Tribut in dem Gebiet von Dorpat von neuem geltend und überzog (1558) die Ostseeprovinzen — Liefland. Ehstland und Kurland — mit Krieg. — Es scheint, daß Sylvester und Adaschew dies Unternehmen widerrathen hatten, denn in dem schon erwähnten Schreiben an den Fürsten Kurbsky legt Iwan seinen ehemaligen Vertrauten unter anderen Vergehen zur Last, daß sie ihn hätten verhindern wollen „die Deutschen zu züchtigen".

Der Widerstand des Deutschen Ordens in Liefland konnte nur ein geringfügiger sein, da diesmal kein Plettenberg an seiner Spitze stand.

Der Ritterorden in Liefland war vollständig vereinzelt, nachdem er von dem Deutschen Orden getrennt hatte und das Gebiet dieses letzt in Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelt war. „Kaiser Reich" lagen fern und pflegten sich auch in jenen Tagen der entfer Lande, die verloren gingen, nur durch Proteste anzunehmen. Zudem die geringe Macht, welche die Ostseeprovinzen allenfalls aufbringen konn in sich gespalten. Das Gebiet des Ordens umfaßte nur einen T dieser Provinzen; daneben walteten ein Erzbischof und vier Bischöfe besonderen Gebieten, ohne bestimmte Unterordnung — der Erzbischof Riga und der Ordensmeister stritten sogar um die Oberherrschaft — Adel einer jeden der drei Provinzen bildete Eine Corporation, ohne Un schied, ohne Rücksicht darauf, wessen Vasall ein jeder der adeligen He für sich war, und trat zu Landtagen zusammen, die mit der Gesamm der Landesherren unterhandelten. Hier bildeten nämlich die gesam Kirche, der Orden, der Adel und die Städte vier Stände, ohne eigentli Haupt, so daß das Ganze — abgesehen von den illusorischen Beziehun zum deutschen Reich — als eine seltsam gestaltete Republik dastand. so mehr, da auch die bedeutenden Städte des Landes, Riga, Reval Dorpat, der Hansa verbunden, jede für sich in der That als fast g selbständige Republiken zu betrachten waren.

Auch brachen der Orden und überhaupt alle damaligen Verhältn sofort zusammen. Der letzte Heermeister, Gotthart Kettler, rettete für aus dem Schiffbruch was zu retten war. Er überlieferte Liefland Krone Polen (1562), löste den Orden auf, legte selbst das Ordensgew ab und wurde weltlicher, protestantischer, Herzog von Kurland unter nischer Lehns-Oberhoheit. Reval aber und der ehstländische Adel un warfen sich, in gerechtem Mißtrauen gegen den polnischen Katholicism der protestantischen Krone Schweden.

So sahen sich die Russen, die inzwischen Narwa und Dorpat ero hatten, in einen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem Polotzk 1563 ihnen erobert wurde. Da der König Sigismund August von Polen in diesem Kampf von den Ständen des Landes nicht gehörig unterst sah, schlug er Frieden auf die Bedingung vor, daß jede Partei in Liefl behalten solle, was sie eben im Besitz habe. Doch Iwan forderte außer auch noch Riga und Wenden — mithin ganz Liefland — und da Unterhandlungen sich darüber zu zerschlagen drohten, rief er (1566) e „Versammlung" (Ssobor) zusammen, sie um Rath zu fragen, was thun, ob Frieden zu schließen oder der Krieg fortzusetzen sei?

Da erschienen denn in Moskau die Würdenträger der Kirche, Bojaren, die übrigen Beamten des Hofs — die Dworäne (Edelleute) er Classe — die Edelleute und Bojarenkinder der übrigen Classen — Kaufleute und Gäste aus Moskau — die Dienstgutsbesitzer von Toro und von Lutzk, die Smolensker — eine regellose Gesellschaft von 339

Digitized by Google

dividuen, in deren launenhafter Zusammensetzung gar keine Ordnung, kein leitender Gedanke, am allerwenigsten eine Anerkennung irgend welcher ständischer Rechte oder bestimmter berechtigter Stände zu entdecken ist. Kein Document giebt uns Auskunft darüber, warum die Versammlung gerade in dieser Weise zusammengesetzt wurde — was man sich dabei dachte — oder ob man sich überhaupt etwas dabei dachte. Läßt sich auch denken, daß die Smolensker und selbst die Lehngutsbesitzer so unbedeutender Flecken wie Lutzk und Toropetz einberufen waren, weil sie an der Landesgrenze hausten und zunächst vom Kriege berührt wurden; daß Nowgorod übergangen wurde, weil der Zar der Stadt gram war und vielleicht schon ihren Untergang beschlossen hatte — so weiß man sich doch gar nicht zu erklären, wie die „Gäste" dazu kamen, in dieser Versammlung zu stimmen; denn man pflegte darunter die fremden, auswärtigen Kaufleute zu verstehen.

Diese Versammlung sollte nun ein Gutachten berathen, zu einer Zeit, wo die Unthaten der Opritschina ganz Rußland täglich fühlen ließen, daß der Zar ganz nach ungezähmter Willkür über Leben und Habe aller seiner Unterthanen verfügen konnte und daß es kein Recht gab als seinen Willen; wo ganze Städte ohne Grund, ohne Vorwand verwüstet wurden; wo fast täglich eine Anzahl höherer oder geringerer Beamten ohne Untersuchung und Urtheil in qualvoller Weise hingerichtet und in den Dienstbüchern, sie umschreibend, als „verloren" bezeichnet wurden; buchstäblich in dem Augenblick, wo im Norden, in den Gebieten von Jaroslaw, Kostroma &c., an zwölftausend des kleinen Adels — Bojarenkinder — ihres Eigenthums willkürlich beraubt, als Bettler von Haus und Hof vertrieben wurden, um ihre Landgüter unter die Mitglieder der Opritschina vertheilt werden sollten.

Die verschiedenen Gruppen, in welche die Versammlung zerfiel, gaben, von der Geistlichkeit an bis zu den Pomesttschiks von Toropetz herab, eine jede für sich ihr Gutachten ab, und alle waren einstimmig der Meinung des Zaren, daß auf seinen Friedensbedingungen bestanden, daß der Krieg fortgesetzt werden müsse. Dabei halten es alle, obgleich der Zar sie ausdrücklich darum befragt hatte, für geboten in demüthigster Form zu entschuldigen, daß sie sich erkühnen überhaupt eine Meinung zu haben und dem Herrn einen Rath zu geben. — So geben die Bojaren durch die Worte: „Aber am besten waltet Gott und der Herrscher, unser Zar und Großfürst" zu erkennen, daß ihre Meinung durchaus nur eine unmaßgebliche sein soll. Die Dworänen erklären: „Unser Gedanke ist der: Gott und der Herrscher waltet; wie es ihm gefällt, so auch uns, seinen Sclaven." Am bündigsten spricht sich die Kirche aus: „Herrscher! Dein ist die Macht zu handeln wie Gott es Dir eingibt; unsere Pflicht ist für den Zaren zu beten, ihm zu rathen ziemt uns nicht!"

Sprach nun wohl die Versammlung ihre wirkliche Meinung aus,

Digitized by Google

indem sie der Fortsetzung des Kriegs, der Eroberung von Liefland stimmte? — Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht! — Die bleibende bindung mit Ländern deutscher Cultur, der Besitz einer deutschen Han stadt wie Riga, der gesteigerte Einfluß der Fremden, der dadurch verm werden mußte — das Alles galt gewiß einer Geistlichkeit, die den glawnik verfaßt hatte, den Bojaren, denen er gefiel, überhaupt der ga altrussischen Partei, wie wir sie schon von dieser Zeit an nennen mü für das Unerwünschteste, das überhaupt geschehen konnte. Daran kö wir kaum zweifeln, wenn wir sehen, daß dieselbe Partei einhundert fünfzig Jahre später die baltischen Provinzen, die Peter der Große zwischen wirklich erobert hatte, wieder aufgeben, wieder auswär Mächten überlassen wollte, nur um den Einfluß europäischer Cultur w los zu werden.

Im weiteren Verlauf sollte Rußland übrigens erfahren, daß I den Feinden des Reichs sehr viel weniger „schrecklich" sei als den eig Unterthanen. Dieses Reich und sein Herr erfuhren eine böse Demüthi von Seiten eines Feindes, der selbst dem damaligen Rußland gegen nur eine sehr geringe Bedeutung hätte haben müssen.

Ueberläufer, Bojarenkinder, die zu ihm geflüchtet waren, hatten Khan der Krimm, Dewlet-Girey, berichtet, wie der Zar in seinem eig Lande verderblich hauste, wie außerdem (1570) Hungersnoth und schrec Seuchen dieses Land verheerten. Dewlet-Girey brach mit aller M schaft, die er aufbringen konnte (1571), gegen Moskau auf. Iwan s bei Serpuchow, wo er mit seiner Opritschina stand, den Weg zur Ha stadt zu sperren — aber! — er floh, ohne auch nur die Annäherung Feindes abzuwarten, an Moskau vorbei nach dem fernen Jaroslawl. soll, wie die Zeitgenossen berichten, gefürchtet haben, seine eigenen U thanen könnten ihn dem Feinde ausliefern. Moskau blieb ohne Sc seinem Schicksal preisgegeben und dies Schicksal wurde ein sehr ungl liches. Die Tataren zündeten die Vorstädte an — und das Feuer breitete sich von dort aus über die ganze von Holz gebaute Stadt; der Kreml blieb stehen; Hunderttausende aller Stände sollen in Flammen umgekommen sein — über hunderttausend Menschen wurden die Sclaverei fortgeschleppt, als die Tataren, auf die Nachricht, daß Iw Verbündeter, der Prinz Magnus von Holstein, mit 15,000 Mann re mäßiger Truppen heranrücke, mit reicher Beute in die Steppen des Süd zurückwichen.

Dem entflohenen Zaren aber sendete Dewlet-Girey zwei seiner amten nach, mit einem Schreiben, in welchem er der Feigheit seines G ners mit Verachtung und Hohn gedachte und erklärte, daß er Kasans Astrachans wegen Krieg führe; wenn der Zar sich nicht eidlich verpflich zu thun was er fordere, werde er in Waffen wiederkehren.

Iwan, der sich nach dem Rückzug der Tataren seiner Hauptst

Digitized by Google

wieder näherte, empfing die Sendboten und das Schreiben Dewlet-Gireys auf einem Landsitz. Er „schlug die Stirn vor dem Khan" — das heißt, er warf sich vor dessen Gesandten nieder und berührte mit der Stirn den Boden, versprach im feierlichen Frieden Astrachan den Tataren abzutreten und bat flehentlich, Rußland bis dahin zu schonen.

Da man aber dennoch im folgenden Jahr (1572) einen neuen Einfall der Tataren erwartete, entwich der Zar bei Zeiten aus Moskau nach Nowgorod. Auch erschienen die Tataren wirklich — doch wurden sie diesmal weniger vom Glück begünstigt. Man hatte sich besser vorgesehen. Der Fürst Michael Worotynsky erwartete sie an der Spitze eines Heeres, dem besonders 7000 deutsche Landsknechte unter einem damals sehr geschätzten Söldnerführer, dem Obersten Georg von Fahrensbach, eine festere Haltung gaben als die lockeren Schwärme der Slawen zur Zeit zu haben pflegten. Die Tataren wurden an der Lopassna, fünfzig Werst von Moskau, entscheidend besiegt, und seitdem war von ihren Ansprüchen auf Astrachan und selbst von einem feierlichen Frieden mit ihnen nicht mehr die Rede. Des Fürsten Worotynsky aber wartete ein eigenthümlicher Lohn. Er wurde der Zauberei beschuldigt und auf Befehl des argwöhni[schen] Zaren schmachvoll hingerichtet. Fahrensbach hielt es gerathen Ruß[land] zu verlassen und in die Dienste des Königs von Polen zu treten.

Die Einzelnheiten der Kämpfe in Liefland, die sich zu namenlosem [Unhe]il des Landes durch mehr als zwanzig Jahre hinzogen, gehören nicht [hi]er. Rußland wurde hier um Ehstland in einen Krieg auch mit [Schw]eden verwickelt. Ein holsteinischer Prinz, Magnus, der die beiden [Bist]hümer Hapsal in Ehstland und Pilten in Kurland von den letzten [Bis]chöfen und den Domcapiteln gekauft hatte, hoffte eine Zeit lang, ver[mäh]lt mit einer Nichte Iwans, der einzigen verschonten Tochter des un[glü]cklichen Fürsten Wladimir Andreyewitsch, unter russischem Schutz die [Roll]e eines Königs von Liefland spielen zu können und mußte am Ende [in] Pilten in Kurland, unter dem Schutz des Herzogs Gotthart, eine un[sich]ere Zuflucht suchen. Schweden und Polen verbündeten sich am Ende [gege]n Rußland. Schon hatte sich erwiesen, daß die russischen Schaaren [de]r schwedischen Disciplin nicht gewachsen waren; als nun vollends der [tapf]ere Fürst von Siebenbürgen, Stephan Bathory — der auch Fahrens[bac]h sehr wohl zu verwenden wußte — König von Polen geworden war, [nah]m der Krieg eine für Rußland sehr unglückliche Wendung. Alle festen [Plä]tze in Liefland gingen wieder verloren, wie auch Polotzk, das die Russen [156]3 erobert hatten. Narwa, und was die Russen sonst in Ehstland [gewo]nnen hatten, zusammt einer Reihe fester Plätze in Ingermanland, [ero]berten die Schweden. Nur Pskow wurde, unter dem Fürsten Iwan [Schu]isky, mit Hülfe der Einwohner selbst so tapfer vertheidigt, daß Ste[pha]n Bathory nach langer Belagerung im Winter die Hoffnung auf [Erf]olg aufgeben mußte.

Digitized by Google

Der Zar Iwan wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen als dad
daß er die Vermittelung des Papstes anrief, dessen Legat, der berü
Jesuit Antonio Possevino, dann auch endlich (6. Jan. 1582) einen
Rußland weder vortheilhaften noch ehrenvollen Frieden auf zehn J
zum Abschluß brachte. Ganz Liefland wurde darin der Krone Polen
getreten; nur Weliki-Luki, Isborsk und alle Städte, die Stephan Bat
im eigentlichen Rußland erobert hatte, erhielt der Zar zurück.

Possevin suchte eben in jeder Weise die Interessen zu fördern,
sein Orden, die Gesellschaft Jesu, im Auge hatte. Es war ihm nicht
darum zu thun, daß die protestantische Provinz Liefland unter Po
katholische Botmäßigkeit kam, sondern er bewirkte auch mit jener kl
Berechnung, die sich nicht durch unnütze Regungen weichlicher Empf
samkeit stören läßt, daß die zahlreichen Gefangenen, Landedelleute
Bürger, die aus Liefland während des Kriegs nach Rußland in
Sclaverei geschleppt worden waren, nicht ausgelöst, nicht wieder
gegeben wurden. Die Gegenreformation, die Wiedergewinnung des La
für die lateinische Kirche mußte um so leichter werden, wenn so viele R
nicht in ihr Vaterland zurückkehrten und ihre ansehnlichen ehemal
Besitzungen das Eigenthum polnischer Pane katholischen Glaubens wur
Die Polen gingen ihrerseits sehr bereitwillig darauf ein, die unglückli
Deutschen ihrem Schicksal zu überlassen, um sich in ihre ehemaligen
sitzungen theilen zu können.

So begann Polens Herrschaft über Liefland mit einem selts
Act der Treulosigkeit gegen die einheimische Bevölkerung, der natü
Schutz und Wahrung ihrer Interessen feierlich versprochen war.
Rußland aber war was in dieser Beziehung geschah, oder vielmehr
geschah, von weit reichender Bedeutung — zur Zeit das einzige wirk
Ergebniß der langen Kämpfe.

Die gefangenen Deutschen waren zahlreich. Unter der Bedingu
sich in Rußland anzusiedeln — das Land nie wieder zu verlassen
wurde ihnen die persönliche Freiheit gewährt, insoweit es eine solch
Rußland gab. Sie sammelten sich großentheils in einer „deutschen V
stadt" Moskaus. Viele dieser gezwungenen Colonisten aus den höh
Ständen lebten und starben hier in Dürftigkeit, so der greise vorl
Heermeister des Deutschen Ordens, Wilhelm von Fürstenberg, der
Stab des Gebietigers hohen Alters wegen niedergelegt hatte —
manche vereinsamte Frau, Trägerin eines geschichtlich berühmten Nam
Andere, die in Gewerben erfahren oder in den exacten Wissenscha
bewandert waren, wußten sich ein besseres Loos zu bereiten. Im L
der Zeiten vermehrte sich dann diese deutsche Colonie durch Krieger,
werbsleute, Lehrer, die in der Fremde für den Dienst des Zaren angewor
wurden und im Lande bleiben mußten. Denn bei aller Abneigung g
fremde Bildung und Sitte fühlte man doch, daß man die Kunstfertig

und die Kenntnisse der Fremden nicht entbehren könne. Wer angeworben nach Rußland kam, war gleichsam dem Reich verfallen, wurde nicht wieder entlassen, ja argwöhnisch bewacht und an jeder Flucht verhindert. In der auf solche Weise herangewachsenen deutschen Vorstadt fand dann Peter der Große zum Theil die Werkzeuge, deren er für seine Zwecke bedurfte.

Bald nach diesem Vertrag wurde auch ein Friede mit Schweden geschlossen, in welchem Rußland auch auf Ehstland verzichtete und außerdem in Ingermanland die festen Plätze Iwangorod (bei Narwa), Jama und Koporie den Schweden abtrat.

Daß Sibirien unter Iwans Regierung — eigentlich ohne sein Zuthun — hauptsächlich durch die Stroganows, Kaufleute, die am Fuß des Uralgebirges weit ausgedehnte Eisenwerke betrieben — und durch kühne Kosackenführer, unter denen vor allen Jermak genannt wird —, weiter und weiter hinein entdeckt und erobert wurde, war, besonders zu jener Zeit, nicht ein Ersatz für die Mißerfolge im Westen zu nennen.

Fünftes Capitel.

Aussterben der Jagellonen in Polen; — Real-Union Polens und Litthauens; — P
vollständig Wahlreich; — Einfluß der Jesuiten; — Verfolgung der Dissidenten
Aussterben des Hauses der moskauischen Fürsten in Rußland; — Feodor Iwanow
der letzte Zar aus diesem Hause; — Boris Godùnow folgt ihm auf dem Thron
der Metropolit von Moskau wird Patriarch der griechischen Kirche; — Leibeigens
der Bauern in Rußland eingeführt.

Der falsche Dmitry; — Godùnows und Dmitrys Untergang; — Wahl und Unter
Wassily Schuyskys; — verfehlte Wahl des polnischen Prinzen Wladislaw; — W
Michael Fedrowitsch Romanows zum Zaren.

Es tritt uns wie eine eigenthümliche Fügung entgegen, daß innerh einer kurzen Spanne Zeit, innerhalb eines Menschenalters in den bei slawischen Nachbarstaaten, in Polen und Rußland, die herrschenden D nastien ausstarben. Dort die unmittelbare Nachkommenschaft Jagiell hier das Haus der Fürsten von Moskau. Und hier wie dort da niemand daran, daß die zahlreichen Seitenverwandten dieser Häuser, sich gleiches Ursprungs mit ihnen rühmen durften, die Nachkommen dymins von Litthauen dort, Ruriks hier, irgend ein Anrecht an den Th haben könnten. Diese Vorstellung war dem herrschenden Volksbewußt durchaus fremd.

Im Uebrigen war das Schicksal der beiden Länder, wie es sich Folge dieses epochemachenden Ereignisses entwickelte, ein gerade entgeg gesetztes. In Polen schien der Uebergang in die neuen Zustände, die ergaben, ganz ohne Anstoß vor sich zu gehen; aber der Keim des V derbens, der schon in dem polnischen Staatswesen lag, wurde nun imm rascher und mächtiger entwickelt, und mit immer rascheren Schritten g fortan dieser Staat dem unvermeidlich gewordenen Untergang entgegen. Rußland versank zunächst in eine grauenhafte Zerrüttung, aber das V wußte sich mannhaft zu erheben, mit einem Heroismus, der nicht geleug werden kann, und siegte über das Geschick, das ihm zu drohen schien.

Als König Sigismund August von Polen, der Letzte der Nachkomm Jagiello's in grader Linie, sein nahes Ende im gewöhnlichen Lauf der Nat vorhersehen mußte, war er darauf bedacht, dafür zu sorgen, daß Pol und Litthauen nach seinem Tode nicht auseinanderfielen: ein Ereign

das besonders für Polen, bei seiner äußeren und inneren Schwäche, leicht verhängnißvoll werden konnte. Seit fast zweihundert Jahren standen die beiden Staaten in einer ziemlich lockeren Personal-Union, die, wie wir uns erinnern müssen, eigentlich nur dadurch erhalten wurde, daß Polen stets bedacht war und blieb denjenigen Fürsten zu seinem König zu wählen, den Litthauen als das Haupt der Jagellonen ansah. Und dennoch war das Band wiederholt nahe daran zu reißen; namentlich als Jagiello's Sohn Kasimir von Litthauen 1444 die polnische Krone nicht unter den Bedingungen annehmen wollte, auf denen der Reichstag bestand. Jetzt ...e es sich ganz mit dem Erlöschen der Dynastie. Es galt demnach ein neues Band zu schaffen; wo möglich eine reale Verbindung an die Stelle der Personal-Union zu setzen — und, da Polen fortan ein Wahlreich im ...gsten Sinn des Worts werden und auch in Litthauen ein Fürst gewählt werden mußte, vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß nicht nur ...chst bevorstehende, sondern auch alle folgenden Wahlen gemein... durch den vereinigten Reichstag beider Länder vorgenommen [illegible]

Eine vollständige sachliche Vereinigung, ein gänzliches Ineinander... ...n der beiden Staaten fand dennoch nicht statt. Man behalf sich ...eranstaltungen, die in der Vereinigung mehr fast als früher hem... und lähmend wirken und nicht wenig beitragen mußten, die Unge... ...it des polnischen Staatswesens auf das Höchste zu steigern. Manches ... war leicht mechanisch aneinander zu reihen. Auch in Litthauen ... sich im Lauf der Zeiten nach polnischem Vorbild ein Senat gebildet, ... aus den Groß-Würdenträgern, den Bischöfen und den Vorgesetzten ...vinzen, den Woywoden und Castellanen zusammengesetzt war. Hier schloß sich an den Senat eine „Landbotenkammer", aus Abge... ...n des kleinen Adels gebildet, die auf den Landtagen der einzelnen ... gewählt wurden, damit sich nicht immerdar wirklich, wie nach der ...enden Ansicht vom polnischen Staatswesen eigentlich geschehen mußte, ...veraine „Nation" in ihrer Gesammtheit, das heißt der gesammte ... auf freiem Felde zum bewaffneten Reichstag zu versammeln brauche. ...r also leicht, die beiden Reichstage zu vereinigen und zu verfügen, ... die gesetzgebende Gewalt inskünftige als Eine einzige untrennbare ...mmlung üben sollten; daß der Adel beider Länder sich auf einem demselben Felde zu gemeinsamer Wahl eines Königs versammeln sollte. Weiter aber ging die Vereinigung nicht. Heerwesen, Finanzen, Ver...ung und Rechtspflege der beiden Staaten, insofern es dergleichen ...aupt gab, blieben getrennt. Jedes der beiden Länder behielt seine ...ürdenträger, Feldherren, Schatzmeister u. s. w. Jedes höhere Amt ... in Folge dessen in der Regierung und im Senat zweifach vertreten, ... die „Krone", d. h. Polen, und für Litthauen. Durch dieses Getrennt...ben alles dessen, was außerhalb der gesetzgebenden Gewalt lag, erklärt

22*

sich auch, daß man nöthig fand Wolynien und Podolien von Litth
zu trennen und mit Polen zu vereinigen, um ein gewisses Gleichgen
zwischen der Krone und dem weit überlegenen Großfürstenthum herzustel
Eine wirkliche organische Vereinigung hätte, wie sich von selbst verst
jede Veranlassung zu einer solchen Verfügung beseitigt.

Da dem König schon damals so gut wie gar keine Macht geblie
war; da die Großwürdenträger keineswegs ein Collegium, ein Gesam
ministerium, eine solidarisch verbundene Regierung bildeten; da sie vielm
zwar vom König, aber auf Lebenszeit ernannt und unabsetzbar, ein je
für sich, unabhängig vom König wie von den Collegen und dem Reichs
ihre Aemter übten, ist wohl die Unmöglichkeit ein so abenteuerlich gestalt
Staatswesen in irgend geregelter Weise wirksam zu erhalten, ohne Weit
einleuchtend.

In einem Lande, in welchem der Adel allein für die Nation g
die ganze Masse der Bevölkerung aber aus rechtlosen Knechten besto
die als Sachen betrachtet und behandelt wurden; in dem nur einz
verlorene Gruppen neben dem Adel in den wenigen königlichen Stä
Ansässiger gewisse polizeiliche Vorrechte erhielten, die ihre Person und i
Habe gegen rohe Willkür schützen sollten, in der That aber nur in so
schützten als es der zügellosen Gewalt gefiel, ein theoretisches Recht
achten —: in einem solchen Lande konnte sich der Mittelstand nicht bil
dessen der moderne Staat bedarf, und niemand dachte daran Lehranstal
zu gründen, wie die werdende Zeit sie forderte.

Schon König Kasimir hatte, anstatt der den Einheimischen verhaß
Deutschen, die Juden, man kann wohl sagen in das Land gerufen, ind
er ihnen Vorrechte verlieh, durch die sie in Polen wenigstens sehr
günstiger gestellt waren als in jedem anderen Lande. Sie ließen sich
zahlreich nieder und sollten den fehlenden Mittelstand ersetzen.
schlechter Ersatz, selbst in gewerblicher Hinsicht, da ihre auf Gewinn
richtete, rührige Geschäftigkeit niemals eine producirende Gewerbthätig
wurde; niemals das Land, nur sie selbst auf Kosten des Landes bereiche
Noch weit weniger konnten sie dem edelsten Beruf des Mittelstandes e
sprechen, Hüter des Rechts und Pfleger der Wissenschaft zu sein, in ein
Lande, dem sie, durch Nationalität, Religion und Sitte gesondert, fre
blieben, an dessen politischem Leben sie — von dem Adel, dem sie b
unentbehrlich waren, mit Verachtung mißhandelt — so wenig Antheil neh
konnten als durften. Sie blieben im fremden Lande ein Volk für

Eine kurze Zeit über mochte es scheinen als könnte ein neues Elem
ernsten religiösen Lebens dem unglücklichen Lande eine bessere Zuku
bereiten. Die Reformation fand um die Mitte des sechzehnten Ja
hunderts eine unerwartet günstige Aufnahme und in kurzer Zeit na
haften Anhang in Polen. In den späteren Jahren Sigismund Aug
waren sogar schon einige Bisthümer in den Händen der Protestant

Digitized by Google

und das war um so wichtiger, da die Bischöfe, die sich zur neuen Lehre bekannten, diese im Senat des Reichs vertraten. — Nach Sigismund Augusts Tode, auf dem sogenannten Convocationsreichstag — der bei Erledigung des Thrones zusammenberufen wurde, um den Wahlreichstag vorzubereiten — brachten es die Protestanten (1573) dahin, daß eine Satzung angenommen wurde, der zufolge niemand der Religion wegen beleidigt oder verletzt werden sollte, und die Form, die Fassung dieses Gesetzes war fast noch bedeutungsvoller als der Inhalt. „Wir, in Beziehung auf Religion verschiedener Ueberzeugung (nos, de religione dissidentes) haben beschlossen" — so lautete der Eingang; auf diese Weise wurde die verhängnißvolle Benennung „Dissidenten" in die officielle Sprache Polens eingeführt. Alle Religionsparteien wurden dadurch einander gleich und als gleichberechtigt neben einander gestellt. Der Ausdruck umfaßte alle in gleicher Weise — die römisch-katholische als Eine unter mehreren, gleich den anderen; eine jede war dissentirend in Beziehung auf die übrigen. ... echten Geist der Reformation beschäftigten sich die polnischen Protestanten dann auch mit dem Plan eine Schule humanistischer Bildung, ... Universität nach deutschem Vorbild in Wilna zu gründen.

Schon aber hatten sich auch die Jesuiten in Polen eingefunden; der ... Aufschwung der lateinischen Kirche unter dem Papst Paul IV. und ... nächsten Nachfolgern feierte hier einen seiner vollständigsten Triumphe ... alle Keime eines neuen Lebens wurden erstickt. Schon 1569 hatte ... der Bischof von Ermeland (Cardinal Hosius) zu einem „Collegium" ... Braunsberg am Frischen Haff verholfen, in dem an Polen abgetretenen Theil Preußens. Bald zog sich ein Netz von Jesuitencollegien über ganz Polen; die Erziehung des gesammten katholischen Adels — insofern er überhaupt eine Erziehung erhielt — fiel den Jüngern Loyolas anheim. ... aber kamen die Jesuiten den Protestanten in Wilna zuvor. ... wußten dort mit Hülfe des Bischofs Valerian (1570) eine Universität ... ihrem Sinn zu gründen, deren Leitung sie sich selbst vorbehielten, ... deren sorgfältig überwachte und gegängelte Zöglinge natürlich nicht ... freier und strebender Geistesthätigkeit gebildet wurden.

Mit dem größten Eifer wurde selbstverständlich die reformirte Religion ... Kirche auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens bekämpft wie in der Schule, um die ausschließliche Herrschaft einer römisch-katholischen Kirche wieder zu gewinnen, die eigentlich nur Gehorsam lehrte und forderte und dafür ihren Anhängern den sittlichen Ernst gern erließ. Und ... Polens Unglück war dem König des Landes schon damals von allen ... Rechtenbefugnissen eigentlich nur die Eine geblieben, die ihn zu einem ... nützlichen Werkzeug der Jesuiten machen konnte, wenn er einmal in ... Händen war —: der König ernannte alle Bischöfe, ernannte zu ... Aemtern und Würden im Reich. Einmal ernannt war jeder Beamtete durchaus unabhängig von ihm, weder zu Gehorsam verpflichtet

noch ihm verantwortlich. Ernannt aber mußte er vom König werden und was wohl zu beachten ist, nur ein Bisthum oder ein hohes Amt Krone verliehen Sitz und Stimme im Senat. Da ist denn leicht zu messen, in welchem Sinn nicht nur die Bisthümer, sondern auch weltlichen Aemter und Würden vergeben wurden, in welchem Geist Senat sich ergänzt sah, sobald der König unter dem Einfluß seines Be vaters und des päpstlichen Nuntius stand, der von allen fremden Gesan allein das Recht hatte persönlich mit ihm zu verkehren.

Nach Sigismund Augusts Tode wurde die Wahl mit gutem Bed stets auf katholische Nachfolger gelenkt; die Eifersucht der polnischen Gro unter einander gestattete nicht einen Einheimischen zu krönen; fre Fürsten wurden auf den Thron berufen. Zuerst, wie bekannt, ein fr zösischer Prinz, Heinrich von Anjou — später Heinrich III. von Fr reich —, der ungern kam und bald wieder bei Nacht und Nebel schmäl aus dem Reich entfloh, um seine Interessen im Heimatlande wah nehmen. Unter dessen kurz vorübergehender Regierung geschah überha nichts, somit auch nichts zum Vortheil der lateinischen Kirche.

Anders gestalteten sich die Dinge schon als der tapfere Fürst Siebenbürgen Stephan Bathory, ein Freund der Jesuiten, König gewor war. Zwar hielt auch dieser König sich nicht für mächtig genug, es dar zu wagen und alle Aemter ausschließlich nur an Katholiken zu vergeb wie die Jesuiten und der Nuntius von ihm verlangten. Wohl aber se er freigebig für die Vermehrung der Jesuitencollegien im Lande, und ebe gestattete er dem Nuntius die Reformirten, die Bischofssitze inne hat vor seinen Richterstuhl zu berufen, als Ketzer zu verurtheilen und ab setzen. Die Bisthümer blieben fortan im ausschließlichen Besitz Katholiken.

Und als nun vollends Sigismund III., ein Enkel Gustav Wa von Schweden, ein Schwestersohn Sigismund Augusts, von der Mut im protestantischen Lande fanatisch-katholisch erzogen, (1587) auf den p nischen Thron berufen war, geschah den Jesuiten der Wille. Die Pfa kirchen wurden überall im Lande den Protestanten genommen und lateinischen Kirche zurückgegeben, Aemter und Würden und der damit v bundene Sitz im Senat wurden ausschließlich nur Katholiken verlieh Die Besorgniß, sich vom Senat, ja von allen öffentlichen Aemtern au geschlossen zu sehen, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß protestantische Adel sich, mit sehr wenigen Ausnahmen, wieder der lat nischen Kirche zuwendete. Auch die fürstlichen Geschlechter im russisch Litthauen, die sich bisher zur griechischen Kirche bekannt hatten, ließ sich um diese Zeit bewegen, zum Katholicismus überzutreten; nicht nur eigentlich litthauischen, wie Czartorysski und Sanguszko, sondern auch russischen aus Ruriks Stamm, wie Drucki, Ostrozski und Wyschnowiecki, u nicht minder die in Podolien und Wolynien reich begüterten russisch

Adelsgeschlechter, unter denen Oginski, Sapieha und Wielhurski die bekanntesten sind. Diese Herren nahmen mit dem lateinischen Kirchenthum auch die polnische Sprache und Nationalität an. — Die Drohung, sie vom Senat auszuschließen, brachte (1595) auch die Mehrzahl der griechischen Bischöfe Litthauens dahin, daß sie die „Union" des Florentiner Concils annahmen und sich dem Papst unterwarfen. — Die nicht unirten Bischöfe blieben auch wirklich vom Senat ausgeschlossen.

Die Benennung „Dissidenten" wurde nun officiell auf die sogenannten Akatholiken, Griechen und Reformirte beschränkt. Die lateinische Kirche wurde auch dadurch über alle anderen Confessionen erhoben; als die „Kirche" hingestellt, die im Besitz der Wahrheit und des Rechts ist; die Benennung Dissidenten bezeichnete in diesem Sinn alle anderen Confessionsverwandten als Abtrünnige, die ihr untreu geworden seien.

Einmal der Jugend gewiß — die sie erzogen hatten — des Senats und des Reichstags, brachten die Jesuiten es dahin, daß die Dissidenten, Griechen wie Reformirte, auch unfähig erklärt wurden Landboten zu sein, somit aller politischen Rechte, jedes Antheils an der Regierung des Landes beraubt waren.

Am schlimmsten erging es den Deutschen in Liefland. Ihre Verfassung, ihre Religion, ihr Recht war ihnen in feierlichster Weise zugesichert, aber niemand in Polen dachte entfernt daran, ihnen Wort zu halten. Schon als Stephan Bathory (1584) von einem Heerzug gegen Rußland zum Reichstag nach Wilna zurückkehrte, wurde er dort von dem zehnjährigen Sohn des Großschatzmeisters von Litthauen mit einer wohlgesetzten lateinischen Rede empfangen, die der Knabe natürlich nicht selbst verfaßt hatte. In zierlichen Wendungen wurde da der König aufgefordert nun, da mit den Moskowitern Friede sei, die ketzerischen „Transmarinos", die Deutschen, aus Liefland zu vertreiben — über das Meer — damit das schöne Land — nicht etwa den finnischen und lettischen Ureinwohnern, sondern — den Polen zu Theil werde.

Auch wurde Liefland, allem Recht und allen Verträgen zum Trotz, in Woyewodschaften getheilt, von polnischen Woyewoden willkürlich regiert. Das Recht wurde in polnischer Weise von Castellanen gehandhabt; katholische Bischöfe wurden in das protestantische Land eingeführt, und auf Kosten desselben reich ausgestattet; die protestantischen Landgemeinden mußten sich katholische Pfarrer gefallen lassen und in allen Städten wurden den Jesuiten Kirchen und Schulen eingeräumt. Nebenher war man wirklich bemüht, wie die Rede des Knaben zu Wilna verlangte, dem deutschen Adel seinen Landbesitz unter allerhand Vorwänden zu nehmen.

Natürlich waren die schwedischen Eroberer den Liefländern sehr willkommen. — Wenig später rief dann kirchlicher Druck die für Polen verderblichen Kosackenkriege hervor.

Dagegen wußten die Jesuiten ihre Zöglinge keineswegs zu sittli Strenge zu erziehen, ein ernstes Bewußtsein der Pflicht, den Sinn Ordnung und Sitte, für Recht und Wahrheit in ihnen zu erwecken. Wenn uns irgend etwas Wunder nehmen darf in den weiteren Sch salen Polens, so ist es wahrlich nicht der endliche Untergang dieses Rei sondern der Umstand, daß sein Schicksal sich erst zweihundert Jahre n Siegmund Augusts Tod vollendete.

Iwan der Schreckliche starb (1585) im fünfundfünfzigsten Jahr sei Alters, wie viele, ja die meisten seiner Vorfahren, im letzten Augenb zum Mönch eingekleidet. Sein ältester Sohn, Dmitry, dem er einst h huldigen lassen, war früh gestorben; den zweiten, Iwan, der ihm r allzu ähnlich war, hatte er selbst im Jähzorn durch einen unvorsichtig Schlag getödtet. So folgte denn dem Gefürchteten sein dritter So Feodor Iwanowitsch. Doch war die Erbfolge im russischen Reich n immer so wenig geregelt und gesichert, daß der sterbende Zar nöthig acht diesen Sohn in seinem Testament ausdrücklich zum Nachfolger zu ernenn — Seinem jüngsten Sohn aus seiner letzten Ehe mit Maria Nagoy die tatarischer Abkunft war — einem unmündigen Knaben, Dmitry nannt, wie der älteste, längst verstorbene seiner Brüder, vermachte Iw nur die Stadt Uglitsch und ihr Gebiet als Leibgedinge.

Der Zar Feodor, der Letzte aus dem Hause der Fürsten von Moska der Urenkel nordländischer Helden, war körperlich sehr schwach und v noch schwächerem Geist. Er brachte seine Zeit mit kirchlichen Ceremoni zu, oder von Possenreißern umgeben, deren Späße ihn um so besser unte hielten je sinnloser sie waren. Wenn ihm bei feierlichen Gelegenheit Scepter und Reichsapfel in die Hände gelegt wurden, bewunderte er d glänzenden Kleinode mit einem blödsinnigen Lächeln. — (Magnus ips dux statura est parvus, berichtet der polnische Gesandte Sapieha a unmittelbarer Beobachter, vox ejus submissa et admodum turpis, r tionis vero vel parum, vel .... prorsus nihil habet. Cu enim sederet, sceptrum et pomum admirans ridebat continuo etc

Daß ein solcher „Selbstherrscher“ der Leitung nicht entbehren konn war einleuchtend. Auch hatte Iwan in seinem Testament eine Art vo Regentschaftsrath ernannt, der aus fünf Personen bestand, und in dem neben dem Vertrauten und Günstling Iwans, Bogdan Bielsky, die beide Fürsten Iwan Petrowitsch Schuysky (Vertheidiger von Pskow) und Iwa Fedrowitsch Mstislawsky saßen, und dann zwei Bojaren, deren Dasein für die Folgezeit Rußlands bedeutend werden sollte. Beide waren dem Zaren Feodor nahe verwandt. Nikita Romanowitsch Juryew war der Bruder seiner Mutter; der andere, Boris Fedrowitsch Godunow — tata

nischer Abkunft — sein Schwager. Godúnows Schwester Irinia (Irene) war dem schwachen Feodor vermählt.

Die Wechselfälle, die sich während der vierzehnjährigen Regierung dieses Fürsten in den Beziehungen Rußlands zu auswärtigen Mächten ergaben, waren von untergeordneter Bedeutung. Der Friede oder Waffenstillstand mit Polen wurde verlängert; ein erneuerter Krieg mit Schweden führte zu dem Frieden von Täwsin (1595), durch den Rußland die früher verlorenen festen Plätze in Ingermanland zurückerhielt und einen Küstenstrich am Finnischen Meerbusen — den man aber zur Zeit nicht zu benützen wußte. Die Tatarenhorden aus der Krimm verwüsteten wiederholt die südlichen Landstriche und drangen noch einmal bis an die Mauern der Hauptstadt vor. Vergebens suchte Rußland den Sultan der Türken zu Constantinopel, der jetzt Oberherr der Tataren geworden war, dazu zu bewegen, daß er solche Raubzüge der Tataren durch sein Machtgebot verhindere. Godúnow suchte ihnen dadurch vorzubeugen, daß er die Hauptstraßen, auf denen sie sich heranbewegten, durch befestigte Orte sperren ließ und durch eine Linie von Verschanzungen, die alle offenen Landstrecken von einem Strom zum andern schloß, und in dieser Weise von Briänsk bis Murom reichte. Endlich erkaufte er durch „Geschenke" von kostbaren Pelzwerken, einer Summe von zehntausend damaligen Rubeln, und das Versprechen, daß diese „Geschenke" jährlich wiederholt werden sollten, einen nie ganz sicheren Frieden. Der Khan Kasy-Girey bestätigte ihn zwar eidlich (1594), einzelne Raubzüge kleinerer Schaaren konnte aber auch er nicht verhindern. Um wirklich Ruhe zu haben, hätte man die Krimm erobern müssen und das vermochte Rußland damals nicht. — Daß Sibirien weiter und weiter entdeckt und unterworfen wurde, hatte jetzt wie zur Zeit des Schrecklichen sehr wenig zu bedeuten.

Wichtig in seinen Folgen war dagegen, was im Inneren des Reichs vorging. Zwar einem „Landesrath", der unmittelbar nach Iwans Tod zusammenberufen wurde, kann der Unbefangene wohl kaum die Bedeutung beilegen, welche die neuere moskauische Schule und die Slawänophilen ihr zuschreiben möchten, obgleich der gleichzeitige Engländer Horsey, der die von Hause mitgebrachten Vorstellungen auf Rußland überträgt, diese Versammlung ein Parlament nennt.

Der Landesrath wurde einberufen — nicht weil irgend eine im russischen Staatsrecht oder in den Sitten und Gewohnheiten der Nation gegründete Nothwendigkeit dazu vorgelegen hätte — sondern weil die fünf Machthaber, unter sich nichts weniger als einig, das gerathen fanden. Welche Gründe sie dazu bestimmten, ist uns nicht überliefert — und wir wissen darüber um so weniger zu einer bestimmten Vermuthung zu kommen, da der Versammlung gar keine ernsten Fragen vorgelegt wurden. Es handelte sich einfach darum, den Krönungstag festzustellen und die Ceremonien, die dabei beobachtet werden sollten; Dinge, über die natürlich die Würden-

Digitized by Google

träger der Kirche vor allen befragt werden mußten. Bei der Krönu
ermahnte dann der Metropolit den neuen Herrn Rußlands zum Glaube
zum kirchlichen Gehorsam; er ermahnte ihn ferner, die Bojaren u
Großen je nach ihrem Geschlecht — d. h. je nach Alter und Vornehmh
ihrer Geschlechter im Dienst — zu beschützen und zu begnadigen — u
schloß dann mit einer feierlichen Anrede, die besagte, den Zaren ha
Gott der Herr zu seinem Stellvertreter erwählt und auf den Thron e
hoben; Gnade und Leben eines Jeden habe er in dessen Hand gegeben.

Von viel größerer Bedeutung als alle diese Dinge waren für d
Zeit selbst und für die nächst folgende, der Zwist unter den Regente
und die Bemühungen des Einen und des Anderen von ihnen sich die Er
schaft des schwachen Feodor Iwanowitsch schon bei dessen Leben zu siche
Denn daß der Zar kinderlos sterben würde scheint man erwartet zu habe
Boris Godùnow war, wie man sehr bestimmt wahrnimmt, den übrig
Mitgliedern des Regentschaftsraths nicht nur an List und Verschlagenhe
sondern auch an Geist und staatsmännischer Einsicht weit überlegen, u
es fehlte ihm auch nicht an der Art von Charakterfestigkeit, die sich i
Verfolg ihrer Pläne durch keine Rücksicht der Moral aufhalten läßt. E
stand als Schwager natürlich dem Zaren am nächsten, und auf den Ei
fluß seiner Schwester gestützt, war er vom ersten Augenblick an der eigen
liche Herr Rußlands. Doch sollte er nicht ohne Kampf im Besitz d
gegenwärtigen Macht und seiner geheimen Hoffnungen bleiben. Niki
Jurjew, Feodors Oheim, scheint unbedeutend gewesen zu sein, er tritt ni
gends hervor. Auch der Fürst Iwan Mstislawsky, obgleich durch sei
Mutter, die eine Schwestertochter des Zaren Wassily Iwanowitsch wa
dem regierenden Hause blutsverwandt, wußte nicht gefährlich zu werde
So blieben denn die Fürsten Schuysky, der kriegsberühmte Fürst Iwa
Petrowitsch an ihrer Spitze, die eigentlichen Gegner Godùnows, und s
versuchten mancherlei, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Zuerst, noch vor Feodors Krönung, wurde ein Volksaufstand geg
einen der Regenten, Bogdan Bielsky, in Moskau veranstaltet, was nic
schwer gewesen sein kann, da Bielsky als Günstling und Vertrauter d
Schrecklichen verhaßt sein mochte. Jetzt legte man ihm seltsamer Wei
Iwans Tod zur Last und die Schuyskys verbreiteten den Glauben,
wolle an Feodors Stelle — nicht etwa den jungen Dmitry, dessen Vo
mund er war — sondern Boris Godùnow auf den Zarenthron erhebe
Bielsky fallen zu lassen konnte dem schlauen Godùnow wohl keine Ueb
windung kosten. Der Angeklagte wurde verbannt — die unmittelba
Anführer des Aufstands theilten aber sehr bald sein Schicksal, und Go
dùnow blieb unberührt, unversehrt in seiner gebietenden Stellung.

Als es dann den Schuyskys gelungen war auch den Fürsten Iwa
Mstislawsky mit Godùnow zu verfeinden, wußte dieser sich doch so gut z
behaupten, daß sein neuer Gegner gezwungen wurde sich als Mönch i

Digitized by Google

ein Kloster zurückzuziehen, und wieder sahen sich viele angesehene Leute verbannt.

Den gefährlichsten Schlag suchten wenig später die Fürsten Schuysky im Verein mit dem Metropoliten Dyonis gegen Godúnow zu führen, mit dem sie immer nur scheinbar versöhnt waren. Man wollte den schwachen Feodor bestimmen, seine Gemahlin, Godúnows Schwester, zu verstoßen — oder, wie man das nannte, in das Kloster zu entlassen — weil die Ehe kinderlos blieb. Zu seiner zweiten Gemahlin hatte man die Tochter des in das Kloster verbannten Fürsten Mstislawsky ausersehen. Gelang der Plan, so war auch Godúnow beseitigt und offen lag dann der Weg zum Thron vor den Fürsten Schuysky.

Aber Godúnow wußte noch zu rechter Zeit den Metropoliten wieder umzustimmen, der sich dann, weit entfernt das Gesuch seiner Verbündeten zu unterstützen, entschieden gegen die Scheidung aussprach. Schwer traf nun Godúnows Rache seine Feinde und ihren Anhang. Ein erkaufter Leibeigener der Schuysky mußte seine Herren des Hochverraths beschuldigen. Diese Fürsten und alle, die sich ihnen angeschlossen hatten, wurden darauf zum Theil nach Sibirien, theils nach dem europäischen Norden verbannt, und dort, in Bielo-Ozero und Kargapol, ließ dann Godúnow den Helden von Pskow, Iwan Schuysky, und einen anderen Fürsten dieses Hauses, Andrey Iwanowitsch, erdrosseln. Diese Fürsten hatten unter den Bürgern und Kaufleuten zu Moskau zahlreichen Anhang gefunden, da wurden denn auch sieben reiche Kaufleute als ihre Mitschuldigen enthauptet. Auch der Metropolit Dyonis und der Erzbischof von Krutitzy, die es als Geistliche für Pflicht hielten sich der Verfolgten anzunehmen, wurden ihres Amtes entsetzt und in Klöster gesperrt.

Unumschränkt herrschte nun Godúnow über Rußland und er sorgte mit gutem Bedacht dafür, daß im Lande wie in der Fremde bekannt und anerkannt wurde, wie die Dinge standen und welche Macht er übe. In allen Urkunden wurde sein Name neben dem des Zaren genannt; in allen wurde wiederholt, der Zar habe auf Godúnows Rath beschlossen — befehle auf Godúnows Rath — Godúnow selbst wies die Anreden fremder Gesandten oder Einheimischer, in denen er als der eigentliche Regent Rußlands bezeichnet wurde, keineswegs zurück — und was ihm auf dem Wege zum Throne hindernd entgegentreten konnte, verschwand oder mußte verschwinden.

Vor allen der junge Fürst Dmitry, Feodors jüngerer Bruder, der rechtmäßige Erbe des moskauischen Throns. Er war gleich nach Iwans Tod mit seiner Mutter, Maria Nagoy, nach Uglitsch verbannt worden; dort wurde er am hellen Tage (1591) im Hof des Gebäudes, das er bewohnte — sogar in Gegenwart von Zeugen ermordet. — Einer der Zeugen, der Glöckner der Kathedrale, läutete die Sturmglocke, das Volk lief zusammen und erschlug die Mörder. Dem Zaren Feodor aber wurde

Digitized by Google

anstatt des wirklichen Berichts, der aus Uglitsch einging, durch Godün
ein untergeschobener eingehändigt, dem zufolge der junge Fürst in ei
Anfall von Epilepsie Hand an sich selbst gelegt hatte. Doch sagte sich Godün
wohl, daß ein solches Märchen wenigstens scheinbar besser beglaubigt
müsse, wenn irgend jemand, außer dem schwachen Feodor, ihm Glau
beimessen sollte. Es wurden eigens Beauftragte nach Uglitsch gesen
angeblich um das Nähere des Hergangs zu ermitteln, in Wahrheit
Godünows Bericht bestätigt zu finden, und mit sicherem Tact stellte
dünow den Fürsten Wassily Iwanowitsch Schuysky, einen Bruder
ermordeten Fürsten Andrey, an die Spitze derer, denen dieses Gesch
anvertraut war. Daß er diese Wahl treffen konnte und daß sie
Zweck entsprach, ist gewiß charakteristisch für Zeit und Sitte. Der F
Wassily, seit dem Sturz seines Hauses der Acht verfallen, war stets bem
gewesen Godünows Gunst durch die niedrigste Unterwürfigkeit wieder
gewinnen — und was auch die Zeugen in Uglitsch aussagen mochten,
brachte Protokolle zurück, die so lauteten, wie der Mächtige sie ha
wollte. Dmitrys Mutter, Maria Nagey, wurde, zur Strafe dafür,
sie ihren Sohn nicht besser beaufsichtigt habe, als gezwungene Nonne
ein Kloster des fernen Nordens gesendet und die Familien der vom V
erschlagenen Mörder wurden reichlich versorgt.

Auch andere, die dem moskauischen Fürstenhause angehörten, fan
ihren Untergang in einer Weise, die kaum zufällig sein konnte. Iwa
des Schrecklichen, dem dänischen Prinzen Magnus vermählte, Nichte Ma
ließ sich durch Godünows Einladung verleiten, als Wittwe nach Rußla
zurückzukehren, mußte den Schleier nehmen und verschwand in ein Klost
Ihre Tochter starb jung, so bald nach ihrer Rückkehr, daß man ih
Tod nicht für einen natürlichen halten wollte. Godünow schien selbst s
eigenes Blut nicht zu verschonen. Seine Schwester, die Zarin Irin
wurde wider alles Erwarten Mutter einer Tochter — aber das Kind le
nicht lange — und Boris blieb wieder nicht frei von Verdacht.

Doch konnte sich Godünow nicht darauf beschränken, in dieser W
Alles zu vernichten, was seinem Ehrgeiz im Wege stand. Er war offenb
auch darauf bedacht, die Gunst der Stände zu gewinnen, deren er bedurf
vor allem die Gunst der Kirche. Auch war ihm darum zu thun, die V
waltung in solcher Weise zu regeln, daß die Macht des Reichs wirklich i
gegebenen Augenblick ungeschmälert zur Verfügung der Regierung stel
Wenigstens traf er noch zu Feodors Zeit und unter dessen Namen wi
tige Anordnungen, die kaum anders als durch diese verschiedenartig
Beweggründe zu erklären sind und die Jahrhunderte lang auf das Leb
des russischen Staats und Volks bestimmenden Einfluß üben sollten.

Vor allem zeigte sich Godünow beflissen, den Glanz der russisch
Kirche zu steigern und ihre Interessen zu fördern. Ihr Oberhaupt, d
Metropolit von Moskau, wurde zum Patriarchen erhoben und von d

Digitized by Google

gesammten orientalischen Kirche in dieser neuen Würde anerkannt. Die Einleitung dazu war (1586) getroffen worden, als der Patriarch von Antiochien nach Moskau kam, Almosen für seine verarmte Kirche zu erbitten. Er erhielt und übernahm den Auftrag, den Wunsch des Zaren, in seinem Reich ein neues Patriarchat zu stiften, der griechischen Kirchenversammlung zu unterlegen, und als dann zwei Jahre später der Patriarch von Constantinopel Moskau besuchte, erklärte er sich bereit, den „Willen des Zaren" zu erfüllen und, bevollmächtigt von der allgemeinen griechischen Kirche, denjenigen, den der Zar bezeichne, zum Patriarchen von ganz Rußland zu weihen. Die Wahl des Zaren, oder Godunows, war längst getroffen, er vergab die Würde, obgleich die Bischöfe der Form nach drei Candidaten vorschlugen, aus denen der Zar einen wählen sollte. Der Metropolit von Moskau, Hiob, wurde ernannt; — bei seiner feierlichen Einweihung trat einer der Großwürdenträger des Hofs in der Kirche, eine brennende Kerze in der Hand, vor ihn und sprach die Worte: „der rechtgläubige Zar, der allgemeine Weltpatriarch und die geheiligte Kirchenversammlung erheben Dich auf den bischöflichen Stuhl von Wladimir, Moskau und ganz Rußland" — und der Zar befahl dem Patriarchen, fortan „von Gottes Gnaden und durch den Willen des Zaren Haupt der Bischöfe, Vater der Väter und Patriarch aller nördlichen Länder" zu nennen. So war denn in den Formen hinlänglich ausgesprochen, daß der Patriarch, wie bisher der Metropolit, der weltlichen Herrschaft untergeordnet sein und bleiben sollte. Wenn es ihm später auf einige Zeit gelang, eine Stellung neben dem Thron einzunehmen, so lag das in den Umständen; beabsichtigt war es in keiner Weise.

Zu gleicher Zeit wurden vier Bischöfe zu Metropoliten und sechs andere zu Erzbischöfen ernannt, so daß die gesammte russische Kirche von neuem Glanz umgeben schien. In der Urkunde, die über die Stiftung des Patriarchats aufgenommen und durch welche die Organisation der russischen Kirche neu geregelt wurde, versäumte man dann aber die Gelegenheit nicht, die Trennung von der lateinischen Kirche und den Gegensatz, den die griechische zu ihr bildete, in anderer Weise als im Stoglawnik, und in der That noch schärfer und bestimmter auszusprechen. Der Papst wurde darin als der „Lügenfürst der abendländischen Kirche" bezeichnet, und die Urkunde erklärte, da das alte Rom der apollinarischen Ketzerei verfallen, das neue Rom (Constantinopel) in den Händen der Ungläubigen sei, Moskau für das dritte Rom. Fünf Patriarchen wurden anerkannt, unter denen der Patriarch von Constantinopel als der erste allgemeine Weltbischof bezeichnet war, der von Alexandria die zweite, der moskauische die dritte Stelle einnehmen sollte. Die vierte und fünfte wurde den Patriarchen von Antiochien und Jerusalem zuerkannt.

Wenige Jahre später machte eine Verordnung Feodors die russischen Bauern zu Leibeigenen. Dazu gehörte nicht viel. Wir haben schon

Digitized by Google

gesehen, daß die persönliche Freiheit des Bauern, der kein Grundeigentl
hatte, nur Pächter war, da der adelige Herr in seinem Lehngebiet wie
seinen Erbgütern die Polizeigewalt und die richterliche, mit Ausschluß
Blutbanns, übte, eigentlich nur in dem Recht der Freizügigkeit beste
Diese persönliche Freiheit des russischen Bauern bildete somit einen ei
thümlichen Gegensatz zu der Art von Hörigkeit, die in einem großen T
des mittleren Europas bestand; jener Hörigkeit, die den Bauern als
lichen Besitzer seines Hofs und seiner Hufe, als Markgenossen in A
und Weide anerkannte. Wurde die Freizügigkeit aufgehoben, so war o
weiteres die Leibeigenschaft vollendet.

Dies Recht aber, das allein den gesammten Inbegriff der russis
Volksfreiheit bildete, hatte seinen sehr bestimmten Werth, besonders
halb, weil die Verpflichtungen, die der Grundherr den Bauern, sei
Einsassen, auferlegen wollte, in keiner Weise gesetzlich geregelt waren.
Abgaben und Pflichten der Bauern waren zuerst — theils wirklich, th
wenigstens in der Idee, wie bereits erwähnt werden mußte — unmittel
dem Fürsten, dem Landesherrn geleistet worden. Sie waren, an ei
Krieger verliehen, der sie als Besoldung bezog und Kriegsdienste da
leistete, zu mittelbar der Regierung geleisteten geworden. Dazu war d
der Tatarenzins gekommen, den die Regierung unabhängig von den früh
Abgaben forderte, und im sechzehnten Jahrhundert kamen neue Steu
dazu, in dem Maß, wie die Bedürfnisse der Regierung sich mehrten.
Alles, was die Regierung forderte, haftete der Grundherr; und was di
dann für eigene Rechnung erheben wollte, stand in seinem Belieb
Wenn wir nun aus verschiedenen Urkunden des sechzehnten Jahrhunde
ersehen, daß der Bauer dem Grundherrn die sechste — fünfte — ja
vierte Garbe seiner Ernte und außerdem noch andere Gebühren zu e
richten hatte, und außerdem noch Frohndienste leisten sollte, so kann m
einem Reisenden wie Herberstein wohl glauben, daß die ackerbauende B
völkerung Rußlands zum Theil in sehr gedrückten Verhältnissen lebte.
Die Verpflichtungen, die den Bauern auferlegt wurden, waren aber
eben weil ganz willkürlich — nicht überall dieselben. Der reiche, mächt
Bojar, dem viele Ortschaften unterthan waren, brauchte natürlich v
jedem einzelnen seiner Einsassen nicht so viel zu verlangen, als der „B
jaren-Sohn", der von den Abgaben und der Arbeit weniger Bauern s
selbst und seine Familie erhalten und Kriegsdienste leisten sollte. Dassel
gilt von dem Landesherrn in den Gemeinden, die ihm unmittelbar pflich
geblieben waren, und vielleicht in noch höherem Grade von den reich
Bisthümern und Klöstern, die weite Ländereien besaßen und von all
Abgaben an die Krone befreit waren.

In dieser Lage der Dinge fand der Bauer, in Ermangelung jede
gesetzlichen Schutzes, in der Freizügigkeit seinen einzigen Schutz gege
Ueberbürdung; er konnte sich dem übermäßigen Druck entziehen. D

Digitized by Google

Besorgniß, daß seine Bauern wegziehen, seine Ländereien wüst und werthlos liegen bleiben könnten, zwang den Grundherrn, seine Forderungen innerhalb gewisser Grenzen zu halten.

Auf der anderen Seite aber führte die Freizügigkeit auch große Unbequemlichkeiten und Unregelmäßigkeiten mit sich. Die Bauern zogen namentlich gern von den kleineren, ärmeren Grundbesitzern weg, vorzugsweise auf die bevorzugten Güter der Geistlichkeit, wo weniger von ihnen gefordert wurde; der kleine Adel verarmte, die sogenannten Bojarensöhne waren außer Stande den Kriegsdienst zu leisten, und auch die Krone verlor leicht, wenn der Grundherr sie nicht mehr erheben und für den Betrag haften konnte, was sie an Abgaben von den Bauern zu fordern hatte. In einem Zustand der Gesellschaft, in dem nur die Arbeitskraft productiv war, konnten die Steuern natürlich im Wesentlichen nur auf die Individuen, auf die Personen gelegt werden — und wie sollte man deren mit einiger Regelmäßigkeit habhaft werden, wenn sie nicht an ihren Wohnsitz gebunden waren? Abgesehen selbst davon, daß der Bauer sich auch rechtlich der Steuerpflicht ganz entziehen konnte, indem er sich auf Klosterländereien ansiedelte.

Früh schon, ja von dem Augenblick an, wo Rußland sich entschieden zu einem einheitlichen Staat gestaltete, war man denn auch bemüht gewesen den Ungehörigkeiten zu steuern, die aus der Freizügigkeit hervorgingen. Der Gedanke, dem Bauer Eigenthum zu verleihen und ihn durch Besitz und Erbrecht an den Boden zu fesseln, blieb Rußland, wie allen slavischen Ländern, fremd und konnte auch wohl da, wo man gewohnt war den Grund und Boden an sich werthlos zu achten, selbst im Volk nicht Wurzel fassen. Man suchte nach anderen Mitteln. Damit die Arbeiten des Landbaues wenigstens nicht regellos unterbrochen werden konnten, wurde die Ausübung des Rechts der Freizügigkeit schon durch Iwan III. — in seinem Gerichtsbuch von 1497 — auf eine bestimmte Zeit im Jahre, auf den St. Georgentag im Herbst (26. November) beschränkt. Aber auch in seinem Wesen blieb das Recht nicht unberührt. Das Gesetz verfügte nämlich, daß der Bauer, wenn er seinen Wohnort veränderte, dem Grundherrn, den er verließ, ein sogenanntes „Wohngeld" entrichten mußte, das für Feld- und Waldgegenden verschieden bestimmt war. Wanderte der Bauer nach vierjähriger Ansässigkeit aus, so mußte dem Grundherrn das ganze Wohngeld bezahlt werden; nach kürzerer Ansässigkeit im Verhältniß. Der Bauer mußte also in jedem einzelnen Fall die Befugniß, sein Recht der Freizügigkeit wirklich zu üben, durch eine Abzugssteuer erkaufen. Konnte er die nicht zahlen, so blieb sein Recht illusorisch.

Bei steigenden Bedürfnissen sorgte dann, im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts, die Regierung vor allem für sich selbst. Sie gewährte den Gemeinden, in denen sie Grundherr geblieben war und zu denen die

allermeisten Städte gehörten, um sich die Sache zu erleichtern, manch[e] Befugnisse der Selbstverwaltung, forderte dafür aber auch eine regelmäßi[ge] Entrichtung sowohl der grundherrlichen als der Staatsabgaben und be[han]delte diese Gemeinden als solidarisch verpflichtet. Natürlich mußte i[hnen] da auch das Recht eingeräumt werden, ihre Einsassen festzuhalten — zurückzufordern und zurückzuführen, wenn sie auszuwandern versuch[ten]. Die Gemeinden übten dieses Recht auch wo es ihnen nicht ausdrüc[klich] verliehen war. Die Freizügigkeit hörte auf.

In den adeligen Grundherren verliehenen Gemeinden aber, die [der] Regierung nur mittelbar unterthan waren, gestalteten die Verhältnisse [sich] immer ungünstiger für den kleinen, wenig begüterten Adel (Bojarensöh[ne]), besonders seitdem Kirchen und Klöster weite Landstrecken in den neuerdi[ngs] eroberten Gebieten an der Wolga erworben hatten und sie zu bevöl[kern] suchten. Sie warben Bauern zur Ansiedelung. Das „Wohngeld" ma[chte] keine Schwierigkeit, selbst wo die Bauern ihre alten Wohnsitze nicht heim[lich] verließen. Den Klöstern fehlten die Mittel nicht es vorzustrecken und [sie] standen um so weniger an das zu thun, da ihnen in solchen Ausla[gen] zugleich ein Mittel geboten war, den neuen Ansiedler als ihren Schuld[ner] mit voller Sicherheit festzuhalten. Denn der Bauer durfte nicht a[us]wandern, so lange nicht alle seine Verpflichtungen dem Grundherrn geg[en]über erfüllt waren.

Die Klöster und selbst die großen Grundbesitzer sandten Werber a[us], die ihnen neue Ansiedler zuführen sollten. Die kleineren Grundbesit[zer], die sich durch diese Umtriebe in ihren Interessen gefährdet sahen, wi[der]setzten sich der Auswanderung ihrer Bauern; es kam nicht selten [zu] Scenen offener Gewalt. Dem Unfug, den vielen Klagen, der thatsächlic[hen] Verarmung des kleinen Adels, die den Heerbann schwächte, abzuhel[fen], hatte man schon in den ersten Tagen Feodors (1584) beschlossen, [die] Steuervorrechte der Kirchengüter aufzuheben, womit denn auch für [den] Bauer die Verlockung aufgehört hätte sich auf Kirchenländereien nieder[zu]lassen. Aber dieses Gesetz blieb ein todter Buchstabe. Es stieß in [der] Ausführung auf solchen Widerstand von Seiten der Kirche, daß man [je]bald darauf verzichten mußte, es zu wirklicher Geltung zu bringen.

Da griff Godùnow zu einem sehr einfach durchgreifenden Mitt[el]. Er erließ im Jahr 1592 in Feodors Namen eine Verordnung, die [alle] Uebersiedelungen der Bauern aus einer Gemeinde, aus einer Botmäßig[keit] in die andere durchaus untersagte. Es wurden Bücher angelegt, in wel[che] die Bauern eines jeden Gutsbesitzers eingetragen wurden; alle soll[ten] fortan seßhaft bleiben wo sie eben waren. Die Freizügigkeit hörte a[uf]; die Bauern waren glebae adscripti, krepostnye, an die Scholle gebu[n]den, an der ihnen doch kein Eigenthumsrecht zustand; deren Besitz ihn[en] nicht gesichert war. Nur im Allgemeinen galt die Vorstellung, daß d[...]

Digitized by Google

Grundherr sie irgendwie — irgendwo — mit Land ausstatten müsse und daß sie ihm nur zu bäuerlichen Leistungen verpflichtet sein könnten.

Später (1601), als Godúnow bereits im eigenen Namen herrschte, wurden diese Verfügungen, wie wir hier um etwas vorgreifend einschalten müssen, durch eine neue Verordnung in Beziehung auf die Einsassen der kleinbegüterten Edelleute (Bojarensöhne) in etwas geändert, aber nicht in ihrem eigenen Interesse, sondern im Interesse derjenigen unter ihren Herren, die über Mangel an Arbeitern klagten. Diesen wurde ausnahmsweise gestattet Bauern von fremden Gütern auf das eigene herüberzurufen; doch nicht von den Landgütern der Kirche und der Großen, sondern nur von denen ihnen ebenbürtiger kleiner zarischer Dienstleute; auch niemals mehr als einen oder zwei zur Zeit und stets mit Innehaltung der gesetzlichen Frist, des St. Georgentages. Die Ausführbarkeit dieser Verfügungen scheint zweifelhaft; was davon wirklich ausgeführt worden sein mag, darüber fehlen die Berichte. — Den Untersassen der Großen und der Kirche wurde übrigens auch bei dieser Gelegenheit wieder eingeschärft, daß sie ihre Wohnsitze unter keiner Bedingung verlassen dürften.

Im Ganzen gereichten diese Verordnungen mehr dem kleinen, als dem reichen Adel oder der Kirche zum Vortheil. Doch war es auch für die großen Landherren erfreulich gewiß zu sein, daß ihnen von den einmal genommenen Arbeitskräften nichts wieder verloren gehen könne. Eine andere Verfügung Godúnows — oder Feodors — vom Jahr 1597 war allen gewiß nicht weniger erwünscht. Die russischen Fürsten und Bojaren waren stets von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, die theils aus leibeigenen Knechten (rechtlosen Sclaven), theils aus freien Leuten bestand, und durch die ganze russische Geschichte zieht sich das Streben der Großen, die Freien in ihrem Gefolge in das Joch der Knechtschaft zu beugen. Das wurde ihnen jetzt erleichtert. Nicht allein dem Pfand- oder Schulddiener, der sich gegen ein Darlehen, oder um eine Schuld in dieser Weise abzutragen, in zeitweilige Knechtschaft begeben hatte (S. 235), wurde jetzt das Recht genommen, sich durch Rückerstattung des dargeliehenen Capitals oder durch die baare Entrichtung der Schuld wieder freizukaufen —: die neue Verordnung ging noch weiter. Ein jeder freie Diener eines Herrn, wenn er auch nicht auf freiwillige Knechtschaft eingegangen und durch keinen Schuldbrief gebunden war, konnte von seinem Herrn als Knecht auf Lebenszeit in Anspruch genommen und als solcher eingeschrieben werden, wenn er seinem Herrn sechs Monate und länger gedient hatte. Und diese Leute verfielen dann nicht etwa nur der Gebundenheit des Bauernstandes — sie kamen in die Classe der Hof- und Dienstleute, der Knechte, die kein Recht schützte.

Unter dem Einfluß solcher Gesetze konnten in Rußland nicht viele Freie übrig bleiben.

Digitized by Google

Boris Godúnow erreichte das Ziel seines Ehrgeizes. Herkömm wird erzählt, er sei, als mit Feodors Ende das moskauische Fürstenh ausstarb, von der Semskaya duma, dem großen Landesrath oder Reic tag, zum Zaren erwählt worden, und eine gewisse Partei im heuti Rußland legt großes Gewicht auf den so gedeuteten Hergang. Was a zur Zeit wirklich geschah, kann wohl nur sehr uneigentlich eine W genannt werden.

Wie alle gleichzeitigen Urkunden mit einer einzigen Ausnahme zeugen, ernannte Feodor, als er (1598) starb, seine Gemahlin, die Za Irinia zu seiner Nachfolgerin, und von Boris Godúnow dazu aufgeford leisteten die Bojaren ihr willig den Eid der Treue. Das war in Rußla bis dahin unerhört. Man hatte wohl Großfürstinnen für unmünd Söhne die Regentschaft führen sehen, aber niemals eine in eigenem Nam regierende Zarin. Und doch scheinen Bojaren und Volk gar nicht gew geworden zu sein, daß hier eine Neuerung vorliege, so ohne Schwierigk und ohne allen Anstoß verliefen die Dinge. Der Umstand, daß Bo Godúnow eben im Besitz der Macht und gefürchtet war, mag dazu w nicht am wenigsten beigetragen haben, im Allgemeinen aber ist der H gang von solcher Art, daß er uns das Verständniß mehr als einer E scheinung auch der späteren Geschichte Rußlands vermittelt. Wir seh in welchem Grade der thatsächliche Besitz der Macht, abgesehen von all Recht, entscheidend war; wir sehen auch hier wieder, wie ungeregelt u schwankend die in Rußland herrschenden Begriffe von dem Recht d Thronfolge waren. Noch war die Vorstellung von einem unbedingt Erbrecht in bestimmter Folge keineswegs zu ausschließlicher Herrschaft langt; mehrfach bleibt der Gedanke maßgebend, daß der regierende Z seinen Nachfolger zu ernennen habe — und dann auch wieder sehen w je nach den Umständen, den Willen eines Sterbenden mißachtet. Wo ab vollends die gerade Linie des Herrscherhauses endet, verleihen die unmitt baren Beziehungen zu dem jedesmaligen Herrscher, die näheren, dur Vermählungen gebildeten Familienbande in den Augen des russisch Volks, der Menge, leicht ein näher liegendes und begreiflicheres Recht a eigentliche, aber entferntere Blutsverwandtschaft, die auf gemeinsamer A stammung beruht. Der Tatar Boris Godúnow, der Schwager des Zare seit einem Jahrzehnt in thatsächlichem Besitz der Macht, stand dieser A schauungsweise zufolge dem Thron näher als die Fürsten, die gleich d moskauischen von Wladimir Monomach abstammten — und entschied vollends, nachdem seine Schwester Irinia einmal als Beherrscheri Rußlands anerkannt war. Die Anerkennung Katharinas der Erste und manche andere Palastrevolution späterer Zeit, namentlich der Ve such der Dolgorukys sich nach dem Tode Peters des Zweiten der Kron zu bemächtigen, würden kaum zu verstehen sein, wenn sich nicht ebe an diesen früheren Beispielen nachweisen ließe, wie unklar und unsiche

Digitized by Google

die herrschenden Vorstellungen waren und wie leicht sie sich der Macht fügten.

Boris wollte, scheint es, die Macht aus den Händen seiner Schwester erhalten, ohne es auf eine eigentliche Wahl ankommen zu lassen, aber von ganz Rußland förmlich anerkannt sein, und das gelang ihm.

Irinia entsagte der Krone und nahm in einem Kloster den Schleier. Vergebens warfen sich ihr die Bischöfe, die Bojaren und das Volk zu Füßen und baten „ihre Mutter" sie nicht verwaist zu lassen. Sie verwies das Volk an den Patriarchen und an die Bojaren, die das Reich regieren sollten, bis der große Landesrath über die Nachfolge bestimmt hätte. Aber das Volk wollte weder von dem Patriarchen noch von den Bojaren hören, wollte nur die Zarin kennen, der es gehuldigt habe und die selbst im Kloster Rußlands Mutter bleibe. Von neuem aufgefordert, dem Bojarenrath zu huldigen, brachte das Volk „seinem Vater" Boris Fedrowitsch — Godúnow nämlich — ein Lebehoch; der sei der Nachfolger der Zarin — und den Patriarchen Hiob an der Spitze zog die Menge hinaus nach dem Kloster, in dem Boris bei seiner Schwester weilte und bat ihn, die Krone anzunehmen. Die gewichtigsten gleichzeitigen Quellen bezeugen, daß Boris selbst und seine Schwester diesem Treiben keineswegs fremd waren. Doch erwies sich Boris für diesmal noch unerbittlich; er schwur sogar, die Krone niemals anzunehmen.

Genau sechs Wochen nach dem Tode Feodors versammelte sich die große Reichsversammlung, Bischöfe, Bojaren, Fürsten und Kaufleute aus den Städten, an fünfhundert Personen, aber keineswegs, um irgend eine Regierungsordnung, eine Verfassung zu berathen oder eine Wahl vorzunehmen, sondern lediglich, um ihre Bitten mit denen der Bevölkerung von Moskau zu vereinigen. Am 17. Februar 1598 wurde die Versammlung eröffnet, und vom 18. an betete sie auf den Vorschlag des Patriarchen drei Tage lang in den Kirchen zum Herrn des Himmels, er möge Godúnows Herz erweichen. — Am 21. zogen Reichsversammlung und Volk wieder hinaus in das Kloster zu dem ersehnten Herrn, „schlugen die Stirn vor ihm" und baten ihn flehentlich, die Herrschaft zu übernehmen oder vielmehr fortzuführen. Der Patriarch Hiob entband ihn nicht allein von dem voreiligen Schwur, er richtete sogar strenge Worte an ihn und drohte ihm mit der Verantwortlichkeit vor den himmlischen Mächten, wenn er Rußland verwaist lasse.

Da ergab sich dann endlich Boris „in den Willen Gottes". Er hielt wenige Tage später als Zar einen triumphirenden Einzug in Moskau und ließ sich im September desselben Jahres mit mehr als gewöhnlicher Pracht und Feierlichkeit krönen. Bei diesem Verlauf der Dinge, da in der That keine Wahl stattgefunden hatte, konnte auch von einer Wahlcapitulation nicht die Rede sein. Wie hätte man dem, der sich weigerte, die Krone anzunehmen, und den man sich flehentlich zum Herrn erbat,

Digitized by Google

Bedingungen vorschreiben, Beschränkungen auferlegen können! — E erhielt die unumschränkte Macht, wie sie der moskauische Zar von Khan der Goldenen Horde geerbt hatte. Der Eid, den die Mitgl der Reichsversammlung auf den Vorschlag des Patriarchen leisteten, sagte eben nichts Anderes. Sie schworen: dem Befehl des Zaren dem Urtheil (oder Beirath, prigowor) der Bojaren zu gehorchen, um Zaren in Dienst und Landessachen kein Mißvergnügen zu verursache

Uebrigens erwies sich Boris als ein verständiger Herrscher, dem blos seine persönlichen Interessen am Herzen lagen, und alle frer Zeugen, die über Rußlands damalige Zustände Auskunft geben, stim darin überein, daß unter seiner Regierung Vielem eine bessere Wen gegeben wurde.

Er scheint unter anderem auch bald gewahr geworden zu sein, er den Bauern mit der Freizügigkeit das einzige Mittel der Selbst gegen Ueberbürdung von Seiten der Grundherren genommen hatte, daß die Gesetzgebung in dieser Beziehung eine Lücke auszufüllen habe. erließ, bei Gelegenheit seiner Krönung, eine Verordnung, durch die gestellt wurde, was die Bauern ihren Grundherren an Zins und Fro leisten sollten. Diese Verordnung ist merkwürdiger Weise, wie Kara bemerkt, nicht auf uns gekommen; sie ist aus den russischen Archiven schwunden. Wir wissen also nicht, in welcher Weise die Verpflichtun der Bauern festgestellt werden sollten, nach welchem Maßstab, oder wel Schutz die pflichtigen Landleute gegen Rechtsverletzungen anrufen konn Wir wissen nur, daß die Verordnung unbeachtet verhallte, und daß der Zeit an bis auf den Kaiser Paul herab, volle zweihundert Jahre nicht wieder davon die Rede gewesen ist die Verpflichtungen der Ba gesetzlich zu regeln.

Daß Boris die ohnmächtig gebliebenen Bestimmungen der Kirc versammlung von 1584 nicht sowohl aufhob als mit Stillschweigen ü ging, indem er der Kirche (1599) einen neuen glänzenden Freibrief stellte, in dem ihr alle Vorrechte bestätigt wurden, die sie einst von Khan der Goldenen Horde erhalten hatte —: dazu konnte er durch nahe liegendes persönliches Interesse bewogen sein.

Dennoch war dieser Zar Boris, den „ganz Rußland“ auf den Kn gebeten hatte die Regierung zu übernehmen, vom allerersten Augenl an nichts weniger als beliebt. Die Menge konnte dem, der ihr das R der Freizügigkeit genommen hatte, kaum sehr zugethan sein. Die Gro des Reichs hatte er vielfach verletzen und selbst mit Grausamkeit behan müssen, um sich den Weg zum Thron zu bahnen — und er fuhr natür fort, sie mißtrauisch zu überwachen. Er glaubte sogar mehr als das t zu müssen und griff fortwährend despotisch selbst in ihr Familienle ein, um Verschwägerungen zu verhindern, die ihm bedenklich schienen, o um sie durch erzwungene Vermählungen an sein eigenes Haus zu fess

Viele, die gefährlich werden oder scheinen konnten, wurden zum Theil unter sehr nichtigen Vorwänden verfolgt und verbannt. So namentlich die leiblichen Vettern des verstorbenen Zaren Feodor, die Románow-Jurjews. Sie wurden des Versuchs beschuldigt, den Zaren Boris durch Zauberkünste zu verderben und (1601) verurtheilt. Ihrer Erbgüter wie der Dienstgüter beraubt und nach dem hohen Norden, zum Theil selbst nach Sibirien, verbannt. Der älteste von ihnen, Feodor Nikitisch Románow, wurde, von seiner Familie getrennt, unter dem Namen Philaret zum Mönch geschoren und in ein Kloster gesperrt, — auch seine Gemahlin Xenia mußte den Schleier nehmen und in ein Kloster des hohen Nordens wandern. — Alle mit den Románows verschwägerten Geschlechter traf ebenfalls mehr oder weniger die Ungnade des Herrschers und noch viele andere. Alle aber fühlten sich unbehaglich, weil sie sich im eigenen Hause, im Innern der Familie von Spionen umgeben wußten. So war denn natürlich Boris in den Kreisen der Bojarenfamilien sehr allgemein verhaßt.

Seine Hauptgegner aber fand er in der von ihm doch vielfach begünstigten Kirche und der altrussischen Partei, die ihr anhing, und zwar weil er mit größerem Eifer als irgend einer der früheren Zare der europäischen Civilisation in Rußland die Wege zu bahnen suchte. Vor allem ging sein Bestreben dahin, die Verbindungen mit dem Westen zu erleichtern und zu vermehren, den auswärtigen Handel nach dieser Seite hin zu beleben. Nicht allein daß er den Engländern und den Hansestädten mancherlei Vorrechte gewährte, um den Verkehr zu erleichtern, namentlich den Hanseaten gestattete, wie vor Zeiten, eigene Kaufhäuser in Moskau, Nowgorod und Pskow zu bauen —: er begünstigte auch die Deutschen, die ein unglückliches Schicksal nach dem Innern Rußlands geführt hatte; die Bürger und Gewerbtreibenden, die als Gefangene aus liefländischen Städten fortgeschleppt worden waren und in der „deutschen Vorstadt“ (Slobode) Moskaus hausten. Sie erhielten die Freiheit im Interesse ihrer Betriebsamkeit nicht nur in Rußland umher zu reisen, sondern — allein wohlverstanden, ohne ihre Familien, die gleichsam als Pfand zurückbleiben mußten, — selbst in die Fremde. Vielen von ihnen gewährte der Zar gar Darlehen ohne Zinsen, damit sie ihr Gewerbe einrichten könnten.

Auf den entschiedensten Widerstand aber stieß Boris, als er aus Deutschland, England, Frankreich, Spanien und Italien „gelehrte Männer“ in sein Reich rufen und in Moskau eine Universität nach europäischem Muster gründen wollte. Die Geistlichen und Mönche widersprachen; „sie wollten,“ wie Conrad Busso erzählt, „mit nichten consentiren; gaben vor, ihr Land wäre weit und groß, auch jetzo einig in der Religion, Sitte und Sprachen, würden mehr Sprachen denn die ihrige unter die Russen kommen, so würde Zwiespalt und Gezänke im Lande sich erheben und der innerliche Friede nicht also wie jetzo erhalten werden.“ Das „gute Vorhaben“ mußte

„durch den Mönch- und Pfaffenrath eingestellt“ werden. Um aber
wenigstens etwas zu thun, verfügte Boris, was nachher Peter der Gr
in weit größerem Maßstab wiederholte. Er ließ achtzehn fähige ju
Edelknaben aussuchen und sendete sie zu je sechsen nach Deutschl
England und Frankreich. Sie sollten die Sprachen dieser Länder ler
und ihre Schulen besuchen. Es ergab sich aber das Seltsame, daß
diesen achtzehn jungen Leuten kein einziger nach Rußland zurückke
Einmal eingelebt in den Culturländern jener Zeit, mieden sie die Hei
für immer. Nur Einer von ihnen ward in Rußland wieder gesehen,
als Dolmetscher des Feldmarschalls De la Gardie, in schwedischem Di
So blieb denn auch dieser Versuch unfruchtbar.

Einen anderen Grund allgemeinster, sehr weit reichender und gef
licher Unzufriedenheit haben wir, die Söhne unserer Zeit, Mühe in se
ganzen Bedeutung zu würdigen, weil es uns schwer fällt, uns in ei
Zustand der Gesellschaft hinein zu denken, in dem dergleichen nothwe
und dann von solcher Wichtigkeit sein kann.

Boris suchte der allgemein herrschenden Trunksucht zu steuern;
folgte Trunkenheit, wo er sie erreichen konnte, mit großer Strenge als
Verbrechen und ließ die Branntweinschenken schließen. Wie russ
Geschichtschreiber nicht umhin können einzugestehen, brachte er dad
„alle Stände“ gegen sich auf — und Boris war mehr noch des Gu
wegen verhaßt, das er anstrebte, als des Bösen wegen, das er that.

Zum Unglück kam noch eine entsetzliche Hungersnoth hinzu, die R
land drei Jahre über verheerte und deren Schrecken namentlich
Franzose Margeret als unmittelbarer Zeuge in einer Weise schildert,
vielleicht eben ihrer Schlichtheit wegen ergreifend ist. Frühe Nachtfr
hatten die Ernten vernichtet, wie das in dem damals allein angebau
Theil Rußlands auch heute noch nicht selten geschieht. Boris that
er konnte dem Unheil zu steuern — aber er konnte eben wenig mehr th
als unter die hungernden Armen Geld vertheilen lassen — und da
war nicht geholfen. Selbst wenn es nach einem viel reichlicheren Maß
hätte vertheilt werden können, wäre es doch unmöglich geblieben, sich
Geld das Brod zu verschaffen, das überhaupt gar nicht in genügend
Maße da war im Lande. Die Beschränktheit des auswärtigen Hand
die mangelhaften Verkehrswege und Verbindungen würden es ohnehin
unmöglich gemacht haben, aus der Fremde herbeizuschaffen, was im La
fehlte, und aus allem, was uns überliefert ist, müssen wir schließen,
dann auch das Verständniß fehlte für das was Noth that.

Aber das herbe Leiden und der Umstand, daß die gewährte Hi
ungenügend, ja vollkommen ohnmächtig war und blieb, empörte alle
müther, und so war denn ganz Rußland in einem gereizten und üb
reizten Zustand, als ein Betrüger auftrat, der sich für den gerette

Digitized by Google

Zarewitsch Dmitry, für den letzten Sprossen des moskauischen Fürstenhauses ausgab.

Wer dieser Betrüger war, ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt. In der russischen Kirche wird er noch jetzt jedes Jahr an einem bestimmten Tage als der entlaufene Mönch Grischka Otrepiew verflucht, doch ist seine Identität mit diesem Abenteuerer niedrigster Art keineswegs erwiesen. Im Gegentheil, es liegen die gewichtigsten Zeugnisse vor, die sehr entschieden zu beweisen scheinen, daß er eine andere Persönlichkeit war. Hier ist vor allen Conrad Bussos bis jetzt leider nicht gedruckter „Bericht" zu beachten; um so wichtiger, da dieser Conrad Busso, in Rußland ansehnlich begütert, zur Zeit dieser Ereignisse auf einem gewissen Fuß der Gleichheit mit den russischen Großen lebte. Er nennt Grischka Otrepiew als eine von dem falschen Dmitry verschiedene Person, als „des Teufels Instrument" und einen der Helfershelfer des Betrügers, und erzählt, daß dieser Otrepiew im Jahr 1604, als der falsche Zarewitsch noch in Polen weilte, die Kosacken für ihn in Bewegung gebracht und dann den angeblichen Fürsten aufgefordert habe, zu kommen und sich an ihre Spitze zu stellen. Dazu kömmt das Zeugniß des Franzosen Margeret, der die von Boris errichtete fremde Leibwache des Zaren erst für diesen Fürsten und dann im Dienst des falschen Dmitry befehligte. Auch Margeret kennt den Mönch Otrepiew als eine von dem angeblichen Zarewitsch verschiedene Person und berichtet, daß er im Gefolge Dmitrys nach Moskau gekommen sei, wo ihn ein jeder sehen konnte (et un chacun qui l'a voulu voir, l'a veu), daß aber dann Otrepiew von dem Herrn, den er in so nachdrücklicher Weise unterstützt hatte, als arger Trunkenbold und Taugenichts nach Jaroslaw verbannt worden sei. Es kömmt noch hinzu, daß der falsche Dmitry, wie auch Margeret einräumen muß, der russischen Sprache nur unvollkommen mächtig war (. . . il ne parloit pas la langue russe aussi nettement qu'il convenait fänden die Russen). Dem Otrepiew dagegen, der über dreißig Jahre alt war, als er aus seinem Kloster und aus Rußland entfloh, konnte wohl schwerlich, nach kurzem Aufenthalt in der Fremde, die Sprache seiner Heimat fremd geworden sein.

Polnisch scheint die Muttersprache des falschen Dmitry gewesen zu sein. Margeret, der ihn für den echten Zarewitsch hält, muß doch zugeben, daß er mitunter — pour orner le langage, meint Margeret — Phrasen in polnischer Sprache in sein Russisch mischte. Und überhaupt vermeinten die Russen an ihm ein durchaus polnisches Wesen und Benehmen wahrzunehmen (car pour conclusion — disent-ils — tous ses gestes et façons ressentoient son polonais). — Vielen der Polen, die ihn unterstützten, obgleich sie sehr gut wußten, daß er ein Betrüger sei, galt er für einen natürlichen Sohn Stephan Bathorys.

Doch ist es ziemlich gleichgültig, wer er eigentlich gewesen sein mag, da er sehr gewiß nicht der Zarewitsch war. Wichtiger wäre, wenn sich

Digitized by Google

ermitteln ließe, ob das Auftreten dieses Betrügers von den Jesuiten v
bereitet und eingeleitet war, — oder ob er seine Rolle aus eigener B
wegung und auf eigene Gefahr selbständig zu spielen begann, und da
erst von den Jesuiten als ein treffliches Werkzeug für ihre Pläne in
Hand genommen wurde. So weit wir bis jetzt unterrichtet sind, ist d
Letztere das Wahrscheinlichere — und doch! wie konnte ein solcher Ab
teuerer darauf verfallen — nicht unter Russen, wie später Pugatschew
sondern im fremden Lande eine solche Rolle zu spielen, wenn er ni
bedeutender Unterstützung einigermaßen gewiß war? — Bestimmte Au
kunft könnte wohl nur der Jesuitenorden geben und das wird sicher ni
geschehen.

Die seltsamen Schicksale des falschen Dmitry können hier natürl
nur in ihren allgemeinsten Umrissen in Erinnerung gebracht werden. W
erwähnen nur, daß er bei dem Fürsten Adam Wisznowiecki, als einer sei
Stallleute in Dienst stand, wie denn zur Zeit sehr viele arme polnis
Edelleute der kleinen Schlächta in solchen Verhältnissen in Haus u
Hofstaat der Großen lebten. Er stellte sich krank, that, als sei er de
Tode nahe, beichtete dem Hauscaplan des Fürsten — einem Jesuiten -
und entdeckte ihm, daß er der Zarewitsch Dmitry sei. Er sei gerettet, d
Sohn eines Popen an seiner Stelle ermordet worden. Papiere, die m
unter seinem Kopfkissen fand und ein goldenes, mit Edelsteinen geziert
Kreuz, das er auf der Brust trug, sollten die Wahrheit der Legende da
thun. Die Papiere enthielten nichts als eben das Märchen, das er e
zählte. Daß der angeblich sterbende Prinz nicht einem Priester der gri
chischen Kirche — deren es in Wolynien eine große Anzahl gab — sonder
einem Jesuiten beichtete, war eigentlich schon auffallend genug. Das ko
bare Kreuz aber, in dessen Besitz der Abenteuerer war, der um gering
Lohn als Stallknecht diente, könnte als Beweis dienen, daß seine Rol
mit bedeutenden Gönnern verabredet war; man hatte es ihm vielleic
als nothwendiges Attribut gegeben.

Niemand zweifelte an der Wahrheit seines Berichtes; der Brude
seines Dienstherrn, Fürst Constantin Wisznowiecki, und der Schwiegervate
dieses Fürsten, Mniczech, Woyewode von Sandomir, nahmen sich seine
lebhaft an — vor allen aber der päpstliche Nuntius Rangoni und di
Jesuiten. — Dmitry, wie wir ihn nennen müssen, da sein wirkliche
Name nicht mit Sicherheit festzustellen ist — trat zu Krakau (1604), von
Nuntius ermahnt, im Hause der Jesuiten zur lateinischen Kirche über —
was wohl nur geschah, um die Rolle eines russischen Zarewitsch folgericht
durchzuführen — denn im Uebrigen fehlt es nicht an Zeugnissen, daß er
jedenfalls längst schon der lateinischen Kirche angehörte und selbst seine
Beichte auf dem angeblichen Krankenlager spricht dafür. — Der König
Sigismund III. von Polen beeilte sich, den Abenteuerer anzuerkennen,
unterstützte ihn mit einigem Gelde, und da der König die Krone Polen

Digitized by Google

nicht ohne den Reichstag in einen Krieg verwickeln durfte, stellte er dem angeblichen russischen Prinzen frei, sich um den Beistand der einzelnen polnischen Großen zu bewerben.

Dmitry, der fortan immerdar und überall von Jesuiten begleitet erschien, verpflichtete sich eidlich, Rußland in den Schooß der allein seligmachenden Kirche Roms zurückzuführen, und mit Marina Mniczech, der schönen Tochter des Woyewoden von Sandomir, verlobt, machte er sich anheischig, die Schulden seines künftigen Schwiegervaters mit russischem Gelde zu bezahlen, — seiner Braut die Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow als ihr besonderes Besitzthum zu eigener Regierung zu überlassen, — dem Vater Mniczech aber die Fürstenthümer Smolensk und Severien erblich zu verleihen. Einige Bezirke sollten der Republik Polen und ihrem König als Geschenk dargebracht werden. Und so zog denn Dmitry (15. August 1604) aus, an der Spitze vieler tausend polnischer Schlächci, die zum Theil von polnischen Magnaten geführt wurden, um Rußland mit Krieg zu überziehen, während die „Republik Polen" mit dem Nachbarreich im Frieden zu sein und zu bleiben behauptete. Gewiß ein seltsames Beginnen! — In der Nähe von Kiow vereinigte sich Dmitry mit den Kosacken, die Grischka Otrepiew in Bewegung gebracht hatte — und das abenteuerliche Unternehmen gelang im Lauf weniger Monate, obgleich Dmitry nach einem Unfall einmal auf dem Punkt stand, wieder nach Polen zurückzugehen, und nur durch die Drohung der Russen, die sich ihm gleich zu Anfang angeschlossen hatten, ihn, wenn er sie nun verlassen wolle, dem Zaren Boris auszuliefern, zur Ausdauer gezwungen wurde.

Ein seltsamer Taumel schien ganz Rußland ergriffen zu haben; Schaaren von Landleuten und Bojarenkindern schlossen sich den Fahnen des Abenteuerers an, und viele Städte öffneten ihm ihre Thore. Boris starb plötzlich, ohne Krankheit (13. April 1605); es ging wohl die Sage, er habe, von Gewissensbissen verfolgt, seinem Leben selbst durch Gift ein Ende gemacht — überwiegend aber sah das Volk in seinem plötzlichen Tode eine Strafe Gottes und in diesem sichtbaren unmittelbaren Eingreifen des Himmels den Beweis, daß der Abenteuerer, der so kühn heranzog, der echte Zarewitsch sei.

Noch schworen der Patriarch, die Bojaren, der moskauische Adel und das Volk der Wittwe Godúnows, seinem sechzehnjährigen Sohne Feodor und seiner Tochter Xenia mit den furchtbarsten Eiden unverbrüchliche Treue. Peter Feodorowitsch Basmanow, zwar einer der jüngsten Bojaren, aber aus besonderem Vertrauen an die Spitze des Heers gestellt, schwur vor allen für Godúnows Haus zu sterben, — doch wenige Tage später war er es gerade, der den Kriegern unter seinen Befehlen begreiflich zu machen suchte, daß nur der Eine Eid, den sie alle dem Zaren Iwan dem Schrecklichen und seinen Söhnen geleistet hätten, bindend sei, — jeder

Digitized by Google

spätere ungültig, seit der Zarewitsch Dmitry im Feld stehe. So spr Basmanow, der sehr wohl wußte, daß der angebliche Dmitry ein Betrüg war und dessen gegen Conrad Busso kein Hehl hatte! — So wenig g ein Eid; so wenig war die gläubige Kirchlichkeit der Russen Religion. Sch am 7. Mai erklärte sich das Heer für Dmitry und Godùnows Ha war verloren. — Dmitrys Abgesandte, die Moskau zum Gehorsam a forderten, wurden mit Jubel empfangen, von einem Volk, das nun wirkl den echten Erben des Thrones wiedergefunden zu haben glaubte, und Adel, die Großen des Reichs sandten ihm zwei Bojaren von fürstlic Geburt nach Tula entgegen, ihre Unterwerfung zu bezeugen. Das a geregte Volk schleppte Godùnows Wittwe und seine Kinder aus dem Zar palast und sperrte sie als Verhaftete in ihr eigenes väterliches Wohnhau — niemand suchte sie zu schützen — und bald wurden Dmitrys von se her gesendete Befehle auf das pünktlichste befolgt —: die Wittwe Za und ihr Sohn wurden erdrosselt, — die Tochter Xenia traf ein n schlimmeres Loos; sie mußte die gezwungene Geliebte des Betrüge werden, der die Ihrigen mordete. Weiter weiß man dann nichts me von ihr.

Wie Dmitry nahte, wie er bei dem Dorf Kolomenskoie, eine Me von Moskau sein Lager aufgeschlagen hatte, strömten ihm Gesandtschaft aller Stände entgegen, ihm das symbolische Salz und Brod der Russ darzubringen. Sein Einzug in die Zarenstadt (20. Juni a. St. 160 war der glänzendste, den Rußland je gesehen hatte, seine Krönung dageg wurde neun Tage später mit geringerem Ceremoniel als herkömmlich vo zogen — vielleicht weil Dmitry die Gebräuche der griechischen Kirche w nigstens zum Theil meiden wollte.

Dann wurde eine feierliche Gesandtschaft abgefertigt, die Zarin Witt Feodors, Maria Nagoy, aus ihrem fernen Kloster im hohen Norden na Moskau einzuladen. Die beiden bedeutendsten Männer Rußlands, Fürsten Wassily Iwanowitsch Schuysky und Feodor Iwanowitsch Msti lawsky, standen an der Spitze dieser Gesandtschaft. Beide hatte Godùno gefürchtet und verfolgt, trotz aller Geschmeidigkeit Schuyskys; beiden hat er nicht gestattet, sich in einer Weise zu vermählen, die ihren Familien anhang vermehren konnte. Mstislawsky galt ohnehin für den vornehmst Mann in Rußland — „lequel est de la principale maison de tou la Russie“, sagt Margeret von ihm — und das Haus der Schuysky w das einzige, das sich bis auf einen gewissen Grad mit dem seinigen messe konnte. Mstislawsky scheint für seine Person unbedeutend gewesen zu sei — Schuysky hatte sich schon gefährlich erwiesen.

Maria Nagoy schien den falschen Dmitry als ihren Sohn anz erkennen, wenn sie das auch nicht förmlich aussprach; sie lebte anscheinen in gutem Einvernehmen mit ihm. Dmitry war durch die Rolle, die e spielte, veranlaßt oder selbst gezwungen, sich allen denen gnädig zu erweise

zed by Google

die Godúnow als seine Feinde angesehen und verfolgt hatte. Auch wurden alle Geächteten aus der Verbannung zurückgerufen und in ihre Würden und ihre Güter wieder eingesetzt — darunter namentlich auch die Romänow-Jurjews und die mit ihnen befreundeten Scheremetiews. Das Haupt der Romänows, der Mönch Philaret, den Boris noch kurz vor seinem Sturz zum Prior ernannt hatte, um ihn entschiedener aus der Laienwelt zu entfernen, wurde nun durch Dmitry zum Metropoliten von Rostow erhoben. Mstislawsky und Schuysky wurden nicht mehr verhindert sich mit nahen Verwandten der Zarin Maria Nagoy zu vermählen.

Strenge wurde dagegen nur gegen Wenige geübt; nur der Patriarch Hiob, der den nunmehrigen Zaren Rußlands als Grischka Otrepiew verflucht hatte, wurde, der musterhaften Unterthänigkeit ungeachtet, die er jetzt darthat, seiner Würde entkleidet und verbannt.

Und dennoch regte sich schon nach wenigen Wochen des neuen Regiments eine allgemeine Unzufriedenheit. Was unter Boris die nationale Befangenheit der Russen tief empört hatte, trat unter Dmitry von neuem hervor und zwar in sehr viel schlimmerer Gestalt. Wie Boris war auch Dmitry bemüht Rußland europäischer Sitte und Civilisation entgegen zu führen — aber Boris hatte das als Russe gethan, der selbst in der nationalen Religion und Sitte lebte, und mit der Nation vereint, ohne geradezu mit der Tradition zu brechen, den neuen Zielen zustreben wollte —: Dmitry dagegen versuchte es als Fremder, namentlich als Pole, der dem russischen Volk rücksichtslos Seine Sitte, Seine Anschauungen, Seine Lebensweise auferlegen wollte. Jenem widerstrebte nationale Befangenheit und jenes unbestimmte Mißbehagen, das die eigensten Sonderinteressen durch Neuerungen gefährdet zu sehen fürchtet —: gegen diesen empörte sich bald das beleidigte Nationalgefühl.

Den Verkehr mit der Fremde mehr und mehr zu beleben ließ auch Dmitry seine erste Sorge sein; er gewährte dem auswärtigen Handel jede Erleichterung und fertigte sofort auch eine Gesandtschaft nach Frankreich ab, zu dessen Königen Rußland bis dahin keine Beziehungen gehabt hatte. Vor allem aber waren es polnische Sitte und polnische Formen des Lebens, die er den Russen einimpfen wollte, was wohl kaum ein Gewinn war, wenn es gelang. Er verlieh den russischen Fürsten und Großen die ihn umgaben, hohe Würden an seinem Hof, aber unter polnischen Titeln; er verwandelte den altherkömmlichen Bojarenrath in einen „Senat" nach polnischem Vorbild, und da in dem slawischen Nachbarreich die Kirchenfürsten Senatoren waren, wurden nun auch, außer dem Patriarchen, vier Metropoliten, sieben Erzbischöfe und drei Bischöfe als stimmberechtigte Mitglieder in den russischen Senat berufen. Dabei aber behandelte Dmitry die Gebräuche der griechisch-russischen Kirche, wenn er sie auch im Allgemeinen, in lässiger Weise mitmachte, mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung, die nationale Sitte aber mit ausgesprochenem Spott und Hohn.

Er bekreuzigte sich nicht, nach russischer Sitte, vor jeder Mahlzeit un ließ sich nicht mit Weihwasser besprengen; Gebet und Alles, was dara erinnerte, war verbannt; dagegen unterhielt den angeblichen Sohn un Enkel russischer Zare während der Tafel eine rauschende Musik und enthielt sich nicht der Speisen, welche die strengere russische Kirche untersagt

Die Senatoren, die er berufen hatte, war er weit entfernt zu schone Er beleidigte sie vielmehr, in keckem Uebermuth, wie geflissentlich. D Zeitgenossen berichten, daß er in den Sitzungen seines Raths zu schweige pflegte bis an das Ende und dann mit lächelnder Ueberlegenheit sei Meinung und seinen Entschluß kund that, indem er zugleich alle vorg brachten, abweichenden Rathschläge schonungslos bloßstellte und den Fürste und Großen ihre Beschränktheit und Unwissenheit, ihre Befangenheit i herkömmlichen Vorurtheilen zum Vorwurf machte.

Inwiefern er entschlossen gewesen sein mag sich als ein treues Wer zeug der Jesuiten zu bewähren, sein eidlich gegebenes Versprechen zu halte und Rußland dem römischen Stuhl zu unterwerfen, ist nicht mit Bestimm heit zu ermitteln. Schwerlich war er gesonnen es mit dem Eifer ein fanatisch Gläubigen auf jede Gefahr hin zu unternehmen; — es fra sich nur, ob er, der die Gebräuche der griechischen Kirche mit verwegen Zuversicht leichthin behandelte, dabei eine ernste Gefahr zu sehen glaubt Fast scheint es, daß er, als verwegener und leichtsinniger Abenteurer, d kirchlichen Dinge überhaupt nicht so ernst zu nehmen wußte, wie Ort un Zeit geboten; daß er sich die Frage, um die es sich handelte, vielleic nicht einmal mit vollem Ernst vorgelegt — daß er jedenfalls nicht z einem endgültigen Entschluß gekommen war. Daß er den Jesuiten gestatte mitten im Kreml öffentlich römisch-katholischen Gottesdienst zu halten – was bis dahin der lateinischen Kirche unter allen christlichen Confessione allein nicht erlaubt gewesen war — beweist doch nicht unbedingt, daß e eine Bekehrung Rußlands beabsichtigte, sondern möglicher Weise nur, da er Landessitte und Herkommen nicht weiter achten wollte. Eine weite gehende Bedeutung konnte es haben, daß er Verbindungen mit dem päps lichen Stuhl suchte, während er sie doch meiden mußte, wenn er sei Wort nicht halten wollte. Aber auch hier wieder zog er sich von Seite des Papstes den Vorwurf zu, daß er die Jesuiten in ihrem Bekehrungs werk nicht hinreichend unterstütze. Hegte er überhaupt, wenn auch noc so unbestimmt, den Plan einer sogenannten „Versöhnung" Rußlands mi der lateinischen Kirche, so war es gewiß eine im höchsten Grade verkehrt Maßregel, die russischen Prälaten in großer Anzahl in den Senat z berufen. Sie würde, in dieser Voraussetzung, beweisen, daß der Fremd ling, der Pole Dmitry, keine Ahnung von dem Geist hatte, der die russisch Kirche beseelte, und von dem Anhalt, den sie im Volke fand. Er müßt geglaubt haben die großrussischen Bischöfe würden sich eben so leicht zu Union bestimmen lassen, wie die griechischen Bischöfe Litthauens.

Digitized by Google

Wie Margeret berichtet, soll auch Dmitry, gleich wie Boris, mit dem Gedanken umgegangen sein, zu Moskau eine Universität zu gründen. Doch scheint ihm auch das weniger wichtig gewesen zu sein als die Pläne auswärtiger Politik, die seiner Regierung einen den Russen ungewohnten Glanz verleihen sollten. Er hoffte auf einen siegreichen Türkenkrieg und sendete, im Zusammenhang mit diesen Plänen, einen Jesuiten als seinen Gesandten nach Rom. Der Papst sollte den deutschen Kaiser, Rudolf II., bestimmen, nicht Frieden zu schließen mit der Türkei. Mit dem Kaiser dachte sich Dmitry zu verbünden. Daß gegen die Macht der Türken ohne ein stehendes, geregeltes, nach europäischer Weise disciplinirtes Heer ein Erfolg kaum zu hoffen war, wußte er sich zu sagen und ebenso, daß die Strelitzen doch nur um wenig besser seien als das alte, allgemeine Aufgebot des Dienstadels. So sollte denn ein stehendes Heer errichtet werden, das natürlich, wenn es dem Zweck sofort entsprechen sollte, zunächst aus fremden Söldlingen, kriegsgeübten Soldaten bestehen mußte. Schon Boris hatte den Anfang dazu gemacht. Er hatte in Moskau eine geworbene Schaar von 2500 Mann um sich versammelt, die meist aus Deutschen bestand. Die Mittel, anstatt dieser mäßigen Schaar ein wirkliches Heer zu bilden und zu erhalten, dachte Dmitry dadurch zu gewinnen, daß er den reichen Landbesitz der Kirche thatsächlich einzog und die gesammte Geistlichkeit, auch die Klöster, auf bestimmte Einkünfte — mit anderen Worten auf eine mäßige Besoldung aus dem Ertrag dieser Landgüter anwies. So wollte der landfremde junge Mann sorglos wagen, als könne die Sache keine Schwierigkeiten haben, was kaum Peter der Große vorbereiten und erst Katharina II. anderthalb Jahrhunderte später vollenden konnte.

Das war zu viel; dadurch rief er die russische Geistlichkeit gegen sich in die Schranken. Man erinnerte sich nun, daß er seinen Einzug in Moskau von polnischen Lanzenreitern und Jesuiten begleitet gehalten hatte, was im ersten Augenblick, allem Anschein nach, gar nicht aufgefallen war, und mit entschiedenem Unwillen gewahrte ganz Moskau, daß große Summen Geldes, dem Reichsschatz entnommen, nach Polen gesendet wurden, um Mniczechs Schulden und die Reise seiner Tochter zu bezahlen.

Schon wenige Monate nach Dmitrys feierlicher Krönung war unter den russischen Großen eine Verschwörung angezettelt, die, wenn auch vielleicht nicht vollständig, entdeckt wurde. Der Fürst Wassily Schuysky stand an der Spitze; es scheint fast, daß sein Haus schon seit dem Aussterben der moskauischen Fürsten mit entschiedener Folgerichtigkeit nach der Krone strebte. Er wurde zum Tode verurtheilt, dann aber begnadigt, als er schon das Haupt auf den Block gelegt hatte, und sammt seinen Brüdern in die Verbannung geschickt, um bald darauf, leichtsinnig begnadigt, wieder an den Hof zurückberufen zu werden. So zeigte sich, daß auch diese

bedenklichen Erscheinungen an Dmitry vorüber gingen, ohne ihn zu warn ohne ihn zur Besonnenheit zu erwecken.

Er ging im Gegentheil in thörichter Zuversicht weiter und weiter so daß er — was doch gewiß nicht seine Absicht war — den Zorn russischen Volks übermüthig herauszufordern schien. — Am 1. März 16 hielt Marina ihren feierlichen Einzug in Moskau mit nie gesehe Pracht, in einem mit zehn getigerten Rossen edler tatarischer Zucht spannten Wagen — aber in polnischer Tracht, umgeben von polnisc Großen und mehreren Tausenden reich gekleideter und bewaffneter nischer Reiter und Heiducken. Daß Dmitry sich mit einer Fremden mählte, anstatt unter den Töchtern des Landes zu wählen, wie alle früher moskauischen Fürsten, wäre schon an sich der gesammten Bevölkerung stößig gewesen — und nun vollends vermählte er sich acht Tage spä mit ihr und ließ sie feierlich als Zarin krönen — eine Ehre, die bis hin keiner Gemahlin eines russischen Zaren widerfahren war — das E wie das Andere, ohne daß sie die Taufe der griechischen Kirche angenomm hätte. Sie wurde als Fremdgläubige auf den Thron erhoben. Welch Eindruck das auf die Menge wie auf die Geistlichkeit und die Groß machen mußte, sagt man sich leicht, wenn man erwägt, was Conrad Bu im Allgemeinen von den Russen seiner Zeit berichtet: „Sie halten Land allein vor das christlichste Land unter der Sonnen. Die ander Länder alle halten sie paganisch, darinnen die Leute weder getauffet se noch einen Gott haben sollen, auch nicht beten und Gott recht dien können." — Marinas Krönung in solcher Weise war in den Augen Russen eine That der Gottlosigkeit.

Zudem benahmen sich die Polen der Umgebung Marinas, bis zu Geringsten herab, allen gleichzeitigen Berichten zufolge, mit einem wa haft empörenden Uebermuth, als Eroberer, als Herren des Landes, ihre Verachtung der Eingeborenen nicht zu verbergen brauchten. S rühmten sich laut der Versprechungen Dmitrys, der Provinzen des ru schen Reichs, die ihnen abgetreten werden müßten — und alle thatsächlich Mißhandlungen der Russen, alle Gewaltthaten, in denen sie sich gefiel gingen ihnen ungestraft hin.

Es ist nicht zu verwundern, daß in wenigen Tagen das Maß übe voll war; Dmitry aber, Marina und die Polen, in Festlichkeiten verlor hatten keine Ahnung von dem furchtbaren Gewitter, das sich über ihr Häuptern zusammenzog. Am neunten Tage nach der Krönung (17. M brach ein furchtbarer, allgemeiner Aufstand in Moskau aus — nicht ga ohne Vorbereitung und künstliche Nachhülfe; es war wieder eine V schwörung im Spiel, an deren Spitze Wassily Schuysky und, wie Ma geret andeutet, auch ein vor kurzem verbannter und gleich darauf wied begnadigter Bojar, Tatischtschew, standen — und Schuysky hatte eige ein paar Tausend Leibeigene von seinen Gütern kommen lassen: aber w

Digitized by Google

hätten die vermocht, wenn sich nicht wirklich das Volk in Masse erhob. Von Fürsten und Bojaren geführt, erstürmte die Menge den Kreml, Dmitry und Basmanow wurden ermordet — und durch die ganze Stadt wurden nun die Polen von der wilden Rache der Russen verfolgt. Den Tag zuvor noch frech und übermüthig, zeigten die Polen sich jetzt kleinmüthig in der Todesangst, küßten den wüthenden Bauern die Füße, flehten um ihr Leben und versprachen ein hohes Lösegeld. Sie fanden kein Erbarmen. Die Zahl der Erschlagenen giebt Margeret mit einer Genauigkeit, die unter solchen Umständen kaum ganz zuverlässig sein kann, auf eintausend siebenhundert und fünf an. Die Wuth des Volks wendete sich nun aber auch gegen alle Fremden überhaupt und fand Gelegenheit mehr als eine Leidenschaft zu befriedigen. „Auch viele feine Studiosi, deutsche Juweliere und Kaufleute aus Augsburg, die groß Geld und Gut bei sich gehabt, mußten mit dem Leben büßen", erzählt Conrad Busso, und ihre Habe wurde die Beute der Mörder.

Wo die Polen in Menge, zu mehreren Hunderten, zusammen in einem Hof beisammen waren, leisteten sie tapferen Widerstand; so namentlich ihrer sieben Hundert, die um Marinas Bruder und ihren Schwager, den Fürsten Constantin Wisznowiecki, vereinigt, in einem großen Gebäude einquartirt waren. Diese erkämpften sich eine Capitulation, die Wassily Schuysky selbst vermittelte — entgingen dem Tode, blieben aber, wie Marina und ihr Vater, Gefangene und wurden in verschiedene Städte Rußlands versendet.

Rußlands Thron war erledigt; niemand war zur Zeit im thatsächlichen Besitz der Herrschergewalt; zum ersten Mal trat daher an die Großen des Reichs, an die Stimmführer der Nation, wirklich die Aufforderung — die Nothwendigkeit heran, einen Landesherrn zu wählen. Die Umstände aber schienen Eile zu gebieten, da sich hin und wieder im Lande Unruhen regten — und so wurde denn auch zwei Tage nach Dmitrys Untergang (am 19. Mai) der Fürst Wassily Schuysky von den eben in Moskau anwesenden Bojaren und angesehenen Edelleuten, den Kaufleuten und dem zustimmenden Volk zum Zaren erwählt. Fast alle Stimmen hatten sich auf ihn vereinigt, nur wenige hatten den Fürsten Feodor Iwanowitsch Mstislawsky genannt; — dieser aber soll, wie Margeret vernahm, selbst die Wahl abgelehnt und sogar erklärt haben, er werde sich nöthigenfalls in das Kloster zurückziehen, um der Krone zu entgehen. Doch fügt derselbe Margeret als seine Ueberzeugung hinzu, daß der Fürst Mstislawsky, das Haupt des vornehmsten Hauses in ganz Rußland, ohne Zweifel gewählt worden wäre, wenn sich das „ganze Land" zur Wahl versammelt hätte. (Si le pays eût été assemblé.)

Beachtenswerth ist dann aber auch, daß bei Gelegenheit der ersten

Wahl eines Landesherrn sofort auch im Rath der Bojaren der Geda
auftauchte, die Macht des Zaren zu beschränken: ein Gedanke, der frei
gerade in einem solchen Fall vorzugsweise ausführbar scheinen mußte
nahe lag. Zwei Fürsten litthauischer Abstammung, Wassily Was. Gali
und Iwan Sim. Kurakin, waren es, die zuerst darauf bestanden,
neuen Landesherrn bestimmte Artikel vorzulegen, auf die er sich verpflich
müsse. Die politische Unerfahrenheit oder vielmehr Unmündigkeit ze
sich dann aber darin, daß die Forderungen, die gestellt wurden,
lediglich auf privatrechtliche Verhältnisse, namentlich auf die Rechtspfl
bezogen, ohne daß man daran gedacht hätte, irgend ein bestimmtes Sta
recht einzuführen oder sich irgend eine thatsächliche Bürgschaft für
wirkliche Erfüllung des zarischen Versprechens zu verschaffen.

Der Zar Wassily Schuysky verpflichtete sich eidlich 1. niemand
mit dem Tode zu bestrafen ohne ein wahrhaftes, gerechtes Urtheil
Bojaren; — 2. bei Anklagen immerdar bestimmte und klare Beweise
verlangen, „Auge in Auge" (also durch Confrontation des Klägers o
der Zeugen und des Angeklagten) — die überführten Verleumder a
mit derselben Strafe zu belegen, der sie den Angeklagten unterwer
wollten; — 3. das Vermögen der Verbrecher nicht einzuziehen, sond
ihren Frauen und unschuldigen Kindern zu lassen.

Wer aber sollte entscheiden, ob ein Spruch der Bojaren ein wa
hafter und gerechter war? — wer hatte in jedem einzelnen Fall zu e
scheiden, ob der geführte Beweis des Klägers ein klarer und überzeugen
war oder nicht? — Dergleichen setzte da, wo die Rechtspflege überha
so wenig geregelt war, der Willkür gewiß keine Grenzen — und um
weniger, da wir nirgends eine reale Macht gewahren, auf die sich
Widerspruch gegen den Willen des Zaren berechtigt stützen konnte. Se
den Punkt, der die Confiscation des Vermögens aufhob, konnte Schuys
umgeben von reichbegüterten Feinden, die nach der Krone strebten, schwerl
halten, wenn er in seiner Stellung sicher sein wollte. Er versprach auß
dem auch noch jede persönliche Feindschaft, jede persönliche Kränkung
vergessen, die er unter Boris erduldet habe, aber es mag ihm wohl ka
gelungen sein, Argwohn und Mißtrauen, die stets von neuem anger
wurden, im eigenen Gemüth wirklich zu beschwichtigen.

So geringfügig und in der That wesenlos diese Zugeständnisse a
waren, hörte doch ganz Rußland mit Erstaunen davon. Nach gleichzeitig
Zeugnissen, die Karamsin beibringt, sahen viele Russen darin sogar e
frevelhafte Erniederung der Zarenwürde. So sehr war Rußland an e
orientalische Regierungsweise, an die Machtvollkommenheit eines Tatare
Khans gewöhnt.

Schuyskys Wahl war in tumultuarischer Weise erfolgt und doch l
sie sich wohl nicht als ungesetzlich anfechten, in einem Lande, wo es übe
haupt gar kein Wahlgesetz, keine berechtigten Wähler, kein vorgeschrieben

Digitized by Google

Wahlverfahren gab. Einige neuere Geschichtschreiber der Moskauer Schule haben freilich geltend machen wollen, Schuysky sei nicht, wie Godúnow, von den Vertretern des ganzen Landes gewählt worden, deshalb sei die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anfechtbar, seine spätere Absetzung möglich, ja berechtigt gewesen. Auch findet sich in der That bei Margeret — aber, wenn wir nicht irren, nur bei ihm — eine Notiz, daß bald nach Schuyskys Wahl große Mißhelligkeiten zwischen den Großen und „den Anderen", die nicht näher bezeichnet werden (entre les Nobles et les autres), der ohne ihre Zustimmung vorgenommenen Wahl wegen entstanden seien und es habe fast zu einer Absetzung des neuen Zaren kommen können (et faillit le dit Choutsqui à être déposé). Doch wurden die Händel, auch nach Margerets Bericht, beigelegt; Schuyskys Krönung erfolgte ohne Widerspruch und Alles leistete ihm den Eid der Treue. In den Zwistigkeiten aber, die in solcher Weise beigelegt wurden, handelte es sich offenbar nicht um Grundsätze eines ideellen Staatsrechts, die dem allgemeinen Bewußtsein fern lagen, sondern um augenblickliche und gegenwärtige Ansprüche und Leidenschaften. Daß Alle, die an dem Kampf mit den Polen Antheil genommen hatten, bei der Wahl eines neuen Landesherrn um ihre Zustimmung befragt sein wollten — daß die „Anderen", die man in der Eile nicht befragt hatte, unwillig wurden und beschwichtigt werden mußten — das ist alles sehr natürlich. An allgemeine Rechtsregeln hat dabei niemand gedacht und eben so wenig an das, was zur Zeit Godúnows geschehen war. Auch war das ein Beispiel, aus dem sich nichts hätte entnehmen lassen. Denn wie wenig die Erhebung Godúnows auf den Zarenthron eine Wahl genannt werden kann, haben wir bereits gesehen, und es heißt gewiß überhaupt die Vergangenheit Rußlands verkennen, wenn man glaubt, daß es da auf die Rechtsfeinheiten ankommen konnte, deren diese neueste Geschichtschreibung bei dieser Gelegenheit gedenkt. Die wirklichen Schwierigkeiten, die Schuysky zu bekämpfen hatte, waren ganz anderer Art; ob er sich würde behaupten können oder nicht, das war einfach eine Frage der realen Macht der verschiedenen Parteien oder, wie man vielleicht eigentlich sagen müßte, eine Frage der Gewalt und List.

Die Versuche, ihn zu stürzen, begannen freilich mit dem Tage seiner Regierung — aber wir sehen nicht, daß man sich dabei irgend auf die Unregelmäßigkeit der Wahlhandlung berufen hätte. Seine Gegner griffen zu ganz anderen Waffen. Schon in den ersten Tagen nach seiner Wahl war in Moskau ein Gerücht in Umlauf, Dmitry — der nun wieder für den echten Zaréwitsch ausgegeben wurde — sei entkommen; ein Deutscher, ihm ähnlich, an seiner Stelle ermordet worden. Man wollte wissen, daß drei schnelle Pferde türkischer Zucht in der Nacht vor dem verhängnißvollen Aufstand aus den Ställen des Zaren abgeholt worden und seitdem verschwunden seien und dgl. mehr. — Margeret spricht die Vermuthung aus, daß diese Umtriebe von den Anhängern Mstislawskys oder vielmehr

Digitized by Google

von den Verwandten seiner Gemahlin, den Nagoys, den Saburows u
Scheremétiews ausgegangen seien.

Schuysky hatte gleich in den ersten Tagen alle von Dmitry ein
führten Neuerungen abgeschafft, die meisten seiner Anhänger entfe
den alten Bojarenrath hergestellt, den von Dmitry als Patriarc
eingesetzten Griechen Ignatius ohne weiteres abgesetzt, um wenig sp
einen eifrigen Anhänger des Glaubens und Herkommens der griechis
Kirche, Hermogenes, Metropoliten von Kasan, an seine Stelle zu ernenn
Jetzt hielt er es für nöthig, das ganze russische Volk handgreiflich da
zu überzeugen, daß der wirkliche Zaréwitsch Dmitry wirklich in Ugli
ermordet worden sei. Daraus folgte dann von selbst, daß der Dmi
der elf Monate über in Moskau geherrscht hatte, — erschlagen oder
kommen — ein Betrüger gewesen sein mußte. — Der Bruder des Za
Fürst Dmitry Schuysky und der Bojar Michael Tatischtschew wur
nach Uglitsch gesendet, die Reste des ermordeten Knaben nach Moskau
bringen. Sie fanden den Leichnam — der noch ein paar Haselnüsse
der Hand hielt — nach fünfzehn Jahren fast unversehrt; kaum ergri
von der Feuchtigkeit der Erde. Auch ergaben sich sofort, in Moskau
in Uglitsch, Wunder an seinem Sarge. Kranke, Lahme wurden geheil

Das Alles scheint aber erfolgt zu sein, ohne daß man deshalb
ein unmittelbares Eingreifen übernatürlicher Mächte zu denken brau
Wenigstens erzählt Conrad Busso sehr bestimmt: „Er — Schuysky —
auch eines Pfaffen Sohn, der 9 Jahre alt, tödten, demselbigen kostbar
Todtenkleider anthun, ihn in einen neuen Sarg legen und nach
Moskau führen." — „Schuysky erkaufte auch etliche gesunde Leute,
mußten sich anstellen, als wenn sie krank wären", an denen seien d
die verkündeten Wunder geschehen. — Gleichzeitige Quellen berichten,
ermordete junge Dmitry sei ein bösartiger, blutdürstiger Knabe gewe
in dem sich weder der unbändige Sinn des Vaters noch das tatari
Blut der Mutter verleugnete. Der Zeichen und Wunder wegen, die
an seinem zweifelhaften Sarge begaben, wurde nun dieser böse Kn
seltsamer Weise, den Heiligen der griechischen Kirche zugezählt. S
Mutter, die Wittwe-Zarin Maria Nagoy, war auch an seinen S
herangetreten und hatte wie früher in dem falschen Dmitry, so jetzt
dem todten Knaben ihren Sohn erkannt. Sie betete jetzt in Thränen
seinen Füßen, ihr die Sünde des Einverständnisses mit dem falschen Dmi
zu verzeihen — und auf Schuyskys Geheiß wurde sie von den Bischö
feierlich von dieser Sünde freigesprochen.

Doch wurde Rußland durch all dies Schaugepränge keineswegs v
ständig überzeugt. Unter dem russischen Landadel entfernterer Provin
geht sogar bis auf den heutigen Tag eine gar seltsame Sage, der zufo
Dmitry nicht als Knabe ermordet und jener von der Kirche als Grisch
Otrépiew alljährlich verfluchte Betrüger der echte Zaréwitsch war.

Digitized by Google

neuerer Zeit hat diese Sage sogar eine charakteristische Erweiterung erfahren. Man glaubt und sagt Karamsin habe auch diese Entdeckung gemacht, es dem Kaiser Alexander gemeldet und um Verhaltungsbefehle gebeten, ob er den kühnen jungen Mann, der sich als Dmitry auf den Thron zu schwingen wußte, eben als den echten Zaréwitsch oder als Betrüger darstellen solle. Der Kaiser habe entschieden, er solle als der Otrépiew dargestellt werden, als den ihn die Kirche bezeichnet, und Karamsin habe dem Befehl gehorcht. Daß man dies glaubt und sagt, thut übrigens dem Ansehen, in dem Karamsins Andenken steht, durchaus keinen Eintrag.

Zur Zeit der Ereignisse aber wurde bald, trotz aller Wunder am Sarge jenes Knaben, in weiten Kreisen geglaubt, daß Dmitry ein zweites Mal dem Tode entronnen sei. Der Fürst Gregor Petrowitsch Schachowskoy, ein Günstling des falschen Dmitry, den Schuysky die Thorheit beging als Woyewoden nach Putiwl im Ssewerischen Lande zu senden, an die litthauische Grenze, an den Ort, an dem der falsche Dmitry zuerst namhaften Anhang gefunden hatte —: der pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs auf und verkündete laut — auch in Sendschreiben an entferntere Städte — Dmitry lebe und werde nächstens wieder unter seinen Getreuen erscheinen — und er fand damit weit und breit in Kleinrußland Glauben und Anhang. Wer dem Zaren Wassily Schuysky treu bleiben wollte, wurde erschlagen; ein Schicksal, das viele seiner Woyewoden traf.

Auch von einer anderen Seite brach Unheil herein. Seitdem die Freizügigkeit der Bauern aufgehoben, war es eine Hauptaufgabe und Arbeit der Regierung geworden den Grundherren ihre flüchtigen Bauern einzufangen und wieder auszuliefern — denn es entflohen ihrer sehr viele, besonders in der Hoffnung, schließlich bei den Kosacken eine Zuflucht zu finden. So emsig die Regierung auch mit dem Einfangen dieser „Läuflinge" beschäftigt war, wimmelte doch namentlich das südliche Rußland von solchen flüchtigen Bauern. Zu Tausenden vereinigt, erhoben sie sich unter der Führung eines eben auch entlaufenen Bauern, Iwan Bolotnikow, der, von den Anhängern des ersten falschen Dmitry für den noch erwarteten Zweiten in Sold genommen, wiederholte Siege über die Woyewoden des Zaren erfocht und im November 1606 unter den Mauern von Moskau erschien; — vereinigt mit einer ähnlichen Schaar, die ein Edelmann, Prokop Liäpunow, aus dem Räsanschen Gebiet herbeiführte. Doch Schuysky wußte Liäpunow zu gewinnen — und Bolotnikow wurde dann von dem jungen Fürsten Skopin-Schuysky besiegt. Endlich vereinigt mit einem Abenteurer, einem Kosacken Ileika, der sich für einen Sohn des Zaren Feodor Iwanowitsch ausgab und schon zur Zeit des ersten falschen Dmitry das Volk um Astrachan und die Kosacken am Don in Bewegung gebracht hatte — in Tula eingeschlossen —, wurde er (10. October 1607) durch Hunger gezwungen sich zu ergeben. Beide, Bolotnikow und Ileika, baten nur um ihr Leben. Der Zar Schuysky versprach sie zu begnadigen, küßte

Digitized by Google

das Kreuz darauf — und ließ dann dennoch, seinem Eide zuwider, d
einen hängen, den anderen — Bolotnikow — erst blenden und dann
Kargapol ersäufen.

Inzwischen war ein Jahr verflossen und immer noch war der v
heißene Zaréwitsch nicht erschienen. Da sich niemand fand, der fähig u
willig gewesen wäre diese Rolle zu spielen, sendete der Fürst Schachows
Gesandte an die polnischen Magnaten, die ein Interesse an der Sa
haben konnten, und bat sich förmlich von ihnen einen neuen falsch
Dmitry aus! Die polnischen Herren ihrerseits erwiesen sich sehr ber
einen solchen zu liefern — die Krone und Republik Polen ließen gewähr
— obgleich diesmal eine Täuschung gar nicht möglich war, der Betr
mit einer cynischen Offenheit ohne Gleichen betrieben wurde. Es ist ni
zu leugnen, daß Polen sich zu dieser unglücklichen Zeit in einer kaum
erhörten frevelhaften Weise gegen Rußland versündigt hat.

Der Abenteuerer, der jetzt ausersehen wurde, den Zarewitsch zu spiel
stand offenbar in jeder Beziehung sehr viel niedriger als der erste fals
Dmitry. Wer er eigentlich war ist auch wieder nicht mit Bestimmth
zu ermitteln, gewiß aber, daß er von sehr niederer Herkunft war u
daß seine Erziehung dieser Herkunft entsprach. Daß er ein natürlich
Sohn des nach Litthauen geflüchteten russischen Fürsten Andreas Kurbs
gewesen sei, wie hin und wieder vorgegeben wurde, scheint am allerwenigst
begründet. Nach einigen Zeugnissen soll er ein Schulmeister, nach ander
ein Jude aus Weiß-Rußland gewesen sein. Als Juden bezeichnet i
namentlich der gleichzeitige polnische Geschichtschreiber Kobierzicki, dess
Zeugniß von Gewicht ist. Polnische Magnaten, wie namentlich J
Sapieha, Starost von Uswiät, prahlten in frechem Uebermuth damit, d
sie den Moskalen (den Moskowitern) einen solchen Landstreicher als Fürst
und Landesherrn aufzwingen könnten. Einer der Ihrigen, der dem erst
falschen Dmitry gedient hatte, führte diesen zweiten in Putiwl ein u
bezeugte dort, daß er der zweimal gerettete Zarewitsch sei; polnische Herr
Fürst Rozinski, Tiszkiewicz, Jan Sapieha schlossen sich beutegierig, 1
zahlreichen reisigen Schaaren an. Der Betrüger verkündete, daß er 1
Knechten der Fürsten und Bojaren, die dem Schuysky treu blieben, we
sie ihm schwören und dienen wollten, die Güter ihrer Herren verle
Der Aufruf blieb nicht ohne Erfolg, und siegreich und raubend u
plündernd gelangten auch die zügellosen Schaaren und Verbündeten die
Betrügers (Ende Juni 1607) unter die Mauern Moskaus, wo sie s
anderthalb Jahre lang behaupteten. Der lange Aufenthalt hier, bei d
Dorfe Tuschino hat dahin geführt, daß dieser zweite falsche Dmitry in
russischen Volkstradition wie in den Annalen als „der Dieb von Tuschi
(tuschinsky Wor) bezeichnet wird: ein Name, der ihm bleiben mußte,
man seinen wirklichen nie erfahren hat.

Sein Anhang mehrte sich. Besonders verhalf ihm dazu ein Zwisch

Digitized by Google

fall, der in unseren Augen zwar von unglücklicher Eigenthümlichkeit ist, die polnischen Magnaten jener Tage aber keineswegs befremdet zu haben scheint, und in der That nach Allem was sie selber verübten, auch kaum befremden konnte. Der Zar Schuysky, der sich überhaupt auf dem Thron eben so schwach erwies als früher gewandt, biegsam und verwegen, fürchtete, scheint es, die zahlreichen polnischen Gefangenen, die von dem Aufstand her in seinen Händen waren. Er entließ sie, auch Marina und ihren Vater, nachdem sie sich eidlich verpflichtet hatten, sich dem falschen Dmitry und überhaupt den Feinden Rußlands — oder Schuyskys nicht anzuschließen —: eine Thorheit, die man Mühe hat zu begreifen, da der Zar doch wissen mußte, was ein Eid solcher Menschen werth sein konnte.

Marina Mniczech fiel auf der Reise nach Polen in die Hände des Diebes von Tuschino, und sie hatte die freche Stirn unter endlosen Thränen freudiger Rührung vorzugeben, daß sie in diesem Abenteuerer der niedrigsten Art, ihren Gemahl, den zweimal geretteten Fürsten Dmitry wieder erkenne. Das edle Paar erfreute sich sogar zu seiner Zeit der Geburt eines Sohnes.

Dann aber begann das Glück sich gegen den Betrüger zu wenden. Vergebens versuchten die Polen unter Jan Sapieha und dem kühnen Bandenführer Lissowski das berühmte Dreieinigkeits-Kloster (Troitzky) zu erobern, sich der im Lauf der Jahrhunderte dort aufgehäuften Schätze zu bemächtigen und den Heerd eines thätigen russischen Patriotismus zu zerstören. Nur von einigen hundert Strelitzen und den Mönchen selbst vertheidigt, hielt das nach Zeit und Landesart stark befestigte Kloster eine sechzehn Monate lange Belagerung siegreich aus.

Auch Moskau, obgleich wankend in seiner Treue gegen den Zaren, den es auf den Thron erhoben hatte, wollte sich doch dem Dieb von Tuschino nicht zuwenden. Freilich hatten ihn viele Orte im Norden Rußlands anerkannt — aber dem Zaren Schuysky gelang (1609) das Bündniß Schwedens zu gewinnen. Schweden sendete ihm unter seinem berühmten Feldherrn Jacob De la Gardie 5000 Mann in europäischer Weise geschulter und disciplinirter Hülfstruppen und diese mäßige Zahl geübter Krieger legte den wilden Schaaren der polnischen Magnaten und der Aufständischen gegenüber ein sehr bedeutendes Gewicht in die Wagschale. Im Verein mit ihnen unterwarf der tapfere junge Fürst Skopin-Schuysky in kurzer Zeit das ganze nördliche Rußland wieder dem ihm verwandten Zaren.

Die polnischen Gehülfen des falschen Dmitry reizten überall wo sie hinkamen, das Volk durch Raub und freche Unthaten jeder Art zu bewaffnetem Widerstand; so neigte sich das Schicksal des Abenteuerers mehr und mehr dem Untergange zu — aber damit war Rußland noch keineswegs gerettet. Denn die Polen und ihr König sagten sich wohl, daß sie nun entschiedener in den Gang der Ereignisse eingreifen mußten, wenn Rußland sich nicht siegreich aus allem Unheil erheben sollte — und zwar

Digitized by Google

im Bunde mit den den Jesuiten und dem König Sigismund über Al verhaßten Schweden. Andererseits schien Rußland im Innern hinreiche zerrüttet, um eine leichte Beute zu werden. Obgleich ein Jahr zur (1608) der Zar Wassily mit Polen einen „Frieden" auf vier Jahre schlossen hatte, während dessen über einen ewigen Frieden unterhand werden sollte und in welchem König Sigismund sich verpflichtet hatte, d Dieb von Tuschino nicht weiter zu unterstützen, ja die Polen aus dess Lager abzurufen — obgleich der Zar keine Veranlassung zu einem neu Friedensbruch gegeben hatte, erklärte jetzt der König von Polen Rußla förmlich den Krieg (1609). Ein polnisches Heer rückte sofort vor Sm lensk, das sich jedoch, durch den Woyewoden Scheïn ungemein tapfer v theidigt, erst nach anderthalb Jahren ergab (Juni 1611).

Natürlich ließ König Sigismund von Polen nunmehr den Dieb v Tuschino fallen; er verlangte sogar von den Polen, die dessen Heer b deten, sie sollten ihm den Elenden ausliefern. Der falsche Dmitry entfl nach Kaluga (1610), wohin ihm Marina folgte, und führte von dort a — wo er Anhang fand — gegen Polen wie gegen Wassily Schuysk Russen einen Räuberkrieg, der gar keinen anderen Zweck haben konn als sein eigenes Dasein durch Raub zu fristen so lange es gehen woll Die zur Wuth getriebenen Bauern führten auf eigene Hand, ohne b stimmtes Ziel einen Rachekrieg gegen alle Parteien — und im Räsansch Gebiet sammelte Prokop Liäpunow Schaaren, an deren Spitze er ebenfal feindlich gegen den Zaren Schuysky wie gegen die Polen auftrat. Do hatte Liäpunow einen bestimmten Zweck im Auge: er bot die Krone Ru lands einem Fürsten, der ihrer werth gewesen zu sein scheint: dem Fürst Skopin-Schuysky.

Daß dieser die Krone ablehnte, genügte nicht ihn vor Verrath schützen. Er starb, wie die Zeitgenossen glaubten, an Gift, das ihm d eifersüchtige Zar, der ihn fürchtete, hatte beibringen lassen. Aber dur diese letzte Unthat — wenn er sie begangen hat — führte Schuysky se eigenes Verderben herbei. — Alles wendete sich von ihm ab, selbst d Hauptstadt Moskau, deren Bevölkerung ihn laut des Verbrechens anklag — das Bündniß mit Schweden war gelockert, De la Gardie zeigte si nicht gesonnen, das Aeußerste für Schuysky zu wagen.

Ein unternehmender Heerführer der polnischen Krontruppen, Stani laus Zolkiewski, drang — im Sommer 1610 — kühn gegen Moskau vo und erfocht zwischen Wiäsma und Moshaisk — am 24. Juni — eine Sieg über Schuyskys Heer, den man glänzend nennen müßte, wenn e ihn nicht großentheils dem Umstand zu danken gehabt hätte, daß De l Gardie's Söldner auf dem Schlachtfelde zum Theil den Dienst versagten Sie waren unzufrieden, weil Schuysky ihnen den versprochenen Sold nich zahlte; ein Paar Compagnien französischer Reiter gingen zu den Polen über, deutsche Schaaren capitulirten mit dem Feinde; die Russen flohen

Digitized by Google

De la Gardie zog sich mit dem Rest seiner Truppen geordnet nach Nowgorod zurück; in Moskau aber empörte sich das Volk — geführt von Zachar Liäpunow, einem Bruder des Räjanschen Woyewoden, gegen Schuysky — und zwang ihn (17. Juli) der Krone zu entsagen, die er kaum vier Jahr getragen hatte. Mit welchem Recht? — von wem bevollmächtigt? — Wie konnte sich ein schlichter Edelmann, Zachar Liäpunow, zu solcher That berechtigt glauben? Das wären müßige Fragen in einer Zeit chaotischer Verwirrung, in der eine gewaltsame Umwälzung der anderen folgte; jedenfalls müßte die einfache Antwort genügen, daß es sich zur Zeit um Gewalt und nicht um Recht handelte und daß Liäpunow für den Augenblick eine dazu genügende Macht in Händen hatte.

Doch konnten die Führer des Aufstandes dabei nicht stehen bleiben; sie mußten zu eigener Sicherheit den abgesetzten Fürsten entweder erschlagen oder dadurch aus der Laienwelt entfernen, daß sie ihn als Mönch in ein Kloster sperrten. Sie wählten das Letztere — was fast befremden könnte in solcher wilden Zeit — und schon am nächsten Tage erschien Liäpunow wieder, umgeben von Bojaren, Bewaffneten und rohen Mönchen aus dem Tschudow-Kloster, vor Schuysky und verlangte von ihm, er solle sich zum Mönch weihen lassen. Da der gewesene Zar sich standhaft weigerte, wurde er mit Gewalt geschoren und in das Mönchsgewand gezwängt. Er schwieg hartnäckig als er die Mönchsgelübde ablegen sollte; ein Fürst Turenin sprach die vorgeschriebene Formel in seinem Namen und damit sollte und mußte Schuyskys Austritt aus der Laienwelt für vollendet und zu Recht bestehend gelten.

Nun konnte es in Rußland für den Augenblick keine andere irgend gesetzliche Autorität geben, als die des moskauischen Bojarenraths — und selbst die war weder geregelt noch anerkannt. Es gab in der That keine Regierung; jede Stadt, jeder Bezirk handelte nach eigenem Ermessen; man suchte sich überall zu helfen wie man konnte. Der Bojarenrath dachte nicht daran, dem übrigen Rußland Befehle zu geben — er ermahnte nur herbeizueilen zur Vertheidigung der Hauptstadt und Abgeordnete zu senden zur Wahl eines Zaren. In Moskau selbst hatten die Männer, die sich, wie Zachar Liäpunow, zu Führern des Volks aufgeworfen hatten, und der Patriarch ein gewichtiges Wort mitzureden; ihr Ansehen und ihr Einfluß war wenigstens nicht geringer als der des Bojarenraths.

Die Aufgabe einen neuen Landesherren zu wählen schien wieder diesem Rath zuzufallen — insofern er nämlich dabei von der Bevölkerung und deren Führern unterstützt wurde. Liäpunow verlangte eine wirkliche Wahl durch die allgemeine Landesversammlung (Semskaia duma). Der Vornehmste der Bojaren, Fürst Feodor Iwanowitsch Mstislawsky, rieth den Prinzen Wladislaw von Polen, König Sigismunds ältesten Sohn, zu wählen. Selbst der Dieb von Tuschino soll noch einigen, wenn auch schwachen, Anhang gehabt, und der Patriarch Hermogenes schon damals

Digitized by Google

den vierzehnjährigen Knaben Michail Fedrowitsch Romànow empfoh haben. Das wäre ein Beweis, daß der Metropolit von Rostow, Phila Haupt des Hauses Romànow, wenigstens von der Zeit an folgerid darnach strebte, die Krone an sein Geschlecht zu bringen. Doch Zolkien rückte rasch mit seinen siegreichen Schaaren vor bis unter die Mau der Hauptstadt, die diesmal niemand zu vertheidigen hoffte und ersp den russischen Großen die Mühe der Wahl. Es konnte nur noch da die Rede sein, unter welchen Bedingungen Rußland den Prinzen Wladisl als Herren anerkennen solle.

Die Bedingungen aber, die der Bojarenrath entwarf und auf er den neuen Landesherren verpflichten wollte, sind offenbar nicht sow von politischer Einsicht oder von dem Verlangen nach politischer Bed tung, oder dem Streben, ein wirkliches Staatsrecht festzustellen, als v Besorgnissen eingegeben, deren man sich bei dieser seltsamen Wahl ni erwehren konnte. Sie beziehen sich zunächst wieder auf privatrechtli Verhältnisse; man suchte sich persönlich sicher zu stellen. Die große So um die Sicherheit und Reinheit der griechisch-russischen Kirche, die sich den Artikeln ausspricht, verräth den überwiegenden Einfluß, den der P triarch Hermogenes auf die Beschlüsse der Bojaren übte; endlich war auch nur die Besorgniß durch die Polen und für Polen ausgebeutet werden, und die Sorge um die unmittelbare eigene Sicherheit, die Beziehung auf die Steuerfragen und die Gesetzgebung über die Grenz der früheren Wahlcapitulation hinaus auf das Gebiet des Staatsrech führten.

Wladislaw sollte als Zar nicht das Recht haben, Kirchen für ein fremden — d. h. für den römisch-katholischen — Gottesdienst zu bauen den russischen Kirchen Güter zu nehmen oder sich überhaupt in kirchlic Dinge zu mischen;

er sollte nicht befugt sein ohne Zustimmung der Bojaren das Gesel buch — den Ssudebnik — zu ändern, irgend jemand mit dem Tode z bestrafen oder seiner Güter zu berauben, — oder endlich dem Lande ne Abgaben aufzuerlegen.

Zum Schluß wurden dann noch Forderungen gestellt, die in Be wunderung setzen, da die thatsächliche Lage den Bojarenrath in dem Augen blick in keiner Weise dazu berechtigte. Wladislaw sollte noch vor seine Thronbesteigung den griechisch-russischen Glauben annehmen, jede Verbin dung mit dem römischen Stuhl aufgeben, einen jeden, der vom russische Glauben abfiele, mit dem Tode bestrafen — und sich mit einer griechisch rechtgläubigen Russin vermählen.

Die lateinische Kirche, fremde Sitte und europäische Cultur waren und blieben für die russische Geistlichkeit Gegenstände eines Hasses, wie er von solcher Intensität kaum anderswo als auf kirchlichem Gebiet vorkömmt.

Digitized by Google

Die Bojaren verlangten auf diese Weise sehr viel — mehr vielleicht als sie selbst gewahr wurden: das Recht der Steuerbewilligung und Antheil nicht nur an der gesetzgebenden, sondern auch an der richterlichen Gewalt.

Verwundert fragt man sich, ob die Russen selbst wohl glauben konnten, daß der Prinz Wladislaw besonders den letzten Punkt annehmen könne und werde; doch sehen wir sie handeln als hätten sie das geglaubt. Zolkiewski mußte jedenfalls wissen, daß dergleichen weder beabsichtigt werde, noch in der That möglich sei; dennoch schloß er mit den Bojaren einen Vertrag auf diese Bedingungen; gleich seine nächsten Schritte aber konnten den Russen kaum einen Zweifel darüber lassen, welchen Grad von Redlichkeit sie von Seiten der Polen zu erwarten hatten. Er rückte, gegen die Bestimmungen des Vertrags, mit seinen Schaaren in Moskau ein, und bemächtigte sich des Kremls. Als er dann später für seine Person nach Polen zurückging, nahm er, auch eigenmächtig, nicht nur den entthronten Zaren Schuysky, sondern auch dessen beide Brüder als Gefangene dorthin mit sich.

Wie sehr der russischen Geistlichkeit darum zu thun war, ihre Interessen sicher zu stellen und welchen lebhaften Antheil sie zur Zeit an der Politik nahm, geht auch daraus hervor, daß den Fürsten Wassily Galitzin, den die Bojaren zu dem König von Polen in das Lager vor Smolensk abordneten, auch ein Geistlicher begleitete: der Metropolit von Rostow, Philaret! Der, dessen Nachkommen die Krone Rußlands beschieden war, überbrachte sie zur Zeit dem polnischen Prinzen.

König Sigismunds Benehmen war in einem seltenen Grade zweideutig. Er schien die Wahl seines Sohnes anzunehmen und selbst die vorgelegten Bedingungen gut zu heißen, — dann aber verschob und verhinderte er unter allerhand Vorwänden den Aufbruch des Prinzen Wladislaw nach Moskau und die wirkliche Annahme der Krone. Man sagt, er wollte selbst über Rußland herrschen —: aus seinem Thun und Lassen sollte man eher folgern, daß es diesem von Jesuiten geleiteten König vor Allem darum zu thun war, wenn nicht ganz Rußland, doch einen so großen Theil dieses Reichs als möglich unmittelbar der Krone Polen — und dem päpstlichen Stuhl zu unterwerfen; und daß ihm die Wahl seines Sohnes, sowie der von Zolkiewski geschlossene Vertrag nur dienen sollten, den Widerstand der Russen zu lähmen. Er forderte vor allem die Uebergabe von Smolensk, das sich noch immer hielt. Der Bojarenrath, Feodor Iwan. Mstislawsky an seiner Spitze, befahl auch auf Sigismunds Verlangen — von polnischen Soldaten umringt — dem Woyewoden Scheïn wiederholt die Uebergabe — und bezeichnete sogar in dem betreffenden Schreiben König Sigismund als Selbstherrscher Rußlands — aber Scheïn gehorchte nicht.

Die russischen Gesandten im Lager vor Smolensk, die sich, wie Scheïn,

Digitized by Google

bereit erklärten, dem Prinzen Wladislaw zu huldigen, aber auf seine fertigung nach Moskau drangen, erhielten zur Antwort, erst müsse S lensk übergeben, der falsche Dmitry besiegt und die Zustimmung des nischen Reichstags eingeholt sein.

Nach allen diesen Erfahrungen bedurfte es wohl eigentlich auch den Bojarenrath in Moskau keiner Warnung weiter; doch kamen noch ausdrückliche Warnungen hinzu, die Galitzyn und Philaret dort ergehen ließen. Rathlos und entmuthigt, regte sich der Bojarenrath darauf nicht — wohl aber, und zwar mit leidenschaftlichstem Eifer achtzigjährige Patriarch Hermogenes, den man ohnehin nur mit M hatte bewegen können, der Wahl des polnischen Prinzen zuzustimm Ihm war es um das ungefährdete Dasein der russischen Kirche mit waltigem Ernst zu thun, und schon deshalb um die Unabhängigkeit einzigen „rechtgläubigen" Staats, den es gab. Von ihm, von der Ki erging zuerst der Aufruf an das russische Volk, sich zu erheben zur V theidigung seiner Altäre und des Vaterlands. Vergebens drohten Polen dem Patriarchen, vergebens suchte auch der kleinmüthige Bojar rath ihn zu beruhigen — sein Aufruf, der Fluch, den er über die V räther aussprach, fanden einen mächtigen Widerhall im Volk.

In Moskau selbst mußte sich die Gemeinde freilich zunächst dar beschränken über die maßlose Gewaltthätigkeit der polnischen Besatzu amtlich zu klagen und laut zu verlangen, daß Prinz Wladislaw endl in der Hauptstadt erscheine; und Alexander Gonszewski, der jetzt den B fehl über die Polen führte, konnte glauben, er habe den Unwillen d russischen Volks so wenig zu fürchten, daß er antworten dürfe, vor all müsse Smolensk den Polen übergeben werden, damit nicht später zwisch Wladislaw als Zaren und seinem Vater Streit um den Besitz die Stadt entstehe. — Auswärts aber schien sich manches günstig zu gestalt

Der bewaffnete Aufstand fand in Prokop Liäpunow einen bewährt Führer. Der Dieb von Tuschino war (2. Dec. 1610) bei Kaluga v einem tatarischen Fürsten, Urussow, auf der Jagd erschossen worden, u die Städte, die ihm bis zuletzt treu geblieben waren, seine Anhänger üb haupt, an deren Spitze sich nun der Fürst Dmitry Trubetzkoy stell huldigten zwar zunächst zum Schein dem Prinzen Wladislaw, insgehei aber verbündeten sie sich mit den Moskowitern — und bald zogen von Kaluga aus, wie Liäpunow von Räsan her, gegen die Polen Moskau zu Felde. Der Kosackenhetman Sarutzky schloß sich von Tu her an und fast aus allen Theilen Rußlands eilte Hülfe herbei.

Und doch sollten die Hoffnungen des Landes noch einmal auf d bitterste getäuscht werden. Voreilig erhob sich (19. März 1611) die e bitterte Bevölkerung der Hauptstadt und suchte den Kreml zu erstürme als kaum die ersten Schaaren Liäpunows in der Nähe erschienen — Gonszewski ließ Feuer in die Häusermasse schleudern und blieb Sieger —

Digitized by Google

mit Hülfe der Flammen, die ganz Moskau bis auf wenige steinerne Kirchen zerstörten. Der greise Patriarch wurde in den Kerker geworfen. Und als nun das Landesaufgebot von allen Seiten her um Moskau vereinigt war, zeigte sich, schlimmer noch als die kriegerische Unerfahrenheit der Führer, von denen keiner eine Belagerung zu leiten wußte, die Uneinigkeit der vielen von einander unabhängigen Häupter des Aufstands.

Vergebens wählte das gesammte Heer drei von ihnen, Liäpunow, Dmitry Trubetzkoy und Sarutzky, zu Oberanführern, die nicht blos mit der höchsten militärischen, sondern auch mit der vollständigsten Regierungsgewalt ausgestattet sein sollten. Damit war dem Uebel nicht gesteuert, denn von diesen dreien war nur Liäpunow redlich. Trubetzkoy hoffte mit Hülfe der Anhänger des Diebs von Tuschino selbst die Krone Rußlands einst zu tragen — dem Kosacken Sarutzky warf sich Marina Mniczech in die Arme, die immer tiefer sank — er sann darauf, das Reich ihrem kaum geborenen Sohn zuzuwenden und glaubte die eigenen Pläne selbst dadurch fördern zu können, daß er gelegentlich treulos mit den Polen gemeinschaftliche Sache machte. — Gonszewski verbündete sich mit ihm, um Liäpunow aus dem Wege zu räumen, der den Polen am entschiedensten gefährlich und dem Kosacken vor allen hinderlich war, und der böse Anschlag hatte den vollständigsten Erfolg. Ein angebliches Schreiben Liäpunows, in dem von einem verrätherischen Plan die Rede war, die Kosacken zu überfallen und sämmtlich niederzuhauen, wurde im russischen Lager in Umlauf gesetzt und Sarutzky sorgte dafür, daß dies seltsame Märchen unter seinen leicht erregbaren Kosacken Glauben fand. Eine wilde Empörung brach im Heere aus und Liäpunow wurde erschlagen.

Das war unter den damaligen Umständen für Rußland ein furchtbarer Schlag! Die Verwirrung stieg nun auf einen solchen Grad, daß sie vollkommen hoffnungslos erscheinen und durchaus entmuthigend wirken konnte. Die Anhänger Liäpunows, das heißt die Schaaren, die in dem vereinigten Heer allein unbedingt und ohne Nebenabsichten für Rußlands Heil eintraten, zerstreuten sich nun, ihres Führers beraubt. Trubetzkoy und Sarutzky blieben zwar vor Moskau vereinigt, aber sie huldigten — wenn auch nur einstweilen und auch wieder ohne redlich sein zu wollen — einem dritten falschen Dmitry, einem Diakon Isidor, der in Pskow Anhang gefunden hatte. Nowgorod, das ehemals große, hatte bereits den schwedischen Prinzen Karl Philipp erwählt — für den sich auch Liäpunow erklärt hatte — und öffnete seine Thore den Schweden unter De la Gardie. Kasan und Wiätka riefen Marina's Sohn zum Zaren aus. Scheïn mußte endlich (3. Juni 1611) Smolensk den Polen übergeben und wurde sammt dem Fürsten Wassily Galitzyn und Philaret, deren Eigenschaft als Gesandten des Bojarenraths zu achten nicht weiter der Mühe werth schien, als Gefangener nach Polen geschleppt. In Moskau waren nach wie vor die Polen Herr. — Der Patriarch Hermogen starb dort im

Kerker. Das Dreifaltigkeitskloster hielt sich nur noch mit Mühe, und wiederholte Ruf um Hülfe, um Entsatz, der von dort aus erging, sc jetzt, nach so vielem Mißgeschick, unbeachtet zu verhallen.

So war die Lage. Daß das russische Volk vermocht hat sich d eigene Energie und opferfreudige Ausdauer aus diesem Abgrund wieder erheben, das wird ihm immerdar zum Ruhm gereichen.

Ein einfacher Bürger von Nischny-Nowgorod, der Fleischer Ko Minin, war es bekanntlich, der die neue Bewegung unmittelbar hervor Er mahnte seine Mitbürger, daß es hohe Zeit sei Mann für Mann den Waffen zu greifen, da König Sigismund bald als Herr in Mos sein werde. Während Liäpunow einen jeden, der sich ihm anschloß, un seine Fahnen aufnahm, duldete Minin keinen Fremden in den ne Schaaren, die sich bildeten. Zahlreich strömten bald die Bewaffn herbei; die Wohlhabenderen opferten Geld und Gut; auf offenem M übergaben sie zu Nischny-Nowgorod ihre Habe dem „erwählten Mann ganzen moskauischen Reichs", wie sich Minin nannte. Auch einen Füh für das neue Aufgebot wußte der schlichte Bürgersmann zu finden. hatte den Fürsten Dmitry Michailowitsch Posharsky dazu ausersehen, unter Liäpunow vor Moskau gekämpft hatte und, schwer verwundet das Dreifaltigkeitskloster gebracht, zur Zeit auf einem Landgut weilte, ihm gehörte, um dort seine heilenden Wunden zu pflegen. Der Fü folgte dem Ruf Minins an die Spitze der Nischny-Nowgorodsc Schaaren.

So war denn in kurzer Zeit viel und Vielversprechendes gelung — doch zögerte man noch gegen Moskau vorzurücken; es schien nöt erst Groß-Nowgorod und Trubetzkoy zu gewinnen. Beides gelang; No gorod sagte sich von dem schwedischen Prinzen los und dem Fürsten T betzkoy konnte es nicht schwer fallen den Diakon Isidor fallen zu lass die Aussichten, die sich ihm an der Spitze, selbst an der Seite einer n gebildeten, stets wachsenden Macht eröffneten, lockten ihn natürlich a ihre Seite. So leicht er sich aber auch in diesem Sinn bestimmen li ergaben sich doch Schwierigkeiten, die schwerer zu beseitigen waren.

Das Haus der Fürsten Posharsky stammte zwar, gleich allen ander ehemaligen Theilfürsten, von Rurik ab und insbesondere, gleich den mo kauischen Fürsten, von Wladimir Monomach, aber es war eines der w niger bedeutenden. Es war wenig in den Annalen Gesammt-Rußland genannt, seltener noch in den Rang- und Stufenbüchern; die Posharsk hatten niemals im Dienst der Fürsten von Moskau hervorragende Stellun gen eingenommen, der Fürst Dmitry Michailowitsch selbst am Hof Wassi Schuyskys nur das untergeordnete Amt eines Stolniks (Truchseß) b kleidet.

Dmitry Trubetzkoy dagegen war stolz auf den Dienstadel seine Hauses und seltsamer Weise sogar auf die eigene Bojarenwürde, die ihm

Digitized by Google

— der Dieb von Tuschino verliehen hatte. Er wollte Posharsky nicht als seines Gleichen achten, nicht neben ihm stehen, nicht gemeinschaftlich mit ihm handeln. Gewiß kam er dem Ziel der eigenen geheimen Wünsche und Hoffnungen sehr viel näher, wenn das neue Aufgebot, diese neue, stets wachsende Macht — mit oder ohne Posharsky — unter seine Befehle gestellt wurde.

Doch das geschah nicht. Posharsky begnügte sich fürs erste damit, daß er von Trubetzkoy nichts zu besorgen hatte; er konnte nun mit einiger Zuversicht gegen Moskau vorrücken und erfocht, von Tapferkeit und Glück begünstigt, in viertägigen Kämpfen unter den Mauern der Hauptstadt (am 20. August 1612 und an den folgenden Tagen) einen vollständigen Sieg über die Polen unter dem Hetman Chodkiewicz. Die Polen waren ausgerückt, um im Lande neue Vorräthe für den Kreml einzutreiben. Chodkiewicz mußte mit den Trümmern seines Heeres nach Litthauen entfliehen — den Kreml aber vertheidigte der polnische Oberst Strusz fortwährend mit äußerster Hartnäckigkeit. Dagegen ließ sich nun Trubetzkoy durch Kosma Minin zu einer vollständigen Vereinigung mit Posharsky bewegen; dazu, daß er sich mit einer gleichberechtigten Stellung neben dem Helden Rußlands begnügte. Vielleicht daß die Beredtsamkeit des Erfolgs dazu nicht weniger beitrug als die des wackeren Bürgers von Nischny-Nowgorod.

Die äußerste Noth zwang endlich Strusz (22. October 1612) die Waffen zu strecken und den Kreml zu übergeben, und Rußland war wieder seiner Hauptstadt Herr. Es war hohe Zeit, denn schon nahten von Smolensk her König Sigismund und Prinz Wladislaw an der Spitze eines neuen Heeres mit raschen Schritten. Sie hatten bereits Wiäsma erreicht. Jetzt aber wurde die Vereinigung Trubetzkoys und seiner Kosacken mit den Schaaren unter Posharsky wichtig. Den beiden vereinigten Heeren fühlten sich die Polen nicht gewachsen; nach einem vergeblichen Versuch sich wenigstens Wiäsmas zu bemächtigen, zogen sie sich wieder nach Smolensk zurück und das ganze mittlere Rußland war befreit.

Die nächste Sorge der Führer war nun — und mit Recht — dem verwaisten Reich ein neues Oberhaupt zu geben. Nur ein allgemein anerkannter und feierlich gekrönter Zar konnte dem inneren Unfrieden ein Ziel setzen, der jetzt eben nur noch dadurch genährt wurde, daß der Landesherr fehlte. Nur ein Zar, um den sich Alles schaarte, konnte dem Widerstand gegen die Fremde eine unerschütterliche Haltung geben.

Doch waren es nicht allein oder vorzugsweise die Führer und Sieger im Kampf, von denen der Aufruf zur Wahl eines Landesfürsten ausging, sondern der in den Tagen der Noth und Gefahr fast verschollene Bojarenrath, der nun wieder hervortrat und, nachdem er sich die böse Zeit über

Digitized by Google

kleinmüthig genug und still verhalten hatte — wie das unter ähnli Umständen auch anderswo vorgekommen ist —, jetzt die Früchte fren Thaten ernten wollte.

Von den Bojaren und Woyewoden in Moskau erging an alle St Rußlands die Aufforderung, Abgeordnete aus allen Ständen, „die be und verständigsten Leute" zu einem Landesrath (Semsky Sowet) — Zarenwahl nach Moskau zu senden. Von irgend einer Regelmäßi der Vertretung — oder des Wahlverfahrens in den Städten — kei natürlich in keiner Weise die Rede sein. Wer war in Moskau für i Person in eigenem Recht befugt bei der Zarenwahl eine Stimme al geben? — Welche Zahl von Abgeordneten hatte jede einzelne Stadt senden? — Wer hatte in den Städten die Abgeordneten zu wählen? Das waren alles Fragen, die nie auch nur zur Sprache gekommen wa — So weit wir sehen können, wurden die Abgeordneten nirgends eigentlichen Sinn des Worts förmlich gewählt; aus jeder Stadt mach sich mehrere angesehene Leute, in Folge einer ziemlich formlosen Ver redung unter den Mitbürgern, nach Moskau auf den Weg. Die Boja und Woyewoden — und vielleicht auch die Würdenträger der Kirche erschienen, als verstehe sich ihr Recht von selbst.

So versammelten sich, wie die Wahlurkunde besagt, die Abgeordne der Kirche, Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe, Archimandriten und I menen, ferner die Bojaren, Woyewoden, Dworänen und Bojarenkinl Gäste, Handelsleute, Insassen und Einwohner der Kreise, „die besten u verständigsten Leute, so viele ihrer vonnöthen waren" (сколько нужі ein etwas unsicherer Maßstab).

Auf diesem Wahltage aber herrschte große und geräuschvolle Unein keit. Den Fernstehenden, der nach Jahrhunderten die Dinge nur in ihi allgemeinen Umrissen sieht, könnte es befremden, daß bei dieser Gelegenh von Posharsky gar nicht die Rede war; daß niemand auch nur entfer oder vorübergehend daran gedacht hat, ihn auf den Thron zu erhebe Doch war dem nicht nur so, sondern es schien den Zeitgenossen in de Grade selbstverständlich, daß es für sie gar keiner Erklärung bedurf Es ist in den Quellen nirgends der Gegenstand einer Bemerkung. P sharsky und sein Haus hatten nicht Ansehen genug, um bei der Wa auch nur in Betracht zu kommen; die Bojaren hielten — wie der Für Trubetzkoy und aus denselben Gründen — den Stolnik nicht für ihr Gleichen.

Die beiden eigentlichen Throncandidaten, die allein Aussicht auf E folg zu haben schienen, um deren Wahl und Nebenbuhlerschaft sich zunäch alle Unterhandlungen und Streitigkeiten drehten, waren der Fürst Feodo Iwanowitsch Mstislawsky, der in der unruhigen Zeit nicht gerade ein Heldenrolle gespielt hatte, und Dmitry Trubetzkoy, dessen Rolle im Gefolg des Diebs von Tuschino sogar nicht immer eine sehr ehrenvolle gewesen

Digitized by Google

war. Für jenen, für Mstislawsky — der übrigens für seine Person nicht von Anfang an zugegen war — sprach der Umstand, daß sein Haus für das erste und vornehmste in Rußland galt, daß er einen mächtigen Familienanhang hatte und daß er durch seine Urgroßmutter, die Zarewna Eudoxia Iwanowna — eine Tochter Iwans III. — von dem alten Zarenhause abstammte. — Trubetzkoy hatte einen großen Anhang unter denen, die längere oder kürzere Zeit den Fahnen des zweiten falschen Dmitry gefolgt waren.

Die übrigen Kronprätendenten, ein Fürst aus dem gefallenen Hause Schuysky, ein Worotynsky, ein Galitzyn wollten wenig bedeuten. Im Lauf des Haders aber gewahrte jede der beiden Hauptparteien, daß sie zwar wohl Macht und Einfluß genug besitze, um die Wahl des Gegners zu hintertreiben, nicht aber um die Wahl des eigenen Parteihaupts durchzusetzen. Sie kamen, die eine wie die andere, dahin, alle Anstrengungen darauf zu richten, daß irgend ein Dritter, nur nicht der Gegner gewählt werde. Ein Dritter — nur nicht Trubetzkoy, sagte man auf der einen Seite, — ein Dritter — nur nicht Mstislawsky, auf der anderen — und dieser Dritte wurde dann beiden Parteien durch die Geistlichkeit in der Person eines harmlosen siebzehnjährigen Jünglings nachgewiesen. Sie wies auf Michail Fedrowitsch Romànow, den Sohn des in Polen gefangen gehaltenen Metropoliten Philaret. Er stand natürlich ganz außerhalb aller Parteien, von ihm hatte niemand etwas zu fürchten, wohl aber die Geistlichkeit viel zu hoffen.

Einer freilich nicht gleichzeitigen, doch aber beachtenswerthen Quelle zufolge hätte Philaret selbst, von Marienburg in Westpreußen her, wo er als Gefangener bewacht wurde, bedeutenden Einfluß auf die Wahl geübt. Strahlenberg, schwedischer Unterthan, lange Zeit als Gefangener in Moskau, berichtet, Philaret habe in einem Schreiben an seinen Schwager, den Bojaren Scheremétiew — das aber natürlich bestimmt war allgemein bekannt zu werden —, vorzugsweise auf die Nothwendigkeit verwiesen, einen Einheimischen, einen Russen — nicht einen fremden Fürsten — zu wählen und zugleich geltend gemacht, daß der neue Zar nicht einem zu großen, zu mächtigen Hause angehören dürfe. Diese Worte hätten wir wohl als unmittelbar gegen die Wahl Mstislawskys gerichtet zu betrachten — und mittelbar hätte dadurch Philaret sein eigenes Haus empfohlen. Doch ist diese Kunde etwas unsicher, wie mündliche Ueberlieferungen zu sein pflegen; daß Strahlenberg seinen Gewährsmann nicht nennt, konnte freilich zu seiner Zeit gute Gründe haben, aber es läßt uns im Ungewissen darüber, welcher Grad von Authenticität der Nachricht beizumessen ist. Buchstäblich möchte sie kaum zu nehmen sein, wie denn z. B. nachgewiesen worden ist, daß Scheremétiew gar nicht Philarets Schwager war.

Am 21. Februar 1613 wurde denn auch wirklich Michail Fedrowitsch einstimmig erwählt. In der bekannten Urkunde, die den Hergang in

offizieller Form, aber etwas verwirrt und weder ganz treu noch ganz v
ständig erzählt, wird als bestimmender Grund dieser Wahl angeführt,
der Vater des neuen Monarchen, Philaret, ein leiblicher Vetter oder,
man im Russischen sagt, ein „Bruder im zweiten Geschlecht" des let
Zaren aus dem alten Hause sei. Doch ist das eine Verwandtschaft,
wohl nicht für entscheidend gelten konnte, wenn es in Rußland überha
ein geregeltes Erbrecht gab. Die Mutter des Zaren Feodor Iwanowi
war allerdings eine Románow-Jurjew gewesen, so daß dieser Zar Feo
wohl durch seine Mutter von den Románows abstammte — umgeke
aber stammten die Románows in keiner Weise von dem alten Herrsch
geschlecht ab. Doch ein genau und bestimmt geregeltes Erbrecht gab
überhaupt nicht in Rußland, die Begriffe von Blutsverwandtschaft gin
sehr ins Unbestimmte und in diesem Augenblick vollends konnte nur
einer freien Wahl die Rede sein.

Die neueren russischen Geschichtschreiber erzählen, Michail Fedrowit
sei zum unumschränkten Selbstherrscher und Herren Rußlands erwä
worden; man habe ihm das Reich als sein „Erb-Eigenthum" übergeb
und ihm keinerlei Bedingungen auferlegt. In der allgemeinen Ermüdu
habe man nur in den alten Zuständen Heil und Rettung gesehen. H
und wieder wird sogar erklärend hinzugefügt, die ganze Nation habe i
Lauf der unseligen Unruhen und Verwirrungen erkannt, wie verderbli
eine jede Beschränkung der höchsten Gewalt sei und daß Heil und Wo
fahrt nur in der vollkommensten aller Regierungsformen, in der „Selb
herrschaft" zu finden sei.

Doch zeigt sich fortan bestimmter selbst als früher ein stets wiede
kehrendes Streben der Bojaren, sich eines größeren oder geringeren Thei
der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Wir sehen es stets mit der unb
dingten Anhänglichkeit an die russisch-griechische Kirche und mit dem Al
Russenthum verbunden, das sich um jeden Preis der europäischen Sitt
des Einflusses der Fremde und der Fremden erwehren wollte — nebenhe
auch mit einer in gewissem Sinn steigenden politischen Einsicht, die meh
und mehr gewahr wird, durch welche Mittel man sich der Macht ver
sichert. — Es wäre wohl fast befremdend zu nennen, wenn dieses Ver
langen bei einer so günstigen Gelegenheit ganz geschwiegen hätte; besonders
da die Bojaren, die jetzt einen Zaren wählen sollten, zum größten Thei
dieselben waren, die Schuyskys und Wladislaws Wahlcapitulation ent
worfen hatten. Auch berichtet Strahlenberg, Michail Fedrowitsch sei auf
eine Wahlcapitulation verpflichtet worden, die folgende Punkte enthalten
habe: 1. Der Zar solle die Religion erhalten und schützen (diese Worte
genügten, wenn nicht ein fremder Fürst, sondern ein Schützling der Kirche
auf den Thron erhoben wurde). — 2. Alles vergessen und vergeben, was
seinem Vater widerfahren sei. — 3. Keine neuen Gesetze machen, keine
alten abändern; — in hohen und wichtigen Sachen nicht willkürlich, sondern

Digitized by Google

nach dem Gesetz und nicht für sich allein, sondern durch ein ordentliches Rechtsverfahren (also wohl mit dem Rath der Bojaren) Urtheil sprechen. — 4. Weder Krieg noch Frieden mit den Nachbarn für sich allein vornehmen. Endlich 5. seine Landgüter, um Prozesse mit Privatpersonen zu vermeiden, entweder seiner Familie abtreten oder mit den Krongütern vereinigen.

Gesehen hatte natürlich Strahlenberg die Urkunde nicht; was er von ihrem Inhalt berichtet, konnte er nur durch mündliche Ueberlieferung wissen; es ist dem gemäß als unsicher anzusehen. Der letzte Punkt namentlich scheint zu den in Rußland zur Zeit herrschenden Ansichten vom Wesen der Regierung und ihren Rechten gar nicht zu stimmen. Im Uebrigen wäre immer noch das Verlangen überwiegend, sich der Rechtspflege zu versichern; sich in privatrechtlichen Verhältnissen gegen Willkür zu schützen. Auch die Forderung, daß die bestehenden Gesetze nicht geändert werden dürfen, möchte wohl diesen Zweck gehabt haben. Sie wäre, wenn wir uns auf Strahlenbergs Text verlassen dürften, unbedingt hingestellt gewesen. Vergleichen wir diese Wahlcapitulation mit der dem Prinzen Wladislaw vorgelegten, so können wir uns freilich berechtigt halten zu ergänzen, daß der Zar Neuerungen in der Gesetzgebung nicht eigenmächtig, nicht ohne Zustimmung der Bojaren vornehmen solle. Doch konnte eine mangelhafte Bildung wohl auch eine solche unbedingte Unwandelbarkeit des Gesetzes für möglich halten und ein argwöhnischer Sinn sie fordern. Der damaligen russischen Kirche sieht eine solche Forderung gar nicht unähnlich.

Unter den liberalen Schriftstellern Rußlands, die sich mit der Geschichte ihres Vaterlandes beschäftigen, huldigt N. Turgeniew nicht den Ansichten der moskauischen Schule, deren Anhänger da eine parlamentarische Verfassung wahrzunehmen glauben. Er sagt ausdrücklich, Michails Wahl sei eine unbedingte gewesen, das Reich sei dem jungen Fürsten als ein Erb-Eigenthum übergeben, ihm selbst sei keinerlei Beschränkung auferlegt worden — die Selbstherrschaft habe demnach rechtmäßiger Weise bestanden und sei nicht — wie jene Moskauer Schule gern behauptet — von den Regenten aus dem Hause Romànow usurpirt worden. Was uns von Bedingungen überliefert ist, die man dem neuen Landesherrn vorgeschrieben habe, sei ungenügend und in Nebel gehüllt; das Zeugniß einiger fremdländischen Zeitgenossen reiche nicht hin zu beweisen, daß die Wahl nicht eine solche unbedingte gewesen sei.

Durch solche Worte ist aber doch ein bestimmtes geschichtliches Zeugniß nicht widerlegt und beseitigt, zumal wenn es nicht allein steht. Und Strahlenbergs Aussage wird auch durch einheimische Quellen bestätigt, die sogar älter sind als sein eigenes Werk. Ein russischer Kanzleibeamter (Podiatschy), Gregor Koschichin, ein Zeitgenosse des Zaren Alexey, der ein in neuerer Zeit (1840) veröffentliches Buch über Rußland, eben unter

diesem Zaren Alexey Michailowitsch, geschrieben hat, berichtet darin, die seit Iwan dem Schrecklichen erwählten Zare Urkunden ausgeſ hätten, durch die sie sich verpflichteten, in wichtigen Dingen nicht Wissen und Beirath der Bojaren und „Rathmänner“ (думные лю zu entscheiden, und erwähnt dann als Neuerung oder Ausnahme, der Alexey habe keinerlei Urkunde ausgestellt. Michail Fedrowitsch aber ohne den Rath der Bojaren nichts vornehmen können, obgleich er Selbstherrscher genannt habe.

Auch Schmidt-Phiseldeck weiß von der Wahlcapitulation des er gekrönten Romànow und berichtet in seinen Materialien zur russis Geschichte, die Urkunde sei in der Kathedrale zu Moskau bewahrt wor das Concept sei noch im Jahre 1730 im Archiv vorfindlich gewesen.

Und endlich als man zu Moskau die Nachricht erhielt, daß Mic Fedrowitsch Wahl und Krone angenommen habe, verpflichteten sich 14. April 1613 in der moskauischen Kathedrale Geistliche, Bojaren Edelleute eidlich, von neuem dem erwählten Zaren treu zu dienen aufmerksam darauf zu achten, daß vor dem Zaren in adeligen Landes-Angelegenheiten durchaus kein Unterschleif und keine Ränke z lassen würden und sich in dieser Beziehung streng an die frühere kunde zu halten. Hier liegt jedenfalls die Vermuthung nahe, daß d frühere Urkunde kaum etwas anderes gewesen sein könnte, als eine W capitulation. Erst wenn man uns über diese Urkunde Auskunft zu ge wüßte, wären alle Zweifel gelöst.

Michail Fedrowitsch, der als Kind das Schicksal der Verbann mit den Seinigen getheilt, dann mit seiner Mutter die Schrecken der lagerung von Moskau mit erlebt hatte und einem Mordanschlag der Po durch einen Bauer, Susanin, gerettet, nur mit Mühe entgangen w hatte übrigens die Krone nicht ohne Zögern angenommen. Sie hatte Zeit wenig Verlockendes. Michails Mutter namentlich, die für ihn e schied, erschrak bei dem Gedanken an die Schicksale Godùnows u Schuyskys und fürchtete ihren einzigen Sohn der gleichen Wagniß a zusetzen. Doch wurden alle Bedenken endlich durch die Bitten und theuerungen besonders der Geistlichkeit überwunden, und der Zar Mich traf, von Kostroma kommend, wo er bei seiner Mutter verweilte, freu empfangen, in Moskau ein.

Marina, Sarutzky, der Diakon Isidor und andere Räuberschaar trieben nun zwar noch eine Zeit lang ihr böses Treiben, aber kein an sehener Mann, keine Partei dachte daran, neue Umwälzungen herbei führen, nachdem der Zar Michail einmal erwählt und gekrönt w Rußland war zu müde und zu wund, zu sehr verwüstet und verarmt, sehr erfreut endlich einen Mittelpunkt gefunden zu haben, um den es s schaaren konnte, als daß ein Versuch, neue Unruhen hervorzurufen, irge

Digitized by Google

Anklang hätte finden können. Die Wogen der inneren Bewegung hatten sich gelegt.

In einem Zustand der Uncultur aber, wie er in Rußland herrschte, ergeben sich immerdar barocke Gegensätze, die, so wenig sie den Einheimischen befremden, doch dem unbefangenen Weltbürger sehr seltsam und mitunter sehr unerfreulich dünken.

Das russische Volk hatte sich in rühmenswerther Weise entschlossener That und ausdauernder Anstrengung fähig gezeigt. Nun beruhigte sich Rußland; selbst die Großen, die nach der Krone gestrebt, wie diejenigen, die nicht immer redlich ihre Pflicht gethan hatten, blieben unangetastet in ihren bevorzugten Stellungen. Wir fragen unwillkürlich nach den weiteren Schicksalen der Helden der Nationalerhebung.

Usträlow rühmt die Gerechtigkeit des Zaren Michail: „Vor seinem Richterstuhl waren alle gleich," sagt dieser Geschichtschreiber, „selbst Posharsky wurde, ein Jahr nach der Vertreibung der Polen aus Moskau, verurtheilt wegen unberechtigter Ranganssprüche." Es würde zu weit führen, wenn wir hier näher auf das Rechtsverfahren eingehen wollten, das in seinen Worten mehr als halb verschleiert angedeutet ist. Wir überlassen es billig den einheimischen, russischen Geschichtschreibern, ausführlich zu berichten, welcher Vergehen Posharsky angeklagt war und welcher Art die Strafe war, die über ihn verhängt wurde.

Kosma Minin verschwindet von dem Augenblick der Vertreibung der Polen aus Moskau an vollständig aus der russischen Geschichte; es ist nicht weiter die Rede von ihm. Er blieb verschollen, bis in unseren Tagen ihm und dem Fürsten Posharsky zu Moskau ein gemeinschaftliches Denkmal errichtet wurde.

Sechstes Capitel.

Die Regierung der drei ersten Fürsten aus dem Hause Románow; — Michail Fe[…] witsch; — ungünstiger Friede mit Schweden und Polen; — der Patriarch thatsäc[…] Mitregent; — drei Landesversammlungen; — verkommener Zustand des Reichs; […] Asow von den Kosacken gewonnen, vom Zaren aufgegeben
Alexey Michailowitsch; — Unruhen; — die Kanzlei der geheimen Angelegenheiten: […] die Kosackenkriege; — europäisch disciplinirte Truppen in Rußland; — der Patri[…] Nikon und die Kirchenspaltung in Rußland.
Feodor Alexeyewitsch; — die Vernichtung der Rang- und Stufenbücher und de[…] Folgen.
Kampf um den Thron; — die Zarewna Sophia Alexeyewna; — Fürst Chowan[…] und das Streben der Altgläubigen nach Herrschaft; — Strelitzen-Aufstand; — P[…] Alexeyewitsch Sieger und Zar.

Die Abenteuerer, die noch immer den Namen Dmitrys zu mißbrauc[…] suchten, wurden nun bald von ihrem Schicksal erreicht.

Der Diakon Isidor wurde zuletzt von den Kosacken seines eige[…] Gefolges, die sich gegen ihn empörten, als Gefangener nach Pskow gebra[…] und von dort nach Moskau ausgeliefert. Hier wurde er, an der Pfo[…] des Zarenpalastes an eine schwere Kette geschmiedet, geraume Zeit wie […] wildes Thier allen Leuten zur Schau gestellt, bis ihn dann der Z[…] Michail hinrichten ließ (1613). Marina und Sarutzky waren nach Astr[…] chan, und auch dorthin verfolgt, weiter geflohen, über das Uralgebir[…] wo sie dann endlich am Jaik — dem jetzt Ural genannten Fluß — v[…] den Verfolgern ereilt und ergriffen wurden. Sarutzky wurde (1614[…] Moskau in grausamer Weise hingerichtet — gepfählt — Marinas kau[…] dreijähriger Sohn gehangen; sie selbst ließ man im Gefängniß sterben […] und im Lauf der nächsten Jahre gelang es, die zumeist aus Kosacken u[…] Polen bestehenden Banden, Trümmer der Heere, die sich um den falsch[…] Dmitry gesammelt hatten, die auch jetzt noch raubend und verwüstend h[…] und dort im Lande umherzogen, zu bewältigen und zu unterdrücken.

Weniger glücklich wurden die Kriege mit den auswärtigen Mächt[…] geführt. Der Kampf mit Schweden mußte noch vier Jahre fortgese[…] werden; und obgleich die Eroberung des auch jetzt wieder tapfer verthe[…] digten Pskow dem großen Schwedenkönig Gustav Adolph nicht gelinge[…] wollte, Krankheiten, die in seinem Heer ausbrachen, ihn zwangen die B[…]

lagerung spät im Herbste 1615 aufzuheben, mußte Rußland doch im „ewigen“ zu Stolbowa (17. Febr. 1617) geschlossenen Frieden Karelien (Kexholm-Lähn) und ganz Ingermanland dem nordischen Nachbarreich überlassen. Nur was sie darüber hinaus inne hatten, Groß-Nowgorod und sein Gebiet, gaben die Schweden zurück.

Auch in dem Kriege mit Polen war das Glück den Russen nicht günstig, und so wenig die Polen, durch ihre eigene Schuld, in der Verfassung waren, die Schwäche Rußlands in ihrem ganzen Umfang zu benützen, mußte der Friede schließlich doch mit Opfern erkauft werden. König Sigismunds Mittel waren erschöpft, der Krieg wurde während mehrerer Jahre von seiner Seite gezwungener Weise lässig geführt, die Russen gewannen dadurch Zeit, der inneren Feinde Herr zu werden und fühlten sich in dem Grade ermuthigt, daß sie in den zu gleicher Zeit angeknüpften Friedens-Unterhandlungen nicht nur Smolensk zurück verlangten, sondern auch eine Entschädigung in Geld für die Verwüstung des Landes — während Sigismund die Krone Rußlands als Recht seines Sohnes forderte. — Sigismunds Mittel waren erschöpft, weil der Krieg — bis dahin nur als Sache des Königs, nicht des Reichs und der Nation, abgesehen von dem Beistand der Großen, die sich ihm freiwillig anschlossen — nur mit den Hülfsmitteln geführt wurde, die dem König unmittelbar, ohne den Reichstag zu Gebote standen —: Dinge, die eben nur in Polen, als Folge seiner seltsamen Verfassung, möglich waren. Durch Bitten und Intriguen brachte es König Sigismund (1616) auf dem Reichstag nun wohl endlich dahin, daß der Kampf als Sache des polnischen Reichs, der Nation, aufgenommen wurde — und der König glaubte sich nun zu größeren Unternehmungen befähigt —: aber die Stände bewilligten doch nur geringe Hülfsgelder und der Adel zahlte dann selbst diese wenigen Gelder nur sehr unvollständig oder gar nicht. Da erlahmte denn natürlich sehr bald auch die erneuete Energie.

Prinz Wladislaw und Chodkiewicz hatten vermocht tief in das Innere Rußlands — bis Moshaisk — vorzudringen, aber dort lief ihr Heer, das weder seinen Sold noch Lebensmittel erhielt, großentheils auseinander; — nur mit Hülfe der saparogischen Kosacken, die sich ihnen anschlossen, konnte den Polen ein weiterer Zug bis unter die Mauern von Moskau gelingen —: ein Zug, offenbar mehr in der Absicht zu imponiren und zu schrecken, als in der Hoffnung auf Erfolg unternommen. Er erfüllte seinen Zweck. Die Moskowiten erwiesen sich nun in ihrem Schrecken bereitwilliger den Frieden mit Opfern zu erkaufen, anstatt Opfer zu fordern, und die Polen mußten sich wohl gestehen, daß die Mittel, die der Reichstag gewährte, bei weitem nicht hinreichten, einen vollständigen Sieg zu verbürgen. Um so weniger, da Rußland inzwischen seinen Frieden mit Schweden geschlossen hatte.

Freilich scheint es, daß der Prinz Wladislaw die Unterhandlungen

Digitized by Google

benützen wollte, um die Parteiungen im Innern Rußlands von neu anzufachen und neue Unruhen hervorzurufen. Wie Kobierzicki bericht bestand er lange auf seinem Recht, als Rußlands Zar anerkannt werden und seine Bevollmächtigten suchten den Erwählten, Michail R mánow, in den Augen der Bojaren herabzusetzen, indem sie mit unber tigter Geringschätzung von seiner Herkunft sprachen; wer denn di Románow sei? — der Sohn eines Geistlichen! — den Mstislawsk Schuyskys, Trubetzkoys &c. nicht ebenbürtig. Er werde sich nicht behaup können; die stolzen russischen Großen, die stets unter sich um den Vorr haderten, würden nicht die Herrschaft eines unmündigen Knaben seiner Mutter ertragen, sich ihm nicht unterordnen. — Aus den Nam die genannt werden, ließe sich folgern, daß dem Prinzen Wladislaw seinen Polen der Hergang auf dem Wahltage zu Moskau ziemlich ge bekannt gewesen sein muß.

Doch Rußlands Gesandte, vor allen der Bojar Scheremétiew, a worteten sehr verständig, der Wille Gottes habe den Zaren Michail Fed witsch den mächtigsten Herrschern der Erde gleichgestellt — und da aufreizenden Reden des polnischen Prinzen nichts bewirkten, verständi man sich endlich. Der Prinz Wladislaw entsagte seinen Ansprüch Rußland aber mußte in dem zu Dewulino (24. December 1618) vierzehn Jahre geschlossenen Frieden Smolensk und sein Gebiet den Po abtreten.

In Beziehung auf die inneren Zustände Rußlands bezeichnet die Friede einen Abschnitt, denn in Folge desselben kehrten die vornehm russischen Gefangenen der Polen in ihr Heimatland zurück, und un ihnen vor allen Philaret, der von seinem Sohn zum Patriarchen ernan sofort sehr energisch in die Regierung des Reichs einzugreifen begann.

Während der ersten Regierungsjahre des neuen Zaren — so lan dessen Vater gezwungen abwesend war — hatten die Bojaren einen se großen Einfluß geübt oder eigentlich die Regierung geführt. Nicht man deshalb denken dürfte, es habe etwa eine Art von parlamentarisch Regierung oder eine irgendwie gesetzlich geregelte und beschränkte Monarc bestanden, dergleichen eine bestimmte Parteiansicht gern in den älte Zuständen Rußlands sehen, und aus solchen Erscheinungen herausdeut möchten. Der Einfluß der Bojaren — eines Raths, dessen Mitglie vom Zaren ernannt waren — ging nicht etwa aus den Wahlcapitulation hervor, er war überhaupt gar nicht organisch in dem russischen Staat wesen begründet, und hatte eben so wenig in dem Leben und Bewußtse der Nation irgend eine Grundlage. Er war immerdar, so oft er hervo trat, eben wie zu dieser Zeit, der Einfluß, den gerade in absoluten Mon archien die Leute, die der Person des Monarchen nahe stehen, unfehlba gewinnen, wenn sie einen schwachen Regenten umgeben. Michail Fedo witsch blieb, nach allem was wir von ihm wissen, sein Leben lang ei

Digitized by Google

ziemlich gutmüthiger, aber unbedeutender Mann, und während der ersten Jahre seiner Regierung war er außerdem auch noch sehr jung und unerfahren.

Nun aber stellte sich Philaret einfach als Mitregent neben seinen Sohn und behauptete diese Stellung dreizehn Jahre lang, bis an sein Ende. Ueberlegene Intelligenz und Erfahrung, verbunden mit der väterlichen Autorität und der geistlichen Würde, machten ihm das leicht. Sein Name stand in allen von der Regierung erlassenen Verordnungen und Gesetzen neben dem des Zaren, und er wurde da großer Herrscher — Weliky Gossudar genannt; auch in der Ausfertigung der Urkunden wurde angegeben, in welchem Regierungsjahr des Zaren und in welchem des Patriarchen sie erlassen seien, so daß Rußland anerkannter Weise neben dem weltlichen auch einen geistlichen Herrscher zu haben schien. Diese Rechtsgewohnheiten schlugen sogar während der dreizehn Jahre Philarets so tiefe Wurzeln, daß es, selbst nach seinem (1632 erfolgten) Tode dabei blieb; daß auch seine Nachfolger auf dem Patriarchenstuhl in derselben Weise in den öffentlichen Urkunden genannt, ihre Regierungsjahre in deren Ausfertigung in derselben Weise gezählt wurden. Die „Vorstellungen" des Patriarchen hatten durch Philaret bleibend eine sehr viel größere Bedeutung gewonnen, als zu irgend einer früheren Zeit.

Der Bojarenrath dagegen sah sich wieder, im Wesen wie in der Form, ganz auf die Dienstbarkeit beschränkt, die seine Bestimmung war.

Die Slawänophilen huldigen einem Wahn, wie schon gesagt, wenn sie sagen, Rußlands Herrscher hätten die unumschränkte Macht — und zwar erst unter Peter dem Großen mit Hülfe und unter Anleitung der Deutschen — usurpirt. Die unumschränkte Gewalt des Landesherrn, als Erben des Khans der Goldenen Horde, war ganz von selbst da, als naturwüchsig und selbstverständlich; sie lag in der Gesammtheit des Zustandes; wo hätten seit der Vernichtung Groß-Nowgorods die Elemente einer anderen Verfassung hergenommen werden können? — Das russische Volk hatte im Allgemeinen gar keinen Begriff von einer anderen Regierungsweise. „Knechtschaft sehen die Moskowiter nicht für eine Schande, sondern für eine Ehre an," berichten die Söhne des schwedischen Reichsraths Skytte ihrem König Gustav Adolf; „alle rühmen sich des Großfürsten Sclaven zu sein; sein Wille ist Gesetz, auch wenn er Einem befiehlt Vater und Mutter zu erschlagen." — Dieses Volk konnte begreifen, daß man sich in äußersten Fällen — wenn etwa der Zar ein Ketzer, nicht rechtgläubig wäre — gegen den Herren des Landes empört und ihn stürzt, nicht aber daß man seiner Gewalt bleibend bestimmte Grenzen zieht.

Die Bojaren aber, die Großen, fanden für die oligarchischen Bestrebungen, die zu Zeiten in ihnen erwachten, eben in Folge solcher Gesinnung, solcher allgemein herrschenden Ansichten, gar keine Stütze im Volk. Gleich den Vezieren, die einen orientalischen Sultan umgeben, sehr geneigt die

Digitized by Google

Regierungsgewalt eigenmächtig und eigenwillig zu handhaben, wenn konnten, sanken sie doch, gleich Orientalen, im Wesen wie in den Forn in die unbedingteste Unterwürfigkeit zurück, sowie sie gewahr wurden, sie einem energischen Herrn gegenüber standen. Es fiel ihnen dann e fernt nicht ein, sich auf ein gegebenes Versprechen, auf eine Wahlcapi lation, ein Gesetz, zu berufen; selbst dann nicht, wenn es sich um willkürliche Verbannung oder Aechtung eines der Ihrigen handelte. nannten sich nach wie vor Sclaven des Zaren und wagten nicht i gegenüber ihre Namen anders als in den schon erwähnten geringschätzi Diminutiven zu führen.

Ueber die Bedeutung des Bojarenraths zur Zeit Boris Godúno berichtet Margeret. Er spricht auch von einem geheimen Rath, zu d in wichtigen Fällen die Blutsverwandten des Zaren zusammenberu werden; dieser Rath aber ist natürlich nicht eine Behörde. Zuweilen fra man der Form wegen auch die Geistlichkeit um ihre Meinung, indem m den Patriarchen und einige Bischöfe in den Rath berufe. Eigentlich ab gebe es weder irgend eine Autorität, noch überhaupt irgend ein ander Gesetz als den Willen des Zaren. (L'on prend — pour la forme — l'advis des Ecclesiastiques, faisant venir le Patriarche avec quelqu Evesques au Conseil, bien qu'il n'y a à parler proprement nul loy, ny conseil, que la volonté de l'Empereur, soit bonne o mauvaise.)

Wie es wenig später unter Michails Nachfolger im Bojarenrat herging, erzählt Koschichin, als unmittelbarer Zeuge in einer Weise, di bei allem Ernst und aller Trockenheit doch einen eigenthümlichen Eindru macht. „Bei der Eröffnung der Sitzung thut der Zar der Versammlun seine Willensmeinung kund und fordert sie auf, ihm mit ihrem Rat beizustehen. Hierauf erklären die Verständigeren aus den großen Geschlechter und wohl auch einer aus den geringeren, was ihre Ansicht ist; ander Bojaren aber greifen sich an den Bart und schweigen; denn der Zar er hebt viele zur Bojarenwürde nicht wegen ihrer Befähigung, sondern um ihrer hohen Geburt willen, und viele von ihnen sind unstudirte Leute und so unwissend, daß sie weder zu lesen noch zu schreiben verstehen."

Eine Abstimmung über die vorgelegte Frage fand natürlich nicht statt — lag ganz außer aller Möglichkeit; es konnte mithin auch gar keinen Beschluß des Bojarenraths geben, selbst nicht in dem Sinn eines Beschlusses, der sich darauf beschränkt hätte, die Ansicht dieses Raths zusammenzufassen. Die Bojaren waren nicht eine politische Körperschaft, berufen als solche eine Gesammtmeinung zu haben. Sie blieben, auch versammelt, so und so viel einzelne Räthe des Monarchen, von denen jeder seine Meinung sagen konnte, wenn er sammt den anderen befragt wurde und wirklich eine Meinung hatte, und den Muth sie zu sagen. Der Zar aber befolgte ihren Rath oder auch nicht.

Digitized by Google

Im Besitz unumschränkter Macht rief Michail Fedrowitsch doch zu drei verschiedenen Malen im Lauf seiner Regierung auch eine Versammlung (соборъ), einen Landesrath (сѣмская дума), zusammen, wozu er jedenfalls durch die Wahlcapitulation gar nicht verpflichtet war, und eben so wenig durch irgend ein Recht oder Herkommen. Die Erscheinung hat etwas Ueberraschendes, doch wird uns in den Urkunden, die sich auf die Berufung der ersten dieser drei Versammlungen beziehen, ausdrücklich gesagt, wozu man ihrer zu bedürfen glaubte, — und was die beiden anderen betrifft, so läßt sich aus den Verhandlungen, die mit ihnen gepflogen wurden, mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, was den unumschränkten Herren bewogen haben mag sie zu fragen und zu hören.

Das erste Mal (1619) handelte es sich nämlich darum, die Finanzen des Reichs wieder in einige Ordnung zu bringen. Sie waren während der Unruhen in argen Verfall gerathen — nicht nur in Folge des Drucks der unglücklichen Zeiten, sondern auch — und wie es scheint fast mehr noch — in Folge der allgemein herrschenden Unredlichkeit — die sich natürlich um so freier bewegen konnte, je mangelhafter Ueberwachung und Controle wurden. Die Unredlichkeit wußte dann auch diesen Zustand der Unordnung zu erhalten, als längst die äußere Ruhe hergestellt war. Die zwischen Beamten erhoben die Steuern in den Provinzen in ganz willkürlicher Weise und drückten namentlich die ärmeren Bewohner ihrer Bezirke auf das Aeußerste, während dagegen wohlhabendere Leute sich den Steuern ganz zu entziehen wußten, indem sie durch Bestechungen bewirkten, daß sie gar nicht in die Steuerregister verzeichnet wurden. So verordnete denn der Zar, auf den Vorschlag des Patriarchen, daß aus den Städten Abgeordnete nach Moskau gesendet werden sollten, aus jeder ein Geistlicher, zwei Edelleute und zwei Bürgersleute: „gute und verständige Leute, die über die erlittene Unbill, Gewaltthätigkeiten und Verheerung zu berichten wüßten." Man wollte Auskunft haben über die Natur des Unheils, dem im Interesse der Finanzen des Zaren gesteuert werden sollte; und die verlangten Nachweisungen zu geben — darauf hat sich auch die Thätigkeit der Versammlung beschränkt. Von Beschlüssen, die sie gefaßt — oder auch nur von Vorschlägen, die sie gemacht hätte, ist nicht die Rede. Keinem der Abgeordneten ist eingefallen, daß er zu dergleichen berufen sein könnte.

Kaum zwei Jahre später (1621) wurde wieder ein solcher Landesrath versammelt. Polen war in Zwist und Krieg mit Schweden und der Türkei verwickelt; schwedische und türkische Gesandte suchten Rußland als ihren Verbündeten in den Kampf zu ziehen; ein Vorwand, den Frieden von Dewulino zu brechen, konnte nicht fehlen, da es wohl den Anschein hat, daß die Polen die Bedingungen des Vertrags ihrerseits nicht streng erfüllten und sich namentlich in den Grenzbezirken gelegentliche Räubereien zu Schulden kommen ließen. — Der Zar Michail schwankte und verlangte

Digitized by Google

die Meinung der Landesabgeordneten zu hören. In dieser Versamml zeigte sich alles kriegerisch gestimmt. Die Edelleute erboten sich Mann Mann zu Felde zu ziehen, die Kaufleute zu reichen Beiträgen in G Aber es wurde nichts beschlossen und es geschah auch nichts. Der Fr blieb erhalten.

Offenbar war die Versammlung einberufen worden, weil der und Philaret zu keinem Entschluß zu kommen wußten und das Bedürf fühlten, die Meinung einer Menge Menschen zu hören. Zu einem E schluß brachten sie es dennoch nicht — denn daß man die Dinge selbst überläßt und nichts thut, wie das in solchen Fällen so oft gesch das ergiebt sich von selbst; der Mangel eines irgend wie bestimmt f mulirten Entschlusses führt dahin. — Als elf Jahre später Sigismund I von Polen gestorben war, glaubte der Zar den anscheinend günsti Augenblick der Thronerledigung benützen zu sollen — und begann (16 den Krieg noch ehe der Friede — oder Stillstand — von Dewulino gelaufen war — ohne vorher eine Landesversammlung zu berufen o um ihre Meinung zu befragen.

Dieser Krieg wurde unglücklich geführt und in dem Frieden, (1634) an dem Flüßchen Polänowska in der Nähe von Wiäsma geschlos wurde, mußte Rußland sowohl endgültig auf Smolensk und alle Dewulino abgetretenen Städte und Gebiete verzichten, als auch allen A sprüchen auf die Ostseeprovinzen entsagen.

Während der späteren Regierungsjahre Michails, nach dem 16 erfolgten Tode Philarets, scheinen die Bojaren wieder in der frühe Weise steigenden Einfluß gewonnen und die geringere Energie, mit d die Herrschergewalt geübt wurde, überhaupt einer ganz zügellosen Mi regierung Raum gegeben zu haben.

In dieser Lage war Rußland, als (1642) ein wichtiges Ereigniß v dem Landesherren einen Entschluß forderte, zu dem er sich wieder nic zu erheben vermochte.

Die Kosacken, deren wir schon wiederholt gedenken mußten, traten dieser Zeit als ein besonderes und bedeutendes Element unter den slawisch Völkern hervor.

Wie ihre kriegerischen Gemeinwesen entstanden waren, ist bekann und wir können hier nur im Allgemeinen daran erinnern. Auf der eine Seite hatten sich Klein-Russen aus den der polnischen Krone und Li thauen unterworfenen russischen Ländern, an den unteren Dniepr, in di von den Tataren wiederholt wüst gelegten und immer gefährdeten Land striche geflüchtet, um der Union und vor allem der Leibeigenschaft zu ent gehen, die ihnen Polen auferlegte. Sie hatten sich dort angesiedelt, un zwar in beständiger Gefahr, stets des Kampfes mit den Tataren gewärtig aber persönlich frei zu leben. Aus ihnen bildete sich das durchaus krieg risch organisirte freie Gemeinwesen der ukrainischen und saparoger Kosacken

die von ihrem gewählten Hetman regiert, unter einer sehr lockeren polnischen Oberhoheit standen. Die dort im Süden des litthauischen Großfürstenthums angesiedelten Fürstengeschlechter russischen Ursprungs, Wisznowiecki und vor allen Ostrozski, hatten dies Verhältniß vermittelt, als Litthauen (1569) ganz mit Polen vereinigt wurde, und dafür gesorgt, daß den Kosacken ihre Freiheit und Verfassung, und der Gebrauch der russischen Sprache feierlich zugesichert wurde. Es sollen sich unter diesen Kosacken auch verarmte oder flüchtige Genossen des zahlreichen polnischen Adels angesiedelt haben, doch können deren nur sehr wenige gewesen sein, dafür bürgt die rein-russische Sprache der Ukrainer und ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an die griechische Kirche.

Weiter nach Osten hatte sich in den Steppen am Don ein ähnliches Gemeinwesen, meist aus groß-russischen Elementen gebildet. Diese Kosacken standen unter einer Oberhoheit Rußlands, die ihnen die vollste Freiheit ließ. Die Zare suchten sie in jeder Weise zu schonen und schützten sie in ihrer Selbständigkeit. Es wurde den russischen Edelleuten nicht gestattet, ihre entflohenen Leibeigenen aus den Kosackengemeinden zurück zu fordern; noch weniger durften sie den Versuch wagen, solche Flüchtlinge etwa mit Gewalt, mit bewaffneter Hand von dort zurück zu holen. Selbst die Auslieferung verurtheilter Verbrecher wurde von dorther nicht verlangt. Wie in den deutschen Städten des Mittelalters, machte die Luft in den Kosackengemeinden frei.

Im Jahr 1637 gelang es einer Schaar donischer Kosacken — verstärkt durch eine Anzahl ukrainischer, die zu ihnen herüberwanderten — sich Asows zu bemächtigen, wo eine türkische Besatzung Wache hielt, seitdem der letzte Bruchtheil der einst so mächtigen „Goldenen Horde" — der krimmsche Tatarenstaat — des Schutzes der Türken und ihres Sultans bedurfte. Mehrere Jahre über wurde die „Pforte", um uns eines herkömmlichen Ausdrucks zu bedienen, durch einen Krieg mit Persien verhindert, sich mit der Wiedereroberung der verlorenen wichtigen Festung zu beschäftigen — im Jahr 1641 aber erschien, vom Kapudan-Pascha und dem Tataren-Khan Behadir-Girey geführt, ein zahlreiches türkisches Heer unter den Mauern Asows. Vergebens; die Kosacken vertheidigten den Ort mit großer Tapferkeit und nach drei Monaten und empfindlichen Verlusten mußte das Heer des Sultans die Belagerung aufheben.

Es fragte sich nun, ob Michail Fedrowitsch die Kosacken unterstützen, den wichtigen Gewinn behaupten — oder ob er einen feindlichen Zusammenstoß mit der Macht des Sultans meiden wollte? Der Zar wußte sich weder für das Eine noch für das Andere zu entscheiden. Das war natürlich genug. Asow schien allerdings der Mühe werth, andererseits aber waren selbst die Tataren den Russen zur Zeit noch immer ein keineswegs gering geachteter Feind und die Macht der Türken war überall in Europa gefürchtet.

Digitized by Google

Der Zar Michail berief zum drittenmal eine Reichsversamml nach Moskau und sie wurde am 3. Januar 1642 eröffnet, in man Beziehung die merkwürdigste von allen. Der Zar verlangte von a Anwesenden schriftliche Gutachten darüber, ob man Asow aufgeben behaupten solle, aber unter allen Anwesenden gaben eigentlich nur moskauischen Edelleute und die aus den Grenzbezirken, die am mei von den Räubereien der Tataren zu leiden hatten, eine Antwort, in sie sich für die Behauptung aussprachen. Alle Uebrigen — die Geistlic zuerst — erklärten nur, daß sie in schuldigem Gehorsam der Befehle ih Herrn gewärtig seien und sie befolgen würden.

Bei aller Unterwürfigkeit aber erhoben indessen die Abgeordneten den Provinzen, die Kaufleute wie die Bojarenkinder, vielfache und la Klagen, wie sie sich früher nie erlaubt hatten, über eine allgemeine M regierung, die ihnen kaum die Mittel lasse ihren herkömmlichen Di zu leisten.

Diese Klagen entrollen vor unseren Augen ein wahrhaft trostl Bild allgemein herrschender Verderbtheit und Gewissenlosigkeit; man Mühe, sich einen solchen gänzlichen Mangel an Sinn für Ehre Rechtlichkeit zu vergegenwärtigen. Und wenn man dann noch hinzuf was alle gleichzeitigen Berichte der Auswärtigen, die Rußland ken lernten, von der allgemeinen Uncultur, der rohen Sittenlosigkeit a Stände berichten, von allen Lastern und Gebrechen, deren geringstes roheste Trunksucht war, so bildet sich ein Ganzes, an dem man g schweigend vorüberginge, um sich der besseren Eigenschaften des bei alled von der Natur glücklich begabten russischen Volks zu erinnern. A man darf den Blick nicht abwenden von dem unerfreulichen Bilde; m muß sich vielmehr Rechenschaft davon geben, um das Streben Peters Großen richtig und gerecht beurtheilen zu können.

Die klagenden Edelleute und Kaufleute fügten ihren Klagen, die me noch gegen die hohe Geistlichkeit und die Bojaren gerichtet waren, gegen die untergeordneten bestechlichen zarischen Beamten und Schrei auch Bitten um Abhülfe hinzu, aber sie erwarten diese Abhülfe ledigl vom Zaren, nicht von irgend einem ständischen Einfluß oder einem d Staatswesen regelnden Gesetz. Sie bitten eben nur, der Zar möge Zügel unumschränkter Herrschaft straffer anziehen und dem Unheil m größerer Strenge wehren. Der Zar soll dem Druck der Raubsucht steuer die von den Woyewoden in den Provinzen geübt werde; dem unredlich Gebahren der Diake und Schreiber. Er soll befehlen von den Bauern d Kirchengüter und von denen der hochgeborenen Herren, von denen Reisi in das Feld gestellt werden sollen, richtige Verzeichnisse anzufertigen, dam sie nicht wie bisher großentheils verheimlicht werden können; und wen sich findet, daß ihrer verheimlicht worden sind: „dann befiehl, Her (Государь) deinen Herrscher-Ukas zu vollziehen" — d. h. die Schuldige

Digitized by Google

zu strafen. — Die verheimlichten Bauern möge er befehlen zu den Gütern der Krone einzuziehen.

Die Handelsleute klagen, daß ihr Erwerb auf jede Weise geschmälert werde — die wandernden Handelsleute namentlich, die um geringen Gewinn von Stadt zu Stadt wandern, würden oft durch die Gewaltthätigkeit der Woyewoden ganz beraubt. Vor Zeiten sei es anders gewesen; da hätten die Woyewoden die Grenzen gehütet; Verwaltung und Handhabung des Rechts in den Städten sei den Criminal-Aeltesten (Richtern, судные старосты) anvertraut gewesen. Diesen Klagen ist keine in bestimmter Form gefaßte Bitte angefügt. — Aber wir erkennen hier, welche Veränderungen in der — freilich immerdar willkürlichen — Verwaltungsweise des Landes durch die lange dauernden Bürgerkriege ganz von selbst herbeigeführt worden war.

Der Zar Michail konnte sich natürlich durch solche Klagen und den Zustand des Landes, wie sie ihn schilderten, nicht zu einem Kampf mit der Türkei ermuthigt fühlen. Die Kosacken erhielten den Befehl, Asow zu verlassen, und sie waren um so mehr veranlaßt ihn zu befolgen, da König Wladislaw von Polen, stets eifersüchtig auf jede Ausdehnung russischer Macht, sie mit einem Angriff auf ihre Ansiedelungen am Don bedrohte. So gelangte die Türkei — im Frühjahr 1642 — ohne Kampf wieder in Besitz der verlorenen Festung. Die Eroberung war für Rußland zu früh gekommen. In seinem damaligen Zustand hätte das Reich den fernen Punkt wohl kaum gegen den Sultan und Polen behaupten können — und außerdem fehlte unter den Russen jedes Verständniß für die Wichtigkeit der Eroberung.

Die Landesversammlung wurde dann unter Michails Nachfolger, Alexey Michailowitsch, noch zweimal zusammenberufen, aber lediglich um den Willen des Landesherren zu vernehmen, nicht um ein Gutachten abzugeben. Sie wurden beide Male gar nicht um ihre Meinung befragt.

Die ersten Regierungsjahre des Zaren Alexey, der kaum sechzehn Jahre alt (1645) nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, ohne irgend welche Bedingungen zu unterschreiben oder Verpflichtungen zu übernehmen, waren nämlich nicht ruhig verlaufen. Selbständig konnte natürlich der junge Fürst nicht sein, der Rußland als sein Erbe und Eigenthum in Besitz nahm; er stand zunächst unter dem Einfluß seines Erziehers, des Bojaren Boris Iwanowitsch Morosows, und dieser glaubte seine eigene Macht sicherer zu begründen, indem er seinen Zögling mit der Tochter eines unbedeutenden Edelmanns Namens Miloslawsky vermählte, und dann selbst deren Schwester heirathete. Die wenig begüterten Verwandten der Zarin und Morosows bereicherten sich nun mit rücksichtsloser Gier. Besonders machte sich Pleschtschejew als Präsident des Semskoy Dwor

genannten hohen Gerichtshofs, durch freche Käuflichkeit und unersättli
Habgier verhaßt, und überhaupt scheint der Beamtenunfug unter dies
schwachen und zerfahrenen Regiment einen kaum zuvor erhörten Gr
erreicht zu haben. Handelsmonopole, die Begünstigten verliehen wurd
hemmten den Verkehr und vertheuerten die nothwendigsten Lebensbedü
nisse. Namentlich wurde drückend empfunden, daß auf diese Weise
Preis des Salzes um die Hälfte gesteigert war. In einem furchtba
Aufstande suchte das Volk in Moskau (1. und 2. Juni 1648) sich sel
Recht zu schaffen; Morosows Haus wurde verwüstet und geplündert
und obgleich es gelang, die Menge durch Aufhebung der Monopole, g
Worte, Versprechen und reichliche Spenden von Branntwein und M
zu beschwichtigen, mußten doch auf ihr Verlangen Pleschtschejew und s
Schwager, Trachaniotow, hingerichtet werden; der Inhaber des Sa
monopols, Nasar Tschistoy, war gleich zu Anfang ermordet worden.
Morosow, dessen Leben das Volk auch verlangte, entging diesem Schick
Der Zar bat in Person die Menge, nicht auf der Auslieferung sei
Erziehers zu bestehen, und das Volk antwortete: „Was Gott und
Zar wollen, das geschehe." Empörungen solcher Art waren in Rußla
nie gegen den Landesherren, stets nur gegen seine Diener gerichtet. D
mußte Morosow entfernt werden.

Gar sehr erschreckt durch diese drohenden Ereignisse, war man dar
bedacht, eine bessere Ordnung im Reich einzuführen und zu diesem E
wurde in einer Berathung des jungen Zaren mit der Geistlichkeit,
Bojaren und den Würdenträgern des Hofs (am 17. Juli 1648) beschloss
ein allgemeines Landrecht zusammenstellen zu lassen. Daß dieser Besch
nicht aus dem selbständigen, unbeeinflußten Willen des Jünglings herv
ging, der die Krone trug, braucht uns eigentlich nicht gesagt zu werde
der Umstand aber, daß er so wenige Tage nach dem Aufstand ges
wurde, beweist zur Genüge, daß er eben durch den Aufstand und d
Schrecken, den dieser verbreitete, herbeigeführt war. Zwei Bojaren (
Fürsten Odojewsky und Prosorowsky) — der Okolnitschy Fürst Wolkons
und zwei Diake (Leontiew und Gribojedow) wurden beauftragt, das n
Gesetzbuch zu entwerfen; es sollte aus den Vorschriften der Apostel u
der heiligen Väter der Kirche zusammengestellt werden; ferner aus d
weltlichen Verordnungen der griechischen Kaiser, aus den einzelnen Ukas
der moskauischen Großfürsten und Zare, aus den älteren Rechtsbüche
und endlich aus den von Bojaren gefällten Urtheilen; was dann n
fehlen konnte, sollte neu bestimmt werden. Diese eigenthümliche Instructi
ist charakteristisch für den damaligen Bildungsstand Rußlands; offenb
von der Geistlichkeit entworfen, liefert sie den Beweis, daß außer d
Würdenträgern der Kirche wohl niemand in Rußland irgend eine Vo
stellung davon hatte, woher das Material zu einem etwas vollständig
Gesetzbuch wohl zu nehmen sein könnte.

Digitized by Google

Etwas über ein Jahr später, als dieses Gesetzbuch — die Uloshenie – vollendet war, wurde wieder eine den früheren ähnliche Landesversammlung einberufen (3. October 1649) und das neue Gesetzbuch den Versammelten zur Kenntnißnahme, nicht zur Berathung, vorgelesen; sie mußten es sämmtlich unterschreiben, und nun erging in alle dem Zaren-Scepter unterworfenen Lande der Befehl, fortan alle Rechtsfälle nach diesen Gesetzen zu entscheiden. Da den versammelten Geistlichen, Edelleuten und Bürgern gar keine Fragen vorgelegt wurden, da kein Gutachten von ihnen verlangt wurde, fanden sie diesmal auch keine Veranlassung, Klagen oder Bitten laut werden zu lassen.

Schon der Umstand, daß solche Versammlungen überhaupt einberufen wurden, obgleich dazu gar keine Verpflichtung irgend einer Art vorlag, beweist hinreichend, wie wenig sie zu bedeuten hatten; wie wenig von ihnen irgend etwas für die unumschränkte Macht des Landesherrn zu besorgen war oder besorgt wurde.

Sollte man wirklich gehofft haben, daß in Mitten der allgemeinen sittlichen Verkommenheit, in der nichts eine irgend gewissenhafte Ausführung verbürgte, ein noch dazu nothwendiger Weise sehr unvollkommenes Gesetzbuch genügen könnte, allem Unheil abzuhelfen, so wäre das ein Beweis mehr wie wenig die herrschende Unbildung im Stande war, sich Rechenschaft davon zu geben, wodurch die allgemein empfundenen Uebel und der Zustand Rußlands überhaupt bedingt waren.

Den Unruhen war jedenfalls durch das bloße Dasein des neuen Gesetzbuchs nicht sofort gesteuert. Die Unredlichkeit der Beamten rief noch im Jahr 1650 in Nowgorod und Pskow neue Aufstände hervor. Dort, wo sich bei dieser Gelegenheit ein entschiedener Fremdenhaß zeigte, wurde die Bewegung mit Mühe durch den Patriarchen Nikon beschwichtigt; hier mußte sie mit Waffengewalt niedergeschlagen werden.

Diese Unruhen aber, die anscheinende Unsicherheit des ganzen Zustandes, veranlaßten nicht blos die Abfassung eines Gesetzbuchs —: sie rief auch eine Behörde in das Leben, die ihrer Natur nach eine mächtige Stütze unumschränkter Macht werden mußte, deren Wirksamkeit geeignet war unter Umständen eine sehr fühlbare Realität zu gewinnen — und die seither öfter aufgehoben, dann unter anderem Namen wieder hergestellt, bis auf die neueste Zeit herab fortbestanden hat; nämlich die „Kammer der geheimen Angelegenheiten.“

Sie wurde aus unscheinbaren Leuten zusammengesetzt, die keine andere Bedeutung haben konnten als diejenige, die ihnen der Zar verlieh —: aus einem Diak und zehn Schreibern. Die Bojaren, die Würdenträger des Hofs, kurz die Großen, die Räthe der Krone hatten keinen Zutritt zu dieser Behörde, deren ausgesprochene Bestimmung war, dafür zu sorgen, daß die Gedanken und Befehle des Zaren ganz nach seinem Willen ausgeführt würden. Schreiber dieser Kammer wurden den Gesandten bei-

Digitized by Google

gegeben, die der Zar an fremde Höfe sendete — und im Kriege den Fe herrn. Sie hatten die Einen wie die Anderen zu beaufsichtigen und ü sie zu berichten. Der Einfluß, den das Dasein dieser Behörde auf Gang der Dinge üben konnte, beruhte auf einer moralischen Macht, man auch sonst und anderswo aufgerufen hat, wo man nicht glaubte strenges Pflichtgefühl rechnen zu können —: auf der Furcht vor ei im Stillen argwöhnisch beobachtenden, stets wachenden mit unbestimm und schon dadurch unumschränkter Befugniß ausgerüsteten Macht.

Die Erinnerung an das Schicksal Godúnows und Wassily Schuysk wach gerufen durch die drohenden Aufstände und verbunden mit d Bewußtsein der eigenen Neuheit, in dem die Dynastie der Románo lebte, mag es wohl gewesen sein, die solche Anordnungen und eine sol Behörde in den Augen des Zaren und seiner Rathgeber nothwen machten.

Der Zustand Rußlands konnte freilich durch dergleichen am all wenigsten verbessert und veredelt werden. Aber von dem, was eigentl Noth that, hatte der Zar Alexey überhaupt bei weitem weniger ein stimmtes Bewußtsein als ein halbes Jahrhundert früher Boris Godúno Seine Politik war auf den unmittelbaren Gewinn gerichtet, ohne daß für ihn ein weiter reichender Gedanke daran geknüpft hätte, und um seinen Zielen zu gelangen, griff er auch zu den Hülfsmitteln, die ihm west-europäische Cultur bieten konnte, ohne weiteren Beweggrund als d daß sie dem augenblicklichen Zweck zu entsprechen schienen; ohne dur greifende Reformen zu beabsichtigen. Dergleichen zu wollen lag ga außerhalb des Gesichtskreises, den ihm die eigene beschränkte Bildung zogen hatte. So schwamm er gleichsam mit dem Strom ohne es zu b absichtigen und trug, ohne es gewahr zu werden, auch seinerseits bei, ei künftige Umgestaltung Rußlands vorzubereiten.

Die Macht der Umstände trieb in die Bahn der Neuerungen. De jede politische Verwickelung, jeder Kampf mit auswärtigen Mächten brach stets von neuem die Erfahrung, daß Rußland außer Stande war, sei Interessen oder selbst seine Grenzen zu wahren, wenn es sich nicht d nützliche Wissen, die Disciplin und Kriegskunst West-Europas zu eige machen wollte.

Die Schwierigkeiten aber, die unfehlbar hervortraten, sowie die R formen in die Tiefe des Lebens gehen wollten und mit denen dann Pet der Große zu kämpfen hatte, waren in gewissem Sinn größer geworde als zu jeder früheren Zeit.

Das Bedürfniß sich der europäischen Gesittung zu nähern, wenn nic anzuschließen, war allerdings seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahr hunderts erwacht und im Lauf der Zeiten wurde es mehr und mehr ver standen und anerkannt. Selbst innerhalb der Kirche bildete sich ein Partei, die dem Europäismus zuneigte. Wir haben bereits darau

Digitized by Google

hingewiesen, daß das Dasein einer solchen Partei den Sieg der vorwärts strebenden Regierung über das alte Russenthum überhaupt erst möglich machte; daß der Kampf dieser Partei mit den widerstrebenden Elementen schon vom sechzehnten Jahrhundert an den hauptsächlichsten Inhalt der russischen Geschichte bildet.

Zur Zeit der ersten Romànows aber war die Partei, die unbedingt an den alten Zuständen hing und sie unberührt erhalten wollte, entschiedener als je zuvor eine hemmende Macht geworden; schon dadurch, daß sie im Kampf um die Erhaltung Rußlands gegen Polen und die lateinische Kirche leidenschaftlicher geworden war. In weiten Kreisen hatte sich das Mißtrauen gesteigert, mit dem alles Fremde und Neue aufgenommen wurde, wie der Fremdenhaß überhaupt; man argwöhnte in jeder Neuerung leicht einen Frevel und eine Gefahr für das heilige Rußland und seine Kirche. Ein Landesherr, der Rußland zu einem anderen, zu einem regeren geistigen Leben und intellectueller Thätigkeit erwecken wollte, stieß hier auf einen mächtigen Widerstand. Die weit überwiegende Mehrzahl der Geistlichkeit, des Adels und je nach Umständen auch die leicht fanatisirte Menge, standen ihm als geschlossene Masse gegenüber und wie unumschränkt der Gebieter in seiner Macht auch sein mochte, fehlten der Partei die Mittel nicht, seinen strebenden Sinn zu lähmen. Diese Mittel lagen theils in der politischen Bedeutung, die der Patriarch und mit ihm die gesammte Geistlichkeit gewonnen hatte, theils in dem System der Familienehren, das man zu unbedingter Geltung zu bringen suchte und das dem Landesherren in der That vielfach hinderlich war. Ein enger Kreis weniger Familien, der sich vorzugsweise zu den höchsten Aemtern berechtigt glaubt und sie auch großentheils inne hat, dessen Mitglieder sich niemanden unterordnen wollen, der nicht zu den Ihrigen zählt, ist, namentlich unter dem Panier der Kirche, eine Macht. — Allerdings war die Macht des Landesherrn auch nach den Begriffen dieser Partei wie aller Russen von Gottes und Rechts wegen eine unumschränkte, aber einem Zaren gegenüber, der, wie man im Geist der Altrussen sagen könnte, fremden Göttern huldigte, konnte man doch auf einen Punkt kommen, wo — zwar nicht die Frage entstand, ob seine Macht nicht einer Beschränkung unterliege — wohl aber seine persönliche Berechtigung zweifelhaft wurde. — Der Widerstand konnte dann ein mehr als blos passiver, es konnte eine Empörung möglich werden, die zur Absicht hätte den neuernden, der Fremdgläubigkeit verdächtigen Zaren zu stürzen. Insofern dabei die wirklich herrschende Volksgesinnung den Ausschlag gab, nicht etwa um die Macht seines Nachfolgers irgend wie in europäischer Weise zu beschränken, sondern lediglich, um an seiner Stelle einen unzweifelhaft alt- und rechtgläubigen Herren mit der herkömmlichen unumschränkten Herrschermacht ausgestattet auf den Zarenthron zu erheben.

Alexey Michailowitsch hatte, wie gesagt, keine Ahnung davon, daß ein

Digitized by Google

Kampf mit diesen hemmenden Mächten geboten sein könnte, und war a nicht der Mann dazu, ihn aufzunehmen. Was ihn bestimmte — c zwang — hier und da im Einzelnen die bessernde Hand anzulegen, der Umstand, daß Rußland eben zu seiner Zeit in sehr ernste Kriege wickelt wurde, zu denen die kleinrussischen Kosacken die Veranlassun gaben; in Kämpfe, die einen nachhaltigen Einfluß auf das Geschick slavischen Völker und Länder üben sollten, und in denen es galt nicht unterliegen.

Auch der ferne slawische Osten sollte nämlich den Rückschlag erneueten Aufschwungs, den der Katholicismus unter Papst Paul und seinen nächsten Nachfolgern nahm, gewaltig empfinden. Diese erne Energie der lateinischen Kirche hatte im westlichen Europa mehrfach einer gewaltsamen und blutigen Gegenreformation geführt, zu furchtbar unheilvollen Kriegen. In Rußland zu wiederholten Versuchen der Jesuit sich dort einzunisten und das Land zu bekehren oder zu erobern; zur U terstützung der falschen Dmitrys durch die von den Jesuiten geleite Polen, zu Bürgerkrieg und unsäglichem Unheil und schließlich zu ei mächtigen nationalen Reaction, die alles Fremde ablehnen wollte.

In Polen führte er zur Herrschaft der Jesuiten, die sich durch der Erziehung der Jugend bemächtigt hatten, zur Verfolgung der Di denten und allem Unheil, allen verderblichen Kriegen, die daraus herv gehen mußten. Als letztes Ergebniß trug das fanatische Treiben lateinischen Kirche, die rücksichtslos ihre Zwecke verfolgte, sehr wesentl dazu bei, den endlichen Untergang Polens herbeizuführen.

Die Gesellschaft Jesu hat, wie bekannt, kein Vaterland — und v weist gern auch ihre Zöglinge auf den Himmel und die katholische Kir als ihre wahre Heimat. Die Zwecke, welche die Gesellschaft verfolgt, si dem Geist entsprechend, der sie beseelt, kosmopolitische; ihre Aufgabe i die ganze Welt dem römischen Stuhl zu unterwerfen; Staaten und N tionalitäten sind in ihren Augen Formen untergeordneter, temporärer A die an sich keinen Werth und nur insofern sie als Mittel und Werkzeu dienen können, eine Bedeutung haben. Das irdische Wohl und Wehe d einzelnen Staaten und Nationen kann im Sinn dieses Systems natürli nur in sehr untergeordneter Weise berücksichtigt werden oder gar nic Daß die Völker dem großen Zweck dienten, darauf kam es an, nicht a ihre eigenen Interessen.

Schon hatten die Jesuiten veranlaßt, daß Polen seinen König Sigi mund unterstützte in dem Versuch, das protestantische Schweden zu erober und auf diese Weise das Land in verderbliche Kriege verwickelt, an dene wohl Sigismund und die Jesuiten ein Interesse hatten, nicht aber di polnische Republik. Polen hatte sich in diesen Kriegen verblutet und di Ostseeprovinzen verloren. Die Eroberung dieser Provinzen den Schwede zu erleichtern, dazu hatten auch die Jesuiten das Ihrige beigetragen, durc

Digitized by Google

Verletzung des Deutschthums und der protestantischen Kirche.[1] Und jetzt wieder trugen sie nicht weniger dazu bei, die verhängnißvollen Kosackenkriege anzufachen. Gewiß, wir dürfen es wiederholen, nächst der eigenen Verderbtheit und hoffnungslosen Unvernunft des polnischen Adels, trägt wohl nichts so große Schuld an dem endlichen Untergang Polens als das Treiben der Jesuiten.

Der Entstehung des Kosackenbundes am Dniepr und ihrer Vereinigung mit Polen ist bereits gedacht worden. Ihre Freiheit, ihre Selbstregierung und die freie Uebung ihrer Religion waren ihnen durch König und Reichstag feierlich verbürgt, und da der berühmte Fürst Constantin Ostrogski noch unter König Sigismund August (1516) erlangt hatte, daß der Metropolitenstuhl zu Kiew, der eine Zeit lang der Union verfallen war, wieder durch einen nicht-unirten Prälaten besetzt wurde, blieb den Kosacken auch in ihren kirchlichen Verhältnissen nichts zu wünschen. Alle Spuren der Union verschwanden in Klein-Rußland überhaupt wieder. Aber wenige Jahre schon nach ihrer förmlichen Vereinigung mit Polen kamen unter Stephan Bathory die Jesuiten in das Land, um dann unter Sigismund III. zu einer herrschenden Macht zu werden.

Die Jesuiten konnten natürlich einen schismatisch-griechischen Metropoliten in Kiew nicht dulden; sie brachten es schon 1578 dahin, daß ein der Union geneigter Prälat auf den dortigen Stuhl erhoben wurde. Den polnischen oder wenn auch ursprünglich russischen, doch polonisirten Edelleuten des Landes war die Kosackenrepublik an der Grenze lästig und verhaßt, weil sie ihren Bauern, die sie unter das Joch polnischer Leibeigenschaft gebeugt hatten, eine sichere Zufluchtstätte gewährten.

Klagen der türkischen Regierung über Raubzüge der Kosacken mußten dem Reichstag zum Vorwand dienen das gegebene Wort zu brechen und den freien Leuten am Dniepr (1590) eine ganz willkürlich, ohne sie zu fragen, vom Reichstag entworfene Verfassung aufzuerlegen. — Damit die Kosacken künftig keine Veranlassung zum Unfrieden mit auswärtigen Mächten geben könnten, sollten sie fortan nicht unter ihrem eigenen gewählten Hetman stehen, sondern unter dem Kron-Großfeldherrn, der zwar — wie alle Würdenträger des Reichs — von dem König ernannt wurde, aber nicht wieder abgesetzt werden konnte und, der verwirrten polnischen Verfassung oder Anarchie gemäß, eine von ihm ganz unabhängige Person war.

Der Kronfeldherr sollte fortan alle Obersten und Hauptleute — das heißt alle Behörden in dem durchaus militairisch gegliederten, in Regimenter getheilten Gemeinwesen der Kosacken — ernennen und zwar aus dem Adel. Darunter konnten allenfalls auch die angesehensten, durch bedeutenderen Grundbesitz ausgezeichneteren unter den Kosacken selbst verstanden werden — und es gab deren, die sich dem polnischen Adel gleichstellten. Doch war auch diese Verfügung ein willkürlicher Eingriff in die

Rechte der Kosacken und er bezweckte offenbar theils die Bildung e
wirklichen Adels unter ihnen, der sich dem polnischen anschlösse, theil
Einführung polnischer Pane als Gebietiger in die demokratische Gem
in jeder Weise eine Umgestaltung des ganzen Zustands. Vor allem
sollten sämmtliche Kosacken registrirt werden und es sollte ihnen so
nicht gestattet sein, irgend jemanden weiter, ohne die ausdrückliche Erlau
des Kronfeldherrn, unter sich aufzunehmen.

Natürlich konnte die genaue Befolgung dieser Verordnungen,
einem Lande, dessen Zustände überhaupt so wenig geregelt waren,
erzwungen werden; und selbst wenn es in der Ukraine möglich gew
wäre, blieben doch die verwegensten der Kosacken, die Saparoger, die
den schwer zugänglichen Inseln im unteren Dniepr hausten, außer
Bereich polnischer Gewaltthaten. Wer konnte denen wehren, unter
aufzunehmen wen sie wollten?

So unerfreulich diese Maßregeln auch den Kosacken sein muß
waren sie doch nur ein Anfang; es sollte dabei nicht bleiben. Die Jesu
waren thätig; die Bekehrung der Anhänger der griechischen Kirche
lateinischen oder doch zur Union sollte nicht mehr regellos, wie bisher,
durch vereinzelte Maßregeln — sondern in umfassender Weise und fe
richtig betrieben werden. Auf zwei Synoden zu Brzesc in Litth
brachten es die Jesuiten dahin, daß die Mehrzahl der griechischen Bisc
des Landes die Union annahm und sich dem Papst unterwarf. Daß a
die Gemeinden sich dem Beschluß der Bischöfe fügten, dafür sollte ein
offene Gewalt sorgen, ja die endlichen Beschlüsse der letzten Synode s
wurden mittelbar durch Waffengewalt erzwungen.

Denn noch ehe sie gefaßt waren, rückte der berühmte Kronfeld
Stanislas Chodkiewicz mit einem zahlreichen polnischen Heer in
Land der Kosacken und verlangte unbedingte Unterwerfung unter
Gebot. Eidlich sollten sich die Kosacken verpflichten, in dem Papst
kirchliches Oberhaupt anzuerkennen. Die bis dahin freien Krieger empö
sich und wählten einen tapferen Führer Naliwaiko zum Hetman — a
sie wurden nach heroischen und anfangs auch siegreichen Kämpfen ü
wältigt, — und Naliwaiko, der Gefangenschaft verfallen, wurde zu Warsc
in qualvoller Weise hingerichtet.

Doch war der Triumph der Jesuiten nicht ein so vollständiger
sie gewünscht hätten. Die Niederlassungen der Saparoger blieben a
diesmal unerreichbar und schützten die Kosacken vor gänzlicher Unterjoch
Dann kamen wieder bessere Zeiten für sie. Polen, in langwierige Kr
mit Schweden und Russen verwickelt, hatte keine Macht gegen die Krie
colonien am Dniepr zu verwenden und mußte deren reisige Bewo
sogar schonen, damit sie sich nicht den „rechtgläubigen" Gegnern
Republik anschlossen.

Unter diesen Umständen erlangte der Hetman der Sapar

Digitized by Google

Sagaidacznÿ, daß zu Kiow wieder ein nicht-unirter Metropolit eingesetzt wurde, und auch zu Mohilew behauptete sich ein griechisch-rechtgläubiger Erzbischof.

Aber auch diese Zeit sollte vorübergehen und die guten Dienste, die sie geleistet hatten, konnten die Kosacken nicht auf lange, besonders nicht nach Sagaidacznÿs Tod schützen. Die kirchliche Verfolgung immer von neuem in Gang zu bringen, ließen sich die Jesuiten angelegen sein; es geschah da sehr Vieles, was durch kein Gesetz, durch keine Verordnung gerechtfertigt war — und doch wurde der Zweck nicht vollständig erreicht, weil doch vielfach in einer Weise, die bezeichnend ist für das Wesen polnischer Zustände, eine Möglichkeit gelassen war, die herrschende Gewalt durch Geld zur Nachsicht zu stimmen. Auch der Fanatismus der polnischen Jesuitenzöglinge ließ gelegentlich mit sich handeln. — Die nicht-unirten Kirchen auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten waren verschlossen und versiegelt; es sollte also, dem Anschein nach, überhaupt kein griechisch-rechtgläubiger Gottesdienst mehr gestattet sein. Dann aber waren, gleich allen Gefällen im Lande, auch diese verschlossenen und versiegelten Kirchen den Juden verpachtet, und die Pächter ließen sich natürlich bewegen, diese Kirchen mitunter — gegen eine „Erkenntlichkeit“ — zu gottesdienstlichen Handlungen zu öffnen. Das mußte vorher gesehen sein, sonst hatte die Verpachtung keinen Sinn.

Der Adel aber war bemüht, die Kosacken unter das schwere Joch polnischer Dienstbarkeit zu beugen und zu Leibeigenen zu machen. — Die Ukraine war nämlich zu dieser Zeit nicht mehr ausschließlich von Kosacken bewohnt, sofern man darunter unabhängige Grundbesitzer und Krieger versteht. Es hatten sich unter dem Schutz der Kosackenobersten auch friedliche Landleute angesiedelt und diese verfielen zuerst dem harten Loos.

In Folge der „Empörungen“ waren nun sehr viele größere Besitzungen der Kosackenführer confiscirt und polnischen Edelleuten verliehen worden. Die neuen Herren behandelten alle, die auf ihrem Grund und Boden hausten, einfach als Leibeigene, und wie die Zustände im Allgemeinen waren, fiel es nicht schwer, die Grenzen solcher Besitzungen dann auch nach Belieben zu erweitern. Dann aber hatten auch die polnischen Magnaten, die in Podolien große, aber wüst liegende Ländereien besaßen — vor allen die Potocki und Koniecpolski — in dem Zug der aus dem Inneren entweichenden Leibeigenen nach der Ukraine, bald ein Mittel erkannt, diese fruchtbaren Einöden zu verwerthen. Ohne Rücksicht auf den Schaden, den sie dadurch ihren Standesgenossen im Innern des Reichs zufügten, legten sie Colonien an, riefen Ansiedler herbei und versprachen ihnen außer langen Freijahren, für die spätere Zeit den bleibenden Nießbrauch ihrer Scholle gegen einen leichten Zins. Daß sie nicht Wort hielten, versteht sich von selbst. Sie behandelten auch die so herbeigelockten Colonisten, wenn sie sich erst eingerichtet und eingelebt hatten, als Leib-

Digitized by Google

eigene und belasteten sie mit ganz willkürlich bemessenen Frohndien[sten]
und Gülten.

Daß ein kriegerisches Volk sich immer von neuem gegen solchen D[ruck]
erhob, konnte nicht ausbleiben und da zur Zeit in dem Slawen[reich]
griechischer Religion wieder geordnete Zustände herrschten, war es [...]
auch natürlich, daß bei den Kosacken der Ukraine endlich der Ged[anke]
erwachte, sich gleich den Kosacken am Don unter den Schutz des m[os]
kauischen Zaren zu stellen, und eben so natürlich, daß es der griech[ische]
nicht-unirte Klerus war, der zuerst diesen Gedanken faßte. Es war [der]
Metropolit von Kiow, Hiob, der — im Jahre 1625 — zuerst in Mos[kau]
Hülfe suchte und dem Zaren Michail die Oberherrschaft über das [...]
der Kleinrussen anbot. Aber Michail Fedrowitsch war kein unternehmen[der]
Fürst und glaubte Rußland damals einem Kampf mit Polen so we[nig]
gewachsen, als vier Jahre früher. Sein unglücklicher Krieg mit [...]
Nachbarstaat fiel dann in eine Zeit, zu der die Kosacken sich gezwun[gen]
ruhig verhielten.

Sie schienen endlich ganz unterdrückt. Es gelang den Polen so[gar]
auf einer der Saparoger-Inseln eine kleine Festung zu errichten, die d[urch]
eine polnische Besatzung gehütet wurde. Durch Beschluß des polnis[chen]
Reichstags wurden endlich die Kosacken im Jahre 1638, ihrer „Rebelli[on]
wegen, aller Vorrechte und Freiheiten beraubt, und in ausdrücklichen Wor[ten]
den Bauern gleichgestellt, d. h. sie wurden förmlich für rechtlose Scla[ven]
erklärt. — Nur sechstausend registrirte Kosacken sollten von dieser M[aß]
regel ausgenommen bleiben, um unter den unbedingten Befehlen ei[nes]
königlichen Commissairs den Wachdienst an der Grenze zu versehen. D[ie]
Kosacken wurden auf dem rechten Ufer des Dniepr auf einen engen Be[zirk]
um Czerkaski, Kaniew und Korsun — auf wenige Quadratmeilen [be]
schränkt. — Außerhalb dieses so eng bemessenen Gebiets durfte kein Ko[sack]
etwas besitzen.

Wenige Jahre später (1645) führte dann der Palatin Tyszkie[wicz]
die Jesuiten auch in die kirchliche Hauptstadt Klein-Rußlands, in Ki[ow]
ein, und diese heiligen Väter veranlaßten auch hier sofort die gewaltsams[ten]
Maßregeln, um auch hier, unter den Augen des griechischen Metropoli[ten]
die allgemeine Annahme der Union zu erzwingen.

So wenig die Jesuiten selbst an der entferntesten Grenze des Rei[ches]
eine Kirche dulden wollten, die von dem Papste und von ihnen unabhäng[ig]
wäre, so wenig vermochte der polnische Adel das Dasein freier Landle[ute]
auch nur in dem kleinen, ihnen angewiesenen Gebiet zu ertragen. D[ie]
registrirten Kosacken fanden sich bald eben so rechtlos und schutzlos, a[ls]
die Leibeigenen.

Die unmittelbare Veranlassung zu dem letzten, entscheidenden Kosacken[-]
krieg ist bekannt. Der Kronfeldherr Koniecpolski hatte einem verdiente[n]
Kosacken, dem später berühmt gewordenen Bogdan Chmielnicky, ein Lan[d-]

Digitized by Google

gut – Subotow — in der Nähe von Czigirin verliehen —: ein polnischer Edelmann, Czaplinski, Unter-Starost von Czigirin, nahm es dem Kosacken mit offener Waffengewalt, indem er behauptete, das Landgut gehöre eigentlich zu seiner Starostei, und es gehöre sich überhaupt nicht, daß ein Kosack einen Landsitz mit pflichtigen Unterthanen inne habe; die Besitzung müsse daher zur Starostei eingezogen werden.

Chmielnicky wendete sich um Recht nach Warschau; er wurde aber vom Reichstag schnöde abgewiesen und der König Wladislaw IV. vermochte ihm nicht zu helfen. Doch aber benützte dieser König Chmielnicki's Angelegenheit in sehr eigenthümlicher Weise für seine Zwecke. Seine Absicht war nämlich, die Türkei mit Krieg zu überziehen, der Reichstag aber hatte den Antrag verworfen — da sollte nun dieser gewünschte Krieg auf einem Umweg herbeigeführt werden. Der König gab dem beleidigten Chmielnicki zu verstehen, er möge sich selbst helfen, die Kosacken zu einem neuen Aufstand bewegen, die Tataren zu Hülfe rufen. Ließen sich die Tataren zu einem Angriff auf polnisches Gebiet verleiten, dann war der Krieg mit ihnen und ihren Schutzherren, den Türken, im Gange; ein Vertheidigungskrieg, den der polnische Reichstag nicht ablehnen konnte. Im Kriege, äußerte der König, könne er den Kosacken eher gerecht werden und sie in ihren früheren Stand zurückversetzen. König Wladislaw ließ sogar dem Chmielnicki durch den Kronkanzler Ossolinski in der Stille das herkömmliche Zeichen der Hetmanswürde, den silbernen Streitkolben (Bulawa) einhändigen.

Ob der König den Kosacken Wort gehalten hätte, ob ihm das der Reichstag gestattet hätte, ist natürlich sehr zweifelhaft. Es kam nicht zum Versuch. Im Uebrigen darf uns das Verfahren des Königs nicht etwa als ein seltsames oder vollends unerhörtes befremden —: das war die Art, wie die öffentlichen Dinge in Polen behandelt wurden und zwar von allen Betheiligten so ziemlich ohne Ausnahme; in derartigen Intriguen bewegte sich das gesammte polnische Staatswesen und Staatsleben.

Inzwischen hatte Czaplinski zu dem Raub noch eine tödtliche Beleidigung gefügt: er hatte Chmielnicki's Frau entführt — und ließ sich mit ihr trauen, was die katholische Kirche erlaubt fand, da Chmielnicki's Ehe in der griechischen Kirche geschlossen, folglich nicht gültig sei. — Aber Bogdan Chmielnicki hatte den Streitkolben nicht umsonst in die Hand genommen. Auf seinen Ruf warfen die registrirten Kosacken ihre von den Polen ernannten Offiziere buchstäblich ins Wasser und scharten sich (1648) um Bogdan, als ihren erwählten Hetman; das kleinrussische Landvolk strömte ihm bewaffnet zu; daß die Tataren zu Hülfe gerufen wurden, billigte selbst der Metropolit von Kiow. Es begann die Heldenzeit der Kosacken und die Polen erlitten Niederlage auf Niederlage.

König Wladislaw starb gleich zu Anfang dieser Wirren (1648) und darauf wurde sein Bruder Johann Kasimir auf den polnischen Thron

erhoben. Dieser letzte Prinz aus dem Hause Gustav Wasa's war bi
dahin ein geistlicher Herr, Jesuit und Cardinal, der ohne Erben bl
obgleich die Dispensation des Papstes ihm gestattete, sich zu vermähle

Gerade in dieser Zeit der Noth, während die wiederholten Nie
lagen ihrer Heere die Republik in die dringendste Gefahr stürzten
auswärtige Kriege sich immer drohender ankündigten, vollendeten die P
den widersinnigen Unfug ihrer Verfassung, indem sie auf dem Reichs
von 1652 das vielbesprochene liberum Veto zum Grundgesetz des St
erhoben. Und zwar geschah auch das keineswegs in irgend einer re
mäßigen Form überlegter Gesetzgebung. Es war bei den Abstimmun
auf den polnischen Reichstagen immerdar lärmend, tumultuarisch und
ordentlich hergegangen; die Stimmen sind nie eigentlich gezählt word
der gewöhnliche Hergang war, daß die Mehrzahl die widersprechen
Minderzahl eben durch lautes Geschrei und offene Gewalt zum Schwei
brachte; blutige Scenen waren vorgekommen, mehr als ein Reichstag h
sich in Zwist und Hader aufgelöst. Diesmal rief, als die wichtigsten a
Angelegenheiten, die Mittel das Land gegen Kosacken und Tataren
vertheidigen, berathen wurden, ein unbedeutender litthauischer Landb
Sicinski in den Saal hinein: „ich erlaub' es nicht!" — das berühm
nie pozwolam — und entzog sich der Zustimmung, die erzwungen
werden pflegte, durch die Flucht. Gleichgesinnte, die ihn als Werkz
vorgeschoben hatten, behaupteten nun, da er nicht zur Stelle, seine Z
stimmung nicht zu erlangen sei, könne kein gültiger Beschluß gefaßt werd
Damit war der Reichstag zerrissen, alles aufgehoben, was bereits beschlos
schien und es wurde anerkannt, daß kein Beschluß anders als mit Stimm
einhelligkeit gefaßt werden könne; daß der Widerspruch eines Einzeln
genüge, jeden Beschluß zu hindern. Es wurde angenommen, daß d
von jeher Gesetz gewesen sei in Polen.

Daß dadurch jede wirkliche Regierung des Landes unmöglich wur
braucht wohl nicht erst dargethan zu werden, und in diesen Zustand
Auflösung versetzt, stürzte sich Polen in Kriege mit Rußland, Schwe
und Brandenburg.

Den Krieg mit dem moskauischen Reich führten natürlich die Kosac
herbei, die sich, von Rußland unter der Hand unterstützt, ganz un
dessen Schutz stellten (1654), als die Tataren aus ihren Verbündet
Verbündete Polens und ihre Feinde geworden waren. — Auf diese V
anlassung berief der Zar Alexey beiläufig bemerkt die allerletzte Reich
versammlung, die zu vernehmen hatte, aus welchen Gründen der Zar
der rechtgläubigen Kosacken annehme und den Krieg mit Polen beginn

Der Krieg selbst wurde von Seiten Rußlands und der Kosacken m
Glück geführt. Polen erwies sich vollkommen unfähig, das eigene Geb
zu vertheidigen. Smolensk und Mohilew nicht nur, sondern auch Polot
Witepsk und ganz Weiß-Rußland fielen im ersten Feldzug in die Händ

Digitized by Google

der Russen, die im folgenden Jahr (1655) auch Minsk, Wilna, Kowno, Grodno — somit das ganze eigentliche Litthauen eroberten — und selbst bis Lublin im Kronlande Polens vordrangen.

Zu gleicher Zeit aber rief Johann Kasimir thörichter Weise dadurch einen neuen Feind gegen sich in die Waffen, daß er, nachdem Gustav Adolfs Tochter Christina die Krone niedergelegt hatte, ihren Nachfolger, den Schwestersohn Gustav Adolfs, den Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, nicht als König von Schweden anerkennen wollte. Der kriegerische Schwedenkönig drang (1655), bald verbündet mit dem großen Churfürsten von Brandenburg, der genöthigt war sich ihm anzuschließen, und den er zu seinem Vasallen machen wollte, von seinen deutschen Besitzungen her in Polen ein und eroberte in kurzer Zeit fast das ganze Land auf dem linken Ufer der Weichsel, Warschau nicht ausgenommen. In Polen war zur Zeit eine Adelspartei unter dem Kron-Großfeldherrn Georg Lubomirski bestrebt, die königliche Würde ganz abzuschaffen und eine reine Magnatenherrschaft an ihre Stelle zu setzen; darüber wurde die Vertheidigung des Landes vergessen. Johann Kasimir mußte, ohne Widerstand leisten zu können, nach Krakau, und als diese alte Hauptstadt des Reichs von den Schweden eingenommen wurde, außer Landes nach Schlesien entfliehen. Unter den Polen fand sich sofort eine Partei, die dem siegreichen Karl Gustav die polnische Krone anbot, und selbst das Heer, das zur Zeit unter Nikolaus Potocki gegen die Kosacken im Felde stand, leistete dem Schwedenkönig den Eid der Treue. Der nachherige König Johann Sobieski war auch unter denen, die diesen Eid leisteten.

Nun gelang es zwar der Geistlichkeit, die sich sehr rührig erwies, auch den ganzen kleinen Adel, der bekanntlich in Polen Hunderttausende an Mitgliedern zählte, gegen den Ketzer, den König von Schweden, in Waffen zu bringen; in Schamaiten erhoben sich auch die Bauern gegen die plündernden schwedischen Soldaten. Auch die Armee, die Karl Gustav nicht reichlich und regelmäßig zu bezahlen vermochte, übergab sehr bald das dem Schwedenkönig geleistete Gelöbniß der Treue vollständiger Vergessenheit und schloß sich von neuem dem König Johann Kasimir an, der, von Oesterreich unterstützt, von tatarischen Hülfstruppen umgeben, nach Polen zurückkehrte, aber nur, um unter den Mauern von Warschau (1656) eine vollständige Niederlage zu erleiden.

Karl Gustav ging, wie bekannt, mit großen, aber unsicher schwankenden, veränderlichen Plänen um und erkannte doch bald, daß er als Protestant und von Schweden aus unmöglich Polen behaupten könne. Der Abfall der Armee und der ermüdende Guerillakrieg, den Adel und Geistlichkeit in mehr als einem Landstrich im Gange hielten, mußten ihn davon überzeugen. Da beschäftigte ihn der Gedanke einer Theilung Polens, die Oesterreich, Brandenburg, die Kosacken und den Fürsten Ragotzy von Siebenbürgen seinen Interessen verbinden sollte. Seitdem ist nun dieser

Digitized by Google

Gedanke immer und immer wieder hervorgetreten; Polen war einers[eits] vermöge des Zustandes von Auflösung, in dem es sich befand, den N[ach]barstaaten nicht selten gar sehr zur Last, und andererseits mußte [es den] Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts nahe liegen, das du[rch] eigene Schuld wehrlos gewordene Polen als herrenloses Gebiet, des[sen] man sich ohne Umstände bemächtigen könne, zu betrachten und zu [be]handeln. Es schien einleuchtend, daß die Nachbarmächte dieses Gebiet [fast] ganz oder ganz ohne Kampf unter sich theilen konnten, sobald sie darü[ber] unter sich einig waren, und es lag nahe, dem Kampf um den überwiegend[en] Einfluß in Polen, dem sich keiner der Nachbarstaaten entziehen konnte, [so] lange Polen als besonderes Reich bestand, so wie den Umtrieben der e[nt]fernteren Mächte, die sich Polens für ihre Zwecke zu bedienen suchten, [da]durch ein Ende zu machen. Unsittlich war das Alles weder mehr n[och] weniger als so manches Andere, als z. B. das Treiben der europäisch[en] Politik in Italien — und da hier denn doch wirklich ein an sich verwe[rf]licher und mit Ausnahme des polnischen Adels für Alle unleidlicher Z[u]stand vorlag, möchte es am Ende wohl noch eher zu rechtfertigen sein, als [die] Politik Frankreichs Deutschland und Spanien gegenüber seit den Tag[en] Ludwigs XIV.

Diesmal wurde Polen gerettet, aber am wenigsten durch eigene Th[at]. Den auf päpstliche Weltherrschaft gerichteten Plänen der Jesuiten kon[nte] es nicht entsprechen, daß Polen der Herrschaft protestantischer und griechis[ch-]rechtgläubiger Mächte verfiel, und ihr Einfluß, der im Allgemeinen Pol[en] dem Untergang entgegenführte, trug in diesem besonderen Fall wesentl[ich] zu dessen Rettung bei, indem er sich in der europäischen Politik gelte[nd] machte. Die Feindseligkeit, in der die religiösen Gegensätze einander au[ch] nach dem westphälischen Frieden gegenüber standen, gaben ihnen d[ie] Mittel an die Hand, Oesterreichs Hausmacht ihren Zwecken gemäß [zu] lenken.

Kaiser Leopold I., ursprünglich, wie bekannt, als jüngster Sohn d[es] Hauses zum geistlichen Stande bestimmt und demgemäß erzogen, vo[n] Jesuiten geleitet, suchte namentlich das Aufstreben derjenigen protestantisch[en] Mächte zu hemmen, die im deutschen Reich Einfluß üben konnten. I[m] Sinn dieser Politik war es natürlich, daß er jede Steigerung der Mac[ht] Schwedens zu hindern suchte und vor allem für Polen eintrat. Do[ch] that dies der Wiener Hof ohne selbst viel zu wagen weniger mit de[n] Waffen, als vermöge diplomatischer Verwendung.

Eine vermittelnde österreichische Gesandtschaft, an deren Spitze de[r] Jesuit Allegretti stand, bewog den Zaren Alexey Michailowitsch, eine[n] Waffenstillstand mit Polen zu schließen und seine Waffen gegen Schweden zu wenden. Die schwedische Macht wurde als das eigentliche Hinderniß dargestellt, das der Entfaltung Rußlands im Wege stehe, die Eroberung der Ostseeprovinzen während der Abwesenheit Karl Gustavs dem Zaren

Digitized by Google

als eine leichte Sache vorgespiegelt, und auf der anderen Seite ließ man ihn glauben, daß die Polen ihn, nach Johann Kasimirs kinderlosem Tode, zu ihrem König wählen würden. Dabei waltete natürlich von Anfang an die Absicht, ihn unredlich zu täuschen, ja es läßt sich wohl nur durch die geringe Bekanntschaft der Russen mit der Welt außerhalb ihres eigenen Landes erklären, daß der Zar in eine eigentlich so plump angelegte Falle ging. Wie konnte man glauben, daß der fanatisch-katholische Adel Polens, gewöhnt vollkommene Zügellosigkeit als sein Recht zu betrachten, den griechisch-rechtgläubigen unumschränkten Herrn Rußlands zum König wählen — und daß die Jesuiten dazu die Hand bieten würden!

Einstweilen behielt der Zar alle in Litthauen und Klein-Rußland gemachten Eroberungen — und da er, im Eifer dieser Politik, die Waffen gegen Schweden gewendet hatte, noch ehe der Stillstandsvertrag mit Polen geschlossen war, gelangen ihm auch in Liefland und Curland einige Eroberungen, die wesentlich dadurch erleichtert wurden, daß Karl Gustav jetzt an allen Seiten von Feinden bedrängt war. Der Kurfürst von Brandenburg wußte sehr wohl, daß er von Schwedens Streben, die Ostsee zu einem schwedischen Binnenmeer zu machen, mehr zu besorgen hatte, als von dem ohnmächtigen Polen; er hatte sich nur durch die Umstände gezwungen, dem König Karl Gustav angeschlossen, und trat, sobald er eine Möglichkeit dazu ersah und seinen Zweck erreicht, die Souveränität Ost-Preußens erlangt hatte, in die Reihen der Gegner Schwedens. Selbst Holland, für seinen Handel in der Ostsee besorgt, sendete eine Flotte, Danzig in seinem Widerstand gegen den Schwedenkönig zu unterstützen. Vor allem aber erwachte Dänemarks alte Eifersucht gegen Schweden, und Karl Gustav war genöthigt Polen aufzugeben, um sich gegen diesen Feind zu wenden, den seine geographische Lage zum gefährlichsten machte.

Der weitere Verlauf des Krieges gehört nicht hierher. Er wurde unmittelbar nach dem Tode Karl Gustavs (1660) durch den mit Dänemark zu Kopenhagen, mit Polen und Brandenburg zu Oliva geschlossenen Frieden beendigt. Dänemark verlor seine werthvollen Besitzungen an der schwedischen Küste, Johann Kasimir entsagte seinen Ansprüchen auf die schwedische Krone und Polen den seinigen auf Liefland und Ehstland.

Inzwischen war auch der Zar Alexey inne geworden, daß die Polen ihn täuschten, und er beendete den Krieg mit Schweden durch einen Waffenstillstand (1658), dem der Friede zu Kardis (1661) folgte. Alle Eroberungen wurden zurückgegeben, so daß dieser Krieg, der, von Pest und Hungersnoth begleitet, unendliches Unheil über die Ostseeprovinzen gebracht hatte, ganz ohne Ergebniß blieb.

Schon von dem Waffenstillstand an hatte Alexey Michailowitsch den Krieg mit Polen erneuert, den er aber diesmal nicht mit Glück führte. Seine Heere wurden wiederholt besiegt, Kowno, Wilna und Mohilew gingen wieder verloren; es gelang den Polen sogar zu Zeiten den einen

Digitized by Google

und den anderen der Kosackenführer zu gewinnen — und da es sich l
zeigte, daß Rußland sehr erschöpft war, hätten sie wohl einen vollständi
Erfolg erkämpfen können, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, sich
inneren Haders auch nur auf kurze Zeit und während eines auswärti
Krieges zu enthalten.

Aber während das polnische Heer den Dienst versagte und das L
plünderte, ja sich theilweise in Räuberschaaren auflöste, weil es nicht
zahlt wurde, waren die Parteien am Hofe und auf dem Reichstag a
schließlich mit dem Streit darüber beschäftigt, ob noch bei Lebzeiten
Königs ein Nachfolger gewählt werden sollte oder nicht. Die Köni
vor allen wünschte den berühmten Prinzen Condé erwählt zu sehen,
sie mit einer Verwandten vermählen wollte. Viele Magnaten und La
boten widersetzten sich jeder vorzeitigen Wahl. Der Krieg schien verges

Unter diesen Bedingungen sprach Johann Kasimir auf dem Rei
tag (1661) die bekannten, denkwürdigen Worte: der innere Unfr
werde dahin führen, daß Oesterreich, Rußland und Preußen sich in Po
theilten.

Wie Puffendorf bezeugt, glaubte man am schwedischen Hof schon
dem Frieden zu Oliva zu wissen — („dicebatur" ist Puffendorfs A
druck), daß Rußland und Oesterreich sich über eine Theilung Polens
einigt hätten. Es ist möglich, daß ein solches Gerücht auch zu Joha
Kasimir gedrungen war. Doch, wie es sich auch mit dieser Verständigu
verhalten haben mag, Oesterreich, in einen ernsten Krieg mit der Tü
verwickelt, that nichts zur Ausführung.

Der innere Zwist führte in Polen endlich zu einem offenen Kr
zwischen Georg Lubomirski — der nun wieder die sofortige Wahl ei
Nachfolgers verhindert hatte — und dem König. Dieser Krieg endete
nach zwei blutigen Schlachten durch einen Vergleich, der den als Fei
des Reichs geächteten Lubomirski in alle seine Güter und Würden wie
einsetzte.

Da nun aber ein neuer Krieg mit der Türkei drohte, sah man s
genöthigt, (1667) mit Rußland — zu Andrussow bei Smolensk — ein
nichts weniger als vortheilhaften Frieden auf dreizehn Jahre zu schließ
Zwar erhielt Polen Weiß-Rußland — Polotzk und Witepsk — sam
dem polnischen Liefland zurück, Smolensk und sein Gebiet dageg
Tschernigow, Sewerien und der ganze auf dem linken Ufer des Dnie
gelegene Theil der Ukraine verblieb den Russen, die selbst auf dem recht
Ufer des Stroms Kiow behielten, die alte Hauptstadt ihres Reichs u
noch jetzt Hauptstadt von Klein-Rußland.

Doch selbst abgesehen von dem gewonnenen Gebiet, waren die E
gebnisse dieses Kriegs von großer Bedeutung für Rußland, das jetzt sch
eine bestimmte Stellung unter den europäischen Mächten eingenomme
hatte und in der europäischen Politik, namentlich wenn es sich u

Digitized by Google

die Angelegenheiten des Ostens handelte, nicht mehr ignorirt werden konnte.

Im Besonderen war dann auch der Besitz von Kiow wichtig. Der Großfürst Witowt hatte mit gutem Bedacht den griechisch-rechtgläubigen Metropolitensitz in dieser Stadt gegründet, um die Bevölkerung, die russischen Lande, die der Oberherrschaft Litthauens verfallen waren, auch in kirchlicher Beziehung ganz von dem moskauischen Rußland loszulösen —: von jetzt an hatten die nicht-unirten Griechen des polnischen Rußlands ihr kirchliches Oberhaupt wieder im Gebiet und unter dem Schutz des moskauischen Zaren zu suchen und eben deshalb wichtige Beziehungen zu dem moskauischen Rußland. Der Metropolit von Kiow gehörte diesem Reich um so ausschließlicher an, da er, der bisher unter dem Patriarchen von Constantinopel gestanden hatte, sich nunmehr dem Patriarchen von Moskau unterordnete, und diesem waren somit die griechischen Geistlichen Polens eidlich zu Gehorsam verpflichtet.

Freilich hatten diese Beziehungen nicht mehr die frühere Bedeutung, nachdem die fürstlichen und die meisten der bedeutenderen adeligen Geschlechter dieser dem polnischen Reich unterworfenen kleinrussischen Provinzen zur lateinischen Kirche übergetreten waren. Ganz ohne Bedeutung aber waren sie auch jetzt nicht. Der moskauische Schirmvogt des Kiowschen Metropolitenstuhls konnte sich wohl berufen glauben, die kirchlichen Rechte dieses Stuhls auch auf polnischem Gebiet zu schützen.

Die ukrainischen Kosacken blieben fortan und bis auf die Zeit der Kaiserin Katharina II. herab in einem eigenthümlichen Verhältniß zu dem moskauischen Reich. Sie bildeten jetzt — der Verfassung gemäß, die ihnen Stephan Bathory unter polnischem Schutz verheißen hatte — unter russischem Schutz, gleich den donischen Kosacken, einen Staat im Staat, der, wie man gegenwärtig sagen würde, nur durch eine Personal-Union mit dem schützenden Reich verbunden war und auf dessen innere Verhältnisse der Landesherr nur sehr geringen Einfluß hatte. Die Rechte des Zaren, als Oberherren beschränkten sich darauf, daß der frei gewählte Hetman der Kosacken von ihm bestätigt werden mußte und daß er — dem Recht nach — über die streitbare Macht der Ukraine verfügen konnte. Im Uebrigen behielten die Kosacken ihre frühere Verfassung, die sie gleich zu Anfang des Krieges wieder hergestellt hatten, das heißt die Verfassung eines angesiedelten Kriegsheeres. Sie blieben unter ihrem Hetman und ihren Feldobersten in Regimenter eingetheilt, und der Stab des Hetmans und die Regimentsstäbe waren zugleich die Verwaltungsbehörden des Landes.

Nicht nur das endliche Ergebniß dieses Krieges war für Rußland von großer Bedeutung, sondern auch die Art wie er geführt, wie die Heeresmacht des Reichs für den Kampf mit Polen gebildet wurde.

Digitized by Google

Schon der Zar Michail Fedrowitsch war, entschiedener noch als sei Vorgänger, inne geworden, daß selbst gegen die Polen, die einige gerege Schaaren hatten und fremde, europäisch disciplinirte Lohnsoldaten in ihr Sold zu nehmen pflegten, mit dem alten russischen Landes-Aufgeb und den Strelitzen nicht aufzukommen sei und gegen die Schweden n weniger.

Die Strelitzen, deren unter Alexey 40,000 Mann gezählt wurd waren nämlich sehr bald eine den Janitscharen der spätesten Zeit nur zu ähnliche Miliz geworden —: unbrauchbar im Felde, aber unter U ständen sehr gefährlich im Innern. Sie lagen als Besatzung in Mosk und allen bedeutenden Städten; und da sie mancherlei Vorrechte genoss hatten sich eine Menge Menschen, die nichts weniger als Krieger war Handwerker und Krämer, als Strelitzen einschreiben lassen, um dieser V rechte theilhaftig zu werden und sich des Schutzes zu versichern, den Schaar sich selbst gewährte. Eine solche Truppe, undisciplinirt und u geübt, gegen einen auswärtigen Feind kaum zu verwenden, war dageg sehr geneigt, im Innern in Meuterei und Aufruhr fest zusamm zuhalten.

Während der ersten Regierungsjahre Michails war an Werbung in der Fremde nicht wohl zu denken gewesen, als aber dieser Fürst sein zweiten Krieg gegen Polen unternahm, hatte man etwas freiere Hand a zu jener Zeit äußerster Noth, und es wurden demgemäß durch d Schotten Alexander Leslie in der Fremde mehrere Regimenter für d Dienst Rußlands angeworben. Man wollte vorzugsweise Söldner habe die im schwedischen Dienst disciplinirt und geübt worden wären. D Regimenter bildeten sich aus jenen abenteuernden Berufssoldaten, d „Reißlaufern“, deren es im siebzehnten Jahrhundert so viele gab, Leute deren Handwerk der Krieg war und die gegen Sold und Aussicht a Beute und Beförderung jeder beliebigen Fahne folgten. Der Zar Mich scheint sich sogar schon zu dieser Zeit mehr dabei gedacht zu haben, a eine blos zeitweilige Maßregel für die Dauer des Krieges, denn ein h steinischer Edelmann, Heinrich v. Dam, wurde (1631) verpflichtet, e Regiment ausdrücklich „für den bleibenden Dienst des Zaren“ und nic auf Zeit zu werben.

Alexey Michailowitsch ging weiter; er wollte neben dem Landes-Au gebot und den Strelitzen eine europäisch geschulte stehende Armee habe die natürlich durch fremde Offiziere gebildet werden mußte, aber aus Ei heimischen bestehen sollte. Er zog daher so viel als möglich fremde O fiziere in seine Dienste, Schotten, Deutsche, Holländer; — Franzosen un Italiener dagegen wurden als Katholiken nicht gern angenommen, ma wußte ihre Kirche mehr als jede andere verhaßt im Lande und hat Rücksicht darauf zu nehmen. Der Zar selbst legte solchen Werth auf d Dienst dieser Offiziere, daß er sie ängstlich bewachte und keinem gestatt

Digitized by Google

wollte, seinen Abschied zu nehmen und Rußland wieder zu verlassen. Unter ihrer Führung wurden mehrere Regimenter nach europäischer Weise gebildet: Fußvolk, Dragoner und „Reiter“, wie sie offiziell heißen und auch in russischen Urkunden der Zeit genannt werden. Die Mannschaft bestand namentlich bei den Reiter-Regimentern aus „besitzlosen Bojarenkindern“ (Edelleuten) — aus Freiwilligen aus der Ukraine — und endlich aus Rekruten, welche die Geistlichkeit und die Bojaren von ihren Gütern dazu ... mußten. Wir ersehen aus Patrik Gordons Tagebuch, daß verhältnißmäßig viele Mordwinen und Tschuwaschen darunter waren, wahrscheinlich Rekruten, welche die Kirche von ihren Besitzungen an der Wolga ... Crawfurds Regiment, in dem Gordon anfänglich diente, bestand zur Hälfte aus solchen Leuten; es zählte deren fünfhundert, — und ... Soldaten finnischen Stammes, aller Wahrscheinlichkeit nach zum Theil ...ens im Stillen Heiden — namentlich die Tschuwaschen — erwiesen während der Unruhen in Moskau (1661) vorzugsweise zuverlässig. ... zeigten keine Neigung, gleich den Strelitzen, zum Volk überzugehen.

So finden wir denn unter Alexey Michailowitsch mehrere Hunderte ...der Offiziere in russischen Diensten, Schotten, Holländer, Deutsche ... bald wurden mehrere von ihnen zu „Generalen“ befördert. Vor ... jener Alexander Leslie, der übrigens zur griechischen Kirche übertrat, ... ganz in Rußland einheimisch zu werden. Später Drummond und ...l, die jedoch, wenn auch nur mit großer Mühe und auf besondere ...wendung des Königs von England, den Abschied erhielten und in ihr ...matland zurückgingen; dann Crawfurd und endlich Patrik Gordon, ... unter Peter dem Großen der erste russische Feldmarschall wurde —: ...mmtlich Schotten.

Eine durchgreifende Reform bewirkte die Bildung dieser Regimenter ... im russischen Kriegswesen natürlich nicht und noch weniger übte sie ... irgend nennenswerthen Einfluß auf das russische Staatswesen und ...turleben überhaupt. Diese nach europäischen Vorbildern geschulten ...uppen bildeten allerdings den Kern — aber doch der Zahl nach nur ... geringen Bruchtheil der großen ungeschlachten Heeresmasse — und ...ders, wie sich die allgemeinen Lebensverhältnisse noch fort und fort ...haupteten, konnten sie keine Schule für brauchbare Offiziere russischer ...tionalität werden.

Die Russen konnten zwar die Hülfe der Fremden im Kriege so wenig ...behren, als in den Künsten und Gewerben des Friedens — aber das ... dieses fremdländischen Wesens im eigenen Lande war und blieb ihnen ... höchlich zuwider, und reizte und ärgerte sie um so mehr, weil sie sich ... Fremden gegenüber, deren Ueberlegenheit sie drückend empfanden, ohne ...entlich zu verstehen, dem Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit nicht ...hen konnten. Daß sie diese unentbehrlichen, aber unbequemen Fremden, ... sie nebenher als Ketzer gering achteten, doch wo und wie sie konnten

Digitized by Google

mit der Abneigung und dem Hochmuth der Uncultur als Menschen ei untergeordneten Race zu behandeln suchten, war danach natürlich ge — und die Verschiedenartigkeit der Bildung war auch an sich von Art, daß sie jeden eigentlichen Verkehr unmöglich machte. So blie denn die Fremden eine Welt für sich, die zu der eigentlich russischen l gerlichen Welt so gut wie gar keine Beziehungen hatte und keinen Ein weiter darauf übte.

Die regelmäßigen Regimenter wurden durchaus von fremden O zieren befehligt. Die wenigen Russen, die in subalterne Stellungen geschoben wurden, waren Leute von geringer Herkunft und Bedeutung, Meutereien anstifteten und sich Betrügereien zu Schulden kommen lie und aus denen nichts weiter wurde.

Obgleich das russische Heer durch die Bildung dieser geregelten Trup einen festeren Kern gewonnen hatte, kämpfte es doch, wo es einer di plinirten Armee gegenüberstand, nicht glücklich und zeigte sich einem sol Gegner nicht gewachsen. Die große Masse war und blieb eben w brauchbar und außerdem fiel hier auch jene wirkliche Beschränkung Zaren-Herrschermacht in das Gewicht, deren vorhin gedacht wurde das Mestnitschestwo nämlich, das Rang- und Stufenwesen, die Beg von der Familienehre und die Ansprüche, die darauf gegründet wur und die Wahl des Zaren gerade für die höchsten Stellen am Hof im Heer auf einen sehr engen Kreis beschränkte. Den Oberbefehl ei der fremden Offiziere zu übergeben, war vollkommen unmöglich; es m ihn ein Russe führen, und zwar ein Russe, unter dem zu dienen Woyewoden und Bojaren nicht unter der Würde ihrer Ahnen wie eigenen achteten. Diese Herren aber, die immerdar ungefähr auf nämlichen Stufe der Bildung standen wie ihre Väter, wurden eben durch ganz von selbst immer unfähiger, dem sich stets weiter entwickeln europäischen Kriegswesen gegenüber ein Heer mit Erfolg zu führen.

So wenig aber jene Versuche sich europäische Taktik und Disci anzueignen, eine durchgreifende Reform bewirkten, waren sie doch von deutung. Das Bedürfniß der europäischen Civilisation nachzustreben, in ihnen zur Geltung und wurde durch sie anerkannt. Sie mußten je falls weiter führen. Die Umgestaltung des Reichs, die Peter der Gr einige Jahrzehnte später vollführte, war von dieser Seite wenigstens eini maßen vorbereitet.

Alexeys ereignißreiche Regierung ging nicht vorüber, ohne auch dem kirchlichen Gebiet eine große und folgenreiche Bewegung hervorgeru zu haben.

Wieder waren die Nothwendigkeit, einen authentischen Text der ligen Schriften herzustellen, und die Ansprüche, welche die Anhänger Stoglawnik bei dieser Gelegenheit erhoben, die Veranlassung dazu.

Digitized by Google

Der Stoglawnik war nie als Gesetz der griechischen Kirche proclamirt und anerkannt, aber er war einem großen Theil des russischen Volks während der Kämpfe mit dem falschen Dmitry und der lateinischen Kirche wichtig und theuer geworden. Philaret erhob ihn als Patriarch auch nicht ausdrücklich zum Gesetz, aber er berief sich gelegentlich, in einzelnen Fällen auf einzelne Satzungen, die er enthält, als stehe deren Autorität außer Zweifel. Sein Nachfolger vollends, der Patriarch Josef erwies sich als ein leidenschaftlicher Feind aller Neuerungen, der lateinischen Kirche nicht nur, sondern auch aller west-europäischen Bildung überhaupt; er verfolgte mit fanatischem Haß Alles, was außerhalb des altherkömmlichen russischen Ideenkreises lag. Natürlich war ihm der Stoglawnik ehrwürdig und heilig.

Er konnte die Klagen über die verdorbenen Texte der heiligen Schriften, der beiden Testamente sowohl als der Rituale wie sie handschriftlich allgemein im Gebrauch waren, nicht überhören; das Uebel war zu auffallend; die einzelnen Exemplare wichen zu merklich von einander ab. Außerdem aber unterzog er sich, wie es scheint, auch ganz gern und in bestimmter Absicht der Aufgabe, wenn nicht einen authentischen Text der heiligen Bücher herzustellen, doch einen Text, der durchaus seinen Ansichten entspräche und der dann von Autoritäts wegen für authentisch erklärt werden sollte. Von ihm einigen gleichgesinnten Geistlichen, Anhängern des Stoglawnik anvertraut, nahm die Arbeit einen sehr eigenthümlichen Charakter an; sie gestaltete sich zu einer systematisch durchgeführten Fälschung der heiligen Schrift. Unter den verschiedenen Lesarten, die vorlagen, wurden stets diejenigen vorgezogen, die am entschiedensten zu den Satzungen des Stoglawnik stimmten. Was den Ansichten widersprach, die man zur Geltung bringen wollte, wurde ohne Weiteres als apokryph unterdrückt, und es soll sogar manches eingerückt worden sein, wofür gar keine Urkunde vorlag.

Josefs Nachfolger auf dem Patriarchenstuhl war jener Nikon, Metropolit von Nowgorod, der dort die Empörung glücklich beschwichtigt hatte. Der Sohn eines russischen Bauern; ein Mann von tadellosem, asketischem Lebenswandel und von einer Gelehrsamkeit und Bildung, die Bewunderung verdient, wenn man erwägt, unter welchen Bedingungen sie erworben war. Er übersah natürlich den Unfug, den sein Vorgänger begangen hatte und mit der weitreichenden Autorität eines russischen Patriarchen bekleidet, außerdem mit dem Zaren Alexey befreundet, vermochte er sehr viel. Er verwarf den Text der heiligen Schriften, wie ihn sein Vorgänger hergestellt und sanctionirt hatte und belegte sogar die Geistlichen, die diesen Text ausgearbeitet hatten, mit schweren kirchlichen Strafen. Sie wurden ihrer geistlichen Würden entkleidet und in entfernte Provinzen verbannt.

Das geschah nicht ungestraft; der Fanatismus läßt sich nicht ohne Widerstand beugen, nicht ohne sich zu rächen. Die verbannten Priester

Digitized by Google

verbreiteten zunächst in den entfernten Landestheilen die Kunde und Glauben, der Patriarch sei nicht rechtgläubig und beabsichtige frevelh Neuerungen.

Nikon machte sich auch sonst viele Feinde, durch seine Strenge sow als durch seine Bemühungen Rußland und vor allen dessen Geistlic zu einem höheren Grad von Bildung emporzuheben. Er bestrafte sittlichkeit und selbst die sehr allgemeine Trunksucht der Mönche ohne R sicht; das war sehr unbequem und traf sehr Viele; er hatte schon Bischof niemanden zum Priester oder selbst zum Diakon weihen wo der nicht wenigstens lesen und schreiben konnte; das war zu viel und pörte die Gemüther. Daß er Seminare gründete, an denen außer griechischen auch die lateinische Sprache gelehrt werden sollte, erregte willen und Verdacht, die sich wohl vorzugsweise gegen das Studium Lateinischen wendeten.

Da er den von Joseph sanctionirten Text der Kirchenbücher verwo hatte, mußte Nikon eine neue Recension dieser Bücher veranlassen, wenn er das sonst nicht beabsichtigt hätte. Mit Zustimmung des Z berief er denn auch zu den Vorarbeiten eine Versammlung von zwei dreißig Geistlichen höheren Ranges — Metropoliten, Bischöfe, Archim driten und Protopopen — nach Moskau und hier wurde einstimmig schlossen, daß der Text der Bücher, wie das durch die Natur der D bedingt war, nach den ältesten slawonischen und griechischen Handschr wiederhergestellt werden solle. Die „ökumenischen" Patriarchen der or talischen Kirche — nämlich die Patriarchen zu Constantinopel, Antioch Jerusalem und Alexandria in Egypten, die durch einen an sie abge beten griechischen Mönch befragt wurden, erklärten entschieden ihre stimmung; Paisius von Jerusalem übersendete einen authentischen Text auf den Concilien zu Nicäa und Constantinopel festgestellten Glauben kenntnisses; der Patriarch von Alexandria und andere Prälaten des Ori sandten zweihundert Handschriften zur Benützung; ein russischer M Arseny Ssuchanow, zu diesem Ende ausgesendet, brachte deren fünfhun aus den griechischen Klöstern des Orients, besonders aus denen am B Athos zurück, und auch in Rußland selbst, besonders in den nowgorodis Klöstern, wurden einige sehr alte aufgefunden. Auf dieses reiche Mat gestützt, wurde dann die Arbeit begonnen.

Aber, da Nikon den Stoglawnik verworfen wissen wollte, da er ligenbilder, denen nach seiner Meinung eine abgöttische Verehrung ge wurde, aus Privathäusern entfernen ließ, dagegen Bilder duldete, die in der altherkömmlichen Weise gemalt waren, riefen seine Bestrebun vielfach einen fanatischen Widerspruch hervor.

Es zeigte sich nun, mit welchem verdoppelten Haß ein großer T des Klerus und der Bevölkerung seit den unglücklichen Tagen des fals Dmitry auf alles Fremde und alle Neuerungen sah; welch einen be

Digitized by Google

unden Anhang der Stoglawnik im Lande hatte. Bei dem gänzlichen Mangel an wirklicher wissenschaftlicher Bildung konnte leicht behauptet und geglaubt werden, daß der Text der heiligen Schrift und der Kirchenbücher, wie er in mehr oder weniger alterthümlichen Handschriften, oder in den vom Patriarchen Josef veranstalteten Ausgaben im Lande bekannt war — der von diesem früheren Patriarchen sanctionirte Text, an den man sich gewöhnt hatte, der echte, alte sei — der durch Nikon verbesserte dagegen, ein gefälschter, und die Lehre, die sich auf einen solchen Text berufen wollte, eine verwerfliche Irrlehre. Dergleichen konnte um so leichter Glauben finden, schon der lateinischen Schulen wegen, die Nikon gründete, und weil sich auch litthauische Bischöfe an der Verbesserung der Texte betheiligt hatten. Zwar griechisch-rechtgläubige, aber doch aus dem verdächtigen Lande, wo die lateinische Kirche waltete und die Union.

In diesem Sinn erhoben überall im Lande zahlreiche Widersacher ihre Stimme gegen Nikon, seinen Bibeltext und seine Neuerungen; der Erzpriester Iwan Neronow in Moskau selbst; zwei Brüder Andreas und Semeon Fürsten Müyshitzky — Nachkommen Ruriks aus einem Theilfürsten-Hause, das bis dahin niemals in der Geschichte Rußlands genannt worden und zu der Zeit bereits ganz verkommen war, — gewannen im hohen Norden zu Olonetz durch ihren Eifer für alt-russische Religion und Sitte ein Ansehen, das ihrem Hause nicht bleiben sollte. Unter vielen anderen ... namentlich Awakum, Priester aus Tobolsk in Sibirien, persönlich und durch seine Schüler mächtigen Einfluß in weiten Kreisen, und nicht minder Nikita, Protopop aus Ssusdal, der von seinen Gegnern den Beinamen Pustoswät — der Trugheilige — erhielt, von seinen Anhängern aber als wirklicher Heiliger verehrt wurde. Auch die Namen vieler anderer Eiferer ... jener Zeit, der Priester Lasar, Kapiton u. s. w. — sind noch heute ... verehrt unter den Altgläubigen Rußlands.

Nikon behandelte seine Widersacher als empörte Untergebene, bestrafte ... mit Strenge und ging darin so weit, daß er den Bischof Paul von Kostroma eigenmächtig und ohne regelmäßiges Verfahren absetzte.

Bald aber sollte auch ein störender Zwist Nikons und des Zaren, ... schließlich den Sturz, ja den Untergang dieses Patriarchen herbeiführte, ... beitragen, die entstehende Spaltung in der russischen Kirche zu verewigen und gleichsam für immer festzustellen.

Nikon war vielfach verhaßt; in der Kirche mehr noch seiner Strenge ... seiner Neuerungen wegen, unter den Bojaren, weil er allein auf den Zaren Einfluß zu üben wußte. Seine Gegner, an deren Spitze vor ... die Zarin, Alexeys Gemahlin, stand, nahmen wahr, daß er im Lauf der langen Kriege, die den Zaren vielfach nöthigten fern von Moskau an der Spitze seiner Heere zu verweilen, diesem Fürsten nach und nach entfremdet wurde, und sie säumten natürlich nicht, diesen Umstand zu benutzen. Der Patriarch hatte eifrig zu dem Krieg gegen Schweden ge-

rathen, der dann unglücklich ging; das that ihm Schaden im G
Alexeys; ihr persönliches Verhältniß war nicht mehr das alte; Nikon
sich vielfach zurückgesetzt.

Ein zufälliger Umstand führte endlich den offenen Bruch herbei u
wurde dann, wie so oft geschieht, für den wirklichen Grund des Zerwü
nisses gehalten — oder ausgegeben.

Teimuras, Zar von Georgien, kam (1658) nach Moskau, Alex
Schutz gegen Türken und Perser anzurufen. Er sollte feierlich empfan
werden, der Patriarch wurde dabei übergangen und wünschte doch
Theilnahme aufgefordert zu werden, wie das in Moskau besonders
den Tagen Philarets durchaus herkömmlich war. Der Beamte aber,
er deshalb an den mit der Anordnung des Empfangs beauftragten O
nitschy Chitrow sendete, wurde von diesem statt aller Antwort mit Wo
und thätlich mißhandelt. Nikon verlangte Genugthuung und konnte k
erhalten; ja er wurde selbst persönlich während des Gottesdienstes in
Uspenskischen Kathedrale beleidigt. Der Bojar Fürst Romodanowsky,
sendet ihn zu benachrichtigen, daß der Zar bei der Prozession nicht
scheinen werde, benützte die Gelegenheit, ihn seines angeblich anmaßen
Benehmens wegen mit Vorwürfen zu überhäufen, die, den damali
Sitten Rußlands entsprechend, in Schimpfworte eingekleidet waren. Au
scheinlich waren die Feinde Nikons ihrer Sache schon ziemlich gewiß, s
hätten sie alle diese Dinge wohl nicht gewagt.

Nikon legte nach beendigter Liturgie den Stab des heiligen Pe
des Wunderthäters, den er als Zeichen seiner Patriarchenwürde fül
vor dem Bilde der Mutter Gottes von Wladimir nieder, erklärte
vor dem klagenden Volk, er sei nicht mehr Patriarch und zog sich, in
einfache Mönchsgewand gehüllt, in das Woskresenskische (Auferstehun
Kloster, acht Meilen von Moskau, zurück.

Der Zar Alexey war erschreckt; er hatte so weit nicht gehen wo
und doch wurde dafür gesorgt, daß der Bruch weiter und weiter wu
Nikon hatte eigentlich nur die Functionen des Patriarchenamts eingest
nicht das Amt und die Würde des Patriarchats förmlich abgelegt.
mittelbar aufgefordert, dies zu thun und in die Wahl eines Nachfol
zu willigen, weigerte er sich dessen sehr bestimmt. Die gleichzeit
Quellen sagen, er habe gefürchtet, einen seiner Feinde zum Patriar
erhoben zu sehen, aber es scheint, daß er auch nicht über sich vermo
der lange geübten Macht zu entsagen, daß er immer auf eine Rückkehr
Gunst des Zaren hoffte und entgegenkommende Schritte erwartete.

Schlimmer als wirklich geschah, hätte es ihm wohl unter keiner
dingung ergehen können. Der Zar Alexey war sehr bald darauf bed
ihn nicht nur des Amts, sondern auch der Würde zu entsetzen, der
nicht entsagen wollte, und da auf einer Versammlung der russischen G
lichkeit, die (1660) berufen wurde ein Urtheil zu fällen und einen ne

Digitized by Google

Patriarchen zu wählen, ein polotzkischer Archimandrit Ignatius, die Ansicht vertheidigte, daß die russischen Bischöfe nicht befugt seien, ihr kirchliches Oberhaupt, ohne Zuziehung der orientalischen Patriarchen zu richten, entschloß sich der Zar Alexey ein förmliches allgemeines Concil der orientalisch-rechtgläubigen Kirche nach Moskau zusammenzurufen —: das letzte, das überhaupt stattgefunden hat.

Als endlich die Patriarchen Paisius von Alexandria und Makar von Antiochien, lange erwartet und feierlich empfangen, zu Moskau eingetroffen waren, konnten im December 1666 die Sitzungen dieses Concils eröffnet werden. Diese beiden persönlich anwesenden Patriarchen sprachen und stimmten zugleich als Mandatare der Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem. Außerdem waren vier russische Metropoliten anwesend, sechs griechische aus dem türkischen Gebiet in Europa und Kleinasien, ein georgischer und ein serbischer; acht Erzbischöfe, worunter sechs russische, einer vom Berge Sinaï und einer der Walachei; fünf russische Bischöfe, fünfundzwanzig Archimandriten, sechs Igumenen, fünfzehn Erzpriester, und Mönche und Priester ohne Zahl, so daß der Versammlung kirchlicher Glanz und priesterliche Würde nicht fehlten.

Nikons Schicksal war bald entschieden; vielerlei Anmaßungen, seine Strenge gegen Geistliche, die eigenmächtige Absetzung des Bischofs von Kostroma wurden ihm vorgeworfen, Gegenreden und Einwendungen blieben unbeachtet —: er wurde seiner bischöflichen und selbst der priesterlichen Würde entkleidet und zu lebenslänglicher Buße in einem entfernten Kloster verurtheilt. Der Abt des Dreifaltigkeits- (Troyzkischen) Klosters, Joasaph, wurde dann auf den erledigten Patriarchenstuhl erhoben.

Die Altgläubigen, wie sich die Gegner Nikons im Lande damals schon nannten, jubelten; sie hatten den Streit zwischen dem Zaren und dem Patriarchen, der so viele Jahre in der Schwebe blieb, benützt den Glauben zu verbreiten, daß Nikon als Ketzer verfolgt werde und seiner Verurtheilung entgegensehe. — Der weitere Verlauf des Concils aber täuschte ihre Erwartungen. Die Versammlung verwarf den Stoglawnik; sie verwarf auch den slawonischen Text der heiligen Schrift und der Kirchenbücher, den der Patriarch Joseph sanctionirt hatte, erklärte die von Nikon vorgenommenen Verbesserungen der Texte für correct, verfügte deren noch eine Anzahl mehr und ließ sogar in die canonischen Bücher noch mehreres aus dem griechischen Text entlehnte einschalten, das in den russischen Versionen bis zur Zeit gefehlt hatte, und nun als aus Unachtsamkeit ausgelassen betrachtet wurde. Endlich entwarf und bestätigte das Concil auch noch fünfunddreißig neue Satzungen in Beziehung auf die Kirchenceremonien —: Beschlüsse, in denen sich mehrfach zeigt, daß die auswärtigen, nicht russischen Prälaten, vermöge überlegener theologischer Gelehrsamkeit, die Versammlung beherrschten.

Alle diese Neuerungen konnten natürlich dem Sinn der Altgläubigen

nicht zusagen, und Fanatismus und beschränkter nationaler Starrsi waren durch den langen Hader zu mächtig aufgeregt, um sich dem Spr des Concils zu beugen. Die Altgläubigen waren um so weniger gene sich zu unterwerfen, da sie nachzuweisen wußten, daß die neuerdings v besserten Texte an siebzehn Stellen nicht zu dem „Slushebnick", zu d im Lande allgemein eingeführten Meßbuch stimmten. Der Streit berüh eigentlich das Gebiet der Dogmatik gar nicht, oder doch nur mittel in Einem Punkt. Die Altgläubigen sprechen nämlich in dem Geb „Jesus Christus", nicht wie die Griechisch-rechtgläubigen „unser Gott, barme dich unser" — sondern „Gottes Sohn, erbarme dich unser." Uebrigen dreht sich der Zwist um den Wortlaut der canonischen Te um Ceremonien und Gebräuche, um Fragen der kirchlichen Sittenpoli Als „Ketzereien" der „Raskolniks" (Sectirer) wurde nämlich, außer erwähnten Gebetformel, von dem Concil verworfen und verurtheilt daß sie das Zeichen des Kreuzes nicht, wie die Rechtgläubigen, mit drei ersten Fingern der rechten Hand machen, sondern, den Vorschrif des Stoglawnik gemäß, mit dem Zeige- und Mittelfinger allein; — sie das Halleluja nur zweimal sagen; — daß sie bei Taufe und Trau nicht von der Rechten zur Linken um Altar oder Pult gehen, sonde wie auch wieder der Stoglawnik vorschreibt, von der Linken zur Recht nach dem scheinbaren Lauf der Sonne; — daß sie das Meßopfer n mit fünf, sondern mit sieben Weizenbrodten verrichten; — und daß den Namen Iissus (Jesus) Issus aussprechen und demgemäß schreiben.

Der leidenschaftliche Widerspruch und Widerstand der „Sectirer", sich für die allein Rechtgläubigen hielten, bewog die versammelten Präla zur Strenge. Der Bischof von Kostroma, den schon Nikon von sein Stuhl entfernt hatte, wurde verurtheilt seine Irrlehre zu widerrufen, da er sich dessen weigerte, seiner geistlichen Würden entkleidet, in ein Klo nach Karelien verbannt, wo er im Kerker starb. — Auch Nikita Pustos der besonders mit vielen Gründen gegen die „Neuerungen" zu Felde wurde in ähnlicher Weise widerlegt, erwies sich aber weniger hero Nachdem er vierzig Tage einsam im Gefängniß zugebracht hatte, beque er sich zu den verlangten Erklärungen und dazu vom Zar Verzeihung erbitten. Sie wurde ihm gewährt, doch fand er später in tragischer W seinen Untergang.

Auch der Zar und die Regierung verfolgten fortan die Altgläubi mit nie ermüdender Strenge, doch vergebens; die Zahl der Raskoln wuchs beständig, besonders im Norden, allen Strafen und Bußen, al Verbannungen nach Sibirien zum Trotz. Selbst das ferne Ssolowetzki Kloster, auf der einsamen Insel im Weißen Meer, schloß sich der Bewegu an. Das Kloster war während der Schwedenkriege befestigt und mit ein Strelitzenbesatzung versehen worden —: die Besatzung erklärte sich gle den Mönchen gegen das Concil. Das Kloster mußte belagert und erob

Digitized by Google

werden, widerstand wiederholten Angriffen, und konnte erst nach zehn Jahren durch Waffengewalt der Rechtgläubigkeit wiedergewonnen werden.

So unwesentlich uns Späteren aber auch die Punkte scheinen mögen, über die ostensibler Weise gestritten wurde, hatte diese Spaltung in der russischen Kirche doch einen tieferen Grund und eine ernste Bedeutung. Die theologischen Parteien, die einander gegenüber standen, wurden, wie Rußland immer entschiedener neuen Geschicken entgegenging, nothwendiger Weise politische Parteien, die man als die Parteien des bedingten und des unbedingten Widerstandes gegen fremde Sitte und europäische Cultur bezeichnen kann.

Diese Spaltung hat selbst im gewissen Sinn den späteren Reformen der europäischen Civilisation die Wege geebnet; insofern nämlich, daß durch sie die Macht des nationalen Widerstands gebrochen wurde.

Auch die herrschende Kirche Rußlands war natürlich — bis auf einen kleinen Bruchtheil — allen Neuerungen und der west-europäischen Bildung feind —: aber sie fühlte sich gelähmt in ihrem Widerstand, durch das Dasein einer zahlreichen und mächtigen Gegenpartei in der russischen Kirche selbst und im Volk, von der sie sich leidenschaftlich gehaßt und als der Heerd frevelnder Irrlehre verachtet wußte, — einer Partei die zu Zeiten nicht weniger als ein Drittheil der gesammten Bevölkerung des Reichs umfaßte.*)

Als Staatskirche war die zur Herrschaft gelangte Partei überhaupt durch tausend Bande an die weltliche Regierung geknüpft; sie bedurfte des Schutzes und Beistandes der Regierung schon um der ruhigen Herrschaft über ihre zahlreichen Leibeigenen stets sicher zu bleiben, besonders aber ihren fanatischen Gegnern, den Raskolniks gegenüber. Da sie auch einer unbedingten Herrschaft über ihre Gemeinde nicht in demselben Grade gewiß war, wie die Altgläubigen, und nicht unter allen Bedingungen, hatte sie auch nicht das Bewußtsein einer realen Macht zu gebieten, und fühlte sich überhaupt nicht, oder doch nur ausnahmsweise in besonderen Fällen, in der Lage, einer neuernden, reformirenden Regierung mit offener Gewalt entgegen zu treten. Ihre eigenen Interessen gestatteten ihr nicht, sich entschieden von der Landesregierung zu trennen; der Widerstand, den sie unerwünschten Neuerungen, den Fortschritten der europäischen Cultur entgegen setzte, mußte zum Theil ein passiver sein — zum Theil sich in Intriguen bewegen, vermöge deren die Geistlichkeit Einfluß auf die Würdenträger und den Gang der Regierung zu gewinnen suchte. Niemals aber trieb sie ihre Opposition bis zu einem vollständigen Bruch mit der Regierung. Vermochte sie mit ihren Mitteln nicht durchzudringen, ihren Zweck nicht zu erreichen, so fügte sie sich eben, wenn auch innerlich grollend

*) Tourgeneff, La Russie et les Russes III, 309.

Digitized by Google

und mit dem stillschweigenden Vorsatz, bei günstiger Gelegenheit neue A strengungen zu machen.

Anders die Kirche der Altgläubigen, deren Geistlichkeit ihre Gemein in einer viel unbedingteren, alle Seiten des Lebens umfassenden We beherrschte. Hier war Geistlichkeit und Gemeinde identisch und eins; Gemeinde nicht weniger fanatisch als ihre Priester. Und zudem steh die Altgläubigen, vermöge ihrer religiösen Ueberzeugungen (etwa anderswo die mährischen Brüder), ganz außerhalb des mit der herrschend Kirche eng verbundenen Staatswesens, das, nach ihrer Ansicht, verwe licher Häresie verfallen ist. Sie dulden dessen Herrschaft, aber sie nehm keinen thätigen Antheil daran. Sie sind diesem Staatswesen unterworf ohne dazu zu gehören.

Der Widerstand der herrschenden Kirche konnte nur Opposition se Eine wirkliche Revolution, eine Erhebung des Volks in der Absicht d Staat umzugestalten, konnte nur von dem „Raskol" — der Secte Altgläubigen — ausgehen. Eine solche Erhebung aber und ihren mi lichen Sieg hatte dann die Staatskirche nicht minder zu fürchten, als Regieruug; ja mehr. Denn in der Absicht unternommen, die Grundsä der Altgläubigen zu den herrschenden in Staat und Kirche zu erheb war die Empörung dann nothwendiger Weise viel unmittelbarer geg die Kirche gerichtet, als gegen die Regierung. Gegen die „Selbstherrscha des Zaren hatte der Raskol nichts einzuwenden, wenn sie nur „n dem Willen Gottes", das heißt in Geist und Sinn der Altgläubig geübt wurde.

Einer solchen Volksbewegung gegenüber war demnach die herrsche Kirche stets gezwungen, sich der Regierung anzuschließen, so wenig auch im Uebrigen mit ihr einverstanden sein mochte. Das ist ein Ur stand, dessen Bedeutung sich in der Folgezeit mehr als einmal bewähr sollte.

Auch die letzten Regierungsjahre Alexeys verliefen nicht ruhig. U ruhen, die in Moskau während des Krieges mit Polen ausgebroch waren, konnten noch während dieses Krieges wieder besiegt werden, u die Regierung ließ sich warnen. Sie beseitigte den Unfug, der die Ve anlassung dazu gegeben hatte, nämlich die Verschlechterung der Mün in der man ein Mittel gesucht hatte, den Finanzen des Reichs aufzuhelfe und die natürlich eine unermeßliche Falschmünzerei hervorrief.

Der Aufstand der donischen Kosacken, die sich, in ihren Rechten dur einzelne Maßregeln der Regierung verletzt, unter Stenko Rasin erhobe führte jahrelange, blutige Kämpfe herbei, bis endlich Stenko besiegt, g fangen und 1671 in Moskau hingerichtet war. Aber es ergab si nichts weiter aus diesen Begebenheiten. Sie blieben ohne Folgen für d Zukunft.

Digitized by Google

Anders die fortwährenden Bewegungen unter den ukrainischen Kosacken, die theils unter polnische, theils unter russische Oberherrschaft gestellt, mit diesen neuen Verhältnissen unzufrieden waren. Die Theilung ihres Landes und ihres Stammes mißfiel ihnen, sie suchten sich wieder zu einem Ganzen zu vereinigen, wenn das unter russischem Schutz nicht gehen wollte — unter polnischem — oder selbst unter türkischem. So veranlaßten sie, hin- und herschwankend, neue Kriege zwischen den drei Staaten, deren Grenzen ihr Gebiet berührte. Polen erwies sich zu ohnmächtig, seine Oberherrschaft in Podolien zu behaupten; das Land der Kosacken zwischen dem Dniepr und dem Dniestr blieb zwischen Rußland und dem Reich des Sultans streitig; beide Mächte begegneten sich hier zum ersten Mal und es begannen die Kämpfe, die im Lauf der beiden folgenden Jahrhunderte so oft wiederholt werden sollten.

Die Einzelheiten dieses Krieges dürfen hier wohl übergangen werden. — Polen sah sich, nachdem Johann Kasimir sich von der undankbaren Pflicht, die Krone dieser seltsamen Adelsrepublik zu tragen (1668), losgesagt hatte, unter dem mißachteten König, Fürsten Michail Wiszuowiecki (1672), zu dem schimpflichen Frieden gezwungen, der unter Vermittelung des Tataren-Khans zu Budziak geschlossen wurde. Podolien und der polnische Antheil der Ukraine (auf dem rechten Ufer des Dnieprs) wurden darin den Türken abgetreten. Die Hauptfeste des Landes, Kaminiec, hatte ein türkisches Heer unmittelbar vorher erobert; die festen Plätze der Ukraine, die Polen noch besetzt hielt, mußten den Kosacken übergeben werden — und die stolze Ritterrepublik verpflichtete sich sogar, der hohen Pforte einen jährlichen Tribut zu zahlen.

Obgleich nun dieser Friede hauptsächlich auf Betreiben des Krongroßfeldherrn Johann Sobieski sofort wieder gebrochen wurde, und Sobieski noch als Kronfeldherr bei Chotzim einen glänzenden Sieg erfocht, sah er sich doch als König und Nachfolger Wiszuowieckis genöthigt (1676), in Zurawno, wo er mit seinem schwachen Heer eingeschlossen war, einen Frieden zu unterzeichnen, durch den jener frühere im Wesentlichen bestätigt wurde. Kaminiec, ganz Podolien blieb den Türken, ein Drittheil ungefähr des polnischen Antheils der Ukraine, dasjenige nämlich, welches das Gebiet von Tschigirin und weiter südlich die Ansiedelungen der Saparoger umfaßte, sollte den Kosacken unter türkischem Schutz verbleiben, die nördlichen zwei Drittheile des Landstrichs sollten den Polen eingeräumt werden. Des Tributs wurde indessen doch nicht weiter gedacht.

Rußland, das den zu Andrussow geschlossenen Frieden mit Polen inzwischen erneuert hatte, führte den Krieg mit dem neuen Feinde mit wechselndem Glück, bis zu Anfang des Jahres 1681, wo dann (am 21. Januar) zu Radzin ein Friede auf zwanzig Jahre geschlossen wurde, mit dem Vorbehalt ihn nach Ablauf dieser Frist zu erneuern. Kiow und sein Bezirk auf dem rechten Ufer des Dnieprs blieben den Russen; im

Uebrigen verpflichteten beide Staaten sich, zwischen diesem Strom u dem Dniestr keine Festungen anzulegen. Der polnische Antheil der Ukra war übrigens zur Zeit sehr entvölkert, da die Saparoger sich un türkischen Schutz begeben, die übrigen Kosacken aber größtentheils das linke Ufer des Dnieprs in das russische Gebiet hinüber gewand waren.

Inzwischen war Alexey Michailowitsch gestorben (29. Januar 167 und unter seinem ältesten Sohn und Nachfolger Feodor Alexeyewit wurde, wenige Monate nach dem Abschluß des Friedens, eine tiefgreifen Veränderung in dem russischen Staatswesen durchgeführt, deren No wendigkeit der Gang des Krieges von Neuem dargethan hatte.

Daß es nicht genüge, einige besser geübte und disciplinirte Regimen zu haben, die von fremden Offizieren geführt wurden, während die Hau masse des russischen Heeres so gut wie unbrauchbar war und blieb das trat mit jedem Tage überzeugender hervor. — Der Zar Feod wußte die Umstände zu benutzen. Er befahl den Bojaren, mit ein Ausschuß der angesehensten Offiziere, Obersten und Generäle der reg mäßigen Truppen, die man hatte, gemeinschaftlich die im Kriegswesen no wendigen Verbesserungen zu berathen; zu ermitteln, wie die von den Au wärtigen angewendeten „Schlauheiten" auch der russischen Armee bekan gemacht werden könnten. In diesem gemischten Rath führten natürl vorzugsweise die fremden Offiziere das Wort und die Leitung war wol weislich dem Bojaren Fürsten Wassily Wassiliewitsch Galitzyn anvertrau der Neuerungen und der europäischen Civilisation geneigt war.

Der Ausschuß schlug vor, die Strelitzen fortan nicht in „Hundert wie bisher, sondern in Compagnien (im Russischen Rotten genannt) v 60 Mann einzutheilen, deren Offiziere nicht mehr die Benennungen ihr Stelle in der Hofdienstmannschaft des Zaren — Stolnik, d. h. Truchs — führen, sondern Hauptleute (Golowy), Rottmeister und Lieutenan genannt werden sollten. Die eigentliche Bedeutung dieses, dem Ansche nach geringfügigen Vorschlags, lag in dem Zusatz, daß diese Offizie ganz ohne Rücksicht auf „Mestnitschestwo", auf den Dienstrang d Familien gewählt werden sollten, und daß ihnen nicht gestattet sein sollt irgend Ansprüche zu erheben, die auf Dienstehre der Vorfahren begründ wären.

Kaum hatte der Zar diesen Vorschlag genehmigt, so ging der Aus schuß weiter und stellte vor, daß eine bessere Ordnung im Reich einzu führen, in der Verwaltung wie im Kriegswesen, das Mestnitschestwo über haupt abgeschafft werden müsse.

Sollte der Zar auch nicht selbst diese Vorschläge an die Hand ge geben haben, wie doch sehr wahrscheinlich ist, so nahm er sie jedenfalls mit großem Eifer auf. Er berief den Patriarchen, die hohe Geistlichkeit die Bojaren, die Okolnitschy und alle, die sonst noch als Geheimschreiber

Digitized by Google

u. s. w. zu dem Rath des Landesfürsten gehörten, zu einer feierlichen Versammlung in den Audienzsaal des Palastes im Kreml und schilderte ihnen da in feierlicher Rede alles Unheil des Mestnitschestwo. Da alle Anwesenden einstimmig erklärten, es sei an der Zeit einem so verderblichen Unfug ein Ende zu machen, benützte der Zar rasch entschlossen den günstigen Augenblick, befahl die Rang- und Stufenbücher herbeizubringen und ließ sie auf der Stelle in Gegenwart der ganzen Versammlung verbrennen. Niemand wagte zu widersprechen. Diese Bücher, auf die ein jeder sich berief um darzuthun, daß er unter oder selbst neben diesem oder jenem nicht dienen könne, weil dessen Vorfahren im Dienst den seinigen nicht gleich gestanden hätten, gingen jetzt in Rauch auf. Nur ein Adelsbuch gestattete Zar Feodor, zur Genugthuung der großen Familien, zu entwerfen; doch sollte es nur dienen, das Andenken an die Thaten der Vorfahren zu erhalten, ohne daß irgend ein Anspruch darauf gegründet werden dürfe.

Die ganze Versammlung — 2 Erzbischöfe, 3 Archimandriten, 41 Bojaren, 28 Okolnitschy, 19 Rathsdworäne, 10 Diaken (Geheimschreiber), 26 Stolniks (Truchsesse) — ferner von den europäisch organisirten Truppen 2 Generale und 6 Obersten; endlich 3 Sträptschie (etwa Kammerherren), 4 Dworänen und 1 Shiletz (Hofjunker) — unterschrieb darauf einen Beschluß, demzufolge fortan ein Jeder, bei schwerer Strafe im Fall einer Widerrede, ohne Dienstrang-Vorrecht dienen sollte, wie und wo der Zar befahl.

Durch diesen kühnen und klugen Staatsstreich hatte der Zar die einzige Schranke gebrochen, die in gewissem Sinn die fast unumschränkte Macht des Landesfürsten begrenzte; eine Macht beseitigt, die allerdings niemals irgend eine besondere That unbedingter Willkür verhindern konnte, wohl aber im Bunde mit der Kirche gelegentlich oder dauernd lähmenden Widerstand zu leisten vermochte, da auch die Selbstherrschaft in einem solchen widerstrebenden Element nicht immer kann was sie will. Jetzt aber war es in die Hand der Selbstherrschaft gelegt, dies widerstrebende Element selbst umzugestalten und ihre Werkzeuge zu wählen, wo sie wollte, wo sie willige Diener und eine der eigenen entsprechende Gesinnung fand. Auch die herrschende Landeskirche, die, in Folge der Kirchenspaltung, wie vorhin erwähnt wurde, in ihrer Opposition nie mit der Regierung brechen, nie an Mittel der Gewalt denken durfte, die sich, ihren Einfluß zu wahren, auf die geräuschlosen Mittel der Klugheit beschränken mußte, wie sie im Rath des Zaren wirksam werden konnten, verlor durch eine Umgestaltung des Bojarenraths, wie sie nun dem Landesherren freistand, das Werkzeug, dessen sie dazu bedurfte. So waren vielfach die Mittel gegeben, den Widerstand des Altrussenthums zu brechen.

Der Bojaren-Aristokratie — dieser eigenthümlichen Dienst-Aristokratie, waren natürlich, wie wir hier vorgreifend einschalten müssen, die Fremden oder selbst die Russen von geringerer Herkunft und neuernder Gesinnung,

die nun zu hohen Ehren gelangen konnten, verhaßt, gleich der europäisch Civilisation und allen Neuerungen, die sie in ihren Lebensgewohnheit störten und ihr das Bewußtsein der eigenen Uncultur und Unfähigk nahe legten. Als die Reformen nicht mehr nebensächlich betrieben u auf Einzelnheiten beschränkt, vielmehr das ganze Leben umfassen sollt sehnte diese Aristokratie sich zurück nach den alten Zuständen, in den ihr alle bedeutenden Stellungen gesichert waren, ohne daß sie sich desha vielen Wissens oder feiner Sitte zu befleißigen brauchte. Diese Gesinnu vererbte sich auf ihre Nachkommen; sie nahm nach und nach die ve schiedensten Formen an, je nachdem der geistige Horizont der folgend Generationen sich, bei größerer Bekanntschaft mit der übrigen Welt, e weiterte; und sie strebte bald nach Regierungsformen, welche die ga unbedingt gewordene Selbstherrschaft in mehr oder weniger aristokratisch Weise beschränken sollten. So zieht sich von den letzten Jahren des sie zehnten Jahrhunderts an bis auf eine Zeit herab, die der Gegenwa noch sehr nahe liegt, eine fast ununterbrochene Kette von Adelsve schwörungen durch die russische Geschichte, und wie verschieden diese au sonst unter sich sein mögen, der Fremdenhaß ist das gemeinsame, bleibend Element, das durch alle geht und die neuesten mit den älteren und mi dem Altrussenthum verbindet.

Aber da die Aristokratie, mit der herrschenden Kirche verbunden, de Altgläubigen feindlich gegenüber stand und gleich der Kirche Herr eine leibeigenen Volks war, dem sie so wenig als die Geistlichkeit die persönlich Freiheit zurückzugeben gedachte, lag es für sie außer aller Möglichkeit, da Volk in revolutionairer Weise in Bewegung zu setzen. Alle diese Ver schwörungen des Adels waren demnach mit einer gewissen Nothwendigke stets lediglich auf Palast- oder Serail-Revolutionen angelegt — und si verfehlten schließlich ihren Zweck, weil den Verschworenen am Ende kein nachhaltige reale Macht zur Verfügung stand. — Wenn irgend welch bestimmte Maßregeln der Regierung für den Augenblick eine entschiedene Unzufriedenheit hervorgerufen hatten, konnten Verschworene allenfalls daran denken, etwa die Bevölkerung der alten Zarenstadt aufzubieten, aber dergleichen genügte — eben wie eine partielle Militair-Meuterei — doch immer nur als Mittel, eine Palast-Revolution durchzuführen und reichte nicht über den Augenblick hinaus.

Alexey Michailowitsch war, als einziger Sohn, seinem Vater ohne Widerrede auf den Thron gefolgt, als verstehe sich das von selbst. Doch war damit keineswegs eine bestimmt geregelte Thronfolgeordnung gesetzlich, oder auch nur als Rechtsgewohnheit unwandelbar festgestellt, das sollte sich noch vielfach zeigen.

Er war zweimal vermählt gewesen. Zuerst mit Maria Ilyitschna

Digitized by Google

Miloslawsky, dann mit Natalia Kirylowna Naryschkin, der Tochter eines Strelitzenoffiziers von unbedeutendem Adel, dessen Familie in den Dienstrangbüchern noch keine Stelle gefunden hatte. Der Rathsdworänin Matwejew hatte den Zaren auf diese junge Schönheit aufmerksam gemacht und die Ehe vermittelt.

Aus beiden Ehen hatte Alexey Kinder hinterlassen; aus der ersten den kränklichen Feodor und Iwan, der sich an Geist und Körper in gleichem Grade schwach erwies und sechs Töchter, von denen die unruhige Zarewna Sophia die dritte war; aus der zweiten den (am 30. Mai 1672 geborenen) Sohn Peter Alexeyewitsch und zwei Töchter, Natalia und Feodora.

Die Bojaren hatten es sehr übel vermerkt, daß auf Matwejews Betreiben eine Naryschkin, unbedeutender Herkunft, ihren Töchtern vorgezogen worden war. Er war deshalb allen verhaßt und wurde nach Alexeys Tode namentlich von den Miloslawskys und ihrem Anhang verfolgt. Man beschuldigte ihn, er habe den Zaren bewegen wollen, seine beiden älteren Söhne vom Thron auszuschließen und den zur Zeit erst vierjährigen Peter zum Nachfolger zu ernennen. Das galt mithin keineswegs für unmöglich. Matwejew wurde nach Pustoserst verbannt.

Als dann Feodor, kaum einundzwanzig Jahre alt, kinderlos starb, während seine beiden überlebenden Brüder noch unmündig waren — der eine zudem vollkommen unfähig, der andere ein kaum zehnjähriger Knabe — da schien vollends die alte, regellose Unsicherheit der Thronfolge wiederkehren zu sollen.

Im ersten Augenblick zwar hatte der sechzehnjährige Iwan, dessen Schwäche niemanden entgehen konnte, da er kaum zu sprechen und kaum zu gehen vermochte, wahrscheinlich durch den Patriarchen Joachim dazu bestimmt, dem Thron entsagt — der Hof und das Volk hatten dem jüngeren Bruder gehuldigt; seine Mutter war als Regentin anerkannt. Dabei sollte es aber nicht sein Bewenden haben; die Miloslawskys und Naryschkyns standen einander in tödtlicher Feindschaft gegenüber und die ersteren waren keineswegs gesonnen, ihren bisher so unbedeutenden Gegnern die Herrschergewalt ruhig zu überlassen. Ihre Nichte, die Zarewna Sophia, schon aus den Tagen ihres Bruders Feodor her gewohnt bedeutenden Einfluß zu üben und mit dem Fürsten Wassily Wassiliewitsch Galitzyn eng verbündet, klug und entschlossen von Natur, war noch weniger geneigt, sich zu bescheiden.

Die Strelitzen zeigten sich in den ersten Tagen der neuen Regierung unzufrieden mit mehreren ihrer Offiziere, klagten über vorenthaltenen Sold und lernten bei dieser Gelegenheit mehr als je die eigene Macht kennen. Die schwache Regierung wußte einen drohenden Aufstand dieser schwer zu behandelnden Truppe nicht anders als dadurch zu enden, daß sie die Obersten, über welche die Strelitzen klagten, zunächst in Gegenwart ihrer Kläger mit Stockstreichen bestraft, dann den Soldaten zu beliebiger Miß-

handlung auslieferte und mißhandeln ließ, bis sie sich durch Auszahl
des vorenthaltenen Soldes loskauften.

Da man nun gesehen hatte was die Strelitzen vermochten, da
man daran, sie zu benützen. Die Miloslawskys — der Bojar Iw
Michailowitsch und dessen Neffe, der Stolnik Alexander Iwanowitsch
waren bemüht, sie zu gewinnen und verbreiteten unter ihnen das Gerü
die Naryschkins hätten den Zaren Feodor mit Hülfe der „fremden" Ae
um das Leben gebracht; sie bedrohten den Zarewitsch Iwan mit d
gleichen Schicksal. — Sophia berief den Patriarchen, die vornehms
Geistlichen und die Großen des Reichs zu einer Versammlung, der
vorstellte, um Unheil zu vermeiden müsse man, dem Verlangen der Streli
gemäß, die Herrschaft dem älteren Zarewitsch Iwan übertragen. D
Miloslawskys stimmten ihr natürlich bei, zu einem Beschluß kam es a
dennoch nicht; der Patriarch und viele Gleichgesinnte verließen widersp
chend die Versammlung.

Aber auf einen Wink Sophias, auf die Kunde, die Naryschkins hät
den Prinzen Iwan ermordet, zogen die Strelitzen (am 15. Mai 16
unter Trommelschlag, in Waffen vor den Palast im Kreml und v
langten tobend den Prinzen zu sehen, den sie ermordet glaubten. V
gebens suchte der Patriarch sie zu beruhigen. Sie schienen zwar s
zurückziehen zu wollen, als die Zarin Natalia selbst mit den beiden jung
Prinzen auf die Freitreppe des Palastes hinaustrat. Doch Sophia ha
dafür gesorgt, daß berauschende Getränke in Menge unter ihnen verth
wurden und ließ ihnen sagen, wenn sie nicht heute die Geächteten, i
Feinde erschlügen, würden sie selbst am folgenden Tage von ihnen hing
richtet werden. Die Opfer, die fallen sollten, waren natürlich zum Vora
bezeichnet. — Die Meuterer forderten nun die Auslieferung des Iw
Naryschkin, des Bruders der Zarin, der für sich selbst nach der Kro
strebe, und da diese Forderung zurückgewiesen wurde, da Matwejew kau
aus der Verbannung zurückgekehrt und ein Fürst Georg Dolgorucky
nun mit Ernst und Strenge zur Ordnung wiesen, brachen sie wüthe
über die Leichen der beiden genannten, die zuerst erschlagen wurden, hinw
in das Innere des Palastes und ermordeten da jeden, der ihnen mißfi
auch manchen, der nicht auf der Liste der von den Miloslawskys Geäc
teten stand. Sie wütheten auch an den beiden folgenden Tagen im Pala
und in der Stadt, ermordeten zwei Brüder der Zarin Natalia, die ve
gebens in Kirchen Schutz gesucht hatten, und in der deutschen Slobode de
Leibarzt des verstorbenen Zaren, zusammt noch einem anderen deutsche
Arzt, der blos deshalb erschlagen wurde, weil er mit jenem befreunde
war. Endlich verlangten die Strelitzen (am 18. Mai) der Zarewitsc
Iwan solle gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder herrschen un
das wurde zugestanden, — die jungen Prinzen wurden wirklich alle beid
zu gleicher Zeit und nebeneinander gekrönt. Daß das Dasein, die gleich

Digitized by Google

zeitige Herrschaft zweier unumschränkter Selbstherrscher eine offenbare Unmöglichkeit sei, konnte dabei natürlich nicht weiter in Betracht kommen, da in der That ganz andere Dinge beabsichtigt waren; es wurde sogar dieser ersten, noch die zweite Seltsamkeit einer doppelten Regentschaft hinzugefügt; die Zarewna Sophia und die Zarin Natalia wurden zusammen zu Regentinnen ernannt. Doch das war Schein, wie auch das Doppelzarenthum sein sollte. Von einem wirklichen Einfluß der Zarin Natalie konnte im Ernst nicht mehr die Rede sein. Sophia herrschte allein und schwelgte im Besitz und Bewußtsein unumschränkter Macht, zu der sie, wie die russischen Berichte sagen, an ihren beiden älteren Schwestern und zwei Wittwen-Zarinnen — Natalia und Feodors Wittwe Marfa Matwejewna Apraxin „vorbei" gelangt war, während auch noch drei Schwestern des Zaren Alexey lebten.

Aber die kaum zwanzigjährige Fürstin strebte weiter. — Der Zar Peter litt sein Leben lang an epileptischen Anfällen, was bei seiner riesenhaft angelegten Natur wohl befremden konnte und nicht natürlich schien. Der mecklenburgische Gesandte am russischen Hof, Bassewitz, erklärt diesen krankhaften Zustand für eine Folge des Gifts, das die Zarewna ihrem Bruder schon zur Zeit seiner Kindheit beigebracht habe. Peter der Große glaubte das selbst und unwahrscheinlich ist es nicht. Sophia war grenzenlos herrschsüchtig, der verwegensten Thaten fähig und haßte den Stiefbruder und seine Verwandten mit dem Haß der Miloslawskys. Ja, nachdem sie sich einmal so weit gewagt hatte, war ihn zu beseitigen für sie eine Nothwendigkeit geworden, wenn sie nicht früher oder später selbst der Rache dieses Bruders und der Naryschkins verfallen wollte. War er aus dem Wege geräumt, dann konnte ihr der blödsinnige Iwan nicht hinderlich sein — und was schließlich beabsichtigt war, wurde dadurch angedeutet, daß sie kaum zwei Jahre nach diesen gewaltsamen Ereignissen — 1684 unmittelbar nach dem mit Polen geschlossenen endgültigen Frieden — den Titel „Selbstherrscherin von ganz Rußland" annahm. Sie sprach dadurch aus, daß sie die höchste Gewalt nicht als Regentin führen, sondern gleichberechtigt neben ihren Brüdern stehen wollte.

Einstweilen überließ sie die Leitung des Reichs — besonders nachdem der ältere Miloslawsky 1685 gestorben war — dem Fürsten Wassily Wassiliewitsch Galitzyn, der schon zu der Vernichtung der Dienstrang-Bücher behülflich gewesen war, und mit dem zarte Bande sie verbanden. Die Fremden, die zur Zeit in Rußland verkehrten, schildern diesen Fürsten als eine unerhörte Ausnahme, als ein Phänomen unter seinen Landesgenossen. Sie fanden ihn verständig und gebildet; er war des Lateinischen mächtig, enthielt sich des Branntweins — und zwang auch niemals die Gäste seines Hauses zu unmäßigem Trinken. — Daß er gern Reformen im Sinn europäischer Civilisation eingeführt hätte, deren Nothwendigkeit ihm vor allen einleuchten mußte, daran ist nicht zu zweifeln, da er keines-

wegs bemüht war, die Verachtung zu verbergen, die ihm das Leben d vornehmen Russen einflößte. Er suchte die russischen Großen aus d einflußreichen Aemtern zu entfernen und fähige Emporkömmlinge sein Wahl an ihre Stelle zu erheben, was jetzt möglich geworden war. D sollte ohne Zweifel die Einleitung zu weiteren Neuerungen sein, die er Sinn hatte. Auch wird uns von vielem Lobenswerthen berichtet, das beabsichtigte und zum Theil selbst begonnen hatte. Er errichtete stattli Gebäude für höhere Unterrichtsanstalten, ließ Gelehrte und Bibliothel aus Griechenland kommen; er öffnete die Grenzen des Reichs all Fremden, denen freigestellt wurde Rußland auch wieder zu verlassen u forderte die vornehmen Russen auf, in die Fremde zu reisen.

Aber Sophia war nicht in der Lage durchgreifende Reformen wagen, selbst wenn sie wollte; sie mußte vor allem daran denken, i eigene unsichere Stellung zu behaupten, zu befestigen, und durfte ni unternehmen, was eine weit verbreitete Unzufriedenheit hervorrufen konn Wohin auch Galitzyns Neigungen gehen mochten, sie war im Gegenth genöthigt, sich in dem unvermeidlichen Kampf mit ihrem Bruder auf d Altrussenthum zu stützen.

Sie sollte bald inne werden, daß sie der Geister, die sie aufgeruf hatte, nicht unbedingt Herr sei — und dann mußte sie doch wieder dieselb Geister zu Hülfe rufen.

Die Strelitzen, ihre Gehülfen, wurden mit Gnaden überhäuft. S durften sich das Fußvolk des Hofs nennen, und eine Säule, auf de „schönen Platz" in Moskau errichtet, sollte der Nachwelt ihre Verdienst um Iwan und das Zarenhaus verkünden. Besonders aber wurde ihn das ausschließliche Recht zuerkannt, die eingezogenen Landgüter der G ächteten und Ermordeten zu kaufen, und zwar zu solchen Bedingunge daß sie ihnen eigentlich geschenkt wurden.

Sie begannen sich als Herren Rußlands zu fühlen — und sie g hörten großentheils zu der Secte der Altgläubigen. Auch der Fürst Iwa Chowansky und sein Sohn Feodor Iwanowitsch, welche die Zarewna a die Stelle der beiden ermordeten Dolgorucky — des Fürsten Georg un seines greisen Vaters — zu Verwaltern der „Strelitzen-Kammer" ernann hatte, bekannten sich zu dem Glauben dieser Secte und ihr Einfluß wurd besonders dadurch gesteigert, daß die Vertheilung der eingezogenen Güte unter die Strelitzen dem Fürsten Iwan oblag.

In solcher günstigen Stellung trachtete er danach, seine Kirche zu herrschenden in Rußland zu erheben. Ob er damit die Absicht verband die Krone für sich selbst zu gewinnen oder für seinen Sohn, der dann mit einer der Zarewnen vermählt worden wäre, das ist zweifelhaft. Doch mußte er wohl jedenfalls darauf bedacht sein, des Staats in einer oder anderer Form Herr zu bleiben, wenn er seine Kirche gegen neue Ueberwältigung und sich selbst gegen Rache und Strafe sicher stellen wollte.

Digitized by Google

Nikita Pustoswät durfte wieder auftreten und auf offenem Markt gegen die herrschende Kirche predigen, deren Patriarchen und Prälaten er als Diener des Antichrist, als Verfolger des wahren Glaubens, der heiligen Bücher und der Bilder, dem Haß und der Verachtung des Volks bezeichnete.

Iwan Chowansky brachte es dahin, daß im Zaren-Palast eine Disputation veranstaltet wurde, in der die beiden Parteien, die einander in der russischen Kirche feindlich gegenüber standen, als gleichberechtigt auftraten. Es mag dabei auch Gewalt beabsichtigt gewesen sein, um dem Raskol zum Siege zu verhelfen. Wenigstens suchte Chowansky die Regentin und alle Mitglieder der Zaren-Familie, angeblich aus Besorgniß um ihre Sicherheit, von der Theilnahme abzuhalten. Aber die Regentin durchschaute seine Absicht und erschien, begleitet von der Zarin Natalia und zweien der Zarewnen; ihre Gegenwart, ihr Einfluß verhinderten dann die ernste Gewaltthat. Doch fiel Nikita Pustoswät über den Erzbischof Afanassy von Cholmogor her und suchte ihn zu erwürgen. Der Prälat, den Altgläubigen verhaßt, weil er sich früher selbst zu ihrer Lehre bekannt hatte, wurde nur mit Mühe aus seinen Händen befreit. Die Verhandlungen wurden hingezogen, bis sich das vor dem Palast versammelte Volk spät Abends ermüdet zerstreut hatte, dann wurde den Raskolniks verkündet, die zarische Entscheidung werde ihnen später bekannt gemacht werden.

Sie erfolgte stillschweigend. Sophia ließ am folgenden Morgen den Propheten Nikita durch Strelitzen, die der herrschenden Kirche und ihr selbst ergeben blieben, verhaften und ohne jedes weitere Verfahren hinrichten. Andere altgläubige Mönche wurden in derselben summarischen Weise verhaftet, geknutet und in ferne Provinzen in Klostergefängnisse verbannt. Der wissenschaftlich-theologische Streit sollte damit für beendet gelten.

Chowansky schlug nun andere, nicht minder bedenkliche, Wege ein, um erst des Staats und dann durch ihn der Kirche Herr zu werden. Er gestattete den Strelitzen ihren Sold von den Domänen und Klosterbauern nach Willkür selbst zu erheben, und als er dann gemahnt wurde, seine Schaaren innerhalb der Schranken der gesetzlichen Ordnung zu halten, gab er sich selbst und die Strelitzen für verfolgt und gefährdet aus; sie müßten sich selbst helfen.

Die Regentin glaubte sich gezwungen die Hauptstadt zu verlassen, aus einem der in mäßiger Entfernung gelegenen Klöster in das andere zu wandern und das Landesaufgebot — den kleinen Adel — nach dem berühmten Troytzkischen Kloster zu entbieten. Die herrschende Kirche, die sich fast mehr noch bedroht wußte als das Zarenhaus, hielt diesmal treulich zur Regierung und legte ihren ganzen Einfluß zu Gunsten der Regentin in die Wagschale.

Digitized by Google

So erschien denn das Aufgebot sehr zahlreich von nahe und f
Doch scheute man den offenen Kampf; Mittel der List wurden vorgezog
Chowansky und sein Sohn wurden durch schmeichelhafte Belobigun
schreiben nach dem Troytzkischen Kloster gelockt und dort ohne weitere U
stände hingerichtet. Ihrer Führer beraubt, zeigten sich die Strelitzen
muthigt, unterwarfen sich nach einigen leidenschaftlichen Schwankung
und ließen sich sogar bewegen dreißig Rädelsführer zur Hinrichtung a
zuliefern.

Durch solche Mittel war natürlich der Streit feindlicher Elemente
Innern Rußlands nicht geschlichtet, er war nur äußerlich in unsiche
Weise zum Schweigen gebracht, um bald wieder unter veränderten
dingungen und in anderer Gruppirung, zunächst in dem Zwiespalt zwisc
der Zarewna und ihrem jüngeren Bruder hervorzutreten. In dies
Streit machte sich die Nothwendigkeit einer Entscheidung immer bestimm
geltend in dem Maß wie der Zar Peter, wenn nicht zum Mann, d
zum früh entschlossenen Jüngling heranreifte. Der offene Bruch wu
dann unmittelbar durch den Gang der auswärtigen Beziehungen Rußlan
herbeigeführt.

Die Zarewna hatte nämlich (26. April 1686) im Namen Rußlan
einen endgültigen Frieden mit Polen geschlossen, in welchem Polen al
Ansprüchen auf Smolensk, auf die russische Ukraine und auf Kiew r
seinem Bezirk für immer entsagte. Der Papst und das Haus Habsbu
hatten sich bemüht, diesen Vertrag zu vermitteln. Rußland trat dann a
sofort dem Bündniß gegen die Pforte bei, zu dem sich Oesterreich-Deuts
land, Polen und die Republik Venedig vereinigt hatten. Die Sie
welche die Deutschen unter Karl von Lothringen, Ludwig von Baden u
„Eugenio von Savoye", wie er in drei verbundenen Sprachen zu unt
zeichnen pflegte, an der Donau erfochten, die Nothwendigkeit, in wel
sich die Türken versetzt sahen, ihre ganze Macht dorthin zu wenden,
statteten den Polen während dieses langen Krieges Podolien und d
türkisch gewordenen Theil der Ukraine wieder zu gewinnen. Den Russe
die den Kampf mit den krimmschen Tataren auf sich nahmen, war d
Glück nicht in gleichem Grade günstig.

Die beiden ersten Feldzüge (1687 und 1689) verliefen unter Wassi
Galitzyns Führung sehr unglücklich; die russischen Heere erlitten in d
öden Steppen des Südens, in Folge vielfachen Ungemachs, große Verlus
und wußten nicht in die Krimm einzudringen, noch überhaupt den leich
beweglichen Tataren etwas anzuhaben.

Der Zar Peter stellte Galitzyn und mehr noch seine Schwester zu
Rede, wegen der schlechten Führung des Kriegs und der unerhörten Ver
schleuderung der Staatsgüter, die sich Sophia in weiblicher Weise gestattet
Schon hatte er verlangt, daß Sophia bei öffentlichen Gelegenheiten nu
als Großfürstin, nicht als „Selbstherrscherin" erscheinen solle. Sein

Digitized by Google

Mutter hatte ihn vor kurzem mit der Tochter eines Bojaren, Eudoxia Feodorowna Lapuchin, vermählt und diese Heirath führte seiner Partei einen weit reichenden Familien-Anhang zu. Sophia sah, daß der Tag der Entscheidung gekommen war.

Peter, der mit seiner Mutter auf dem nahen Dorf Preobrashensk lebte, zog unterrichtete fremde Offiziere an sich, die schon unter seinem Vater oder seinem Bruder in russische Dienste getreten waren; ein Artillerie-Offizier, aus Straßburg gebürtig, Franz Timmermann, mußte ihn in den Anfangsgründen der Mathematik, Artillerie und Fortification unterrichten, der Franzose Lefort in der europäischen Taktik. Er hatte aus Spielgenossen, meist jungen Edelleuten, zwei in den Dörfern Preobrashensk und Semenow einquartirte Compagnien gebildet, die nach deutscher Weise uniformirt und geübt waren —: diesem neuernden jungen Fürsten gegenüber rief die Zarewna das Altrussenthum zu Hülfe.

Feodor Schaklowitoy, den sie an die Spitze der Strelitzen gestellt hatte, versammelte deren sechshundert, auf die er glaubte besonders rechnen zu können — Raskolniks ohne Zweifel — im Hof des Kremls und las ihnen einen schriftlichen Befehl der „Selbstherrscherin" vor: „den Zaren Peter, weil er deutsche Sitte einführe, dem wahren Glauben zuwider handle und die treuesten Söhne des Vaterlandes zu verderben trachte, sammt seinem Anhang auszurotten." — Der Zug setzte sich wirklich nach Preobrashensk in Bewegung.

Aber durch zwei Ueberläufer gewarnt, konnte Peter noch zu rechter Zeit mit seiner Mutter und seiner Gemahlin nach dem Troyzkischen Kloster entfliehen, das in der Geschichte Rußlands eine so große Rolle spielt. Von hier aus erklärte er öffentlich die Zarewna und Schaklowitoy des Hochverraths schuldig, indem er zugleich das bewaffnete Landesaufgebot, vor allen aber die regelmäßigen, von ausländischen Offizieren befehligten Regimenter zu sich berief. Der Adel der nächstgelegenen Provinzen folgte, wenn auch zögernd, doch großentheils dem Ruf, unbedingt entschlossen die disciplinirten Truppen, zuerst und vor allen der tapfere Patrik Gordon mit seinen unmittelbaren Untergebenen.

Den Anhängern der Zarewna sank der Muth; sie wagten den Kampf nicht und ließen ihre Führer ohne Widerstand durch wenige Truppen verhaften, die Peter nach Moskau entsandte. Schaklowitoy wurde unter der Knute zum ausführlichsten Geständniß gebracht und dann sammt mehreren anderen hingerichtet. Dem Fürsten Wassily Was. Galitzyn wurde aus Rücksicht für seinen Vetter, den Fürsten Boris, Peters Vertrauten, die Todesstrafe erlassen, doch wurde er sammt seinem Sohn in die Provinz verbannt. Der Zar Peter verlor in ihm den Mann, der ohne Zweifel unter anderen Bedingungen sein bester Gehülfe hätte sein können. Ein besserer gewiß als der in so mancher Hinsicht nichtswürdige Menschikow. Seine Schwester behandelte Peter für diesmal mit Schonung. Sie wurde

Digitized by Google

in ein Kloster verwiesen, das sie selbst in der Nähe von Moskau ge[
hatte — dort aber allerdings genau bewacht, um ihre Flucht nach [
zu verhindern. — Dem Bruder Iwan blieb bis an sein Ende die Z[
würde, die Ehre der Mitregierung. Das hatte kein Bedenken.

Sieger ohne Kampf, wenn auch nicht ohne Gefahr, zog nun der [
Peter — am 9. September 1689 — in Moskau ein. Eine neue [
sollte beginnen, doch nicht ohne weitere und ernstere Kämpfe, denn [
war das alte Rußland nicht besiegt.

Digitized by Google

Beilagen

zum ersten und zweiten Buch.

Digitized by Google

Beilage I.

Zu S. 11.

Beiläufig bemerkt, fehlt es in den Zeugnissen gegen die Albigenser auch nicht an recht auffallenden Widersprüchen. So heißt es in dem brieflichen Bericht des Königs von Arragonien über ein Ketzerverhör, den Schlosser bekannt gemacht hat —: Adjicientes — nämlich die Albigenser — ad cumulum blasphemiae et damnationis suae ..... etiam, quod auditu horribile est, Jesum Christum ita hominem habere patrem ut feminam matrem ..... Manifeste autem protestati sunt sanctam virginem Mariam de parentibus carnalibus carnaliter genitam non fuisse.

Beilage II.

Zu S. 28.

Der Beweis, daß der Stamm oder Clan auch bei den Franken wie bei den Burgundern und Longobarden Fara hieß, scheint unter Anderm auch in dem Namen des ersten mythischen Frankenkönigs Pharamund — d. h. Stammeshaupt — zu liegen.

Beilage III.

Zu S. 109.

Der Verfasser hat, Ende der zwanziger Jahre, persönlich Gelegenheit gehabt sich an Ort und Stelle — und in Wahrheit zu seiner nicht geringen Verwunderung — davon zu überzeugen, daß die Zöglinge des Priesterseminars zu Mailand in jansenistischen Grundsätzen gebildet wurden.

Beilage IV.

Zu S. 187.

Der legitimistische Adel und seine Ansichten.

Wer nicht selbst jene Zeiten erlebt, nicht damals mit dem legitimistischen Adel Frankreichs verkehrt hat, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, wie weit Verblendung, Unvernunft und leidenschaftliche Unduldsamkeit in diesen Kreisen gingen.

Digitized by Google

Man war sehr kirchlich fromm gesinnt, weil man das Bedürfniß fühlte, für die gesell- schaftlichen Verhältnisse des Mittelalters, die man zu neuer Geltung gebracht zu seh- wünschte, in der Kirche des Mittelalters und ihren Lehren eine Stütze zu suchen. Wenn wir einen trivialen Ausdruck brauchen dürfen: die Religion sollte überall aushelfen.

Nicht blos die Gewaltthätigkeiten der Revolution wurden als die bösesten al- Frevel verurtheilt, sondern selbst jeder Gedanke an Reformen, der sich in dem alt- Frankreich irgend geregt hatte, und Turgot's Andenken war geächtet so gut wie d- Robespierre's. Wer nicht das Glaubensbekenntniß der Ultra-Royalisten unbedingt u- ohne Einschränkung annehmen wollte, der wurde ohne weiteres als „Jakobiner" bezei- net. Wenn man näher auf die Fragen eingehen wollte, um die es sich handelte, wen- man die Frage aufwerfen wollte, welche Gründe sich denn den im alten Frankrei- weniger begünstigten Ständen gegenüber dafür anführen ließen, daß an dem dama- Bestehenden nichts geändert werden dürfe, warum eigentlich diese Stände sich ein f- allemal dabei beruhigen müßten, nur Pflichten und keine Rechte zu haben? — Dar- erfolgte, namentlich von schönen Lippen, mit Blitzesschnelle die Antwort: „parce q- Dieu les a fait naître dans cet état!" — Diese Antwort wurde von den Dame- gleichsam fertig zu augenblicklichem Gebrauch in Bereitschaft gehalten — und mit de- siegreichen Bewußtsein hingestellt, daß damit alle Einwendungen einmal und für imme- zu Boden geschlagen seien.

So wurde der social-politische Zustand, den man verlangte, für göttliche Weltord- nung erklärt und die Verpflichtung, sich diesen gesellschaftlichen Zuständen ohne Wider- rede zu fügen, wurde ein sehr wesentlicher Theil der Religion.

Man darf bei der in diesen Kreisen herrschenden und so beschaffenen Religiosit- übrigens nicht an Heuchelei denken, an eine Rolle, die etwa absichtlich und mit Berech- nung gespielt wurde. Solcher Dinge durfte man wohl nur einige der älteren Herre- zeihen, deren Jugend und Bildung noch der voltairesirenden Periode angehörten un- die nun, ohne Ueberzeugung, gerade entgegengesetzten Ansichten huldigten, weil sie be- den Modeansichten ihrer Jugendzeit, als es damit Ernst wurde, nicht ihre Rechnung gefunden hatten. Im Allgemeinen lebten die Legitimisten wirklich in redlichster Ueber- zeugung in den Ideen, die sie aussprachen. Daß sie in Wahrheit doch nur durch nahe- liegende Standesinteressen von der „Philosophie" zur Religion zurückgeführt worden waren, wurden sie nicht gewahr: es herrschte in dieser Beziehung die vollständigste Selbsttäuschung.

Daß das legitime Königthum auf eine Anerkennung seines göttlichen Rechtes doch eigentlich nur rechnen durfte insofern es seine Pflicht that als Schirmvogt der „legitimen Interessen", das war freilich durchsichtig genug. Wer sich davon überzeugen will, der braucht nur die Reden nachzulesen, welche die Führer der Legitimisten in den französi- schen Kammern gelegentlich hielten. Wie oft hat z. B. Duplessis de Grenedan die Bourbons aufgefordert, „ihre Pflicht" zu thun. Sehr bezeichnend sind dann namentlich auch die lebhaften Sympathien, die Don Miguels, des Portugiesen, Empörung gegen seinen Vater in diesen Kreisen fand, sowie — 1825 und 1826 — die Verschwörung extremer Royalisten in Spanien, die zum Zweck hatte den Infanten Don Carlos an Stelle seines Bruders, Ferdinand VII., auf den Thron zu erheben.

Nahe verwandte Ansichten von Staat und Leben waren auch im südlichen Deutsch- land unter dem ehemals unmittelbaren Reichsadel herrschend, der sich in seiner Media- tisirung sehr unbehaglich fühlte — und lebhaften Antheil nahm an dem, was in Wien und in Frankreich vorging — an den Zuständen im südlichen Deutschland dagegen nur um der eigenen Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. Dem nördlichen Deutschland vollends standen diese Kreise vollkommen fremd gegenüber.

Von vielen charakteristischen Anekdoten, die sich aus jener Zeit erzählen ließen, mag eine hier eine Stelle finden.

Es war zur Zeit unmittelbar vor der Eröffnung des Congresses zu Verona und

Digitized by Google

der Weinlese im Rheingau, auf dem Schlosse der Gräfin X. — Die Gräfin, in ihrer Jugend für Schönheit und Geist berühmt, war zur Zeit des letzten Mainzer Erzbischofs und Kurfürsten — Erthal — die Marquise Montespan seines glänzenden und lockeren Hofs gewesen, das wußte alle Welt. Sie hatte damals der französischen Philosophie gehuldigt und mit dem Kirchenfürsten ihres Herzens um die Wette gefreigeistert. Jetzt, bejahrt und gemessen, war sie sehr fromm und sehr streng geworden. Die Erinnerungen ihrer Jugend waren dabei für sie selbst nicht etwa störend oder ein Gegenstand der Reue und Buße —: sie wurden von ihr ganz einfach ignorirt; sie waren für sie gar nicht da.

Da sie aus früheren Zeiten selbst in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit vielerlei Verbindungen in der großen Welt behalten hatte, war sie in mancher Beziehung sehr gut orientirt und wußte unter Anderem sehr genau darüber Auskunft zu geben, wie es, nach vielen vergeblichen Bemühungen, gelungen sei, dem König Ludwig XVIII. „die Augen zu öffnen" und nicht nur zu seiner Zeit den bösen Decazes, sondern jetzt neuerdings auch den Herzog von Richelieu und seine liberalisirende Halbheit zu beseitigen, um nun endlich die Regierung Frankreichs den rechten Händen anzuvertrauen. Sie schwärmte mit Thränen im Auge für das „enfant du miracle", den damals kleinen Herzog von Bordeaux, und sie wußte es zu rühmen mit welchem löblichen Eifer in Frankreich von Seiten der Behörden „darauf gesehen" werde, daß die Kirchen gehörig besucht würden.

Der Sonntag Vormittag, bis zur Stunde der solennen Messe, war einsamer Andacht gewidmet; es durfte ihr dann niemand gemeldet werden. — Nach der solennen Messe versammelte sich von Zeit zu Zeit eine nicht zahlreiche, aber gewählte Gesellschaft von Standes- und Gesinnungsgenossen aus der Umgegend an ihrer gastlichen Tafel.

Eines Sonntags berichtete einer der Gäste über den bevorstehenden Congreß zu Verona. Es war ein schon bejahrter Herr — bien conservé pourtant — der gepudertes Haar trug, ein Zöpfchen und an dem silbergrauen Frack, der an die Moden eines früheren Decenniums erinnerte, noch immer sehr gewissenhaft die chur-mainzischen Kammerherrenknöpfe, seit wie langer Zeit auch Chur Mainz verschollen sein mochte. Er erzählte, es sei nach Allem was man erfahre, nunmehr gewiß, daß man gegen die Revolution in Spanien Ernst machen und sie mit Waffengewalt zu Boden werfen werde, wie das in Neapel geschehen sei. Das war in der That zu der Zeit noch keineswegs unbedingt ausgemacht, aber wie man eben gerne glaubt, was man wünscht, zweifelte niemand und die Hausfrau vernahm es mit großem Wohlgefallen. Aber, fuhr der Herr im grauen Frack fort, es sei möglich, ja wahrscheinlich, daß man die souveraine Gewalt in Spanien doch nicht wieder den Händen Ferdinands VII. anvertrauen werde. Der hohe Herr habe sich doch wirklich etwas schwach und unzuverlässig erwiesen, das könne man nicht leugnen; er habe doch wirklich die legitimen Interessen etwas leichtfertig preisgegeben. Da sei in dem Kreise bedeutender Staatsmänner der Gedanke erwacht, ob es nicht besser wäre, seinen Bruder, Don Carlos, an seine Stelle zu setzen; auf den könne man sich unbedingt verlassen.

„Ja, damit bin ich ganz einverstanden!" rief die Gräfin in gehobener Stimmung aus — in einer Art von Begeisterung, mit leuchtenden Augen und einer wahrhaft imposanten Entschiedenheit: „wenn Einer nicht zu regieren versteht — fort mit ihm!"

Die ganze Gesellschaft schien einverstanden.

Hier war nun die Grenzlinie, bis zu welcher das göttliche Recht der legitimen Könige gelten sollte, mit unvergleichlicher Schärfe und Genauigkeit gezogen.

Digitized by Google

Beilage V.

Zu S. 189.

Die Lage Frankreichs unter Ludwig XVIII.

Die Lage Frankreichs zur Zeit der Restauration war wirklich nicht schwer zu urtheilen. So jung der Verfasser damals auch war, hatte er sich doch nach e längeren Aufenthalt im Lande, schon in den Tagen des Ministeriums Villèle-Cha briand, die hier dargelegte Ansicht gebildet. Gleich wenig erbaut von der selbstsüch Unvernunft der Royalisten und der nicht weniger selbstsüchtigen Unredlichkeit eines überwiegenden Theils der Liberalen, erlaubte er sich seine Ueberzeugung dahin au sprechen: daß die Bourbons freilich keinen Staatsstreich wagen dürften, weil sie, u achtet der großen royalistischen Mehrheit in der Deputirtenkammer, im Lande sic eine sehr schwache Stellung hätten; weil sie sich dabei nur auf die außer allem hältniß schwächere und sehr wenig beliebte Partei stützen könnten; — daß aber glücklicher Soldat, ein Herrscher, der das prestige kriegerischen Ruhms für sich h der die von der Revolution geschaffenen materiellen Interessen verträte und von i getragen würde; der in dem Fall wäre, den Franzosen die ersehnte „Gleichheit" gewähren, sowie die Befriedigung des Nationaldünkels und die Möglichkeit, in der Fr insolent und gebietend aufzutreten —: daß der gar wohl wieder, wie Napoleon einmal gethan hatte, die Deputirten des französischen Volks durch Grenadiere zu Fenstern ihres Sitzungssaales hinaus werfen lassen und unumschränkt in Frank herrschen könnte; daß sich im Lande kein nennenswerther liberaler Widerstand gegen erheben würde.

Freilich erinnert er sich auch gar wohl, mit welcher lächelnden Nachsicht und w wollenden Herablassung er damals von bedeutenden Männern belehrt wurde — Staatsmännern aus den Reihen der Opposition —, dem sei nicht so; politische Fre sei die Lebensluft, die das französische Volk nicht entbehren könne rc. — Aber diese M überzeugten ihn nicht.

Beilage VI.

Zu S. 199.

Ich habe im Text Bulgarin genannt, weil das betreffende, jetzt vergessene, B unter seinem Namen ging. Daß es nicht sein Werk ist, sondern die Arbeit eines arm Studenten, Namens Iwanow, dem er es für ein mäßiges Geld abgekauft hatte, Alles ist dem verstorbenen Bulgarin schon bei seinem Leben nachgewiesen worden. arme Student hat aber in seiner philosophisch-rhetorischen Darstellung der Vergang heit des russischen Volks, auch im Einzelnen wie im Ganzen, überraschende Bew einer eigenthümlichen Gelehrsamkeit geliefert. — Bei Gelegenheit der Kämpfe der Russ unter Swiätoslaw gegen die Byzantiner unter Johann Tzimisces sieht er sich ver laßt ein Bild von der Verkommenheit des oströmischen Reichs und namentlich a seines Heeres zu entwerfen. Die Gelegenheit war vielleicht nicht ganz glücklich gewä da hier doch nur von Niederlagen der Russen und Siegen des tapferen Tzimisces richtet werden konnte. Doch meint Bulgarin oder vielmehr Iwanow, die elende Ve fassung des oströmischen Heeres lasse sich schon daraus entnehmen, daß der Hauptma der Eunuchen — nämlich der Praefectus castrorum — eine Hauptperson in de Generalstab dieser Armee gewesen sei. — Neuere russische Enthusiasten des Slawenthum — ein Chomäkow z. B. — haben mit etwas mehr Schein wirklicher Studien mi minder staunenswerthe Dinge zu Stande gebracht.

Digitized by Google

Auch Karamsin hatte in den ersten Band seiner russischen Geschichte ursprünglich sehr vieles Abenteuerliche aufgenommen. Die Aushängebogen wurden einzeln, wie sie gedruckt waren, dem gründlichsten Erforscher der älteren russischen Geschichte, dem verstorbenen Krug mitgetheilt. Durch Krug's Kritik und dringenden Rath ließ sich Karamsin bestimmen den Band von Grund aus umzuarbeiten. Später wünschte dann Karamsin jene Bogen zurückzuhaben — natürlich um sie zu vernichten. Krug aber glaubte, es sei der Mühe werth, das Buch in seiner ursprünglichen, etwas monströsen Gestalt der Nachwelt aufzubewahren. Dieses Unicum muß sich jetzt in der Bibliothek der Petersburger Akademie der Wissenschaften befinden.

Da die slawischen Geschichtsforscher mit an sich lobenswerthem Eifer bemüht sind alle Spuren des frühesten Daseins ihres Volksstammes aufzusuchen und darin mitunter sogar zu weit gehen, indem sie sich auf fremde Gebiete verirren — nimmt es fast Wunder, daß sie nicht darauf verfallen sind, den Kaiser Justinian als einen der Ihrigen in Anspruch zu nehmen.

Er hieß eigentlich Upravda, sein Vater Istock, seine Mutter Begleniza —: lauter Namen, die nicht nur sehr slawisch klingen, sondern auch nur aus slawischer Mundart zu erklären sind — in dieser aber ihre nachweisbare Bedeutung haben. Das Dasein einzelner slawischer Ansiedelungen in Mösien, wo Justinian gegen Ende des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung geboren war, ließe sich wohl erklären. Unter den Kriegsgefangenen der Gothen, die als Colonen in den verödeten Ländereien angesiedelt wurden, müssen wohl auch Slawen gewesen sein. Erzählt doch Jornandes von siegreichen Zügen schon des Gothenkönigs Hermanrich gegen Völker dieses Stammes.

Beilage VII.

Zu S. 216.

Es wären im heutigen Rußland wohl mehr Spuren und Zeugnisse normännischer Herrschaft und normännischen Lebens nachzuweisen als im Allgemeinen bekannt sind, aber sie bleiben unbeachtet; zum Theil unstreitig, weil die entsprechenden Kenntnisse in dem Lande nicht sehr allgemein verbreitet sind, und wer zufällig um das Dasein solcher Denkmale weiß, sich nur zu häufig von ihrer Bedeutung nicht Rechenschaft zu geben vermag. Von den leidenschaftlicheren Slawänophilen wird dergleichen dann auch geflissentlich ignorirt, wie das zu geschehen pflegt, wo das politische Parteiwesen auch auf dem Gebiet der Wissenschaft maßgebend wird.

Um nur Eines anzuführen: in einem Theil des Gouvernements Twer, namentlich in dem sogenannten Twerschen Karelien, finden sich Runensteine in bedeutender Anzahl und in eigenthümlicher Ordnung — wie sich leicht erkennen läßt, an Begräbnißstätten.

Grabhügel — Hünengräber — erheben sich an diesen Orten zahlreich neben einander und der Fuß mancher dieser Gräber ist von einem Kreis regelmäßig geordneter Runensteine eingefaßt. — Noch hat kein Sachverständiger diese Steine und ihre Inschriften untersucht — aber es wäre hohe Zeit, daß die Wissenschaft sich um sie kümmerte, denn wie die Bevölkerung sich mehrt, werden diese Todtenfelder mehr und mehr zu Aeckern und die Steine werden immer häufiger zu Chausseebauten und dergleichen verbraucht.

Beilage VIII.

Zu S. 231.

In neuester Zeit ist freilich eine jüngere Schule der Geschichtsschreibung und Forsch… Beflissenen in Rußland bemüht gewesen, Geschlechter-Wesen und Geschlechter-Staat a… bei den Slawen Rußlands nachzuweisen; unter ihnen Solowieff, dessen Arbeiten ge… aller Achtung werth sind. Aber ich gestehe, daß mich seine Gründe, den Zeugni… Procops und Nestors, den Gesetzen Jaroslaws gegenüber, nicht überzeugen.

Natürlich spielt in diesem Streit die Stelle, in welcher Nestor der Lebensweise u… der Sitten der Poläuen gedenkt, eine große Rolle. Sie wird verschieden gedeutet. … handelt sich namentlich auch darum, ob rod (род) Geschlecht, Stamm, Clan bede… oder, wie bei den Kleinrussen auch heute noch, „Familie" im engeren Sinn des Wor… — Weniger scheint beachtet zu werden, was doch unseres Erachtens sehr nahe liegt - nämlich daß Nestor die Lebensweise der Poläuen als eine Ausnahme hervorhebt; … einen Gegensatz bildend zu der Sitte der anderen slawischen Völker, von denen … berichtet.

Beilage IX.

Zu S. 310.

Die Romanows und ihr Name.

Der Name Romanow bedarf einer Erklärung. — Im alten Rußland gab es kei… Geschlechts- und Familiennamen. Nur die Familien der Theilfürsten hatten bleibe… Benennungen, die von dem Sitz ihrer Fürstenthümer hergenommen waren. Sie hieß… z. B. Wäsemsky, d. h. Fürst von Wiäsma — Schuysky, Fürst von Schuya ꝛc.

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sehen wir dann eine Anzahl Familien d… Adels ebenfalls bleibende Benennungen annehmen, von denen einzelne sich auf persönli… Eigenschaften eines Individuums beziehen und ursprünglich neckende Bezeichnungen g… wesen sein können, wie Rumänzow, von Rumänetz, Röthe, Kupfrigkeit im Gesic… Lapuchin, von Lapucha, Windpocke u. dergl. mehr. — Andere waren, man weiß ni… auf welche Veranlassung, aus Benennungen von Thieren gebildet, wie Worontzow, v… Woron, Rabe — Olenin, von Olen, Hirsch — und selbst Murawiew, von Murawe… Ameise. Die meisten sind nicht zu erklären.

Ein großer Theil des Adels aber blieb noch über diese Zeit hinaus der alt… russischen Benennungsweise getreu, der zufolge jedes Individuum der höheren Stän… drei Namen hatte: den eigenen Taufnamen, ein aus dem Taufnamen des Vaters g… bildetes Patronymicon auf —witsch und endlich den zu einem pronomen possesivu… — je nach der Declination auf —ow, —ew oder —yn — gestalteten Taufnamen d… Großvaters.

Den im Heroldsamt zu Petersburg aufbewahrten Familiengeschichten zufolge stammte… so ziemlich alle russischen Adelsgeschlechter von deutschen Rittern ab — oder seltener, v… polnischen Panen oder von tatarischen Edlen — so daß es wirkliche Russen unter ihne… nur ausnahmsweise gäbe. Doch ist das Alles sehr unsicher. Die wirkliche Vergangen… heit ist meist gar nicht zu ermitteln, da die „Ordnungs- und Stufenbücher", die zu… verlässige Auskunft darüber geben könnten, unter dem Zaren Feodor Alexejewitsc… vernichtet worden sind.

Auch das Geschlecht der Zarin Anastasia stammte, der Ueberlieferung zufolge, vo… einem deutschen, wenn wir nicht irren, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts au…

Digitized by Google

Preußen nach Rußland übergesiedelten Ritter, Kobyla, ab — der indessen, dem Namen nach zu schließen, eher ein Lette als ein Deutscher gewesen sein müßte. — Wie dem auch sei — der älteste Ahnherr der Zarin, von dem man, in Ermangelung der vernichteten Stufenbücher, mit Bestimmtheit weiß, ist ein Sachar Iwanowitsch, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gelebt haben muß. Und auch von seinem Dasein ist man nur mittelbar unterrichtet; man folgert eigentlich sein Dasein und seinen Namen nur aus den drei Namen seines Sohns. Daß sein eigener dritter Name nicht ermittelt werden kann, beweist, daß eine unmittelbare Nachricht über ihn nicht vorliegt.

Sein Sohn war ein Bojar, Juriy Sachariewitsch Iwanow, der unter Iwan III. an der Spitze russischer Heere gestanden und eine bedeutende Rolle gespielt hatte († 1501), und nun folgten weiter in gerader Linie: der Okolnitschy Roman Juriyewitsch Sacharjin († 1543) — dessen Kinder: die Zarin Anastasia und ihr Bruder, der Bojar Nikita Romanowitsch Juriyew († 1586) — dann Feodor Nikititsch Romanow, als Patriarch Filaret († 1631). Der hieß nun wirklich Romanow — und dabei blieb man stehen, da der Zar oder Kaiser von Rußland natürlich einen Familiennamen überhaupt nicht führte. Folgerichtig aber hieß der erste Zar aus diesem Hause eigentlich Michail Fedrowitsch Nikityn; der folgende Alexey Michailowitsch Fedorow — und Peter der Große: Peter Alexeyewitsch Michailow.

Deshalb ließ sich dieser Fürst auch zu Saardamm in Nordholland als Zimmermann Peter Michailow einschreiben.

Beilage X.

Zu S. 318.

Wengerski, Slavonia reformata, Ausgabe von 1679, S. 262.

In districtu Albae Russiae, A. 1552, e media Moscovia, tres monachi Graecanici ritus habitusque, vulgo Czernicii, quasi Nigritae, appelati videlicet Theodosius, Artemius et Thomas, Vitebsciam Albae Russiae, amplissimam et celeberrimam civitatem, appulerunt. Hi, nulla alia lingua, praeterquam maternam, nullisque litteris aliis, praeter patriis instituti, idolatricos cultus damnare, idola primum quidem e privatis laribus, mox e publicis delubris confracta ejicere, populum ad invocationem solius Dei per Christum, auxilio S. Sanctu, voce et scriptis, revocavere. Verum cum in primo, propagandae purioris religionis ferrore, odium et furorem superstitiosae, et imagunculis perquam additae plebis, ferre haud possent, exstimulantibus sacrificulis graecanicis, qui ferrum et ignem, omnibus eorum sectatoribus minitabantur, extulere inde pedem, in interiorem Lituaniam delati, ubi iam paulo liberius vox Evangelii personabat. Ac Theodosius quidem Senio confectus, atque octuagenario major, non multo post ad superos migravit. Artemius autem ad Georgium Ducem Slucensem et Copylensem se contulit. Porro Thomas caeteris eloquentior, et cognitione Sacrarum litterarum instructior, ad ministerium Evangelii promotus, atque Pociam, paucis post annis, ubi iam doctrina purior pulullare caeperat, ad instituendos, et in vera cognitione ac pietate confirmandos, fideles, missus est. In qua vocatione fideliter per aliquot annos fungens, et constanter perseverans, morte sua et sanguine, fundamenta jactae doctrinae conspersit, et confirmavit. Cum enim Johannes Basilides, Magnus Moschoviae Dux et Tyrannus, A. 1563. Idib. Febr. Polociam expugnasset, et in cives gravius desaeviret, etiam in

Digitized by Google

Probum illum Christi Praeconem, exemplum crudelitatis statuere decre
eoque gravius, quod hominem suae nationis suaeque religionis aliquando fuis
iam autem in diversa de religione sententia et manere, et constanter persevera
fando accepisset. Is igitur eductum in glaciem Dunae fluvii, fuste prius ca
ejus illiso, glacie perfracta, qua flumen verticosius, praecipitandum cura
Sed neque ex cordibus Vitepsciensium, verbum a monachis illis, non sine I
vino numine sparsum, rediit vacuum. Nam gustato Verbo Dei, pertaesi ido
tricorum cultu, cum ex Lituania, tum ex Polonia V. D. Ministros, et puric
Religionis praecones, non multa interposita mora, accersiverunt, atque dom
publicam audiendis sacris Concionibus, invocando Divino Nomini, administra
disque Sacramentis, in inferiori Castro, prope templum Nativitatis Chri
unanimiter erexerunt. Ab eo tempore et Polocia, urbs Regia, Christo ejusq
verae ecclesiae hactenus praebuit hospitium.

Beilage XI.

Zu S. 371.

Insofern sie sich auf Karamsin bezieht, könnte der Sage doch etwas Wahres zu
Grunde liegen. Auch Karamsin mag die nahe liegende Entdeckung gemacht haben, d
der falsche Dmitry nicht wohl mit Grischka Otrépiew zu identificiren sei. Da hier d
Tradition und die Autorität der russischen Kirche in Frage kam und die Sache groß
Bedenken haben konnte, wäre es natürlich genug, wenn er beim Kaiser angefragt hät
welche Wendung er nehmen solle, und eben so leicht zu erklären, wenn der Kaiser a
gemessen gefunden hätte, der Tradition der Kirche nicht zu widersprechen.

Beilage XII.

Zu S. 382.

Was im Text von dem Hergang auf dem Wahltage zu Moskau berichtet wird, i
nicht mein Eigenthum. Es ist was mir mein längst verstorbener Freund Philipp Kru
als Ergebniß seiner Forschungen mitgetheilt hat.

Leider ist mir der wissenschaftliche Apparat, auf den er diese Darstellung stütz
nach seinem Tode nicht wieder zu Gesicht gekommen. Ich kann mich daher eben nur au
„Philipp Krug" berufen. Doch ist das eine gewichtige Autorität.

Sehr zu bedauern ist, daß mein ehrwürdiger Freund eine Menge Abhandlungen
die in seinem Geist ganz fertig waren und zu denen er auch das Material in groß
Vollständigkeit beisammen hatte, niemals niedergeschrieben hat. Er arbeitete und forsch
weiter und weiter, ohne abzuschließen; so sind die Ergebnisse seiner Arbeiten für di
Wissenschaft zum großen Theil verloren gegangen. Um so mehr hielt ich mich ver
pflichtet die Geschichte der Zarenwahl mitzutheilen, wie er sie ermittelt hatte.

Digitized by Google

Beilage XIII.

Zu S. 390.

Die Worte der Gesandten des Prinzen Wladislaw waren nach Kobierzicki — Dantz. 1655. p. 584 —:

At quis ille? — (Michail Fedrowitsch Romanow nämlich) nullo natalium genere splendidus, unius Coenobiarchae filius, cujus impar esset sceptro nobilitas, quae longe clarior in familiis Mscislaviorum, Suysciorum, Trubeciorum, Galicinorum, Sceremetiorum, Mezetiorum caeterorumque eluceret. Atque si inter Proceres Moschorum de loci dignitate praeeminentiaque plerumque exoriri solerent contentiones, quo animo nunc generosa pectora ferrent aut in postera laturum essent supremum occupantem solium, hominem infimae nobilitatis, aetatisque imbecillae, quem una cum Imperio mater impotens regeret, muliebribus consiliis pessundatura Moschoviam.

Insuper aspernaturos Principes exteros vicinosque Michaelem ut imparem, invasuros ditiones ipsius insultaturosque Provinciis, acuente contemtu illorum audaciam. Redirent itaque ad legitimi Domini obsequium, liberarent sese tam foedo perjurii crimine, neque vindictam ab irato arcesserent Coelo, a clementia vero Vladislaï secure sibi veniam pollicerentur, certique essent gratiae ac munificentiae Magni Ducis.

Die russischen Bevollmächtigten antworten, sie wollten nicht leugnen, daß sie Wladislaw einmüthig zum Großfürsten von Rußland erwählt und ihm den Eid geleistet hätten, er sei aber selbst auf ihre dringenden Bitten nicht gekommen; ihre Gesandten, die ihn einladen und begleiten sollten, seien wider alles Recht gefangen gehalten worden: Rex suam potius quam filii causam egit, Imperium Vladislao delatum ambivit, perque suos emissarios Procerum voluntates flectere studuit, ut sibi potius deferrent regimen utpote aevi Regnique maturo, cui adhuc tenera filii aetas impar esset. Horret animus meminisse insolentiae vestrorum militum, pressi divexatique hospites praeter alimenta, vinum et cupedias, aes extortum, carissima quaeque abducta, raptaque: Uxores filiaeque inspectantibus maritis parentibusque stupris foedatae. Iam vero a mero turbidis perque urbem vagis illata obviis vulnera, rixae, contentiones excitatae, tanto contemtu gentis, ut non alio populares nostri canum Moschoviticorum, proditorum, latronum nomine compellarentur. Ad extremum nec a templis sacrariisque manus abstinuere: Metropolis incensa redactaque in favillam, thesauri longa Ducum parsimonia coacervati, direpti, vastatum Imperium, res fortunaeque pessundatae, quam immanem vestrorum arguunt insolentiam!

Dieser Zustand sei nicht länger zu ertragen gewesen, ohne Regenten sei das Reich zu Grunde gegangen, und da Wladislaw nicht habe kommen wollen, habe Nothwendigkeit sie gezwungen einen anderen Fürsten zu wählen und sie hätten ihre Stimmen auf Michail Fedrowitsch vereinigt:

Licet vero, prout asseritis, non tam illustri genere ortus sit, in cassum it objicitur, quandoquidem eum aeterni Numinis beneficium Regibus quibusvis Maximis parem esse jusserit, faventis coeli calculo eum splendorem acceperit, qui natalium compensavit claritudinem. Neque vos, o Legati, decet contumeliosis incessere dictis Christum Domini, ni a dicendis abstinetis injuriis, paria de vestro Principe mox audituri estis: qui apud nos vestris non eget elogiis, frustra nobis invitis illum obtruditis, desistite rem tractu temporis evanidam memorare, nullatenus jam restituendam.

Digitized by Google

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Staatengeschichte

der neuesten Zeit.

Einundzwanzigster Band.

Th. v. Bernhardi,
Geschichte Rußlands und der europäischen Politik
in den Jahren 1814 bis 1831.

Zweiter Theil.
Zweite Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1875.

Digitized by Google

Geschichte Rußlands

und der europäischen Politik

in den Jahren 1814 bis 1831.

Von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Theil.

Einleitung.

Zweite Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1875.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Drittes Buch.

Rußland seit Peter dem Großen.

Erstes Kapitel.

Seite

Die ersten Regierungsjahre Peters; — die Poteschnye; — erste Kriegsflotte auf dem Don; — Eroberung von Asow; — Peters erste Reise in die Fremde; — Strelitzen-Aufstand; — Peters Reformen; — Verhältnisse der Bauern; Rekrutirungen und Kopfsteuer.
Der nordische Krieg; — Peter am Pruth; — der Nystädter Friede 1

Zweites Kapitel.

Peter beseitigt das russische Patriarchat; — Stephan Jaworsky, Exarch der russischen Kirche; — Feofan Prokopowitsch; — Leibnitzens Einfluß auf die Organisation Rußlands; — der Senat; — die Collegien; — die Provinzial-Regierungen.
Der Untergang des Zaréwitschs Alexey Petrowitsch; — die Patriarchenwürde förmlich abgeschafft; — der Synod; — Feofan Prokopowitschs kirchliches Reglament; — Strenge gegen die Altgläubigen.
Peters des Großen Thronfolge-Ordnung 32

Drittes Kapitel.

Peters Rangordnung; — Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften; — Peters vorzeitiger Tod.
Katherina I. durch Menschikow auf den Thron erhoben; — Feodosiy Janowskys Ende; — Deviers angebliche Verschwörung; — Katherinas Tod, ihr angebliches Testament. Peter II.; — seine Verlobung mit Marie Menschikow; — Menschikows Sturz; — die Herrschaft der Dolgorukys; — Uebersiedelung nach Moskau; — Peters II. früher Tod 63

Viertes Kapitel.

Die Großfürstin Anna Iwanowna zur Kaiserin erwählt; — die Wahlcapitulation und die oligarchische Verfassung von der Kaiserin angenommen; — Spaltungen im russischen Adel, verschiedene Verfassungs-Entwürfe; — Staatsstreich, der Anna Iwanowna zur Selbstherrscherin erhebt und den Charakter der russischen Regierung für die Folge bestimmt.

Sichtbare Unzufriedenheit der Altrussen und der Kirche; — Errichtung neuer Garde-Regimenter; — Rückverlegung der Regierung nach Petersburg; — Brände; — Birons Herrschaft; — der Türkenkrieg.
Verschwörung und Untergang der Dolgorukys; — Wolynskys Verschwörung und Ende. — Tod der Kaiserin Anna und ihr Testament; — Iwan Antonowitsch Kaiser; — Biron Regent und gestürzt; — Anna Leopoldowna Regentin; — Revolution, die Elisabeth Petrowna auf den Thron erhebt . . . .

Fünftes Kapitel.

Elisabeths Regierung; — Zufriedenheit der Kirche; — Unzufriedenheit im Lande; — wirkliche und angebliche Verschwörungen; — Vermählung der Kaiserin mit Rasumowsky; — Krieg und Friede mit Schweden.
Kampf des Kanzlers Bestuschew, erst mit Lestocq, dann mit den Schuwalows; — Rußlands Antheil am siebenjährigen Kriege; — Bestuschews Sturz; — Gründung der Akademie der Künste; — Vorherrschen französischer Bildung.
Peters III. kurze Regierung und sein Untergang; — Katherina II. Kaiserin . . 1[illegible]

Sechstes Kapitel.

Katherinas schwierige Lage; — Umtriebe der Fürstin Daschkow; — Verschwörungen; — Einziehung der Kirchengüter; — Mirowitsch, Versuch Iwan Antonowitsch zu befreien; — Absetzung des Bischofs von Rostow; — Beschränkung des Senats; — Einrichtung des geheimen Staatsraths; — deutsche Colonien im Innern Rußlands; — die gesetzgebende Versammlung zu Moskau . . . 2[illegible]

Siebentes Kapitel.

Die Angelegenheiten Polens; — das Haus Czartoryski und seine Pläne; — Stanislaus August Poniatowski zum König von Polen erwählt; — Rußlands Einmischung zu Gunsten der polnischen Dissidenten; — vergeblich versuchte Verfassungs-Reformen in Polen; — die Conföderation zu Radom und ihr Sieg; — die Conföderation zu Bar und ihre Zwecke.
Krieg dieser Conföderation gegen Poniatowski und Rußland; — Neutralität der polnischen Kron-Armee; — Türkenkrieg; — die Pest in Moskau.
Besitznahme der Zips von Seiten Oesterreichs; — Preußens und Oesterreichs angebotene Friedensvermittelung; — Theilung Polens; — der Friede zu Kutschuk-Kainardschi.
Verbesserte Organisation der Provinzial-Regierungen im Innern Rußlands; — die angebliche Verschwörung der Großfürstin Natalie . . . . 2[illegible]

Achtes Kapitel.

Katherinas Regierung unter Potemkins Einfluß; — großartige Pläne Constantinopel zu erobern und ein griechisches Reich herzustellen.
Aufhebung der Kosacken-Verfassung; — Einführung der Leibeigenschaft in Klein-Rußland.
Katherinas Bündniß mit Joseph II.; — ihr Triumphzug nach Kiow und Cherson; — Unterwerfung der Krimm; — Rußlands Krieg mit der Türkei und Schweden; — Friedensschlüsse zu Werelä und zu Jassy . . . . 2[illegible]

Neuntes Kapitel.

Die letzten Zeiten der Republik Polen; — Umtriebe der angeblich patriotischen Partei; — der Reichstag von 1788; — die Verfassung vom 3. Mai 1791; — Widerspruch, den sie in Polen und Litthauen hervorruft.

Digitized by Google

Seite

Conföderation zu Targowice; — Einrücken der Russen in Polen; — ihr Sieg ohne Kampf; — der Reichstag zu Grodno und dessen stumme Sitzung; — die zweite Theilung Polens.
Katharinas weitere Pläne gegen die Türkei; — Aufstand der Polen; — Madalinski, Kosciuszko; — die Erstürmung von Praga; — letzte Theilung und gänzlicher Untergang Polens.
Katharinas Krieg mit Persien; — die lateinische Kirche und die Jesuiten in Rußland; — Plan, den Großfürsten von der Thronfolge auszuschließen; — Machtlosigkeit der Altrussen; — Beamten-Adel 298

Zehntes Kapitel.

Der Kaiser Paul; — Besborodko für die Auslieferung der geheimen Papiere zum Fürsten ernannt; — die neuen Günstlinge, Kutaisow, Araktschejew, Rostoptschin.
Auswärtige Politik; — friedliche Absichten; — Interesse für den Malteser-Orden; — Krieg mit Frankreich; — Einfluß der Brüder Litta, des Cardinals und des Kaisers; — der Kaiser Paul Großmeister des Ordens; — seine phantastischen Pläne.
Die Jesuiten in Rußland und ihre Fortschritte; — Littas Versuche, die Autorität des päpstlichen Stuhls in Rußland auszudehnen; — seine Uebereilungen und seine Verbannung; — Unglück der russischen Waffen in der Schweiz; — Bruch mit Oesterreich und mit England; — freundschaftliches Verhältniß des Kaisers zu Napoleon Buonaparte; — Plan eines Eroberungszuges nach Indien.
Der Jesuit Pater Gruber am Hof; — feste Ansiedelung der Jesuiten in Petersburg; — Siestrzencéwicz beseitigt, die Jesuiten Herren der lateinischen Kirche in Rußland; — Thätigkeit in ganz Rußland; — der Jesuiten-Orden auf Verwendung des Kaisers von Rußland durch päpstliche Bulle wieder hergestellt.
Ende des Kaisers 367

Viertes Buch.

Alexanders I. Regierung bis zum Wiener Congreß.

Erstes Kapitel.

Seite

Das Wesen der neuen Regierung; — ihre friedlichen Absichten; — vielfach verfügte Neuerungen; — Friedensschlüsse mit England und Frankreich; — Graf Pahlen entfernt; — die Vertrauten des Kaisers; — Einrichtung der Ministerien; — die Minister und ihre Gehülfen; — Errichtung neuer Universitäten und Schulen; — die Befugnisse des Senats festgestellt; — Versuche, die Leibeigenschaft aufzuheben 438

Zweites Kapitel.

Auswärtige Politik; — Zusammenkunft mit dem König von Preußen; — entstehende Spannung mit Frankreich; — Entschädigungen der deutschen Fürsten; — Angelegenheiten des Malteser-Ordens; — Vernègues; — Vermittelung zwischen Frankreich und England; — Markows Auftreten in Paris; — Ermordung des Herzogs von Enghien; — Czartoryskis Politik; — Coalition gegen Frankreich; — Krieg 1805; — Czartoryskis Versuch, einen Krieg mit

Seit

Preußen herbeizuführen; — Austerlitz; — Krieg 1806 und 1807; — Czartoryskis Rücktritt; — Friede zu Tilsit 47

Drittes Kapitel.

Die Zeit der Freundschaft Alexanders und Napoleons; — Veränderung des russischen Ministeriums; — Araktschejew; — Speransky; — allgemeine Unzufriedenheit; — Krieg mit Schweden und der Türkei; — der Congreß zu Erfurt; — der Friede mit Schweden zu Friedrichshamm; — Krieg mit Oesterreich 1809; — Kamenskys Feldzug an der Donau 54

Viertes Kapitel.

Die innere Verwaltung Rußlands während dieser Jahre; — Speranskys universelle Thätigkeit; — Umgestaltung des Ministeriums und der Behörden; — Finanzen; — Gesetzgebung; — Unzufriedenheit der altrussischen und Leibeigenschafts-Partei; — ihre Intriguen gegen Speransky 61

Fünftes Kapitel.

Steigende Spannung zwischen Rußland und Frankreich; — Alexanders neue polnische Pläne; — sein Briefwechsel mit Adam Georg Czartoryski; — Unterhandlungen mit Preußen; — Speranskys Sturz.

Begünstigung der Jesuiten und ihre Gründe; — Krieg und Frieden mit der Türkei; — die letzten Unterhandlungen mit Napoleon.

Der Feldzug 1812; — der Erfolg; — Alexanders beginnender Mysticismus . . 654

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser Alexander in Polen; — neue Beziehungen zu Adam Georg Czartoryski; — Bündniß mit Preußen; — der Frühjahrsfeldzug 1813; — Oesterreichs Beitritt zum Bunde; — der Friedens-Congreß zu Prag; — der Herbstfeldzug 1813; — die Berathungen zu Frankfurt a. M. und Langres; — der Congreß zu Chatillon; — der Feldzug in Frankreich; — Napoleons Sturz; — die Rückkehr der Bourbons; — Frankreichs parlamentarische Verfassung . . 719

Beilagen zum dritten und vierten Buch.

Seite

Beilage I. Zu S. 117. Denkwürdigkeiten Katherinas II. 531
Beilage II. Zu S. 218 532
Beilage III. Zu S. 234. Bittschrift der polnischen Dissidenten 533
Beilage IV. Zu S. 245 533
Beilage V. Zu S. 295. Die Herzogin Auguste von Württemberg . . . 534
Beilage VI. Zu S. 376 535
Beilage VII. Die Bourbons in Mitau 535
Beilage VIII. Zu S. 423 536
Beilage IX. Zu S. 456 536
Beilage X. Zu dem Feldzug 1807. Kamensky, Knorring, Bennigsen . . . 537
Beilage XI. Zu S. 616. Die russischen Universitäten 544
Beilage XII. Zu S. 699. Rosenkampff 545

Digitized by Google

Drittes Buch.

Rußland seit Peter dem Großen.

Erstes Capitel.

Die ersten Regierungsjahre Peters; — die Poteschnye; — erste Kriegsflotte auf dem Don; — Eroberung von Asow; — Peters erste Reise in die Fremde; — Strelitzen-Aufstand; — Peters Reformen; — Verhältnisse der Bauern; Rekrutirungen und Kopfsteuer.
Der nordische Krieg; — Peter am Pruth; — der Nystädter Friede.

Je mehr wir uns der neuesten Zeit nähern, desto mehr dürfen wir das Thatsächliche der russischen Geschichte, den Gang der Ereignisse im Allgemeinen als bekannt voraussetzen, namentlich die Beziehungen Rußlands zu den auswärtigen Mächten und seinen Antheil an der internationalen Politik. Wir können demnach leicht darüber hingehen, um bei den Erscheinungen des geschichtlichen russischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert zu verweilen, die weniger bekannt oder vorzugsweise geeignet sind, ein Verständniß der damaligen Zustände des Landes zu vermitteln, wie der späteren Geschichte, die sich daraus entwickelt hat.

Als der Zar Peter Alexeyewitsch in der am Schluß des zweiten Buchs erzählten Weise an die Spitze des Staats getreten war, konnte es, trotz seiner entschiedenen Neigungen, im Anfange zweifelhaft scheinen, ob eine Umgestaltung des Reichs im Sinn europäischer Civilisirung auch nur versucht werden sollte. Der Familienanhang der Narischkins und Lapuchins, der den jungen Zaren unterstützt hatte, war alt-russisch gesinnt gleich den Rebellen; Peters Mutter, die Zarin Natalia, und seine Gemahlin Eudoxia Lapuchin lebten natürlich in denselben Ansichten; für sie wie für ihre Verwandten hatte sich der Streit zwischen der Zarewna Sophia und ihrem Bruder lediglich um ein persönliches Interesse gedreht, und was den Patriarchen Joachim betrifft, der auch auf Peters Seite gestanden hatte, so

Digitized by Google

eiferte er gegen Fremdgläubige nicht minder als gegen den Raskol; auf dem Sterbebett, in seinem letzten Willen, sprach er das Verlangen daß alle Anhänger der lateinischen Kirche, Lutheraner und Mohamed als Feinde Gottes verbrannt und ihre Bethäuser niedergerissen we möchten. — Es gehörte die Energie eines großartigen Charakters in diesem widerstrebenden Element durchzubringen.

Zunächst war der Zar Peter in mancher Beziehung ohnmächtig, er die europäische Bildung, nach der er strebte, doch nur von Hörens kannte und nur eine sehr ungewisse Vorstellung davon hatte; und da nächsten Verwandten, der Vater und die jüngeren Brüder der Z Natalia, selbstverständlich in hohe Aemter einrückten, wurde zu Anf der neuen Regierung sogar manches von dem, was der Fürst Wa Galitzyn betrieben hatte, wieder rückgängig gemacht. So dachte niem daran, die höheren Unterrichts-Anstalten in Thätigkeit zu setzen, deren lage Galitzyn begonnen hatte; den Fremden wurde der Eintritt in Reich wieder verwehrt; nur wer auf Befehl des Zaren kam, sollte gelassen werden, dann aber auch Rußland nicht wieder verlassen dür — und neu erwacht zeigte sich auch die Unduldsamkeit gegen Fre gläubige.

Zuerst schienen die Reform-Bestrebungen des jungen Zaren ausschließ auf das Kriegswesen gerichtet. Der Krieg, in den man sich verwick fand, und der schlechte Erfolg der ersten Feldzüge hatten zur Genüge gethan wie nothwendig eine bessere Verfassung der russischen Heere Doch bewegten sich die Neuerungen, die Peter auf diesem Gebiet einführ zunächst innerhalb ziemlich enger Grenzen — und vor allem: sie trat keineswegs so plötzlich, gleich einer Zauber-Erscheinung, in das Leben, das des größeren Effects wegen häufig geschildert wird, seitdem Volta die Geschichte Peters des Großen zum Gegenstand seiner Redekünste gema hat. Bekannt ist, daß dieser Fürst seine militärischen Spielgenossen (Poteschnye) unter Leforts Leitung erst in zwei Compagnien — die Pr brashenskische und die Semenowsche — eintheilte und dann aus dies die beiden Garderegimenter gleichen Namens bildete. Aber es sind es nur diese beiden Garderegimenter aus den Poteschnye hervorgegangen nicht, wie wohl erzählt wird, die gesammte europäisch organisirte Heere macht des russischen Reichs. Es darf nicht vergessen werden, daß es Rußland schon seit der Regierung Alexeys eine Anzahl nach deutscher Muster gebildeter und von fremden Offizieren geführter Regimenter ga Da sie an den Grenzen verwendet waren, mochte Peter, als Knabe a den Anblick der Strelitzen gewöhnt, wenig davon gesehen haben — ein ganz neue Erscheinung in Rußland waren sie aber nicht. Sie wurde zunächst nur wenig vermehrt.

Auch der Gedanke, eine russische Flotte zu gründen, der bald leiden schaftlich in dem jungen Fürsten erwachte, war nicht ganz neu. Auch

Digitized by Google

dazu waren unter seinem Vater einige Voranstalten getroffen — aber freilich unter Feodor und der Zarewna Sophia auch wieder aufgegeben worden und in Vergessenheit gerathen. Schon Zar Alexey hatte sich mit dem Gedanken beschäftigt, auf den Strömen Rußlands eine geregelte, kunstgerecht gehandhabte Flußschifffahrt zu organisiren, die Handel und Betriebsamkeit im Lande fördern sollte. Dazu waren Schiffbauer aus der Fremde, aus Holland herbeigerufen und Fahrzeuge gebaut worden.

Bekanntlich zog ein kunstgerecht gebautes, aber unbrauchbar gewordenes Boot, das er unter beseitigten alten Sachen auf dem „Ismailowschen Flachshof“ bemerkte, die Aufmerksamkeit des Zaren auf sich. Er wollte es hergestellt haben; einer der unter seinem Vater ins Land gerufenen holländischen Schiffbauer, Carsten Brandt, war noch in der „Deutschen Slobode“ aufzufinden; er mußte das Boot wieder in Ordnung bringen, das bald, zu Peters Freude, von neuem auf der Moskwa schwamm und jetzt in Petersburg als „Großvater der russischen Flotte“ an geheiligter Stätte aufbewahrt wird.

Die zufällige Entdeckung erweiterte den geistigen Horizont Peters in einer Weise, die für sein ganzes Wesen charakteristisch ist. Es erwachte in ihm der Gedanke, auf den Strömen, die nach Süden fließen, namentlich auf dem Don, eine Kriegsflotte zu schaffen, die in jedem Krieg mit den Tataren dem Landheer eine mächtige Stütze sein und es den Russen eigentlich erst möglich machen konnte, jenseits der öden Steppe, am Ufer des Schwarzen Meeres, festen Fuß zu fassen. Auf den Schiffswerften, die an der Moskwa und an dem Perejaslawschen See angelegt wurden, arbeitete Peter mit eigener Hand unter den holländischen Schiffszimmerleuten, die von neuem herbeigerufen wurden. Nach dem Meer ging, mit richtigem Instinct, all sein Verlangen; um es zunächst selbst kennen zu lernen, eilte er wiederholt nach Archangel, und dort sah er nicht nur fremde Schiffe — er sah auch, daß seinen Landsleuten das Meer nicht ganz so fremd war, wie er zu Moskau glauben konnte. Er fand an einer fernen Küste kühne und gewandte russische Seeleute, denen zwar die wissenschaftlichen Kenntnisse fehlten, die eine weitere Seereise voraussetzt, die aber ihre Fahrzeuge auf dem Robbenfang in den stürmischen Meeren des Nordens und an den gefährlichen Küsten kühn und gewandt zu handhaben wußten. — Bekannt ist unter so vielen Erlebnissen des rastlos thätigen Zaren, daß ihn auf seiner Fahrt nach dem Ssolowetzkischen Kloster auf der einsamen Insel im heftigen Sturm, der das Schiff in dringende Gefahr brachte, der Bootsmann Antip Panow mit seemännischem Bewußtsein und den Worten: „das verstehe ich besser als Du!“ vom Steuerruder zurückwies.

Als sich dann Peter gehörig vorbereitet glaubte, nahm er den Krieg wieder thätiger auf, aber er wendete seine Waffen nicht gegen die Tataren, sondern unmittelbar gegen die Türken, die Asow inne hatten, den festen

Punkt am südlichen Meer, um den es ihm zu thun war. Noch wa die Kriegsschiffe nicht vollendet, die zu Woronesh am Don gebaut wur und darum hauptsächlich führte der Zug im ersten Jahr (1695) n zum Ziel; Asow hatte von der Seeseite nicht eingeschlossen werden könn Auch war Peter wohl gewahr geworden, daß es seinem Heer an geschic Ingenieuren und Artilleristen fehlte. Auf sein Verlangen sendeten i die gegen die Türkei und Ludwig XIV. von Frankreich verbündeten Mä — da Allen in diesem Doppelkriege gegen Frankreich und die Pforte da: gelegen war, daß Rußland wenigstens die Macht der Tataren auf nahm —, der Kaiser Leopold von Deutschland, Kurbrandenburg u Holland, ausgezeichnete Offiziere der beiden Waffen, die dem russisc Heer vorzugsweise fehlten. Durch eine Flotte unterstützt, die sich Don hinab und in das Meer hinaus wagte, war die russische Landma im zweiten Jahre (1696) glücklicher; Asow wurde erobert und von eur päischen Ingenieuren, namentlich von dem zur Zeit auch als Schriftsell in seinem Fach rühmlich bekannten Burgsdorf, neu befestigt.

Ein wichtiger Gewinn, den Peter wohl zu würdigen wußte und nützen dachte, während die Russen im Allgemeinen nur mit Mißtrau und Mißfallen beobachteten was hier eingeleitet wurde. Rußland be nun einen, wenn auch schmalen, Küstenstrich am südlichen Meer, ein Hafen an der Mündung des Don, des einzigen schiffbaren Stroms, d in das Asowsche Meer fällt, und Peter dachte diesen Hafen zu dem Hau Handelsplatz seines Reichs zu erheben. Das Archangel nicht genüg Rußland mächtig in den Welthandel zu ziehen und einen unmittelbar Verkehr mit den Culturländern des Westens zu vermitteln, der alle El mente der Civilisation in dem weiten Reich wecken könne, das war ih einleuchtend geworden. Schifffahrt und Handel waren dort jedes Ja auf wenige Sommerwochen beschränkt und überhaupt konnte der Ort, einer öden Küste gelegen und durch weite Einöden von den belebten Provinzen des Landes getrennt, nur für das Flußgebiet der nordisch Dwina als angemessener Stapelplatz gelten.

Doch sah der Zar Peter auch sofort, daß es für Asow einer Nach hülfe bedurfte, um es zu dem zu machen, was es nach seinem Willen sei sollte. Der schiffbare Don reicht mit seinen Quellen nicht bis in da eigentliche Herz Rußlands hinauf und sein Lauf geht durch die Pferde weiden der Kosacken und die zur Zeit unbebaute Steppe. Die Hauptade Rußlands war damals, wie sie es noch jetzt ist, die Wolga, aber diese mächtige Strom, der sich schiffbar durch die wichtigste Region Groß-Ruß lands zieht und dann nach Südosten wendet, mündet in das Kaspische Meer und konnte, über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, nur dem Handel mit den Völkern des inneren Asiens als Straße dienen: einem Handel, der an sich wenig bedeutend war und nicht fördernd auf das Leben Rußlands zurückwirken konnte.

Digitized by Google

Doch glücklicher Weise schien es möglich Allem abzuhelfen, was der natürliche Lauf dieser Gewässer vermissen ließ, vermöge der Kamyschinka, die in die Wolga mündet, und der Ilawla, die sich in den Don ergießt, eine schiffbare Verbindung zwischen den beiden Strömen herzustellen und so dem ganzen, weiten Flußgebiet der Wolga einen Ausweg in das Asowsche, in das Schwarze Meer zu bahnen. Nur ein schmaler Landrücken war zwischen den genannten Nebenflüssen der beiden Hauptströme zu durchstechen. Und wie es in dem Wesen Peters lag, überall sofort und ohne Säumen zur That zu schreiten, wurde auch hier sofort Hand an das Werk gelegt; nur wenige Monate nachdem Asow in die Gewalt der Russen gekommen war (1697). Da kein wirklich Sachverständiger zur Stelle war, geschah dies freilich ohne daß man die örtlichen Verhältnisse zuvor gehörig ermittelt hätte und die Schwierigkeiten erwiesen sich größer als das ungeübte Auge ermessen konnte. Aber Peter der Große war nicht der Mann, den ein anfängliches Mißlingen entmuthigen konnte, und das Unternehmen wurde später, unter veränderten Umständen, nur aufgegeben, um durch weitaus größere, umfassendere Entwürfe ersetzt zu werden.*)

Zunächst glaubte sich nun der Zar des Besitzes von Asow so sicher, daß er die weitere Führung des Kriegs seinen Generalen überlassen dürfe, um selbst Pläne auszuführen, deren Wichtigkeit in seinen Augen weit über die Bedeutung aller einzelnen Aufgaben des Augenblicks hinausging. Er wollte die europäische Welt sehen und kennen lernen, der er Rußland nachzubilden hoffte.

Eine Verschwörung, die er mit rascher Geistesgegenwart entschlossen im Keim zu ersticken wußte, hielt ihn so wenig ab als der Tod seines Bruders Iwan, der zu Anfang des Jahres 1697 (am 29. Januar) erfolgte, und schon im Februar trat er die Reise in die Fremde an, die ihn wie bekannt, durch Liefland und Ostpreußen, nach Deutschland, Holland und England führte. Er hatte das Reich der Obhut des Bojaren Fürsten Feodor Jurjewitsch Romodanowsky und der Sache nach wohl vorzugsweise des tapferen und zuverlässigen Patrik Gordon anvertraut und glaubte sich gesichert — aber eine neue Verschwörung, viel ernster und gefährlicher als jene erste und, gleich ihr, im Sinn der Zarewna Sophia, wenn nicht von ihr geleitet, rief ihn eilig aus Wien in die Heimat zurück, ehe er, seinem Plan gemäß, auch Italien besuchen konnte.

Das Alt-Russenthum hatte sich gegen ihn erhoben und dachte seine Abwesenheit zu benützen. Die Unzufriedenheit war groß und unter allen Ständen verbreitet im weiten Reiche. Alle verletzte die ausgesprochene Verachtung, mit der der Zar russisches Leben und russische rohe Sitte und Unwissenheit und selbst die russische Kirche behandelte, die solche Zustände

*) Stuckenberg, Beschreibung aller im russischen Reiche gegrabenen oder projectirten schiff- und floßbaren Canäle. St. Petersburg, 1841. S. 462 u. ff.

Digitized by Google

hegte und pflegte; Alle verdroß, daß die Fremden, deren Hülfe man all dings nicht entbehren konnte, wenn die Dinge in Krieg und Frieden leidli gehen sollten, nicht mehr, wie bisher, als nützliche Werkzeuge, aber Wei untergeordneter Art, mit Geringschätzung behandelt werden durften; d ihnen eine äußere Stellung angewiesen wurde, die ihrer wirklichen B deutung im Staat entsprach; die Bojaren und ihre Familien waren e pört darüber, daß der Zar bereits angefangen hatte ihre Söhne in Fremde, in die Länder der Gottlosen, zu senden, um sich dort zu frem ländischem Wesen zu bilden; und gleich den Prälaten waren auch Bojaren im höchsten Grade ungehalten darüber, daß ihnen der Zar drückende Verpflichtung auferlegte, Kriegsschiffe, deren Zahl er ganz wi kürlich festsetzte, auf eigene Kosten bauen zu lassen. Die Strelitzen endli die fertige Streitmacht des alten Rußlands auch im neuen, waren dadur auf das Aeußerste gereizt, daß sie nicht mehr gebietend auftreten sollten daß sie sich den europäisch disciplinirten Truppen und den fremden Offi zieren nachgesetzt sahen, daß sie sogar aus ihrer Mitte Rekruten für diej verhaßten Regimenter liefern mußten und daß endlich sogar die Red davon war, sie selbst unter das Gebot einer wirklichen Disciplin zu beugen

Geistliche waren es vor allem, die den Unwillen der Strelitze schürten; die seltsamsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt und geglaub Der Zar, hieß es, kehre an der Spitze eines fremdländischen Heeres zurück um wider Vernunft und Gewissen fremde Tracht, das Abscheeren der Bärt und das Tabakrauchen mit Gewalt einzuführen. Die Strelitzen waren großentheils Altgläubige; die Art, wie die lateinische Unsitte des Bart scheerens und die unter den Raskolniks als Laster und Sünde verurtheilt Gewohnheit des Tabakrauchens hervorgehoben wurden, erinnert unmittel bar an den Stoglawnik und beweist, daß diejenigen, die das herrschend Mißvergnügen zu einem Staatsstreich benützen wollten, vorzugsweise au den Fanatismus der Raskolniks rechneten; ja daß die Priester, die zunächs das an der litthauischen Grenze stehende Strelitzenheer aufzuregen suchten offen oder im Stillen der Secte der Altgläubigen angehörten.

Der Plan war, wie die Gefangenen später bekannten, die Strelitzen von der litthauischen Grenze her gegen Moskau in Bewegung zu setzen, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, alle Fremden und alle der fremden Sitte geneigten Russen zu erschlagen, den Zaréwitsch Alexey, den einzigen Sohn Peters, der kaum sieben Jahre zählte, zum Zaren auszurufen und die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit der Zarewna Sophia zu übergeben. Doch sagten Alle aus, daß die Zarewna selbst dem Unter nehmen fremd geblieben sei.

Es gelang dem Eifer der Priester, die Strelitzen (im Juni 1698) in Bewegung zu bringen. Sie ermordeten diejenigen ihrer Offiziere, die sich dem Aufstand nicht anschließen wollten, erwählten andere an ihrer Stelle und brachen, 8000 an der Zahl, von Toropetz gegen Moskau auf.

Digitized by Google

Abgesehen davon, daß ein kleiner Bruchtheil des Adels und selbst der Geistlichkeit den beabsichtigten Neuerungen geneigt war, kam dem abwesenden Landesherrn wohl vor allem zu Statten, daß der Aufstand so unverkennbar das Zeichen des Raskols an der Stirne trug. Wohl oder übel mußten die herrschende Kirche und ihr Anhang, obgleich im Innern auch unzufrieden genug, sich auf die Seite der Regierung stellen.

Der Generalissimus Scheïn zeigte sich verzagt, so daß Patrik Gordon ihn nur mit Mühe bewegen konnte den Strelitzen an der Spitze von 4000 Mann des Adel-Aufgebots entgegen zu ziehen. Gordon selbst schloß sich mit 3000 Mann geregelter Truppen und einer verhältnißmäßig zahlreichen Artillerie — 27 Stücke — an und besiegte die Aufständischen mit Leichtigkeit (am 18. Juni 1698) sechsundvierzig Werst vor Moskau, bei dem Auferstehungs-(Woskresensky-)Kloster; 4600 Strelitzen wurden gefangen, die übrigen lagen todt auf der Wahlstatt.

So war denn der Aufstand bereits glücklich besiegt als der Zar Peter wieder in Moskau eintraf (25. Aug. a. St.). Aber der Landesherr übte nun ein furchtbares Strafgericht, nicht aus blinder Rachsucht, sondern weil er es für nothwendig hielt, um seine weitreichenden Pläne durchführen zu können. Nur fünfhundert der gefangenen Strelitzen wurden gebrandmarkt in die Verbannung geschickt, die große Mehrzahl wurde zu Hunderten an einem Tage hingerichtet — und, was an die wildesten Zeiten erinnert, drei der Unglücklichen wurden unmittelbar vor den Fenstern der Zarewna Sophia gehenkt, Bittschriften in den Händen, die an sie gerichtet waren.

Die Zarewna selbst wurde gezwungen den Schleier zu nehmen und die Zarin Eudoxia, Peters Gemahlin, die ihren leidenschaftlichen Eifer für die alte Landessitte nicht verbarg, desgleichen. — Die Zarin Natalia, Peters Mutter, war bereits einige Jahre früher (1695) gestorben.

Die Schaaren der Strelitzen wurden gänzlich und für immer aufgelöst. Der Zar war alles Widerstands Meister und unbedingt Herr des Landes geworden.

Peters Gesichtskreis hatte sich in der Fremde mächtig erweitert; er wußte nun genau und bestimmt was er wollte, und er gebot einer Macht, die sich von allen Fesseln des Hergebrachten und Gewohnten frei gemacht hatte. Eine von Grund aus vollständige Umgestaltung Rußlands war, was er nun mit bestimmterem Bewußtsein als früher beabsichtigte, und wie das in seiner durchaus auf das unmittelbar Praktische und handgreiflich Nützliche gerichteten Natur lag, war Holland das Vorbild geworden, dem er Rußland so viel als möglich nachbilden wollte. Die Vorliebe für Alles, was an Holland erinnern konnte, zeigte sich selbst in allem Nebensächlichen; alle Lustschlösser und Gärten, die er anlegte, sollten

Digitized by Google

holländische Vorbilder vergegenwärtigen, und selbst dem kleinen hölzern Hause, das er zuerst in dem heutigen Petersburg bewohnte, suchte er du die Art, wie die Außenseite angestrichen war, das Aussehen eines holl dischen Ziegelbaues zu geben.

Um die Neubildung Rußlands vollständig und unwiderruflich machen, sollten nicht blos der Mechanismus und die Formen der V waltung umgestaltet werden, sondern auch alle Einrichtungen des H und die gesammte Umgebung des Landesherrn, ja die ganze äußere scheinung des Lebens überhaupt und der Charakter des gesellschaftlic Verkehrs. Die Umgebung des Zaren wurde nach dem Vorbild der deutsch Höfe neugestaltet, und um Gegenwart und Zukunft scharf und bestim von der Vergangenheit zu unterscheiden, als etwas durchaus Anderes hi zustellen, wurden selbst die an den deutschen Höfen üblichen Benennung der Hofämter nicht etwa in das Russische übersetzt, sondern unveränder angenommen. Die höheren Stände wurden unerbittlich gezwungen de Bart abzulegen; nur Greise, die Geistlichen und die Bauern durften ih behalten. Auch die Nationaltracht wurde aus den Kreisen des Hofs un der höheren Gesellschaft verbannt, die großentheils sehr ungeschlachten B jaren wurden sammt ihren Frauen und Töchtern in europäische Gewänd nach französischem Zuschnitt gezwängt und sollten sich nun urplötzlich b nehmen wie wohlerzogene Leute.

Doch das waren Aeußerlichkeiten, über die der Zar keineswegs da Wesentliche vergaß. Es war ihm vollkommen klar geworden, daß er ein ausgedehntere und zugänglichere Seeküste gewinnen müsse als am Weiß Meer oder selbst bei Asow zu finden war, um den Verkehr mit der Fremd zu einem unmittelbaren und gesteigerten machen zu können, der dem Land Elemente der Bildung in genügender Menge zuführe. Er wußte sich z sagen, daß es wohl kaum möglich sein werde der Gewohnheiten des natio nalen Daseins endgültig und auf die Dauer Herr zu werden, wenn de Sitz der Regierung in Moskau blieb. Er wußte, daß er die Hauptstad des Reichs verlegen müsse und zwar an die Küste des Meeres, dorthi wo sie zu der bedeutendsten Handelsstadt Rußlands werden konnte, noth wendiger Weise in beständigem Verkehr mit der Fremde und unter desse belebendem Einfluß stand. Er wußte endlich, daß er den hauptsächliche Widerstand von Seiten der Kirche erwarten müsse, daß aber hier ein Unterschied zu machen sei; daß die Regierung der herrschenden Kirche wohl Herr werden könne, der Secte der Altgläubigen aber nicht, und daß er demnach der einen und der anderen gegenüber sehr verschiedene Wege ein zuschlagen habe. Sein Streben ging folgerichtig dahin, die herrschende Kirche sich zu unterwerfen und seinen Zwecken gemäß zu leiten — den Raskol aber, dessen unbedingtes Wesen der europäischen Cultur unver söhnlich, verneinend gegenüberstand, zu vernichten. Die leidenschaftliche Unduldsamkeit dieser Secte durch fortschreitende, allgemeine Bildung zu

Digitized by Google

überwinden, daran dachte er nicht und, selbst abgesehen davon, daß es nicht in der Art solcher gewaltsam strebenden Naturen liegt, auf Fernliegendes zu rechnen, dessen Einfluß im besten Fall erst nach Menschenaltern fühlbar werden kann, in der That mit einem gewissen Recht. Wie hätte eine Bildung, die einen beschränkten Fanatismus zu besiegen vermöchte, herrschend werden, alle Schichten der Bevölkerung umfassen können, in einem Lande, in dem Leibeigenschaft die Grundlage des gesammten Daseins war?

Die Reformen, die Peter der Große im Sinn dieser Ansicht wirklich durchgeführt hat, sind im Lauf der Zeiten sehr verschieden beurtheilt worden — in Rußland selbst am wenigsten günstig, namentlich von Seiten Aller, die sich zu einem entschiedenen Slawismus bekennen. Der russischen Geistlichkeit ist sein Andenken im Allgemeinen noch heute verhaßt, davon kann man sich besonders im Inneren Rußlands leicht überzeugen, wo die Leute nicht durch die unmittelbare Nähe der herrschenden Macht eingeschüchtert sind und sich freier aussprechen. Da kömmt ein harmloser und im Uebrigen sehr gutmüthiger Dorfgeistlicher sehr bald dahin, in aller Gemüthlichkeit die Ueberzeugung auszusprechen, daß Peters des Großen abgeschiedener Geist ganz gewiß nicht im Paradiese einheimisch werden könne, vielmehr im Gegentheil erwarten müsse, in eine gerade entgegengesetzte Region zu wandern. — Die Mißgunst, mit der man in diesen und in verwandten Kreisen auf Peter den Großen und seine Reformen zurücksieht, ist auf das engste mit dem Fremdenhaß verbunden, dessen wir vorhin gedenken mußten, und zieht sich gleich diesem Haß und verbunden mit ihm, bis auf die Gegenwart herab, durch alle die zahlreichen Verschwörungen, von denen die Geschichte Rußlands zu berichten hat. Selbst durch diejenigen, die ein ganz modernes Gewand zu tragen scheinen.

Auch die Slawänophilen des heutigen Tages sprechen sehr entschieden tadelnd von den Reformen des großen Kaisers, von der unnatürlichen „Treibhaus-Civilisation", die er erzwungen habe, und gefallen sich darin, zu behaupten, man hätte vielmehr die vorhandenen Elemente eigenthümlich slawischen Lebens pflegen müssen, anstatt sie zu unterdrücken, dann wäre aus ihnen zu seiner Zeit naturgemäß eine eigenthümlich slawische Bildung hervorgegangen. Dabei ist viel Täuschung, ja man darf wohl sagen, daß dieser Ansicht eine ziemlich willkürliche Vorstellung von den damaligen Zuständen Rußlands zum Grunde liegt, die solche Elemente eigenthümlicher Bildung in der That nicht in sich trugen.

Zu einer sehr viel weiter zurückliegenden Zeit, vor den verwüstenden Einfällen der Tataren, mögen sich allerdings unter dem doppelten Einfluß germanischen und byzantinischen Wesens, das unter den Slawen einheimisch wurde, hoffnungsvolle Anfänge einer eigenthümlichen Cultur gezeigt haben — aber davon ist in Volksliedern des gesangreichen Kleinrußlands jedenfalls nur ein sehr schwacher, kaum erkennbarer Wiederhall

Digitized by Google

auf uns gekommen. Die tatarische Ueberflutung hatte alle diese Kei erstickt und nichts zurückgelassen als die Spuren einer solchen verderblich Knechtschaft —: eine unedle Gesinnung, die nur zu oft hervortritt, u die allgemeine Unredlichkeit, über welche alle Zeitgenossen klagen. schönen Eigenschaften des russischen Volks hatten vorzugsweise die unte Stände bewahrt, soweit das der Druck gestattete, unter dem sie lebten aber natürlich waren die bösen Zeiten auch an ihnen nicht spurlos vorüb gegangen — und dann konnten diese Stände in der Stellung, die ihr angewiesen war, keinen maßgebenden Einfluß auf den Gang der nationa Bildung üben. Die höheren Stände aber waren, leider! nicht wenig sittlich verderbt als unwissend und roh.

Daß Peters des Großen Streben nicht ein verkehrtes war, daf bürgt schon der Umstand, daß seine Reformen sich dauernd bewährt u behauptet haben, trotz aller oft wiederholten Versuche der Altrussen, wieder rückgängig zu machen. Eher könnte man das rückwärts gewendet Streben der Altrussen ein verkehrtes nennen, da die Weltgeschichte nu und nimmer rückwärts schreitet, nun und nimmer vergangene Zustän wieder in das Leben ruft; da nie wieder ungeschehen gemacht werde kann, was einmal zur That geworden ist und durchgreifenden Einflu geübt hat.

Es ist wahr, Peters des Großen Wesen und Wirken war nicht fr von inneren Widersprüchen. Er wollte sein Volk zu europäischer Bildun erziehen und war und blieb selbst bis an sein Ende ein in mancher Be ziehung roher Barbar, dem das eigentliche Wesen echter Bildung we niemals klar geworden ist. Er verstand unter Bildung nicht eine ech und harmonische Veredelung des Geistes und Charakters, sondern ein a das unmittelbar und handgreiflich Nützliche gerichtetes Wissen und Können ein Mittel der Macht für den Staat — und allenfalls nebenher au wohl noch eine Verfeinerung der äußeren Formen des Lebens und de Lebensgenüsse. — Aber vielleicht, ja wahrscheinlich, hätte ein wahrhaf gebildeter Mann an seiner Stelle, trotz reiferer Einsicht, weniger bewirk als er. Die Kluft zwischen einem solchen Herrscher und dem russische Volk jener Tage wäre zu groß gewesen.

Die Widersprüche in seinem Thun und Lassen wurden theils durch diesen inneren Widerspruch seines eigenen Wesens und seiner energischen Leidenschaften veranlaßt, theils durch eine mangelhafte Einsicht, welche nicht gewahr wurde, daß die gewählten Mittel, wenigstens im höheren Sinn des Worts, dem Zweck nicht entsprachen. Diese mangelhafte Ein sicht aber fällt nur zum Theil ihm selbst zur Last; zum Theil der Zeit, in der er lebte.

Er wollte die Russen der höheren Stände zu einem gesellschaftlichen Leben nach europäischer Weise zwingen und anständige, selbst feine Sitte in ihrem Kreise einheimisch machen — und durchbrach dann beständig selbst

Digitized by Google

dem Zug seiner Leidenschaften folgend, in rohester **Weise alle Schranken** der Sitte. So bewegte sich das Leben an seinem **Hof und in seiner Umgebung** in den seltsamen Gegensätzen, von denen **alle Auswärtigen mit** Befremden sprachen. Die russischen Damen freilich, **denen bis dahin der** Vater an ihrem Hochzeitstage unter bedenklichen **Reden die Peitsche gezeigt** hatte, die er dann feierlich dem Bräutigam einhändigte, **die fanden sich** schnell genug in die neue Rolle, Königinnen ihrer **Salons zu sein. Den** Männern aber wollte es weniger gelingen sich in **die Formen ritterlicher** Galanterie einzuleben, und fort und fort unterbrach **der Zar selbst das** mühsam eingelernte und durchgeführte Schauspiel **durch wüste Trinkgelage,** in denen doch auch er selbst sein eigenstes Behagen **fand.**

In diesen Gegensätzen spiegelte sich das Wesen **der neuen Zustände,** die er geschaffen hatte. Wirklich erreicht war zunächst **nur der Schein der** Bildung und ein nützliches Wissen und Können — **zu dem man aber fort** und fort der Hülfe der Fremden bedurfte — bei **innerer Rohheit, die alle** Augenblicke in erschreckender Weise zu Tage trat.

Ein Mangel an Verständniß im höchsten Sinn **des Worts zeigt sich** dann darin, daß der Zar, der sein Volk bilden **wollte, nicht daran dachte,** die Bande der Leibeigenschaft zu lösen und sie, ohne **es zu wollen, anstatt** dessen nur fester zog. Er sah eben in der Hörigkeit **ein Mittel, mit ge**ringerer Umständlichkeit über die Machtmittel des **Landes verfügen zu** können. — Daß er dann auch die werdenden Finanzen **Rußlands auf** einer durchaus verkehrten Grundlage einrichtete, **lag großentheils in den** Bedürfnissen der Zeit und er ist deshalb weniger zu **tadeln. Man wußte es** damals eigentlich nirgends viel besser.

Daß Peter der Große die unumschränkte Macht, **die in seine Hand** gegeben war, oft mit der rücksichtslosesten Härte **handhabte, darüber zu** streiten hat wohl noch niemand möglich geglaubt. **Er war eine despo**tische Natur und seine Bildung war nicht von der **Art, daß sie ihn be**stimmen konnte sich selbst irgend welche Grenze **zu ziehen. Bei aller** ungezügelten Willkür aber, die man ihm vorwerfen **kann, unterscheidet er** sich doch gar sehr zu seinem Vortheil von seinem **angeblich feingebildeten** Zeitgenossen Ludwig XIV. von Frankreich und **nicht minder von dem** Manne, der ein Jahrhundert nach ihm Europa mit **dem Geräusch seiner** Thaten erfüllte, dem Kaiser Napoleon. Es war **ihm nicht, wie diesen** beiden, blos um die Befriedigung eines selbstsüchtigen **Ehrgeizes, nicht** blos um die Verherrlichung der eigenen Person zu **thun, sondern um die** Sache, um die Ehre und Wohlfahrt Rußlands, wie er **sie verstand. Er** war von einem hohen Pflichtgefühl beseelt; das war **die ideale Seite seines** Wesens.

Als er den Aufruhr der Strelitzen nicht mit **Strenge nur, sondern** mit Grausamkeit bestrafte, trat der Patriarch mit **einem Bilde der Mutter** Gottes vor ihn und bat um Schonung. Peter forderte **ihn auf, das Bild**

an seinen Ort zurückzustellen und fügte hinzu: „Gott und seine Mu verehre ich vielleicht mehr als Du, aber Pflicht meines hohen Amtes der Gott schuldigen Frömmigkeit ist es, das Volk zu beschützen und Verbrechen zu strafen, die zu seinem Verderben ausgeübt werden."

Auf dem Schlachtfelde bei Poltava ermahnte Peter seine Krieger, hätten nicht für ihn zu kämpfen, sondern für das dem Zaren anvertr Reich —: „und was den Peter anbetrifft, so wisset, daß ihm sein Le nicht theuer ist, wenn nur Rußland in Wohlfahrt und Ruhm lebt."

Bekannt ist dann auch der heroische Brief, den er an die hö Behörde seines Reichs, an den Senat richtete, als er sich (1711) Pruth von einem zahllosen türkischen Heer eingeschlossen sah und Untergang nahe glaubte. Er schilderte in dem Schreiben seine Lage, zeichnete Tod oder Gefangenschaft in den Händen der Türken als Schicksal, dem er ohne besondere göttliche Hülfe nicht entgehen könne, u erklärte: als Gefangener sei er nicht mehr Rußlands Zar; die Senatore sollten keinen Befehl erfüllen, den er etwa als Gefangener an sie richt Fände er aber hier den Tod, so sollten sie den Würdigsten aus ihr eigenen Zahl zu seinem Nachfolger erwählen. — Der Zar befahl in dies Worten, seinen eigenen Sohn, den Zaréwitsch Alexey, zu übergehen, w er ihn des Throns nicht würdig achtete, nicht fähig, die Reform Rußlan vollends durchzuführen.

Das sind Züge, die in dem Bilde Peters des Großen nie vergess werden dürfen.

Das wesentlichste Element in den Plänen Peters des Großen w der Gewinn einer Seeküste, die nur auf Kosten Schwedens und dur einen Krieg mit diesem Reich erworben werden konnte. Auf diesen Kri bereitete sich denn auch der Zar vor und er wußte sich wohl zu sag daß Rußland dazu eines geregelten und nach europäischer Weise discip nirten Heeres bedurfte; daß es nicht genügte, ein ungeregeltes und u geübtes Aufgebot und eine unkriegerische oder zu Meutereien geneig Strelitzenschaar in das Feld zu führen, denen sich wenige wirklich brauc bare Bataillone als ein verhältnißmäßig unbedeutender Anhang anschlossen Vollends überzeugt von der Nothwendigkeit, die gesammte bewaffnete Mac Rußlands umzubilden, kehrte Peter aus der Fremde zurück, und als dan der blutige Aufstand die theilweise Vernichtung und gänzliche Auflösun der Strelitzenschaaren zur unbedingten Nothwendigkeit gemacht hatte, konnt von einer Umgestaltung nicht mehr die Rede sein. Ein neues Heer mußt von Grund aus neu geschaffen werden.

Die dazu nöthige Mannschaft zusammen zu bringen, wurde (Augu 1699) im Lande die erste Rekrutirung ausgeschrieben oder genauer z reden, die Lehnspflicht des Adels, im Landes-Aufgebot Heeresfolge zu leiste

Digitized by Google

und Reisige mit in das Feld zu bringen, wurde dahin geändert, daß die Besitzer von Erb- und Lehngütern und nicht minder die Kirche für ihre Besitzungen eine Anzahl Rekruten zu den neuen Regimentern zu stellen hatten.

Die Kirche wurde nicht ganz so stark belastet als der große, reiche Adel, aber doch stärker als der kleine Adel, vermuthlich weil die Geistlichen persönlich vom Dienst befreit waren, während der Adel auch unter der Herrschaft dieser neuen Einrichtungen, seinem Ursprung entsprechend, verpflichtet blieb, dem Staat oder vielmehr dem Zaren im Heer oder in seinen Kanzleien zu dienen. Die Kirche hatte von je fünfundzwanzig Hofstätten oder Feuerstellen (Tegló) einen Rekruten zu stellen. — Man darf dabei nicht etwa an fünfundzwanzig Bauernhöfe oder Bauernhufen denken; eine Abstufung im Bauernstande selbst, wie anderswo, einen Unterschied von Hufenbesitzern und Bauernknechten gab es nicht und konnte es bei der gemeinschaftlichen Benützung der Feldfluren nicht geben; alle Einsassen einer Dorfschaft hatten gleiche Rechte und gleiche Pflichten und dem gemäß wurde ein jedes verheirathete Paar für eine selbständige Haushaltung, für ein Teglo gezählt.

Der große, reiche Adel sollte von je dreißig Hofstätten — in diesem Sinn — einen Krieger zu Pferde und zwei zu Fuß stellen; die weniger begüterten Grundbesitzer mußten sich zusammenthun, um gemeinschaftlich von je einhundert und fünzig Hofstätten ebenfalls drei Mann und ein Pferd zu liefern; wer von ihnen aber nur zehn bis fünfzehn Hofstätten besaß, sollte entweder selbst im Heere dienen oder sich selbst, seine Söhne und jeden seiner Bauernhöfe für je fünfundzwanzig Kopeken loskaufen.

Die zum Hofgesinde gehörigen Knechte, nicht die Bauern, hatten bisher ihre adeligen Herren zur Heeresfolge begleitet, um die geforderte Kriegerzahl vollzählig zu machen oder bejahrte Herren im Heerbann zu vertreten, während die Bauern daheim ungestört dem Ackerbau oblagen. Aus dem Stande dieser mit der Aufhebung des Heerbannes für die Zwecke des Staats ganz unnütz gewordenen Knechte oder Sclaven, nicht aus dem der Bauern, sollten nun, nach dem Willen des Zaren, auch die Rekruten geliefert werden. Um die Mannschaft für sein neues Heer schneller zu ergänzen, verordnete Peter (1700) sogar, daß jeder Knecht, der Soldat werden wolle, sich nur melden dürfe, ohne daß er dazu erst seinen Herrn um Erlaubniß zu fragen brauche, und diese Verfügung wurde mehrfach wiederholt. — Die Bauern dagegen sollten der Bearbeitung ihrer Aecker nicht entzogen werden.

Denn noch war der Unterschied zwischen den Knechten (Dworowye, die auch noch immer officiell Cholopy, Sclaven, genannt wurden), deren Person Eigenthum des Herrn war, und den nur an den Boden, an die Scholle gefestigten Bauern (Krepostnye) nicht aufgehoben, so sehr auch die adeligen Herren seit Godúnows Zeiten bemüht waren ihn zu ver-

wischen. Manches Herkommen erinnerte daran. So wurden auch noch in jeder hörigen Landgemeinde die Angelegenheiten der Hofk und diejenigen, welche die Bauern des Bezirks betrafen, gesondert erle diese in dem Gerichtshof der Herrschaft, jene gesondert für sich. Eb mußte im Fall eines zufälligen, nicht beabsichtigten Todtschlags eines rigen der Thäter dem Grund- und Leibherrn des Erschlagenen ei Bauern oder einen Knecht als Ersatz liefern, je nachdem der Erschla dem Stande der einen oder der anderen angehört hatte.

Aber freilich, dem Gutsherrn war die Gerichtsbarkeit auf sei Gütern über die Bauern wie über sein unbedingtes Eigenthum, die Knec verliehen; er war hier Richter auch in eigener Sache; keine Veranstalt war getroffen, die ihn zwingen konnte sich an Recht und Herkommen halten, nicht einfach nach Gutdünken und Willkür zu entscheiden; de Bauern keine Appellation an einen höheren Gerichtsstuhl gestattet. D Landesgesetzgebung griff nur da ein, wo es sich um die verschieden Pflichten der Bauern und der Knechte der Krone gegenüber handelte; Landesverwaltung nur insofern das nöthig wurde, um die Interessen Krone zu wahren. Im Uebrigen blieben diese Verhältnisse ganz sich sel überlassen.

Wie wenig in den gesetzlichen Bestimmungen, welche an die alt Standesunterschiede erinnerten, das eigene Interesse der Bauern in B tracht kam, wie ausschließlich es sich nur darum handelte, jeder Bein trächtigung der Interessen der Krone vorzubeugen, das zeigt sich überal in den Einzelnheiten dieser Bestimmungen selbst.

So konnte der Erbherr zwar über seine Knechte verfügen wie wollte — einen Bauern aber, der zu seinem Lehngut gehörte, durfte nicht auf sein Erbgut (Allode) versetzen. Der Grund ist einleuchtend u bedarf keines Commentars. Es war hier das Ober-Eigenthumsrecht d Regierung an dem Lehngut und seinen Einsassen zu berücksichtigen u einer möglichen Schmälerung des Werths einer solchen Besitzung vorz beugen. Was im Sinn solcher Anschauungen als altes Bauernrecht a recht erhalten wurde, gereichte sogar nicht immer zum Vortheil der Bauer Seine Knechte z. B. und die Bauern von seinen Erb-(Allodial-)Güte konnte der Erbherr nach Belieben freilassen — nicht aber einen Bau von seinem Lehngut, da dessen Entlassung den Werth des Landguts ve ringert hätte.

So war denn der Schutz, den Gesetz und Regierung allenfalls de Bauern gewähren wollten, ein so beschränkter, daß er ein vollkommen un wirksamer werden mußte. Den Grundherren aber fehlten die Mitt nicht, ihre Bauern immer tiefer in eine härtere Hörigkeit hinabzudrücken

Vieles, das sehr wesentlich dazu beitrug, die Lage der Bauern un günstiger zu gestalten, hatte sich bereits vor der Zeit Peters des Große wie von selbst aus den früheren Zuständen entwickelt, war namentlich

dadurch veranlaßt worden, daß die alte, so vielfach gerühmte Freiheit des russischen Bauernstandes eben nur in Freizügigkeit bestanden hatte und in nichts weiter; daß der Bauer nie Landeigenthum, nie ein persönliches Eigenthumsrecht an der von ihm bebauten Scholle gehabt hatte. Er war auch zur Zeit der Freiheit Pächter gewesen; das Maß seiner Leistungen war wohl auch damals nur in sehr seltenen Fällen durch eine wirkliche Vereinbarung festgestellt und doch konnte gewissermaßen angenommen werden, daß der Bauer diese Leistungen freiwillig übernommen hatte, denn bestimmte auch der Grundherr willkürlich was er seinen Bauern auferlegen wollte, so konnte doch der Bauer eben anderswohin wandern, wenn es ihm zu viel wurde. Die Gesetzgebung hatte unter diesen Bedingungen gar keine Veranlassung gehabt, etwas in Beziehung auf die Leistungen des Bauern festzustellen; als dann dem Landmann die Freizügigkeit genommen war, lagen in Folge dessen auch gar keine gesetzlichen Bestimmungen der Art vor, und er war, wie wir schon einmal bemerken mußten, ganz der Willkür des Erbherrn verfallen. Da nun auf diese Weise gar nicht festgestellt war wie weit der Erbherr in seinen Ansprüchen an den Bauern gehen, ob der Herr dem Bauern irgend einen Theil dessen, was dieser auf seiner Scholle erarbeitete, als sein unter allen Bedingungen unantastbares Eigenthum lassen müsse und welchen, ergab sich ganz von selbst, daß der Landmann auch an seiner fahrenden Habe kein wirkliches, rechtlich gesichertes Eigenthumsrecht — daß er überhaupt kein Eigenthum habe. Das fehlende Recht konnte durch die allgemeine Vorstellung, daß der Herr den Bauern nicht über dessen Kräfte belasten — ihn nicht in Hunger und Elend untergehen lassen dürfe, folglich ihm lassen müsse, was zur Erhaltung seines Daseins unbedingt nothwendig sei, ja selbst durch die in den Verordnungen der Regierung gelegentlich wiederholte Mahnung, daß der Herr den Bauern nicht „über seine Kräfte" belasten solle, natürlich nur sehr unvollkommen ersetzt sein. Eben in Folge dessen, weil keine Grenze zwischen dem Eigenthum des Bauern und seines Herrn gezogen war, konnte sich sehr leicht, wie wirklich geschah, die Rechtsgewohnheit feststellen, daß der Bauer mit seiner gesammten Habe für die Verpflichtungen seines Herrn der Krone gegenüber — und dann überhaupt für dessen Schulden haftete. Wie dann eben ein solches Sachverhältniß, einmal anerkannt, ganz von selbst immer weiter führt, haftete er selbst mit seiner Person für seinen Herrn. Er konnte verhaftet und in das Gefängniß geworfen werden, wenn sein Herr gezwungen werden sollte, vor Gericht oder zum Dienst am Zarenhof oder im Heer zu erscheinen; er konnte selbst, anstatt seines Herrn, auf die Schuld-Folter gebracht werden, wie das nach russischem Recht geschah, um Zahlung zu erzwingen.

Die Befugnisse zu denen die Herren sich berechtigt glaubten, umfaßten bald alle Lebensverhältnisse des Bauern wie die des Knechts. Schon durfte der Bauer nicht ohne die Erlaubniß seines Herrn heirathen; oft

auch mußte er nach dessen Gebot heirathen. — Aus einem Lehngut durf zwar der Herr die Bauern nicht auf seinen Allodial-Besitz versetzen - das Recht aber, sie ganz nach Willkür von einem Erb- oder Lehngut a ein anderes gleicher Art zu versetzen, übte der Herr als verstehe es s von selbst, obgleich kein Gesetz ihm die Macht dazu verlieh, und dan war eigentlich schon das Gesetz zerrissen, das den Bauern an die Scho band, und dem ganzen Verhältniß ein anderer Stempel aufgedrü Denn sobald der Bauer nach Willkür von seiner Scholle getrennt werd konnte, war er ein heimatloser Leibeigener, der in einer rein persönlich Abhängigkeit stand, wie der Knecht. Dies neue Verhältniß trat da noch schärfer ausgeprägt hervor, als die Landherren sich befugt hielten - gegen Gesetz und Recht — nach Belieben den Einen und den Ander vom Bauernstande aus der Dorfgemeinde herauszunehmen, und zu ihre persönlichen Dienst zu verwenden, womit er dann in die Classe des Ho gesindes versetzt, das heißt ganz einfach zu einem Sclaven herabgewürdig war. Niemand wehrte diesem Mißbrauch. Die Verwaltung war nich in dem Grade wirksam, die öffentlichen Behörden waren gar nicht in de Weise gegliedert, daß sie allen Einzelnheiten des Lebens zu folgen vermoc hätten — selbst abgesehen davon, daß die Regierung von Leuten geül wurde, die selbst ein Interesse dabei hatten, daß der steigenden Willk der Leibherren nicht gesteuert werde, und von bestechlichen Schreibern de niedrigsten Art.

Daß der Hofsknecht (Dworowy), der gar kein Anrecht an einem An theil der Dorfsflur hatte, der nicht an den Boden gefestigt, sondern einfac das persönliche Eigenthum seines Herrn war, auch gesondert von jeder Grundeigenthum verkauft, verschenkt, vertauscht werden konnte, verstan sich von selbst. Und nachdem es einmal durch eine herkömmlich geworden Verletzung des bestehenden Rechts und der Gesetze möglich geworden wa den Bauern von seiner Scholle und aus seiner Dorfgemeinde los z lösen — ihn in den Stand der Sclaverei oder auf eine andere Besitzu seines Herrn nach dessen Gutdünken zu versetzen, mußte man bald a dahin kommen, daß auch der Bauer gleich dem Knecht, getrennt von sein Scholle, einzeln, persönlich verkauft werden konnte. So gut man de Bauern, behufs der Urbarmachung wüst liegender Ländereien, willkürli an einen anderen Ort, ja in entfernte Provinzen versetzen konnte, so ga mußte er zu einem solchen Zweck verkauft werden können. Es lag dari kaum eine weiter gehende Verletzung des Rechts. Für den Bauern we nigstens, über den willkürlich verfügt, der aus seiner Heimath in di Fremde versetzt wurde, war es gewiß verhältnißmäßig gleichgültig, ob e dabei demselben Herrn hörig blieb oder einem anderen hörig wurde.

So weit war die herrschende Sitte — oder Unsitte — bereits dem Gesetz vorausgeeilt, als Peters Einrichtungen in Beziehung auf Heer und Finanzen des Reichs, nun auch dazu beitrugen, den Unterschied zwischen

Digitized by Google

den beiden hörigen Ständen weiter zu verwischen und in der That fast vollständig, wenn nicht ganz aufzuheben. Die weitere Gleichstellung erfolgte nun zunächst gewissermaßen in entgegengesetzter Richtung, nämlich indem den Knechten, die bis dahin nur ihren Herren verpflichtet waren, gleich den Bauern allgemeine Staatspflichten auferlegt wurden.

Die neuen Einrichtungen, vor allem das regelmäßig besoldete Heer, das an die Stelle des bewaffneten Aufgebots getreten war, machten eine Steigerung der baaren Einkünfte der Regierung nothwendig. Eine solche zu vermitteln, wurde in den Jahren 1718—1722 die erste „Revision" — das heißt die erste Volkszählung, namentlich Zählung der steuerpflichtigen Stände verfügt, und auf Grundlage dieser Zählung wurde an die Stelle der etwas früher — im Lauf des siebzehnten Jahrhunderts — eingeführten Hof-(Teglo)-Steuer, die lediglich den Bauernstand traf und die Knechte frei ließ, wie schon der Name sagt — eine allgemeine Kopfsteuer ausgeschrieben. Der Zar — oder Kaiser Peter, wie er sich damals schon nannte, — befahl dabei ausdrücklich Bauern und Hofsknechte ohne Unterschied als steuerpflichtige „Seelen" in die Steuerlisten einzutragen.

Die Bürger der Städte, Bauern und Knechte zahlten fortan ohne Unterschied eine jährliche Kopfsteuer von 70 Kopeken jede „männliche Seele"; die Bürger und die Bauern der Staatsdomainen außerdem auch noch einen Zins von 40 Kopeken jährlich ein jeder — den vorausgesetzten Betrag dessen, was die Privatbauern ihren Herren zu leisten hatten — dem Kaiser als ihrem Grundherrn. Die Steuer mußte den einmal entworfenen Listen gemäß bis zur nächsten Revision auch für die inzwischen Verstorbenen fortentrichtet werden, wogegen die inzwischen Geborenen bis zur nächsten officiellen Zählung frei blieben. Auch die Zahl der Rekruten wurde fortan nicht nach der Zahl der Höfe, sondern in demselben Sinn nach der Zahl der Seelen ausgeschrieben.

Der Grund- und Erbherr aber haftete der Regierung sowohl für die Steuer, die er selbst oder durch seine Beamten einziehen sollte, wie für die Gestellung der Rekruten und natürlich erschwerten ihm die Regierungsbehörden dieses Geschäft nicht dadurch, daß sie seiner Autorität den Bauern gegenüber bestimmte Grenzen zogen oder wahrten.

Nachdem die Dienste, die ehemals von den Lehngütern geleistet werden sollten, in Geldabgaben und Rekrutengestellung verwandelt worden waren, hingegen der Dienst, zu dem der Adel dennoch persönlich verpflichtet blieb, in dem neuen Heere und den Behörden mit einem Sold verbunden war, hatte der alte Unterschied von Lehn- und Erbgütern gar keinen Sinn mehr und er verschwand. Die Regierung hatte kein Interesse mehr daran die Art und Weise aufrecht zu erhalten, in der diese Güter vererbt worden waren und der zufolge nur so viel von den Dienstgütern des Vaters auf die Söhne überging, als deren eigenem Dienstrang entsprach. Diese Güter wurden bald nach denselben Normen auf die Nachkommen vererbt wie die

Erbgüter. Mit dem Unterschiede überhaupt schwanden aber auch d
nigen Beschränkungen, die dem Herrn bisher in Beziehung a
Bauern seiner Dienstgüter vorgeschrieben waren. Da diese Bauern
mehr eben auch unter allen Bedingungen, überall und selbst als
Sclaven dem Staat ein und dasselbe leisten mußten, hatte die Reg
kein Interesse mehr ihre frühere Sonderstellung zu wahren. Der
verfügte fortan auch über diese Bauern ganz so willkürlich wie ül
seiner Erbgüter, und verkaufte sie auch gelegentlich gleich diesen,
als Sclaven.

Während die adeligen Grundherren mit einem gewissen Recht g
machen konnten, daß die Bauern, für deren Leistungen sie in so m
Beziehung zu haften hatten, dafür auch in wirksamer Weise verh
werden müßten, sich ihrer Botmäßigkeit zu entziehen, steigerte si
Gegentheil ein Uebel, an dem Rußland ohnehin krankte, in dem Ma
die Leibeigenschaft drückender wurde: ein massenhaftes Vagabundirer
Landleute nämlich, die sich durch unstätes Leben allen Verpflichtung
entziehen suchten.

Dem Uebel zu steuern, alle in die Revisionslisten eingeschrie
Leute in wirksamer Weise an ihre Wohnsitze zu fesseln, wurde im
1724 ein eigenthümliches Paßwesen eingeführt. Kein Leibeigener —
viel ob Bauer oder Dienstknecht — durfte sich fortan ohne eine schri
Erlaubniß seines Herrn von seinem Aufenthaltsort entfernen. Mit d
Maßregel war der Kreis der unter Peter dem Großen verfügten
rungen abgeschlossen und der russische Bauer war, ohne daß eig
ein Gesetz sein Schicksal bestimmt hätte, durch eine Reihe von Verwalt
maßregeln, thatsächlich in einen Zustand versetzt, der wohl eher Scl
als Leibeigenschaft genannt werden müßte. Dabei ist es dann im
sentlichen bis auf die neueste Zeit herab geblieben.

Doch hatte Peter der Große das eigentlich nicht gewollt. Er
allerdings nur den Staatszweck im Auge, dem seiner Ansicht nach,
Sonderinteressen rücksichtslos aufgeopfert werden mußten — er sa
den Menschen nur Mittel für den Staatszweck — und gewiß hat e
auch nur entfernt daran gedacht etwa die Leibeigenschaft aufzuheben
diesen der Verwaltung bequemen Mechanismus, vermöge dessen man
immer nur an die Classe der Grundherren zu halten brauchte, um
Mittel und Kräfte des Landes in Bewegung zu bringen. Aber eine
griechisch-römischen oder der asiatischen verwandte Sclaverei, wie manch
Mißbrauch schon vor ihm begonnen hatte einzuführen, und wie sie
dann unter seinen Händen weiter ausbildete, hatte er nicht beabsich
Aus manchen seiner Worte und Verfügungen scheint vielmehr hervo
leuchten, daß er die Gleichstellung der beiden hörigen Stände liebe
gerade umgekehrter Weise bewirkt hätte; dadurch nämlich, daß er die Kn
— Dworowye — den Bauern gleichgestellt und aus rechtlosen Scla

zu Leibeigenen nach europäischem Recht gemacht hätte. Und überhaupt war er nicht gesonnen den Herren weitere Befugnisse über ihre Leibeigenen einzuräumen, als der Staatszweck zu fordern schien. Die Criminal-Gerichtsbarkeit war und blieb den Grund- und Leibherren vorenthalten, und namentlich auch war dem Kaiser in hohem Grade anstößig, daß Leibeigene persönlich und einzeln, getrennt von ihrer Scholle verkauft wurden.

Dem wollte Peter der Große gesteuert wissen. Er richtete deshalb einen Ukas an diejenige Behörde, die er an die Spitze der gesammten Regierung gestellt hatte, an den „dirigirenden Senat". — „Es ist in Rußland herkömmlich," sagt der Kaiser in dieser Urkunde, „Menschen zu verkaufen wie das Vieh, indem man selbst die Eltern von ihren Kindern trennt und vermählte Ehegenossen von einander, was sonst nirgends in der Welt geschieht und viele Thränen vergießen macht. Darum befehlen wir dem Senat ein Reglement zu entwerfen, um den Verkauf der Leute ohne die Scholle, die sie bewohnen, zu verbieten;" — dann aber scheinen ihm die Schwierigkeiten eingefallen zu sein, die aus mancherlei Verhältnissen, namentlich aus dem Dasein der landlosen Haussclaven, hervorgehen können, und er fügt hinzu —: „oder, wenn es unmöglich sein sollte solchen Verkauf ganz zu verbieten, wenigstens zu verhindern, daß dabei die Mitglieder einer und derselben Familie von einander getrennt werden."

Aber! — Der Senat befolgte ganz einfach diesen Befehl des Selbstherrschers nicht; er hat das verlangte Gesetz nie entworfen. Er bestand aus Leuten, die selbst Leibeigene besaßen; die Interessen, welche die Senatoren durch ein solches Gesetz gefährdet sahen, waren ihre eigenen und ihnen so theuer, daß sie es darauf ankommen ließen, ob der durch auswärtige Politik, Krieg und Bauten so vielfach in Anspruch genommene Kaiser sich werde hinhalten lassen oder ob seine Geduld reißen werde. Und, was auch charakteristisch ist, der Senat hat dann den bewußten Ukas so vollständig in Vergessenheit zu bringen, so sorgfältig in seinen Archiven zu verbergen gewußt, daß unter Peters Nachfolgern niemand eine Ahnung von dessen Dasein hatte. Er wurde erst unter Alexander I., als der junge Kaiser und die Gehülfen seiner ersten Regierungszeit darauf bedacht waren, die Leibeigenschaft erst zu mildern und dann aufzuheben, zu allgemeiner Ueberraschung wieder entdeckt.*)

Wie manches andere Gebot, das der große Kaiser in der Absicht erließ, die Leibeigenschafts-Verhältnisse zu mildern, blieb erfolglos. Zwar gehorchte man ihm wirklich als er verfügte, daß es fortan nicht gestattet [illegible] sein solle den Leibeigenen anstatt seines Herrn auf die Schuldfolter zu [illegible]. Das geschah nicht mehr. Ganz ohnmächtig blieb dagegen der [illegible], Leibeigene nicht zur Heirath zu zwingen. Im Interesse des Grund-

*) N. Tourgeneff, La Russie et les Russes II, 104.

herrn lag es, daß die Zahl der „Haushaltungen", die ihm zu bäuerli Leistungen verpflichtet waren und nebenher für sich selbst sorgen muß sich in seinem Gebiet möglichst vermehrte. Es war ihm demnach d gelegen, daß die Landleute früh heiratheten, und noch unter dem K Nicolaus war es in einem großen Theil Rußlands auf den Besitzu des kleinen und selbst des mittelmäßig begüterten Adels eine gar ungewöhnliche Erscheinung, daß den jungen Burschen befohlen wurd heirathen, sobald sie hinlänglich herangewachsen schienen. Es wurde wohl als eine besondere Gnade des Herrn, als Belohnung für g Betragen geltend gemacht, wenn der junge Landmann seine Braut wä durfte.

Eine andere Verfügung des Kaisers, der zufolge die Statthalter den Provinzen diejenigen Herren, die ihre Macht mißbrauchten, u Curatel stellen sollten, blieb ebenso ohne Erfüllung. Die Statthal wußten eben niemals etwas von solchen Herren. Es gab dergleichen officiell — gar nicht.

Wie wenig aber auch Peter der Große gewillt war die Hörigkeit Bauern zu einer strengeren zu machen, er verfuhr in Beziehung auf wichtigen Verhältnisse, um die es sich hier handelte, nicht nach einem fassenden und durchdachten Plan, beschränkte sich auf einzelne Verord nungen, wie sie der Augenblick zu fordern schien, und thatsächlich gesch das gerade Gegentheil von dem, was er wollte; der Bauer wurde bestimmterer Weise als zuvor in die Rechtsverhältnisse der Haussclav hinabgedrückt. Ein Beweis, was unter Umständen die geräuschlose, d zähe Macht bestehender Verhältnisse und Interessen vermag, auch ein Selbstherrscher gegenüber und selbst wenn dieser ein Mann ist wie P der Große.

Der Unterschied im Recht der beiden Classen höriger Leute — heißt jeder wirkliche Unterschied — war thatsächlich aufgehoben. Daß Leibeigenen in ihren Pässen und allen sonstigen Documenten dennoch und fort, je nachdem, als „gefestete Leute", (Krepostnye) Bauern, oder Haussclaven bezeichnet wurden, wollte wenig bedeuten; es geschah, w eben keine andere Bezeichnung üblich geworden war, welche die beiden mals verschiedenen Classen gemeinschaftlich umfaßt hätte. Es war durch die herkömmlichen Benennungen eigentlich nur das ökonomische V hältniß ausgesprochen, in dem die Leute zu ihrem Herrn standen, und der großen Mehrzahl der Fälle auch ihre Abstammung.

So unwesentlich dergleichen aber auch war, behauptete sich doch un geachtet aller nivellirenden Neuerungen, im Bewußtsein des Volks sel die Vorstellung, daß Bauern und Hofgesinde wesentlich verschiedene Stän seien, und sie übte auch einen wirklichen, fühlbaren, wie die Umstände gestaltet hatten, nicht durchaus vortheilhaften Einfluß auf das ökonomis Leben Rußlands. Daß der Herr nach Belieben den Einen und den A

Digitized by Google

dern aus der Dorfgemeinde herausnahm und zu seinem Hausſclaven machte, dem konnten die Bauern nicht wehren; sie hatten sich sogar gewöhnt die Befugnisse des Herrn in dieser Beziehung anzuerkennen und dergleichen nicht als ein Unrecht zu empfinden. Sie glaubten ihren Herrn berechtigt ihnen Arbeit in Fabriken aufzuerlegen, ja sie etwa zum Betrieb eines Bergwerks in Masse in eine ferne Gegend zu versetzen — und wenn sie sich empörten, so war es gegen einen harten Druck, nicht gegen eine Verletzung des Rechts. — Dagegen einen Menschen aus der Classe der Hausſclaven in die Dorfgemeinde, in die Bauerschaft zu versetzen, ihm ein Recht der Mitbenützung der Feldflur des Dorfs zuzuerkennen, das ist vielleicht nie versucht worden. Die Bauern hätten sich widersetzt und hätten gewiß nicht ohne sehr ernsten Zwang bestimmt werden können, den Hausſclaven in ihren Gemeinde-Versammlungen mit rathen und stimmen zu lassen. Auch die Hausſclaven hätten sich kaum willig einer solchen Neuerung gefügt; sie achteten sich durchaus nicht berufen den Acker zu bauen. Erst spät und einzeln verfielen sie darauf, städtische Gewerbe zu treiben und die Erlaubniß dazu von ihrem Herrn für einen verhältnißmäßig hohen Zins zu erkaufen. Im Wesentlichen blieb es dabei, daß sie das überaus zahlreiche und, wie sich danach von selbst versteht, größtentheils sehr müßige Hausgesinde ihrer Herren bildeten. Das Dasein dieser Leute wurde ein Krebsschaden Rußlands, denn es veranlaßte eine Verschwendung von Arbeitskräften, die in dem armen und dünn bevölkerten Lande doppelt schädlich empfunden werden mußte. Man wird den Umfang dieses Uebels ermessen können, wenn man sich erinnert, daß sich zur Zeit Kaiser Alexanders I. in dem immer noch sehr schwach bevölkerten Reich über zwei Millionen dieser Leute (männliche Seelen) in die Revisionslisten eingetragen fanden, mit ihren Familien also zwischen vier und fünf Millionen Individuen, die ohne eine irgend nennenswerthe eigene productive Thätigkeit ernährt und versorgt werden mußten. Sie verzehrten in unfruchtbarster Weise einen sehr bedeutenden Theil dessen, was der Bauernstand producirte und seinen Herren entrichtete.

Daß eine wirkliche, veredelnde Bildung nicht möglich ist, wo die Hauptmasse des Volks in solchen Verhältnissen lebt, die nebenher auch noch die Productivität der Nationalarbeit auf ein verhältnißmäßig geringes Maß beschränken, das bedarf keiner Erklärung. Doch lag in den Zuständen Rußlands, wie sie sich thatsächlich gestaltet hatten, auch Ein und Anderes, das den bösen Einfluß einer solchen Leibeigenschaft zu mildern, ja theilweise aufzuheben geeignet war, und wer den slawischen Osten Europas wirklich kennt — oder vielmehr gekannt hat, zur Zeit, als dort die alten Zustände noch unberührt waren, der wird unbedingt einräumen müssen, daß die Hörigkeit in Rußland niemals einen solchen herabwürdigenden und corrumpirenden Einfluß auf das Landvolk geübt hat, als in dem benachbarten Polen.

Das hatte seine nachweisbaren Gründe in den allgemeinen Ve nissen. Der polnische Adel war der wirkliche Souverain seines l landes; die Regierung des Landes lag in seiner Hand, gab ihm aber im Ganzen wenig zu thun, weil das Land eben gar nicht regiert w Er hauste viel auf seinen Gütern, die großen Herren umgeben von zahlreichen Clientel, die dem kleinen Adel angehörte. Zwangsarbeit die Grundlage aller ökonomischen Verhältnisse; die Leistungen der B bestanden im ganzen Reich ohne Ausnahme der Hauptsache nach in F diensten und zwar in „ungemessenen", wie der technische Ausdruck l d. h. in Diensten, die kein Gesetz regelte oder auf ein bestimmtes beschränkte, die der Herr stets willkürlich fordern konnte, in welcher dehnung er wollte. So hatte denn jede adelige Besitzung ihren Herre dessen Felder durch die Bauern bestellt wurden. Die großen Herren ha einen solchen in jedem der zahlreichen, ihnen unterworfenen Dörfer; Güter wurden durch gewissenlose Beamte verwaltet, die für ihre Per dem kleinen Adel angehörten und im Namen des Herrn auch Polizei u Rechtspflege, ganz willkürlich, ohne Controle, in einer Weise übten, die Allgemeinen nicht dazu angethan war, das sittliche Bewußtsein, das Sel gefühl der Bauern zu heben.

Der russische Adel dagegen war durchaus ein Dienstadel und l im Dienst des Landesherrn; ein sehr großer Theil des Landbesitzes, den inne hatte, war eine Ausstattung, die er vom Regenten des Landes erhalt hatte, um den Dienst leisten zu können, zu dem die Edelleute persönl verpflichtet waren. Wie das diese Verhältnisse mit sich brachten, kon nur ein geringer Theil des Adels — und zwar des ärmeren, eigentl nur der Bojarenkinder, die außer der Heeresfolge im Landesaufgebot Zeit keine Verpflichtungen hatten — auf den Dörfern leben. Die größe Herren waren von jeher und schon zur Zeit der Theilfürstenthümer du den Dienst an den Wohnsitz und Hof ihres Fürsten gebunden — weilten jetzt in Moskau oder, als Woyewode oder zu dessen zahlreich Anhang gehörig, in den Provinzstädten.

In Folge dessen besaß regelmäßiger Weise nur der kleine Landab und ein Theil des mittelmäßig begüterten eigene Meierhöfe; — Herre höfe, die durch Frohndienste bestellt wurden, und bei der Willkür, die a hier dem Herrn gestattet war, lebten die Bauern dieser Besitzungen wo zum Theil unter einem Druck, der an polnische Zustände streifte, do ohne sie ganz zu erreichen. Denn das naheliegende Beispiel der Bauer auf den Domänen der Krone, den Besitzungen der Kirche und der Große nöthigte doch immer zu einem gewissen Maßhalten. Auf den unermeßlichen Besitzungen der Krone, auf den Gütern der Bisthümer und Klöster, die sich gleich Fürstenthümern ausdehnten, und selbst auf denen der Bojaren gab es im Allgemeinen weder Herrenhöfe noch Frohndienste. Hier wa die gesammte Feldflur einer Ortschaft gegen einen Zins (Obrok), der nach

Digitized by Google

Köpfen oder nach Haushaltungen berechnet und gezahlt wurde, der Bauerschaft zu beliebiger Benützung überlassen. Die Leute, die diesen Zins einzusammeln und überhaupt die Rechte des Herrn wahrzunehmen hatten, waren aus der Mitte der Bauern selbst gewählt. Auch in Beziehung auf die Rechtspflege und Polizei griff der Herr nur selten ein, nur in Fällen, die ihn selbst und seine unmittelbaren Interessen betrafen, wo er dann als Richter in eigener Sache auftrat und seine oft von ferne her gesendeten Befehle ohne Widerrede befolgt werden mußten, sie mochten beschaffen sein wie sie wollten. Im Uebrigen war ihm natürlich einerlei wie Recht und Polizei gehandhabt wurden; er bestätigte eben die Strafen, welche die Dorfältesten verhängten und überließ überhaupt, schon der Bequemlichkeit wegen, die Dorfschaften so viel als möglich sich selbst, wenn nur der Zins regelmäßig entrichtet wurde. In einem noch höheren Maß oder vielmehr mit noch wenigeren Ausnahmen geschah dies auf den Besitzungen der Kirche wie der Krone. So war denn ein überwiegend großer Theil des russischen Landvolks in einem Grade, den man unter dem Druck so strenger Leibeigenschafts-, ja Sclaverei-Verhältnisse kaum für möglich halten sollte, gewöhnt und durch Uebung in einem gewissen Sinn auch befähigt sich selbst zu berathen und zu regieren. Alle gemeinsamen Angelegenheiten der Dorfschaft, auch die ökonomischen, die Verfügungen über Acker- und Weideland, Neubruch, der oft vorkam, und dergl., wurde auf der, gleich dem polnischen Reichstag, Seym genannten Gemeindeversammlung unter der Leitung der Aeltesten berathen und beschlossen. Wer Gelegenheit hatte einem solchen Dorf-Seym beizuwohnen, konnte mitunter wohl durch das Rednertalent einfacher Bauern überrascht werden, deren intellectueller Gesichtskreis im Uebrigen ein sehr beschränkter war, und durch ihre gesunde Einsicht in das, was sie zunächst betraf.

Einzelne Acte roher Willkür von Seiten des Herrn mußten natürlich auch hier von Zeit zu Zeit ertragen werden, doch sie blieben Ausnahmen. Im Allgemeinen zeigte sich in allen Erscheinungen des Lebens, daß die Zinsbauern ihre Verhältnisse bei weitem weniger drückend empfanden, als die Frohnbauern. Namentlich gehörten die sogenannten „Läuflinge“ — die aus ihrer Heimath entwichenen Bauern, die zu den Kosacken zu kommen suchten, oder sich unstät im Lande umhertrieben, um allen Lasten zu entgehen, überwiegend der Classe der Frohnbauern an.

Wie aber die Neuerungen Peters des Großen für den Bauernstand auch eine gesetzliche Bestätigung der Zustände, die aus mancherlei Mißbrauch der Gewalt hervorgegangen waren, insofern also eine wirkliche Verschlimmerung ihrer Lage mit sich brachten, führten auch, theils schon unter seiner Regierung, theils in der Folgezeit, die steigende Cultur und die gesteigerten Bedürfnisse der Regierung zu weiteren Verschlimmerungen —: in dem Maße wie neue Bergwerke geöffnet, oder Fabriken angelegt wurden mochte es auf den Besitzungen und für Rechnung der Krone sein, oder

als Privatunternehmung — in dem Maße wurde eine stets wach Zahl von Zinsbauern in Frohnbauern verwandelt. Das war un meidlich in einem Lande wo kein größeres Unternehmen anders als d Zwangsarbeit durchgeführt werden konnte, aber es war nicht glücklich

Da es System wurde, Fabriken und Bergwerke zu begünstigen, rend man den Ackerbau sich selbst überließ, wurden die Unternehmer so Anlagen in jeder Weise mit sehr einträglichen Vorrechten ausgest Die Bauerschaften, die ihren Berg- und Hüttenwerken überwiesen, wie der amtlich übliche Ausdruck lautete „zugeschrieben“ waren, wu von der Rekrutenstellung und von mehreren Abgaben befreit, doch zu ihrem eigenen Vortheil, sondern nur um das Unternehmen zu förd — Die Befreiung vom Kriegsdienst wurde freilich auch von den Leu selbst als eine große Wohlthat empfunden, da dem russischen Bauern der ersten Rekrutirung an, Soldat zu werden als das schrecklichste Schick vorschwebte, das überhaupt den Menschen treffen kann. — Die Steue erleichterungen aber kamen natürlich nur ihren Herren, den Unternehmer zu statten, nicht ihnen selbst. Ihr Loos war nicht das glücklichste; wurden oft weit weg von ihrer Heimat, in die öden Thäler des Uralgebirg in wenig fruchtbare Gegenden versetzt, um sie dort zu Arbeiten zu v wenden, an die sie, wenigstens in der ersten Generation, nicht gewöh waren. Freilich fanden sich auch freiwillige Ansiedler und Arbeiter ihnen, aber das waren Ausnahmen sehr eigenthümlicher Art, wie sich selbst versteht in geringer Anzahl. Die Vorrechte, die der Kaiser de großen Hüttenunternehmern, den Stroganows und Demidows verlieh waren nämlich zum Theil seltsamer Art; sie durften nicht nur Land u entgeltlich in Besitz nehmen, und unentgeltlich Holz schlagen —: sie wurde auch ermächtigt Läuflinge, die zu ihnen flüchteten, ihren Herren nicht au zuliefern, und ihre Hüttenwerke wurden eine sichere Zufluchtstätte für Leil eigene, die eine schwere Strafe von Seiten ihres Herrn zu befürchte hatten, oder denen sonst daheim nicht wohl war. Die Kronbauern, di den Kronbergwerken und Fabriken zugeschrieben wurden, fand man ni nöthig zu begünstigen, da man ohne Weiteres über sie verfügen konnte Daß auch sie von der Rekrutenstellung anfangs befreit wurden, geschah nur, weil man es unvortheilhaft fand, abgerichtete Arbeiter zu Soldaten abzugeben. Doch wurde dieses Vorrecht ihnen wie den Bauern der Privatfabriken und Hüttenwerke bald nach Peters Tode wieder ge nommen.

Außer den Veränderungen, welche die Anlage neuer Hüttenwerke und Fabriken in dieser Weise herbeiführten, ergaben sich dann auch noch andere in demselben Sinn, dadurch, daß im Lauf der Zeit die mittelmäßig be güterten Edelleute sich mehr und mehr veranlaßt sahen, ihre Besitzungen durch die Anlage eigener Meierhöfe einträglicher zu machen und in Folge dessen Frohndienste anstatt des Zinses von ihren Bauern zu verlangen.

Digitized by Google

Dennoch blieb die Mehrzahl in jenen günstigeren Verhältnissen, die eine größere Selbständigkeit gestatteten. — Aber waren und blieben demnach die Leibeigenschafts-Verhältnisse in Rußland auch für die Bauern weniger verderblich als in Polen, so trat doch dagegen hier wie dort ein Uebel, dessen in der Darstellung der russischen Geschichte meist nicht mit dem gehörigen Nachdruck gedacht wird, überall nur allzu sichtbar hervor —: der entsittlichende Einfluß nämlich, den diese Verhältnisse auf die höheren Stände, auf die Herren der Leibeigenen übten; die selbstsüchtige Rohheit, die durch den Einfluß solcher Verhältnisse nur allzu leicht entwickelt wurde und die eine glatte Scheincultur nur sehr unvollkommen zu verbergen wußte.

Ein siegreicher Kampf mit Schweden war die unerläßliche Voraussetzung aller weit reichenden Pläne Peters des Großen; die Bedingung ihres Gelingens. Das hatte sich der Kaiser von Anfang an zu sagen gewußt, und schon während seiner ersten Reise in die Fremde hatte er die Einleitungen zu diesem Kampf zu treffen gesucht. Er hatte zu Königsberg i. Pr. mit dem souverainen Herzog des Landes über ein „Defensiv"-Bündniß gegen Schweden unterhandelt und suchte sich auch dem Churfürsten von Sachsen, August dem Starken, zu nähern, als diesen eine Partei in Polen zum König dieses Landes erhob. — Er begrüßte den König August in einem alles Glück wünschenden Schreiben, und der Gegenpartei in Polen, die, der Cardinal Radziejowski an der Spitze, bemüht war, den französischen Prinzen Conti — Condés Bruder — auf den Thron zu erheben, drohte er in sehr ernster Weise mit Krieg. Bei den freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs mit der Türkei, konnte ein französischer Prinz auf dem polnischen Thron dem Beherrscher Rußlands nicht erwünscht sein.

Die Umstände gestalteten sich günstig für die Pläne des strebenden Zaren — oder Kaisers. Die Krone Schweden hatte sich durch eine rücksichtslose Beraubung des liefländischen und ehstländischen Adels, durch die sogenannte „Reduction" die Ostsee-Provinzen entfremdet. So wurde nämlich das Verfahren genannt, vermöge dessen Karl XI. von Schweden die Kron-Domainen einzog, die seine nächsten Vorfahren, besonders die Königin Christina verschleudert hatten, selbst diejenigen, die seitdem durch Kauf und Verkauf in die zweite und dritte Hand gekommen waren. Er ging sogar noch weiter und wollte alle Güter einziehen, die zu irgend einer Zeit Domainen gewesen waren. In den Ostsee-Provinzen wurde dann vollends jedes Rechtsprincip dadurch geradezu verleugnet, daß die Krone, wenn sie ein Landgut in Anspruch nahm, sich nicht verpflichtet hielt den Beweis zu führen, daß es Domaine gewesen und durch Schenkung in Privatbesitz übergegangen sei, sondern umgekehrt von dem Besitzer verlangte,

er solle beweisen, daß seine Besitzung nie zu den Domainen gehört
oder daß sie durch Kauf — titulo oneroso — Privatbesitz geworde
Das war in einem so oft verwüsteten Lande, in dem so viele Urk
vernichtet worden waren, nichts weniger als leicht, besonders da die
der Krone sich auch noch in Beziehung auf die Beweise ungemein sch
erwiesen. Zur Zeit des Zaren Alexey Michailowitsch hatte Liefland
noch ganz allein, ohne alle Hülfe von Schweden, der Russen erw
Darauf war jetzt nicht mehr zu rechnen. Der Zar fand vielmehr
einem liefländischen Edelmann einem der merkwürdigsten Menschen se
vielbewegten Zeit, an Reinhold von Patkul, einen der besten seiner
hülfen. Patkul vermittelte zunächst ein weiteres Bündniß der Fe
Schwedens mit der Krone Dänemark.

Den Vorwand, unter dem der Krieg von Seiten Rußlands begonn
wurde, wird wohl niemand ernsthaft nehmen, oder vertheidigen wolle
er war im Geist der Zeit und der damaligen Cabinetspolitik eigenna
Auch der Gang des Kampfes von der unrühmlichen Niederlage der Russ
bei Narwa bis zu ihrem mühsamen Sieg bei Pultawa und weiter, ist
allgemein bekannt, daß es nicht nöthig scheint, hier darauf zurückzukomm
Nur Eine Bemerkung möge vergönnt sein hier einzuschalten. Karl XI
von Schweden ist oft, ja fast schon herkömmlich als ein eigensinniger Th
dargestellt worden, als ein gekrönter Don Quixote, in dessen Thun un
Treiben eigentlich kein gesunder Menschenverstand zu finden sei. D
schwedischen Aristokratie, die ihn ermordet und sich dann der Landesreg
rung bemächtigt hat, um sie wahrlich nicht zu Schwedens Heil oder ihr
eigenen Ehre zu führen, mußte natürlich diese Darstellungsweise zusag
Es ist eben dabei geblieben. Man versichert uns besonnenen und wo
berechneten Planen nachzugehen sei nicht König Karls Sache gewesen,
was seinen Zug in das Innere Rußlands anbetrifft, daß er nichtige Z
verfolgte. Doch hat ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller (
mit Glück und in sehr beachtenswerther Weise den Beweis zu füh
versucht, daß der Zug des Schwedenkönigs, der nach Pultawa führte, b
durchdacht war als der Napoleons im Jahr 1812. — Daß Karls F
keit gelegentlich in Starrsinn ausartete, leugnet niemand, aber der S
verständige, der Militär, der seine Feldzüge wirklich und mit Ernst stu
wird dennoch schwerlich je im Zweifel darüber sein, daß dieser König un
die großen Feldherren seiner Zeit zu zählen ist.

Was hätte sich denn schließlich daraus ergeben können, wenn er d
nordischen Krieg in der Weise geführt hätte, die ihm nachträglich als
vernünftige empfohlen wird, wenn er sich auf die methodische Vertheidigung
der Ostseeprovinzen beschränkte, ohne jeglichen Versuch, einen Sieg
großartiger, weit ausholender Weise auszunützen und seine Feinde
Herz zu treffen? — Nichts als daß, der Uebermacht seiner Feinde gegen
über, Schweden sich langsam verblutete, selbst in Siegen. Freilich

[illegible] Bund seiner Feinde gegenüber, die Mittel, die dem Schwedenkönig [illegible] Gebot standen, nicht aus, um den Krieg in der großartigen Weise zu [illegible], die er im Sinn hatte; sie reichten allein nicht aus, Rußland [illegible] und Schwedens frühere Stellung im Norden zu behaupten. Das scheint er aber auch gewußt zu haben, wenigstens sehen wir ihn mit [illegible] Energie bemüht, den Bund seiner Feinde zu sprengen und Polen [illegible] die Türkei in den Kampf gegen Rußland zu ziehen. Beide hatten [illegible] der That ein viel näheres Interesse Rußlands Aufstreben zu [illegible], als Schweden, das durch den neuen Nebenbuhler doch nur in [illegible] europäischen Stellung, nicht so leicht in seinem Dasein gefährdet [illegible] konnte. Daß die Türken rohe Barbaren von beschränkter Einsicht [illegible] und die Polen ein unzuverlässiges Volk käuflicher Thoren, die [illegible] in Interessen einer leidenschaftlichen Selbstsucht, Intriguen und [illegible], eifersüchtigen Hader unter einander verloren, keinen Sinn [illegible] für die wirklichen Interessen ihres Vaterlandes — nichts thaten, [illegible] thun wollten, um es zu retten, so sichtbar auch sein Untergang [illegible] nahte —: daran war nicht König Karl Schuld.

[illegible] rechnete er mit falschen Factoren — und das gereicht ihm [illegible], denn was die Polen für Leute waren, das konnte und [illegible] er wissen so gut man es anderswo wußte. Es trifft ihn also am [illegible] doch der Tadel, daß er Unmögliches versucht hat — : aber es bedarf [illegible] Erklärung, daß dieser Tadel ein ganz anderer ist, als der, der ge[illegible] ausgesprochen wird. Ein Rechnungsfehler, ein schwerer allerdings, [illegible] zur Last, nicht ein leidenschaftlich sinnloses Treiben. — Und [illegible] wir, zugegeben, daß er wissen mußte wie unzuverlässig die [illegible] waren, auf die er bauen mußte, immer wieder vor der Frage, [illegible] denn Besseres versuchen konnte, als das, was er versucht hat?

Merkwürdig ist auch, daß im Lauf des nordischen Kriegs das Project [illegible] Theilung Polens wiederholt zur Sprache kam. Polen war bereits [illegible] eigene Schuld unfähig seine Selbständigkeit zu behaupten; es war [illegible] wie wehrlos. Daß die Nachbarn sich in das Land theilen konnten, [illegible] sie darüber unter sich einig waren, daß sie dabei keinen namhaften [illegible] zu befürchten hatten, das lag sichtbar zu Tage.

Seltsamer Weise war es der König von Polen selbst, August der [illegible], der den Gedanken einer solchen Theilung zuerst an die Hand gab. [illegible] sich sehr bald überzeugen müssen, daß die Polen so gut wie gar [illegible] thaten oder thun wollten, in dem Krieg gegen Schweden, der sei[illegible] unternommen war, Liefland für Polen zu erobern — daß er den [illegible] fast ganz allein mit den Mitteln Chursachsens ausfechten müsse. [illegible] glänzenden Siege Karls XII. erschreckten ihn, und er hatte allen [illegible] zu glauben, daß die Polen sehr wenig zu Opfern aufgelegt, im [illegible] sehr geneigt sein würden, ein Abkommen mit dem Schweden[illegible] zu treffen, wenn sie dabei nur die dynastischen Interessen ihres

Königs aufzuopfern brauchten und es um diesen Preis haben kon
Eine zahlreiche Partei war ihm ohnehin feindlich gesinnt. Da m
solchen Leuten, wie August der Starke und seine Minister waren,
Gedanke nahe liegen, daß es vortheilhafter sein könnte einen Theil Po
als Anhang zu seinen Erblanden mit unumschränkter Regierungsge
zu besitzen, als König dieser rathlosen Republik zu sein. König Au
entwarf den Plan zu einer Theilung Polens und sendete (1702) sei
Kammerherrn Vitzthum zunächst an Karl XII. — Dem aber genügte
solcher Vorschlag nicht. Siegreich in Warschau eingerückt, brachte er
leicht einen polnischen Reichstag zusammen, der König August der Kr
verlustig erklärte und, wie ihm geheißen wurde, Stanislaus Leszczyn
an seine Stelle erwählte und krönte. Karl zwang sogar, wie bekan
den Churfürsten August im Frieden zu Alt-Ranstädt (1706) der Krone
entsagen — und mußte dann doch gewahren, daß er mit alledem so g
wie nichts gewonnen hatte. Polen erwies sich für Schweden wie gegen
Schweden jeder That unfähig.

Kaum zwei Jahre nach diesen ersten Vorschlägen (1704) sehen w
Patkul als russischen Diplomaten in Berlin eifrig mit Unterhandlunge
beschäftigt, die ebenfalls eine Theilung Polens und in demselben Sin
zum Zweck hatten. Nämlich dem Churfürsten von Sachsen sollte ei
großer Theil des Landes bleiben. Für Preußen war dabei unter Anderm
das schwedische Pommern (d. h. Vorpommern mit Stettin) in Aussich
gestellt und besonders konnte die Hoffnung, Westpreußen zu gewinnen, für
einen König von Preußen wohl verlockend sein. Auch war man in Berlin
nicht abgeneigt, auf solche Vorschläge einzugehen, doch kannte man den
auch die Erbärmlichkeit Augusts des Starken und seiner Umgebung zu gu
um sich allzu tief einzulassen.

Dann, als Peter der Große seinen kühnen Gegner bei Pultawa b
siegt und August der Starke unter seinem Schutz wieder von dem pol
nischen Thron Besitz genommen hatte, trat Rußland (1710) mit dem
förmlichen Vorschlag einer Theilung Polens hervor. Westpreußen, Sa
mogitien, einige Palatinate in Litthauen, einige Landschaften in Großp
nebst der Anwartschaft auf Kurland waren dem König von Preußen
gedacht; Liefland und den größten Theil Litthauens wollte der Zar
sich nehmen, der Rest sollte dem Churfürsten von Sachsen als erblich
Königreich bleiben.*)

Doch sah sich Rußland bald genöthigt diese Unterhandlungen f
diesmal fallen zu lassen. Die Türkei ließ sich bewegen, bewaffnet ein
schreiten — und verlockt durch die trügerischen Versprechungen der Hosp
dare der Walachei und Moldau, Brankowan und Kantemir, ließ sich
Peter (1711) zu dem unglücklichen Zug an den Pruth bewegen. Bra

*) Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. S. 115—117.

Digitized by Google

übte Verrath und Kantemir sah sich von den Moldauern verlassen, zwei Jahre vorher der Hetman Maseppa von den ukrainischen Kosacken verlassen wurde, als er sich dem Schwedenkönig anschloß. — Am Pruth ... unbesiegbaren Uebermacht umringt, in einer hoffnungslosen ... sich der Zar Peter nur durch die Beschränktheit der Türken ... Käuflichkeit des Großveziers gerettet. Die Türken verlangten weiter als die Rückgabe Asows, der Eroberungen Peters während ... ersten Feldzüge, die ihm der Friede zu Carlowitz (1699) zugesichert ... und dann daß er seine Truppen aus Polen zurückziehe und sich ... weiter in die Angelegenheiten dieses Reichs mische.

So mußte denn Peter wohl einem Lieblingsplan, der Verbindung ... mit dem Schwarzen Meer, entsagen, aber er durfte sich ... zu einer so wohlfeil erkauften Rettung Glück wünschen. Er hätte ... in die Rückgabe Ingermanlands und Lieflands an Schweden willigen müssen, wenn sie gefordert wurde, aber die Türken dachten daran nicht; Karl XII. traf zu spät in ihrem Lager ein, um den Abschluß des Friedens zu verhindern, und vermochte nicht den Türken begreiflich zu machen, daß ... Interessen in dieser Beziehung auch die ihrigen seien.

Und dennoch wurde eine Theilung Polens fast unmittelbar nach ... Frieden von neuem zur Sprache gebracht, nur daß diesmal der ... von einer anderen Seite her angeregt wurde. Oesterreich war ... gegen das Ende des spanischen Erbfolgekrieges, als seine Verbündeten, England und Holland, wankend wurden, Rußland in ein Bündniß gegen Frankreich zu ziehen und zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Als Preis bot das österreichische Cabinet, wie der englische Gesandte (1712) aus Dresden melden konnte, eine Theilung Polens, zu der Preußen zugezogen werden sollte. Daß man über Polen nach Belieben verfügen könne, war für alle Parteien selbstverständlich. Aber von den sogenannten Seemächten — England und Holland — verlassen, sah sich Oesterreich genöthigt zu Rastatt (1714) mit Frankreich und Spanien Frieden zu schließen, ohne daß diese weit aussehenden Unterhandlungen zu irgend einem Ziel geführt hätten. Dagegen war in den Unterhandlungen Peters des Großen mit Schweden und Preußen (1718—19) ... einmal von einer Theilung Polens die Rede. Der Zar, zur Zeit ... Versöhnung mit Karl XII. bedacht und doch gewillt die Ostsee... zu behalten, wollte bewirken, daß Mecklenburg den Schweden ... — Vorpommern, das Preußen erobert hatte, dem Reich Karls XII. ... gegeben werde. Preußen und das Haus der mecklenburgischen Fürsten ... in Polen entschädigt werden.

In der veränderten europäischen Lage, die eigentlich schon der unerwartete frühe Tod des Kaisers Josef I. herbeiführte und die in den Friedensschlüssen zu Utrecht (1713) und Rastatt (1714) zur Geltung kam, namentlich aber nach dem Tode Karls XII., blieben diese Pläne natürlich auf sich

Digitized by Google

beruhen — und in dem ewigen Frieden Rußlands mit der Pforte, nach wiederholten neuem Zwist am 16. November 1720 geschlossen wu versprach der Kaiser Peter im Gegentheil sich kein polnisches Gebiet an eignen und sich nicht in die inneren Angelegenheiten Polens — in de Verfassung — zu mischen —: ein Versprechen, dessen letzterer Hälfte Vertrag selbst gleich in den nächsten Zeilen in der seltsamsten Weise wi sprach. Da heißt es: da beiden Reichen — der Türkei und Rußl nämlich — daran gelegen sei zu verhindern, daß der Krone in Po Erbrecht und souveraine Macht beigelegt werde, vereinigen sie sich zu d Endzweck, Rechte, Privilegien und Verfassung dieses Staats aufrecht erhalten; im Fall irgend eine Macht versuchen sollte Truppen nach Pol zu senden oder dort Souverainität und Erbfolge einzuführen, soll es ni allein einer jeden der beiden Mächte freistehen diejenigen Maßregeln ergreifen, die ihre Interessen erheischen, sondern beide werden durch all möglichen Mittel verhindern, daß die Krone souveraine Macht und Erb lichkeit gewinne, die Verfassung der Republik verletzt — oder ihr Gebie getheilt werde.

Unmittelbar war dieser Artikel gegen August den Starken gericht den Verbündeten Rußlands, den Peter der Große freilich, namentlich se der schmachvollen Auslieferung Patkuls an den Schwedenkönig, mit de Energie verachtete, die er in Alles legte, um das es ihm Ernst war König August war wiederholt mit Plänen beschäftigt, die Krone Polens im Interesse seines Hauses zu einer erblichen zu machen und wenn dafür auch ein Theil des Reichs den Nachbarstaaten geopfert werden müßte. Der Artikel hatte dann aber auch eine weiter reichende Bedeutung. Ruß land hatte sehr einleuchtende und naheliegende Gründe dafür zu sorgen daß Polen ein Wahlreich und durch seine Verfassung an jeder energische Entwickelung verhindert, das heißt ohnmächtig bleibe. Wenn die türkische Staatsmänner in der Erinnerung an frühere Kriege meinten, das lieg auch in ihrem Interesse, so ist das ein Beweis mehr, daß sie sich nicht davon Rechenschaft zu geben wußten, was der Aufschwung Rußlands bedeut

Welches Gewicht Rußland auf den Artikel des Vertrags legte, dem zufolge das Wahlrecht des polnischen Adels durch alle Mittel aufrecht erhalten und überhaupt jede Veränderung der polnischen Verfassung nö thigenfalls selbst mit Waffengewalt verhindert werden sollte, das erhellt schon daraus, daß die russischen Staatsmänner fortan bemüht waren einen Artikel desselben Inhalts in alle Verträge mit den Nachbarmächten einzuschalten. Schon die Verträge Rußlands mit Preußen, in den Jahren 1718 und 1719 geschlossen, hatten einen solchen Artikel enthalten — der Gedanke, ihn auch dem Nystädter Frieden einzufügen, wurde zwar von Seiten Rußlands wieder aufgegeben — sehr entschieden aber wurde der betreffende Artikel dann in den 1730—1762 und 1764 mit Preußen geschlossenen Verträgen wiederholt.

Inzwischen war Karl XII. vor Friedrichshall in Norwegen gefallen und mit seinem Tode hörte Schweden auf eine Großmacht zu sein. Die schwedische Aristokratie, die sich der Regierung des Reichs bemächtigte, erkaufte den Frieden nach allen Seiten dadurch, daß sie alle Eroberungen Gustav Adolfs, alle Außenlande Schwedens, mit Ausnahme Stralsunds und seines Bezirks in Vorpommern, der Insel Rügen und der Stadt Wismar in Mecklenburg, abtrat.

In dem (am 10. Sept. 1721) zu Nystädt mit Rußland geschlossenen Frieden trat Schweden dem slawischen Nachbarreich Liefland, Ehstland, Ingermanland ab, sowie einen Theil von Karelien und Wiburgs-län, der in den besonderen Grenzbestimmungen genau bezeichnet wurde.

Die europäische Stellung Rußlands war fortan gesichert.

Zweites Capitel.

Peter beseitigt das russische Patriarchat; — Stephan Jaworsky, Exarch der russisch
Kirche; — Feofan Prokopowitsch; — Leibnitzens Einfluß auf die Organisation Ru
lands; — der Senat; — die Collegien; — die Provinzial-Regierungen.
Der Untergang des Zarewitschs Alexey Petrowitsch; — die Patriarchenwürde förmlic
abgeschafft; — der Synod; — Feofan Prokopowitschs kirchliches Reglament; — Streng
gegen die Altgläubigen.
Peters des Großen Thronfolge-Ordnung.

Die organisatorische Thätigkeit Peters des Großen war während de erſten Jahre seiner Regierung, wie schon gesagt, wesentlich darauf gericht die Mittel zum Kampf mit Schweden zu schaffen, vor allem ein in euro päischer Weise gebildetes Heer und die finanziellen Mittel es zu erhalten Die Fremde mußte ihm zunächst Lehrmeister und tüchtige Elemente für dieses Heer und für die nützlichen Künste des Friedens liefern. Er zog Offiziere, Bergleute, Gewerbkundige jeder Art in seine Dienste, und um dann für die Folgezeit auch Russen zu nützlichen Werkzeugen dieser Ar heranzubilden, sendete er junge Edelleute in Menge in das Ausland, oh ihnen eine freie Wahl zu lassen. Den jungen Leuten wurde vorgeschrieben wo sie hingehen und was sie lernen sollten.

Ein neuer Geist sollte sich in den Formen regen; die Formen selb der Organismus der Regierung, blieben fürs erste ziemlich unberüh Die erste durchgreifende Reform, die der Zar Peter vornahm, betraf d russische Kirche und sie wurde veranlaßt durch eine Gunst der Umstän die sofort benützt sein wollte. Im Jahr 1700 starb der Patriarch Adri der zehnte in der Reihe der russischen Patriarchen, und Peter ernann keinen anderen. Einem gebietenden Geist, wie Peter war, konnte über haupt der Doppelthron nicht gefallen, auf dem sich seit den Tagen Ph larets der Patriarch neben dem Zaren niederzulassen pflegte, und da nicht erwarten durfte in der Ausführung seiner Pläne von der russisch Kirche unterstützt zu werden, konnte es nicht rathsam scheinen, das Haup dieser Kirche mit einer so hohen Würde und Autorität zu bekleiden. — Der Zar Peter wendete vor, der Krieg mit Schweden lasse ihm nicht d Gemüthsruhe, deren er bedürfe, um eine würdige Wahl für diese höch Kirchenwürde zu treffen. Bald aber leitete er in wohl durchdachter Wei

Digitized by Google

die Uebertragung der Amtsgewalt des Patriarchen auf ein geistliches Directorium ein, das, gleichsam zeitweilig beauftragt, nicht in derselben Weise annehmen konnte wie der Hohe Priester, der den Thron des Zaren theilte; das eben deshalb der weltlichen Gewalt viel vollständiger untergeordnet werden konnte.

Er ernannte (1702) den Metropoliten von Räsan, Stephan Jaworsky, zum Verweser (Exarchen) des Patriarchats, aber mit gewichtigen Beschränkungen seiner Befugnisse. Der Verweser durfte für sich allein nur die gewöhnlichen, laufenden Amtsverrichtungen erledigen, die dem Patriarchen oblagen; in allen wichtigeren Angelegenheiten war er angewiesen sich mit einer Anzahl anderer Bischöfe zu berathen, die sich zu dem Ende in Moskau aufhalten mußten und von Zeit zu Zeit von anderen abgelöst wurden. Die Beschlüsse dieser „heiligen Versammlung" mußten dann dem Zaren zur Genehmigung vorgelegt werden.

Diese Einschränkungen erwiesen sich sehr zweckmäßig und gewährten die Bürgschaften, die in der Wahl des Exarchen eigentlich nicht lagen. Simeon – als Priester Stephan — Jaworsky, seiner Nationalität nach dem russischen Stamm angehörig, war doch nicht in Rußland geboren, sondern 1665 nach einigen Nachrichten zu Lemberg in Galizien, nach anderen in dem polnischen Antheil der Ukraine, wo seine Eltern — von denen man nicht bestimmt weiß, ob sie dem kleinen Adel angehörten — jedenfalls später lebten. Er selbst hatte seine Studien an der „geistlichen Akademie" zu Kiow begonnen und dann in Polen, zu Posen, in dem dortigen Jesuiten-Collegium fortgesetzt. Um das zu können, um dort seinen Zweck zu erreichen, mußte er sich natürlich zur griechisch-unirten Kirche bekennen. Denn in den polnischen Jesuiten-Collegien wurde niemand zu dem Studium der Theologie zugelassen, der nicht durch einen feierlichen Eid den Papst als Oberhaupt der allgemeinen christlichen Kirche anerkannte und sich ihm zu lebenslänglichem Gehorsam verpflichtete. Auch Stephan Jaworsky erfüllte diese Bedingung. Das war damals nichts Unerhörtes. Die beiden geistlichen Akademien Rußlands, Kiow und Moskau waren zur Zeit, wie wohl kaum gesagt zu werden braucht, in einem traurigen Zustand. Die wenigen strebenden Geister unter den angehenden Geistlichen, die gewahr wurden, daß jenseits der dürftigen und geistlosen Bildung, die ihnen zu Theil wurde, ein weiteres Gebiet des Wissens liege, drängten sich in die Fremde, besonders von Kiow aus, wo die Versuchung nahe lag, und da sie in der Fremde keine andere Zuflucht hatten als die katholischen Universitäten, mußten sie sich den Bedingungen fügen, die ihnen dort gestellt wurden. Auch wurde Stephan Jaworsky, als er nach Rußland zurückkehrte, ohne alle Schwierigkeiten wieder in den Schooß der griechisch-rechtgläubigen Kirche aufgenommen. Er wurde Mönch im Höhlenkloster zu Kiow, Lehrer an der dortigen geistlichen Akademie und endlich, stufenweise vorrückend, Metropolit von Räsan.

Peters Aufmerksamkeit zog er durch eine Rede auf sich, die er Jahr 1700) am Grabe des Bojaren Schein hielt, und in gewissem S nicht mit Unrecht, denn Jaworsky war ohne Zweifel ein Mann von G und gebildet und gelehrt wie damals nur sehr wenige Geistliche der ru schen Kirche. Seine Gesinnungen aber entsprachen nicht eben den Wünsc des Zaren. Er war ein leidenschaftlicher und unduldsamer Anhän aller Lehren und Gebräuche der orientalischen Kirche, an denen er nic geändert wissen wollte — insofern es nicht etwa geschah, um zu beseitig was sich nach seiner Meinung aus Nachsicht gegen fremdländische, n rechtgläubige Ansichten und Lehren eingeschlichen hatte und die russi griechische Rechtgläubigkeit in ursprünglicher Strenge und Reinheit wie herzustellen. Er schrieb in diesem Sinn den „Felsen des Glaubens rechtgläubig-katholischen orientalischen Kirche“ — hauptsächlich gegen Reformation; ein Buch, das erst mehrere Jahre nach dem Tode Peter des Großen (1728) unter dem Schutz des Altrussenthums gedruckt werden konnte.

So stand denn Stephan Jaworsky an der Spitze jener große Mehrheit der russischen Geistlichkeit, die sich feindselig und abwehren gegen die europäische Cultur verhielt; die das Streben des reformirende Kaisers durch eine geräuschlose, aber zähe Opposition zu hemmen sucht ohne ihm je unverhohlen zu widersprechen und es auf einen ausgespro chenen Bruch mit der Regierung zu wagen. — Indem er so durchaus auf Bewahrung des Alten und Hergebrachten bestand, hätte freilich auch er wohl gerne Neues eingeführt, nur in einem ganz anderen Sinn al der Zar. Denn so fest er an den Lehren, den Gebräuchen und der innere Disciplin der orientalischen Kirche hielt, hatten ihm doch die äußere Verhältnisse der lateinischen Kirche in Polen in mancher Beziehung g sehr zugesagt. Namentlich hatte er an ihrer Unabhängigkeit Gefallen g funden und besonders an der Macht, an dem Einfluß, den sie im Sta und auf das politische Leben der Nation übte, während sie die Sch und das geistige Leben dieser Nation durchaus beherrschte. Eine ähnl Stellung kam nach seiner Meinung auch der russisch-griechischen Kirche i ihrem Heimatlande von rechtswegen zu.

Indessen Peter der Große wußte sich nicht allein Gehorsam zu ver schaffen, er wußte auch, mit dem Scharfblick, der dem Genius eigen is in der russischen Kirche wie auf anderen Gebieten bald den Mann zu finden, dessen er bedurfte. Es gab, wie wir schon wiederholt bemerkt haben, auch in der russischen Kirche eine kleine Minderzahl verständiger und unterrichteter Männer, die der westeuropäischen Civilisation geneigt war und sie gern in Rußland gefördert hätte. Den Ausgezeichnetsten unter diesen Wenigen wußte Peter zu erkennen und zu seinem Vertrauten zu erwählen. Das war der Mönch Feofan (Theophanes) Prokopowitsch,

Digitized by Google

... Frage der geistig bedeutendste aller Russen, die der Zar Peter in seine Nähe berief und zu seinen Gehülfen erkohr.

Dieser Mönch Feofan, durch äußere Verhältnisse wenig begünstigt, hatte doch seine Erfahrungen, seine Kenntniß der europäischen Civilisation, der Welt und des Lebens, auf einem sehr viel weiteren Felde gesammelt als Stephan Jaworsky; sein Horizont war viel weiter gezogen.

Er war, aus Kiow gebürtig (1681 geboren), der Sohn eines Klein-...s, der sich ohne Vermögen von Tag zu Tag weiter half. In der Taufe hatte er den Namen Eleazar erhalten. Früh verwaist, verdankte er seine Erziehung der Vorsorge eines Oheims, der Mönch war und im ... Feofan genannt wurde. Wahrscheinlich durch diesen Oheim auf den geistlichen Stand verwiesen, begann der junge Eleazar seine Studien an der geistlichen Akademie zu Kiow; aber auch er strebte, gleich Anderen, ... Fremde — und unterwarf sich, gleich Anderen, den Bedingungen, ... in dem katholischen Nachbarlande gestellt wurden.

Seine nächsten Schicksale werden in den verschiedenen Nachrichten, die über ihn vorliegen, nicht ganz übereinstimmend berichtet. Daß er zur unirten Kirche übertrat, ist gewiß. Er soll sich zunächst zu dem ... Bischof von Wladimir in Wolynien begeben haben. Der Metropolit ... von Kiow erzählt, er sei dort unter dem Namen Jelissey ... Mönch des unirten Basilianer-Ordens eingekleidet worden; andere widersprechen oder übergehen diesen Umstand mit Stillschweigen; ... aber, daß er wirklich den Namen Jelissey eine Zeit lang geführt ... seine weiteren Erlebnisse sprechen überhaupt für diesen Bericht. ... Bischof von Wladimir machte ihn bald zum Lehrer der Rhetorik und ... einer höheren Schule, die unter seiner Leitung stand — später ... Eleazar oder Jelissey Prokopowitsch, weiter strebend, nach Krakau ... dort, mit Empfehlungen des Basilianer-Ordens-Provinzials ver-... durch die österreichischen Länder nach Rom, wo er in das Collegium ... Athanasius aufgenommen wurde, das heißt in eine geistliche Lehr-..., die, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts angelegt, eigens zur ... hatte die Bekehrung der slawischen Länder zur päpstlichen Religion ...rn.

... in diesem Collegium, das, wie sich von selbst versteht, unter der ... der Jesuiten stand, machte sich der junge russische Mönch durch ...gewöhnliche Begabung in solcher Weise bemerkbar, daß die Jesuiten ... ihren Bund zu ziehen suchten. Aber Prokopowitsch war sehr weit ... entfernt, auf ihre Wünsche einzugehen; was er in Rom erlebte ... erfuhr, was er von dem Treiben der Jesuiten sah und namentlich ... von dem Conclave, von der Wahl Clemens' XI. hörte, das Alles ... ihm eine entschiedene Abneigung gegen die lateinische Kirche ein, ... der Jesuiten insbesondere gedachte er später niemals anders als mit ... und Verachtung.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ganz in der Stille aus Rom entwi
nahm er den Rückweg in die Heimat durch die Schweiz und Tirol.
der Schweiz kam er mit Protestanten, mit reformirten Geistlichen
sönlich in Berührung und er lernte das Leben und Wesen der prot
tischen Kirche aus eigener Anschauung kennen. Ohnehin hatten
Schriften deutscher protestantischer Theologen des siebzehnten Jahrhun
großen Eindruck auf ihn gemacht. Namentlich die Werke Quens
Rectors der Universität Wittenberg und Johann Gerhards zu Jena.
daß er seine Ueberzeugungen großentheils aus den Werken dieser S
geschöpft hatte, das trat überall in seinem späteren Leben und W
hervor.

Den Boden des Vaterlandes betrat er nach dem Bericht des
tropoliten Ewgenij schon versöhnt mit der rechtgläubig-griechischen Kir
denn schon auf dem Wege in die Heimat hatte er sich (1702) in d
Potschajewschen Kloster, das unter polnischer Hoheit an der Grenz
doliens und Galiziens lag, dessen sich später die Unirten bemächtig
das aber damals noch rechtgläubig war, als Mönch der russisch-grie
Kirche einkleiden lassen und bei dieser Gelegenheit den Namen Sa
angenommen. Nach anderen Quellen wäre er erst in Kiow wieder in
vaterländische Kirche aufgenommen und etwas später zum Mönch ge
worden. Jedenfalls nahm er hier (1705), in Erinnerung an sei
Oheim, den Namen Feofan an, den er dann bis an das Ende sei
Tage trug.

In der Heimat wurde Feofan Prokopowitsch zuerst Lehrer der P
an der Akademie zu Kiow, dann Lehrer der Rhetorik und als solcher
er zuerst Gelegenheit, sich in einem Handbuch der Rhetorik mit gr
Schärfe nicht nur gegen die Lehrmethode der Jesuiten, sondern auch
das Wesen ihres Ordens überhaupt auszusprechen. In seinen spät
theologischen Schriften treten dann natürlich seine Ueberzeugungen
stimmter sowohl als umfassender hervor. Sie bewegen sich großen
in einer scharfen Polemik gegen die lateinische Kirche, namentlich
Bellarmin, dessen Buch „von der Macht der Päpste" die Jesuiten zu
gemeiner Geltung zu bringen suchten. Feofan wollte dabei, in sei
schriftlichen wie in seinen mündlichen Lehren, nur die Bücher der hei
Schrift als unbedingte Autorität gelten lassen; der Tradition der K
aber, den Lehren der Kirchenväter und selbst den Beschlüssen der C
cilien keine stelbständige und somit nur insofern sie ausdrücklich in
heiligen Schrift bestätigt wären, überhaupt eine Autorität zugestehen.

Das war der Mann nach dem Sinn des Zaren, dem selbst
reformirte Holland als Ideal vorschwebte; der auch in den griechisch-
sischen Kirchen, die zu seiner Zeit erbaut wurden, absichtlich von dem
gebrachten byzantinischen Schema abwich und sie — wie die Peter-Pa
Kathedrale, die Begräbnißkirche des jetzigen Kaiserhauses in der Cita

von Petersburg — nach dem Muster der reformirten Kirchen aufführen ließ, die er in Holland gesehen hatte.

Peter lernte diesen Mönch kennen, als er (1706) nach Kiow kam, den Bau der dortigen Citadelle in Augenschein zu nehmen. Feofan predigte den Tag nach der Ankunft des Zaren in dessen Gegenwart und gab seiner Rede eine solche Wendung, daß sie zu einer begeisterten Begrüßung des jungen und schon weltberühmten Herrschers wurde. Er fiel diesem dabei in einer Weise auf, die für seine Zukunft entscheidend wurde; Peter verlor ihn nicht wieder aus dem Auge. Einige Jahre später wurde Feofan in die persönliche Umgebung des Zaren berufen, den er auf dem unglücklichen Zug an den Pruth begleitete. Nach seiner Rückkehr von dort wurde er auf Peters Geheiß Abt (Igumen) eines kiowschen Klosters, Rector der dortigen Akademie und Professor der Theologie. Als solcher brachte er, soweit sein Einfluß reichte, neues Leben in die russische Kirche, indem er die hergebrachte scholastische Lehrweise verließ, Dogmatik in Verbindung mit der Kirchengeschichte vortrug und sich dabei auf protestantische Theologen stützte, ohne sie zu nennen.

Im Jahr 1715 endlich berief ihn der Zar ganz nach Petersburg, wie man allgemein wußte in der bestimmten Absicht, ihn zu den höchsten Kirchenwürden zu erheben.

Das war natürlich der großen Mehrheit des russischen Klerus, an dessen Spitze Stephan Jaworsky stand, sehr unerwünscht, denn Feofan hatte inzwischen (1712) unter dem Titel: „Der Streit Peters und Pauls über das unerträgliche Joch" eine zu ihrer Zeit — in lateinischer Uebersetzung — auch außerhalb Rußlands sehr bekannt gewordene Schrift veröffentlicht, in der er von den sogenannten guten Werken, der Heiligenverehrung, dem Bilderdienste und den Fasten mit schneidender Schärfe in einer Weise sprach, die mit dem Herkommen der russisch-griechischen Kirche und namentlich auch mit den Lehren, die Stephan Jaworsky in dem „Fels des Glaubens" vortrug, in einem sehr entschiedenen Widerspruch stand. Welchen Geist Feofans theologische Vorträge an der geistlichen Akademie athmeten, das war ohnehin bekannt. Es war demnach sehr natürlich, daß Jaworsky und die überwiegend zahlreiche Partei, die mit ihm an dem Hergebrachten hing, darauf bedacht waren, dem steigenden Einfluß dieses unbequemen Neuerers durch einen Protest vorzubeugen, ja durch eine Denunciation, die ihn als Kirchenfürsten unmöglich machen und für immer beseitigen sollte. Der weitere Verlauf dieser kirchlichen Bewegung ist aber in solcher Weise mit den politischen Begebenheiten verflochten, daß er nur im Zusammenhang mit diesen erzählt werden kann — daß überhaupt die politischen wie die kirchlichen Ereignisse nur als ein zusammenhängendes Ganze verständlich werden.

Vieles und Großes war inzwischen geschehen; in Beziehung auf die äußere Stellung des Reichs hatte sich Rußland bereits von Stufe zu

Digitized by Google

Stufe dem Ziel, das im Nystädter Frieden endlich erreicht wurde, bedeu genähert; in demselben Maße war auch die Entwickelung der in Zustände weiter und weiter geführt und endlich auch an die Formen Verwaltung die umgestaltende Hand gelegt worden.

Schon im Jahr 1703, während Karl XII. bemüht war, Polen se Zwecken dienstbar zu machen, hatte der Zar Peter die kleine schwed Festung Nöteburg erobert, die in Ingermanland auf einer Insel Ausfluß der Newa aus dem Ladoga-See liegt und er hatte ihr den deutsamen Namen Schlüsselburg gegeben. Bald war dann auch die Festung Nyenschanz, an der Mündung der Newa in das Meer in Hände gefallen und dem russischen Reich der Weg an das Baltische geöffnet. — Noch war der Zar des bleibenden Besitzes der deutschen Ost Provinzen, Ehstlands, Lieflands nicht gewiß; er ließ sie furchtbar verwüs was wohl nicht geschehen wäre, wenn er geglaubt hätte, sie schon zu Bestandtheilen seines Reiches zählen zu können. An der Newa a wollte er sich um jeden Preis behaupten; dort gründete er die neue Haup stadt Rußlands, die in allen Dingen den großen holländischen Stä ähnlich, der Haupt-Handelsplatz Rußlands, das Arsenal seiner Seema und der Sitz europäischer Wissenschaft werden sollte.

Mit verdoppelter Energie und Thätigkeit wurde dann die Anlage neuen Hauptstadt Petersburg gefördert, nachdem der Sieg bei Pulta den endlichen Ausgang des nordischen Kriegs allem Anschein nach si gestellt hatte. Ein Netz von künstlichen Wasserstraßen sollte die mächtig Ströme des Reichs unter sich und mit der Newa verbinden und Innern des Landes die Wege zum Welthandel öffnen, dem es bis da verschlossen war. Die Bodengestaltung Rußlands gewährte die Möglich dazu, und Peter der Große wußte auch die Leute zu finden, die der A führung gewachsen waren; erst den Engländer John Perry und dann viel bedeutenderen Burchard Christoph von Münnich, den berühm Feldmarschall. Viele der beabsichtigten Verbindungen wurden schon u Peters eigener Regierung hergestellt, viele unter den thätigsten se Nachfolger, und doch sind auch heute noch nicht alle Pläne dieser ausgeführt, die ihn beschäftigten.

Die Anordnungen, die der Zar traf, um Petersburg schnell em zu bringen, waren zum Theil sehr durchgreifender Art. So wurde kanntlich allen russischen Großen und namhaften Edelleuten befohlen, steinerne Häuser, selbst Paläste in Petersburg zu bauen und selbst Größe, die Maße dieser Häuser wurden ihnen vorgeschrieben; sie wur nach dem Vermögen, nach der Anzahl „Seelen" bestimmt, die ein Jed von ihnen besaß. Da es dennoch, was der Kaiser mit höchstem Mißfall bemerkte, mit diesen Steinbauten sehr langsam ging, wie vorgegeben wur weil es in Petersburg an geschickten Arbeitern fehle, die auch für hohe Lohn nicht zu haben seien, untersagte er (1714) „für einige Jahre u

… den Bauten hier — in Petersburg — genügt sei" — alle Stein… im ganzen weiten russischen Reich bei Strafe der Güterconfiscation … Verbannung nach Sibirien.*)

Natürlich konnte durch solchen Zwang eine sichere Grundlage für das … Dasein einer Hauptstadt nicht geschaffen werden und selbst da… nicht, daß der Zar, wie das der Geist seines Volks allerdings for… der Gegend, wo sie liegen sollte, und dem Ort selbst die Weihe … National-Heiligthums zu verleihen suchte. Er ließ die Legende vom … Alexander Newsky wieder aufleben, so wenig er im Allgemeinen … Heiligen der Kirche schwärmte. Die Gebeine des Heiligen wurden … neuen Hauptstadt gebracht, — angeblich an den Ort, wo er … vielgerühmten Sieg, nicht über die heidnischen Tataren, sondern … christliche Schweden erfochten hatte; und eine Kirche und … großes Kloster ersten Ranges — eine sogenannte Laura — wurde … neuen Grabe erbaut. Diese kirchliche Weihe Petersburgs blieb … Wirkung, hauptsächlich weil die russische Geistlichkeit sehr weit davon … sie dem Bewußtsein des Volks zu empfehlen, diejenigen aus … Reihen aber, die der europäischen Civilisation geneigt waren, wie … Prokopowitsch, dergleichen doch am Ende, gleich dem Zaren selbst, … lässig betrieben und den Absichten nach, die sie mit dem … Volk hatten, auch betreiben mußten. Von Wallfahrten zum … Alexander Newskys ist nie die Rede gewesen, die alt-russische Geist… dergleichen nie in Anregung gebracht; sie sorgte vielmehr dafür, … Dreifaltigkeits-(Troitzky)-Kloster in der Nähe von Moskau stets … National-Heiligthum der Russen blieb.

Wirksamer erwiesen sich jedoch andere, in ihrer Art nicht minder … fassende Maßregeln, die der Zar verfügte, um dem Dasein seiner … eine reale Grundlage zu schaffen. Er sperrte den Hafen von … und untersagte allen Handel von dort aus in die Fremde, um … Verkehr Westeuropas mit Rußland zunächst durch Zwang an den … Weg in die Ostsee und zur Mündung der Newa zu gewöhnen. … nicht minder wirksam mußte sich erweisen, daß nachgerade die höchsten … des Reichs nach Petersburg verlegt wurden.

… waren nicht mehr die alten. Der Bojarenrath war bereits ver… Als Peter nach dem Pruth aufbrach, setzte er einen „Senat" … Stelle, dem er die obere Leitung der Reichsgeschäfte für die Zeit … Abwesenheit übertrug.

Wie sehr die Vorstellungen von dem, was hier geleistet werden sollte, … in das Unbestimmt-Universelle gingen, das zeigt sich namentlich in … Instruction, die dem Senat bei dieser Gelegenheit ertheilt wurde. Da

*) Das achtzehnte Jahrhundert, herausgegeben von Barteniew (Sammlung von Materialien, russisch). IV. 21.

wird dieser Behörde zur Pflicht gemacht, Recht und Gerechtigkeit z
zu üben. Sie soll ungerechte Richter durch Verlust ihrer Ehren —
ihres Ranges — und Confiscation ihres Vermögens und in derse
Weise auch die Verläumder und falschen Ankläger bestrafen. Alle
gaben der Regierung soll der Senat überwachen und die unnöthigen
seitigen; er soll so hohe Einnahmen als möglich zusammen bringen,
Geld der Nerv des Krieges sei; er soll sich endlich auch um den Ha
und alle anderen Zweige des Staatshaushalts bemühen. Dieser vielseit
Thätigkeit sollten acht Senatoren gewachsen sein. Außerdem wurde
hohen Behörde auch eine Anzahl „Fiskale" unter einem „Oberfiskal"
geordnet, beauftragt überall im Lande auf Alles ein wachsames A
zu haben, dem Senat jede Uebertretung der Gesetze, jeden Unfug
Beamten anzuzeigen und vorkommenden Falls als officielle Ankläger
Beamten, ohne Ansehen der Person, selbst der höchstgestellten, vor d
Senat auftreten.

Doch nahmen die Pläne des Kaisers im Lauf der Jahre eine imm
bestimmtere Gestalt an und es gelang ihm wenigstens die Centralregierun
des Reichs methodisch nach einem leitenden Gedanken zu ordnen. — B
kanntlich war es der deutsche Philosoph Leibnitz, mit dem Peter der Gro
mehrfach und gern verkehrte, der durch die allgemeinen Ideen, die er i
die Hand gab und mit Gründen unterstützte, bedeutenden, ja maßgebende
Einfluß auf die neue Organisation übte.

Die Centralverwaltung des moskauischen Reichs wie sie bis dahi
bestanden hatte, war, wie sich von selbst versteht, durchaus empirisch ent
standen und in der That sehr seltsam gestaltet. Eigentlich hatte nur da
alte Fürstenthum Moskau (mit Einschluß des alten Gebiets von Twe
eine wirklich gegliederte Verwaltung, deren einzelne Zweige ein jeder unt
einer besonderen Behörde (einem Prikas) standen, aber diese Gliederu
war, wie zufällig geordnet, eine sehr unzweckmäßige. Ungleichartiges w
mitunter in einem Prikas vereinigt, während das, was seiner Natur n
zusammengehörte, eigenthümlich zerlegt und vertheilt, von verschiede
Prikasen abhängig war. Namentlich waren die Verwaltungszweige, di
ein Ministerium des zarischen Hauses umfaßt haben müßte, unter sieb
von einander unabhängige Prikase vertheilt und in derselben Weise ware
die Geschäfte eines Finanz- und Kriegsministeriums eigenthümlich zerspalte
— wie denn z. B. die fremden Offiziere in russischen Diensten unte
einem besonderen Prikas standen. Die unmittelbare Autorität sämm
licher Prikasen aber reichte nicht über die Grenzen des moskauischen Gebiet
hinaus. — An der Spitze eines jeden der später mit dem moskauische
Fürstenthum verbundenen Gebiete stand ein Woyewode, der in seinem
Gebiet alle Verwaltungszweige mit unbeschränkter Macht zu leiten und
Recht zu sprechen hatte — und dieser stand keineswegs in Beziehung auf
jeden einzelnen Zweig der Verwaltung etwa mit dem betreffenden Prikas

Digitized by Google

… Centralregierung in Verbindung. Er hatte es ausschließlich mit … besonderen Prikas zu thun, der bei der Centralregierung für seinen … Landestheil eingerichtet war und der sich, gleich dem Woywoden … mit allen Regierungszweigen ohne Ausnahme zu beschäftigen hatte, … eben diesen besonderen Bezirk betrafen. So gab es besondere … des Nowgorodschen, Ustiugschen, Kostromaschen, Galitschischen Vier… des Kasanschen Schlosses, Sibiriens und Klein-Rußlands. — Jedem … stand ein Bojar oder Okolnitschy vor; nicht selten ein Mann, der … lesen noch schreiben konnte und der ganz von einem, regelmäßiger … verschmitzten und unredlichen Schreiber abhängig war. Ueber den … aber, deren man nicht weniger als zweiunddvierzig zählte, stand … …de, die diese seltsame Vielheit zu einem Ganzen verbunden hätte.

… da Leibnitz den Zaren von den Vortheilen einer collegialischen … überzeugt hatte, sollte auch ein Collegium und zwar der Senat … der Regierung stehen, ihren Mittelpunkt bilden, sie zu … zusammenfassen. Er sollte das höchste Gericht des Reichs … Verwaltungszweige leiten und selbst, nicht sowohl eine gesetz… als eine dienende Function der Gesetzgebung ausüben, in … durch die persönliche Initiative des Kaisers dazu aufgefordert … Der Kaiser verlangte durch ein Befehlschreiben — Ukas — den … zu einem Gesetz über einen bestimmten Gegenstand in einem … Sinn. Diesen hatte dann der Senat auszuarbeiten und dem … zur Genehmigung vorzulegen. Ebenso sollten regelmäßiger … alle Befehle des Kaisers in Verwaltungs-Angelegenheiten an den … gerichtet und von diesem dann an die untergeordneten Behörden … …tigt werden. Doch band sich der Kaiser selbst nicht immer an diese … …riebene Ordnung und richtete gelegentlich seine Befehle unmittelbar … Behörde, die sie ausführen sollte; diese mußte dann dem Senat … …r berichten, insofern der kaiserliche Befehl irgend eine allgemeine … …mmung enthielt. Ueberhaupt wurden alle Behörden der unmittelbar … …den hierarchischen Ordnung mit ihren Berichten und mit allen … …, die sie etwa zu thun hätten, an den Senat gewiesen.

…dem aber nun der Kaiser dieser höchsten Reichsbehörde einen solchen … Kreis der Thätigkeit vorzeichnete und eine so große Bedeutung zu… …rgte er zugleich dafür, daß sich in ihr nicht ein Geist aristokratischer … …igkeit rege. Er gesellte dem Senat einen „Generalprocuror" zu, … …ben Beamten, der stets im unmittelbarsten Verkehr mit dem … …ieb und selbst nicht Senator, nicht berufen in den Sitzungen … Körperschaft mitzustimmen, diese Sitzungen leitete und als „Ver… … des Gesetzes" — das heißt des kaiserlichen Willens, überwachte. …konnte in Rechtssachen ein jedes Urtheil des Senats, als nicht den … gemäß, umstoßen und aus demselben Grunde, oder unter demselben …ande, einem jeden Beschluß der Versammlung in Finanz- und Ver-

waltungsangelegenheiten verneinend entgegentreten. Der Kaiser en dann selbst. Der Form nach blos mit einer solchen verneinenden S ausgestattet, leitete der Generalprocuror in der That die gesamm gierung des Landes in solcher Weise, daß nie ein Beschluß dem vorgelegt werden konnte, der nicht durchaus dessen Willen entsprach.

Im Allgemeinen leistete die Thätigkeit des Senats, was vo erwartet wurde, soweit das nach Zeit und Umständen überhaupt m war. Eine weitere Aufgabe der Gesetzgebung aber, die ihm der Zar g hatte, wußte er in keiner Weise zu lösen. Dem Senat war nämlic dem Jahr 1714 aufgetragen ein neues Gesetzbuch zu entwerfen und es immer sehr lückenhaft bleiben mußte, wenn man sich dabei auf vorhandene russische Material beschränken wollte, wurde in den kaiserl Vorschriften darauf hingewiesen, daß man das Fehlende aus frem Rechtsquellen, namentlich auch aus schwedischen entnehmen müsse, und dem liefländischen und ehstländischen Landrecht, das besonders in Bezieh auf die Leibeigenschaftsverhältnisse maßgebend sein könne. Die Senato waren aber keine Rechtsgelehrten und wußten gar nicht wie sie das anfan sollten. Es kamen sehr seltsame Dinge vor. Einer der Herren, ein Geheim rath Pososchkow, verfiel in seinem Eifer oder in seiner Verlegenheit sogar den schönen Gedanken, man müsse das Gute, das man ja nach dem heiligten Willen des Landesherrn überall hernehmen solle wo es zu find sei, nicht blos in europäischen Rechtsquellen suchen; man müsse auch a dem türkischen Recht schöpfen, was jedenfalls ein eigenthümliches Mitt gewesen wäre, europäische Civilisation in Rußland zu fördern.*) D gewünschte Codex kam natürlich nicht zu Stande und Rußland sol ein ähnliches Mißlingen im Lauf der nächsten hundert Jahre noch mehrf erleben.

Unmittelbar unter dem Senat standen die „Collegien", welche Stelle der Ministerien vertraten. Es waren ihrer neun. (Das Collegi der auswärtigen Angelegenheiten, in dem der Reichskanzler oder Vicekan den Vorsitz führte, das Kriegs-, Admiralitäts-, Justiz-, Güter-, Hand Manufactur- und Berg-Collegium; die Finanzen wurden zwei Colleg anvertraut, die Einnahmen und Ausgaben zu überwachen hatten. Lauf der Zeiten wurde jedoch sowohl die Zahl als der Geschäftskreis Collegien mehrfach geändert.) Es gab keine Minister, nur Präside der Collegien, in denen alle wichtigen Beschlüsse in gemeinschaftlicher rathung gefaßt werden sollten. Die Präsidenten der Collegien aber w Mitglieder des Senats, ja sie bildeten im Wesentlichen diese höchste hörde und dadurch wurde Einheit und Zusammenhang der Regier hergestellt.

Bemerkenswerth ist dabei, daß die Polizei unter dem Ober-Po

---

*) Popow, Tatischtschew und seine Zeit, 28.

Digitized by Google

während die Vier außerhalb dieses Collegienverbandes und unabhängig vom Senat blieb.

Was dann die örtliche Verwaltung im Innern des Reichs betrifft, wurde das Land in „Gubernien" getheilt, deren jedes in mehrere „Provinzen" zerfiel. An der Spitze dieser Letzteren standen „Woyewoden", an der eines jeden Guberniums ein Gubernator. Diese Behörden sollten nur mit der Polizei und eigentlichen Verwaltung beauftragt sein, die Rechtspflege namentlich ihrem Einfluß ganz entzogen und einer geregelten Instanzfolge von Gerichten überwiesen werden. Desgleichen sollte die Erhebung der Steuern eigenen, „Kamerire" genannten, von den Gubernatoren unabhängigen Finanzbeamten unter der Autorität des Kammercollegiums bewirkt werden. Doch gelang es nicht, diese Organisation vollständig durchzuführen. Namentlich stieß die Einrichtung der Gerichtshöfe auf große Schwierigkeiten, weil es an zuverlässigen Leuten fehlte, denen Richterbefugnisse anvertraut werden konnten. Auch war noch keine genaue und bestimmte Instruction für die Gubernatoren und Woyewoden entworfen, die Befugnisse dieser Beamten mithin auch nicht mit der gehörigen Bestimmtheit festgestellt und umgrenzt — und da der Kaiser vielerlei neue Verordnungen erlassen, viele alte Gesetze aufgehoben oder im Einzelnen geändert hatte, ohne daß irgend eine Urkunde diese Neuerungen in ihrer Gesammtheit geordnet hätte — war mehr selbst als früher unabsehbar geworden, was eigentlich zu Recht bestehend und gültig sei. So blieb den Gubernatoren vielfach die Möglichkeit ihren Befugnissen eine mehr oder weniger willkürliche Ausdehnung zu geben. Ueberdem wurde das ganze, in seinen damaligen Grenzen schon unermeßliche Reich nur in acht Gubernien zerlegt, in deren jedem für ein Königreich Raum war. Wie wenig die wenigen Behörden in Provinzen von solchem Umfang ihrer Aufgabe genügen konnten; welche Schwierigkeiten unter solchen Bedingungen eine wirksame Ueberwachung der Verwaltungsthätigkeit in allen Abstufungen, — des Lebens und Treibens im Lande überhaupt und in allen Schichten der Gesellschaft haben mußte; — wie viel Raum überall der Unordnung, Willkür und Frevel — wie ungeregelt gar vieles Wesentliche dem Zufall, der Selbsthülfe und Gewalt überlassen blieb — bedarf danach wohl nicht weiter nachgewiesen zu werden. Der Kaiser selbst war dieser ungenügenden Einrichtungen wegen am wenigsten zu tadeln. Das Schicksal gestattete ihm nicht, sein Werk weiter und zu Ende zu führen — und was die ungenügende Eintheilung des Reichs insbesondere betrifft, so mochte eine zweckmäßigere in dem Augenblick wohl kaum möglich sein. In dem damaligen Rußland hätte sich die Zahl irgend in genügendem Maaß gebildeter Männer, die eine besser gegliederte Verwaltung erforderte, wohl nicht gefunden. Die Schwierigkeiten, die sich selbst bei der Bildung der wenigen Gerichtshöfe ergaben, bewiesen es zur Genüge.

Digitized by Google

Inmitten dieser rastlosen reformatorischen Thätigkeit, die beson in den Jahren 1717 und 1718 energisch hervortrat, sah sich nun Peter der Große von dem größten Unheil bedroht, das ihn überh treffen konnte: er mußte befürchten, daß der Erbe seiner Krone sein titanischer Gewalt geschaffenes und gefördertes Werk wieder verni werde.

Dieser Erbe war der Zaréwitsch Alexey Petrowitsch, Peters S aus seiner ersten Ehe mit Eudoxia Lapuchin, die, allen Neuerungen hold, wie schon erwähnt, in ein Kloster in Susdal verbannt worden Ihr eigenes Schicksal machte ihr natürlich die Umgestaltung Rußla nur noch mehr verhaßt, und ihr Hof oder ihre Zelle wurde, wie Ta tschew — der Geschichtschreiber — sich in einem Brief ausdrückt, lauter Frömmigkeit" der Sammelplatz und das gelobte Land aller Heuch Abenteurer und Betrüger, die dem altrussischen Wesen huldigten kirchliche Opposition, die sich so gern zu Thaten erhoben hätte, wenn nur den Muth dazu und Vertrauen auf die eigene Macht gehabt hä rechnete auf sie und auf ihren Sohn, dem die Mutter im frühen Kind alter und in den ersten Knabenjahren ihre Gesinnungen eingeimpft ha Vergebens suchte Peter dem Geist des jungen Mannes eine andere R tung zu geben, die Geistlichen wußten den Prinzen in ihren Banden erhalten und namentlich sowohl durch seine Mutter auf ihn zu wir als durch Peters des Großen noch lebende Schwester, die Großfürs Maria Alexeyewna, die ebenfalls ganz unter kirchlichem Einfluß stand u alles Europäische leidenschaftlich haßte. Die Altgesinnten wußten, daß auf die Sympathien Stephan Jaworskys und seines gesammten Anhan rechnen durften, der eigentliche Prophet der beiden Frauen war aber Erzbischof Dosifeï von Rostow, der ihnen alberne Visionen erzählte immer von neuem des Kaisers nahen Tod prophezeite. Unter den r schen Großen waren ihrer sehr Viele, die dem allen zustimmten und den Sieg der „guten Sache" hofften, auf die Rückkehr der schönen Zeit, wo sie nicht Emporkömmlingen und Fremden zu gehorchen brauch wo niemand Kenntnisse und Thätigkeit von ihnen verlangte.

Vergebens hatte der Kaiser gehofft, die Vermählung mit einer d schen Prinzessin könnte den Sohn mit europäischer Gesittung versöhn Alexey war mit einer Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, e Schwester der Kaiserin des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, Gemahlin Karls VI., der Mutter Maria Theresias, verheirathet. Aber Großfürst mißhandelte diese Frau vom ersten Augenblick an in der roh Weise und sie starb (1715), nachdem sie zweien Kindern — einer Toch Natalie, und einem Sohn, Peter Alexeyewitsch, — das Dasein gegeb hatte, wenn nicht in Folge körperlicher Mißhandlungen, wie auch berich wird, doch ohne Frage in Folge der moralischen Leiden, die ihr bis z letzten Augenblick zugefügt wurden.

Alexey glaubte sich um so entschiedener auf dem rechten Wege, da die Geistlichen, mit denen er beständig verkehrte, und die Vertrauten seiner Mutter und Tante, die altgesinnten Edelleute Iwan Naryschkin, Alexander Kikin, Stephan Glebow, der Fürst Nikipher Wäsemsky, ihn glauben ließen, daß überall in Rußland die leidenschaftlichste Unzufriedenheit mit dem neu eingeführten fremden Wesen herrsche.

Daß schon seit dem Jahre 1711 eine förmliche Verschwörung bestand, ist nicht zu bezweifeln, in den Papieren der Zarin Eudoxia fanden sich Nachrichten über einen Plan, den Zarewitsch auf den Thron zu erheben; eine Abwesenheit des Kaisers im Felde oder auf Reisen sollte zu solchem Unternehmen benützt werden. Selbst die Einzelnheiten, welche die Mitschuldigen später, freilich zum Theil unter den Qualen der Folter, aussagten, sind keineswegs so unwahrscheinlich als sie auf den ersten Blick scheinen konnten. Diejenigen Russen, die sich dem Streben des Kaisers angeschlossen hatten, wie der Feldmarschall Scheremétiew, der Fürst Menschikow, vor allem aber die Deutschen, sollten die Dienste, die sie dem russischen Reich geleistet hatten, mit dem Tode büßen — und um alle fremden Elemente los zu werden, wollte man den Schweden alle Eroberungen zurückgeben, namentlich das verhaßte Petersburg, das zur Errichtung einer russischen Flotte und zu regem Verkehr mit dem Westen Veranlassung gab. Es sind das Gedanken und Pläne, die auch später noch mehr als einmal wieder lebendig geworden sind.

Unmittelbar nach dem Tode der Gemahlin Alexeys richtete der Kaiser (1715) schriftlich strenge Ermahnungen an seinen Sohn und drohte ihn von der Nachfolge auszuschließen, wenn er sich nicht bessere. — Der Sohn antwortete darauf, daß er sich selbst zur Regierung untauglich fühle und der Krone entsage — und da nun der Kaiser äußerte, er könne solchem Versprechen nicht trauen, „die Bärtigen", die dem Prinzen sehr zugethan seien, würden ihn wohl bewegen es nicht zu halten, der Prinz solle daher sich bessern oder Mönch werden, erklärte sich Alexey bereit in das Kloster zu gehen.

Auch das war kein ganz leeres Gerede. Alexander Kikin hatte dem Großfürsten bedeutet, daß man die Mönchskutte auch wieder abwerfen könne, und der Fürst Wäsemsky hatte ihm gerathen, er solle getrost ins Kloster gehen, dabei aber seinem Beichtvater anvertrauen, daß er gezwungen Mönch werde; der könne das alsdann dem Metropoliten von Räsan — Stephan Jaworsky — hinterbringen, damit das Volk nicht glaube, er — der Prinz — sei eines Verbrechens wegen zum Mönch geschoren worden. Das Kloster war in den Augen dieser Leute ein schicklicher Zufluchtsort, wo der Großfürst in Sicherheit weilen könne, bis der Augenblick gekommen wäre seinen Verzicht auf die Krone zurückzunehmen und seine Ansprüche geltend zu machen.

Endlich berief Peter, den der Gang der auswärtigen Politik veran-

Digitized by Google

laßte in der Fremde zu weilen, von Kopenhagen aus seinen Sohn zu Alexey aber fürchtete den Vater, der unter solchen Bedingungen a dings zu fürchten war, und seine Besorgnisse konnten wohl durch Bewußtsein der eigenen Unredlichkeit gesteigert werden. Er entfloh der Reise, von Königsberg aus, begleitet von einer finnischen Magd, schon als seine Gemahlin noch lebte seine Geliebte gewesen war, zu sein Schwager Karl VI. — und dieser suchte ihn wirklich zu schützen, zu bergen; erst auf der Feste Ehrenberg in Tirol, dann auf dem Ca St. Elmo in Neapel.

Es machte dem zürnenden Vater Mühe seinen Aufenthaltsort ermitteln, aber es gelang, und Alexey ließ sich durch die Verzeihung, ihm versprochen wurde, bewegen, den Abgesandten seines Vaters, R mäntzow und Tolstoy, in die gefahrdrohende Heimat, nach Moskau folgen, wo er am 3. Februar 1718 eintraf, und schon am folgenden Tag in einer feierlichen Versammlung aller geistlichen und weltlichen Große Rußlands in der Uspenskischen Kathedrale sein Schicksal erfuhr. De Großfürst warf sich seinem Vater zu Füßen und bat um Gnade, wie wiederholte, um keine andere Gnade als das Leben; der Kaiser besti tigte die verheißene Verzeihung, aber indem er zugleich den Sohn v der Nachfolge im Reich ausschloß, und der Zaréwitsch unterschrieb oh Zögern die Entsagungs-Urkunde, die ihm vorgelegt wurde. Er bekräftigt seine Verzichtleistung durch einen Eid.

Gab es in Rußland eine gesetzlich festgestellte Erbfolge-Ordnung, so war nun der Sohn Alexeys der rechtmäßige Erbe der Krone. Aber gab ein solches Gesetz nicht und der Kaiser verfügte anders. Er hatt sich schon seit dem Jahr 1711 mit der zu Marienburg gefangenen lettische Bäuerin vermählt, die vielleicht noch nicht Wittwe war, da man ihrem ersten Mann, einem verschollenen schwedischen Dragoner, nich Bestimmtes wußte, — die eigentlich Martha hieß, aber in die griechis Kirche aufgenommen und als Kaiserin, Katherina Alexeyewna genan wurde. Sie hatte ihm vor der Ehe zwei Töchter — Anna und Elisab — geboren, von deren Schönheit alle Zeitgenossen mit einmüthiger Be wunderung sprechen, und nach der Verheirathung einen Sohn, der Pe getauft war. Diesen jüngeren, noch nicht dreijährigen Sohn, Peter Petr witsch, ernannte nun der Kaiser in dem Manifest, das sofort in der Ka thedrale verlesen wurde, zum Thronfolger; ihm mußten alle irgend bede tenden Männer im Reich, Geistliche und Weltliche, an derselben Ste durch Namensunterschrift huldigen.

Und nun sollte der Zaréwitsch erfahren, daß die erlangte Verzeihung sich nur auf seine Flucht bezog, nicht auf die Verschwörung, die zu unter suchen blieb; unmittelbar nach seinem ersten Verhör wurden eine Meng Mitschuldiger gefänglich eingezogen und die Untersuchung nach Petersburg verlegt.

Unter diesen nichts weniger als günstigen Bedingungen sahen sich [illegible] Geistlichen der herrschenden Kirche veranlaßt, mit ihren Klagen [illegible] Denunciationen gegen Feofan Prokopowitsch hervorzutreten. Der [illegible] nämlich den Metropoliten von Räsan nach Petersburg, wo [illegible] neu zu ernennenden Bischöfen die Weihe ertheilen sollte. Man [illegible] Feofan unter diesen war. Stephan Jaworsky entschuldigte [illegible] Krankheit und sendete als seine Bevollmächtigten die Bischöfe [illegible] von Twer und Alexey von Sjarav. Klage und Denunciation [illegible] Feofan waren in die Form einer Instruction gekleidet, die der Me[illegible] seinen beiden Stellvertretern mit auf den Weg gab. Dem Kaiser [illegible] werden, Feofan habe sich selbst durch die Irrlehren, die er [illegible] vorgetragen, von der Möglichkeit ausgeschlossen, den hohen und [illegible] Rang eines Bischofs zu erlangen. In siebzehn Punkten waren [illegible] aufgezählt, deren sich Feofan schuldig gemacht habe; er sollte [illegible] oder wenn er sich dazu nicht verstehen wolle, der Zar aber das [illegible] protestirenden Bischöfe nicht als gültig anzuerkennen geruhe, [illegible] Erlaubniß erbeten werden, diese Lehren den hochheiligen Pa[illegible] Constantinopel, Antiochien, Alexandria und Jerusalem zur [illegible] vorzulegen, die Weihe Feofans aber wenigstens aufzuschieben, [illegible] Antwort eingetroffen sei. Stillschweigend wurde vorausgesetzt, [illegible] Urtheil dieser orientalischen Kirchenfürsten als endgültig entschei[illegible] müsse.

[illegible] nicht zu verkennen, daß diese Instruction einen schüchternen [illegible] Versuch barg, die russische Kirche der Autorität des Kaisers [illegible] und ihre Einheit mit der griechischen Kirche außerhalb Ruß[illegible] neuem geltend zu machen, um sie, gleich der lateinischen, als [illegible]politische selbständig hinzustellen. Das konnte sehr wünschens[illegible], sobald der Kaiser sich nicht mehr von der Kirche leiten [illegible] mehr reformiren wollte. Was Feofan insbesondere betraf, so [illegible] man ihn auszuschließen, wenn er auf seiner Lehre bestand — oder [illegible], verläugnete sein bisheriges Leben, seine Ueberzeugung — dann [illegible] unschädlich.

[illegible] Feofan Prokopowitsch wußte einen dritten Weg einzuschlagen, [illegible] man, wie es scheint, nicht vorbereitet war. Aufgefordert sich zu [illegible], wies er nach, daß man seine Lehren nicht verstanden, ja daß [illegible]politen Jaworsky offenbar seine Schriften gar nicht gelesen habe. [illegible] Dialektik von dem sehr unzweideutigen, zornigen Willen eines [illegible] unterstützt wurde, dessen durchgreifende Weise man kannte, erklärten [illegible] Herren sich sehr bald befriedigt, die Bischöfe von Twer und [illegible] nahmen ihre Klage zurück und Feofan wurde Bischof von Pskow, [illegible] und Isborsk. — Auch Stephan Jaworsky hielt es gerathen mit [illegible] Bemerkung: „gegen den Strom kann man nicht schwimmen!“ [illegible]mal jede weitere Opposition aufzugeben und zu schweigen. Seine

Worte bei dieser Gelegenheit erklärten Vieles. Sie sprechen das W der Opposition aus, welche die herrschende russische Kirche der Regie unter Umständen zu machen geneigt ist, und bezeichnen sehr treffen Grenze, über die sie nicht hinaus zu gehen wagt. Diese Kirche hat noch eine günstige Strömung zu benützen, aber niemals gegen den S zu schwimmen versucht. In einer persönlichen Zusammenkunft mit J räumte Jaworsky, den die Angelegenheit des Zaréwitsch inzwischen Petersburg geführt hatte, nicht nur förmlich Irrthum und Mißverstän ein, — er bat sogar seinen Gegner förmlich um Verzeihung.

Auch die eigentlichen Verfasser der Denunciation, die den Metrop zu dem kühnen Schritt veranlaßt hatten, versuchten nicht weiter gegen Strom zu schwimmen. Das waren der Rector der moskauischen Akad Feofylakt Lopatinsky, und ein geistlicher Lehrer an dieser Schule, Ge Wischnewsky, der sein Diplom als Doctor der Theologie in einem nischen Jesuitencollegium erworben hatte. Beide bekannten und bedauer ebenfalls schriftlich ihren Irrthum.

Der Zaréwitsch wurde vor ein Gericht gestellt, das aus den V nehmsten des Reichs, Weltlichen und Geistlichen, einhundert und vierz vierzig an der Zahl, zusammengesetzt war. Die zwanzig Prälaten, sich unter den Richtern befanden, vermieden es ein bestimmtes Urtheil sprechen: dazu seien sie als Geistliche nicht befugt, besonders in ein Lande, wo die unumschränkte Gewalt eines Selbstherrschers über Urtheil der Unterthanen hinausreiche. Sie beschränkten sich dem darauf, Stellen aus der Bibel anzuführen, die auf diesen Fall zu pa schienen und dem Kaiser anheimzustellen, ob er den Gefallenen dem Maß seiner Schuld bestrafen oder christliche Barmherzigkeit wolle. Die weltlichen Richter sprachen einmüthig das Todesurtheil, dem Zaréwitsch (26. Juli 1718) feierlich im Senat verkündet wurde.

Wie der mecklenburgische Gesandte Bassewitz berichtet, bat die Ka Katherina ihren Gemahl um das Leben Alexeys und fügte hinzu, sein Frevel gegen den Vater durch eine schwere Strafe gesühnt w müsse, könne man ihn als Mönch in ein Kloster sperren. Eine wie sch Sicherheit hätte das Kloster gewährt! Auch gewann Katherina keine sage ihres Gemahls.

Alexey endete den Tag darauf. Ist er wirklich, wie die vorliegen Berichte sagen, eines natürlichen Todes gestorben — an einem Sch anfall in Folge der heftigen Gemüthsbewegung, die ihm das Todes verursachte — so war das ein Glück für ihn und für den Kaiser. D ersparrte das Ereigniß eine furchtbare That, vor der er keineswegs zur bebte. Daß Peter der Zukunft Rußlands auch seinen Sohn opferte, d müssen wir eine seltene Großartigkeit anerkennen, wie sehr sie uns erschrecken mag. Doch wurde ihm das Opfer wohl dadurch erleicht

daß jede Neigung für diesen Sohn in ihm schon seit Jahren erloschen war.

Auch die Mitschuldigen Alexeys traf ein furchtbares Schicksal. Kikin, Glebow, der Fürst Wäsemsky und der Bischof von Rostow waren schon vor dem Tode des Prinzen in qualvollster Weise hingerichtet worden. Jetzt fanden noch mehrere Andere den Tod unter dem Beil des Henkers; darunter der Bruder der verstorbenen Zarin Natalia. Andere wurden schrecklich mißhandelt und nach Sibirien verbannt. Die Zarin Eudoxia wurde in ein Kloster zu Neu-Ladoga gebracht, Peters Schwester Maria Alexejewna zu Schlüsselburg bis an ihr Lebensende unter strenger Wache gehalten.

Die Fürsten der Kirche hatten sich im Allgemeinen mit solcher Vorsicht benommen, daß ihrer nur zwei durch die Untersuchung erreicht wurden: der Erzbischof von Kiow und der Bischof Dosifeï von Rostow. Jener starb auf dem Wege nach Petersburg, wahrscheinlich an Gift, das er genommen haben mag, um sich Schlimmerem zu entziehen. Den Bischof von Rostow suchten seine Standesgenossen zu retten, indem sie einwendeten, nur der Patriarch könne einen Bischof absetzen und so lange seine geistliche Würde unangetastet blieb, konnte der Angeklagte nicht hingerichtet werden. Aber der Kaiser legte ihnen die Frage vor, ob sie einen Bischof ohne Erlaubniß des Patriarchen weihen könnten? — Das mußten sie bejahen, denn sie hatten es im Lauf der letzten Jahre wiederholt gethan. Nun dann könnten sie ihn auch absetzen, befahl der Kaiser; Dosifeï mußte seiner geistlichen Würde entkleidet werden und eines martervollen Todes sterben.

Vor allem aber wurde dem Kaiser durch diese Reihe von Ereignissen die Ueberzeugung nahe gelegt, daß er die russische Kirche nicht in dem provisorischen Zustand lassen dürfe, in den er sie versetzt hatte; daß er ihr eine endgültige Verfassung geben müsse, durch die sie für immer unter seinen Willen gebeugt werde und fast unmittelbar nach dem Untergang des Großfürsten wurde (1719) Feofan Prokopowitsch beauftragt ein „Geistliches Reglament", eine Kirchenordnung im weitesten Sinn des Worts zu entwerfen.

Im Jahr 1721 wurde die Patriarchenwürde in aller Form aufgehoben; das geistliche Reglament führt die Gründe dafür an, die Peter der Große gleich allen Anordnungen Feofans zu den seinigen machte. „Das gemeine Volk," so heißt es dort, „begreift nicht, in welcher Weise sich die geistliche Macht von der selbstherrschenden (der weltlichen) unterscheidet; in Staunen versetzt durch die großen Ehren, die dem höchsten Kirchenhirten erwiesen werden, wähnt es dieser Waltende (Prawitel) sei ein zweiter Herr (Gossudar) dem Selbstherrscher gleich an Macht, oder größer als er, und die geistliche Würde sei eine zweite und bessere Landesherrschaft, und so ist das Volk schon gewöhnt selbst zu folgern. Was nun wenn

noch die leeren Reden herrschsüchtiger Geistlichen hinzukommen und an das dürre Reisig legen? — So werden die einfältigen Herzen führt, daß sie in allen Dingen nicht sowohl auf ihren Landesherrn auf den Ober-Kirchenhirten sehen. Und wenn etwas von einem Zwie zwischen Beiden verlautet, stimmen Alle, blind und unverständig, eher geistlichen als dem weltlichen Herrscher bei, und erkühnen sich zu käm und sich zu empören und schmeicheln sich — die Bedauernswerthen daß sie für Gott selbst kämpfen und ihre Hände nicht verunrein sondern heiligen, wenn sie sich auch in Blutvergießen stürzen. U solche Ansichten im Volk sind dann auch Menschen erfreut, die schlicht und einfach, sondern heimtückisch sind; denn diese, ihrem herrn feindlich gesinnt, wenn sie einen Streit zwischen dem Herrn dem Kirchenhirten wahrnehmen, bemächtigen sich desselben als einer gu Gelegenheit für ihre bösen Absichten, und unter dem Schein kirchlich Eifers stehen sie nicht an die Hände zu Christus dem Herrn zu erhebe und wie zur Sache Gottes rufen sie das gemeine Volk zu solcher Ge widrigkeit auf. Und was, wenn nun der Oberhirt selbst, erkühnt du solche Meinung, die man von ihm hegt, nicht ruhen will? — Es schwer zu sagen wieviel Unheil daraus entsteht." — Diese Worte Feofa haben, beiläufig bemerkt, auch in der unter dem Kaiser Nicolaus sanct nirten Gesetzsammlung wieder eine Stelle gefunden.*)

Als die höhere Geistlichkeit es dennoch wagte, um die Ernennu eines Patriarchen zu bitten, erwiderte, wie bekannt, der Kaiser: „Hier Euer Patriarch!" indem er sich unwillig auf die Brust schlug. Dara ist die seltsame Sage entstanden, Peter der Große habe sich selbst u ohne weiteres auch alle seine Nachfolger zu Patriarchen der russisc Kirche ernannt. Man spricht sogar von einem Papst-Kaiser und will unumschränkte Macht des Selbstherrschers aus dieser Doppeleigensch herleiten. Das ist ein Irrthum, bei dem man ganz übersehen haben daß in Rußland wiederholt Kaiserinnen geherrscht haben, die doch wohl „Papst" sein konnten.

Rußlands Kaiser haben niemals auf eine kirchliche Würde oder drücklich und unmittelbar auf eine kirchliche Autorität Anspruch gema An Stelle des Patriarchen wurde (am 25. Januar 1725) eine Versam lung von Bischöfen, Aebten und Erzpriestern, der „Hochheilige Syno an die Spitze der russischen Kirche gestellt. Wohl aber war dafür gesor daß sich in dieser ehrwürdigen Versammlung nicht ein allzu entschieden Geist der Unabhängigkeit rege. Der Kaiser ernannte die Mitglieder; den Eid, den sie als solche leisteten, verpflichteten sie sich ihm zu besonde Gehorsam, und vor allem fehlte hier so wenig als im Senat der „Wäch des Gesetzes", der Oberprocuror, ein Laie, den der Kaiser ernannte, de

*) Swod Sakonow, VI. No. 3718.

… Sitzungen leitete und jedem Beschluß des Synods mit seinem Veto … treten konnte. Stephan Jaworsky, der so gerne einen Patriarchen … hätte und diese Stelle eigentlich wohl als sein Recht betrachtete, … sich gefallen lassen Präsident des Synods zu werden und, was noch … war, er mußte zwei Vicepräsidenten neben sich dulden, deren … in geradem Widerspruch mit den seinigen standen, deren einer … sogar persönlich in tiefster Seele verhaßt war. Diese Vicepräsidenten … Feofan Prokopowitsch und ein Gesinnungsgenosse, Feodosiy Janowsky, … die Verehrung der Heiligenbilder, wie sie in der russischen Kirche üblich … ganz unumwunden Idolatrie genannt hatte. Peter der Große hatte … diesen Janowsky, der seiner Abstammung nach dem polnisch-klein-… Adel angehörte, aus unbedeutenden Verhältnissen zu einflußreichen … emporgehoben, indem er ihn erst zum Abt des Alexander-…-Klosters in Petersburg, dann zum Erzbischof von Nowgorod und … zum ersten Vicepräsidenten des Synods ernannte.

…geblich suchte Stephan Jaworsky einen anderen Geist in der Ver-… zum herrschenden zu machen, indem er darauf ausging, Feofan … aus ihr zu entfernen und zugleich dessen einen Gegner und … Feofilakt Lopatinsky, der bereits Mitglied des Synods war, zum … und einen anderen, nämlich Gedeon Wischnewsky, zur … in die Behörde empfahl. Feofan brachte er angeblich seiner … und Gelehrsamkeit wegen für den erledigten erzbischöflichen Stuhl … in Vorschlag, wo der besonderen örtlichen Verhältnisse wegen ein …gezeichneter Mann nöthig sei. Aber die Absicht war zu leicht zu …auen und der Vorschlag erregte nur den Zorn des Kaisers.

…gebens protestirte Jaworsky auch gegen die ersten Beschlüsse des …, die allerdings geeignet waren ihn sehr unangenehm zu berühren. …ob er seine Stimme gegen eine scheinbar kleine Veränderung im …, deren Bedeutung er sehr hoch angeschlagen zu haben scheint. Es … nämlich seit Kurzem, seit dem Tode des letzten russischen Patriarchen, … geworden, im Lauf des Gottesdienstes für die auswärtigen Patriarchen …talischen Kirche zu beten, wie für den Kaiser und sein Haus, und … Namen zu nennen. Die Sitte war wohl nicht ohne Absicht ein-… worden und eben deshalb mochten wohl der Kaiser und Feofan …chen, wenn nicht für nothwendig halten, sie zu unterdrücken. Aber … Intriguen Stephan Jaworskys ohnmächtig blieben, verstummten … Proteste immer sehr bald. Er fand stets, daß dies auch wieder … seien, in denen man „nicht gegen den Strom schwimmen könne“, … sich zu rechtfertigen und schloß wiederholt damit, daß er den Kaiser … „in Thränen“ um Verzeihung bat.*)

Den armen „ökumenischen“ Patriarchen von Constantinopel, Antio-

*) Tschistowitsch, Feofan Prokopowitsch und seine Zeit (russisch), 105—112.

chien und Jerusalem konnte es in ihrer gedrückten Lage noch wenig den Sinn kommen gegen einen so mächtigen Strom zu schwimmen. dachten sie daran nicht; sie beeilten sich vielmehr den Synod als „Bruder" anzuerkennen, wie früher den russischen Patriarchen.

Der moskauischen und überhaupt der großrussischen Geistlichkeit und Allem, was altrussisch gesinnt war, blieb der Synod schon desh verhaßt, weil er zunächst ausschließlich aus Kleinrussen bestand, die Bildung zu Kiew und in der Fremde erhalten hatten. Das war Nothwendigkeit, denn die großrussischen Geistlichen waren im Allgeme so unwissend und roh, daß von ihnen gar nicht die Rede sein kon Das Altrussenthum selbst konnte solche Vertheidiger wie Jaworskh Lopatinsky nur unter den Kleinrussen finden. Die Gegner aber bez neten in ihrer Erbitterung die kleinrussischen Prälaten des Synods m werfend als „Polen" — und die Polen waren schon damals für die Rus ein Gegenstand mehr noch der Geringschätzung als des Hasses.*

Mit dem „Reglament" hatte sich der Synod nicht zu beschäftig Es war schon vorher der „geistlichen Versammlung" vorgelegt, dann al einzelnen Bischöfen des Reichs zugesendet worden, und Alle hatten unterschreiben müssen; dann war es, gleichzeitig mit dem Ukas, der Organisation des Synods verfügte, als Gesetz verkündet worden, und der Synod hatten auch die Bischöfe sich einfach darnach zu richten, Vieles darin sie auch innerlich empören mochte.

Der Kaiser ist in dem Reglament als Schirmvogt der russisch Kirche bezeichnet, ohne daß in Beziehung auf die Befugnisse, die ihm solchem zustehen, irgend etwas Bestimmtes gesagt wäre. Diese Befugn hatten mithin keine genau gezogenen Grenzen und blieben natürlich dehnbar. Der Kirche selbst wird verboten neue Feste einzuführen; wird ihr „Kritik" empfohlen in Beziehung auf die Reliquien, mit der „viele Schelmstücke" getrieben, auf die Heiligenbilder, denen „Wun angedichtet" würden, auf alle „lächerlichen" Gewohnheiten und Gebräu

Das Reglament eifert dann auch in sehr unumwundenen Wo gegen das unsaubere Leben der russischen Geistlichen und Mönche, mentlich gegen den Trunk. Später, wenn erst die beabsichtigten Schul in den bischöflichen Residenzen eingerichtet sein werden, soll niemand den geistlichen Stand aufgenommen werden, der nicht in diesen Schu gebildet ist, bis dahin niemand, der nicht wenigstens das Nothwendig vom christlichen Glauben und Gesetz auswendig gelernt hat; niemand, nicht Zeugnisse seines sittlichen Wandels beibringt. — Man soll auch di Candidaten vor der Weihe auf die Probe stellen und darauf achten, sie nicht etwa von Träumen und Erscheinungen erzählen, die sie selb oder Andere gehabt hätten; denn von Leuten, die anstatt „gesunder Lehr

*) Tschistowitsch a. a. O. 98.

Digitized by Google

Weibermärchen" vortragen, sei nichts Gutes zu hoffen. Ebenso sollen ... Wunder, die im Lande geschehen, mit kritischem Auge überwacht ...; die Geistlichen sollen der Landespolizei Anzeige machen, wenn sie ... hören. Nirgends sollen Priester und Diakonen in größerer ... angestellt werden, als wirklich nöthig sind, und besondere Strenge ... Beziehung auf die Klöster empfohlen. Niemand soll vor dem voll... dreißigsten Jahre als Mönch eingekleidet werden und selbst dann ... nachdem man genau seine Gründe erforscht habe in das Kloster zu ..., ob es nicht etwa blos geschehe, um sich der Arbeit, den Abgaben, ... Kriegsdienst zu entziehen. Frauen und Mädchen dürfen die Kloster... sogar nicht vor dem fünfzigsten oder sechzigsten Jahre ablegen. ... dürfen nicht ohne Erlaubniß ihrer Herren aufgenommen werden. ... der Klöster sollen Mönche und Nonnen streng zur Arbeit ... und es wäre daher gut, Handwerke in den Klöstern einzuführen ... Tischlerhandwerk und Heiligenbilder malen; die Nonnen könnte ..., nähen und Spitzen wirken lassen.

... Synod mußte sich auch noch einen „ersten Unterricht der Jüng... ... Katechismus Feofans gefallen lassen, der ganz denselben Geist ... Die polemischen Schriften, in denen Stephan Jaworsky, Feofylakt ... der in seiner Weise gelehrte moldauische Fürst Kantemir und ... Andere gegen diesen Katechismus in die Schranken traten, ... nicht gedruckt werden und sind in Folge dessen großentheils ver... gangen. Feofan bezeichnete ihren Inhalt als „leere Sophismen" ... verachtete die wesenlosen „Spitzfindigkeiten und Distinctionen" der ... moskauischen Geistlichen, die sich lediglich in Worten herumdrehten. ..., was uns davon geblieben ist, ersehen wir, daß Feofans Gegner ... allerdings, ganz im Sinn der älteren byzantinischen Theologie, immer... und ausschließlich auf die Autorität der sogenannten Kirchenväter ...

Als dann im folgenden Jahre (1722) Jaworsky starb, wurde zunächst ... Präsident des Synods wieder ernannt; die beiden Vicepräsidenten, ... und der Erzbischof von Nowgorod, blieben mit dem Vorsitz in den ... beauftragt.

Peter der Große ließ die Kirche in allen Beziehungen und in jeder ... empfinden, daß er ihr Herr sei. Schon zu Anfang seiner Regierung ... ihr, um die Mittel zu dem Krieg mit Schweden aufzubringen, ... Güter genommen und Bischöfe und Klöster erhielten aus deren Ein... nur das Nothwendige. Später, als der Sieg bei Pultawa über ... schwedischen Erfolg keinen Zweifel mehr zu lassen schien, wurde zwar die ... dieser Güter (1711) versprochen — die Erfüllung dieses Ver... sprechens aber erfolgte erst nach vielen Jahren und selbst dann in solcher Form, daß dem vorausgesetzten Recht des Kaisers, die Verwendung der Einkünfte der Kirche zu regeln und zu überwachen, in keiner Weise dadurch

etwas vergeben wurde. Die Bisthümer zwar gelangten wieder in wirklichen Besitz ihrer Güter, nur die Besitzungen, welche die Do des Patriarchats gebildet hatten, blieben in den Händen der Regie da es keinen Patriarchen mehr geben sollte. Auch sollte die Verwa der bischöflichen Güter von einer kaiserlichen Behörde controlirt, ein der Einkünfte auf Schulen und Krankenhäuser verwendet werden. die Güter der 788 Klöster vollends, die man in Rußland zählte, eine sehr eigenthümliche Verwaltung verhängt —: sie wurden unte mit dem Synod verbundenes, ganz aus Laien gebildetes „Kammer-Co gestellt, das den Klöstern von den Einkünften nur so viel auszahlte, für den Unterhalt der Klosterherren und -frauen nöthig erachtet w der sehr bedeutende Ueberschuß, der in einzelnen Fällen nicht weniger drei Viertheile des Gesammteinkommens betrug, sollte unmittelbar dieser verwaltenden Behörde, nach den Verfügungen der Krone, auf Sch und Hospitäler verwendet werden. Denn die Einkünfte seien der Ki nicht behufs eines unnützen Luxus und Wohllebens der Geistlichen gege erklärt der Ukas des Kaisers (vom 24. Sept. 1724), sondern damit bestreiten könne, was nothwendig ist; nothwendig aber seien vor a Krankenhäuser, Hospize und Schulen.

So hatte der Kaiser die herrschende Kirche Rußlands — die K des bedingten Widerstands — vollständig seinem Willen unterworfen daß die Secte der Altgläubigen dagegen weder zu beugen noch zu vernich sei, daß ihr Widerstand gegen europäische Sitte und Cultur immerdar unbedingter sein werde, darüber ließen sie selbst ihn durchaus nicht Zweifel. Die Beseitigung der Patriarchenwürde veranlaßte von Seite Flugschriften von einer kaum glaublichen Leidenschaftlichkeit und Kaiser wurde darin ganz unumwunden als Usurpator geistlicher M und Lügenprophet bezeichnet. Sein Streben ging dem gemäß auch ein dahin, diese Secte zu vernichten. Im „Reglament" war namentlich gesorgt, daß kein Anhänger der Altgläubigen und ihrer Lehren sich Priester in die herrschende Kirche einschleiche. So wird vorgeschri jeder Candidat solle, ehe er die Weihen erhält, öffentlich in der Kirche Gemeinde der Altgläubigen verfluchen und sich eidlich verpflichten Bischof Anzeige zu machen, wenn und wo er heimliche Altgläubige ent Schwere Strafen drohen dem Priester, der sich von den Raskolniks stechen läßt, ihr Dasein verheimlicht, ihre Kinder nur zum Schein Taufe annimmt und ungetauft zurücksendet — Dinge, die, beiläufig bem noch heute geschehen wie zur Zeit Peters des Großen. — Wer einen sol Priester anzeigt, erhält ein Drittheil oder selbst die Hälfte des confiscirt Vermögens als Belohnung. Auch wußte der Kaiser sehr gut, wie der weitem größte Theil der russischen Mönche selbst der herrschenden Kir gesinnt war, und daß fanatische gegen seine Reformen und seine Per gerichtete Schriften auch aus ihren Zellen hervorgehen konnten. Desh

… eine Verordnung, die auf den ersten Blick sehr seltsam scheint — … deren nämlich den Mönchen untersagt war, in ihren Zellen Schreib… …alien zu haben. Die Vorgesetzten der Klöster, die einzelnen Mönchen …weise dergleichen zu haben gestatteten, wurden verantwortlich für …auch, den die Begünstigten von Tinte und Papier machten.

…gen die Raskolniks selbst wurden besonders gegen das Ende der … Peters sehr strenge Gesetze erlassen. So erfolgte zu Anfang …es 1721 (11. Februar) der Befehl, dem zufolge die Raskolniks … gleich anderen Leuten, frei im Lande bewegen durften. Es wurde …boten die Bezirke zu verlassen, in denen sie einheimisch waren; … sich an keinem anderen Ort aufhalten. Und wenige Monate … Juni 1724) verfügte ein kaiserlicher Ukas, daß die Raskolniks …en doppelt zu zahlen hätten und daß sie von den Gerichten nur …chen unter sich als gültige Zeugen zugelassen werden könnten. … anderen Rechtssachen sollte ihr Zeugniß ungültig sein.

… das durch Peters des Großen gesammtes Streben bedingt wurde, … die Altgläubigen unter allen Religionsformen allein unter… …folgt. Nur sie standen diesem Streben unbedingt feindlich …. Allen Fremdgläubigen dagegen war freie Religionsübung in …ichert. Nur einzelne Ausnahmen wurden auf besondere Ver… verfügt. So blieb Rußland den Juden verschlossen, deren un… Thätigkeit man in dem benachbarten Polen vor Augen hatte — … Jesuiten wurden (1719) aus dem Reich verbannt; fünf Jahre … die Franziskaner.

…zwischen hatte ein unglückliches Ereigniß neue Anordnungen in … auf die Thronfolge nothwendig gemacht. Peters jüngerer Sohn, … Rußland bereits gehuldigt hatte, war gestorben und seltsamer Weise … der Kaiser dabei, seinen nunmehr zehnjährigen Enkel, den Sohn des …fürsten Alexey, den Prinzen Peter Alexeyewitsch, den nach allgemeinem …päischem Gebrauch rechtmäßigen Erben, von der Thronfolge auszu…schen. Der hatte, nach seiner Ansicht, als der Sohn eines Verurtheilten … Enterbten, der ihm keinen Anspruch hinterlassen konnte, kein Recht … die Krone.

Schon als er seinen Sohn Alexey ausschloß, hatte der Kaiser sich auf einen wenige Jahre früher (1714) erlassenen Ukas berufen, dem zufolge in den adeligen Familien Ein Sohn allein die liegenden Güter des Hauses (namentlich den Lehnbesitz, Pomestie) erben sollte und dem Vater die Befugniß zustand zu bestimmen, welcher seiner Söhne dieser Erbe sein solle. Jetzt, in dem vielgenannten Manifest vom 5. Februar 1722, ging der Kaiser noch einen bedeutsamen Schritt weiter und hob eigentlich jedes Erbrecht auf die Krone vollständig auf, indem er sich selbst oder vielmehr

ganz im Allgemeinen dem Kaiser von Rußland die Befugniß beil
seinen Nachfolger zu ernennen. Es war dabei nicht einmal gesagt,
die Wahl eines Nachfolgers etwa auf die Angehörigen des kaiserlich
Hauses beschränkt bleiben solle.

Der Kaiser erinnert in diesem Manifest an die bösen Absichten sei
Sohnes Alexey, deren Ausführung nicht etwa durch seine Reue, sond
nur durch die Gnade Gottes verhindert worden sei. Den Grund die
Uebels, von dem Rußland bedroht war, sieht dann das Manifest in
„alten Gewohnheit", daß man die Nachfolge dem ältesten Sohn zuwen
Weil Alexey sich als einziger Sohn der Thronfolge gewiß glaubte, wo
er sich der väterlichen Zucht nicht unterwerfen. „Nun wissen wir a
nicht, aus welchen Ursachen diese böse Gewohnheit so festgesetzt word
ist. Denn wir sehen ja nicht allein unter Menschen, daß verständ
Eltern hierin eine Aenderung getroffen haben, sondern wir finden de
gleichen Beispiele auch in der heiligen Schrift." Als ein solches wird Isaa
angeführt, der seinem jüngsten Sohn die Erbfolge zuerkennt. Dann beru
sich das Manifest auf die Geschichte Rußlands, in der es an ähnliche
Beispielen nicht fehle, namentlich auf Iwan den Schrecklichen, der erst, m
Uebergehung seiner Söhne, seinen Enkel Dmitry zum Erben des Reic
ernannt, dann diese Ernennung wieder zurückgenommen habe, um sein
(jüngeren) Sohn Wassily als Thronfolger krönen zu lassen. Ferner wi
des Gesetzes gedacht, das den Eltern gestattet denjenigen unter ihren Söhne
frei zu wählen, der allein die liegenden Güter erben solle, damit das Hau
nicht durch unwürdige Erben zu Grunde gerichtet werde. Der Kaiser abe
sei vor allem verpflichtet dafür zu sorgen, daß das Reich unversehrt bleib
„Derohalben haben wir für gut befunden durch gegenwärtige Verordnu
festzustellen, daß es jederzeit in des regierenden Landesherrn Willkür steh
soll, nicht allein die Succession wem er will zuzuwenden, sondern au
den bereits designirten Successoren, wenn er einige Untauglichkeit an ih
bemerkt, wieder zu verändern, damit Unsere Kinder und Nachkommen h
durch im Zaum gehalten und abgeschreckt werden in dergleichen Gottlos
keit zu verfallen." Allen Unterthanen des Reichs wird befohlen diese Ve
ordnung in der Weise zu beschwören, daß ein jeder, der dagegen hande
würde, dem Kirchenbann und der Todesstrafe verfallen solle.

Sie wurde auch ohne Weiteres zu Moskau von allen Geistlichen un
Beamten und einer großen Anzahl Adeliger in dem angedeuteten Sin
beschworen. Merkwürdiger aber als dieser Act und selbst als das Ma
nifest ist eine auf des Kaisers Verlangen von Feofan Prokopowitsch ver
faßte Schrift, die das neue Gesetz ausführlicher rechtfertigen sollte.

Sie führt den Titel: „das Recht des Monarchen-Willens" und geh
in der „an den treuherzigen Leser" gerichteten Einleitung von dem Sa
aus, daß die neue Thronfolgeordnung des Kaisers einer Rechtfertigun
durch gelehrte und philosophische Erörterung eigentlich gar nicht bedarf —

... die vom Selbstherrscher dem Volk gegebenen Gesetze erbitten nicht ... Gehorsam der Unterthanen als einen freiwilligen. — sie fordern, sie ... ihn als einen schuldigen und nicht blos durch die Furcht vor ... des Herrschers, sondern auch vermöge der Furcht vor dem ...“ — Das Buch ist, so wird weiter erklärt, dem ungeachtet ... weil es in Rußland unruhige Köpfe giebt, die vom Geist des ... getrieben, keine Verfügung der regierenden Gewalt loben ... Von solchen Leuten ist in Rußland das Unkraut des Aufruhrs ...; sie haben bewirkt, daß die Fremden eine schlechte Meinung ... Russen hegen, ihre Ergebenheit gegen den Herrscher für erheuchelt, ... Gehorsam als ein Ergebniß der Furcht nicht des Pflichtgefühls, für ...ischen, nicht für einen kindlichen halten. So soll denn dieses ... Zweifel heben und alle falschen Urtheile beseitigen.

... Thronfolgeordnung des Kaisers wird ein Schutzmittel genannt, ... Zustände herbeizuführen, unglückliche abzuwehren. Feofan ... auf das elterliche Recht; aus dem Gesetz der Natur, das den ... Herrschaft verleiht und Pflichten auferlegt, ergiebt sich das Recht ... und der Mutter einen ungehorsamen Sohn zu strafen, seine ... zu bändigen, ihn in wichtigen Fällen zu enterben. Das ist ... nie bezweifelt und vielfach bestätigt durch die positiven Gesetze ... Völker.

... Beweis dieser Bestätigung werden zuvörderst einhundert und ... Stellen aus den Novellen des Justinianeischen Codex angeführt ... bewiesen, daß sie vierzehn verschiedene Fälle als solche bezeichnen, ... die Eltern berechtigt werden, einen Sohn zu enterben. Dann ... Beispiele aus den Schriften des Alten Testaments beigebracht; ... von Adoption aus dem Sueton, Prokop, Cassiodor, Livius, wieder ... Alten Testament und dem Codex Justinians. Das Recht der ... ihre Kinder zu strafen wird aus dem Hugo Grotius erwiesen, ... Gesetzen des alten Griechenlands und Roms, aus den Reden ...

... dem allgemeinen Recht der Eltern geht dann Feofan auf die ... väterliche Gewalt der herrschenden Landesfürsten über, die er ... stellt, viel umfassender achtet, indem er von dem Satz ausgeht: ... selbstherrschende regierende Landesfürst ist nicht dem unterworfenen ... sondern auch seinen Kindern gegenüber regierender Herr (Gossudar); ... Macht über sie als ihr Vater; er hat Macht über sie als ihr ... Herr.“ Feofan fügt eine Definition hinzu, die aus den ... des Hugo Grotius entlehnt ist: „Die höchste — die souverain... — Macht ist diejenige, deren Handlungen keiner anderen Macht ...ben sind, so daß sie etwa durch den Willen eines anderen Menschen ...oben werden könnten; indem ich sage eines Anderen, nehme ich ... schon denjenigen selbst aus, dem die souveraine Macht zusteht;

ihm steht es frei, seinen Willen zu ändern." Es werden dann,
Satz zu bestätigen, sowohl philosophische Gründe dafür, als auch Ze
der heiligen Schrift, der Kirchenväter und der byzantinischen Juriste
gebracht, es werden aber auch die Pflichten des Landesherrn —
vielmehr jeder Regierung überhaupt — berührt und Gerechtigkei
Sorge für das allgemeine Wohl werden unter ihnen oben an gestellt.
Pflichten bleiben dieselben, welcher Art auch die Regierung sein mag,
viel ob sie eine Demokratie ist, eine Aristokratie, eine Monarchie
Selbstherrschaft, eine erbliche oder Wahl-Monarchie.

Was aber den Ursprung der souverainen Macht betrifft, fügt F
hinzu: „aus dieser Verschiedenartigkeit der Regierungsarten geht he
daß jede Regierungsform (welcher Art sie auch sei) und selbst die er
Monarchie, ihren Ursprung immer in der Zustimmung des Volks
stets nach dessen, von der Vorsehung geleitetem Willen." Selbst die d
Eroberung, durch äußere Gewalt gegründete Monarchie sieht er als
eigentlich durch den Willen des Volks geschaffen oder doch berechtigt an
„das Volk selbst giebt durch seine gutwillige Unterwerfung seinen
neigenden Willen zu erkennen."

In allen Fällen aber liegt in der Gründung einer souverainen M
selbstverständlich ein Verzicht des Volks auf jede weitere Uebung se
freien Willens. Nur in der Wahl-Monarchie kehrt bei jeder Erledigu
des Throns die Freiheit der Wahl zu (dem ursprünglichen Souverain) d
Volk zurück. In der Erbmonarchie dagegen bleibt der Verzicht des Vo
auf den eigenen Willen bei jedem Personenwechsel auf dem Thron g
und es ist mithin zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Es hat
Recht entsagt die Handlungen seines Fürsten zu beurtheilen, oder
richten und dem Fürsten irgend etwas vorzuschreiben; es hat folglich
Denjenigen als Thronfolger anzuerkennen, den der regierende Landes
als solchen bezeichnet.

Aber der Landesherr kann sterben, ohne ausgesprochen zu haben,
er zum Nachfolger bestimmt; wie dann? — In diesem Fall muß
Volk zu errathen suchen, wen der verstorbene Herr wohl vorzugs
zum Thronerben erwählt haben würde und um in dieser Wahl nicht
zu gehen, soll das Volk darauf achten, welches Wesens, welcher Gemüth
der verstorbene Landesherr war, und ob er seine Kinder mit gleicher
neigung liebte oder nicht. In letzterem Fall soll derjenige seiner Sö
den er vorgezogen hat, als Thronfolger anerkannt werden, in erste
derjenige, der dem Vater in Art und Wesen und Neigungen am mei
gleicht. Dasselbe gilt von den Töchtern, wenn keine Söhne da sind, o
von nahen Seitenverwandten.

Nur in dem Fall, wenn die herrschende Dynastie ganz ausstirbt u
der letzte Fürst des Stammes ohne Testament stirbt und ohne jemand

Nachfolger bestimmt zu haben, kehrt der in die Hände des Monarchen freie Volkswille wieder zu dem Volk zurück.

Die Frage, ob die erbliche oder die Wahlmonarchie besser sei, wird des Werks natürlich zu Gunsten der ersteren entschieden und der Einwurf widerlegt, der daher entnommen werden könnte, ches Gesetz neu in Rußland sei. Hier beruft sich nun der nicht auf die von ihm selbst angeführten Beispiele aus der rus- Geschichte, aus denen sich allenfalls erweisen ließ, daß die Bestim- der neuen Thronfolgeordnung gerade in Rußland wenigstens nicht waren. Es scheint ihm vielmehr die Gelegenheit erwünscht, ungen überhaupt das Wort zu reden. Er verweist darauf, daß ungen „alt“ und „neu“ sich auf die Zeit beziehen, über den Unwerth der Dinge aber gar nichts besagen; das Uebel sei , wenn auch alt. „Vernünftig sind der Mensch und das Volk, schämen, das Gute von Anderen und Fremden anzunehmen; diejenigen, die das Einheimische, auch wenn es schlecht ist, das Fremde, auch wenn es gut ist, nicht annehmen

der Große hatte diese Schrift veranlaßt und gebilligt; er spricht selbst aus ihr zu uns; das ist, was sie vor allem merk- macht. Da tritt nun besonders, fast überraschend hervor, daß und mit ihm der Kaiser selbst, so unerreichbar hoch er auch die schaft stellt, doch kein göttliches Recht für sie in Anspruch nimmt. den Ursprung aller souverainen Macht in einer anfänglichen, benen Volkssouverainität, wie man heutzutage sagen würde. Die Gewalt ist durch das Volk von dem Volk auf den Selbstherrscher gen.

Um den Kaiser ganz zu verstehen, müssen wir noch einige Aeußerungen nehmen, die unmittelbar von ihm selbst herrühren. So erklärt er im Kriegsreglement: „Seine Majestät ist ein selbstherrschender der von seinen Handlungen niemanden auf Erden Rechenschaft hat, sondern die (berechtigte) Macht besitzt, seine Staaten und als christlicher Landesherr nach seinem Willen und Ermessen zu en.“*) — Daneben steht dann in der rechtfertigenden Einleitung seiner Ukase die naive Erklärung —: „Unser Volk ist wie die die das Lernen nicht lieben und nicht an das ABC gehen, wenn von ihrem Lehrer dazu gezwungen werden; denen die Sache an- betrübt scheint, die aber danken, wenn sie erst etwas gelernt haben zur Einsicht gelangt sind; das geht aus allem hervor, was sich wärtig begiebt. Ist nicht Alles mit Zwang geschehen? — und

*) Gesetzsammlung (Swod) V. No. 3006.

doch hört man schon Dank für Vieles, das bereits seine Früchte
tragen hat.*)

Nach des Kaisers Ansicht war die Selbstherrschaft, wie er sie
und übte, ihm (d. h. seinen Rechtsvorfahren) ursprünglich von der R
übertragen, natürlich in ihrem Interesse. Sie war ihrem Wesen
unbedingt, unumschränkt und unverantwortlich und mußte unter den
waltenden Umständen so und nicht anders sein; das war ihr Recht.
Bestimmung nach aber war sie eine dienende Macht, ihre Aufgabe
Größe und Wohlfahrt des Reichs zu fördern; sie war ein Mittel d
gegebenen — nicht willkürlichen — Zweck zu erreichen.

Neuere russische Schriftsteller haben seit den Ereignissen, die unhei
bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus hervortraten, wiederh
klagend darüber gesprochen, wie viel Unheil Peters des Großen Thr
folgegesetz über Rußland gebracht habe; sie wollen in diesem Gesetz d
Grund der vielfachen Palastrevolutionen — der vielen gewaltsamen Auftri
und revolutionairen Versuche anderer, das Wesen der Regierung, ni
blos die Personen berührender Art sehen, die seither fast bei jeder Thr
veränderung zum Vorschein gekommen sind. Wer einen unbefangen
Blick auf die Geschichte Rußlands wirft, kann aber diese Ansicht
theilen. Die Klage setzt voraus, daß in Rußland eine unzweifelhaft f
stehende Tronfolgeordnung bestanden und tief und ernst im Rechtsbewu
sein des Volks gewurzelt habe, so daß ihre thatsächliche Beobachtung eb
dadurch gesichert gewesen sei; daß Peters neuernde Verfügung nicht n
ein sicher begründetes Recht aufgehoben, sondern auch dessen Grundla
im Bewußtsein der Nation zerstört habe. Dabei wird wohl die Ma
die Tragweite eines kaiserlichen Gebots gar sehr, ja in seltsamer W
überschätzt; man scheint dabei zu vergessen, daß die Ueberzeugungen
Menschen außer dem Bereich der kaiserlichen Befehle liegen. Hätte es
so bestimmte, auf solcher Grundlage ruhende Thronfolgeordnung geg
ein solches feststehendes Rechtsbewußtsein, so konnte wenigstens dieses g
nicht durch einen einfachen Befehl für immer beseitigt werden.
Voraussetzungen, von denen die Klage ausgeht, sind eben irrig. Es
in der That nicht mehr vorhanden, als das Bewußtsein, daß die Regier
dem kaiserlichen Hause gebühre; die Vorstellungen von den Einzelnhei
des Erbrechts waren, wie wir bereits mehrfach nachgewiesen haben,
unbestimmt, daß man auch schon die Wittwe eines Zaren in Ermangelu
der Kinder als seine natürliche Erbin angesehen hatte. Daß der Zar
Recht habe, einen Sohn zu enterben, in ein Kloster oder auf Lebens
in ein Gefängniß zu sperren, selbst hinrichten zu lassen, das hätte w
auch ohne Manifest kaum jemand in Rußland bezweifelt. — Diesen be

*) Gesetzsammlung VII, Nr. 4345, § 2.

... Vorstellungen entsprechend war es, wie nicht vergessen werden ... auch vor den Zeiten des Manifests nicht selten in Beziehung auf ... Thronfolge ziemlich unregelmäßig und willkürlich hergegangen; auch ... Hause der Romanows. Peter selbst war keineswegs in durchaus regel... Weise bei Lebzeiten seines älteren Bruders auf den Thron gelangt. ... mit den Ansprüchen seiner Schwester Sophia zu kämpfen gehabt, ... schlecht oder vielmehr gar nicht begründet, aber dennoch mächtig ... waren. Diese Ansprüche hatten sich keineswegs an irgend ... Rechtsbewußtsein des russischen Volks gebrochen; Peter hatte sich ... mehr, nicht unbedingt von den Russen unterstützt, nur mit Hülfe ... Offiziere und Truppen in seinen Diensten erwehren können. ... denn ein Blick auf die Geschichte Rußlands wohl zu der Ueber... daß dieses Thronfolgegesetz nicht einen so tief eingreifenden Ein... die Geschicke Rußlands geübt hat, wie jene Klagen annehmen; ... die Dinge dort unter allen Bedingungen im achtzehnten ... ungefähr denselben Verlauf genommen hätten. Die Schick... werden überhaupt nicht in der Weise durch das bestimmt, ... geschrieben steht; am wenigsten in Rußland, wo das ge... Gesetz, in dem der Wille eines verstorbenen Machthabers nieder... zu der Zeit dem Willen des lebenden Fürsten gegenüber, der ... Macht in Händen hatte, sehr wenig wog.

... einer Beziehung steht übrigens das Manifest im Widerspruch ... Werk Feofans, und zwar berührt der Widerspruch einen in dem ... grade sehr wesentlichen Punkt, so daß man glauben muß, Feofan ... Zeit doch noch nicht ganz in Peters Plane eingeweiht gewesen. ... Schrift setzt voraus, daß die Wahl eines Nachfolgers immerdar ... Mitglieder des kaiserlichen Hauses beschränkt bleiben werde; nur ... Fall, daß die herrschende Dynastie ganz ausstürbe, wird ange... daß der sterbende Kaiser einen seinem Hause fremden Nachfolger ... könnte. Das Manifest dagegen nimmt für den regierenden ... Herrn das Recht in Anspruch ganz ohne Einschränkung, wen er ... zum Nachfolger zu ernennen.

Diese Wendung war aber gewiß mit gutem Bedacht gewählt, denn ... Kaiser zu der Zeit die Absicht hatte seinen Enkel und seine eigenen ... wie die seines Bruders zu übergehen, um die lettische Bäuerin, ... Gemahlin geworden war, zur Nachfolgerin zu ernennen, daran ... wohl zu zweifeln. Sehr Vieles deutet darauf.

Peter ließ seine Gemahlin zu Moskau in der Kathedrale (am 7. Mai ... feierlich als Kaiserin krönen. Der Erzbischof von Nowgorod, Feodosiy ..., segnete sie, sprach die Gebete und überreichte ihr den Reichs... der Kaiser selbst setzte ihr die Krone auf, wie um zu zeigen, daß ... sein Wille sie zur Kaiserin machte — das Scepter aber, das Symbol ... gegenwärtigen Macht, gab er auch nicht für den Augenblick aus der

Digitized by Google

Hand. Feofan Prokopowitsch schloß die gottesdienstliche Feier mit ergreifenden Rede.

Die neue Kaiserin mit größerem Glanz zu umgeben, wurde am ihrer Krönung eine eigene Leibwache für sie gebildet; die Chevalier-G damals eine Schaar von sechzig jungen Edelleuten aus vornehmen Hän Die eigentliche Bedeutung der Feier aber hatte der Kaiser, wie Bass berichtet, am Vorabend des festlichen Tages im Hause eines englis Kaufmanns Thomson ausgesprochen. Er war da begleitet von Kanzler Golowkin, den Erzbischöfen von Nowgorod und Pskow (Fe Prokopowitsch) und mehreren Senatoren zur Abendmahlzeit eingekehrt äußerte während des Mahls: die Krönung sei mehr als eine Ceremon sie solle der Gekrönten das Recht verleihen zu regieren; sie, die das R bei seinem Leben am Pruth gerettet habe, verdiene dieses Reich auch n seinem Tode zu beherrschen und von ihr könne er erwarten, daß sie sei Anstalten aufrecht erhalten und das Reich beglücken werde.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

...s Rangordnung; — Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften; — Peters vorzeitiger Tod.
... I. durch Menschikow auf den Thron erhoben; — Feodosiy Janowskys Ende; — ... angebliche Verschwörung; — Katherinas Tod, ihr angebliches Testament.
... II.; — seine Verlobung mit Marie Menschikow; — Menschikows Sturz; — ... Herrschaft der Dolgorukys; — Uebersiedelung nach Moskau; — Peters II. früher Tod.

Die letzten Lebens- und Regierungsjahre Peters des Großen waren besonders reich an Neugestaltungen mancher Art, unter denen namentlich die am Hof und in der Regierung eingeführte neue Rangordnung eine bedeutende Stelle einnimmt.

Der Kaiser hatte unter den Angehörigen der alten Bojarenhäuser ... wenige für seine Zwecke brauchbar gefunden; nur den Kanzler Go-..., die Feldmarschälle Scheremétiew und Galitzyn und wenige Andere, ... denen dann auch noch keiner außer allenfalls Scheremétiew irgend ...gend war. Im Wesentlichen mußte er sich auf Fremde stützen ... befähigte Leute, die er unter den Russen geringen Standes zu ... wußte. Unter jenen waren in der ersten Zeit Le Fort und Patrik ... von Bedeutung; später Ostermann, der Sohn eines westphälischen ...lichen, der Schotte Bruce, der Pole Jaguzynski, ein Villebois, ... Portugiese Devier und Andere, zuletzt der Oldenburger Münnich. ... den Emporkömmlingen, die nur des Kaisers Wille zu etwas machte, ... Menschikow, bekanntlich der Laufbursche eines Pastetenbäckers und ...diener, später Baron Schafirow die ausgezeichnetsten.

Der Kaiser scheint wohl erkannt zu haben, daß er diese Männer ... Zahl nicht unter die alten Fürsten und Bojarensöhne als ihres ... einreihen konnte. Da es nicht in seiner Macht stand, sie dazu ...machen, suchte er sich zunächst dadurch zu helfen, daß er sie zu etwas ... machte. Er ließ Menschikow zu Wien zum deutschen Reichsfürsten ...nen und dadurch über die russischen Fürsten stellen. Doch erkannte ... später die Nothwendigkeit eine allgemeine neue Rangordnung einzuführen, ... einerseits geeignet wäre den Unterschied zwischen Emporkömmlingen ... den Leuten aus vornehmem Geschlecht ganz zu verwischen, andererseits

die reichen Russen von altem Hause zwänge, ihrer altgewohnten Tr zu entsagen, etwas zu lernen und zu arbeiten, vor allem sich dem Regierungs- und gesellschaftlichen System anzuschließen, wenn sie offiziellen Welt etwas sein und gelten wollten.

Das geschah durch die Eintheilung aller Civil- und Militäräm vierzehn Rangclassen, die den Stufen der militärischen Hierarchie an waren, so daß in der ersten der Kanzler neben dem Feldmarschall, letzten neben dem Fähnrich ein Collegien-Registrator genannter Civilb stand. Dem Adel, als solchem, blieb nur das Vorrecht, daß er wie allein Landgüter mit Leibeigenen besitzen durfte, und es wurden ihm Erleichterungen beim Eintritt in den Dienst bewilligt; an sich aber gen die Geburt keinen Rang, keinen Zutritt bei Hof; hier hatte nur der im Dienst Geltung; hoffähig waren nur die vier ersten Rangclassen Generalität und die entsprechenden Civilclassen, Kanzler, Geheimer wirklicher Staatsrath) — und der Weg zu diesen Classen stand j Freigeborenen offen — ja selbst dem Leibeigenen, wenn er Soldat w und sich zum Offizier aufdiente. Mit der zwölften Classe war der sönliche, mit der achten (Major) der erbliche Adel gewonnen.

Eigenthümlich war dabei, daß zwar in der Militär-Hierarchie und Amt identisch waren und auch in der Folge blieben, so daß die nennung des Offiziers nach dem Rang auch das Amt aussprach, bekleidete, nicht aber mit derselben Folgerichtigkeit im Civildienst, ob der Kaiser auch hier ein solches Zusammenfallen von Amt un beabsichtigt hatte. Es waren auf diesem Gebiet sehr viele und schiedenartige Aemter in eine und dieselbe Classe einzureihen un eine jede der vierzehn Rangclassen doch eine bestimmte Benennung sollte, mußten deren ziemlich willkürliche sein, die in vielen Fällen hängig waren von dem wirklichen Amt, dessen ein jeder waltete. möge einiger Veränderungen des Systems, die unter Peters Nach eingeführt wurden, kam es dahin, daß Rang und Amt gesonderte wurden und innerhalb gewisser Grenzen sogar unabhängig von ein Das wirkliche Amt setzte wohl einen entsprechenden Dienstrang aber es gewährte an sich keinen und wurde, wie man sich in den leien ausdrückt, als ein Commissorium, als ein zeitweiliger A betrachtet.

Diese eigenthümliche Ordnung der Dinge, die einigermaßen an chinesische Mandarinenthum erinnert, konnte in Rußland leichter als leicht anderswo Wurzel fassen, weil sie bis auf einen gewissen Grad durch die früheren Zustände vorbereitet war. Hatten sich doch schon den moskauischen Fürsten selbst die ehemaligen Theilfürsten gewöhn Ansprüche nur auf die Dienstehren ihres Hauses zu gründen; nur di dabei auch den Dienstrang ihrer Vorfahren mit in Anschlag brachten auf diese Weise einen Geburtsadel bilden wollten, der, aus dem T

…ngen, ein ausschließliches Anrecht auf alle höheren Stellungen … haben sollte. — Dieses schon sehr erschütterte aristokratische … wurde jetzt gänzlich aus den russischen Verhältnissen getilgt.

… bekannt machte Peter der Große auch mit seinen Emporkömm… … trübe Erfahrungen. Sie waren sehr brauchbare Leute, aber … sich ohne Ausnahme auch durch eine elende Niedrigkeit der …, eine unersättliche Habgier und die treuloseste Unredlichkeit aus; … vor allen. — Der Kaiser wußte das; er verachtete diese Men… … strafte sie mit Strenge, er verschonte sie auch mit körperlichen …ungen nicht; aber er mußte sie dennoch wieder brauchen. Bessere … zu finden.

… allem aber beschäftigte den großen Kaiser während dieser letzten … Sorge um Alles, was in Rußland Kenntnisse und Bildung …konnte. Nicht allein, daß er stets bemüht war Gelehrte aus … herbeizuziehen — daß er fort und fort eine stets wachsende … russischer Edelleute mit dem Auftrag sich für ein bestimmtes …, in die Fremde sendete: er war auch darauf bedacht … Anstalten in Rußland selbst, vor allem in Petersburg zu …

… in dieser Beziehung ging die Sorge für das Kriegs- und See… … ganzen Zuschnitt der Zeit gemäß, jeder anderen vor; Admira…, eine Seeakademie, eine Ingenieurschule waren unter den ersten … dieser Art; doch wurden bald auch in allen Eparchien Schulen …, die, aus den Einkünften der Klostergüter unterhalten, bestimmt … rohen Unwissenheit der Geistlichen zu steuern. — Elementar… …waren schon früher (1714) in allen Provinzen gegründet, Zöglinge …ralitätsschulen sollten an ihnen als Lehrer walten und allen … wurde befohlen ihre Kinder vom zehnten bis zum fünfzehnten … diese Schulen zu schicken. Zu welchen Mitteln der Kaiser greifen … um seinen Zweck zu erreichen, das geht unter anderem auch aus … vom 6. April 1722 hervor, dem zufolge Edelleute, die weder … schreiben, noch sich in einer fremden Sprache ausdrücken lernten, …ndesrechte verloren. Diejenigen unter ihnen, die sich mit Unfähig… …uldigen wollten, sollten genau geprüft werden.

…lich wurde auch zu Petersburg (1724) mit einem für die dama… … bedeutenden Aufwand von Mitteln eine Akademie der Wissen… … errichtet. Ihre Einrichtungen hatten viel Eigenthümliches, das … besonderen Umstände geboten schien, namentlich sollte diese der … der Wissenschaften gewidmete Anstalt zugleich in gewissem Sinn …Stelle einer Universität vertreten; die aus der Fremde berufenen Ge… … sollten auch Lehrbücher schreiben, Vorträge halten und namentlich … Leute — „Adjuncte" der Akademiker — zu künftigen akademischen …lehrten heranbilden. — Auch ein Gymnasium sollte mit der Akademie

in Verbindung stehen. Doch wurde der Zweck nur halb erreicht. Akademie leistete viel für die Wissenschaft, im Besonderen für die Ken Rußlands und seiner Geschichte; für die Verbreitung von Bildung Kenntnissen im Lande konnte sie nur wenig thun. Die Gelehrten Fremde, die ihre Vorträge nicht in russischer Sprache halten konnten sie noch weniger dem damaligen Bildungsgrad der Russen anzu verstanden. Andererseits fehlte es an Schülern, die genügend vorb gewesen wären, um ihren Vorträgen folgen zu können.

Inmitten dieser rastlosen und gehaltreichen Thätigkeit überrascht großen Kaiser ein früher Tod (8. Februar/28. Januar 1725). Er — und niemand wußte zu sagen, wer nach ihm die Krone tragen Er war nicht auf den Tod gefaßt gewesen, hatte kein Testament entwo seinen Willen nicht in officieller Form kund gethan. Daß er noch wenigen Monaten willens gewesen war seine Gemahlin Katherina Nachfolgerin zu ernennen, konnte kaum bezweifelt werden, aber seit feierlichen Krönung dieser Frau hatte sich Vieles geändert. Peter h eine Untreue entdeckt, die sie sich zu Schulden kommen ließ; er hatte ih Geliebten, den Kammerherrn Mons, und Alle, die um diese Intri wußten, mit der furchtbarsten Strenge bestraft und sich eine Zeit lang dem Gedanken beschäftigt, auch die Kaiserin zu vernichten; er hatte gedroht — und ging auch diese Gefahr an ihr vorüber, so wurden ihre Hofhaltung, ihre Ausgaben auf das Aeußerste beschränkt; es sah n mehr darnach aus, als ob ihr das Scepter bestimmt sei.

Dagegen hatte er zu gleicher Zeit die lange aufgeschobene Verlob seiner schönen Lieblingstochter Anna Petrowna mit dem Herzog Friedrich von Holstein-Gotorp beschleunigt: — er hatte diesem Prin der bestimmt schien seinem Protector Einfluß und den künftigen Kai Rußlands festen Fuß im deutschen Reich zu verschaffen, vorläufig glänzende Stellung eines kaiserlichen Statthalters in den Ostseeprovi Liefland und Ehstland bereitet —: die naheliegende Vermuthung war, er dieser Tochter die Krone bestimmt habe.

Wie Bassewitz berichtet, ließ sie der Kaiser zu sich bescheiden a den Tod nahen fühlte; er versuchte zu schreiben und zeichnete mühsam Worte: „übergebt Alles —", da versagte die Hand den Dienst. Als Tochter nahte, war er sprachlos.

Und ganz in dem Geist, den die Tataren in Rußland großgez hatten, kümmerte sich niemand mehr um den Willen des vor wenigen den noch gefürchteten Herrn, so wie man ihn dem Tode verfallen Mit seinem Leben waren seine Macht und die Furcht vor seiner Ma erloschen und einen anderen, edleren Grund des Gehorsams als di diese Furcht gab es nicht.

Zwei Parteien standen einander gegenüber; die altrussisch gesinnte innerlich seit lange grollenden russischen Großen und die Emporkömmlin

Digitized by Google

Fremden, die Peter der Große um sich geschaart hatte — und diese sich im Besitz der Macht zu behaupten suchen, wenn sie nicht der Gefahr ausgesetzt sein wollten. Namentlich hatte Menschikow, dem Veruntreuungen der schwersten Art mit Recht zur Last gelegt das Allerschlimmste zu befürchten, da selbst ein ungegründeter Vor- Feinden genügt hätte, ihn zu vernichten.

der Spitze jener ersten, altrussischen Partei standen vor allen Galitzyn und Dolgoruky, — ferner die Fürsten Kurakin, Tru- Repnin — der Groß-Admiral Apraxin, die Verwandten der Zarin Eudoxia Lapuchin, die Saltykows, Verwandte der ver- Gemahlin des älteren Bruders Peters, des Zaren Iwan Alexeje- Karyschkins, und viele andere alte Bojarenhäuser schlossen sich Partei wollte den Enkel Peters des Großen, den Sohn des Zaréwitsch Alexey, den neunjährigen Großfürsten Peter Alexeje- den Thron erheben. Nicht sowohl weil er in der That der Thronerbe war, als weil sie während seiner Minderjährigkeit zu führen, die Emporkömmlinge zu vernichten, alle Neuerun- zu machen und das altrussische Wesen träger Rohheit und herzustellen hoffte, in dem den Leuten dieser Art so unendlich war. Und wie sich, trotz aller knechtischen Unterwürfigkeit, aristokratische oder vielmehr oligarchische Gelüste in den Bojaren- hatten, dachten sie auch jetzt wieder sich selbst und ihren die eigentliche Regierungsgewalt als Bojarenrath bleibend zu — Die gesandtschaftlichen Berichte aus jenen Tagen bezeugen es Die Bojaren wußten jetzt mehr als früher von dem, was Fremde vorging, sie hatten erfahren wie der höhere schwedische Adel, rrenstand", sich nach dem Tode Karls XII. in dessen verwaistem eingerichtet hatte, und das war ein Vorbild, das ihnen fortan vorschwebte, wenn auch den meisten, bei sehr mangelhafter Kennt- geringer politischer Einsicht, in sehr unbestimmter Weise.

Gehülfen des Kaisers, Menschikow an ihrer Spitze, mußten zu Rettung darauf bedacht sein, der Kaiserin Katherina Nach- Herrschaft zu sichern, so sehr sie den Russen verhaßt war, und Reformen aufrecht zu erhalten. Sie gehörten sämmtlich zu den des Zaréwitschs. Weniger zahlreich und bedeutend als die Gegen- hatten sie den großen Vortheil voraus, daß die Regierung, die der Macht wesentlich in ihren Händen waren. Der Fürst war zwar seit kurzem Oberbefehlshaber der Armee — die Garden die Besatzung von Petersburg, auf die es zunächst ankam, standen Menschikows Befehlen.

Noch athmete der Kaiser und schon suchten beide Parteien ihre Maß- zu treffen, um ohne ihn über seine Krone zu verfügen. Die Alt- hatten sich bereits in ihren Berathungen von der Nothwendigkeit

Digitized by Google

überzeugt, Katherina und ihre beiden Töchter ins Kloster zu spe Jaguzynski, von diesen Umtrieben unterrichtet, schlich sich zu Basse nunmehr in holsteinischen Diensten stand, und bedeutete ihn, wenn am folgenden Tag mit dem Fürsten Menschikow zusammen am hängen wolle, müsse er schleunigst für seine eigene und der Kaiseri heit sorgen. Und Bassewitz säumte nicht; bald waren Menschi namhafteren Offiziere der Garde und einige andere bedeutende in einem Saal des Palastes versammelt. Bassewitz zog die Kai dem Sterbebett ihres Gemahls fort; da sei sie unnütz, in der V lung ihrer Getreuen aber könne ohne sie kein Beschluß gefaßt we

Sie wußte sich denn auch sofort zu fassen und sprach in ihrer zuverlässigen Freunde von dem Recht auf Nachfolge und Re das ihr durch Krönung und Salbung verliehen sei — erklärte, wie B berichtet, daß sie nicht die Absicht hege, den jungen Großfürst Alexeyewitsch vom Thron auszuschließen, daß sie ihm vielmehr die nach ihrem Tode zusichern wolle, und fügte Versprechungen von b dem Glanz hinzu; Beförderung und Reichthümer wurden jedem ve der sich treu erwiese. Es wurden sogar Wechselbriefe und Kostb auf der Stelle unter die Anwesenden vertheilt. Doch waren mehre ihnen ehrenhaft genug diese Gaben abzulehnen.

Die Kaiserin sprach zu bereits Ueberzeugten, die ohnehin wuß welcher Seite sie den eigenen Vortheil zu suchen hatten. Güns dann auch namentlich, daß die Leitung der Kirche zur Zeit in den H derer lag, die sich laut und entschieden gegen das altrussische Wei gesprochen, eine freiere Ansicht der kirchlichen Dinge gepredigt und Verurtheilung des Zaréwitsch Alexey Antheil genommen hatten. D bischof von Nowgorod, Feodosiy Janowsky, der auch zugegen war, wie Bassewitz bezeugt, nebenher den Augenblick, nahm sehr reiche Geschenke aus der Hand der Kaiserin an und legte dann Allen zuerst den Eid ab, die gekrönte Kaiserin auf dem Thron zu wollen — und alle Anwesenden folgten ohne Rückhalt oder dem Beispiele.

Menschikow, Bassewitz und der Cabinets-Secretair Makarow b dann allein was zu thun wäre. Sie versicherten sich während der ganz in der Stille des Reichsschatzes und der Citadelle von Pete was sehr leicht ausgeführt werden konnte, da Menschikow selbst Ob Preobrashenskyschen Garde-Regiments war, die Semenow'sche Gar unter einem persönlichen Feind Repnins und mehrerer Anderer un Altrussen, dem General Buturlin stand.

Die vornehmen Anhänger des Großfürsten Peter hatten ve Diener im kaiserlichen Palast verweilen oder Wache halten lasse sofort benachrichtigt zu sein, wenn der Kaiser geendet hätte. Als m folgenden Morgen (28. Jan./9. Febr.) die Kunde von dem so eb

... Tode Peters durch die Stadt ging, eilten alle die Herren in den Palast. Aber schon hatte Menschikow die Garden ausrücken lassen. Sie waren in der Nähe aufgestellt. Im Vorzimmer fanden die Herbeieilenden zunächst den Holsteiner Bassewitz, der sofort auf Jaguzynski zueilte und ihm leise Worte sagte, die nicht verschwiegen bleiben, nur durch den Schein des Geheimnisses an Bedeutung gewinnen sollten. „Empfangen Sie jetzt den Lohn Ihrer gestrigen Dienste," sagte Bassewitz; „die Kaiserin ist sich des Schatzes und der Festung versichert; die Garden und der ... sind ihr ergeben; von den Großen sind viele auf ihrer Seite, und selbst in dieser Versammlung hat sie mehr Freunde als Sie glauben. ... Sie den Anwesenden, wenn ihnen ihr Leben lieb ist, sich danach zu richten."

Jaguzynski theilte sofort seinem Schwiegervater, dem Kanzler Golowkin, mit, was er vernommen und was ihn schwerlich überrascht hatte; ihr Gespräch wurde überhört, wurde bekannt. Auf ein verabredetes Zeichen, das Bassewitz dadurch gab, daß er ein Fenster öffnete, verkündeten Trommelwirbel der Gesellschaft, daß sie von Truppen umgeben und in deren Gewalt sei, — und von dem Augenblick an wagte sich niemand mehr gegen Katherina auszusprechen. Nur der Fürst Repnin rief unwillig aus: was das bedeuten solle? wer sich unterfangen habe ohne sein Vorwissen den Truppen solche Befehle zu geben? — Aber auch er schwieg, als ihm ... antwortete: „Das habe ich befohlen, mit Willen der Kaiserin, der jeder Unterthan den schuldigen Gehorsam leisten wird, Dich nicht ausgenommen."

Nun trat erst Menschikow ein, dann die Kaiserin, begleitet von ihrem künftigen Schwiegersohn, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gotorp. Sie berief sich diesmal, wie es scheint besser vorbereitet, nicht blos auf die ...ung, sondern auf den Willen des Kaisers, als ob er ihn ausdrücklich ausgesprochen hätte, indem sie erklärte: dem Willen ihres Gemahls ergebend, sei sie entschlossen den Rest ihrer Tage den schweren Sorgen der Regierung zu widmen, und den jungen Großfürsten zu einem Kaiser zu bilden, der des Blutes und des Namens des Verstorbenen würdig sei. Menschikow antwortete, als erster Senator und höchster Würdenträger des Reichs, im Namen Aller, daß eine so wichtige Erklärung im Interesse des Vaterlandes eine ganz freie Berathung erfordere, und Katherina entfernte sich mit der Erklärung, daß sie alles was ihre Person betreffe dem ... Urtheil der Versammlung anheim gebe. Wohin die freie Berathung führen mußte, zu der nun geschritten wurde, darüber konnte wohl ... niemand mehr im Zweifel sein. Die Rollen der leitenden Personen scheinen sehr genau verabredet gewesen zu sein, die der unfreiwilligen Mitspieler ergaben sich ziemlich von selbst, nachdem sie einmal rathlos der Macht ihrer Gegner verfallen waren.

Auf Menschikows Frage, ob der Kaiser eine schriftliche Anordnung

der Thronfolge wegen getroffen habe, berichtete Makarow: Peter hab seiner letzten Reise ein früher aufgesetztes Testament vernichtet, dann mündlich wiederholt geäußert: fühle sein durch ihn der Barbarei entri Volk, was es seinen Arbeiten zu verdanken habe, so werde es sich Absichten gemäß benehmen, die er mit größerer Feierlichkeit kund g habe, als man einer schriftlichen Verfügung zu geben vermöge; wolle Volk undankbar sein, so wolle Er wenigstens seinen letzten Willen der Mißachtung aussetzen. Nachdem so der Cabinets-Secretair den storbenen Kaiser in solcher Weise redend eingeführt hatte, daß da offenbar das fehlende Testament ersetzt werden sollte, verlangte Fe Prokopowitsch das Wort, gemahnte die Anwesenden „mit ergreifender B samkeit" an die Heiligkeit des Eides durch den sie sich (1722) verpfli hatten, den von Kaiser Peter ernannten Thronfolger anzuerkennen, berief sich dann auf das Zeugniß des Kanzlers und Anderer unter Anwesenden, indem er an die Worte erinnerte, die Peter im Hause Kaufmanns Thompson zu Moskau gesprochen hatte. Menschikow tra gebieterisch dazwischen: das genüge! es bedürfe weiter keines Testamen diese Zeugnisse seien so gültig als alle Testamente; „es lebe unsere M narchin, die Kaiserin Katherina!" — Alle beeilten sich mit dem größ Eifer in diesen Ruf einzustimmen, diejenigen, die in der Absicht gekomm waren die Kaiserin sammt ihren Töchtern in ein Kloster zu sperren, gl den Andern. Die ganze Versammlung eilte zur Kaiserin ihr zu huldige und da sie sich am Fenster zeigte, wiederholten Offiziere und Soldaten d Ruf, der sie als Herrin des Reichs anerkannte; nirgends zeigte sich e Spur von Widerstand. Jedem möglichen Mißverständniß vorzubeug kam man noch zuletzt überein, daß die Zusammenkunft, die eben stat funden hatte, nicht etwa als eine Wahlversammlung anzusehen sei; s sei nur zur feierlichen Erklärung der schon vorher gültig festgestellten Thr folge versammelt gewesen.

So war denn Katherina regierende Kaiserin; seltsam genug, man ihre Herkunft, ihre Vergangenheit erwog; wie sie in ihrer Ju aus einer Hand in die andere gegangen war. Es fehlte ihr nicht an E schlossenheit und natürlichem Verstand, sie hatte viel erlebt und erfah und ihren Geist an große Verhältnisse gewöhnt. Lesen und Schrei hatte sie gleichwohl nicht gelernt. Ihre Tochter Elisabeth mußte für unterschreiben.

Sie hatte wiederholt den jungen Prinzen Peter Alexejewitsch, ihren Nachfolger genannt, und sich dadurch gewissermaßen verpflichtet. D konnte geschehen sein, um die zahlreichen Anhänger dieses Prinzen ein weilen zu beschwichtigen, doch irren wir wohl nicht, wenn wir darin ein Beweis des überwiegenden Einflusses zu sehen glauben, den Menschiko als Leiter des Ganzen auf den Gang der Dinge übte. Zwei Partei die holsteinische wie wir sie nennen müssen und Menschikows Anhän

Digitized by Google

... sich verbunden, um den jungen Großfürsten für den Augenblick aus... und Katherina auf den Thron zu erheben, in der Folge aber ... sich, daß ihre weiteren Pläne sehr weit aus einander gingen. Nach ... jener Partei sollte dadurch, daß der Großfürst genannt worden ... unwiderruflich über die Thronfolge verfügt sein; dem Fürsten ... war es, wie die späteren Ereignisse lehrten, unter gewissen ...gen Ernst damit. Die holsteinische Partei gab die Hoffnung ... auf, die Nachfolge im Reich der Großfürstin Anna Petrowna ... zu sehen, und ihr schlossen sich diejenigen an, die mit Menschikow ... waren, und zugleich die Altrussen zu fürchten hatten. Menschikow ... wollte die Großfürstin auch nicht als künftige Kaiserin. Er hatte ...ung des jungen Großfürsten durch die Altrussen vereitelt, die ohne ... einen eigenen Untergang herbeigeführt hätte, aber derselbe Groß... seiner Vormundschaft, und mit seiner Tochter vermählt, das ... Anderes. Menschikows Streben ging dahin sich mehr und ... unumschränkten Besitz der Gewalt festzusetzen und seine Tochter ... dem jungen Großfürsten zu vermählen, sobald dieser hinreichend ... wäre. Dazu sollte die Autorität der Kaiserin verhelfen. ... Töchter des Zaren Iwan — des älteren Bruders Peters des ... — von denen die ältere Katherina Iwanowna mit dem Herzog ... von Mecklenburg vermählt, die jüngere Anna Iwanowna Herzogin von Kurland war — an die wurde in Mitten aller Um... Wirren von keiner Seite gedacht.

...z aller früheren Beziehungen Menschikows zur Kaiserin, trotz ...innerungen, hatte doch der „Durchlauchtigste Fürst", wie er als ...r Reichsfürst zum Unterschied von den „Erlauchten" russischen ... genannt wurde, seine Stellung nach mehr als einer Seite hin zu ...; er hatte abzuwehren, damit sich nicht hin und wieder ein Einfluß ... machte, der ihm feindlich war. — In seltsamer Täuschung be... glaubte er in dem jungen Prinzen von Holstein-Gotorp vor allen ...gner zu sehen, den er beseitigen müsse.

Dieser Prinz, nach den gleichzeitigen Quellen ein unbedeutender junger ..., von sehr lockerem und unziemlichem Lebenswandel, wurde vier ... nach dem Tode Peters I. mit großem Gepränge der Großfürstin ... Petrowna vermählt. Die Trauer um den großen Kaiser war am ...ner Wittwe nicht lange getragen, sie war schon zu Ostern abgelegt ..., damit dieser Vermählungsfeier kein bunter Glanz zu fehlen brauche. ...n hatte Menschikow nichts einzuwenden. Sehr unerwünscht aber ...m ein Anderes, das sich ein Jahr nach dem Tode Kaiser Peters ...

Der Mechanismus der Regierung wurde neu geordnet. Der Senat, ... zu dieser Zeit aus elf Personen bestand, war, wie bekannt, die Central...de der Regierung, aber er war doch nicht die Regierung selbst, zu

Digitized by Google

keiner Initiative berechtigt, nur ein dienendes Werkzeug. Die Ini
war immer, wie sich von selbst versteht, vom Kaiser selbst, oder the
von seinen unmittelbaren, persönlichen Gehülfen ausgegangen. Jetzt,
der Regierung einer Frau, die sich bald sehr lässig erwies, sollte dies
tiative geregelt werden; es wurde (10./22. Febr. 1726) eine höchste Be
der „höchste Geheime Rath" eingerichtet, der die eigentliche Regierung
sollte, in dem alle Angelegenheiten entschieden werden sollten, d
Theorie nach die Kaiserin persönlich entscheiden mußte. Der voraus
Vorsitz der Kaiserin blieb natürlich Voraussetzung. Die Hauptpers
diesem höchsten Geheimen Rath war der Fürst Menschikow, wie sich
selbst verstand; Mitglieder waren außer ihm: der Groß-Admiral Apr
der Großkanzler Golowkin, Ostermann, kurz vorher zum Vicekanzle
fördert, und jener zum deutschen Reichsgrafen erhobene Geheime
Peter Andréyewitsch Tolstoy, der den unglücklichen Zaréwitsch Alexey
Neapel nach Rußland und in sein Verderben zurückgeführt hatte.

Sehr unangenehm berührt aber zeigte sich Menschikow, als ihm
Cabinets-Secretair Makarow (17./28. Februar) mittheilte, daß die Kai
auch den Herzog von Holstein zum Mitglied des Geheimen Raths ern
habe. Das war hinter seinem Rücken geschehen: Menschikow wollte
nicht glauben, fragte wiederholt, ob Makarow gewiß sei sich nicht zu ir
und eilte dann zur Kaiserin, konnte sie aber doch nicht bewegen ihre
fügung wieder zurückzunehmen. — Der Herzog war nicht der Mann,
großen Einfluß auf den Gang der Berathungen üben konnte, wenn
auch auf seinen Vorschlag geschah, daß dem Senat befohlen wurde
nicht mehr der „regierende", sondern nur der „hohe" Senat zu nenn
während der Geheime Rath als der „höchste" bezeichnet wurde — im
gemeinen aber zeigte die russische Regierung großen Eifer sich der In
essen dieses Fürsten in seinem Heimathlande anzunehmen. Ihm zu
wurde ein Bündniß mit Oesterreich geschlossen; Rußland versprach nöth
Falls ein Hülfsheer von sechzigtausend Mann zu senden, um Ka
Karls VI. „pragmatische Sanction" zu vertheidigen; Oesterreich vers
seine Hülfe zur Wiedereroberung des Gotorpischen Antheils von Schles
Der Krieg mit Dänemark, zu dem Rußland sofort rüstete, wurde nur d
eine mächtige englische Flotte verhindert, die zu Dänemarks Schutz in
Ostsee erschien, und in der Nähe von Reval vor Anker ging. Da m
sich einem Seekrieg mit England nicht gewachsen fühlte, mußte das W
für diesmal auf sich beruhen.

Im Innern des Reichs ging Alles sehr schnell aus den Fugen, s
Peters mächtige Hand nicht mehr gefühlt wurde. Katherina selbst ha
mit dem Tod des Kaisers und der Furcht vor ihm alle Haltung verlor
sie überließ sich, auch von Menschikow dazu verleitet, mehr und mehr d
unmäßigsten Trunk, so daß sie dadurch ihre Gesundheit zu Grunde richt
Jeder unbefangene Beobachter sah ihr nahes, vorzeitiges Ende voraus.

Auch die fremden Diplomaten täuschten sich weder in Beziehung auf diesen Punkt, noch darüber, daß die Regierung der augenblicklichen Machthaber überhaupt auf sehr schwachem Grunde ruhe und leicht umgestoßen werden könne.

Es herrschte bald unter Allen, die in Rußland eine beachtenswerthe Stimme haben konnten, eine sehr allgemein verbreitete Unzufriedenheit, und Menschikow war persönlich verhaßt, wie ein beneideter Emporkömmling zu sein pflegt. Zwar Ein und Anderes, das man im ersten Augenblick befürchtet hatte, war nicht eingetroffen; der Feldmarschall Fürst Michail Michailowitsch Galitzin, der in der Ukraine den Befehl führte als der Kaiser Peter starb, hatte seine Zustimmung zu der Nachfolge Katherinas nicht verweigert, wie man geglaubt hatte besorgen zu müssen, und darauf war zu seiner Zeit, nicht er selbst, wohl aber sein älterer Bruder, der Geheimrath Fürst Dmitry Michailowitsch in den Hohen Rath aufgenommen werden. Was sich zunächst doch von unruhigen Elementen offen zeigte, wollte wenig bedeuten. Es hatte nicht viel auf sich, daß der Erzbischof Feodosiy Janowsky eine geräuschvolle Unzufriedenheit zur Schau trug. Er führte dadurch nur seinen eigenen Untergang herbei.

Dieser Kirchenfürst war nämlich wohl in Beziehung auf Kirchengebräuche, Bilderdienst und Verehrung der Heiligen ganz so freisinnig wie Peter der Große irgend wünschen konnte, keineswegs aber gleichgültig in Beziehung auf Geld und Gut — oder auch in Beziehung auf Macht und Einfluß der Kirche im Staat. Er hatte es sehr unwillig aufgenommen, daß der Kaiser der Kirche zwar angeblich ihre Güter, nicht aber deren Einkünfte zurückgegeben, daß sein Versprechen sich so ziemlich in Nichts aufgelöst hatte. Er hatte sich deshalb gewagte Aeußerungen der Unzufriedenheit erlaubt. Nun glaubte er der Kaiserin einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, der durch eine namhafte Belohnung vergolten werden müsse. Allem Anschein nach hatte er nichts Geringeres erwartet als in den Hohen Rath berufen zu werden — und es erfolgte nichts! — Die Kirche ganz willenlos dem Staat untergeordnet zu sehen, während nach seiner Ansicht umgekehrt der Staat, wie zu den Zeiten des Patriarchen [illegible], unter dem Einfluß der Kirche stehen mußte, war ihm ohnehin unerträglich. Schon hatte er sich, wenn dem Synod befohlen wurde eine kirchliche Feier zu veranstalten, wegwerfend darüber geäußert, welche Bedeutung wohl anbefohlene Gebete haben könnten. Jetzt ließ er sich zu Drohungen hinreißen, besonders wenn er sich durch irgend eine Kleinigkeit verletzt fühlte, in der er eine Zurücksetzung sah. So als in der heiligen Woche (1725) die Mitglieder des Senats zur kaiserlichen Tafel geladen waren, die des Synods aber nicht. Da äußerte Feodosiy in seinem kleinlichen Aerger, die Kaiserin werde sich schon noch fürchten müssen.

Unmittelbar führte er seinen Sturz dadurch herbei, daß er Feofan [illegible]igen wollte, der ihm durch seinen überlegenen Einfluß im Synod im

Digitized by Google

Wege und eben deshalb verhaßt war. Er veranlaßte eine Denunci aus Pskow, Feofans Eparchie, her, der zufolge dort Kostbarkeiten, di Kirche gehörten, unterschlagen worden sein sollten. Sie war unmit gegen den Gehülfen Feofans, den geistlichen Richter in seiner Diöcese Archimandriten Markell Rodyschewsky gerichtet, im Lauf der Untersu aber sollte dann Feofan selbst als der eigentlich Schuldige erscheinen

Doch Feofan durchschaute das Spiel und wußte wie er sich zu theidigen hatte. Er denuncirte nun seinerseits unmittelbar der Kai Feodosiys drohende Reden, seine wiederholten Aeußerungen, daß bei Verfahren der Regierung gegen die Kirche der Segen Gottes für Ruß nicht zu hoffen sei. Zu gleicher Zeit wurde eine ältere Untersuchung w Veruntreuung von Kirchengut gegen Feodosiy wieder aufgenommen.

Die Untersuchung gegen Feofan blieb für's Erste auf sich beruh Feodosiy dagegen wurde vom Senat „anstatt der verdienten Todesstra zu lebenslänglicher Haft in einem Kloster bei Archangel verurtheilt, a bald verschlimmerte sich sein Schicksal noch. Es ergab sich, daß er von den Geistlichen und Beamten sowohl seiner Diöcese als des Ne kyschen Klosters, dessen Abt er war, einen Eid der Treue hatte lei lassen, ganz in der Form und Weise wie er dem Kaiser von Rußl geleistet wurde. Ein solches Vergehen verdiente natürlich eine noch här Strafe. Auf Befehl der Kaiserin, die doch keine kirchliche Autorität ha wurde er, ohne daß man den Synod gefragt hätte, nicht nur der bisch lichen, sondern auch der Priesterwürde entkleidet, und bei Wasser und Br in ein Gefängniß gesperrt, das man so unwirthbar wie möglich zu mach suchte, und das der Civilgubernator von Archangel mit seinem Petsch versiegeln mußte, damit es nie geöffnet werden könne.

In solcher Einsamkeit, in solchem Elend starb Feodosiy Janua und Feofan wurde an seiner Stelle Erzbischof von Nowgorod und er Prälat des Reichs. Es hatte sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie die dehnbare Gewalt des Schirmvogts der russischen Kirche unter ständen gehen könne, — und daß Petersburg nicht der Ort sei, wo di Kirche als selbständige Macht auftreten konnte.

Was aber war und blieb, das war die Unzufriedenheit der hol nischen Partei und zumal der tiefgehende Unwille der Altrussen. französischer Agent, Campredon, sah vor Allen sehr richtig wo die Gef lag. „Die Unzufriedenheit mehrerer moskowitischer vornehmer Herren noch nicht losgebrochen," meldete er (am 15. Jan. 1726) der französisch Regierung; „aber sie existirt nichts desto weniger, und wenn die Zarin Lebensweise fortsetzt, die sie seit einigen Monaten begonnen hat, hat sehr den Anschein, daß ihre Regierung sich nicht lange behaupten wir Ich habe schon die Ehre gehabt Ihnen anzuzeigen, daß ein großer Th der Vornehmsten dieser Nation darauf ausgeht, die despotische Autorit ihrer Souverainin einzuschränken, was bei wild gearteten (féroces), a

…weni gewöhnten Völkern ein Zeichen nahen Verfalls ist. Da sie nicht mehr auf Erfolg rechnen könnten, wenn sie warten wollten bis der Zarewitsch in dem Alter wäre selbst zu regieren, steht zu befürchten, daß Diejenigen, die darauf bedacht sind einen bedeutenden Antheil an der künftigen Regierung zu haben, den Augenblick beschleunigen könnten, sie ungefähr auf den Fuß wie in England einzurichten und daß dies großentheils der Grund ist, der sie abhält sich den Plänen der Holsteiner und dem Bündniß mit Oesterreich zu widersetzen, zu dem diese die Zarin bestimmen." — Die Altrussen hofften, wie Campredon meint, es könnten durch die Politik der holsteinischen Partei Ereignisse herbeigeführt werden, die es ihnen erleichterten ihre Zwecke zu erreichen.

In einer Beziehung irrte der Agent; Schweden, nicht England war das Vorbild, das man gern erreicht hätte. Auch hat er natürlich nicht alle Umtriebe durchschaut, die vorbereitet wurden. Es ging da Mancherlei vor, das überhaupt unaufgeklärt geblieben ist. So fehlte es namentlich nicht an Versuchen gegen das Leben der Kaiserin. Der sächsische Gesandte Lefort hatte zu berichten, daß sich auf der Tafel der Kaiserin eine vergiftete Speise gefunden habe.*) Bekannt ist auch, daß — im Jahr 1726 — als sie, in Oberstenuniform gekleidet, die Garden in ihrer Gegenwart exerciren ließ, ein scharfer Schuß von unbekannter Hand aus den Reihen des Semenowschen Regiments auf sie abgefeuert wurde. Die Kugel tödtete einen angesehenen russischen Kaufmann in ihrer Nähe. Wir hören nicht, daß die Schuldigen je ermittelt worden wären, doch hatte wohl niemand als die Altrussen ein Interesse dabei, daß die Kaiserin plötzlich sterbe, ohne ein Testament zu hinterlassen.

Menschikow scheint weniger scharf gesehen zu haben als Campredon; sein Benehmen hat sogar etwas Räthselhaftes. Als Peter der Große starb, wußte er, daß er die Altrussen nicht durfte zur Herrschaft kommen lassen —: jetzt scheint er von dieser Seite gar keine Gefahr befürchtet zu haben; er ließ die Herren dieser Partei, die sich allerdings sehr vorsichtig benahmen und anspruchslos zeigten, in allen ihren Aemtern. Die holsteinische Partei dagegen glaubte er vernichtend treffen zu müssen, sobald die bedenkliche Krankheit der Kaiserin an ihrem nahen Ende nicht mehr zweifeln ließ.

Am 4. Mai 1727 wurde der Ober-Polizeiminister Devier auf Befehl seines Schwagers Menschikow in den kaiserlichen Gemächern verhaftet — und bald darauf mehrere andere Männer von Bedeutung. Die fremden Gesandten ließ man glauben Devier habe dem König von Polen in Beziehung auf die Wahl eines Herzogs von Kurland Vorschläge machen lassen, von denen die Kaiserin nicht gewußt habe. Unter der Hand wollte verlauten Devier und seine Mitschuldigen hätten die Absicht gehabt den

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, IV. 481.

Digitized by Google

jungen Großfürsten Peter gewaltsam auf den Thron zu erheben Naryschkin anstatt Menschikows zum Regenten zu machen. In Sinn berichteten die fremden Gesandten an ihre Höfe.*) Doch das eigentlich einem jeden sehr unwahrscheinlich dünken, da auch Graf Peter Andr. Tolstoy in die Sache verwickelt war, der unter am meisten von dem Sohn des Zaréwitsch Alexey zu befürchten h

Auch erfahren wir jetzt, daß sich die Sache anders verhielt. verstorbene Minister Graf Bludow, der an einer Geschichte Ruß unter den Románows arbeitete, hat den Hergang aus den Acten er und wir sehen aus seinem Bericht,**) daß es die holsteinische Partei die Menschikow vernichten wollte und daß diesem jeder Vorwand gut war. Der Prozeß ist aber nur zu bezeichnend für die damaligen Zu Rußlands.

Erwiesen wurde in der That weiter nichts, als daß Devier, der G Tolstoy, jener General Iwan Iw. Buturlin, der bei Katherinas Th besteigung eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, der General Skornä Pissarew und noch einige Andere, theils unter sich, theils mit dem H von Holstein Gespräche geführt hatten, in denen sie Unzufriedenheit Befürchtungen aussprachen, die aber sehr in das Unbestimmte gingen zu nichts führten.

Während der Krankheit der Kaiserin glaubten die „Schuldigen“ wissen, daß Menschikow und der Kanzler Golowkin an dem Entwurf einem Testament der Kaiserin arbeiteten. Sie besorgten Menschikow we in diesem Testament zum Regenten des Reichs während der Minderjährig des Thronfolgers ernannt werden und besprachen das Unheil, das daraus ergeben könne.

Schon etwas früher einmal hatten Devier, Buturlin, Tolstoy Pissarew mit dem Herzog von Holstein darüber gesprochen, daß die b sichtigte Verlobung des Großfürsten mit Menschikows Tochter gegen Interesse der Kaiserin sei, da Menschikow dadurch eine neue, gewissermaßen unabhängige Macht gewinne. Einige sprachen die Befürchtung aus, Großfürst Peter könne, auf den Thron gelangt, auf den Gedanken fallen, seine Großmutter, die verstoßene Zarin Eudoxia Lapuchin aus Verbannung herbei zu rufen. Die sei von böser Gemüthsart, hartherzig auf Rache bedacht und darauf die Schöpfungen des verstorbenen Kai wieder zu vernichten. Man müsse der Kaiserin ernsthaft darüber bericht Das wagte dann aber keiner zu thun. Nur der Herzog soll ihr ein Worte über diese Besorgnisse gesagt, aber gar keine Antwort erhalten haben.

Ein anderes Mal hatten Devier und Buturlin von der Trauer d

*) Herrmann IV. 494.

**) Kowalewsky, Bludow und seine Zeit (russisch), S. 191—197.

Großfürstin Anna Petrowna um ihre sterbende Mutter gesprochen und Buturlin dabei die Bemerkung gemacht, sie sehe ihrem Vater ähnlich und so gescheidt. „Das ist wahr, hatte Devier darauf gesagt, sie ist anmuthig, wohlwollend und gescheidt; und auch die Fürstin Elisabeth Petrowna ist nicht übel, nur weniger gutmüthig. Wenn es nach meinem Willen ginge, würde ich wünschen, daß die Kaiserin geruhe, die Zarewna Anna Petrowna zur Thronfolgerin zu ernennen.“ Buturlin hatte zu erkennen gegeben, daß er diesen Wunsch theile.

Dann wieder einmal hatte Buturlin gegen Devier geäußert, der Durchlauchtigste Fürst täusche sich, wenn er glaube, die stolzen Galitzins, Dolgorukis und Andere würden sich von ihm regieren lassen; die würden ihn einfach wegjagen. — Tolstoy hatte den Wunsch ausgesprochen, die Kaiserin möge die Großfürstin Elisabeth zur Thronfolgerin ernennen, den jungen Großfürsten aber auf einige Zeit auf Reisen schicken. — Einige andere Herren, der Fürst Iwan Dolgoruky, ein General Uschakow, ein Kammerjunker hatten sowohl der Großfürstin Anna als ihrem Gemahl zugeredet, man müsse ernstlich mit der Kaiserin sprechen und die Vermählung des jungen Großfürsten mit Menschikows Tochter widerrathen.

Das waren die Verbrechen.

Schon am 8. Mai (27. April a. St.) wurde eine eigene Commission unter dem Vorsitz des Kanzlers Golowkin beauftragt die Untersuchung gegen Devier einzuleiten, der sich, wie es in dem kaiserlichen Befehl heißt, großer Vermessenheit verdächtig gemacht, auch während einer früheren schweren Krankheit der Kaiserin gegen viele Personen Drohungen ausgestoßen habe, so daß ihn alle fürchteten. — Die Untersuchung sollte nach der dem Befehl beigelegten „Memoria“ geführt werden, die ebenfalls mit dem Namen der Kaiserin unterzeichnet war. In diesem Schriftstück wird dem Angeklagten zur Last gelegt, daß er sich während der Krankheit der Kaiserin „erlustigt“ und der Zarewna Anna Petrowna den Rath gegeben habe, sich in ihrem Kummer durch ein Glas Wein zu stärken. Mit dem Großfürsten Peter habe er zusammen auf einem Bett gesessen und ihn zu einer Spazierfahrt in einer Calesche aufgefordert, da werde ihm besser werden; seine Mutter (d. h. Großmutter) werde nicht am Leben bleiben. — Das waren die Thatsachen, von denen die Untersuchung ausgehen sollte, um die Mitschuldigen und alles Uebrige zu entdecken.

Devier suchte im Verhör zu beweisen, daß man seine Worte falsch aufgefaßt und verdreht habe — aber die Sache wurde in dem Maße als sich der Zustand der Kaiserin verschlimmerte, immer eiliger. Schon am folgenden Tag gebot ein neuer Befehl der Kaiserin: Devier solle sofort alle seine Mitschuldigen „in der bekannten gefährlichen Sache“ nennen, mit denen er sich berathen habe; der Kaiserin selbst seien deren viele bekannt. Wenn er nicht gestehen wolle, solle er ohne Säumen auf die Folter gespannt werden.

Man mußte die Sache „die bekannte gefährliche Sache“ n
welchen Namen hätte man ihr sonst geben können? — Devier
freilich auch unter den Qualen der Folter dabei, daß er nie irgend
gegen die Interessen der Kaiserin geplant, daß er, selbst ohne Schuld
keine Mitschuldigen habe — aber das rettete weder ihn noch diese
schuldigen“. Sie wurden am Todestage Katherinas — 17. Mai —
urtheilt, nachdem ein neuer Ukas die richtende Commission den Tag
zu noch größerer Eile getrieben hatte. Der Bericht der Commissi
die sterbende Kaiserin erklärte für erwiesen, daß die „Verbrecher“ si
Vermählung des Großfürsten mit der Prinzessin Menschikow hätten
setzen wollen.

Diese schwere Schuld wurde schwer gebüßt. Der kaum von der
erlöste Devier und Tolstoy, zum Tode verurtheilt, wurden zu gelin
Strafen, die aber immer noch vollkommen genügend scheinen konn
begnadigt; nämlich Devier zur Verbannung nach Sibirien, Tolstoy
Verbannung nach dem Solowetzkischen Kloster auf der einsamen Insel
Weißen Meer; beide gingen ihres Ranges, ihrer Würden und ihres
mögens verlustig. Pissarew wurde mit der Knute gezüchtigt und m
die Wanderung nach Sibirien antreten; Buturlin, Naryschkin und An
verloren ihren Rang und sahen sich in entfernte Provinzen verbannt.

Gleichzeitig hatte Menschikow auch andere Bestrebungen zu bekämp
Denn sowie der Zustand der Kaiserin als hoffnungslos erkannt w
versammelte sich Alles was in Rußland von Bedeutung war, der H
Rath, der Senat, der Synod und die Stabsoffiziere der Garden,
über die Krone so ziemlich nach eigenem Ermessen zu verfügen, wie
einmal zwei Jahre früher versucht worden war, und Form und Wesen
Regierung für die nächste Zeit festzustellen. Es zeigte sich da, daß
holsteinische Partei doch nicht ganz vernichtet oder auch nur zum Schwe
gebracht war, denn es erhoben sich auch in dieser Versammlung Stim
zu Gunsten der Herzogin von Holstein Anna Petrowna. Eine a
und wie es scheint zahlreichere Partei, wollte die Zarewna Elisabeth
den Thron erheben; die unbedingten Anhänger des Fürsten Mensch
wollten den Großfürsten Peter als Thronfolger anerkannt wissen und
Fürsten als Regenten; eine vierte Partei endlich stimmte ebenfalls für
Großfürsten, wollte aber die Regentschaft dem Hohen Rath übertragen
dahin vereinigten sich auch zuletzt alle Stimmen. In einem Papier,
alle Anwesenden unterschrieben, wurde demgemäß der Großfürst als Thr
folger anerkannt. Während seiner Minderjährigkeit, die bis zum vo
deten sechzehnten Jahr dauern sollte, hatte der Hohe Rath die Regie
zu führen, obgleich das nicht ausdrücklich gesagt wurde; es verstand
von selbst, da eben keine Person oder Behörde mit der Regentschaft betr
wurde. Der Hohe Rath aber sollte bleiben wie er eben war, nur sollt
die beiden Zarewnen Anna und Elisabeth Petrowna den Vorsitz da

men und kein Beschluß dieser Behörde sollte gültig sein, wenn er nicht stimmig von allen Mitgliedern derselben genehmigt und unterschrieben n. Einer jeden der beiden Zarewnen sollten anderthalb Millionen Rubel ausgezahlt, die Juwelen der Kaiserin unter beide gleich vertheilt werden.

Das Alles war natürlich nicht nach dem Sinn Menschikows, der sich nicht mit einer so beschränkten Macht begnügen durfte, wenn er sich ganz behaupten wollte und er vernichtete auch diese Beschlüsse dadurch, daß er mit einem angeblichen Testament der Kaiserin hervortrat, sowie die Fürstin wirklich verschieden war. Es war ein seltsames Actenstück, das er schon am Morgen nach dem Todestag Katherinas (am 18. Mai) den alle im Palast versammelten geistlichen und weltlichen Großen des Reichs bekannt machte. Die Zarewna Elisabeth hatte in herkömmlicher Weise den Namen ihrer Mutter darunter gesetzt, aber die fremden Diplomaten berichteten und der Feldmarschall Münnich bestätigte später, daß dasselbe angeblich von der Kaiserin schon etwas früher in Gegenwart des österreichischen Gesandten Grafen Rabutin dictirte Testament ein untergeschobenes war; daß Katherina um dessen Inhalt nicht wußte. Menschikow und Bassewitz sollen es gemeinschaftlich verfaßt haben. Doch bleibt dessen Entstehungsgeschichte in gewissem Sinn räthselhaft, da es doch auch den Wünschen Menschikows weder unbedingt noch ganz vollständig entsprach; — so wenig im Gegentheil, daß Menschikow sich sehr bald veranlaßt sah, es schließlich umzustoßen.

Das Testament ernannte nämlich, zwar seinen Plänen gemäß, den Großfürsten Peter Alexeyewitsch zum Kaiser, aber für den Fall, daß er ohne Kinder starb, nicht seine natürliche und rechtmäßige Erbin, nämlich seine Schwester Natalie Alexeyewna, zur Nachfolgerin, sondern zunächst seine Tante Anna Petrowna, Herzogin von Holstein-Gotorp und ihre Nachkommen — nach deren Abgang die Zarewna Elisabeth und ihre Nachkommen und erst in dritter Reihe die Prinzessin Natalie, oder vielleicht ihre mögliche Nachkommenschaft. (Das männliche Geschlecht sollte dem weiblichen vorgehen, niemand Kaiser von Rußland werden können, der nicht der griechischen Kirche angehörte, oder eine fremde Krone trug.)

Die Regierung blieb während der Minderjährigkeit des Kaisers in den Händen des Hohen Raths und in diesem sollte Stimmenmehrheit entscheiden; der junge Kaiser sollte den Berathungen beiwohnen, aber keine Stimme haben. Die volle Regierungsgewalt wurde dieser Behörde beigelegt, nur an der Thronfolgeordnung sollte sie nichts ändern können: und was dem Fürsten Menschikow kaum erwünscht sein konnte, außer dem Herzog von Holstein-Gotorp erhielten nun auch die beiden Zarewnen Anna und Elisabeth Sitz und Stimme in diesem Rath.

Ebensowenig konnte es ihm genehm sein, daß die Verpflichtungen,

Digitized by Google

welche Peter der Große gegen das Haus Holstein, namentlich in Bez auf die Wiedererlangung des Gotorpischen Antheils von Schleswig nommen hatte, genau erfüllt werden sollten.

Den beiden Töchtern Katherinas wurden mancherlei finanzielle theile zugesichert, eine jede von ihnen sollte eine Million, und so sie im Lande blieben, einhunderttausend Rubel jährlich erhalten und weil sie angeblich „ihr Erbrecht an die Krone“ dem Großfürsten über hätten. Ein Grund, der, wie die Sachen wirklich lagen, wohl recht s gewählt war!

Ein Punkt in dem eigenthümlichen Testament konnte indessen Fürsten Menschikow über alle anderen beruhigen: die Regierung darauf bedacht sein, den jungen Kaiser mit einer Tochter des Fürst vermählen. — Damit glaubte sich Menschikow in dem Grade gesi daß er den ganzen übrigen Inhalt des Testaments nicht zu bea brauche.

Der Töchter des Zaren Iwan war wieder mit keiner Silbe geda Es war, als ob sie gar nicht auf der Welt wären.

Ueber das wirkliche Wesen der neuen Regierung blieb vom e Augenblick an kein Zweifel; der „Hohe Rath“, in dem der Fürst Wa Lukitsch Dolgoruky die Stelle des verurtheilten Grafen Tolstoy eingenomm hatte, versammelte sich vollständig nur ein einziges Mal, um das Testam der Kaiserin vorlesen zu hören — im Uebrigen wurde sein Dasein du aus ignorirt und Menschikow, der sich vom jungen Kaiser zum Gen lissimus der Armee ernennen ließ, beherrschte das Reich als Regent unumschränkter Macht.

Seine erste Sorge war nun, seine ältere Tochter Marie Alexandro dem zwölfjährigen Kaiser kirchlich zu verloben, was von großer Wich war, da nach den Ordnungen der russisch-griechischen Kirche sch kirchliche Verlobung ein unauflösliches Band bildet. Auch betrieb Regent diese Angelegenheit mit einer Energie und Eile, die ihrer Wich entsprach. Zwar ging er dabei nicht ganz ohne Rücksicht für den Br tigam zu Werke; er bestimmte namentlich, anstatt der zuerst gewähl jüngeren, seine ältere Tochter zur kaiserlichen Braut, weil sie dem Ka besser zu gefallen schien — doch wußte er auch den gehörigen Ernst brauchen. Wie die Zeugen jener Tage berichten, wurde der Kaiser bede daß es ihm übel gehen könne, wenn er nicht dem Willen der verstorben Kaiserin gehorsam sein wolle, und aus Furcht fügte sich der Knabe dies in so zweifelhafter Weise verbürgten Willen.

Menschikow ließ ein Tagebuch von seinem Thun und Lassen führ das ganz in der Art gehalten ist wie die officiellen Journale der H Fouriere zu sein pflegen. Ein kleines Stück davon ist neuerdings ve

Digitized by Google

…hält worden.*) Da erfahren wir, daß am 25. Mai/5. Juni 1727 … drei Wochen nach dem Tode der Kaiserin Katherina — von … Nachmittags an, die Mitglieder des Hohen Raths, die sonstigen … die fremden Gesandten, der Synod, die Generalität, der Senat … bei Hof vorgestellten Damen sich in Menschikows Palast, dem … ersten Cadettencorps, versammelten; — daß eine Stunde später … Kaiser dort eintraf und nach einem längeren Gespräch mit dem … mächtigsten Fürsten, mit dessen Tochter, der Fürstin Maria Alexan… in der Gesellschaft erschien, wo dann die feierliche Verlobung durch … mehrigen Erzbischof von Nowgorod, Feofan Prokopowitsch, voll… wurde, dem Georg, Erzbischof von Rostow, und die Bischöfe Atha… …doitsch von Wologda und Feofylakt Lopatynski von Twer assi… Der Name der Braut wurde sofort, hier zur Stelle, in das … für die kaiserliche Familie aufgenommen; es folgten die her… … Glückwünsche und gegen Abend begleitete Menschikow den jungen … nach dem Lustschloß Strelna. — Noch weitere Pläne schlossen sich … Familienverbindung; namentlich wollte Menschikow seinen Sohn, … zum Ober-Kammerherrn machte, mit des Kaisers Schwester, der … Natalie, vermählen. Doch schien das nicht eben solche Eile zu …

… zweite Aufgabe aber, kaum minder wichtig geachtet, war, die … Töchter Peters des Großen aus Rußland zu vertreiben. Die Za… Elisabeth sollte auch mit einem Prinzen von Holstein-Gotorp, dem … von Eutin, vermählt werden, da hätte sich ihre Entfernung von … …geben. — Anders verhielt es sich mit der Zarewna Anna Petrowna, … Gemahl, der Herzog Karl Friedrich, Mitglied des Hohen Raths war … Obrist-Lieutenant der Preobrashenskischen Garde. Doch war Men… nicht um Mittel verlegen seinen Zweck zu erreichen, und er wählte … …samsten, ohne sich durch irgend welche Rücksichten beirren zu lassen. … …stand, daß der Bischof von Eutin, kaum in Petersburg angelangt, … Blattern erkrankte, genügte als Vorwand, den Töchtern Peters … …en und ihrer ganzen Umgebung den Hof zu verbieten und dies … wurde aufrecht erhalten auch nachdem dieser Bräutigam der Prin… Elisabeth gestorben war.

…schikow sagte dem holsteinischen Minister Bassewitz geradezu, der … würde wohl thun zu gehen, da man ihm, als einem geborenen …, in Rußland nicht traue. Da der Herzog wegen der Mitgift … Gemahlin anfragte, erhielt er gar keine Antwort. Einen Monat … verlangte umgekehrt der „Hohe Rath" — der sich nie versammelte … gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des kaiserlichen Testa…, der Herzog sollte Rechenschaft ablegen über die seit seiner Vermäh-

*) Kowalewsky, Graf Bludow und seine Zeit, S. 219—234.

Digitized by Google

lung erhaltenen Summen. Der Oberhofmeister der Zarewna Naryschkin, erhielt sogar den beleidigenden Auftrag diese Fürstin pers zu fragen, ob sie von den bereits auf ihre Mitgift gezahlten Su auch wirklich die Zinsen, überhaupt etwas erhalte? — Eine Frage voraussetzte, daß ihr Gemahl diese Gelder unterschlagen haben könn

Darnach blieb dem Herzog nichts übrig als sich zu entfernen. kündigte den Entschluß in sein Heimatland zurückzukehren gleich den nach dem Naryschkin mit solchem Auftrag bei seiner Gemahlin ersch war, dem „Hohen Rath" durch ein „Memorial" an, in dem er noch berechtigte Forderungen stellte, namentlich daran erinnerte, daß die Ka jeder ihrer Töchter die Hälfte ihrer Juwelen vermacht habe, eine Abs des kaiserlichen Testaments verlangte und eine ausdrückliche Bestäti der Verträge, durch die Peter der Große sich verpflichtet hatte des Her Ansprüche auf Schleswig und die Krone Schwedens zu unterstützen.

Der Hohe Rath ließ ihm eine mäßige Summe zur Reise auszahlen 200,000 Rubel, von denen aber Menschikow sich den dritten Theil eignete, als Lohn für die wichtigen Dienste, die er dem Herzog bei Abfassung des kaiserlichen Testaments geleistet habe. Außerdem wu versprochen, 800,000 Rubel als Mitgift der Zarewna im Lauf von Jahren dem Herzog zu zahlen — und, bis Schleswig wiedergewonnen eine jährliche Rente —: Versprechen, auf deren Erfüllung der Herzog ni allzu sicher rechnen durfte.

Was aber die verlangte Abschrift des Testaments betrifft, belehrte i der Hohe Rath, daß es unziemlich sein würde sie mitzutheilen, um so m „da diese Abschrift S. K. Hoheit nicht nöthig sei" — und in Beziehu auf die Unterstützung seiner Ansprüche wurde ihm gesagt: „das hänge g von dem Willen S. M. des Kaisers ab" — des zwölfjährigen Knab der gar keine Stimme hatte im Hohen Rath — „kein Anderer könne in diese Sache mischen."

Vertrieben von einem in jeder Beziehung niedrigen Emporkömmli mußte die Tochter Peters des Großen, nicht ganz drei Monate nach de Tode ihrer Mutter, das Reich ihres Vaters verlassen (25. Juli/5. Augu — Sie ging mit ihrem Gemahl von Kronstadt zu Schiff nach Kiel, u unglücklich auch in ihrer Ehe, starb sie dort, nur ein Jahr später, nachde sie einem Sohn das Leben gegeben hatte, dem ein schreckliches Ende b stimmt war.

Die Zarewna Elisabeth mußte freilich im Lande bleiben, da sich k anderer auswärtiger Gemahl für sie fand; aber sie schien unbedeut und lebte ganz dem sinnlichen Genuß.

Nun stand Menschikow vollends auf der Höhe der Macht; Rußland war ihm unterthan! — und einen Monat später sah er sich verloren!

Und doch hatte er sich auf mehr als eine Weise zu stützen gesucht Man könnte es seltsam nennen, daß er dabei auch der ukrainischen Kosaken

…; die hausten doch zu weit von Petersburg, um ihm da etwas … zu können — aber er gedachte ihrer. Sie waren, wie wir gesehen … seit der Zeit des Zaren Alexey Michailowitsch nur in der Weise … genannten Personal-Union, als gesonderter Staat mit Rußland … ihre Angelegenheiten waren zu Moskau einem besonderen Prikas … gewesen. Peter der Große hatte dann, nach Maseppa's Ver… …ebung, nachdem der während des Krieges an dessen Stelle, auf … bestimmten Wunsch des Kaisers „einstimmig" zum Hetman er… …oropadsky gestorben war, zweckmäßig gefunden diese Verhältnisse … zu ändern. Obgleich er die ganz militärisch geordnete Ver… … Kosacken im Uebrigen unberührt ließ, gestattete er ihnen doch … einen Hetman zu wählen, und er stellte sie unter die Autorität … gleich jeder anderen Provinz des russischen Reiches. Jetzt …schikow die alten Zustände wieder her; die Kosacken durften … Hetman aus ihrer Mitte wählen, und ihre Wahl fiel auf … bejahrten Krieger, Danyl Pawlowitsch Apostol; zugleich wurden …heiten der Competenz des Senats entzogen, und an das …nisterium) der auswärtigen Angelegenheiten gewiesen, das … Behörde am Sitz der Regierung sein sollte. Somit bildeten … wieder vollständig einen vom russischen Reich gesonderten … sich.

… lag gewiß ein Versuch die Kirche zu gewinnen, und hier griff … zu einem Mittel, das er alle Ursache hatte für ein sehr wirk… …halten —: er gestattete zunächst den Bischöfen der verschiedenen … ihre Güter wieder ganz nach eigenem Ermessen zu verwalten und …künfte unmittelbar und vollständig zu beziehen, ohne irgend eine …dung von Seiten des „Kammer-Contors". Mißbrauch, dem niemand … wußte dann sehr bald diese Verfügung weiter auszudehnen. Die … Geistlichkeit war in Kurzem wieder im unverkümmerten Besitz … ihrer Einkünfte. Die kaum gegründeten Schulen, die aus den …nern der Klöster erhalten werden sollten, gingen schmählich zu …; Rußland schien in dieser Beziehung ganz in die alte Barbarei …nken zu sollen.

… den beiden Fürsten Galitzyn, dem Feldmarschall, der sich unter … Großen einen Namen gemacht hatte, und dessen Bruder, suchte …schikow zu befreunden, indem er für seinen Sohn um die Tochter …marschalls warb. Alle, denen er nicht traute, von denen er glaubte …ten ihm im Wege sein, war er bemüht wenigstens zu entfernen, … er kein Mittel fand sie ganz zu beseitigen. Jaguzynski mußte sich … alles Widerstrebens zu der Armee in der Ukraine begeben — Makarow … Sibirien, um die Bergwerke zu inspiciren, und selbst der Großadmiral … mußte die Hauptstadt gegen seinen Willen verlassen. Endlich …ete sich Menschikow auch mit Ostermann, den er gern vernichtet

Digitized by Google

hätte. Seine eigentlichen, gefährlichen Feinde aber, s
wieder nicht gewahr geworden zu sein.

Das waren die Fürsten Dolgoruky als vorzugs
glieder des Hauses, vier Vettern, darunter ein Brüde
deutendste unter ihnen scheint der Geheimerath Wassi
zu sein; weniger hervorragend waren wohl die Bri
später Feldmarschall Wassily Wladimirowitsch und der G
Wladimirowitsch, wichtig vor Allen durch seine Stellu
Fürst Alexey Grigoriewitsch — Unter-Gouverneur des
seine Stellung war es namentlich, durch welche die Fa
sich den Weg zur Macht zu bahnen. Zwei jüngere B
die Fürsten Iwan und Sergey Grigoriewitsch blieben
deutend.

Die Erziehung des Kaisers sollte eigentlich Graf
und dieser wußte auch dem Knaben, dessen Scharfsin
gerühmt wird, der aber schon früh einen leidenschaft
Charakter zeigte, große Ehrfurcht einzuflößen, verlor abe
maßgebenden Einfluß, da Alexey Grig. Dolgoruky den
jungen Kaisers besser zu schmeicheln verstand und es
ihnen zu fröhnen. Namentlich wußte aber der So
Dolgoruky, Iwan Alexeyewitsch, ein achtzehnjähriger
beständiger Gesellschafter und Günstling bei dem Kaiser
bald war der Knabe Peter in Ausschweifungen verlore
zu Grunde richten konnten.

Während die Dolgorukys sich auf solchen unsau
und mehr in der Gunst dieses Knaben festsetzten, begi
Fehler ihn zu beleidigen und zu verletzen durch Dinge
aber streng genommen, weniger verwerflich waren, al
seiner Gegner. Sein Gebahren während der kurzen
schränkten Herrschaft läßt uns im Zweifel darüber, ob
dem Grade gewiß zu sein, ihn so sicher zu beherrschen
keine Rücksichten weiter zu nehmen habe, oder ob es
verkehrt rechnendes Mißtrauen war, das ihn auch hi
Wege leitete. Er wollte offenbar nicht, daß der Knabe
herrscher" von Rußland verehrt wurde, über Geld verf
er gefürchtet hätte, daß von solchem Gelde ein gefährliche
werden könne.

So verlangte er von einem kaiserlichen Diener,
von 3000 Rubeln für die kleinen Ausgaben des Kaise
strenge Rechenschaft über die Verwendung dieser Summ
gab, daß dieser Diener dem Kaiser selbst einen unbede
die eigene Hand gegeben habe, mißhandelte ihn Mensch
fall seltsamen Zorns.

Ein anderes Mal als der Kaiser fünfhundert Dukaten verlangte, fragte Menschikow, wozu er sie brauchen wolle, und als Peter sie dann seiner Schwester schenkte, ließ Menschikow dieser Fürstin das Geschenk wieder abnehmen.

Dergleichen Scenen wiederholten sich fortwährend; Menschikow erließ sogar an die Verwaltung des Reichsschatzes den förmlichen, amtlichen Befehl keine Zahlung auf Befehl oder gegen Unterschrift des Kaisers zu leisten; überhaupt nur Befehle, die von ihm — dem Fürsten Menschikow — unterschrieben seien, zu beachten.

So suchte er unvorsichtig in dem Herzen des Knaben, von dem sein Schicksal früher oder später abhängen mußte, den leidenschaftlichsten Haß ein, der natürlich von anderer Seite her sorgfältig genährt wurde. Die Leidenschaft der Jagd, der sich der junge Kaiser in thörichtem Uebermaß hingab, gewährte dann den Dolgorukys die erwünschteste Gelegenheit ihn von dem Fürsten Menschikow mehr und mehr zu entfernen, jede persönliche Verständigung unmöglich zu machen. Vergebens suchte Menschikow zu spät wieder einzulenken und wieder die Unterthänigkeit des Hofmanns zur Schau zu tragen. Welchen Antheil Ostermann an dem Sturz Menschikows genommen hat, das ist bei seiner stets vorsichtigen Haltung nicht wohl zu ermitteln. Er sah sich allerdings von dem Fürsten in einer Weise angefeindet, die ihn vor ein entweder — oder zu stellen schien. Aber auch ein Regiment der Dolgorukys und der Altrussen konnte ihm weder für sich selbst noch für Rußland erwünscht sein. Die Zeitgenossen berichten, daß er im letzten Augenblick den Kaiser zu beschwichtigen suchte. — Doch blieben auch seine Bemühungen vergeblich.

Der Kaiser, den Tag zuvor von seinen Jagden zurückgekehrt, erließ am 8/19. Septbr. 1727 einen Ukas, in dem er ankündigte, daß er nun persönlich den Vorsitz im Hohen Rath und die Regierung übernehme, und daß alle Befehle fortan von ihm selbst und dem Hohen Rath unterschrieben sein würden; Befehle von „Privatleuten" und wenn sie auch vom Fürsten Menschikow herrührten — der bei Namen genannt war — sollten, bei höchster Ungnade des Kaisers, unbeachtet bleiben.

Den Garde-Regimentern wurde noch besonders bedeutet, daß sie fortan keine Befehle anders als von den beiden Majoren, dem Fürsten Jussupow (russischer Abkunft) und dem Grafen Saltykow anzunehmen hätten.

Eigentlich hatte der unmündige Kaiser gar nicht das Recht solche oder überhaupt irgend welche Befehle zu geben, aber Menschikow hatte sich so vielfach verhaßt gemacht, daß niemand fragte, ob diese Verfügungen berechtigt seien oder nicht; persönliche Feinde wie Jussupow und Saltykow boten gern die Hand zur Ausführung, und selbst diejenigen, denen eine Revolution zu Gunsten des Altrussenthums bedenklich war, gewahrten bei Zeiten, welche Partei für den Augenblick die mächtigere war, und wußten sich zu fügen.

Digitized by Google

Jussupow und Saltykow kündigten noch an demselben Morgen Fürsten Menschikow an, daß er verhaftet sei, und seine Macht verich in das Nichts wie ein leerer Wahn.

Und dennoch scheinen die Sieger ihn gefürchtet zu haben; weni ließen sie ihn selbst und alle Welt glauben — so lange er noch in P burg war — daß ihm Rang und Vermögen bewahrt bleiben, daß er auf seine Güter in Klein-Rußland verbannt werden sollte. Erst unter auf der Reise nach diesen Gütern, erfuhr Menschikow, welches Sc ihm wirklich bestimmt war, und mußte mit allen Seinigen, mit s Sohn und der kaiserlichen Braut seine Schritte nach Sibirien we An Gründen ihn zu verurtheilen, oder vielmehr ohne eigentliches U als Verbrecher zu behandeln, auch an gerechten Gründen fehlte es fr nicht. Die Klagen, die in Peters des Großen letzten Tagen gegen ihn hoben waren, wurden jetzt wieder aufgenommen.

Er lebte noch zwölf Jahre arm in der Verbannung und soll s trauriges Loos mit Fassung getragen haben. — Seine Tochter, für in allen Kirchen Rußlands war gebetet worden, ging ihm im Tode vo

---

Nach Menschikows Sturz gewann Alles in Rußland augenbli ein anderes Ansehen. Von den ursprünglichen Mitgliedern des H Raths war niemand mehr übrig als der Kanzler Golowkin, der V kanzler Ostermann und der Fürst Dmitry Michail. Galitzyn. Jetzt nahm natürlich bald die vier Fürsten Dolgoruky einer nach dem andern erledigten Plätze in demselben ein, und glaubten der Herrschaft gewiß zu können, obgleich eine durch die Umstände gebotene Rücksicht auf Familie Galitzyn sie nöthigte auch den Bruder des Fürsten Dmitry, Feldmarschall Michail Michailowitsch in diese höchste Behörde zu ber und der Großadmiral Apraxin ebenfalls auf seinen Posten zurückkeh Nachdem die Unterschrift des unmündigen Kaisers gedient hatte die o liche Regierungsbehörde des Reichs in dieser Weise neu zu ordnen, er sehr bald ein neuer Ukas im Namen desselben Kaisers, durch den jene Verfügungen widerrufen wurden, die erlassen waren, um Mensc beseitigen zu können. Alle Angelegenheiten sollten nun wieder wie fr erledigt werden, nämlich durch den Hohen Rath, ohne daß der K darin den Vorsitz zu führen brauchte und ohne daß seine Untersch nöthig wäre.

Der Hohe Rath war freilich in dieser neuen Gestalt nichts we als in sich einig, die Galitzyns waren den Dolgorukys nicht eben befreu und Ostermann bildete mit Golowkin und Apraxin, der sich zu ihnen eine dritte Partei. Ein wichtiger Umstand aber sicherte dennoch Dolgorukys ein merkliches Uebergewicht —: der Sohn des Einen, Günstling Peters II. und Gefährte seiner Ausschweifungen, Iwan Ale

Digitized by Google

, trat an die Stelle, die Menschikows Sohn inne gehabt hatte —: ebzehn oder achtzehnjährige Jüngling erhielt als Ober-Kammerherr lang eines General en Chef — und wurde mit dem höchsten Orden eichs bekleidet.

Den Grafen Ostermann zu „stürzen", wie man das nennt, wollte h den Dolgorukys nicht gelingen; er imponirte dem jungen Kaiser r, war zu versichtig und gewandt und gab keine Blöße, und endlich n die sämmtlichen Herren vom Hohen Rath sehr bald, daß sie den ichen Geschäften alle mit einander nicht gewachsen seien; daß sie mann nicht entbehren könnten. So berichtet der Gesandte Englands ssischen Hof.*)

In Beziehung auf Geist und Richtung im Allgemeinen aber hatten olgorukys im Wesentlichen ihren Willen. Schon unter Menschikows ltung waren alle Exemplare des gegen den Großfürsten Alexey ich erlassenen Manifestes, so weit man ihrer habhaft werden e, eingezogen worden; das Manifest zu behalten oder zu verbreiten fung untersagt. Die Dolgorukys gingen natürlich weiter auf dieser n. Peter der Große hatte eine eigene kirchliche Feierlichkeit zu Ehren heiligen Alexander Newsky angeordnet, die jedes Jahr am 30. August finden sollte. Diese Feier wurde nun schon in den ersten Tagen des Regiments für immer untersagt, weil in den vorgeschriebenen Geeine Andeutung vorkam, die sich auf den verurtheilten Großfürsten Danach war es selbstverständlich, daß die Mitschuldigen Alexeys einiger Zeit ihre eingezogenen Güter wieder erhielten, und um so da die Familie Dolgoruky dabei unmittelbar betheiligt war, die des Feldmarschalls Dolgoruky sich unter den confiscirten befanden. Noch bezeichnender für den Charakter, den die Regierung fortan ben sollte, waren andere Verfügungen, welche die neuen Machthaber in den ersten Wochen ihrer Verwaltung trafen. Jene den Altrussen ten freisinnigen theologischen und kirchenrechtlichen Schriften Feofans in der Druckerei des Newskyschen Klosters gedruckt —: diese Druckerei jetzt geschlossen. Kirchliche Bücher durften fortan nur in Moskau, er besonderen, unter strenge kirchliche Aufsicht gestellten Druckerei t werden. Die kaiserlichen Verordnungen (Ukase) in der Druckerei enats, alle sonstigen Drucksachen entweder hier oder in der Druckerei ademie der Wissenschaften — in dieser letzteren jedoch nur unter r Censur und Aufsicht des Synods.

Dem Synod war somit für die Zukunft, sofern er nicht durch einen rchen ersetzt wurde, ein bedeutender Wirkungskreis zugedacht. Voraber wurde diese Behörde, da ihre Mitglieder zum großen Theil Altrussen nicht genehm waren, schnöde genug behandelt. Befehle, auch

---

*) Raumers Beiträge II. 597.

Digitized by Google

in kirchlichen Dingen, wurden ihr fertig zugeschickt, oh
ihre Meinung zu fragen geruhte, der Hohe Rath er
Aebte nach seinem Sinn, ohne die Vorschläge des S
zu beachten.

Endlich gab der Hohe Rath seine Gesinnung in
auch noch dadurch zu erkennen, daß er — zu Feof
gesinnten großem Verdruß — Stefan Jaworsky's
bewahrtes Werk, den „Felsen des Glaubens" zu druck
lichen befahl.

Die vornehmste Sorge der Dolgorukys aber w
Kaiser zur Uebersiedelung nach Moskau zu bewegen, de
und aller Behörden nach der alten Hauptstadt zu ver
Galitzyns, in mancher Beziehung ihre Gegner, waren
In der Seestadt Petersburg war ein beständiger Verk
der Einfluß der Fremde nicht abzuwehren und so lan
weilte, bewegte sich das politische Leben Rußlands in
der gleichsam ganz außerhalb der Nation stand; hier
thum nicht mächtiger als jede andere politische Coteri
gegen konnte es wieder erstarken und eine selbständi
winnen; wenn es auch keine Strelitzen mehr gab,
Geistlichkeit und selbst eine Bevölkerung zu finden,
Weise zu Hülfe rufen konnte. Sollten auch nicht Alle
Partei angehörten, den Grad von politischer Einsicht
nöthig war, um sich mit klarem Bewußtsein von dem
hältnisse Rechenschaft zu geben, so waren sie darum
in ihren Bemühungen. Sie fühlten sich in Petersbu
Element und es war ihnen da nicht wohl; sie verla
Heimath zurück und das Meer und die Schifffahrt,
Neuerungen herbeiführten, waren ihnen von Grund

Schon war es ihnen gelungen — wie der spa
Herzog von Liria berichtet — dem Kaiser denselben
und das Seewesen einzuflößen. Dagegen nährten sie
schaft für die Jagd, besonders die Hetzjagd, machten
schlecht die Jagd in den Sümpfen um Petersburg sei
Wunder von dem Reichthum an Wild, der sich in
Moskau finde.

Noch war ihnen Ein und Anderes in den Ve
Hof hinderlich und schien beseitigt werden zu müssen.
Sinne des Worts frühreife Knabe Peter huldigte sein
zessin Elisabeth mit einer Leidenschaft, der sie entgegen
zweifelte daran, daß ihr Verhältniß zu einander ein u
den Berichten der Diplomaten soll sie beabsichtigt ha
Neffen zu vermählen, obgleich sie um sechs Jahre

...be, und trotz der nahen Verwandtſchaft und der Gebote der griechiſchen Kirche, die eine ſolche Ehe ſtreng unterſagten. Das ſtimmte aber natürlich nicht zu den weit ausſehenden Plänen der Dolgorukys; ſie waren ... wieder, wie kurz vorher Menſchikow, darauf bedacht dieſe Prinzeſſin auswärts zu vermählen, um ſie und ihren Einfluß zu entfernen. Da war es ihnen erwünſcht, daß Moritz von Sachſen, der ſpäter als franzöſiſcher Marſchall berühmt wurde, damals bemüht ſich als regierender Herzog in Kurland feſtzuſetzen, insgeheim um ihre Hand warb. Aus anderen Gründen wünſchten alle Parteien der Altruſſen, die Galitzyns mit demſelben Eifer wie die Dolgorukys, auch die Schweſter des Kaiſers, die Großfürſtin Natalie Alexeyewna durch ihre Vermählung zu entfernen. Dieſe Prinzeſſin wird von allen Zeitgenoſſen als ſchön, verſtändig und liebenswürdig geſchildert, echter Bildung fähig und bedürftig, verloren in Rußland wie in einer fremden Welt; der gute Genius ihres Bruders, Oſtermanns Freundin und die Stütze der Fremden. Eben deshalb war ſie den Ruſſen verhaßt und ihre Entfernung gewünſcht.

Nachdem endlich der Hof — im Februar 1728 — angeblich nur für die Zeit der Krönung nach Moskau übergeſiedelt war, mißfiel ſich der junge Kaiſer, zum Schrecken der Altruſſen, gar ſehr in der alten Hauptſtadt des Reichs und drang darauf, daß die Krönung beſchleunigt werde, damit er nach Petersburg zurückkehren könne.

Das war das Unerwünſchteſte, das ſich ereignen konnte! — Daß die Altruſſen Moskau um keinen Preis wieder verlaſſen wollten, das lag ſo ... zu Tage, daß auch von den fremden Geſandten niemand ſich darüber ...te. Zudem machten die Fürſten Dolgoruky jedem Zweifel in dieſer ...hung dadurch ein Ende, daß ſie durch öffentlich angeſchlagene Plakate ... jeden, der von der Rückkehr des Hofs nach Petersburg ſpräche, mit Knute drohten.

Doch bald waren ſo durchgreifende Maßregeln nicht mehr nöthig. ... wußte den Kaiſer auf unaufhörlichen Jagden, oder wenn er nicht ... der Jagd war, auf einem nahen Landhaus des Fürſten Alexey Grig. Dolgoruky in kindiſchem Zeitvertreib zu zerſtreuen und in Sinnentaumel ...ſpinnen; er gefiel ſich allmählich beſſer an dem neuen Wohnort und ...es kam auch ſonſt der Partei zu Hülfe. Die Leidenſchaft des Kaiſers für ſeine Tante Eliſabeth erkaltete, dieſe Prinzeſſin wurde wieder ...deutend, ihr Schickſal gleichgültig und es beſchäftigte ſich auch niemand ... ernſtlich damit. — Die Prinzeſſin Natalie aber ſtarb einſam — ...3. Dec. 1728 — verlaſſen von ihrem leichtſinnigen und verleiteten ...der, vernachläſſigt von den Ruſſen, denen ſie verhaßt war, aber tief ... ernſt betrauert von allen Wohldenkenden, die das wüſte Treiben am ... mit Sorge erfüllte.

Schon im Juli war der Feldmarſchall Dolgoruky zum Präſidenten ... Kriegs-Collegiums ernannt und der Sitz dieſes Collegiums zugleich

Digitized by Google

nach Moskau verlegt worden. Hierher wurden nach und nach au
anderen höchsten Behörden gezogen. Wie der Herzog von Liria
war im Hohen Rath bereits der förmliche, wenn auch nicht öffentli
kündete Beschluß gefaßt, daß Moskau die Hauptstadt des Reichs, d
der Regierung sein und bleiben solle. Er hörte von noch andere
schlüssen, welche die Dolgorukys oder überhaupt die Altrussen im
Rath durchgesetzt haben sollten, um vollends das alte Wesen in R
zurückzuführen. Nämlich: es sollten keine neuen Schiffe mehr
werden; die alten wollte man allmählich zu Grunde und die Flott
gehen lassen; — und wie einst Peter der Große den Hafen
Archangel gesperrt und den Handel dort untersagt hatte, um den H
in die Ostsee zu leiten und Petersburg schneller empor zu bringen
wollte man jetzt umgekehrt den Hafen von Petersburg sperren, H
und Schifffahrt dort verbieten und wieder in das Weiße Meer
Archangel weisen, um Petersburg schnell zu Grunde zu richten.

Förmliche Beschlüsse dieses Inhalts sind allerdings nicht gefaßt wor
wohl aber gingen die Absichten dahin. Ja sie gingen weiter. Wie
Feldmarschall Münnich bezeugt, wollte die herrschende Partei die
oberungen Peters des Großen, Liefland, Ehstland, Ingermannland
Gelegenheit wieder aufgeben, um die Seeküste los zu werden und
Einfluß der deutschen Kultur abzuschütteln, dem man in der Verbind
mit den Ostseeprovinzen nicht wohl entgehen konnte.*)

So seltsam das scheinen mag, kann es doch nicht befremden, w
man sieht, was ein Gesandter Englands noch fast anderthalb Jahrze
später (1741) über den unter den Russen herrschenden Geist zu beri
hatte. „Die meisten unter ihnen (den Adeligen)," schreibt dieser Gesa
„sind noch Stockrussen und werden allein durch Zwang und überle
Gewalt abgehalten in den alten Weg zurückzufallen. Ja alle ohne
nahme wünschen, daß Petersburg im Meeresgrunde läge und alle erob
Landschaften zum Teufel wären, damit sie nach Moskau ziehen
der Nähe ihrer Besitzungen glänzender und wohlfeiler leben könnten.
Europa wollen sie nichts zu thun haben. Sie hassen alle Fremden
möchten sie höchstens im Kriege benützen, dann aber fortjagen.
gleichen hassen sie alle Seefahrten und wollen sich lieber in den sch
testen Theil Sibiriens als auf die Flotte schicken lassen."**)

Der Haß, dessen Gegenstand die Fremden auch für die nicht ad
Bevölkerung Moskaus waren und von dem sich die herrschende P
getragen fühlte, zeigte sich bei jeder Gelegenheit und nicht selten in
raschender Rohheit. So eilten zwar die Garde-Regimenter zur B
stätte, als (4. Mai 1729) in der „Deutschen Vorstadt" ein gewal

---

*) Herrmann, Beiträge zur Geschichte des russischen Reichs, S. 126.
**) Raumers Beiträge &c. II. 187.

Feuer ausbrach, es lief auch sonst viel Volk zusammen, aber niemand wollte löschen. Die Offiziere der Garde bemühten sich vergebens ihre Leute dazu zu bringen; sie fanden keinen Gehorsam. Das Volk sagte laut, das Feuer habe nichts zu bedeuten, es seien ja nur Deutsche und Franzosen, deren Habe brenne. Volk und Soldaten plünderten die brennenden Häuser anstatt zu löschen und hin und wieder wurde selbst der Wunsch laut, das Feuer möge das Haus des österreichischen Gesandten ergreifen; da werde sich gute Beute finden. Dieser Wunsch ging zwar nicht in Erfüllung, aber einhundert und vierundzwanzig Häuser brannten nieder.*)

Inzwischen wurde die Verwirrung immer größer, es spann sich ein unübersehbares Netz von Intriguen der Altrussen unter einander und gegen einander, in dem sich zuletzt wohl niemand mehr mit einiger Sicherheit zurecht zu finden wußte. Der Kanzler Golowkin und der Admiral Apraxin, zwar auch altrussisch gesinnt, aber weder mit den Galitzyns noch mit den Dolgorukys verbündet, verfielen vorübergehend sogar auf den seltsamen Gedanken die Großmutter des Kaisers, die Zarin Eudoxia Lapuchin, die ihr Enkel aus ihrem fernen Kloster nach Moskau berufen hatte, zu einer politischen Person zu machen und durch sie entscheidenden Einfluß zu üben; aber die bejahrte Frau erwies sich abgestumpft durch das Klosterleben und bei allem Haß gegen die Fremden unfähig zu solchen Dingen. — Da Alle in diese Intriguen verloren, mit persönlichen Interessen und der Person des jungen Kaisers beschäftigt waren, bemüht die Herrschaft über ihn zu behaupten oder einen neuen Günstling bei ihm einzuführen, der den bisherigen verdrängen könne, kümmerte sich außer dem Vice-Kanzler Ostermann eigentlich niemand um die wirkliche Regierung des Reichs, um den regelmäßigen Gang der Geschäfte und die Verwaltung gerieth in eine bodenlose Verwirrung.

Daß Rußland unrettbar in die alte Barbarei zurücksank, wenn Moskau Sitz der Regierung blieb, darüber konnten sich die fremden Gesandten nicht täuschen und dem österreichischen Hof insbesondere war das nicht gleichgültig. Peter II. war durch seine Mutter dem Habsburgischen Hause nahe verwandt und Oesterreich wünschte natürlich gegen die Türkei sowohl als in Polen auf Rußlands mit ihm verbündete Macht rechnen zu können. — Deshalb hatte denn auch der österreichische Botschafter, Graf Wratislaw, den Auftrag, auf jede Weise dahin zu wirken, daß der Hof vor allen Dingen nach Petersburg zurückkehre. Er suchte den spanischen Gesandten in sein Interesse zu ziehen, weil dieser mit dem Günstling, dem Fürsten Iwan Alexey. Dolgoruky befreundet schien und Allen einleuchtete, daß ein Erfolg überhaupt nur zu hoffen war, insofern dieser Günstling für die Rückkehr nach Petersburg gewonnen werden konnte.

*) Liria's Bericht vom 9. Mai 1729.

Es gehörte eigentlich nicht viel Scharfsinn dazu, sich zu sagen, d
Sache vollkommen hoffnungslos war, eben weil nur auf diesem
möglich. Auch ließ zu allem Ueberfluß Ostermann die Gesandten d
nicht im Zweifel; er sagte ihnen, obgleich er wisse, daß der Kaiser
sei, nach Petersburg zurückzukehren, könne er dennoch nicht au
Erfolg ihrer Bemühungen hoffen; er fürchte, daß der Kaiser, w
zur Ausführung komme, nicht Entschiedenheit genug haben werde,
zu widerstehen, was ihm „die Russen" sagen würden, um ihn zum B
zu bewegen. So standen die Sachen wirklich. Der Fürst Iwan A
witsch dagegen sprach anfänglich mit den Gesandten als sei er für
Person bereit, ihre Vorstellungen zu unterstützen; äußerte sich
aber, nur wenige Tage später, schon so unsicher und unbestimmt, da
Gesandten jede Hoffnung aufgaben.

Man blieb in Moskau und obgleich den Galitzyns gelungen w
einen ihrer Verwandten, den Grafen Alexander Borissowitsch Butu
— Schwiegersohn des Feldmarschalls Galitzyn — als Günstling er
Ranges in die Gesellschaft des Kaisers einzuschieben, behaupteten die D
gorukys doch immer entschiedener das Feld und bleibend schien ihre M
gesichert, als es ihnen zu Ende des Jahrs 1729 gelang, den jungen K
mit der Tochter seines Untergouverneurs, der Schwester seines vertra
Gefährten, der siebzehnjährigen Fürstin Katherina Alexeyewna Dolgor
feierlich zu verloben.

Alle gleichzeitigen Berichte stimmen darin überein, daß besonders
Vater dieser Fürstin Alexey Grig. Dolgoruky sich von lange her da
bemüht habe, daß er den jungen Kaiser nicht blos um ihn an altrussi
Sitten und Ansichten zu gewöhnen, immer von neuem auf viele Wo
auf das Land hinaus führte zu Jagdpartieen und von jeder ande
jeder europäischen Gesellschaft abgesondert hielt, sondern auch um
wiederholt in engerem Kreise mit seinen Töchtern in Verbindung
bringen. Im Uebrigen lauten diese Berichte verschieden. Manstein, d
zur Zeit fast noch ein Knabe war, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, d
Kaiser habe sich in der That leidenschaftlich in die junge Fürstin ver
und die russischen Geschichtschreiber mögen mancherlei Gründe gehabt ha
seinen doch eigentlich unverbürgten Angaben zu folgen. Jedenfalls wü
das wenig auf sich haben; die Leidenschaft eines fünfzehnjährigen Kna
will wenig bedeuten und konnte verfliegen wie die des dreizehnjährig
verflogen war. Außerdem aber sind die Berichte der auswärtigen G
sandten, denen zufolge der Kaiser sich dieser Verbindung lange zu erweh
suchte und endlich nur dem Druck nachgab, den die Dolgorukys auf ih
übten, indem sie ihn ganz vereinzelt in ihren Kreis zu bannen wußte
wohl ohne Vergleich besser beglaubigt. Daß der Kaiser auch nach d
Verlobung seiner Braut mit entschiedener Gleichgültigkeit und Kälte be

r und ihre Gesellschaft mied, hatten die Gesandten Gelegenheit mit n Augen zu sehen.*)

Katherina Dolgoruky brachte auch ihrerseits keine Freudigkeit zu diesem n. Sie war, wie man ziemlich allgemein wußte, von einer anderen ng beherrscht, deren Gegenstand ein Cavalier der österreichischen chaft, Graf Milesimo, war. Der Gesandte hatte die eigenthüm- Aufmerksamkeit, diesen jungen Mann zu entfernen, indem er ihn Briefen nach Wien entsendete, so wie bekannt wurde, daß die vor- – nicht kirchliche — Verlobung der Fürstin mit dem Kaiser Nov. 1729) stattgefunden habe.

Diese Nachricht erregte übrigens in allen Kreisen eine Unzufriedenheit, unzweideutig hervortrat. Wenige Verständige, denen es um das des Landes zu thun war, beklagten die angekündigte Verbindung ihren Gründen; sie glaubten die Macht der Familie Dolgoruky bleibend gesichert und damit den Rückfall Rußlands in die alte Bar- entschieden. Alle bedeutenden Familien des Adels waren leiden- lich unzufrieden und erzürnt aus Eifersucht und Neid.

Die Dolgorukys wußten, daß sie viele Feinde hatten und waren nicht Sorgen, sahen aber in der drohenden Unzufriedenheit nur einen den Gang der Dinge zu beschleunigen und die schwebenden Ver- ffe so schnell wie möglich in unwiderrufliche zu verwandeln. Und Thal, wie die Dinge in Rußland zu gehen pflegten, blieb ihnen Wahl, nachdem sie sich einmal so weit gewagt hatten; sie mußten ch die rasch vollzogene Vermählung der jungen Fürstin sicher stellen, sie nicht das Schicksal Menschikows erleben wollten. Schon am ember fand dann auch im Lefortschen Palast, den der Kaiser zur wohnte, die feierliche kirchliche Verlobung statt, die der vornehmste ürst des Reichs, der Erzbischof Feofan vollzog. Wie sehr aber milie Dolgoruky bei dieser Gelegenheit Unruhen und Gefahr be- e, das zeigte sich in den Anstalten, die getroffen waren.

Die Familie Dolgoruky ist jetzt von Allen die mächtigste," berichtet zog von Liria; „dennoch aber fürchtet sie die anderen und ihre nisse zeigen sich darin, daß an dem Tage der Verlobung die Wache lastes aus einem ganzen Garde-Bataillon von 1200 Mann bestand, d zu gewöhnlichen Zeiten dort nur 150 Mann auf Wache ziehen. Garde-)Grenadier-Compagnie, deren Hauptmann der Günstling ist aus einhundert Mann besteht, war befohlen in den Saal einzu- und sich unmittelbar hinter dem Zaren aufzustellen, angeblich grö- Feierlichkeit wegen, in der That aber, damit sie der Versammlung wäre und alle Thüren besetze; es war ihnen (den Grenadieren)

*) Berichte des sächsischen Gesandten Lefort vom 21. Nov., 1., 5., 8., 15., 19. De- 1729 bei Herrmann; des Herzogs von Liria vom 19. Dec. 1729.

Digitized by Google

sogar befohlen, scharf zu laden, damit sie, wenn irgen
befürchtete, Unordnung veranlassen wollte, um die Cere
sofort unter die Unzufriedenen feuern könnten. Das
angeordnet, ohne Vorwissen seines Oheims, des Feld
überrascht war, die Compagnie im Saal zu sehen. D
Freund ist ..... hat er es mir selbst gesagt und ic
sonst niemand vorher um die Sache gewußt hat;
Ostermann nicht darum gewußt und er war gleichfal

„Das besagte Bataillon befindet sich auch jetzt
Bereitschaft in der Nähe des Palastes und hält Wac
die der Günstling bewohnt.“ — Aus Allem sei zu er
gorukys „das Volk“ fürchten, das „an Verschwörun
gewöhnt“ sei.

Das war allerdings von übler Vorbedeutung un
mehrten sich. Der junge Kaiser schien schwermüthig s
Zweimal entzog er sich in stiller Nacht seiner allzu w
um allein heimlich zu Ostermann zu schleichen und
noch einem oder zwei anderen Mitgliedern des Hohen
Die Dolgorukys suchten überall als sie ihn vermißten
es, nicht zu verbergen, wie sehr sie erschreckt waren.
schien dem Kaiser verhaßt zu werden.

Katherina Dolgoruky, in ihren Neigungen durchb
daß sie ihren Bruder, den Günstling, haßte und such
So sahen denn die unbefangenen Beobachter von m
Unheil nahen. Die Vermählung aber, die so verhä
drohte, wurde beschleunigt so viel die Gebräuche de
irgend gestatteten. Sie sollte unmittelbar nach dem T
und alten Styls) stattfinden und an demselben Ta
Günstling“ mit einer reichen Erbin, einer Scheremétiew

Zu eben der Zeit aber (am 6./18. Januar 1
Kaiser an den Blattern. Einige Tage über suchte m
zu verbergen, dann wurde aber doch bekannt woran er
sein Zustand nicht für gefährlich gehalten und schon
maßgebenden Kreisen mit der Thronfolge beschäftigt
der Kaiser sterben sollte. Und ganz wie früher in äh
sich auch jetzt wieder, daß in diesen Kreisen nicht
Rechtsbewußtsein herrschte. Niemand fragte wer denn
recht an die Krone habe, niemand bekümmerte sich
positive Gesetz, die beschworene Thronfolgeordnung der
— ein Jeder ließ sich einzig und allein durch seine pe
bestimmen.

*) Berichte Leforts vom 2., Liria's vom 2. und 9. Jan. 1

Die Krankheit nehme einen günstigen Verlauf, berichtete der Herzog Liria (am 26. Januar); für den Fall, daß der Kaiser dennoch wider ... stürbe, sei ein innerer Krieg zu fürchten, denn es träten vier ... für eben so viel verschiedene Kron-Prätendenten hervor —: die ... für die Prinzessin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, — die ... für die Zarin Großmutter Eudoxia Lapuchin; — eine dritte für ... Braut, Fürstin Dolgoruky; — eine vierte endlich für den Sohn des ... von Holstein-Gotorp (den nachherigen Peter III.).

Obgleich dieser Letztere in der That das beste Recht auf den Thron ... sind seine Anhänger doch sehr wenig zahlreich und durchaus nicht ... Die Prinzessin Elisabeth hat etwas mehr Anhänger, sie sind ... nicht mächtig."

Die einflußreichsten Leute sind auf Seiten der Zarin-Großmutter ... der Braut. Das ist so augenfällig, daß ich beinahe bestimmt ver... kann, daß, im Fall der Schlag des Schicksals erfolgt, nach den ... zu schließen, die bereits getroffen sind, entweder die Zarin-... den Thron besteigt oder die Braut Dolgoruky. Ich zweifle ..., daß es der Letzteren eher gelingen wird, vermöge der großen Macht der Dolgorukys, deren Familie sehr zahlreich ist." — Für den wahrschein... Fall seiner Genesung seien die Dolgorukys entschlossen den Kaiser ... den großen Fasten mit seiner Braut zu vermählen, selbst wenn ... sechs Wochen der Convalescenz noch nicht vorüber sein sollten. Wäh... der Fasten ist nämlich in der griechischen Kirche jede Trauung unter... — und die weiteren sechs Wochen bis zum Ende der Fasten zu warten, ... wohl bedenklich scheinen. So gespannt war die Lage.

In einer Nachschrift fügt dann der Herzog hinzu: „Nach Schluß des Briefs habe ich erfahren, daß viele Intriguen in Bewegung sind, ... ich aber den König, unseren Herrn, als im höchsten Grade wahr... versichern kann, das ist, daß, im Fall der Zar stirbt, die Krone ... der Zarin-Großmutter oder der Braut zu Theil wird. Von der ...essin Elisabeth und dem Sohn des Herzogs von Holstein spricht man im Vorbeigehen . . . . ."

Der französische Geschäftsträger berichtete ganz in demselben Sinn.*) Wie ganz ungeregelt und prinzipienlos mußten die herrschenden Vor... umherirren, wenn man die Großmutter und die Braut des ...enden zu den Erbberechtigten zählen konnte!

Peter II. starb in der Nacht vom 29. zum 30. Januar; im Fieber... in seiner Todesstunde rief er nach der Schwester, die er im Leben ver...läßigt hatte, und nach Ostermann, in dessen Armen er endete. Er ... nur vierzehn Jahre und nicht ganz vier Monate gelebt.

*) Tourgeneff, La Russie et les Russes III. 309.

Viertes Capitel.

Die Großfürstin Anna Iwanowna zur Kaiserin erwählt; — die Wahlcapitulation die oligarchische Verfassung von der Kaiserin angenommen; — Spaltungen im russ Adel, verschiedene Verfassungs-Entwürfe; — Staatsstreich, der Anna Iwanowna Selbstherrscherin erhebt und den Charakter der russischen Regierung für die Fo bestimmt.

Sichtbare Unzufriedenheit der Altrussen und der Kirche; — Errichtung neuer Gar Regimenter; — Rückverlegung der Regierung nach Petersburg; — Brände; — Bi Herrschaft; — der Türkenkrieg.

Verschwörung und Untergang der Dolgorukys; — Wolynskys Verschwörung und E Tod der Kaiserin Anna und ihr Testament; — Iwan Antonowitsch Kaiser; — Bi Regent und gestürzt; — Anna Leopoldowna Regentin; — Revolution, die Elisab Petrowna auf den Thron erhebt.

Am 30. Januar 1730 wurden die Stadt Moskau und die frem Gesandten durch die Nachricht überrascht, daß der Kaiser gestorben u die Wittwe Herzogin von Kurland, die Großfürstin Anna Iwanowna, seine Nachfolgerin, als regierende Kaiserin ausgerufen sei.

Das war in der That die größte aller Ueberraschungen und wu auch im vollsten Sinn des Worts als solche empfunden. Wie seit vie Jahren, hatte noch vor wenigen Stunden niemand an diese Prinz gedacht und sie hatte nicht den Schatten eines Rechts an die Kron Sollte von einem Erbrecht nach allgemein gültigen Grundsätzen die sein und glaubte man sich an die Nachkommenschaft Peters des Gr halten zu müssen, dann war der Sohn seiner älteren Tochter, der ju Prinz von Holstein, unzweifelhaft der rechtmäßige Erbe der Krone. So wenn man den Nachkommen des Zaren Iwan Alexeyewitsch, als der älte Linie, ein besseres Recht zuerkennen wollte, war nicht Anna, sondern i ältere Schwester, die Herzogin von Mecklenburg, oder deren Tochter An Leopoldowna die Erbin. — Wollte man, was zunächst und vor all maßgebend sein mußte, das positive, in Rußland bestehende Recht an kennen — die beschworene Thronfolge-Ordnung der Kaiserin Katherina in der war der Herzogin von Kurland so wenig als ihrer Schwest irgend gedacht; der junge Prinz von Holstein war darin als Er bezeichnet.

Digitized by

Bald aber sollte offenbar werden, daß die Großfürstin Anna gewählt
rden war, eben weil sie gar kein Recht auf die Krone hatte.

Viel war geschehen in der kurzen Todesnacht des Kaisers. Was
ährend dieser Stunden verhandelt wurde, hat einen großen, nachhaltigen
fluß auf die Geschicke Rußlands geübt, wenn auch einen ganz anderen
s beabsichtigt war, und eben deshalb ist es zum Verständniß der folgen-
Geschichte nothwendig hier im Einzelnen darauf zurückzukommen.

Während der Krankheit des Kaisers hatten die Dolgorukys verzwei-
e Versuche gemacht sich im Besitz der Macht zu behaupten, die ihren
den zu entschlüpfen drohte. So wie der Zustand des Kranken be-
lich geworden war, hatten sie, vor allen Alexey Grig., ihn eilig mit
r Braut vermählen wollen, um dann seine Wittwe als regierende
in ausrufen zu können. Ostermann hatte sich widersetzt und den
n Anschlag hintertrieben.

Während dann der Kaiser schon mit dem Tode rang, einen oder
ei Tage vor seinem Ende, beschäftigten sich die Dolgorukys, Wassily
sch, die Brüder Alexey, Sergey und Iwan Grig. und der Günstling
an Alex., in einem Familienrath in Alexeys Behausung, mit einem
viel gewagteren Plan: sie entwarfen einen letzten Willen des Ster-
den, in welchem er seine Braut, Katherina Dolgoruky, zur Nachfolgerin
dem Thron ernannte. Der Fürst Sergey schrieb dieses Testament
zwei Exemplaren, deren eines ohne Unterschrift blieb, während der
stling Iwan Alex. den Namen „Peter" unter das andere setzte. Die
erschrift Iwans konnte allenfalls für eine Unterschrift des Kaisers aus-
eben werden, denn öfter schon hatte dieser Günstling mit Wissen und
en seines Herrn dessen Namen unter die Papiere gesetzt, die der kaiser-
n Unterschrift bedurften. Die Verschworenen, wie wir sie wohl nennen
fen, wollten nun, wenn irgend möglich, das erste Exemplar noch von
sterbenden Knaben unterschreiben lassen; ließ sich das nicht mehr be-
stelligen, dann wollte man das von dem Fürsten Iwan Alex. unter-
iebene Testament vorweisen und zur Geltung bringen.

Der Feldmarschall Dolgoruky aber, der, eilig vom Lande herbei-
ufen, mit seinem Bruder Michail Wlad. eintraf, als der Fürst Alexey
wieder an den Hof geeilt war, verwarf das Unternehmen, die Fürstin
erina auf den Thron zu erheben, als thöricht und unmöglich, da sie
nicht mit dem Kaiser vermählt, nicht Kaiserin sei; — und selbst wenn
hm vermählt wäre, würde es um ihre Nachfolge mißlich stehen, da
nicht gekrönt sei, wie Katherina I. war.

Die Vettern wollten die Unmöglichkeit nicht zugeben; er selber, der
marschall, sei Oberster der Preobrashenskischen Garde, da könne man
Kanzlers Golowkin und des Fürsten Dmitry Galitzyn mit Gewalt
r werden. — Der Feldmarschall verwarf diese Vorstellungen als kin-
; es sei etwas ganz Unerhörtes, das sie vorhätten; die Soldaten

würden ihn todtschlagen, wenn er ihnen zumuthete für dergleichen e
stehen. — Man wendete ein, der Kaiser werde Katherina zur T
folgerin ernennen. — Das stehe allerdings in seinem Willen, äu
darauf der Feldmarschall, aber wie solle das geschehen, da der Kaise
reits besinnungslos sei.

Da auch der Fürst Alexey dazu kam, wurde die Scene, wie es s
eine sehr leidenschaftlich bewegte, und wie das dann der Fall zu sein p
sind die Aussagen der verschiedenen Betheiligten nicht ganz in Uebe
stimmung zu bringen. Erwiesen scheint, daß man nicht gerathen fand
Feldmarschall, in der Stimmung, in der man ihn sah, von dem in
reitschaft gehaltenen untergeschobenen Testament zu sprechen — und
Ergebniß war, daß man dies Testament nicht zu brauchen wagte, da
wohl sah, daß auf Unterstützung durch eine bewaffnete Macht nich
hoffen sei. Es wurde in der Stille wieder vernichtet.*)

Selbst der dänische Gesandte Westwald glaubte im Interesse s
Hofs eingreifen zu müssen und schrieb dem Fürsten Wassily Lukitsch,
gewissermaßen als das Haupt der Familie Dolgoruky angesehen wu
daß man ja nicht den Enkel Peters des Großen, den anderthalbjähr
Prinzen Peter von Holstein-Gotorp, zum Kaiser wählen möge.

Unmittelbar nachdem Peter II. verschieden war, um zwei Uhr in
Nacht, versammelten sich die Mitglieder des Hohen Raths und d
Magnaten von Bedeutung, um zu berathen was nun geschehen m
Nur Ostermann, der lange Zeit und bis zum letzten Augenblick am
des Sterbenden verweilt hatte, wohnte dieser Versammlung nicht bei;
war angeblich krank in Folge der Gemüthsbewegung, mußte sein B
aufsuchen, zur Ader lassen —: das war seine Art sich jedem Antheil
allzu bedenklichem Beginnen zu entziehen.

Drei Kirchenfürsten, unter ihnen Feofan Prokopowitsch, hatten
Sterbehause die Gebräuche der griechischen Kirche vollzogen; im er
Augenblick forderte sie Wassily Lukitsch Dolgoruky auf noch zu verwe
es würden Berathungen stattfinden, an denen sie Antheil ne
sollten.

Aber der Fürst Dmitry M. Galitzyn, der, obgleich entschiedener
hänger des Alten, doch seltsamer Weise ein eben so entschiedener F
kirchlichen Einflusses war, wollte keinen Prälaten im Rath dulden,
die gesammte Geistlichkeit sich mit „Infamie“ bedeckt habe, indem sie
dem Tode Peters des Großen, aus niedriger Selbstsucht, zum Schaden
echten Erben, beigetragen habe eine Frau auf den Thron zu erheben,
ihm von rechtswegen durchaus fremd bleiben mußte.

Wassily Lukitsch mußte zu den drei Bischöfen zurückkehren, um sie

*) Kaschpirew, Denkmäler der russischen Geschichte, 1. Thl., II., 152—194.

…rt zu entfernen. Er lud sie ein zusammt den übrigen Mitgliedern … Synods in einer feierlichen Versammlung zu erscheinen, die am nächsten … in der zehnten Stunde stattfinden sollte.

In dem nächtlichen Rath aber war von den vier Kron-Candidaturen, … sich in den letzten Tagen alle gesellschaftlichen Kreise so lebhaft … hatten, eigentlich nur eine vertreten und auch diese kaum. Nach …richten des sächsischen Gesandten hätte Alexey Gr. Dolgoruky selbst … einen schüchternen Versuch gemacht, die Krone für seine Tochter …spruch zu nehmen, sein Vetter aber, der Feldmarschall, ihm wider… … und erklärt, so lange noch irgend ein Mitglied des kaiserlichen … übrig sei, werde er nicht dulden, daß eine Dolgoruky nach der …strebe. Wie dagegen der Herzog von Liria erfuhr, sah sich selbst … Alexey „durch die Umstände gezwungen ehrlich zu sein" und von … Stücken zu erklären, daß seine Tochter, dem Kaiser noch nicht ver… …einen Anspruch auf den Thron habe. — Doch, erhoben oder nicht, … Ansprüche hatten gar keine Bedeutung mehr, und überhaupt spielten … …rukys, obgleich sie die Mehrheit des Hohen Raths bildeten, doch, … nicht einig und wie es scheint entmuthigt, keineswegs die Haupt… … der Versammlung.

…jährte Fürst Dmitry Mich. Galitzyn bemächtigte sich der Führer… … stellte sich offen an die Spitze politischer Bestrebungen, deren …sen in diesem Kreise russischer Magnaten aufmerksame fremde … längst wahrgenommen hatten. Er erklärte, da Rußland unter …spotischen Herrschaft so viel gelitten habe — wozu auch die von … I. herbeigerufene, große Anzahl Fremder viel beigetragen habe — … man die Herrschermacht durch gute Gesetze beschränken, und der … Kaiserin, die man zu erwählen habe, da die männliche Nachkommen… des Kaisers Peter ausgestorben sei, die Regierung nicht anders als … Bedingungen übergeben. Ob nicht alle Anwesenden einverstanden …

Da Alle zustimmten, wußte dann der Fürst Dmitry, durch eine kurze …ung, eben so entschieden wie er die Geistlichen von der Berathung …gehalten hatte, auch die beiden Töchter Peters des Großen von der …folge auszuschließen. Von denen, erklärte er, könne gar nicht die … sein; sie seien unehelich geboren, und nach den Satzungen der grie… …n Kirche würden uneheliche Kinder auch durch die nachträgliche Ehe … Eltern nicht legitimirt. Vielleicht war gerade umgekehrt ihr allzu … Recht für ihn der Grund sie auszuschließen. Eine Wahl, die auf …al, hatte zu wenig den Charakter einer von freier Macht geübten …

Der Feldmarschall Dolgoruky, ein leidenschaftlicher Anhänger des …ten, schlug seltsamer Weise auch in diesem Kreise die Zarin Wittwe, …doxia Feodorowna Lapuchin, der er von langer Zeit her sehr ergeben

Digitized by Google

war, zur regierenden Kaiserin vor*). Aber er wurde von allen Seiten ü
stimmt, und die Wahl fiel dann auf die Wittwe Herzogin von Kur
Wassily Lukitsch Dolgoruky soll sie zuerst genannt haben, aber auch D
Galitzyn konnte, wie aus seinem Benehmen hervorgeht, von Anfan
niemanden sonst im Sinn gehabt haben.

Ihrer älteren Schwester, der Herzogin von Mecklenburg, war
im Vorübergehen gedacht worden. Sie zu wählen sei nicht rathsam,
Einflusses wegen, den ihr leidenschaftlicher, despotisch gesinnter Ge
üben könnte. Ein seltsamer Grund sie auszuschließen, da sie schon
zwölf Jahren in Zwietracht getrennt von ihrem Gemahl in Moskau l

Entscheidend war, daß Anna Iwanowna eben, wie man das Erb
auch wenden mochte, gar kein Recht auf die Krone hatte, und daß
gerade deshalb glauben durfte, sie werde auf alle an das Geschenk d
unerwarteten Krone geknüpften Bedingungen eingehen. Denn von d
dritten, jüngsten Tochter des Zaren Iwan, Praskowia Iwanowna, de
geheime Vermählung mit dem General Dmitriew-Mamonow ein öff
liches Geheimniß war, konnte natürlich nicht die Rede sein.

Wer sonst noch dieser nächtlichen Berathung beigewohnt haben m
entfernte sich, als die „Wahl" der Herzogin von Kurland beschlossen w
die sieben Mitglieder des Hohen Raths aber gingen sofort an den E
wurf der Bedingungen, die sie der künftigen Kaiserin vorschreiben woll
Sie fanden in den Räumen des Palastes einen Beamten, der, wie
scheint, der Kanzlei des Hohen Raths angehörte, hießen ihn in einem Z
neben dem Sterbezimmer an einem kleinen Tisch niedersitzen und begann
ihm zu dictiren — aber in so verwirrter Weise, daß er bald nicht w
was er eigentlich schreiben solle. Da sie mit der Sache nicht vorwä
zu kommen wußten, wendete sich, nach der Aussage dieses Beamten**),
Kanzler Golowkin, wie immer in schwierigen Fällen, an Ostermann
der also noch bis zu der Zeit im Sterbezimmer verweilt haben mü
Ostermann aber sagte sich von der Sache los, indem er vorgab
Fremder mit Vielem unbekannt, könne er sich auf Dinge von dieser W
keit nicht einlassen. Die „Punkte" soll dann zumeist Wassily Luk. Dolg
dictirt haben.

Am frühen Morgen des 30. Januars versammelten sich im Kr
die Mitglieder des Hohen Raths, des Senats, des Synods, die Generali
und eine Anzahl höherer Beamter aus den Collegien (Ministerien),
nur der kranke Ostermann hatte sich nicht eingefunden. Hier eröffnete
nach Feofans Bericht — der Kanzler Golowkin der Versammlung, d
die Herzogin von Kurland zur Kaiserin „erwählt" sei, aber ohne irge
anzudeuten, daß man ihr Bedingungen vorschreiben, ihre Macht beschränk

*) Tschistowitsch, Feofan, 284.

**) Denkmäler der neueren russischen Geschichte, 1. Thl., II. 10.

Digitized by Google

wolle. Im Uebrigen scheint auch hier wieder der Fürst Dmitry Mich. Galitzyn die Hauptrolle übernommen zu haben; er forderte die sämmtlichen Anwesenden auf durch lauten Zuruf ihre Zustimmung kund zu thun, und das geschah.

Nun aber schlug Feofan Prokopowitsch vor sofort den feierlichen Gottesdienst zu halten, der für solche Fälle vorgeschrieben sei, die Mitglieder des Hohen Raths lehnten jedoch dies Ansinnen unter allerhand Vorwänden ab und äußerten, es sei besser die Dankgebete zu verschieben, bis man die Einwilligung der erwählten Kaiserin erhalten habe.

Sie war also noch nicht die regierende Kaiserin. Das war genug für einen in Intriguen bewanderten Mann wie Feofan, der in der Welt zu leben, und vor allem unter seinen Landsleuten vollkommen Bescheid wußte. Ihm blieb kein Zweifel über das was beabsichtigt wurde, — noch darüber in wie weit dabei auf einen Erfolg zu rechnen war.

Jaguzynski erfuhr von seinem Schwiegervater Golowkin was in der Nacht verhandelt worden war, und war ebenfalls zu klug, um nicht zu sehen, daß das Gewebe, an dem die Galitzyns und Dolgorukys arbeiteten, ein sehr luftiges sei. Er entsendete sofort seinen Adjutanten Sumarokow nach Mitau als Ueberbringer eines Briefs, über dessen Inhalt zweierlei Ueberlieferungen vorliegen. Nach der einen hätte er die Herzogin aufgefordert die Bedingungen, die man ihr vorlegen werde, entschlossen abzulehnen, — nach der anderen hätte Jaguzynski im Gegentheil gerathen die Bedingungen ohne Widerrede anzunehmen. — Ueber den Schluß aber, zu dem Jaguzynski auf dem einen oder dem anderen Wege gelangte, ist kein Zweifel: die Wahl der Herzogin sei einstimmig erfolgt, und wenn sie nur schnell nach Moskau komme und die nöthige Festigkeit zeige, könne sie an der Spitze einer zahlreichen Partei ihr die alte, unumschränkte Gewalt ihrer Vorfahren wieder verschaffen. — Der kurländische Ministerresident in Moskau, Baron Löwenwolde, fertigte ebenfalls insgeheim einen Boten ab nach Mitau, und Feofan Prokopowitsch, wie der Metropolit Arsenius berichtet, einen dritten, durch den auch er seinen Beistand anbieten ließ, für den Fall, daß Anna Iwanowna sich der hergebrachten Alleinherrschaft wieder bemächtigen wolle. Ihm mußte mehr als einem andern daran liegen, daß die Regierungsgewalt nicht in den Händen der Russen blieb. — Die drei Boten wußten sich durchzuschleichen, obgleich die Machthaber alle Wege um Moskau in solcher Weise gesperrt hatten und bewachten, daß selbst die fremden Gesandten keine Eilboten absenden konnten.

Während man ihnen auf diese Weise bei der Herzogin zuvorzukommen suchte, waren die Herren vom Hohen Rath den Tag über damit beschäftigt die Bedingungen auszuarbeiten, auf die sie die neue Kaiserin verpflichten wollten, da der erste Entwurf bald als ungenügend erkannt war. Mehrere Male mußte derselbe Beamte, dessen man sich zuerst be-

Digitized by Google

dient hatte, die „Punkte" unter der Leitung der Fürst
Dolgoruky und Dmitry M. Galitzyn umarbeiten. U
festgestellte Fassung soll vorzugsweise ein Deutscher
worden sein, der längere Zeit in Schweden gelebt hatte.
Heinrich Fick nämlich, Vicepräsident des Handels-Colle
Große hatte ihn nach Schweden gesendet, um sich mit de
System bekannt zu machen. Schweden und sein permane
denn auch das Muster, das in seinem Entwurf wie in
maßgebend bleibt.

Die Bedingungen, die der Herzogin gestellt wurde
verschiedenen Darstellungen dieser Ereignisse wesentlich v
erklärt sich theils daher, daß die sämmtlichen bis auf di
bekannt gemachten Versionen den Berichten der nich
daher nicht ganz zuverlässig unterrichteten fremden G
Regierungen entnommen waren, theils daher, daß dies
der That mehrfache Umarbeitungen erfahren hatten,
Rußland selbst mehrere bedeutend von einander ab
dieser Artikel handschriftlich erhalten sind.

Alle die verschiedenen Texte haben — insofern sie
ihre geschichtliche Bedeutung. Es zeigt sich darin wie
haber in staatsrechtlichen Anordnungen bewandert und
wenig sie auch nur vermochten ihre Absichten in bestim
mit Genauigkeit aussprechende Worte zu fassen; und
daß sie gern Ostermann zu Hülfe gerufen hätten und
ihre Zuflucht zuletzt zu einem, wenn auch minder berühm
sachverständigen Gehülfen nahmen.

Von den handschriftlich erhaltenen Entwürfen kön
wohl der am frühen Morgen zuerst niedergeschriebene
ungenügende Fassung berechtigt zu dieser Vermuthung,
der Umstand, daß hier die Forderungen, die den Mitg
Raths zumeist am Herzen lagen, etwas gar zu unverh
gestellt sind — was man später nicht vorsichtig genug
scheint. Dieser Entwurf reiht nämlich die gestellten B
gender Ordnung aneinander:

„1. Nach der Annahme der russischen Krone soll
nicht vermählen. — 2. Sowohl bei ihrem Leben al
(was wohl heißen soll: durch Testament) soll sie kein
Krone des russischen Reichs ernennen. — 3. Den H
der gegenwärtig aus acht Personen besteht, soll sie i
ändern und ohne dessen gesammte Zustimmung soll sie
Angelegenheiten nicht eingreifen (въ государственные д
— 4. Der Regierung gehörige Dörfer, Ländereien u
manden vergeben. — 5. Höher als bis zum Obersten ni

— 6. Dem Adel Rang, Dörfer und Ländereien ohne Urtheil und Recht nicht nehmen. — 7. In den Hofstaat Ihrer Majestät über den festgesetzten Etat niemanden aufnehmen. — 8. Niemanden übermäßige Steuern über die bisher festgestellten auferlegen.*)

Die Kaiserin sollte sich nicht vermählen — das war in gewissem Sinn die Hauptsache. Sie sollte keine Nachkommen haben und keinen Nachfolger ernennen, damit die Krone nach ihrem Tode wieder zu ganz freier Verfügung in die Hand des Hohen Raths fiel. Das Schülerhaft-Ungenügende der Fassung tritt übrigens in jedem der folgenden Artikel so deutlich zu Tage, daß es wohl nicht näher nachgewiesen zu werden braucht.

Andere Versionen sind durch die Berichte der fremden Gesandten, des sächsisch-polnischen und des spanischen — bekannt geworden — noch andere hat Turgeniew bekannt gemacht. Sie enthalten zum Theil Vorschläge, die im Lauf der Erörterung wieder beseitigt wurden, weil sie zu weit zu gehen schienen. So war vorgeschlagen worden, daß die Kaiserin nur in außerordentlichen Fällen an den Sitzungen des Hohen Raths Theil nehmen, aber auch dann nur in dem Fall mitstimmen sollte, daß die Stimmen des Raths für und wider gleich getheilt wären. Dann freilich sollte ihre Stimme doppelt zählen — was für den vorausgesetzten Fall sehr gleichgültig war. — Auch wollte man ausdrücklich sagen, daß nicht die Kaiserin die Mitglieder des Hohen Raths zu ernennen, diese höchste Behörde vielmehr das Recht habe, sich selbst durch Wahl zu ergänzen u. dergl. m. Als die endgültig festgestellte Version, welche die Kaiserin Anna wirklich unterschrieben hat, ist wohl ohne Zweifel diejenige zu betrachten, die Solowiew neuerdings in dem moskauischen Archiv aufgefunden hat und in der die drei ersten Artikel des ersten Entwurfs — die noch in mehr als einem der später verfaßten wiederkehrten — wie es scheint nach reiflicher Ueberlegung weggelassen waren. Die gestellten Bedingungen waren nun in folgender Weise genauer ausgesprochen:

1. Die Kaiserin wird in allen Regierungsangelegenheiten den Hohen Rath zu Rathe ziehen. — 2. Sie wird ohne die Zustimmung des Hohen Raths weder Krieg führen noch Friede schließen. — 3. Sie wird ohne die Zustimmung des Hohen Raths weder im Militär- noch im Civildienst niemanden zu den höheren Rangstufen, über den Obersten-Rang hinaus befördern und ohne die Zustimmung des Hohen Raths weder Russen noch Fremde zu den Hofstellen befördern. — 4. Die Garden und die gesammte Armee stehen unter der Autorität des Hohen Raths. — 5. Dem Adel sollen Dörfer, Ländereien, Ehre und Leben nicht ohne regelmäßiges Gericht und Urtheil und vollständige Ueberführung genommen werden. — 6. Von den der Krone gehörigen Dörfern und Ländereien soll ohne die Zustim-

*) Denkmäler der neueren russischen Geschichte I. Theil, II. 3.

Digitized by Google

mung des Hohen Raths nichts vergeben werden. — 7. Ohne die Zu
mung des Hohen Raths sollen keine neuen Abgaben auferlegt we
8. Die Kaiserin wird sich ohne die Zustimmung des Hohen Raths
vermählen und ohne dessen Zustimmung auch nicht einen Nach
ernennen.

Die Kaiserin Anna sollte unter diese Punkte nicht einfach
Namen setzen —: sie sollte außerdem mit eigener Hand darunter schr
„demgemäß zu halten, und wenn ich etwas Widersprechendes beginn
ich der russischen Krone verlustig sein."

Die leitenden Machthaber waren zu dem Bewußtsein gekommen,
sie sich vor allen Dingen der bewaffneten Macht versichern müßten,
sie übersahen, daß das nicht mit ein paar Worten in einer solchen
kunde gethan ist. Die unter allen wichtige Bestimmung, der zufolg
Kaiserin sich nicht vermählen und die Wahl eines Nachfolgers dem H
Rath überlassen solle, hatte eine weniger schroffe Fassung erfahren
nahm in der Urkunde eine etwas bescheidnere Stelle ein. Dagegen
dem Satz, die Hofämter betreffend, durch die angefügten Worte, da
sich auf Fremde wie auf Russen beziehe, eine bestimmtere Richtung g
Biron — oder wie bekannt eigentlich Büren — den Günstling der
zogin von Kurland gegeben, von dem man wußte und den man fer
halten wünschte. Die Abgeordneten, die nach Mitau gingen, sollten
mündlich darauf bestehen, daß dieser Fremdling nicht nach Rußland ko
Den Artikeln war auch noch ein Brief des Hohen Raths an die er
Kaiserin beigefügt — der schreibende Beamte brachte die Reinschrift
Urkunde sowohl als des Briefs jedem einzelnen der Mitglieder des Ho
Raths zur Unterschrift in das Haus — Ostermann jedoch unterschr
nur den Brief — nicht die Artikel — und am späten Abend en
traten die Abgeordneten die Reise nach Mitau an: Wassily Luk. D
gorucky im Auftrag des Hohen Raths, ein jüngerer Fürst Galitzyn
Seiten des Senats und ein Generalmajor Leontiew als Vertreter
Generalität.

Anna Iwanowna hatte Jaguzynskis Botschaft durch Sumar
schon seit einigen Stunden erhalten, als diese hohen Abgeordneten
Mitau eintrafen, aber sie hielt es entweder nicht für gerathen oder n
für nothwendig die kühnen Rathschläge zu befolgen, die ihr aus der Ha
stadt ihres neu gewonnenen Reichs zugesendet wurden und unterschr
ohne Säumen, ohne irgend eine Einwendung zu erheben, die Bedingung
die ihr vorgelegt wurden, in der verlangten Weise. Sie versprach ni
minder bereitwillig Biron in Kurland zurückzulassen. Wahrscheinlich ind
sie sich im Stillen das Weitere vorbehielt.

Die Machthaber in Moskau sagten sich inzwischen, daß es weite
Anordnungen, einer bestimmten Organisation der Verwaltung, kurz ein
weiter ausgearbeiteten Verfassung bedürfe, um die Regierung des Reic

Digitized by Google

er den Artikeln entsprechenden Weise handhaben zu können und daß
Regierungsgewalt doch nicht ganz unumwunden für sich allein in
g nehmen könnten. Sie arbeiteten an dem Entwurf oder sie ließen,
n allgemein glaubte und wie mehrere gleichzeitige Quellen bezeugen,
taatsrath Fick daran arbeiten, der Schwedens Verfassung genau
Dieser hat zwar später im Verhör vor der Geheimen Kanzlei
ersichert, daß er an allen diesen Dingen gar keinen Antheil gehabt
och ist er dadurch der Strafe der Verbannung nicht entgangen.
n den Plänen, die mit oder ohne seinen Beistand ausgearbeitet
ist nur durch die Berichte der fremden Gesandten Einiges, natürlich
nz zuverlässig, bekannt geworden — denn die Machthaber selbst
ie nie in die Oeffentlichkeit gebracht. Der Herzog von Liria meldet
e vom 6. Febr. 1730): „Die Kaiserin wird keinerlei Macht über
ee haben, über welche die Feldmarschälle den Befehl führen, die
hen Rath über Alles Rechenschaft zu geben haben. Unter den
r der Kaiserin steht nur die Wache, die — für den Tag — den
m Palast hat. Sie wird nicht einen Diener haben, der nicht vom
Rath in seinem Amt bestätigt wäre. Dieser wird aus zwölf Mit-
bestehen und alle Sachen ohne Ausnahme werden an diese Be-
ehen. Der Senat wird aus dreißig Mitgliedern bestehen und sich
Rechtspflege zu beschäftigen haben. Außer diesen beiden Behörden
noch eine dritte, aus zweihundert Mitgliedern des kleinen Adels
e, nach Art eines Unterhauses, geben. Ein Kron-Schatzmeister
r dem Hohen Rath Rechenschaft abzulegen haben."
r englische Gesandte Rondeau berichtet in nur wenig abweichender
mancher Beziehung etwas genauer: „Die Kaiserin wird für ihre
hen Ausgaben auf eine bestimmte Summe beschränkt und hat nur
chen Wache im Palast Befehle zu geben. — Zwölf Männer aus
esehensten Adelsfamilien bilden den Hohen Rath, der alle wichtigen
nheiten, Krieg, Frieden, Bündnisse &c., leitet. — Es wird ein
hatzmeister ernannt, der dem Hohen Rath über die Verwaltung
nzen Rechenschaft abzulegen hat. — Ein Senat von sechsund-
Personen prüft alle Gegenstände, ehe sie an den Hohen Rath ge-
— Eine Versammlung von zweihundert Mitgliedern aus dem
Adel vertheidigt dessen Rechte, im Fall der Hohe Rath denselben
treten sollte. — Eine Versammlung von angesehenen Männern
ufleuten (gentlemen and merchants) wacht darüber, daß das
ht bedrückt werde."
e Berichte des französischen und des polnisch-sächsischen Gesandten
in das Unbestimmte, daß nichts weiter daraus zu entnehmen ist.
achtlos, ja ohne allen Einfluß auf den Gang der Regierung, wie
ig von Schweden, sollten auch die erwählte Kaiserin und alle
n Kaiser Rußlands sein. Bemerkenswerth ist dann auch besonders,

Digitized by Google

daß den Vertretern des kleinen Adels und der Städte keineswegs ein Einfluß auf die Regierung in parlamentarischer Weise eing ist —: die beiden Versammlungen sollen getrennt bleiben und ei von ihnen hat lediglich, im Sinn mittelalterlich-ständischen Wese eigenen Sonderinteressen gegen die Anforderungen des Staats zu Die Interessen der leibeigenen Bauern aber hat niemand zu vertret zu wahren. Sie den Anforderungen des Staats so viel als mög entziehen lag natürlich im Interesse ihrer Herren, diesen Herren gegenüber sollten sie dagegen mehr als jemals schutz- und rechtlos Mehr als jemals, wenn es keine Zarenmacht mehr gab, die den am Ende gewaltig eingreifen konnte, wo der Mißbrauch der grun leibherrlichen Befugnisse zu arg und ihr bekannt wurde.

In dem Maß aber, wie in Moskau verlautete, daß die Ma Kaiserin beschränkt werden solle, regte sich bald eine sehr allgemein demnächst auch sehr geräuschvolle Unzufriedenheit. Das darf nic fremden, denn die Machthaber, die sich an ein schon an sich so schw Unternehmen gewagt hatten, häuften noch dazu Fehler auf Fehler. Menge auch des Adels fürchtete eine Oligarchie und wußte sich dabei anderes zu denken, als eine Herrschaft Weniger, von denen ein jed müht sein werde die Regierungsgewalt nach Möglichkeit im Interesse persönlichen Selbstsucht auszubeuten; die insgesammt alle Anderen nicht zu ihrem Kreise gehörten, von allen bedeutenden und reich aus teten Stellungen ausschließen würden. Gemeinsinn und der Glau aufopfernden oder auch nur uneigennützigen Gemeinsinn lagen ganz a halb des Gesichtskreises der damaligen Russen. Auch waren diese fürchtungen gewiß nicht unbegründet; viel anders als die Leute besor hätten sich die Dinge schwerlich gestaltet; so muß man wohl aus der schichte Schwedens und aus den damaligen sittlichen Zuständen Rußl folgern.

Der hauptsächlichste Fehler, den die Machthaber begingen, be unstreitig darin, daß sie sich durch Dmitry Galitzyn bestimmen ließen Geistlichkeit schon von ihren Berathungen und damit ausgesproch Weise von jedem Antheil an der Regierungsgewalt auszuschließen. gaben damit nicht nur das einzige Mittel aus der Hand, die Meng gewinnen, sondern sie machten sich auch die Geistlichkeit ausdrücklich Feinde und brachten das ganze Gewicht der Kirche gegen sich in die W schale. Mit Feofan Prokopowitsch und seinem Anhang konnte man allerdings nicht verständigen, um ein Regiment des Altrussenthums zustellen, aber diese aufgeklärten, den Neuerungen geneigten Präla bildeten, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, nur eine Mind zahl in der russischen Kirche. Die große Mehrzahl der Geistlichen der europäischen Sitte und Gesittung Feind, und selbst in den Sp waren im Lauf der letzten Jahre mehrere Kirchenfürsten eingeführt word

igitized by Google

unter Umständen gern die Hand geboten hätten zur Herstellung der Zustände. Namentlich gehörten zu diesen der zweite und der dritte räsident dieser kirchlichen Behörde, Feofylakt Lopatinsky, jetzt Erz- von Twer, und Georg Daschkow, Erzbischof von Rostow —: jener Gelehrteste unter den Vertheidigern des Alten, dieser sehr unwissend ein roher und wüster Schwelger, aber mehrfach mit bedeutenden n des Adels verwandt und von regem Ehrgeiz beseelt, beide tödtlich fan Prokopowitsch verfeindet. Wenn man den Lieblingstraum der keit zu verwirklichen, die Patriarchenwürde wiederherzustellen ver- und den beiden genannten Prälaten Sitz und Stimme im Hohen einräumte, konnten die Dinge wohl eine andere Wendung nehmen. Der Kirche schloß sich der kleine Adel an, der die Bildung einer e mit argwöhnischen Blicken beobachtete. Denn wie verhaßt ihm ters des Großen Reformen im Allgemeinen sein mochten, gefiel Eines daran; nämlich daß die höheren Stellen und der Reich- der sich da gewinnen ließ, nicht mehr, wie früher, einem engen Familien, einer bevorzugten Dienst-Oligarchie vorbehalten, daß zugänglich geworden waren. Diese Classe war aber im Augen- zahlreich in Moskau versammelt. Eine Menge Edelleute waren Provinzen herbeigeeilt, um die Festlichkeiten anzusehen, zu denen mählung des Kaisers Veranlassung geben mußte, und sie verweilten abzuwarten was weiter aus den Dingen werden wollte. Diese das Gerücht schon beunruhigte Menge wurde nun durch die Geist- nicht beschwichtigt und für die beabsichtigte neue Ordnung gewonnen, n mehr und mehr gereizt und aufgeregt, und die Stimmung, die en Kreisen herrschte, theilte sich ganz von selbst auch den beiden regimentern mit. Denn um die Bedeutung der Garden bis auf Zeiten Katherinas II. herab zu verstehen und richtig zu würdigen, man sich stets gegenwärtig erhalten, daß die Unteroffiziere dieser enter durchaus und selbst die gemeinen Soldaten größtentheils dem n Adel angehörten.

Ein weiterer Fehler, zu dem beschränkte Selbstsucht die Machthaber ete, war dann, daß sie die Regierungsgewalt für eine allzu kleine unter sich verwandter Magnatenfamilien in ausschließlichen Besitz n wollten und sich dadurch nothwendiger Weise einen großen Theil des reichen, fürstlichen Adels zu Feinden machten. So namentlich Familie Trubetzkoy, an deren Spitze der Feldmarschall Fürst Iwan witsch stand, die Fürsten Tscherkasky und die Saltykows, die näch- Verwandten der Kaiserin Anna, deren Mutter eine Saltykow gewesen . Alle diese suchten nun — und wie die Dinge einmal lagen, natürlich Erfolg — unter dem kleinen Adel und in den Garderegimentern Anhang zu werben und eine Partei gegen den Hohen Rath zu en. Die Stimmung in Moskau nahm bald eine solche Wendung,

Digitized by Google

daß die Gardeoffiziere laut aussprechen konnten: sie wollten lieber unumschränkten Herrn gehorchen als so vielen, deren Tyrannei une lich sein werde. — Auch gelangten die fremden Gesandten, Lefort Liria, sehr bald zu der Ueberzeugung, daß die Kaiserin, einmal al gentin anerkannt, das Joch der beabsichtigten Verfassung gar leid werfen könne.

So oft aber in den Kreisen der Unzufriedenen zur Sprache daß etwas gethan werden müsse und die Frage aufgeworfen wur was? — scheint sich eine seltsame Rathlosigkeit offenbart zu haben. Feofan Prokopowitsch zu erfahren wußte, schlug eine Partei vor, m waffneter Hand über die Machthaber herzufallen, wenn sie gerade sammelt seien, und sie zu erschlagen, wenn sie ihre Pläne nicht auf die Artikel nicht widerrufen wollten; eine andere, sich in Masse in Hohen Rath zu begeben und dessen Mitgliedern zu eröffnen, daß Umtriebe kein Geheimniß geblieben, allgemein bekannt geworden seien; es kein geringes Vergehen sei, wenn Einzelne und Wenige das eines Staats umgestalten wollten; und wenn sie auch etwas Gutes hätten, sei es doch nicht wohlgethan es vor den Uebrigen und name vor denen zu verbergen, die Antheil an der Regierung hätten.

Der erste Vorschlag wurde zu verwegen gefunden, der andere mächtig, und so geschah eben gar nichts. Die Unzufriedenen konnten um so weniger verständigen, da sie unter sich nichts weniger als einig waren. „Die Einen wollten einfach das alte Staatsrecht erhalten, die Anderen, und zwar die Mächtigeren, wollten eigentlich das was die Machthaber wollten, und waren gegen diese nur weil sie nicht in den Bund derselben aufgenommen waren," sagt Feofan. D Zwiespalt scheint sich auch in den widersprechenden Vorschlägen zur zu offenbaren.

Die Machthaber, bald von dem Treiben der Unzufriedenen u richtet, schienen anfangs erschreckt, dann aber, da sie erfuhren, daß Gegner unter sich nicht einig und nicht sehr entschlossen oder zuversi gestimmt seien, ergingen sie sich in Zorn und Drohungen. Sie li das Gerücht verbreiten, die Unzufriedenen würden als Feinde des V landes verurtheilt werden, ihre Verhaftung werde demnächst stattfi oder sei schon verfügt; keiner von ihnen werde sich dem Verderben ziehen können. Die Unzufriedenen, nun ihrerseits in Schrecken ver suchten sich zu verbergen, wechselten die Kleidung, zogen unter angen menen Namen aus einer Wohnung in die andere und kamen nur Nacht zusammen. Doch wußten die Machthaber wohl wie weit Macht wirklich reichte und demgemäß sollte der Schrecken, den sie zu v breiten suchten, nur eine erwünschte Verständigung vermitteln. Sie e boten die Vornehmsten der Unzufriedenen zu sich, bemühten sich sie gewinnen und entschuldigten das bewahrte Geheimniß; sie hätten e

ed by Google

...wünschen wollen wie sich die erwählte Kaiserin in Beziehung auf ihre Vorschläge verhalten werde; dann hätten sie alle Würdenträger des Reichs zusammenrufen und um Rath fragen wollen; da hätte dann ein jeder ...thun können, was er in Beziehung auf die Einrichtung des Reichs ...lich erachte. Auch würden sie diese Versammlung demnächst berufen ...sich vor ihr rechtfertigen. — Sie fanden aber mit diesen Versicherungen weder allgemeinen noch unbedingten Glauben.

Doch kaum zwei Wochen nach dem Tode Peters II. schien das ...sal Rußlands endgültig entschieden; der General Leontiew kehrte (1. Februar) aus Mitau zurück und brachte die Nachricht, daß Anna ...nowna die Bedingungen des Hohen Raths angenommen und in der ...langten Weise unterschrieben habe. Ja noch mehr; die neue Kaiserin ... ein Rescript an den Hohen Rath gerichtet, in dem sie sprach als ob ...Macht des Reichsoberhauptes nicht nur mit ihrem Willen, sondern ...ihr ausdrückliches Verlangen beschränkt werde; als habe sie aus ...dem Ermessen die beabsichtigten Neuerungen veranlaßt. „Nach reiflicher ...wägung" dessen, was zum Nutzen des Reichs nothwendig sei, erklärte ...Iwanowna in dieser Urkunde, habe sie, „soweit die Zeit Uns gestattete, niedergeschrieben, in welcher Weise Wir die Regierung führen ...werden" — und das betreffende Papier eigenhändig unterschrieben dem ...Rath übersendet.

Schon für den folgenden Tag (14./3. Februar) luden die Mitglieder ...Hohen Raths alle die Personen, auf die es anzukommen schien, den ...at und die in Moskau anwesenden Generale und Bischöfe, zu einer ...sammlung ein, in der über die „Ordnung des Staats" Rath gepflogen ...te. Obgleich mancherlei Besorgnisse und Zweifel walteten und Man...schieden Antheil an der Zusammenkunft selbst abzulehnen schien und ...eren widerrieth, fanden sich doch alle Geladenen, achtzig an der Zahl, ...Palast im Kreml ein, und Feofan Prokopowitsch, der natürlich dabei ...hat uns ein lebensvolles Bild von dem Hergang in dieser Ver...sammlung hinterlassen.

Offenbar wollten die Machthaber das Verfahren nachahmen, ver...dessen es fünf Jahre früher dem Fürsten Menschikow gelungen war, ...erina I. auf den Thron der Selbstherrscher zu erheben. Wie da...s war auch diesmal der Palast von Soldaten umgeben und besetzt, ...en Anwesenheit wahrscheinlich die Versammlung zu einer enthusiastischen ...timmung begeistern sollte. Aber Katherina hatte wenigstens einen ...il der Geistlichkeit — nämlich den europäisch gesinnten — für sich ...konnte unbedingt auf die Garden zählen. Jetzt lagen die Dinge ...ders.

Hier in dieser Versammlung wurden nun das Rescript der Kaiserin ...d die Artikel, die sie unterschrieben hatte, als der Ausdruck ihres ...illens vorgelesen. Alle schienen betroffen, es erfolgte ein tiefes Schwei-

Digitized by Google

gen. Vergebens rief der Fürst Dmitry Mich. Galitzyn, der auch wieder die Führerrolle übernahm, wiederholt in den Saal hinein: wie gnädig die Kaiserin ist! So wie wir es von ihr gehofft haben sie sich als eine Wohlthat für unser Vaterland; Gott hat sie b dies zu schreiben; von jetzt an wird Rußland glücklich und blühend — und dergleichen Worte mehr. Auch durch seine Reden wurde wünschte Zustimmung nicht hervorgerufen und er mußte zuletzt warum Alles schweige? — Es möge doch ein jeder sagen was er obgleich nichts zu sagen sei als ein Dank einer so gnädigen Ka Aber auch auf diese Aufforderung hin wurde das allgemeine Sch nicht gebrochen; — am wenigsten in der so deutlich verlangten un geschriebenen Weise. Nur einer der Anwesenden, es ist nicht er wer, äußerte aus der Menge heraus mit zagender Stimme, es sei und er sehe nicht wie der Kaiserin in den Sinn gekommen sein kön zu schreiben. Er erhielt keine Antwort. Ein Anderer erwähnte in selben schüchternen Weise der Vorwürfe, die sich Wassily Schuysky zogen habe, als er sein Wort nicht hielt, ohne den Rath der Bo niemanden anzutasten. Dann wurde wieder Alles still. Dies hartn Schweigen soll die Machthaber in große Verlegenheit versetzt haben das läßt sich denken. Ein lauter Widerspruch hätte für Empörung den Willen der Kaiserin ausgegeben, dagegen hätten die Soldaten Hülfe gerufen werden können —: aber was sollte oder konnte dieses Schweigen, gegen dies ganz passive Verhalten geschehen?

Endlich nahm der Fürst Alexey Michailowitsch Tscherkasky, der seinen Reichthum hervorragend war, das Wort und bat im Namen Adels um Zeit, sich die Sache gehörig zu überlegen; die Machthaber ihren Zweck verfehlt sahen, willigten in das Verlangen, wie Feofan eigentlich nur aus Verlegenheit und um eine Versammlung wieder lo werden, mit der sie nicht vorwärts zu kommen wußten.

Doch entließen sie diese Versammlung nicht ohne eine sehr Warnung. Leontiew hatte nämlich auch noch Anderes mitgebracht die frohe Botschaft; namentlich den Brief Jaguzynskis an die Kais Dieser Brief war in die Hände des Fürsten Wassily Lukitsch Dolg gefallen — ja man sagte, die Kaiserin selbst habe ihm das Blatt geben — und es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, daß sie es ge habe, um die Machthaber vor der Hand ganz sicher zu machen; war ganz der Mann zu dergleichen zu rathen, auch ist nicht wohl a sehen wie Dolgoruky sonst in den Besitz des Briefs hätte kommen könn Schon hatte Was. L. Dolgoruky den Ueberbringer Sumarokow auf Rückweg nach Moskau einholen und verhaften und thätlich mißhandelt Ketten schmieden lassen. Jetzt fragte Dmitry M. Galitzin unerwartet sofort erbleichenden Jaguzynski was er von den Artikeln denke, welche Kaiserin unterschrieben habe? — Da er keine Antwort erhielt, verbot

m Zagenden das Haus zu verlassen, in dem die Versammlung statt- nd, indem er zugleich dem Staatssecretär Stepanow auftrug in einem benzimmer „deutlicher mit dem General (Jaguzynski) zu sprechen."

In dem Nebenzimmer, in das Jaguzynski nun geführt wurde, erklärte Feldmarschall Dolgoruky, der, begleitet von einem Garde-Major, nach igen Minuten eintrat, ihn seines Ranges und des Andreas-Ordens ustig und zu strenger Haft verurtheilt. Auf Bitten seines Schwieger- rs Golowkin wurde Jaguzynski nicht am Leben gestraft, aber noch ehe Abend kam, waren ihrer dreißig vom kleinen Adel als seine Mitschul- n verhaftet.

Feofan Prokopowitsch, der in der Versammlung vorsichtig geschwiegen gleich allen Anderen, wie das in seinem Wesen lag, ging geräuschlos n eigenen Weg. Im Verein mit den anderen anwesenden Prälaten g er nun von neuem darauf, es sei Zeit den feierlichen Dankgottes- st auf Veranlassung des Regierungsantritts der Kaiserin zu halten; Machthaber hatten jetzt keinen Grund mehr ihn zu verhindern und n der Sache keine politische Bedeutung bei; sie hatten es eben deshalb , einen neuen Titel der Kaiserin und eine neue Gebetformel zustellen, Feofan aber, oder der Synod überhaupt, benutzte diesen stand und ließen zu sehr unangenehmer Ueberraschung der Machthaber allen Kirchen Rußlands die Kaiserin im Gebet, genau wie Katherina I. „Selbstherrscherin" bezeichnen. Die regierenden Herren täuschten sich die Bedeutung dieser Verfügung nicht, fühlten sich aber nicht stark g, um nachträglich noch etwas an der Gebetformel zu ändern.

Unmittelbar nach der mißglückten großen Versammlung bildeten sich schiedene Zusammenkünfte des Adels, um zu berathen, was nun weiter thun sein möchte. Vielen der Edelleute aus den Provinzen schien jede tere Erörterung neuer Regierungsformen überflüssig, die Rückkehr zu alten, gewohnten Zuständen selbstverständlich; in anderen Kreisen da- n regte sich allerdings ein Verlangen, die kaiserliche Macht zu be- nken, nur nicht blos zu Gunsten des Hohen Raths und um dessen glieder zu alleinigen Herren Rußlands und des gesammten Adels zu hen.

So geschah es namentlich in dem zahlreichsten und bedeutendsten n Kreise, den der nächste Verwandte der Kaiserin, der Senator Graf meon Andreyewitsch Saltykow, versammelte. Hier führte, als der Ge- scheiteste, der am ersten der Sache Herr zu werden wußte, der Ober- grath Wassily Nik. Tatischtschew, der später als Geschichtschreiber Ruß- ds auftrat, vor allen das Wort, aber wie wir wohl annehmen dürfen, ht ohne von Saltykow dazu veranlaßt zu sein, und ganz in dessen Sinn. Seine zu Papier gebrachte Meinung ging dahin, daß die Wahl der Kai- rin in ungesetzlicher Weise stattgefunden habe, denn dem Naturrecht zu- lge müsse eine solche Wahl aus der Zustimmung aller Unterthanen

Digitized by Google

hervorgehen, nicht von vier oder fünf Individuen vollzogen werden. mache er diese Bemerkung nur für die Zukunft, von einem Protest die gegenwärtige Wahl könne nicht die Rede sein, da ganz Rußland die erwählte Person beträfe, zufrieden sei. Aber ein Vergehen sei es die Machthaber sich unterfangen haben, den gesammten Adel zu über sich eine ausschließliche Macht anzumaßen und das Rescript der Ka und die gestellten Bedingungen vorzulegen, als ob diese Neuerungen ihr verfügt, aus ihrem freien Willen hervorgegangen wären, so da ganze Adel nun das Alles aus schuldigem Gehorsam unterschreiben Jetzt sei unerläßlich nothwendig, daß der Adel erst reiflich überlege dann vorstelle, was der Nutzen des Reichs erheische, daß er sein aufs äußerste vertheidige und sich gegen noch kühnere Uebergriffe Machthaber wahre. — Tatischtschew forderte die Anwesenden auf allem vier Fragen zu erwägen, nämlich: hat, im Fall der Landesherr Nachkommenschaft gestorben ist, irgend jemand Macht die Herrschaft das Volk zu führen? — Wer ist in einem solchen Fall befugt ver Gesetze und Gebräuche zu ändern und neue einzuführen? — Wen nöthig ist die alte Regierung der Selbstherrschaft zu ändern, dann ist dritte Frage zu erwägen, welche Regierungsform dem Zustand des und der Sachlage gemäß als die beste anzunehmen wäre? — Und en wer in diesem Fall befugt ist, die neue Ordnung der Dinge festzu und in welcher Weise?

Tatischtschew ging dann sofort selbst auf die Erörterung dieser Fr ein. Ihm zufolge hört mit dem Tode des Landesherrn (der ohne E stirbt) jede zur Zeit bestehende Autorität auf — eben weil nur von von dem Landesherrn verliehen — und streng genommen hat dann mand mehr irgend eine Gewalt über einen Anderen. Indessen, damit nothwendige Rechtspflege und Regierungsthätigkeit nicht unterbrochen we läßt die Nation den bestehenden Behörden ihre früheren Befugnisse; nur diese; auf weiter gehende haben diese Behörden ohne ausdrück Verleihung von Seiten der Nation kein Recht. — Die Befugniß G zu erlassen, steht nur dem Landesherrn zu; denn wenn auch neue G von denen entworfen werden, die er beauftragt, werden sie doch erst d seinen Willen, seine Bestätigung Gesetze und müssen in seinem Na verkündet werden. Während einer Erledigung des Throns ist also ü haupt jede Gesetzgebung unmöglich — Falls sie nicht etwa von der Nat in ihrer Gesammtheit geübt wird.

Der Hohe Rath hatte also gar kein Recht gehabt neue Gesetze erlassen und die Verfassung des Staats zu ändern. Daraus sollte als selbstverständlich ergeben, daß alles von den Machthabern Verfügte nicht zu Recht bestehend, als nicht geschehen zu betrachten sei. Doch oh das noch ausdrücklich zu sagen, ging Tatischtschew zu der weiteren Fra über, ob es denn nothwendig gewesen sei die hergebrachte Regierungsfor

Digitized by Google

ändern und gab darauf die Antwort, daß dazu keinerlei Nothwendigkeit [...]lüge und eben so wenig irgend ein Nutzen, vielleicht im Gegentheil [...] Schaden, davon zu erwarten sei. — Er ging dann mit einem [...]wissen Aufwand etwas wunderlicher Gelehrsamkeit die verschiedenen be[...]kannten Regierungsformen durch, um zu dem Schluß zu gelangen, daß [...] Rußland Demokratie unmöglich, Aristokratie verderblich, die Selbst[...]herrschaft die allein Glück und Heil verheißende Verfassung sei. Erst [...] die Aristokratie (der Theilfürsten) durch Iwan III. vernichtet, die Selbstherrschaft" gegründet war, habe Rußland das Joch der Tataren [...]schütteln können und unter Peter dem Großen, der die Selbstherrschaft [...]schiedener übte als irgend ein früherer Beherrscher Rußlands, habe das [...] sich zu nie geahnter Höhe erhoben.

Wohin die Verwandten der Kaiserin Anna kommen wollten, das war [...] wohl hinreichend klar; aber es wollte ihnen auf diesem Wege nicht [...] gelingen als den Machthabern; auch Tatischtschews Rede rief nicht [...] freudige Zustimmung hervor — sondern im Gegentheil vielfachen Widerspruch.

Man wendete ein, es sei nicht ohne Gefahr einem einzelnen Menschen [...] schrankenlose Gewalt über ein ganzes Volk einzuräumen, da niemand ohne Fehler und Leidenschaften sei; und wenn ein Selbstherrscher sich mit Günstlingen umgebe, seien diese schlimmer als er selbst; besonders wenn [...] Leute von niedriger Herkunft oder Fremdlinge seien, haßten und ver[...] sie aus Neid besonders die hochgeborenen und verdienten Leute des [...]es. — Die von Iwan dem Schrecklichen erdachte geheime Kanzlei sei [...] Schmach vor allen verständigen Nationen und der Verderb des Reichs. [...] eines unvorsichtig gesprochenen Worts werde man gefoltert, bestraft und selbst die unschuldigen Kinder der Angeklagten würden ihres Ver[...]ens beraubt.

Diesen Einwendungen, in denen sich Altrussenthum — Fremdenhaß und Bojarenehrgeiz und Hochmuth mit bestimmtester Deutlichkeit aus[...]chen, suchte Tatischtschew mit Bemerkungen zu begegnen, die kaum [...] Eindruck machen konnten. Er sprach von dem patriarchalischen [...]alter der russischen Regierung und stellte den Kaiser nicht nur als [...]lienvater an der Spitze des Volks, sondern auch als Hausherrn [...]ands dar und meinte, es gäbe auch unter dem Adel unvernünftige [...]lienväter, die ihr Haus zerrütteten und doch denke niemand deshalb [...], ihnen die freie Verfügung über das Ihrige zu nehmen. Einen [...]verständigen Landesherrn, der dem Reich Schaden thut, müsse man [...] als eine Strafe Gottes betrachten und ertragen. Was die geheime [...]nzlei betrifft, so thue sie keinen Schaden, wenn ein redlicher Mann an [...] Spitze stehe, ein bös gesinnter aber gehe in solcher Stellung selbst [...] bald unter. — Doch sah sich Tatischtschew am Ende bewogen mit [...] Bemerkung einzulenken, man müsse die Vergangenheit auf sich beruhen

lassen, um sich ausschließlich mit der Gegenwart zu beschäftigen. gegenwärtig vorliegenden Fall sei man allerdings von der Weish Güte der Kaiserin überzeugt, da sie aber doch eine Frau und den der Regierung nicht gewachsen sei, ihr auch die Kenntniß der Gesetz könne es wohl nöthig sein, einstweilen für die Zeit bis der Himm Reich wieder einen Mann als Inhaber des Throns schenke, einige zur Unterstützung Ihrer Majestät anzuordnen. Und nun wur Reihe von Artikeln niedergeschrieben, die aus allgemeiner Berathun vorgingen, die Tatischtschew selbst zu Papier brachte, die der Kaiseri den Machthabern vorgelegt werden sollten und die eine neue sehr thümliche Verfassung des Reichs verfügten.

Sie waren folgenden Inhalts: 1. Als höchste Regierungsbehör ein Senat von 21 Mitgliedern, unter welche die gegenwärtigen Mitg des Hohen Raths aufzunehmen sind, der Kaiserin zur Seite stehen 2. Damit diese höchste Behörde nicht überbürdet werde mit den Gesch der inneren Verwaltung, muß eine zweite, untergeordnete Regiern behörde von einhundert Mitgliedern gebildet werden; diese wird in Theile getheilt, deren jeder vier Monate im Jahr die wichtigen Regiern Angelegenheiten zu verwalten hat; nur in besonderen Fällen, wie bruch eines Krieges oder Tod des regierenden Kaisers, wird die Mitgliederzahl zu allgemeiner Versammlung auf einen Monat zusam berufen. — 3. Die Ernennung zu erledigten Stellen von Senat Präsidenten und Vicepräsidenten der Collegien (d. h. Ministern), G natoren und Vice-Gubernatoren in den Provinzen, geschieht durch (Ballotirung) im Senat und der zweiten Regierungsbehörde; die Er nung zu kommandirenden Generalen in der Armee ebenfalls durch lotirung; Wähler sind hier ausschließlich die militärischen Generale diejenigen die im Militärdienst Generals-Rang haben, mit Ausschluß Civilbeamten, die in gleichem Range stehen). — 4. Was die Erlaß neuer Gesetze betrifft, soll, wenn die Kaiserin befiehlt ein neues Ges verfassen, der Befehl an sämmtliche Collegien (Ministerien) gesendet w ein jedes Collegium hat innerhalb sieben Tagen einen Entwurf a arbeiten und dem Senat einzusenden; einzelne Mitglieder können beson Entwürfe beilegen. Der Senat unterwirft sie seiner Prüfung, stellt e endgültigen Entwurf zusammen und legt ihn der Kaiserin zur Bestätig vor. — 5. Im Senat, der höchsten Regierungsbehörde, können nicht Individuen einer und derselben Familie zu gleicher Zeit Mitglieder s in der zweiten Regierungsbehörde und in den Collegien wenigstens n nahe Verwandte. — 6. In der geheimen Kanzlei (dem furchtbaren politi polizeilichen Tribunal, dessen Gewalt eine ganz schrankenlose war) soll neben dem von der Kaiserin ernannten Director zwei monatlich wechseln Abgeordnete des Senats sitzen. — 7. Zu Gunsten des Adels sollen allen Städten Schulen angelegt werden, denen die nöthigen Gebäude u

Digitized by Google

…schafte überwiesen werden. Junge Edelleute unter achtzehn Jahren … nicht zum Dienst gezwungen werden; kein Edelmann soll gezwungen … länger als zwanzig Jahre im Heer zu dienen; zu Matrosen und … Handwerkercompagnieen sollen Edelleute gar nicht eingeschrieben … — 8. Die Einkünfte der Geistlichkeit sollen untersucht werden; …en Dorfgeistlichkeit soll gegeben werden was nöthig ist, damit sie …der in den Schulen erhalten kann „und nicht selbst das Feld zu … braucht." — Wer Ueberfluß hat (worunter ohne Zweifel die reichen … und die Bischöfe zu verstehen sind) soll angehalten werden ihn … Gott und dem Reich nützliche Dinge zu verwenden." — 9. Die …mannschaft soll so viel wie möglich von der Last der Einquartierung … jedem Druck befreit werden; man soll ihr die Mittel geben Handel … Manufacturen zu vermehren. — 10. Das Gesetz, die Erbschaften …, soll aufgehoben und ein neues Gesetz darüber auf Grundlage … Rechts erlassen werden. (Peters des Großen Bemühungen die … von Majoraten und Fidei-Commissen zu veranlassen und sein … das dem Familienvater gestattete, unter seinen Kindern Eines zum … Haupterben zu machen, waren in Rußland sehr verhaßt.)*) … Entwurf wurde von 38 Herren unterschrieben, die im Militär- … Civildienst Generalsrang hatten; darunter befanden sich natürlich vor … Fürst Alexey Mich. Tscherkasky und Graf Saltykow, dann von … Senatoren noch der Fürst Jussupow und von den Generalen die … Wäsemsky, Barätinsky, Schachowskoy, der Graf Andrey Mich. … und viele andere von Bedeutung. Ferner unterschrieben 51 … der Garden, 156 Brigadiere, Stabs- und Oberoffiziere der …, und 42 von den 60 jungen Edelleuten, welche die Chevalier- … bildeten, so daß die Zahl der Unterschriften im Ganzen 287 …

Vielleicht daß sich später noch einige Gleichgesinnte oder Dienstfertige angeschlossen haben, denn einigen der vorliegenden Quellen zufolge … die Zahl der Unterschriften 293, nach anderen sogar 330 betragen. Dieser Entwurf war ein seltsames Machwerk! Die Herrschaft des … Raths war allerdings vernichtet, wenn er zur Ausführung kam, … wollten gleich die Unzufriedenen die Galitzyns und Dolgorukys, um … offenen Bruch zu umgehen, in die neue höchste Behörde aufnehmen, … doch sehr einleuchtend, daß die Macht der sechs Herren in einer …, die aus einundzwanzig Mitgliedern bestand, gar sehr verschwinden …, ja vollständig, da die Mehrzahl mit Eifersucht auf sie sah. Aber … Krone hätte dabei nicht gewonnen; sie war auch diesem Entwurf zu- … zu gänzlicher Ohnmacht verurtheilt; selbst die Ernennung der Mi- …, der Generale, aller höheren Beamten war ihr genommen — und

*) A. Popow, Tatischtschew und seine Zeit, 114—122.

wie soll man sich die Ergebnisse eines solchen Adelsregiments in d
maligen Rußland denken, bei dem gänzlichen Mangel an sittlicher H
bei der allgemeinen Unwissenheit und Unredlichkeit?

Der Fürst Alexey Mich. Tscherkasky, den sein Reichthum u
Umstände an die Spitze der Unzufriedenen gestellt hatten, über
diesen Entwurf gleich am folgenden Tage (15./4. Febr.) dem Hohen
mit der Aufforderung, ihn in Gemeinschaft mit einhundert Vert
männern aus dem Adel — wie man heutzutage sagen würde —
zu prüfen.

Der Hohe Rath aber zeigte sich durchaus nicht geneigt den B
so zahlreicher Gehülfen anzunehmen oder die Macht mit so Vie
theilen; er lehnte den Entwurf in einer schriftlichen Antwort sch
schieden ab, und dieses Papier wurde nicht nur von allen anwe
Mitgliedern des Hohen Raths unterschrieben — Ostermann allein
genommen — sondern auch, wie man später sagte „aus Furcht",
24 Herren, die Generalsrang hatten, ferner von 37 Offizieren der G
und der Armee, 14 Chevaliergarden und 21 Individuen vom I
Adel. Die auffallendsten unter diesen 96 Unterschriften waren di
Emporkömmlings Schafirow und des Generals Dmitriew-Mamonow
mit der Schwester der Kaiserin, der Prinzessin Praskowia Iwan
vermählt war.

So schien denn auch der Hohe Rath eine starke Partei zu ha
aber es zeigte sich schon bei dieser Gelegenheit, und zwar auf b
Seiten, was das für — Römer! waren, die sich so großer Dinge
maßen. Auf beiden Seiten standen Leute wie Graf Saltykow und
tischtschew, denen es mit ihren Unterschriften gewiß nicht Ernst war,
viele Andere suchten klug ein feines Spiel zu spielen. So unterschr
der Feldmarschall Trubetzkoy die verneinende Antwort des Hohen R
während sein jüngerer Bruder sich noch nachträglich dem Entwurf
Unzufriedenen anschloß. Der Graf Andreas Apraxin gehörte zu den V
fassern dieses Entwurfs, seinen Sohn aber veranlaßte er die abw
Antwort des Hohen Raths nicht nur zu unterschreiben, sondern au
verfassen. Ebenso verhielten sich die Grafen Mussin-Puschkin: der V
unterschrieb auf der einen Seite, der Sohn auf der anderen. Wer kon
suchte sich vorläufig nach beiden Seiten hin sicher zu stellen, und man
war dabei im Stillen bereit sich auch in ein Drittes zu fügen, wenn
etwa mit der persönlichen Erscheinung der Kaiserin inmitten ihrer Un
thanen auftauchen sollte. Ein Staatsrath Koltowskoy trieb diese Art
Feinheit auf die Spitze: er hatte erst den Entwurf der Unzufriedenen u
dann die Antwort des Hohen Raths unterschrieben.

Da so der Zwiespalt offen ausgesprochen war, kamen in den nächs
Tagen mehrere Verfassungs-Entwürfe zum Vorschein, die aus verschieden
Adelskreisen hervorgingen. Selbst von dem hauptsächlichsten und ersten

Digitized by Google

...ichtischen unter dem Schutz Tscherkaskys und Saltykows aufgesetzt ... erschien eine abweichende Abschrift, in der die meisten Sätze etwas ... gefaßt, dagegen einige Artikel hinzugefügt waren, die von regel- ... Beförderung und Besoldung der Offiziere und Versorgung der ... handeln. Diese Abschrift namentlich ist es, die 330 Unter- ... trägt. Ihre Bestimmung ließe sich errathen, auch wenn nicht ... bemerkt wäre, daß sie von den Stabs- und Oberoffizieren den ... des Semenowschen Garderegiments vorgelesen worden ist.

... aber kam auch ein Entwurf zu Tage, den ein ziemlich unbe- ... Mann, ein General Matiuschkin veranlaßte und der von 96 Edel- ... unterschrieben war; die Befugniß, alle schwebenden Fragen zu ent- ... wurde darin ganz dem Hohen Rath überwiesen. Einen anderen ... die Dolgorukys bemüht von ihren Anhängern unterschreiben zu ... wieder mit einem anderen, der jedoch nur durch fünfzehn Unter- ... unterstützt wurde, trat ein Staatsrath, Fürst Kurakin, auf; der ... eines weiteren, der jetzt auch gedruckt vorliegt, scheint nicht mit ... zu ermitteln, daß er vom Grafen Mussin-Puschkin herrührte, ... Vermuthung. Nach allen, ohne Ausnahme, bleibt die Macht ... gleichem Grade und in der That auf das Aeußerste beschränkt, ... Parteien zeigten den gleichen Eifer alle Fremden zu entfernen. ... drehte sich lediglich darum, ob der Hohe Rath oder ein zahl- ... Senat die höchste Gewalt im Reich üben sollte; ob die gegen- ... Machthaber im Besitz der Regierung bleiben oder, als Mitglieder ... zahlreicheren Rath aufgenommen, in dem sie überstimmt werden ... ihr überwiegendes Ansehen verlieren sollten. Die Gegner abzu- ... erklärte der Hohe Rath, über alle diese Vorschläge könne ohne die ... nicht entschieden werden.

Inzwischen nahte die Kaiserin, begleitet von Wassily Lukitsch Dolgo- ... und mit ihr die geräuschlose Palast-Intrigue und die Entscheidung. ... die Nähe der Hauptstadt erreichte, wurden ihr von Seiten der ... Behörden drei Senatoren, von Seiten des Synods die drei ... Feofan Prokopowitsch von Nowgorod, Feofylakt Lopatinsky von ... und Georg Daschkow von Rostow entgegen gesendet, sie zu begrüßen. ... Abgeordneten mußten Pässe vom Hohen Rath haben, um zum Thor ... zu können, so ängstlich waren Wege und Stege bewacht. Sie be- ... der Kaiserin in dem Kirchdorf Tschaschnikly, und wie sie sich ihr ...ten, sah Wassily Luk. Dolgoruky, wie Feofan erzählt, ihnen sehr ... in die Augen; er musterte sie von Kopf bis zu Fuß, sah nach ihren ... — wohl ob sie irgend ein Briefchen mitbrächten? — und beob- ... alle ihre Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit.

Der Fürst hatte sich nämlich das Amt eines Ober-Hofmeisters an- ...t und bewachte die Kaiserin als solcher auf das Genaueste. Niemand ... ohne seine Erlaubniß vor ihr erscheinen, niemand anders als in

Digitized by Google

seiner Gegenwart mit ihr sprechen. Selbst als sie (am 10./21. F
Dorf und Landsitz Wseswätzkoie (Allerheiligen), ganz in der Nähe
Moskau, erreicht hatte, konnte sie dort ihre beiden Schwestern nicht an
als in Dolgorukys Gegenwart empfangen. Und Dolgoruky bewachte
nicht nur, er suchte sie auch einzuschüchtern. Wie sich aus seinen spät
Verhören ergab, erzählte er der Kaiserin, es sei ein Testament Peters
vorhanden, das — nicht etwa einer der Dolgorukys — sondern Schaf
aufgesetzt habe, und in dem nicht sie, sondern jemand anderes zur Th
folgerin ernannt sei. Wer, ist in dem Protokoll des Verhörs nicht ge
Wahrscheinlich nannte Dolgoruky die Zarewna Elisabeth (denn wäre
einer anderen Persönlichkeit die Rede gewesen, so hätte man wohl kei
Anstand genommen sie in dem Protokoll zu nennen). Anna Iwano
sollte die Krone nicht nur als ein Geschenk des Hohen Raths tragen,
sollte auch des Glaubens leben, daß die Dolgorukys jeden Augenblick
kaiserliches Testament gegen sie zur Geltung bringen könnten. D
blieben diese Künste vergeblich. Schon aus der ängstlichen Sorgfalt,
der sie überwacht wurde, konnte die Kaiserin, auch wenn sie es sonst n
wußte, entnehmen, wie schwach das Spinngewebe sei, in dem man sie
gefangen zu halten suchte — und bald verriethen ihre Schritte, daß
keineswegs gesonnen sei die Abhängigkeit, die man ihr bereitete, für im
zu dulden.

Peter II. wurde (11./22. Febr.) mit hergebrachtem Pomp und be
sehr nebensächlich bestattet. Niemand war mehr mit der Erinnerung
ihn, Alles mit dem inhaltsschweren Augenblick beschäftigt, und die Er
renen beobachteten die Zeichen der Zeit, um sich darnach zu richten.

Die Zeichen fehlten nicht. Den Tag nach dem Begräbniß
jungen Kaisers wurden ein Bataillon der Preobrashenskischen Garde
eine Abtheilung der Chevalier-Garde nach Wseswätskoie hinaus gesen
um die Wache bei der Kaiserin zu beziehen, und Anna Iwanowna
nützte den Augenblick, um sich selbst sofort zum Obersten der Preo
shenskischen, zum Hauptmann der Chevalier-Garde zu erklären.
Jubel wurde diese Erklärung von der Truppe aufgenommen, besonders
die Kaiserin sich sehr herablassend und gnädig erwies, jedem der Offi
jedem Chevalier-Garde eigenhändig ein Glas Ungarwein oder Brannt
credenzte und die Soldaten mit reichen Geldgeschenken bedachte.

So unbedeutend die Sache scheinen konnte, erschraken doch die Mac
haber nicht wenig darüber und sie hatten Recht zu erschrecken. Es w
ein erster kühner Schritt zur Unabhängigkeit, den die Kaiserin wagte, de
nach den unterschriebenen Bedingungen war sie nicht befugt zu solc
Eigenmächtigkeit. Aendern ließ sich nicht mehr was geschehen war, al
um es gleichsam aufzuwiegen, beschloß der Hohe Rath, der Kaiserin d
höchsten Orden des Reichs, den Andreas-Orden darzubringen — das hei
in dieser höfischen Form eigentlich zu verleihen. Ausdrücklich, wie d

Digitized by Google

...sche Gesandte berichtet, um der Kaiserin zu erkennen zu geben, daß selbst die äußeren Attribute der höchsten Würde nicht ohne weiteres in ... nehmen dürfe, daß sie ihr vom Hohen Rath verliehen werden ... So suchten die Machthaber ihre Scheinmacht durch leeren Schein ...! — Schon am zweitnächsten Tage zogen sie hinaus, begleitet vom ... und allen Generalen, der Großkanzler überbrachte den Orden auf ... goldenen Becken, Dmitry Galitzyn führte das Wort und bat die ...in, indem er ihr für die Annahme der Krone „unter den durch die ... festgestellten Bedingungen" dankte, den Orden und das Groß...thum desselben anzunehmen.

Noch war die Kaiserin nicht gehörig vorbereitet sich von den Artikeln ...gen, an die sie so geflissentlich von neuem erinnert wurde, und sie ... keinen Vorwand dazu; sie versprach demnach von neuem sie zu halten, ..., daß man sie „gewählt" habe — scheint aber des Ordens, den sie ...händig anlegte, in ihrer Antwort nicht weiter gedacht zu haben.

Den Tag darauf (26./15. Febr.) hielt sie ihren feierlichen Einzug in ... Hauptstadt und wenige Tage später (3. März 20. Febr.) waren ... und Reich aufgefordert, der neuen Herrscherin den Eid der Treue zu leisten.

Das Gerücht verkündete die Machthaber wollten diesen Eid „der ... und dem Hohen Rath" leisten lassen; sie hatten das Formular ... Eides weder dem Synod noch dem Senat mitgetheilt, das schien ver...; Feofan Prokopowitsch hätte deshalb gern seine Genossen in der ...chen Behörde und überhaupt die Würdenträger der Kirche beredet, ... feierlichen Act der Eidesleistung in der Uspenskischen Kathedrale ... zu erscheinen; da aber eine Botschaft eintraf, daß bereits Alles in ... Kirche versammelt sei, konnten sie nicht sofort den Muth finden zu ... Entschluß, der, wie es schien, eine allzu rasche Entscheidung herbei...en mußte.

Die geistlichen Herren erschienen demnach und wurden sogar in höf...er Form aufgefordert, den Eid zuerst und vor allen Anderen zu leisten; ...en die Hirten des Volks, die Führer in Gewissenssachen. Da nun ... sich Feofan als der Entschlossenste von Allen; er nahm das Wort, ...erte an die ernste Wichtigkeit eines Eides, ermahnte nicht übereilt zu ...en und verlangte, daß vor allen Dingen die Eidesformel vom ...n herab laut und vernehmlich vorgelesen werde; Dmitry Galitzyn ... die Forderung ablehnen, die Anderen gaben ihr nach und es ergab ... wie Feofan bemerkt, daß die Machthaber nicht sehr zuversichtlich vor...en, keinen so vermessenen Eid zu fordern wagten. Man sollte „der ...serin und dem Vaterlande" schwören. Das war unbedenklich; bei dem ...ohl des Vaterlandes konnte sich jeder denken was er wollte. Der Eid ...rde ohne weitere Schwierigkeit geleistet.

Mit aller Entschiedenheit aber trat die Kaiserin nunmehr als dritte

Digitized by Google

Partei in den Kampf ein, der zwischen dem Adel und den Ol
geführt wurde. Sie konnte auf den Kanzler Golowkin schon Jagu
wegen rechnen — aber der Kanzler wollte wenig bedeuten und Jag
selbst lag im Kerker. Da wendete sie sich vor allen an Osterma
hartnäckig krank und nirgends betheiligt sein wollte. Ein Kurlän
dem Gefolge der Kaiserin, Baron Korff, wurde der vermitteln
zwischen ihr und Ostermann. — Die Kaiserin suchte dann die Za
Vertrauten, ihrer Gehülfen zu vermehren und sah ihre Bemühung
dem erwünschtesten Erfolg gekrönt. Der erste, der sich gewinnen li
der Fürst Alexey Mich. Tscherkasky, der an der Spitze des Freih
Freiheiten verlangenden Adels stand. Die Brücke zur Verständigu
ihm war leicht zu finden, da er mit den Saltykows, den Verwand
Kaiserin verschwägert war.

Er übernahm es nun, die nöthigen Verbindungen mit Jagu
zu vermitteln, dessen Wächter natürlich nicht unbestechlich waren, u
gleich Wassily Luk. Dolgoruky sich ungebeten im kaiserlichen Pala
quartiert hatte und immer dieselbe drückende Wachsamkeit übte,
sich doch Mittel und Wege der Kaiserin von Tag zu Tage die n
Mittheilungen zu machen. Die Damen, die Fürstin Tscherkask
Gräfin Saltykow, eine Tschernyschew, die Gemahlin des Generals
tinschkin gefielen sich in geschäftiger Botenthätigkeit, vor Allen die
Saltykow, die Nachts die Häuser der Magnaten, die Versammlung
des Adels besuchte, um dann am Morgen Bericht zu erstatten. —
Iwanowna hatte zwar, wie verlangt und versprochen worden war,
Günstling Biron in Mitau zurückgelassen, dagegen aber dessen Fra
Kinder mit sich genommen. Jeden Morgen wurde Birons kleiner
auf dem Arm seiner Wärterin zu ihr gebracht, sie nahm ihn in ihr S
zimmer und fand in seinen Gewändern die schriftlichen Berichte verb
deren sie bedurfte. — Auch Feofan Prokopowitsch wollte nicht müßig
er verehrte der Kaiserin eine Tischuhr, in deren Gehäuse ein Blat
guten Rathschlägen verborgen war.

Wichtig war, daß auch eines der Mitglieder des Hohen Raths,
Haupt der Einen der beiden Familien, die diesen Rath wesentlich bil
nämlich der Feldmarschall Galitzyn für die Kaiserin gewonnen w
Wie überhaupt die Geschichte dieser verhängnißvollen Tage noch in
nicht vollständig bekannt ist, so viele neue Quellen uns auch in neu
Zeit die ehrenwerthe Liberalität der gegenwärtigen russischen Regier
geöffnet hat, — so ist auch nicht zu ermitteln, zu welcher Zeit Gali
sich mit der Kaiserin und ihrer vertrauten Umgebung verständigt
Nach der einzigen Notiz, die darüber in einem Bericht des Herzogs
Liria vorliegt, hätte er seinen Bund mit Biron und Löwenwolde erst
dem entscheidenden Tage geschlossen. Doch ist das nicht wahrscheinl
wäre dem so, hätte der Feldmarschall nicht schon während der Krisis

Digitized by Google

in wesentliche Dienste geleistet, dann wäre er wohl auch nicht in so
als glänzender Weise belohnt worden wie geschah.

Der Adel versammelte sich — namentlich am 6. und 7. März neuen
— in den Häusern zweier Magnaten, der Fürsten Alexey Mich.
sky und Iwan Fedrowitsch Barätinsky und wurde jetzt ohne noch
ung davon zu haben, von seinen eigenen Führern auf ein sehr
s, dem größten Theil der Versammelten zur Zeit unerwartetes
ett. Barätinsky war als Golowkins Schwiegersohn, Jaguzynskis
r; sein Eifer verstand sich demnach von selbst und brauchte nicht
Versprechungen geweckt zu werden.

itry Galitzyn sah die Gefahr und suchte sie zu beschwören. Er
sich zuerst an Ostermann, machte aber bei ihm kein Glück und
seits empört, den angeblich Kranken gesund und nur allzu thätig
Cabinet zu finden. Er suchte dann sich mit Jaguzynski zu
, dem er die Entlassung aus dem Kerker anbot; der aber sah
deutlich, auf welcher Seite der Sieg gewiß war und sein Vortheil
nicht den Versucher stolz von sich zu weisen. In seinen Be-
den Adel für sich zu stimmen, stieß der Fürst Dmitry überall
Widerstand der Geistlichkeit, die ihm seine Feindschaft mit Wucher

Feldmarschall Dolgoruky suchte seinerseits die Gegner durch Dro-
einzuschüchtern; er drohte namentlich dem Fürsten Barätinsky ihn
Brücke in die Moskwa werfen zu lassen, erhielt aber die Antwort,
stehe es noch nicht; jedenfalls sei es rühmlich für eine gute
zu fallen.

Vor allem aber sahen die Dolgorukys wohl, daß nur eine rasche
dung sie retten könne und forderten die Kaiserin wiederholt auf,
den Hohen Rath zu begeben und die neue Verfassung zu bestätigen.
? — darüber geben die Quellen nicht Auskunft, doch wahrscheinlich
ntwurf, der auf Verfügung eben der Dolgorukys ausgearbeitet werden
Die Kaiserin zögerte; auch am 7. März wußte sie sich einer solchen
thung zu entziehen — und an demselben Tage wurde in der Ver-
ung bei dem Fürsten Tscherkasky eine Bittschrift festgestellt, die der
Antioch Dmitryewitsch Kantemir niederschrieb —: ein Sohn des-
Kantemir, der das russische Heer und Peter den Großen in das
an den Pruth geführt hatte.

Der Kaiserin wurde darin versichert, daß ihre Erhebung auf den
dem einstimmigen Wunsch des gesammten russischen Volks ent-
; es wurde ihr dafür gedankt, daß sie die acht Punkte unterschrieben
, dann aber fand die Befürchtung Ausdruck, daß die Ausführung
Punkte Unruhen im Lande hervorrufen könne; — weiter wurde
wähnt, daß der Adel verschiedene Entwürfe einer Verfassung eingereicht,
Hohe Rath sie aber zurückgewiesen habe, weil ohne die Kaiserin nichts

Digitized by Google

weiter beschlossen werden könne. Daran schloß sich dann die Bi Kaiserin möge die gesammte Generalität — Civil und Militair sich — die Offiziere und den Adel — je einen oder zwei aus je milie — zusammenrufen und durch diese Versammlung sowohl die lichen Entwürfe prüfen, als auch durch Stimmenmehrheit eine Ve des Reichs feststellen lassen, die dann ihr selbst — der Kaiserin Bestätigung vorgelegt werden solle.

Tatischtschew brachte diese Bittschrift in die Versammlung bei tinsky und hier wurde sie zuerst von 74 Anwesenden unterschrieben von 93 Anderen, die bei Tscherkasky versammelt waren. Doch wa Herren trotz ihrer Zahl und ihres Ansehens nicht ruhig, sie fü einen Gewaltstreich der Machthaber in dem Grade, daß weder Tsch noch Barätinsky im eigenen Hause zu verweilen wagte; jener n sich für die Nacht bei einem Fürsten Schachowskoy, dieser bei den G Mussin-Puschkin und wirklich entging Tscherkasky nur dadurch der haftung.

Drei rüstige Gesellen der Versammlung aber fuhren die ganze in Moskau umher, um weitere Unterschriften zu sammeln. Das der Fürst A. Kantemir, ein Graf Matweyew und derselbe Graf Andreyéwitsch Apraxin, der wenige Tage früher im Namen des Raths den stolz abschlägigen Bescheid auf die Eingabe Tscherkaskys des unzufriedenen Adels verfaßt hatte. So war es im Kreise dieser um Würde und Zuverlässigkeit der Charaktere bestellt. — Die drei boten veranlaßten noch 58 Gardeoffiziere und 37 Chevalier-Garde unterschreiben, so daß im Ganzen 262 Namen unter der Bitt standen.

Am entscheidenden Tage endlich (8. März n. St.) schritten die bündeten nicht ohne Zagen zur That. Sie hörten vor allem die wie um sich zum Tode zu bereiten und begaben sich dann einzeln u kleinen Gruppen nach dem kaiserlichen Palast, wo man wußte, was stand —: die Wachen waren verdoppelt. Die Zahl derer, die den durch ihre Gegenwart unterstützen wollten, wird sehr verschieden ang und schwankt in den verschiedenen Quellen von 300 bis zu 800. T kasky und Barätinsky erschienen um 10 Uhr, begleitet von einer An sehr vornehmer Herren, unter denen sich die beiden Söhne des G Kanzlers Golowkin befanden und der Feldmarschall Fürst Trubet Wenige Tage früher hatte dieser Letztere seinen Namen als den e und vornehmsten unter die von Apraxin verfaßte Schrift des Hohen R gesetzt —: jetzt stand er in Person als der erste und vornehmste an Spitze der Gegenpartei.

Die Herren baten um eine Audienz, die gewährt und zu der auch Hohe Rath herbeigerufen wurde. Der Feldmarschall Trubetzkoy trat und begann die Bittschrift des Adels vorzulesen, da er aber die Fassu

Digitized by Google

…d ins Stottern verfiel, mußte Tatischtschew an seine Stelle treten …ang ihm besser; er las mit fester Stimme. Nun wollte Tscher… Wort nehmen, Wassily Lukitsch Dolgoruky gebot ihm Schweigen; … Recht er sich zum Gesetzgeber aufwerfe? — Tscherkasky er… thue er, weil die Machthaber die Kaiserin hintergangen hätten. …rukys, bis zum letzten Augenblick bemüht das Feld zu behaupten, … die Kaiserin auf, sich mit dem Hohen Rath in ihr Cabinet zurück… um die Sache zu überlegen; die Kaiserin schien zu schwanken — … sich im Saal ein gewaltiger Lärm, es ergab sich eine jener …wegten Scenen, deren Einzelnheiten später niemals mit Sicher…stellen sind. Sicher scheint nur, daß die anwesenden Garde… und Soldaten, von Saltykow veranlaßt, ihre Ergebenheit lärmend …n und erklärten, sie würden nicht dulden, daß man der Kaiserin …ng anthue; die Machthaber sollen dem Adel gedroht haben und … lauter von Adel und Garden bedroht. — Die Schwester …, die Herzogin von Mecklenburg, brachte ein Schreibzeug herbei … entschieden, hier sei nichts zu überlegen, nur zu unterschreiben …durch wirklich die Entscheidung herbei; die Kaiserin schrieb …schrift: „Dem gemäß zu vollführen“ — und indem sie die … Ruhe verwies, forderte sie doch zugleich den wachthabenden …bei und gebot ihm, da sie wohl sehe, daß sie hier nicht in … sei, von niemandem Befehle anzunehmen, als von dem General … — ihrem Vetter und Vertrauten.

… diesem Einen Wort war die Autorität auch des Feldmarschalls …ly vernichtet — ja dieses Wort war, bei dem freiwilligen Eifer, … Gardeoffiziere zeigten, vielleicht nicht einmal nöthig. Die bis… Machthaber sahen sich jedes Ansehens beraubt, wehrlos in den … ihrer Gegner und der Kaiserin — denn wie die fremden Ge… erfuhren und berichteten, war die Stimmung inzwischen eine solche …n, so leidenschaftlich aufgeregt, daß der geringste Versuch eines …andes von ihrer Seite Blutvergießen und ihren Untergang herbei… … hätte.

…er Adel wurde entlassen, um in einem anderen Saal alles Weitere …then und zu beschließen; die Mitglieder des Hohen Raths zog die … an ihre Tafel, damit sie diese Berathung nicht stören, vor allem … sie nicht in die Stadt eilen und doch vielleicht irgend einen ver…en Widerstand in das Leben rufen könnten. Es möchte in diesen … unter allen Bedingungen schwer gewesen sein, sich dem Gebot …er Etiquette zu entziehen, hier nun vollends sahen sich die Geladenen … von Bewaffneten umgeben, deren drohende Haltung unbedingten …am forderte. Sie folgten dem Ruf zum Mahle, bei dem wohl …hnungen mehr als Einen verfolgt haben mögen.

Der Adel begann inzwischen seine Berathungen, aber wie sollten

Digitized by Google

mehrere hundert Männer, bis auf wenige Ausnahmen Leute vo
beschränkter Bildung, ohne daß der Gang der Verhandlungen au
irgend geordnet, durch irgend eine Leitung geregelt gewesen wäre,
wenigen Augenblicken in den verschiedenen Entwürfen zurecht finde
vollends in der kurzen Zeit, während die Kaiserin tafelte, über ein
fassung des Reichs einig werden! — Sie vermochten das um so w
da die Wenigen unter ihnen, die, wie Tatischtschew, allenfalls der A
gewachsen waren, auf ganz andere Ziele zusteuerten. Nach vielen
wirrten Hin- und Herreden, das in keiner Richtung weiter führte,
der Generalmajor und Major der Preobrashenskischen Garde,
Jussupow, in Mitten der allgemeinen Rathlosigkeit vor, man sol
Kaiserin bitten, ganz einfach die „Selbstherrschaft" wieder zu überne
die unumschränkte Gewalt, wie ihre Vorfahren sie geübt hatten, um
land in der alten Weise zu beherrschen. Bald stimmte ihm die g
Versammlung bei; Viele, weil das die Lösung war, die sie von A
an im Sinn gehabt hatten, Andere weil sie sich unfähig fühlten,
einen anderen Ausweg aus allen Verlegenheiten nachzuweisen und
viele ohne Zweifel blos weil sie zu sehen glaubten, welche Wendu
Dinge nehmen würden und für das Klügste hielten nicht gegen den S
zu schwimmen.

Und doch stimmte die Versammlung dem Vorschlag nicht gan
dingungslos bei. Einige Rechte und Freiheiten wollte der Adel sich
jetzt noch sichern und in dem Papier, das nun eilig aufgesetzt w
sollten auch diese Wünsche ihren Ausdruck finden. Der Adel dankte
der Kaiserin dafür, daß sie geruht habe seine Bittschrift zu unterschr
„Um seine Dankbarkeit für diese Gnade darzuthun" ersuchte er sie
die acht Artikel, die ihr der Hohe Rath vorgelegt hatte, zu vernichten
die Selbstherrschaft, die unumschränkte Macht ihrer Vorfahren zu
nehmen. Freilich schloß sich daran die weitere Bitte an Stelle des H
Raths den dirigirenden Senat — der aus 21 Mitgliedern bestehen
— in Peters des Großen Weise wieder herzustellen und zu gestatten,
so oft erledigte Stellen neue Ernennungen nöthig machten, die n
Mitglieder des Senats, die Präsidenten der Collegien (das heißt Mini
und die Gubernatoren der Provinz durch Ballotirung vom Adel gew
würden. — Endlich hofften die Herren auch unter der neuen Regierun
in Folge einer Verminderung der Abgaben, glücklich zu leben.

Um drei Uhr Nachm. erschien der Adel wieder vor der Kaiserin u
ihren Tafelgästen; Fürst Kantemir trug diesmal seine Bitten vor.
die Kaiserin hörte, daß man ihr wirklich die unumschränkte Macht b
daß Alles gelungen sei, war sie freudig bewegt im Begriff ihren Da
durch eine tiefe Verbeugung zu erkennen zu geben — die Gräfin Salt
kow hielt sie ab. Zu ihrem bisherigen Wächter Dolgoruky gewendet, sag
darauf Anna Iwanowna: „Also war es nicht der Wunsch des Volks, der

... Bedingungen unterschrieb, die mir in Mitau vorgelegt wurden? ... scheint, Du hast mich betrogen, Fürst Wassily Lukitsch?" — Sie ... das Papier mit den unterschriebenen Artikeln — der Kanzler ... hatte es dienstfertig zur Hand — die Kaiserin zerriß es vor ... Dann wurde Jaguzynski herbeigerufen und in seine früheren ... wieder eingesetzt; derselbe Feldmarschall Dolgoruky, der ihn ver... ..., mußte ihm jetzt seinen Degen zurückgeben, — und endlich ... die Kaiserin zum Schluß der Ereignisse des Tages: „Das rus... ...ich ist von langer Zeit her mit unumschränkter Gewalt beherrscht ... und ich trete in die Rechte ein, die meine Vorfahren geübt haben, ... nach Erbrecht, und wie der Hohe Rath sagt, durch Wahl den ...stiegen habe und wer sich meinem Willen widersetzt, wird als ... bestraft werden."

...er rechtmäßige Erbin des Reichs, noch rechtmäßig gewählt in ...de, wo niemand ein Wahlrecht hatte, konnte die Kaiserin Anna ... auf ein Erbrecht noch auf eine Wahl berufen — und berief ... unbestimmten Weise auf beides zugleich. Ein Ceremonien... ...richtigte die fremden Gesandten, daß die Kaiserin die Re... ...mehr als Selbstherrscherin übernommen habe — und sofort ... Befehle zufolge wurde in allen Kirchen Rußlands vom 11. März ... Selbstherrscherin Anna Iwanowna ein neuer Eid der Treue ...

...dem sie so entschieden auftrat, nahm aber die Kaiserin mit gutem ... aus der letzten Bittschrift des Adels genau nur die Selbstherrschaft ... heraus. Was sonst noch für Wünsche laut geworden waren, das ...te Wahlrecht des Adels, das die Selbstherrschaft nicht wenig be... ... hätte —: das Alles wurde überhört und in Vergessenheit begraben, ... es nie gesagt worden.

...st 38 Tage waren seit dem Tode Peters II. verflossen, und in ... kurzen Zeit hatte sich eine merkwürdige Revolution vollendet. Als ...tion müssen wir bezeichnen was geschehen war, schon weil hier viel ... als ein bloßer Wechsel der Personen stattgefunden hatte. Die Re... ... nahm eine veränderte, ja entgegengesetzte Richtung. Die altrus... Partei, die sich unter Peter II. der Regierung bemächtigt hatte, war ..., die Leitung des Staats kam in die Hände der entgegengesetzten ..., die sich der europäischen Civilisation zuwendete.

...ber die Ereignisse dieser Tage erhielten auch noch eine andere, viel ... und viel tiefer reichende Bedeutung. Die hergestellte Selbstherrschaft ... in der That nicht mehr die alte; sie wurde in der alten Form etwas ...lich anderes. Für Peter den Großen, der weder an seinem Recht, ... an seinem Beruf, noch an sich selbst je zweifelte, war die unum...ränkte Macht Mittel gewesen; die Umgestaltung Rußlands im Sinn ...ropäischer Gesittung war der Zweck, den er verfolgte.

Digitized by Google

Anna Iwanowna dagegen fühlte sich bei zweifelhaftem Recht auf dem Thron; sie hatte die oligarchischen Gelüste der Magnaten gelernt, sie hatte gesehen daß auch die Gegenpartei, die ihr zum über die Oligarchen verholfen hatte, ihre Macht zu beschränken stre wußte, daß der größte Theil der Geistlichkeit und des Adels, das Alt-Russenthum unzufrieden sei, daß sie kaum Einzelnen vollkommen dürfe, und wurde durch mancherlei Umtriebe stets von neuem da innert. Sie hatte sich zu wahren. **Von ihrem Regierungs-A an wurde die Selbstherrschaft in Rußland ihr eigener die Erhaltung ihrer, selbst die eigentliche Aufgabe de umschränkten Macht.** Alles Andere wurde Nebensache. **Un ist der Charakter der Regierung Rußlands geblieb auf die Zeit Alexanders I. herab.**

Die Regierung Katherinas II. macht keineswegs eine Ausn auch für sie war sich selbst in ungeschmälerter Macht auf dem Th behaupten die eigentliche Aufgabe. Was sie nebenher that — Ge oder den Schein der Gesittung in Rußland zu fördern — das nicht der Sache wegen; es geschah zur Verherrlichung ihrer eigenen P und war am Ende auch ein klug gewähltes Mittel der Selbstherrsch Es war der Kaiserin Katherina darum zu thun, in lobender Weise sich reden zu machen, namentlich die Stimmen der Leute zu gewin von denen zur Zeit die öffentliche Meinung in ganz Europa beherr wurde — Voltaire's z. B. und der Encyklopädisten. Sie ließ sich zu Ende keine Mühe verdrießen und schmeichelte diesen Leuten selbst in Weise, die kaum geziemend genannt werden könnte, auch wenn das b Menschen gewesen wären. Sehr Vieles, was sie verfügte, hatte k anderen Zweck, als ihr den Beifall dieser Stimmführer zu sichern, bek zu werden und Stoff zu lobenden Verherrlichungen zu liefern. Die gemeine und laute Bewunderung ganz Europas sollte manches Bedenkl in Vergessenheit bringen, ihr gewissermaßen das fehlende Recht ersetzen sie schützen, als eine hochverehrte Persönlichkeit, gegen die sich nie vergehen dürfe, ohne den strengen Tadel ganz Europas auf sich zu

---

Kaum sah sich die Kaiserin Anna im Besitz der Macht, so ersch auch Ernst Johann Biron in Moskau, und die neue Regierung wu eingerichtet.

Der Hohe Rath wurde aufgehoben. Der Senat bestand nunm aus einundzwanzig von der Kaiserin ernannten Mitgliedern, unter den sich der Kanzler Golowkin, Ostermann und die drei Feldmarschälle Galiz Dolgoruky und Trubetzkoy befanden; ferner diejenigen Herren, die s besonders thätig im Dienst der Kaiserin erwiesen hatten, wie die Fürst Tscherkasky, Barätinsky und Jussupow, Graf Saltykow und Andere; neb

aber vorläufig auch noch der Fürst Wassily Lukitsch Dolgoruky, der ...nlich gegen die Kaiserin am meisten vergangen hatte, und Dmitry ..., der von Allen am eifrigsten bemüht gewesen war, eine Oligarchen... zu gründen, den die Kaiserin am wenigsten zu ihren Freunden ...durfte. Doch deckten ihn fürs erste noch die Verdienste seines ..., des Feldmarschalls Galitzyn.

...n Anfang an aber wurde das Bestreben sichtbar diese angeblich ...behörde — die doch immer eine Versammlung russischer Großen blieb, ...n deshalb Bedenken erregen konnte, wenn ihr eine wirkliche Macht ...wurde — so unbedeutend als möglich zu machen, und ohne eigene ... auf einen engen Kreis unselbständiger Thätigkeit zu beschränken. ...at sollte, wie schon die Ernennung eines Wassily Dolgoruky und ...Galitzyn bewies, vorzugsweise als Mittel dienen, unbequeme oder ...are Persönlichkeiten, indem er sie in sich aufnahm, in anständiger ...n allem wirklichen Einfluß auf den Gang der Regierung zu ent... mit einer glänzenden Nichtigkeit abzufinden. Das war so in ...fallend, daß auch die fremden Minister sich nicht darüber täusch... ...diesem Sinn an ihre Höfe berichteten.

...eigentliche Regierung des Reichs wurde ein kaiserliches Cabinet ... das aus nur drei Cabinetsministern — Golowkin, Tscherkasky ...rmann — bestand. Golowkin, nie sehr bedeutend und nunmehr ...Jahren, hatte aber da in der That nicht viel mehr zu sagen, als ... Alexey Mich. Tscherkasky, dessen beschränkte Fähigkeiten und Un... ...it von allen Zeitgenossen einstimmig bezeugt werden. So fielen ...schäfte und die Entscheidung in allen Fragen nothwendiger Weise ...schließlich in Ostermanns Hände, weil er allein der Sache gewach...er. — Das Kriegswesen wurde von dem Präsidenten des Kriegs...ums, dem Feldzeugmeister, späteren Feldmarschall Grafen Münnich, ...et.

...inen stets wachsenden, ja Alles überragenden Einfluß auf Geist und ... der Regierung im Allgemeinen übte Biron als Ober-Kammerherr, ... verbündet mit ihm waren die Brüder Löwenwolde, die der Kaiserin ...er-Hofmarschall und Ober-Stallmeister nahe standen.

...in reiches Maß — ein Uebermaß vielmehr von Belohnungen fiel ...legenheit der Krönung (9. Mai) allen denen zu, die der Kaiserin ... während der Krisis behülflich und zu Dienst gewesen waren. Ab...en von allen Beförderungen und den vertheilten Ordensbändern, ...en viele von ihnen auch reich mit Geschenken ausgestattet; so erhielt ...Feldmarschall Galitzyn, nach russischer Redeweise 4000 Seelen, d. h. ...eigene Bauern, zum Geschenk; eben so viele der Fürst Kantemir, und ...st Tatischtschew eintausend, obgleich sein neuester Biograph versichert, ...sei unbelohnt geblieben.

Aber auch die strafende Hand der Regierung hatte schon vor der

Digitized by Google

Krönung die Familie Dolgoruky getroffen; nur der Feldmarschall
Namens und sein Bruder Michail blieben auch diesmal noch unang
Der Fürst Alexey und dessen Kinder — und unter ihnen der Gü
und die Braut des verstorbenen Kaisers wurden nach Beresow in S
„verschickt", — man beschuldigte sie, und nicht ohne Grund sich m
werthvolle Eigenthum der Krone angeeignet zu haben. Wassily
wurde als Gefangener auf Lebenszeit nach dem Solowetzkischen Klos
Weißen Meer gesendet — und nur die Brüder Alexeys, Sergy und
Grigoriewitsch wurden etwas milder behandelt, — die Regierung be
sich, sie auf ihre Güter zu verbannen, und dort streng bewachen zu
Ueberhaupt zeigten die Kaiserin und ihre Rathgeber im Lauf der J
daß sie ein sehr gutes Gedächtniß hatten, und aller vorläufigen oder
Nachsicht und Milde ungeachtet, nachzuholen wußten, was im ersten Au
blick mit Stillschweigen übergangen war. Einer nach dem Andern wur
die Oligarchen von ihrem Schicksal erreicht. So erinnerte man sich
allzu lange nach der Krönung, noch im Herbst desselben Jahres (1730)
wieder des Feldmarschalls Dolgoruky, und er wurde als Staatsgefang
nach Schlüsselburg gebracht, ohne daß irgend ein neues Ereigniß Ver
lassung dazu gegeben hätte.

Dmitry Galitzyn wurde, gegen eigenes Erwarten, lange vers
selbst nach dem Tode des Feldmarschalls, der ihn geschützt hatte.
dem Augenblick an, wo seine großartigen Pläne scheiterten, hatte er
dem härtesten Schicksal verfallen geglaubt, dabei aber unter Allem al
eine würdige Haltung zu behaupten gewußt. In dem Augenblick, wo
Kaiserin sich der Selbstherrschaft bemächtigte, hatte er zu Freunden
bekannten Worte gesprochen, die Manstein und der Herzog von Liria
richten: „Das Mahl war bereitet, aber die Gäste waren seiner nicht wür
Ich weiß, daß Unheil über mein Haupt hereinbrechen wird; was thut
ich werde für das Vaterland leiden. Ich bin alt, der Tod schreckt
nicht, aber diejenigen, die sich meiner Leiden freuen wollen, werden schlim
leiden als ich." — Und er täuschte sich nicht; wenn auch anfangs g
sollte er doch nach Jahren (1737) inne werden, daß man auch ihn
vergessen hatte. Er wurde beschuldigt, als Senator zu Gunsten sei
Schwiegersohns, des Fürsten Constantin Kantemir, in einem Prozeß g
dessen Stiefmutter, ein ungerechtes Urtheil herbeigeführt zu haben,
Tode verurtheilt, dann aber durch die „angeborene Großmuth" der Kaise
zu lebenslänglicher Haft in Schlüsselburg und Einziehung seiner Gü
begnadigt. — —

Die Geistlichkeit wurde sehr bald gewahr, daß sie nicht zum eige
Vortheil mit an dem Sturz des Hohen Raths gearbeitet hatte und ni
dabei gewann; daß sie nicht hoffen durfte, wieder einen Patriarchen
der Spitze der russischen Kirche zu sehen, daß sie nach wie vor von jed
Einfluß auf den Gang der Regierung ausgeschlossen blieb, daß die K

Digitized by Google

ungsgewalt in die Hände von Fremden, von Protestanten fiel, und Regierung in dem Sinn der verhaßten Reformen Peters des Großen er geführt wurde.

Auch die Menge des Adels sah sich bitter getäuscht; sie sah Fremde chen; von einem Wahlrecht des Adels, von einer Möglichkeit über alle en und einträglichen Stellen im Staat nach Gutdünken zu eigenem theil verfügen zu können, wie man gehofft hatte, war nicht die Rede; schöne, bequeme Zeit altrussischen Wesens, in dem man sich der Unheit und Rohheit nicht zu schämen brauchte, wollte nicht wiederkehren. Die Unzufriedenheit war in diesen Kreisen bald sehr groß, und in der Geistlichkeit namentlich, zeigte sich wieder nur die Minderheit, deren Spitze Feofan Prokopowitsch stand, der neuen Zustände froh. Der widersprechende Geist, von dem die Kirche weit überwiegend bewar, äußerte sich in einzelnen Fällen sogar mit einer Kühnheit, die wohl kaum erwartet hatte, und es ergab sich, daß selbst der Vorg des Feldmarschalls Dolgoruky, die Zarin-Großmutter Eudoxia auf den Thron zu erheben, keineswegs so abenteuerlich war, als könnte; daß die fremden Minister im Gegentheil Recht gehabt zu berichten, die Wahl könne auf diese in altrussischer Weise fanafallen; daß eine solche Wahl sogar in gewissen fanatisch altKreisen entschiedenen Beifall gefunden hätte.

Die amtliche Anzeige, daß Anna Iwanowna die Regierung angetreten die begleitet von dem Befehl, in herkömmlicher Weise für sie zu in alle Provinzen versendet wurde, gelangte am 25./14. Februar nach Woronesch; und darauf ließ der dortige Bischof, Lew Jurlow, die regierende Kaiserin Eudoxia Feodorowna beten. Er weigerte sich das Manifest der Kaiserin Anna bekannt zu machen; angeblich weil nicht vom Synod zugesendet worden sei. Als der Gubernator nach Moskau berichtete, fand Lew Jurlow im Synod einen Been an dem Erzbischof Georg Daschkow von Rostow — man beruhigte auf dessen Betreiben, mit der in unbestimmten Ausdrücken gehaltenen rung des Bischofs, daß der Gubernator ihn aus persönlicher Feindverläumde; die Sache blieb liegen, und Lew Jurlow wurde sogar Juni) zum Erzbischof von Astrachan befördert.

Zu seinem Unglück aber suchte Feofan Prokopowitsch, der sich während Herrschaft der Dolgorukys vielfach bedroht gesehen, und großer Gewandtheit bedurft hatte, um sich allen Gefahren zu entwinden, nun seinerdie Gunst der Umstände zu benützen, um seine Feinde zu vernichten, denen auch Georg Daschkow gehörte, und er wußte der Sache eine Wendung zu geben, daß sie die widerspenstige Geistlichkeit erschreckte — gleich aber auch noch mehr erbitterte. Er machte die Kaiserin persönlich auf den Hergang aufmerksam, und bewirkte, daß sie persönlich eine strenge Untersuchung befahl. Nun zeigte sich ein großer Eifer in allen Behörden;

Lew Jurlow wurde vom Synod der erzbischöflichen und priesterlichen
selbst der Eigenschaft als Mönch entkleidet und dann vom Sen
Gefangener in ein Kloster im hohen Norden verbannt.

Georg Daschkow, schon vom Synod ausgeschlossen, suchte sich,
Sache ernsthaft wurde, dadurch zu retten, daß er um die Erlaubn
sein Amt niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen; da
ihm das nicht, da Feofan ihn vor Allen treffen wollte. Er wurde
Würde entsetzt, in ein Strafkloster verbannt — dann später in
Prozesse verwickelt, zu denen er allerdings durch Bestechlichkeit un
fache Handlungen der Unredlichkeit nur zu viele Veranlassung g
hatte, und so endete dann dieser verwöhnte Schwelger seine Ta
Gefangener in einem sibirischen Kloster bei Nertschinsk.

In den Kreisen des Adels wurde die Stimmung eine solche, d
Sympathien sich den Dolgorukys zuwendeten. Diese Fürsten, di
eben der Adel bemüht gewesen war zu stürzen, wurden überraschend
fast zu Märtyrern in den Augen der altrussischen Menge, zu D
deren Leiden die Intriguen der „Deutschen" herbeigeführt hatten.
nach wenigen Wochen (am 5. Juni 1730), also zu einer Zeit, wo
und die anderen Deutschen noch gar nichts, weder Gutes noch
gethan hatten, mußte der Herzog von Liria seinem Hof berichten —:
Volk schreit öffentlich gegen die Deutschen, besonders gegen zwei:
wolde und Biron" —; ein Beweis, daß dieser Haß nicht erst du
Unthaten hervorgerufen wurde, die man Biron zur Last legte,
dern ohne weitere Veranlassung, schon durch das bloße Dasein
Deutschen. Aehnliches von dem Unwillen, mit dem die Russen
in der Umgebung der Kaiserin sahen, hatte der englische Gesandte
schon am 11. Mai in die Heimat berichtet.

Ihre Hoffnungen für die Zukunft aber, ihre lebhaftesten Sympa
wendeten die Alt-Russen nunmehr im Stillen der Prinzessin Elis
Petrowna zu. Daß diese Fürstin schön war, ist bekannt, und in
Jugend, ehe der Mißbrauch, den sie mit dem Leben trieb, ihre Ge
kräfte abgestumpft hatte, soll sie auch nicht ohne Geist gewesen sein.
seitdem ihr Neffe Peter II. sich im Ueberdruß von ihr gewendet
war sie sehr tief gesunken, in eine sehr triviale Sinnlichkeit verloren
einem geradezu ganz unverschleiert anstößigen Lebenswandel hingege
Die Dolgorukys hatten, zur Zeit ihrer Macht, nöthig erachtet, ihr
dem Kloster zu drohen, um dem Aergerniß ein Ende zu machen, das
gab — und jetzt wendete sich die Gunst der Alt-Russen ihr wieder
Freilich gehörte sie ihrem Wesen, ihren Neigungen nach ganz zu ihn
namentlich die Geistlichkeit mußte wohl Gefallen daran finden, daß
allen Gebräuchen der russischen Kirche die größte Ehrfurcht bezeigte u
Wallfahrten zu Fuß nach dem Dreifaltigkeits-Kloster unternahm. — U
wie der Mensch sich nun einmal immerdar in Widersprüchen beweg

Digitized by Google

…de in ihr von den Alt-Russen nun auch die Tochter Peters des Großen …hrt. Seltsam genug! Die Neuerungen, das Streben, das System …erer und äußerer Politik Peters des Großen — das gerade war es, …gen die Partei der Alt-Russen sich immerdar empörte — und doch …irkte ihr zugleich die große Persönlichkeit des Kaisers in der Weise, … der Glanz seines Namens seiner Tochter auch in ihren Augen eine … Bedeutung verlieh.

Die Kaiserin Anna sah das Alles wohl und war nichts weniger als …von Sorgen. Sie fürchtete vergiftet zu werden und genoß keine …eise, die nicht ihr zuverlässiger Koch bereitet hatte. Auch blieb ihr nicht …rgen, daß der Eifer, den die Garden im entscheidenden Augenblick …than hatten, nicht ihrer Person galt, sondern gegen die Dolgorukys …det war, und daß sie, wie die herrschende Stimmung sich seitdem …t hatte, auf eine unbedingte Ergebenheit dieser Regimenter nicht …n durfte. Sie ließ, zum Schutz ihrer Person — ja geradezu zum … gegen die beiden alten Garderegimenter — ein drittes errichten, das … einem Dorf und Lustschloß in der Nähe von Moskau, wo die Kaiserin … großen Theil ihrer Jugend verlebt hatte, das Ismailow'sche genannt …. Die zweitausend Mann, welche die drei Bataillone bildeten, wurden … dem kleinrussischen Adel zusammen geworben, damit sie dem alten …Rußland so fremd wie möglich wären. Die Offiziere wurden, mit … Ausnahmen, aus fremden Diensten herbeigezogen oder unter dem …ischen und kurländischen Adel gewählt. Der ältere Löwenwolde … Oberst dieses neuen Regiments; der Schotte James Keith, als … aus England flüchtig, später als preußischer Feldmarschall berühmt, …lieutenant, und ein jüngerer Bruder Birons (Gustav), aus polni… Diensten herbeigerufen, Major. — Wenig später wurde in ähnlicher … und zu gleichem Ende auch ein Regiment „Garde zu Pferde“ er…, dessen erster Oberster auch ein Deutscher, Baron Trautvetter, war.

Bald entschloß sich dann die Kaiserin auf Ostermanns dringenden … den Sitz der Regierung wieder nach Petersburg zu verlegen, wo sie … sich mehr gesichert glauben durfte, und ein Gang der Regierung im … Peters des Großen auf geringere Schwierigkeiten stieß. Doch durfte … Plan nicht anders als mit der größten Vorsicht bekannt gemacht …en. Die Kaiserin sagte ihrem Hof und den fremden Gesandten, sie … im kommenden Winter nach Petersburg zu gehen, doch werde dieser …flug nur eine Spazierfahrt sein; ihren bleibenden Aufenthalt werde … in Moskau nehmen.

Doch unterblieb zur Zeit dieser Ausflug; erst ein Jahr später kam … Plan zur Ausführung (Januar 1732), und selbst dann wurde die …sicht, die damit verbunden war, nicht förmlich ausgesprochen. Die Be…den folgten nach und nach dem Hof in die neue Hauptstadt, und es …stand sich am Ende stillschweigend von selbst, daß die Regierung dort

blieb. In Petersburg sah es übel aus, als Anna dorthin zurück Ueberall zeigten sich da die Spuren eines auch absichtlich geförderter falls. Die Paläste, die der Adel auf Peters des Großen Befehl mußte, waren nach seinem Tode unvollendet geblieben, und in diese stande zu Ruinen geworden. In den Straßen wuchs Gras, und i entfernteren Theilen der auf sumpfigem Boden gebauten Stadt nah Versumpfung wieder überhand.

So war denn Petersburg zur Zeit kein sehr anziehender Aufent ort und noch dazu schien ein böses Geschick über die Stadt zu w Sie wurde mehrmals durch wiederholte Feuersbrünste zum großen vernichtet. Man mußte sich bald überzeugen, daß diese Feuer nic fällig entstanden waren; der Tradition zufolge, die in den höheren schaftlichen Kreisen in Rußland bis auf die Gegenwart herab fort sollen die angestellten Untersuchungen sehr bald auf die Entdeckung g haben, daß diese gewaltigen Brände auf Veranstaltung der Geistl angelegt waren. Die Absicht soll gewesen sein, Petersburg für ein gierung und einen Hof unbewohnbar zu machen, was damals m scheinen konnte, da die Stadt fast ganz aus Holz gebaut war. So man die Regierung zwingen nach Moskau zurückzukehren. Sollt Kaiserin, wie die Tradition weiter berichtet, auch in Petersburg nich rathen gefunden haben gegen die Geistlichkeit in Masse einzuschreiten ließe sich das wohl erklären. Doch beruht das Alles, wie gesagt, nur auf Ueberlieferung. Zu welchem Ergebniß die damaligen U suchungen geführt haben, darüber ist niemals irgend etwas officiell be gemacht worden.

Da nun die Kaiserin Anna durch die Umstände gezwungen war vor den Altrussen zu hüten, dagegen auf die Fremden und auf die wenn wir so sagen dürfen, europäisch gesinnte Partei im Lande zu st ergab sich ganz von selbst, daß sie im Geist und Sinn Peters des Gr fortwirken, seine Pläne weiter führen mußte, obgleich ihr selbst nicht strebende Sinn angeboren war, der mächtig umgestaltend auf seine gebung einzuwirken sucht.

So geschah dann manches Löbliche. Manches von Peter dem Gr begonnene und seither vernachlässigte Werk, wie der Canal von Lad wurde vollendet. Unter anderem wußte Münnich, der Feldmarschall und Sitz und Stimme im Cabinet erhielt, die in der letzten Zeit d aus vernachlässigte Armee auf einen besseren Fuß zu setzen und durch Errichtung eines Cadettencorps für eine etwas bessere Erziehung der heimischen Offiziere zu sorgen. Es geschah Vieles was insbesondere Heer, Vieles was dem Adel erwünscht sein mußte. Bisher hatten aus der Fremde herbeigerufenen Offiziere einen bedeutend höheren S erhalten als die einheimischen; die „alten Einwanderer", wie man nannte, d. h. die in Rußland geborenen Söhne und Nachkommen Fremd

Digitized by Google

in russische Dienste getreten waren, einen erheblich geringeren — die ziere russischer Abstammung den niedrigsten. Auf Münnichs Vor- g wurde diese Verschiedenheit aufgehoben, die allerdings etwas Ver- des hatte, alle Offiziere gleichen Grades wurden gleichgestellt, der lediglich, und für alle gleich, nach dem militärischen Grad bemessen. Bei der Abneigung gegen jedes Erstgeburtsrecht, die in Rußland schte, war, was unter dieser Kaiserin in Beziehung auf den adeligen ndbesitz verfügt wurde, gewiß sehr erwünscht und in seinen nothwen- n Folgen von größerer Wichtigkeit als es im ersten Augenblick den ein haben mochte. Die Lehen (Pomestie) waren durch Herkommen ch geworden und zwar, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, nmehr Abgaben auf den Lehen hafteten, mit dem wirklichen Dienst n eine Besoldung verbunden war, nicht mehr in jener alten Weise, folge die Kinder von den Lehen des Vaters nur einen Antheil be- n, der ihrem eigenen Dienstrang entsprach, sondern im Ganzen, aber r Beschränkungen, die ein Gesetz Peters des Großen im Jahr 1714 gt hatte. Wie der große Kaiser überhaupt Majorate begünstigte, en Lehen, diesem Gesetz zufolge, weder verkauft noch verpfändet, auch nicht mit Hypotheken belastet werden, und der Besitzer konnte nur einem seiner Söhne ungetheilt hinterlassen. Ein neues Gesetz e nun die Verhältnisse wieder her, wie sie unter dem Zaren Alexey ailowitsch gewesen waren; das heißt, es wurden alle Beschränkungen ehoben, die der große Kaiser verfügt hatte, und in Folge dessen wurde Unterschied zwischen Lehn und Erbe im Lauf der Zeiten mehr und verwischt, ein Heimfallsrecht des Staats, das im Begriff des Lehens durch die Befugniß Lehen zu veräußern, zu verpfänden und mit den zu belasten, ganz illusorisch, so daß der in der Theorie dennoch stehende Unterschied nur zu Verwirrungen und Chicanen Veranlassung Wie die thatsächlichen Verhältnisse sich auf diesem Wege weiter ent- lten, mußten sie schließlich dahin führen, daß das wirklich Bestehende der Form nach ausdrücklich vom Gesetz anerkannt, der Unterschied hen Lehn und Erbe aufgehoben und aller adelige Grundbesitz für s Eigenthum nach Allodial-Recht erklärt wurde, wie das dann unter erina II. geschah.

Außerdem aber gewährte die Kaiserin Anna dem Adel gleich zu An- ihrer Regierung auch noch andere sehr wesentliche Erleichterungen. zu ihrer Zeit war der Adel Rußlands, wie die deutschen Dienst- nnschaften des früheren Mittelalters, dem Landesherrn zu persönlichem nst ohne bestimmtes Maß verpflichtet. Peter der Große hatte ihn bis das Aeußerste in Anspruch genommen und niemanden des Dienstes lassen, so lange er noch im Stande war etwas zu leisten: Anna Iwa- wna verfügte nun, daß kein Edelmann vor dem vollendeten zwanzigsten hr in den Dienst zu treten brauche und daß ein jeder nach fünfund-

Digitized by Google

zwanzig Dienstjahren den Abschied nehmen könne und dabei den h
Rang unmittelbar über dem, in welchem er zuletzt gestanden hatte
Belohnung erhalten solle. Sie gestattete endlich, daß ein Vater me
Söhne einen derselben ganz dem Dienst entziehen dürfe, um ihm di
waltung des Vermögens der ganzen Familie anzuvertrauen.

Manches Andere, das in Kirche und Schule angeordnet wurde
an sich nicht weniger zu loben, verletzte und empörte aber die altru
Gesinnung. Als Einleitung dazu waren alle die Prälaten aus dem S
entfernt worden, die den alten Zuständen geneigt waren, darunter
mentlich die beiden Erzbischöfe Feofylakt Lopatinsky und Georg Da
und die großrussische Geistlichkeit war ergrimmt, obgleich die Umgesta
der Behörde so weit als möglich in schonender Form ausgeführt w
war. Die Regierung war nämlich zu Werke gegangen, als ob es
Synod noch gar nicht gebe und die Behörde ganz neu zu bilden
Die Mitglieder, die sie bilden sollten, wurden ernannt, als ob von
neuen Einrichtung die Rede sei, und diejenigen, die man entfernen w
fanden sich einfach nicht unter den Ernannten.

Mit Ernst wurde durch neue Ukase auf eine bessere Disciplin
Klöster gedrungen, und das war sehr nöthig, denn die Nachsicht der l
Jahre hatte die Mönche wieder zu dem gemacht, was sie früher, vor
strengen Reformen Peters I., gewesen waren, d. h. zu einer wahren L
plage. Wenn man erwägt, was in den Verfügungen des Synods (
31. August 1732) den Klöstern und Mönchen befohlen und verboten
ergiebt sich das Bild eines Zustandes, den man kaum für möglich h
sollte. In der Hauptsache wurde befohlen, daß in jedem Kloster ein
zeichniß der Mönche, die dazu gehörten, geführt werden solle. Stand
Name der Mönche, Zeit und Umstände der Aufnahme eines jeden s
darin vermerkt und eine Abschrift dieser Listen dem Synod eingerei
werden. Den Mönchen wurde befohlen, auch wirklich in den Klöst
seßhaft zu bleiben, zu denen sie gehörten, nicht ungebunden im Lande
herzuschweifen. Diejenigen Mönche, die sich ohne Ursache, ohne bestimm
Auftrag und Paß ihres Abtes im Lande herumtrieben, unter falsch
Vorwand bettelten, in Schänken dem Trunk überließen, unanstän
Possen trieben, sich in Händel verwickelten und bei Schlägereien bethei
ten, sich in „anstößigen Oertlichkeiten" einquartierten oder vielfach
verkehrten —: die sollten als Landstreicher aufgefangen werden, und un
Umständen drohte ihnen das Gesetz sogar mit Sibirien.

Man sollte denken dagegen wäre nichts einzuwenden — dennoch al
erschreckten und empörten diese Verfügungen nicht nur alle Mönche, so
dern auch alle Aebte auf das Aeußerste. Der Schrecken der Aebte war
die verlangten Listen, denn eingestandenermaßen war unter ihnen in ga
Rußland kein Einziger, der nicht die Gesetze übertreten, nicht ganz n
früher hergebracht war, Unmündige, Ehemänner, die ihre Frauen ve

Digitized by Google

ſen wollten, Leibeigene, die ihren Herren entlaufen waren, und deſertirte Soldaten, arbeitsſcheues Geſindel jeder Art zu Mönchen eingekleidet hatten.

Da nun aber Haß und Unzufriedenheit doch nicht eigentlich durch hervorgerufen wurden was geſchah, ſondern durch den Umſtand, daß ...de, Deutſche die Macht in Händen hatten; — da dieſer Haß, dieſe ...friedenheit ſchon hervorgetreten waren als die neue Regierung noch ...ichts, weder Gutes noch Böſes, gethan hatte, — da ſie dann dadurch ...gert wurden, daß dieſe Fremden den Hof nach Petersburg zurück...en und die Regierung, anſtatt zu den alten Zuſtänden zurückzukehren, ...em neuernden, umgeſtaltenden Sinn Peters des Großen weiter ...en —: da war es natürlich, daß alles Wohlthätige, Fördernde, das ...rdnet wurde, nicht anerkannt, die herrſchende Stimmung nicht mil... dagegen wohl, was verletzend empfunden wurde, ſie mehr und mehr ... konnte.

Und deſſen, was den Unwillen beſonders der Altruſſen erregen konnte, ...ah allerdings gar Manches unter der Herrſchaft der Kaiſerin Anna. ...Regierung war durch die Umſtände zum Argwohn aufgefordert, ängſt... ...wahrte die Kaiſerin ihre Krone und mehr noch Biron ſeine Stellung. ...die Verhältniſſe in Rußland zur Zeit waren, mußte er ſich wohl ...gen, daß es ſich für ihn, wenn er geſtürzt wurde, nicht blos um den ...luſt von Macht und Reichthum handelte, ſondern um ein furchtbares ...ſal, das ihn dann ohne Zweifel traf. Er ſuchte natürlich ſolchen ...fahren vorzubeugen, ſeine Vertrauten lagen auf der Lauer und Aeußerun... der Unzufriedenheit, die gewagt wurden, waren nicht ſelten hinreichend, ...Verlauten in peinliche Unterſuchungen und ſchwere Strafen zu ver...keln.

In den Augen der Unzufriedenen wurde ſelbſt die thatenloſe Zeit ...en Verfalls und Rückſchritts unter Peter II., während welcher Ruß... eigentlich gar keine und nur der Hof eine nichts weniger als erbau... Geſchichte gehabt hatte, als Gegenſatz zu Annas Regierung, eine ...e Vergangenheit. Die damalige Stimmung der Altruſſen iſt dann ... auf die Gegenwart herab für die Darſtellung dieſer Periode ruſſiſcher ...ſchichte großentheils maßgebend geblieben. Die Zeit der Kaiſerin Anna oder Birons — wird von Ruſſen meiſt als eine entſetzliche, als eine ... haarſträubender Tyrannei geſchildert, wie ſich denn ſelbſt der ſonſt ...mäßigte Uſträlow zu der Aeußerung verſteigt, Rußland habe ſeit den ...gen Iwans des Schrecklichen nie ſo furchtbare Zeiten erlebt als unter ...iron und den fremden Machthabern jener Tage. Das iſt natürlich eine ... Uebertreibung, die durch die Thatſachen keineswegs gerechtfertigt wird. Rußland hat früher und ſpäter — vorher und nachher — ſchlimmere Tage geſehen als damals, und ſelbſt in Zeiten, die uns näher liegen, ...eße ſich gegen Potemkin und Araktſcheyew Eines und Anderes vorbringen, das ſchlimmer iſt als Alles, was man dem verhaßten Biron zur Laſt legen

Digitized by Google

kann —: nur daß es nicht vornehme Häuser traf, sondern die A
deren Stimme in den höheren Regionen der Gesellschaft weniger
wird. —

Es läßt sich allerdings erklären und in gewissem Sinn auch b
daß man am Ende doch lieber von einem Stammgenossen mißhande
will als von einem Fremden. Besonders von einem Fremden von ge
Herkunft und noch geringerem persönlichem Werth, der ganz ungeru
das Land gekommen war, gar kein Verdienst für sich geltend m
konnte und noch dazu die Landes-Eingeborenen mit einer Verachtun
handelte, die er immerdar cynisch zur Schau trug. Nur darf si
geschichtliche Forschung dadurch nicht irre führen lassen.

Trotz aller verwerflichen Willkürlichkeiten und Verfolgungen wa
Regierung der Kaiserin Anna im Ganzen und Großen unstreitig
Rußland fördernde. Selbst die Befangenheit kann nicht leugnen,
Ostermann und Münnich sehr tüchtige Leute waren. Das weiß
unter den russischen Großen einer der bedeutenderen anzuerkennen, d
früheste Jahre noch in die Zeit dieser Kaiserin fallen; der Geschichtsch
Fürst Schtscherbatow nämlich, der die Regierung der Kaiserin Ann
folgender Weise schildert: „Obgleich der ganze Hof zitterte, obglei
keinen einzigen Magnaten gab, der nicht von Birons Bosheit irgend
Unheil für sich fürchtete, war doch das Volk gut regiert. Es war
mit Abgaben überladen. Die neu erlassenen Gesetze waren klar
deutlich und wurden mit Genauigkeit ausgeführt. Die Magnaten f
teten eine Veranlassung zu ihrem eigenen Unglück zu geben, und da si
die Richter nicht von ihnen geschützt wurden, wagten auch diese nicht
recht zu thun und sich bestechen zu lassen. Regiert wurde durch das Cabi
in dem ein jeder ohne Unterwürfigkeit und Scheu seine Meinung
und sich erkühnte, auch der Kaiserin in den Berichten zu widersprech
denn sie hatte nie ein leidenschaftliches Verlangen dies oder das zu t
und suchte das Rechte; so war wenigstens in solchen Fällen die Sch
chelei verbannt; ja man kann sagen, sie (die Kaiserin) hatte keine Schmeich
unter den Magnaten. Die Dinge gingen einfach nach den Gesetzen,
der gehörigen Ordnung."

Nach allen unerfreulichen Einzelnheiten, die wir wissen, dürfen
natürlich diese Schilderung nur mit sehr großen Einschränkungen gel
lassen und nicht mehr aus ihr folgern, als daß es unter der Kaise
Anna in Beziehung auf Käuflichkeit, frevelnde Willkür, Ungerechtigkeit u
Unordnung im Lande nicht ganz so schlimm stand als unter der unmitt
bar vorhergehenden und der unmittelbar folgenden Regierung. Doch ab
widerlegen Schtscherbatows Worte die Uebertreibungen der Neueren, d
diese Zeit des „Fremden-Regiments" als die entsetzlichste von allen b
zeichnen. — Uebrigens bestand die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten"
deren regellos furchtbare Rechtspflege allerdings immerdar zur Folter ihr

...ucht nahm, unter Leitung des Generals, später Grafen, Uschakow, ...z aus Russen und selbstverständlich desgleichen auch der hochheilige ...nod, der auch gegen die persönlichen Feinde Feofans und gegen Prä... ...n, die sich durch ihre Unzufriedenheit verleiten ließen an der einen und ...ern Intrigue theilzunehmen, sehr schonungslos zu verfahren pflegte.

Der nächste Gegenstand des Argwohns war natürlich die Zarewna ...beth. Sie war während der Thronerledigung und der kritischen Zeit, ...ie folgte, wie verschwunden. Das scheint dadurch erklärt werden zu ...en, daß sie, wie Schlözer andeutet und ein Bericht des englischen ...anten bestätigt, eben zu der Zeit Mutter geworden war. — Nach ...r Aussage, die in dem späteren Prozeß der Dolgorukys vorkam, hätte ...ei Kinder gehabt, doch sind die später nie und nirgends zum Vorschein ...men. — Ihr damaliger Freund war ein Sergeant vom Semenow... Garderegiment, Namens Schubin, Sohn eines sehr armen Land...manns. Sein Schicksal ist bekannt. Im Anfang begünstigte die Kai... ...eine Beziehungen zu der Zarewna, weil sie diese herabwürdigten. ...in wurde vom Dienst im Regiment befreit und ganz zur Verfügung ...rinzessin gestellt. Aber er erlaubte sich, etwa ein Jahr nach jenen ...ungen, die unvorsichtige Aeußerung, man habe unrecht gethan Anna ...... zu wählen; man hätte sich der Tochter Peters des Großen ...... sollen. — Da wurde er verhaftet, gefoltert — offenbar in der ...aussetzung, daß es sich um eine Verschwörung handele, der man auf ...rund kommen könne — geknutet und zu lebenslänglicher Strafarbeit ... Kamtschatka verbannt. Elisabeth wurde natürlich in jeder Weise ...gesetzt und Peters des Großen Enkel, der junge Prinz von Holstein... ...rp, wurde, auf Annas ausdrücklichen Befehl, im Staatskalender unter ... Mitgliedern der kaiserlichen Familie ganz mit Stillschweigen über...gen.

Eine größere und tiefer gehende Bewegung im Innern scheint dann ...n Anhaltspunkt in den auswärtigen Beziehungen Rußlands gesucht zu ...n und theilweise, insofern sie augenblickliche Combinationen benützen ...te, selbst durch den Gang der auswärtigen Politik des Reichs hervor...rufen worden zu sein.

Ostermann war der Meinung, daß die im Lande herrschende Auf...ung und Verstimmung aus Gründen, die in ähnlichen Fällen stets ...derkehren, eine Action nach Außen nothwendig mache. Der Tod August ... Starken von Sachsen-Polen (1733) und eine neue Königswahl in ...len boten die nächste Gelegenheit dazu. Frankreich wollte den einst von ...m Schwedenkönig begünstigten Stanislaus Leszczynski, der inzwischen ...dwigs XV. Schwiegervater geworden war, wieder auf den polnischen ...hron erhoben wissen; Oesterreich den Schützling Frankreichs nicht in ...inem Rücken haben. Der Wiener Hof begünstigte daher gern die Wahl ...es Churfürsten von Sachsen, sobald dieser Kaiser Karls VI. bekannte

Digitized by Google

pragmatische Sanction unterschrieben und damit des Kaisers T
Maria Theresia, als Erbin seiner Staaten anerkannt hatte; Oestr
wußte dann auch die Kaiserin Anna und ihre Minister durch das
sprechen den Absichten Rußlands auf Kurland keine Schwierigkeiten i
Weg zu legen, dafür zu gewinnen. Biron war ohnehin durch di
nennung zum deutschen Reichsgrafen und überreiche Geschenke für
habsburgische Interesse gewonnen. Da das Schicksal Polens nun e
von Außen her bestimmt wurde, wählte eine große, hauptsächlich
Frankreich gewonnene und bezahlte Majorität des polnischen Adels w
Stanislaus Leszczynski, aber es fehlte auch nicht an einer von Oestr
und Rußland bezahlten Gegenpartei, deren Mitglieder auch zum
durch Familienfeindschaft und Eifersucht bestimmt wurden. Diese rie
flehentlich die Hülfe russischer Waffen herbei. Ein kleines russisches
von kaum zwanzigtausend Mann rückte in Polen ein und von
Widerstand zeigte sich nirgends eine Spur. Frankreich suchte freilich
Schützling einen wehrhaften Verbündeten zu verschaffen, indem es fi
Polens Kosten freigebig erwies und in der That — wieder einm
eine Theilung des Reichs vorschlug. Es versprach nämlich dem Köni
Preußen das polnische (West-)Preußen als Preis seines wünschenswe
Beistands. Der Vorschlag wurde aber von Seiten Preußens abge
Stanislaus Leszczynski mußte Warschau fliehend verlassen, ohne
einen Widerstand auch nur versuchen zu können — und in ganz
vertheidigte niemand als die deutschen Bürger der Republik Danzi
durch so viele Stimmen gewählten König. Unter russischem Schutz
inzwischen eine sehr geringe Minderzahl der „polnischen Nation“ —
des Adels — den Churfürsten von Sachsen; und dessen zahlreiche
kurz vorher leidenschaftlich laute Gegner, vor allen die Fürsten Czarto
machten dann auch sehr bald ihren einträglichen Frieden mit der sieg
Macht —: zunächst mit dem russischen Hof und durch dessen Vermittl
mit dem neuen König. Danzig wurde durch Münnich erobert.

Das Haus Habsburg freilich, an dem sich Frankreich für dies
lingen zu rächen suchte, bezahlte, wie bekannt, die Befriedigung den C
fürsten auf den polnischen Thron erhoben zu haben, mit dem Verlust
Königreichs Neapel und vertauschte nebenher, zu Deutschlands Scha
Lothringen gegen Toscana.

Viel wichtiger als diese Händel waren für Rußland die Ereig
an der Südgrenze des Reichs, wo es sich darum handelte, die P
Peters des Großen auszuführen, den Räubereien der Tataren ein E
zu machen und vor Allem die Küste zu erreichen und die Verbindung
dem Schwarzen Meere zu gewinnen. — An einem Vorwand zum Kri
fehlte es natürlich niemals, da die Unterthanen der Pforte, die Tata
der Krimm und der Steppe unmöglich einer strengen Disciplin unt
worfen, oder gewöhnt werden konnten das russische Gebiet zu acht

Digitized by Google

..n Krieg mit der Pforte hatte dann aber Rußland nicht allein zu ..n; denn mit ihm verbündet mußte Oesterreich an dem Kampf Theil ..men.

Mancherlei vorbereitende Maßregeln, die während der ersten Re..gsjahre der Kaiserin Anna getroffen wurden, lassen wohl erkennen, Ostermann von lange her einen Türkenkrieg im Sinn hatte; als die Ereignisse näher heranrückten, schwankten alle, die den Rath der ..in bildeten, in solcher Weise, daß es schwer ist zu sagen, wer denn ..ich diesen Krieg gewollt und herbeigeführt hat. Das Cabinet war .. nicht einig; Biron und Löwenwolde waren mit Münnich verfeindet, ..uch Ostermann nicht mit unbedingtem Vertrauen entgegenkam und .. als ob das Bewußtsein dieses inneren Zwiespalts alle abgehalten .. mit einer entschiedenen Meinung hervorzutreten. Ein jeder suchte .. zu stellen, daß die Verantwortung nicht auf ihn fiel, wenn die .. unglücklich ging, obgleich alle mit einer gewissen Halbheit zum ..rathen. So kam man denn, wie das so oft geschieht, zwischen .. und Nichtwollen von Schritt zu Schritt in den Krieg ohne eigent.. Entschluß. Es waren in der Steppe von beiden Seiten Feind.. geübt und im späten Herbst (1735) ein vom Unwetter ver.. Versuch gemacht worden die Krimm zu überfallen, ehe der Krieg .. war.

Die Leitung desselben kam in die Hände des Grafen Münnich, der .. ganzen Energie bedurfte, um die Schwierigkeiten zu überwinden, ..m hier im Wege lagen. Er selbst hatte gleich zu Anfang der Re..ng Anna Iwanownas für einen genügenden Schutz der südlichen ..sgrenze gesorgt. Eine zusammenhängende Reihe von Schanzen — ..nannte Linien — die fünfzehn kleine Festungen mit einander verbanden, .. sich, unter seiner Leitung gebaut, vom Dniepr, von der Stelle an, ..er Orel in denselben mündet, bis an den Donetz bei Isium und .. Linien wurden von einer aus den Freibauern (Odnodworzy) der ..schen Ukraine gebildeten Miliz bewacht. Weiter nach Süden zogen ..ur, an der einen Seite den Dniepr entlang, die Sitze der Saparoger .. der anderen, am Donetz und Don, die Ansiedelungen der donischen ..aken. Im Allgemeinen aber lag zwischen dieser verschanzten Grenze ..lands und dem Schwarzen Meer und der Krimm nichts als die un..ute, baumlose und weglose und großentheils auch wasserlose grüne ..e, in der nur die wenig zahlreichen Nogaier Tataren mit ihren Heerden ..umzogen, in der das oft mannshohe Gras den Marsch eines Heeres, ..nders der Fuhrwerke, vielfach hinderte und die wenigen Brunnen dem ..darf einer Armee nur für Stunden genügten.

Münnich — den die russischen Soldaten Sokol, den Falken, nannten .. überwand diese Schwierigkeiten — eroberte Asow — erstürmte die ..nien von Perekop, drang in die Krimm — eroberte Otschakow an der

Digitized by Google

Mündung des Dniepr und zuletzt (1739) auch Chotim am Pruth. hatte nun wiederholt die Erfahrung gemacht, mit welchen Beschr und welchen Verlusten weite Züge durch die Steppe verbunden Tatarenschwärme waren durch polnisches Gebiet gegen die russische U herangerückt und hatten nebenher auch polnische Landestheile geplü niemand hatte ihnen gewehrt. Auch von russischer Seite hatte ma nicht gescheut, die Grenze Polens zu verletzen, da fand man es im Feldzug thunlich so gut wie zweckmäßig Münnichs Heer bei Kiow z sammeln und von dort auf den kürzesten und bequemsten Wegen Podolien — ganz durch polnisches Gebiet an den Dniestr und a Pruth zu führen. Die Republik beschwerte sich zwar in Petersburg, sich aber dabei beruhigen, daß die russische Regierung sich in ihrer An darauf berief, daß der Durchzug ihren Feinden nicht verwehrt werde Polen war bereits vollkommen unfähig seine Rechte als unabhängige S zu wahren, oder die Pflichten einer solchen gegen die Nachbarstaat erfüllen.

Oesterreich hatte inzwischen den Krieg als Verbündeter Rußlands unglücklich geführt und mußte den unrühmlichen Frieden, der unter zösischer Vermittelung zu Belgrad geschlossen wurde, durch die Abtr Serbiens und Belgrads erkaufen. Rußlands Ziel in diesem Kriege nicht erreicht, doch brachte es Biron dahin, daß die Kaiserin Anna den Wunsch Ostermanns und besonders Münnichs, ebenfalls die fr sische Vermittelung annahm und Frieden schloß. Biron mag durc sönliche Motive bestimmt worden sein, wie das der ehrgeizigen M mäßigkeit immerdar nahe liegt; Münnich war ihm seines Ehrgeizes, gebieterischen Wesens und vielleicht am meisten seiner wirklichen U legenheit wegen verhaßt; daß dessen Ansehen durch siegreiche Feldzüge steigert wurde, konnte ihm nicht erwünscht sein. Dann aber auch stimmten ihn Gefahren, die sich von anderer Seite her und besonders Innern Rußlands regten.

Der Krieg war nämlich im Lande in hohem Grade verhaßt. das Ansehen, das Rußland durch den Ruhm seiner Waffen im westli Europa gewann und namentlich für den besonderen Zweck dieses Krie die Verbindung mit dem Schwarzen Meere —: dafür hatte die altrussi Partei keinen Sinn; sie hätte im Gegentheil auch die Verbindung dem Baltischen Meere gerne wieder aufgegeben. Dagegen fühlte sie m die Opfer, die dieser Krieg verlangte und sie waren in der That n gering. Der Verlust an Menschen, die das wenig bevölkerte Land n wohl entbehren konnte, war verhältnißmäßig sehr groß; denn fielen ih auch nur wenige in den Gefechten, so erlagen ihrer um so mehr den B schwerden und Krankheiten. Wiederholte Rekrutirungen wurden nothwendi und sie riefen eine große Unzufriedenheit hervor, da, wie die Leibeige schafts-Verhältnisse und die Zins- und Frohndienste, bei denen immer

Seelenzahl" maßgebend war, sich gestaltet hatten, dem grundbesitzenden el in jedem Rekruten ein Bruchtheil seines Vermögens genommen wurde mit dem Rekruten ein Theil seines Einkommens entging.

Es kamen noch Finanz-Maßregeln Birons hinzu, die nicht minder erzlich empfunden wurden. Seit Einführung der Kopfsteuer im Jahre war diese Steuer niemals ganz regelmäßig und vollständig entrichtet en, nach Peters des Großen Ende vollends nicht, so daß man unter Kaiserin Anna bereits sieben Millionen Rubel nach dem damaligen ünzfuß — mehr als vierzig Millionen nach dem heutigen — rückstän- Steuern rechnete: eine für die damalige Zeit überhaupt, besonders für das geldarme Rußland sehr bedeutende Summe. Alle Maß- n, die Rückstände einzutreiben blieben fruchtlos und bereicherten nur ziemlich ohne Ausnahme käuflichen Gubernatore der Provinzen, denen sich die Steuerpflichtigen, d. h. die adeligen Grundbesitzer von zu Zeit von neuem abzufinden hatten und abzufinden wußten. Auch Errichtung eines besonderen „Prikases der rückständigen Steuern" nicht helfen, bis Biron persönlich eingriff, die Rückstände durch ische Executionen eintreiben und einige Gubernatore in Ketten nach bringen ließ zur Verantwortung vor der Kanzlei der geheimen Angelegenheiten. Sehr schwer aber mußte der Druck empfunden werden, ie bedeutende Summen in kurzer Zeit nachbezahlt werden sollten, dazu unmittelbar nach mehreren Mißernten und Mangeljahren, und leicht glaubte der Unmuth an eine unredliche Verwendung der so tsam eingetriebenen Gelder; man sagte, sie dienten nur dem Luxus Hofs und bereicherten Biron, der in Kurland und in Schlesien große er ankaufte.

Die Unzufriedenheit schien zur That werden zu wollen, als die Feinde lands und selbst die altrussische Partei im Innern sich im Jahr 1738 Hoffnung hingeben konnten, daß die russische Armee sammt ihren haßten fremden Führern in den Steppen ihren Untergang finden en. Da um diese Zeit die französische, Rußland feindlich gesinnte tei in Schweden die Oberhand gewonnen hatte, beschäftigte sich die erung zu Stockholm mit dem Gedanken den Umstand zu benützen, Rußland in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, der alle te des Reichs in Anspruch zu nehmen schien. Schweden unterhandelte ein Bündniß mit der Pforte und knüpfte Verbindungen auch mit Unzufriedenen in Rußland an. Der russische Gesandte in Stockholm, af Michail Petrowitsch Bestushew-Riumin, Bruder des nachherigen zlers, berichtete über diese Umtriebe, die ihm nicht entgingen und nicht russische Regierung in ihrer Gesammtheit, sondern Biron persönlich, dann, um Bestimmteres bei Zeiten zu erfahren, zu Mitteln, zu denen st die entartetste Regierung sich nicht offen bekennen kann. Er ließ den schwedischen Major Sinclair, der zwischen Constantinopel und Stockholm

Digitized by Google

hin und her reiste, durch russische Offiziere und Soldaten auf fr
— chursächsischem — Gebiet überfallen und ermorden, um sich
Depeschen zu bemächtigen. Die österreichische und die sächsische Regi
beide hatten bereitwillig zu dieser Unthat die Hand geboten. Die sä
die sich aus der Zeit Augusts des Starken her mancher „Feinheit
wandter Art erinnern konnte, war dann auch besonders beflisse
Spuren der That so viel als möglich zu verwischen; aber sie wurd
noch in ganz Europa kund — Ostermann war auf das äußerste b
über diese „nichtswürdige Handlung" — wie er sie nannte und
er auch wirklich keinen Antheil hatte, — die russische Regierung verle
sie auf das entschiedenste — und der leitende sächsische Minister
Brühl glaubte wohl allen früheren Feinheiten noch eine neue zu B
Gunsten hinzuzufügen, indem er, selbst am russischen Hof, glaub
machen suchte, daß der mit solcher Energie ausgeführte Befehl S
zu — verhaften! von dem Feldmarschall Münnich ausgegangen sei

Nach dem, was die russische Regierung auf diesem und a
Wegen erfahren hatte, hielten die Kaiserin selbst und Biron begre
Weise für gerathen bei Zeiten mit der Pforte Frieden zu schließen, al
Münnich, weit entfernt in der Steppe seinen Untergang zu finden,
zende Erfolge erfochten hatte, die Bedingungen des Friedens aber
denen man sich verstehen mußte, den Wünschen und Plänen Osterm
nicht entsprechen konnten. Etwas war immer gewonnen, wenn au
Krimmischen und Nogaischen Tataren Vasallen des Sultans und
seinem Schutz blieben; türkische Besatzungen zu Otschakow, Kinburn
Kertsch-Jenikale wieder die Mündungen der russischen Ströme,
Dniepr und Bug und die Einfahrt in das Asowsche Meer hüteten,
Schwarze Meer aber von neuem für ein geschlossenes Binnen-Meer
türkischer Hoheit erklärt wurde, auf dessen Gewässern selbst die ru
Handelsflagge nicht entfaltet werden dürfe. — Die russische Grenze w
doch weiter vorgerückt in die Steppe und erreichte nun, da Asow
fortan offener Grenzort in eigenthümlicher nicht sehr bestimmt a
sprochener Weise in Besitz der Russen bleiben sollte, wenigstens mit
schmalen Spitze das südliche Meer. — Rußland hatte dort nun e
vorläufigen Stapelplatz, wo wenigstens unter türkischer Flagge Handel
trieben werden konnte.

Schweden hielt inne in seinem kriegerischen Treiben, als es sich
einem wehrlosen Feind gegenüber sah, sondern einem Staat, der
das Heer verfügen konnte, das siegreich vom Dniestr zurückkehrte.

Im Innern aber brach ein neues Unwetter über die Familie D
goruky herein. Kurz vorher hatte die Kaiserin den bei den früh
Ereignissen am wenigsten betheiligten Mitgliedern dieser Familie wi
gestattet bei Hof zu erscheinen; sie hatte sogar einen Oheim des ehemal
Günstlings Iwan, den Fürsten Sergey Grigoriewitsch Dolgoruky, zu ihr

Digitized by Google

sandten in London ernannt; unmittelbar darauf aber wurden neue terſuchungen gegen die geſammte Familie verfügt und ſie endeten mit ſamen Verurtheilungen. In Allem, was zur Zeit amtlich von Seiten Regierung über dieſen Prozeß bekannt gemacht wurde, iſt als Gegen- d der Unterſuchung, als das Verbrechen, um das es ſich handle, nur Gedanke genannt ein falſches Teſtament Peters II. unterzuſchieben —: Gedanke, mit dem die Dolgorukys ſich doch nur vorübergehend be- ſigt hatten, ohne die Ausführung auch nur zu verſuchen.

Dieſer Umſtand hat mehrfach Veranlaſſung gegeben die Dolgorukys unſchuldig, ihre Verurtheilung als eine Unthat Birons darzuſtellen. ys Ernennung zum Geſandten habe Biren und die geſammte ſche Partei" darauf aufmerkſam gemacht, daß die Dolgorukys ihnen lich werden könnten und er habe beſchloſſen, ſie zu vernichten. Aber as man auch ſonſt von dem Hergang denken mag, dieſe Motivirung n iſt jedenfalls nicht haltbar. Denn ſchwerlich hat wohl jemals aiſerin Anna einen Geſandten ernannt ohne Oſtermann und nament- Biren zu Rath zu ziehen und Sergey Dolgorukys Ernennung war aller Wahrſcheinlichkeit nach Birons Werk ſo gut wie die Verfolgung, bald darauf verhängt werden ſollte.

ald erfuhren die fremden Geſandten zu Petersburg unter der Hand, nicht blos von dem beabſichtigten falſchen Teſtament die Rede ſei, rn von viel wichtigeren Dingen, von einer gefährlichen Ver- rung.*)

Daß die herrſchende Unzufriedenheit endlich den Entſchluß zu einer herbeiführte und Verabredungen, die ſie vorbereiten ſollten, kann gewiß befremden, und um ſo weniger wenn man erwägt, welche tief lie- n und bleibenden Urſachen dieſe Unzufriedenheit hatte; wie ſie dann Zeit durch zufällige und vorübergehende Umſtände, durch den Druck Krieges, geſteigert war und in welchem Licht ihr die Zukunft Rußlands einen mußte, die ſich ankündigte.

Die verhaßte Herrſchaft der Fremden ſchien ſich für immer feſtſtellen ollen. Als Erbin der Krone war durch die Verhältniſſe und durch Willen der Kaiſerin deren Schweſtertochter, die junge Prinzeſſin von lenburg bezeichnet, die zur ruſſiſchen Kirche übergetreten, den Namen a Leopoldowna führte. Dieſe Prinzeſſin, deren Mutter inzwiſchen rben war, wurde nun unter öſterreichiſchem Einfluß, mit einem nahen wandten des Hauſes Habsburg, mit dem Prinzen Anton Ulrich von unſchweig-Bewern vermählt. Die Alt-Ruſſen, die ihr fern ſtanden, en von ihr nichts zu hoffen.

Unter ſolchen Bedingungen konnte eine Verſchwörung der Alt-Ruſſen,

---

*) Raumer, Beiträge zur neueren Geſchichte, II. S. 21 u. flgde. — Hermann, hichte des ruſſiſchen Staats, IV. Anm. 638, 639.

Digitized by Google

an deren Spitze die Fürsten Dolgoruky standen, zunächst keinen (Zweck haben, als vor allem die Prinzessin Elisabeth Petrowna (Thron zu erheben, und das soll auch die Absicht gewesen sein. rechnete auf den Untergang des russischen Heeres im Süden; die Sc mit denen man sich verständigt hatte, sollten in die nördlichen Pr des Reichs einrücken, und unter ihrem Schutz wollten sich die Unzufr in Waffen erheben. Dann wollte man die Kaiserin Anna in ein sperren — wobei es wohl in der Ausführung nicht geblieben wäre Prinzessin Anna Leopoldowna und ihren Gemahl außer Landes Deutschland schicken, wie zehn Jahre früher die Lieblingstochter Pet Großen vertrieben worden war, und endlich alle Deutschen w Daß Birons Leben schwerlich verschont geblieben wäre, versteht si von selbst.

So lauten die Berichte der Gesandten. Sie können in Einzel ungenau sein, im Wesentlichen jedoch werden sie in gewissem S stätigt durch das, was wenig später geschah, als im Jahr 1741 di dische Aristokratie in thörichter Ueberschätzung der eigenen Mach unnützen Krieg mit Rußland begann. Da wurde, wenn nicht amtlichen Kriegs-Erklärung, doch in den Berathungen des in S regierenden Raths, unter den Ursachen, die zum Krieg bestimmen neben der Ermordung Sinclairs und der Verletzung des Nystädter F deren sich die russische Regierung schuldig gemacht habe, indem sie Frieden zugesicherte Getreide-Ausfuhr aus Liefland nach Schweden sagte, auch die Ausschließung der Nachkommen Peters des Groß Rußlands Thron namhaft gemacht. — General Lyonhuffwudt (haupt), der den Befehl über das schwedische Heer führte, verkündet auch amtlich in seinem an das russische Volk gerichteten Manifest, (in Rußland ein, um der schwedischen Krone für das Unrecht (thuung zu verschaffen, das — nicht Rußland — sondern die f Minister, die über Rußland herrschten, ihr zugefügt hätten — „ aber auch, um die russische Nation von dem unerträglichen Joch u Grausamkeit zu befreien, mit der eben diese fremden Minister s raumer Zeit die russischen Unterthanen unterdrückt hielten."

Schweden rechnete also, selbst nach dem Prozeß und Unterga Dolgorukys noch auf den Beistand einer unzufriedenen Partei in land, und muß dazu doch Gründe gehabt haben.

Die Regierung der Kaiserin Anna fand aber, wie es scheint, gerathen, laut zu verkünden, daß ihr Recht überhaupt zu sein, von Partei in Rußland selbst geleugnet werde. Der Form nach wurd Dolgorukys nur jenes untergeschobenen Testaments wegen verurthe also wegen eines Verbrechens, das sie gar nicht begangen, an das s einmal gedacht hatten! — Um so weniger gerechtfertigt mußten die losen, entsetzlichen Strafen erscheinen, die über diese „Verbrecher" ver

Der alte Wassily Lukitsch, Sergey und Iwan Grigoriewitsch wurden (26. Oct./6. Nov. 1739) zu Nowgorod hingerichtet, der Günstling Iwan Alexeyewitsch gerädert — und auch die Fürsten und Michail Wladimirowitsch entgingen diesmal dem Schicksal ...milie nicht ganz: sie wurden als Staatsgefangene auf Lebenszeit ...üsselburg und Iwangorod gesendet. — Die Prinzessin Elisabeth ... gegen die allgemeine Erwartung verschont.

... räthselhafter scheint die Verschwörung Wolynskys, die fast un... darauf entdeckt und jedenfalls bestraft wurde. — Dieser Wolynsky, ...bedeutender adeliger Herkunft, war unstreitig einer der fähigsten ...auchbarsten unter den Russen der damaligen Generation, ebenso ... auch einer der nichtswürdigsten Menschen jener schlechten Zeit; ...es Leben war eine ununterbrochene Kette von Unthaten und Ver... schon Peter der Große hatte ihn vielfach gebraucht, mitunter aber ... unbarmherziger Weise körperlich gezüchtigt. Jetzt glaubte Biron ...bares Werkzeug für seine Zwecke in ihm zu finden, und führte ...tufe zu Stufe empor, bis er ihn zuletzt, einige Jahre nach dem ...anzlers Golowkin, als Cabinets-Minister dem Grafen Oster... und dem Fürsten Tscherkasky gleichstellte. Aber auch diese Stellung ... aunmehrigen Grafen Wolynsky nicht; er strebte weiter, und ...erholten vergeblichen Versuchen Ostermann zu verdrängen, war ... verfeindet mit allen Großen des Hofs, die er haßte und verfolgte, ... genug sich auch mit Biron zu entzweien und ihn persönlich zu ... Da wurde er verhaftet; von allen Seiten liefen Klagen über ...emein Verhaßten ein, sowie bekannt war, daß Biron ihn nicht ...ützte, und alle seine Unthaten und Räubereien kamen zur Sprache. ... seinen Papieren fanden sich dann, wie man sagt, die Beweise ...eit verbreiteten Verschwörung, an deren Spitze eben Wolynsky ge... haben soll. Amtlich ist über diese Angelegenheit nie etwas bekannt ... worden und überhaupt nichts Zuverlässiges. Der englische Ge... Bell wußte seinem Hof nichts weiter zu berichten, als daß die ... gewesen sei, das altrussische Wesen herzustellen und die Fremden ...treiben. — Was dem sächsischen Legations-Secretair Pezold im Ver... erzählt wurde — daß nämlich Wolynsky nicht nur alle Deutschen ... und die Großfürstin Anna Leopoldowna sammt ihrem Gemahl ... Lande entfernen, sondern auch sich selbst zum Kaiser aufschwingen ... entweder als Gemahl der Kaiserin Anna oder als Gemahl der ...in Elisabeth, oder wenn beide ihn verschmähten und lieber in das ... gingen, auf eigene Hand —: das klingt so abenteuerlich, daß man ... weiß, was man davon denken soll!

...ewiß ist das wenigstens nicht in allen Einzelnheiten buchstäblich zu ...en, ja es ist sogar möglich, daß es, wie russische Geschichtschreiber ... Zeit gern glauben, eine solche Verschwörung Wolynskys über-

haupt nie gegeben hat —: doch gehen diese Herren ihrerseits ohne Z
zu weit, wenn sie diesen bösen Verbrecher als einen hochedlen Pat
darstellen, als einen romanhaften Tugendhelden, der ein unschuldiges
der Schändlichkeiten Birons geworden sei.

Er wurde jedenfalls nicht unverdienter Weise hingerichtet (7.
n. St. 1741), und mit ihm als Mitschuldige zwei Beamte untergeord
Ranges. Andere hatten körperliche Strafen zu erleiden und wurden
nach Sibirien verbannt — und die Strafe der Verbannung erlitt
der Präsident des Handels-Collegiums, Graf Mussin-Puschkin, be
wegen seines fanatischen Fremdenhasses — nachdem man ihn der
beraubt hatte.

Im Cabinet wurde Wolynsky als Minister durch einen an
Günstling Birons, durch den Grafen Alexey Petrowitsch Bestushew-R
ersetzt, der weniger verwegen als jener, aber sonst um nichts bess

Eigenthümlich war in dem früheren Lebenslauf dieses Manns
er, von Peter dem Großen (1712) als Gesandtschafts-Cavalier nach H
gesendet, in die Dienste des Churfürsten von Hannover trat, me
Jahre als dessen Gesandter in Petersburg lebte, und dann doch w
von Peter dem Großen in russische Dienste aufgenommen wurde. D
hatte er eine Zeit lang ein Amt am Hofe der Kaiserin verwaltet, als
noch Herzogin von Kurland war, und aus dieser Zeit war er ihr
Biron bekannt. Später war er dann russischer Gesandter bei dem N
sächsischen Kreise und in Kopenhagen gewesen.

Der frühzeitige Tod der Kaiserin Anna rief eine Reihe von R
lutionen hervor, die sich aber nur um persönliche Interessen drehten
keine wesentliche Veränderung des gesellschaftlichen und staatlichen Zusta
herbeiführten, bis auf die letzte, die wenigstens dadurch eine etwas we
gehende Bedeutung erhielt, daß sie der Herrschaft der Fremden in R
land ein Ende machte, wenn sie auch bei weitem nicht allen Wün
der Alt-Russen entsprach.

Die Lage der Regierung war eine sehr unsichere. Biron war
zwischen, nach dem Aussterben des Hauses Kettler, regierender Herzog
Kurland geworden. Derselbe stolze kurländische Adel, der ihm we
Jahre zuvor, als einem nicht ebenbürtigen, das Indigenat, die Aufnah
in die Adels-Corporation — die Ritterschaft — verweigert hatte, mu
ihn dann, nach dem Willen der Kaiserin, selbst zu seinem regierend
Herzog Ernst Johann erwählen. Biron beherrschte sein Herzogthum neb
sächlich von Petersburg aus, und nach wie vor das russische Reich a
Ober-Kammerherr, die Kaiserin Anna ausgenommen, eigentlich Allen z
Trotz. Denn er war nicht nur den Russen verhaßt, die er stets mit ein
geflissentlich zur Schau getragenen Verachtung behandelte, sondern au

Digitized by Google

…mann und Münnich verfeindet. Er war verfeindet auch mit der … des Throns, der Großfürstin Anna Leopoldowna und ihrem Gemahl, … stets mit dem Uebermuth eines rohen Emporkömmlings behandelte. … Münnich und Ostermann waren nicht einig, und kein Erfahrener … wohl erwarten, sie in ihrem Thun und Lassen untadelhaft zu finden. … es möglich ein Menschenalter über in einer solchen Atmosphäre, … den Leuten, von denen sie umgeben waren, zu leben und zu wirken, … eine ideale Reinheit des Charakters zu bewahren!

… Großfürstin Anna Leopoldowna selbst war, nach allen Berichten …genossen, bei großer Trägheit doch herrschsüchtig und von einem … keineswegs friedfertigen Charakter; sie strebte nach dem Besitz …, und war doch unfähig sie zu üben, und bei einer sehr unge- … Bildung dachte sie, in weiblicher Weise, wohl wenig weiter als … von Zuneigung und Abneigung zu befriedigen, die ihr die … Persönlichkeiten des Hofs einflößten. Selbst ihr Verhältniß … Verwandten war kein angemessenes; sie hatte mehrfach … der Kaiserin auf sich gezogen, und ihren Gemahl, dem sie …gereicht hatte, obgleich er für sie der Gegenstand entschiedener …, behandelte sie mit Geringschätzung; sie war entschlossen, … Antheil an der Regierungs-Gewalt einzuräumen. Anton Ulrich … durch große Ansprüche bei entschiedener Schwäche des Cha- … geringen Fähigkeiten viele Blößen. Biron war ihm wie der … verhaßt.

… dieser gänzlichen Zerrüttung aller Verhältnisse am Hof, und wäh- … Alt-Russen auf eine Gelegenheit lauerten die Deutschen zu ver- … glaubte Biron, dessen Macht keine andere Stütze hatte, als die … Gunst der Kaiserin, in seltsamer Verblendung, diese Macht nach ihrem Tode behaupten zu können.

… die Kaiserin, kaum siebenundvierzig Jahre alt, hoffnungslos … suchte er sich der Herrschaft zu versichern, und Bestushew mußte … als Werkzeug dienen. Der Hergang ist aus den Berichten der … und sächsischen Gesandten, die Raumer und Herrmann bekannt … haben, hinreichend bekannt. Wir erfahren da, daß Biron selbst … der Cabinets-Minister und höchsten Würdenträger des Hofs die …digkeit geltend machte, die Kaiserin zu einer bestimmten Verfügung … Thronfolge zu veranlassen; wie er ohne Zweifel erwartete und … wurde eben er selbst, Biron, gebeten, sein Ansehen bei der Kaiserin … Ende zu verwenden, und bald wurden dann auch die Versammelten …rkasky, Bestushew, Münnich, Löwenwolde, der als durchaus hal- …ser Trunkenbold bekannte Oberstallmeister Fürst Kurakin, der General- … Fürst Trubetzkoy und der unter Allen und von Allen gefürchtete … Uschakow — vor das Siechbett der Leidenden beschieden, um zu …fahren, daß Anna Iwanowna Krone und Herrschaft nicht der Groß-

fürstin Anna Leopoldowna, sondern deren Sohn Iwan Anton hinterlasse, der erst wenige Wochen früher (19./30. August 1740) zu gekommen war. Auch Ostermann, der sich wieder in gewohnter fern halten wollte, wurde herbeigerufen, um den kaiserlichen Wil vernehmen. Eine Urkunde, die den neugeborenen Prinzen in aller zum Erben des Reichs erklärte, wurde sofort entworfen und vo Kaiserin unterschrieben.

Nun aber blieb die nicht minder wichtige Frage der Regen während der langen Unmündigkeit des Prinzen zu entscheiden, u Biron nicht wohl in eigener Person aussprechen konnte, was er wü und wollte, trat hier Bestushew ein und spielte seine Rolle mit unver barer Gewandtheit. Eine neue Versammlung der hohen Würdent des Staats und Hofs wurde (6./17. October) zusammen berufen, und im Hause Ostermanns, wohl damit dieser nicht der Theilnahme au könne. Biron war natürlich nicht gegenwärtig. Bestushew war d vor Allen das Wort ergriff und schon durch die Art, wie er die stellte, erkennen ließ, zu welchem Ziel die Berathung führen sollte, er äußerte, unfehlbar werde die Kaiserin von den Versammelten eine wort auf die Frage erwarten, ob sich nicht der Herzog von Kurland Allen am besten zum Regenten eigne. Umständlich setzte er dann ausein daß dem wirklich so sei, daß die Regentschaft weder der etwas Großfürstin Anna, die Rußland nicht kenne, noch ihrem Gemahl, wenigsten aber einem vielköpfigen Regentschafts-Rath anvertraut könnte. Der bejahrte Fürst Tscherkasky pflichtete ihm sofort auf schiedenste bei, dann auch Andere. Der Umstand, daß Biron der Berathung Bestushew zu sich bescheiden ließ, brachte die Versamm in unmittelbare Berührung mit dem künftigen Regenten, zu dem mehrere der Herren verfügten, Tscherkasky, Münnich. — Biron lehnte Regentschaft ab — wie der englische Gesandte meint, nach dem Beis der Bischöfe: nolo episcopari; — aber Bestushew redete ihm mit e edlen, patriotischen Entrüstung zu: alles was er sei und besitze, verd er Rußland, er habe Pflichten gegen Rußland zu erfüllen und dür nicht im Augenblick der Bedrängniß verlassen, in dem Augenblick, ihm einen großen Dienst leisten könne. Biron fügte sich; schon die versammelten Herren sämmtlich gewonnen, Ostermann zulet zögernd, da er selbst gern wieder, wie zur Zeit Peters II. Oberhofm des jungen Kaisers und die Hauptperson geworden wäre, und am folg den Tage mußte gerade er der Kaiserin ein Papier zur Unterschrift vo legen, durch das der Herzog von Kurland zum Regenten ernan wurde.

Die Kaiserin billigte den Beschluß, dankte den Herren, die sie wied vor ihr Bett beschied, sogar für ihre Vorsorge, aber sie zögerte zu unte schreiben. Sie fürchtete den Tod, und man meint, sie habe sich nicht

Digitized by Google

[…]r Unterschrift entschließen können, durch die sie die Möglichkeit ihres […]n Endes gewissermaßen anerkannt hätte.

[…]atürlich entstand die Besorgniß, die Kaiserin könne verscheiden, ehe […]rdnet war, und wieder war es Bestushew, der in dieser Verlegen[…]ch wußte. Er schlug vor, eine Bittschrift an den „Herzog" zu […]n der man ihn aufforderte, die Regentschaft zu übernehmen, auch […]ie Kaiserin sterben sollte, ohne jenes Manifest unterschrieben zu […]das ihn damit beauftragen sollte. Es geschah, und die Bittschrift […]natürlich zuerst von den Mitgliedern jenes engeren Raths unter[…]t, der die ganze Angelegenheit mit solchem Eifer betrieb. Selbst […]stermann, trotz eines Versuchs, den er in seiner vorsichtigen Weise […]in keiner Weise schriftlich, d. h. in einer Form, die er später nicht […]en konnte, für so gefährliche Dinge einzustehen. Er wollte, wie […]n Jahre früher einmal, geltend machen, daß er ein Fremder sei, […]m eben deshalb nicht zustehe, in solchen Fragen zu entscheiden. […]shew ließ ihn nicht los, war verwundert, daß der Graf Oster[…]n als Fremden bezeichnen könne, nachdem er so lange hohe Aemter […]n verwaltet habe — und erklärte, der Graf sei ein Russe, mehr […]zwanzigtausend andere, wenn er aber seine Meinung nicht aus[…]e, dann sei allerdings nicht einzusehen, von welchem Nutzen […]nwart im Rath sein könne.

[…] Wink war bis zur Derbheit deutlich und konnte nicht mißver[…]werden; Ostermann sah, daß er verloren war, wenn er sich länger […] wollte und unterschrieb. Der Senat und der hochheilige Synod […]willig dem Beispiel, das die mächtigen Herren gegeben hatten; […]wurden alle Mitglieder der vier ersten Rangclassen, die in Peters[…]nwesend waren, d. h. alle die im Militär- oder Civil-Dienst Generals[…] hatten, in das Cabinet beschieden, und sie unterzeichneten sämmtlich, […]em Senat und dem Synod — wie die sächsisch-polnische Gesandt[…]berichtet —: „mit bewundernswerther Einstimmigkeit und gänzlich […]Willen" — die Bittschrift, die bald einhundert und siebenundneunzig […]riften der bedeutendsten Männer in Rußland trug.

[…]es eigenthümliche Actenstück, in dem die Würdenträger des Reichs […]so eigenthümlicher Weise politische Rechte anmaßten, die ihnen nach […]tzen nicht zustanden, schien seinen Werth zu behalten, obgleich die […]n Anna noch wenige Stunden vor ihrem Tode — der am 28. Oc[…] Abends erfolgte — die Urkunde unterzeichnete, die Biron zum Re[…]n machte.

So glaubte sich Biron nach allen Seiten gesichert und Rußlands […]r auf lange Jahre — nur dreiundzwanzig Tage später aber lag er […]s Verbrecher in Kerkerhaft.

Anna Leopoldowna war überrascht und empört, als die Nachfolge im […] ihrem Sohn, nicht ihr selbst verliehen wurde, und ein zweites Mal,

Digitized by Google

als ihr auch die Regentschaft versagt wurde. Aber beide, sie u
Gemahl, Anton Ulrich, erwiesen sich vollkommen unfähig durch
That das beschämende Joch abzuschütteln, das ihnen auferlegt war
ohnmächtige Geschäftigkeit, die man kaum einen Versuch nennen ka
aufzulehnen, diente dem Anschein nach nur dazu, die Stellung d
genten noch mehr zu befestigen. Kaum hatten einige junge Offizi
Semenow'schen Garde-Regiments, dessen zweiter Obristlieutenant
Ulrich war, kecke Reden geführt, gesagt, die Ernennung Birons zu
genten könne untergeschoben sein, könne umgestoßen werden, so wu
und zwei Secretaire des Herzogs verhaftet und mit Strenge — d.
der Knute und Verbannung nach Sibirien — bestraft. — Die
Leute hatten sich dem schwachen alten Fürsten Tscherkasky anve
Der sollte an ihrer Spitze die Prinzessin Anna Leopoldowna fu
bitten, Rußland von dem verhaßten Biron zu befreien und die R
schaft selbst zu übernehmen. Tscherkasky hatte dem Anschein na
Vorhaben gebilligt, dann aber sofort dem Regenten verrathen.

Die Untersuchung, wie immer selbstverständlich mit Hülfe der F
geführt, brachte zu Tage, daß Anton Ulrich in der That dies T
gebilligt und etwas davon erwartet hatte.

Von Biron zuerst in heftigem Wortwechsel in hochfahrender
zur Rede gestellt, mußte dieser unglückliche Herzog von Braunschweig
dann in einer zahlreichen Versammlung des Senats, des Synods
der gesammten Generalität eine ganze Reihe der allerseltsamsten De
gungen gefallen lassen. Biron führte in leidenschaftlichen Worten
gegen ihn, und der gefürchtete General Uschakow, der als erster O
lieutenant der Semenow'schen Garde und im Namen der Versamm
sprach, sagte ihm, daß man sein Benehmen nur verzeihen könne, we
ein „unmündiger Junge" (ein Maltschik) sei; er sei aber der Unterthan
gut wie der Vater des Kaisers, und wenn seine Aufführung sie (die M
haber) dazu zwinge, würden sie gegen ihn — obgleich mit dem sch
lichsten Bedauern — mit derselben Strenge verfahren wie gegen
anderen Unterthan des Kaisers.

Wie der Gesandte Englands berichtet, fügte Biron selbst ein
noch größere Demüthigung hinzu. Regent, wie er sagte, durch den W
der verstorbenen Kaiserin und das Vertrauen der Anwesenden, erklärte
sich, da der letzte Wille der Kaiserin ihm die Befugniß dazu lasse, be
die Regentschaft zu Gunsten des Herzogs Anton Ulrich niederzulegen, w
die Versammlung diesen Fürsten fähig halte, das Amt zu übernehmen.

Natürlich fand sich sofort einer der Anwesenden, der erwiderte,
die hohe Versammlung den Herzog von Kurland bei Lebzeiten der Kai
gebeten habe, die Regentschaft zu übernehmen, bitte sie ihn auch jetzt
Interesse des Reichs sie zu behalten. Da Anton Ulrich in jenem früh
Wortwechsel mit Biron den letzten Willen der Kaiserin und ihre Un

Digitized by Google

ft als gefälscht bezeichnet hatte, mußte nun Ostermann, von Biron aufgefordert, bezeugen, daß die unterschriebene Urkunde, die den Herzog Kurland zum Regenten ernannte, unverfälscht dieselbe sei, die er der rin zur Unterschrift vorgelegt habe. Jemand, den die Berichte nicht nen, that darauf den Vorschlag, alle Anwesenden sollten durch ihre chrift diese Urkunde feierlich als echt anerkennen und sich anheischig en, die Bestimmungen, die sie enthielt, unter allen Bedingungen auf zu erhalten. Das thaten denn auch alle — wieder mit bewunderns ger Einstimmigkeit. Herzog Anton Ulrich, der bereits, ganz gebrochen, gethan und seine Verführer verwünscht hatte, gleich allen Anderen.*) Dieser Fürst mußte dann auch, auf Birons Geheiß, seinen Abschied eneral einreichen, und Anna Leopoldowna versprach in ihrer Be heit ihn künftig besser zu überwachen. Biron aber zeigte geflissent daß er sich seinerseits durch die Verfügungen der Kaiserin Anna, die seine einzige Vollmacht waren, keineswegs gebunden hielt. Er erwies ngst vernachlässigten und fast vergessenen Prinzessin Elisabeth eine Aufmerksamkeit, gab ihr Geld, ihre Schulden zu bezahlen, und ganz offen, nöthigenfalls den jungen Prinzen von Holstein-Gottorp ter III.) in das Land kommen zu lassen und das Haus Braunschweig zu beseitigen. Zeitgenossen und Mithandelnde, wie Manstein, glauben sei ihm Ernst gewesen mit dieser Drohung, und in der That konnte nach allem, was geschehen war, wohl nicht mehr auf ein gutes hältniß zu den Eltern des unmündigen Iwan Antonowitsch rechnen. Die Scene änderte sich aber plötzlich und wunderbar, so wie Anna oldowna sich mit ihren Klagen an einen bedeutenden Mann wendete, einer That fähig war, an den Feldmarschall Münnich. Dieser wartete den nächsten Tag ab, an dem das Preobrashenskische Regiment die he hatte (20. Nov.), und setzte sich in der Nacht, von der klagenden ihn nur mit Zagen dazu ermächtigt, an der Spitze von 80 Mann Wache im kaiserlichen Palast nach Birons naher Behausung in Be ung. Die dreihundert Mann, die Birons Person bewachen sollten, en sich sofort unter Münnichs Befehle, der Feldmarschall ließ den enten Rußlands ohne alle Schwierigkeiten durch seinen Adjutanten nstein aus dem Bett holen, um ihn als Verhafteten nach dem kaiser en Palast zu bringen, und damit war die Revolution vollendet. Birons erwies sich wesenlos, so wie ihm ein Mann gegenüber trat, den knechtische Furcht lähmte. Manstein wundert sich, und mit Recht, über, daß Münnich der Sache unnützer Weise dadurch, daß er sie Nacht ausführte, ein theatralisches Ansehen gegeben und die Mög keit eines Mißlingens gewagt habe; er hätte seinen Gegner sehr l leichter und sicherer am hellen Tage im kaiserlichen Palast verhaften

*) Berichte des englischen Gesandten, Raumers Beiträge II. 35—61.

können. Das ist ohne Zweifel wahr, aber eben so gewiß hätte Bi den Feldmarschall mit derselben Leichtigkeit verhaften und nach Sibi verbannen können, wenn er ihm zuvor kam. Und wenn Biron auch so verhaßt war, die Furcht hätte ihm Gehorsam verschafft, wenn er bieterisch und drohend auftrat; besonders wenn er sich des Ismailowsc Garde-Regiments bediente, bei dem sein Bruder Gustav Biron Ob und sehr beliebt war — und die Großen des Reichs hätten dann Feldmarschall verurtheilt, wie sie jetzt den Regenten verurtheilten.

Auch Gustav Biron und Bestushew wurden noch in derselben verhaftet. Am Hof und in den Kreisen, die ihn umgaben, herrs jubelnde Freude über die gelungene Revolution, denn die einhundert siebenundneunzig, die im Interesse Rußlands jene beiden Bittschriften Biron gerichtet hatten, waren nun alle mit derselben bewunderswert Einstimmigkeit, die sich bei diesen früheren Veranlassungen gezeigt sehr laut und geräuschvoll in ihren Anklagen gegen Biron, und wünschungen seiner unberechtigten Tyrannei. Des letzten Willens Kaiserin Anna wollte sich niemand weiter erinnern.

Anna Leopoldowna nannte sich fortan nicht mehr Herzogin Braunschweig, sondern Großfürstin von Rußland, und erklärte sich Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes. vertheilte Gnaden mit verschwenderischer Hand; Münnich wurde „Prem Minister“, Ostermann seltsamer Weise Groß-Admiral, behielt aber die auswärtigen Angelegenheiten; Anton Ulrich Generalissimus der armee, und selbst der alte Fürst Alexey Michailowitsch Tscherkasky bedacht; er erhielt die seit Golowkins Tod erledigte Würde eines Kanzl Wahrscheinlich wußte die Regentin nicht, wie zweideutig sein Benehm gewesen war.

Biron aber wurde zu Schlüsselburg vor ein besonderes Gericht, eine Commission gestellt, um von seinen „Verbrechen“, die sich nunm von selbst verstanden, Rechenschaft zu geben. Wenn in Rußland die gierung jemanden offiziell „den Gerichten übergab“, so bedeutete das mals und selbst viel später noch, ungefähr eben so viel, als wenn Inquisition zur Zeit ihrer Blüthe einen Ketzer „dem weltlichen Arm“ wies. Uschakow, der immer Dienstbeflissene, war es, der die Untersuch leitete, und die Absicht soll gewesen sein, Aussagen herbeizuführen, die brauchen könne, auch die Prinzessin Elisabeth zu verurtheilen, indem ihr Anschläge beimaß, sich der Krone zu bemächtigen. Bestushew vor hoffte jetzt sich dadurch zu retten, daß er die allerärgsten Beschuldigung gegen Biron vorbrachte, soll aber gezwungen gewesen sein, sie zurück nehmen, als er dem gestürzten Regenten persönlich gegenüber gestellt wur Zu Aussagen gegen die Prinzessin Elisabeth suchte man Biron auch durch zu bringen, daß man ihm sagte, die Prinzessin selbst habe bere Alles eingestanden, man wolle von ihm nur das Nähere erfahren.

Digitized by Google

ren hatte nichts von einem Einverständniß mit ihr zu berichten, oder n Plänen, die sie entworfen hätte, und die Verhöre führten in dieser ziehung zu nichts. Den Regenten selbst verurtheilte die Commission, en Mitglieder sämmtlich die beiden bewußten Urkunden zu seinen Gun- unterschrieben hatten, zur Todesstrafe. Doch aus angestammter Milde, weil er reumüthig seine Verbrechen eingestanden habe, begnadigte ihn Großfürstin-Regentin zu einer geringeren Strafe: zu lebenslänglicher rbannung nach Sibirien mit Verlust aller Aemter und Würden, wie es gesammten Vermögens. Daß er regierender Herzog eines fremden ndes — Kurland — war, wurde so wenig berücksichtigt, als ein frei- ch sehr schwacher Versuch des sächsisch-polnischen Hofs, geltend zu machen, ß Biron, eben als Herzog, sein Vasall sei. Die Regentin glaubte sich ar befugt, ihn mittelbar, wenn nicht ausdrücklich, auch seiner Rechte als regierender Herr eines fremden Landes verlustig zu erklären: der kur- ländische Adel wurde aufgefordert, sich einen anderen Herzog zu wählen.

Der Zustand aber, den diese Revolution geschaffen hatte, erschien allen aufmerksamen Beobachtern sehr bald auch wieder unhaltbar. Das Cabinet der Regentin war in sich nichts weniger als einig; der herrsch- süchtige Münnich, der in allen Zweigen des Staatswesens als Dictator gebieten wollte, war der Regentin und allen zur Last, besonders dem Grafen Ostermann, der in den auswärtigen Angelegenheiten frei schalten und walten wollte. Dieselbe Zerfahrenheit herrschte in der kaiserlichen Familie. Die Regentin behandelte ihren schwachen Gemahl Anton Ulrich mit der äußersten Geringschätzung, nahm es aber dennoch sehr übel, daß der Feldmarschall Münnich ihm ebenfalls mit schonungsloser Mißachtung begegnete.

Da bald neben Ostermann auch der österreichische Gesandte, Marchese ta d'Adorno, gegen diesen gewaltigen Feldherrn intriguirte, ließ die Regentin sich nur zu leicht bewegen, diesen Mann, der allein ihren un- mündigen Sohn zu schützen vermochte, aus ihrer Nähe zu entfernen und das tiefste zu beleidigen.

Oesterreich hatte ein sehr bestimmtes Interesse, ihn beseitigt zu sehen. Europa stand vor dem Anfang des österreichischen Erbfolge-Krieges, der Erbin des Hauses Habsburg, Maria Theresia, mußte in der Bedrängniß ihr drohte, daran gelegen sein, neue Verträge auf Grundlage der alten mit Rußland zu schließen und Hülfstruppen von dorther zu erhalten, wie früher waren zugesagt worden. Anton Ulrich war ein naher Ver- wandter des österreichischen Hauses, und auch die Regentin war durchaus österreichisch gesinnt — aber Münnich widerstrebte, gegen den Wiener Hof erbittert, und neigte zu einem Bündniß mit dem aufstrebenden Preußen.

Auf Betreiben Ostermanns, der sich bemühte, der Regentin darzuthun, daß Münnich von der auswärtigen Politik nichts verstehe, und von der Verwaltung des Innern ebensowenig, nahm Anna Leopoldowna endlich

Digitized by Google

ihren Muth zusammen und erließ eine Verfügung, durch welche die schäfte des Cabinets getheilt und drei verschiedenen Departements wiesen wurden. Die auswärtigen Angelegenheiten sollte Ostermann leiten, die Verwaltung des Innern Graf Golowkin (Alexander Gav witsch, Sohn des 1734 verstorbenen Kanzlers). Dem Grafen Mü blieb nur die Verwaltung des Heerwesens. Beleidigt forderte er s Abschied, was wohl erwartet und gewünscht gewesen sein mag — was er seinerseits schwerlich erwartet hatte: er erhielt ihn augenbli (3./14. März 1741).

Die Regentin that diesen entscheidenden Schritt nicht ohne Z Wie sehr sie selbst und ihr Gemahl den gewaltigen Mann fürcht geht schon daraus hervor, daß sie augenblicklich allen Garde- und Regimentern in der Nähe, allen Behörden und Kanzleien durch lichen Ukas, und selbst in den Straßen der Hauptstadt durch unter Trommelschlag, bekannt machen ließen, daß der Feldmarschall lassen sei. Einige dem Grafen Münnich besonders ergebene höhere wurden ohne weitere Veranlassung verhaftet und auf die Citadelle dem Feldmarschall selbst folgten Spione auf jedem Schritt, und wagten Anton Ulrich und die Regentin einige Zeit über nicht die in ihren gewöhnlichen Gemächern zu verweilen. Sie wechselten jede ihre Lagerstätte.

Da aber der Feldmarschall nichts Feindliches unternahm, versank Regentin bald ganz und gar in die schlaffe, gedankenlose, launenh Lässigkeit und Nichtsthuerei, die ihrer Natur entsprach. Sie war zu sich der Regierung des Reichs irgend anzunehmen oder auch nur ernsten Männern darüber zu sprechen, doch aber wollte sie keinem And die Herrschaft überlassen — und in den Dingen, die sie interessi deren sie sich in ihrer Weise annahm, meist persönlichen Beziehung überließ sie sich ganz der Leitung einer Hofdame, die sich dazu hergab Deckmantel einer Liebes-Intrigue der Regentin mit dem sächsischen sandten, Grafen Lynar, zu dienen. Diese Hofdame, eine Liefländer Fräulein Julie von Mengden, war, wie seit Mansteins Denkwürdigk in allen Darstellungen dieser Begebenheiten wiederholt wird, gleich anderen jungen Liefländerinnen ihres Standes, lediglich dazu erzog dereinst dem Hauswesen eines Landedelmanns vorzustehen, folglich sehr ungenügend darauf vorbereitet, die Angelegenheiten eines Reichs o auch nur eines Hofs zu leiten. Bei der Sorglosigkeit, mit der die gentin sich ihrer Leidenschaft für den Grafen Lynar überließ, wurde, aus allen Denkwürdigkeiten der Zeit hervorgeht, niemand dadurch getäus daß er sich mit Fräulein Mengden verlobte. Sehr oft zu träge, sich kleiden, sah die Regentin eigentlich niemanden als diese Lieblinge u deren nächste Verwandte.

So geschah denn eigentlich fast nichts, die Dinge blieben vielfach in

Digitized by Google

überlassen. Hin und wieder wurde Anna Leopoldowna zwar bewogen, s zu thun, das darauf angelegt war, ihre milde Herrschaft beliebt zu n, wie denn namentlich die Steuer-Rückstände für mehrere Jahre n wurden, dennoch aber verbreitete — oder vielmehr erhielt sich den russischen Magnaten eine sehr allgemeine Unzufriedenheit. Die waren unzufrieden, nicht etwa weil alles schlecht ging, sondern nach wie vor „die Deutschen" herrschten, weil sie selbst sich nicht von jedem ernsten Antheil an den Dingen, sondern auch von dem schaftlichen Leben des Hofs ausgeschlossen sahen. — Die Menge nahm nen Antheil an dem, was in so hohen Regionen vorging.

Doch war es nicht diese Unzufriedenheit der Großen, die eine neue lzung herbeiführen, die Regentin stürzen und vor Allen ihrem un- ligen Sohn Iwan Antonowitsch ein so jammervolles Geschick be- sollte als nur je die Geschichte zu berichten hat. Die Gefahr kam r ganz anderen Seite, aus einer unscheinbaren Region.

e Palastrevolution, durch die Elisabeth Petrowna auf den Thron wurde, ist unzählige Male erzählt worden, anscheinend sehr genau, s Einzelne gehend und doch in sehr ungenügender Weise. Wir ohl was geschah, sehen aber nicht, welche bewegenden Motive sse in Gang brachten.

e Prinzessin Elisabeth, die von „einem Hang zur Trägheit und Wollust" durchaus beherrscht wurde, hatte zu wenig Ehrgeiz und stre- n Sinn, um je aus eigenem Antrieb, ohne äußeren Zwang, nach der zu trachten. — Sie war oft der Gegenstand eines feindseligen Arg- s gewesen; die Regierenden hatten mehr als einmal daran gedacht, schädlich zu machen, indem man sie entweder in die Fremde ver- e oder in ein Kloster sperrte, damit sie nicht ein Werkzeug irgend r unzufriedenen Partei werde. In dem Augenblick aber war sie von r Gefahr bedroht, die sie zu einer verwegenen That treiben konnte. an einen fremden Prinzen zu verheirathen, das hatte ihr Lebens- el längst unmöglich gemacht, wie nachsichtig man im achtzehnten hundert auch sein mochte. Der Herzog Ernst Ludwig von Braun- ig, den die Kurländer zu ihrem Herzog wählten, weigerte sich geradezu e Hand anzunehmen. Vom Kloster war zur Zeit nicht die Rede und erhaupt hatte sie von der unschlüssigen und leicht zu gewinnenden Re- in, von der sie reichlich mit Geld versehen wurde, nicht leicht und n sie sich ruhig verhielt, nie etwas zu befürchten.

Sie war nicht bedroht — aber man machte sie glauben, daß sie in gender Gefahr schwebe und trieb sie dadurch zur That. Wer hatte n Interesse das zu thun? — Wer hat es gethan? — Die unzufriedenen ussischen Großen waren es nicht, das ist gewiß. Elisabeth, seit lange vernachlässigt, stand nicht in Verbindung mit ihnen; sie war seit lange

Digitized by Google

gewöhnt ihre Freunde und ihre Freuden in sehr untergeordneten K zu suchen.

Wer denn also? — Diese Frage ist in allen bisherigen Ber nicht in ganz befriedigender Weise beantwortet. Diese Berichte be im Wesentlichen am Ende sämmtlich auf dem, was ein Mithandel Lestocq, der Leibarzt der Prinzessin, nach gelungener That den wißbegie fremden Gesandten von dem Hergang erzählt hat. Dieser Lestocq war ein unzuverlässiger Zeuge, offenbar gar sehr darauf bedacht, sich als Hauptperson zur Geltung zu bringen und bei aller scheinbar l sinnigen Redseligkeit wohl auf seiner Hut nicht zu verrathen, was er schweigen mußte.

Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur d finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ic leider nicht habe suchen können —: in den Archiven Frankreichs. L stellte die Dinge dar, als habe er gewissermaßen aus eigenem Antrieb Revolution bewirkt und den französischen Gesandten La Chétardie, nur im Allgemeinen und spät den Auftrag erhalten habe der russi Regierung wo möglich durch innere Wirren Schwierigkeiten zu berei in die Sache hineingezogen, ihn benützt, ja zu seinem Werkzeug gem Die Urkunden der französischen Archive würden wohl ganz entschieden geben, daß die Sache sich gerade umgekehrt verhielt; daß das Ganze v ersten Anfang an von Versailles aus in Bewegung gesetzt wurde, daß Chétardie der leitende Genius war und nicht nur Lestocq, sondern gewissem Sinn selbst die Prinzessin Elisabeth — ein Werkzeug.

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier am Anfang des österrei schen Erbfolge-Krieges stehen. Die französische Regierung ging damit das Aussterben des habsburgischen Mannsstammes und die Ansprüche Theile der Erbschaft, die von vielen Seiten erhoben wurden, zu benütz um die Macht Oesterreichs zu zertrümmern; es lag ihr demnach da daß nicht ein russisches Hülfsheer der Königin von Ungarn, wie Ma Theresia damals hieß, den in früheren Verträgen versprochenen Beist leistete. Deshalb, damit Rußland an seinen eigenen Grenzen beschä wäre und nicht an der fernen Donau Beistand leisten könne, veran das französische Cabinet Schweden im Sommer 1741 muthwillig ei Krieg gegen Rußland zu beginnen, den man mehr als verwegen nen müßte, wenn dabei nicht auf den Beistand einer unzufriedenen Partei Rußland selbst gerechnet war.

Aber auf solchen Beistand wurde gerechnet, das beweist die schwedi Proclamation, deren wir vorhin gedachten. Es geht aus dieser Pro mation sogar hervor, daß von Seiten Frankreichs weit mehr beabsich wurde als Rußland blos zu beschäftigen, daß die eigentliche Absicht w die Oesterreich ergebene Regierung der Regentin Anna Leopoldowna beseitigen und an ihrer Stelle unter Elisabeth Petrowna eine Andere,

Digitized by Google

französischen Interesse geneigt und dienstbar wäre, an die Spitze des zu stellen. Wenn das gelang, mochte dem Hof zu Versailles wohl daran gelegen sein, ob Schweden, wie man in Stockholm hoffte, verlorenen Baltischen Provinzen wieder gewann oder nicht. die schwedischen Waffen waren nicht glücklich; das russische Heer reich unter der Führung des Irländers Lacy, des Schotten Keith Dänen Löwendal. Auf diesem Wege war nichts zu erreichen. der französische Gesandte in Petersburg Marquis de la Chétardie anderen Mitteln. Er war reich mit Geld versehen; dies wurde entheils durch Lestocqs Hände verwendet unter den gemeinen der Garde für die Prinzessin Elisabeth zu werben und in nie- reisen auch Spione, die berichteten was am Hof verging und igt wurde.

Kammerjunker Worontzow, der den Dienst bei der Prinzessin Leibarzt Lestocq, der von geflüchteten französischen Reformirten zu Celle im Hannöverschen geboren, ein Musikus Schwarz, aus ärtig, ein anderer Sachse Namens Grünstein, seines Zeichens ter Krämer, der nach seinem commerziellen Unglück Soldat er im Preobrashenskischen Garderegiment geworden war —: gesehen von der französischen Gesandtschaft, die sich natürlich im Hintergrunde hielt, die Verbündeten der Prinzessin Elisabeth. war im Wesentlichen der Unbedeutendste von Allen. Der Geliebte der Prinzessin, der Kosack Alexey Rosum, Sänger im Hofkirche, zählte gar nicht mit; er konnte gar nichts als zittern Gebieterin und sich selbst. Nichts wäre leichter gewesen, als die esellschaft verhaften zu lassen und tüchtig ausgepeitscht nach Si- zu schicken. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, niemand gewagt, um solche Leute oder selbst die Prinzessin Elisabeth en.

er angeblich um die Thronfolge zu sichern, die an dem Leben eines hing, da für den möglichen Fall seines Todes gar nichts verfügt um das Erbrecht auch auf eine im Juli 1741 geborene Tochter hnen, war die Regentin mit dem Gedanken beschäftigt sich selbst renden Kaiserin erklären zu lassen und diese Umtriebe blieben tet.

Die Regentin war keineswegs ungewarnt. Früh schon suchte der sche Gesandte Finch auf die „französischen Umtriebe" in Petersburg erksam zu machen, die er gewahr wurde, die also auch wohl Andere n sehen können. Wenn auch spät erst wurden doch zuletzt auch Oster- n und Löwenwolde unruhig und warnten; sie wurden nicht gehört. lich erhielt die Regentin, angeblich aus Breslau, einen Brief, der sie dem ganzen Gewebe bekannt machte. Diesen Brief verheimlichte sie Räthen der Krone, — zeigte ihn aber nach einigen Tagen — Abends

den 4. December — nach Cour und Spiel, in einem der inner mächer der Prinzessin Elisabeth, die sie dorthin zu sich beschied. El betheuerte unter endlosen Thränen ihre Unschuld und daß sie zuvi ligion habe, ihren Eid zu brechen. Die Regentin beruhigte sich da

Elisabeth soll indessen doch so erschreckt gewesen sein, daß ganze gewagte Unternehmen aufgeben wollte. Das sieht ihr ähnlic war nicht zu heroischen Thaten geschaffen. Lestocq aber sah natürli daß nun, wenigstens für ihn selbst und die sonstigen Genossen, eine entschlossene Ausführung des Anschlags, die einzige Möglichkeit der R gewährte. Er nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, die Pri nun endlich dadurch zu Entschluß und That bewogen zu haben, d ihr vorstellte, sie habe nun nur noch zwischen dem Thron und dem K die Wahl.

Wie leicht die Ausführung gelang ist bekannt. Elisabeth begab in der Nacht vom 5. zum 6. December, von Lestocq, Schwarz und rontzow begleitet, in die Kaserne, in der die Soldaten der Preobra kischen Garde, ohne Offiziere, ohne Aufsicht hausten; sie stellte sich mit dem Andreas-Orden bekleidet, ein Offizier-Esponton in der Hand die Tochter des großen Kaisers, als ihre rechtmäßige Kaiserin vor forderte sie auf in ihr die Kaiserin anzuerkennen und ihr zu folgen. Anzahl der Soldaten war bereits durch Grünstein vorbereitet und wonnen, ihrer dreihundert folgten dem Ruf; die Prinzessin führte selbst nach dem nahen Winterpalast und ließ die Regentin und die von denen niemand einen Widerstand oder auch nur ein Wort des spruchs wagte, als Gefangene nach dem Palast bringen, den sie selbst dahin bewohnt hatte.

Ostermann, der Baron Mengden, Vater der Hofdame, und Münn der seit drei Vierteljahren verabschiedet gar nichts mit der bestehe Regierung zu thun hatte, für dessen Verhaftung es gar keinen Vorw gab, wurden noch in der Nacht ergriffen und auf die Citadelle geb Golowkin, Löwenwolde und noch viele Andere als Gefangene in eigenen Wohnungen von Wachen umgeben. Am frühen Morgen anderen Tages standen die sämmtlichen Garderegimenter vor dem P der Prinzessin Elisabeth und huldigten ihr, der neuen Kaiserin und Hauptstadt erfuhr, wie es scheint ohne allzu große Verwunderung, sich über Nacht die Scene verändert habe. Elisabeth stellte die Gar unter die Befehle des Prinzen von Hessen-Homburg, der seit lange sischer General, sich keines guten Rufs erfreute. Dem wurde aufgetra für die Ruhe der Hauptstadt zu sorgen. Das machte keine Schwier keiten. Der Senat, der Synod, die Generalität, alle folgten dem Bei der Garden und leisteten, wie allen bisher einander ablösenden Regierung so auch dieser willig und mit derselben rührenden Einstimmigkeit den

Eid als Pfand einer sehr zweifelhaften Treue. Keine Hand regte, Stimme erhob sich für die gestürzte Familie.

Die Adeligen, die etwas zu verlieren haben, stimmen in der Regel was eben besteht und schwimmen mit dem Strome" — bemerkt sische Gesandte Finch bei dieser Gelegenheit. Uebrigens, so leicht nige Stunden früher — noch den Abend vorher — gewesen wäre Revolution vorzubeugen, so unmöglich war es jetzt sich ihr zu wider- Die Garden standen unter den Waffen und unter ihnen, wie der Bevölkerung der Straßen war Elisabeth sehr beliebt. — Endlich war diese Umwälzung auch der Geistlichkeit und unter gewissen Be- ungen auch den Altrussen sehr genehm, so wenig sie etwas dazu hatten und so unerwartet sie ihnen kam.

Das Schicksal des gestürzten Hauses und seines Anhangs war na- ein schreckliches, das müßte man sich denken, auch wenn kein Bericht vorläge. Wie dem Verfasser von competenter Seite mitgetheilt , soll das Archiv des Cabinets noch einen kleinen Zettel von der Kaiserin Elisabeth bewahren, der, in den ersten Tagen ihrer geschrieben, die wenigen Worte enthält: „Anna Leopoldowna ihre Juwelen sind; wenn nicht (d. h. wenn sie es nicht sagen ich sie foltern lassen." (Спросить у Анны Леополдовны алмазы — если не То — То я буду ее пытать.) Die gut- Elisabeth hatte in ihrer naiven Rohheit wahrscheinlich gar kein davon, daß dergleichen unmenschlich sein könnte. Den kleinen Antonowitsch, der noch nicht achtzehn Monate zählte, hatte die Kai- ar geherzt und geküßt, als er ihr gebracht wurde und dabei gesagt: bist in nichts schuldig" (Ты не въ чемъ не виноватъ); aber sie ihn wenige Monate später von seinen Eltern und ließ ihn nach Schlüsselburg bringen, wo er sein elendes Dasein bis an das Ende in engen Gefängniß ohne Tageslicht verlebte, ohne daß ihm je auch Blick in das Freie gegönnt gewesen wäre; zwei Offiziere, die ihn ihm eingesperrt in diesen Raum — bewachten, hatten von der rin Elisabeth Befehl ihn zu ermorden, sowie ein Versuch gemacht , ihn zu befreien. Die Eltern dieses zum Unglück Geborenen, wie ter Katherina II. nur zu treffend nannte, mußten bekanntlich ihr in Cholmogor im hohen Norden elend vertrauern. Doch war Geschick gütiger gegen Anna Leopoldowna als die Menschen; sie starb 1746 kaum achtundzwanzig Jahre alt.

Die „Verbrecher" Münnich, Ostermann, Löwenwolde, Golowkin, den und viele Andere wurden, wie sich von selbst versteht, „dem t übergeben" nämlich einer Commission, die aus Senatoren und n vornehmen Herren bestand. Neid und Haß konnten sich nun an „Deutschen" rächen. Sie wurden sämmtlich zu qualvollen Todes- fen verurtheilt; Ostermann sollte gerädert, Münnich geviertheilt, nur

die Uebrigen sollten einfach geköpft werden. Erst auf dem Richtplatz w sie alle zu einfacher Todesstrafe begnadigt und erst nachdem Oster den Kopf auf den Block gelegt hatte, noch weiter, zur Verbannung Sibirien.

Wie die Gründe beschaffen waren, auf die sich das Urtheil s das ist wohl zur Genüge dadurch charakterisirt, daß Ostermann besch wurde, Er, nicht Dmitry Galitzyn, nicht die Familie Dolgoruky habe dem Tode Peters II. die Prinzessin Elisabeth von der Thronfolge geschlossen und Anna Iwanowna auf den Thron erhoben; Er — Biron, nicht der Senat — habe dann die Dolgorukys hinrichten l

Gegen Münnich vollends mußten die allerungereimtesten Dinge gebracht werden. So mußte ein Gardesoldat — einer der dreihunde der dafür bezahlt wurde, gegen ihn aussagen, als er Biron verha habe er die Soldaten getäuscht und sie glauben lassen, es hande darum, die Prinzessin Elisabeth auf den Thron zu erheben. Da mußten die Richter ein Verbrechen zu finden, das mit dem Tode best werden mußte. Der eiserne Feldmarschall zeigte sich durchaus helden Da er wohl sah, in welcher Weise die Untersuchung geleitet wurde wohin sie führen sollte, gab er seinen Richtern in den Verhören s Verachtung ganz unverholen zu erkennen. Er sagte ihnen am Ende, möchten sich die Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen selber mach Die Herren nahmen ihn beim Wort und thaten das wirklich. Der T dition zufolge, die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts in Petersburger Kreisen noch lebendig war, hätte er auch auf dem Richtp den Versuch Ihn mit dem Tode zu schrecken, Ihn dadurch strafen wollen, daß man ihn die Todesangst erdulden ließ, mit Verachtung handelt. Als man ihm seine Begnadigung ankündigte, soll er wegwerf gesagt haben: „C'était la peine de nous faire venir ici!“ Wa scheinlich russische Worte, die ungefähr diesen Sinn hatten.

Das Vermögen der Verurtheilten wurde natürlich confiscirt unter ihre Richter vertheilt. Nach dem Zeugniß der Zeitgenossen das sogar in den Augen der Richter die Hauptsache.

Ostermann starb nach sieben Leidensjahren in Sibirien, im El Münnich verlebte dort zwanzig Jahre in stoischer Haltung. Beide wa Männer, denen Rußland großen Dank schuldig war. Biron dagegen, dem man das nicht eigentlich sagen kann, wurde aus Sibirien zurü berufen, aus keinem anderen Grunde, als weil die neue Regierung flissen war in allen Dingen das Gegentheil von dem zu thun, was Regentin oder die Kaiserin Anna verfügt hatten. Biron verlebte dara eine Reihe von Jahren in sehr leidlicher Verbannung zu Jaroslaw.

Auch die „Republikaner von 1730“, wie man sie nannte, die Le die zehn Jahre früher Elisabeth, als unehelich geboren, von der Thro folge ausgeschlossen hatten, die Galitzyns und Dolgorukys, so viele ihr

Digitized by Google

übrig waren, durften wieder bei Hof erscheinen und wurden sogar gütig empfangen. Der alte Feldmarschall Dolgoruky gewann selbst einen gewissen Einfluß.

Die unmittelbaren Gehülfen der neuen Kaiserin wurden natürlich in den ersten Tagen sehr reichlich belohnt. Von Grünstein und ...warz war weiter nicht viel die Rede, Lestocq aber wurde ein vornehmer reicher Mann, der großen Einfluß übte. Die dreihundert Grenadiere ... eine Leib-Compagnie, erhielten sämmtlich Offiziersrang und wurden, insofern sie nicht adeliger Abkunft waren, sämmtlich geadelt. Man ...et in Rußland hin und wieder auch heute noch den Nachkommen Einen und des Anderen von ihnen, zum Theil selbst in ansehnlichen ...schaftlichen Stellungen. Sie sind leicht an ihren Siegeln zu erkennen, ... alle diese Grenadiere erhielten ein und dasselbe Wappen: eine Gre...mütze und eine weiße Stieflette im rothen Schilde.

In dem neuen Cabinet, das Elisabeth bildete, blieb der alte Fürst ... an seiner gewohnten Stelle, die Hauptrolle aber spielte darin ...anzler der zweideutige Alexey Petrowitsch Bestushew-Riumin, ... die Regentin Anna in der letzten Zeit in einer gutmüthigen Laune ... einen ersichtlichen Grund begnadigt hatte.

...ardie aber trat sofort, nachdem der Streich gelungen war, ... als der Magus hervor, der das erfreuliche Wunder bewirkt ... Er verkehrte auf das Freundschaftlichste mit den Garde-Soldaten, ... er bei jeder Gelegenheit öffentlich umarmte, unterstützte die Kaiserin ihr Cabinet mit seinem Rath und war, wie die Zeitgenossen sagen, Zeit lang in der That der leitende Premier-Minister Rußlands, so die Einheimischen sich vielfach mit ihren Bitten und Beschwerden an ...endeten.

Fünftes Capitel.

Elisabeths Regierung; — Zufriedenheit der Kirche; — Unzufriedenheit im Lande; wirkliche und angebliche Verschwörungen; — Vermählung der Kaiserin mit Rasum... — Krieg und Friede mit Schweden.
Kampf des Kanzlers Bestushew, erst mit Lestocq, dann mit den Schuwalows; — ... lands Antheil am siebenjährigen Kriege; — Bestushews Sturz; — Gründ... Akademie der Künste; — Vorherrschen französischer Bildung.
Peters III. kurze Regierung und sein Untergang; — Katherina II. Kaiser...

Das Mißvergnügen, das zur Zeit der Kaiserin Anna herrschte, ... in der späteren Darstellung dieser Periode russischer Geschichte bis auf ... Gegenwart herab seinen Widerhall gefunden und zwar in solcher ..., daß das Urtheil über diese Zeit dadurch ein befangenes und nicht ... aus gerechtes geworden ist. Die gerade entgegengesetzte Erscheinung ... uns in Beziehung auf die Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth entgeg... Auch unter dieser Kaiserin herrschte vielfach Unzufriedenheit im Land... auch sie hatte sich mehrfacher Verschwörungen und manches bösen Anschl... zu erwehren, auch sie mußte die eigene Erhaltung zur Hauptaufgabe ... Regierung machen —: in der Erinnerung aber ist diese Unzufrieden... verstummt und Alles erscheint im rosigsten Licht.

In der Erinnerung der alten Herren, deren Knabenzeit noch in ... Tage der Kaiserin Elisabeth gefallen war, die bis in die ersten Jahrze... unseres Jahrhunderts hineinlebten und denen die Traditionen auch ... elterlichen Hauses gegenwärtig waren — in den Augen dieser „Staroj... wie man in Rußland die Leute nennt, die in den Erinnerungen ... vergangenen Periode leben, war nicht die glänzende Zeit Katherinas ..., sondern die Regierung der Kaiserin Elisabeth das goldene Zeitalter; ... schöne Vergangenheit, bei deren Bild man mit Vorliebe verweilte.

Die Lösung dieses Räthsels liegt sehr nahe —: es war unter ... Kaiserin Elisabeth folgerichtig durchgeführter Grundsatz, niemanden zu ... hohen Würden der Regierung und des Hofs, überhaupt zu glänzen... Stellungen zu erheben, als echte Russen reinen Bluts und griechisch... Religion. Das Nationalgefühl war befriedigt, wie auch sonst die Din... gehen mochten, und besonders in der Erinnerung war das Nationalgefü... befriedigt. In etwas seltsamem Zusammenhang mit dieser Befriedigun...

Digitized by Google

mit Elisabeth dann auch als Tochter des großen, unvergeßlichen Kaisers gepriesen, dessen Geist ihr fremd und dessen Streben gerade diesen echten Russen doch eigentlich verhaßt war.

So rühmt ein russischer Schriftsteller, der der heutigen Generation angehört, Tschistowitsch, die Kaiserin Elisabeth als „Vertreterin, so zu sagen den lebenden Ausdruck, die Verkörperung der Grundsätze", welche die oppositionelle Partei in der russischen Kirche unter der Kaiserin Anna verfocht; als „Russin der ganzen Anlage ihrer Seele nach" und zugleich als „Tochter des großen Kaisers, dessen Andenken allein genügte alle Saiten des russischen Herzens zu bewegen." — Er vergißt dabei, daß die Partei, die unter der Kaiserin Anna Opposition gemacht hatte, auch unter Peter dem Großen Opposition gewesen war und sich seinen Reformen widersetzt hatte, so weit ihr Muth reichte. Offenbar wird Tschistowitsch den Widerspruch gar nicht gewahr, der in dieser Begeisterung in zwei entgegengesetzten Richtungen zugleich unvermittelt liegt.

Eben so verweilt man gerne dabei, daß die gütige Elisabeth an zwanzigtausend Unglückliche begnadigt hat, die unter Biron, zu der entsetzlichen Zeit, die Rußland seit Iwan dem Schrecklichen erlebt hat, verurtheilt worden waren. Leicht dagegen geht man darüber hin, daß die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" unter ihrer Regierung ganz in derselben Weise wie bis dahin, unter demselben ruchlosen Uschakow in Thätigkeit blieb und sogar recht viel zu thun bekam; daß die Zahl der unter ihrer Regierung durch willkürliche Justiz Mißhandelten sich auf viele Tausende belief. Diejenigen Quellen, die Zahlen angeben, sprechen von achtzigtausend solcher Verurtheilten. Doch sind solche in das Allgemeine gehende Schätzungen immer sehr unzuverlässig und meist zu hoch gegriffen.

Unter manchem Anderen vergißt man denn endlich auch, daß Rußland unter der Kaiserin Anna wenigstens theilweise eine selbständige auswärtige Politik hatte und wenigstens im Türkenkrieg wirklich russische Interessen verfocht, daß dagegen die auswärtige Politik Rußlands unter der Kaiserin Elisabeth stets von auswärtigen Mächten — wechselnd von Frankreich, Oesterreich und England — geleitet, deren Zwecken dienstbar blieb.

Uebrigens, wie auch diese Periode der russischen Geschichte später beurtheilt worden sein mag und mit welchem Recht —: zur Zeit war eigentlich niemand in Rußland zufrieden, als die Mehrzahl der russischen Geistlichkeit, die sich allen Neuerungen Peters des Großen widersetzt hatte und sein Andenken nichts weniger als in Ehren hielt. Feofan Prokopowitsch erlebte zu seinem Glück diese Zeiten nicht mehr; er war schon 1734 gestorben, seine Gegner aber, soweit sie noch am Leben waren, wurden nun aus den Gefängnissen hervorgeholt, aus Sibirien zurückgerufen und kamen zu hohen Ehren.

Digitized by Google

Feofylakt Lopatinsky lebte nicht mehr. Er war, mehrere Jahre n
Feofans Tod, im Zusammenhang mit der Verschwörung der Dolgoru
von der geheimen Kanzlei und dem kaiserlichen Cabinet zum Verlust se
geistlichen Würden und zu lebenslänglicher strenger Haft in dem fe
Schloß zu Wyburg verurtheilt worden. Weshalb? — ist nicht zu erm
teln, da in den Befehlen, die ihn betreffen, so wenig als in dem ü
die Dolgorukys gefällten Urtheil der wirkliche Grund der Verurtheil
angeführt ist und anstatt dessen nur Dinge vorgebracht werden, die
mand ernsthaft nehmen kann: dreiste Reden über die Regierung und
er sich fälschlich durch einen Eid für unschuldig erklärt habe. Schon An
Leopoldowna hatte ihn begnadigt, er war aber bald darauf gestorben.
Unter denen, die noch lebten und wieder in ihre Würden eingesetzt wurd
sah sich auch Lew Jurlow, jener entschlossene Bischof von Worone
der nicht für Anna Iwanowna beten und Eudoxia Lapuchin zur Kaiser
haben wollte, mit großer Verehrung behandelt.

Die altgesinnte Geistlichkeit schwelgte nun förmlich in der Freihe
die ihr jetzt endlich gegönnt war, ihre Gegner in der russischen Kir
selbst, die „Deutschen“, die Rußland beherrscht hatten, europäische Gesittu
und Bildung überhaupt und alle in dem alten, rechtgläubigen, heilig
Rußland versuchten Neuerungen öffentlich und laut, von der Kanzel her
gründlich zu verfluchen.

Die russischen Prälaten wetteiferten in Predigten von überschwen
licher Derbheit. Der Rector der geistlichen Akademie zu Moskau und A
eines dortigen Klosters, Kirill Florensky, bezeichnete Ostermann und Mü
nich bei Namen als „Emissäre des Teufels“, die mit ihren Spießgesellen
unter dem Schein, dem Reich zu dienen, nach Rußland gekommen wär
um diesem heiligen Lande sein höchstes und kostbarstes Besitzthum —
Rechtgläubigkeit — zu rauben. — Ambros Juschkéwitsch, aus Litthau
eingewandert, seit kurzem Erzbischof von Nowgorod und Mitglied
Synods, lieh dem Geist Worte, der fortan in dieser Behörde wal
sollte. Er verherrlichte Elisabeth als die „ruhmreiche Siegerin, w
Rußland von den heimlichen Feinden in seinem Innern befreit“ h
Solche Feinde seien diejenigen gewesen, die „mit einer List, die ihnen
Teufel eingegeben“ habe, unter dem Vorwand, den Aberglauben zu
kämpfen, die christliche Religion in Rußland zu vernichten strebten.

Seltsame Widersprüche waren dabei so wenig als Unwahrheiten
vermeiden, da doch der Vater der eben regierenden Kaiserin nicht nur g
schont, sondern verherrlicht werden mußte, während man sein ganz
Streben verurtheilte. So warf Ambros Juschkéwitsch seltsamer Weise de
Bösewichtern, den frevelnden Neuerern vor, daß sie vorzugsweise „die G
lehrten“ und die „treuen Gehülfen Peters des Großen“ verfolgt hätten.

Dmitry Setschénow, Abt des Swiaskischen Klosters und später Erz
bischof von Nowgorod, predigte in Elisabeths Gegenwart, nach dem Tod

rs und der Kaiserin Katherina hätten die Frevler, die „Propheten des christ", die vielfachen Veränderungen im Staat benützt — und „welches der Bosheit haben sie auf die treue russische Heerde ausgespritzt! — e Verfolgung der Kirche Christi!" Sie wollten Rußland die Rechtgläubigkeit rauben, „ohne die wir schlechter wären als Türken, Juden und ler", und sie bewirkten auch, „daß viele Kleinmüthige die Finsterniß Licht vorzogen und den Ruhm unter den Menschen dem Ruhm vor ." — Bei dieser Gelegenheit stellt der Prediger der russischen Geistit ein eigenthümliches Zeugniß aus: jene Propheten des Antichrist n durch Verfolgung der Kirchenfürsten bewirkt, daß selbst die Geist, die Hirten der Heerde, die Prediger des Wortes Gottes, nicht mehr rechen wagten. Es sei wahr: der Wille sei gut, aber das Fleisch schwach!

Dmitry Setschénow hatte unter der vorigen Regierung zu denen n, die sich in ein weises Schweigen hüllten.

So schallte es durch ganz Rußland. Und da nun die Rechtgläubig sich nicht nur darin bewährte, daß solche Predigten gestattet waren, dern auch in anderen wichtigen Dingen, unter anderem darin, daß mand von der Kirche verlangte sie solle aus ihren reichen Einkünften ds für Schulen und Hospitäler hergeben, da man alle früheren Verlangen solchen Inhalts der Vergessenheit verfallen ließ, und da die folgung der altgläubigen Sectirer mit neuem Eifer aufgenommen t, blieb in der That von dieser Seite kaum etwas zu wünschen.

Sonst aber hatte eigentlich niemand sonderliche Ursache sehr zufrieden n. Elisabeth wurde in allen Dingen von persönlichen Beweggründen ivialsten Art bestimmt und scheute, nur auf Sinnenlust und Verngen bedacht, die einen großen Mangel an Bildung verriethen, jede ngung des Geistes. Sie war oft in Monaten nicht dahin zu en, daß sie auch nur flüchtig angehört hätte, was man ihr von den egenheiten des Reichs zu sagen hatte. Die Leute aber, denen sie die rung überließ, zeigten außer einer großen Gewandtheit in Intriguen hervorragenden Eigenschaften; dagegen waren sie unredlich und h, mit einer Schamlosigkeit, wie sie sonst kaum je erhört gewesen Bestushew vor Allen, erst als Vicekanzler und dann, nach Tscher Tode (1742), als Großkanzler, und Woronzow, der vom Kammer zum Vicekanzler emporstieg, kaum weniger. Beide nahmen nicht von allen fremden Höfen Bestechungen an —: sie forderten geradezu llen Geld und sagten den fremden Gesandten unumwunden, daß sie brauchten, daß ihre guten Dienste nur für so und so viel zu haben — für weniger nicht; — das Alles mit einem Cynismus, über den erstaunt, selbst wenn man sich im Geist in jene Zeit und die Petersr Welt zu versetzen sucht. Die Correspondenz der fremden, in sburg beglaubigten Gesandten ist darüber in einer Weise belehrend,

Digitized by Google

daß es schwer wird sich durch ihre trostlosen Berichte hindu
arbeiten.

Gleich im Anfang dieser Regierung berichtet der englische G
Finch über die Männer des Cabinets und des Hofs der Kaiserin
Heimat: „Ich kenne hier nicht Einen, der in einem anderen La
einen leidlich ehrlichen Mann gelten könnte."

Unter solcher Leitung konnte der Zustand des Reichs natürl
ein sehr trauriger sein, und so schildern ihn auch alle gleichzeitig
richte. Der sächsische Gesandte v. Gersdorf spricht in seinen B
aus den ersten Wochen des Jahres 1743 von der gedankenlosen L
der Kaiserin und fügt dann hinzu: „Die Zufälligkeiten des Tages
das Regiment und niemand will oder kann seine Pflicht thun, w
Autorität zu sehr den Ränken der Parteien unterworfen ist." –
Kaiserin gewähre und entziehe ihre Gunst nach regelloser Laune u
dem Kampf der Intrigue sei jeder Beamte nur darauf bedacht, s
seiner Stellung zu behaupten. — „Die Finanzverwaltung ist so
und das Geld so rar, daß man mit den Zahlungen überall im Rü
ist und daß man fast dem ganzen Civilpersonal die Gehalte achtzeh
nate lang schuldig geblieben ist." — Die Zügellosigkeit der Armee,
ders der Garden, nehme mit jedem Tage zu. — Der Handel v
weil die in Petersburg ansässigen fremden Kaufleute sich schutzlo
raffinirten Chikanen der Beamten und vielfachen Betrügereien au
sähen. — Der Grund der vielfachen Uebel liege in der Unordnung
Unredlichkeit, die in allen Behörden walten, in dem allgemein gen
„Raubsystem".*) Die Berichte der anderen fremden Gesandten
ähnlichen Inhalts.

Die Magnaten hatten dann auch noch besondere Gründe der
friedenheit, die ihnen näher lagen und sie unmittelbarer bewegten.
waren unzufrieden, weil die Revolution, ohne sie bewirkt, ihnen auch
Vortheil gebracht hatte; weil die Regierungsgewalt aus den Händ
Deutschen in die Hände einer Anzahl Leute von unbedeutender oder
niedriger Herkunft überging, die lediglich Elisabeths in keiner W
gründete Gunst erhob. Der Unwille dieser Herren wurde täglich,
stündlich, von neuem gereizt durch die Insolenz der Garde-Soldaten
sonders der berüchtigten dreihundert von der Leibcompagnie, die si
Herren Rußlands betrachteten und in jeder Weise ihres Daseins
werden wollten. Diese Soldaten erschienen nach Belieben in den H
der Reichen, um unter irgend einem Vorwand Geld und Bewirthu
verlangen, und niemand wagte sie abzuwehren. — Auch wurden,
Verdruß der Altrussen, nicht alle Deutsche aus den öffentlichen Stell
zweiter Ordnung verdrängt. Denn Bestushew, der einen großen

*) Hermann V. 7.

Digitized by Google

nes Lebens bei Gesandtschaften in der Fremde zugebracht hatte und in Welt Bescheid wußte, war zu klug, um nicht einzusehen, daß die mden vor der Hand gar nicht zu entbehren seien, wenn die Dinge haupt gehen sollten. Da regte sich in den Nachkommen der Bojaren der das Verlangen, das unter der Kaiserin Anna ein Jahrzehnt über kümmert hatte, an die Stelle der zarischen Selbstherrschaft die unbezte Macht einer Oligarchie nach schwedischem Vorbild zu setzen. Untelbar zeigte sich eine Partei, die Bestushew nicht als einen der Ihrigen kannte, der dieser Staatsmann noch zu viel vom Deutschen an sich k. An ihrer Spitze stand der General-Procuror des Senats, Fürst betzkoy.

Diese Partei konnte den Sieg davon tragen, und bei der Unzuverigkeit der Kaiserin hielten es andererseits Bestushew und die Geistlichnicht für unmöglich, daß die Fremden wieder Einfluß gewannen. ..., ein Protestant, und La Chetardie vermochten ohnehin sehr viel, wenn nun vollends die Kaiserin, die erst dreiunddreißig Jahre zählte, mit irgend einem abenteuernden fremden Prinzen vermählte! — mit em Mann, wie der Marschall von Sachsen war, oder der portugiesische Infant Don Manuel, die beide um Anna Iwanowna geworben hatten! Dem suchte natürlich die Geistlichkeit vorzubeugen, damit der Gang der Dinge, der ihr so wohl gefiel, keine Wandlung erfuhr, und Bestushew rerseits war darauf bedacht, seine eigene Stellung dadurch zu sichern, er sich mit dem Kosacken Alexey Rosum eng verbündete und befreunund dann dessen Stellung zu einer unerschütterlich gesicherten machte. Dieser Kosack war natürlich, in den Grafen Alexey Grigoriewitsch umowsky verwandelt, ein sehr reicher und vornehmer Herr geworden, der höchsten russischen Orden, Oberjägermeister, zuletzt Feldmarschall. war dabei ein sehr gläubiger und gehorsamer Sohn der orientalischgläubigen Kirche, und was auch seinen Werth hatte, ein gutmüthiger losier Mann, den ein gewandter Diplomat nicht zu fürchten brauchte, r selbst recht gut wußte, daß er nichts konnte, als was seit lange t nicht mehr von ihm verlangt wurde, nämlich die Responsen singen er Kirche. Demgemäß verlangte auch Rasumowsky nichts weiter als guten Dinge, die ihm der Himmel bescheert hatte, in sorgloser Ruhe genießen; nicht entfernt trachtete er danach, sich etwa an die Spitze Regierung zu stellen. Ein solcher unschätzbarer Mann mußte in seiner llung gesichert werden, auch für den Fall, daß die wandelbare Neigung Kaiserin auf einen Anderen übertragen wurde. Bestushew und die tlichen bewogen Elisabeth sich — wie es scheint im späten Herbst 1742 — Rasumowsky zu vermählen. Damit war denn auch jede Möglichkeit r anderen, unerwünschteren Vermählung abgeschnitten.

Daß sie sich sorgfältig zu wahren habe, daran wurde die Kaiserin abeth sehr bald und wiederholt gemahnt. Schon im Sommer 1742

Digitized by Google

wurde in Moskau eine Verschwörung, wie man sagt zu Gunste
Großfürstin Anna Leopoldowna, entdeckt. Es ist darüber nichts
bekannt geworden, als daß eine Menge Mitschuldiger ganz in der
hingerichtet wurden. Ein Kammerlakai der Kaiserin und zwei G
Offiziere wurden öffentlich mit der Knute bestraft, und dann zu le
länglicher Gefangenschaft nach Sibirien verbannt, — nicht ohne, daß
dem Lakaien vorher die Zunge ausgerissen, den Offizieren die Nasen
aufgeschlitzt hatte.

Sogar die dreihundert Grenadiere von der berüchtigten Leib-Comp
wurden schwierig. Sie glaubten sich nicht genügend belohnt, obgleich
ihnen als neuen Edelleuten Landgüter und leibeigene Bauern gesch
hatte, und sie wurden unwillig, als man ihnen nicht mehr, wie in
ersten Zeit, Alles und Jedes wollte hingehen lassen. Ihrer vierzehn —
denen einer in vielsagendem Sinn zu den „geheimen Favoriten"
Kaiserin gerechnet wurde — ein Kammerlakai und ein kaiserlicher T
decker wurden — im März 1743 — verhaftet, wie vorgegeben wurde,
loser Reden wegen. Wie aber die fremden Gesandten unter der H
erfuhren, handelte es sich wieder um eine Verschwörung zu Gunsten A
Leopoldownas und ihrer Familie. Der Hof war sehr erschreckt; der
betrunkene Oberstallmeister Fürst Alexander Borissowitsch Kurakin,
zusammt Lestocq als Anhänger Frankreichs bei der Gelegenheit erschla
werden sollte, wagte längere Zeit nicht die Nächte in seinem eigenen H
zuzubringen, und die Kaiserin selbst wachte eine Zeit lang die Nächte
von Gesellschaft umgeben, und schlief nur am Tage.

Die Vorstellung, daß Verschwörungen im Werke seien, um sie,
könnte wohl sagen in gewohnter Weise, zu stürzen, war der Kaiserin
solchem Grade gegenwärtig, daß man sie auch mit Erfindungen von
geblichen Anzettelungen der Art schrecken, daß ihre Vertrauten ihre A
benützen konnten, um ihre persönlichen Feinde zu verderben, und
„gütige" — aber rohe — Elisabeth zu furchtbaren Grausamkeiten zu
wegen.

Oesterreich und Frankreich, während des österreichischen Erb
Krieges, wie früher seit zweihundert Jahren, mit einander verfeindet,
um den leitenden Einfluß am russischen Hof, Bestushew stand an
Spitze der österreichischen, Lestocq an der Spitze der französischen Par
beide nicht blos aus politischen Gründen, sondern nebenher auch gut
zahlt. Da Bestushew ein wirklicher Staatsmann war und Lestocq ni
schien die österreichische Partei das Uebergewicht zu gewinnen, da war der
Lestocq unter der Leitung des französischen Gesandten darauf bedacht, sein
Gegner ganz und für immer zu beseitigen, und als Mittel dazu sol
eine angebliche Verschwörung dienen, die als von dem österreichischen G
sandten, Marchese Botta, und dem Kanzler Bestushew geleitet, dargestel
wurde. Lestocq, obgleich ein Fremder, fand einen Verbündeten an der

Digitized by Google

der Alt-Russen, dem Fürsten Trubetzkoy. Das war nicht unbe-..., denn Trubetzkoy war bemüht gewesen, sich in den Reihen der ...lichkeit und unter den Garde-Offizieren einen Anhang zu bilden, und ... sich auch erklären, daß er sich bereit finden ließ auf ein solches ...niß einzugehen, da auch er in Bestushew seinen Gegner sah, so gut ...tocq. — Den einzigen Anhaltspunkt zu einer „Untersuchung" gaben ...achte, gewagte Reden eines jungen Lapuchin, der Kammerjunker ... Regentin Anna Leopoldowna gewesen, seiner Mutter und der ...in des Hofmarschalls Bestushew, ferner der Umstand, daß die ... Mutter des Kammerjunkers Lapuchin eine Gelegenheit benützt hatte, ... ehemaligen Verehrer Löwenwolde einen freundlichen Gruß und ... des Trostes an den Ort seiner Verbannung zu senden. — Sie ... nebst einigen anderen Verhafteten vor eine Commission gestellt, ... Lestocq, Trubetzkoy — und dem zu dergleichen Dingen stets be-... unermüdlichen General Uschakow bestand, und es half ihnen nichts ... ihre wirklichen Vergehen sofort eingestanden, denn man wollte ...isse über eine Verschwörung haben, an deren Spitze der Kanzler ... und der Marchese Botta stünden. — Die Damen wurden auf ... gespannt, um weitere Aussagen zu erzwingen; den jungen ... ließ die gütige Elisabeth in ihrer Angst in ihrer Gegenwart ... eine furchtbare, den Körper zerfleischende Marter, die nicht etwa, ... geschieht, mit Hieben der kurzen Kosacken-Peitsche verwechselt ... darf. Obgleich die Kaiserin dem zarteren Geschlecht angehörte, er-... ihre Nerven doch diesen entsetzlichen Anblick. — Aussagen gegen ... Marchese Botta wurden, zunächst auf einem eigenthümlichen Umwege ...geschafft, der wenigstens sehr deutlich erkennen ließ, von wo diese ...ge ausging. Botta hatte nämlich Petersburg bereits seit acht Mo-... verlassen, um als österreichischer Gesandter nach Berlin zu gehen. ... Berlin aus schrieb nun der dortige französische Gesandte, de Valory, ... Collegen d'Aillon in Petersburg, Botta habe dort, in Berlin, im ...räch geäußert, die gegenwärtige Regierung in Rußland werde sich nicht ... können, auch sei er bemüht, den König von Preußen für eine neue ...lution in Rußland zu Gunsten des braunschweigischen Hauses zu ge-...nen. — Den Angeklagten wurde endlich auch begreiflich gemacht, daß ... das eigene Schicksal mildern könnten, wenn sie gegen Botta aussagten, ... so sollen sie am Ende denn auch wirklich „gestanden" haben, daß ...ta sie zur Befreiung des armen Iwan Antonowitsch aufgefordert habe. Das gemilderte Schicksal, das sie sich dadurch bereiteten, bestand ...in, daß sie, zum Tode durch das Rad verurtheilt, zur Knute und Sibirien begnadigt wurden. Den Damen Lapuchin und Bestushew, dem Gemahl der Ersteren, General Lapuchin, und ihrem Sohn wurden außer-... die Zungen ausgerissen. — Ueber Botta wurde natürlich Wehe ge-...ien, und Maria Theresia suchte den russischen Hof dadurch zu beruhigen,

Digitized by Google

daß sie diesen Diplomaten einer Haft unterwarf, die dauern sollte, Elisabeth ihn begnadigte, was bald geschah.

Doch währte der Triumph Lestocqs und der französischen Ge[...]schaft nicht lange. Bestushew war unberührt geblieben und er wußt[...] zu rächen. Er ließ die Briefe des französischen Gesandten erbrechen[...] entziffern, bewies der Kaiserin aus diesen Briefen, daß seine Gegne[...] Frankreich verkauft seien, und was seinen Eindruck nicht verfehlte, La Chetardie, der wieder an die Spitze der französischen Gesandt[...] getreten war, sich in seinen Berichten sehr kühne Aeußerungen über E[...]beths triviale Rohheit und ihren unsauberen Lebenswandel erlaubt hab[...] In Ihrem Zorn that Elisabeth, was Bestushew vorschlug; La Chet[...] wurde, von Moskau aus, wo der Hof zur Zeit weilte, wie ein geme[...] Verbrecher mit militärischer Begleitung über die Grenze geschafft. [...] ging, weil er sein Beglaubigungsschreiben noch nicht überreicht, [...] Charakter als Gesandter noch nicht geltend gemacht hatte, er hielt es [...] für seine Pflicht, sich die Sache gutwillig ohne Widerrede gefallen zu las[...] um nicht einen unheilbaren Bruch zwischen seinem Hof und dem russi[...] herbeizuführen, und auch die französische Regierung erachtete es unter [...] damaligen Umständen nicht angemessen, das Ereigniß übel zu nehmen. Elisabeth zeigte sich bei dieser Gelegenheit verschwenderisch in Belohnun[...] — Bestushew, bisher Vice-Kanzler, wurde Groß-Kanzler, und Woronz[...] nahm seine Stelle als Vice-Kanzler ein. Lestocq aber, obgleich von [...] Kaiserin mit einem gewissen Mißtrauen angesehen, wurde doch erst [...] Jahre später von seinem Schicksal — Tortur, Knute, Einziehung sei[...] Vermögens, das seinen Richtern geschenkt wurde, und Verbannung na[...] Ustiug im Norden — ereilt; dann aber auf bloße Verdächtigungen [...] als habe er in sträflicher Verbindung mit dem preußischen und schwe[...]schen Gesandten gestanden, ohne Beweise verurtheilt.

Mancher Grund der Unzufriedenheit, der neu hinzu kam, erre[...] besonders für die Zukunft ernste Bedenken. Elisabeth ernannte ihr[...] Neffen, den Sohn ihrer älteren Schwester, den Prinzen Karl Peter U[...] von Holstein-Gotorp, der, zur griechischen Kirche übergetreten, der G[...]fürst Peter Fedrowitsch wurde, zum Thronfolger. Das war eine N[...]wendigkeit, nicht eine Wahl zu nennen, da doch nur von diesem oder de[...] unglücklichen Iwan Antonowitsch die Rede sein konnte; aber die Not[...]wendigkeit war keine glückliche, denn der nunmehrige Großfürst war, [...] körperlich, so auch von Geist und Charakter schwach, wenig geeignet, [...] in Rußland gährenden rohen Elemente Herr zu werden und zu bleibe[...] Er zeigte eigentlich nur für Soldaten-Spielereien und den sogenannt[...] Gamaschen-Dienst Interesse, eine Leidenschaft sogar, die er von seine[...] Vater geerbt hatte, und daran war man zur Zeit in Rußland nicht ge[...]wöhnt, sogar zu wenig gewöhnt. Bedenklich aber mußte es erscheinen[...] daß der Prinz ein Fremder in Rußland blieb und bleiben wollte; so jun[...]

Digitized by Google

...ch in das Land gekommen war, sein Geist gewöhnte sich nicht dort-
... Er betrachtete sich fortwährend vorzugsweise als Prinzen von Hol-
... und die Thronfolge in Rußland als Nebensache, die nur insofern
... für ihn hatte, als ihm dereinst in Folge dieses Verhältnisses die
... des großen Reichs zu Gebote stehen würde, um die Rache seines
... an der Krone Dänemark zu üben, und den gotorpischen Antheil
... Schleswig wieder zu erobern. Er schien diesen Krieg vorzubereiten,
... er ein kleines Corps holsteinischer Truppen, das aus wenigen
... Mann in vielen Regimentern bestand, in Rußland errichtete und
... spielte. Außerdem beging er die noch größere Thorheit, seine Ver-
... alles russischen Wesens und der griechischen Kirche geflissentlich
... Schau zu tragen, selbst wo gar keine Veranlassung dazu vorlag.
... Nation würde nicht durch ein solches Betragen erbittert? Man
... in der That der Zukunft, die das Wesen des Großfürsten ankün-
... nur mit Besorgniß entgegen sehen. In den maßgebenden Kreisen
... denn auch mancher befürchten, die Interessen seiner Selbstsucht
... zu sehen. So nahm denn Peter Fedrowitsch eine Stellung ein,
... die bewaffnete Macht, die Geistlichkeit, und in Moskau selbst
... des Volks gegen ihn aufzubieten war. Sein unbestreitbares
... in Rußland wenig zu bedeuten, und daß er Peter des Großen
..., brachte er selber in Vergessenheit.

... seine Vermählung schien daran zunächst nichts zu ändern.
... war natürlich darauf bedacht, ihren Neffen bald zu vermählen,
... wünschte die Hand einer preußischen Prinzessin — der ältesten
... Friedrichs des Großen — für ihn. Zu gleicher Zeit bemühte
... sächsische Hof, die Wahl auf eine Prinzessin des sächsischen Hauses
..., und bezahlte sogar etwas übereilt Bestuschew zum Voraus dafür.
... Friedrich sagt uns selbst, daß eine solche Verbindung des sächsischen
..., das zugleich die polnische Krone trug, mit Rußland, für Preußen
... erwünscht sein konnte, daß er aber ebensowenig eine preußische Prin-
... „aufopfern" wollte, um sie zu verhindern, und daß er deshalb die
... eines preußischen Generals, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst
..., die wirklich Gemahlin Peters III. und später — was damals
... niemand ahnte — die Selbstherrscherin Katherina II. wurde. Aber
... sehr jung, als sie nach Rußland kam, man sah in ihr eine Fremde,
... sie für unbedeutend, und niemand rechnete auf sie.

So waren denn zunächst alle geheimen Umtriebe und Verschwörungen
... gerichtet, dieses fremdländische Paar von der Nachfolge auszu-
... und Iwan Antonowitsch aus dem Kerker auf den Thron zu
.... Wie man einerseits Elisabeth, um mißliebige Persönlichkeiten zu
...gen, mit Verschwörungen schreckte, die es nicht gab, wurden dann
... andererseits wirkliche Anschläge berathen, von denen sie nichts erfuhr.
So im Sommer 1749, als die Kaiserin zu Moskau einen Krankheits-

Digitized by Google

Anfall hatte, der ernstlich für ihr Leben fürchten ließ. Der dänische
sandte, Graf Lynar, den seine Beziehungen zu Bestushew in Stand se
gut unterrichtet zu sein, und dem die Sache, Schleswigs wegen, meh
jedem Anderen wichtig war, schreibt darüber, daß der Fall in der S
wie am Hof eine sehr große Bewegung hervorgerufen habe. „Die g
Nacht fanden Versammlungen und geheime Berathungen statt, in denen
vornehmsten Minister und Offiziere übereinkamen, daß man sich, sowie
Kaiserin verschieden wäre, der Personen des Großfürsten (Peter Fedrowi
und der Großfürstin (Katherina) versichern und den Prinzen Iwan
Kaiser ausrufen wolle." — Lynar fügt hinzu, die Zahl der Betheili
sei sehr groß, und nennt zwar niemanden bei Namen, auch Bestus
nicht — deutet aber schon durch die Worte, die vornehmsten Minister
principaux ministres) auf ihn, und dann auch wieder in einem Nach
des Inhalts, daß er glaube, Diejenigen namentlich hätten Antheil an d
Complot genommen, die keine Ursache hätten, persönliche Gunst ten
Großfürsten zu erwarten. (Je soupçonne beaucoup de gens d'avoi
été du complot, surtout ceux qui ont raison de se méfier du gra
duc et qui naturellement se promettent plus de faveur de la p
d'un prince à l'élévation duquel ils auraient contribué.) — Bestush
gespanntes Verhältniß zu dem Großfürsten war bekannt.

Niemand glaubte sich durch das eben bestehende Gesetz gebunden, o
durch den Willen der Kaiserin und den eidlich zugesagten Gehorsam. We
die Thronfolge-Ordnung Katherinas I. noch die eigenen Verfügung
Elisabeths wurden irgend berücksichtigt; niemand gedachte einer Pfli
nur Interessen wurden erwogen, nur Gründe der Zweckmäßigkeit wurd
geltend gemacht. Doch blieb es für diesmal bei Berathungen und Re
ohne Folgen, da die Kaiserin sich wieder erholte.

Später änderte sich dann die Scene; Bestushews Pläne nahm
eine andere Wendung, nachdem die Großfürstin Katherina Mutter ei
Sohns, des nachherigen Kaisers Paul Petrowitsch, geworden war. S
von dem Augenblick an, wo ein solches Ereigniß gehofft werden kon
suchte Bestushew sich mit der bisher angefeindeten Großfürstin zu
freunden, was ihm auch gelang und seine Absicht war nun den Gr
fürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen, den neugeborenen Prin
zum unmittelbaren Nachfolger Elisabeths zu machen und Katherina
Regentin während dessen Minderjährigkeit.

Zwei Wege zu diesem Ziel schienen sich zu bieten und so weit
aus allem, was bekannt geworden ist, folgern läßt, hat Bestushew je n
den Umständen, bald den Einen, bald den Anderen in das Auge gefa
In wenigstens der Form nach gesetzmäßiger Weise konnte der Zweck
reicht werden, wenn Elisabeth sich bewegen ließ, den Prinzen Paul
ihrem unmittelbaren Nachfolger zu ernennen. Das mußte sehr thunli
scheinen, da die Kaiserin mit ihrem Neffen und seinem Betragen keine

Digitized by Google

sehr zufrieden war, dennoch aber erwies es sich unmöglich. Elisabeth eine solche kindische Furcht vor dem Tode, daß ihr niemand von Ende als von einem möglichen Ereigniß sprechen durfte; nichts sie bewegen bei einer solchen Vorstellung zu verweilen und ernstlich und zu erwägen, was für den Fall zu verfügen sein möchte. So kann nur der zweite Weg: der einer gewaltsamen Revolution mit der Garden, wie Rußland deren schon so viele erlebt hatte. War gehörig vorbereitet, so konnte es keine großen Schwierigkeiten haben, roßfürsten in dem Augenblick gefangen zu nehmen, wo die Kaiserin d und daß ganz Rußland sich ohne Widerrede dem unterwarf, den glückte That zum Herrn der Lage machte, das wußte man aus eher Erfahrung.

nd doch, so leicht das Alles schien, so leicht es wirklich war, führte, auch nicht dieser Plan selbst, doch eine Uebereilung, die sich Be- zu Schulden kommen ließ, als er den Augenblick der Ausführung men glaubte, seinen Sturz herbei. Es war eine Uebereilung, die icht wohl befriedigend erklären ließ und auch die mit Rußland ver- ten Mächte verletzte, weil sie störend in die auswärtige Politik ein- . Em weil innere und äußere Politik Rußlands sich in solcher gegenseitig bedingten, müssen wir hier etwas näher auf den Gang swärtigen Beziehungen des Reichs eingehen.

Der Krieg mit Schweden, den Elisabeth vorfand, war allen Menschen em und da es sich darin um die Vertheidigung der verhaßten bal- Provinzen handelte, nichts weniger als populair in Rußland. Auch die neue Kaiserin ihm so schnell als möglich ein Ende zu machen s erste Mittel, zu dem ihr Cabinet in dieser Absicht griff, war von einer Naivität, deren Gleichen erst in unseren Tagen wieder nen sollte. Die russische Regierung berief sich nämlich auf das st des Generals Löwenhaupt und wollte es dahin verstehen, daß en den Krieg nur unternommen habe, um die russische Nation n Joch der Fremden zu befreien und Elisabeth Petrowna auf den ihrer Väter zu erheben; dies Ziel sei nun erreicht, folglich habe eg keinen Zweck mehr und sei gleichsam in sich erloschen. Da das ckholm doch nicht ganz genügend gefunden wurde, war Elisabeth Bewußtsein, daß sie selbst und ihr Anhang die Schweden zum ufgefordert hatten, trotz des siegreichen Treffens bei Wilmanstrandt bereit der schwedischen Regierung eine Geldentschädigung für die osten zu zahlen, um nur schnell abzuschließen. Aber die Schweden en auch unter den veränderten Umständen noch auf ihre früheren dungen in Rußland, auf die Gesinnung der Altrussen, die gern emden Elemente und Provinzen abgeschüttelt hätten und vergaßen r das Mißverhältniß der Macht, das einen Eroberungskrieg gegen nd für Schweden in seiner damaligen Verfassung zu einer Aben-

teuerlichkeit machte. Sie vergaßen, daß es nicht ihre Waffen waren, die Elisabeth auf den Thron erhoben hatten und daß dies sich eben deshalb nicht durch die unbestimmten Versprechungen glauben konnte, die sie selbst oder La Chetardie in ihrem Namen haben mochten, als sie ihre Erhebung von Siegen des schwedische erwartete. Schweden forderte die Ostsee-Provinzen, so einleuc auch sein mochte, daß eine Tochter Peters des Großen und ein mann wie Bestushew, der doch auf Rußlands Bedeutung in Europ zu legen wußte, sie unter diesen Bedingungen nicht aufgeben kon

So erzwang gewissermaßen Schweden die Fortsetzung des Kr zu seinem Schaden; bald sah sich das schwedische Heer bei He eingeschlossen und genöthigt, die Waffen zu strecken; ganz Finnl in den Händen der Russen, und da regte sich in den Kreisen der Regierung der Wunsch das Land auch zu behalten. Das war türlich, da es wirklich in vielen Beziehungen als unbequem, sogar als bedenklich empfunden wurde, daß die schwedische Gr Hauptstadt des russischen Reichs so nahe lag. Jetzt war in den Proclamationen davon die Rede, Finnland von dem schwedischen befreien.

Da der in Schweden regierende Zweig des Hauses Wittelsb der Königin Ulrike Eleonore ausstarb, der Schwester Karls XII. Ehe mit dem Landgrafen von Hessen kinderlos geblieben war, ju die eine Partei in Schweden dadurch zu helfen, daß sie den Peter von Holstein-Gotorp zum König erwählte; diese Wahl abe von Seiten Rußlands abgelehnt. — Warum die russische Regieru schließlich nicht auf dem Besitz des eroberten Finnlands bestand, den bisher bekannten Quellen nicht eigentlich zu ersehen, man ve aber darauf und Schweden erhielt einen leidlichen Frieden unter dingung, daß es den nächsten Vetter des Großfürsten Peter, den Adolf Friedrich von Holstein-Gotorp zu seinem König wählte. Um Preis gab Rußland das eroberte Finnland zurück, bis auf Kym und die Festung Nyslot — im Ganzen einen Bezirk von 109 meilen, der mit dem Reich Elisabeths vereinigt wurde.

Durch die Krönung Adolf Friedrichs war freilich die Wahl des prinzen von Dänemark zum König von Schweden und die Verei der drei skandinavischen Reiche hintertrieben, die eine Partei beab hatte. Es schien ferner der überwiegende Einfluß Rußlands in Sc wenigstens für die nächste Zukunft gesichert; doch aber ist der Frie solche Bedingungen kaum zu erklären, da die russische Regierung sich doch im Lauf der folgenden Jahre, als die Gelegenheit versäumt wieder in unbestimmter Weise mit dem Gedanken an eine Erob Finnlands beschäftigt zu haben scheint.

Wenigstens ist ein Schreiben der Kaiserin Elisabeth (vom 22.

Digitized by Google

an den späteren Grafen Nikita Iwanowitsch Panin, ihren Ge-
... in Stockholm, bekannt geworden, das wörtlich lautet:
„Die Auseinandersetzungen des Raths Fridenstiern (eines von Ruß-
... bezahlten Schweden), daß das Fürstenthum Finnland das Recht habe,
... eigenen Reichstag zusammenzuberufen, sowie die von Ihnen hinzu-
... Bemerkungen, ob es nicht möglich sei diese Nation (die Finn-
...) ganz von der Herrschaft Schwedens abzusondern, oder besser noch
... unserem Reich zu vereinigen, sind sehr gegründet; sie stimmen so mit
... Absichten überein, daß die während des letzten Krieges von unserer
... dort veröffentlichten Manifeste in demselben Sinn verfaßt waren.“
... Auch wurde am 5./16. August 1749 ein geheimes Bündniß zwischen
... und Dänemark geschlossen, durch das sich beide Mächte ver-
...ten, ihre Armeen und Flotten im gemeinschaftlichen Kriege gegen
... zu verwenden und Rußland zum Voraus darein willigte, daß
... sich als künftige Barriere gegen Schweden jenseits des Sundes
...dischen Provinzen Schonen, Halland und Bahuslähn aneigene.*)
... wie es unter dieser Regierung überhaupt nicht sehr planmäßig
... geschah dann doch nichts weiter in diesem Sinn und bald wurde
... auswärtige Politik von fremder Hand in ganz andere Bahnen
... Das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, das der
...e Staatsmann Kaunitz nach jahrhunderte langem Zwist der
... Valois-Bourbon und Habsburg herbeizuführen wußte, übte seinen
... auch in Petersburg. Beide Höfe, Wien und Versailles verfolgten
...eng verbündet, am Sitz der russischen Regierung ein und dasselbe
... und sie beherrschten die auswärtige Politik dieser Regierung um so
..., da Bestushew ohnehin dem österreichischen Hof ergeben und gegen
...n feindlich gesinnt war. — Rußland hatte sich unter seiner Leitung
... 1746 — als das Haus Habsburg noch mit Frankreich verfeindet
... — in den geheimen Artikeln eines Bündnisses mit Oesterreich zur
...leistung gegen Preußen verpflichtet. Zehn Jahre später im entschei-
...n Augenblick hätte er gern — für englisches [und preußisches Geld
... auch aus anderen Gründen — den Krieg hintertrieben, oder den
...heil Rußlands daran auf die Absendung eines mäßigen Hülfscorps
...ränkt, oder endlich in bewaffneter Neutralität den Vortheil Rußlands
...zunehmen gesucht, aber er war schon] zu weit gegangen, um eine solche
...ung nehmen zu können. Besonders da er nicht mehr ganz Herr
... Situation war, eine ihm feindlich gesinnte, Frankreich ergebene Partei
... die persönliche Gesinnung der Kaiserin ihm im Wege standen. So
...e denn Rußland, den Interessen Oesterreichs dienstbar, in den sieben-
...jährigen Krieg gegen Friedrich den Großen hineingezogen, der wenigstens
...ern zur Zeit für das nordische Reich keinen rechten Sinn hatte, daß

*) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, IV. 89—90.

er Ziele verfolgte, die dem Geist und Streben der Regierung Eli
nicht entsprachen. Denn hatte dieser Krieg einen glücklichen Erf
führte er zu einem Ergebniß, das der Mehrzahl der Russen un
erwünscht sein konnte. Ost-Preußen war dann der Antheil an de
ßischen Beute, den die russische Regierung sich möglicher Weise a
konnte und der ihr endlich (1760) auch versprochen wurde. Da
aber eine mächtige Verstärkung des deutschen Elements im russische
selbst gewesen, während den Russen schon die Baltischen Provinzen
Einfluß zu viel waren.

Doch, lag dieser Krieg auch ganz außerhalb der Interessen d
sischen Reichs, so wußten doch Bestushew und die anderen einflu
Herren recht gut, warum sie ihn, der Eine ungern, die Ande
Willen, führen ließen und für die Kaiserin Elisabeth war ein pers
Grund den König von Preußen zu bekämpfen, längst dadurch ge
daß man ihr die gerechten, das heißt wegwerfenden Bemerkungen
bracht hatte, die König Friedrich sich über ihren unsauberen Leben
erlaubte. Elisabeth war auf das äußerste gegen ihn erbost und
besonders mit Abscheu von seiner Gottlosigkeit. — Sie selbst wa
bekannt, sehr gottesfürchtig. Es war auch sonst in dieser reinen
sphäre, die Elisabeth umgab, wohl von dem „schlechten Herzen"
Friedrichs die Rede. Das beleidigte Selbstgefühl der Kaiserin zu
mußte Rußland diesen Krieg führen, mit einem Aufwand an Gel
Menschen, den das damals an beiden arme Reich wohl eigentlich n
leichthin und ohne ernsten Zweck machen durfte.

Das russische Heer zog (1757) unter dem nicht nur unfähigen
dern selbst in Beziehung auf seinen persönlichen Muth übel berüc
Feldmarschall Apraxin nach Preußen und zeigte sich zwar sehr tapfer
in jeder Beziehung vernachlässigt und in hohem Grade unbeholfen
erwies sich, daß es für Rußland doch noch nicht an der Zeit sei, die
der Fremden abzulehnen. Vorzugsweise auf Betreiben des alten
marschalls Dolgoruky waren die fremden Offiziere gekränkt und zurüc
worden, bis sie ihren Abschied nahmen. So verlor die russische
an Keith und Löwendal Heerführer, die durch Feldmarschälle wie A
und Saltykow nur sehr mittelmäßig ersetzt waren. Selbst unter de
geren Offizieren, die sich zurückzogen, waren die beiden künftigen
reichischen Feldmarschälle Lacy und Laudon. — Es war wohl Uebertre
wenn der englische Gesandte Williams aus Petersburg meldet: „Die R
haben wenig Geld und nicht zehn gute Offiziere in ihrem ganzen H
— gewiß aber ist, daß sich in der Führung dieses Heeres ein großer M
an militairischer Einsicht und Kenntnissen verrieth.

Eine fast vierfache Ueberlegenheit und eine Uebereilung des preuß
Heerführers Feldmarschall Lehwald, verschafften der russischen Armee
Apraxin im ersten Feldzug 1757, den Sieg in der Schlacht bei G

Digitized by Google

…rndorf; aber anstatt diesen Sieg zu benützen, trat Apraxin während … bedenklichen Krankheit der Kaiserin Elisabeth eilig den Rückzug aus …n an und als die Kaiserin sich wieder hergestellt fühlte, führte …rmbende Ereigniß den jähen Sturz Bestushews herbei.

Die Einzelnheiten der Intriguen, die diese Reihe von Ereignissen herbei… wird wohl nie vollständig aus den Acten ermittelt werden können, weil sowohl Bestushew als Apraxin in dem Augenblick, wo sie ver… wurden, Zeit und Besonnenheit genug behielten, einen großen Theil … Papiere zu vernichten, namentlich Alles, was gegen die Großfürstin …rina zeugen konnte und dann auch, weil der russische Hof auch in … Fall wieder sein altes System befolgte, in Beziehung auf die Ver… …g eines Staatsmannes niemals die Wahrheit, niemals die wirk… Gründe bekannt zu machen, durch die sie herbeigeführt war. In …ung solcher Anhaltspunkte ist es natürlich schwer in diesem end… …ebe von Lug und Trug, in dem sich Alles um persönliche In…teressen drehte, in dem jeder Betheiligte ohne Ausnahme eine unredliche Rolle spielte und keiner die Wahrheit sagte, den leitenden Faden zu … – unmöglich jede Einzelnheit zu ergründen oder jede einzelne … auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Es ist die Frage, … vollständigere Mittheilungen aus den französischen Archiven als … bekannt geworden sind, uns viel weiter führen würden, denn aus …igen, was z. B. durch Stuhr von den Berichten der französischen …ten in die Oeffentlichkeit gekommen ist, müßte man glauben, daß … französischen Gesandten so wenig wie dem englischen gelungen war, … Treibe am russischen Hof ganz zu durchschauen, daß beide vielmehr … getäuscht wurden.

Daß Bestushew das russische Heer nicht dem Großfürsten Peter …witsch und seinem Enthusiasmus für Preußen und Friedrich zu … nicht um Preußen zu schonen vom Kriegsschauplatz zurückrief, wie … berer Zeit gesagt und geglaubt worden ist, das braucht jetzt nicht … nachgewiesen zu werden. Ebensowenig aber darf der Grund dessen, … von Rußlands Seiten geschah und nicht geschah, in irgend welchen …den internationaler Politik gesucht werden; das hieße sowohl Elisabeth … überschätzen, als die Menschen, die sie umgaben und sie für mehr … als sie waren.

Wie die Verhältnisse lagen, waren doch zuletzt immer Gemüths…ungen der Kaiserin entscheidend und Alles hing davon ab, wer ihre …ung zu gewinnen und Einfluß auf ihre Entschließungen zu gewinnen …. Da traf es sich denn unglücklich für Bestushew, daß Alexey Grig. …umowsky für ihn nicht mehr eine so feste Stütze sein konnte wie früher. …umowsky hatte, seitdem Elisabeth Kaiserin und seine Gemahlin war, … wie früher gelegentlich andere Günstlinge neben sich dulden müssen, … auch mit dem erbaulichsten Gleichmuth geduldet; auch Bestushew konnte

Digitized by Google

dem Leben und Treiben der Kaiserin ruhig zusehen, so lange diese G linge Leute waren, die sich mit einigem Geld und anderen persön Vortheilen begnügten, ohne Ansprüche auf eine Welt-Rolle zu m Am Ende aber fand sich einer, um den sich eine politische Partei, vielmehr eine politische Coterie schaarte, und von dem Augenblick an sch Rasumowskys Einfluß, so daß er endlich nicht mehr ausreichend seinen Freund zu halten.

Dieser neue Günstling war der Kammerpage Iwan Iwanet Schuwalow, der 1749 zum Kammerjunker ernannt wurde. Er scheint ein nicht gerade bedeutender junger Mann von einfachem Char gewesen zu sein, den ein Staatsmann um so weniger zu fürchten brau da sein Interesse auf Eleganz und Belletristerei, nicht auf Politik geri war. Aber er brachte zwei Vettern, ein böses Brüderpaar, Alexa und Peter Schuwalow (auch Söhne eines Iwan) zu stets wachsen Einfluß, und wurde ihr Werkzeug. Ein hartnäckiger, jahrelanger Kam um den gebietenden Einfluß, ja gewissermaßen um das Dasein, w nun zwischen Bestushew und den Schuwalows geführt, um so ernster wie Beispiele lehrten, die unterliegende Partei gar wohl der Knute der Verbannung nach Sibirien verfallen konnte. Die Art und W aber, in der dieser Kampf geführt wurde, kann man sich kaum nie genug denken. So suchte Bestushew gleich im Anfang, als er die Ge erkannt hatte, den hübschen Kammer-Pagen durch einen Günstling sei Schöpfung, durch einen hübschen Cadetten, Namens Beketow, zu v drängen. Die Kaiserin wurde veranlaßt, den theatralischen Aufführun im Cadetten-Corps beizuwohnen, da wurde ihr der junge Beketow in günstigsten Beleuchtung vorgeführt, und er gefiel wirklich. Es wurde i wie Schuwalow, eine Wohnung im kaiserlichen Palast eingeräumt, beiden jungen Leute theilten sich eine Zeit lang in die Gunst der alt den und kränklichen Kaiserin, bis es dem bösen Peter Schuwalow gela den jungen Beketow bei der hohen Frau in der niedrigsten Weise zu leumden und zu bewirken, daß er entfernt wurde. — So gewannen Schuwalows, die unbedeutender Herkunft waren, mehr und mehr B Peter Schuwalow, der sich in seiner früheren Zeit auch körperliche Mißh lungen, Stockschläge und dergleichen, von Seiten Rasumowskys ruhig fallen ließ, wurde General-Feld-Zeugmeister, d. h. Chef der gesamm Artillerie, und sein Bruder Alexander nahm, nach Uschakows Tode, Präsident der Kanzlei der geheimen Angelegenheiten eine Stellung ein, der Wichtigkeit täglich empfunden wurde. Auch hatte sich ihnen bereits Vice-Kanzler Worontzow angeschlossen. Er war mit Bestushew ohne verfeindet und mochte in den Gegnern die künftigen Sieger wittern.

Bestushew wollte, wie gesagt, den Knaben Paul Petrowitsch auf Thron setzen und Katherina zur Regentin machen; die Schuwalows hatt zur Zeit, wie es scheint, die Absicht, die Rechte des Großfürsten Peter z

Digitized by Google

…ung zu bringen, wozu sie wohl schwerlich einen anderen Grund haben …en, als den, daß es das gerade Gegentheil von dem war, was …schew vorhatte, und mithin am ersten ein Mittel werden konnte, … Gegner zu verderben. — Bestushew bewirkte, daß Apraxin, ein ihm … und der Großfürstin Katherina ergebener Mann, den Befehl über …Heer in Preußen erhielt, und vermittelte einen Briefwechsel zwischen … Feldherrn und der Großfürstin. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde … von ihr und von Bestushew veranlaßt, zu zaudern und nicht …vorzugehen. Es läßt sich denken, daß man die Möglichkeit nicht aus …Hand geben wollte, dieses Heer schleunig zurückzurufen, besonders, da … Schuwalow sich seinerseits den Oberbefehl über eine 30,000 Mann … Reserve-Armee geben ließ, die in Liefland zusammengezogen wurde, …dem Anschein nach kaum eine andere Bestimmung haben konnte, als …änen der Schuwalows zu dienen und deren Ausführung zu sichern, … die Kaiserin starb.

… schien im Herbst 1757 das Ende der Kaiserin zu nahen; … rief Apraxins Heer aus Preußen zurück. Wie Helbig (Ge…ters III.) berichtet, hätte man das Concept zu dem Rückzugs… in den Papieren des Kanzlers gefunden. Aber die Kaiserin er… wieder — und Bestushew, dem die Gefahr nicht entgehen konnte, … nunmehr schwebte, veranlaßte die Großfürstin Katherina eilig … Paar Briefe an Apraxin zu richten, in denen sie ihn mit großem … entschlossenem Vorgehen gegen Preußen aufforderte. Diese Schreiben … sogar die einzigen von der Hand der Großfürstin, die sich in Apraxins … fanden; der Feldmarschall hatte sie natürlich nicht mit den an… vernichtet. Doch diese verspäteten Winkelzüge blieben vergeblich; der …sische und der österreichische Gesandte (L'Hopital und Esterhazy) ar… im Bunde mit den Schuwalows an seinem Untergang, und selbst …sische Geistlichkeit wurde von ihnen zu Hülfe gerufen.

Der erste Prälat des Reichs, der Erzbischof von Nowgorod Dmitry …énow, fühlte sich berufen, zur Kaiserin zu eilen, sie an den Willen … Eltern, an die Thronfolge-Ordnung ihrer Mutter zu erinnern, und … der Autorität seines geistlichen Amts zu ermahnen, sie solle sich nicht …eiten lassen, dem rechtmäßigen Erben, dem Großfürsten Peter, sein … auf die Krone zu nehmen.

So erfuhr Elisabeth durch ihn, was Bestushew beabsichtigte.

Und doch zauderte Elisabeth, den Kanzler zu entfernen, weil sie …manden in ihrer Umgebung fähig hielt, ihn zu ersetzen. Aber es gelang …lich, sie glauben zu machen, daß seine Absicht gewesen sei, eine Thron…änderung schon bei ihrem Leben zu bewirken, Paul Petrowitsch zu krönen …d sie selbst als Gefangene nach einem Ort wie Cholmogor, zu senden. …a wurde Bestushew zum Tode verurtheilt und aus Gnade als Staats…gefangener auf seine Güter verwiesen (Ende Februar 1758). — Schon

Digitized by Google

war Apraxin, der bald darauf starb, seiner Aemter und Würden entl und vom Hof verbannt, und Katherina selbst mußte sich, wie bekann Demuth der Kaiserin zu Füßen werfen, um sich mit Hülfe Iwan Sch lows, der ihr seinen Schutz gewährte, zu retten.

Dem käuflichen Bestushew folgten nun in der Regierung Rußl der nicht minder käufliche Worontzow und die vollends ganz unersättli Schuwalows.

Der weitere Gang des siebenjährigen Krieges gehört natürlich hierher; nur an die eigenthümliche Rolle Polens in diesem gewalt Kampf müssen wir im Vorbeigehen erinnern. Polen wollte neutral sein konnte aber nicht verhindern, daß die russischen Heere durch das zogen, ohne diese Neutralität irgend zu berücksichtigen, ja daß sie Kriegstheater, die Basis ihrer Operationen gegen Preußen auf polnisc Gebiet einrichteten, wie im eigenen Lande oder wie in einem herrenlo Raum; daß sie sogar die polnischen Orte, in denen sie ihre Magaz anlegten, befestigten. Die Republik Polen konnte sogar einen ihrer eigen Angehörigen, einen polnischen Magnaten, den Grafen Lubomirsk, verhindern, mit seinen 4000 Mann Haustruppen auf eigene Hand zu führen gegen den König von Preußen, bis ihn eine entsendete preuß Schaar mit sammt seinen Haustruppen auf polnischem Gebiet gefang nahm. Polen war eben vollkommen unfähig, seine Pflichten gegen Nachbarstaaten zu erfüllen.

Was nun aber die innere Verwaltung Rußlands betrifft, und Zustände, die sich unter der Herrschaft der neuen Machthaber daraus gaben, so lassen die Berichte aller unbefangenen Beobachter keinen Z darüber, daß sie höchst trauriger Art waren. Schon aus der Zeit mittelbar vor dem gänzlichen Sturz Bestushews, unter dem 16. Octo 1757, schrieb namentlich der holländische Agent, de Swart, dem Gesand Englands am Hof Friedrichs des Großen (Mitchel) aus Petersburg:

„Die Auflösung, Unordnung und Willkür in Rußland ist furcht Die Kaiserin hört und sieht niemand, als die Schuwalows, sie unterri sich über Nichts, fährt fort in ihrer alten Lebensweise und hat buch lich das Reich der Plünderung eines jeden preisgegeben. Niemals Rußland in einem verwirrteren, gefährlicheren, bejammernswertheren Z stande. Es ist nicht der geringste Schatten mehr übrig von Treue, Ehr Vertrauen, Scham und Billigkeit: man sieht nichts als unbeschreibli Eitelkeit und Verschwendung, welche zum Untergange führen. Die alt Familien und das gemeine Volk sind auf das grausamste unterdrückt dur alle diese, aus dem Nichts emporgehobenen Leute. Die Kinder der ang sehensten Häuser werden gezwungen Personen der niedrigsten Herkunft z heirathen, welche gerade in Gunst stehen u. s. w." *)

*) Raumers Beiträge II. 453.

Digitized by Google

Nicht daß nicht in Mitten dieses Verfalls hin und wieder doch auch eines Fördernde geschehen wäre, das wenigstens in der Folge seine chte tragen konnte; der Impuls, den Peter der Große seinem Reich ben hatte, war so mächtig, daß Ein und Anderes der Art selbst unter elendesten Regierung geschehen mußte, wenn Rußland sich nicht, nach Willen der fanatischen Alt-Russen, ganz gegen den Verkehr mit dem en absperrte.

Was Iwan Schuwalow, seiner Geistesrichtung gemäß, ohne Rücksicht die zerrütteten Finanzen des Reichs mit verschwenderischem Aufwand chaffen suchte, kann freilich nicht zu den Dingen gerechnet werden, die Rußland wirklich gefördert wurde. — Was sollten die Pracht- en helfen, die unter der Leitung des Italieners Rastrelli im Schnörkel- der Zeit ausgeführt wurden? — (Der Winter-Palast, das Smolnische ter, der Palast der Akademie der Künste u. s. w.) — Sie unterschieden sehr merklich von den einfachen Backsteinbauten nach holländischem Zu- m, die Peter der Große hatte ausführen lassen, und mögen sich in der te einstöckiger hölzerner Häuser, aus denen Petersburg damals großen- s bestand, wunderlich genug ausgenommen haben —: der Hof und Volk aber waren um nichts gebildeter als vorher.

Auch die Akademie der schönen Künste, die 1755 auf Iwan Schuwa- s Betreiben gegründet wurde, blieb ein vollkommen unfruchtbarer Luxus. fehlte dem Künstler in Rußland die Nation, der Schöpfungen der st ein wirkliches Bedürfniß gewesen wären, ein Publikum, das ein es Interesse für solche Schöpfungen gehabt hätte, und ein wirkliches ändniß dafür. Ein solches Interesse und Verständniß fehlt dort dem ler auch gegenwärtig noch, und eben deshalb ist bis auf den heutigen im Lauf von zwölf Jahrzehnten, nichts Nennenswerthes aus dieser emie hervorgegangen. — Und doch bemüht — oder zwingt — man wenigstens heut zu Tage jedem unbedeutenden Werk eines Russen so schvoll wie möglich einen übermäßigen Werth beizulegen — nicht aus resse für die Sache selbst — sondern um das unbequeme Bewußtsein betäuben, daß man wohl in ein und anderer Beziehung gegen das Europa zurückstehen könnte. Zur Zeit der Kaiserin Elisabeth fehlte dies gemachte Schein-Interesse für die Kunst.

Kaum weniger unfruchtbar in den wichtigsten Beziehungen, nämlich das eigentliche Culturleben Rußlands, war eine andere Schöpfung n Schuwalows, die einen ernsteren Sinn zu haben schien, nämlich 755 gegründete Universität Moskau. Was die Veranlassung geben te, sie in der alten Hauptstadt, im Mittelpunkt des Reichs, und zwar eine durchaus russische Universität zu errichten, das mochte wohl die hrung sein, die man gemacht hatte, daß die Akademie der Wissen- ten zu Petersburg zwar für die Wissenschaft überhaupt und für die nschaftliche Kenntniß Rußlands und seiner Geschichte Namhaftes leistete,

Digitized by Google

als Lehranstalt aber so gut wie nichts. Man suchte den Grund di Erscheinung vielleicht darin, daß die Akademiker Fremde waren, die meist in der Landessprache nicht verständlich zu machen wußten, und die Akademie ihren Sitz außerhalb des eigentlichen, alten Rußlands h an einem Ort, dem die Jugend des Landes fern blieb.

Der nationalen Universität zu Moskau hat nun Turgeniew n gerühmt, daß ihre Organisation genau den Bedürfnissen der Zeit des Landes angepaßt war, und daß sie in Folge dessen auch großen Nu gestiftet habe. Doch kann man das Letztere wohl nur zugeben, insof eine sehr untergeordnete Art von Erfolg genügend erachtet wird. V einem wirklich wissenschaftlichen Geist, der da herrschen sollte, konnte nat lich nicht die Rede sein, denn es waren unter den Russen eben k Professoren aufzutreiben, die ihres Fachs wirklich Herr gewesen wär und Russen sollten und mußten die Lehrer doch im Wesentlichen se wenn man auch, namentlich zu Anfang, doch nicht umhin konnte ein Deutsche zu Hülfe zu nehmen, die mehr oder weniger russisch verstand wie Reichel, Fromman und Diltey. Selbst die Ansprüche, die an die Leh gemacht wurden, mußten auf ein bescheidenes Maß beschränkt werden, und wo sollten vollends in einem Lande, dem die Schulen fehlten, Zuhörer herkommen, die im Stande gewesen wären, einem wissensch lichen Vortrag zu folgen.

Das hatte Schuwalow allerdings wohl bedacht, und daher mit d Universität eine Vorbereitungsschule verbunden, welche die Zöglinge durchmachen mußten, ehe sie Studenten werden konnten. Um Zöglin anzulocken, wurde den Studenten ein Rang in dem Vierzehn-Classe System zuerkannt; sie wurden der zwölften Classe zugezählt, und erhiel damit den persönlichen Adel, sowie das Recht, einen Degen zu trag Mit den akademischen Graden war dann ein höherer Rang verbund mit dem Doctor-Grade der Rang achter Classe und der erbliche A Nicht nur der Unterricht war unentgeltlich, die Studenten wurden g auf Kosten der Regierung erhalten.

Der Adel blieb dieser Anstalt fern und suchte entweder in Cadetten-Corps oder in den Garde-Regimentern ein Unterkommen f seine Söhne; von da aus konnte man dann zu Allem gelangen. D Studenten, die sich in Moskau zusammenfanden, waren zunächst Söh von Landgeistlichen und verabschiedeten Soldaten. Sie kamen nicht oh Ausnahme freiwillig. Die Soldaten-Söhne namentlich wurden zum Th zur Universität „kommandirt", um die Hörsäle einigermaßen zu füll Da nun aber die Vorbereitungs-Anstalt in ihrer Art ebenso schwach b stellt war, wie die Universität selbst, blieb natürlich Alles höchst stümpe haft. Gelehrte konnten, wie sich wohl von selbst versteht, aus solch Schule nicht hervorgehen — und obgleich einige derjenigen Zöglinge, d ein jedenfalls sehr mangelhaftes Urtheil für die besten erklärte, auf frem

Digitized by Google

rsitäten geschickt wurden, um sich da zu künftigen Professoren zu
, blieb doch die moskauische hohe Schule fort und fort in demselben
:, und vermochte sich niemals über ihre ursprüngliche Höhe hinaus
eben.

Sie lieferte der Regierung eine Anzahl dürftig abgerichteter Beamter —
ir der Nutzen, den sie brachte. Diese Beamten sollen, wie Turgeniew
rt, etwas weniger unwissend gewesen sein, als die übrigen; das ist
, wahrscheinlich sogar, will aber nicht viel sagen. Sie sollen auch
r, weniger bestechlich gewesen sein —: das scheint zweifelhaft; diese
Redlichkeit müßte doch irgendwo und irgendwie in der Verwaltung
ichs fühlbar geworden sein.

n anderer Beziehung wirkte Iwan Schuwalows Einfluß eher schäd-
enn er auch zu fördern schien. Die Kunst und Belletristik, in der
alow lebte, und für die er schwärmte, war die französische; wie zu
des Großen Zeit Holland das Vorbild gewesen war, dem man
hte, und dann unter der Kaiserin Anna das deutsche Element vor-
b, so wurde jetzt das Französische die Sprache des Hofs und der
chen, und französische Sitte in allen Dingen maßgebend. Was
ten französischer Cultur auffaßte, war natürlich nur die für den
den Versailles geschaffene schöne Litteratur, die einem Hof zunächst
ndlich und annehmbar sein mußte. So war denn der Uebergang
wüchsiger Rohheit zu seichter Oberflächlichkeit gefunden. Die sitt-
Verderbtheit brauchte nicht aus Frankreich entlehnt zu werden, sie
hnehin schon da. Was gewonnen wurde, war der leere, wesenlose
französischer Salon-Bildung, dem nur eine spielende Beschäftigung
nst und Litteratur, kein ernstes Studium, keine ernste geistige Arbeit
Folge dessen auch kein Verständniß für sittliche Würde zum Grunde
ie ursprüngliche Rohheit blieb natürlich neben diesem Treiben, in
el Raffinement, aber nichts Veredelndes lag, ganz die alte, wie sie
en realen Lebensverhältnissen in Rußland hervorgegangen war.
legt, um nur Eines namhaft zu machen, schon das Dasein solcher
lichkeiten, wie die Orlows und Potemkin waren, Menschenalter
vollgültiges Zeugniß ab.

Schädlich aber wirkte diese Wendung in dem Leben des Hofs und
Umgebung insofern, daß dadurch eine trennende Kluft zwischen den
n Ständen und der ganzen übrigen Nation entstand, so daß diese
anz und rathlos sich selbst überlassen blieb. Die erborgte, fremde
n-Bildung ohne Gehalt, die sich nach und nach am Hof entwickelte,
selbstverständlich niemals auf die gesammte Nation übertragen
n. Es entstand zwar, namentlich unter der folgenden Regierung,
beginnende russische Litteratur nach französischem Zuschnitt — nach
au's Recepten — aber sie kam so zu sagen, todtgeboren zur Welt.
Hofkreise selbst betrachteten zunächst einen russischen Dichter mit un-

Digitized by Google

gläubiger Verwunderung, und selbst später nahmen sie an dieser Litter
weiter keinen Antheil, als daß es ihnen erwünscht war, sich selbst und
Fremden sagen zu können, es gebe so etwas auch in Rußland, —
Masse der Nation aber blieben die Werke dieser eigenthümlichen T
haus-Litteratur ohne Wurzeln vollkommen fremd und unverständ
Die Nation im Ganzen vermochte sich um so weniger aus ihrer R
losigkeit empor zu arbeiten, da ihr der höhere Mittelstand, der Gelehr
stand fehlte, der fähig gewesen wäre aus sich selbst, ohne Zuthun des H
in eigenthümlicher Erhebung eine selbständige Bildung zu schaffen.

Auch die Gunst, die der anfänglich vernachlässigten Akademie
Wissenschaften später wieder zu Theil wurde, hatte aus den schon a
führten Gründen keinen Einfluß auf die nationale Bildung, wenn
auch sonst nicht unfruchtbar blieb. Diese Akademie war während
ersten Regierungsjahre Elisabeths in den traurigsten Verfall gera
Fünf Jahre lang (1741—1746) hatte sie keinen Präsidenten; die für
ausgesetzten Summen wurden nicht gezahlt, und die Russen benützt
herrschende Stimmung, um alle verdienstvollen Fremden durch en
Verdruß zu vertreiben, den sie ihnen machten. Mehr als ein würd
Vertreter der Wissenschaft, und unter ihnen der berühmte Leonhard E
wurde, wie ein russischer Zeuge sich ausdrückt, gezwungen aus Ru
zu entfliehen.

Der Weg, der, noch ehe das Gestirn der Schuwalows aufgeg
war, gefunden wurde, um wieder zu einem etwas besseren Zust
gelangen, nimmt sich allerdings sehr seltsam aus, wenn man einen e
päischen Maßstab an die Dinge in Rußland legt. Alexey Rasum
hatte nämlich, sobald er selbst ein großer Herr geworden war, auch se
jüngeren Bruder Kirilla Rosum aus der Ukraine an den Hof kom
lassen. Dieser Bruder war ein sechzehnjähriger Hirt, der bis dahin
anderen zusammen die Hornviehheerde seines heimatlichen Dorfes geh
hatte. Er erhielt nun in aller Geschwindigkeit den besten Unterricht,
in Petersburg zu haben war, und wurde dann 1743 auf Reisen ge
um sich, namentlich in Berlin unter Leonhard Euler's Leitung, zu bi
Von dieser zweijährigen Bildungsreise zurückgekehrt, wurde dann der
undzwanzigjährige Rinderhirt, jetzt Graf Kirilla Grigoriewitsch, (März 17
zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt. So abente
lich auch uns eine solche Ernennung vorkommen mag, in den Augen
Zeitgenossen war sie durchaus zweckmäßig, ja die Wahl war geradezu
beste, die getroffen werden konnte, und die Akademie selbst wünschte
Glück dazu.

Ein Deutscher, wie seine Vorgänger, Blumentrost, Keyserlingk, Kor
und Brewern, durfte der Präsident unter dieser Regierung nicht sein —
er mußte ein Russe und, um etwas erlangen und durchsetzen zu können
einer von den vornehmen Herren des Hofs sein. Unter diesen aber wa

Digitized by Google

junge Kirilla Rasumowsky ohne Vergleich der beste; er war der Ge-
etzte von Allen. Auch bewirkte er, daß die Schulden der Akademie
lgt, daß ausreichende Summen zu ihrer Erhaltung nicht allein aus-
zt, sondern auch wirklich gezahlt und daß namhafte Gelehrte aus der
nde berufen wurden. So war denn diese wissenschaftliche Corporation
er in den Stand gesetzt, Angemessenes zu leisten. Als Lehranstalt
ich, obgleich die von ihr abhängige Universität und das Gymnasium
bestanden, konnte sie nicht zu größerer Wirksamkeit gebracht werden;
Schwierigkeiten, die einer fruchtbaren Thätigkeit in dieser Beziehung
Wege standen, waren die früheren und nicht zu beseitigen. — Da ging
t Rasumowsky, durch Iwan Schuwalows Beispiel zum Wetteifer auf-
bert, mit dem Gedanken um, in Petersburg eine von der Akademie
hängige Universität zu gründen und eine zweite, kleinrussische, für die
ken zu Baturin. Beide kamen nicht zu Stande; das ist nicht weiter
bedauern, denn sie würden ohne Zweifel noch unfruchtbarer geblieben
als diejenige, die zu Moskau in ihrer Art von Nützlichkeit vegetirte.
Lehrerpersonal für drei solche Anstalten aufzutreiben wäre wohl
glich versucht worden, und wenn man sich auch mit dem dürftigsten
tem Kenntnissen begnügen wollte.

Neben so viel Schein ohne Wesen lag das reell und unmittelbar
liche, das geschah, in einer weniger erhabenen Sphäre. Hier ist vor
m zu erwähnen, daß im Jahr 1753 auf Peter Schuwalows Betreiben
Binnenzölle im Innern des Reichs aufgehoben wurden. Sie mochten
der alten Getheiltheit des Reichs übrig geblieben sein und waren
ankenlos beibehalten worden, waren aber natürlich unberechenbar hin-
ch in allen Beziehungen des Lebens und Verkehrs. — Heilsam erwies
dann auch die Einrichtung zweier Leihbanken, aus deren einer die
hen Grundbesitzer, aus der anderen Handelsleute zu mäßigen Zinsen
lehen erhalten konnten. Auch wußte man die Umstände zu benützen,
die im Belgrader Frieden gewonnenen fruchtbaren, aber unbewohnten
ppen zwischen dem Dniepr und Don zu bevölkern. Kroaten und Ser-
griechischen Glaubens, denen der römisch-katholische Religionseifer
ria Theresias und ihrer Beichtväter die Heimat an der Donau ver-
tte, wanderten nach Rußland aus und erhielten Wohnsitze in der
nnten Steppe. Die nahe Nachbarschaft der krimmschen Tataren ließ
keine anderen als militärisch organisirte Ansiedelungen zu, wie die
Kosacken waren, und so ließen sich denn auch die Fremden, die unter
m Horwath, Schewitsch, Preradowitsch in das Land kamen, in vier
aren- und vier Fuß-(Panduren-)Regimenter getheilt, an der Grenze
er, zur Heeresfolge bereit, gleich den Kosacken.

Aber was unter dieser Regierung Heilsames verfügt wurde, das
hah planlos, ohne daß man ein bestimmtes Bewußtsein davon gehabt
te, was sich daraus ergeben könnte oder sollte, blos weil ein einfluß-

Digitized by Google

reicher Mann es haben wollte und darauf drang. Es versteht sich selbst, daß daneben dann auch wieder die allerabenteuerlichsten Dinge Interesse des Einen oder des Anderen, der Einfluß genug hatte eine S durchzusetzen, zu Recht und Gesetz gemacht werden konnten.

So war unter vielem Anderen ein Mittel, zu dem man griff, die unermeßlichen Gefilde Sibiriens schneller zu bevölkern, der allerei thümlichsten Art. Es wurde nämlich den adeligen Grundbesitzern (1 die Befugniß eingeräumt, einen jeden ihrer Leibeigenen der Regierung Ansiedelung in Sibirien zu überliefern, ohne daß auch nur angezeig werden brauchte, weßwegen der Leibherr dies Schicksal über seinen K verhängte und ohne daß der kaiserliche Ukas den Unterschied zwischen an den Grund und Boden gefesteten Bauernstand und den Knechten Mindesten berücksichtigt hätte. — Die Uebersiedelung nach Sibirien wohl an sich für manchen Leibeigenen kein Unglück gewesen, denn er dort nur der Krone und keinem Leibherrn unterthan. Wesentlich aber verhielt sich die Sache für den, der als streng bewachter, Verbrecher dorthin kam. Die Regierung selbst verfügte Verbannung Sibirien als Strafe für schwere Verbrechen; welche maßlose Steigerung einer regellosen Willkür, welches Verkennen aller Begriffe von Recht Rechtspflege lag darin, daß man jeden Gutsherrn ermächtigte, schwerste aller Strafen ganz nach Belieben und Laune über jeden Unterthanen zu verhängen, ohne daß er auch nur einen Grund anzugeben brauchte. Um den Zweck, die Colonisirung Sibiriens, und schneller zu erreichen, wurden noch einige nähere Bestimmungen zugefügt, welche die Gutsherren bestimmen sollten ihre neuen Befugniß recht oft und viel zu benützen. Jeder Leibeigene, der auf Grund Gesetzes der Regierung zur Uebersiedelung nach Sibirien ausgeliefert wurde, sollte dem Gutsherrn bei der nächsten Rekrutirung als ein gelieferter krut angerechnet werden. Der Gutsherr konnte also seinem Dienst, seinem Vermögen einen brauchbaren Arbeiter erhalten, wenn er, anstatt dem einen tüchtigen Soldaten zu liefern, der Ansiedelung in Sibirien erſten besten untauglichen Gesellen, der ihm unnütz war, zum Geschenk machte. Und wenn man nun endlich Zweck und Mittel gegen einander wägt, kann man nicht umhin, die Verfügung auch noch kindisch zu finden. Ein Blick auf die Weite Sibiriens und auf die dürftige Bevölkerung Rußlands selbst genügt, um sich zu überzeugen, daß durch dergleichen wol großes Herzeleid in mancher Bauernfamilie herbeigeführt, aber nimmermehr Sibirien bevölkert werden konnte. — Doch sind diese damals verfügten Widersinnigkeiten in Rußland Rechtens geblieben bis auf die allerneueste Zeit, bis auf die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft herab.

Auch daß Elisabeth in der verhängnißvollen Nacht, die sie auf den Thron führte, das Gelübde gethan hatte, kein Todesurtheil zu bestätigen führte in sehr vielen Fällen nur zu einer gesteigerten Grausamkeit. Kei

setz wehrte den Behörden, die Angeklagten, die vor ihrem Richterstuhl
nden, zu einer solchen Anzahl Knutenhieben oder selbst Stockstreichen
verurtheilen, daß die grausamste aller Todesstrafen daraus wurde.
h das ist bis auf die neueste Zeit herab vielfach geschehen.
Vor allem aber war es nur zu wahr, daß, wie der holländische
nt sagt, Elisabeth das Reich der Plünderung eines jeden preisgegeben
e; nämlich mit einem gewissen Bedacht der Plünderung durch ihre
llinge; das Uebrige machte sich dann in der allgemeinen Unordnung
selbst. Namentlich gingen die Geldbedürfnisse der Schuwalows der
in das Große, daß alle Geschenke der Kaiserin, alle Bestechungen nicht
reichten sie zu decken. — Der Sache gründlich aufzuhelfen, ließ sich
r Peter Schuwalow, zum großen Schaden des Landes, das Monopol
Handels mit Holz, Talg, Thran und Tabak verleihen. Er übernahm
Lieferungen an die Krone — und lieferte was die Armee bedurfte ꝛc.
Preisen, die er selber festsetzte; — wehe dem, der ihm Concurrenz
en wollte! Und wer mit ihm in solchen Handelsbeziehungen zu thun
, mußte sich jede Ungerechtigkeit gefallen lassen, die er seinem Interesse
entsprechend fand. Der Kanzler Worontzow schlug dieselben Wege ein sich
bereichern, hütete sich aber wohl Schuwalows Wege je zu durchkreuzen,
und beide blieben stets verbunden.

Im Ganzen ist es schwer sich von der „Auflösung, Unordnung und
Willkür", in die Rußland unter dieser Regierung versank, ein entsprechendes
d zu machen, wenn man nicht auf die Einzelnheiten eingehen kann,
erst in der neuesten Zeit so viele aus einheimisch-russischen Quellen
ntlich bekannt geworden sind — und je mehr man sich in diese Zu-
hineinarbeitet, desto unerfreulicher wird das Bild.

Elisabeth, seit Jahren krank, starb endlich am 5. Januar n. St. 1762,
m vierundfünfzig Jahre alt — und Peter III. Fedrowitsch, gegen den
derholt so arglistige Pläne geschmiedet worden waren, folgte ihr jetzt
h ohne Schwierigkeiten auf dem Thron. Die Partei, die ihn aus-
ießen wollte, war mit Bestushew gestürzt — und obgleich er auch sonst
de genug hatte, war doch in dem Augenblick keine Hofpartei in Bereit-
ft sich gegen ihn zu erheben. Die zeitweiligen Machthaber, die Schu-
lows, die in der letzten Zeit in gutem Einvernehmen mit ihm gestanden
tten, glaubten, wie es scheint, ihre Stellung auch unter ihm behaupten
können und waren demgemäß eher für ihn als gegen ihn gestimmt.
r Verbündeter, der Kanzler Worontzow, um so mehr, da die Tochter
nes Bruders, Fräulein Elisabeth Romanowna Worontzow, die erklärte
liebte des neuen Kaisers war. — Da jedermann wußte, in welcher
eise Peter mit seiner Gemahlin verfeindet war, war in seiner Umgebung

Digitized by Google

hin und wieder auch davon die Rede, daß er sie verstoßen, in ein K
verbannen und sich mit Elisabeth Worontzow vermählen müsse.

So leicht und ohne Anstoß aber auch Peter III. in den unbestrit
Besitz der Regierungsgewalt gekommen war, sah doch bald jeder
fangene, daß er sich schwerlich werde auf dem Thron erhalten kö
Friedrich II. von Preußen wurde das selbst aus der Entfernung sehr
gewahr. Die Stellung war an sich eine sehr schwierige, der neue
aber hatte sie schon zum Voraus zu einer noch schwierigeren gemacht
sein Benehmen während der ersten Monate seiner Regierung mach
vollends zu einer unmöglichen. Selbst wenn nicht eine ehrgeizige
neben ihm stand, die an seiner Stelle herrschen wollte, hätte er sich
zu behaupten vermocht. Er war nicht der Mann dazu; überhaupt
geschaffen irgendwo zu herrschen, geschweige denn in Rußland.

Nicht daß nicht gar Manches, das er verfügte und das von
ritterlichen Gesinnung zeugte, Anerkennung und Dank verdient
Namentlich hätte der russische Adel sich ihm zu Dank verpflichtet
müssen für ein Gesetz, das man wohl eine Freilassung, eine Emancip
dieses Adels nennen könnte. Man wird in der Geschichte Rußlands
während daran erinnert, daß dieser Stand durchaus ein Dienstadel
am Hof der Fürsten entstanden und zum Dienst verpflichtet, der
Bestimmung und der einzige Grund seines Daseins war. Seit den
Peters des Großen aber war diese seine Verpflichtung in der zu
Zeit angedeuteten Weise gesteigert worden, so daß sie wohl sehr drü
empfunden werden mußte, sofern sich der Adel nicht gedankenlos
Gewohnheits-Dasein ergab und jedem selbständigen Streben des Einzel
entsagte. Peter III. nahm gleich zu Anfang seiner Regierung die
fügungen seines Großvaters in dieser Beziehung zurück, ohne die frü
werthlos gewordene Verpflichtung zur persönlichen Heeresfolge in
Weise wieder herzustellen. Dem Adel wurde nun die Freiheit gewä
ganz nach eigenem Ermessen in den Staatsdienst einzutreten oder
nicht, gleich dem Adel anderer Länder. Edelleute durften fortan
außer Landes reisen, ohne Aufträge oder wenigstens eine besondere
laubniß der Regierung zu haben, was ihnen bis dahin auf das Stra
untersagt gewesen war; sie durften sogar in die Dienste fremder Mä
treten, sofern diese nicht Krieg mit Rußland führten. Zugleich wurde
Adel für alle Fälle von körperlichen Strafen — Knute und Peitschenhie
— befreit. Beides zusammen genommen, könnte man wohl sagen,
er die Bande des russischen Adels löste, die in mancher Beziehung, we
man sie auch nicht als Sclaverei bezeichnen wollte, doch gewiß mit d
Begriff persönlicher, bürgerlicher Freiheit nicht zu vereinigen waren.
Bezeichnend ist dabei, daß der Adel und die Offiziere auf Betreiben
deutschen Offiziere in den holstein-gotorpischen, sehr unvollzähligen Schei
Regimentern, mit denen der Kaiser als Großfürst gespielt hatte, von d

Digitized by Google

perlichen Strafen befreit wurden.*) Von den Russen scheint niemand
nan gedacht zu haben; jetzt so wenig als zur Zeit, wo sie der Kaiserin
ma Gesetze vorschreiben und ihre Macht einschränken wollten. Sie ver-
gten damals nur, daß niemand ohne Urtheil und Recht bestraft werden
e. Die europäischen Begriffe von ritterlicher Ehre waren, scheint es,
nicht allgemein herrschend geworden unter den Leuten.
Desgleichen wurde die Folter im gerichtlichen Verfahren beseitigt.
alle Handelsmonopole aufgehoben wurden, war eine Wohlthat, deren
gen nicht sofort fühlbar werden konnten, erregte dagegen augenblicklich
Unwillen der mächtigen Leute, die sich bisher durch diese Monopole
ichert hatten und aller derer, die ihren Vortheil dabei gefunden hatten
in diesen Handelsgeschäften als untergeordnete Gehülfen an die
zu gehen. Auch dadurch, daß er den Salzpreis um ein Fünftheil
bsetzte, verdiente sich der Kaiser um so weniger Dank, da zu gleicher
die Kopfsteuer erhöht werden mußte. Dagegen empörten sich die
erzahler als gegen eine neue Last; daß ihnen durch die Ermäßigung
Salzpreises eine alte Steuer erlassen war, mochten dagegen die meisten
ihnen wohl kaum begreifen.
Auch daß der Kaiser sofort alle unter der vorigen Regierung, so oft
vielfach als Opfer elender Hofcabalen, nach Sibirien Verbannten
rückrief, indem er dabei, insofern von einem Mann wie Münnich die
de war, selbst die Form einer Begnadigung zu umgehen suchte, gewann
die Herzen nicht. Freilich konnte auch die Freude der Tausende von
kehrenden nicht eine ungetrübte sein, denn ihr eingezogenes Vermögen
en sie nicht wieder; es war längst in andere, gewandte Hände über-
gen und so weit es aus beweglicher Habe bestand sogar spurlos ver-
nden, so daß sich gar nicht feststellen ließ, wo es nun die vier Winde
— aber das war nicht des Kaisers Schuld. Es war den früher,
„schrecklichen Zeit des Bironismus" Verbannten, die Elisabeth zurück-
ufen hatte, nicht besser oder anders gegangen. Münnich und Biron
ienen wieder am Hof unter so vielen Anderen. Nur in Beziehung
Bestushew machte der Kaiser eine Ausnahme; er kannte ihn, wie er
aussprach, als einen gefährlichen Intriganten und Vertrauten
erinas; auch hatte ihn Elisabeth noch während ihrer letzten Krankheit
dem bösen Ränkeschmidt gewarnt; er wollte nichts von ihm wissen.
Was aber auch Peter III. thun oder lassen, was auch in seinem
nen verfügt werden mochte, es konnte nicht unbefangen aufgefaßt und
theilt werden, weil alle Gemüther erbittert waren, durch die ganz un-
hehlte Geringschätzung, mit der der Kaiser alles Russische und namentlich
russische Kirche und ihre Gebräuche behandelte, durch die Bevorzugung
Deutschen, dadurch, daß der Kaiser stets mit Vorliebe als Herzog von

*) N. Tourgueneff, Coup d'oeil sur la Russie, 183.

Digitized by Google

Holstein-Gotorp auftrat; als Fürst, der in Rußland als ein Fre herrschte. Die Russen sahen im Geist die Herrschaft der Fremden wi kehren und der Gedanke empörte sie, gleichviel ob eine solche Herr weise und wohlthätig wirkte oder nicht.

Und nun machte sich Peter zwei gewichtige Corporationen, die lichkeit und die Garden, zu Feinden, durch versuchte Reformen w nur ein Herrscher von energischem Charakter durchführen kann; die Gr des Hofs aber im Einzelnen durch verletzende Kindereien.

Die Geistlichkeit brachte er dadurch gegen sich auf, daß er Peters Großen Anordnungen erneuerte und befahl ihr die Verwaltung i Grundeigenthums zu nehmen, die Güter der Bisthümer und Klöster weltlichen Behörde zu übergeben, den Bischöfen und Klosterbrüdersch aus den Einkünften dieser Güter, nur bestimmte, genügend gea Summen auszuzahlen, den Rest dieser Einkünfte aber dem Staats zu überweisen. Elisabeth hatte freilich die Finanzen des Reichs in ein Zustand hinterlassen, der eine solche Maßregel unbedingt nothwen machen schien, die Geistlichkeit aber verlor dadurch den gewohnten R thum und den Einfluß, den ihr die Herrschaft über mehr als eine Mi Leibeigener gewährte. Wir müssen dazu noch bemerken, daß man sich e sehr unrichtigen Begriff von dem Besitz der Kirche machen würde, w man diese Zahl nach den heutigen Bevölkerungs-Verhältnissen beurth wollte. Sie umfaßte damals fast den vierten Theil der ackerbau Bevölkerung Groß-Rußlands, d. h. ungefähr den fünften Theil der bauenden Bevölkerung in Gesammt-Rußland — auch Klein-Rußland gerechnet, wo es damals keine Leibeigenen gab. Die Kirche verlor in m als einer Weise; ihre Leibeigenen selbst aber, bisher von ihren geist Herren lässig behandelt, gewannen nichts dabei, daß sie nun in die Ge gieriger und unredlicher Beamter fielen.

Die Garden waren seit dem Tode der Kaiserin Anna, seitdem mehr ein Münnich an der Spitze des russischen Heeres stand, eine unkriegerische, aller Zucht und Ordnung entwöhnte Prätorianer-Sch geworden; so wenig als ihre Offiziere mit dem Kriegshandwerk be oder geneigt sich einem wirklichen geregelten Dienst zu unterziehen. Kaiser Peter wollte wieder wirkliche Soldaten aus ihnen machen und zu ernster Disciplin und militairischen Uebungen anhalten und verlor dabei, wie das seinen Fähigkeiten entsprach, vorzugsweise in die unwe lichsten Kleinigkeiten des Exercir- und Gamaschendienstes. Er re dadurch nicht nur den Unwillen der verwöhnten Soldaten und ih Offiziere, sondern zu seinem Unglück auch den der vornehmsten Män seines Hofs. Es war nämlich herkömmlich geworden, daß alle Würd träger des Hofs, selbst diejenigen, die nie wirklich in der Armee gedi hatten, dem Namen nach Offiziere in einem der Garde-Regimenter war So war der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Kirilla R

Digitized by Google

sky, der inzwischen als friedlicher Hetman der Ukrainischen Kosacken m Rang eines Feldmarschalls gekommen war, nebenher auch Obrist-nant des Ismailowschen Garderegiments. — Peter III. zwang nun iese zum Theil schon bejahrten und lediglich an den Hofdienst ge-en Herren mit ihren Regimentern zur Parade und zum Exerciren rücken. Zum ersten Mal im Leben mit dem Esponton in der Hand he und Glied gestellt, wußten sie da nicht bescheid und wurden dann aiser verspottet. Nichts aber verzeihen sogenannte Weltleute weniger, enn sie vor aller Welt lächerlich gemacht werden. Wie sollten sie einem Mann dulden, der ihnen weder durch seinen Geist noch seinen Charakter imponirte; der ihnen weder Ehrerbietung noch einzuflößen wußte.

bgleich der Krieg im Bunde mit Oesterreich gegen Preußen nie r gewesen war, vernahmen doch nun die maßgebenden Kreise in nd mit entschiedenem Unwillen, daß der neue Kaiser nach fünf Feld-, die das Reich an Geld und Mannschaft erschöpft hatten, augen-h Frieden schloß, ohne irgend einen Vortheil für dieses Reich aus-ungen, dessen Interessen er zu vertreten hatte. Daß er alle Er-ngen — Ost-Preußen und Kolberg — zurückgab, ohne irgend eine ädigung zu verlangen und sogar zu einem Bündniß mit Friedrich Großen überging; und überhaupt ganz durch seine persönliche Be-rung für diesen Monarchen bestimmt handelte, ohne im entferntesten ußland zu denken.

Schon in diesem übereilten Frieden und in der Art wie er sich r unvorsichtig äußerte, zeigte sich allerdings, daß er sich in seinem und Lassen lediglich durch persönliche Beweggründe bestimmen ließ, nz wie Elisabeth, nur in einem entgegengesetzten Sinn, der den noch bei weitem weniger genehm sein konnte. Noch entschiedener nd in einer für die Russen in hohem Grade verletzenden Weise in länen, die ihn zunächst beschäftigten. Er wollte Rußland, das des ns bedurfte, sofort in einen neuen Krieg verwickeln, um Dinge, die eich gar nichts angingen. Er wollte Dänemark bekriegen, das Haus in-Gotorp an Dänemark rächen und den gotorpischen Antheil von swig wieder erobern. Daß Rußland mit seiner Macht und seinem den winzigen Interessen eines kleinen deutschen Fürsten dienstbar n und sich als unselbständiger Unterthan dieses kleinen deutschen n willenlos als Mittel für solche Zwecke verwenden lassen sollte, war h eine beleidigende Zumuthung.

Katherina wußte ihr Benehmen vortrefflich nach dem ihres Gemahls rechnen. Während er geräuschvoll als Herzog von Holstein-Gotorp it, verleugnete sie ihr deutsches Blut, wollte eine Russin sein und ihr Russenthum mit nicht geringerer Ostentation zur Schau, als inkel Peters des Großen seine deutsche Abkunft. Während er die

Gebräuche der russischen Kirche geringschätzig behandelte, warf sie — jede religiöse Regung fremd war — sich Angesichts alles Volkes in Kirche, mit dem größten Eifer unzählige Male vor den Heiligenbildern Erde und beobachtete überhaupt alle Vorschriften der Kirche mit einer geflissentlich zur Schau getragenen Genauigkeit. Sie wurde von ih Gemahl schlecht, wegwerfend behandelt und sie wußte ihre Leiden in sol Weise errathen zu lassen, daß sie die allgemeine Theilnahme gewann alle Welt die arme, unglückliche, verfolgte Frau beklagte. Zu a Ueberfluß wurde sie dann auch nicht nur durch ein allerdings leidensch liches Verlangen zu herrschen getrieben das Verderben ihres Gem herbeizuführen, sondern auch durch eine leidige Nothwendigkeit. Sie nämlich um diese Zeit einem Sohn das Leben, der später als Graf brinsky in der Welt auftrat. Daß es auf die Länge möglich bl werde, dieses Geheimniß der Kenntniß des Kaisers zu entziehen, m kaum möglich scheinen und wenn es offenbar wurde, wie durfte sie hoffen der Verstoßung und dem Kloster zu entgehen, mit denen man schon gedroht hatte.

Und so von Feinden und Gefahren umgeben, beging Peter III. ritterliche Thorheit, die Kanzlei der geheimen Angelegenheiten aufzuheb

Obgleich nun der Senat in seiner officiellen Begeisterung für Kaiser und dessen weise Verfügungen ihn selbst um die Erlaubniß ihm als Zeichen ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, eine Statue von Gold richten zu dürfen, bildete sich doch in ganz kurzer Zeit, um die Kai geschaart, eine Verschwörung, an der bald auch mehrere Senatoren T nahmen; in die sich die Hauptperson im Senat, der General-Procu Glebow, den der Kaiser für einen seiner allerbesten Freunde hielt, so mit der dienstbeflissensten Zudringlichkeit, unaufgefordert geradezu eindrän sobald er von ihr hörte und gewahr wurde, daß sie wohl ihren Z erreichen werde.

Der Gang dieser Verschwörung und der Revolution, die Katherina zur Selbstherrscherin machte, ist auch wieder, nach Rulhière, Castéra Helbig sehr oft und in allen Einzelnheiten erzählt worden — und auch wieder in Wahrheit bis jetzt nicht ganz vollständig bekannt. wissen wir im Allgemeinen wohl, daß außer dem unscheinbaren Pie tesen Odart, dem Privat-Secretär der Kaiserin, auch Cagliostros Vorgän der abenteuernde Wunderthäter Graf St. Germain, eine nicht unbedeuten Rolle dabei gespielt hat; welche aber, ist doch bis jetzt nicht ermittelt. U eben so wenig ist mit Bestimmtheit nachgewiesen — was wohl noch wi tiger wäre — inwiefern die französische Gesandtschaft von der Sa unterrichtet war und zu welcher Zeit und inwiefern sie die Verschwörun mit Geld unterstützt hat.

Im Wesentlichen ist bekannt, daß Katherina seit Bestushews St auf die äußerste Vorsicht angewiesen und von den Schuwalows vernach

Digitized by Google

igt, zunächst keine Verbindungen unter den Großen des Hofs hatte. e Verbündeten waren vor Allen drei Brüder Orlow — Gregor, Alexey Feodor — die beiden ersten Artillerieoffiziere, der dritte in der Garde, e Leute von unbedeutender Herkunft, — Enkel eines unter Peter dem ßen hingerichteten Strelitzen — von denen aber der älteste, Gregor riewitsch der Kaiserin durch die zartesten Bande angehörte. Doch tte sich ihre Lage sehr schnell, als ihr das Glück in der kaum neunjährigen Fürstin Katherina Romanowna Daschkow eine Vertraute von ter Begabung zuführte. Diese Dame, deren strebender Sinn von n früh entwickelten Talent für Intrigue unterstützt wurde, war die ter des Senators Roman Woronzow, Nichte des Kanzlers, seines ders und Schwester jener Elisabeth Romanowna Woronzow, die an s III. Hof als seine förmlich anerkannte Geliebte glänzte. Sie war rer Kindheit der Kaiserin bekannt. Eben aus Moskau zurückgekehrt, n ihr Gemahl sie gewissermaßen verbannt hatte, schloß sie sich der würftigen Kaiserin Katherina mit einem freudigen Eifer an, in dem ... wie sehr sie sich in diesem gefahrvollen Intriguenspiel in ihrem ... fühlte. Sie wendete sich zunächst nicht an ihre eigene Familie, ...auf bedacht war, den Kaiser zu beherrschen, wußte aber sonst ... durch seine Stellung bedeutenden Mann für die Anschläge der ...rin zu gewinnen. Namentlich den Hetman Kirilla Rasumowsky, und ...er wichtig, da dieser zu allen ernsten Dingen unbrauchbare verte Schwelger doch vermöge seiner fürstlichen Freigebigkeit viel über ...arden, vor allen über das Ismailowsche Regiment vermochte. Nicht ...er wichtig war, daß es der Fürstin Daschkow — wie die Zeitgenossen ..., durch die sehr weit getriebenen Künste weiblicher Coquetterie — ... auch den Oberhofmeister des Thronerben, des Großfürsten Paul, nachherigen Grafen Nikita Iwanowitsch Panin zu gewinnen. Er der einzige im Bunde, der Kenntnisse und Erfahrung eines Staatsnes besaß.

Auf anderen Wegen wurde auch der Erzbischof von Nowgorod ben, sich der Verschwörung anzuschließen. Es war derselbe Dmitry chénow, der vier Jahre früher der Kaiserin Elisabeth in das Gewissen et und ihr gegenüber die Rechte des rechtmäßigen Thronerben Peter owitsch vertreten hatte. Jetzt aber, da Peter Fedrowitsch sich an den ...ungen der Kirche vergriffen hatte, war er sehr bereit, ihn dem Volk einen Feind Gottes zu bezeichnen und den offenen Aufstand gegen ihn ein gottgefälliges Werk zu fördern und zu segnen. Er wurde sogar Thätigste der Verschworenen und ließ durch seine Mönche auf dem rkt wie in den Casernen gegen den Kaiser sprechen und wühlen.

In Beziehung auf das nächste Ziel, nach dem sie strebten, waren alle hänger Katherinas einig; im Uebrigen war es glücklich für diese Fürstin, die verschiedenen engeren Kreise ihrer Verbündeten wenig von einander

Digitized by Google

wußten und keine Veranlassung hatten, sich über das zu verständigen
dann weiter werden sollte; denn in dieser Beziehung gingen Wünsch
Pläne sehr weit auseinander. Setschénow wollte natürlich eine Revol
die den Bischöfen und Klöstern ihre Güter wiedergebe; es zeigt sich
Spur, daß ihm irgend etwas anderes am Herzen gelegen hätte.
Orlows und die jungen Gardeoffiziere, die von ihnen zusammen gen
waren, wollten einfach Katherina zur Kaiserin erheben, um sich dann
ihr belohnt und begünstigt, der glänzendsten Stellungen zu erfreuen.
Selbstherrschaft, die unumschränkte Macht der Kaiserin, verstand si
sie von selbst. Wenn sie je an eine Beschränkung dieser Macht über
gedacht hätten, wären sie wohl dagegen gewesen. Konnte doch, wen
höchsten Gewalt bestimmte Grenzen gezogen waren, ihr persönlicher
unsicherer werden oder auf ein bescheidneres Maaß beschränkt bleiben

Anders Panin und die Fürstin Daschkow. Panin hatte seine
als Diplomat meist in der Fremde, vorzugsweise in Schweden verlebt
war zuletzt Gesandter in Stockholm gewesen. Von dort war er
zurückberufen worden, um die gewichtige Stellung als Oberhofmeister
Thronfolgers einzunehmen. In Schweden zum Staatsmann ge
hatte er großes Gefallen an der dortigen Adelsherrschaft gefunden
konnte in der That dem Standesgeist mehr zusagen, als die Dienstb
die dem Adel in Rußland beschieden war. Panin dachte und hoffte
daß bei Gelegenheit der Revolution, die unvermeidlich geworden war
ähnliche Verfassung auch in Rußland eingeführt werden könnte.
mehr da nach seiner Meinung eine Regentschaft während der M
jährigkeit des Thronfolgers eintreten mußte und die Regentschaft
Frau keine große Energie zu entwickeln pflegt. — Denn natürlich
Panin nicht anders, als daß man seinen Zögling, den Knaben
Petrowitsch zum Kaiser ausrufen, daß Katherina nur als Regentin
weilen die Regierung übernehmen und vor Allem Seines Raths bed
werde. So erwachten die Bestrebungen wieder, die einst die Ka
Anna auf den Thron erhoben und seither geschlummert hatten.

Panin soll sogar den Entwurf zu einer Verfassung ausgear
haben, doch ist darüber, unseres Wissens, nichts bekannt geworden
was der Dekabrist Von-Wisin in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt.
Von-Wisin konnte allerdings darum wissen, da sein Großoheim gl
Namens den Entwurf unter Panins Leitung niedergeschrieben hatte.
Concept wurde in der Familie Von-Wisin bewahrt und soll erst ver
worden sein, als während der letzten Regierungsjahre Katherinas
maurer verhaftet wurden, und die Regierung sich ihrer Papiere z
mächtigen suchte. Nur die rednerische Einleitung blieb damals erha
ihre ersten Sätze lauteten nach dem Bericht des Dekabristen, wie f

„Die höchste Gewalt ist dem Herrscher einzig und allein behufs
Wohlfahrt seiner Unterthanen anvertraut. Diese Wahrheit wissen

Digitized by Google

...pannen und die wohlgesinnten Leute fühlen sie. Ein von der Klarheit ...er Wahrheit erleuchteter und mit großen Eigenschaften der Seele be...ter Monarch fühlt, sobald er die Zügel der Regierung ergriffen hat, ... die Macht, Böses zu thun, eine Unvollkommenheit ist, und daß die ...che Selbstherrschaft sich nur dann zu wahrer Größe erhebt, wenn sie ... selbst die Macht und Möglichkeit benimmt, irgend ein Böses zu ... u. s. w."

Auf diese etwas banalen Sätze, die eben so gut im ersten besten ...derfreund" stehen könnten, folgen dann Bestimmungen von sehr ent...ten aristokratischem Gepräge. Die höchste, alle Zweige des Staats...ens umfassende Behörde sollte, wie bisher, der Senat sein, aber mit ...gerter Bedeutung und in veränderter Gestalt. Nur eine kleinere ...e der Senatoren sollten von der Krone ernannt, dann aber, einmal ...nnt, unabsetzbar — inamovible — sein. Die größere Hälfte der...en sollte der Adel aus seiner Mitte erwählen. In die General...sammlung des Senats sollte auch der heilige Synod als wesentlicher ...standtheil aufgenommen werden. — Unter dieser höchsten Behörde, von ... die Ministerien und die Gubernatoren der Provinzen abhängig wären, ...llte dann die gesammte innere Verwaltung in die Hände der Provinzial... und Kreis-Landtage gelegt werden, zu denen sich der Adel, und nur der ..., periodisch zu vereinigen hätte. Diesen Landtagen war das Recht ...kannt, die allgemeinen und die örtlichen Interessen zu berathen, dem ...nat Vorstellungen darüber zu machen und ihm den Entwurf zu neuen ...setzen vorzulegen (avoir l'initiative des loix). Auch sollten auf ...en Landtagen alle örtlichen Verwaltungs-Beamten vom Adel aus seiner ...e erwählt werden. Dem Senat war die „volle" gesetzgebende Gewalt ...annt.

Dem Kaiser blieb die ausübende Macht, und wenn auch, wie es ...t, nicht die Befugniß, die vom Senat „berathenen und beschlossenen" ...setze allenfalls zu verwerfen — doch diejenige, sie zu bestätigen und in ...nem Namen bekannt zu machen, was ohne Zweifel sehr befriedigend ... mußte.

Dem Dekabristen zufolge wäre in dem Entwurf dann auch der Noth...wendigkeit gedacht worden, die Freilassung der Bauern einzuleiten. Das ...int zweifelhaft und könnte wohl nachträglich durch die lebendige Familien...überlieferung hinzugefügt worden sein. Denn das „junge Rußland" ...um einen nun schon herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen — gefällt ... darin, den aristokratischen Bestrebungen innerhalb der russischen Hof...se im vergangenen Jahrhundert, die liberalen Ideen der Gegenwart ...ter zu legen, und verfällt darüber einer Selbsttäuschung, die man mit...ter Mühe hat, nicht für eine gemachte, erzwungene zu halten. Dem ...ssischen Adel jener Tage waren dergleichen Ideen durchaus nicht geläufig; ...zu stand er der europäischen Bildung noch zu fern. Man erinnere sich

nur auf welche Schwierigkeiten Alexander II. stieß, als er vor wen Jahren die Freilassung des Bauernstandes betrieb; wie der Adel w strebte, obgleich eine schmerzliche Erfahrung eben erst die Schwäche Unhaltbarkeit des bisherigen Systems dargethan hatte — und dann setzte man sich im Geist in eine Zeit zurück, die um ein Jahrhun roher war!

Jedenfalls hätte Panin mit solchen Ansichten allein gestanden. S die geistreiche und gebildete Fürstin Daschkow theilte sie nicht. Man nur in ihren eigenen Denkwürdigkeiten nach, in welchen leidenschaftl Eifer sie gerieth, als Diderot ihr von Emancipation der Leibeigenen spr und mit welcher Schlagfertigkeit sie alle Gründe abzuwehren wußte, di dafür anführte.

Die anderen vornehmen Herren, die sich zu des Kaisers Verder verbündet hatten, der Hetman Rasumowsky, ein Fürst Wolkonsk, Schuwalow, und wer sonst noch dabei war, dachten sämmtlich, daß Pauls Erhebung auf den Thron und einer Regentschaft die Rede inwiefern der Eine oder der Andere von ihnen in Panins sonstige Pl eingeweiht gewesen sein mag, ist nicht ermittelt worden.

Schon war die russische Armee, die bisher Friedrich den Großen kämpft hatte, in Polen und Pommern zum Zug gegen Dänemark be und die Verschworenen beabsichtigten den Schlag zu führen, sobald Kaiser die Hauptstadt verlassen hätte, um sich zu diesem Heer zu begeb Vielleicht kein guter Plan, denn es konnte doch zweifelhaft scheinen, jene Armee unter solchen Umständen thun werde. Der Gang der Ere nisse zwang die Verschworenen anders zu verfahren, und in der Hau stadt, wo Alles vorbereitet war, erwies sich ihre That leichter ausführ als sie wohl selbst gedacht haben mochten. Peter, den wohl auch die heime Kanzlei nicht gerettet hätte, fiel nicht ungewarnt; ein Oberst B berg, den man aufgefordert hatte, dem Bunde gegen ihn beizutreten, richtete ihm darüber, blieb aber unbeachtet. Erst als am 8. Juli n. einer der Verschworenen, ein Offizier des Preobrashenskischen Regim Namens Passek, den Adjutanten des Kaisers, General Ismailow, den für einen Mitverschworenen hielt, unvorsichtig fragte, wann der Str geführt werden solle, wurde die Umgebung des Kaisers einigermaßen a merksam; Passek wurde verhaftet, und damit war das Signal zum A bruch der Revolution gegeben! — Denn die Verschworenen begriffen, d sie nicht länger zaudern durften.

Die weiteren Ereignisse, die sich nun rasch entwickelten bis zur e schütternden Schluß-Scene, sind von Rulhière mit einem Aufwand v Witz und Schalkheit erzählt worden, den man kaum übel angebracht nennen könnte, wenn nicht eben die Schluß-Scene wäre — und bis i das Einzelnste sind dann öfter die romantischen Nebenumstände geschilder worden. Hier braucht also nur im Allgemeinen daran erinnert zu werden

Katherina, in der Nacht vom 8. zum 9. Juli, von Alexey Orlow
und abgeholt aus dem Monplaisir genannten Schlößchen, das sie
von Peterhof bewohnte, mit ermüdeten Pferden nach Petersburg
unmittelbar nach den Kasernen des Ismailowschen Regiments;
ihr sofort zufiel und huldigte, die Garden, der Hof, der Senat,
heilige Synod; daß die vornehmen Herren, selbst diejenigen, die
der Verschwörung waren, Einer nach dem Andern den unglück-
Kaiser verriethen und verließen, weil sie wohl sahen, daß der schwache
nicht dazu geschaffen war, sich zu behaupten, und der Sieg der
vom ersten Augenblick an unzweifelhaft.
Katherina zog aus der Kaserne in die kaiserlichen Paläste und darauf,
jubelnden Soldaten- und Volksmenge umgeben, nach der Kasan-
Kathedrale, wo sie dann in der Kirche von dem Erzbischof von Now-
als Regentin gesegnet, vor der Kirche aber von Alexey Orlow als
Kaiserin ausgerufen wurde. Die französische und die österreichische
feierten den Triumph der guten Sache dadurch, daß sie —
unter Soldaten und Volk austheilen ließen. — Um das
der neuen Kaiserin in jeder Weise zu rechtfertigen, wurde ge-
das Gerücht in Umlauf gesetzt, der Kaiser habe den Versuch
seine Gemahlin zu vergiften. Wäre er einer solchen That fähig
hätte er den Grad von rücksichtsloser Energie besessen, der dazu
dann wäre man wohl nicht so leichten Kaufs mit ihm fertig

nun setzte sich Katherina, in einer Uniform des Preobrashenski-
Regiments nach altem Schnitt, nicht nach dem verhaßten neuen,
Gewand, das ein junger Lieutenant Talysin hergab, begleitet von
Fürstin Daschkow in ähnlichem Aufzug, zu Pferde an der Spitze der
in Bewegung gegen ihren Gemahl, der rathlos in Oranienbaum
. — Das Manifest, das Katherina bei dieser Gelegenheit erließ, ist
nicht nur streng beurtheilt, sondern auch — wie z. B. von
er — mit Entrüstung besprochen worden. Und es ist wahr, der
müthige Jubel, der darin widerhallt, und der Hohn, mit dem das
glückliche Opfer dieser Revolution überhäuft wird, zeugen nicht von
Gesinnung. Doch um gerecht zu sein, muß man sich erinnern, daß
Katherina dieses übel berufene Actenstück nicht selbst geschrieben, und selbst
Drang der Umstände wahrscheinlich gar nicht oder doch nur sehr
flüchtig durchgesehen hatte. Der Verfasser war ein Mann, den der Het-
man Rasumowsky dazu empfohlen hatte, der nachherige Geheime Rath
Gregor Nikolayewitsch Teplow. Dieser Edle war angeblich der Sohn
eines Ofenheizers im Hause des Bischofs von Pskow, worauf auch der
Familienname Teplow deutet, den er annahm; eigentlich aber soll er der
Sohn des Bischofs Feofil selbst gewesen sein, der dann Erzbischof von
Nowgorod wurde und für ihn sorgte. Seinen weiteren Weg in der Welt

Digitized by Google

hatte Teplow dann unter dem Schutz der Rasumowskys gemacht, w
denn auch des Hetmans Führer auf Reisen gewesen war.

Peter zeigte sich in seiner Schwäche und Verwirrung vollkom
unfähig, eine Vertheidigung auch nur zu versuchen, unfähig die m
haften Rathschläge zu befolgen, die ihm der alte Münnich an die H
gab. Er brach in den ersten Stunden muthlos zusammen und sc
seiner Gemahlin, als sie mit Heeresmacht gegen ihn heranrückte, um
ihr zu unterhandeln, Leute entgegen, die sein Vertrauen besaßen, d
für seine Freunde hielt. Die wurden natürlich leichten Kaufs von
Gegenpartei gewonnen und verriethen ihn. Einer von ihnen, und
derjenige, auf den er vorzugsweise gerechnet hatte, sein Adjutant,
General Ismailow, kehrte, gehörig bezahlt, von seiner Sendung zur Kai
als ihr Sendbote zurück (10. Juli) und legte ihm eine Urkunde vor, d
die er in einer Weise, die ihn entehrte, dem Thron entsagte; — und
Peter zögerte zu unterschreiben, verhaftete Ismailow seinen Herrn
Kaiser. Was hätte ihn auch abhalten sollen? — Da ihm der E
Peters des Großen aller realen Macht entkleidet gegenüber stand,
er ihn nicht mehr zu fürchten!

Katherina hatte gesiegt. Peter wurde als Gefangener auf das schi
lichste behandelt, nach dem nahen kaiserlichen Landhaus Ropscha gebr
und fand dort, wie bekannt, nach wenigen Tagen sein schreckliches E
— Am 17. Juli kamen Alexey Orlow und mehrere andere Herren,
denen sich auch Teplow befand, zu ihm, angeblich ihm seine baldige B
freiung anzukündigen und freundschaftlich sein Mahl mit ihm zu theile
wie sie ihn in rohester Weise erdrosselten, nachdem ein Versuch, ihn
Burgunder zu vergiften, mißlungen war, ist zur Genüge bekannt. —
ist viel darüber hin und her gesprochen worden, ob Katherina diese Un
verfügt hatte, oder ob die Orlows sie auf eigene Verantwortung ausgefü
haben, aber es liegen wohl überwiegende Gründe vor, das Letztere a
nehmen. Die Orlows kannten ohne Zweifel die Welt hinreichend,
zu wissen, daß Katherina eine solche That zwar wohl nachträglich
schweigend gutheißen, aber kaum ausdrücklich und in bestimmten W
anordnen konnte, wenn sie in dürren Worten darum gefragt wurde.
wußten, daß sie nichts dabei wagten, wenn sie ihr diese Verlegenheit
sparten und eigenmächtig handelten.

Zwar hat Alexey Orlow selbst in späteren Jahren, als Katheri
Gunst sich bereits von seinem Hause abwendete, den Versuch gemacht,
Kaiserin unbedingt als Urheberin der That darzustellen, sich selbst a
als ein unfreiwilliges Werkzeug; er hat namentlich in diplomati
Kreisen zu Wien ganz unaufgefordert und ohne eigentliche Veranlassu
von Peters III. Tod gesprochen, um sagen zu können, es sei für ein
so humanen Mann, wie er sei, sehr traurig, daß er gezwungen word
sei zu thun, was man von ihm gefordert habe (d'avoir été contrai

Digitized by Google

faire ce qu'on a exigé de lui).*) — Aber was könnte uns wohl
mmen einen Mann, wie Alexey Orlow, in solchem Fall für wahrhaft
halten? — Im Uebrigen ist die Ausrede sehr ungeschickt, so daß er
rlich nichts dadurch gewinnt. Im Gegentheil, wenn er die That ent-
ssen als die Seinige anerkannte und erklärte, er habe sie vollbracht,
er sie für nothwendig hielt, um Rußland neue mögliche Revolutionen
innere Kämpfe zu ersparen, und dieser Rücksicht jede andere auf-
fert, so hätte sich das immerhin vor der Nachwelt besser ausgenommen,
selbst der Gesellschaft, zu der er sprach, wohl mehr imponirt. — Wo-
sollen dagegen Mit- und Nachwelt einen Menschen halten, dem man
solche That einfach auftragen kann?

Dann scheint auch aus Katherinas eigenem Betragen hervorzugehen,
sie in dem Augenblick, wo ihr das Ereigniß bekannt wurde, eine solche
bricht nicht erwartete. Sie erfuhr was geschehen, durch Alexey Orlow
st in einem Augenblick, wo sie sich ihrem Hof in festlicher Haltung
en mußte, und hätte den glänzenden Schwarm wohl nicht zu sich be-
ieden, wenn sie einer solchen Nachricht gewärtig gewesen wäre. Auch
tte sie dann gewußt, wie sie sich benehmen wollte, und keines Raths
durft; jetzt fragte sie ihre Vertrautesten; Panin gab den Rath, den Tod
es Kaisers bis zum folgenden Tage zu verheimlichen, und Katherina
igte in bewunderungswürdiger Weise, daß sie unter allen Bedingungen
rrin ihrer Haltung sei. Unerschüttert kehrte sie in der heitersten und
benswürdigsten Stimmung in die Gesellschaft zurück. — Am anderen
ge aber, als sie gleich der Hauptstadt in aller Form die Nachricht er-
lt, daß der Kaiser in der Nacht an einem Uebel gestorben sei, das ihn
n öfter befallen habe — da zerfloß sie in Thränen, aufgelöst in
merz. Selbst ein Zögling der Hofkreise Ludwigs XV., der französische
sandte Baron Breteuil, kann nicht umhin in seinen Berichten des Ein-
cks zu gedenken, den ihm diese Scene macht.

Von ihrem eigenen Hof dagegen wurde Katherina trefflich unterstützt
Allem was der Anstand erforderte. Wie die Protokolle der Senats-
tzungen bezeugen, trug Panin — der schon im ersten Augenblick einen
zweckmäßigen Rath gegeben hatte — am 19. Juli dem versammelten
nat vor: die Kaiserin, die alles Vergangene — was hier bedeutet alle
gen sie begangenen Unthaten ihres Gemahls — verziehen und der Ver-
ssenheit übergeben hat, hört nicht auf sich zu grämen und Thränen zu
rgießen, seitdem sie die Nachricht von dem so plötzlichen und so ganz
erwarteten Tode des gewesenen Kaisers erhalten hat; bei alle dem (das
ißt wohl trotz ihres leidenden Zustandes) habe sie den festen Entschluß
faßt, sich zum Begräbniß des Verstorbenen in das Newskysche Kloster
begeben. Obgleich nun er — Panin — gemeinschaftlich mit dem

*) Raumers Beiträge III. 307.

Digitized by Google

Hetman Rasumowsky der Kaiserin vorgestellt habe, sie möge aus Liebe z russischen Vaterlande ihre Gesundheit schonen und vieler unangeneh Folgen wegen diesen Vorsatz aufgeben, habe Ihre Majestät doch nicht ruht, sich zustimmend zu äußern.

Darauf begab sich der gesammte Senat in corpore nach dem kai lichen Palast und bat die Kaiserin auf das Allerdringendste, dem G in das Newskysche Kloster zu entsagen. Sie ließ sich lange bitten u als sie endlich nachgab, dankte der Senat sehr angelegentlich für die ihm gewährten ganz besonderen Beweis ihrer landesmütterlichen Gna Panin aber durfte sich wohl sagen, daß er die Kaiserin in tactvoll Weise aus einem peinlichen Dilemma befreit habe.

Breteuil hatte wohl nicht unrecht seinem Hof zu berichten, Rußl biete zur Zeit ein wunderbares Schauspiel; der Enkel Peters des Gro sei vom Thron gestoßen und ermordet, der Enkel des Zaren Iwan Alex witsch schmachte lebendig begraben im Kerker — und eine Fremde, e Prinzessin von Anhalt, trage die Krone dieser Fürsten und herrsche u umschränkt über Rußland.

Digitized by Google

Sechstes Capitel.

nas schwierige Lage; — Umtriebe der Fürstin Daschkow; — Verschwörungen; — ung der Kirchengüter; — Mirowitsch, Versuch Iwan Antonowitsch zu befreien; ung des Bischofs von Rostow; — Beschränkung des Senats; — Einrichtung men Staatsraths; — deutsche Colonien im Innern Rußlands; — die gesetzgebende Versammlung zu Moskau.

Katherinas Stellung auf dem russischen Thron war eine unendlich rige; um sehr viel schwieriger als die der beiden vorhergehenden innen, die sich wenigstens darauf berufen konnten, daß sie aus dem use der Romanows seien, während Katherina als Fremde selbst ein scheinrecht auf die Krone gar nicht haben konnte. Auch nicht durch den nten Artikel ihres Heirathscontracts, der ihr die Regierung zusicherte den Fall, daß der Kaiser vor ihr stürbe, ohne Kinder zu hinterlassen. war ein Sohn da!

Auch sollte sie das Bedenkliche ihrer Lage bald genug und immer von m empfinden. Es war ihr nicht, wie vor Allen der Kaiserin Elisabeth, um den Genuß der Herrschaft zu thun, blos um die Freude, sich und immer wieder unterthänig huldigen zu lassen, jede Laune digen, sich immerdar mit einer verschwenderischen Pracht umgeben maßlosem Sinnengenuß überlassen zu können. Was man auch sonst Katherina sagen mag, ihr Ehrgeiz war von einer höheren und besseren War ihr auch nicht, wie ihrem Zeitgenossen Friedrich von Preußen, lichem Pflichtgefühl an den Dingen selbst gelegen, sondern nur an Verherrlichung der eigenen Person, so suchte sie diese Verherrlichung, eigene Befriedigung doch in dem Streben, eine glänzende und ruhme Regierung zu führen. Sie wollte von Mit- und Nachwelt als große entin bewundert sein, und dazu gehörte, daß sie Civilisation und Bil-, wie sie selbst und ihre Zeit sie verstanden, im weiten russischen Reich Macht zu fördern suchte, oder wo das nicht gehen wollte, wenigstens Schein dieser Bildung, den ihre Zeit ohnehin oft genug für das sen nahm. Gern hätte sie ohne Zweifel ihre ganze Geisteskraft und merksamkeit diesen Bestrebungen zugewendet, aber sie wurde schon in ersten Wochen ihrer Regierung und dann immer wieder in sehr undeutiger Weise daran gemahnt, daß auch für sie, wie für ihre Vor-

Digitized by Google

gängerinnen, die Hauptaufgabe war und blieb, sich selbst auf dem unsi Thron und im Besitz der Gewalt zu behaupten. Die Selbstherrsch wenn auch unendlich besser verwendet als unter den beiden frühere gierungen — blieb doch auch in ihren Händen zuerst und vor alle eigener Zweck, wie sie es seit drei Jahrzehnten und darüber gewesen Alles Andere konnte erst in zweiter Linie berücksichtigt werden.

Panin sah seine Regentschaftspläne und das Streben nach aristokratischen Verfassung, die damit zusammenhing, beseitigt, ohn sie auch nur zur Sprache gekommen wären; er sah die Kaiserin, sich und seinen vornehmen Verbündeten gegenüber auf einen Schwarm j bis dahin für unbedeutend gehaltener Offiziere gestützt, ihm gege unabhängig dastehen. — Indessen, so unangenehm ihn das auch ber mochte, war doch von ihm keine Gefahr zu besorgen, denn er war sichtig und zögernd von Natur, wenig zu Wagnissen geneigt und sich in die Umstände zu fügen. Er machte zwar noch einen Versuch Pläne zu verwirklichen, aber nur mit sehr geringem Ernst und Nach nämlich er legte der Kaiserin jetzt, nach dem Siege, den Plan vor, mit einem Reichsrath nach schwedischem Vorbild zu umgeben, und sie dadurch für diesen Plan zu gewinnen, daß er vorschlug, den Gün Gregor Orlow an die Spitze dieses Reichsraths zu stellen. Es ist wahrscheinlich, daß Katherina auch nur einen Augenblick im Zweifel dar war, wie sie diesen Vorschlag aufnehmen wollte. Sie war zu scharf um nicht zu sehen wohin er führte, und zu eifersüchtig auf ihre Un hängigkeit bedacht, um darauf einzugehen. Aber es scheint bei ihr, be ders während dieser ersten Zeit, Grundsatz gewesen zu sein, wenn sie ei bedeutenden Mann, der geschont werden mußte, eine abschlägige Ant zu geben hatte, dies scheinbar niemals aus eigenem Antrieb zu thun; im Gegentheil das Nein! das gesagt werden mußte, stets von and bedeutenden Männern dringend anrathen zu lassen. So fragte sie, sch bar zweifelnd, auch jetzt andere ihrer Vertrauten um ihre Meinung. General Villebois, der Sohn eines unter Peter dem Großen ein derten Franzosen, der eine kurze Zeit über bei ihr in Ansehen stand, ma sie vor allem in einem ausführlichen Gutachten darauf aufmerksam, die Mitglieder des Reichsraths sehr leicht aus Rathgebern zu Mitreg werden könnten. — Der Entwurf blieb auf sich beruhen und Panin gerathen ihn auch seinerseits fallen zu lassen — zufrieden mit der g zenden Stellung, dem bedeutenden Antheil, den er an der Leitung der wärtigen Angelegenheiten nehmen durfte, den hohen Würden und R thümern, die ihm zu Theil wurden.

Nicht so die unruhige Fürstin Daschkow, deren reger Geist sich mit dem Schein leerer Hofgunst begnügen, die es nicht ertragen kon daß der maßgebende Einfluß nicht an den Familienkreis gekommen w den sie beherrschte, sondern an die Brüder Orlow, in denen sie nur un

Digitized by Google

te Werkzeuge gesehen hatte. Sie verbarg ihren Unmuth nicht und fort und fort in mancherlei Umtriebe verflochten gewesen zu sein. ie erste wirkliche Gefahr für Katherina wurde schon in den ersten durch die Gunst hervorgerufen, die Gregor Orlow allzu sichtbar und selbst mit rohem Uebermuth zur Schau trug. Man hatte s Katherina, von Peterhof und Oranienbaum zurückgekehrt, ihren irenden Einzug in Petersburg hielt, neben ihr herreiten sehen, als der Tag und die Huldigungen des Volks dieselbe Bedeutung für für sie; als fühle er sich ihr gleichgestellt. Die Menge, auch die rnehmen, folgerte aus diesen und anderen Zeichen mehr, als von der Kaiserin darin lag, und befürchtete, sie werde sich mit ihm len. Eine solche Wendung der Dinge wäre natürlich einem jeden, er Anspruch auf Einfluß und Geltung zu haben glaubte, und allen, zu gut dünkten unter der Herrschaft eines Artillerie-Offiziers von tender Herkunft zu stehen, in hohem Grade unerwünscht gewesen. ie Besorgniß wurde in der That in den höheren Kreisen auch durch heinbar etwas ernstere Veranlassung hervorgerufen. — Daß Kathe- selbst jemals einer solchen Verbindung geneigt gewesen sein könnte, zu glauben. Sich zu binden und wenn auch nicht in aller Form Iren, doch die Regierungsgewalt unwiderruflich mit irgend jemandem, s mit einem Menschen von herrischem, unbändigem Charakter wie r Orlow, zu theilen: wie und wodurch sollte sich eine Frau von inas Erfahrung dazu bestimmen lassen? — Aber der ehemalige r, Katherinas alter Verbündeter, Bestushew, der nun wieder am scheinen durfte, war sehr ernstlich darauf bedacht, sie zu diesem t zu bewegen.

estushew hatte zwar bei seiner Rückkehr an den Hof den Rang eines rschalls und ein reiches Gnadengehalt erhalten, war aber zugleich, ich seines hohen Alters wegen, von jeder Thätigkeit und Pflicht rochen worden und scheint sich in dieser glänzenden Nichtigkeit seiner ng nicht befriedigt gefühlt zu haben. Wenigstens bot er alle Mittel ntrigue auf, um wieder Antheil an den Geschäften zu gewinnen, und auf eben den Wegen, die ihm schon einmal geglückt waren. Durch eundschaft mit Alexey Rasumowsky, durch den Umstand, daß er Vermählung mit der Kaiserin vermittelt hatte, war es ihm unter eth gelungen sich sechzehn Jahre lang in der Stellung eines leitenden ters zu behaupten —: jetzt schloß er sich auf das Engste an Gregor o und führte diesen auf den Gedanken, nach der Hand der Kaiserin inem gebührenden Lohn zu streben. Orlow hatte bis dahin an so nicht gedacht. — Bestushew entwarf eine Bittschrift, in der die rin im Namen Rußlands flehentlich beschworen wurde, dem Reich neuen Beweis ihrer Liebe zu geben und sich wieder zu vermählen, zwar mit einem Russen. Sie möge auf diese Weise das Volk be-

Digitized by Google

ruhigen, das, bei der schwachen Gesundheit des Großfürsten Paul, u[illegible] Thronfolge in Sorgen sei. Er fand sofort zahlreiche Verbündete i[illegible] Reihen der Geistlichkeit; nicht weniger als zwölf Bischöfe unterschr[illegible] das Papier und sie bezeichneten sogar Gregor Orlow noch bestim[illegible] indem sie hinzufügten, die Kaiserin möge denjenigen ihrer Unterth[illegible] zum Gemahl wählen, den sie für den Würdigsten halte. — Es war eine öffentliche, in aller Form anerkannte Ehe beabsichtigt. Daß Gregor Orlow zum Kaiser und Mitregenten erhoben sehen wollte, [illegible] nicht gesagt und es folgte auch nicht nothwendiger Weise aus den Wo[illegible] die sich auf Sicherstellung der Thronfolge bezogen. Nach Peters Großen Verfügungen konnte Katherina ihre Kinder aus solcher Eh[illegible] Nachfolgern im Reich erklären, auch wenn Orlow nicht Kaiser war.

Indessen, lange ehe diese Bittschrift an die Kaiserin gelangen [illegible] kaum wenige Wochen nachdem sie in Besitz der Krone gelangt war [illegible] August 1762), hatte der Argwohn, daß eine solche Verbindung im [illegible] sein könnte, Veranlassung zu einem versuchten Aufstand des Semen[illegible] Garderegiments gegeben. Er war von einigen Offizieren — Brüder [illegible] Chruschtschow und Guriew — angestiftet, die sich zum Theil auch persö[illegible] von Orlow beleidigt fühlten. „Die Soldaten dieses Regiments [illegible] um Mitternacht zu den Waffen," meldet der Gesandte Englands, [illegible] wurden von ihren Offizieren nur mit großer Mühe zur Vernunft [illegible] gebracht." — Aehnliche Versuche wurden, wenn auch mit geringerer En[illegible] in den beiden folgenden Nächten wiederholt. Die Regierung wurde [illegible] schließlich doch ohne eigentlichen Kampf, durch die Verhaftung eine[illegible] Offiziere und Soldaten Herr, und vor eine besondere Commission [illegible] in welcher der Hetman Rasumowsky den Vorsitz führte, wurden die Br[illegible] Chruschtschow und Guriew zum Tode verurtheilt, dann aber zur Cassa[illegible] und Verbannung begnadigt. Die Rädelsführer unter den Soldaten wur[illegible] in geräuschloser Weise für immer beseitigt.

In Moskau, wohin die Kaiserin und der Hof sich im Herbst (17[illegible] zur Krönung begaben, traten Umtriebe anderer Art zu Tage, die sich [illegible] Anschein nach lediglich in den Kreisen der jüngeren Gardeoffiziere beweg[illegible] aber wohl von bedeutenderen Persönlichkeiten angeregt sein mochten. [illegible] Fürstin Daschkow stand unzweifelhaft im Hintergrunde und wahrschein[illegible] nicht allein.

Der Thätigste und Lauteste dieser Verschwörer war ein junger Offi[illegible] der Garde zu Pferde, Namens Chitrow, der sich an dem entscheidend[illegible] Tage vor allen und mit Erfolg bemüht hatte, dieses Reiter-Regiment d[illegible] Kaiserin zuzuführen — den auch Katherina dafür durch ein Geschenk [illegible] 800 „Seelen", d. h. Leibeigenen, belohnt hatte. — Dieser junge Man[illegible] sprach jetzt seinen Gefährten von den bösen Anschlägen des „alten Satans" Bestushew, und erzählte', daß Panin die namhaftesten Magnaten um sich versammle, um sich mit ihnen vereint der beabsichtigten Vermählung [illegible]

Digitized by Google

...setzen. Er selbst wolle nun auch „Patrioten" um sich versammeln
... ihnen vorschlagen, sich in Masse zur Kaiserin zu begeben, um ihr
...stellen, daß die Vermählung mit Gregor Orlow für Rußland und
... sie selbst verderblich sein würde; wenn sie sich wieder vermählen wolle,
... sie einen der — zu Cholmogor geborenen und gefangen gehaltenen —
...nen Brüder „Iwanuschkas" — d. h. des unglücklichen Iwan Antono-
... — oder einen fremden Prinzen wählen. Chitrow fügte sogar
...hungen hinzu: wenn die Kaiserin keine befriedigende Antwort gebe,
... werde man selber mit den Orlows abrechnen. Er berief sich auf
... Fürstin Daschkow, auf den General-Procuror Glebow als Verbündete,
... behauptete sogar, daß Katherina versprochen habe nur als Regentin
...treten und ihren Sohn zum Kaiser ausrufen zu lassen; selbst die
...schaft gebühre der Kaiserin nicht allein; der Oberhofmeister Panin
... von rechtswegen Mitregent sein müssen.

Chitrow war so unvorsichtig, daß sein Treiben nicht lange verborgen
... konnte; er wurde sehr bald von Gefährten, von Offizieren der
... zu Pferde, namentlich von einem Fürsten Neswitzky, der Regierung
... und verfiel einer Untersuchung, in der wir zuerst hervortreten
..., mit welcher klugen, leidenschaftslosen Behutsamkeit Katherina stets
..., solchen Complotten allzu tief auf den Grund zu gehen. Sie
... sich gesagt zu haben, daß es besonders darauf ankomme die jüngeren,
...nehmenden Theilnehmer an einer Verschwörung unschädlich zu machen,
... von diesen, wenn sie auch in untergeordneten Stellungen mehr Werk-
... als leitende Persönlichkeiten waren, doch vorzugsweise Wagniß und
...ossene That erwartet werden konnten. Die Magnaten, die betheiligt
...ochten, zum Kampf auf Tod und Leben herauszufordern, in unsühn-
... Weise zu verletzen, fühlte sie sich wohl nicht sicher genug auf dem
.... Sie zog es vor, sie zu entwaffnen, zu gewinnen oder zu be-
...chtigen — und mit vieler Kunst endlich in Unbedeutenheit versinken
... in Vergessenheit gerathen zu lassen. Kurz, was auch ihre Gründe
... ein solches Verfahren gewesen sein mögen, Thatsache ist, daß sie es
... vermied, die vornehmen Theilnehmer einer Verschwörung offiziell
...ntdecken — wenn ihr auch insgeheim sehr daran gelegen sein mochte,
... kennen, und schwerlich entging, wer sie waren. Um so mehr mußte
... dies erste Mal — so neu noch im Besitz der Gewalt — nöthig achten,
... diesem Sinn zu handeln. Weder Glebow noch die Fürstin Daschkow
...den in gerichtlicher Form befragt; Katherina begnügte sich, ihre ehe-
...lige Verbündete in einem freundschaftlichen Brief zu fragen, was sie
... der angeblichen Verschwörung gehört habe, und ließ die bekannte,
...rtinent ablehnende Antwort der Fürstin hingehen, ohne sie zu rügen.

Selbst Chitrow, sein jüngerer Bruder und einige andere Garde-
...fiziere wurden nur sehr gelinde bestraft. Sie wurden verabschiedet, es
...rde ihnen verboten in den beiden Hauptstädten des Reichs zu weilen,

Digitized by Google

und wie das früher bei allen Entscheidungen der geheimen Kanzlei gewesen war, mußten sie sich eidlich verpflichten, über die ganze Ang heit das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

So geräuschvolle und theatralische gemeinschaftliche Vorstellungen die beabsichtigte Vermählung der Kaiserin, wie Chitrow vorgab, haben Woronzow und der Hetman Rasumowsky natürlich nicht gemacht. D einzeln und geräuschlos die Kaiserin gewarnt haben, ist gewiß —: Pani Woronzow waren von Anfang an Gegner der Orlows, und diese nun auch mit dem Hetman Rasumowsky entzweit. Die widerrath Staatsmänner sollen die Antwort erhalten haben, daß Bestusheu mit Willen der Kaiserin oder zu ihrer Zufriedenheit seine Bittschr fördern suche. Aber, da Katherina zur Zeit Gregor Orlow und Brüder weder missen wollte, noch missen konnte, da es ihre Politik die beiden feindlichen Parteien an ihrem Hof in einem gewissen Gl gewicht zu erhalten, sich bald gegen Panins oligarchische Bestrebungen die Orlows, bald gegen Gregors rohe Begehrlichkeit und thörichte schläge auf den klugen Staatsmann Panin zu stützen, konnte sie auch ungestümen Freier nicht wohl ein beleidigendes Nein! sagen. Sie gla wenigstens seiner zu bedürfen.

So fand denn ein seltsames Zwischenspiel statt, das verschieden deutet wird. Nach der Familien-Ueberlieferung, welche die Verwa des Hauses Rasumowsky bewahren und gelegentlich mittheilen, wurde alte Alexey Grigoriewitsch unter der Hand verständigt, daß er, als Ga der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, den Titel „Kaiserliche Hoheit" erha solle, und Katherina zwang den staunenden und widerstrebenden Kan Woronzow den würdigen Herrn aufzusuchen, und von ihm alle Urku und Papiere zu erbitten, die sich auf seine Vermählung mit Elisa Petrowna bezögen. Sie sollten angeblich für den gegenwärtigen Fall Vorbild dienen. Der Kanzler traf Rasumowsky in einem Lehnstuhl Kamin die Bibel lesend. Kaum hatte Rasumowsky vernommen, w die Rede sei, als er aufstand, ein kostbar verziertes Kästchen herbeibr einige in Rosa-Atlas gewickelte Papiere daraus hervorholte, sie st sich mit sichtlichem Behagen las und dann in das Feuer warf. D erst beantwortete er die Fragen Woronzows in bewegter Rede, in der versicherte, er sei nie etwas anderes gewesen, als Elisabeths „tre Sklave" — er habe nie auch nur den vermessenen Gedanken gehabt, zu der Zarischen Erhabenheit, dieser „Muster-Christin" — der Land Mutter so vieler Millionen zu erheben.

Ist die Ueberlieferung ganz buchstäblich zu nehmen, so hätte er dessen doch sofort wieder sich selbst widersprochen und geflissentlich zu kennen gegeben, daß er absichtlich die Unwahrheit sage. Er soll nämlich hinzugefügt haben: selbst wenn wahr wäre, was man von seinem Verhält niß zu der Kaiserin Elisabeth sage, würde er sich doch nicht durch ſi

Digitized by Google

e Eitelkeit verleiten lassen, bekannt zu machen, was den Ruhm der
vergeßlichen Monarchin verdunkeln könne; auch habe Worontzow selbst
chen, daß er keine Documente mehr besitze. Auch den eigentlichen In-
der verbrannten Papiere hätte Rasumowsky demnach nicht in Zweifel
ssen.*)

In den aristokratischen Kreisen Rußlands geht nun vielfach die Sage,
erina sei wirklich geneigt gewesen, ihrem Günstling die Hand zu reichen,
umowskys Benehmen aber habe sie zur Besinnung gebracht und das
glück abgewendet. Das Andenken des übrigens ganz unbedeutenden
n Schwelgers wird deshalb auch in Rußland dankbar in Ehren ge-
n. — Eine andere Ueberlieferung aber berichtet, Katherina habe diese
thümliche Unterhandlung nur eingeleitet, weil sie vorher wußte, wie
umowsky sich dabei benehmen werde, und um den Heirathsplan an
n Erklärung scheitern zu lassen, ohne daß sie selbst ein unmotivirtes
! zu sagen brauchte. In der That konnte sie wohl ungefähr vorher-
, wie Rasumowsky sich aussprechen würde, da er und sein Bruder
Orlow verfeindet waren, und überhaupt ist diese Darstellung die wahr-
scheinlichere.

Jedenfalls leuchtet aus dem Hergang hervor, wie unendlich schwierig
therinas Stellung zur Zeit war. Sie wurde es dadurch noch mehr,
sie unmöglich alle Hoffnungen erfüllen konnte, welche die Revolution,
sie auf den Thron erhoben hatte, zu berechtigen schien, ja daß sie das
Gegentheil von dem thun mußte, was eine zahlreiche Partei in
land von ihr erwartete. Die übereilten Neuerungen waren das Ver-
n ihres Gemahls geworden und hatten die Veranlassung gegeben,
rina auf den Thron zu erheben; natürlich erwarteten und verlangten
Alt-Russen von ihr, daß sie wieder in die alten Bahnen einlenken
die herrlichen Zeiten der Kaiserin Elisabeth zurückbringen solle. —
teuil berichtet ausführlich, mit welcher Zudringlichkeit die älteren Wür-
träger des Hofs die Kaiserin umlagerten und ihr mit ihren Ansichten
mit unerbetenem Rath zur Last fielen, mit welcher Anmuth und
enswürdigkeit sie ihrerseits diese Zudringlichkeit ertrug, und wie schwer
das wurde.

Sie wußte diese Leute zu ertragen, sie bemühte sich das National-
fühl in jeder Weise zu schonen, ja ihm zu schmeicheln —: nicht allein,
sie selbst sich mit dem entschiedensten Eifer für eine Russin gab —
ist gewiß nicht Zufall zu nennen, daß unter ihren zahlreichen persön-
en Günstlingen nicht ein einziger Deutscher war. Eben so wenig hat
je einen Deutschen an die Spitze ihres Cabinets gestellt oder an die
itze der russischen Heere. Die Unfähigkeit solcher Feldmarschälle, wie
litzyn, Rumäntzow und Mussin-Puschkin, konnte einer geistreichen Frau,

*) P. Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, II. 459—463.

Digitized by Google

wie sie war, schwerlich entgehen, auch unterließ sie nicht, neben jeden d Herren, wenn er einen Befehl führte, einen Mentor zu stellen, der i nothwendiger Weise ein Russe zu sein brauchte (Rennenkampff, Be Knorring), Ruhm und Glanz aber, ehrende Beinamen, Denkmäler, ihnen errichtet wurden, unermeßliche Reichthümer — das Alles wurd geräuschvoll wie möglich den Russen zu Theil, die dem Namen nach der Spitze standen. Der Mentor mußte sich mit einer geräuschlosen A samkeit und mäßigen Belohnung begnügen; er wurde so viel wie lich der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen.

Aber weiter konnte sie nicht gehen; die Wünsche der Alt-Russen kon sie nicht erfüllen. Abgesehen von allen bereits angeführten Grün konnte sie es schon deshalb nicht, weil sie des Beifalls, der Zustimm Europas in der That bedurfte, um so manches Bedenkliche in Vergess heit zu bringen und selbst um den Russen zu imponiren. Es mu ihr daran liegen, die Stimme der Leute zu gewinnen, die das große W in der europäischen Literatur führten, und wie sehr ihr wirklich daran zeigte sich gleich zu Anfang ihrer Regierung.

Das Hauptwerk der französischen Philosophie des achtzehnten Ja hunderts, die berühmte Encyklopädie, in Paris von Diderot mit H aller „Philosophen" der Zeit herausgegeben, wurde vor dem Pariser Pa ment als ein Werk der Gottlosigkeit angeklagt und verurtheilt. Der V kauf und die Fortsetzung des Werks wurden verboten. Sofort ließ Ka rina durch Iwan Schuwalow sowohl an Diderot als an Voltaire schreib und erbot sich die Fortsetzung der in Frankreich unterdrückten Encyklop in Rußland — etwa in Riga — drucken zu lassen. Das geschah September 1762; kaum zwei Monate nach dem Ende Peters III. Kaum zwei Monate nach dieser schrecklichen Begebenheit hatte Kather Zeit und Fassung und Gedanken für dergleichen übrig.

Die weltklugen und weltkundigen Pariser Philosophen kamen nic den Fall, Gebrauch von Katherinas Anerbietung zu machen; die F setzung ihres Werks in Paris wurde stillschweigend nachgesehen. Katherinas eigentlichster Zweck war vollständig erreicht —: ihr Lob w fortan laut und überlaut und ohne Ende von denen verkündet, nach de sich die öffentliche Meinung in Europa richtete.

Die Kaiserin mußte wohl großen Werth auf die moralische S legen, die ihr diese verherrlichende Zustimmung gewährte, da ihr in Mos kaum entgehen konnte, wie schwer es ihr unter allen Bedingungen fal würde, das Alt-Russenthum ganz zu gewinnen. Sie wurde nämlich der alten Hauptstadt des Reichs ein Element der Macht gewahr, das es Petersburg nicht gab: das russische Volk! — Wenn auch im gan übrigen weiten Rußland die Menge gedankenlos, ohne irgend ein pol sches Bewußtsein dahin lebte —: in Moskau gab es ein russisches V und Katherina konnte sich nicht darüber täuschen, daß dieses Volk ihr mi

Digitized by Google

gen war. Sie wurde überall schweigend und gleichgültig aufgenommen, end das Volk den kaum achtjährigen Großfürsten Paul, ihren Sohn, autem Jubel umgab, wo er sich zeigte. Ihre ohnehin sehr gemäßigte erliebe wurde dadurch, wie bekannt, nicht gesteigert.

Durch die Erfahrungen, die sie in Moskau machte, konnte die Kaiserin sich nur in einem Vorsatz bestärkt werden, den sie ohnehin mit gutem t gefaßt hatte —: nämlich in dem Vorsatz, die politische Bedeutung igen Körperschaften zu mindern, die sich möglicher Weise zu Organen Führern des Alt-Russenthums aufwerfen konnten, und da mußte lich die Geistlichkeit zuerst und vor Allem ihre Aufmerksamkeit auf iehen. Es schien nicht rathsam, der Kirche ihren weiten Grundbesitz ssen, und selbst der Zustand der zerrütteten Finanzen Rußlands e deren Einziehung mehr als wünschenswerth. Doch, daß Peter III. äuberhand an das geheiligte Eigenthum der Kirche gelegt hatte, war einer der Frevel genannt worden, die seinen Untergang rechtfertigen . Katherina hatte daher im ersten Augenblick die Verordnung ihres ahls zurückgenommen, die bereits gebildete Oekonomie-Commission, die t der Verwaltung der Kirchengüter beauftragt werden sollte, aufgelöst, n der Geistlichkeit ihren Besitz von neuem zugesichert. Die jetzt bebsichtigte Maßregel mußte demnach mit einiger Kunst und Vorsicht eingeleitet werden.

Schon auf ihrer Reise zur Krönung nach Moskau, ungefähr sechs then nachdem die Kirche diese erneuerten Zusicherungen erhalten hatte, en sich auf ihrem Wege Abgeordnete der Klosterbauern, die sich vor niederwarfen und sie flehentlich baten, sie von dem unerträglichen t ihrer geistlichen Herren zu befreien. Eine Bitte, auf welche merkiger Weise die großentheils sehr viel härter gedrückten Leibeigenen des nicht verfielen, und so wenig auch sonst die Bitten der Bauern ört zu werden pflegten, diesmal fand ihr Gesuch Gehör. Doch ver es Katherina persönlich zu entscheiden; die Bitte der Bauern, die terung der Frage, um die es sich handelte, wurden an eine eigene mission verwiesen, deren Gutachten die Kaiserin dann (im Frühjahr 4) befolgte.

So wurde denn der Kirche ihr reicher Landbesitz, und diesmal unerruflich genommen, und wie schon Peter der Große einmal verfügt , der Verwaltung einer Laien-Behörde übergeben. Aus den Einften dieser Güter wurde eine Summe von sechsmalhunderttausend eln jährlich auf die Besoldung aller Bischöfe, aller Geistlichen mit nahme der Landpfarrer, und zur Erhaltung aller Klöster verwendet. war weniger als ein Drittheil, wahrscheinlich nur ein Viertheil der ünfte, die sie bisher bezogen hatten, kaum ein Drittheil dessen, was eingezogenen Güter der Krone eintrugen, nachdem die Leistungen der uern ermäßigt worden waren. Die Ausstattung der Bisthümer und

Digitized by Google

des Kaisers auf dessen Befehl verfaßt haben sollte, in welchem die „ brechen" der Kaiserin schonungslos aufgedeckt waren; in welchem der K auch ihren Sohn — seiner angeblich unechten Geburt wegen — von Thronfolge ausschloß.

Diese Umtriebe blieben der geheimen Polizei der Kaiserin nicht bekannt. Gardesoldaten wurden wegen verwegener Aeußerungen verh geknutet und nach Sibirien „verschickt", wie der in Rußland technisch wordene Ausdruck lautet. Es wurde den Soldaten der Garde streng untersagt, sich ohne Befehl ihrer Offiziere zu versammeln. Da kann freilich einigermaßen befremden, daß in Schlüsselburg keine besseren sichtsmaßregeln getroffen wurden.

Während die Kaiserin im Sommer 1764 nach Riga gereist machte ein Lieutenant des Smolenskischen Infanterieregiments, Nam Wassily Jakow. Mirówitsch, mit einer kleinen Abtheilung seines Regim auf einige Zeit zum Wachdienst nach Schlüsselburg commandirt, den Ver den entthronten Kaiser Iwan Antonowitsch zu befreien.

Dieser Mirówitsch war der Sohn einer gesunkenen Familie, die in ihrer Heimath unter den Kosacken der Ukraine eine gewisse Bedeu gehabt hatte. Sein Großvater war in die Pläne und in den S Mazeppas verwickelt gewesen, die Güter des Hauses waren eingez worden. So war denn dieser Mirówitsch arm; zweimal hatte er gebens Bittschriften eingereicht und gebeten ihm selbst — oder doch s Schwestern — wenigstens einen Theil des verlorenen Besitzes, „den Gnade der Kaiserin bestimmen möge", zurückzugeben. Er hatte abschl Antworten bekommen, das zweite Mal mit der Weisung sich fortan zu verhalten. Das Verlangen seine Lage durch einen gewagten S zu verbessern und sich zu rächen, trieben ihn, wie er selber zur That.

Nach den neuesten Ermittelungen*) machte Mirówitsch einen ve lichen Versuch den einen der Wächter Iwans, den Capitain Wlassi gewinnen und schritt augenblicklich zur That, als er in der hellen vom 15. zum 16. Juli durch einen Unteroffizier erfuhr, daß Wl einen Courier an Nikita Panin abgefertigt habe. Es gelang ihm, Leute unter die Waffen zu bringen, den Commandanten Beredni verhaften, — sich der Schlüssel der Festung zu bemächtigen — und an die Casematte vorzudringen, in der Iwan Antonowitsch bewacht w Die Wächter, Wlassiew und ein Lieutenant Tschekin, ermordeten Fürsten, den sie im Schlaf überfielen — der sich, durch seine er Wunden erweckt, ohne Waffen vergebens zur Wehr setzte. Miró fand ihn entseelt.

„Gewissenlose!" rief Mirówitsch den Mördern zu, als er Iwan

*) Kowalewsky, Graf Bludow und seine Zeit (russisch), S. 234—243.

Digitized by Google

dem Fußboden der Kasematte ausgestreckt sah, „fürchtet ihr Gott? ... habt ihr das unschuldige Blut eines solchen Mannes vergossen?" Die Mörder beriefen sich auf ihre Verhaltungsbefehle. Die Soldaten ... sie erschlagen, Mirówitsch verhinderte es mit den Worten: „Jetzt ... es keine Rettung mehr für uns und sie haben Recht — wir aber ... schuldig!" — Er ließ den entseelten Fürsten auf einem Kasernenbett ... Hauptwache tragen, küßte ihm die Hände und ließ ihm durch die ... Mannschaft der Wache die militairischen Ehren erweisen, indem ... zurief: „das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch!" — dann um... er die Soldaten, die ihm gefolgt waren und erklärte, sie seien un..., er allein sei schuldig und allein wolle er auch die That vertreten ... Strafen auf sich nehmen. Endlich ließ er sich, ohne Widerstand ..., von dem Commandanten verhaften.

... Panin hatte, sowie Wlassiews Courier bei ihm eingetroffen ... Befehl, Mirówitsch zu verhaften, ausgefertigt und als er erfuhr, ... war, bereitete er sich vor, einem Aufstand zu begegnen. Er ließ ... Regimenter in Petersburg mit scharfen Patronen versehen — nicht ..., unter denen sich eine drohende Bewegung zeigte — und seine ... erhielten die Ruhe.

... Helbigs „russischen Günstlingen" sind der Hergang selbst und die ... Untersuchung in einer Weise erzählt, die, nicht ohne Absicht, ... selbst als die eigentliche Urheberin der Unthat erscheinen läßt. ..., sie selbst habe Mirówitsch zu dem kühnen Versuch bewegen ... um den Wächtern eine Veranlassung zu geben, den unglücklichen ... zu tödten; dann habe sie Mirówitsch, der gewußt habe, daß sein ... nur dazu dienen solle, hinrichten lassen, um das Geheimniß mit ... begraben. Man nennt sogar den Geheimerath Teplow als den..., durch den sie Mirówitsch leiten und verleiten ließ — und Teplow ... allerdings dieser wie jeder Unthat fähig. Das hatte er hinreichend ...en!

Helbigs Darstellung ist seither vielfach wiederholt worden, aber sie ...liegt doch so großen Zweifeln, daß sie schließlich unhaltbar erscheint. Daß ...rina ein Interesse hatte Iwan Antonowitsch aus der Welt zu schaffen, ... Tage und wir sind leider nicht berechtigt unbedingt zu glauben, daß ... einer solchen That etwa zurückbebte, wenn sie nothwendig erachtet ...; wir müssen vielmehr glauben, daß ihr der Muth dazu wohl nicht ... hätte. — Aber wenn sie dem Dasein des unglücklichen Fürsten ... Ende machen wollte, wie hätte sie nicht ein minder geräuschvolles und ...wagtes Mittel dazu finden und wählen sollen! Gewagt, gefährlich wäre ...s so ausgeführte Unternehmen um so mehr gewesen, da das Geheimniß, ...nn Alles sich wirklich so verhielt wie Helbig berichtet, keineswegs mit Mirówitsch begraben war; es wären dann außer dem verworfenen Teplow ...ch noch andere im Besitz desselben gewesen, namentlich der Commandant

von Schlüsselburg, der nach dieser Darstellung die Dinge gehen ließ einen energischen Versuch einzugreifen bis Iwan Antonowitsch er war. Und endlich: jenes angebliche Manifest Peters III., das a neue Revolution vorbereiten sollte —: das war doch gewiß nicht v Kaiserin selbst in Umlauf gesetzt!

Das Dasein dieses Manifestes, überhaupt die Umtriebe, die seit Zeit vorher bemerkbar geworden waren, deuten darauf, daß der Iwan Antonowitsch zu befreien, wohl ernstlich gemeint gewesen sei Ob aber Mirówitsch wirklich ganz allein aus eigenem Antrieb ge und für weitere Unterstützung blos auf die allgemein und namentlic den Garden herrschende Unzufriedenheit rechnete, wie er standhaft das Ende behauptete, das ist eine andere Frage und zweifelha einigen Nebenumständen zeigt sich eine Möglichkeit, daß hier wie in dem unheimlichen Treiben der Unzufriedenen wohl eine ander die leitenden Fäden gelenkt haben könnte.

Mirówitsch war während des siebenjährigen Kriegs Adjutant General — später Feldmarsall — Peter Iwanowitsch Panin —. Bruder — gewesen. Da zeigt sich eine freilich schwache Spur, die auch nicht unmittelbar auf den General Panin selbst, doch auf die Daschkow zurückführen könnte, die ihm und seiner Familie sehr nah Auch berichtete der Gesandte Englands aus Petersburg: „man ar daß die Fürstin Daschkow an dem Unternehmen Theil habe."*) – leidenschaftliche Frau konnte nicht ruhen, sich nicht darein ergeben, keine weitere Bedeutung im Leben haben sollte. — Das Weiter wir wohl nie erfahren über Dinge, die Katherina selbst offenba ermittelt haben wollte.

Was von der unruhigen, leidenschaftlichen Spannung erzähl mit der Katherina zu Riga wichtige Nachrichten aus Petersburg e habe und von der frechen Zuversicht Mirówitschs, der, seiner Begn gewiß, die Untersuchung für eine Komödie gehalten und selbst a Blutgerüst gelacht habe —: das Alles beruht auf ziemlich un Zeugnissen. Wie wenig auf das zu geben ist, was von Katherin ruhiger Spannung zu Riga erzählt wird, geht wohl schon daraus daß sie höchst wahrscheinlich die Nachricht von Iwans Ende schon wegs erhalten hat, ehe sie Riga erreichte.**)

So viel wir jetzt aus den Acten erfahren, die gewiß nicht zu Gunsten gefälscht sind, hat sich Mirówitsch bis an das Ende st und selbst würdig benommen. Die Untersuchung wurde von dem G Weymann geführt, der für vollkommene Rücksichtslosigkeit in seine

---

*) Raumers Beiträge II. 533.

**) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, III. 357.

Digitized by Google

…chen Thätigkeit bekannt war, von einem Senator Neplujew und von … berüchtigten Teplow; das Gericht bildeten, einem kaiserlichen Manifest … 17./28. Aug. gemäß, der Senat, der Synod, die Präsidenten sämmt… Collegien und alle zur Zeit anwesenden Herren der drei ersten …klassen.*) — (Nicht zwölf deputirte Senatoren, wie auch Herrmann …zählt; nicht eine kleine Anzahl Vertrauter, deren Katharina unter … Bedingungen gewiß sein konnte.)

Mirówitsch behauptete standhaft bis an das Ende, keine Mitschuldigen …ben und fügte hinzu, er wolle nicht voraussetzen, daß man …e, er solle Unschuldige anklagen. — So wurde die englische Ge…schaft berichtet.**) — Im Lauf des Prozesses aber ergab sich ein merkwürdiger Zwischenfall, von dem die fremden Gesandten so wenig …lbig etwas erfahren haben.

Als nämlich das Urtheil gefällt werden und darüber abgestimmt … sollte, äußerte der Oberprocuror des Synods, Soymonow, gegen …denten des Medicinischen Collegiums, Baron Tscherkassow, einige …chen Mitglieder des Gerichts wären der Meinung, man müsse … auf die Folter spannen, um ihn zu weiteren Geständnissen zu … der Sache tiefer auf den Grund zu kommen. Sofort schritt …s Vertrauensmann ein, der Hüter des Gesetzes, der General… des Senats, Fürst Wäsemsky, der wohl wissen konnte, was die … wollte und nicht wollte. Er verbot dem Oberprocuror das Wort …derte Tscherkassow überraschend auf, unverzüglich zu erklären, ob …hne Weiteres zur Abfassung des Urtheils schreiten müsse oder nicht. … aus der Fassung gebracht, stimmte Tscherkassow dafür, daß man …theil ohne weitere Untersuchung zu fällen habe. Dann aber reichte … schriftliches Votum ein, in dem er erklärte, Mirówitsch müsse ge… werden, damit er seine Mitschuldigen oder „Anstifter" entdecke. … er den Angeklagten durch dieses Wort als ein bloßes Werkzeug in …nden Anderer bezeichnete, die noch zu ermitteln seien, fügte er hinzu: …uns ist es unbedingt nothwendig, uns durch eine strenge Befragung …ewichts nicht nur vor allen gegenwärtig lebenden, sondern auch …en künftigen Geschlechtern zu rechtfertigen, sonst, fürchte ich, könnte … uns als Maschinen ansehen, die sich nur nach fremder Eingebung …n, oder als Komödianten." — Die ganze Versammlung fühlte sich …gt, war empört und wollte sich bei der Kaiserin beschweren.

Katherina hatte, wie es scheint, die Nachricht von Iwans Untergang …glich mit einer gewissen Befriedigung empfangen; sie glaubte eine … Sorge weniger zu haben. In dem Maß aber, wie sie sich Rechen…

*) Barteniew, das Manifest, III. 361—364.
**) Raumers Beiträge III. 381.

schaft davon geben mußte, welcher böse Verdacht mit einer gewissen N
wendigkeit auf sie fiel und was für neue Gefahren daraus hervorg
konnten, wurde sie nachdenkend und verstimmt. Und nun erschien Tsch
kassow vor ihr und berichtete was geschehen war und bevorstand.

Offenbar erschrak die Kaiserin; sie mochte sich wohl sagen wie
der Verdacht gegen sie gesteigert werden mußte, wenn gerade der M
ihres Vertrauens gebieterisch auftrat, um eine erschöpfende Untersuch
zu verhindern, und sie beschloß im ersten Augenblick, selbst auf die Ge
hin, sehr unbequeme Entdeckungen zu machen, dafür zu sorgen, daß
Generalprocuror sie wenigstens durch sein Auftreten nicht weiter bloßst
In diesem Sinn äußerte sie sich in den Zeilen, die sie eilig an Wäsem
richtete: „Ich habe seine — Tscherkassows — Abstimmung gesehen, sie
hält nichts, als was ihm sein reiner, ungeheuchelter Eifer eingegeben
Und da nun andererseits die fremden Minister der uns nicht gewogen
Höfe in der Stadt verbreiten, daß ich selbst in dieser Angelegenheit
Versammlung eine Komödie spielen lasse, um die Wahrheit zu verber
über das auch bei uns die Parteien thätig sind: deshalb befehle ich Ih
fortan weder die Folter vorzuschlagen noch davon abzurathen, sond
lassen Sie der Mehrheit der Stimmen vollkommene Freiheit."

Freilich sieht auch hier die Hoffnung durch, die Mehrheit werde dem
eine weiter gehende Untersuchung ablehnen, und bald scheint die Kaise
ihre Fassung vollständig wieder gewonnen zu haben. Es erfolgte ein zwe
längeres Schreiben an Wäsemsky, das einer Klage der Versammlung ü
Tscherkassow vorbeugen sollte, wie allen ferneren Weitläuftigkeiten, ohne daß
die Kaiserin sich persönlich in irgend einer Weise auszusprechen brauch
Die Kaiserin versichert darin als Einleitung: „Es ist mir sehr verwunder
lich, daß die Versammlung, anstatt sich mit dem zu beschäftigen und
zu beendigen, was ich ihr anvertraut habe, sich mit unnützem Zeug
schäftigt." Wenn die Versammlung am folgenden Tage wieder auf Tsch
kassows Abstimmung zurückkomme, soll Wäsemsky sie bewegen sich
zu beruhigen, daß Tscherkassow in seiner Abstimmung die verletz
Worte streiche; der Fürst soll den Leuten begreiflich machen, daß sie
Hader und Uneinigkeit dem Publikum wie der Kaiserin ein Aergerniß ge
daß sie überhaupt versammelt seien, um Mirówitsch zu richten, nicht
sich unter einander zu zanken — und daß sie sich in ihrer Uneinigkeit ni
an die Kaiserin wenden dürften, der es äußerst unangenehm sei von Miro
witsch zu hören. Wäsemsky soll zu verstehen geben, daß die Kaiserin
dem uneinigen Treiben der Versammlung unzufrieden sei; soll der Kla
über Tscherkassow vorbeugen, Einstimmigkeit, und wenn das nicht geht, ei
sofortige Entscheidung durch Stimmenmehrheit herbeiführen, nöthigenfal
die Versammlung auflösen. Nach gefälltem Urtheil sei jedenfalls kei
Veranlassung sie weiter zusammenzurufen.

Die Versammlung ließ sich gesagt sein, was sie betraf. Tscherkass

Digitized by Google

n die Worte zurück, die beleidigend erachtet wurden, und Mirówitsch e ohne jegliches weitere Verfahren zum Tode verurtheilt.*)

Das sehr umfangreiche Actenstück, in dem das Urtheil ausgesprochen begründet ist, verweilt sogar, namentlich mit einer auffallenden Ausführlichkeit, dabei, daß Mirówitschs Aussage, er habe keine Mitschuldigen, mmen überzeugend und mithin gar nichts weiter zu ermitteln gewesen Auch die Aufzählung der Verbrechen, deren er überführt war, hat s Eigenthümliche; so wird unter anderem auch angeführt, da sein nen den Tod des Prinzen Iwan herbeiführen mußte, sei er als dessen licher Mörder anzusehen.

Iwan Antonowitsch wurde still und einfach, nicht in der Kaisergruft, rn zu Schlüsselburg begraben, Mirówitsch hingerichtet, die Soldaten, ich durch ihn hatten verleiten lassen, wurden mit großer Strenge aft; wie man aber auch das Ereigniß auswärts beurtheilen und amtlich llen mochte —: in Rußland blieb die Vorstellung herrschend, daß rina selbst in der schon angedeuteten Weise das Gaukelspiel veran habe, das mit Iwans Tod enden sollte und mußte. Die zürnende lichkeit war es vor Allen, die diese Vorstellung zu nähren und lebendig rhalten und namentlich zur Zeit, als Pugatschews Aufstand gefährlich , wieder wachzurufen suchte.

Katherina sagte sich wohl, daß die materielle Abhängigkeit, in die sie Geistlichkeit gebracht hatte, nicht genüge sie durchaus ihren Zwecken bar zu machen und entgegengesetzten Bestrebungen von dieser Seite für die Zukunft vorzubeugen. Sie war eben deshalb bemüht, einen veränderten Geist in der Kirche selbst zu wecken — durch Strafen durch Lehren.

Unter denjenigen Prälaten der russischen Kirche, die nicht zum Voraus nnen waren, hatte nur einer, der Erzbischof von Rostow, Arseny chewitsch, es gewagt, gegen die Einziehung der Kirchengüter und zwar chneidenden Ausdrücken zu protestiren. Auch nannte er die Kaiserin t im Gebet, sondern nur ihren Sohn, den Großfürsten Paul. Es also Grund genug ihn als Staatsverbrecher zu belangen. Aber Katharina hätte ihn gern auch als falschen Propheten und Frevler gegen igion und Kirche verurtheilt gesehen.

Dieser Erzbischof hatte nämlich in seinem Sprengel einen neuen rheiligen entdeckt und verkündet, den heiligen Dmitry von Rostow, dessen Verehrung ohne Weiteres eingeführt. Nun aber befahl die serin zu untersuchen, ob es mit der Heiligkeit des Mannes auch seine htigkeit, ob bei den Wundern auf seinem Grabe nicht Betrug gewaltet

*) Barteniew a. a. O. III. 361—387.

Digitized by Google

habe. Es gelang ihr nicht den Synod ein solches Urtheil fällen zu l die geistliche Behörde entschied nur, daß es bei der Heiligsprechung Dm von Rostow etwas übereilt zugegangen, daß er aber doch auf der Lis Heiligen zu belassen sei, und der Erzbischof wanderte nur als S verbrecher in die Verbannung.

Um so mehr war Katherina darauf bedacht, dahin zu wirken, daß die gere Geistlichkeit eine andere Bildung erhielt als bisher und sich den europäischen Ansichten der Zeit mehr angewöhne. Sie verfügte, n Wochen nach dem über Arseny Maţéyewitsch gefällten Urtheil (im Juni 1 daß eine Anzahl junger Kleriker nach England gesandt werden sollten, dort Geschichte der christlichen Religion und Kirche zu studiren, vor aber um sich die philosophische Bildung zu verschaffen, die der russi Geistlichkeit durchaus fehle. Vergebens bemühten sich eine Anzahl russi Bischöfe dagegen geltend zu machen, daß die jungen Leute dort in Fremde dem Unglauben verfallen würden und, zurückgekehrt, Spaltun in der russischen Kirche hervorrufen könnten.

Zugleich suchte die Kaiserin auch die Vortheile zu schmälern, die rohe Bilderdienst und überhaupt das Ceremonienwesen der rohen G lichkeit eintrugen. Es sollte den Geistlichen bei schwerer Strafe verb sein sich die Einsegnung der Bilder, die in Privathäusern, in den W nungen der Gläubigen aufgestellt und verehrt werden sollten, bezahlen lassen, oder für die Verrichtung der Kirchenceremonien, die jemand an stimmtem Tage zu Ehren seines Schutzheiligen wollte celebriren lassen Geld zu nehmen.

Aber wer konnte die Beobachtung solcher Verfügungen in dem wei Reich überwachen? Daß der Erzbischof von Nowgorod, Dmitry Setschen der schon so viel verschiedene Rollen gespielt hatte, sich jetzt in allen die Dingen als gewandter Hofmann und eifriger Gehülfe der Kaiserin erwi und weltmännisch mit vielem Witz, im allerbesten Ton über die Kirche heiligen und ihre große Anzahl scherzte, das genügte dazu nicht. S die Bildungsreisen einiger jungen Kleriker nach der protestantischen Fr hatten keine anderen Folgen, als daß es fortan unter den Bischöfen im einige „aufgeklärte" Prälaten gab, und die Kirche auch dadurch mehr u mehr von der politischen Bedeutung verlor, die der Regierung hätte b denklich sein können. Auf die Bildung der Geistlichen im Allgemeinen und weiter auf das Volk, übten diese Maßregeln so gut wie gar keinen oder vielmehr geradezu gar keinen Einfluß; es blieb Alles in dieser B ziehung im Wesentlichen so, wie es gewesen war.

Nicht minder war Katherina bedacht den Senat zu beschränken un ihn jeder politischen Bedeutung zu entkleiden. Durch mancherlei Aeuß rungen, in denen sich wenigstens mittelbar eine unbequeme Unzufrieden heit kund that, hatte diese Versammlung selbst auf die Nothwendigkeit einer solchen Beschränkung aufmerksam gemacht. Der Senator Feldmarschal

Digitized by Google

in war am lautesten in solchen Aeußerungen; außerdem schien auch thatsächliche Thun und Lassen des Senats darauf angelegt, einerseits Kaiserin die Selbstherrschaft zu verleiden, ja unmöglich zu machen, erseits im Lande eine steigende Unzufriedenheit weiter und weiter zu eiten und auf diesen Wegen dahin zu gelangen, daß Katherina den prchen die verlangten Rechte einräumte. Unter Anderem verfiel der at darauf, alle Angelegenheiten, auch die unbedeutendsten, an die rin persönlich zu bringen, so daß die Zahl der Papiere, die unerledigt Unterschrift in ihrem Cabinet lagen, in kurzer Zeit auf mehr als tausend stieg. Welche Unzufriedenheit konnte es nicht hervorrufen, t so Vieles unentschieden, ja dem Anschein nach Alles unerledigt blieb, und Jedes ins Stocken gerieth! — Wie die fremden Gesandten verten, war auch in diesen Umtrieben wieder die Fürstin Daschkow thätig die Anstifterin.

Katherina half sich dadurch, daß sie dem Senat den bestimmten Beertheilte, die minder bedeutenden Sachen, bis zu einer bestimmt vorinten Grenze, selbst zu entscheiden, ohne sie der Kaiserin zu unter. Um dann die Bedeutung dieser Behörde für immer zu brechen, de der Senat — der sich bis dahin zu seinen Berathungen stets in ner Gesammtheit versammelt hatte — in sechs Departements getheilt jedem derselben ein bestimmter Geschäftskreis angewiesen, über den us es sich um nichts, natürlich auch nicht um die Berathungen der anderen Departements, zu kümmern habe. Zwei dieser Abtheilungen den nach Moskau verlegt, um dort, zwei entsprechenden Departements Petersburg gleichgestellt, als eine Abtheilung des höchsten Gerichtshofs Reich in Thätigkeit zu treten.

Noch entschiedener wurde der Senat dann dadurch in die Verhälteiner Behörde zweiter Ordnung hinabversetzt, daß zwei neue Been geschaffen wurden, die über ihm standen. — Die eine dieser neuen örden, das sogenannte Cabinet, das den Privat-Angelegenheiten der erin vorstehen sollte, hatte freilich keinen Einfluß auf die Thätigkeit Senats, als insofern es eine Menge Angelegenheiten seiner Kenntniß seiner Autorität entzog. Die Kolywanschen Bergwerke nämlich wurden den kaiserlichen Schatullen-Gütern gerechnet, und der sibirische Pelzdel wurde ebenfalls dieser Behörde untergeordnet, da der Ertrag elben in die kaiserliche Schatulle fließen sollte. Wichtiger noch war e Vergleich, daß dies Cabinet alle Bittschriften zu empfangen hatte, an die Kaiserin gerichtet wurden; sie bezogen sich natürlich nicht immer rein persönliche Angelegenheiten, vielmehr nicht selten auf die Verltung des Landes, und es erfolgten dann Entscheidungen, über die der nat nicht zu Rath gezogen wurde.

Von viel größerer Bedeutung war die Einrichtung des geheimen taats-Raths, in dem die Kaiserin selbst den Vorsitz führte, und der mit

Digitized by Google

der leitenden Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Reichs beau
wurde. Der Vice=Kanzler, alle wirklichen Minister und der Ge
Gubernator von Petersburg erhielten Sitz und Stimme darin.
wurden fortan alle wichtigen Angelegenheiten berathen und entschi
der Senat wurde in Fragen der Landes=Verwaltung und Gesetzge
gar nicht mehr um seine Meinung befragt. — In den wichtigsten F
wurden ihm die Sachen nicht mehr zur Berathung zugewiesen, um
richt darüber zu erstatten, sondern fertig entschieden, vermöge sogena
Autoritäts=Ukasen, blos zur formellen Ausfertigung an die betreffe
Behörden. — Natürlich setzte der neue Staatsrath sich auch in unm
bare Beziehungen nicht nur mit den „Collegien", d. h. mit den
schiedenen Ministerien, sondern auch mit den Gubernatoren der Provi
und so sah sich denn der Senat thatsächlich darauf beschränkt, da
sein, was er seither geblieben ist: der höchste Gerichtshof im Reich
dessen Spruch aber doch auch nicht immer ohne die Möglichkeit ei
weiteren Berufung entscheidend war, da er vom jedesmaligen Kaiser, m
lich mit oder ohne den geheimen Staatsrath, ohne Weiteres umgesto
und ein beliebiges anderes Urtheil an seine Stelle gesetzt werden kon

Der Feldmarschall Peter Iwan. Panin machte einen Versuch,
Senat dahin zu bringen, daß er sich der untergeordneten Stellung zu
wehren suche, die ihm bereitet war. Der Senat sollte sich in seiner G
sammtheit zur Kaiserin verfügen und ihr die eindringlichsten Vorstellung
der Autoritäts=Ukasen wegen machen, deren in Zukunft jedenfalls so wen
als möglich, und nur in seltenen Fällen ausgefertigt werden müßten. Ab
seinen Collegen fehlte, scheint es, der Muth zu einem solchen Schritt;
geschah nichts dergleichen, und Katherina that, wie immer in solchen Fäll
als wüßte sie nichts von Panins Umtrieben. Konnte sie doch sein
Bruder nicht missen, wenn sie nicht der rohen Tyrannei der Orlows v
fallen wollte!

Einzelne Acte despotischer Willkür kamen unter Katherinas Regier
ohne allen Vergleich weniger vor, als unter den früheren, dagegen w
jetzt eine methodisch und folgerichtig durchgeführte Centralisation der Ve
waltung eingerichtet, wie sie bis dahin nicht bestanden hatte. Alle Fäd
liefen im Staatsrath unter dem persönlichen Vorsitz der Kaiserin zusamm

Die Kaiserin hielt das für nothwendig, hielt es für unerläßlich, da
Alles und Jedes von einiger Bedeutung zu ihrer Kenntniß gelange un
von ihr persönlich entschieden werde, nur die ermüdenden Einzelnheiten
ihr fern gehalten würden —: aber sie wußte auch recht gut, daß ein
solche Centralisation, bei der allgemein herrschenden gewissenlosen Unredlich
keit, nicht genüge, eine auch nur einigermaßen pflichttreue Verwaltung zu
verbürgen. Auch täuschte sie sich nicht darüber, was gewisse beobachtende
Behörden in dieser Beziehung vermögen, wie die Kanzlei der geheimen
Angelegenheiten, die sie schon ihrer persönlichen Sicherheit wegen unent-

Digitized by Google

...h glaubte, und überhaupt das geheime Polizei- und Spionir-Wesen, ...r weit ausgebildet gewesen zu sein scheint.

Mit richtigem Verständniß erkannte Katherina in einer besseren Er...g des heranwachsenden und der künftigen Geschlechter, das, was eine bessere Zukunft herbeiführen könne. Einer ihrer ersten Ge... war dem gemäß auch öffentliche Erziehungs-Anstalten, selbst für ...liche Geschlecht, zu gründen (1764), und die amtliche Denkschrift, ... die Kaiserin ihre Absichten in diesen Beziehungen kund thut, ent... wahrhaft betrübendes Bild von den sittlichen Zuständen in Ruß... — ja sie enthält das ziemlich unumwundene Geständniß, daß von ...en lebenden Geschlecht nichts zu hoffen, nichts zu erwarten sei, denn ...mt zu dem Schluß, daß es sich darum handle, ein neues, besseres ...cht heranzubilden, das im Stande wäre, die bessere sittliche Er...g, die es erhalten, auf seine Nachkommen zu übertragen.

Erziehung mehr noch als Unterricht, sollte also die eigentliche Auf... neuen Anstalten sein, um die bessere sittliche Bildung möglich zu ... auf die es ankam, wurde vor allen Dingen für unerläßlich ge... daß die Kinder durchaus und gänzlich von ihren Eltern getrennt, ...uß des elterlichen Hauses entzogen würden. Es war, wohl..., von den Kindern des Provinzial-Adels, des Beamten- und ...Standes — und allenfalls noch der wohlhabenden Kaufmanns... die Rede. Diese Nothwendigkeit war wirklich vorhanden, und ... mit sehr geringfügigen Milderungen auch noch in den An... maßgebend bleiben, welche im neunzehnten Jahrhundert die Kaise... Maria und Alexandra, Mutter und Gemahlin Nikolaus I., unter Obhut nahmen. Die Zöglinge mußten den Anstalten ganz überlassen ..., und wurden selbst nicht auf irgend eine Ferien-Zeit in die Heimat ...n. Die Zöglinge der weiblichen Erziehungs-Anstalten erhielten nicht auf Stunden Urlaub, um etwa ihre in der nächsten Nähe ...nden Eltern oder Verwandten zu besuchen. Nur während einiger ...en an Sonn- und Festtagen war es den Eltern gestattet, ihre ...r im Sprechsaal der Anstalt selbst, in Gegenwart einer offiziellen ...erin zu sehen. So war die Haus-Ordnung des Instituts, das ...rina für zweihundert und vierzig junge Mädchen vom Adel, und eben ...le bürgerlichen Standes, die aber von den ersteren streng gesondert ...n, im Smolnaschen Kloster zu Petersburg gründete, und diese Haus...nung ist dann, wie gesagt, auch in allen später eingerichteten Anstalten ...ben Art angenommen worden.

Die Erziehung der männlichen Jugend blieb, sofern vom Adel die ... ist, überwiegend eine militärische. Doch wurde zum Nutzen des Mittelstandes auch eine Handelsschule zu Moskau eingerichtet.

Wie ungenügend das Alles war, im Vergleich mit dem weiten Um-

Digitized by Google

fang des Reichs, wie wenig davon rasche Fortschritte und eine du greifende, allgemeine Wendung zum Besseren zu erwarten seien, das m man sich natürlich wohl zu sagen. Auch lag es in den Absichten Regierung, sehr viel mehr zu thun, und außer vier neuen Universit wenigstens in allen bedeutenden Provinzstädten Erziehungs-Anstalten gründen, aber unüberwindliche Schwierigkeiten ließen es nicht zur A führung kommen. Selbst die Geldmittel dazu wollten sich nicht fin und außerdem war es auch nur zu gewiß, daß eine größere Anzahl irg brauchbarer Lehrer und Erzieher in Rußland nicht aufzutreiben sei. T des besten Willens der Regierung blieb es demnach und noch für lange Zeit dabei, daß die große Masse der jungen Leute vom klei Provinzial-Adel zu den Regimentern der Armee kam, oder in die Ka leien der Provinzial-Behörden eintrat, ohne weiter etwas gelernt zu hab als was der Pop im Dorf oder dessen Diakonus lehren konnte, nämt nothdürftig lesen und schreiben.

Mit der eigentlichen Volks-Erziehung beschäftigte man sich verlä gar nicht, nur an Arbeitsamkeit und Ordnung, an eine bessere Bestellu der Aecker hätte man die Bauern gern gewöhnt, ohne sich zu sagen, d ein solches Beginnen hoffnungslos sei, so lange man nicht die Bande d Knechtschaft lösen wollte, und dem Bauern die Gewißheit gab, daß er f sich selbst arbeite. Die Regierung glaubte hier am besten durch Beisp wirken zu können, und zog deshalb deutsche Colonisten — Ackerbauer — i das Land, denen einige augenblickliche und selbst bleibende Vorrechte, n namentlich die Befreiung von der Rekrutenstellung eingeräumt wurden und die in verschiedenen Provinzen angesiedelt, theils unbewohnte Stepp urbar machen, theils inmitten einer russischen Bevölkerung seßhaft, die als Vorbild dienen sollten. Diese deutschen Bauern wußten sich freil selbst in Ingermannland, auf schlechtem Boden und unter einem rauh Himmel eine gewisse Wohlhabenheit zu erarbeiten, ihr Beispiel aber h wirkte gar nichts. Die Russen, namentlich die Großrussen, haben m wenig Neigung zum Ackerbau und wenig Ausdauer darin. Die Strebsam unter ihnen suchen ihren Erwerb lieber als Maurer und Zimmerleute als Fuhrleute, am liebsten als Kaufleute im Handel und Wandel. Di mag seinen Grund zum Theil in den Leibeigenschafts-Verhältnissen hab ohne Zweifel aber auch, und sogar vorzugsweise in der landüblichen Au theilung des Bodens, in der gemeinschaftlichen Benützung der Dorf-Flure in denen kein Bauer ein bestimmtes Eigenthum oder einen bleibende Besitz hat. Es fehlt die Liebe zum eigenen wohlgepflegten Acker. Unte diesen Umständen sahen die russischen Landleute dem verständigen Flei der deutschen Ansiedler und dem Wohlstand, der sich daraus ergab, mi unachtsamem Auge zu, als einem fremden Wesen, das sie nichts angehe, da es sich unter ganz anderen Bedingungen entwickelte, als ihrem eigenen Dasein vorgezeichnet waren, und sie kümmerten sich weiter nicht darum.

Digitized by Google

Katherina hatte sich in den Versuchen dieser Art nicht eigentlich in ...ehung auf die Mittel getäuscht, deren Anwendung sie zweckmäßig ..., sondern in Beziehung auf die Bedingungen, unter denen das ...e Landvolk empfänglich sein konnte für die beabsichtigte Lehre. In ...n Bestrebungen dagegen, denen sie eine noch viel größere Wichtig... ...legte, vergriff sie sich selbst in Beziehung auf die Mittel, die zum ...führen sollten, in einer Weise, die nur zu sehr erkennen läßt, daß ... fürstlicher Oberflächlichkeit gar keinen Begriff von der Größe und ...rigkeit der Aufgabe hatte, die sie sich stellte.

...ußland schien eines Gesetzbuchs zu bedürfen. Die früheren Gesetz... ...e waren veraltet; eine Unzahl Ukasen, die niemand vollständig kannte, ...r nicht zu übersehen waren, und sich nicht selten widersprachen, ... neue Verfügungen ohne Ende hinzugefügt, und das bestehende Recht ...cher gemacht, daß das Urtheil in sehr vielen Fällen eigentlich der ... unwissender Richter überlassen blieb. — Nun sollte Katherinas ...ung durch die Veröffentlichung eines umfassenden Gesetzbuchs ver... ...werden; Abgeordnete aller Provinzen, aller Stände und aller ...ten, die ihr weites Reich bewohnten, sollten es berathen, und ... nach einer weitläuftigen Instruction richten, welche die Kaiserin ... die Mühe gab zu entwerfen.

... der wirklich (1767) zu Moskau mit theatralischem Pomp eröff... ...ersammlung befand sich nicht ein einziger geschulter Rechtsgelehrter, ...rgleichen gab es zur Zeit unter den Russen nicht — kein einziger ..., der auch nur eine Ahnung von den nothwendigen Bedingungen, ... nothwendigen Methodik eines Rechtsbuchs gehabt hätte. Und ...esellschaft, die aus einigen unwissenden Herren vom Hof, weit über... ...d aber aus noch unwissenderen, hin und wieder betrunkenen Land...rn, halb oder ganz invaliden Subaltern-Offizieren, Krämern und ...rn bestand, sollte mit Hülfe einiger Tataren, Tschuwaschen, Lappen ... Samojeden, die auch dabei waren, nicht etwa ein gegebenes aber zer...es positives Recht zusammen tragen und ordnen: sie sollte auf ab...philosophischer Grundlage ein ganz neues allerherrlichstes Rechts...de aufbauen. Darauf verwies die kaiserliche Instruction, die lange ...ge aus den Werken Montesquieus und Beccarias enthielt. Die ... der damals herrschenden französischen Philosophie sollten in die ...lichkeit, in das Leben einer Nation eingeführt werden, theils weil die ...rin in der That Besseres nicht wußte, theils weil es dabei allerdings ... darauf abgesehen war, die Encyklopädisten zu gewinnen und von ...en verherrlicht zu werden. Das Werk sollte auch das Staatsrecht ...ßlands umfassen, mithin auch die Befugnisse der Regierung und ihre ...ziehungen zu den Unterthanen regeln — ohne daß die Kaiserin deshalb ...ner schrankenlos willkürlichen Gewalt entsagen wollte: ein Beweis, daß sie selbst nicht ganz in das Klare darüber gekommen war, was die philan...

Digitized by Google

tropischen und freisinnigen Redensarten in ihrer Instruction eigen bedeuten sollten.

Das Ganze war so abenteuerlich angelegt, daß vielfach gegl worden ist, es habe nur ein theatralisches Blendwerk sein sollen und Kaiserin selbst habe nichts weiter dabei beabsichtigt; auch N. Turge nennt das Beginnen „une comédie". Dem ist wohl nicht so; Kathe legte mit sehr sichtbarer Autoren-Eitelkeit großen Werth auf die Instruc dachte sich die Sache ausführbar, ja leicht und nahm es sehr übel, w man nicht darauf eingehen wollte. Sie äußerte sich in ihren Briefen den Generalprocuror Fürsten Wäsemsky, der die Sache leiten sollte, höchsten Grade gereizt und empfindlich über die Abgeordneten der baltis Provinzen Lieflands und Ehstlands, die unterthänigst baten ihnen altes „Ritter- und Landrecht" mit dem lübischen und weiter dem römi als subsidiarischem Recht zu lassen. Als ob dies veraltete Recht besser könnte als dasjenige, das nach allerneuestem philosophischem Zuschn Moskau angefertigt werden sollte! — Wäsemsky soll den Leuten die zurechtsetzen. Die Liefländer stellten sich durch ihre Bitte auf gleiche mit den Samoyeden, die auch gemeint hätten, man möge dem gan übrigen russischen Reich Gesetze geben, wenn man das für nothwend halte, sie hätten nichts dagegen, nur sie selber solle man bei ihrem al Herkommen unbehelligt lassen. Irgend ein hochgestellter Mann in Versammlung soll veranlaßt werden, sein Erstaunen über diesen thörich Unfug auszusprechen und den Liefländern begreiflich machen, daß sie gar und gar nicht berechtigt seien, gegen den allerhöchsten Willen der Selbst herrscherin Einwendungen zu erheben.*)

So äußerte sich die Kaiserin und bewies dadurch freilich, daß obgleich Schülerin Montesquieus und Beccarias, doch gar keinen Begr von dem Wesen eines Rechts hatte; keinen Begriff davon, daß ein stehendes und anerkanntes Recht etwas ist, wodurch die ganz ungebund Willkür in einer bestimmten Beziehung ausgeschlossen wird. Wie fe der Gedanke lag, daß ein Gesetz bindend sein könne, wie fern der Kaiserin insbesondere der Gedanke ihre Macht beschränken zu lassen, das zeigt auch sonst noch gleich in den ersten Sitzungen, als ein Tatar ganz fangen fragte, ob es nach der Vollendung des Gesetzbuchs auch noch serliche Ukase geben werde, die nach allerhöchstem Ermessen Beliebig verfügen? — Die Commissäre der Krone konnten nicht in Abrede stell daß es dergleichen geben werde. Auf die weitere Frage des Tataren, wo dann überhaupt ein Gesetzbuch, scheint keine recht bestimmte Antwort erfolg zu sein. Zugleich aber mußte man auch sehr bald gewahr werden, da mit einer solchen tumultuarischen Versammlung unwissender Leute, di noch dazu großentheils sehr bösen Willens waren, gar nichts anzufangen

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, III. 388.

Digitized by Google

Die Herren vom Adel kamen nämlich mit dem Argwohn, daß es auf eine Befreiung der Leibeigenen abgesehen sein könnte, und wie sie sich in Huldigungen erschöpften und der Kaiserin die Titel der — der Weisen — der Mutter des Vaterlandes zu Füßen legten denen sie in würdevoller Bescheidenheit nur den letzteren annahm sprachen sich doch die Stimmführer der Edelleute nicht nur leiden- sondern geradezu wüthend gegen jeden Gedanken an eine Ver- in den Rechtsverhältnissen der Bauern aus. — Die Versamm- wurde im zweiten Jahr ohne irgend ein Ergebniß unter dem Vorwand daß ihre Berathungen, des Türkenkrieges wegen, der zu der Zeit vertagt werden müßten. Wohl nur um den Schein zu retten, eine besondere Commission beauftragt inzwischen an dem Gesetzbuch an den Vorarbeiten dazu zu arbeiten.

Das junge Rußland macht es der Kaiserin Katherina zum Vorwurf, sie nicht an die Aufhebung der Leibeigenschaft gedacht habe und De- wie Von-Wisin und N. Turgeniew stimmen ein. Sie, sagt man, zu den Lehren der Philosophen und Philantropen ihrer Zeit die fortwährend mit Voltaire und Diderot Briefe wechselte, die allein verbot sich des Wortes „Sclave“ (Cholop) in amtlichen Pa- zu bedienen, sich etwa in Bittschriften Sclave der Kaiserin zu wie bis dahin üblich gewesen war, sondern auch dieses Wort in Begeisterung selbst aus den russischen Wörterbüchern ver- wissen wollte —: wie konnte sie während einer Regierung von dreißig Jahren das Landvolk in seiner Knechtschaft lassen, ohne Versuch seine Bande zu lösen oder auch nur zu lockern; ohne daß Gedanke daran sie je beschäftigt hätte!

Der Vorwurf ist nicht ganz gerecht. Mochte der Kaiserin Katherina Schicksal der unteren Volksclassen auch in vornehm-weltmännischer an sich ziemlich gleichgültig sein, mochte ihr auch die tiefer gehende wirthschaftliche Einsicht fehlen, die zu ermessen weiß, welche Bedeu- Unfreiheit und Selbständigkeit der Arbeiterclassen selbst in dem wirth- lichen Leben einer Nation haben —: sie wußte jedenfalls, daß Ver- — wenn nicht mehr — die Bande der Leibeigenschaft zu lösen, lich zu der Rolle gehörten, die sie dem gebildeten Europa gegenüber nommen hatte. Viele Jahre über hat sie der Gedanke beschäftigt und holt zu freilich etwas schüchternen Versuchen geführt. Aber sie stieß einen Widerstand, der sie erschreckte und sie fühlte sich wohl nicht genug auf dem Thron, um den entschlossenen Kampf mit den der Leibeigenen zu wagen. Es war nicht, wie die Slawänophilen glauben möchten, eine fremde Kaiserin oder ein aus despotisch ge- Deutschen bestehendes Cabinet, die gleichgültig gegen das Schicksal russischen Volks, die Bande der Leibeigenschaft fester zogen anstatt zu lösen —: es war, wie ungern es auch die Strebsamen unter

den Russen unserer Zeit einräumen mögen, der russische Adel in
der sich einer Aufhebung der Leibeigenschaft widersetzte; dessen
zudringliche Unterwürfigkeit sofort aufhörte, ja in gefährliche
überzugehen drohte, sobald dieser Punkt berührt wurde. Unterstützt
die schwachen Befreiungsversuche der Kaiserin dagegen nur von
begünstigten Herren vom Hof, die gewiß sein konnten, daß die
Kaiserin ihnen jeden Schaden ersetzen würde, den ihnen persönlich
Aufhebung der Leibeigenschaft zufügen konnte.

Was den Wunsch der Kaiserin betrifft, ihrer Rolle vor der
auch in dieser Beziehung Genüge zu thun, so trat er sehr deutlich
als sich (1765) durch Gregor Orlow veranlaßt, zu Petersburg eine
der Regierung sehr freigebig unterstützte „freie ökonomische Gesellschaft
gebildet hatte, um den Landbau im Reich zu fördern. Diese Gesellschaft
wurde — anonym — von ihr aufgefordert eine Preisfrage zu
die beste Art betreffend, eine Lösung der Leibeigenschaft herbeizuführen
da diese Mahnung unbeachtet blieb, wiederholte sie die Aufforderung,
sie zugleich einen Preis von 1000 Ducaten hinzufügte. Nun mußte
die Frage gestellt werden und unter den sehr zahlreichen Schriften,
einliefen, erhielt die eines Deutschen, Berte aus Aachen, den Preis,
gemäßigste, das heißt als diejenige, die den Herren der Leibeigenen
wenigsten Opfer auferlegen wollte. Ein entschiedener Widerstand
erhob sich, als die Kaiserin dann diese Schrift in das Russische
und in der Landessprache veröffentlicht haben wollte. Alle russischen
glieder der Gesellschaft blieben der Sitzung fern, in der darüber
gefaßt werden sollte und der Fürst Wäsemsky fühlte sich berufen
Eigenschaft als General-Procuror des Senats — als Wächter des
und der Gesetzlichkeit, in die auch die Leibeigenschaft gehörte — gegen
Veröffentlichung zu protestiren. Dergleichen dürfe nicht unter die
kommen, da das Volk alles Gedruckte für Ukase halte. Auf das
Verlangen der Kaiserin mußte die Schrift dennoch übersetzt und
werden, aber niemand ließ sich ihre Verbreitung angelegen sein
blieb so gut wie unbekannt.

Auf der gesetzgebenden Versammlung zu Moskau, deren bereits
wurde, gingen mehrere Herren vom Adel so weit zu erklären, sie
einen jeden, der von Aufhebung der Leibeigenschaft spreche, auf der
niederstoßen, und später wurden selbst alle Versuche hintertrieben das
der Landbevölkerung wenigstens in ein und anderer Beziehung zu
tern. Selbst der Vorschlag, den Leibeigenen in Beziehung auf ihre
heirathung freie Hand und Wahl zu lassen, fanden keinen Anklang.
Grund- und Leibherren gestatteten keine Verheirathung aus ihrem
hinaus, zwangen dagegen nicht selten ihre Leibeigenen zu frühen Heirathen
unter einander, um die Zahl der zins- und frohnpflichtigen Haushaltungen
zu vermehren. Dabei blieb es nach wie vor. Ebenso wurde der

Digitized by Google

nkt, den Leibeigenen das Recht des Freikaufs zu sichern. Dieses konnte nur dann eine fruchtbare Realität gewinnen, wenn eine nte Summe gesetzlich festgesetzt war, um die der Leibherr dem Leib- die persönliche Freiheit gewähren mußte; wenn nicht, wie die rung des Freikaufs selbst, so auch der Preis dem willkürlichen Er- des Leibherrn überlassen blieb. Aber die Behörden stritten über reis, der angemessen zu achten sei, ohne je zu einem Schluß zu n und zuletzt wurde die Kaiserin unter Potemkins Einfluß dahin t, daß sie nicht nur alle Versuche der Art fallen ließ, sondern die nschaft sogar in demjenigen Theil ihres Reichs einführte, in dem dahin unbekannt geblieben war —: in der Ukraine, dem freien der Kosacken!

scheiterten nun aber auch Katherinas derartige Bestrebungen an dem tand, den sie erfuhren, so geschah doch in Beziehung auf öffentliche n, Vervollständigung des Wasserstraßen-Netzes und Vermehrung der thätigkeits-Anstalten manches Lobenswerthe und es machte sich im meinen — da die Kaiserin ihre Leute zu wählen wußte — doch eine was bessere Polizei und Verwaltung geltend. Die Maßregeln, die Lande Mißfallen erregten, wie die Erhöhung der Steuern, die Kathe- versuchte, um den zerrütteten Finanzen des Reichs aufzuhelfen, wurden zurückgenommen und immerdar und überall machte Katherina die n Anstrengungen, um durch persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen Volks zu gewinnen.

Vergebens! die allgemeine Unzufriedenheit blieb stets dieselbe und die n stets in demselben Grade unbeliebt! — Die Gefahren, die ihr konnten, mußten selbst in ihrem Cabinet zur Sprache gebracht und r gegen vorgeschlagene Regierungsmaßregeln geltend gemacht werden. So machte der Gubernator von Nowgorod (Johann Jakob von s, später Graf) den Vorschlag, da in seiner Provinz elf Regimenter t, in den Städten Casernen zu bauen, denn die Einquartierung sei n Landmann ein schwerer Druck. Das war sie in der That. Was ussischen Soldaten an Sold und Nahrungsmitteln gegeben wurde, hr spärlich bemessen, in den Casernen lebten sie daher sehr schlecht. sie auf dem Lande einquartiert — dann brauchten sie das Wenige einmal vollständig zu bekommen und lebten verhältnißmäßig gut, ie ließen sich dann von den Bauern ernähren, bei denen sie wohnten ie Obersten machten große Ersparnisse zu eigenem Vortheil. So dann der Verwalter einer Provinz Gründe genug im Interesse des s die Casernirung der Truppen zu wünschen. — Aber der General Zachar Tschernyschew — aus dem siebenjährigen Kriege bekannt — e die Kaiserin darauf aufmerksam, „daß Casernen der Boden sind, dem Revolutionen gedeihen“ — und Sievers' Vorschläge wurden ehnt.

Digitized by Google

Am besten aber konnte Katherina sich von neuem über ihr Verh
zum Lande und zum russischen Volk belehren, als sie im Spätjahr
und bis in den Januar des folgenden Jahres in Moskau weilte.
dort hausenden Großen zwar versäumten nicht ihre Ergebenheit i
herkömmlichen Formen darzuthun, das Volk aber verhehlte seine Abne
nicht, blieb stumm wo sie erschien und umringte dagegen auch die
wie früher, ihren Sohn, den vierzehnjährigen Großfürsten Paul
witsch, in dem es den Urenkel Peters des Großen und seinen echten
erkannte, überall mit lautem Zuruf und Jubel. Ein junger Of
Namens Tschoglokow, der durch seine Mutter von einem Bruder
Kaiserin Katherina I. (einem zum Grafen Hendrikow ernannten lett
Bauern) abstammte und mit einem der im J. 1762 verurtheilten G
offiziere (Roßlawlewl) verschwägert war, plante einen Anschlag auf
Leben der Kaiserin. Er wurde nach Sibirien verbannt. Ob sonst je
und zwar jemand von Bedeutung, dabei betheiligt war, ist unbe
geblieben, da Katherina auch diesmal wieder jede tiefer gehende Un
suchung vermied. Sie war aber in dem Grade verstimmt durch
peinlichen Erfahrungen, daß sie den Behörden, namentlich dem Guber
von Nowgorod befahl, sich um den Großfürsten Paul auf dessen Rück
nach Petersburg nicht zu kümmern, ihm nicht entgegen zu reisen, wor
der Gubernator natürlich zu entnehmen hatte, daß er den jungen Pr
zen überhaupt nicht feierlich empfangen dürfe, daß Alles so geräusch
wie möglich verlaufen müsse. — Erregte der Knabe doch ohnehin die a
gemeine Aufmerksamkeit schon mehr als nöthig!

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Angelegenheiten Polens; — das Haus Czartoryski und seine Pläne; — Stanis-August Poniatowski zum König von Polen erwählt; — Rußlands Einmischung ...ten der polnischen Dissidenten; — vergeblich versuchte Verfassungs-Reformen Polen: — die Conföderation zu Radom und ihr Sieg; — die Conföderation zu Bar und ihre Zwecke.

... dieser Conföderation gegen Poniatowski und Rußland; — Neutralität der pol-nischen Kron-Armee; — Türkenkrieg; — die Pest in Moskau.

...nahme der Zips von Seiten Oesterreichs; — Preußens und Oesterreichs angebotene ...vermittelung; — Theilung Polens; — der Friede zu Kutschuk-Kainardschi.

... Organisation der Provinzial-Regierungen im Innern Rußlands; — die angebliche Verschwörung der Großfürstin Natalie.

Katherinas Regierungs-Programm — um einen Ausdruck zu brauchen, ... uns Neueren geläufig geworden ist — war, während dieser ersten ...iode, unter Panins Einfluß, ein friedliches. Panin war der Meinung, ... Rußland eine arge Thorheit begangen habe sich in den siebenjährigen ... zu verwickeln, um Schlesien mit russischem Blut für Oesterreich zu ...ern; Rußland müsse nie Bündnisse schließen, die es als bloße Hülfs-... in Kriege verwickeln könnten; es könne, arm und wenig bevölkert, ...ders die Opfer an Menschenleben, die der Krieg fordert, nicht wohl ...tragen, und dürfe daher, ohnehin unermeßlich weit, nicht Kriege führen, ... Eroberungen zu machen, sondern nur wenn die Vertheidigung seiner ...mittelbaren Interessen sie nothwendig machten. Das war Panins ...stem. Sein Gegner, Gregor Orlow, hatte nur Leidenschaften — und ... anderen auch die, nach Laune und Willkür despotisch zu gebieten — ... politisches System aber hatte er nicht; dazu reichten weder seine Fähig-...ten noch seine Kenntnisse.

Die polnischen Wirren aber führten aus diesem Programm hinaus, ...dem sie erst einen in dem Augenblick sehr unerwünschten Türkenkrieg ... dann die Theilung Polens herbeiführten.

Katherina sah sich schon früh — unmittelbar nach dem Antritt ihrer ...gierung — veranlaßt hier einzuschreiten, und zwar in einer Weise, die ...rathen ließ was sie beabsichtigte, indem sie kund gab was sie nicht ...llte.

König August III. von Polen-Sachsen hatte, mit Zustimmung des

Digitized by Google

kurländischen Adels, einen seiner jüngeren Söhne, den Prinzen Kar Sachsen, zum Herzog von Kurland gemacht —: jetzt mußte Biron wieder am russischen Hof erscheinen durfte, auf Katherinas Geheiß, mittelbar nach dem Sturz Peters III. — schon am 20. Juli 176 seinen geliebten Unterthanen in Kurland schriftlich bekannt machen, er die Regierung im Herzogthum wieder persönlich übernehmen Vergebens wendete sich der sächsische Hof mit den demüthigsten Vorstell und Bitten nach Petersburg, Prinz Karl mußte weichen, russische Tr führten Biron in sein Herzogthum zurück und sorgten mit großem druck dafür, daß der geliebte Herzog Ernst Johann dort mit lauter F und dem erforderlichen Jubel empfangen wurde. — Der russische Ges Simolin kündigte dem Magistrat von Mitau an, daß die Stadt Mi Execution zu gewärtigen habe, wenn sie etwa ihre Freude über das liche Ereigniß nicht glänzend und geräuschvoll genug an den Tag wollte.*)

In Kurland war damit an die Stelle der im Recht begrün Oberherrlichkeit Polens eine thatsächliche, auf reale Macht gegrü Oberherrlichkeit Rußlands getreten, und es ließ sich darnach vorherse daß Katherina, vorkommenden Falls, einen fremden Fürsten, der immer einen Anspruch auf Selbständigkeit mitbrachte auf den Thron, Polen so wenig dulden werde als in Kurland. Am wenigsten Fürsten des sächsischen Hauses, der durch so vielerlei Beziehungen dar angewiesen war, seine Stütze in Oesterreich und Frankreich zu suchen Polen dem Einfluß dieser Mächte dienstbar zu machen.

Nun starb August III., Kurfürst von Sachsen und König von Po (5. October 1763), und sofort trat in Polen selbst eine zahlreiche Pa hervor, die nicht seinen Nachfolger im Kurfürstenthum, Friedrich Chris überhaupt nicht einen fremden Fürsten, sondern einen „Piasten", ei einheimischen polnischen Edelmann, zum König erwählt wissen wollte. Fürsten Czartorysski, Brüder, Michael, Großkanzler von Litthauen, August, Palatin von „Rußland" — das heißt einer Provinz des mit Po vereinigten Roth-Rußlands, die amtlich diesen etwas zu umfassenden Na führte —: diese beiden Magnaten standen an der Spitze der Partei, solche Pläne zu verwirklichen strebte — oder vielmehr sie bildeten ihrem zahlreichen Anhang, der fast ein Viertheil des kleinen Adels faßt haben soll, diese Partei.

Der Augenblick schien im Allgemeinen der Ausführung günstig wurde es besonders dadurch, daß Christian Friedrich den Vater nur wenige Monate überlebte, und starb, als die Unterhandlungen über d erledigten Thron kaum begonnen hatten (am 17. Dec. 1763), sein Er

---

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 466–480.

Digitized by Google

Kurfürstenthum aber, Friedrich August, zur Zeit ein dreizehnjähriger
.. war.

An sich aber war der beabsichtigte Versuch in vielfacher Beziehung sehr gewagter — selbst abgesehen davon, daß jedes einheimische Haus, sich der polnischen Krone bemächtigte, gewärtig sein mußte alle anderen .n Häuser des Landes zu Feinden zu haben und zu seinem Untergang .weren zu sehen. Denn der Kurfürst von Sachsen brachte doch eine .macht, auch eine militärische mit, die immerhin für Polen und seine .essen eintreten konnte, wenn es die hadernden Parteien im Innern .s Reichs zuließen —: auf sich selbst angewiesen dagegen, war Polen noch entschiedener als je zuvor wehrlos. Doch der Unverstand und .el der Polen im Allgemeinen sah darüber hinweg, die Czartoryskis . die sich selbst als die künftigen Könige Polens dachten, versprachen im Stillen dem Uebel abzuhelfen. Sie wollten die Verfassung der .ublik ändern und die Macht der Krone wenigstens in so weit steigern .thig war, um Polen einigermaßen wehrhaft und dessen Selbständig- .öglich zu machen.

Sie durften allerdings auf die Krone Anspruch machen, denn waren .uch nicht Piasten im eigentlichsten Sinn des Worts, nicht Nachkommen .alten, einheimischen Könige von Polen, denen diese Benennung ge- .hrte, so waren sie doch gleichen Ursprungs mit den Jagelonen, gleich .. lithauische Fürsten aus dem Geschlecht Gedymins —: ein Vorzug, .ie indessen freilich in Polen mit den Fürsten Sanguszko theilten — und Rußland mit den Galitzyns, Kurakins, Chowanskys und Trubetzkoys. Sollten sie aber — wie wir doch annehmen müssen — so durch- .ende Reformen beabsichtigt haben, daß daraus ein wirklich und wesent- .besserer Zustand ihres Vaterlandes hervorgehen konnte, dann müßten .es eine seltsame Verblendung nennen, daß sie glaubten, nicht nur die .hl eines der Ihrigen, sondern auch diese weiter gehenden Pläne mit .lands Hülfe durchführen zu können. Auf den Beistand dieses Nachbar- .s waren sie dabei unbedingt angewiesen, denn sie bedurften dazu einer .genden realen Macht, und wenn sie auch einer sehr zahlreichen Partei Polen geboten, so war doch selbst die zahlreichste Partei in Polen eben .t eine wirkliche Macht, an deren Spitze man etwa ernste Schwierig- .en bekämpfen konnte. Die Czartoryskis hofften Rußlands Macht zu .rem Werkzeug und ihren Plänen dienstbar zu machen, und das — wäh- .nd sie selbst in russischem Solde standen! während sie ihren fürstlichen .ufwand zum Theil mit den reichen Jahrgeldern bestritten, die ihnen .atherina gewährte! — Offenbar hatten die Herren ein großes Vertrauen . der eigenen Verschlagenheit und List!

Sie sollten bald erfahren, mit wem sie es zu thun hatten und in .elchem Grade sie abhängig seien. Katherina hätte sich der Leitung der .olnischen Königswahl womöglich bemächtigen müssen, auch wenn sie nicht

von den Czartoryskis dazu aufgefordert war; das war eine Nothw
keit. Denn Polen und die Königswahl sich selbst überlassen, das
wie die Dinge einmal lagen, wie Ssolowiew sehr richtig bemerkt, si
Einfluß irgend einer Macht überlassen, die ein Interesse dabei hatte,
ihrer Clienten auf den Thron der Piasten zu erheben. Im gegenwä
Fall hätten dann Oesterreich und Frankreich, zu Rußlands und na
lich auch zu Preußens Schaden über die polnische Krone verfügt. A
dem aber war Katherina auch von den Czartoryskis ausdrücklich
dringend aufgefordert, sich einzumischen, und sie gewährte ihnen nat
sehr gern ihren Beistand, insofern es sich um die Wahl eines ein
schen Königs handelte. Sie sah in einer solchen Wahl ein Mittel
gebietende Stellung, die Rußland während des siebenjährigen Krieg
Polen eingenommen hatte, für immer zu wahren, jeden Einfluß an
Mächte auszuschließen, mit einem Wort Polen, wenn auch mittelbar,
sicher zu beherrschen.

Die Kaiserin eröffnete ihren Anhängern in Polen, den eng ver
denen Familien Czartoryski und Poniatowski, bei Zeiten, daß sie
aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben gedenke. Damit war
ehemalige Günstling Katherinas, der „Stolnik“ (Truchseß) Stanis
August Poniatowski in der That schon als der künftige König bezeic
Den geheimen Wünschen der Czartoryskis konnte eine solche Wahl
eigentlich entsprechen, wenn auch Poniatowski ihr Neffe war, und de
von Vaters Seite dem unbedeutenden und armen polnischen Adel an
hörte, der im Dienst der Magnaten sein Fortkommen suchte, nur als
Sohn einer Fürstin Czartoryska zu irgend welcher Bedeutung in der
kommen konnte. Auch wollten sie nicht ohne Weiteres verstehen
machten noch einen schüchternen Versuch, der Sache vielleicht eine and
Wendung zu geben. Sie schlugen nicht ihrerseits Poniatowski vor,
die Kaiserin ohne Zweifel wünschte, wahrscheinlich auch erwartete, sond
sie kamen unter sich überein Katherina zu bitten, sie möge erklären,
von ihnen sie den Vorzug gebe. Es konnte von Stanislaus Aug
Poniatowski oder auch von Adam Casimir Czartoryski, dem Sohn
Fürsten August, die Rede sein. Katherina entschied natürlich für den,
am wenigsten Bedeutung hatte, nämlich für Poniatowski, und abhän
wie sie waren, mußten sich die Czartoryskis fügen.*) Sie fügten sich,
Leute von Welt, in den elegantesten Formen, ob sie aber damit auch wi
lich und für immer der Hoffnung entsagten, schließlich doch ihr eiges
Haus auf den Thron zu erheben, das ist gar sehr die Frage. Ja es
im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß sie nur den geraden Weg zum
aufgaben, und nun darauf bedacht waren, auf Umwegen dahin zu gelange
daß ihnen ihr unvermählter und kinderloser Neffe nur einstweilen

*) Raumers Beiträge III. 353.

Digitized by Google

...vertreter gelten sollte, den sie unbedingt zu leiten und dereinst zu ... hoffien. Wie hätten sie sich wohl bemüht, die Macht der Krone ...gern, wenn sie nicht die Hoffnung gehegt hätten, diese Macht dereinst ... üben; wie hätten sie dann nicht erwogen, wie unbequem ihnen ...steigerte Macht werden konnte, sobald ein anderes Haus, als ihr ... oder vollends einer ihrer Familienfeinde, ein Radziwil, Potocki ...nicki die Krone trug! — Unter solchen Voraussetzungen hätten ... eher, in polnischer Magnaten-Weise, dafür Sorge getragen, daß ...che Selbständigkeit ihres Hauses unter allen Bedingungen un... und die Krone ohnmächtig blieb. — Auch ist das Streben des Czartoryski nach der Krone ihres Heimatlandes im Lauf des Jahr... das seitdem verflossen ist, bei aller Zerfahrenheit, allem Mangel ...richtigkeit, aller Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken und ...ten, die nun einmal im polnischen Wesen liegen, doch immer ... wieder zum Vorschein gekommen bis auf den heutigen Tag — ... auch noch keineswegs aufgegeben ist.

...Wahl eines sogenannten Piasten, namentlich Poniatowskis, hatte ... Preußens Zustimmung. Friedrich der Große sah sich nämlich ...bertsburger Frieden an der Spitze seines erschöpften Staats ... vereinzelt in Europa, da England unter seinem beschränkten ...nigen König Georg III. und einem Tory-Ministerium ihn ...rend des siebenjährigen Krieges in nicht gerade redlicher und ... Weise verlassen und preisgegeben hatte, Oesterreich und Frank... eng verbündet, ihm fortwährend feindlich gesinnt gegenüber... Er bedurfte aber des Friedens, und um dessen gewiß zu sein, ...ndnisses, das ihn sicher stellte. Er suchte daher das einzige Bünd... in der damaligen Lage von Europa für ihn möglich war: das ... mit Rußland. Ueber Polen konnte er sich um so leichter mit ...rin Katherina verständigen, da auch ihm daran gelegen sein mußte, ...Krone dieses Reichs nicht bei dem Hause Sachsen und damit unter ...fluß der ihm feindlich gesinnten Mächte, Oesterreich und Frank...reich.

...ch in einer anderen Beziehung konnte König Friedrich bis zu einem ... Punkt Hand in Hand mit Rußland gehen; nämlich in Beziehung ... Forderungen, die zu Gunsten der allerdings schmählich unter... und geknechteten „Dissidenten" in Polen an den polnischen Reichs...bracht werden sollten. Es waren selbst der Protestanten nicht ... in Westpreußen, die Griechisch-Rechtgläubigen aber waren vollends ... von Russen bewohnten Landestheilen Polens trotz der Union und ... aller Verfolgungen seit Jahrhunderten noch immer sehr zahlreich. ...n von Seiten der Polen auch heute noch gelegentlich geltend gemacht ..., daß kaum noch irgend eine adelige Familie von einiger Bedeutung ... diesen Landen zur griechischen Kirche gehört habe, und daraus entweder

gefolgert werden will, daß es ein Unrecht war, sich ihrer anzune
oder daß die Sorge um sie nur ein leerer Vorwand gewesen sein
so beweist das doch nur, wie sehr die Herren gewöhnt sind, die u
Stände, das Volk, gering zu achten.

Es war übrigens nichts Unerhörtes, nichts Neues, daß benac
Mächte sich unter einander verabredeten, die Dissidenten in Pole
ihren Rechten zu schützen. Sie hatten zum Theil sogar ein gewisses
dazu; denn die eine und die andere Macht hatte mit Polen Verträge gesch
in denen freie Religionsübung der Dissidenten nicht nur, sondern
Wahrung ihrer Rechte überhaupt ausbedungen war, und diese Ve
waren von Seiten Polens, wie sich unter dem Einfluß der Jesuiten
selbst verstand, nicht gehalten worden. So hatte der Zar Alexey Mic
witsch im Jahr 1653 von Polen gefordert, daß die Bekenner des g
schen Glaubens in ihren Rechten und Freiheiten belassen werden soll
und im Frieden von Oliva (1660) war für Polnisch-(West-)Preu
freie Uebung der evangelischen Religion ausbedungen. Alle seitdem i
Jahren 1718, 1729 und 1730 zwischen Preußen und Rußland geschlo
Verträge enthielten denn auch Artikel, durch welche beide Staaten sic
pflichteten, die Dissidenten in Polen zu schützen, ohne daß dadurch
blutigen Greuel verhindert worden wären, welche die Jesuiten 172
den Protestanten in Thorn verübten. — Derselbe Artikel war dann
wieder in den Vertrag aufgenommen worden, den Friedrich II. (S.
1762) mit Peter III. geschlossen, Katherina aber nicht ratificirt hatte.

Doch hatte die Kaiserin, auch ohne durch ein Bündniß dazu
pflichtet zu sein, nicht gesäumt, sich wenigstens der griechisch-rechtgläub
Dissidenten in Polen mit großem Nachdruck anzunehmen. Schon vor
Tode König Augusts, im Juli 1763, hatte sie in Folge einer an sie
richteten Klageschrift des griechischen Bischofs von Mohilew, ihren
sandten in Warschau belehrt, daß sie diese Dissidenten unter seinen S
stelle. Fast unmittelbar nach der Erledigung des polnischen Throns,
im März 1764, waren dann Abgeordnete der unterdrückten griech
Glaubensgenossen in Polen zu Petersburg vor Katherinas Thron ers
mit einer Bittschrift, in der sie dringend um Schutz baten, und
russische Gesandte, Kayserlingk, wurde noch in demselben Monat von
angewiesen, sich ihrer entschieden anzunehmen.

Wenig später (11. April 1764) schloß dann Katherina ihr Bünd
mit Preußen, und dieses enthielt abermals wieder den früheren Art
und zwar in einer verstärkten Fassung, wie sie durch die veränderte
bedingt war. In den früheren Verträgen verpflichteten sich, die pacir
den Staaten nur die Dissidenten bei den Rechten zu erhalten, die sie
Zeit noch hatten —: das wäre im Jahr 1764 ein Wort ohne allen
jeden Sinn gewesen. Man kam also nunmehr dahin überein: „st
und freundschaftliche Vorstellungen zu machen, damit die Dissidenten

Digitized by Google

früheren bürgerlichen wie kirchlichen Rechte wieder eingesetzt würden." ch wurde vorsichtig hinzugefügt, wenn das nicht zu erreichen sei, wolle n sich vorläufig begnügen, zu bewirken, daß die Dissidenten wenigstens m die bisherigen „Ungerechtigkeiten und Bedrückungen" geschützt würden.

In anderen Beziehungen von hoher Wichtigkeit aber trafen die Inssen Preußens und Rußlands in dem Augenblick, nicht in derselben ie zusammen. Das eigentliche Preußen, das Deutsch-Ordens-Land, e wie früher unter seinen einheimischen heidnischen Fürsten lettischen mmes, so auch später seit der Entstehung des deutschen Ritterstaats Ostsee-Strande, immerdar in Feindschaft mit Polen gelebt, und sich ich nur mit Mühe, zur Hälfte, polnischer Unterjochung erwehrt. Es im Interesse Preußens, daß Polen seine einmal verscherzte Ueberht nicht wieder gewann, ja überhaupt nicht erstarkte. Noch neuerdings während des letzten Kriegs — hatte König Friedrich erfahren, welchen rth es für den protestantischen preußischen Staat habe, daß ein unter m Einfluß nicht nur ihm feindlich gesinnter weltlicher Mächte, sondern ch eines päpstlichen Nuntius und der Jesuiten stehendes Polen ohnmächtig war und blieb. Denn daß die Heeresmacht Polens, wenn es eine solche gab, gegen ihn im Felde gestanden hätte, ist kaum zu bezweifeln. Durch die aberwitzige Verfassung des Reichs war die Ohnmacht Polens bedingt, und deshalb mußte dem König von Preußen daran gelegen sein, daß diese Verfassung nicht geändert wurde.

Rußland, an dem Polen in den Tagen seiner Macht schweres Unrecht begangen hatte, war bis dahin in demselben Fall gewesen und hatte gleiche Interesse gehabt. Auch war in allen Verträgen zwischen Rußland und Preußen immer von neuem festgesetzt worden, daß die polnische Verfassung unverändert aufrecht erhalten werden solle. Welchen Werth namentlich Rußland darauf legte, geht aus dem Umstand hervor, daß ser Artikel nicht nur in allen seinen Verträgen mit Preußen wiederkehrte, sondern auch in dem 1720 mit der Pforte geschlossenen seine Stelle gefunden hatte. Jetzt aber änderten sich mit der Lage auch die Interessen Rußlands.

War es für Preußen von Wichtigkeit gewesen, daß Polen ohnmächtig blieb, so lange es mit Kursachsen verbunden war — um wie viel mehr jetzt, wo es ein Vasallenstaat Rußlands werden sollte. Anders sah man natürlich die Dinge in Rußland an. Sollte der Vasall dem neuen Oberherrn etwas nützen, so mußte man ihn zwar nicht so weit erstarken lassen, daß er Ansprüche auf Selbständigkeit erheben könne, aber doch in so weit, daß er zu irgend etwas brauchbar wurde. — In diesem Sinn äußerte sich Baron Saldern, der russische Gesandte in Berlin und Panins Vertrauter, gegen Friedrich II. (1766). — Nach seiner Meinung müsse man dem König von Polen einige Macht verschaffen, damit er die wenigen Truppen der Republik auf einen guten Fuß bringen und ein nützlicher

Verbündeter werden könne. Und in derselben Weise ließ sich Panin noch einige Jahre später (1769) gegen den preußischen Gesandten in burg vernehmen.*)

Vorläufig wurde zwar der frühere Artikel (1764), die polnisch fassung betreffend, auch wieder in den neuen Vertrag der beiden aufgenommen, aber von Seiten Rußlands wohl mit dem stillen Ver ihn nicht buchstäblich zu verstehen.

Die russische Partei, unter der Führung der Czartoryskis, wuß sie wollte und hatte ihren bestimmten Throncandidaten — die sä dagegen hatte mit dem unerwarteten Tode des Kurfürsten Christian Fr eigentlich alle Haltung verloren und wußte sich nur den Absicht Czartoryskis zu widersetzen, ohne sagen zu können was sie denn eig selber wolle. Christian Friedrichs Erbe im Kurfürstenthum war ei zehnjähriger Knabe, und der Plan, einen Bruder Christian Fri den sächsischen Prinzen Xaver, zum König zu wählen, fand an de Partei befreundeten Hof wenig Anklang. Es ging unter anderem die Sage, der Kron-Großfeldherr Branicki nehme, trotz seines hohen die Krone für sich selbst in Anspruch, doch ist kein entschiedener Be in diesem Sinn gefaßt worden. Die Rathlosigkeit der Partei kennz sich auch dadurch, daß einer ihrer Führer, Namens Mokranowski polnischer Edelmann, der früher in französischen Diensten gestanden und den Rulhière in seinen für Geschichte ausgegebenen Stylübu versucht hat in so seltsamer Weise zu einem Romanhelden zuzust aber in Wahrheit nichts weiter war als ein besoldeter Anhänger der f zösischen Regierung und, was sich damit sehr wohl vereinigen ließ, der zahlreichen Clienten Branicki's**) —: daß dieser Mokranowski Berlin eilte, um die Krone Polens dem Bruder Friedrichs des Gr anzubieten!

Ein abenteuerlicher Gedanke; ein protestantischer König in d Wespennest der Jesuiten! — Für Preußen lag in dem Vorschlag die muthung, sich für Polen zu verbluten; er wurde sehr entschieden a gewiesen.

Andererseits forderte Katherina den König von Preußen auf, d Durchzug sächsischer Truppen nach Polen zuzulassen. Denn die Re Polen hatte zwar auf früheren Reichstagen die allerfurchtbarsten Ge gegen einen jeden erlassen, der es wagen würde fremde Truppen in Land zu rufen, um Einfluß auf die Königswahl zu üben; das hint aber keine Partei den Beistand herbeizurufen, der ihr den Sieg versch sollte; und daß ganz Polen zusammen nicht im Stande war ein P

---

*) Max Duncker, die Besitz-Ergreifung von Westpreußen, S. 21, 34.
**) Herrmann VI. 471.

Digitized by Google

ische Bataillone abzuwehren, auch wenn sie ganz ungerufen kamen, verstand sich von selbst.

In Ermangelung solcher fremden Bataillone verwendete der Kronherr Branicki die wenigen Tausende Krontruppen, die es in Polen [illegible] vorläufig auf den einzelnen District-Landtagen erwünschte Wahlen Landboten zum Reichstag und überhaupt den Willen seiner Anhänger zusetzen. In wie trauriger Verfassung diese Truppen auch sein ten, dazu waren sie zu brauchen. Darauf erbaten sich die Czartoryskis Beistand russischer Waffen, der bereitwillig gewährt wurde; vor einigen nd Mann russischer Truppen mußten die Häupter der sächsischen [illegible], Branicki und der Fürst Karl Radziwil flüchtig das Land verlassen, daß es zu Thätlichkeiten gekommen wäre und die Nähe dieser wenigen pen und anderthalb Millionen Rubel, die unter die Wähler vertheilt en, genügten die Wahl Stanislaus August Poniatowskis sicher zu n. Sie erfolgte einstimmig und ruhig (7. Sept. 1764).

Oesterreich, das diese Wahl nicht gern sah, fühlte sich doch bei der [illegible]ung seiner Finanzen nicht veranlaßt, es darüber zu einem Bruch [illegible] zu lassen und hatte sich darauf beschränkt, indem es die sächsische [illegible]datur in Petersburg vergebens empfahl, zu verlangen, daß Rußland [illegible] Truppen aus Polen zurückziehe, um dadurch den Mächten Oesterreich, [illegible], Schweden und der Pforte wie den Polen selbst den Beweis [illegible]fern, daß es eine Theilung Polens nicht beabsichtige.*) [illegible] das hatte Oesterreich nicht mit dem Nachdruck verlangt, der auf Entscheidung drängt, sehr merkwürdig aber ist die genommene Wen[illegible] durch die — zu einer Zeit, wo noch gar keine Verabredung getroffen, kein Bündniß irgend einer Art zwischen Rußland und Preußen ge[illegible]en war, nämlich im Januar und Februar 1764 — der Argwohn [illegible]sprochen wurde, daß es wohl auf eine Theilung Polens abgesehen könnte. Das geschah fünf Jahre ehe einer möglichen Theilung zwischen [illegible]ßen und Rußland auch nur als eines chimärischen Planes gedacht sieben Jahre ehe sie ernstlich erwogen wurde. Daß es nur von den [illegible]barstaaten abhing Polen unter sich zu theilen, war in dem Grade [illegible]scheinlich, daß so ziemlich ein jeder Beobachter zu dem Schluß kam [illegible]erde auch wirklich geschehen. So sah sich ein englischer Agent sogar [illegible] etwas früher veranlaßt, von Warschau aus seiner Regierung zu [illegible]en: „man glaubt hier, daß zwischen der Kaiserin von Rußland und Könige von Preußen ein Verständniß bestehe, den größeren Theil der [illegible]ischen Landschaften unter sich zu theilen.“**)

In Wien wurde dieser Argwohn nicht wieder aufgegeben, und was [illegible] Maria Theresia geschrieben, was auch der Fürst Kaunitz zu Diesem

*) Max Duncker a. a. O. 10.
**) Raumers Beiträge III. 317.

Digitized by Google

und Jenem darüber gesagt haben mag —: was geschehen ist schei beweisen, daß die österreichische Regierung, der Kaiser Joseph und Ka sich bei Zeiten darauf gefaßt machten dafür zu sorgen, daß Oester — wenn die Theilung nicht zu hintertreiben war — dabei nicht ausgehe.

Zu seinem eigenen und der Czartoryski Schrecken wurde der König Poniatowski wenige Wochen nach seiner Wahl von der Kai bedeutet, daß er sich auf seinem Krönungs-Reichstag aller Reformen, Veränderungen der bestehenden Verfassung zu enthalten habe, dag dahin wirken müsse, daß den Dissidenten wenigstens ein Theil ihrer heren Rechte zurückgegeben werde. Rußland verbot das Gewünschte befahl das Unmögliche; aber Stanislaus August mußte sich fügen hätte sich gefügt, selbst wenn keine russischen Truppen, denen Polen n entgegenzusetzen hatte, in drohender Nähe weilten, schon weil er den lichen Flitterstaat, in dem er sich ungemein gefiel, nicht entbehren und ihn doch nicht bestreiten konnte ohne die Geldhülfe, die ihm Kathe von Zeit zu Zeit gewährte. Als aber der Primas, Erzbischof von Gn Lubenski — die Sache der Dissidenten auf dem Reichstag zur Sp bringen wollte, erhob die ganze Versammlung ein wüthendes Geschrei, jede Möglichkeit eines Antrags oder selbst des Anfangs einer Berath ausschloß und fast hätten die eifernden Landboten den Primas in Ge wart des Königs erschlagen (April 1765). Es durfte nicht weiter die davon sein.

Der König suchte fortwährend die Kaiserin für seine und der Cz toryski Reformpläne zu gewinnen. Er wollte das liberum veto — wie er es nannte das liberum rumpo — die Bedingung der E stimmigkeit zu allen Beschlüssen beseitigt wissen; Mehrheitsbeschlüsse Reichstage sollten fortan maßgebend sein. Poniatowski ließ nicht ab Kaiserin zu versichern, das sei das einzige Mittel auch zur Erfüllung i Wünsche zu Gunsten der Dissidenten zu gelangen. — Das war nat ein unwahres Vorgeben, denn augenscheinlich war unter dem von Jes erzogenen polnischen Adel so wenig auf eine Stimmenmehrheit als Einstimmigkeit zu Gunsten der „Akatholiken" zu rechnen.

Wenn Katherina das auch nicht selbst durchschaut hätte, ließen doch die Berichte ihres neu ernannten Botschafters in Warschau, Fürsten Repnin darüber nicht in Zweifel. Sie wußte aus dessen Bericht daß in Polen in dieser Beziehung nur durch die unumwundenste Gew etwas zu erlangen sei. — Aber sie wußte auch, daß sie, die nichts weni als beliebte Fremde, die über Rußland herrschte, dem russischen V gegenüber ebensowenig in ihrem Eifer für die griechisch-russische Kir nachlassen durfte, als sie in der Rolle, die sie dem westlichen Euro gegenüber spielte, den Eifer für die Encyklopädie und die Ideen der fra zösischen Philosophen verleugnen konnte. Auch sollten die Dissidenten ei

Digitized by Google

Mittel werden, vermöge deren sie Polen zu beherrschen dachte. Aus n diesen Gründen ging sie auch in ihren Forderungen zu Gunsten lben viel weiter als Preußen und verlangte für die Dissidenten nicht gesicherte religiöse Freiheit und Gleichstellung mit den Katholiken im rlichen Recht, sondern auch Gleichstellung im politischen Recht. Die isch-nicht-unirten Bischöfe Polens sollten Sitz und Stimme im erhalten gleich den römisch-katholischen.

Auf dem außerordentlichen Reichstag, der sich Anfang October 1766 Warschau versammelte, mußte demnach die Sache der Dissidenten von m vorgebracht werden und außerdem brachte der König den Antrag Verhandlung, daß fortan einfache Stimmenmehrheit des Reichstags llen Fragen entscheiden solle, welche die Finanzen und das Heer be- — So wie (11. Nov. 1766) von den Dissidenten die Rede war, n zwei fanatische Bischöfe, Kajetan Soltyk von Krakau und Zaluski Kiew, den Antrag, daß den Dissidenten ihre früheren Rechte nicht der eingeräumt werden könnten, da sie es gewagt hätten den Schutz wärtiger Mächte anzurufen; wer das in Zukunft thue, solle für einen terlands-Verräther erklärt werden, und tumultuarisch stimmte ihnen der sammte Reichstag lärmend bei. In einer späteren, weniger formlosen ammlung (24. Nov.) wurde dann der Beschluß, daß die bestehenden Ge- gegen die Dissidenten in Kraft zu erhalten seien, gefaßt, ohne daß eine einzige Stimme dagegen erhoben hätte. Auch der Antrag, die dingung der Einstimmigkeit in Beziehung auf die Steuern und die rkraft des Landes aufzuheben, wurde mit der gleichen Entschiedenheit worfen.

Polens gänzlicher Untergang drohte in nächster Nähe, jeder Staats-, jeder unbefangene Beobachter sah es; in dieser Lage, am Rande Abgrundes, lehnte der polnische Adel in Masse leidenschaftlich Alles ab, Polen wehrhaft machen konnte, und forderte zugleich das übermächtige sland in beleidigendster Weise zum Kampf auf Tod und Leben heraus, m er den Dissidenten jede Gerechtigkeit verweigerte!

Der Fürst Repnin hatte sich andererseits nicht darauf beschränkt, wie preußische Gesandte, Verwahrung gegen die Aufhebung des liberum einzulegen, er sorgte vielmehr auch seinerseits auf das Thätigste , daß sie im Reichstag verworfen wurde —: in dieser Beziehung achte er etwas, zu Gunsten der Dissidenten nichts! — Die Fürsten toryski erwiesen sich dienstbeflissen und leisteten ihm Beistand das erum veto aufrecht zu erhalten, obgleich der Vorschlag zu den beab- tigten Neuerungen von ihnen ausgegangen war. Sie waren einerseits zufrieden mit ihrem Neffen, dem König, der sich ihrer Vormundschaft entziehen suchte, und sahen andererseits ihre reichen russischen Jahr- lder gefährdet.

Trotz ihrer Schmiegsamkeit aber war man in Petersburg nicht zu-

Digitized by Google

frieden mit ihnen. Man schrieb es — nicht eigentlich mit Recht — geheimen Ränken zu, daß die Sache der Dissidenten nicht durchge war, und da sie auf die Frage Panins, ob sie die Vorschläge zu G der Griechen und Protestanten fortan unterstützen wollten, ausw antworteten, wollte man es nun einmal mit den „Malcontenten bisherigen Gegnern Rußlands, versuchen. Deren wurden viele mit L keit durch das Versprechen gewonnen, daß alle Aemter und Starostie ihre Hände kommen sollten; selbst der eifrigste der früheren Feind Fürst Karl Radziwil, wurde durch die Hoffnung, sich an den Czarto rächen zu können, bewogen, in das Land zurückzukehren, sich offe geräuschvoll der russischen Partei anzuschließen und an die Spitze katholischen Conföderation zu stellen, die unter russischem Schutz zu R gebildet wurde, um in Uebereinstimmung mit zwei bereits gebildeten denten-Conföderationen zu handeln. Die Partei der Malcontenten nichts im Sinn als „die Familie" — das heißt die Czartoryskis und König — zu verdrängen und alle Vortheile, die der Besitz der gewährt, für sich selbst auszubeuten, und vergaß darüber alles Ande

Ein neuer Reichstag mußte sich (5. October 1767) zu Warschau sammeln, von russischen Truppen umgeben, die vom König und der föderation, damit die Gesetze gewahrt schienen, vermöge eines förml Beschlusses für Verbündete erklärt wurden, herbeigekommen die freiheit zu vertheidigen; und es war überhaupt dafür gesorgt, daß Dinge diesmal einen anderen Verlauf nahmen als früher. Zwar m die Geistlichkeit die äußersten Anstrengungen, auch jetzt noch alle ständnisse zu hintertreiben, die den „Akatholiken" gemacht werden sol sie ließ es weder an fanatischen Hirtenbriefen, noch an politischen triguen fehlen. — Selbst der päpstliche Nuntius trat jetzt offen und an die Spitze der Opposition; er erschien unmittelbar vor der nung des Reichstags unter dem versammelten Adel, um förmlich feierlich Verwahrung einzulegen gegen die erwarteten Anträge und weglicher Rede zur Vertheidigung des Glaubens aufzufordern, der Untergang bereitet werde.

Belehrend ist dabei, zu sehen worauf die geistlichen Herren ihre nungen gründeten. So schrieb der Bischof Soltyk von Krakau dem Gr Wielhorski, es komme darauf an, die Dinge in der Schwebe zu erhal bis der junge Kurfürst von Sachsen mündig sei — d. h. noch zwei drei Jahre — inzwischen könne der König von Preußen sterben „und verhindert dann die sächsischen Truppen in Polen einzurücken?"*)

Auf fremde Hülfe, die anzurufen er selber für den strafwürdig Landesverrath erklärt hatte, auf die mäßig zahlreichen Truppen Kursachs rechnete Soltyk, nicht allein der „Familie", sondern auch der Heeresm

*) Ssolowiew a. a. O. 58—59.

...ands gegenüber; daß Polen selbst etwas Wesentliches für sich selbst thun ...das hofften auch diese Patrioten nicht; es lag außer aller Möglichkeit. ...den ersten Sitzungen des Reichstags ging es allerdings stürmisch ...Bischöfe überboten sich in fanatischen Reden, in denen sie die ...zu Gunsten der Dissidenten „teuflisch" nannten, und eine Menge ...erklärten sich unter Schluchzen und Thränen bereit für den ...zu sterben. Der Fürst Repnin aber wußte Mittel, den Willen ...Kaiserin durchzusetzen; er ließ die beiden Bischöfe von Krakau und ...sowie zwei besonders laute Senatoren — Rzewuski, Vater und ... — durch russische Truppen aufheben und als Gefangene nach Ruß-...gen. Das genügte; damit war der Römersinn des polnischen ...gebrochen. Unrecht und Gewalt nannte niemand bei Namen; ...dem „Gesuch", die Verhafteten freizulassen und den Mitgliedern ...tags ihre persönliche Freiheit zu verbürgen, erschien eine Dele-...Reichstags bei Repnin. Da sie eine abschlägige Antwort er-...igte sich Alles; die Berathungen kamen in geregelten Gang und ...allergeradester Linie zu dem Ziel, das die Kaiserin Katherina ...hatte. Alle verlangten Rechte wurden den Dissidenten ein-... — Und darauf gestattete dann die Kaiserin — gegen den Wunsch ...Preußens — daß jene Veränderungen der Verfassung, nach ...Familie" und der König so lange gestrebt hatten, wenigstens ...eingeführt wurden. Sie verfügte, daß fortan während der drei ...chen jedes Reichstags nur ökonomische Fragen berathen und ...mmenmehrheit entschieden werden sollten. Die drei weiteren ...chen blieben der Berathung aller übrigen Staatsangelegenheiten ...ten und in Beziehung auf diese sollte jetzt, wie früher, ein Beschluß ...stimmig gefaßt werden können.

...therina fühlte sich als Herrin Polens und um so mehr, da sie ...die vom Reichstag in aller Form anerkannte Garantie der pol-...Verfassung übernehmen konnte, die Aufrechterhaltung dieser Ver-...mithin ihr anvertraut war. Darin lag die Anerkennung einer ...schützender und richtender Oberherrschaft, die sie zu üben habe. ...ubte die polnischen Wirren beendet — doch sollten diese mit ge-...r Wildheit sofort von neuem beginnen.

...Malcontenten — die alte sächsische Partei — Radziwil an ihrer ...waren, trotz alles russischen Geldes, das sie erhalten und sehr ...nommen hatten, nichts weniger als zufrieden. Der König Ponia-...war nicht abgesetzt worden, sie hatten keine Gelegenheit gefunden ...alten Familienfeinden, den Czartoryskis, Rache zu üben, die zum ...ben von der „Familie" geplanten Verfassungs-Reformen, die sie ...russischem Druck hatten annehmen müssen, mißfielen ihnen auf das ...ßerste.

Zwei Tage nach dem Schluß des Reichstags bildete sich zu Bar in

Digitized by Google

Podolien, hauptsächlich auf Betreiben des Bischofs von Kaminiec (Krasi eine Conföderation zu dem ausgesprochenen Zweck, die „Freiheit" P wieder herzustellen. Im Anfang standen ein paar unbedeutende Edell Krasinski — Bruder des Bischofs — und Pulawski, an der Spitze, aber schloß sich Joachim Potocki — ein Schwiegersohn des Kronfeldh Branicki — in Galizien an, der erste der polnischen Magnaten, der es w und es bildeten sich auf mehreren Punkten Adels-Conföderationen in d selben Geist. Sie wurden, durch Vermittelung des Bischofs Krasi von der französischen Regierung mit Geld und bald auch mit militäris Rath unterstützt, und selbst die fromme Kaiserin Maria Theresia ließ durch ihren Eifer für die römisch-katholische Kirche und ihren Beichtv bewegen, die Conföderation zu unterstützen. Auch ihr Sohn, Kaiser seph, und Fürst Kaunitz waren damit einverstanden, dachten sich natürlich ganz andere Dinge dabei.

Und was wollten denn nun diese Patrioten, die das Panier Freiheit Polens erhoben, deren Beginnen aber nur durch das fr Geld, das ihnen aus Frankreich und Oesterreich zufloß, einige Hal gewann? — Sie wollten zunächst die russische Garantie der polnis Verfassung beseitigt und Polen sich selbst zurückgegeben wissen, und klingt so weit ganz gut und löblich —: aber sie wollten das leider n um seiner selbst willen, sondern nur als Mittel zum Zweck; was sie eig lich wollten, war, die polnische Freiheit, das heißt das alte Unwese dem liberum veto in seinem alten Umfang und das Unrecht gegen Dissidenten vollständig wieder herstellen, vor allem aber den König Pon towski vom Thron stoßen und die „Familie" vernichten. Wollte i Rußland dazu verhelfen, so wurden sie russische Partei, das hatten bereits bewiesen; für Polen aber war von ihnen noch weniger etwas H sames zu hoffen als von den Czartoryskis und ihrem König.

Der König und der polnische Senat ersuchten, vermöge in aller E gefaßten Beschlusses (am 7. April 1768), die Kaiserin, ihre bereits Polen stehenden Truppen, als Bürgin von Freiheit, Gesetz und Re Republik, zur Niederwerfung der „Rebellen" zu verwenden, und ihre B wurde erhört. Es entstand auf unzähligen Punkten des Landes ein unseliger, planlos geführter Räuberkrieg, dessen vereinzelten Op tionen von Seiten der Polen nie ein vernünftiger Zweck, nie irgend Absicht über die nächste Plünderung hinaus zum Grunde lag — der gar nichts führen konnte als zur Verwüstung des Landes.

Die Bewegung blieb im Wesentlichen auf den allerdings sehr za reichen Bauern- und Bettleradel Polens beschränkt; nur reicher Sold, mit französischem Gelde gezahlt wurde, und Aussicht auf reiche Be führte den Bandenführern auch Verstärkungen aus dem Pöbel der Stä zu; aber dieser Anhang erwies sich sehr unzuverlässig und wechselte na Gelegenheit Partei und Fahne, indem er bald für, bald gegen ein u

Digitized by Google

e Conföderation, wenn nicht kämpfte, doch mordete und plünderte. Masse des Landvolks nahm gar nicht oder nur gezwungen, nur wo eigene Hütte und das eigene Leben galt, Antheil an dem Kampf. en Sinn hätten die Worte Vaterland und Freiheit für solche ab- h zu dem äußersten Grad geistiger Stumpfheit hinabgedrückte und me Knechte haben können, wie die Bauern in Polen waren? Die pfheit war von der Art, daß, wie russische Berichte ehrlich genug r gestehen, in den von Russen bewohnten, von den Polen unter- Landestheilen, Wolynien und Podolien, eben so wenig ein russischer erwachte als ein polnischer. Wo sich in diesen Gegenden unter dem ll russischer Nationalität eine Bewegung zeigte, war sie ohne größere eite, lediglich gegen ihre unmittelbaren Peiniger, gegen den eigenen hen Grund- und Leibherrn gerichtet.

Unter diesen Umständen vermochten natürlich die Conföderirten nicht ssen auch nur aus Einer Provinz zu vertreiben. Sie unterlagen in jedem wirklichen Kampf. Eben so wenig vermochten die Russen, volle 12,000 Mann und darunter kaum 8000 Mann Linien- in Polen hatten, der Conföderationen überall im weiten, öden Herr zu werden; die polnische Kron-Armee aber nahm keinen An- an dem Kampf.

Es war gewiß ein eigenthümliches Schauspiel und in keinem anderen der Welt möglich, daß dieselbe Regierung, welche Rußland aufge- hatte angeblich zu ihren Gunsten mit den Waffen gegen die Con- ten einzuschreiten, dann in dem Kampf, der darauf hin entstanden ihre eigenen Truppen die seltsamste aller Neutralitäten beobachten Doch geschah das mit Absicht und Berechnung; der König und die ystis hatten sich darüber mit ihrem früheren Gegner, dem Kron- rn Branicki, geeinigt und hofften auf diese Weise die eigenen Zwecke ichen — während sie selbst sowohl als der König, wie sich von ersteht, fortfuhren ihre russischen Jahrgelder zu beziehen.

er König hörte nämlich nicht auf in Petersburg auf die Gefahr Türkenkriegs hinzuweisen und der Kaiserin Katherina vorzustellen, zige Mittel, Polen zu „pacificiren“, sei, daß sie ihren Befugnissen rant der polnischen Verfassung entsage und daß die Dissidenten nem von allen politischen Rechten ausgeschlossen würden. — Dachten ie wirklich, daß Polen dadurch beruhigt werden könne, so mußten essen haben, daß die Partei der Malcontenten außerdem auch noch acht im Lande für sich selbst und einen anderen König Ihrer Wahl wollte.

atherina war natürlich viel zu klug, um nicht zu sehen, daß sie, in mmerdar unsicheren Stellung, die Demüthigung, die in einem sol- ückschritt liegt, auch in ihrem persönlichen Interesse dem russischen nicht zuziehen durfte.

Digitized by Google

In Constantinopel arbeiteten freilich die Conföderirten, Frankrei Oesterreich vereint daran, die Pforte zum Krieg mit Rußland zu be zu dem auch in der That ein Grund vorlag: Rußland hatte eine derung der Verfassung Polens herbeigeführt und dadurch die Ver tungen gebrochen, die es der Türkei gegenüber durch den Vertrag von übernommen hatte.

Doch wurde der Krieg am Ende durch den Gang der Ereignisse herbeigeführt.

Die Conföderirten hatten Bar gewählt, um da aufzutreten, wei dort im Nothfall leicht war über die nahe türkische Grenze zu entfl — Das geschah von Seiten der Polen auch wiederholt nach verle Treffen; sie entwichen auf den neutralen Boden des türkischen sammelten, bewaffneten und ordneten sich dort aufs neue, um dann dort aus, wie sich die Gelegenheit bot, neue Raubzüge nach Polen nehmen. Verletzungen des türkischen Gebiets — die eigentlich schon von Seiten der Conföderirten verübt waren — konnten in Folg solchen Hergangs auch von russischer Seite nicht ausbleiben. Sie sich mehrfach bei der Verfolgung flüchtiger Conföderirten-Schaaren — letzt in blutiger Weise in dem Städtchen Balta, das, am Grenzfluß halb auf polnischem Gebiet lag, halb auf dem der Nogaischen Ta Hier wurden die Conföderirten, nachdem die Russen den polnischen stürmend erobert hatten (Juli 1768), auch in den tatarisch-türkischen des Städtchens verfolgt, und auch dieser Theil ging in Flammen auf wurde Zeuge mancher blutigen Unthat.

Jetzt fanden die offenen und geheimen Gegner Rußlands in Const tinopel Gehör; der russische Gesandte, Obreskow, wurde als Gefang in das Schloß der Sieben Thürme gebracht, der Krieg erklärt (30. ber 1768). Ein unerwünschter Krieg, der den Russen sehr ungel kam und sie sehr schlecht vorbereitet fand.

Der Zerrüttung der Finanzen, welche Elisabeths sorglose Verschwen dung und der siebenjährige Krieg herbeigeführt hatten, war noch wegs abgeholfen und wie die Flotte war auch die Armee, seit Mün nicht mehr an ihrer Spitze stand, unter einer dreißigjährigen Fra Herrschaft, gar sehr in Verfall gerathen. Unredlichkeit herrschte üb die Regimenter waren weitaus nicht vollzählig, die Offiziere mit we ringen Ausnahmen sehr roh und sehr unwissend, dem Ganzen fe taktische Ausbildung und Uebung. — Das wußte Katherina wohl zu beurtheilen; dagegen täuschte sie sich darüber nicht, daß unter den gestellten russischen Generalen und Admiralen kein Einziger war, dem die selbständige Leitung eines Heeres oder einer Flotte anvertrauen du und sie säumte nicht ausgezeichnete Offiziere der Land- und Seemacht der Fremde herbeizuziehen. Sobald sie aber ihre Streitkräfte in gu Händen wußte, spiegelte ihr die eigene lebhafte Einbildungskraft die M

Digitized by Google

t glänzender Erfolge von solcher Großartigkeit vor, daß sie vollkommen
uerlich erscheinen, wenn man die verhältnißmäßig geringfügigen
kräfte Rußlands erwägt und den verkommenen Zustand, in dem sie
befanden, und den der Däne Falkenskiöld — damals in russischen
[illegible] — mit unverkennbarer Wahrheit zeichnet.
Der erste Feldzug (1769), planlos und rathlos geführt unter dem
unfähigen Fürsten Galitzyn, ging sehr schlecht und endete nur des=
mit dem Gewinn der wichtigen Festung Chocim, weil die türkische
: im Herbst von freien Stücken auseinander ging, die Besatzung von
m ebenfalls auf und davon ging in die Heimat, die Bevölkerung ihr
und die Stadt in Folge dessen leer blieb, so daß nur eine kranke
ie darin gefunden wurde, als die Russen einrückten.
Und doch hat Falkenskiöld vielleicht nicht unrecht darin, daß der
n Krieg unter Galitzyn doch besser gegangen wäre, als unter dem
ännisch=geistreichen Rumäntzow, der ihm an der Spitze des Heeres
. Galitzyn, meint Falkenskiöld, hätte sich ganz unbedingt und leichter
dem ausgezeichneten General=Quartiermeister Bauer leiten lassen, der
hannöverschen Diensten herbeigerufen wurde, wo er im siebenjährigen
g einen schönen Ruf erworben hatte. Und es ist wahr, Galitzyn war
vollkommene Null und ließ sich vielleicht folgerichtig leiten —: Ru=
tzow war etwas mehr; er war zuweilen hinderlich. Bauer, der eine
tere Vollmacht von der Kaiserin hatte und eine eigene Instruction,
e nicht selten sehr peremptorisch gegen Rumäntzow auftreten und selbst
besonderen Berichten an die Kaiserin drohen, um den Feldmarschall
n Willen zu beugen.
Der Fähigste unter den russischen Generalen war ohne Widerrede
: Iwanowitsch Panin; zwar auch unwissend, aber nach allen über=
mmenden Berichten ein entschlossener Mann von viel natürlichem
and und festem Charakter. Gerade diesem brauchbarsten von Allen
glaubte Katherina nicht trauen zu dürfen — so viel bekannt geworden
· schon weil er Orlows offener Feind war; auch seiner einflußreichen
ndin, der Fürstin Daschkow, wegen und endlich um seiner oft sehr
n Aeußerungen willen. Doch genügt das Alles kaum einen so unbe=
aren Argwohn zu erklären, der sich nie beschwichtigen ließ. Möglicher
e hatte die Kaiserin ihn im Verdacht, daß er bei dem Versuch, Iwan
nowitsch zu befreien, betheiligt gewesen sein könnte; diese geheimnißvolle
ebenheit ist eben nicht aufgeklärt. Wie dem aber auch sei, Peter Iw.
in wurde ängstlich bewacht; er war stets von „zuverlässigen" Spähern
geben und fortwährend mußte der Kaiserin über sein persönliches Thun
Lassen berichtet werden.*)
Und doch gestaltete sich der zweite Feldzug (1770) über Erwartung

*) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 107, 121, 122—123, 129—130.

Digitized by Google

glänzend. Die erste Armee erfocht in der Moldau, über weit über türkische Heere, ohne Rumäntzows Zuthun und gegen seinen Willen glänzenden Siege am Larga und am Kagul, und drang bis an die D vor. Panin, an der Spitze der zweiten Armee, eroberte Bender Sturm.

Selbst die mit frevelhaftem Leichtsinn unternommene Expedition dem Mittelländischen Meer, führte zu einem glänzenden Erfolg, ob der Befehl über die Flotte dem Grafen Alexey Orlow anvertraut der gar kein Seemann war und vom Seewesen keine Ahnung hatte, außer allen anderen Eigenschaften auch sogar der persönliche Muth Es galt die Griechen im Archipel und auf Morea zum Aufstand die Pforte zu bewegen, und Alexey Orlow erhielt den Oberbefehl diesen Plan eingefädelt hatte. Ob man sich wohl in Petersburg schaft von der Tragweite dieses Planes gegeben hatte? — Von der päischen Verwickelung, die er herbeiführen mußte, wenn er irgend namhaften Erfolg hatte? — Es scheint nicht! — Die Griechen in frevelhafter Weise zum Aufstand verleitet, indem man ihnen einen nennenswerthen Beistand leistete. Nur wenige Hundert Russen auf Morea gelandet, und als sie, wie natürlich, bald wieder vor der lichen Uebermacht zurückgezogen werden mußten, blieben die Griechen los der Rache der Türken preisgegeben.

Dagegen gelang es der russischen Flotte die türkische See der Küste von Kleinasien zu besiegen und dann in der Bai von zu verbrennen. Bekannt ist, daß Alexey Orlow bebend sein Schiff verließ, so wie die Schlacht begann, auf einer Fregatte, die dem Feuer blieb, Sicherheit für seine Person suchte, sich in der verbarg und in Ohnmacht fiel, während die Engländer Greigh und phinstone, und mit ihnen verbunden auch ein verdienter russischer mann, der Vice-Admiral Spiridow, die Schlacht in seinem Namen wannen. — Doch wurde, dem folgerichtigen System Katherinas gerade Alexey Orlow als Sieger gefeiert und durch den Beinamen mensky geehrt. Ihm wurde eine Ehrensäule im Park von Zarskoe errichtet; Greigh und Elphinstone mußten sich in der Stille mit unscheinbaren Lohn begnügen.

Trotz aller dieser glänzenden Erfolge aber, zum Theil sogar durch diese Erfolge, wurde die Lage Rußlands eine sehr bedenkliche. die polnischen Wirren wurden nicht eigentlich drohend oder gefährlich, sie auch sehr beschwerlich blieben. Es wollte wenig bedeuten, daß der Poniatowski und die Czartoryskis sich mit leichtsinnigen Hoffnungen als der erste Feldzug der Russen schlecht zu gehen schien; daß der August Czartoryski sich sogar in gehobener Stimmung vermaß dem schen Gesandten zu drohen: das offizielle Polen werde den ferneren des Türkenkriegs abwarten und sich auf die Seite des Siegers

natürlich die Türken als Sieger gedacht wurden. — Auch von Seiten Conföderation drohte keine eigentliche Gefahr. Obgleich sich eine Anzahl polnischer Magnaten angeschlossen hatten, vor allen der Fürst Karl Radziwill, obgleich Oesterreich ihnen erst zu Teschen, dann zu Eperies in Ungarn ein Asyl gewährte und kriegerische oder Raub-Züge von dort aus nach Polen gestattete, obgleich Frankreich sie mit Geld und militärischem Rath unterstützte, erwiesen sich doch die conföderirten Polen vollkommen unfähig, irgend ein ernst gemeintes Unternehmen durchzuführen. Die Berichte der französischen Offiziere, die hingesendet waren, Dumouriez' und des Barons Viosmenil, entwerfen von dem Treiben in Eperies ein nichts weniger als erbauliches Bild, zu dessen unzweifelhafter Wahrhaftigkeit sich aber in neuester Zeit auch einzelne Stimmen unter den Polen bekennen. Das Geld, das die Magnaten mitbrachten, Frankreich sandte, oder die Raubzüge nach den Salzwerken von Wieliczka eintrugen, wurde in leichtsinnigem Wohlleben verthan, die Zeit in endlosem Hader untereinander, in Gastereien, am Spieltisch, und da sich auch Damen eingefunden hatten, in Liebes-Intriguen vergeudet.

Wirkliche Gefahr aber schien in den mißlichen Verhältnissen zu den großen Mächten zu liegen, besonders in der feindlichen und kriegerischen Haltung, die Oesterreich annahm, so wie die Kaiserin von Rußland sich die Moldau und Walachei huldigen ließ und der Bevölkerung dieser Lande ihren mächtigen Schutz versprach. Rußland konnte dem österreichischen Staat als Nachbar an der unteren Donau nicht willkommen sein — gesellte sich aber Oesterreich offen und mit ganzer Macht zu den Feinden des russischen Reichs, dann war das damalige Rußland dem Kampf nicht mehr gewachsen. Und dahin trieb vor allen Frankreich, unter der Leitung des Herzogs von Choiseul; ja es bemühte sich sogar den König von Preußen für einen Bund gegen Rußland zu gewinnen und bot ihm dafür das Bisthum Ermeland und Kurland. — Über polnische Lande glaubte ein Jeder verfügen zu können!

Indessen Oesterreich hatte doch auch zugleich den Weg gewiesen, der aus diesem gefährlichen Wirrsal herausführen konnte, und zwar durch die That, indem es das Gebiet der Republik Polen als eine herrenlose Wüste behandelte.

Oesterreich ließ nämlich schon im October 1770 Truppen in das polnische Gebiet einrücken und nahm mehrere Bezirke, die dem Reiche Polen angehörten, förmlich in Besitz. Zunächst einen slawischen Landestheil, die sog. Zips —, der ehemals zu Ungarn gehörte, im J. 1412 aber an Polen verpfändet worden war. Es war dabei in nicht amtlicher Weise und unbestimmter Form die Rede davon, daß Oesterreich die Summe zurückzahlen wolle, für welche die Zips verpfändet war —: eine Summe, die vierthalb Jahrhunderte früher allenfalls bedeutend gewesen sein mochte. Doch würde die „Recuperation" auch dadurch juristisch nicht gerechtfertigt worden sein,

Digitized by Google

da das Haus Habsburg 1589 im Namen Ungarns in aller For
das Recht der Wieder-Einlösung verzichtet hatte. Zugleich aber
Oesterreich außerdem auch noch mehrere Starosteien — im Ganzen
hundert Ortschaften in Galizien und die werthvollen Salzbergwer
Wieliczka und Bochnia in Besitz, auf die Ungarn nie einen An
gehabt hatte.

Das geschah zu einer Zeit, zu der sich weder die russische n
preußische Regierung mit dem Gedanken an eine Theilung Polen
schäftigt oder in ihren gegenseitigen amtlichen Mittheilungen einer
Möglichkeit gedacht hatten, ohne daß irgend welche Unterhandlungen
her gegangen wären. Es geschah unmittelbar nach der Zusamme
Friedrichs des Großen mit dem Kaiser Joseph II. zu Neustadt in M
wo weder der Kaiser noch der Fürst Kaunitz auch nur entfernt ver
hatten, daß sie einen solchen Gewaltschritt im Sinn hätten. Nur
den Mitteln einen europäischen Krieg zu vermeiden, den Frieden
der Pforte und Rußland herbeizuführen, die Ruhe in Polen herzust
war dort die Rede gewesen.*) Und die Besetzung der polnischen La
theile war nicht etwa blos eine militärische Maßregel, sie war eine
tische; eine förmliche Besitznahme. Die österreichischen Behörden in
Provinzen bedienten sich sofort bei Ausfertigung amtlicher Papiere
Petschafts mit der Inschrift: Sigillum administrationis terrarum
peratarum — und jeder Zweifel mußte vollends schwinden, als am
cember desselben Jahres die besetzten Landstriche durch ein kaiserl
Decret den österreichischen Erblanden einverleibt wurden. Damit
auch das Wiener Cabinet sich selbst jeden diplomatischen Rückschritt
möglich gemacht.

Russische Geschichtschreiber und Essayisten haben sich in neuester
große Mühe gegeben, darzuthun, daß die Kaiserin Katherina die Thei
Polens nicht gewollt, sogar daß Preußen, nicht Rußland, den Unter
Polens herbeigeführt habe. Uns scheint, daß die Polen den Unter
ihrer Selbständigkeit lediglich sich selbst zuzuschreiben haben, und
Katherinas Absichten betrifft, so war es kaum nöthig, uns zu bew
daß sie nicht auf eine Theilung des Landes gingen. Daß sie Polen
liebsten ganz und ungetheilt unter ihre Botmäßigkeit gebracht hätte, d
hat wohl nie jemand gezweifelt. Auf die Theilung ging sie erst ein,
sie sich gestehen mußte, daß der Plan in diesem Umfang nicht dur
führen sei und keinen anderen Ausweg aus vermehrten Schwierigkeiten

In diesen Erörterungen aber, in denen ein Paar allerneueste Sch
steller sogar so weit gehen, die Kaiserin Katherina als eine arme Verle
darzustellen und Friedrich den Großen als den bösen Verführer, bl
unbeachtet, daß Oesterreich sich ganz zuerst und unerwartet, polni

*) Max Duncker a. a. O. 36—43 u. 48—54.

Digitized by Google

ndestheile bemächtigt und dadurch die Nothwendigkeit einer Entscheidung beigeführt hat. Die anderen Nachbarstaaten sahen sich dadurch in die thwendigkeit versetzt, entweder für dieses Polen, das niemanden Sym- thien oder Achtung einflößte, die Waffen gegen Oesterreich zu ergreifen, dem Beispiel Oesterreichs zu folgen, um die eigenen Interessen zu hren.

In welchem Grade die gesammte Sachlage dadurch verändert war, rde sehr bald sichtbar. Katherina hatte den Prinzen Heinrich von ußen, Friedrichs Bruder, der seine Schwester, die Königin von Schweden Stockholm besuchte, so dringend nach Petersburg eingeladen, daß es m möglich war, den Ruf abzulehnen; da beauftragte König Friedrich en Bruder in Petersburg auf baldigen Frieden mit der Pforte zu gen, und wie zu Neustadt verabredet war, seine eigene und Oesterreichs mittelung anzubieten. Er sollte die Kaiserin bewegen, ihre Ansprüche Türkei gegenüber zu mäßigen, und um eine Beruhigung Polens mög- zu machen, die politischen Rechte, die sie für die Dissidenten in Polen ngen hatte, zum Theil aufzugeben; namentlich die Forderung fallen lassen, daß den Dissidenten eine Anzahl Stimmen im polnischen Senat werden sollten.

Daß dergleichen genügen könne, um Polen zu beruhigen, das war lich, wie schon gesagt, eine Täuschung, und die Polen selbst lieferten Beweis, daß es den leitenden Magnaten um ganz andere Dinge zu n sei, indem gerade zu dieser Zeit die Conföderirten Gesandtschaften ch Berlin und Wien sendeten, um die Krone ihres Landes dort von m dem Prinzen Heinrich, hier dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen bieten, der dem österreichischen Kaiserhaus verschwägert war.

Ueberhaupt war es sehr schwer zu dem bezeichneten Ziel zu gelangen, n nur Preußen wollte zur Zeit unbedingt den Frieden, damit der Krieg t ein europäischer werde, und mußte demnach von der russischen Kaiserin langen, daß sie ihre Ansprüche im Allgemeinen mäßige, namentlich dem spruch auf die Moldau und Walachei entsage, der unmittelbar zum emeinen Krieg führte, da Oesterreich auf keinen Fall dulden wollte, Rußland an der unteren Donau festen Fuß fasse. König Friedrich ng mit aller Energie, welche die Umstände gestatteten, auf den Frieden, zunächst auf annehmbare Friedensbedingungen von Seiten Rußlands, die bestehenden Verträge ihn verpflichteten, der Kaiserin mit den affen beizustehen, wenn sie in Polen angegriffen wurde, ein König von eußen aber natürlich gar keinen Beruf fühlte, sein Reich, das der Ruhe ingend bedurfte, in einen neuen, gefährlichen Krieg zu verwickeln, um wa in Böhmen die Moldau und Walachei für Rußland zu erobern.

Katherina dagegen wollte nur einen Frieden, der ein glänzendes Er- ebniß des Kriegs gewährte, sie mit Ruhm und Glanz umgab, und eben adurch ihre immerdar gefährdete Stellung auf dem Throne Rußlands

Digitized by Google

sicherte. Ihr Streben war demnach seit dem Ausbruch des Krieg
der Türkei darauf gerichtet gewesen, eine „Triple-Allianz“ zwischen
land, Preußen und Oesterreich zu Stande zu bringen. Oesterreich
Panin im Jahr 1769 gemeint, könne an der unteren Donau — i
bien zumal — einen reichen Ersatz für das verlorene Schlesien
Preußen aber sich für seinen Antheil das polnische Preußen (Westpr
und das Bisthum Ermeland aneignen, um das Gleichgewicht herzust
So glaubte denn auch Rußland über polnische Provinzen verfüg
können, so gut wie der Versailler Hof. — Auch jetzt, dem Prinzen
rich gegenüber kam die russische Regierung auf diese unmögliche
Allianz zurück, suchte sich dann lange der preußischen Vermittelung
ziehen, und theilte am Ende (20. Dec. 1770) vertraulich so hochg
und weit greifende Friedens-Bedingungen mit, daß König Fried
nicht ohne Entrüstung zurückwies. — Rußland verlangte nämlich d
abhängigkeit der Krimmschen und Nogaischen Tataren — die bis
Zeit Vasallen der Pforte waren —, den Besitz einer Insel im Ar
freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer, Asow und die beide
bardeien, sowie „Unabhängigkeit“ der Ströme, die aus dem ru
Gebiet oder an dessen Grenze entlang in das Schwarze Meer fl
des Dnieprs, Bogs und Dniestrs; und als Entschädigung für die K
kosten auf fünfundzwanzig Jahre den Besitz der Moldau und Wal
dann sollten diese Fürstenthümer selbständig werden.

Als aber nun die Nachricht in Petersburg eintraf, daß Oe
die Zips und andere polnische Landestheile in Besitz genomm
glaubte die russische Regierung theilweise andere Wege einschlagen zu m
um zu dem gewünschten Ziel zu gelangen. — Wie wir jetzt aus
eigenen Berichten des Prinzen Heinrich an seinen Bruder wissen,*)
hielt zuerst ein Vertrauter Panins, General Bibikow (Anfang J
1771) den Prinzen von den Vortheilen, die Oesterreich bei dem Fri
schluß erlangen könne, und meinte, es würde nur gerecht sein, daß
Preußen etwas gewinne. Als dann in der Abend-Gesellschaft der Ka
jener österreichischen Besitznahme gedacht wurde, äußerte Katharina
„Aber warum sollte nicht Jedermann etwas nehmen?“ — und d
Prinz erwiderte, der König, sein Bruder, habe zwar von Ostpreußen
durch das polnische Preußen, bis an seine deutschen Provinzen einen C
gegen die Pest gezogen, aber keine Starosteien in Besitz genommen,
die Kaiserin lachend hinzu: „aber warum nicht auch dergleichen occupi
— Dann näherte sich Graf Zachar Tschernyschew, um den Prinzen
zend weiter zu belehren, warum nicht sich des Bisthums Ermeland
mächtigen? — denn „en fin des fins“ müsse doch ein Jeder etwas h

*) Max Duncker a. a. O. 35.
**) Derselbe 72.

Digitized by Google

Das hieß nicht eigentlich eine Theilung Polens anbieten. Es wurde bei nicht gesagt, daß Katherina ihre Pläne an der unteren Donau auf-en, ihre Ansprüche auf gebietenden Einfluß in Polen mäßigen, den Krieg Oesterreich vermeiden wolle. Es handelte sich um ganz andere Dinge, allem darum, unter Umständen, die so drohend geworden waren, ußen bei dem Bündniß mit Rußland zu erhalten, und zwar, damit therina selbst den Krieg mit Oesterreich nicht zu fürchten und nicht zu den brauche. In der Aufforderung, sich Ermelands zu bemächtigen, für Preußen die Zumuthung, für diesen ärmlichen Preis nöthigenfalls ganze Gewicht eines Kriegs mit Oesterreich, vielleicht auch mit Frank-h, auf sich zu nehmen, damit Rußland sich ungestört an der unteren nau festsetzen könne.

Prinz Heinrich scheint das nicht verstanden zu haben; der Vorschlag l ihm vielmehr, da er ohnehin früher schon einmal gegen den König, en Bruder, geäußert hatte, Rußland müsse die Opfer, die er bringe, mentlich die Subsidien, die er vertragsmäßig während des Kriegs der in zahlen mußte, durch ein Stück von Polen vergüten.*)

König Friedrich aber durchschaute das ganze Gewebe, bedeutete seinen uder, falls es zum Kriege zwischen Oesterreich und Rußland komme, e es sich um ganz andere Dinge als Ermeland handeln, und bestand gesteigertem Nachdruck darauf, daß Katherina Friedensbedingungen len müsse, die den Frieden möglich machten und den allgemeinen Krieg meiden ließen.

Das Wesentliche war, daß Rußland seine Vergrößerungs-Pläne an Donau fallen ließ und den Ersatz für die Opfer, die der Krieg ge-ert hatte, anderswo — in Polen suchte. Geschah dies, bestand auch erreich darauf, im Besitz der polnischen Lande zu bleiben, die es sich its angeeignet hatte, dann folgte mit einer gewissen Nothwendigkeit, auch Preußen die ehemals deutschen Landstriche verlangen mußte, die er schmerzlich vermißt wurden, da sie Ostpreußen von dem Rest der narchie trennten. — Ein Theilungsplan, den ein Graf Lynar 1769 worfen hatte, um alle Mächte auf Kosten der Republik Polen zu Gunsten ßlands gegen die Pforte zu vereinigen, den aber König Friedrich da-ls als chimärisch nicht ernstlich beachtet hatte —: dieser Plan trat jetzt den Vordergrund und wurde maßgebend für die Politik Preußens. t den österreichischen „Recuperationen" in Polen war eben ein Wende-kt in dem Gang der Ereignisse eingetreten, der die Ausführung dieses ns nicht mehr chimärisch, sondern geboten erscheinen ließ. — In den sungen, die dem preußischen Gesandten, Grafen Solms, als Richt-nur dienen sollten, sagte der König (Februar 1771): nach den Occupa-nen, welche Oesterreich in Polen vorgenommen habe, handle es sich

*) Max Duncker a. a. O. 46.

nicht mehr um die Integrität Polens, sondern darum, das Gleich
unter den Nachbarn Polens zu erhalten. Zu diesem Ende bleib
dem König, kein Mittel, als ebenfalls einen kleinen Landstrich in
zu besetzen, um ihn zurückzugeben, wenn Oesterreich seine Ansprüc
die Zips und Galizien aufgebe — zu behalten, wenn Oesterreich au
bleibenden Besitz der von ihm besetzten Landschaften bestehe. R
könne auf die Moldau und Walachei verzichten und dafür seine
Entschädigung in Polen nehmen; Preußen fände in Westpreußen ein
schädigung für die Subsidien, durch die es Rußland habe unter
müssen. Polen könne durch die Moldau und Walachei entschädigt w

Das war es, was Friedrichs Gesandter fortan beständig mit
dem Nachdruck in Petersburg geltend machte, aber Katherina zöger
fiel ihr sehr schwer, dem gehofften Doppel-Erfolg zu entsagen, der
sicht, hier das Ufer der Donau zu erreichen, dort das ungeschw
Polen ganz als Vasallenstaat zu beherrschen. Doch suchte Oest
Preußen zum Bunde gegen Rußland zu bewegen oder wenigstens
Neutralität gewiß zu werden, während es im Lauf des Sommers e
heimes Bündniß mit der Pforte schloß, und Rußland mußte den K
an der Donau lässig und thatenlos führen, weil Oesterreichs fein
Haltung dem russischen Heer nicht gestattete, über die Donau zu
Ein geglückter Zug in das Innere der Krimm, der aber zu keinen bl
den Ergebnissen führte, gewährte keinen Ersatz für das, was an der D
versäumt werden mußte. So schleppten sich die Ereignisse durch das
und Alles blieb in der Schwebe.

Gleichzeitig aber begaben sich im Innern Rußlands Dinge, die
geeignet waren zum Nachdenken und selbst zum Nachgeben aufzufor

Sowie in Polen der Bürgerkrieg ausgebrochen war (1768), für
Katherina auch im Innern Rußlands Unruhen. Sie besorgte, daß F
linge aus Polen oder unzufriedene russische Geistliche hier oder dort
Bewegung im Volk anfachen könnten — und die häufig wiederkehr
Rekrutenaushebungen, die jedesmal Schrecken und Unruhe im ga
Lande verbreiteten und die Gemüther gewaltig erregten, hätten in
That Veranlassung dazu geben können. Die größte Aufmerksamkeit w
den Gubernatoren zur Pflicht gemacht, ja sie wurden von Petersburg
auf einzelne Individuen aufmerksam gemacht, die sie überwachen oder
haften sollten.*)

Die Unruhen blieben nicht aus, aber sie kamen von einer ganz
deren Seite als erwartet wurde. Die Pest war im russischen Heer
in der Moldau ausgebrochen und wurde von dort schon um Weihnac

*) Blum, ein russischer Staatsmann (J. J. Sievers), I. 284.

Digitized by Google

770 in die alte Hauptstadt des Reichs verschleppt. Die Behörden suchten angs das Uebel zu verbergen, trafen nicht die von den Umständen ge-nen Maßregeln und in Folge dessen gewann die Seuche eine solche alt, daß sie in Moskau und den umliegenden Dörfern in kurzer Zeit zigtausend Menschen — ungefähr ein Viertheil der Bevölkerung — raffte. Das Volk erhob sich mit fanatischer Wuth gegen die Aerzte, nicht zu helfen vermochten und in denen die „Rechtgläubigen" um so r Bösewichter sahen, weil sie zum Theil Deutsche waren. Es wurden r mehrere erschlagen. Alles suchte Hülfe bei einem Muttergottesbilde, nach althergebrachter Weise über einem Thor der Wand eingefügt . Das immerwährende Gedränge vor diesem Bilde diente natürlich die Ansteckung weiter und weiter zu verbreiten. Der Metropolit rosiy ließ es entfernen; da verfluchte das Volk auch ihn als Ketzer, gegen ihn auf, riß ihn während des Gottesdienstes aus der Kirche Donischen Klosters, in das er geflüchtet war und ermordete ihn an Kirchenthüre. Sein Palast wurde geplündert, die Lazarete wurden , die Kranken daraus vertrieben, die Aerzte mißhandelt. Schon waren alle Civilbehörden entflohen, alle Bande der gesellschaftlichen Ord- schienen sich zu lösen.

Katherina zwang, wie bekannt, ihren bisherigen Günstling Gregor Orlow, sehr gegen seinen Wunsch und Willen nach Moskau zu eilen und em Uebel zu steuern. Es gelang ihm auch mit Hülfe des Geheimeraths llern und eines deutschen Arztes Tode, zweckmäßige Anstalten zu treffen da die strenge Winterkälte der Pest ein Ende machte, auch die Ruhe der herzustellen.

Ebenso gelang es, einen Aufstand der Jaizkischen Kosacken — einer onie der Donischen an der Grenzscheide Europas und Asiens — der Sommer 1771 ausbrach, wenn auch nicht ohne Blutvergießen, zu be-gen, obgleich auch das Wandervolk der Kalmyken sich der Empörung schloß. Diese Unruhen hatten so wenig als der Aufstand in Moskau en politischen Grund; die Kosacken waren durch rein örtliche Veran-ungen, durch Willkürlichkeiten der örtlichen Behörden zur Empörung rieben worden, besonders dadurch, daß man sie in ihrem hauptsächlichsten werb, in der Fischerei im Jaik-Strom beschränken und diese Fischerei hoch besteuern wollte.

Aber Katherina vermuthete und fürchtete stets, daß alle diese Bewe-gungen von bedeutenden Leuten erregt seien oder benutzt würden, daß die Hand solcher Männer, die sich verborgen hielten, das Volk, ihm unbewußt, auf politische Ziele hinzuleiten suche. So hegte sie — wenn auch vielleicht nicht in dem Augenblick selbst, doch sehr bald darauf — den Argwohn, daß der Feldmarschall, Graf Peter Iwan. Panin, der nach der Eroberung von Bender den Befehl niedergelegt und sich nach Moskau zurückgezogen hatte, den Aufstand dort entweder veranlaßt oder doch unter der Hand

Digitized by Google

gesteigert habe. Er gab Veranlassung zu solchem Verdacht, indem er oft sehr frei äußerte und von den Rechten des Großfürsten Paul Pe witsch sprach und er wurde der Kaiserin etwas später durch eine D vom moskauischen Adel, Namens Passek, förmlich denuncirt, als habe die Unruhen hervorgerufen, um den Großfürsten auf den Thron zu heben.*) — Glaubte die Kaiserin das ganz oder theilweise, so mußte auch annehmen, daß er in solchem Unterfangen nicht allein stand. Ihr System getreu ließ sie es auf so schwache Anzeichen nicht zu irgend ei Untersuchung kommen, doch wurde Peter Iw. Panin genauer und äng licher von Spähern beobachtet als je zuvor.

Bedenken konnte auch die Stimmung der Geistlichkeit erregen. N mentlich in den Klöstern, wo man die verlorenen Besitzungen keineswe vergessen oder verschmerzt hatte, herrschte eine große Erbitterung, die s in einzelnen Fällen in recht seltsamer Weise aussprach. Natürlich wurd die Aeußerungen des Geistes, der in den Klöstern waltete, nur auf unter sehr eigenthümlichen Umwegen in den amtlichen Kreisen bekann So wurde im März in Petersburg ein Mensch verhaftet, der eine Schri eine Art von offenem Sendschreiben an die Kaiserin, zu verbreiten suchte, eine Abschrift auf der Treppe des Senats niedergelegt hatte, eine andere dem Metropoliten von Twer einhändigen wollte. Der aber hielt ihn e schrocken fest und übergab ihn den weltlichen Behörden. Es ergab sich, daß der Verhaftete Alexey Smolin hieß und Sohn eines Kaufmanns aus Ustiug-Weliky war; daß er wahnsinnig geworden, von den Mönchen eines Klosters zu Tichwin aufgenommen, längere Zeit unter ihnen gelebt hatte, bis ihn sein Vater von dort nach Petersburg mitnahm und als Hand-lungsdiener in einem Branntweinladen unterbrachte.

Ob das fanatische Sendschreiben wirklich sein eigenes Werk war, konnte man bezweifeln; es ist zu viel Zusammenhang darin, als daß man es einem Halbwahnsinnigen zutrauen darf und mehr theologische Belesen-heit als ein russischer Krämer zu haben pflegt. Jedenfalls ist der Inhalt der Widerhall dessen, was er im Kloster gehört hatte. — Der Kaiserin werden in dem Brief, mit vielfachen Citaten aus den Evangelien und aus den Kirchenvätern ihre Unthaten in den drohendsten Worten vorgeworfen, besonders daß sie die Klöster „beraubt" habe und deren Eigenthum dem Grafen Orlow und anderen schlechten Menschen schenke. „Du befiehlst Diebe und Räuber schonungslos zu bestrafen," ruft ihr Smolin zu, „aber was verdienst Du selbst für die vernichtende Beraubung der heiligen Klöster?" Auf Erden sei keine Gerechtigkeit gegen sie zu finden, aber alle Wohlgesinnten riefen Gott an: „O Herr! komm uns zu Hülfe und ziehe das Schwert gegen diejenigen, die Deine Kirche verfolgen!" — Ihre sinnlose Regierung sei Schuld an der herrschenden Unsittlichkeit, daran

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 107.

Digitized by Google

die heiligen Gebräuche der Kirche, die Fasten nicht beobachtet würden; habe Findelhäuser angelegt, dem Laster zu dienen; sie dulde „Lutheraner Calviner." — Sie solle sich erinnern, was der verdienen würde, der dem Thron stoßen und einen „Unwürdigen" darauf erheben wollte —: war ein würdiger, vor Dir zum Zaren eingesetzter, der regierende Iwan Antonowitsch, gesegneten Andenkens, aber Du hast mit Deinen bösen und überlegten Ränken ohne Furcht vor Gott und ohne Scham den Menschen, uneingedenk der Worte, die zu Kain gesprochen wurden: Stimme des Bluts Deines Bruders schreit von der Erde zu mir!" die Hand erhoben gegen diesen Knecht Gottes und ihn erschlagen." also wurde der Tod des unglücklichen Fürsten in den Klöstern be-glaubten.) Wenn sie nicht die Klöster wieder in den vorigen Stand her- und ihnen ihr Eigenthum zurückgebe, wenn sie nicht die Deutschen Ketzer entweder zur rechtgläubigen Kirche bekehre oder aus dem Lande werde sie der strafenden Hand Gottes nicht entgehen.*)

Smolin wurde ganz in der Stille nach Schlüsselburg gebracht, wo ohne daß ein gerichtliches Verfahren stattgefunden hätte, oder ein Urtheil gefällt worden wäre, fünf Jahre als Gefangener blieb; für den Rest seiner Tage wurde er dann, wie es in der kaiserlichen Verfügung heißt, auf seine eigene Bitte aus Gnade als Mönch in das Höhlenkloster Kiew gesperrt.

Auch die Finanzmaßregeln, zu denen Katherina greifen mußte, be-sonders um den Kosten des Kriegs zu begegnen, waren von der Art, daß auch große Unzufriedenheit erregen konnten und zwar in den aller-weitesten Kreisen, denn sie waren verderblich und geeignet den Haushalt Staats und der Nation in mehr als einer Weise zu zerrütten; doch und davon zur Zeit niemand etwas in Rußland und gerade diese Maßregeln erregten daher in der That weder Besorgnisse noch Unwillen. Neue Abgaben einzuführen war mißlich, davon hatte sich Katherina überzeugen müssen; man war daher genöthigt auf Mittel zu denken, Einkünfte der Krone, die auch im Frieden nicht ausreichen wollten, unmittelbar zu steigern und verfiel schon früh (1765) darauf, theils durch strengere Verordnungen, theils durch Vermehrung der Schenken das Mo-nopol des Branntweinverkaufs, das der Krone zustand, einträglicher zu machen. So suchte die Regierung ihren Vortheil in dem Verderben des Volks. — Natürlich ging man darin immer weiter, wie sich die Bedürf-nisse steigerten. — Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, machte der Gewinn, der sich für die Krone aus dem Branntweinmonopol ergab, ein Drittheil ihrer Gesammteinnahme aus; das war schon schlimm genug. Später aber gab es eine Zeit, in der die jährliche Summe, welche Pächter des Monopols für die Erlaubniß zahlten, die Trunksucht des Volks aus-

*) Kaschpirew, Denkmäler der neuen russischen Geschichte, I., 2. Abth. 123 u. flgde.

zubeuten, kaum weniger betrug als ein volles Drittheil der ges Einkünfte des Staats. Daß die Pächter die Trunksucht, die ihnen Summen und außerdem noch viele Millionen Gewinn eintragen je jeder Weise zu reizen suchten, liegt in der Natur der Sache. Die rung aber hätte geglaubt, ihrem wichtigsten finanziellen Interesse e zu arbeiten, wenn sie dem Unwesen steuern wollte.

Nun kam der Krieg; die preußischen Subsidien reichten natürli weit; — da fand man es wohlfeil und zweckmäßig Papiergeld aus — womit man übrigens schon im Jahr 1768 den Anfang gemacht — es war das eine Art Schulden zu machen, durch die man die des geborgten Capitals ersparte. Freilich gab es zur Zeit auch That kaum ein anderes Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen in den einzigen Ländern, in denen damals verfügbares Capital zu war, in England oder in Holland, bedeutende Anleihen zu machen der russischen Regierung wohl kaum gelungen. Und weit entfernt Unheil zu ahnen, das daraus hervorgehen konnte, empfand man i gentheil in Rußland, wo die Verkehrsmittel überhaupt noch so kommen waren, in den Provinzen von Zahlungen durch Wechsel wie gar nicht die Rede sein konnte, die Schöpfung dieses leichten Zah mittels als eine Wohlthat.

Regte sich Unzufriedenheit in Beziehung auf die finanziellen regeln der Regierung, so betraf sie ausschließlich die harmloseste der die Steigerung der Kopfsteuer um die Hälfte, die im Jahr 1769 wendig geachtet wurde, drei und eine halbe Million Rubel ertrug Einkünfte auf vierundzwanzig Millionen steigerte.

Bei weitem allgemeineren und leidenschaftlicheren Unmuth er aber die häufig wiederkehrenden Rekrutirungen, die der Krieg nöthig Der Verlust an Menschenleben war in jeder Beziehung ein ganz hältnißmäßiger; in Folge der erschütternden Gemüthsbewegung, di Russen aus dem Volk gewaltig packte, wenn ihn das gefürchtete Sc traf Soldat zu werden, der unzureichenden Nahrung, die er als S erhielt, kurz aller der Gründe, die schon Falkenskiöld aufzählt, un Heimwehs, dessen er nicht gedenkt, war die Sterblichkeit in der russ Armee, damals wie später, bis auf die neueste Zeit herab, stets Schrecken erregende. Während dieses Krieges kamen noch die Pest die bösen Fieber in den Sümpfen an der Donau dazu. Die Ar blieben schwach, wie viele Leute auch zum Dienst ausgehoben werden ten, und jeder Rekrut war der Heimat und dem Lande für immer loren. In dem Gubernium Nowgorod, das damals in seinem kolos Umfang in runder Zahl 850,000 männliche Bewohner der steuerpflicht Classen zählte, wurden im Lauf der Kriegsjahre 49,650 Rekruten au hoben. In ganz Rußland muß die Zahl der gelieferten Rekruten darnach auf 450,000 belaufen haben. Es waren sechs Procent je

Digitized by Google

...nlichen Bevölkerung, die Rußland in den fünf Kriegsjahren verlor, wenn von den 7,400,000 steuerpflichtigen Einwohnern, die Rußland ...als zählte, Kinder, Greise und die sehr zahlreichen Hausleibeigenen ...dels abgerechnet werden, ergiebt sich, daß Rußland in der kurzen ...kaum weniger als ein Zehntheil seiner **arbeitenden** männlichen ...lkerung einbüßte. Ein sehr empfindlicher Verlust in dem menschen...en Lande, und wenn man sich erinnert, daß dem Adel in jedem seiner ...eigenen ein Theil seines Vermögens genommen wurde, läßt sich er...en, in welchem Maße sich die Unzufriedenheit mit jeder neuen Rekru...ng steigern mußte.

Die eben beigebrachten Zahlen umfassen übrigens die Opfer und Ver... Rußlands während dieses Türkenkrieges nicht vollständig, sondern diejenigen des eigentlichen alten Groß-Rußlands. Es wären noch die ...-Rußlands, der donischen Kosacken und der serbischen Ansiedelungen ...der damaligen südlichen Grenze des Reichs hinzuzuzählen. Alle diese ...en lieferten, vermöge ihrer eigenthümlichen Verfassung, dem stehenden ...e keine Rekruten; sie stellten ihr eigenes Lehens-Aufgebot in Kosacken-...regimentern, die Serben in Husaren-Regimentern. Ihre Verluste waren ...er verhältnißmäßig sehr viel geringer; Heimweh und dergleichen Leiden ...ten keine Opfer in ihren Reihen. — Die Ostsee-Provinzen waren, ...ge der mit Peter dem Großen abgeschlossenen Capitulation, bis zum ...re 1810 von der Rekrutirung befreit.

Ob wirklich Rücksichten auf die bösen Elemente, die im Inneren ...ten, Einfluß auf die auswärtige Politik Rußlands geübt haben, und ...welchem Umfang, ist nicht bekannt geworden. Wohl aber sehen wir, Rußland in dem Maß, in dem es sich überzeugte, daß eine Erneuerung ...Bündnisses mit Preußen und Unterstützung von Seiten dieses Staats ...unter dieser Bedingung zu haben sei, Schritt für Schritt diejenigen ...derungen fallen ließ, auf die Oesterreich nicht eingehen konnte, die folg... zum allgemeinen Krieg führen mußten. So verzichtete Rußland erst ...den Besitz, dann auf die Unabhängigkeit der Moldau und Walachei, ...lich auch auf die Kabardei, wie auf den Besitz einer Insel im Aegäischen ...er. Da ließ denn auch Oesterreich, für das in der That kein Grund ...r vorlag zu den Waffen zu greifen, der Haltung Preußens gegenüber, ...jetzt eine sehr entschlossene wurde, sein Bündniß mit der Pforte fallen, ...wendete sich entschieden dem Ausweg zu, den es unter Allen zuerst ...geschlagen hatte und der ihm jetzt geboten wurde, sich allen Verwicke...ngen zu entziehen, nämlich weite Besitzungen in Polen zu erwerben, ...ne daß es irgend welche Opfer dafür gebracht hätte. Der Pforte glaubte Oesterreich gerecht zu werden, indem es für sie einen Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen herbeiführte.

Die weiteren Wendungen des diplomatischen Verkehrs, die besonders Max Duncker klar und vollständig dargelegt hat, dürfen wir hier wohl

übergehen. Sie führten schon zu Anfang des Jahres 1772 zu t besprochenen Verträgen, vermöge deren sich Rußland, Oesterre Preußen weite polnische Provinzen aneigneten, von denen sie im Se desselben Jahres förmlich Besitz nahmen. Die nach dem Städtch benannte Conföderation der angeblichen polnischen Patrioten leistet Widerstand; sie fiel in sich zusammen, sowie ihnen Oesterreich kei fluchtsort gewährte und Frankreich kein Geld mehr gab. Auch de Poniatowski und die Czartoryskis, die sich in allen ihren schlau rechnungen getäuscht sahen, vermochten natürlich durch elende kleine züge und Ausflüchte nicht den unerbittlichen Gang der Ereignisse halten, und einer mannhaften That hielten sie ihre Landsleute ja fähig als sich selbst.

Der im April 1773 zusammenberufene Reichstag wurde durc hungen und Geld dahin gebracht, daß er eine „Delegation" ernan mit den drei Mächten endgültig über die abzutretenden Landesthe die inneren Einrichtungen Polens unterhandeln sollte. Noch einmal die Delegirten diese Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, obgle dem von fremden Truppen besetzten Lande zu großem Schaden ge es war jedem der polnischen Bevollmächtigten darum zu thun, f selbst einen möglichst vortheilhaften Handel abzuschließen, und arbeitete daran, zum Abschluß zu kommen, so lange er nicht für Person befriedigt war.

Eine veränderte Verfassung, die den Polen durch die drei Mäch Verein mit dieser Delegation gegeben wurde, war im Wesentlichen Werk eines der Ihrigen, des Grafen Poninski; der König wurde noch mehr beschränkt, als er es bereits war; unter die Vormund eines permanenten Raths gestellt, mußte er selbst auf das Vorrech zichten, die Minister der Krone oder die Generale der Armee zu erne es blieb ihm nur die Befugniß, für jede erledigte Stelle in Staa Heer, aus drei Candidaten, die der permanente Rath vorschlug, ein wählen. — Zur Freude der katholischen Bischöfe und des päpst Nuntius aber wurden die Dissidenten wieder aus dem Senat ausgeschl und selbst zu dem Reichstag sollten sie nur drei Landboten senden; ihnen im permanenten Rath keine Stelle eingeräumt wurde, versteht von selbst.

Poninski, der sich von der Delegation den Fürstentitel ertheilen wollte die Gelegenheit benützen, um seine persönlichen Feinde für die kunft unschädlich zu machen, und suchte dem gemäß die russische Regier zu überzeugen, daß man, um Polen zu beruhigen, gegen gewisse beson bösgesinnte Familien, namentlich gegen die Czartoryskis, Radziwils Potockis, Maßregeln ergreifen müsse, die geeignet wären ihren Einfluß beschränken. Das sollte natürlich heißen, daß man suchen müsse sie u zu machen. Aber die Herren waren auch Polen und wußten, wie n

Digitized by Google

he Fechterstreiche parirt. Der Fürst Adam Casimir Czartoryski — hn des Fürsten August, Palatins von Rußland — reiste sofort nach rsburg, um, der Erste unter allen Polen, der großen, hochverehrten ferin persönlich zu huldigen. Da man am russischen Hof aus Erfahrung e, daß man in Polen, je nach den Umständen, die eine Partei so gut ehen könne als die andere, erreichte er ohne Mühe seinen Zweck: die serin von der unerschütterlichen Ergebenheit seines Hauses scheinbar zu rzeugen.

Rußland nahm für sich aus der polnischen Beute das ganze alte ß-Rußland an der Düna und dem Dniepr (1975 Quadratmeilen mit 00,000 Einwohnern) — Preußen erhielt Westpreußen, mit Ausnahme beiden Städte Danzig und Thorn, die als freie Städte unter polni- n Schutz blieben (631 Quadratmeilen und 600,000 Einwohner) — terreich gewann ohne allen Vergleich das beste Theil: das fruchtbare izien, mit seinen reichen Salzbergwerken (1280 Quadratmeilen und e an 3,000,000 Einwohnern). — Rußland und Preußen eigneten sich ndstriche an, die ehemals zu ihren Ländern gehört hatten und deren völkerung überwiegend den Nationalitäten verwandt war, die sie selbst wohnten. Anders Oesterreich; die verhältnißmäßig unbedeutende Zips te freilich vor Zeiten dem ungarischen Staatsverbande angehört, nicht r das weite und schöne Galizien, einst ein russisches Fürstenthum und h zur Zeit in seiner größeren Hälfte von Russen bewohnt.

Aber so groß der Gewinn auch war und so wenig geschichtlich be- ndet, zeigte sich doch gerade der Wiener Hof am wenigsten zufrieden seinem Antheil. Da er in Polen nicht weiter ausgedehnt werden nte, wußte sich Oesterreich noch auf Kosten seines bisherigen Verbün- n, der Pforte, einen Nebengewinn zu verschaffen: es nahm ganz einfach n ansehnlichen Theil der Moldau, der nun Bukowina genannt wurde, zu Galizien gehörig in Besitz (1774). Da die russischen Heere zu der über die Donau in Bulgarien eingedrungen waren, jener entfernte il der Moldau mithin ganz außer dem Bereich der türkischen Macht war das sehr leicht zu bewerkstelligen, und auch später war die Pforte t in der Lage, der Bukowina wegen einen Krieg zu beginnen; sie zog vor, den verlorenen Landstrich förmlich abzutreten (1777).

Das Theilungsjahr (1772) war, der Türkei gegenüber, in Waffen- stand und fruchtlosen Friedensunterhandlungen hingegangen. Den mmer darauf aber (1773) konnte der Krieg wieder mit größerer Energie Thätigkeit betrieben werden, da unter den veränderten Bedingungen sterreich nichts mehr dagegen hatte, daß Rußlands Heere über die Donau drangen.

Doch war Rumäntzows erster Feldzug nicht gerade besonders vom

Digitized by Google

Glück begünstigt — und kaum waren die polnischen Wirren auf ei lang beschwichtigt, kaum schien Rußland freier über seine Heer gegen den auswärtigen Feind verfügen zu können, als im Südos Reichs, am Ural und Jaik, ein furchtbarer Aufstand ausbrach, de gewaltigen Umfang gewann und Katherinas Thron zu erschüttern

Ein gemeiner Kosack vom Don, Jemelian Pugatschew, ersch September unter den Kosacken am Ural und gab sich für Peter II der nicht ermordet worden und aus der Gefangenschaft entkomm Ob die Kosacken ihm das ohne Ausnahme glaubten, mag zweifelha viele waren wohl verschlagen genug sein Spiel zu durchschauen; a waren ergrimmt darüber, daß man ihnen bei Gelegenheit ihres fr Aufstandes das Recht genommen hatte einen Hetman zu wählen u sie alle Unredlichkeiten und Willkürlichkeiten der kaiserlichen Beamt duldig ertragen sollten. Kalmycken, Baschkiren, Kirgisen, alles Raub der Steppe schloß sich ihnen an und diese Horden blieben nicht ih zigen Genossen; auch die Arbeiter in den Bergwerken erhoben si ihnen, sowie die in den nächsten russischen Gebieten sehr zahlreich siedelten Altgläubigen. Selbst die Mönche, die sich zur herrschenden zählten, suchten den Aufstand in jeder Weise zu fördern. — Die g liche Menge wälzte sich mordend, raubend, verwüstend gegen die i heran. Da Pugatschew die Freiheit der Leibeigenen verkündete, n viele Edelleute, die nicht früh genug entflohen, mit ihren Familien e det, und die Altgläubigen befriedigten ihren Racheburst, indem si Priester der herrschenden Kirche erschlugen, wo sie ihrer habhaft w konnten. Die Gefahr war groß; alles Bestehende in Rußland, der gesellschaftliche Bau konnte, schien es, zusammenstürzen, wenn Puga entschlossen nach Moskau vordrang, wo man nur auf ihn wartete loszubrechen.

General Bibikow, dem der Befehl über die wenigen Truppen traut wurde, die aus großen Entfernungen gegen ihn zusammen g wurden, bezeichnete, in einem Brief an seinen Freund Von-Wisin, eigentliche Wesen der Gefahr sehr treffend, indem er sagte: „Sie Aufständischen) zu schlagen, daran verzweifle ich nicht, aber die allge Aufgeregtheit des Pöbels zu beruhigen wird schwierig sein, denn Pugatschew ist von Bedeutung, aber von Bedeutung ist die allge Unzufriedenheit.“ (**Вѣдь не Пугачевъ важенъ, да важно всео негодованіе.**)*)

Doch Pugatschew hatte bei aller Verschlagenheit und Kühnheit die umfassende Einsicht, die ihn zu großen Dingen befähigen konnte. wüthete an der Wolga und suchte Orenburg und Kasan zu erobern

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, III. 232.

Digitized by Google

nach Moskau zu ziehen und darüber ging ihm die günstige Gelegen- verloren.

Am Hofe, wohin die Nachricht von Pugatschews Aufstand am Hoch- lage des Großfürsten Paul gelangte, war man sehr unruhig, und n erwachte die Vermuthung und Befürchtung, daß der Aufstand von tenden Männern, die sich im Verborgenen hielten, veranlaßt sein e. Mancherlei schien diesen Verdacht zu bestätigen. Späher sagten daß sich bei Pugatschew als Rathgeber ein junger Mann von vor- em Aeußeren befinde. Man vermuthete es könne Tschoglokow sein, Gardeoffizier, der kurz vorher als Verbrecher nach Sibirien verbannt n war, weil er sich bei einem Anschlag auf das Leben der Kaiserin ligt hatte. Besonders kamen schlecht geprägte Kupfermünzen mit dem iß Peters III. und der Umschrift „Redivivus et ultor" in Umlauf. hatte natürlich Pugatschew nicht prägen lassen; selbst der Gedanke t lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises, auch fehlten ihm alle l dazu. Er war sogar sehr verwundert, als ihm später in der Ge- nschaft solch eine Münze gezeigt wurde. Endlich fand sich unter den nen, denen Pugatschews Schaaren folgten, auch eine schleswig-hol- ische, die Fahne eines der holsteinischen Schein-Regimenter, mit denen r III. als Großfürst gespielt hatte; namentlich die des Delwigschen ener-Regiments. Wie sie aus dem kleinen Zeughaus zu Oranien- dorthin, an die fernen Ufer der Wolga gekommen war, ist unerklärt ben.*) Und so stand denn Katherina abermals vor der Aufgabe Gefahr abzuwehren, ohne mehr entdecken zu müssen als ihr lieb sein r oder gerathen schien.

Zum Glück hatte Pugatschews Aufstand sehr bald einen Charakter ommen, der Adel und Geistlichkeit in die Nothwendigkeit versetzte, so gut wie die Regierung selbst, mit aller Macht zu bekämpfen. Der marschall Peter Iw. Panin, der kurz vorher wiederholt sehr laut und llig geäußert hatte, daß der Großfürst Paul Petrowitsch, jetzt bereits ig und vermählt, die Regierung übernehmen müsse, die ihm, nicht r Mutter gebühre —: der erbot sich jetzt — vielleicht um jedem Ver- zu entgehen — da Bibikow starb, den Befehl gegen Pugatschew zu nehmen. Und Katherina, die kurz vorher dem Gubernator von kau, Fürsten Wolkonsky, ängstlich stets den Befehl wiederholt hatte, verdächtigen Feldmarschall genau und immer genauer zu überwachen, n jetzt Panins Erbieten mit entgegenkommender Bereitwilligkeit an forderte denselben Fürsten Wolkonsky auf, in herzlichster Freundschaft größter Einigkeit mit ihm zu denken und zu handeln.

Die Klügeren unter den Kosacken scheinen sehr bald, nachdem Puga- w durch den Obersten Michelson aus Kasan vertrieben war, inne

*) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 147—149, 151, 158.

geworden zu sein, daß sein Stern im Untergehen sei. Schon am 1
n. St. 1774 meldete sich ein Kosack Trifonow bei Gregor Orlow,
gesandter von dreihundertundzwanzig Jaizkischen Kosacken, an deren
einer Namens Persiliew stand, und die sich erboten Pugatschew
liefern. Ihr Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, aber
ihr Versprechen erfüllen konnten, war der falsche Zar bereits i
Händen der Regierung. Michelson hatte ihn wiederholt besiegt; v
und dem später berühmten Suworow rastlos tief in die Steppe v
wurde Pugatschew (Sept. 1774), als er nur noch dreißig Begleit
sich hatte, von diesen bekanntlich den Verfolgern ausgeliefert, um
wenige Monate später, zu Moskau auf dem Blutgerüst zu
(10. Januar 1775).

Schon einige Monate früher (am 16. Juli 1774) war e
Feldmarschall Rumäntzow, nach einem Sieg, den sein Untergebene
neral Kamensky, erfochten hatte, gelungen, den Großvezier un
innerlich zerrüttetes Heer so zu umstellen, daß ihnen kein Ausweg
In dieser Lage mußte der Friede (zu Kutschuk-Kainardschi) auf di
dingungen geschlossen werden, die Rußland vorschrieb, und er war s
theilhaft und glorreich, als er überhaupt sein konnte, nachdem ma
einmal verpflichtet hatte in der Moldau und an der Donau kein
oberungen zu machen.

Daß die Pforte in diesem Vertrag dem russischen Reich das
der Tscherkessen, die große und kleine Kabarda, die Thäler des K
und Terek abtrat, daß dadurch die Grenze Rußlands nach dies
bis an die Hauptkette des Kaukasus ausgedehnt wurde, dadurch
freilich der wirkliche Besitz dieser Landstriche noch keineswegs ver
Es blieb die schwierige Aufgabe, die Tscherkessen selbst dahin zu brin
daß sie die russische Oberhoheit anerkannten, und das hat endlose K
gekostet. Aber Rußland sah sich doch nun hier diesen Bergvölkern
gegenüber gestellt und hatte das Recht gewonnen sich weiter und
an den Küsten des Asowschen Meeres auszubreiten, ohne daß eine f
Macht ihre Stimme dagegen erheben durfte. Asow, bisher gewisserm
herrenlos, wurde nun unbestrittener Besitz Rußlands. Und wie das
sische Gebiet hier, im Osten des Landes der Tataren, das Meer erre
so auch im Westen dieses Landes, den Dniepr hinab, wo die Feste
burn, an der Mündung dieses Stromes, auf dessen linkem Ufer,
Kaiserin abgetreten wurde. Damit war der Weg unmittelbar in
Schwarze Meer gewonnen, wenn auch Otschakow, auf dem rechten
des Dniepr-Limans, noch in den Händen der Türken blieb. Auch
freie Schifffahrt auf dem Schwarzen wie im Aegäischen Meer zugel
wenn auch nur für die russische Handelsflagge; die russische Kriegsfl
durfte auch jetzt noch im Schwarzen Meer nicht entfaltet werden.

Seltsamer Weise ist die Grenze zwischen dem russischen und

…ischen Reich in der Wüste zwischen dem Dniepr und dem Dniestr nicht … genau bestimmt; im Allgemeinen sollte der Bog die trennende Linie …. Das Land der krimmschen Tataren war auf diese Weise voll… vereinzelt; im Westen wie im Osten von russischem Gebiet ein…ssen und von den der Pforte unterworfenen Ländern getrennt. … wurde festgestellt, daß der Khan der Tataren fortan ein souverain …der Fürst sein solle, unabhängig von der Türkei wie von Rußland. … diese Unabhängigkeit in der That zu bedeuten hatte, erhellt schon …s, daß die festen Plätze Kertsch-Jenikale mit ihren Seehafen, welche … Türken bisher auf der Halbinsel Krimm inne gehabt hatten, nicht … Tataren selbst, sondern den Russen abgetreten wurden. — Rußland …n damit auch die Herrschaft über die Meerenge, die das Asowsche …m Schwarzen Meer verbindet.

Freie Uebung der christlichen Religion, ein mäßiger Tribut, überhaupt …nende Behandlung wurde für die Moldau und Walachei ausbe…, die, wie früher, von eigenen Wahlfürsten unter der Oberherrschaft …te regiert werden sollten. Besonders aber wurde der russischen …g das Recht eingeräumt, sich durch ihren Botschafter in Constan… …thigenfalls für diese Fürstenthümer „zu verwenden"; damit war …land die Möglichkeit gegeben, sich, so oft es ihm genehm war, in …eren Angelegenheiten des türkischen Reichs zu mischen und aus …ingeräumten Recht der Fürsprache ein wirkliches Schutzrecht zu …, das die Oberherrschaft der Pforte auf Nichts zurückführen konnte. … einen geheimen Artikel endlich verpflichtete sich die Pforte vier und …halbe Millionen Rubel als Entschädigung für die Kriegskosten zu ….

So weit theilte die Kaiserin in der Freude ihres Herzens die Be…ungen des Friedens jubelnd den Großen ihres Hofs und schriftlich … den begünstigten Gubernatoren der Provinzen mit. So dem Grafen …ne in Riga.*) Der Vertrag enthielt aber außerdem auch noch zwei …l — den 7. und den 14. —, die in den Augen der Kaiserin so …deutend waren, daß sie es gar nicht der Mühe werth achtete ihrer in … jubelnden Mittheilungen zu gedenken, und doch erhielten gerade … beiden Artikel, durch die mehr als gewagte Art, in der man sie aus…wollte, eine Bedeutung, die unabsehbar weit über die Wichtigkeit … sonst bestehenden Verträge hinausging.

Der erste der beiden erwähnten Artikel — der siebente — besagt …lich wörtlich: „Die hohe Pforte verspricht vollständigen Schutz der …lichen Religion und deren Kirchen; sie erlaubt auch den Ministern … russisch-kaiserlichen Hofs bei jedem Anlaß der Pforte Vorstellungen zu …chen, zu Gunsten der unten im Artikel 14 erwähnten Kirche

*) Barteniew a. a. O. III. 261.

zu Constantinopel, nicht minder als zu Gunsten Derjenigen, d
dieselbe bedienen, und verspricht diese Vorstellungen mit Aufmerks
anzunehmen, als von einer Person herrührend, die bei einer benachb
aufrichtig befreundeten Macht in Ansehen steht."

Der 14. Artikel giebt dann Auskunft darüber, was für eine
in Constantinopel es war, zu deren Gunsten der russische Gesandte
stellungen machen durfte; nämlich: „der höchste Hof von Rußland
derselben Weise wie die anderen Mächte (a norma delle altre pote
abgesehen von der Hauskirche (im Gesandtschafts-Palast) das Recht
eine in Galata, in der Straße Bei-Oglu, zu erbauen, welche Kirche
öffentliche sein und eine russisch-griechische heißen, auch stets unter
Schutze des Ministers dieses Reichs erhalten werden und von jeder
lästigung oder Unbill (oltraggio) frei bleiben soll."

In unseren Tagen hat die russische Regierung bekanntlich beh
durch den Vertrag von Kutschuk-Kainardschi — also durch diese bei
tikel, da die Urkunde keine anderen verwandten Inhalts enthält —
ihr ein Schutzrecht über die griechische Kirche in ihrer Gesammtheit —
Corporation — über alle Glaubens-Verwandte der griechisch-rechtgläub
Kirche im ganzen türkischen Reich eingeräumt worden. Schon der ein
Wortlaut dieser Artikel zeigt, wie vollkommen unbegründet die Beh
tung war; außerdem aber enthält die Reihe von Artikeln, in welchen
Bewohnern der Moldau und Walachei, der griechischen Inseln, Geor
und Mingreliens die freie Uebung der christlichen Religion zugesichert
einen Nachsatz, der ihr geradezu widerspricht, indem er erklärt: „Da
die besagten Völkerschaften der hohen Pforte unterworfen sind, hat R
land sich in diese Angelegenheiten fernerhin nicht zu mischen" (non de
più intramettersi in quegli affari).

Das Seltsamste ist wohl, daß ein großer Theil der europäi
Diplomatie — namentlich die englische — um die Mitte unseres J
hunderts — die von Seiten der russischen erhobene Behauptung
ließ, und so wenig an dem zu Kutschuk-Kainardschi erworbenen S
recht zweifelte, als die Kaiserin Katherina gedacht hatte, daß die ver
nicht der Mittheilung werth geachteten Artikel je in so umfassendem S
gedeutet werden könnten.

So hatte denn die Kaiserin Katherina einen bedenklichen Krieg,
sehr ungelegen gekommen war, und sie sehr schlecht vorbereitet getroff
hatte, siegreich beendet und mit Vortheil. Sie hatte dem russischen Re
den Weg in das Schwarze Meer eröffnet und dessen Grenzen nach Weste
beträchtlich erweitert, neue, werthvolle Provinzen erworben.

Sie hatte ferner einen Aufstand zu Boden geschlagen, den der Ad

Digitized by Google

die Geistlichkeit nach der Wendung, die er sehr bald nahm, nicht
[illegible] zu fürchten hatten, als sie selbst.

Die Kaiserin hatte viel, und nicht ganz ohne Erfolg, für Erziehung
[illegible] allgemeine Bildung gethan. Trotz der erschwerenden politischen Ver-
[illegible]ungen waren — außer einigen Prachtbauten, die man sich vielleicht
[illegible] ersparen können — auch mancherlei Werke von wirklichem Nutzen
[illegible]führt oder doch angefangen worden, und ein neues und großes Ver-
[illegible] erwarb sich Katherina im Jahr 1775 dadurch um Rußland, daß
[illegible] die innere Verwaltung des Reichs besser und zweckmäßiger ordnete als
[illegible]er.

Wie ungenügend Peter der Große die innere Verwaltung geordnet
[illegible], dessen ist bereits gedacht worden. Seine Nachfolger aber hatten
[illegible] Werk in dieser Beziehung nicht vollendet oder auch nur weiter geführt;
[illegible]atten es im Gegentheil in solcher Weise gestört und zerstört, daß in
[illegible] altrussischen Landen eigentlich jede geregelte Verwaltung aufgehört
[illegible]. Peter der Große hatte alle Entscheidungen in Handels-Angelegen-
[illegible] den Magistraten der Städte überwiesen, und diese standen sämmt-
[illegible] unter einem „Ober-Magistrat", der, den Ministerien gleichgestellt, eben
[illegible] unmittelbar vom Senat abhing. Menschikow hob diese Behörde
[illegible] als er Rußland beherrschte, und unterwarf Städte und Kaufmann-
[illegible] der Willkür der Woyewoden. Ebenso wurden, um die Kosten zu
[illegible], die niederen Gerichte aufgehoben und auch die besonderen, vom
[illegible]mer-Collegium abhängigen Finanz-Beamten wurden, als überflüssig,
[illegible]schafft. Auf diese Weise war dann allerdings die Verwaltung des
[illegible]eren auf das äußerste vereinfacht; in dem Grade, daß es in den Pro-
[illegible]en thatsächlich kein Gesetz und keine Regel gab, als die Willkür der
[illegible]ernatore und Woyewoden, von deren Entscheidung Alles und Jedes
[illegible]ng. Die Autorität dieser Herren, die meist ältere Offiziere der Armee
[illegible]n und keine andere Schule durchgemacht hatten, als die des Militär-
[illegible]stes, umfaßte ohne Unterschied Landes-Polizei, Finanz-Verwaltung,
[illegible]inal- und Civil-Justiz und Handelsrechtspflege, ohne daß irgend eine
[illegible]gelte fortlaufende Controle möglich gewesen wäre.

Die Zahl der Gubernien war zur Zeit — abgesehen von den zuletzt
[illegible]erbenen weiß-russischen Provinzen — allerdings auf zwanzig vermehrt;
[illegible] war kaum das eine oder andere von den acht ursprünglichen groß-
[illegible]ssischen Gubernien getheilt worden. Die neu gewonnenen Landstriche,
[illegible]elen (Wiborg), Ehstland, Liefland und die Ansiedelungen im Süden
[illegible]en-Rußland), sowie Klein-Rußland und das Land der donischen Kosacken
[illegible]ten im Wesentlichen die ursprüngliche Zahl vermehrt.

Wie wenig solche Einrichtungen dem Zwecke entsprachen, das hatte
[illegible] ganz besonders während des Aufstandes unter Pugatschew gezeigt, und
[illegible]therina säumte nicht länger, eine durchdachte und systematisch geordnete
[illegible]ovinzial-Organisation an die Stelle dieses formlosen Zustandes zu setzen.

Digitized by Google

Auch gelang ihr dieses Werk, da sie einen verständigen und r
Staatsmann, den Gubernator von Nowgorod, Johann Jakob v. S
dabei zu Rathe zog.

Das ganze Reich wurde in eine größere Anzahl Gubernien ein
deren jedes drei- bis viermal hunderttausend Einwohner haben
acht bis zehn Kreise von dreißig- bis vierzigtausend Einwohnern z
sollte. Rechtspflege, Verwaltung und Finanzen wurden getrennt.
Gubernator, an eine bestimmte Instruction gebunden, wurde auf die
liche Verwaltung beschränkt. Eine, Kameralhof genannte, von dem
Collegium abhängige Behörde war in jedem Gubernium mit der Er
und Verwaltung der Steuern beauftragt. In jedem wurde ein Cri
und Civil-Gerichtshof, in den Kreisen Kreisgerichte eingerichtet, un
diesen Tribunalen, die unabhängig vom Gubernator, nur dem
Collegium verantwortlich waren, sollten die Appellationen an den
gehen. Den Kreisgerichten, vor die eigentlich nur die Prozesse des
gehörten, wurden die städtischen Magistrate gleichgestellt. Außerdem
es in jedem Kreise noch ein Nieder-Gericht, das die Rechtshänd
Domainen-Bauern zu schlichten hatte — und ein mit der Landpoliz
auftragtes Niederlandgericht. Außerdem bestanden im Gubernium
Gewissens-Gericht, mit Vergleichsverfahren, ein Collegium der allgem
Fürsorge, unter dem die Wohlthätigkeits-Anstalten standen u. s. w.
oder drei Gubernien bildeten einen größeren Verband, an dessen
ein Statthalter als überwachende Behörde stand. Der Titel dieses Wür
trägers gab Veranlassung, die Gesammtheit dieser Anordnungen als
Statthalterschafts-Verfassung zu bezeichnen.

In diesen wohlgeordneten Organismus sollte nun aber auch
ein neues Element eingreifen, das nicht zu der Beamten-Schaar der
gehörte. Es ist bereits erwähnt worden, daß Peter III., wie man
sagen kann, den russischen Adel emancipirt, daß er ihn von der unbe
ten Verpflichtung, dem Dienst des Landesherrn zu leben, befreit
Das war eine tief greifende Veränderung, obgleich sie ein Paar Men
alter über keineswegs dafür erkannt wurde. Der russische Adel war
durch aus einer privilegirten Ministerialen- und Diener-Schaar ein
licher, selbständiger Stand im Staat geworden. Diesen Umstand w
der Liefländer Sievers benützen, dem natürlich dabei die Verfassung s
engeren Heimatlandes vorschwebte.

Dort, in den baltischen Provinzen — Ehstland, Liefland — w
Verwaltung und Rechtspflege unter einem kaiserlichen Gubernator,
lich vollständig dem Lande selbst überlassen. Nur die Finanz-Verwal
war in den Händen kaiserlicher Beamten. Die alten Hansestädte stan
von ihren gewählten Magistraten regiert, gleich mittelalterlichen St
Republiken unter russischer Oberherrschaft da. Der Adel bildete in
dieser Provinzen eine geschlossene Corporation, die „Ritterschaft" —

Digitized by Google

t, zum Landtage vereinigt, unter dem Vorsitz des Ritterschafts-Haupt-ms in Ehstland, des Landmarschalls in Liefland, innerhalb gewisser nzen, und so weit es unter einer Selbstherrschaft möglich war, eine ßende Gewalt. Namentlich blieb es dem Adel selbst überlassen, die ältnisse zwischen Herren und Bauern gesetzlich zu regeln; auch war fugt, gemeinnützliche Anstalten, Schulen, Credit-Anstalten u. dgl. aus er Machtvollkommenheit zu gründen, sich selbst zu deren Behuf zu ern u. s. w. — Die Verwaltungs-Beamten auf dem flachen Lande, Präsidenten und Beisitzer der verschiedenen Gerichtshöfe, unter denen Land mit Ausnahme jener alten, bevorzugten Städte stand, wurden der Ritterschaft durch Wahl aus ihrer eigenen Mitte ernannt, und diese Aemter, die sie zu vergeben hatte, waren Ehren-Aemter; es war Sold damit verbunden.

Etwas Aehnliches wollte Sievers nun in Rußland schaffen; das schien aus Rücksicht auf die verhältnißmäßig sehr geringen Finanzkräfte Reichs geboten, bei der unerläßlich gewordenen Vermehrung der Be-ten.

Auch in jeder Provinz des eigentlichen Rußlands sollte der Adel eine zu Recht bestehende und als solche anerkannte Gesammtheit, nicht eigentlich eine Corporation bilden; oder, wenn man sie so will, eine offene Corporation — als Gegensatz zu einer geschlosse- Es bedurfte nicht einer förmlichen Aufnahme, um zu dieser Gesammt- zu gehören; jeder Edelmann wurde von selbst, durch den Erwerb von ndeigenthum in der Provinz, Mitglied derselben. Die Theilnahme der örtlichen Regierung, die Rechte, die überhaupt dem Adel eingeräumt den, waren natürlich viel kärglicher bemessen, als in den Ostsee-vinzen. An der Spitze des Adels stand nunmehr in jedem Gubernium Adels-Marschall, und in den Kreisen Kreis-Adelsmarschälle; aber der durfte diese seine Führer nicht frei wählen, wie in Ehst- und Lief-; er war nur befugt für jede eröffnete Stelle dieser Art drei Candi-n vorzuschlagen, aus denen die Regierung dann einen dazu ernannte. n so verhielt es sich auch in Beziehung auf alle anderen Aemter, die Adel, der neuen Verfassung zufolge, je auf drei Jahre zu vergeben , namentlich auf die Beisitzer der Kreis- und Gubernial-Gerichtshöfe, er aus seiner Mitte zu erwählen hatte.

Wie wenig die Kaiserin einen Begriff von der Bedeutung eines an-nnten Rechts hatte, das bewies sie von neuem, indem sie diese Statt-terschafts-Verfassung nun auch, der Gleichförmigkeit zu Liebe, auf die see-Provinzen selbst anwendete, denen sie entnommen war, deren ver-gtes und anerkanntes Recht sie aber nur mit sehr wesentlichen Ein-änkungen wieder gab. Daß sie dazu nicht befugt sei, wagte niemand zu sagen. Sie hätte eine solche Bemerkung ohne Zweifel vollkommen

Digitized by Google

widersinnig gefunden und im höchsten Grade übel genommen, Russen ihrer Umgebung hätten sich durch eine solche Bemerku geradezu empört gefühlt, denn daß der deutsche Adel dieser P Rechte haben sollte, die ihnen selber versagt blieben, das war ein der sie verletzte.

Im eigentlichen Rußland wirkte diese Verfassung unverkennb thätig, nur führte die Theilnahme des Adels an der Verwaltu ohne Einschränkung die erwarteten Folgen herbei. Das hatte seinen darin, daß dem Adel selbst der Sinn für eine solche Theilnahme a lichen Wesen fehlte, daß er überhaupt in anderen Vorstellungen l die Ritterschaft der Ostsee-Provinzen. Dort, in Lief- und Ehstland die „Landesposten", wie man sie zum Unterschied von den Anst im Dienst der Krone nannte, allgemein geachtet, und wer dazu wurde, sah in seiner Ernennung den Beweis eines ehrenden Ve seiner Standesgenossen. Der vornehme und reiche russische Adel wußte sich eine selbständige Bedeutung außerhalb des Hofkreises g zu denken. Viele der Herren, die zu diesem Kreise gehörten, wär gern Mitglieder eines Reichsraths nach dem Vorbild des schwedis wesen, um Macht und Reichthum des Landes unmittelbar zu eige fügung zu haben, alle suchten in Ermangelung solcher Rechte du unmittelbare persönliche Gunst des Landesherrn empor zu kommen. vom Hof, ohne weiteren Lohn oder Aussichten unscheinbare Pflich üben —: das verschmähten sie natürlich. Dem nur allzu zahl kleinen, wenig bemittelten, zum Theil armen Landadel dagegen, Herrendienst bei kärglichem Lohn und geringer Aussicht je zu den Stellen zu gelangen, immer nur als eine schwere Last empfunden dem verhalf auch der Freibrief Peters III. nicht zu einem höher wußtsein. Er entnahm nichts daraus, als daß er einer lästige pflichtung enthoben sei, namentlich auch der, etwas zu lernen. irgend etwas zu lernen, und wenn es auch nur der Mechanism Militair-Dienstes war oder der einer Kanzlei, dazu zwang ihn sei des Großen Zeit der kaiserliche Dienst. Er fiel zum Theil in Unbildung zurück, versank in den alten, stupiden Müßiggang, ohne Beschäftigung, als seine wenigen Leibeigenen auf das äußerste auszu war unzufrieden damit, daß ihm immer häufiger der eine oder der von diesen wenigen als Rekrut genommen wurde, haßte die Fremden alle Neuerungen, die dieses Unheil der Rekrutirung herbeigeführt und fand Gesinnungsgenossen an den mißvergnügten Klosterbrüder Die strebsameren unter diesen Landedelleuten, die sich etwas zut suchten natürlich nach wie vor ihr Fortkommen im Dienst der Kro Landesposten waren sehr gering geachtet, sie wurden von jedem angesehenen Mann gemieden, und diese Ehrenämter fielen in Folge großentheils ziemlich verkommenen Subjecten vom kleinen Adel zu,

Digitized by Google

keineswegs weniger käuflich oder unredlich erwiesen, als die schlech- kaiserlichen Beamten.

Den Provinzial-Adel durch die neue Organisation des Reichs zu zu einer nützlichen und veredelnden Thätigkeit zu veranlassen, wie es im Sinn hatte, das war nicht gelungen. Es wurden sogar neue nungen nöthig, um ihn wieder zum Staatsdienst zu zwingen und Vollkommenheit zu entreißen, der er besonders in den entfernteren zen ganz zu verfallen drohte. Zehn Jahre später (1785) verfügte rina in einem neuen, die Rechte des Adels feststellenden Document, mand, der nicht im kaiserlichen Dienst wenigstens den Rang eines Offiziers erworben habe, bei den Wahlen, die der Adel vorzunehmen immberechtigt oder vollends wählbar sein sollte, und noch etwas wurde eine Verordnung nöthig geachtet, der zufolge eine Familie, drei Generationen nacheinander dem Staatsdienst fremd geblieben den Adel verlor.

Daß diese Reform der Verwaltung war Katherinas Regierung über- nicht nur glänzend, sondern, trotz aller Mängel und Schattenseiten, wohlthätig für Rußland und mächtig fördernd, das kann nicht gestellt werden. Und dennoch, trotz aller hier erwähnten glän- Erfolge nach außen und mancher weisen Maßregel im Innern, blieb sie in hohem Grade unbeliebt; jeder Anschlag gegen sie durfte in den aristokratischen Aspirationen der Großen, in der Un- wissenheit, deren Mittelpunkt die Klöster waren, in dem Alt-Russenthum, allgemeinen Verstimmung eine bereite Unterstützung finden und müssen es wiederholen — sie wurde stets von neuem daran erinnert, daß sich selbst zu erhalten immerdar die eigentliche, unmittelbare der Selbstherrschaft blieb; daß sie persönlich insbesondere, von feindlichen Elementen umgeben, ihre Sorgfalt vorzugsweise darauf ver- men müsse, sich selbst auf dem Thron und im Besitz der Macht zu halten.

Einzelne Erscheinungen wie die, daß der Dichter Knäshnin in seinem verschollenen Trauerspiel „Wadim" dem Helden einige gewagte Alexan- drinen in den Mund legte, in denen die „Selbstherrschaft" als immerdar unheilvoll bezeichnet wird, als das, was Fürsten zu Tyrannen macht —: Einzelnheiten sind kaum der Erwähnung werth, obgleich der Dichter im Uebrigen ziemlich lahme Declamation im Gefängniß büßte. An- aber kündigte sich als gefährlicher an. So die allgemeine Gährung, sich selbst in Petersburg kundgab als (im Jahr 1771) der Großfürst Paul bedeutend erkrankte. Geflissentlich wurde der Verdacht verbreitet, er von seiner Mutter vergiftet, dann, als die Krankheit sich in die Länge zog, was nicht an Vergiftung glauben ließ, ging das Gerücht, er werde von der Kaiserin als Staatsgefangener in strenger Haft gehalten, und hin und wieder äußerten sich Stimmen, es sei Zeit „die Fremde" vom Thron

zu stoßen, um den rechtmäßigen und rechtgläubigen Kaiser Paul Pe
darauf zu erheben. Offiziere und Soldaten der Garde klagten,
keine Aufforderung erhielten, den Großfürsten zu befreien, obgl
bereit seien. *)

Kaum ein Jahr später wurde im Preobrashenskischen Garde-R
eine Verschwörung entdeckt, die einen Anschlag gegen das Leben der
beabsichtigte. Vier Offiziere wurden mit Verbannung nach Sibi
straft.

Während dann, unmittelbar nachher, Rußland und seine Kaise
furchtbaren Aufstand Pugatschews zu bekämpfen hatten, entspann sich
Katherina insbesondere an ihrem eigenen Hof auch noch eine Intri
ihr sehr gefährlich werden konnte, über die wir aber wohl nie vollst
Aufschluß erhalten werden, — da die Kaiserin sich diesmal mehr
sonst aufgefordert fühlen mußte, ein ärgerliches Aufsehen zu meid
Alles in der Stille zu unterdrücken oder beizulegen.

Der Großfürst Paul stand seiner Mutter scheu und eingesch
gegenüber und obgleich jetzt mündig und vermählt, hätte er aus
Bewegung wohl schwerlich je daran gedacht, sich gegen die Kaise
erheben und sein Recht zu fordern. Aber seine erste Gemahlin, die
zessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, in der griechischen Kirch
am russischen Hof die Großfürstin Natalia Alexejewna genannt,
Fürstin von entschlossenem Charakter, scheint nicht frei von E
gewesen zu sein und berechnet zu haben, daß bei den wenig vorgerü
Jahren der Kaiserin die Aussicht auf den Thron für sie selbst und
Gemahl eine sehr entfernte sei. Sie beherrschte ihren Gemahl bal
bedingt und unter dem Einfluß solcher Stimmungen, wie damals in
land herrschend waren, findet ein Sinn wie der ihrige leicht Rath
und Gehülfen. Besonders schloß sich der Großfürstin der Graf A
Kirillowitsch Rasumowsky an — ein Sohn des Hetmans, und unzufr
weil man seinem Vater diese Würde genommen hatte. Fremde Diplo
erlauben sich ihn als den Verehrer der Großfürstin zu bezeichnen.**)
anderer, vielleicht gefährlicherer Rathgeber war ein Herr v. Saldern
holsteinischer Anhänger des Hauses Holstein-Gotorp, der viel vom
teurer an sich hatte. Er war eine Zeit lang in russischen Diensten
therinas Gesandter in Polen gewesen. Dem Dekabristen Von-Wisi
folge, der sich dabei aber nur auf die Familien-Ueberlieferung be
wären auch die beiden Panins, der Kanzler und der Feldmarschall,
und Peter Iwanowitsch im Einverständniß gewesen und vor allen
Fürstin Daschkow. Es wäre auch diesmal wieder, wie früher, darauf
gesehen gewesen, ein oligarchisches Regiment nach schwedischem Vo

*) Raumers Beiträge IV. 402.
**) Ebendaselbst V. 371, 383.

Digitized by Google

richten — und der Großfürst Paul hätte sogar schriftlich seine Einwilligung dazu gegeben.

Nicht weiter erwiesen ist das Alles natürlich sehr unsicher und zum Theil sogar unwahrscheinlich. Es ist namentlich kaum zu glauben, daß der vorsichtige Nikita Panin sich zu der Zeit sehr tief in solche Dinge eingelassen haben sollte, wenn er auch darum gewußt haben könnte. Doch läßt sich auch in keiner Weise feststellen, wer eigentlich dem großfürstlichen Paar verbündet war, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß Leute von Bedeutung darunter waren. Ein vertrauter Secretair des Kanzlers, Namens Bakunin, der selbst zum Bunde gehörte, fand es seinem Vortheil entsprechend, die Kaiserin durch Gregor Orlow von Allem in Kenntniß setzen zu lassen.

Katherina beschied ihren Sohn vor sich (Februar 1774) und wußte ihn in ihrem Zorn moralisch in solcher Weise zu vernichten, daß er sich in zitternder Demuth unterwarf — gestand — um Verzeihung bat — und die Liste seiner Vertrauten auslieferte. Die Kaiserin warf sie in das Feuer, ohne sie anzusehen; sie wollte, ihren Grundsätzen getreu, auch diesmal nicht officiell wissen, was ihr ohnehin durch Bakunin bekannt war; nicht genöthigt sein gefährliche Verfolgungen einzuleiten.*)

Saldern hielt es gerathen, von der politischen Schaubühne zu verschwinden und sich mit seinen übel erworbenen Reichthümern nach Holstein zurückzuziehen. Die Großfürstin Natalie aber entsagte ihren Plänen nicht, wenn ihr auch ihr Gemahl für den Augenblick erschreckt und gebrochen sein mochte. In ihren Papieren sollen sich nach ihrem Tode die Beweise gefunden haben.

So unheimlich waren die Verhältnisse am Hof in der Schwebe als Katherina (Ende 1774) beschloß, sich nach Moskau zu begeben, um von dort aus die Statthalterschafts-Verfassung zu veröffentlichen, um dort mit überschwenglicher Pracht den mit der Pforte geschlossenen Frieden zu feiern. Der treuer Sievers, der wohl wußte, welche Stimmung in der alten Hauptstadt herrschte, widerrieth die Reise. Die Kaiserin unternahm sie dennoch und mußte dann erleben, daß der zahlreiche kleine Adel und überhaupt die Bevölkerung Moskaus sie mit einer Gleichgültigkeit empfing, die Abneigung voraussetzte und zu gleicher Zeit ihrem Sohn, wo er sich sehen ließ, in der geräuschvollsten Weise huldigte, obgleich hellsehende Männer schon damals Pauls geistige Aehnlichkeit mit seinem unglücklichen Vater gewahr wurden und von seiner haltungslosen Zerfahrenheit eine böse Zukunft erwarteten.

Das Mittel, zu dem Katherina griff, um die Gefahren zu beschwören, die von dieser Seite drohen konnten, entsprach dem Geist der Zeit und ihrer Regierung. Sie suchte ihren Sohn dem Einfluß seiner Gemahlin

*) Raumers Beiträge V. 34. — Von-Wisin 50—52.

zu entziehen, indem sie ihm unter der Hand Verdacht in Bezieh
die eheliche Treue der Großfürstin einflößen ließ und seine Eifersu
machte. Die Großfürstin starb bald darauf (1775) unmittelbar n
Geburt eines todten Kindes und böser Wille hat auch ihren T
Kaiserin Katherina zur Last legen wollen. Gewiß ohne Grund. Es
ausgemacht, daß ein Fehler im Wuchs der Großfürstin Ursach
Todes war.

Der Großfürst Paul erholte sich zwar im Lauf der Zeit wi
soweit von seinem anfänglichen Schrecken, daß er seinen Unmuth
zürnenden Worten laut werden ließ, aber er erhob sich doch niemal
zu bestimmten Plänen gegen seine Mutter, und seine zweite Gemah
Prinzessin Marie von Württemberg, weit entfernt, sich gleich de
auf gefährliche Pläne des Ehrgeizes einzulassen, suchte und wußte
mäßigen.

Dennoch aber wurden die Erinnerung an diese Umtriebe, de
wohn, mit dem die Kaiserin Katherina fort und fort ihren Sohn
tete, die Furcht, die ihr nicht sowohl seine Persönlichkeit als sei
einflößte, die Grundlage der schrankenlosen Macht, die ein neuer
ling, der nachherige Fürst Potemkin über sie und über Rußland ü
an sein Ende.

Digitized by Google

Achtes Capitel.

herinas Regierung unter Potemkins Einfluß; — großartige Pläne Constantinopel zu erobern und ein griechisches Reich herzustellen.
hebung der Kosacken-Verfassung; — Einführung der Leibeigenschaft in Klein-Rußland.
erinas Bündniß mit Joseph II.; — ihr Triumphzug nach Kiow und Cherson; — erwerfung der Krimm; — Rußlands Krieg mit der Türkei und Schweden; — Friedensschlüsse zu Werelä und zu Jassy.

Die zweite Hälfte der Regierung Katherinas sollte unter dem Einfluß r Günstlinge und anderer Vertrauten, wenn sie auch in dem äußeren ung der Begebenheiten den Anschein einer gewissen Aehnlichkeit mit der en Hälfte bewahrte, doch in Beziehung auf die bestimmenden Motive Handlungen einen wesentlich anderen Charakter annehmen. Als Karina die Regierung antrat, hatte sie eine Politik friedlichen Glanzes im m, zu der auch Panin rieth; auch der Herrschaft in Polen hätte sie gern in friedlicher Weise bemächtigt. Nur die Gewalt der Umstände sie in unerwünschte Kriege hinein.

Jetzt nahm ihr Ehrgeiz eine andere Wendung; wir sehen sie auf altsame Eroberungen bedacht in das Maßlose gehen, die Initiative reifen und absichtlich von Weitem her neue Kriege herbeiführen. Und, das unter einer weiblichen Regierung öfter vorgekommen ist, war diese ndelung auch diesmal durch die intimesten persönlichen Verhältnisse ingt.

Es wäre hier nicht am Ort, die Armseligkeiten aller Hofintriguen im zelnen zu erzählen. Nur im Allgemeinen dürfen wir daran erinnern, ß Katherina, der brutalen Tyrannei Gregor Orlows müde, das Joch zuschütteln suchte, und sich doch nur mit Mühe davon befreite. Sie ndete ihn zur Zeit der Pest sehr gegen seinen Willen nach Moskau und ne zahlreichen Feinde verbargen kaum die Hoffnung, daß er nicht wiederten werde. Die Kaiserin suchte ihn fern zu halten, als er zurück kam, aber suchte das Feld zu behaupten und wollte nicht weichen, obgleich sich in ihrer persönlichen Gunst durch einen unbedeutenden jungen rdeoffizier Namens Wassiltschikow abgelöst sah.

Da sich Katherina der Nullität dieses jungen Mannes nach einiger

Digitized by Google

Zeit schämte, wußte der vielbesprochene General Gregor Alexandr
Potemkin der Kaiserin schon seit den Tagen ihrer Kämpfe mit ihre
mahl bekannt, den günstigen Augenblick wahrzunehmen und sich
gewaltsamer Weise in die lang ersehnte Stellung ihres erklärten u
erkannten Günstlings vorzudrängen. Auch ihm suchten die Orlo
Herrschaft über die Kaiserin und über Rußland noch eine Zeit lang
zu machen, aber sie mußten endlich weichen und zogen sich nach de
Hauptstadt des Reichs zurück, die immer noch die National-Hauptst
Hauptstadt des Alt-Russenthums geblieben war und der Zufluchtso
derer, die Gründe hatten den Hof zu meiden.

Vieles tritt in diesem Treiben charakteristisch für Zeit und O
vor. Als Gregor Orlow die gefährliche Reise nach Moskau a
mußte, hofften, wie gesagt, sehr Viele, er werde nicht wiederkehren,
man ihn gesund und wohlbehalten wiedersah und befürchten mußt
er die verlorene Stellung in der Gunst der Kaiserin wieder ge
könne, wußte mancher gewiegte Mann seine Verstimmung nicht
bergen. Der ausgezeichnete deutsche Arzt Namens Tode, dem
Moskau gegen die Pest zweckmäßig getroffenen Anstalten eigentlic
schreiben waren, blieb nicht nur unbelohnt, sondern konnte lange Ze
einmal Schadenersatz für seine verlorene Garderobe erhalten und
am Ende seine Verwunderung darüber aussprach, soll ihm einer de
natoren durch die trockene Bemerkung: „Ja! warum haben Sie den
lebend zurückgebracht!" das Räthsel gelöst haben. — Dann, als
Orlow sich in Moskau vermählt hatte, war im Senat ganz ernsth
Rede davon, daß man die Ehe als eine frevelhafte trennen und bei
gefallenen Günstling und seine Frau, in Strafklöster sperren müsse,
in verbotenem Grade miteinander verwandt seien. Die Kaiserin, die
ehemaligen Freund wie zum Trost und Abschied den Fürstentitel ver
hatte, war empört über diesen Beschluß und hieß ihn aufheben.
dieses Schutzes aber, der ihm zu Theil wurde, endete Gregor Orlow
Jahre später (1783) sehr unglücklich. Er starb im Wahnsinn, eine
die Ueberlieferung will, nicht natürlichen Todes. Auch eine der r
haften Begebenheiten, die nie vollständig aufgeklärt worden sind.

Ueber Potemkin aber, den Fürsten der Finsterniß, wie er späte
seinen Namen anspielend genannt wurde, lebte die sonst so scharf se
Kaiserin Katherina in der seltsamsten Täuschung. Er war der
eines unbedeutenden smolenskischen, als Major verabschiedeten Edelm
und trug einen Namen, den die Geschichte Rußlands bis dahin nich
nannt hatte; ein Mann von sehr zweifelhaften Fähigkeiten, sehr unwi
und in der That durch nichts ausgezeichnet als durch eine maßlose
vollkommen gewissenlose Selbstsucht; durch ein unermeßliches Verla
nach rohem, verschwenderischem Lebensgenuß und die ruchlose Energie,
der er die Zwecke seiner Selbstsucht verfolgte. Zu dem Lebensgenuß

Digitized by Google

tte aber für ihn vor allem die Befugniß, eine schrankenlose Willkür-rschaft zu üben, und diejenigen, die ihm huldigten, mit Füßen treten können, so gut wie diejenigen, die sich widersetzen wollten.

Die Kaiserin aber, die in weiblicher Weise und in dem Bewußtsein er unberechtigten Stellung das Bedürfniß eines energischen Schutzes pfand, sah in dem Mann, dessen fast riesenhafter Gliederbau ein tita-ches Wesen anzukündigen schien, wirklich etwas ganz Außerordentliches d glaubte ihn selbst den größten Aufgaben gewachsen. So behauptete Potemkin im Besitz der Herrschaft, selbst als er sich unter dem Vor-nd andauernder Kränklichkeit ihrer intimesten Gunst wieder entzogen allerhand hübsche, unbedeutende junge Leute vorgeschoben hatte, die, er nach dem Anderen, mit Reichthümern überschüttet wurden.

Potemkin wußte das Mißtrauen, mit dem die Kaiserin ihren Sohn achtete, zu steigern und beständig wach zu erhalten. Er ließ sie glauben, sie beständig von Gefahren umgeben sei; daß nur Er sie schützen e, besonders aber, daß nur Er allein sie auch unter allen Bedingungen e schützen wollen. — Auf der anderen Seite schmeichelte er ihrer eit mehr noch als ihrem Ehrgeiz durch Pläne von abenteuerlicher tigkeit, durch phantastische Bilder von Ruhm und Größe, die er spiegelte. So zeigte er der Kaiserin die Eroberung von Constan-el, die Vertreibung der Türken aus Europa, die Gründung eines ischen Reichs am Bosporus, nicht etwa als Triumphe, die in Zukunft al zu hoffen seien, sondern als Dinge, die unmittelbar schon in den sten Jahren erreicht werden könnten und sollten.

Der Gedanke im Allgemeinen war nicht eigentlich Potemkins Eigen-m. Schon der Feldmarschall Münnich hatte die Kaiserin Katherina Constantinopel als das nothwendige Ziel russischen Strebens verwiesen. h hatte damals, was so fern lag in der Zeit wie im Raum, nur nges Interesse erregt. Jetzt schien Alles in die unmittelbarste Nähe ückt; die Kaiserin selbst sollte noch bei ihrem Leben die Krone des neuen chischen Reichs tragen; da ergriff sie den Gedanken mit Feuereifer. bst dadurch, daß kein besonnener Staatsmann auf diese Ideen und ine eingehen wollte, wuchs Potemkin in ihren Augen; seine Zuversicht ob ihn weit über die alltägliche Mittelmäßigkeit der Anderen.

Der älteste Enkel der Kaiserin erhielt den Namen Alexander, der ite den nicht minder bedeutsamen Constantin. Dieser sollte dereinst griechische Krone von seiner Großmutter erben. Man ließ es sich, in er Weise, die an Uebertreibung grenzte, angelegen sein Vorbedeutungen machen oder aller Welt die großartigen Pläne anzukündigen, mit denen an sich trug. Der junge Prinz wurde nicht nach russisch-griechischem itus getauft, sondern nach dem etwas abweichenden orientalisch-griechischen, ie er in den Kirchen seines künftigen Reichs üblich war; man dachte aran, eine Griechin als Amme für ihn herbeizuschaffen und da das nicht

Digitized by Google

gelingen wollte, wählte man wenigstens eine Amme, die Helene hieß. Zu Griechen wurden seine Spielgefährten und er lernte das Neugriechi gewissermaßen als Muttersprache.

Katherinas Gefühl der Unsicherheit, der Schutz, den Potemkin i sprach und die weiten Aussichten, die er ihrem Ehrgeiz eröffnete —: dar beruhte der Zauber, den er übte. Eines aber ist dabei wohl geeignet i in Verwunderung zu setzen, nämlich, daß weder die Kaiserin noch Potem zu ermessen wußten, wie wenig die wirkliche Macht, über die das damal Rußland verfügen konnte, ausreichte, so riesenhaften Plänen gegenüber. Daß Potemkin das nicht zu beurtheilen wußte, läßt sich allenfalls erklä denn er war ein unwissender Mann, dem alle Elemente einer politis Berechnung fehlten und nichts weniger als ein Denker. Aber wie kon Katherina sich darüber täuschen, die ernstere Studien gemacht und zu Zeit bereits eine vielfache Erfahrung erworben hatte! Wie konnte es entgehen, daß namentlich die verhältnißmäßig sehr schwachen Finanz des Reichs am wenigsten reichen würden, besonders da noch dazu da nichts weniger als gut Haus gehalten wurde!

Man verließ sich leichtsinnig auf den Zauber der Banknoten-P und dadurch ist in Rußland wie in manchem anderen Lande unsäglic Unheil angerichtet worden.

Dies Unheil stand aber nicht allein; ja es ist überhaupt nicht eine selbständige Erscheinung zu betrachten, sondern als Eine aus ei ganzen Reihe nothwendiger Folgen des verfrühten Strebens, für Ru eine Weltrolle von solcher Tragweite und Bedeutung in Anspruch zu n men, ehe seine Macht im Innern gehörig entwickelt oder zu einer e sprechenden Reife gediehen war. Der Umstand, daß die Kräfte des Rei fortan fast ausschließlich darauf verwendet werden mußten, die auswärti Politik zu unterstützen, daß für Entwickelung der Intelligenz und Indust wenn überhaupt irgend etwas, doch nur wenig, so zu sagen nebensächl geschehen konnte, daß an die nothwendigsten Reformen gar nicht geda werden konnte —: das Alles hat dem russischen Reich nicht einen so sic baren, greifbaren Schaden gethan, als die Ueberschwemmung mit eine unfundirten, zum Voraus der Entwerthung verfallenen Papiergeld, d Sache nach aber einen gewiß nicht geringeren, vielleicht größeren. Ind Rußland auf die um sich greifende Politik Potemkins einging, begann seine Zukunft gleichsam zum Voraus auszugeben und zwar nach eine Maßstab, der zu dem wirklichen Gewinn, der erreicht werden konnte u schließlich erreicht wurde, in gar keinem Verhältniß stand. Die Ue aber, die daraus hervorgingen, haben fortgewirkt bis auf die neueste Z herab. Da in solcher Weise immer von neuem die Keime einer künftig Macht aufgeopfert wurden, um eine gegenwärtige hervorzuzaubern, die üb die wirklich vorhandenen Mittel hinausging, wurde der wirkliche Fortschri des Reichs gelähmt und aufgehalten, und selbst die gegenwärtige Mach

Digitized by Google

deren Bewußtsein man sich gefiel, blieb zum Theil Schein, dem das ſen nicht durchaus entsprach. Als später für Rußland die Nothwen- keit eintrat, an den gewaltigen Kämpfen um das Geschick Gesammt- ropas Antheil zu nehmen, war dann seine Macht nicht gesammelt, ist und auf den entscheidenden Augenblick aufgespart — wie beispiels- se die Macht Preußens durch Friedrich Wilhelm I. —; seine Zukunft vielmehr bereits durch eine sehr bedeutende Last beschwert und vielfach pflichtet, die innere Entwickelung war zurückgeblieben, die Finanz-Zustände ren erschüttert. Es wurden immer neue fieberhafte Anstrengungen noth- dig, die stets weit über das Maß dessen hinaus gingen, was die genwart wirklich vermochte, stets von neuem die innere Entwickelung mten und die Zukunft weiter und weiter hinaus verpflichteten und brauchten.

Daß die Schülerin Montesquieus und Beccarias ihre früheren, ūternen Versuche, die Fesseln der Leibeigenschaft in Rußland zu lösen zu erleichtern, unter dem Einfluß eines Mannes wie Potemkin nicht ..te, versteht sich von selbst. Dergleichen lag jetzt weit hinter ihr, Beachtung nicht werth; ihr Geist war auf Anderes und scheinbar ..es gerichtet.

So wurde denn das Schicksal Klein-Rußlands in dieser zweiten ..te der Regierung Katherinas sogar in einem gerade entgegengesetzten ..n entschieden.

Daß die Ukraine auch unter der Kaiserin Elisabeth eigentlich nur .. eine Personal-Union mit dem alten moskowitischen Reich in Ver- ..ung stand und seine selbständige kriegerische Verfassung behalten hatte, ..eich die Stelle eines Hetmans, nachdem Apostol gestorben war, unbe- ..blieb und die Angelegenheiten Klein-Rußlands nicht mehr dem Colle- .. der auswärtigen Angelegenheiten, sondern dem Senat überwiesen ..en, dessen ist bereits gedacht worden. Zur Zeit, als Alexey Grig. ..umowsky auf der Höhe der Gunst stand, bewarben sich die klein- ..ischen Kosacken stets von neuem um die Erlaubniß, dem alten Brauch ..äß und wie ihre Verfassung bestimmte, wieder aus ihrer Mitte einen ..man wählen zu dürfen. Das konnte vielerlei Bedenken haben, doch, ..uf der Fürsprache Rasumowskys, wurde die Bitte endlich gewährt. Durch ..erliche Gnade wurden im Herbst (16. Oct.) 1749 die Angelegenheiten .. Ukraine wieder aus dem Senat an das Collegium der auswärtigen ..gelegenheiten verwiesen, das alte Verhältniß also ganz wieder hergestellt ..d zugleich gestattete Elisabeth den Kosacken ihren Hetman ganz frei unter .. Ihrigen zu wählen. Die vollkommenste Freiheit der Wahl wurde ..währt, zugleich aber den Kosacken in allerdeutlichster Weise begreiflich ..macht, daß ihre Wahl unmöglich auf jemand anders, als auf den jün-

Digitized by Google

geren Rasumowsky, Kirilla Grigoriewitsch fallen könne. Der wurde i
auch unter dem Jubel der Kosacken einstimmig und feierlich mit der
verehrten Hetmanswürde bekleidet, so wenig seine Hand geeignet
mochte, den Streitkolben zu führen.

Ganz ungetrübt jedoch dauerte die Freude der Kosacken nur so l
als die Rasumowskys keine mächtigen Nebenbuhler am Hof hatten.
die Schuwalows mehr und mehr emporkamen, wurde die Kaiserin (
1756) durch den in so manche schlechte Händel verwickelten Teplow da
aufmerksam gemacht, wie viele Vortheile dem russischen Reich durch
Sonderstellung der Ukraine entgingen — und wie schon früher ein
wurde auch jetzt wieder eine mögliche Gleichstellung des Kosackenlandes
dem alten moskowitischen Reich zunächst dadurch eingeleitet, daß es wi
unter die Autorität des Senats gestellt wurde.

Unter Katherinas Regierung nahmen die Dinge dann sehr bald
entschiednere Wendung. Im Anfang zwar stand der Hetman in
Gunst am Hof der neuen Kaiserin, zu deren Erhöhung er nicht
beigetragen hatte, aber er baute zu sehr auf ihre Gunst, schlug sein
dienst zu hoch an und verlangte dafür einen unmöglichen Lohn: die erbl
Fürstenwürde in der Ukraine unter russischer Oberhoheit. Dadurch
anlaßte er eine Veränderung der Verfassung des Landes, die der Re
rung genehm, den Kosacken aber sehr unerwünscht war.

Bald nach dem Regierungs-Antritt Katherinas (1764) reiste näm
Kirilla Rasumowsky in die Ukraine, um dort seines Amtes zu wal
und sofort ging — ohne Zweifel durch ihn selbst veranlaßt — i
Versammlung der Obersten und Aeltesten die Rede, die Hetmans
müsse im Geschlecht der Rasumowskys erblich gemacht werden; es wu
sogar im Namen der gesammten Ukraine eine Bittschrift an die Kaise
entworfen, in der diese Neuerung erbeten wurde; man berief sich da
als Beispiel, auf Juriy Chmelnitzky, der seinem Heldenvater Bogdan
der Hetmanswürde gefolgt war, ohne zu bedenken, daß dies einzige B
spiel, das sich anführen ließ, auf die Gegenwart nicht recht passen wol
da Kirilla Rasumowsky die Gelegenheit, sich als Held zu bewähren, we
gefunden noch selbst gesucht hatte. Aber viele der höheren Offiziere
gerten sich die Bittschrift zu unterschreiben, es kam darüber zu geräu
vollen Händeln und Streit in der Versammlung selbst, und vergebe
sandte Rasumowsky Agenten im Lande umher, um Unterschriften zu sa
meln; die herrschende Unordnung griff immer weiter um sich.

In kaum begreiflicher Zuversicht that Rasumowsky endlich den v
kommen taktlosen Schritt, die Kaiserin selbst, in eigenem Namen, um
erbliche Hetmanswürde zu bitten. Katherinas einfache Antwort bestan
darin, daß Rasumowsky aus der Ukraine abgerufen wurde an den Ho
er scheint aber in eigenthümlicher Verblendung nicht sofort begriffen z
haben was das bedeuten wolle, denn er zeigte sich sehr überrascht, als

Digitized by Google

nn am Hof sehr ungnädig empfangen und im Namen der Kaiserin ar ausdrücklich aufgefordert wurde, um seine Entlassung als Hetman zukommen. Trotz alles Widerstrebens mußte er das auch thun und mit den neuen Reichthümern, durch die er dafür belohnt wurde, für Verlust jeder wirklichen Bedeutung in Staat und Leben trösten. Die manswürde aber blieb unbesetzt und mit der Selbständigkeit der aine und ihrer eigenthümlichen Verfassung ging es unwiderbringlich zu Ende.

Die Kaiserin bedeutete ihren vertrauten Staats-Secretair Alsuwiew, Unordnung in Kleinrußland müsse ein Ende gemacht, für den Gu-rator des Landes eine geheime Instruction entworfen werden; es sei wendig, die Militär- und Civilgewalt — „souverainement confon- dans cette province“ — zu trennen; und auch dem üblen Um-d, daß Kleinrußland den Finanzen des Gesammtreichs keinen Gewinn ge, vielmehr noch eines Zuschusses aus Großrußland bedürfe, müsse holfen werden.*)

Daß sie durch das Recht beschränkt oder gebunden sein könnte, daß die bestehende Verfassung der Kosacken, auf die Bedingungen, unter sie sich dem russischen Reich angeschlossen hatten, Rücksicht zu habe, daran dachte Katherina nicht im Entferntesten. Sie fühlte der Ukraine wie den baltischen Provinzen gegenüber vollkommen un-nden.

In die beiden Gubernien Kiow und Kleinrußland getheilt, wurde die aine so ziemlich allen anderen Provinzen des Reichs gleichgestellt. Die theilung in Regimenter, die ganze herkömmliche kriegerische Verfassung Landes blieb nur in Beziehung auf Wehrhaftigkeit und Krieg bestehen; ganze Civilverwaltung ging auf kaiserliche Behörden über. So ver-n die Kosacken ihre politischen und behielten nur ihre persönlichen, gerlichen Rechte; sie waren fortan nicht mehr, wie bis dahin, ein be-deres Volk im russischen Staatsverband, sie bildeten nur noch einen nderen Stand in zwei Provinzen.

Und selbst die persönlichen, bürgerlichen Rechte blieben weder den ntlichen Kosacken noch den freien, nicht zur Kriegergemeine gehörigen uern, die unter ihnen lebten, ganz ungeschmälert. Katherina belehrte Staats-Secretair Alsuwiew, man müsse ermitteln, welche Rechte den saden wirklich gebührten, welche andere sie sich blos angemaßt hätten. mit war hinreichend angedeutet, daß alles herkömmliche Gewohnheits-ht, das nicht ausdrücklich verbrieft war, aufgehoben werden solle, und bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in einem Gemeinwesen, wie s der Kosacken war, das ungeschriebene Gewohnheitsrecht und Herkommen rade die wichtigsten Beziehungen umfassen mußte. Schriftlich geordnet

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, II. 467—470.

Digitized by Google

war überhaupt nur das Verhältniß zu dem russischen Reich, das eig ein internationales genannt werden mußte — das aber als verjäh gesehen werden sollte. Das ganze innere Leben des kleinrussischen war fast ausschließlich durch Gewohnheitsrecht geregelt, und sobal als bloßer Mißbrauch nicht mehr geachtet werden sollte, war das F weiter Ausdehnung frei für alle Anordnungen, die zweckmäßig g werden mochten. — Auch meinte die Kaiserin schon damals, daß „Umherschweifen" — das heißt der Freizügigkeit — der Bauern Ukraine gesteuert werden müsse.

Die bis dahin einflußreichsten Familien Kleinrußlands suchte dadurch über die Vergangenheit zu beruhigen und für die Zukun gewinnen, daß sie aus ihrem Nationalleben, aus ihrer heimatliche deutung heraus an den Hof berufen wurden; daß ihnen die K hier die glänzendste Laufbahn eröffnete. Am Hof begegnen wir den Kosackennamen Sakrewsky, Gudowitsch, Besborodko, Kotschubey erster Reihe.

Später fand dann die Kaiserin Katherina noch ein anderes M diese Herren und überhaupt alle größeren Grundbesitzer in der U mit der Gegenwart zu versöhnen. Sie verfügte (1783), gerade wie Godùnow in Großrußland gethan hatte, daß alle Bauern in Kle land, dort, wo sie sich in dem Augenblick gerade befanden, für imm den Boden gebunden, dem Grundherrn, dessen Land sie eben bauten immer unterthan und botmäßig sein sollten. — Manchen der Herre man begünstigen wollte, wurde die Gelegenheit geboten die Umstände ganz besonders zu benützen. Sie waren zum Voraus benachrichtig dem, was bevorstand — suchten, durch günstige Bedingungen, d stellten, so viele der bis dahin freien Bauern auf ihren Grund und B zu locken als möglich — und behielten diese Leute dann als Leibe — Es waren fast anderthalb Millionen freie Menschen, die durch Verfügungen der philosophischen Kaiserin mit allen ihren Nachkomme Leibeigenschaft verfielen.

Die Umgestaltung der kleinrussischen Verhältnisse war damit voll

---

Die zwölf ersten Jahre der Herrschaft Potemkins waren vorzugs den Vorbereitungen zu dem Türkenkrieg gewidmet, der mit der Erobe von Constantinopel und der Gründung des griechischen Reichs enden s

So sehr sich auch Katherina in Potemkins phantastischen Pläne fallen mochte, war sie doch besonnen und erfahren genug sich zu s daß Rußland alleinstehend sie nicht durchzuführen vermochte, beson auch, weil es in solchem Unterfangen, wenn es auf sich selbst allein gewiesen blieb, gewiß außer der Türkei auch die eine oder die andere europäischen Großmächte, vielleicht zwei und mehr gegen sich haben wü

Digitized by Google

Es kam also zunächst darauf an, ein zweckmäßiges System von Bündnissen zu bilden. Daß Preußen nicht geneigt war die Last eines unberechenbaren europäischen Kriegs auf sich zu nehmen, um russische Eroberungen an der Donau oder vollends im Mittelländischen Meer möglich zu machen, das wußte man in Petersburg aus Erfahrung; und ebenso hatte man erfahren, mit welchem Erfolg Oesterreich Rußlands kriegerische Unternehmungen an der unteren Donau zu hemmen vermochte.

Durch solche Erfahrungen wurde man natürlich genug darauf geführt, das bisherige Bündniß mit Preußen fallen zu lassen, um sich mit Oesterreich über gemeinschaftliche Eroberungen auf der Balkan-Halbinsel zu verständigen.

Das war unter den obwaltenden Umständen, besonders nachdem Maria Theresia die Augen geschlossen hatte, weder unmöglich noch selbst schwierig. Ihr Nachfolger, Joseph II., hatte, bei vielen schönen Eigenschaften, etwas seltsam Unstätes in seinem Wesen und wurde in seiner auswärtigen Politik fast ausschließlich durch ein regelloses Streben nach Vergrößerung seiner Staaten bestimmt. Seine Pläne gingen wechselnd nach allen Seiten hin, wie und wo sich eine Gelegenheit zu bieten schien. Ein Lieblingsgedanke, der immer wiederkehrte, war freilich Bayern in einer oder anderer Weise zu gewinnen und mit Oesterreichs „Erbstaaten“ zu vereinigen. Gerade diesen Plan aber hatte Preußen eben (1778) durchkreuzt, und erbittert wie er war, suchte Kaiser Joseph eine nähere Verbindung mit Rußland, in der Hoffnung, mit Rußlands Hülfe Preußen demüthigen zu können. Er beauftragte seinen Gesandten in Petersburg, den Grafen Cobenzl, „weder Geld noch Mühe zu sparen“, um Rußland von Preußen zu trennen und die alte Freundschaft zwischen den beiden Kaiserhöfen herzustellen.

Der russische Hof kam ihm sehr gern entgegen; Katherina reiste unter dem Vorwand, die neu erworbenen Provinzen zu besuchen, nach Mohilew; in Folge einer Einladung traf der Kaiser Joseph dort mit ihr zusammen, und folgte ihr sogar — nachdem er Moskau besucht hatte — an den Sitz ihrer Herrschaft, nach Petersburg.

Hier aber war dann, unter überschwenglichen Freundschafts-Bezeigungen, unter Festlichkeiten, in denen der russische Hof einen Glanz und eine Pracht entfaltete, die er eigentlich nicht bestreiten konnte, von ganz anderen Dingen die Rede, als von einer Demüthigung Preußens; von Dingen, die mit der früheren Politik Kaiser Josephs in geradem Widerspruch standen, auf die sein beweglicher Geist aber sofort einging. Wenige Jahre vorher (1777) hatte Oesterreich das bestehende Bündniß mit Frankreich in der Weise zu erweitern gesucht, daß beide Mächte sich verpflichtet hätten, die Türkei zu schützen und den Fortschritten Rußlands im Südosten Europas Schranken zu setzen —; dann, als Katherina (1779) den Frieden zu Teschen zwischen Oesterreich und Preußen vermittelte, in dem Oesterreich

seine Anschläge auf Bayern für den Augenblick fallen ließ, suchte Kai
Joseph sie dadurch in sein Interesse zu ziehen, daß er sich erbot, alle B
sitzungen Rußlands und alle seine Verträge mit der Pforte zu verbürg
und für den Fall, daß diese Verträge von Seiten der Türkei gebroch
würden, dieser Macht den Krieg zu erklären —: jetzt endlich ergriff
mit Freuden die Aussicht, gemeinschaftlich mit Rußland Eroberungen a
Kosten der Pforte zu machen.

Er und die Kaiserin ergingen sich in Plänen, die auch wieder in d
Phantastische ausschweiften. Im Einzelnen ist nicht bekannt geworden, w
zwischen ihnen besprochen wurde; wir wissen nur — und zwar durch Kai
Joseph selbst — daß Katherina nicht nur den Eintausch der bayerisch
Lande gegen Belgien, den der Kaiser jetzt im Sinn hatte, zu begünstig
versprach, sondern sehr viel mehr, nichts Geringeres als die Wiederh
stellung des alten Zustandes der europäischen Welt, eines östlichen u
eines westlichen Kaiserreichs, in Aussicht stellte. Wenn man ihr gest
sich Constantinopels zu bemächtigen, könne und solle Kaiser Joseph R
und ganz Italien, und damit eine gebietende Stellung in Beziehung a
den gesammten Westen Europas in Besitz nehmen.*)

Doch hatte sich der Kaiser Joseph, wißbegierig, unterrichtet und m
dem Talent der Beobachtung begabt, über die wirklichen Zustände Ru
lands nicht täuschen lassen; er hatte ganz gut gesehen, wie es um d
Macht dieses Reichs stand, was sie vermochte und was nicht. Er ha
sich namentlich überzeugt, daß die vernachlässigte russische Armee in
nichts weniger als glänzenden Verfassung war. — „Die gränzenlose Ve
schwendung des Hofs machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich
bei schimmernder Pracht fehlte in den Cassen oft das Geld zu den drin
gendsten Bedürfnissen.... Die ungeheuere moralische Verderbtheit der
welchen die meiste Gewalt vertraut war, ließ keine wahre Fürsorge f
das Wohl der Unterthanen zu. An redlichen Eifer und Gewissenhaft
keit bei Verwaltung der Geschäfte, an gute Rechtspflege, an Förderung de
Fleiß und Wohlstand war nicht zu denken; jeder suchte nur durch Unte
drückung derer, die unter ihm waren, die Mittel zu erwerben, um di
sich geneigt zu machen, die über ihm standen. Die Unzufriedenheit wa
deshalb auch allgemein, und die Kaiserin, so sehr sie es zu verbergen sucht
zitterte vor deren Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächsten Umgebungen, f
fürchtete sogar ihren eigenen Sohn.... Noch mehr, sie fürchtete selb
den, von welchem allein sie Schutz gegen aller Anderen Unternehmunge
hoffte.“**)

So lautete, was hellsehende auswärtige Staatsmänner jener Ta

*) Dohm I. 415.
**) Derselbe I. 420.

Digitized by Google

n Rußland wußten, so fand auch Kaiser Joseph den Zustand dieses
richs.

Und dennoch konnte nicht allein dieser Kaiser, der die Lage so be-
theilte, sondern — wenn auch vorsichtiger und mit bestimmteren Ein-
ränkungen — auch ein besonnener Staatsmann, wie der Kanzler Fürst
unitz, den gewiß das Phantastische nicht blendete, im Bunde mit Ruß-
nd auf so weitschichtige Pläne eingehen? — Möglicher Weise eben des-
gen! — Dahin deuten wenigstens mittelbar manche Aeußerungen, die
amen, als diese Pläne später Gegenstand einer wirklichen, diplomatischen
erhandlung wurden. — Seitdem die Türken aufgehört hatten gefähr-
zu sein, hatte Oesterreich sie gern zu Nachbarn. Während der Kriege,
Maria Theresia in Deutschland und Italien führte, hatte sich gezeigt,
erwünscht es sei, dort unten an der Donau keinen anderen Nachbarn,
einen ohnmächtigen zu haben, und gewiß wünschte man sich in Wien,
so wenig als zehn Jahre früher, Rußland oder Vasallenstaaten Ruß-
s an seine Stelle. Hätten der Kaiser Joseph und seine Rathgeber
aubt, daß Rußlands Macht der Aufgabe, die Katherina sich stellte,
ich gewachsen sei, dann wäre man aller Wahrscheinlichkeit nach wohl
die gebotene Bundesgenossenschaft nicht eingegangen; so aber, da
n, wie wir aus der diplomatischen Correspondenz jener Tage wissen,
großen Pläne der russischen Kaiserin für luftige und leere Träume
, glaubte man im Bunde mit ihr ohne Gefahr erwünschte Eroberun-
machen zu können; das Reich der Osmannen zu zertrümmern ver-
e Rußland doch nicht, und überhaupt könnten die Erfolge seiner
ffen nicht weiter gehen, als Oesterreich wolle.

Ein wirkliches Bündniß wurde indessen doch, so lange die Kaiserin
aria Theresia lebte, nicht geschlossen, und auch nach ihrem Tode nur
der Form von Briefen, die Katherina und der Kaiser Joseph aus-
chten. Zuerst verpflichtete sich der Kaiser (18. Mai 1781) der russi-
en Kaiserin beizustehen, wenn es nöthig werden sollte die Pforte mit
affengewalt zur Erfüllung aller ihrer Verträge mit Rußland zu zwingen,
ar seine ganze Macht zu Rußlands Beistand aufzubieten, wenn dies
ich in Folge dessen von irgend einer anderen Macht angegriffen würde.

Katherina setzte die Errichtung des griechischen Kaiserthums als un-
eifelhaft voraus, und schreibt in diesem Sinn (am 10./21. Sept. 1782):
sei wünschenswerth, daß es zwischen den drei Kaiserreichen einen von allen
ien auf immer unabhängigen Staat gebe; dieser müsse aus der Walachei,
oldau und Bessarabien, unter dem alten Namen dieser Länder — Dacien —
ter der Herrschaft eines Fürsten griechisch-christlicher Religion — mit
nderen Worten Potemkins — gebildet werden. Unmittelbar für Ruß-
nd verlangte Katherina nur Otschakow und das Land vom Bug bis
um Dniestr, und außerdem eine oder zwei Inseln im Archipel, um Ruß-
ands Handel zu erleichtern und sicher zu stellen. Aber sie zweifelt nicht,

daß der Kaiser ihr seine Hülfe leihen werde zur Befreiung Europas v den Türken, zur Herstellung des griechischen Kaiserthums für ihren jü geren Enkel Constantin, der natürlich allen Ansprüchen auf Rußland e sagen werde, so daß die Kronen von Rußland und dem Reich der Griec nie auf einem Haupt vereinigt werden könnten.

Der Krimm gedachte die Kaiserin gar nicht; sie betrachtete die Ha insel bereits als ihr Eigenthum.

Kaiser Josephs Antwort (vom 13. Oct. 1782) ist merkwürdig du das was sie verschweigt, wie durch das was sie enthält; merkwürdig, sich darin viel diplomatische Gewandtheit und die regellose, nach al Seiten zugleich strebende Ländergier des Kaisers zeigt. — Otschakow, Land bis zum Dniestr, und die Inseln im Archipel, das Alles könne ke Schwierigkeiten machen, meinte der Kaiser. Was die Gründung d dacischen und des griechischen Reichs anbetreffe, so könne darüber nur Glück der Waffen entscheiden (les événements de la guerre seuls pourront décider) — und in diesen Worten war deutlich genug a gesprochen, daß Oesterreich sich nicht verpflichte, dafür auf das äußerste kämpfen. Der Kaiser fügte nur hinzu, daß er keine Schwierigkeiten heben werde, falls das Glück der russischen Waffen die Ausführung sol Pläne möglich mache — vorausgesetzt jedoch, daß auch seine Wünsche Erfüllung gingen.

Diese aber umfaßten ziemlich viel. Oesterreich verlangte in Moldau Chotim mit seinem Bezirk — zum Schutz von Galizien; — da die sogenannte kleine Walachei bis zur Aluta; an der Donau einen Meilen breiten Landsaum, von der Mündung der Aluta aufwärts, m den Festungen Nicopolis, Widdin, Orsowa und Belgrad auf dem rech Ufer des Stroms; ferner alles Land westlich einer möglichst geraden Li von Belgrad nach dem Golf von Drina am Adriatischen Meer — al das westliche Serbien, das türkische Kroatien, ganz Bosnien, Dalmatie zur Zeit der Republik Venedig unterthan — die Republik Ragusa, all diesen Angelegenheiten eben so fremd wie Venedig — die Boche di Catar einen Theil des Arnauten-Landes mit der Hauptstadt Scutari, das Geb der Montenegriner und den Golf von Drina — und endlich außerdem — was wohl die kühnste aller Forderungen war — das gesammte Gebi der Republik Venedig auf dem Festlande Ober-Italiens mit allen da gehörigen Inseln (et enfin toutes les possessions de la terre ferm Venitienne avec les îles y appartenantes). — Allerdings ein wünschens werther Besitz, der die Herzogthümer Mailand und Mantua, zur Ze vereinzeltes österreichisches Gebiet in Mitten der Lombardei, mit den alten österreichischen Erbstaaten in Verbindung gebracht hätte. Diese Forderungen zu begründen, berief sich Kaiser Joseph auf das, was Katherina im per sönlichen Verkehr über Italien geäußert hatte (je puis dire que je dois la première idée à différents propos que V. M. J. a bien voulu

Digitized by Google

e tenir au sujet de l'Italie); — um sie zu rechtfertigen fügte er hin: Venedig habe diese Gebiete ohnehin früher, Augenblicke der Schwäche nützend, „seinem Staat" (à mon état) entrissen — wobei er absichtlich österreichischen Staat mit dem deutschen Reich verwechselte und an ssen Stelle setzte. Uebrigens, meinte er, könne die Republik Venedig durch, daß man ihr frühere Besitzungen — die Halbinsel Morea, Candia d andere griechische Inseln — wiedergebe, reichlich entschädigt werden. r allen Dingen aber müsse man sich Frankreichs und Preußens vern, damit Oesterreich freie Hand bekomme.*)

So verfügte Kaiser Joseph über die Gebiete zweier unabhängigen aten, mit denen Oesterreich wie Rußland zur Zeit im Frieden lebte; r davon, die Republik Ragusa, sollte sogar ganz aufhören zu sein und Oesterreich aufgehen. Die Kaiserin Katherina hatte natürlich nichts gen einzuwenden.

Als man sich so weit verständigt hatte, benützte Rußland Zwiespalt Hader, die unter den Tataren herrschten, um sich der Krimm in aller m zu bemächtigen. Der Khan Sachim Girey, von einer feindlichen i vertrieben, wurde mit offener Gewalt wieder eingesetzt — mußte zu Gunsten Rußlands dem Thron entsagen und wurde, anstatt iche Jahrgehalt wirklich zu erhalten, das ihm versprochen war, das Potemkin für sich brauchte, als Gefangener behandelt, so daß er es Ende für ein Glück hielt, auf türkisches Gebiet entfliehen zu können. ging es ihm da auch nicht besser. Unter welchen Schreckensscenen Potemkin die — durch einen vom 4./15. April 1783 datirten, aber erst Juni bekannt gemachten Ukas verfügte — Einverleibung der Krimm das russische Reich in das Werk setzte, wie viele tausende Tataren, besders der Edlen unter ihnen, nicht im offenen Kampf, sondern als Maßl der Landespolizei mit Weib und Kind niedergemetzelt wurden, auf jeder Widerspruch in Schrecken und Graus verstumme —: das braucht nicht wieder im Einzelnen erzählt zu werden. Potemkin soll diese hwendigen Maßregeln angeordnet haben, ohne die Kaiserin um Verltungsbefehle zu fragen; das ist jedenfalls sehr wahrscheinlich. Eine erin, eine Dame kann dergleichen nicht wohl verfügen, und selbst nicht Voraus gutheißen; es ist schicklich und entspricht den Rücksichten, die dem zarteren Geschlecht schuldet, daß ihr solche Verlegenheiten ert werden. Katherina soll auch nachträglich nicht vollständig erfahren en, was vorgefallen war. Um so weniger trifft sie ein Vorwurf desb, daß sie Potemkin, den der Kaiser Joseph bereits zum deutschen Reichsrsten erhoben hatte, durch den Beinamen des Taurischen (Tawritschesky) rte.

Abgesehen von der Art der Ausführung, lag es in der Natur der

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI. 461—465.

Dinge, daß die russische Regierung des letzten unabhängigen Sta jenes Tataren-Volks Herr zu werden suchte, unter dessen Joch einst Rußland geseufzt hatte, dessen Nachbarschaft die südlichen Provinzen Reichs unsicher machen konnte, und immer noch die Verbindung mit Schwarzen Meer erschwerte.

Der Fall der Krimm schreckte übrigens auch die französische R rung aus ihrer theilnamelosen Ruhe. Frankreich war eine Reihe Jahren in den Krieg zu Gunsten der werdenden nordamerikanischen Staaten verwickelt gewesen — wie ihm nun der zu Versailles unterhan Friede freie Hand ließ, suchte das Cabinet Ludwigs XVI. durch U handlungen mit England, Preußen und Sardinien, selbst mit Oester dessen Verbindungen mit Rußland ihm unbekannt gewesen sein mü einen mächtigen Bund gegen die Kaiserin Katherina zusammen zu brin nicht sowohl um einen europäischen Krieg herbeizuführen, als viel um einem solchen vorzubeugen, Rußland durch das bloße Dasein e solchen Bündnisses in Schranken zu halten, und Frankreichs alten bündeten, die Pforte, durch friedliche Maßregeln der Diplomatie zu sch Es war der letzte Versuch, den Frankreich vor seiner großen Revolu von 1789 machte, sein Ansehen in der internationalen Politik noch mal zur Geltung zu bringen; er erwies sich aber vollkommen ohnmä und bewirkte weiter nichts, als daß Frankreich erst von Oesterreich später auch von Rußland auf Aegypten, als seinen möglichen Antheil der türkischen Beute, verwiesen wurde. Charakteristisch für die Ze aber, daß Kaiser Joseph gerathen fand, die Ausführung des großen Pla bis auf die Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen zu verschieben

Zu den Vorbereitungen im Innern Rußlands gehörte für Poten auch, daß der ihm verhaßte, friedliebende Anhänger des Bündnisses Preußen, Graf Nikita Iwan. Panin, ganz von den Geschäften entf wurde. Nachdem das Bündniß mit Oesterreich beschlossen war, schien das fast von selbst zu verstehen; Potemkin bediente sich dazu aber noch jenes zweideutigen Bakunins, dessen schon gedacht wurde. Ein ei thümliches Ereigniß kam ihm dabei zu Hülfe. Der Großfürst Paul seine zweite Gemahlin hatten erst um die Erlaubniß gebeten, eine R in die Fremde zu unternehmen, und wollten sie dann nicht antreten, ihnen Erlaubniß und Mittel dazu gewährt wurden. Sie mußten d gezwungen werden. Das sollte Panin, der ehemalige Erzieher des Gr fürsten, bewirkt haben; er sollte den Verdacht des Großfürsten erweckt, i zugeflüstert haben, es sei darauf abgesehen, ihn nicht wieder in das Heim land zurückkehren zu lassen, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Der Großfürst mußte auf Reisen gehen, Panin wurde in kränkender W verabschiedet (20. Sept. 1781) und starb kaum zwei Jahre später.*)

*) Raumers Beiträge V. 521.

Digitized by Google

So wurde Katherina gleich den Kaiserinnen Anna und Elisabeth ort und fort von dem Gefühl der eigenen Unsicherheit beherrscht, und n dem Bewußtsein, daß eine gewaltsame Revolution immerdar möglich i; ihr Sohn, der Großfürst, aber, von dem Bewußtsein, daß bei dem ngeregelten, unbestimmten Staatsrecht Rußlands, bei dem mangelhaften chtsbewußtsein in den höheren Ständen, seine Ausschließung von der hronfolge und ein schweres Geschick nicht unmöglich sei; daß seine Zu-ift nicht von einem unantastbar feststehenden Recht, sondern von den ständen, von Willkür und Gewalt abhängen werde.

Im Uebrigen benahm sich Potemkin in Allem, was die Zurüstungen dem großen Unternehmen betraf, in vollkommen widersinniger Weise. e Aufgabe war Heer und Flotte zu gehöriger Tüchtigkeit heran zu en — und in den neu erworbenen fruchtbaren Wüsteneien im Süden, dem auch die Zaparoger Kosacken ausgewandert waren auf türkisches iet, wenn sie auch in den wenigen Jahren nicht bevölkert und angebaut en konnten, doch einige Stützpunkte und einige Hülfsquellen für die sführung zu schaffen; endlich nahe der Mündung des Dnieprs ffswerfte und ein Arsenal einzurichten, aus denen eine russische Flotte Schwarzen Meer hervorgehen konnte.

Das Letztere geschah; Cherson wurde am Dniepr gegründet und eine e Inschrift über einem der Thore dieser Stadt verkündete, wie bekannt, der Weg, der von hier aus ging, nach Constantinopel führe. — In ziehung auf die Fortschritte des Anbaues der Landstriche, welche die atthalterschaft Neu-Rußland bildeten, suchte bekanntlich der Statthalter temkin die Kaiserin während ihrer berühmten Reise, oder ihres Triumph-es nach Kiow und von dort den Dniepr hinab nach Cherson und nach Krimm, in der abenteuerlichsten Weise zu täuschen — durch schnell geführte Dörfer in der Nähe, deren angebliche Bewohner mit ihren hheerden aus der Ferne herbeigetrieben waren, während der Nächte s einem dieser Dörfer zu einem anderen weiter stromabwärts eilen sten, um da von neuem ihre Rolle zu spielen und schließlich, wenn Kaiserin vorüber war, in der öden Steppe dem Elend preisgegeben den; — durch Theater-Decorationen endlich, die in der Ferne aufgestellt, iter landeinwärts gelegene Dörfer vorstellten, und was des Blendwerks hr war. Wurde die Kaiserin durch diesen Frevel wirklich getäuscht, so r das ein Beweis, wie fremd ihr die Bedingungen des wirklichen Lebens worden waren; wie hätte sie sonst glauben können, daß eine unbewohnte üste in kaum zehn Jahren in ein blühendes Culturland umgewandelt n konnte; daß hier ein Feenmärchen zur Wahrheit geworden sei! — aß sie sich in der Täuschung, in diesem glänzenden Schein von uner-eßlichem Reichthum und alles überbietender Macht gar sehr gefiel, ist wiß; gab sie doch selbst dem immerdar Geldes bedürftigen König Sta-islaus Poniatowski die nöthigen Summen, damit er nach Kaniew, an

Digitized by Google

das Ufer des Dnieprs, kommen konnte, ihr persönlich seine Huldigung Füßen zu legen.

Doch fehlten dem glänzenden Bilde auch die Schatten nicht Katherina war, während sie so im Bewußtsein der Macht und in Hoffnung neuer Erfolge schwelgte, nicht frei von den Sorgen, die sie jedem Schritt begleiteten. Zwar, daß in ihrem weiten Reich über Hungersnoth, Verzweiflung und leidenschaftliche Unzufriedenheit herrscht während ihr Hof und Potemkin am Dniepr eine Verschwendung trie die wohl eine frevelhafte genannt werden darf —: das hat sie mögli Weise nicht ganz der Wahrheit gemäß erfahren. Dagegen hatte sie no wendig gefunden, ihre beiden Enkel, die Großfürsten Alexander und C stantin mitzunehmen auf diese Reise nach dem Süden; angeblich großmütterlicher Zärtlichkeit, in Wahrheit auf Potemkins Rath, gewi maßen als Bürgen dafür, daß ihr Sohn sich nicht während ihrer wesenheit an die Spitze irgend einer unzufriedenen Partei stelle. glaubte sich die Möglichkeit wahren zu müssen, ihm in solchem Fall ei anderen Thronfolger gegenüber zu stellen, der in ihren Händen wär.

Was bei so weit greifenden Plänen die Hauptsache gewesen wä Heer und Flotte, hatte Potemkin nicht weniger vernachlässigt als a Andere und in immer tieferen Verfall gerathen lassen. Die Gelder, zu ihrer Vermehrung und Ausrüstung bestimmt waren, verschwend Potemkin für persönliche Zwecke, und Blendwerk, das die Kaiserin täus aber niemanden sonst, mußte auch hier die Stelle wirklicher Rüstung vertreten. Kurz, das Benehmen dieses seltsamen Mannes war von d Art, daß man glauben konnte, es sei ihm mit dem griechischen Proj überhaupt nie Ernst gewesen; er habe dies Project nur als Vorwand nützen wollen, um jede beliebige Summe aus dem Reichsschatz entnehm zu können; oder daß diese großartig scheinenden Pläne ihm nur dien sollten, den Geist der Kaiserin zu beschäftigen und zu beherrschen. A dem war nicht so; es war ihm Ernst um die Eroberung von Consta tinopel. Als der bedeutend jüngere Mann hoffte er natürlich die Kaiser zu überleben und nach ihrem Tode gab es für ihn, den allgemein ve haßten, in Rußland keine Stellung, die sein Hochmuth erträglich find konnte. Er hoffte während Constantins Minderjährigkeit Regent d griechischen Reichs und jedenfalls souverainer Fürst von Dacien zu sei Daß er dennoch die Werkzeuge, die der Ausführung dieser Pläne dien sollten, elend verkümmern ließ, beweist nur, daß bei ihm das Verlange jedes augenblickliche Gelüst des Hochmuths und der Selbstsucht zu befri digen, alles Andere, sogar seine eigene höher strebende und weiter reichend Selbstsucht beherrschte; daß er schon dadurch zu allen ernsten Dingen u brauchbar war.

---

*) Minerva, 1798, II. 293.

Digitized by Google

Der schlechte Zustand der Armee konnte natürlich dem Kaiser Joseph, auch nach Cherson und Krementschuck kam, am allerwenigsten entgehen wurde, wie überhaupt das elende Blendwerk, durch das Katherina täuschen ließ, für ihn der Gegenstand mancher spottenden Bemerkung. Zu zeigen inwiefern es so großen Unternehmungen wirklich gewachsen sah sich aber Rußland in unerwarteter Weise zu ungelegener Zeit gefordert. Die Pforte wartete nicht bis Katherina und Potemkin mit in solcher Weise, man könnte sagen theatralisch betriebenen Rüstungen waren. Ein diplomatischer Zwist war seit dem letzten Frieden zwischen Rußland und der Pforte eigentlich nie abgebrochen; mancherlei Zwischenfälle hatten ihn stets genährt oder von neuem angefacht. So die Ereignisse der Krimm, dann der Umstand, daß der Zar Heraklius von Georgien, die Pforte als ihren Unterthan betrachtete, sich unter russischen Schutz gestellt hatte; ferner das Recht russische Schiffe zu durchsuchen, das die Pforte beanspruchte in den ihr gehörigen Meeren — und zu Allem war gekommen, daß der Hospodar der Moldau, Mawrocordato, nach Rußland entflohen war, daß die Pforte seine Auslieferung forderte und die russische Regierung sie verweigerte. — Nun kehrte der russische Gesandte Bulgakow, im Sommer 1787, aus Cherson, wo auch er sich der Kaiserin vorgestellt hatte, mit gesteigerten Forderungen in Beziehung auf diese noch durch einige neue vermehrten Punkte an die Pforte zurück. Diese gewagten Forderungen wurden aber keineswegs gestellt, um den Krieg herbeizuführen, wie man ihrem Inhalt nach glauben könnte; man überschätzte am russischen Hof den Eindruck, den das Schaugepränge von Reichthum und Macht, in dem man sich gefiel, auswärts machen müsse und glaubte, daß die Pforte, durch Drohungen und brutales Auftreten eingeschüchtert, auch diesmal nachgeben werde.

Als nun die Pforte anstatt dessen durch Gegenforderungen antwortete, vor allem verlangte, daß Rußland der Oberhoheit über Georgien entsagen, den Hospodar Mawrocordato ausliefern und der türkischen Regierung das Recht einräumen solle Schiffe unter seiner Flagge zu durchsuchen; und (August 1787) den Krieg erklärte, da diese Forderungen abgewiesen wurden, erschrak man gar sehr am Hof der Kaiserin Katherina. Zum zweiten Mal sah man sich zu ungelegener Zeit in einen Krieg mit der Pforte verwickelt und diesmal nicht durch die Gewalt der Umstände, sondern durch den eigenen Uebermuth. Man erschrak nicht mit Unrecht, denn es zeigte sich nun, daß die Hülfsmittel des Staats auf leeren Prunk verwendet waren, daß für den Ernst des Krieges so gut wie nichts vorbereitet war und noch dazu zerstörte ein böses Unwetter in der Bucht von Sewastopol einen Theil der sehr unzureichenden Flottille, mit der man gehofft hatte dereinst Constantinopel zu erobern.

Das unter den damaligen Umständen seiner Lage wegen wichtige Kinburn, das die Türken zunächst angriffen, rettete Suworow durch glän-

zende Waffenthaten; Potemkins titanisches Wesen aber schwand sowie Ereignisse wirklich eintraten, auf die er doch gefaßt sein mußte, die er s muthwillig heraufbeschworen hatte. Er verlor Muth und Fassung in Grade, daß er der Kaiserin die kläglichsten Briefe schrieb und in e Weise, die ihn in den Augen jedes besonnenen Mannes verächtlich ma mußte, nur darum bat, ihm persönlich den Kampf mit diesen unerwart Schwierigkeiten zu erlassen. Er wollte den Oberbefehl einem Anderen dem Nächsten — dem Feldmarschall Rumäntzow übergeben — er w alle seine Aemter und Würden, alle Orden und Reichthümer der Kais zu Füßen legen, um sein Leben in Einsamkeit und Vergessenheit zu schließen*) — Es war das Gefühl der eigenen Unfähigkeit, das in erwachte und ihn übermannte, sowie der Lauf der Ereignisse unerwa ernste und große Forderungen an ihn stellte. Er sagt es uns selbst, ind er der Kaiserin versicherte, er fühle wie es um ihn stehe, sie solle glauben und nicht erlauben, daß die öffentlichen Angelegenheiten dar litten. In solchen Augenblicken bricht eben alle Selbsttäuschung zusam und selbst der hochfahrendste Geist lernt sich selbst kennen. Es ist d eine Erscheinung, die öfter vorkömmt im Leben!

Das Seltsamste ist wohl, daß die Kaiserin Katherina auch durch d gänzliche Zusammenbrechen, durch dies haltungslose Jammern Potemk nicht über ihn enttäuscht wurde und ihn auch, während sie ihn mühsa trösten und aufrichten mußte, immer noch für den Mann hielt, der ein großen Geschick gewachsen sei. Potemkin verfiel in seiner Verwirrung a die allerseltsamsten Gedanken. Er fürchtete England und Preußen könnt sich einmischen und da überkam ihn ein Verlangen nach Gerechtigkeit für Polen! Die Gerechtigkeit erfordere, daß der Landstrich zwischen B und Dniestr mit dem Küstenstrich am Meere — wo heut zu Tage Ode liegt — mit Polen vereinigt werde, dadurch werde man den Beistand d Polen gewinnen! — Als ob das damalige Polen irgend etwas vermoch irgend ein Gewicht in die Wagschale gelegt hätte, besonders England u Preußen gegenüber! — Noch dazu fügt Potemkin gleich selbst hinzu, d Polen in die russische Armee aufzunehmen, ihnen irgend eine Autorit anzuvertrauen sei bedenklich, denn es herrsche unter ihnen Leichtfertigk Undisciplinirbarkeit, Zerfahrenheit und meuterischer Sinn.

Die Lage im Allgemeinen wurde auch noch dadurch verwickelt, da der etwas abenteuerliche König von Schweden, Gustav III., den Augenbli günstig wähnte und sich bestimmen ließ, ziemlich ohne eigentliche Veran lassung auch seinerseits einen (1788) Angriffskrieg mit Rußland zu be ginnen. Daß er die Tage Karls XII. und Gustav Adolfs glaubte zurück führen zu können, darin lag ein seltsames Verkennen der gänzlich veränderten Weltlage; indessen, da Rußland gänzlich unvorbereitet war,

*) Ssolowiew 178 u. flgde.

Digitized by Google

te er sich wohl Petersburgs vorübergehend bemächtigen und großes heil über das russische Reich bringen können, wenn das Offizier-Corps schwedischen Armee, das fast ohne Ausnahme aus dem Adel hervorgangen war, nicht die Reichs-Verfassung und die Vorrechte des Adels rch diesen eigenmächtig begonnenen Krieg verletzt geglaubt, sich nicht hrt, nicht die kriegerische Thätigkeit gelähmt und auf eigene Hand mit Feinde Unterhandlungen angeknüpft hätte.

Katherina verlor selbst in dem Augenblick der Gefahr nie die Fassung anders Potemkin im Süden, wo die Verhältnisse sich eigentlich sehr tig gestaltet hatten. Denn auch Oesterreich erklärte (Februar 1788) Pforte den Krieg und griff mit einem Heer, das doppelt so stark war, das russische in den Gang der Ereignisse ein und da an dieser Seite wichtige Belgrad gefährdet schien, wendete sich die Hauptmacht der ken gegen Oesterreich, so daß die russische Hauptarmee unter Potemkin keine feindliche Armee im freien Felde vor sich hatte, überhaupt gar en Feind als die Besatzung von Otschakow, die durch die Umstände schließlich auf die Vertheidigung ihrer Wälle angewiesen war. Dennoch wollte Potemkin in seiner unbesiegbaren Angst alle russischen Truppen aus er Krimm zurückziehen und die Halbinsel aufgeben, um sein 80,000 Mann tarkes Heer, mit dem er nichts zu unternehmen wußte, noch zu verstärken. Die Kaiserin mußte es ausdrücklich untersagen. Unfähig wie sich nur kaum irgend 'ein Mensch an der Spitze einer Armee gezeigt hat, verbrachte Potemkin den besten Theil des Jahrs in vollkommener Unthätigkeit, weil er sich nicht entschließen konnte etwas zu thun und rückte endlich deshalb vor Otschakow, weil die Reste der russischen Flotte die türim Dniepr Liman besiegt hatten und er hoffte die Türken würden Folge dessen erschreckt die Feste verlassen. Als das nicht geschah, kam auch hier wieder zu keinem fördernden Entschluß. Erst am Schluß des hrs (am 16. December), nachdem seine Armee ohne Kampf durch Mangel Krankheiten großentheils zu Grunde gegangen war, der Rest nicht einen einzigen Tag mehr Brod oder Feuerholz hatte und nur durch verzweifelte That gerettet werden konnte, willigte er in die Wagniß es Sturms, der in keiner Weise vorbereitet war. Der Sturm gelang, ährend Potemkin, der gar nicht dabei war, abseits, außerhalb Schußweite, f der Erde sitzend, klagend und jammernd den Beistand des Himmels rief. Als aber die That gelungen war, eilte der gewaltige Mann sofort ch Petersburg, um dort mit dem höchsten militairischen Ehrenzeichen ßlands, dem großen St. Georgen-Orden, geschmückt, hochfahrender als zuvor, als siegreicher Feldherr aufzutreten.

Oesterreich hatte den Krieg mit noch geringerem Glück, ja geradzu glücklich geführt. Im folgenden Jahre (1789) ging es etwas besser; udon eroberte an der Spitze des österreichischen Heeres das wichtige elgrad; Suworow erfocht mit wenigen Truppen, im Verein mit einem

Digitized by Google

österreichischen Heertheil unter dem Prinzen Josias von Coburg glä Siege bei Fokschany und am Rimnik in der Walachei. Aber diese hatten keine Folgen weiter, als die Besetzung eben der Walachei — die Festungen an der Donau — und Potemkin beschränkte sich a Spitze der russischen Hauptarmee darauf zwei feste Plätze, die keinen stand leisteten, Ackiermann und Bender, spät im Herbst in Bes nehmen. So blieb man denn auch am Ende des zweiten Jahres weit von Adrianopel, wo den Träumen zufolge, in denen ma in Petersburg gewiegt hatte, die beiden Kaiser-Heere sich vere sollten.

Inzwischen aber hatte sich eine weit reichende europäische Verwi gebildet, die wenigstens in Wien um so mehr zu denken gab, we Frankreich, das mit sich selbst fieberhaft zu thun hatte, und au Beistand diesmal nicht zu rechnen war. Preußen war es, das im mit England einschreiten, und durch seine drohende Vermittelun Krieg im Süd-Osten Europas Grenzen setzen wollte. Die Einmi dieses Staats hatte aber diesmal einen ganz anderen Sinn und Cha als zur Zeit Friedrichs des Großen. Dieser hatte sich zu seiner Z Sache angenommen, um einem europäischen Krieg vorzubeugen. solcher drohte jetzt gar nicht, wenn ihn nicht etwa Preußen selbst begam denn Oesterreich und Rußland standen sich nicht feindlich gegenüber damals; sie waren verbündet, und Frankreich war auch nicht wie d bereit, die Waffen für Oesterreich zu ergreifen. Die Integrität der war es nicht gewesen, die etwa König Friedrich um ihrer selbst am Herzen gelegen hätte; sie war ihm an sich gleichgültig. Nur nicht ein europäischer Krieg darüber entstand, bestand er darauf, daß land allen Eroberungen an der Donau entsage. Jetzt war es gerad Integrität der Türkei um ihrer selbst willen, als deren Hüter Pr auftrat, weil sein leitender Minister, Graf Hertzberg, sie, gleich dem C Englands, zur Erhaltung des etwas einseitig, ganz mechanisch aufgef „europäischen Gleichgewichts" nöthig achtete. Besonders aber, we glaubte, Preußen dürfe eine Machtvergrößerung des ihm feindlich ge ten Oesterreichs nicht gestatten. Doch gingen seine Pläne nicht so ei wie die Englands blos auf die Erhaltung der Türkei. Wie die Feldhe gefielen sich auch die Diplomaten jener Tage in einer überfeinen Küns keit ihrer Entwürfe, und so knüpfte denn auch Hertzberg an die Interve Preußens ein etwas künstliches System von Ländertausch und Com sationen, in Folge dessen Oesterreich und Rußland auf ihrer bishe Machtstufe stehen bleiben, Preußen aber etwas gewinnen sollte. Schw sollte einen Landstrich in Finnland gewinnen und dafür Schwedisch-Pomm an Preußen abtreten. Vor allem aber ging die Absicht dahin, Da und Thorn zu gewinnen, was allerdings für Preußen sehr wünsch werth war. Polen sollte diese beiden Städte abtreten und dafür ei

Digitized by Google

von Galizien wieder erhalten, während Oesterreich seine Entschädi-
in den türkischen Grenzlanden gefunden hätte.
Dabei rechnete Hertzberg mit Factoren, die ihn täuschten. Er rechnete
die Bestimmbarkeit seines Königs, Friedrich Wilhelms II., der sich
n Bündnissen mit Polen und der Türkei,* und dann zu einem per-
ien Briefwechsel mit Kaiser Josephs Nachfolger, Leopold II., bewegen
Durch die Bündnisse, die Hertzberg nicht gewollt hatte, wurden die
gten Abtretungen von der Zustimmung Polens und der Türkei ab-
, das heißt unmöglich, und im persönlichen Briefwechsel wußte
d die Unterhandlungen mit überlegener Gewandtheit in Bahnen zu
die weit von Preußens Zielen ablenkten.
ertzberg hatte ferner ohne die Eigenthümlichkeiten seiner neuen Bun-
ssen, der Polen, gerechnet. Er wollte sie ganz in das preußische
sse ziehen und hoffte auf ihren Beistand, obgleich ihm jetzt, wie
, daran gelegen sein mußte, daß ihre anarchische Adels-Republik
zu einer gefährlichen Macht erstarke. Er sollte bald gewahr werden
ie Polen zwar nichts dagegen hatten, wenn Preußen Galizien für
obern wollte, daß aber Preußen dies nach ihrer Ansicht ganz auf
e Gefahr zu versuchen und ganz umsonst durchzuführen habe. Der
ische Gesandte in Polen, Marquis Lucchesini, erschien zu Reichenbach
lesien, wo Friedrich Wilhelm II. (im Sommer 1790) sich mit
reich zu verständigen suchte, mit der Nachricht, daß die Polen zwar
eneigt seien, Galizien, wenn auch ohne sonderlichen Dank, aus
ns Händen anzunehmen, aber auch entschlossen, auf Danzig und
nicht zu verzichten.
ndlich hatte Hertzberg auch darauf gezählt, von England und Holland
ssen unterstützt zu werden und sah sich auch darin getäuscht. So-
e Pforte gesichert schien, fühlte sich England nicht weiter berufen,
eußens Interessen und Ansprüche einzutreten. Besonders Rußland
ber ließen die Seemächte, wie man sie nannte, Preußen sehr bald
Der Handel mit Rußland war damals von großer Bedeutung
gland, von viel größerer als jetzt, und so wiederholte sich denn,
h schon zur Zeit des siebenjährigen Kriegs einmal ergeben hatte;
lamentarische Opposition in England und die öffentliche Meinung,
sie sich stützte, widersetzten sich einem Bruch mit Rußland — und
ig sie unter Pitt dem Vater zugelassen hätten, daß England Fried-
m Großen die einzige ausgiebige Hülfe gewährte, die es ihm leisten
nämlich, daß es eine Flotte in die Ostsee sende, so wenig duldeten
jetzt unter Pitt dem Sohn.
Oesterreich wurde allerdings zum Frieden mit der Pforte gezwungen,
s mußte ihn ohnehin fast um jeden Preis wünschen, da Kaiser
s übereilte, absolutistisch-revolutionäre Neuerungen in allen Kron-
n Oesterreichs die gefährlichste Gährung, in den Niederlanden einen

Digitized by Google

offenen Aufstand hervorgerufen hatten. Der Fürst Kaunitz sprach in Brief an den Feldmarschall Herzog Josias von Coburg mit dem g Nachdruck aus, daß der Friede unter diesen Umständen eine unb Nothwendigkeit, ein Krieg mit Preußen gar nicht zu wagen sei.*) doch wußte es Leopold dahin zu bringen, daß Hertzbergs Compens Plan beseitigt und als Grundsatz aufgestellt wurde, daß für alle bet Staaten — auch für Preußen natürlich — der Zustand vor dem maßgebend sein und wieder hergestellt werden solle. Ganz gegen bergs Wunsch und Willen wurde diese neue Grundlage der Unte lungen sogar von Seiten Preußens als Seine Forderung aufgestellt; rich Wilhelm war durch seine persönliche Umgebung, durch Lucchesin den von Oesterreich vollständig getäuschten General-Adjutanten Bi werder dahin gebracht worden, Kaiser Leopold aber durchkreuzte all Hertzbergs und verhinderte die beabsichtigte Vergrößerung Preußens i er an der Donau Eroberungen aufgab, die doch nicht ohne die Fort eines für Oesterreich sehr bedenklichen Krieges zu behaupten waren. wurde dann auf diese Grundlage hin (am 27. Juli 1790) ein B geschlossen, in welchem Oesterreich die Vermittelung Preußens, Eng und Hollands in den Friedens-Unterhandlungen mit der Pforte an Der Friede mit dieser letzteren Macht wurde aber doch erst ein später (4. August 1791) zu Sistowa geschlossen, und Leopold wußt darin doch noch einen kleinen Gewinn auszubedingen, nämlich die Feste Alt-Orsowa an der Donau, die ihm verblieb.

Rußland gegenüber vermochte es Preußen — von England Holland ganz verlassen — nicht einmal dahin zu bringen, daß seine mittelung angenommen wurde. Daß auch Rußland Friede zu sch suchte, und zwar zu irgend leidlichen Bedingungen, verstand sich von nachdem Oesterreich zurückgetreten, die Ausführung der früheren fliegenden Pläne hoffnungslos geworden war. Besonders aber auch Polen sich dem Einfluß Rußlands ganz zu entziehen suchte; weil es wendig geworden war, die gesammte Macht des russischen Reichs un ganze Aufmerksamkeit seiner Regierung dorthin zu wenden. Allein therina hatte es in weiblichem Aerger empörend gefunden, daß ein von Preußen, noch dazu ein König, dem sie im siebenjährigen Krieg verlorene Provinzen zurückgegeben habe, sich unterfangen wollte großen, mächtigen Kaiserreich und dessen bewunderter Kaiserin Gesetze zuschreiben; sie hatte in ihren vertrauten Briefen an Potemkin Pr und England „die beiden Narren" genannt und in trivial-russischer weise mit „toll gewordenen Katern" verglichen. Sie bestand jetzt männlicher Festigkeit darauf, ohne Vermittelung, allein und unmitt sowohl mit Schweden als mit der Türkei zu unterhandeln.

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI. 311.

Digitized by Google

Und es gelang ihr auch zuerst mit Schweden (14. August 1790) zu elä einen Frieden zu schließen, der die Grenzen beider Reiche und haupt alle Verhältnisse ganz so wieder herstellte, wie sie vor dem ge gewesen waren.

Der Türkei gegenüber hatte zwar Potemkins Unfähigkeit die russische Armee in fortwährender Unthätigkeit erhalten, Suworow aber an Spitze einer mäßigen Kriegerschaar Ismail an der Donau erobert, als dann Potemkin nach Petersburg geeilt war, um dort der Kaiserin weltberühmte Fest im Taurischen Palast zu geben und womöglich den n Günstling Subow aus ihrer Nähe zu verdrängen, benützte der t Repnin seine Abwesenheit, um an der Donau, bei Matschin, einen über die Armee des Großveziers zu erfechten, der dann zum Ab- s eines Präliminar-Friedens — zu Galacz, am 11. August 1791 — te. Zwar eilte Potemkin, dem dabei das souveraine Dacien entging, ltig zürnend nach Jassy, wo über den definitiven Frieden unterhandelt de, und wollte den Abschluß verhindern, aber seine Zeit war vorüber, starb an einem Lagerfieber und der Friede wurde endgültig geschlossen.

Die Pforte überließ darin dem russischen Reich die öde Steppe schen dem Bug und Dniestr mit den Trümmern von Otschakow und kannte sich anzuerkennen, was in der Krimm geschehen war. Ein ringfügiger Gewinn! — und theuer erkauft! — Graf Besborodko, der , neben dem Günstling Platon Alexandrowitsch Subow, einer der be- endsten Männer Rußlands wurde, der auch den Frieden zu Jassy ß, berechnete, daß Rußland in diesem Krieg wieder mehr als 400,000 nschen verloren hatte, und die Finanzen des Reichs waren in bedenk- r Weise zerrüttet.

Schon vom ersten Kriegsjahre an (1788) hatte sich die Regierung üht in der Fremde Anlehen aufzunehmen und das war ihr auch weise gelungen; sie hatte in Holland neun Millionen Gulden auf- men können, von denen sie aber nur ungefähr sechs erhielt, da der t theils zur Tilgung einer älteren Schuld, theils zur Deckung der sen in Amsterdam zurückbehalten wurde; — vier Millionen Piaster Genua — vier Millionen Gulden in Florenz und Venedig. Doch nten diese Summen auch unter den damaligen Verhältnissen kaum n mäßigen Theil des Bedürfnisses decken, so schwer ihre Verzinsung n russischen Reich auch fallen mochte.*)

Die hauptsächlichste Hülfsquelle war und blieb die Banknotenpresse, gar sehr mißbraucht wurde. Nach dem ursprünglichen Plan sollten t mehr als für zwanzig Millionen Rubel Banknoten ausgegeben rden; die Regierung räumte jedoch am Schluß des Kriegs unter der nd ein, daß deren für 100 Millionen in Umlauf seien, und in wohl

*) Minerva 1798. III. 163.

Digitized by Google

unterrichteten gesellschaftlichen Kreisen glaubte man zu wissen, da
ausgegebene Masse noch um ein Beträchtliches größer sei.*) Im
auch 100 Millionen — ungefähr das Vierfache einer Jahreseinn
des Reichs — war unter den damaligen Bedingungen schon eine
große Masse. Man denke sich nur einen heutigen Staat mit dem
fachen seiner Jahreseinnahme in unfundirtem Papiergeld mit Zwangs
in Umlauf! — Die Banknoten begannen auch bald im Werth zu s
— doch, da das weite, dünn bevölkerte Land leicht transportirbare W
zeichen mehr als jedes andere bedurfte, vorläufig noch weniger als
erwarten konnte.

Dagegen brachte eine ganz verkehrte Grundlage, von der man
der Ausgabe des Papiergeldes ausging — und von der nur ein sehr
ständiger Mangel an finanzieller Einsicht ausgehen konnte — sehr
auch anderes Unheil in seinem Gefolge. Die Banknoten lauteten nä
nicht auf Gold oder Silber, sondern auf „umlaufende Münze" und dar
wurde Kupfer — Scheidemünze — verstanden. Weshalb die Regie
eigentlich diese seltsame Valuta einführte, ist nie weiter erklärt wor
Geschah es, damit die Inhaber der Banknoten weniger versucht wären
Papiere der Bank zu präsentiren und klingende Münze dafür zu ver
gen, so müßte das Mittel zweckmäßig genannt werden, denn selbst
mäßige Summe von ein paar Hundert Rubeln in Kupfer war nicht an
als auf einem Frachtwagen zu transportiren.

Scheidemünze, Kupfer, das selbst als Handelswaare einen oft w
selnden Werth hat, wurde damit zu der legalen Valuta des Reichs,
dem allgemeinen Werthmaß gemacht. Der Silberrubel sowohl als
Bancorubel sollten den Kupferrubel repräsentiren. Da aber der Werth
Silbers von anderen Bedingungen abhängig ist als der des Kupfers
der des Papiergeldes vom Credit, da überdies der Kupfermünze ein
kürlicher Werth beigelegt war, der — im Vergleich mit Silber —
über den Metallwerth hinausging, konnten diese verschiedenen Zahlun
mittel auf die Länge natürlich nicht in gleicher Geltung erhalten wer
Die großen Handelsplätze halfen sich, indem sie in kaufmännischen
ziehungen eben nicht nach der gesetzlichen Landesvaluta rechneten, sond
Riga nach Silber, Petersburg nach Banco. Im Innern aber entst
— obgleich die Regierung fortwährend Banco und Kupfervaluta für id
tisch nahm, die Steuern in Banco erhob und alle Zahlungen in Ba
leistete, zeitweise und zuletzt, in unserem Jahrhundert, bleibend —
seltsamste Agiotage, die man sich denken kann. Der Goldrubel stand hö
als Silber — Silber in steigender Progression höher als Banco —
das Papiergeld ein paar Mal etwas niedriger, nicht selten etwas hö
als Kupfer, obgleich die Kupfervaluta eigentlich eine imaginäre blieb,

*) Minerva 1797. III. 229.

Digitized by Google

ürlich niemals größere Zahlungen in Kupfer geleistet worden sind. wurde dann im Privatverkehr angenommen, daß eingereichte Rechngen auf Kupfer lauteten, Zahlungen für Lieferungen und dergl. in pfer zu leisten seien, und die Forderungen wurden, je nach dem Course, mehreren Procenten weniger in Papier beglichen. So blieb in größn Transactionen diese imaginäre Kupfervaluta in Geltung, wie eigens die Agiotage zu fördern und zu compliciren, während das wirkliche pfergeld als Scheidemünze im Kleinverkehr al pari mit Banco in Umf war und unverändert blieb. Alle diese Verhältnisse unterlagen nalich dem Wechsel. So lange die Schwankungen nicht übergroß waren nicht allzu plötzlich hereinbrachen, war das Uebel zu ertragen. Später unter Alexander I., sollte es zu einer verderblichen Höhe steigen.

Neuntes Capitel.

Die letzten Zeiten der Republik Polen; — Umtriebe der angeblich patriotischen P[...] — der Reichstag von 1788; — die Verfassung vom 3. Mai 1791; — Widers[...] den sie in Polen und Litthauen hervorruft.

Conföderation zu Targowice; — Einrücken der Russen in Polen; — ihr Sieg [...] Kampf; — der Reichstag zu Grodno und dessen stumme Sitzung; — die zweite T[...]lung Polens.

Katherinas weitere Pläne gegen die Türkei; — Aufstand der Polen; — Mad[...] Kosciuszko; — die Erstürmung von Praga; — letzte Theilung und gänzlicher Un[ter]gang Polens.

Katherinas Krieg mit Persien; — die lateinische Kirche und die Jesuiten in Rußla[nd] — Plan, den Großfürsten von der Thronfolge auszuschließen; — Machtlosigkeit [der] Altrussen; — Beamten-Adel.

In Polen herrschte, wie Friedrich der Große vorhergesehen und [ge]sagt hatte, unmittelbar nach der ersten Theilung (1772) Rußland [eine] Reihe von Jahren ziemlich unumschränkt und ohne in diesem wogend[en] Meer der Unordnung irgend ernstlichen Widerstand zu finden. Da[...] aber, in dem Maße, wie die Gedanken der Kaiserin Katherina sich [vor]wiegend dem Traum von einem griechischen Kaiserthum zuwendeten, wur[de] Polen vom Petersburger Hof einigermaßen vernachlässigt und seine Her[r]schaft im Lande blieb weniger fühlbar. Oesterreich benützte den Ums[tand] und suchte größeren Einfluß in Polen zu gewinnen, was ihm dadur[ch] erleichtert wurde, daß mehrere der namhaftesten Familien des Reic[hs,] namentlich die Fürsten Czartoryski, Sanguszko und Lubomirski, [...] Zweige der Potockis ꝛc., ihre bedeutendsten Güter in dem schönsten [und] fruchtbarsten Theile der polnischen Lande, in dem nunmehr österreichisch[en] Galizien hatten und sich daher abhängig fühlten.

Die polnische Nation aber oder, was dasselbe ist, der polnische A[del] wurde auch durch das Mißgeschick, das die Adelsrepublik betroffen ha[tte,] nicht aus seinem herkömmlichen Dasein aufgeschreckt. Er war und bli[eb] unfähig sich zu ermannen und nach wie vor zeigte sich von sittlich[em] Ernst, von einer redlichen Gesinnung nirgends — nirgends eine Spur. Die dreizehn Ruhejahre, die dem Lande gewährt waren, halfen zu g[ar] nichts; alle Geisteskräfte wurden, wie früher so auch jetzt, auf einen end[...]losen inneren Hader verwendet, auf Intriguen, denen stets persönliche

Digitized by Google

teressen zum Grunde lagen. Selbst die Anschläge, die gegen das Ende er Periode gemacht wurden eine Veränderung der Verfassung herbeiühren und das öffentliche Wesen zu verbessern, hatten zum eigentlichen ed, einer bestimmten Coterie zur bleibenden Herrschaft im Lande zu helfen. Und das war nicht etwa ein Zweck, der nebenher erreicht den sollte —: es war im Gegentheil die Hauptsache. Die Partei, die Namen der patriotischen für sich in Anspruch nahm, war keineswegs r als die königliche oder irgend eine andere. Der freilich schwache ig Stanislaus Poniatowski hatte doch nicht unrecht, als ihm einst gt wurde, es sei Zeit, um die Republik zu retten, alle Polen um den m zu schaaren, verwundert mit einem Vers aus einer französischen gödie, mit den Worten: „connais-tu quelque dieu qui fasse un tel dige?“ zu antworten.

Es würde zu weit führen, wenn wir diese Intriguen hier im Einnen verfolgen wollten, auch sind das unsaubere Bilder, bei denen niend gern verweilt. Doch können diejenigen, die in die Zukunft fortirkten und den endlichen Untergang Polens unmittelbar herbeigeführt aben, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Das Wesen r Zustände, die hier zu Grunde gingen, spricht sich darin nur zu deutich aus.

Die Aufgabe, welche sich die patriotische Partei gestellt hatte, war eine it lang, den König Poniatowski vom Thron zu stoßen, und an der itze dieser Partei standen seine jetzt mit ihm verfeindeten Verwandten, Czartoryskis, oder vielmehr die Damen dieses Hauses. Vor allen die rstin Czartoryska, geborene Gräfin Flemming, Gemahlin des Familienuptes, Fürsten Adam Kasimir. Sie war einst Geliebte des Königs sen, ihm aber untreu geworden, um sich in die Arme des russischen schafters, Fürsten Repnin, zu werfen, den sie finanziell zu Grunde tete. Der sächsische Gesandte, v. Essen, entwirft ein wenig schmeichelhes Bild von ihr. „Sie ist eine von den Damen,“ meldet er seinem f, „die ihre Liebhaber bis auf die Knochen abnagen, und der unter deren auch der Fürst Repnin den Verlust seines Vermögens verdankt, 000 Ducaten Schulden ungerechnet, die er nur in Folge seiner Ausben mit dieser Dame gemacht hat, und welche die Kaiserin so großmüthig gewesen ist für ihren Botschafter zu bezahlen, als sie ihn abrief“ est une de ces dames, qui mange ses amants jusqu'aux os, et à quelle entre autres le prince Repnin doit la perte de sa fortune, ns compter 50,000 ducats de dettes, que l'Impératrice de Russie t la générosité de payer pour son ambassadeur, lorsqu'elle le ppela et qu'il n'avait contractées que pour les dépenses avec cette ame). — Ihr schloß sich mit noch größerem Eifer die Schwägerin an, e Großmarschallin, Fürstin Lubomirska, geborene Czartoryska — Adam asimirs Schwester; auch sie war eine Zeit lang Geliebte des Königs

gewesen, und von ihm verlassen, wurde sie, wie die Zeitgenossen
von dem Verlangen getrieben, ihre verletzte weibliche Eitelkeit an den
getreuen zu rächen. Beide Damen hatten natürlich, außer ihren
wandten, über die sie verfügen konnten, auch sonst einen zahlreichen
hang, zu dem vor allen der Kron-Großgeneral oder Hetmann,
Branicki, und der Kron-Unterfeldherr, Graf Rzewuski, gehörten —,
ein früherer, dieser der gegenwärtige Liebhaber der Fürstin Czartor
berichtet Essen. — Dieser Branicki war übrigens, trotz der Gleichhe
Namens, in keiner Weise mit dem früheren Großgeneral verwandt
sich der Wahl Poniatowskis widersetzt hatte. Er soll eigentlich Br
geheißen und sich den bekannteren Namen, unter dem er Hetman
unberechtigt angemaßt haben; seiner Abkunft nach war er Klein-
— Kosack — im Uebrigen ein roher Gesell und arger Trunkenbold.
gehörten dem Gefolge der zürnenden Damen auch die beiden Sch
Söhne der Fürstin Lubomirska, die beiden Grafen Ignatz und Sta
Potocki an, von denen der erstere Marschall von Litthauen war.
Gräfin Stanislaus zog dann wieder ihren erklärten Liebhaber, den G
Wielhorski, in die Umtriebe dieser Partei, und so zog sich die Kette
längert durch die Adelskreise.

Branickis Schwester dagegen, Fürstin Sapieha, nahm wenig
nicht folgerichtig Antheil an ihren Anschlägen. Von ihr berichtet E
„Sie wurde lange Zeit von dem König Poniatowski unterhalten,
sie immense Summen kostete; endlich schickte er sie fort" — doch
sie sich nicht zu rächen; sie war vielmehr bemüht, wie früh
persönliche Gunst, so jetzt den Einfluß, den sie auf ihren Bruder und
einen Schwarm Landboten vom kleinen Adel übte, dem König zu
kaufen.

Von diesen Verbündeten wurde der König Stanislaus Poniato
so geräuschvoll wie möglich beschuldigt, er habe einen Versuch gemacht
Fürsten Adam Kasimir Czartoryski durch eine übel berüchtigte
Namens Ugramow, vergiften zu lassen. Diese Frau selbst sollte den
absichtigten Frevel der Familie Czartoryski warnend verrathen ha
Der Lärm, der in Folge dieser angeblichen Entdeckung gemacht wurde,
von der Art, daß wohl niemand die unredliche Absicht verkennen kon
Noch ehe irgend etwas erwiesen war, ehe irgend eine Untersuchung
gefunden hatte, ließ der Fürst Czartoryski in allen Orten, die ihm un
than waren, dem Himmel durch ein feierliches Tedeum für seine wun
bare Rettung danken, und alle auswärtigen Regierungen wurden in
Form von dem Verbrechen des Königs und der erfreulichen Rettung
Fürsten benachrichtigt. Zugleich offenbarte sich, daß die zu so edlem
Verbündeten auf den Schutz der österreichischen Regierung rechnen durf
Der Fürst Adam Kasimir konnte denjenigen Mitgliedern der richten
Behörde, die Güter in Galizien hatten, für den Fall, daß das Ergeb

Digitized by Google

Untersuchung nicht den Wünschen entspräche, mit der strafenden Hand [...]rreichs drohen.

Indessen, die Czartoryskis fanden wenig Glauben mit ihrem lauten [...]rei; sie hatten Feinde und auch der König hatte eine Partei. So [...] denn bewirkt, was die Gerechtigkeit allein in Polen nicht bewirken [...]. Die Untersuchung brachte ein unerhörtes Gewebe von Lüge und [...]neid zu Tage, wie es die Welt glücklicher Weise doch nur selten erlebt [...]; es schien sich zu ergeben, daß die Frau Ugramow die Sache ange[...]en habe, um dem Fürsten Czartoryski Geld abzunehmen, sie mußte [...]üge eingestehen und ihre früheren Aussagen zurücknehmen, beschuldigte [...] nun einen der Richter, vor denen sie stand, den Marschall Grafen [...] Potocki, er habe selbst ihre Anklageschrift verfaßt und ihre Aus[...] gefälscht! — Er habe in ihrem Namen Dinge hinein gesetzt, von [...] sie nicht wisse! Sie wurde als der Verleumdung überwiesen (1785) [...] Pranger, zur öffentlichen Brandmarkung und zu lebenslänglichem [...]haus verurtheilt — mit den vornehmen Schuldigen aber wurde sehr [...] umgegangen. Dem Fürsten Adam Kasimir, der nach polnischem [...], seiner falschen Anklage wegen, der Ehrlosigkeit und Verbannung [...]fallen war, wurde freigestellt, diese Strafe durch eine Geldbuße abzu[...], er aber appellirte an den nächsten Reichstag, auf dem ihm dann [...]tiger Beistand von mehr als einer Seite zu Hülfe kam.

Der Kaiser Joseph II. verwendete sich nämlich bei dem Reichstag [...]r, daß das in der Sache der Frau Ugramow erlassene Decret über[...] cassirt werde, und der Gesandte Rußlands, Graf Stackelberg, er[...] von seinem Hof den Befehl, die Verwendung des Kaisers zu unter[...]en.

Branicki, der seinen Namen in den Acten dieses schmachvollen Pro[...] getilgt haben wollte, bewies seinen Feinden, daß er Mittel habe, sie [...] schwerer Hand zu treffen; er war mit einer der zahlreichen Nichten [...] Fürsten Potemkin (Fräulein Engelhart) vermählt, da fiel es ihm nicht [...]er, von diesem gewaltigen Mann zu erlangen, daß ein Paar russische [...]gimenter nach Wolynien gesendet und dort der Gräfin Branicka zur [...]fügung gestellt wurden. Die Gräfin bezeichnete den Anführern dieser [...]ppen, die ihrem Hause verfeindeten Landherren, deren Güter durch [...]quartierung und Unfug zu Grunde gerichtet werden sollten.*)

Auf dem Reichstag von 1786, wo es sehr stürmisch herging und [...]fach zu gezogenen Säbeln kam, wurde wenig zu Stande gebracht, [...] vieles für die nächste Folgezeit und einen künftigen Reichstag vor[...]eitet. Die sehr zweideutige Verbündung, die eben den unsauberen [...]rozeß gegen den König anhängig gemacht und verloren hatte, nahm den [...]amen der patriotischen Partei nach wie vor für sich in Beschlag und gab

*) Herrmann VI. 520.

Digitized by Google

vor, mit der sittlichen Würde, die ihr eben zu Gebote stand, das ö
liche Wesen verbessern zu wollen. Die Czartoryskis, die nach der
strebten, wollten auch wirklich die Macht der Krone in so weit st
daß sie des Habens werth sei. Das wollte der König Poniatowski
aber zu seinem und seiner Anhänger Vortheil, und da für beide Pa
die Sache an sich nur ein bedingtes Interesse hatte, die Personenfrage
das war, um was es sich eigentlich handelte, konnten sie sich nat
über die Sache nie verständigen und steigerten sich in gegenseitigem
Vor allem wollte die patriotische Partei den permanenten Rath abge
wissen — nicht etwa um des öffentlichen Wesens willen, sondern we
Groß-General Branicki es verlangte. Dem war daran gelegen, weil
Behörde die Befugnisse seiner Würde beschränkt hatte; es schien ihm
erträglich, daß die angeblich „königliche" Armee den Eid der Treue
permanenten Rath, nicht mehr, wie früher, dem Groß-General zu l
hatte. Der alte Glanz der Hetmans-Würde sollte vollständig her
werden, um diesen Preis hatte er sich den Czartoryskis angeschlossen
versprochen, sie in ihrem Streben nach dem bleibenden, erblichen
der Krone des Reichs zu unterstützen.

Dem Wankelmuth der Polen entsprechend, tauchte nun aber
diesem lange verfolgten Plan auch ein anderer auf, für den man
glaubte Rußland gewinnen zu können. Es verbreitete sich nun die
sicht, man müsse, wenn Stanislaus Poniatowski in einer oder an
Weise beseitigt wäre, nicht einen Piasten, sondern einen Prinzen
auswärtigen regierenden Hauses zum König erwählen. Der werde
Parteien im Innern mehr imponiren und zu hoch stehen für die E
sucht der Magnaten-Familien. Auch der fremde Fürst war sofort
funden; man hatte den — römisch-katholischen — Prinzen Ludwig
Württemberg, einen Bruder der mit dem Großfürsten Paul vermähl
in Rußland Maria Feodorowna genannten württembergischen Prin
dazu ausersehen. Da er mit Mariane Czartoryska, einer Tochter
Fürsten Adam Kasimir, vermählt war, läßt sich wohl erklären, wie
dieser Plan von seiner Schwiegermutter, der Fürstin Czartoryska ausg
konnte. Um dem Gedanken in weiteren Kreisen Eingang zu versch
wurde geflissentlich verbreitet, die Kaiserin Katherina könne höchstens
noch ein Jahr leben, ihr Nachfolger aber werde natürlich auf das
schiedenste für seinen Schwager eintreten.

So erwartete, ja forderte Polen immerdar die Entscheidung se
Schicksals von einer fremden Macht, und eine jede der verschiedenen
teien, die nach dem Besitz der höchsten Gewalt strebten, suchte durch
eine fremde Hülfe dazu zu gelangen.

Als nun aber, kaum zwei Jahre später, ein für immer entscheiden
Augenblick nahte, hatten sich Absichten und Pläne der patriotischen Pa
schon wieder anders gewendet, und niemand dachte mehr an den Prin

Digitized by Google

ürttemberg. Die allgemeine Lage hatte sich, als der Reichstag 1788 mentrat, in solcher Weise gestaltet, daß jeder Pole sich sagen mußte, er nie sei der Augenblick, die Selbständigkeit des Reichs wieder zu en; — Rußland war in einen bedenklichen Doppelkrieg mit der und Schweden verwickelt, der fast über seine Kräfte zu gehen schien; — eichs Macht an der Donau und in den Niederlanden beschäftigt; — n unter Bedingungen bereit, eine hülfreiche Hand zu leihen. — Zu- ar neuerdings wieder Vielerlei geschehen, das wohl geeignet schien, ational-Gefühl der Polen zu empören, das jedenfalls zeigte, wie ndig es sei, die Unabhängigkeit des Landes sicher zu stellen, indem ie Mittel schuf, sie zu wahren. Eben wie zu Münnichs Zeiten die südöstlichen polnischen Provinzen auch diesmal wieder von Rußlands ganz wie russisches Gebiet behandelt; russische Truppen itten, ohne auch nur anzufragen, durch diese Provinzen, richteten re Magazine ein und begannen von dort aus ihre Operationen die Türkei — und das hatte diesmal sogar schlimmere Folgen, als n früheren Zeit. Denn die russische Bauern-Bevölkerung Wolyniens odoliens benützte die Anwesenheit russischer Truppen, um sich gegen ihre schen Zwingherren zu empören, deren mehrere mit Weib und Kind agen wurden. Wie die Gegenpartei eben niemals einräumen will, e solche Bewegung von selbst aus der Masse des Volks hervor- en sein könnte, und sich immerdar in der Vorstellung gefällt, daß s von wenigen bösen Gesellen angezettelt sei, sollten auch diesmal chisch-nicht-unirten Geistlichen jener Lande allein das ganze Unheil tet haben. Betheiligt dabei waren diese vielfach mißhandelten und ten Geistlichen ohne Zweifel, denn daß auch sie die Gelegenheit hmen, sich zu rächen, ohne die möglichen künftigen Folgen zu er- ist, wie die gesellschaftlichen Zustände dort waren, natürlich genug. n dem Bewußtsein, daß unter diesen Umständen etwas geschehen , um dem drohenden Untergang vorzubeugen, scheinen nur sehr Einzelne unter den Polen gekommen zu sein; dagegen glaubten rteien zu gewahren, daß unter diesen Bedingungen etwas geschehen , um ihre Parteizwecke zu erreichen. Man rüstete sich von allen dazu, und da alle Parteien einsahen, daß von einem sogenannten Reichstag, wo das liberum veto galt, gar nichts zu hoffen war, nicht allein jede Partei, sondern jeder einzelne einheimische oder Intrigant, der irgend einem Landboten ein Paar Ducaten für sein azwoliam“ geben wollte, jeden Beschluß hintertreiben konnte; da artei in einer oder anderer Weise die Stimmen-Mehrheit zu ge- hoffte, einigte man sich (1788), wenn auch mit Mühe dahin, daß ichstag ein conföderirter sein sollte, auf dem, wie in jeder Con- ion, Stimmenmehrheit entschied.

Wollte man Polen retten, so war vor allem nothwendig, die Zeit

Digitized by Google

zu benützen, wo man keinen Angriff zu befürchten hatte, um das wehrhaft zu machen. Anstatt dessen rechnete jede Partei, auch jetzt für ihre Zwecke auf irgend einen fremden Beistand. Der König S laus Poniatowski, der eine größere Gewalt haben wollte, verließ s die Versprechungen, die ihm Katherina zu Kaniew gemacht hatte hoffte, sie werde in der schwierigen Lage, in der sie sich befand, nicht sprechen, wenn er vom Reichstag etwas erlangte, ja sie werde ih gegen die Rußland feindlich gesinnten Parteien in Polen unterstütz wendete sich durch den Gesandten Grafen Stackelberg an die K Auch die Patrioten rechneten anfangs auf russische Unterstützun Potemkin vermitteln sollte; dann eine Zeit lang auf Preußen; al die kurze Hinneigung zu dem Berliner Hof sich, nach der Wendu preußischen Politik auf dem Reichenbacher Congreß, unter lautem G über Preußens Verrath, in glühenden Haß verwandelt hatte, such fanden sie ihre Stütze in Oesterreich. Unter dem Schutz diese wurden dann mehrere, scheinbar sehr wichtige Beschlüsse gefaßt, es sogar zuletzt ein seltsamer Staatsstreich von scheinbar sehr weit rei Tragweite ausgeführt. Das wirkliche, reale Ergebniß des Reichstag war, daß Polen sich mit Preußen verfeindete, in leidenschaftlicher nunft Rußland und seine Kaiserin beleidigte und zum Kampf h forderte, zugleich aber dieser Macht gegenüber vollkommen wehrlos

Zwar wurde gleich zu Anfang der Vorschlag, die stehende Arm Reichs um das Sechsfache zu vermehren und auf 100,000 Mann zu b mit einstimmiger Begeisterung aufgenommen und sofort (October 178 Beschluß erhoben, und da man dem König und seiner Hinneig Rußland nicht traute, beschäftigte man sich vor allen Dingen mit de ordnungen, die nöthig schienen, um dies gewaltige Heer so viel wi lich dem persönlichen Einfluß des Königs zu entziehen. Als aber im Lauf der nächstfolgenden Tage die finanziellen Mittel zur Erri und Erhaltung dieser Armee verlangt wurden, da gerieth die Sac Stocken. Im ersten Augenblick poetischer Begeisterung beschloß zw Adel durch Acclamation, ein Zehntheil seiner Einkünfte diesem Zu weihen — aber, sehr bald ernüchtert, suchte dann ein jeder sich dies wieder zu entziehen, und die Herren gaben sämmtlich ihre Einkün niedrig an, daß die Steuer nur ein sehr ärmliches Ergebniß ge hätte — wenn sie überhaupt je gezahlt worden wäre. Kurz, Ab Steuern wollte niemand entrichten, und so blieb es denn beim Alte

Auf Betreiben Ignatz Potockis und Branickis wurde der perma Rath nun (Januar 1789) wirklich aufgehoben, obgleich der König d aufmerksam machte, daß dieser Rath ein wesentlicher Bestandtheil de gen Verfassung Polens sei, welche die Kaiserin von Rußland gar habe, und obgleich alle Magnaten die Jahrgelder aus Rußland bez widersprachen und warnten. — Die patriotische Partei fühlte sich

Digitized by Google

he Warnungen nur gereizt, und verstieg sich zu leidenschaftlichen Decla-tionen, die nur dann gerechtfertigt scheinen konnten, wenn man auch heroischen Thaten entschlossen und — fähig gewesen wäre.

Am übermüthigsten aber wurde Rußland durch das Gebahren des ichstags in Beziehung auf die empörten Leibeigenen in Wolynien heraus-fordert. Daß es nöthig oder rathsam sein könnte das schwere Joch zu ichtern, unter dessen Druck diese Unglücklichen zu einem mehr thierischen menschlichen Dasein hinabgesunken waren, daran dachte niemand, und war in gewissem Sinn natürlich genug, denn diese kleinrussischen eigenen in Wolynien waren in der That nicht schlimmer daran als polnischen im eigentlichen Polen. Nur von Unterdrücken und Strafen die Rede; man beschuldigte russische Beamte, Fuhrleute, Kaufleute den stand angefacht zu haben, besonders aber die Geistlichen der griechischen che, „Polens natürliche Feinde", wie Branicki sie nannte, die in Polen die Schirmherrin ihrer Kirche, die russische Zarin, beteten. — Zuerst ter allen Mitgliedern der tobenden Versammlung rief (5./16. April 1789) Landbote Niemcewicz aus, nach solchen Beweisen russischer Freundschaft verlasse er es dem Reichstag zu entscheiden, ob den russischen Truppen er Durchzug durch polnisches Gebiet ferner noch gestattet werden könne, in der nächstfolgenden Sitzung erklärte der Fürst Sapieha unter all-gemeinem Beifall, man dürfe Rußland nicht gestatten Truppen auf pol-schem Gebiet zu haben, man müsse auch die Durchzüge russischer Truppen ferner erlauben; man müsse — den König von Preußen zu Hülfe en, der werde diesem Unfug schon wehren! — Der Landbote Suchor-ski schrie, man müsse den russischen Gesandten aus dem Lande weisen Rußland den Krieg erklären. Dazu kam es nun freilich nicht, ja t einmal zu dem förmlichen Beschluß, den Truppen der Kaiserin fortan Durchzug zu verweigern; der Anhang Rußlands auf dem Reichstag r zu zahlreich dazu und außerdem mochte wohl auch mancher, der t zu diesem Anhang gehörte, durch das Bewußtsein polnischer Ohn-cht abgehalten werden, einem Beschluß zuzustimmen, der eine Macht aussetzte.

Die Thaten bewegten sich in einer minder erhabenen Sphäre als die den. Sapieha und der Fürst Radziwil, Palatin von Wilna, klagten griechisch-rechtgläubigen Bischof Victor Sadkowski, Vicar des Bisthums, an, er habe die Bauern im sluzker Kreise aufgewiegelt, und vergebens achte der russische Gesandte Stackelberg darauf aufmerksam, daß dieser älat Bischof von Pereyaslawl in Rußland und russischer Unterthan, er erhielt sogar nur mit Mühe das Versprechen, daß Sadkowski we-gstens nicht ungehört verurtheilt werden sollte, und da ihm für den genblick keine russischen Bayonette zu Gebote standen, hielten es die olen, weil es gefahrlos schien, auch für erlaubt, ihm gegenüber das ölkerrecht gröblich zu verletzen; es genügte ihnen nicht, daß der Bischof

Digitized by Google

Sadkowski im Hause des russischen Gesandten bewacht wurde; poln
Soldaten drangen mit Gewalt in dieses Haus und ergriffen den Bi
in der Hauscapelle des Gesandten, um ihn den polnischen Gerichten
überliefern.

In gewissem Sinn konnten sich die Polen allerdings zu einem sold
Beginnen berechtigt, ja aufgefordert glauben, denn wie oft hatte sich Ru
land ärgere Gewaltthaten in Polen erlaubt, wie oft waren polni
Magnaten und Bischöfe von russischen Truppen in Warschau verhaf
und als Gefangene nach Rußland geschafft worden! — Aber wenn Ru
land glaubte, sich über das Recht hinwegsetzen zu können, hatte es kein
Grund an seiner Macht zu zweifeln, und das macht einen sehr wesen
lichen Unterschied.

Katherina zeigte in diesem Fall den Polen, welches Benehmen
Klugheit vorschreibt, wenn man nicht in der Lage ist, dem Wort die Th
auf dem Fuß folgen zu lassen. Sie schwieg, so lange der Friede mit der
Türkei nicht geschlossen war, zu dieser Verletzung des Völkerrechts, zu der
Beleidigung, die ihrem Gesandten widerfahren war und ließ sogar di
russischen Truppen aus Wolynien zurückziehen und das polnische Gebi
mit Durchzügen verschonen, obgleich der polnische Reichstag darüber
keinem Beschluß gekommen war.

Eine eigentliche Schuld war natürlich dem Bischof Sadkowski nic
nachzuweisen, aber das Verfahren gegen ihn machte die Gefahr offenkun
die in den kirchlichen Verhältnissen jener klein-russischen Provinzen
lag. Seitdem Kiow, die Metropole der Griechisch-Gläubigen in
wieder zu Rußland gehörte, war die Bevölkerung, soweit sie der
lischen Kirche angehörte, in kirchlicher Beziehung von Rußland abhäng
wie vor der Zeit des Großfürsten Witowt, der diese Bande mit gut
Bedacht und nicht ohne Mühe gelöst hatte. Alle griechisch-rechtgläubig
Priester des polnischen Klein-Rußlands standen unter dem moskauisch
Patriarchen und seit den Tagen Peters des Großen unter dem russisch
Synod, der an dessen Stelle getreten war; ihm leisteten sie den Eid de
Gehorsams. — Da nun außerdem die lateinische Kirche alle theologisch
Unterrichts-Anstalten griechischen Glaubens im Reich unterdrückt hatt
ergab sich die bedenkliche Nothwendigkeit fast alle Pfarren in dem polnisch
Klein-Rußland mit Priestern zu besetzen, die in Rußland geboren und, wo
oder übel, auf den russischen Seminarien gebildet waren. Daß diese Ver
hältnisse von Seiten Rußlands benützt würden, daß man in den genannt
polnischen Provinzen so viel wie möglich moskowitische Geistliche anste
auch wo es nicht unumgänglich nothwendig war, daß man in den dortig
griechischen Kirchen für die Beschützerin des rechten Glaubens, für die
Zarin beten, die Erfolge der russischen Waffen durch Kirchenfeste feiern
ließ, daß man sich bemühte, die rechtgläubigen Klein-Russen des polnischen
Gebiets auf diesem Wege an den Gedanken zu gewöhnen, daß das recht-

ubige Rußland ihre eigentliche, rechtmäßige Heimat sei —: das Alles steht sich in dem Grade von selbst, daß es kaum erwähnt zu werden aucht.

Die Aufregung des Reichstags war, als ihm diese Dinge berichtet rden, so groß, daß auch der König Poniatowski sich von Rußland losen mußte und ein Defensiv-Bündniß mit Preußen — am 29. März St. 1790 — geschlossen werden konnte. Sadkowski blieb, ohne daß Urtheil gefällt wurde, ein Gefangener.

Die wenigen Besonenen, die es unter den Polen gab, sahen natürlich hl ein, daß damit nicht ohne Weiteres allen Gefahren vorgebeugt war, in jenen kirchlichen Verhältnissen lagen und beschäftigten sich mit dem liegenden Gedanken, die Bande, welche polnische Provinzen von dem ischen Nachbarlande abhängig machten, wieder zu lösen, wie der Großst Witowt sie schon einmal gelöst hatte. Zuerst dachte man die chische Kirche des polnischen Klein-Rußlands dem Patriarchen von nstantinopel unterzuordnen; da dieser Kirchenfürst aber eine solche Ereiterung seines Patriarchats ablehnte, trat der Gedanke hervor, der griechischen Kirche im polnischen Reich eine selbständige Organisation zu währen und einen eigenen Synod, der, unabhängig von dem russischen, diesem den Patriarchen vertreten hätte, an ihre Spitze zu stellen. es zur Einsetzung eines griechischen Metropoliten, so wollte man Sitz und Stimme im Senat des Reichs gewähren. Aber alles mühen, diese Pläne in das Leben zu rufen, blieb vergeblich; den Benenen traten auf jedem Schritt die Unvernunft der Mehrzahl und — ! in den Weg.

Die sogenannte patriotische Partei war inzwischen mehr und mehr reichischem Einfluß verfallen, obgleich sie zugleich auf das Bündniß Preußen zählte, selbst nach dem Congreß zu Reichenbach und der ndung, welche die preußische Politik dort genommen hatte und die zum il auch durch die Polen selbst veranlaßt war. Was den König Poatowski bewogen haben mag, sich nun auch seinerseits dieser, seit so ger Zeit mit ihm verfeindeten Partei wieder einmal anzuschließen, ist t mit Bestimmtheit ermittelt. Ein Sclave des Flitterstaats, an dem ne Freude hatte und den er unter keiner Bedingung missen wollte, er schon dadurch abhängig, daß Verschwendung und besonders die önen polnischen Damen, denen er huldigte und deren Gunst nie umsonst haben war, ihn immer von neuem in unabsehbare Schulden verwickelten. rch die Aussicht auf Geld, um seine Schulden zu bezahlen, konnte er Mancherlei bewogen werden. Doch lag ihm auch die Verbesserung der lnischen Zustände am Herzen, so weit das bei solchem Leichtsinn und nem schwachen Charakter möglich war. Er mochte sich überzeugt haben, ß auf die Versprechungen, die man ihm zu Kaniew gemacht hatte, wenig er gar nicht zu bauen sei und daß die Kaiserin Katherina niemals eine

Digitized by Google

wirklich durchgreifende Veränderung der polnischen Verfassung gest werde. Andererseits konnte die patriotische Partei ihm Zugeständ machen, die für ihn großen Werth hatten und sie scheint das wi gethan zu haben. Es scheint, sie lassen sich in den Verfassungsvorschl nachweisen, die auf dem Reichstag zur Sprache kamen.

Auf diesem Reichstag, der sich immer verlängert in das dritte hinzog, war nämlich fort und fort von einer veränderten Verfassung Reichs die Rede, am häufigsten wurde über die Thronfolge gespr und gestritten und der Gedanke, den Churfürsten von Sachsen zum folger Poniatowskis zu erwählen, wurde vielfach gebilligt; nur wollten alle diesem Vorschlag geneigten Parteien unbedingt darauf eingehen, Krone zugleich für erblich zu erklären, wie ein großer Theil der pa tischen Partei beabsichtigte. Man stritt selbst darüber, ob man den C fürsten schon bei Lebzeiten Poniatowskis zum Nachfolger wähler nicht die russische Partei allein, auch andere machten darauf aufm daß auch das schon gegen die bestehende Verfassung sei.

Die Erblichkeit der Krone war aber die unerläßliche Vorbeding jedes besseren — jedes anderen Zustandes — und innerhalb der pa tischen Partei schien der Gedanke die erbliche Krone Polens dem sächsi Hause zu übertragen, entschieden herrschend zu werden. In Wien er unter Leopold II. eben so entschiedenen Beifall; denn Sachsen Polen unter einer katholischen Regierung zu einem Staat vereinigt, Preußen umklammerte und den man gegen Preußen verwenden konnt das mußte dem österreichischen Hof in hohem Grade erwünscht sein. Dagegen konnte eine solche Verfügung weder dem König Poniatowski den Czartoryskis in demselben Grade zusagen; die Letzteren sahen dadurch für immer von der Krone ausgeschlossen; der König voll mußte sich sagen, daß seine Angehörigen, wenigstens soweit sie se Namen trugen, dadurch alle und jede politische Bedeutung verloren, die Poniatowskis weder ihrer Herkunft und Vergangenheit, noch il Vermögen nach zu den polnischen Magnaten-Familien gehörten.

Auch erhielt der Artikel, der die Thronfolge feststellte, in dem fassungs-Entwurf, über den Ignaz Potocki, der Vice-Kanzler und P Hugo Kolontai und einige andere Führer der patriotischen Partei sich dem König verständigten, eine wesentlich andere Fassung. Der Chur von Sachsen hatte nur eine Tochter, sonst keine Kinder; es wurde gemäß festgesetzt: die erbliche Thronfolge wird eingeführt; nach dem Stanislaus Poniatowskis auf den Churfürsten Friedrich August von Sa übertragen und demnächst auf dessen Tochter, die den etwas seltsam wählten Titel „Infantin von Polen" erhält; der König und die Rei werden für diese einen Gemahl wählen und ihre Nachkommen werden Stamm einer neuen Dynastie polnischer Könige bilden.

Daß der Artikel so gewendet wurde, war möglicher Weise das

Digitized by Google

ständniß, vermöge dessen der König für die Pläne der Patrioten gewonnen wurde und so bedingt konnte er allerdings allen zunächst Betheiligten gefallen —: nämlich indem ein jeder von ihnen sich eine andere Person als den vom König und der Nation gewählten Gemahl der „Infantin von Sachsen" dachte —: der König seinen Neffen, den nachherigen französischen Marschall, Joseph Poniatowski, die Czartoryskis einen der Ihrigen, den jungen Prinzen Adam Georg, Sohn Adam Kasimirs — oder doch seiner Gemahlin.*)

Wie wenig von den Berathungen des Reichstags eine wirkliche, ernste Regeneration Polens zu erwarten stand, geht schon daraus hervor, daß niemand an das dachte — denken durfte — was die unerläßliche Vorbedingung eines besseren Zustandes war, nämlich an die Aufhebung der Leibeigenschaft; oder doch, wenn eine so durchgreifende Maßregel bei der unglaublichen Verkommenheit des polnischen Landvolks nicht rathsam schien, wenigstens an eine Erleichterung des Jochs, eine gesetzliche Regelung des Verhältnisses zwischen Grundherren und Bauern. Der Entwurf besagte in dieser Beziehung nur, daß Contracte, welche Gutsbesitzer mit ihren Bauern geschlossen hätten oder künftig schließen würden, fortan gehalten werden sollten. — Förmliche Contracte hatten polnische Gutsbesitzer bis dahin wohl nur mit deutschen Colonisten geschlossen, die sie in das Land zu locken suchten, und der so allgemein gehaltene Artikel enthielt zwar wohl das naive Geständniß, daß solche Contracte bis zur Zeit nicht gehalten worden seien, daneben aber gewährte er nicht die mindeste Bürgschaft dafür, daß in Zukunft wirklich auf ihre Erfüllung zu rechnen sei. Denn wer waren und blieben die Richter in jedem wirklich gegebenen Fall, der zur Klage kam? — Nach wie vor niemand anderes als der polnische Adel selbst.

Auch die Zugeständnisse, die den Städten, dem Bürgerstand gemacht wurden, waren sehr spärlich bemessen. Die sämmtlichen Städte des Reichs zusammen sollten fortan vierundzwanzig Abgeordnete zum Reichstag senden und Bürgerliche durften adelige Güter kaufen, worauf ihnen dann der nächste Reichstag den Adel ertheilen mußte.

Außer dem Artikel, der die Thronfolge festsetzte, waren von den zwölfen, aus denen der Entwurf bestand, nur noch zwei von wirklicher Bedeutung: der eine nämlich, der alle Conföderationen für die Zukunft untersagte und das liberum veto abschaffte — und derjenige, der als der erste an die Spitze des Ganzen gestellt wurde. Er erklärte die römisch-katholische Religion für die herrschende und versprach allen anderen Duldung — doch ihren Anhängern keine politischen Rechte.

Wie sollte nun aber dieser Entwurf zum geltenden Staatsrecht Polens erhoben werden? — Er war nur wenigen Eingeweihten bekannt, vor der

*) Bericht des sächsischen Gesandten, Herrmann VI. 355.

Digitized by Google

Menge geheim gehalten — und daß der Reichstag ihn jemals durch irgend eine ehrliche Stimmenmehrheit annehmen könnte, daran war nicht im Entferntesten zu denken. Abgesehen von der russischen Partei, an deren Spitze nun wieder der Hetman Branicki stand und die nicht geneigt war sich, gleich dem König, den Patrioten anzuschließen, — abgesehen auch von den „unabhängigen“ Stimmen, die der russische Gesandte im entscheidenden Augenblick um einen mäßigen Preis zu Hunderten kaufen konnte, — wußten die Führer sehr wohl, daß die große Mehrzahl des polnischen Adels sich in der vollkommenen Regierungslosigkeit des Landes gefiel und keineswegs gesonnen war, das liberum veto oder das geniale Treiben der Conföderationen, oder vollends die Königswahlen aufzugeben. Ebenso wußten sie sehr wohl, daß die Magnaten-Familien, die nicht ihrem Bündniß angehörten, auch nicht gesonnen waren die Regierungsgewalt für immer in die Hände der wenigen Häuser fallen zu lassen, in denen sie ihre Nebenbuhler und Gegner sahen.

Ein klug geleiteter Staatsstreich konnte allein zum Ziele führen und einem solchen wurden in gewissem Sinn von Wien aus die Wege gebahnt — nämlich durch die Hoffnungen und Befürchtungen, die von dort aus in Polen geweckt wurden, durch die Stimmung, welche die österreichische Regierung bemüht war im Lande hervorzurufen. Leopold II. versäumte nichts, um die vornehmen Polen zu gewinnen, die nach Wien kamen, das heißt diejenigen, die der patriotischen Partei angehörten, denn andere schlugen den Weg dorthin nicht ein, von den Führern dieser Partei aber war fortwährend der eine oder der andere unterhandelnd am österreichischen Hof. Ebenso wenig versäumte der Kaiser was ihren Argwohn gegen Preußen rege machen konnte, und man muß gestehen, daß er dabei nicht sehr gewissenhaft zu Werke ging.

So kehrte die Fürstin Czartoryska im April 1791 aus Wien zurück, begeistert von den herrlichen Versprechungen, die ihr der Kaiser Leopold gemacht hatte. Er hatte ihr persönlich versichert, daß er nie aufhören werde den regsten Antheil an dem Schicksal Polens und der Behauptung seiner Unabhängigkeit zu nehmen. Gegen andere Polen äußerte der Kaiser sich wiederholt und ausführlich darüber, wie gern er der Republik Polen das schöne und reiche Galizien zurückgeben würde, wenn die Höfe von Petersburg und Berlin sich nur bewegen ließen der Selbständigkeit Polens ein entsprechendes Opfer zu bringen —: Verheißungen, die ihren Eindruck nicht verfehlten und doch durch die Bedingung, an die sie geknüpft waren, ganz unbedenklich gemacht wurden.*)

Zu gleicher Zeit ließ man den polnischen Gesandten in Wien, Klemens Woyna, (März 1791) wissen, der König von Preußen habe sich erboten dem Hause Oesterreich, vermöge einer neuen Theilung, zu einem

*) Herrmann VI. 568.

Digitized by Google

weiterten Besitz in Polen zu verhelfen, wenn Oesterreich dagegen die „Acquisition" Danzigs für Preußen „erleichtern" wolle, daß aber der biedere, streng rechtliche Kaiser Leopold diese Eröffnungen mit der Bemerkung zurückgewiesen habe, er könne auf keine Pläne eingehen, die dem Vertrag von 1775 widersprächen.*)

Das geschah in dem Augenblick, wo Preußen den Versuch, Danzig vermöge eines vortheilhaften Handelsvertrags zu gewinnen, der den Polen dafür geboten wurde, fallen ließ und die Unterhandlungen darüber abzubrechen beschloß. Dennoch aber fanden diese Andeutungen in Warschau so entschiedenen Glauben, daß sie die größte Unruhe erregten, und das war wohl eigentlich was beabsichtigt wurde.**) — Der polnische Gesandte in Berlin, Fürst Jablonowski, befragte dieser angeblichen Pläne wegen die preußischen Staatsmänner in höchster Besorgniß und Aufregung.

Diese eigenthümlichen Schachzüge der österreichischen Diplomatie liegen selbst in der Zeit dem zu Warschau beabsichtigten Staatsstreich so nahe, daß man kaum umhin kann, sie in unmittelbarem Zusammenhang damit zu denken. Noch dazu war es gerade der von Oesterreich angeregte Verdacht, den die Führer zu Warschau für ihre Zwecke ausbeuteten.

Der König Poniatowski und die Patrioten hatten nämlich die Osterzeit zur Ausführung ihres Staatsstreichs ausersehen, weil sie wußten, daß die große Mehrzahl der Senatoren und Landboten dann abwesend, auf dem Lande sein würden, während die Eingeweihten, auf die man zählen konnte, natürlich zur Stelle blieben. Neun Tage nach Ostern, am 3. Mai (1791), wurde dann die berühmte „Revolution" in Scene gesetzt, die noch heute von den Polen, mit sehr geringem Recht, als eine große Nationalthat gefeiert wird.

Der Reichstag wurde an diesem Tage unter einem seltsamen Aufwand ungewohnter und geräuschvoller militärischer Maßregeln zusammenberufen, als ob er in irgend einer unbekannten, aber überschwenglichen Gefahr schwebe. Natürlich hatten diese mit wichtig thuendem Eifer betriebenen Maßregeln, nach deren Veranlassung jedermann fragte, während niemand darüber Auskunft zu geben wußte, keinen anderen Zweck, als im Reichstag und in der Stadt eine allgemeine Aufregung zu verbreiten, und der wurde vollständig erreicht.

Von den 137 Mitgliedern des Senats waren nur 33 anwesend, von der gesetzlichen Zahl der Landboten, die 370 betrug, und den 347, die es zur Zeit wirklich gab, nur 124; die Partei der Patrioten aber hatte sich vollständig eingefunden. Dieser Versammlung von 157 Köpfen — der 327 Mitglieder, das heißt mehr als zwei Drittheile des Reichstags fehlten, wurden nun die ergreifendsten Mittheilungen gemacht. Anstatt

*) Herrmann VI. 341.
**) Derselbe VI. 565—566.

der unbedeutenden Dinge, die auf der Tagesordnung standen, mußt „Deputation der auswärtigen Angelegenheiten“ den Versammelten Depes und Privatbriefe aus Wien, Petersburg, Berlin, Paris, dem Haag noch von anderen Orten her vorlesen, aus denen übereinstimmend her ging, daß man in Petersburg und Berlin eine neue Theilung Pol beabsichtige. Das in dem Augenblick, wo Preußen, wie gesagt, den spruch auf Danzig fallen ließ und sich am Vorabend eines Krieges Rußland glaubte! Die Diplomaten, alle Freunde Polens riethen, es weiter, den Abschluß der neuen Verfassung zu beeilen. — Der engli und der sächsische Gesandte in Warschau bezeugen, daß diese Depesch und Briefe gefälscht, daß sie in Warschau selbst angefertigt waren, konnten zur Zeit in der That solche Winke nur aus Wien kommen.

Der König Poniatowski aber schien sie sehr ernsthaft zu nehmen; hatte schon die Vorlesung der Depeschen durch die Bemerkung eingeleit man müsse den Augenblick benützen, um das Vaterland zu retten — nach der Vorlesung rief er vom Thron herab, Polen sei verloren, man mit der Annahme der neuen Verfassung zaudere; der Entwurf fertig; man brauche sie nur anzunehmen. Nun wurden die zwölf Arti des Entwurfs vorgelesen, der Marschall Malachowski setzte der Versam lung auseinander, daß diese Verfassung besser sei als die Englands und obgleich nicht wenige Stimmen sich laut und leidenschaftlich für alte Freiheit und gegen das erbliche Königthum erhoben und ihrem über die Verschwörung gegen das alte Recht Worte liehen, forder die Patrioten den König auf, sofort den Eid auf die neue Verfass leisten, alle dem Vaterland ergebenen Polen würden ihm beistimm Als dann der König in den Saal hinein rief: „wer für die neue fassung ist, erhebe die Stimme!“ — antworteten die Patrioten mit tum tuarischem Zuruf: „Alle! Alle!“ — Die sogenannten Arbitri, d. h. ganz unberufenen Zuschauer und Zuhörer, die nie auf einem polnisch Reichstag fehlten, sich ein Recht der Controle anmaßten und es sich mals versagten mit zu lärmen, vereinigten ihre lauten Stimmen denen der patriotischen Landboten — dazu waren sie diesmal gekom oder bestellt, — der leidenschaftliche Widerspruch der Gegner wurde über schrieen, — mitten in dem tobenden Lärm wurde das Evangelium her gebracht, der König leistete darauf den Eid und eilte dann mit seine Anhang durch die inneren Gänge des Palastes in die Johannis-Domkirch Dort wurde die neue Verfassung dann auch von denjenigen Senatoren und Landboten beschworen, die sich dazu berufen glaubten. Etwa ein Drittheil der berechtigt anwesenden, ungefähr fünfzig, Landboten blieben im Saal zurück, um einen Protest gegen die neue Verfassung aufzuse und einzureichen; sie wollten diesen Protest dann in herkömmlicher We bei dem Warschauer Stadtgericht niederlegen, dies Gericht aber weigert sich — gegen alles bestehende Recht, insofern in Polen überhaupt von

Digitized by Google

dem Recht die Rede sein konnte — ihn anzunehmen, und damit sollte die neue Verfassung für angenommen, für zu Recht bestehend gelten!

Für den Unbefangenen bleibt es immerdar in hohem Grade befremdend, daß der König und die patriotische Partei glauben konnten, sie hätten durch diese Taschenspielerkünste etwas Wirkliches geschaffen und erreicht. Um zu ihrem Ziel zu gelangen, hatten sie es nöthig gefunden drei Viertheile aller Senatoren, das heißt drei Viertheile aller Leute, die in Polen durch Stellung und Vermögen Bedeutung hatten — darunter fast alle Kirchenfürsten — von der Berathung auszuschließen: wie konnten sie sich da dem Wahn hingeben, daß das ganze, in sich zerrissene Polen, daß alle hadernden Parteien sich nun ohne Weiteres dem Beschluß einer wenig zahlreichen Minderheit, weniger Magnaten-Familien und ihres Anhangs, unterwerfen würden! — Wo war denn die reale Macht, die die widerstrebenden Elemente dazu zwingen konnte?

Im ersten Augenblick freilich war der unbedachte Jubel in der Hauptstadt so groß und laut, daß die übervortheilten Gegner zunächst betroffen schwiegen oder verstummten. So der Hetman Branicki. Er traf, eilig benachrichtigt, schon am 4. Mai an der Spitze von vierhundert Landedelleuten in Warschau ein, um den gemeinschaftlichen Protest der Schaar bei dem Gericht einzureichen. Auf Veranstaltung der Gegenpartei, die fort und fort einen wirklichen Erfolg von armseligen kleinen Künsten erwartete, fand er den Gerichtshof geschlossen. So konnte denn, der Form nach, auch dieser Protest als nicht erfolgt angesehen werden! Ohne Zweifel war ein großer Gewinn in den Augen der Patrioten!

Der wankelmüthige Branicki ließ sich nun sogar bestimmen die neue Verfassung mit zu unterschreiben. Bald aber erhob sich von mehr als einer Seite ein entschiedener, ja leidenschaftlicher Widerspruch gegen alles so Verfügte; namentlich auch von Rom aus. Der päpstliche Nuntius erhielt von dort aus den Befehl, Verwahrung gegen die den „fremden Confessionen" in der neuen Verfassung versprochenen Zugeständnisse einzulegen und zu erklären, daß dergleichen in einem katholischen Lande ganz unzulässig sei. So wollte auch Rom seinen Beruf, auch seinerseits das Mögliche zu Polens Untergang beizutragen, bis an das Ende vollständig erfüllen.

Selbst in Warschau verrauchte die hell auflodernde Begeisterung sehr schnell. Schon am 28. Mai mußte der sächsische Gesandte seiner bei diesen Begebenheiten sehr nahe betheiligten Regierung berichten, daß in der Hauptstadt selbst eine dumpfe Unzufriedenheit mit der neuen Verfassung sich zu regen beginne; man finde, daß die Macht des Königs der Freiheit der Nation gefährlich zu werden drohe, und kam auch zu der Einsicht, daß es bei der Einführung der Erblichkeit der Krone sehr ungesetzlich zugegangen sei; denn abgesehen selbst davon, daß eine Minderzahl des Reichstags sich die Entscheidung angemaßt hatte, waren die Landboten,

Digitized by Google

an die Instructionen gebunden, die sie von ihren Wählern, den Bezi
Landtagen, erhielten, gar nicht bevollmächtigt, für eine solche Veränd
der bestehenden Verfassung zu stimmen. — In den Provinzen vol
gab es gar keine Begeisterung, die etwa verrauchen konnte. Schon fr
während auf dem Reichstag über die Erblichkeit der Krone hin- und
geredet wurde, hatten sich von den sechzig Bezirks-Landtagen nur
dafür erklärt, — fünfzig dagegen — und zehn Tage nach der Revolu
hinterlegten der Fürst Joseph Czartoryski — ein Vetter Adam Kasimir
und eine Anzahl wolynischer Landboten bei dem Gericht zu Lublin ei
Protest, in welchem sie erklärten, die polnische Nation hause nicht
Warschau, sondern im Königreich, und ihr Wille sei nicht in den
stimmungen ihrer Abgeordneten zu finden, sondern in den Instruction
welche diese von den Landbezirken erhalten hätten.

Die Kaiserin Katherina sah den Ereignissen in Polen anschein
ruhig zu und schrieb ihrem Gesandten Bulgakow, der aus den sie
Thürmen in Constantinopel befreit, an Stackelbergs Stelle nach Warsch
gekommen war, eine durchaus passive Haltung vor; nur durch Sanftm
sollte er die Gemüther zu gewinnen suchen, geräuschlos sollte er der ru
schen Partei Hoffnungen machen; denn so lange der Türkenkrieg wäh
war nichts weiter zu thun, mit dem Frieden aber mußte doch der
kommen, wo man diese Hoffnungen erfüllen konnte, — und was als
geschehen sollte, darüber war die Kaiserin nicht im Zweifel. Be
3. Mai 1791 schrieb sie ihrem Gesandten: Die Erblichkeit der K
Polens sei unzulässig, eben so die Wahl eines Nachfolgers bei Leb
des Königs. „Die Wahl darf auf Keinen, als auf einen Piasten fa
und unter den Piasten nur auf einen unerschütterlichen Anhänger R
lands.“ — Nach der Revolution faßte sie den Entschluß, dieselbe pas
Haltung zu behaupten, bis die Polen selbst ihre Hülfe anrufen würd
um die alte, von Rußland verbürgte Verfassung wieder herzustellen.

Katherina kannte ihre Leute und täuschte sich nicht; der erwa
Hülferuf aus Polen blieb nicht aus, ließ auch nicht allzu lange auf
warten. Schon im Herbst 1791 eilten zwei polnische Magnaten er
Ranges, der Kron-Feldzeugmeister Felix Potocki und der Krongen
Severin Rzewuski nach Jassy, zu Potemkin, zu dem russischen Mini
Besborodko, und sendeten von dort aus in alle Provinzen Polens Schrei
in denen sie die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit versprachen; b
eilten sie, da Potemkin gestorben und durch ihn nichts mehr zu errei
war, nach Petersburg, um ihre Bitten unmittelbar der Kaiserin vorz
tragen.

Inzwischen war der österreichische Hof auf das eifrigste bemüht,
Regierungen Rußlands und Preußens für die in Warschau so glück
bewerkstelligte Revolution zu gewinnen. In Petersburg ließ Kaiser Leop
geltend machen, es sei allerdings nöthig, die königliche Macht in Polen

…zu halten, aber auch der Anarchie ein Ende zu machen, ein … von Polen werde stets den beiden Kaiserhöfen aufrichtiger ergeben … ein Wahlkönig, der nie nach einem festen System handeln könne; … das Gebiet des polnischen Staats, als Eigenthum seines Hauses, …ahren als ein Wahlkönig, und den Absichten Preußens kräftiger …en; auch sei es unter einem Erbkönig leichter, einer wirklichen …rung der polnischen Zustände Hindernisse in den Weg zu legen; … werde ihm, einem fremden Prinzen, stets entschiedener Opposition … als einem Piasten u. s. w.*)

… Oesterreich wiederholt, und dann ein letztes Mal am 10. März in Berlin vortragen ließ, war wesentlich anders gefaßt. Da hieß …en und Oesterreich hätten das gleiche Interesse durch Befestigung … und Ordnung in Polen einen Quell ewiger Zwietracht zu … und zu diesem Ende dort die Erblichkeit der Krone einzuführen. …rfürst von Sachsen sei für Preußen wie für Oesterreich der an… König des Landes, auch widerspreche es dem Interesse der beiden …, das Erbrecht auf die Brüder des Churfürsten zu übertragen, … auf den jedesmaligen regierenden Churfürsten. Denn Alles …uf an, daß Polen nicht länger von dem vorwiegenden Einfluß …barten Macht — (Rußlands?) — abhängig bleibe. Rußland … zustimmen, da es durch einen Widerspruch gegen ein so zweck… System ganz unstatthafte Eroberungsgelüste verrathen würde.**) …nthümlich ist dabei unter Anderem auch, daß der österreichische …dem die Polen eine erste Andeutung, daß man die Infantin von mit einem österreichischen Erzherzog vermählen könne, sehr ungünstig …mmen hatte, das Dasein dieser Infantin vollständig ignorirte, und …von sprach, die Krone Polens bleibend und auf immer mit dem …en Churhut zu verbinden.

Diese, wenigstens in der Motivirung nicht ganz übereinstimmenden …ungen des Wiener Cabinets machten weder in Petersburg noch in … den gewünschten Eindruck. Katherina beantwortete sie so wenig, … den unzufriedenen Polen bestimmte Versprechungen machte; sie er… schweigend den günstigen Augenblick, — und in Berlin dienten …ffnungen Oesterreichs nur dem König Friedrich Wilhelm II. die … zu öffnen. Die preußische Regierung hatte sich zu Anfang günstig … polnische Revolution geäußert; jetzt erst wurde man in Berlin …, wohin sie unter österreichischer Leitung führen sollte. Polen und … bleibend vereinigt zu einer weit überwiegend slawischen und katho…, unter den Einfluß Oesterreichs und des päpstlichen Nuntius ge…n Monarchie, die dem damaligen Preußen an materiellen Mitteln

*) Ssolowiew 261 u. flgde.
**) Sybel, Geschichte d. fr. Rev. I. 474.

Digitized by Google

der Macht überlegen, einen weit vorgeschobenen Vorposten im
Deutschlands gehabt und Preußen umklammert hätte —: es wa
möglich, eine Combination zu erdenken, die dem Interesse Preuße
Deutschlands entschiedener widersprochen hätte! Daß die Haltung P
Polen gegenüber nach dieser Entdeckung eine wesentlich andere wu
in eine entgegengesetzte überging, ist natürlich genug, aber die unvo
Art, in der man sich bereits ausgesprochen und — bloßgestellt ha
den Gegnern Gelegenheit gegen Preußen die Anklage einer machiav
Politik zu erheben. Ihr wirkliches Vergehen war schwankende Un
und ein Mangel an strenger Folgerichtigkeit, der sich immer ergie
nicht klare Einsicht und fester Wille herrschen.

Und nun war endlich die Zeit erschienen, wo der Friede Ru
mit der Pforte geschlossen werden konnte; die Präliminarien war
4. August 1791) zu Galacz unterzeichnet; der Augenblick auch i
handelnd aufzutreten war für Katherina gekommen. Aber auch mit
Bedingungen wollte die Kaiserin nicht anders als mit der vors
Berechnung einschreiten, wobei dann vor allem die deutschen M
Betracht kamen. Die eingestandene Politik der Kaiserin war bis
gewesen Preußen und Oesterreich in feindlicher Spannung gegen ei
zu erhalten, die kleineren deutschen Staaten aber von jedem engen
schluß an eine dieser beiden Großmächte abzuhalten. Darum eb
ihr im Lauf ihrer langen Regierung kaum irgend etwas in dem
verdrießlich und zuwider gewesen als der deutsche Fürstenbund, den F
der Große bildete, und der eine der Willkür der Nachbarn un
gebietende Macht im Herzen Europas zu gründen drohte. Sie ha
durch ihren Aerger zu leidenschaftlichen und gebieterischen Aeuße
gegen die kleineren deutschen Staaten und ihre Vertreter verleiten l
Nun war allerdings nach dem Tode des großen Königs von Preuß
Werk seiner letzten Tage in sich zerfallen, doch schien die frühere
Rußlands nicht mehr zu genügen und die französische Revolution E
an die Hand zu geben.

Katherina war nunmehr, den veränderten europäischen Verhäl
gemäß, zunächst darauf bedacht Preußen, Oesterreich und sogar Sc
in einen Krieg mit dem revolutionären Frankreich zu verwickeln, um
in Polen und je nach den Umständen auch gegen die Pforte gan
Hand zu haben. Sie trug deshalb eine überschwengliche Begeisterun
die französische Königsfamilie geräuschvoll zur Schau; keine Worte s
dem Abscheu zu genügen, den ihr die französische Revolution einflö
auch als sie noch keine Frevel begangen hatte — und immer von
forderte sie die Fürsten Europas zu einem Kreuzzug gegen das neue

*) Herrmann VI. 99—101.

Digitized by Google

und dessen verderbliche Grundsätze auf, ohne sich jemals selbst zur ilnahme an solchem Zuge zu verpflichten.

Was sie sich wirklich dabei dachte, daraus machte sie ihrer Umgebung über kein Geheimniß. So sagte sie eines Sonntags, indem sie die ...ische Post durchsah, zu ihrem Kammerherrn Chrapowitzky — fran... und russisch durcheinander sprechend: „je me casse la tête um Wiener und den Berliner Hof in die französische Angelegenheit hineinzingen. Der preußische würde schon gehen, aber der Wiener bleibt ...." — Und dem Vice-Kanzler Ostermann schrieb sie: „sie (die Höfe) ...hen mich nicht. Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas ...; je veux les engager dans les affaires pour avoir les coudées ...ches; ich habe viele unfertige Unternehmungen und es ist nöthig, daß ...schäftigt seien, damit sie mich nicht stören."*)

Die Aufgabe war nicht leicht. Zwar der etwas über die Gebühr ...nige König von Schweden, Gustav III., war leicht gegen Frankreich ...men. Ihn konnte man ohne Mühe überreden, daß er Schwedens ...schichtliche Bedeutung herstellte und persönlich eine glänzende Rolle ..., wenn er im Verein mit einigen tausend französischen Emigranten ... Ritterzug nach Frankreich unternahm; aber damit war wenig ge...nen. Auch Friedrich Wilhelm II. war sehr geneigt, der königlichen ...ilie in Frankreich zu Hülfe zu eilen, aber dem Rath seiner Staats...ner gemäß wollte er doch den Zug nicht unternehmen, ohne einer ...schädigung für die Kriegskosten gewiß zu sein; und er konnte auch, wie ... allgemeine Lage zur Zeit war, nicht wohl, so lange er nicht auf ...terstützung durch Oesterreich zählen durfte, vielmehr in dieser Macht ... Gegner sehen mußte. Oesterreich aber wollte, namentlich so lange ...old II. lebte, ganz entschieden keinen Krieg.

Katherina suchte sich zunächst mit Preußen zu verständigen, ohne ihres ...eren Aergers eingedenk zu sein. Da, durch österreichischen Einfluß ...mmt, der Churfürst von Sachsen, unter mehreren Veränderungen der ...en polnischen Verfassung, die er zugestanden haben wollte, ehe er sich ... Annahme der Krone entschloß, auch die Uebertragung des Erbrechts ... seiner Tochter auf seine Brüder verlangte, setzte der Vice-Kanzler ...ermann — zu Anfang des Jahrs 1792 — dem preußischen Gesandten ...tersburg Grafen Goltz auseinander, daß eine bleibende Verbindung ...chsens mit Polen für Rußland eine Gefahr sei, wie für Preußen. Auch ...lang es" dem Grafen Goltz — wie er wenigstens glaubte — ein Billet ... Kaiserin an den Fürsten Subow einzusehen, das vielleicht nur dazu ...chrieben war. Die Kaiserin kündigte darin an, daß ihre Heere in Polen ...rücken würden, sowie der Friede an der Donau (endgültig) geschlossen

---

*) Ssolowiew 258.

Digitized by Google

sei und fügte hinzu: „wenn Oesterreich und Preußen sich widersetz werde ich ihnen eine Entschädigung oder Theilung anbieten.“*)

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck in Berlin nicht. F Wilhelm II. vollkommen entschlossen zum Heereszug nach Frankrei stattete seinen Räthen keine Einwendungen mehr dagegen. Preuß wartete und forderte seine „Entschädigung“ fortan mit Bestimmt Polen und war bemüht, Oesterreich mit sich fortzureißen in den Zu den Rhein.

Der Wiener Hof war schwerer in Bewegung zu bringen, Katherina zu erkennen gab, daß sie sich jetzt so wenig wie früher Annexion Bayerns durch Oesterreich widersetzen werde. Doch hie das Glück der Kaiserin zu Hülfe. Die verschiedenen republikanischen teien in Frankreich, zuvörderst die Girondisten, bedurften eines um Ludwigs XVI. wankenden Thron vollends umstürzen und die Republik proclamiren zu können, und da es auf andere Weise nicht kommen wollte, zwangen sie ihren unglücklichen König dem jungen folger Leopolds, dem bald darauf zum Kaiser gekrönten Franz I Krieg zu erklären. Da mußte denn Oesterreich seine hauptsächlich Preußen gerichteten Pläne im Osten aufgeben und Polen sich selb seinem Schicksal überlassen.

Inzwischen war — 9. Januar 1792 — auch der definitive Rußlands mit der Pforte unterzeichnet. Katherina erinnerte in bestimmterer Weise daran, daß sie die alte Verfassung Polens feierliche Verträge verbürgt habe und erklärte Verträge seien ihr Gegen die Staatsmänner ihres Cabinets fügte sie erläuternd „Wolynien und Podolien zu nehmen sind Vorwände genug vorha man braucht nur zu wählen.“**) Der Besitz dieser Provinzen schien wendig, um auf kürzestem Wege eine unmittelbare Verbindung der russischen Gebiete mit dem neu erworbenen Landstrich zwischen Bo Dniestr herzustellen.

So zog ein schweres Gewitter über Polen herauf; jede Aussicht die fremde Hülfe, die eigentlich immer Alles ausfechten sollte, schwunden und die Polen selbst hatten sich in keiner Weise zur Ve digung gerüstet. Der Zustand des Heeres, das nur wenige Tausend zählte, war von der Art, daß des Königs Neffe, Joseph Poniatowski Oberbefehl als hoffnungslos ablehnte. Dagegen konnte der russische sandte eine ziemlich lange Liste von Senatoren und Landboten einsch die bereit seien, sich Rußland anzuschließen, sowie ein russisches Heer Lande erscheine; ohne ein solches Heer freilich, sei eine neue Umwälz in Warschau nicht zu bewirken.

*) Sybel I. 474.
**) Ssolowiew 265.

Digitized by Google

Im letzten Augenblick suchte die herrschende Partei in Polen nachzu-
n, was die Ruhejahre über versäumt war; man suchte Anleihen zu
en, man sprach von allgemeiner Volksbewaffnung, sogar von Eman-
der Bauern; doch selbst in der Noth sprach man eben nur davon.
hätte eine solche Maßregel — obgleich sie allein bessere Zustände
iten konnte — doch für den Augenblick schwerlich etwas anderes
als Verwirrung und Schrecken zu steigern. Auch das Volk zu
ffnen hatte natürlich seine sehr großen Bedenken und man wußte
ob man es wagen könne, oder welche Gefahren man damit sich selbst
tete.

In dem Treiben der Polen war eben auch im entscheidenden Augen-
kein rechter Ernst, kein rechter Wille und keine Zuversicht; die Führer
patriotischen Partei fühlten sich unsicher, weil sie die Bestimmbarkeit
die — „Käuflichkeit" der Nation, d. h. des Adels kannten und fürch-
und selbst Ignaz Potocki, der vorzugsweise als der Held des dritten
bezeichnet werden könnte, äußerte besorgt: „Nicht den Krieg fürchten
was wir fürchten ist die Leichtigkeit, mit der Rußland, bei der großen
der Unzufriedenen, eine Contre-Revolution zu Stande bringen kann."
die Religion sei ein Mittel, vermöge dessen die russischen Bauern
Volhynien und Podolien leicht zum Aufstand gegen ihre Herren bewogen
könnten.*) — Daß man Ignaz Potocki nach Berlin sendete, um
Hülfe Preußens anzurufen, von der längst nicht mehr die Rede sein
daß man in Constantinopel ohnmächtige Versuche machte, die Pforte
einem neuen Krieg mit Rußland zu bewegen, daß man in Wien und
Dresden Hülfe suchte, daß der Reichstag dem schwachen Stanislaus
owski eine Art von Dictatur anvertraute und in erhabenen Worten
Gelder zur Verfügung stellte, die im Schatz und bei den Woyewod-
Commissionen vorräthig waren, die aber nur anderthalb Millionen
betrugen —: das waren Maßregeln, über deren Nichtigkeit sich
in Warschau wohl kaum irgend jemand täuschte. Wenn dennoch ein
polnischer Geschichtschreiber, wie Lelewel, erzählt, die polnische Nation
dem König unermeßliche Hülfsquellen anvertraut, der König aber
Land und Volk verrathen, so geschieht das augenscheinlich nur in der
Absicht, uns darüber zu täuschen, daß der polnische Patriotismus
im entscheidenden Augenblick weder durch Einhelligkeit, noch durch rück-
lose Aufopferung in entschlossenen Thaten bewährt hat.

Mitte Mai 1792 ließ Katherina durch ihren Gesandten eine drohende
claration" überreichen, in welcher, wie das in solchen Fällen herkömmlich
den Polen alle Unthaten und Frevel vorgehalten wurden, die sie,
russischer Auffassung, gegen Rußland begangen hatten. Jetzt erst
der Rechtsverletzung gedacht, die man sich gegen den Bischof von

*) Ssolowiew 273.

Pereyaslawl hatte zu Schulden kommen lassen, der Verletzung des
rechts, der Beleidigung des russischen Gesandten — Dinge, über
die russische Regierung bis dahin sorgfältig geschwiegen hatte. Von
licher Wichtigkeit war, daß die Declaration zugleich ein russisch
ankündigte und die Art wie dieses angekündigt wurde. „Eine große
durch Herkunft, Rang und persönliche Verdienste berühmter Polen
— hieß es da — „eine gesetzmäßige Conföderation gegen die ungesetz
Warschauer Conföderation (d. h. gegen den conföderirten Reichstag
gebildet und sich mit der Bitte um Beistand an die Kaiserin gewan
sich durch Tractate verpflichtet hielt, ihnen diesen Beistand zu leiste
Die russischen Truppen kamen als Freunde, um bei der Wiederherst
der alten polnischen Verfassung und Freiheit, der ganzen alten Herr
mitzuwirken.

Die versprochene „gesetzmäßige" Conföderation war in der That
die russischen Truppen unter dem General Kachowski von der Mold
auf polnischem Gebiet erschienen, in dem ukrainischen Städtchen Targ
gebildet worden. Felix Potocki wurde zum Conföderations-Marsch
nannt, Severin Rzewuski und der Hetman Branicki, der sich längst
der russischen Partei angeschlossen hatte, wurden zu seinen Räthen
gerufen. Bald kam noch eine zweite, eine litthauische Conföderation
die in Wilna zusammentrat, und der die Namen polnischer Magnate
Landboten ebensowenig fehlten.

Der Widerstand der Republik Polen war kaum erwähnens
Der kurze Feldzug bestand einfach in einem ununterbrochenen Vor
der russischen Truppen und in einem eben so ununterbrochenen
weichen der Polen, wobei es nur zu unbedeutenden Gefechten, stets
Nachtheil der Polen kam. Auch hörte der Widerstand wohl sehr bal
ein ernstlich gemeinter zu sein, denn der König Poniatowski un
Patrioten waren in ganz kurzer Zeit zu der Ueberzeugung gelangt
er zu nichts führen könne, und daß nichts übrig bleibe, als sich
Großmuth der Kaiserin Katherina zu wenden.

Als kaum die Nachricht von dem Einrücken der Russen auf pol
Gebiet in Warschau eingetroffen war, lange ehe diese Truppen
und die Grenzen des eigentlichen Polens erreichen konnten, scho
7. Juni, wurde der litthauische Vice-Kanzler Chreptowicz in der Na
dem russischen Gesandten Bulgakow gesendet, um einen Waffenstil
zu erbitten, oder eigentlich, um die Angelegenheiten des Königs und
Partei in einen leidlichen Ausweg zu leiten. — Chreptowicz erklärte
nicht nur der König, sondern auch der Reichstags-Marschall Malach
Hugo Kolontai und alle die anderen „Haupturheber des Uebels" —
lich der Verfassung vom 3. Mai — damit einverstanden seien, die G
muth der Kaiserin anzurufen. Er hatte mehrere Vorschläge in B
schaft. Alle patriotisch gesinnten Polen hegten ihm zufolge den W

rbliche Krone ihres Vaterlandes dem Enkel der Kaiserin, dem Groß- n Constantin Pawlowitsch anzubieten; oder, wenn das der Kaiserin genehm sei, möge sie geruhen, schon bei Lebzeiten des jetzigen Königs sie wolle zu seinem Nachfolger zu ernennen; — oder sie möge ein iliges oder ein ewiges Bündniß auf jeder beliebigen Grundlage mit abschließen; — oder sie möge die Regierungsform und Verfassung s nach Gutdünken einrichten, wie sie ihrem Willen entsprächen. e auch dieser Vorschlag nicht angenommen, so werde sich Polen ganz n Willen der Kaiserin ergeben und wünschen, daß Polen und Ruß- in Zukunft so zu sagen ein Volk bilden möchten.

Das, meinte Bulgakow, sei das Beste; eben deshalb müsse man zu- t mit Hülfe der Targowizer Conföderation einen neuen Reichstag zu ide bringen. Mit diesen Worten forderte er gerade das Eine, das atowski, sein Anhang und die Patrioten nicht wollten. Der Kaiserin ten sie sich unterwerfen, der Entschluß war nicht allzu schwer; aber sie sich dem Joch ihrer persönlichen Feinde, der Targowizer beugen ten, das war eine starke Forderung. Und dennoch wurden sie auch zu gezwungen.

Die herrschende Stimmung unterstützte eben selbst in Warschau nicht für die Partei der Patrioten. Die öffentliche Meinung hatte sich sogar en sie gewendet und warf ihnen vor, sie hätten Polen in das Unglück ürzt. Die Führer der Patrioten wußten sich nicht anders zu recht- gen, als daß sie wiederholten, sie hätten das Beste gewollt, aber die tände seien ungünstig gewesen und der König von Preußen habe Polen ssen und verrathen!

Chreptowicz wendete zwar auf der Stelle ein, der neue Reichstag sei was man in Warschau fürchte; wer würde ihn denn bilden? immer lben Polen, derselbe Unverstand und Leichtsinn, die nämliche Selbst- ; er verrieth, ohne sie zu nennen, daß man die Rache der Targowizer te, und meinte, ein solcher Reichstag könne leicht eine Verfassung ent- en, die noch schlechter wäre als die vom dritten Mai; es wäre viel r, wenn die Kaiserin höchst selbst geruhen wollte, die künftige Ver- ung Polens festzustellen und sie dem Lande fertig zu übergeben.

Er wurde aber mit diesem Bedenken abgewiesen, und in der That t auch wohl nicht zu erwarten, daß Katherina diejenigen Polen, die ihr so großer Zahl als gefügige Werkzeuge so willig zu Gebote standen, te fallen lassen, um selbst in eigener Person mit ganz unverschleierter llür gebietend einzuschreiten.

Auf den Rath des russischen Gesandten, der als ein Befehl geachtet rde, mußte der König Poniatowski sich bequemen, der Kaiserin einen ief zu schreiben und ihr seine Bitten zunächst um einen Waffenstillstand dann um den Großfürsten Constantin als Thronfolger, um ein ewiges ndniß Polens mit Rußland und um einen für beide Theile nützlichen

Handels-Vertrag vorzutragen; er mußte ihn sogar umschreiben, na
ihn Bulgakow geändert und verbessert hatte, wie den Aufsatz eines S
knaben. (22. Juni 1792.)

Aber auch das war vergebens. Die Antwort der Kaiserin
2./13. Juli) war von der Art, daß sie jede Möglichkeit der unbedingt
Unterwerfung auszuweichen, ein- für allemal abschnitt. Die Anerbietu
des Königs wurden abgelehnt, weil sie nicht zu den „einfachen und re
Absichten" stimmten, welche die Kaiserin bereits in ihrer Declaration
gethan habe. Es handle sich darum, die alte, rechtmäßige Verfas
Polens wieder herzustellen, die so freventlich gestürzt worden sei, mit
letzung der heiligsten Gesetze, namentlich der pacta conventa, auf
genauer Beobachtung das Recht des Königs beruhe. Der gesundeste
der polnischen Nation habe sich conföderirt — zu Targowize natürlich
um die ihr so ungerechter Weise geraubten Rechte zurück zu verlangen;
sie, die Kaiserin, habe sie zu unterstützen versprochen, und werde
mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Sie hofft, der König
sich der Targowizer Conföderation anschließen, ohne es auf das
ankommen zu lassen.

Eine sehr lange Denkschrift des Vice-Kanzlers Ostermann an
russischen Gesandten Bulgakow, bestimmt der polnischen Regierung
getheilt zu werden, war noch ohne allen Vergleich beleidigender für
König, dem darin Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit in der schneid
Weise zur Last gelegt wurde. Die Vorschläge des Königs seien,
darin, nur Schlingen, — des pièges —, die er der Kaiserin, von
ten Rathgebern verleitet, lege. Der Vorschlag, dem Großfürsten Const
die erbliche Krone Polens zuzuerkennen, sei nur geeignet die Uneigennütz
der Kaiserin zu verdächtigen und das gute Einvernehmen zwischen ihr
ihren Bundesgenossen — Oesterreich und Preußen — zu stören.
Bündniß, einen Handels-Vertrag vorschlagen, während die Kaiserin
mit der wahren Republik Polen geschlossenen Verträge als fortbestehe
ansehe, sei nur ein hinterlistiger Versuch, sie zu einer Art von Anerkenn
der in Warschau eingeführten gefährlichen Neuerungen zu verleiten. Ein
Waffenstillstand verlangen, heiße voraussetzen, daß eine Art Krieg
Staat zu Staat stattfände; das sei aber keineswegs der Fall, da
Kaiserin vielmehr auf das innigste mit der wahren Republik gegen de
innere Feinde vereinigt sei. Die Autorität, von welcher der König
Recht herleite, zu unterhandeln, sei nichtig, da sie weder von der Kaise
anerkannt sei, noch von der (Targowizer) Conföderation, „die allein
Republik repräsentirt."

Die Absicht des Königs sei, die ausgedehntere Macht zu behalt
welche ihm die neue Ordnung der Dinge verleihe. Das stehe aber
den bestehenden Verträgen und mit den Interessen der Nachbarstaaten
Widerspruch. Alles auszugleichen, müsse man zu anderen Mitteln greif

Digitized by Google

der König vorschlage, sie seien aber sehr einfach. Der König müsse n, was Vernunft und Gerechtigkeit, was die Eide verlangen, die er hat habe, als er die Krone aus der Hand eines freien Volkes empfing, zwar unter Bedingungen, welche dieses Volk ein Recht hatte festzu- len.

Endlich wird dem König gewiesen, in welcher „ehrenvollen" Weise er seiner schwierigen Lage entwinden könne. Er müsse allen unmöglich ordenen Anmaßungen zu entsagen wissen; die polnischen Truppen ent- n, oder „besser noch", ihnen befehlen, sich der „Conföderation" und rechtmäßigen Befehlshabern, den Groß-Generalen, die in der Con- ation seien, zu unterwerfen; oder wenn ihm das widerstrebe, müsse in ihre Friedensgarnisonen zerstreuen; dann hörten die Feindselig- von selbst auf. — Die Feindseligkeiten! — nicht ein Krieg, denn solchen gab es nicht! — Der König müsse natürlich auch selbst Zeitverlust" der Conföderation beitreten — d. h. sich ihr unter- en — und, um jedes Mißtrauen vollends zu verbannen, alle die- aus seiner Umgebung entfernen, welche die öffentliche Meinung Recht anklage, die Anstifter aller Complotte zu sein.

Bestimmter hatte selbst die französische National-Versammlung die Souveränität des französischen Volkes nicht proclamirt, als hier von der Kaiserin die Souveränität der polnischen Nation anerkannt wurde!

Stanislaus August Poniatowski war nicht der Mann, der begriffen , daß ihm nun nichts übrig blieb, als mannhaft unterzugehen; daß enigstens nicht das Treiben der Gegenpartei durch seinen Beitritt zu llem Recht stempeln durfte. In seinem Ministerrath wurde discutirt; Stimmen sprachen sich für Unterwerfung aus, für Anschluß an die owizer Conföderation, und unter ihnen, zur allgemeinen Verwunderung, Hugo Kolontai, der eigentliche Verfasser der Verfassung vom dritten . Vier Stimmen waren dagegen, vor Allen Ignatz Potocki, der frei- zu unredlichen Mitteln gegriffen hatte, um seine Pläne durchzuführen, aber doch nun ohne Wankelmuth folgerichtig handelte bis an das Ende.

Der König wollte sich noch Ein und Anderes bei dem russischen Ge- n ausbedingen, ehe er sich unterwarf, vor Allem die Untheilbarkeit Gebiets der Republik. Bulgakow antwortete zwar beruhigend, die nität der Republik sei der Hauptpunkt der Declaration der Kaiserin der Urkunde der Conföderation. Aber er gab diese Antwort nicht in verpflichtender Form, und benahm der Zusicherung dadurch vollends Bedeutung, daß er voranschickte, von Bedingungen könne gar nicht Rede sein.

König Stanislaus trat der Targowizer Conföderation bei — die nischen Truppen wurden in ihre Friedensgarnisonen zerstreut — die ndseligkeiten hörten auf — Russen rückten in Warschau ein — und Anzahl Parteiführer der Patrioten, unter ihnen natürlich Ignaz

21*

Digitized by Google

Potocki, flohen außer Landes. Sie gingen nach Dresden oder sie an dem Ort, von wo die Mai-Revolution eigentlich ausgegangen in Wien eine Zuflucht. Auch Kolontai folgte ihnen, aber erst, seine Versuche, sich bei der russischen Gesandtschaft wieder in setzen, mißglückt waren.

Alle Macht war nun, insofern die russische Gesandtschaft unmittelbar übte, in den Händen der Targowizer Verbündeten und von ihnen in schmachvoller Weise mißbraucht. Unterwürfig und der russischen Regierung gegenüber, mißhandelten die Conföderirten Landsleute, die Polen, in schonungslosester Weise und mit maßlos benützten sie die Umstände, um sich zu bereichern. Sie bezeichneten polnischen Patrioten als unsinnige Neuerer, die, von den Jakobinern Grundsätzen Frankreichs angesteckt, sich vermessen hätten, die durch Jahrhunderte geheiligten Grundgesetze der Republik anzutasten: gungen, durch die sie selbst der russischen Regierung und ihren deten den Vorwand an die Hand gaben, unter dem wenig später vollständig vernichtet wurde. Felix Potocki gefiel sich darin, den seligen, armen König Poniatowski fort und fort in rohester demüthigen, so daß dieser in jedem Sinn des Worts bedauernswerte König Katherinas Schutz gegen ihn anrufen mußte. Die Häupter Conföderirten aber, die im Lande willkürlich schalteten, Branicki, und Rzewuski, haderten nebenher in alt-polnischer Weise auch und suchten sich in Petersburg gegenseitig bei Katherinas letztem dem Fürsten Platon Subow, zu verleumden.

Wenn Katherina von der Integrität Polens sprach, nahm sie Zweifel in Gedanken die kleinrussischen Provinzen Wolynien und von dem unverletzlichen Gebiet aus, als nicht dazu gehörig, denn sie bereits gegen ihre Vertrauten geäußert, in welcher Weise sie über Landstriche zu verfügen gedachte. Im Uebrigen wünschte sie natürlich Theilung Polens jetzt so wenig als früher. Sie hatte zwar, um Preußen einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, dem König Friedrich Wilhelm Aussicht auf eine Entschädigung in Polen eröffnet, aber gewiß in berechneter Absicht, in einer Weise, die zu gar nichts verpflichtete. wozu konnte ein formloses, an Subow gerichtetes Billet der Kaiserin, der preußische Gesandte, wie er wenigstens glauben mußte, unberechtigter Weise eingesehen hatte — das er eingesehen zu haben öffentlich gar gestehen durfte —, wohl den russischen Staat Preußen gegenüber pflichten? Hätte die Kaiserin Polen mit den Nachbarmächten wollen, dann wäre es gar nicht nöthig gewesen sie erst in einen mit Frankreich zu verwickeln; das hätte sich auf einfacheren Wegen werkstelligen lassen. Eben der Umstand, daß sie sich so große Mühe diese Mächte anderweitig vollauf zu beschäftigen, um selbst die Hände frei zu haben, beweist, daß sie eigentlich nicht gesonnen war die

end jemanden zu theilen. Jetzt wie früher wollte sie Polen — wie Zeit noch war — ganz und für immer als Vasallenstaat Rußlands errschaft unterwerfen. Und gewiß nur wenn sich ergab, daß es t möglich sei ganz Polen zu behaupten, konnte sie bewogen werden länen zu entsagen und auf eine Theilung einzugehen. Sie wurde rllich durch die Umstände dazu gezwungen.

ist Sybel's großes Verdienst, daß er nachgewiesen hat wie eng auflöslich die Politik der deutschen Mächte überhaupt mit den in Polen verkettet war, wie ihr Verhältniß zu einander und ihr n im Kampf gegen Frankreich — zu Deutschlands Unheil — durch-ch das, was in Polen vorging, bedingt und bestimmt war. Der it dem revolutionären Frankreich ist nie eigentlich das gewesen, n die französischen Prinzen und Emigrirten und die Kaiserin Ka-gerne gemacht hätten, wofür französische Volksredner und Geschicht-ihn seither auch stets ausgegeben haben, nämlich ein Prinzipien-Nur der König von Preußen persönlich hatte ihn in diesem Sinn en romantischen Ritterzug aufgefaßt, nicht aber die preußischen männer. Die sahen in der Theilnahme Preußens an diesem Krieg e Bundeshülfe, die dem österreichischen Staat vertragsmäßig geleistet die allerdings dienen mochte die alte Ordnung der Dinge in Frank-eder herzustellen, die aber nicht ohne Bedenken war und nur dann tigt werden konnte, wenn sie nicht umsonst geleistet wurde, wenn Gewinn für Preußen daraus ergab. — Für Oesterreich vollends Krieg einen noch weit weniger idealen Charakter; es führte ihn n; es sah sich in seinem Besitz angegriffen von Frankreich, mußte gegen Wunsch und Willen vertheidigen, und selbst als sich die eit zu einem gewichtigen Rückschlag, zu einem entschiedenen Erfolg schien, dachte der Wiener Hof doch höchstens nur nebensächlich übergehend an ein solches mögliches Ergebniß des Kampfes, keines-onnen, große Anstrengungen dafür zu machen. Als Hauptsache diesem Hof von Anfang an die Möglichkeit, die sich bieten könne, , in Lothringen, im französischen Flandern und Hennegau werth-oberungen zu machen und dann die österreichischen Erbstaaten ab-, indem man den alten Lieblingswunsch ausführte und Bayern elgien eintauschte.

dann vollends der erste Feldzug (1792), der Zug nach der Cham-nrühmlich mißlungen war, schwand selbst der Schein eines idealen insofern er bis dahin von Seiten Oesterreichs nebenher, jedoch nst und Nachdruck, gewahrt worden war. — Oesterreich ließ nun nen seiner Staatsmänner, den Baron Spielmann, im Haupt-des Königs von Preußen eröffnen, man könne die französische ganz gut anerkennen und um so eher, da Frankreich unter solcher ng immer tiefer sinken müsse; man brauche sich daher mit dem,

Digitized by Google

was in Frankreich vorgehe, nicht weiter zu beschäftigen und habe die eigenen Interessen und den unmittelbaren Vortheil, an Entsch für die Kriegskosten, das heißt an Eroberungen in Flandern und saß und an den Eintausch Bayerns gegen Belgien zu denken. Se Weise kam auch hier wieder die oft schon wiederholte Zumuthung Preußen solle seine fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayre treten, um Oesterreich besser abzurunden.

Die unmittelbare Folge dieser Eröffnungen war, daß Preuße dahin leitende Macht an der Spitze des Heereszugs, von der ers die zweite Stelle im Bunde und in der Kriegführung zurücktrat u als Hülfe bringende Macht betheiligt sein wollte, dagegen mit geste Nachdruck auf Entschädigung drang. Um so mehr, da nunmehr ein Feldzug nothwendig geworden war, um Mainz und Belgien wieder winnen, die am Schluß des ersten verloren gegangen waren. K forderte nun in Großpolen ein größeres Gebiet als früher und wenn seine Ansprüche nicht in ihrem ganzen Umfang befriedigt werde es sich im nächsten Feldzug darauf beschränken, nur eben buch zu erfüllen was in dem Bundesvertrag mit Oesterreich ausbedung nämlich ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu stellen. Aber a diesem Fall werde es ein, wenn auch geringeres, polnisches Gebiet in nehmen. Es hätten sich auch noch andere Zweckmäßigkeits-Gründ diese Forderungen geltend machen lassen. Je entschiedener Polen ru Herrschaft verfiel, desto mehr mußte Preußen wünschen nach diese eine bessere Grenze zu gewinnen, die sich leichter vertheidigen ließ davon sprach man natürlich nicht.

Dagegen wurden diese Forderungen in derselben Weise wie Oesterreich auch in Petersburg wiederholt und zugleich rüstete ein preußisches Heer, um unter dem Feldmarschall Möllendorf in Pole zurücken.

Die Kaiserin Katherina aber fühlte sich durch mancherlei Gründ Nachgiebigkeit bewogen, unter anderem auch dadurch, daß sich in ein bedenklicher Geist der Unzufriedenheit regte; um so bedenklicher, durch den Druck der russischen Einquartierung und der Lieferungen die russischen Truppen nicht nur gesteigert, sondern auch mehr und in die Kreise der Bürger und Bauern übertragen wurde. Nicht daß Druck an sich sehr schwer gewesen wäre, aber er wurde es im Einze in den der Hauptstadt zunächst gelegenen Provinzen, durch die willkü Unredlichkeit der Vertheilung. Der russische Gesandte hatte zu melden die Marschälle und Räthe der Palatinal-(Bezirks-)Conföderationen — T golwizer natürlich —, mit der Leitung beauftragt, ihre eigenen G und die ihrer Freunde den Lieferungen zu entziehen wußten, so da Last mit verdoppeltem Gewicht auf die Uebrigen, die politischen Ge und den ärmeren Adel fiel. Das Mißgeschick der verbündeten Waffen

Digitized by Google

ankreich erweckte zudem Hoffnungen in Polen; die abenteuerlichsten Ge-
chte wurden verbreitet und geglaubt. Es hieß unter anderem, die Fran-
en seien bereits in Dresden, ja sie seien nur noch sechs Meilen von
r polnischen Grenze.

Katherina erkannte die Schwierigkeit der Lage und willigte in die
ilung. Ihre Gründe sind, neben den Klagen über den Undank der
len, die man in solchem Schriftstück erwarten muß, offen genug in den
structionen ausgesprochen, die sie ihrem neuen Gesandten J. J. v. Sie-
s (Dec. 1792) mit auf den Weg gab. Als hauptsächlichster Grund
d da die bleibende Unsicherheit des Zustandes in Polen angeführt, der
hsinn des Volks — die Hinneigung zu den Lehren der französischen
volution, die sich leicht auch in den Nachbarländern verbreiten könnten.
gebe keine Maßregel der Vorsicht und der Strenge, die nicht durch die
glichkeit eines solchen Uebels gerechtfertigt werde. Um einen ruhigen,
gefährlichen Nachbar an Polen zu haben, müsse man es in einen Zu-
nd gänzlicher Machtlosigkeit versetzen. — Dann wird angeführt, daß der
önig von Preußen, wenn man ihm nicht willfahren wollte, sich von dem
rieg gegen Frankreich lossagen könne, wodurch Oesterreich und das euro-
äische Gleichgewicht in Gefahr gerathen würden. Endlich deutet die Kai-
rin umschreibend an, daß der König von Preußen in diesem Fall versucht
n könnte die geforderten Landestheile mit Gewalt in Besitz zu nehmen
und die unzufriedenen Polen als Werkzeug zu gebrauchen — was wohl
ßen soll, sie gegen Rußland in Waffen zu bringen.

Die freie Nation, deren Rechte durch Rußland verbürgt waren, wie
Declaration hervorgehoben hatte, fand nun, auch insofern sie durch
wahre Polen, durch die wahre Republik, nämlich durch die Conföde-
on von Targowize vertreten war, von Seiten Rußlands nur noch eine
bedingte Anerkennung. Auch den Conföderirten war natürlich eine
Theilung des Landes nicht willkommen; sie hatten beabsichtigt unter
Schutz und unter der Leitung der Kaiserin Polen zu beherrschen, ja
Potocki hatte die Hoffnung gehegt König des Landes zu werden;
eigene Bedeutung durch eine abermalige Verkleinerung Polens ge-
mälert zu sehen, konnte ihnen nicht erwünscht sein. Felix Potocki und
verin Rzewuski versuchten in unterthänigen Formen dagegen zu remon-
ren, indem sie die Ueberzeugung aussprachen, eine neue Theilung könne
t der Wille der Kaiserin sein. Als Katherina Rzewuskis Zuschrift
ielt, äußerte sie gegen Chrapowitzky: „Ich gedachte in Polen zu einer
igen Conföderation hinzuzutreten, statt dessen gelangten meine Truppen
nach Warschau, und die Conföderation trat erst hinter dem Rücken
Armee zusammen. Sie haben nicht Wort gehalten, und jetzt nehme
die Ukraine als Ersatz für meine Einbußen und den Menschenverlust."

Die Conföderation, hieß es nun, hat nichts gethan zur Bewältigung
Wirren im Lande; das Land ist durch russische Waffen erobert und

Digitized by Google

man kann darüber verfügen. Als der König Stanislaus sich darau rufen wollte, daß ihm die Integrität des polnischen Gebiets zuge worden sei, erhielt er zur Antwort, Bulgakow habe nur seine Ansich Privatmann gegen ihn ausgesprochen.

So erscheinen die Dinge, je nach den Umständen, in einem ganz schiedenen Licht. Polen war ohne Zweifel ein erobertes Land, wie sich jetzt darauf besann; — nach den früheren kaiserlichen Erklärun aber konnte gleichwohl zweifelhaft scheinen, ob hier der Begriff der oberung anwendbar sei, denn diesen Erklärungen zufolge hatte gar Krieg zwischen Rußland und Polen stattgefunden; nur „im innigsten Bü niß mit dem wahren Polen" ein Kampf gegen dessen innere Feinde.

Die preußischen Truppen rückten ein, die beiden Regierungen ständigten sich über die Landestheile, die eine jede von ihnen sich aneign wollte. Preußen nahm ungefähr das heutige Herzogthum Posen und einen Landstreif längs der schlesischen Grenze — Rußland die schen Provinzen (Wolynien und Podolien) und einen großen Theil Litthauen.

Nun mußte aber auch irgend eine polnische Regierung in die tretung dieser Landestheile willigen; dazu mußte die Generalität der Co föderation in Grodno versammelt (Frühjahr 1793), zunächst den auf letzten Reichstag aufgehobenen permanenten Rath wieder herstellen, dieser dann Wahlen ausschreiben und den Reichstag einberufen. Mitglieder der Generalität waren nicht in der Lage, sich zu wider da sie seit lange schon russische Jahrgehalte bezogen, oder wenn hätte Schwierigkeiten erheben wollen, mußte er erfahren, daß die russ Regierung ganz darauf gefaßt war mit solchen bezahlten und dem ungehorsamen Werkzeugen umzugehen, wie sie selber mit ihren politisch Gegnern, den sogenannten Patrioten, umgingen.

Anstandshalber mußten die Wahlausschreiben auch in die Provin versendet werden, die Rußland und Preußen bereits in Besitz genomm hatten, aber es war zwischen dem russischen Gesandten und den Mach habern unter den Polen bereits verabredet, daß diese Ausschreiben an Grenze dieser Provinzen von den Postbehörden angehalten und vernich werden, nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangen sollten.

Was die Wahlen selbst anbetrifft, so berichtet der preußische Gesandt in Warschau dem General Möllendorf: „Die Wahlen der Landboten zum Reichstage bewirkt der (russische) General Igelström durch russische Sta Offiziere und Detachements von Truppen, die diejenigen, welche der we seienden Sache nicht günstig sind, fortjagen und lauter facile Leute nehmen." — Der Gesandte gratulirt dem preußischen General, daß er mit diesem Ge schäft nichts zu thun habe; es gehöre eine besondere Erfahrung dazu, die in anderen Ländern nicht zu gewinnen sei.

An solchen „facilen Leuten", wie man sie eben brauchte, fehlte es

Digitized by Google

r unter dem polnischen Adel ganz und gar nicht; es drängten sich viel-
hr so viele heran, die Jahrgelder oder andere Begünstigungen haben
llten und dafür ihre Stimmen anboten, daß der russische Gesandte
ters Mühe hatte, sich ihrer zu erwehren. Ueberhaupt spielte auch bei
der zweiten Theilung Polens, wie das im Lande herkömmlich war, das
eine noch größere Rolle als die Gewalt. Sievers hatte seinem Hof
berichten, ein litthauischer Landbote koste im Durchschnitt 200 Ducaten;
eigentlichen Polen aber seien sie bedeutend wohlfeiler; dort könne er
er vierzig für 2000 Ducaten haben. — In Sievers Leben von Blum
(IV. 16—37) die Denkschrift zu lesen, die Sievers seinem Nachfolger
Amt zurückließ, um ihn über alle Verhältnisse in Polen aufzuklären
darin die lange Liste aller derer, die während des Reichstags zu
dno von Rußland bezahlt waren. Es sind fast alle Groß-Würden-
ger des Landes, fast alle Stimmführer des Reichstags darunter und
bei ist angegeben, wie viel ein jeder für sich selbst, für die Wahlen und
für seine Landboten", d. h. für die Landboten, die unter seinem Einfluß
stimmten, erhalten hatte — wie viel endlich dieser und jener, um offene
Tafel für die ärmeren Landboten zu halten, denen der Gesandte auch, auf
Kosten der Kaiserin, vierzehn Wagen zu Verfügung stellte, damit sie nicht
zu Fuß zum Reichstag oder zu den Festmahlen zu kommen brauchten.

Von den Senatoren hielten sich die meisten derer fern, die nicht eines
stimmten Amtes zu warten hatten; die Landboten waren nicht etwa lauter
argowizer, sondern es befanden sich unter ihnen auch viele Mitglieder
patriotischen Partei, und diese zeichneten sich zwar durch den Haß aus,
dem sie die Targowizer zu verfolgen suchten, sonst aber zeigten sie
nicht weniger bestimmbar und käuflich als ihre Gegner.

Daß auf diesem Reichstag, der am 27. Juni 1793 eröffnet wurde,
ßlands Wille geschehen mußte und geschah, das versteht sich von selbst,
um was es sich handelte, das war seit fast drei Monaten bekannt.
er Reichstag trat als ein conföderirter zusammen, damit nicht Ein-
stimmigkeit zu den Beschlüssen erforderlich sei und der Wille Rußlands
urde rasch erfüllt; die schwachen Versuche des Königs Stanislaus, den
ang der Ereignisse zu hemmen, blieben vergeblich. Er unterstützte näm-
ch in Person den Vorschlag eines Landboten Jankowski, Gesandtschaften
an alle befreundeten Höfe zu senden, und daran knüpfte sich dann der
ntrag, keinen Beschluß zu fassen und in keine Verlängerung des Reichs-
tags zu willigen, bis man Nachricht von dem Erfolg einer Gesandtschaft
habe, die in Wien um Vermittelung bitten sollte. Darüber konnten die
vierzehn Tage vergehen, für die der Reichstag nur Vollmacht hatte. Man
vermuthete, daß der König von Wien aus zu diesen Schritten veranlaßt
ei. Es kam auch darauf hin zu einigem der Form wegen erhobenen
Lärmen, den die Vornehmeren des Anstandes wegen erregten, die geringeren
Landboten, um darauf aufmerksam zu machen, daß auch ihre Stimmen

Digitized by Google

bezahlt werden müßten. Aber einige Drohungen des russischen Ges brachten Alles in das Gleiche, und mit 117 Stimmen gegen 24 beschlossen, einen Ausschuß zu ernennen, der bevollmächtigt sein sollt Rußland zu unterhandeln, d. h. den Formen zu genügen und di tretung der von Rußland geforderten Landestheile zu unterschreibe Was die Zusammensetzung dieses Ausschusses betrifft, konnte Sievers den Tag vor dessen Ernennung seiner Tochter schreiben: „Die Mit des Ausschusses wird man, wie ich sie namhaft gemacht habe, n wählen, einunddreißig in Allem."

Rußlands Forderungen wurden denn auch ohne weitere Sch keiten am 22. Juli gutgeheißen und unterschrieben. Nicht eben so sollte sich in Beziehung auf die Forderungen Preußens Alles ber lassen. Die Deutschen, die in ihrem ganzen Wesen einen entschie Gegensatz zu der polnischen Genialität bildeten, waren den Pole allen Vergleich mehr verhaßt, als die Russen, und von der pre Regierung glaubten sich die Polen, die sich nie gestehen wollten, da selbst Verrath an ihrem Vaterlande übten, verrathen und verlassen Zudem war bei den Wahlen beständig wiederholt worden, daß man Heil von der Großmuth der großen Kaiserin erhoffen müsse. So denn einer Anzahl Polen der Gedanke geläufig geworden, daß ma den Forderungen Rußlands unbedingt unterwerfen, ja ihnen entg kommen müsse, um Katherinas Wohlwollen und Schutz zu gewinnen sich dann unter diesem Schutz den preußischen Forderungen ganz z ziehen. So blieben die Polen bis an das Ende dabei, stets auf ir eine fremde Macht zu rechnen.

Mancherlei traf zusammen, solchen Wünschen der Polen am russi Hof und namentlich bei dem Günstling, dem Fürsten Platon Alexa witsch Subow, ein nicht ungünstiges Gehör zu verschaffen. Beso verwendete sich die österreichische Regierung, deren Politik jetzt von vielbesprochenen Minister Thugut geleitet wurde, auf das eifrigste be Kaiserin Katherina, wenn nicht für Polen, doch gegen Preußen. Kla und dringend wurde hier geltend gemacht, daß, während für Preußen große Vermehrung seiner Macht in Aussicht stehe, der beabsichtigte tausch Bayerns gegen Belgien dem Hause Oesterreich nicht einmal e vollständigen Ersatz gewähre, geschweige denn eine Entschädigung für aufgewendeten Kriegskosten. Eine Entschädigung durch die Eroberung Elsasses sei noch ungewiß. An solche Betrachtungen schloß sich dann Verlangen nach einem Antheil an der polnischen Beute, vor allem d der lebhaft, beinahe leidenschaftlich ausgesprochene Wunsch, den „ mäßigen" Antheil Preußens geschmälert zu sehen. — Auch wendet die österreichische Regierung — in einer Note vom 12. Juli 1793 „mit Vertrauen" an die erhabene Kaiserin, und bat sie in ihrer Weis zu erwägen, ob es nicht zweckmäßig sei, die Theilung Polens bis an

Digitized by Google

e des Kriegs mit Frankreich zu verschieben; das sei das einzige Mittel, der fortwährenden Theilnahme Preußens an dem Kriege zu versichern. ime Preußen in vollen Besitz der polnischen Lande, sehe es nicht mehr hnen nur den zukünftigen Lohn seiner „Cooperation" am Rhein, dann e es sich, wenn nicht ganz doch theilweise der Theilnahme am Kriege ehen.

Gewiß; gelang es die Entscheidung in Polen bis auf die Zeit des ens mit Frankreich zu verschieben, dann konnte Oesterreich seine Heeres- t gegen Preußens Ansprüche an der Warthe und Weichsel verwenden! — i charakteristisch für die Politik jener Zeit im Allgemeinen und Thuguts sondere, daß die österreichische Regierung auf diese Weise in Peters- gegen Preußen intriguirte, während sie zugleich die preußische Heeres- t am Rhein benützen wollte, um Elsaß für sich zu erobern.

Es kamen noch Umtriebe in Polen selbst hinzu. Die Brüder Kossa- ki, — der Eine General, der Andere Bischof des polnischen Lieflands — zu den Gründern und Führern der Targowizer Conföderation gehörten, ren unzufrieden, daß die Herrschaft in Polen nicht in ihre Hände ge- len war. Sie bemühten sich, den Botschafter Sievers zu verdrängen d durch allerhand Anschläge die Aufmerksamkeit und die Gunst des sten Subow zu gewinnen. Schon im Mai war eine Deputation aus jenigen Theile Litthauens, welcher der polnischen Krone verbleiben sollte, Petersburg gekommen, und hatte um die Einrichtung Litthauens zu n besonderen Vasallenstaat Rußlands gebeten. Niemand geringeres der Palatin von Wilna, Kamenski, stand an der Spitze dieser Depu- n. Der Herzog von Kurland hatte sich den Haß des kurländischen l dadurch zugezogen, daß er den Stadtgemeinden erweiterte Rechte ehen und Bürgerlichen den Besitz von Lehengütern sowie den Genuß Domainen-Gütern gegen ein geringes herkömmliches Pachtgeld zu- lich gemacht hatte. Auch der kurländische Adel rief nun gegen solche ll den erhabenen Schutz der Kaiserin und ihres Günstlings an. Ein cher Geist schien sich im eigentlichen Polen mehrfach zu regen.

Katherina erwog, daß es unter solchen Umständen doch vielleicht mög- war die Spannung und Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen nützen und die Theilung Polens zu umgehen, um das Land in seiner ammtheit unter russischer Botmäßigkeit zu behalten. Ihr Botschafter de demnach, sowie der russische Vertrag vom Reichstag angenommen , belehrt, daß er in den Verhandlungen Polens mit Preußen keines- als Verbündeter dieses letzteren Staats aufzutreten, keineswegs die e Preußens zu der Sache Rußlands zu machen habe, wie umgekehrt ßen die Sache Rußlands allerdings gleich der eigenen vertreten hatte. ollte einen „gemäßigten Gang" gehen, nur Vermittler sein; ja, ein er und unparteiischer Vermittler. Obgleich ihm nichts Bestimmteres zt wurde, verstand Sievers doch vollkommen; er äußerte (13. August)

Digitized by Google

gegen die Kaiserin selbst, unter gewissen Voraussetzungen werde ihr kau etwas anderes übrig bleiben, als ernstlicher an eine vollständige Wie vereinigung von ganz Polen zu denken, und bat sich mehr Geld aus den Fall, daß die Kaiserin „ausgedehntere Absichten“ auf Polen habe wie er das ihrem Interesse entsprechend halte.*)

Schon hatte er zugelassen, daß die Unterhandlung mit Preußen der mit Rußland getrennt, daß der erste Ausschuß des Reichstags nur Rußland, nicht mit Preußen zu unterhandeln beauftragt wurde, obgl beide Mächte ihre Forderungen zugleich, als ein zusammenhängendes, gegenseitig bedingendes Ganze eingereicht hatten; und als dann, nach mit Rußland abgeschlossen war, Preußens Forderungen gesondert Sprache kamen, sah sich der preußische Gesandte von dem russischen B schafter nur sehr lässig, dem Wesen nach nur zum Schein unterstützt. D Polen wußten sich die Haltung des Botschafters sehr wohl zu deuten rechneten in gewohnter leichtsinniger Weise mehr als verständig war, seine Hülfe. Sie ließen sich im Eifer ihres Hasses zu den verwegensten Reden gegen Preußen hinreißen, und Sievers duldete, daß ein neuer Aus schuß den Auftrag erhielt, nur über einen Handels-Vertrag, nicht über die Abtretung der verlangten Landestheile mit Preußen zu unterhandeln. Es wurde sogar im Reichstag ein jeder, der eine solche Abtretung be antragen wolle, mit der Strafe des Hochverraths bedroht.

Einen Vorwand, die Polen in ihren Unterhandlungen mit Preußen zu unterstützen, hatte sich die russische Regierung dadurch geschaffen, daß sie ihnen, gleichsam als Gegenleistung für die abgetretenen Provinzen, ihre künftige Verfassung verbürgt und versprochen hatte, sich für günstige Handels-Verträge mit den Nachbarländern zu verwenden. Was dieses Versprechen eigentlich für eine Bedeutung hatte, geht schon daraus hervor, daß Sievers in dem schon angeführten Schreiben (vom 13. August) bei der Kaiserin anfragte, ob er „die Unterzeichnung des preußischen Vertrags unter demselben Scheinvorwande des Handels hinhalten oder durch Gewaltmittel fördern“ solle.

Als dann die Eroberung von Mainz durch die Preußen einen be deutenden Eindruck in der politischen Welt machte und der preußische Ge sandte den Polen mit Krieg drohte, glaubte Sievers die Angelegenheit mit scheinbarem Eifer, scheinbar um etwas fördern zu müssen. Er ver faßte nun einen Vertrags-Entwurf, in welchem er dem preußischen Antheil in Polen etwas engere Grenzen zog, als Preußen selbst, behauptete, das sei das Aeußerste, wozu er die Polen zwingen könne und zwang den Reichstag auch wirklich, dem Ausschuß die Unterzeichnung des Vertrags anzubefehlen, der die verlangten Abtretungen feststellte. Er ließ die ver sammelten Mitglieder des Reichstags in ihrem Saal gleichsam gefangen

*) Blum, Sievers, III. 336—337.

Digitized by Google

stim, bis sie so gestimmt hatten, wie er vorschrieb. Russische Grenadiere ringten das Schloß, bewachten die Eingänge und ließen niemand heraus der geforderte Beschluß gefaßt war (2. Sept. 1793). Eine vorgebliche richt, daß eine Verschwörung gegen das Leben des Königs Stanislaus Werke sei, mußte als Vorwand dieser Maßregel dienen. Doch gente Sievers, daß die Polen die geforderten Opfer an Bedingungen pfen, von denen die wichtigste war, daß die Abtretungen nicht eher Reichstag bestätigt werden sollten — als bis auch der Handelstrag, den Preußen ablehnte, geschlossen und bestätigt sei. So war eigentlich der eben gefaßte Beschluß wieder in Nichts aufgelöst.

Als nun aber die Nachricht von diesem Gang der Verhandlungen Grodno und Oesterreichs Forderung eines Gebiets in Polen, an den ein, in das Hauptquartier Friedrich Wilhelms II. gelangten, zeigte sich preußische König in so hohem Grade aufgebracht, so rasch entschlossen, von dem Kampf mit Frankreich los zu sagen, und seine ganze Macht die Behauptung seiner Ansprüche in Polen zu wenden, daß Katherina ändig fand einzulenken, da sie weder den Kampf gegen Frankreich lähmen, noch durch einen offenen Bruch mit Preußen die Schwierigkeiten der allgemeinen Lage bis zu vollkommener Unberechenbarkeit steigern wollte.

Preußen forderte die Abtretung des in Anspruch genommenen Gebiets ohne alle Bedingungen, und Sievers machte nun wirklich Ernst mit den olen; er ließ (22. Sept.), wie das den russischen Botschaftern in Polen läufig war, vier Landboten, die sich als besonders eifrige Gegner Preußens igt hatten, mitten in Grodno durch russische Truppen verhaften, auf Güter bringen und dort als Gefangene bewachen. Die Polen geten in ihrem täglichen Verkehr mit Sievers sehr bald, daß der Ernst mal in der That ernstlich gemeint sei und sie beugten sich dem Joch.

So kam es denn zu der berühmten stummen Sitzung des Reichstags 23. September. Der Palast war wieder eingeschlossen von russischen enadieren; es waren sogar Kanonen gegen die Eingänge aufgeführt; manden wurde gestattet die Sitzung zu verlassen. Der versammelte ichstag, der König auf dem Thron hörten die Forderungen Preußens die scharfen Noten, durch welche der russische Botschafter sie diesmal terstützte, schweigend an; keine Stimme erhob sich, niemand verlangte Wort, Alles blieb in tiefstes düsteres Schweigen gehüllt, bis tief in Nacht, wo dann endlich, um drei Uhr nach Mitternacht, der Landbote raf Ankwicz erklärte, Schweigen sei Zustimmung. — In amtlicher Form agte der Reichstagsmarschall Biélinski dreimal in den Saal hinein: rmächtigt der Reichstag die Commission zur unbedingten Unterzeichnung Vertrags mit Preußen?" — Da ihm wieder nur tiefes Schweigen twortete, niemand widersprach, erklärte er den Beschluß für einstimmig aßt.

Wie oft ist diese Scene als großartig und tragisch in erhabenen

Digitized by Google

Worten beschrieben, ja gefeiert worden — und nun ersehen wir — lich überrascht — aus den Depeschen des preußischen Gesandten, da nichts weiter war als eine zwischen ihm, dem russischen Botschafter den Polen selbst verabredete Comödie! Die Polen hatten sich bereits der Sitzung dem ausgesprochenen Willen Rußlands gefügt und die Mehrzahl der Landboten hatte sich ihr zustimmendes Schweigen Voraus bezahlen lassen. Es waren eben „facile Leute!" — Da aber meisten von ihnen sehr heftig gegen Preußen declamirt hatten, so Sievers das gut hieß, hatten sie, um den Schein zu wahren und sich allen Seiten hin, auch gegen feindliche Parteien in Polen sicher zu st nun den Schein des Zwanges zur Bedingung gemacht; sie hatten diesmal die russischen Grenadiere und Kanonen ausdrücklich erbeten.*) Auch Ankwiczens und Biélinskis Rolle war natürlich zum Voraus abredet.

Aus den Papieren des Botschafters ersehen wir denn auch, wie Rußland dies eigenthümliche Schauspiel bezahlt hat. Sievers belehrt Nachfolger, daß: „bei der Verhandlung des preußischen Vertrags mit Bewilligung gegen 15,000 Ducaten den meisten oben (in des Botschaf Denkschrift) genannten Landboten gegeben worden sind, außer dem Zaluski, der 2500 Ducaten für sich und seine Landboten empfing. Landbote Podhorski, welcher den preußischen Antrag stellte, bekam 800 Ducaten auf sein Theil." **)

Ankwicz und Biélinski bezogen ein fortlaufendes Gehalt von Biélinski, der als Marschall einigen Aufwand machen mußte, 1000 monatlich. Außerdem hatte auch der preußische Gesandte bedeutende men unter die Landboten vertheilt. Um allen Ansprüchen zu erlaubte Sievers in seiner humanen Weise dann auch noch einigen tischen Landboten nachträglich zu protestiren —: wohlverstanden, gegen den gefaßten Beschluß selbst, nur gegen die Gewalt, die angewe war, ihn herbeizuführen.

Glänzende Feste liefen ohne Unterbrechung neben diesen Polen nichtenden Beschlüssen her; sie folgten sich auch in derselben Weise in nächsten Tagen nach der stummen Sitzung, und dieselben polnischen Würdenträger und Landboten, die sich im Reichstag in erhabenes Schweig gehüllt hatten, versäumten nicht fort und fort an der gastlichen Tafel auf den glänzenden Bällen des russischen Botschafters zu erscheinen. preußische Gesandte Buchholz war wenige Tage nach der stummen Sitz (am 4. October) veranlaßt, dem General Möllendorf zu schreiben: Polen kommen nun in Menge zu mir und machen die größten Bes nachdem sie vor vierzehn Tagen durch die nachgiebige und passive Cond

*) Sybel a. a. O. II. 406.
**) Blum, Sievers, IV. 34.

Digitized by Google

ines Collegen (Sievers) ganz aufgeblasen waren."*) Sybel hat wohl t zu sagen, was sich hier in den Formen eines historischen Trauerspiels lendete, sei doch nur ein großes Intriguenstück gewesen.

Die nächste und gewissermaßen abschließende Aufgabe des russischen chafters war nun, den Reichstag dahin zu bringen, daß er freudig jubelnd einem ewigen Bündniß zwischen Polen und Rußland zu- mte. Dieses Bündniß machte das kleine polnische Reich, das die zweite ilung übrig ließ, zu einem unbedingt abhängigen Vasallen-Staat Ruß- ds: es ließ nicht einen Schatten von Selbständigkeit übrig, da der ig von Polen und die „Durchlauchtigste Republik" sich durch einen der kel verpflichteten „mit keiner anderen Macht irgend eine Verbindung Vergleich abzuschließen, als mit Wissen und nach genommener Abrede Ihrer Majestät der Kaiserin" oder deren Nachfolgern. Polen ver- chtete sich sogar den fremden Mächten gegenüber überhaupt keinen „we- lichen Schritt" anders als in Uebereinstimmung mit der russischen gierung zu thun. — Polen sollte fortan von dem russischen Botschafter herrscht werden.

Zunächst waren die Polen veranlaßt worden selbst einen solchen ündniß-Vertrag in aller Form zu erbitten. Das hatte keine Mühe ge- acht. Nun aber schien es von Wichtigkeit, daß er nicht etwa gegen eine position durchgesetzt werden mußte, nicht etwa nach mehr oder weniger derspruch durch einfache Stimmenmehrheit angenommen wurde —: mit stimmigem Jubel sollte der Reichstag das erwünschte Bündniß begrüßen Rußlands schützende Großmuth anerkennen. Doch hatten einige Land- n so heftig für die nationale Selbständigkeit ihres Vaterlandes ge- chen, daß sie anständiger Weise dem Vertrag nicht zustimmen konnten. altmaßregeln, Verhaftung der Widersprechenden und dergl. wären hier am Ort gewesen; sie hätten den Eindruck, den die Scene machen , sogar noch mehr gestört als der Widerspruch, dem vorgebeugt werden . Darin lag eine Schwierigkeit, aber sie erwies sich nicht unüber- dlich; das Mittel, zu dem Sievers griff, um sie zu beseitigen, war so ch als wirksam. Diejenigen Landboten, denen ihre Vergangenheit erlaubte, den Vertrag anzunehmen, wurden dafür bezahlt, daß sie den entscheidenden Sitzungen des Reichstags weg blieben. Sievers darüber in seiner Denkschrift:

„Ich verwandte einiges Geld auf die Entfernung mehrerer Landboten den Sitzungen, um den Lärm zu mindern. Zu diesem Behuf schickte dem König 1000 Ducaten, mich der Einstimmigkeit bei der Entschei- des Allianztractats zu versichern. Hätte ich mich öfter dieses Mittels nt, so gab es weniger Lärm und Opposition von Seiten der angeb- Patrioten."

---

*) Herrmann, Ergänzungsband 433.

So wurde denn auch dieses beständige Bündniß (am 14.
einstimmig vom Reichstag angenommen, ohne daß irgend ein Zwang
auch nur eine Drohung nöthig geworden wäre. Zwei Tage später
er unterzeichnet. Das Benehmen des Königs Stanislaus ließ nicht
wünschen; er vergoß Freudenthränen über das gelungene Werk, indem
den Botschafter Sievers umarmte.

Thuguts thörichte Arglist und unredliche Ueberfeinheit hatten es
gebracht, daß der Bund der mitteleuropäischen Mächte gegen das
tionäre Frankreich in sich zerfiel und Oesterreich allein dem Feinde
über blieb, dem es sich dann nicht gewachsen zeigte. Dagegen war
damit verbundene Versuch, sich in Polen eine „Entschädigung“ zu
schaffen, für diesmal mißlungen.

Doch ergab sich sehr bald, eher als man an irgend einem
theiligten Höfe gedacht hatte, die Gelegenheit wieder einzubringen,
versäumt war. Wie sich auch das Loos der polnischen Bauerschaften
der Städte unter fremder Herrschaft gestalten mochte, die polnische „
tion“, d. h. der Adel konnte sich in den neuen Zuständen nicht
fühlen, in dem mäßigen Landstrich, der als Republik Polen übrig
so wenig als in den abgetretenen Landestheilen; er sah sich dort
thatsächlich jeder wirklichen Bedeutung beraubt, und selbst diejenigen,
ihr Vaterland am bereitwilligsten verkauft hatten, schlossen sich
zum großen Theil der allgemeinen Unzufriedenheit an.

Die ausgewanderten Patrioten, denen die Rückkehr in das
verwehrt war, vor allen Ignaz Potocki, dann aber auch sein
Stanislaus, Hugo Kolontai und die Uebrigen bewegten sich in der
in einer Art von Scheinthätigkeit, in Conspirationen, die ziemlich
blieben, da sie zu Leipzig, das für sie eine Art von Mittelpunkt
war, allerdings für ihre Person von der sächsischen Regierung nicht
geduldet, sondern mit Wohlwollen geschützt wurden, doch aber
eine wirkliche Unterstützung fanden und mithin der Mittel zu einer
lichen That entbehrten. — Ernsthafter konnte eine andere Verschwörung
werden, die sich in Warschau selbst in Folge der weitverbreiteten Un
friedenheit bildete und bald auch einen bedeutenden Umfang gewann.
der Spitze standen ein General Graf Dzialinski und der Banquier
postas, ein Ungar von Geburt, dem der Verfassungs-Reichstag (1791)
Indigenat, d. h. den polnischen Adel verliehen hatte.

Merkwürdig war dabei, daß der reiche und vornehme Adel,
zu verlieren hatte, dem Treiben überwiegend, ja von den Flüchtigen
gesehen, mit wenigen Ausnahmen fremd blieb. Dagegen waren die
der größeren Städte, vor allem Warschaus und Wilnas eher bereit,
einer revolutionairen Bewegung anzuschließen; sie sahen sich ungern

Digitized by Google

igen Rechte wieder beraubt, die ihnen die Verfassung vom 3. Mai ihen hatte. Im Wesentlichen aber waren es der minder begüterte der besitzlose Adel, die Geistlichkeit, das polnische Heer und die Clienten Ausgewanderten, die sich zu regen strebten.

Ueber das, was eigentlich geschehen sollte, wurde unter den Führern rschau vielfach berathen; auch mit den Verbannten, nachdem man urch hin- und herreisende Sendboten in Verbindung mit ihnen gesetzt ; aber man kam zu keinem endgültigen Beschluß. Wieder sahen sich olen nach fremder Hülfe um, was diesmal vielleicht verzeihlicher war rüher, da sie sich wohl gestehen mußten, daß sie sich ohne auswärtigen and kaum irgend zu regen vermochten. Dzialinski und die anderen r in Warschau beschlossen nicht eher „loszuschlagen", als bis sie heit über die Stimmung der polnischen Armee erlangt hätten, sowie ber, ob die Verschworenen auf den geheimen Beistand Oesterreichs en könnten, oder wenigstens darauf, daß ihnen gestattet werde Kriegs- rfnisse von dort her zu beziehen; — ob die Pforte und Schweden den uf gegen Rußland und Preußen aufnehmen würden; — endlich ob s in Frankreich — 1794 in dem verarmten, zerrütteten Frankreich bespierres! — eine Anleihe contrahiren könne. Wie Kapostas später sagte, wollte man bei alledem nach einer ersten, geglückten Erhebung n Sendboten an die Kaiserin Katherina abfertigen und ihr, wenn sie lten wolle die Verfassung vom 3. Mai herzustellen und von Preußen erlorenen Provinzen mit den Waffen zurückzufordern, nicht nur den der ukrainischen Provinzen anzubieten, dessen Rußland zur unmittel- Verbindung mit dem neu erworbenen Gebiet am Dniestr bedurfte, rn auch die erbliche Krone Polens für einen Prinzen ihres Hauses. as „zurückfordern" der an Preußen abgetretenen Provinzen ist wohl zu verstehen, daß Rußland sie wieder erobern solle, da die Polen ohl kaum über die Geringfügigkeit der eigenen Mittel täuschen konnten. könnte freilich sagen, das luftige Project habe nicht ganz jeder Grund- entbehrt, da die Kaiserin Katherina allerdings gar sehr darüber er- war, daß sie zu Preußens Gunsten auf einen Theil Polens hatte hten müssen; — aber der Gedanke, daß Katherina unmittelbar nach Aufstand, noch dazu nach einem glücklichen Aufstand gegen ihre pen, gegen den Botschafter, der in ihrem Namen Polen beherrschte, die Beleidigung, die ihr dadurch zugefügt war, hinwegsehen und anstatt strafen, die Hand zu einem solchen Bunde mit Polen bieten könnte, ch in der That bis zum Abenteuerlichen verkehrt. Ueberhaupt sehen wohl, daß die Verschworenen sich vorläufig mit Plänen trugen, die mindesten als unreif bezeichnet werden müssen und in denen es an en Widersprüchen nicht fehlte.

Die Ausgewanderten suchten Verbindungen mit Oesterreich anzu- en, das aber mißglückte bei dem allerersten Schritt, wie die Polen

hätten vorhersehen müssen, wenn sie nicht eine ganz verkehrte Vor
von Thuguts Plänen hatten. Ein Brief Ignaz Potockis, in dem
diesem Thugut Glück wünschte zu seinem Eintritt in das Minis
blieb ohne Antwort. Endlich thaten die ausgewanderten Polen da
kehrteste was sie überhaupt thun konnten, sie sandten erst Kosciuszko
noch einen anderen Boten nach Paris, um von Frankreich, d.
Robespierre und seinen Gehülfen Beistand zu erbitten. Daß ihnen
reich nicht unmittelbar mit den Waffen zu Hülfe kommen konnte
einleuchtend; und wie hätte ihnen Frankreich, das zur Zeit selb
entwerthete Assignaten besaß und auf Raubzüge in die Fremde bedac
um sich zu helfen, mit Geld beistehen können! — Auch hatten dies
suche keine andere Folge als die, daß der Kaiserin Katherina und
Verbündeten ein erwünschter Vorwand an die Hand gegeben wurde
Polen, deren „Freiheit", wie sie von ihnen verstanden und erstrebt
stets die Leibeigenschaft, ja die Sclaverei des Volks zur Voraus
hatte, als Jacobiner zu bezeichnen, die zum Heil der Welt gebändigt
müßten.

Alle diese Pläne, die sich voll innerer Widersprüche kreuzten, ver
die Rathlosigkeit der Führer und selbst das Bewußtsein der Ohn
mit anderen Worten das Bewußtsein, daß ihre Sache wenigstens fü
Augenblick eine hoffnungslose sei. Einen Augenblick schien sie sogar
scheitern zu sollen. Die Versammlungen der Verschworenen erregten
Verdacht der russischen Behörden; der General Graf Igelström, der
Botschafter Sievers im Amt gefolgt war, befahl — Anfang März 179
einige Verdächtige zu verhaften, darunter auch Kapostas, der aber
Galizien entkam. Ein Paar Andere, Wengerski und Serpinski, w
ergriffen und gaben, wie Poniatowski in seinen handschriftlichen
würdigkeiten berichtet, indem er ein milderndes „wie man sagt" hinz
die Häupter der Verschwörung an: vorzugsweise die Abwesenden, die
ohnehin wußte und denen das nicht schadete; doch scheint es auch
linski, denn dieser wurde als Gefangener nach Kiow gebracht, — u
blieb die Verschwörung in Warschau ohne Haupt.

Vielerlei Unbill, namentlich der sehr ungleich und ungerecht vert
Druck der russischen Einquartierung, vor allem aber Igelströms fin
Brutalität reizte indessen die herrschende Stimmung immer von ne
Schon in der Veranlassung, die diesen Mann zu Sievers Nachfolger
macht hatte, lag eine neue Kränkung des polnischen Heeres. Si
hatte nämlich am Schluß des Grodnoer Reichstags zweckmäßig gefund
die Targowizer Conföderation aufzulösen, damit nicht Rußland als
Haupt einer besonderen und namentlich dieser Partei in Polen daste
Der Reichstag schaffte sofort auch alle Decrete der Conföderation ab,
darunter auch dasjenige, durch welches das Tragen der im Kampf g
Rußland erworbenen Kreuze des Ordens virtuti militari untersagt

as soll den russischen Offizieren unangenehm gewesen sein, jedenfalls ichte die Kaiserin Katherina sich dadurch beleidigt zu fühlen. Sievers, ihre persönliche Umgebung ohnehin nicht liebte, wurde in höchster Un- ade zurückgerufen, weil er das zugelassen hatte, Igelström wurde an er Stelle ernannt und die Kaiserin verlangte Genugthuung. Diese de ihr so eilfertig als demüthig dadurch gewährt, daß der König von len und sein permanenter Rath über ihre Befugnisse hinausgingen, um s widerrufene Targowizer Decret, ohne den allein dazu ermächtigten chstag wieder herzustellen und die Ritterkreuze von neuem zu verbieten. e Abordnung eilte zugleich nach Petersburg, an den Stufen des Kaiser- ons Verzeihung zu erbitten, und Katherina zeigte sich befriedigt. Igel- m aber hielt es für seine Aufgabe, dadurch einen Gegensatz zu Sievers ender Höflichkeit zu bilden, daß er bei jeder Veranlassung oder auch e Veranlassung überall mit gebieterischer Rohheit auftrat. Und während in solcher Weise bemüht, Alles einzuschüchtern, im Gegentheil Alles gen sich empörte, eröffnete andererseits Katherinas rastlose Politik dem ufstand verhältnißmäßig günstige Aussichten.

Der unruhige Geist dieser merkwürdigen Frau setzt uns in Ver- wunderung, und um so mehr, je genauer wir den Gang ihrer Regierung wägen. Sie hatte Großes erreicht, namentlich nach außen — wenn ch mehr in Polen als der Türkei gegenüber — aber wir müssen an ser Stelle wieder daran erinnern, daß die Opfer, um die der Gewinn kauft war, als ganz unverhältnißmäßig große dagegen in das Gewicht en. Rußland hatte über eine Million Menschen seiner dünnen Be- lkerung verloren; die auswärtige verzinsliche Schuld des Reichs war mehrt worden, so weit Rußlands Credit irgend reichen wollte, vor allem t war das Land, wie schon gesagt, mit einer Masse Papiergeld über- wemmt, die der englische Gesandte zu dieser Zeit auf 130 Millionen bel anschlug, eines Papiergeldes, das bereits dreißig vom Hundert seines nnwerths, und eher noch etwas mehr, verlor, so daß einhundert Rubel Papier kaum noch siebzig Rubel in Silber galten —: ein Zustand, nicht nur den Haushalt der Regierung, sondern den Haushalt der ngen Nation in unheilvollster Weise zu zerrütten drohte. Und doch hte Katherina nicht daran, die Wunden des Landes zu heilen, den Haus- lt des Staats auf eine besser gesicherte Grundlage zurückzuführen, den tz der Küste des Schwarzen Meeres zu verwerthen und den natür- hen Reichthümern des südlichen Rußlands die Wege in den Welthandel klich, nicht blos in allgemein gefaßter Vorstellung, zu eröffnen. Eine he stille und anspruchslose, wenngleich segensreiche Thätigkeit wider- bte dem Sinn der Kaiserin. Sie nahm sofort den Gedanken wieder , Constantinopel zu erobern, und sie wurde in diesen Plänen durch en letzten Günstling bestärkt, jenen Platon Alexandrowitsch Subow, den zum Fürsten erhob, den sie zum Staatsmann zu bilden wähnte, dessen

Digitized by Google

Unfähigkeit sich aber nur dadurch von der Potemkins unterschied, da[ß sie] eine schlaffe war.

Katherina hatte den stolzen Plan, am Bosporus einen grie[chischen] Vasallenstaat Rußlands unter einem neuen Constantin zu errichten, ungern unter dem Druck der Umstände, besonders Polens wegen, und für den Augenblick aufgegeben. Die Gelegenheit schien zu schön, die G[unst] der Umstände, während alle Mächte Europas im Krieg mit Frank[reich] beschäftigt waren, zu groß, um versäumt zu werden. Und andererse[its] war ein Türkenkrieg erwünscht, als der beste Vorwand, sich jeder unmit[tel]baren Theilnahme an dem Kampf gegen die Revolution zu entziehen, [zu] dem sie alle anderen Mächte trieb; die Hülfstruppen zu verweigern, [die] namentlich Oesterreich gern erhalten hätte. Sie äußerte, ihre und R[uß]lands besondere Aufgabe in dem allgemeinen Kampf gegen die revolu[tio]nären Mächte sei, die Türkei und Polen in Ruhe und legitimer Ordnung zu erhalten. Das war allerdings der Weg, ihre conservativen Pflichten in Gewinn bringender Weise zu erfüllen.

Sehr erwünscht war daher die Kunde, daß die französische Diplomatie — und zwar mit einiger Aussicht auf Erfolg — bemüht war die Pforte zu einem Angriff auf Oesterreich zu bewegen. Katherina erklärte sofort, daß sie ihre Verpflichtungen als Verbündete Oesterreichs getreulich erfüllen werde, und auch die Einleitungen dazu wurden ohne Säumen getroffen. Als dann ein türkischer Gesandter in Petersburg über erwünschte Ände[rungen] im Zolltarif unterhandeln wollte, erhielt er nicht nur eine ab[schlägige] Antwort in beleidigender Form, sondern er wurde auch überhaupt mit einer solchen gesuchten Mißachtung behandelt, daß die Pforte sich [von] einem nahen Angriff bedroht glauben mußte. Natürlich schwand von dem Augenblick an zu Constantinopel jede Neigung etwa einen Kampf [gegen] Oesterreich zu beginnen, dagegen rüstete sich die Türkei zur Vertheidigung, und der Kaiserin beliebte es, wie zu erwarten stand, in diesen Anstalten eine Drohung, eine Beleidigung, eine Herausforderung zum Kriege [zu] sehen.

Auch ihre Heere eilten nun sich, in zwei Armeen von je 60,000 Mann geschaart, im Süden zu versammeln. Die eine dieser Armeen sollte, de[m] entworfenen Plan gemäß, unter dem Fürsten Dolgoruky über den Dniestr in die Moldau und Walachei an die Donau vordringen, um dann [das] Ufer des Stroms bis Widdin hinauf zu vertheidigen; dadurch sollte Oesterreich, auf dessen Theilnahme die russische Regierung rechnete, [dem] Erweiterung seiner Grenzen in der kleinen Walachei, in Serbien und Bosnien verheißen wurde, auch über die möglichen Wechselfälle des Krieges beruhigt werden. Das zweite Heer, unter Suworows Befehl an der Küste des Schwarzen Meeres versammelt, sollte von einer zahlreichen Transport[flotte] flotte über das Meer gerade nach Constantinopel getragen werden, und mit leichter Mühe hoffte man die feindliche Hauptstadt zu erobern,

Digitized by Google

…em Schlage das Reich des Halbmonds in Europa zu stürzen. Die …wierigkeiten des Unternehmens möchten sich wohl größer erwiesen haben … Katherina und Subow zu übersehen wußten, doch muß man gestehen, … wenigstens Suworow wohl der Mann dazu war, Ungewöhnliches …zuführen.

Diese großartigen Pläne machten es nothwendig, fast alle russischen …uppen auch aus Polen zurückzuziehen, um sie an die Ufer des Dniestrs … des Schwarzen Meeres zu senden. Igelström behielt inmitten der …gemeinen, wogenden und drohenden Erbitterung nur eine ganz gering…ige militärische Macht zu seiner Verfügung; seine Lage wurde ihm …gerade bedenklich und er bat (im März 1794) um Verstärkungen. … Kaiserin beantwortete diese Forderung, die sich mit ihren neuesten …nen nicht wohl vereinigen ließ, nicht nur ablehnend, sondern auch etwas …mäßig. Sie meinte, die zehntausend Mann, die Igelström in und bei …rschau habe, würden, zweckmäßig geführt, unter allen Bedingungen …nügen; es komme unter allen Bedingungen mehr auf Gehalt und Werth …r Truppen an, als auf ihre Zahl; — und zugleich wurden dem Bot…after von neuem polizeiliche Maßregeln eingeschärft; er sollte alles Thun …nd Lassen der Verdächtigen streng überwachen, jeden verhaften lassen, der …ch durch Rede oder That verging, und einige davon den Reichstags…richten übergeben — natürlich nicht sowohl zur Untersuchung, als der …deutung gemäß, welche diese Redeweise nun einmal im slawischen Osten …te, zur Verurtheilung.

Strenge Polizei schien also der Kaiserin hinreichend; weit entfernt an …n ernsten Kampf zu denken, glaubte sie sich der Herrschaft in Polen …gewiß, daß selbst die wenigen Truppen, die sie dort noch hatte, nach …land verlegt werden sollten, sobald die polnische Armee bis auf fünf…tausend Mann — die Zahl, welche Sievers dem Reichstag vorge…ieben hatte — vermindert war. Anstatt sich sagen zu lassen, wie die …den wirklich standen, ging sie, wie das im Leben so oft geschieht, von …z willkürlichen Vorstellungen aus, die ihren Wünschen entsprachen.

So sehr aber auch Katherina den Polen auf diese Weise jede Erhe…g erleichterte, gewannen doch die Anschläge der Verschworenen keine …immte Form, Alles blieb rathlos in der Schwebe, bis am Ende der …stand plötzlich losbrach, gegen den Rath und Willen der Führer, die, … das auch in der That durch die gewöhnlichste Klugheit geboten war, …igstens warten wollten bis der bevorstehende Krieg Rußlands mit der …rte ausgebrochen und im Gange war. Verfrüht und ziemlich hoff…ungslos in den Augen selbst der Führer, brach er los, ohne daß irgend … Plan festgestellt, irgend eine Aussicht möglichen Erfolgs eröffnet worden …e, und planlos begonnen, wurde er eben so planlos fortgesetzt bis an … unvermeidliche Ende. Die polnische Armee war es, die den Kampf … solcher Weise begann, als sie sich in ihren Sonderinteressen gefährdet

sah, um zunächst diese zu vertheidigen, und ohne auf die abmahn Worte der Patrioten zu achten.

Etwas — vielleicht sogar wesentlich anders möchten sich die D gestaltet haben, wenn Sievers russischer Botschafter in Warschau b und sein Rath befolgt wurde. Er hatte nämlich vorgeschlagen, die nische Armee, so lange sie bestand, da der polnischen Regierung die Mi fehlten, mit russischem Gelde zu besolden und zu verpflegen und sie allmählich bis auf die vorgeschriebene Zahl zu vermindern; immer 3000 Mann auf einmal zu verabschieden — mit Zwischenräumen — dabei stets darauf bedacht zu sein, besonders den verabschiedeten Offizie eine anständige Versorgung zu verschaffen. Anstatt dessen ließ man d Armee ohne Sold in drückendem Mangel verkommen, der die Erbitter steigerte, und dann befahl Katherina, in dem Augenblick, wo Polen von sehr wenigen russischen Streitkräften gehütet war, die nach den schlüssen des Reichstags überflüssige Mannschaft — ungefähr die H der Gesammtzahl — auf einmal zu verabschieden, ohne daß dabei irg einer Versorgung der entlassenen Offiziere gedacht worden wäre. D hieß selbst die Soldaten so gut wie die Offiziere einer vollkommen sicheren Zukunft, ja dem Elend preisgeben. Wo sollten selbst die Soldat hin, in einem Lande, wo das bürgerliche Gewerbe meist von Ausländer betrieben wurde und niemand freie Landarbeit brauchte oder bezahl wollte? — Ohne Zweifel hatte man erwartet, daß sie sich würden die russischen Regimenter anwerben lassen; das aber geschah nicht; allem Anderen abgesehen, ließen es die polnischen Offiziere nicht geschehen. Die entlassene Mannschaft strömte vielmehr von allen Seiten nach W schau, der russische Cordon, der um die Stadt gezogen war, und überhau Igelströms polizeiliche Maßregeln erwiesen sich ohnmächtig sie abzuhalten und in der Hauptstadt konnten natürlich die Offiziere der dortigen Re menter und die Häupter der Verschworenen ganz nach Belieben über die erbitterten und von ihrer Theilnahme abhängigen Soldaten verfügen. Die Reiterbrigade Madalinski aber, bei Ostrolenka vereinigt, erklärte g radezu, sie werde sich nicht auflösen lassen, entging der Verfolgung de ihr nachgesendeten schwachen russischen Abtheilungen, durchbrach, durch de herbeiströmenden kleinen Adel der Umgegend auf 2000 Reiter verstärk die preußische Postenkette an der Grenze, die keines Angriffs gewärtig war und gelangte auf eiligem Zug in weitem Bogen nach Krakau.

Hier waren die wenigen russischen Truppen — nur ein paar Com pagnien — bereits durch die polnische Besatzung vertrieben, als Madalinski Schaar eintraf, und auch hier strömte der Bauernadel bewaffnet herbei und brachte selbst, mit Hülfe der Geistlichkeit, einige tausend Bauern gegen die Ketzer und Schismatiker in Waffen. Nachdem einmal die Würfel so gefallen waren, blieb den Ausgewanderten natürlich nichts übrig, als herbeizueilen und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Kosciuszko

Digitized by Google

schon vor Madalinskis Schaar (am 23. März) in Krakau eingetroffen, dieser entgegen und erkämpfte mit ihr vereint am 4. April einen ersten, bedeutenden, aber ermuthigenden Vortheil über eine verfolgende rus- Abtheilung unter dem General Tormassow.

So stand denn Kosciuszko als Dictator an der Spitze; ein sehr ...erther Mann von seltener Reinheit des Charakters, der beste aller ... ohne Frage, aber der beinahe unmöglichen Aufgabe, an die er sich ... mußte, bei weitem nicht gewachsen. Nach allem, was wir von ihm ..., nach seinen Aeußerungen und Briefen scheint er ein Mann von mäßigen Fähigkeiten gewesen zu sein; wenigstens kann kein Sachver- ...iger, der den Gang seiner Feldzüge aufmerksam verfolgt, darüber im ...el bleiben, daß seine militärische Begabung nicht sehr weit reichte.

In Warschau und dessen nächster Nähe hatte Igelström 8000 Mann ...and; die polnische Besatzung betrug kaum die Hälfte dieser Zahl; ...ussen waren also hier ihren möglichen Gegnern in entscheidendem ... überlegen. Aber das Verhältniß konnte sich umkehren, wenn es ... Polen gelang die Tausende von entlassenen Soldaten zu bewaffnen, ... denen sie umgeben waren, die Tausende vom kleinen Adel, die sich ...rumtrieben, und die unteren Volksclassen der großen Stadt dazu, ... ohnehin unzufriedene, gereizte Stimmung nun auch noch im Theater ... an allen öffentlichen Orten, namentlich in den Schänken, durch die ...lchen Augenblicken gewöhnlichen Künste, durch Siegesnachrichten, die in Umlauf setzte, durch patriotische Gesänge, allgemein verständliche ...ielungen und dergl., gesteigert wurde. Die Mittel, diese Massen zu ...ffnen, lagen im Zeughaus bereit und die Patrioten ließen dort mit ...m Eifer Patronen anfertigen. Vergebens forderte der preußische ...ndte Buchholz auf, sich bei Zeiten dieses Zeughauses zu bemächtigen, ...ström hatte, wie es solchen brutalen Leuten zu gehen pflegt, vollständig Fassung verloren, das geht aus seinen eigenen Briefen nur allzu ...lich hervor. Er fürchtete den Aufstand, das verrieth er schon dadurch, ... er sofort seine Sachen einpacken ließ und vor allem seine Geliebte ... eine Polin natürlich — die Gräfin Zaluska, nach Rußland in Sicher- ... schickte; aber er that in rathloser Verwirrung gar nichts, um der ...arteten Empörung vorzubeugen oder zu begegnen. Plötzlich, zu unrechter ..., gewissenhaft und rücksichtsvoll geworden, äußerte er, als auch sein General-Quartiermeister Pistor mahnte, es sei Zeit sich des Zeughauses ... versichern und die polnische Besatzung zu entwaffnen, das könne er ...cht, das hieße die Verträge verletzen; es sei ja nicht die Republik Polen, ... sich gegen Rußland erhebe, es seien Einzelne, gegen die sich der König ... die Republik erklärten; sich des Zeughauses bemächtigen, heiße mit ... Republik selbst Krieg beginnen. — Einen Augenblick dachte er daran, ...eußische Truppen herbeizurufen, da aber der Magistrat von Warschau ...ttend gegen diese Maßregel einkam und sich dabei feierlich für die Ruhe

Digitized by Google

der Stadt verbürgte, gab er den Gedanken wieder auf. Er sammelte einmal seine Truppen in militärischer Stellung; zerstreut, vereinz ihren Wohnungen, gab er sie großentheils dem Meuchelmorde pre und dem verfielen sie denn auch, als sich am 17. April und den folg Tagen die polnische Besatzung, die verabschiedeten Soldaten, der Ba adel und das Volk gegen die Russen erhoben. — Bekannt ist beso aus Pistors Bericht, wie die klägliche Rathlosigkeit Igelströms und d anderen russischen Generale den Aufstand gelingen ließ; daß Igel selbst sich am Ende nur mit einem geringen Rest seiner Truppen i Freie durchzuschlagen vermochte; daß Stanislaus Poniatowski, den nie gefragt hatte, sich nun wieder mit etwas theatralischem Enthusiasmus, mit geringer Zuversicht und ohne Vertrauen zu finden, der Nation schloß; daß ähnliche Scenen wie hier sich bald auch in Wilna wiederho daß die Russen auch von dort vertrieben wurden — und welche Ge welche Mordthaten in beiden Hauptstädten an den Anhängern Rußla an Ankwicz, den Kasakowskis, dem als leidenschaftlichen Spieler berüch Bischof Fürsten Massalski und Anderen, verübt wurden.

So waren denn die Russen aus den großen Städten vertrie Die geringen Reste ihrer schon vorher wenig zahlreichen Truppen ir rathlos im Lande umher und mußten zum Theil bei den Preußen Sc suchen —: eine Demüthigung, welche die Kaiserin Katherina gewiß schmerzlich empfand! — Und doch! — wie glücklich für ihre Politik, der Aufstand in dieser Weise verfrüht ausgebrochen war, ehe es auch dem beabsichtigten Krieg mit der Pforte gekommen war! Wartete Polen bis die russische Heeresmacht in Kämpfe an der Donau, viell am Bosporus verwickelt war, dann trat, wie die Dinge sich auch gestalten mochten, für die Kaiserin die sehr unerfreuliche Nothwendig ein, den Kampf mit dem Aufstande und den unter allen Bedingungen mehr als nur wahrscheinlichen Sieg dem verhaßten Preußen zu überlas und Preußen, nicht Rußland, wurde dann Herr der weiteren Schick Polens.

Zwar mußte auch, wie die Dinge zur Zeit lagen, da die russisch Heere weit nach Süden entsendet waren, der Kampf mit den Polen zunä dem König von Preußen überlassen bleiben, der selbst an der Spitze ei der Zahl nach genügenden Heeres gegen sie heranrückte, aber Katheri wußte mit großer Gewandtheit dafür zu sorgen, daß hier die nahe liegen Entscheidung nicht erfolgte, so lange nicht auch russische Truppen herbe gezogen waren.

An sich konnte die Entscheidung natürlich sehr wohl durch Preußen allein bewirkt werden, obgleich der Feldzug von dieser Seite ungemein schlecht geführt wurde. Denn die Aufgabe war in der That nicht schwierig als man sie sich denken könnte, wenn man erwägt, daß der po nische Adel aus dem eigenen Stande allein immerhin mehr als 150,00

Digitized by Google

fenfähige Männer stellen konnte. Eine irgend annähernde Zahl aber
ten die Polen nie in das Feld, wiewohl auch die Bürger der großen
e an dem Kampf Theil nahmen und zwangsweise Aushebung, das
der Landherren und die fanatischen Predigten der Geistlichen auch
men bewaffneter Bauern herbeiführten. — Die Magnaten hielten
rn. Einige von ihnen, zu Sandomirz versammelt, hatten schon gleich
fang an den General Madalinski die charakteristische Frage gerichtet,
r von Preußen unterstützt mit Rußland Krieg führe, oder von Ruß-
unterstützt mit Preußen? — in beiden Fällen wollten sie ihm bei-
n. Da sich aber ergab, daß ein dritter Fall vorlag, zogen sie sich
d; als dann vollends Kosciuszko den Bauern von Freiheit und Grund-
zu sprechen begann, wendeten sie sich mit Entrüstung ab und mit
natürlich ihre zahlreiche Clientel. In Warschau wurden die Bürger,
um gerne größere Rechte gehabt hätten, als ihnen die Verfassung vom
Mai gewährte, sehr bald gewahr, daß der Adel sie im Gegentheil zu
tigen suchte und bald auch hatten sie Ursache den wilden Straßen-
el zu fürchten. Alle beschlich, wie aus Berichten der in Warschau
bliebenen fremden Diplomaten hervorgeht, mehr oder weniger das Be-
tsein, daß die Sache, der sie sich angeschlossen hatten, eine hoffnungs-
sei und die Furcht vor dem ruchlosen Pöbel bestimmte sogar die
habenderen die Preußen herbeizuwünschen, die sie vor dem Pöbel und
der Rache der Russen schützen könnten. Der Dictator Kosciuszko war
mit wenigen Truppen, nachdem er eine Schlacht gegen die Preußen
Krakau verloren hatte, in Warschau angelangt, aber die Regierungs-
walt kam nicht in seine Hände. Ignaz Potocki und der sittlich ver-
fene Schlemmer Kolontai, beide dem Dictator intellectuell gar sehr über-
, waren im Besitz — und um den König Poniatowski und die Großen
beruhigen, betheuerte Ignaz Potocki hoch und heilig, daß nicht entfernt
Emancipation der Leibeigenen die Rede sein solle. So berichtet der
nig selbst in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten.*) Der persön-
he Anhang des Königs, die sogenannten Gemäßigten, suchten die Ver-
eidigung eher zu lähmen als zu fördern, die Leute von der russischen
artei suchten sie entschieden zu hindern, und während der Feind vor
n Thoren stand, haderten so die Parteien in alt gewohnter Weise
ter sich.

Nach jenem (6. Juni 1794) bei Rawka ohne große Anstrengungen
der vieles Blutvergießen über Kosciuszkos lockere Schaaren erfochtenen
ieg rückten die Preußen zwar so langsam gegen Warschau vor, daß sie
st am 13. Juli vor dieser Stadt erschienen, doch Angesichts der Stadt
it ihren mangelhaften, kaum begonnenen Verschanzungen, erkannte Frie-
ich Wilhelm II. gar wohl, daß ein rascher Angriff, der kaum mißlingen

*) Ssolowiew 345.

Digitized by Google

konnte, geeignet war dem Krieg ein fast augenblickliches Ende zu m und er schien ohne Schwanken dazu entschlossen. Aber die Kaiserin den bekannten Abenteurer in sein Hauptquartier gesendet, der sich von Nassau-Siegen nannte, obgleich er ein unächter und nicht anerka Sprößling dieses Hauses war; der war auch hier natürlich zur und wußte dem König den stürmenden Angriff auszureden, dessen scheinliches Gelingen die Kaiserin Katherina natürlich nicht wünschte. nach zwei Wochen vollkommener Unthätigkeit entschloß man sich zu regelmäßigen Belagerung, die dann auch sehr ungeschickt und schlaff ge wurde. Daß die russische Regierung Preußens kriegerische Erfolg hindern suchte, wurde mit jedem Tage sichtbarer; der General Fe unter dem sich eine mäßige Schaar russischer Krieger schon bei Be des Feldzugs mit den Preußen vereinigte, wußte jede Verständigung dem preußischen Hauptquartier, jede gemeinschaftliche Thätigkeit ab und verließ am Ende die Stellung vor Warschau, um sich über die zurückzuziehen. Besonders aber wurde das Spiel der russischen dadurch erleichtert, daß es auch im Lager und im Cabinet des Kö von Preußen eine Partei gab, die einer verkehrten Ueberfeinheit hu und daß der Vertraute des Königs, der bekannte General Bischoffswer an ihrer Spitze stand. Diese Partei sah in der Mißgunst Rußlands dessen Hinneigung zu Oesterreich, das nun auch mit seinen Ansprü auf einen neuen Antheil polnischen Gebiets immer bestimmter her nicht eine dringende Aufforderung den polnischen Aufstand rasch zu zu schlagen und sich zum Herrn Warschaus und der Lage zu machen die Kaiserin Katherina fürchtete —: sondern einen Grund nichts zu Gefahr und Verluste des Kampfs so viel wie möglich den Verbündeten überlassen, die eigenen Kräfte aber zu schonen und aufzusparen für d Augenblick, wo man mit den beiden Kaiserhöfen werde abzurechnen hab So kam es vollends zu keiner ernstlichen That, obgleich jedem Unbef genen hinreichend einleuchtend war, daß es sehr schwach stand um die p nische Insurection und daß man sie erdrücken könne, sobald man entschie wollte. Man zauderte in der Hoffnung Warschau, wo keine der Parte je zu unbedingter Herrschaft gelangte und niemand einen bestimmten En schluß durchführen konnte, werde capituliren und als dann bewaffnete p nische Banden im Rücken der preußischen Armee erschienen und die Ve bindungen erschwerten, hob dieses Heer (6. Sept.) die Belagerung und zog sich unrühmlich über die Bzura zurück, anstatt den Herd de gesammten Bewegung in der Hauptstadt zu zertreten.

Inzwischen war der Aufstand in Litthauen, wo er überhaupt unter einer Bevölkerung, die nicht polnisch ist, nur wenig Anhang gefunden hatte, mit der Eroberung von Wilna (12. August) vollkommen unterdrückt worden und nun eilte Suworow mit schnellen Schritten aus dem Süden herbei, um der Welt zu zeigen, wie leicht die polnische Insurection durch eine

ze, aber mit Energie geführte Kriegerschaar besiegt werden konnte. ußzko wußte die Vortheile seiner centralen Stellung nicht zu nützen ertheilte seine Truppen in solcher Weise, daß sie, ohnehin an Dis- und kriegerischem Gehalt den russischen nicht ebenbürtig, zum Theil rch gegen eine Ueberzahl in die Schranken treten mußten und in ern Abtheilungen nach einander geschlagen wurden. Er selbst fiel ntlich in einem Treffen, das er bei Maciejowice an der Weichsel den General Fersen verlor, schwer verwundet in Gefangenschaft tober) und Suworow unter siegreichen Gefechten von Brzesc-Litowski geeilt, erstürmte am 4. November die Vorstadt Praga. Den Tag ergab sich Warschau dem Sieger; Rußland, nicht Preußen war Herr der Hauptstadt und der Lage und es zeigte sich nun, daß die nten und aufgesparten Kräfte Preußens unter diesen Bedingungen wenig halfen.

Es kann hier natürlich nur ganz im Allgemeinen daran erinnert en, in welchen eigenthümlichen Vergrößerungs-Plänen sich damals sterreichs Politik unter Thuguts Leitung bewegte. Schon hatte Oester- ch das burgundische Erbe, Belgien, freiwillig aufgegeben und französischer oberung verfallen lassen, um, auf das engste mit Rußland verbunden, eußen im Osten von Europa niederzuhalten, für sich selbst aber dort n mehr als reichlichen Ersatz für das aufgegebene Land zu finden. ern durch Tausch zu erwerben, daran konnte man freilich für den genblick nicht denken, da der Gegenstand, für den man es eintauschen e, Belgien nämlich, verloren war und nach Thuguts Willen auch oren bleiben sollte, sofern nicht etwa die Regierung Englands, der als wie später gar sehr daran gelegen war, daß Antwerpen nicht in Händen Frankreichs blieb, diese flandrischen Provinzen als Preis für Rückgabe der inzwischen von den Engländern eroberten französischen onien wieder einlöste. — Doch war die Hoffnung Bayern zu erwerben halb keineswegs aufgegeben. Der Churfürst Karl Theodor von Pfalz- yern hatte bekanntlich keine legitimen Kinder und war mit seinen nserben, dem Hause Pfalz-Zweibrücken, von lange her verfeindet; es b immer noch die Möglichkeit ein Abkommen mit ihm zu treffen, wenn seinen vielen natürlichen Kindern eine fürstliche Ausstattung im schen Reich bot und das wurde keinen Augenblick vergessen oder ver- chlässigt. Unmittelbar aber verlangte Oesterreich als Entschädigung vier latinate in Polen (Krakau, Sandomirz, Lublin und Chelm) — und das offenbar keine genügende Entschädigung für Belgien und die Kriegs- ten zusammen war, da noch viel weiter entschädigt werden mußte — die Erbstaaten gehörig abzurunden und ihre zerstreuten Provinzen in hörige Verbindung zu bringen, auch das Landgebiet der Republik Venedig, Dalmatien natürlich nicht ausgenommen. Dagegen hatte die Kaiserin Katherina jetzt so wenig etwas einzuwenden als zur Zeit ihres Bündnisses

Digitized by Google

mit Joseph II. — Was hätte denn auch einen Thugut und die Ka abhalten können über das Eigenthum der altersschwachen Republik zu fügen? — Da Venedig offenbar nicht im Stande war sein Geb vertheidigen, verständigte man sich von neuem darüber, daß die Re diese Lande, die ehemals dem deutschen Reich unterworfen waren, alles Recht besitze. — Auf diese Bedingungen hin wurde am 3. Ja 1795 zwischen Oesterreich und Rußland ein geheimer Bund gegen ottomanische Pforte und Preußen geschlossen. Natürlich war darin festgestellt, in welcher Weise Polen endgültig getheilt werden sollte und den Fall des dritten Türkenkrieges, den die Kaiserin beabsichtigte, wurde österreichischen Gesammtstaat derselbe Landgewinn, der früher dem Joseph in der kleinen Walachei, Serbien und Bosnien versprochen von neuem zugesichert.

Obgleich von dem Dasein dieses Vertrags nicht unterrichtet, fand preußische Regierung in der Feindseligkeit seiner bisherigen Verbün hinreichenden Grund, sich der Coalition gegen Frankreich ganz zu entzi und im Frühjahr 1795 seinen Sonder=Frieden mit dem bisher gem samen Feinde zu schließen. Niemand wird die damalige Politik Preuß überhaupt oder vollends unbedingt als eine durchaus wohlverstandene gar großartige und erhabene preisen; eine solche war von den Rathgeb Friedrich Wilhelms II. nicht zu erwarten. Es fragt sich aber, ob preußischen Staat in solcher Genossenschaft eine vertrauensvolle, hingeb großartige Politik anzurathen war.

Die Unterhandlungen über Polen, die in Petersburg geführt wurden zogen sich noch unter gelegentlich bedenklichem Hader bis in den He hin. Vergebens suchte Preußen die Kaiserin Katherina dadurch zu gewinn daß es vorschlug, in Mitten Polens ein kleines souveränes Fürstenth übrig zu lassen, dessen Fürst Subow sein sollte; der Vorschlag wurde gelehnt. Und als dann Preußen erklären wollte, wenn man ihm n Krakau lasse, müsse überhaupt auf die neue Theilung verzichtet und Po in dem Zustand belassen werden, in dem es sich vor der letzten Empör befand —: da mußte sein Gesandter Tauentzien aus dem Munde der V treter Oesterreichs und Rußlands vernehmen, das sei nicht möglich, Po sei todt, und einen Todten könne man nicht in das Leben zurückruf und überhaupt zeigten sich die Gefahren, denen Preußen auf diesem W entgegen ging. Oesterreich und Rußland traten in vollkommenem Ei verständniß gegen Preußen auf, und Thugut war in vollem Ernst durchau auf einen Krieg der beiden Kaiserreiche mit Preußen gefaßt, das sein Vergrößerungsplänen überall, in Deutschland wie in Polen, im Weg war er hatte sich die Möglichkeit zu eröffnen gesucht, nöthigenfalls auch Friede mit Frankreich zu schließen, dem er wohl das linke Rheinufer überlass wollte, wenn er dafür Bayern gewinnen und Preußen in seinen Plän durchkreuzen, in seinem Aufstreben lähmen konnte. Preußens Lage wurd

Digitized by Google

h, da (28. September) auch England dem Bund der beiden Kaiser-
trat und die russischen Diplomaten sehr entschieden aussprachen,
land, im Fall eines Bruchs, Oesterreichs Ansprüche in Polen mit
anzen Macht unterstützen werde.

r geschonten und für den entscheidenden Augenblick aufgesparten
äfte ungeachtet, mußte Preußen schließlich (19. October 1795) den
gs-Vertrag so annehmen, wie Katherina und Thugut ihn vor-
. Rußland nahm für sich, was nach der zweiten Theilung noch
ublik Polen von dem alten Großfürstenthum Litthauen verblieben
alles Land bis an den Niemen, — eine gerade Linie von Grodno
rzesc-Litowski — und den oberen Bug. Dazu Kurland, und dies
hum zwar, weil Rußland bei den früheren Theilungen keine See-
halten habe. Im Ganzen ein Gebiet von 2030 Quadratmeilen.
ich erhielt das Land auf beiden Ufern der oberen Weichsel, auf
en Seite bis zur Pilica, auf der anderen bis an den Bug, etwas
000 Quadratmeilen. Preußen, das 1300 Quadratmeilen gefordert
mußte sich mit dem Rest begnügen, der kaum die Hälfte, kaum
Quadratmeilen betrug — doch wurde Warschau eine preußische Grenz-
— Stanislaus Poniatowski mußte nach Grodno auswandern, lebte
unter russischem Schutz oder vielmehr als Staatsgefangener, von
russischen Jahrgeld oder Almosen, und umgab sich selbst in dieser
noch mit dem Ceremoniel und dem Flitterstaat des Königthums und
neue Schulden.

olen hatte aufgehört zu sein!

fficielle Aeußerungen der russischen Regierung, die damals nur den
hatten, augenblicklichen Interessen zu dienen, haben seither auch aus
n Gründen ein Recht auf unsere Aufmerksamkeit gewonnen. Ganz
derspruch mit manchen neueren russischen Schriftstellern — Herrn
itt, Fürst Paul Wamsemsky u. A. — die sich abmühen, Polens
gang als das ziemlich ausschließliche Werk Preußens darzustellen,
Katherina in den Noten, die sie durch ihren Gesandten Alopäus
reußischen Regierung zustellen ließ, den Ruhm, Polens Untergang
geführt zu haben, ganz allein für sich in Anspruch. Sie habe
3 Jahre unablässig daran gearbeitet, erklärt die Kaiserin — und
Heere allein hätten die Entscheidung bewirkt; Oesterreich und Preußen
rhielten ihren Antheil, ohne etwas zur Sache gethan zu haben, als
s Geschenk.

Allerdings hatte Katherina nur die Unterwerfung Polens gewollt,
die Theilung.

Inzwischen hatte eine Adels-Verschwörung in Moskau, von der wir
s mehr wissen, als daß ein Lapuchin und ein Trubetzkoy an der Spitze

Digitized by Google

standen und daß sie bei Zeiten unterdrückt wurde; — es hatte
stand unter den Donischen Kosacken die Kaiserin daran erinnert,
Thron auch jetzt nicht ganz sicher stand. Aber diese neuen Erfa
hielten sie so wenig in den maßlosen Bestrebungen ihres Ehrgei
als die Beschwerden des Alters, die sich in drohender Weise einst

Immer darauf bedacht, England und Oesterreich in den K
Frankreich verwickelt zu erhalten, ließ sie sich in ihrem letzten Leb
(1796) sogar zu dem Versprechen bewegen, das in der Nähe
Oesterreich unmittelbar durch ein Hülfsheer zu unterstützen. Zugl
begann sie auf ziemlich leichte Veranlassung hin einen Krieg mit
Der Schah von Persien machte den Versuch, sich Georgien u
anderen kleinen Reiche, in die das Gebiet jenseits des Kaukasus,
dem Kaspischen und Schwarzen Meer getheilt war, mit Waffenge
unterwerfen. Katherina sendete sofort ein Heer unter dem Grafen S
Subow — dem Bruder des Günstlings — die Perser am Kaspisch
zu bekämpfen. Als Vorwand mußte der Umstand dienen, daß
früher Einer der kleinen Dynasten jenseits des Kaukasus — de
von Kachetien — einmal (im Jahr 1783), wie es scheint durch
und Gold dazu bestimmt — um russischen Schutz gebeten hatte.

Was mit diesem Heereszug beabsichtigt wurde — darüber gi
jetzt nur eine ziemlich unzuverlässige Quelle Auskunft.*) — Wen
uns sagt, die Kaiserin habe die Absicht gehabt, jene grusinischen F
thümer dem russischen Scepter zu unterwerfen, um dann von der
das türkische Gebiet in Asien, und den Sitz des türkischen Reich
sam im Rücken angreifen zu können, dieser Krieg habe also auch
leitung zu dem Heereszug nach Constantinopel dienen sollen,
durchaus keine Veranlassung vor, daran zu zweifeln, obgleich wir
einen Beweis erkennen müssen, daß auch die Erfahrung die Kaiseri
darüber belehrt hatte, wie weit die Kräfte Rußlands zur Zeit
reichten und was mit den vorhandenen Mitteln innerhalb eines Me
alters zu erreichen sei. Wenn aber dann noch hinzu gefügt wir
Kaiserin habe gehofft im Lauf von zwei Jahren ganz Persien erober
sich dann des gesammten indischen Handels bemächtigen zu können,
müssen wir uns staunend oder zweifelnd fragen, ob wirklich eine alle
lebhafte Phantasie die gescheite und erfahrene Frau so weit in das
des Unermeßlichen führen konnte, so sehr sie auch seit Jahren, bes
durch Potemkin, gewöhnt worden sein mochte, sich in abenteuerlichen
zu ergehen und Blut und Wohlstand ihres Volkes dafür einzusetzen

Indessen von welcher Tragweite ihre letzten Pläne auch gewesen
mögen, die Ausführung wurde durch den plötzlichen Tod der Kaiserin
brochen. Sie starb (6./17. November) an einem Gehirnschlag, Folge

*) Sybel IV. 331.

Digitized by Google

gemein angenommen wird, der schweren Kränkung, die sie zwei Monate her erlitten hatte. Katherina wollte nämlich, um Schweden ganz an Politik zu fesseln, den jungen König dieses Landes, Gustav IV., Adolf, einer ihrer Enkelinnen, der schönen Großfürstin Alexandra Pawlowna wählen — und schon war auch der junge König als Freier in Peters- eingetroffen, dem Anschein nach Alles verabredet, als ein etwas un- gutter Kunstgriff der russischen Unterhändler, namentlich des Grafen rkow, der als Creatur Subows in diesen letzten Jahren Katherinas bedeutende Rolle spielte, den unerwarteten Bruch in der allerärger- sten Weise herbeiführte. Die Großfürstin sollte als Königin von weden griechischer Religion bleiben und im Schloß zu Stockholm eine e des griechischen Ritus haben —: Dinge, die der König von Schweden den Gesetzen seines Reichs gar nicht zugestehen konnte. Mit unge- cher Verschlagenheit hatte Markow dieser Forderungen während der erhandlungen auch gar nicht gedacht. Im allerletzten Augenblick, als nuß die Kaiserin, die Großfürstin in bräutlichem Schmuck, der ganze f in festlicher Pracht und die Geistlichkeit im Ornat den Bräutigam er kirchlichen Einsegnung des Verlöbnisses erwarteten, wurde dem König er Heiraths-Contract durch Markow und den nunmehrigen Vice-Kanzler esborodko zur Unterzeichnung überbracht. Man hatte wohl gehofft, er rde unter solchen Umständen eilig unterschreiben, ohne das Papier zu en, aber er sah hinein, gewahrte die bis dahin nie erwähnten Be- gungen, verweigerte die Unterschrift, erschien natürlich nicht in den fest- en Sälen und reiste den anderen Morgen ohne Abschied zurück nach hweden.

Katherina konnte zur Zeit diese Beleidigung nicht rächen, aber auch t ertragen. Der Eindruck, als ihr in Mitten ihres Hofs, dessen Glanz Macht anschaulich machte, angekündigt wurde, daß der Schwedenkönig weigere zu unterschreiben und zu erscheinen, war ein sehr sichtbarer esen; sie war sprachlos geblieben. Sie starb, wie gesagt, wenige Wochen ter.

Ehe wir uns aber von dieser merkwürdigen Frau trennen, müssen r noch zweier Punkte etwas eingehender gedenken —: ihres Verhältnisses der lateinisch-katholischen Kirche und der Wendung, welche in der letzten it das Verhältniß zu ihrem Sohn genommen hatte.

Die Beziehungen zur lateinischen Kirche wurden für die Kaiserin und r Rußland erst im Jahr 1772, durch die Erwerbung von Weiß-Rußland, deutend. In diesen Provinzen hatten seit Jahrhunderten unter polni- er Herrschaft, besonders die Jesuiten, die griechische Kirche durch die römische zu verdrängen, den Uebergang griechisch-rechtgläubiger Gemeinden n griechisch-unirten Glaubens-Bekenntniß und dann zur vollständigen nahme des römisch-katholischen Ritus herbeizuführen oder zu erzwingen sucht und mit Erfolg. Sie hatten dabei nicht selten „den weltlichen

Digitized by Google

Arm" zu Hülfe genommen, das heißt die roheste Gewalt, wie sie i dem rechtlosen Lande jeder Uebermächtige erlauben konnte.

Bis dahin hatte es in Rußland nur wenige Katholiken ge Fremde, die sich im Lande angesiedelt hatten; wenige kleine Gem die sich fügen und mit den Bedingungen zufrieden sein mußten, denen die Regierung sie dulden wollte. Jetzt aber kam, in Folge der schritte, welche die lateinische Kirche in Weiß-Rußland gemacht hatt vollständig gegliederte römisch-katholische Hierarchie mit ihren zahl Gemeinden unter russische Hoheit; es waren großartige Verhältni erwägen, zu ordnen und in angemessener Weise in das russische S wesen einzufügen.

Den Jesuiten war besonders ängstlich zu Muth bei dem Ueb unter die Herrschaft des russischen Scepters; sie erinnerten sich der ordnungen Peters des Großen, die keinem Mitglied ihres Orden Aufenthalt innerhalb der Grenzen Rußlands gestatteten und der That daß Katherina selbst einen Jesuiten, der sich als Kapuziner verklei einer katholischen Kirche in Petersburg eingeschlichen hatte, gleich Vagabunden hatte über die Grenze schaffen lassen. Sie glaubten, „um sie geschehen" — actum esse de nobis — wie einer der Väter Collegiums zu Polotzk schrieb, und das wäre für sie von um so gr Wichtigkeit gewesen, da sie im Lande nicht nur die Erziehung der gesa ten adeligen Jugend in Händen, sondern auch große Besitzungen mit reichen Leibeigenen inne hatten. Die „litthauische Provinz" des Or zählte zur Zeit 1077 Mitglieder; davon kamen gegen 200, und ihnen 98 geweihte Priester auf Weiß-Rußland, wo sie sechs Collegien saßen — zu Polotzk, Witepsk, Orscha, Mstislawl, Mohilew und D burg — und außerdem eine Anzahl „Missionen" und „Residenzien".

In der That betrachtete auch Katherina den Orden mit großem trauen und trug dem Grafen Gregor Czernyschew, den sie zum Gen Gubernator des in die beiden Gubernien Witepsk und Mohilew geth Landes ernannte, in seiner Instruction sehr nachdrücklich auf, unter dreiundzwanzig lateinischen Mönchsorden, die sich in dem, wie ganz P mit Klöstern gesegneten Weiß-Rußland vorfanden, die Jesuiten mit besonderer Sorgfalt genau zu überwachen, denn sie seien die arglisti aller lateinischen Mönche.

Die Jesuiten aber boten Alles auf, um die Gunst der neuen Lan herrschaft und ihrer Vertreter, Czernyschews, Potemkins, der Kaiserin zu gewinnen, ja gleichsam im Sturm zu erobern. Bis dahin waren die leidenschaftlichsten Feinde der Dissidenten gewesen, deren Ansprüche stets am allerentschiedensten bekämpft hatten. Man hätte glauben kön daß sie sich vor Allen gegen die Herrschaft einer schismatischen Regier sträuben würden, aber sie verstanden im Gegentheil die Zeichen der und wußten, daß blinder Eifer schadet.

Digitized by Google

In dem Manifest, das die Vereinigung des Landes mit dem russischen verkündete, wurde allen Einwohnern geboten im Lauf des Septembers der Kaiserin den Eid der Treue zu leisten und sie und ihre Familie Kirchengebet aufzunehmen. Das geschah nicht pünktlich; der Adel, die lateinische und selbst die unirte Kirche nicht minder; von allen wurde vorgewendet, daß die Abtretung Weiß-Rußlands an das Reich noch nicht durch einen förmlichen Vertrag endgültig be- sei. Anders die Jesuiten; sie beeilten sich nicht nur augenblicklich, ersten im Lande mit geräuschvollem Eifer den Eid der Treue zu, sie veranstalteten auch am Namenstage der Kaiserin (24. November) in ihrem Collegium ein großes, mit aller Pracht ausgestattetes Fest, zu dem der vornehmste Adel des Landes und die höchsten Be- geladen waren. Dem feierlichen Hochamt folgten zwei Predigten, schwunghaftesten Lobreden, die je auf Katherina gehalten worden sind. Einfluß, ihren Ermahnungen verdankte es die russische Regierung, Adel und Geistlichkeit der Provinz sich nach und nach bequemten, den Unterthanen-Eid zu leisten — und in richtigem Vorgefühl der die da kommen sollten, eilte der litthauische Vice-Provinzial des Pater Czerniewicz, von zweien Ordensbrüdern begleitet nach Peters- um der Kaiserin persönlich zu huldigen — oder vielmehr, um ihr Eid der Treue ausdrücklich auch im Namen der aus- Jesuiten darzubringen. Das hieß der Kaiserin in ver- Weise sagen, daß sie fortan auch in ihren weiteren Absichten Polen stets auf den Beistand der Jesuiten rechnen könne.*)

Mit gleichem Eifer huldigten die ehrwürdigen Väter einem jeden, der in Rußland die Macht in Händen hatte, und sie wußten dabei gar die schwache Seite eines jeden zu finden und zu nützen. So hatten bemerkt, wie sehr sich Potemkin in seinem unermeßlichen Hochmuth eigentlich durch das Bewußtsein gedrückt fühlte, daß er von unbedeu- Herkunft, ein Emporkömmling sei. Er sprach gern, als ob er schon seine Geburt zu den großen Herren Rußlands gehöre und die Je-, die ihn stets mit „Hoheit" — Votre Altesse — anredeten, suchten diesem Vorgeben eine Grundlage zu schaffen. Der Pater Naruszewicz, Geschichtschreiber Polens, wußte Smolensker Urkunden aufzutreiben zu wenden, daß Potemkins, von ihm entdeckte Vorfahren darin als halb-souveräne Herren erschienen. Der Brief, den er deshalb Potemkin schrieb, ist ein wahres Meisterwerk der Kriecherei.**)

In der Haupt-Angelegenheit des Ordens kam indessen doch mehr Katherinas allgemeines System, als die auf solchen Wegen gewonnene den Vätern zu Hülfe. Der Orden wurde bekanntlich im Jahr 1773

*) Moroschkin, die Jesuiten in Rußland (russisch), I. 69—72.
**) Ebendaselbst I. 139.

durch die päpstliche Bulle Dominus ac Redemtor aufgehoben, fügte sich auch in Polen, auch in Litthauen dem Gebot; der litt Provinzial, Pater Sobolewski — polnischer Unterthan — legte das gewand ab und wurde Weltpriester an einer Pfarrkirche zu W Anders in der Vice-Provinz Weiß-Rußland, wo der Vice-Provinz Rector des Collegiums zu Polotzk, der schon genannte Pater St Czerniewicz, durch die Auflösung aller höheren Behörden, selbst Machthaber im Orden wurde. Der war nicht umsonst in Pete gewesen; er hatte das System der Kaiserin Katherina vollkommen schaut, wußte, daß sie dem Papst keinerlei Autorität in ihrem Rei räumen wollte, daß ihre Absicht war, die lateinische Kirche im ru Reich, ganz losgelöst von Rom, zu einer selbständigen, nur ihrem lichen Gebot unterworfenen zu machen — und sah darin die Mögl nicht allein den Rest des Ordens der Auflösung zu entziehen, auch sich einen anständigen Vorwand zu verschaffen, der in Rom den gehorsam, die Nichtachtung der päpstlichen Bulle entschuldigen konnte, weit das nöthig scheinen mochte.

Niemand hätte die Jesuiten gehindert, niemand konnte sie hin ihren Ordensverband in Weiß-Rußland aufzulösen wie in Polen, es ihnen darum zu thun war. Czerniewicz faßte die Sache anders, er wendete sich schriftlich an die Kaiserin und bat um die Erlaubniß, päpstliche Bulle bekannt zu machen und ihrem Inhalt nachzukommen, betheuerte, daß der Jesuiten-Orden dem römischen Stuhl im Geist dingtesten Gehorsams unterthänig sei; warf sich — bildlich — zu den des Throns nieder und „beschwor die Kaiserin bei Allem Heiliges giebt auf Erden“, dem Orden zu erlauben, daß er Papst gehorche. Darin, daß sie die Bekanntmachung des päpstlichen D gestatte, würde sie ihre kaiserliche Macht offenbaren. „Und wir Jesuiten — erweisen uns durch unbedingten Gehorsam, sowohl der Eurer Majestät, der es zusteht die Ausführung des Decrets erlauben, als der Macht des Oberpriesters (der lateinischen K unterthänig.“

Was Czierniewicz vorausgesehen und gewünscht hatte, erfolgte n lich: Katherina untersagte die Bekanntmachung der päpstlichen Bulle, ihre Zustimmung, ihr placet, nicht erhalten hatte, da die päpstliche gar nicht daran gedacht hatte, ihre Regierung darum anzugehen; und fahl dem Orden in Weiß-Rußland, in seiner augenblicklichen Verfassung verbleiben, indem sie die frommen Väter belehrte, sie hätten dem nur in Beziehung auf das Dogma zu gehorchen, in allen anderen D aber ihren Landesherren. Die Väter der Gesellschaft Jesu aber diesmal, daß man den Menschen mehr gehorchen müsse als Gott, durch die Stimme seines Stellvertreters auf Erden spricht.

Schon waren zu Anfang des Jahres 1773 die ersten der Ber

Digitized by

en erschienen, durch welche die Verhältnisse der lateinischen Kirche im schen Reich geregelt wurden. Der größte Theil Weiß-Rußlands ge- bis zur Zeit zu der Diöcese des Bischofs von Wilna, jenes genialen chen, des in seiner Weise berühmten Fürsten Masalski, der zwar ssischem Solde stand, aber seinen Sitz außerhalb des russischen Reichs und nur mittelbar zu beherrschen war. Der kleinere Theil des neu- benen Gebiets stand in kirchlicher Beziehung unter den polnischen fen von Liefland und von Smolensk, deren Diöcesen ebenfalls zum ren Theil in dem der Republik Polen verbliebenen Lande lagen, die re Person in Warschau lebten und nicht russische Unterthanen werden n.

Katherina begann damit, daß sie Weiß-Rußland für von diesen pol- n Diöcesen getrennt erklärte und in kirchlicher Beziehung zu einem katholischen Bisthum vereinigte, dessen Sitz Mohilew sein sollte, — sicherem Blick wußte sie auch den rechten Mann für diesen Bischof- zu finden. Das war ein litthauischer Edelmann Namens Stanislas Sestrzencewicz-Bogusz, ein in mehr als einer Beziehung merkwürdiger ann. Er war in der reformirten Religion geboren und erzogen, hatte deutschen Universitäten studirt, auf Reisen die Welt gesehen und war t schon in reiferen Jahren, zum katholischen Glauben übergetreten, ster — und endlich Bischof in partibus infidelium geworden; Bischof Mallo in Kleinasien, einer Stadt, die längst untergegangen ist, wo es während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung wirklich einen of gegeben zu haben scheint. Als Weihbischof konnte er dann Coad- und Stellvertreter des Bischofs von Wilna werden, des Fürsten lski, der allerdings eines Stellvertreters dringend bedurfte, da er lich nur ausnahmsweise in seiner Diöcese verweilte, im Allgemeinen Zeit in Warschau in politischen Intriguen, im Dienst der Damen besonders am Spieltisch zubrachte. — Für Katherina aber fügte es ehr glücklich, daß sich ein Mann, der bereits die bischöflichen Weihen lateinischen Kirche empfangen hatte, bereit fand auf ihre Pläne einzu- ; die Consecration eines neuen Bischofs für ein solches neues, nur das kaiserliche Machtgebot geschaffenes Bisthum hätte auf Schwierig- stoßen können; katholische Bischöfe, die geneigt gewesen wären, ihm Weihe zu ertheilen, möchten nicht ganz leicht zu finden gewesen sein. Dem neuen Bischof — später Erzbischof — von Mohilew, war die nische Kirche in ganz Rußland untergeben, auch die einzelnen, zer- ten Gemeinden, die es hin und wieder im Lande gab, standen fortan ihm. Alle Angelegenheiten dieser Kirche gingen an ein „Consistorium", ich um den Bischof versammelte und in welchem er den Vorsitz führte; of und Consistorium aber waren dem dirigirenden Senat unter- net und alle Beziehungen zu Rom behielt die kaiserliche Regierung selbst vor. Jeder unmittelbare Verkehr mit dem päpstlichen Stuhl,

jede Beziehung zu Rom auf einem anderen Wege, als durch die liche Regierung, war dem Bischof und allen katholischen Geistlichen das strengste untersagt. Sie durften keine Bulle, kein Decret des annehmen oder beachten, als insofern sie ihnen von Seiten der Regierung ausdrücklich zur Nachachtung zugestellt wurden; Papiere Art, die ihnen etwa aus Rom unmittelbar zugesendet wurden, wa verpflichtet uneröffnet dem Senat zu überweisen. Daß alle Geldsen nach Rom unbedingt verboten waren, versteht sich von selbst. Siestrzencéwicz selbst berichtet, wurde ihm in der lateinischen Kirch lands dieselbe Macht anvertraut, die den griechisch-rechtgläubigen Bi in ihren Eparchien gewährt war. Welche Haltung er Rom ge behaupten sollte, hatte ihm die Kaiserin sehr bestimmt gesagt, als Bekanntmachung der Bulle Dominus ac Redemtor untersagte. hindere in meinem Reich die Ausübung keiner Religion," hatte sie erklärt, „noch auch Ihre Beziehungen zu Rom; doch, da ich weiß, daß Hof sehr große Ansprüche macht, will ich, daß Ihr Gehorsam getheilter sei; das ist mein Wille." (Je ne gène dans mon l'exercice d'aucune religion, ni votre relation avec Rome; comme je sais que cette cour a des prétentions fortes, je veux vous ne partagiez pas votre obéissance; je le veux!)

Diese ersten Verfügungen sind später mehrfach ergänzt worden. scheint der Kaiserin und ihren Räthen nicht entgangen zu sein, daß Mönchs-Orden und Ordens-Geistlichen den kosmopolitischen Charakter Vaterlandslosigkeit, welche das Papstthum zu dem Wesen der lateinischen Kirche zu machen strebt, weit entschiedener verwirklichen, als die Hierarchie der Weltgeistlichkeit; daß jeder Mönchs-Orden, besonders vermöge Exemtion von der Autorität der Bischöfe, wenn sie seinen Mitgliedern und seinen Klöstern verliehen ist, nur von dem Ordens-General abh der in Rom residirt, unter der Oberhoheit des Papstes gleichsam selbständigen Vasallen-Staat des römischen Stuhls ohne bestimmtes Territorium bildet, dessen Mitglieder, in der ganzen Welt zerstreut, von aus geleitet werden; daß eben vermöge dieser Eigenthümlichkeiten die Mönchs-Orden weit entschiedener als Bischöfe, Capitel und Weltpriester die zuverlässigste Stütze der päpstlichen Macht bildeten. Können doch Bischöfe Weltpriester niemals in derselben Weise ihrem Heimatlande und Interessen entfremdet werden.

Es mag wohl in Erwägung dieser Verhältnisse gewesen sein, Katherina sich bemühte — in geradem Gegensatz zu den Absichten die lateinischen Mönchs-Orden, soweit sie in Rußland angesiedelt waren, von den Generalaten und von Rom loszulösen, zu von jeder auswärtigen Verbindung gesonderten Congregationen zu machen und in derselben wie die Hierarchie der Weltpriester an das Heimatland zu binden.

Alle diese Mönchs-Orden behielten ihre Klöster und ihren Landbe

Digitized by Google

das Recht, geistliche Functionen auszuüben. Aber diese Rechte waren inzelnen Orden nicht als einer kosmopolitischen, vom Reich unab- gen Corporation eingeräumt, nicht dem Orden im Ganzen, sondern em als gesondert gedachten Zweig desselben, der im russischen Reich ellt war und der nur aus russischen Unterthanen bestehen, nur e Unterthanen in sich aufnehmen durfte. Es konnte keiner der r, die sich bei Uebernahme der Provinz bereits in den Klöstern be- l, ferner da verweilen, wenn er nicht im Lande gebürtig war oder r Form russischer Unterthan wurde. Auswärtige oder zeitweise in ch-russischen Klöster versetzte Ordensbrüder durften nicht geduldet l, bei Strafe, welche die weltlichen Gerichte für Uebertretung der errlichen Gebote zu verhängen hätten.

Ein weiterer Artikel späterer kaiserlicher Verordnungen — vom anuar 1782 — verfügte dann: „Alle Mönchsorden römischen Glau- einzig und ausschließlich von dem Erzbischof von Mohilew, s Coadjutor und Consistorium abhängig, dürfen sich nicht unter- m irgend welche Abhängigkeit von irgend einer nicht innerhalb Unseres hs residirenden Behörde — also von dem päpstlichen Stuhl und den rdens-Generalaten — herbeizuführen, ihnen ihre Einkünfte oder Theile lben zu übersenden oder was immer für Verbindungen mit ihnen zu erhalten — bei Strafe, welche die weltlichen Gerichte für Nichtbefolgung kaiserlichen Befehle verhängen werden." — Zu größerer Sicherheit ein anderer Artikel dann noch insbesondere hinzu, daß den Orden ten sei irgend welche päpstliche Bullen oder sonstige im Namen des es erlassene Papiere anzunehmen; sie hätten dergleichen Papiere den Erzbischof von Mohilew dem Senat einzureichen.

Alle diese Anordnungen waren getroffen ohne Rücksprache mit Rom dem Papst. Auf Hin- und Herreden, auf Unterhandlungen mit dem chen Stuhl ließ sich Katherina gar nicht ein, da sie ein sogenanntes taat nicht nöthig achtete; sie ignorirte einfach das Dasein des Papstes. Vergebens suchte Rom zu protestiren und sich theils durch die bour- chen Höfe, theils durch die fromme Kaiserin Maria Theresia — die jede Betheiligung als hoffnungslos ablehnte — und sogar durch den n König von Polen um Abstellung seiner vielen Beschwerden an die rin von Rußland zu wenden. Merkwürdig ist dabei dann auch, daß Papst sich zwar wohl über die ganz willkürliche Errichtung eines neuen thums und die eben so willkürliche Abgrenzung seiner Diöcese beschwerte über das Verbot des Verkehrs mit Rom, das an die lateinische lichkeit des russischen Reichs ergangen war; vor allem aber und mit größten Nachdruck doch darüber, daß die Bulle Dominus ac Re- tor in Rußland nicht bekannt werden durfte und daß der Gesell- Jesu dort gestattet war fortzubestehen. Alle diese Klagen und Be- den blieben vollkommen unbeachtet; höchstens ließ die Kaiserin dem

Digitized by Google

Papst einmal versichern, die Gläubigen der lateinischen Kirche b
sich unter ihrem Scepter sehr wohl, und das mußte er dann f
eingehende Antwort nehmen.

Da dem Papst die Widerspänstigkeit der Jesuiten in Weiß-R
stets am schwersten zu ertragen schien, versuchte er auch sich durch
Nuntius in Warschau, Monsignore Garampi, unmittelbar an die O
brüder selbst zu wenden. Der Nuntius mußte ihnen zu Gemüth f
welch ein Scandal ihr Ungehorsam in der ganzen katholischen W
wie sehr sie dadurch sich selbst bloßstellten, indem sie alle gegen den
erhobenen Klagen rechtfertigten, wie sie endlich durch diesen Ungeh
ihr eigenes Seelenheil gefährdeten und das Seelenheil aller derje
welche die Sacramente aus ihrer nunmehr unbefugten Hand empf
Vergebens natürlich! — Die Jesuiten blieben ihrer Rolle getreu u
zeigte sich nun, warum sie sich, auf solche väterliche Ermahnungen
Papstes gefaßt, an die Kaiserin gewendet hatten. Sie antworteten
Nuntius mit einer Unterwürfigkeit, die auch wohl als Hohn au
werden konnte, daß sie von ganzem Herzen bereit seien Alles, ihren g
Besitz und selbst das Leben aufzuopfern, um unter den obwalte
Umständen dem heiligen Stuhl zu gehorchen — daß es ihnen aber
weltliche Macht nicht gestatte! — Ein frevelndes Spiel mit Worten!
Waren die frommen Väter wirklich bereit das Leben einzusetzen, wel
mochte dann das kaiserliche Gebot über sie? — Welche reale Zwangs
giebt es über den Tod und die Todesstrafe hinaus? — Doch hatten
Herren ihre Schritte so wohl berechnet, daß der Schein eines
correcten Benehmens nach allen Seiten hin leidlich gewahrt blieb.

Der römische Stuhl hatte übrigens nicht blos über das zu
was in Beziehung auf die eigentlich lateinische Kirche verfügt wurde;
die griechisch-unirte Kirche war der Aufmerksamkeit der Kaiserin nicht
gangen und sie war natürlich sehr zahlreich in Weiß-Rußland, d
ursprünglich russischen Lande, in dem die griechische Kirche einst die
schende und dann lateinische Bekehrung in der schon erwähnten Weise
gewesen war. Die Basilianer, ein Mönchsorden griechisch-unirten
kenntnisses, hatten sich hier durch den Eifer, mit dem sie die Bevölker
zur Unterwerfung unter die Autorität des Papstes zu bekehren suchten,
das beste Werkzeug der eng mit ihnen verbündeten Jesuiten bewährt;
sonders indem sie sich, dem Beispiel des befreundeten lateinischen Ord
folgend, der Erziehung der Jugend griechischen Glaubens bemächtigten.

Die russische Regierung war natürlich von Anfang an darauf bed
die unirte Kirche im Gegentheil zur Wiedervereinigung mit der rechtgläubigen
griechischen zu führen. Im ersten Augenblick beschränkte sich Kaiserin
darauf, die Thätigkeit der Basilianer genau überwachen zu lassen und d
unirte Kirche in ihrem Reich eben so selbständig und von allen auswär
tigen Banden befreit hinzustellen, wie die lateinische. Sie untersagte d

Digitized by Google

…n Bischof von Polotzk, Jason Smogorzewski, jeden Verkehr mit dem …s von Polen, Erzbischof von Gnesen, mit jedem anderen Würden- … der lateinischen Kirche, vor allem mit Rom, und legte es ihm nahe, …abhängiges Oberhaupt der selbständigen unirten Kirche in Rußland …en. Als dann aber dieser Smogorzewski vorzog nach Warschau …ndern, um dort die Functionen eines Metropoliten der unirten auszuüben, betrachtete die Kaiserin den Bischofssitz zu Polotzk als … und gestattete dem Ausgewanderten dort keinen Act geistlicher Au… Zunächst dachte sie, wie es scheint, daran, die Gelegenheit zu be- … um die unirte griechische Kirche der Provinz einfach mit der recht- …gen zu vereinigen, und man ging dabei mit den Gläubigen dieser … nicht eben glimpflicher um als früher die Polen. Der Bischofssitz …otzk blieb lange Zeit unbesetzt; Smogorzewski, der sich um die …besetzung dieses Stuhls verwenden wollte, wurde in scharfen Worten …t, daß die Ernennung eines Bischofs lediglich Sache kaiserlicher …vollkommenheit sei, er aber, als Auswärtiger, sich nicht darein zu … habe. — Der Papst, der auch versuchte sich Gehör zu verschaffen, … zur Antwort, daß die Unirten in Weiß-Rußland keineswegs ver- … keineswegs ohne kirchliche Leitung gelassen seien; sie stünden unter … ehrwürdigen Consistorium ihres Glaubens.

…och schien es nach reiflicher Erwägung zu früh, den letzten, ent- …benden Schritt zu thun; Katherina ernannte demgemäß endlich ein … Haupt des Bisthums Polotzk, aber sie ernannte den Gewählten nicht … Bischof, sondern zum Erzbischof, um ihn durch diese Würde ohne …es aus jedem Sufragan-Verhältniß heraus zu heben, und wieder … sie den Mann zu finden, den sie brauchte. Es war ein litthauischer …mann polnischer Abkunft, Namens Herakllius Lisowski, den sie zum … Erzbischof von Weiß-Rußland machte. Dieser gehörte eigentlich … der unirten, sondern der römisch-katholischen Kirche an, aber — ob … Ueberzeugung oder aus kluger Berechnung — er ging mit großem …ändniß vollständig auf Katherinas Pläne ein und zeigte eine merk- …ige Vorliebe für die griechisch-rechtgläubige Kirche. Selbst für seine … suchte er in seiner äußeren Erscheinung den russischen Prälaten …gleichen und ließ sich namentlich den vollen Bart wachsen, was unter … polnischen Geistlichkeit ganz unerhört war. Auch bemühte er sich in … Kirchen seiner Diöcese den Ritus, die Gebräuche der griechischen … wieder einzuführen, die Jesuiten und Basilianer so viel wie möglich … verbannt hatten. Selbst feierte er die Messe nie anders als nach … moskauischen Rituale. Besonders aber suchte er die Basilianer auf … Weise einzuschränken und er brachte es auch dahin, daß ihnen die …en Landgüter, die zweitausend „Seelen“ — d. h. Leibeigene — ge- …mmen wurden, die ihnen der König Michael Wisznowiecki von Polen …macht hatte.

Digitized by Google

So hatte Katherina in Beziehung auf die lateinische Kirche i sischen Reich gethan, was den Polen in Beziehung auf die griechisch im Gebiet ihrer Republik angerathen war, was sie mit geringerer S rigkeit durchführen konnten, was ihnen aber der eigene, beschränkte tismus zu ihrem unberechenbaren Schaden nicht gestattete zu thun. Kaiserin war sogar darauf bedacht, ihr System zu vervollständigen später die zweite und dritte Theilung Polens eine größere Anzahl l scher Bischöfe dem russischen Scepter unterwarf, wurde Siestrzencewi Metropoliten der römisch-katholischen Kirche in ganz Rußland ernan

Aber schon war Katherinas Politik auch in dieser Beziehung Potemkins Einfluß durchbrochen, wie wir demnächst sehen werden, später ist die russische Regierung immer weiter von der Linie abgeho auf der die Kaiserin sich halten wollte.

Das Verhältniß Katherinas zu ihrem Sohn, dem Großfürsten Petrowitsch, war im Lauf der Jahre ein immer feindseligeres gewo die Kaiserin war weit entfernt das Gefühl des Hasses zu verbergen, d Gegenstand ihr Sohn für sie war, und das wohl in dem Bewußtsein Unrechts, das sie ihm gethan, und in der Furcht, er könnte sich ei rächend und strafend erheben, seinen Grund haben mochte. Sie ers ihm keine Demüthigung, so oft sie mit ihm unzufrieden war beschied ihn vor sich, um ihn wie einen Knaben zu schelten; sie hatte ihm f seine Kinder genommen, um sie auf ihre Weise zu erziehen, und j ihrer unwürdigen Günstlinge durfte ihm mit der äußersten Mißachtung begegnen. Kein Wunder, daß die bittersten Gefühle im Herzen des peinigten Fürsten mächtig wurden, daß er, dem bis zum fünfunddreißigst Lebensjahr jede Regung der Selbständigkeit untersagt war, zur unbezäh barsten Willkür überging, als er sich endlich frei fühlte!

Pauls Seelenzustand scheint die Mutter sehr richtig beurtheilt haben, nur daß sie sich nicht sagte, daß gerade sie selbst, durch die wie sie ihn mißhandelte, die unglücklichen Keime entwickelt hatte, die seinem zum Krankhaften neigenden Gemüth lagen. Durch Urtheil u Abneigung bestimmt, ging die Kaiserin mit dem Gedanken um, ihren So von der Thronfolge auszuschließen und ihren Enkel Alexander Pawlowit zu ihrem unmittelbaren Nachfolger zu ernennen; das konnte kaum de jenigen entgehen, die in den Petersburger Hofkreisen lebten, und wurd auch in der That mehrfach bemerkt. So berichtet der sächsische Geschäfts träger Helbig (am 4. Oct. 1793) über eine neue Demüthigung, die sich der Großfürst zugezogen hatte, und fügt hinzu: „Es ist bekannt, daß man schon vor Jahren den Plan gefaßt hat, den Großfürsten vom Thron aus zuschließen." — Und dasselbe meldet der englische Gesandte, Lord Whitworth ein Jahr später seiner Regierung.

Digitized by Google

So war es in der That — und die Kaiserin war auch keineswegs blos bei der allgemeinen Vorstellung stehen geblieben, daß sie so etwas wolle —: sie war zur Ausführung geschritten. Derschawin, der ..., damals Cabinets-Secretair, bezeugt, daß die Kaiserin dem Vice... Grafen Besborodko sehr wichtige geheime Papiere anvertraut hatte, ...ch auf die Thronfolge nach ihrem Tode bezogen" — und vermuthet, ...be Besborodko in dieser Angelegenheit vor Allen zu ihrem Vertrauten ...lt, weil sie auf die Festigkeit seines Charakters zählte.

Das Dasein solcher geheimnißvollen Papiere ist in keiner Weise zweifel- ... Derschawin erzählt, Besborodko sei, in dieser letzten Zeit der Kaiserin, auf Urlaub nach Moskau gegangen; er habe sich natürlich bei der ...in verabschiedet, und als er aus ihrem Cabinet zurückkehrte, habe er selbst — Derschawin — in einen dunklen Verschlag gewinkt, der sich ...n dem Secretairs-Zimmer befand, um ihm dort in das Ohr zu flüstern: ...aiserin habe ihm befohlen, einige geheime Papiere, die sich auf den ...ßfürsten bezögen, dem Cabinets-Secretair zu übergeben, er werde sie ...ben, Derschawin möge sie in Empfang nehmen.

...er Besborodko sendete dann doch diese Papiere nicht; er hatte sich ...acht. Warum er es gerathen fand sie unter allen Bedingungen und ...während seines Urlaubs in Händen zu behalten, das sollte sich später ...en!

...Von-Wisin, dessen Vater genau unterrichtet war von dem, was zur ...vorging, berichtet ganz unumwunden, diese dem Vicekanzler anver- ...ten Papiere seien ein kaiserliches Decret gewesen, durch welches Paul ...owitsch von der Thronfolge ausgeschlossen und Alexander Pawlowitsch ... unmittelbaren Nachfolger Katherinas ernannt wurde, vollzogen in ...nwart derjenigen unter den vornehmsten Beamten des Reichs, die ihr ...nächsten standen — also Platon Subows, Markows, Besborodkos, ...nicht Ostermanns. — Dieses Decret sollte am nächsten Namenstage ...Kaiserin, am 24. November 1796, als Gesetz bekannt gemacht werden.

Ein seltsames Beginnen! doppelt seltsam, wenn Katherina wirklich ...glaubt haben sollte, daß nichts weiter nöthig sei; wenn sie es für möglich ...halten haben sollte einen Thronfolger, einen Mann wie den Großfürsten ...ul Petrowitsch des Rechts zu berauben, das ihm von der Natur ver- ...hen war und ihn dabei in Freiheit zu lassen; wenn sie es nicht nöthig ...achtet haben sollte ihn wenigstens zum Mönch scheeren zu lassen und in ...nem Kloster gefangen zu halten wie den Zaren Wassily Schuisky, wie ...e Zarewna Sophia Alexeyewna!

Doch die Kaiserin starb unerwartet, siebzehn Tage vor dem verhängniß- ...ll festgesetzten Augenblick, Paul Petrowitsch sofort benachrichtigt und von ...nem Landschloß Gatschina herbeigeeilt, war schon im Besitz der Regierung ...ährend seine Mutter noch bewußtlos mit dem Tode rang. Es wäre

Digitized by Google

müßig, sich mit der Frage zu beschäftigen, welche Scenen der russ. Geschichte durch dieses Zusammentreffen erspart worden sein mögen.

Rußland, das dieser Kaiserin unstreitig, trotz allen sehr wesentl. Mängeln, die sich in ihrer Regierung nachweisen lassen, großen Dank schuldig ist, hatte sich gar sehr verändert unter ihrer vierunddreißigjähr. Herrschaft; es hatte bedeutende Fortschritte gemacht, wenn auch nicht durchaus gesunder Weise.

Das Reich war selbst in seiner äußeren Erscheinung ein anderes geworden; Petersburg war nicht mehr die unförmliche Verbindung weniger Paläste, einiger unvollendeten und wieder verfallenden Bauten und unzähliger schlechter kleiner hölzerner Häuser, wie unter den früheren Regierungen; es war eine Stadt geworden, würdig der Sitz einer mächtigen Regierung zu sein. Doch war daneben Moskau nicht gesunken; es war die Hauptstadt der Nation geblieben; der Sammelplatz aller Magnaten, die sich am Hof überflüssig fühlten, deren Zeit vorüber war, die neuen Günstlingen aus dem Wege zu gehen hatten.

Das gesellschaftliche Leben hatte sich auch durch den Einfluß, den das bloße Dasein einer geistreichen, gesellschaftlich wohlerzogenen und feingebildeten Frau auf dem Thron, ganz von selbst übte, mächtig verändert, und zeigte nicht mehr jene seltsamen oft lächerlichen, mitunter empörenden Gegensätze, von denen frühere Berichte sprechen und die sich überall ergeben, wo ungeschlachte Rohheit sich das äußere Ansehen einer feinen Bildung geben will, die ihr fremd ist. — Nur bei wenigen der älteren Herren kam noch die materielle Unmäßigkeit, die plumpe Rohheit, die Unempfänglichkeit für wirkliche Bildung zum Vorschein, die an eine frühere Zeit erinnern. Eine, wenn auch beschränkte, Zahl russischer Herren hatte sich zu einer wirklichen kosmopolitischen Bildung erhoben, eine bei weitem größere hatte sich die Aeußerlichkeiten französischer Hofbildung angeeignet, sowie die oberflächlichen Kenntnisse von Staat und Leben, von Literatur und Kunst, die im Salonleben nicht entbehrt werden können. Die vornehme Welt in Petersburg und selbst in Moskau nahm sich demnach wirklich nicht anders aus als die verwandten Kreise zu Paris oder Wien.

Auch in Beziehung auf ernstere Dinge war vieles Löbliche geschehen. Handel und Verkehr war gefördert worden, an dem weiten Netz von Wasserstraßen, dessen Plan Peter der Große entworfen hatte und das alle Theile des Landes dem Verkehr erschließen sollte, war weiter gebaut worden, obgleich die auswärtigen Unternehmungen und Kriege der Kaiserin mehr als alle wirklich verfügbaren Mittel des Landes verschlangen — und der gesteigerte Verkehr mit der Fremde übte natürlich seinen günstigen Einfluß auf Wohlstand und Bildung.

Der Mechanismus der Verwaltung und Rechtspflege war besser geordnet als früher; es war überall der Schein einer gewissen Ordnung erzwungen worden. Freilich nur der Schein, denn Unredlichkeit, Bestech-

ät und Käuflichkeit herrschten überall, allüberall wie früher. Nur im und doch ein Gewinn; denn es ist immerhin schon etwas, wenn Unredlichkeit den Schein einer gewissen Ordnung und Correctheit en muß.

So weit ging der Gewinn, den diese Regierung in Beziehung auf das e Leben Rußlands brachte, nicht weiter! Jene erborgte französische ung der höheren Stände war allerdings etwas mehr als bloßer Schein, sie machte sich in ihrer Lebensweise und ihren Lebensbedürfnissen nd, aber sie vermochte nicht das sittliche Bewußtsein zu steigern, ohne es keine wirkliche Bildung giebt, schon weil die französische Literatur, der sie geschöpft war, doch nur das Leben eines leichtsinnigen Hofs spiegelte, einer flach verneinenden Philosophie huldigte und keine n oder strengen Forderungen an den Menschen stellte. Diese Art Bildung vermochte ebensowenig die innere Rohheit zu bändigen, die Leuten blieb, die sich für sie fast mit Nothwendigkeit ergab, da sie von aven umgeben aufwuchsen; man könnte sagen, ihr Einfluß beschränkte in gewissem Sinn auf das Salonleben und traten in dem gesellschaft- en Benehmen des Einzelnen nicht mehr die störenden Gegensätze hervor, früher oft mitten in das glatte, weltmännische Betragen hinein die ezähmte Rohheit verriethen, so bildete doch auch jetzt noch in dem Wesen f und desselben Mannes das gesellschaftliche Gebahren und seine Hal- in allen ernsteren Angelegenheiten des Lebens gar oft einen ganz rmittelten und nur allzu grellen Gegensatz.

Diese fremde, der Nation im Ganzen unzugängliche und unverständ- Bildung erweiterte, wie dessen schon früher erwähnt werden mußte, Kluft zwischen den höheren Ständen und dem Volk. Zwar fehlten höheren Ständen, den Hofkreisen, wie wir sie nennen könnten, keines- alle Berührungspunkte oder jede Möglichkeit einer Verständigung dem Landadel, dem niederen Beamtenthum, dem Officier-Corps des es — aber die vermittelnden Elemente lagen nicht in der Bildung höheren Stände, sondern im Gegentheil in dem, was ihnen wie den ren fehlte, in dem mangelnden Gefühl für die sittliche Würde des schen, in dem Hang zur Unredlichkeit, in dem despotischen und doch wieder nur allzu schmiegsamen Sinn, der ihnen geblieben war.

Den mittleren Ständen, vom Landadel abwärts, fehlten alle Bildungs- tel, da die russische Literatur ohne eigentliches Leben unfruchtbar blieb auch Kirche und Religion nicht bildend zu wirken vermochten. Die igion, durch eine im Allgemeinen unwissende und ungebildete, nicht n rohe Geistlichkeit vertreten, war zu einem geistlosen Ritual-Wesen rden, das nur auf Aeußerlichkeiten, auf Fasten, Wallfahrten, Cere- ien, sich bekreuzigen, Verehrung der Heiligenbilder und dergleichen th legte, das sittliche und intellectuelle Leben des Menschen aber eigentlich unberührt ließ. Wirksam in das Leben griff die Kirche nur in

Digitized by Google

Fällen ein, die keine Beziehungen zu fortschreitender Bildung hatten, wenn eine Kriegerschaar vor einem Gefecht unter den Auspicien eines ehrten Heiligenbildes gesegnet und mit Weihwasser besprengt — oder der Geistliche als eine Art von Marterwerkzeug verwendet wurde einen Mann aus dem Volk, der eines Verbrechens beschuldigt war, er ihn den Reinigungseid schwören ließ, mit roh-sinnlichen Beschreib der Höllenqualen ängstigte, um ihn zum Geständniß zu bringen.

Das Alt-Russenthum lebte fort in einer wenig gerechtfertigten liebe für die einheimischen Zustände, in einer unversöhnlichen Abnei gegen die west-europäische Bildung, die besonders da hervortrat, wo Fremde entschieden in die realen Lebens-Verhältnisse eingreifen wollte einer etwas gemachten Ueberhebung, die sich das Ansehen gab auf Fremdländische mit Geringschätzung hinabzusehen — endlich in Deutschenhaß, der um so erbitterter wurde, je weniger man der Deutsch entbehren konnte. Aber dieses Alt-Russenthum konnte nur verzögernd lähmend wirken, im Uebrigen war es ohnmächtig, eben weil es sich in Verneinungen bewegte und gar nichts zu schaffen, gar kein bestimm Ziel eines positiven Strebens aufzustellen wußte. — Es wurde poli immer ohnmächtiger insofern oligarchische Gelüste der alten Bojar Geschlechter mit dieser altrussischen Gesinnung verbunden waren, denn alten Magnaten-Familien hatten seit der Vernichtung der Stufenbü ihre Bedeutung, zum Theil auch ihre Reichthümer verloren, Emporkömm linge, die nicht dieselben Traditionen hatten, waren die reichsten Magnat und die bedeutendsten Männer im Staat geworden. Besonders aber hat das Bojarenthum sein mächtiges Gegengewicht nicht mehr blos in kleinen Landadel, sondern auch in dem immer zahlreicher, ja unabsehb anschwellenden Dienstadel. In allen Behörden herrschte nämlich unermüdliche Papier-Thätigkeit; die Verwaltung war in solcher Weise ordnet, daß in dem Lande, wo doch nur so wenige Menschen lesen konnt unermeßlich viel geschrieben werden mußte. Man brauchte immer zahl reichere Schaaren von Kanzlei-Schreibern, und da diese anderweitig ni aufzutreiben waren, mußten sie großentheils aus den Reihen der sch benden Unteroffiziere, aus der Zahl der freien Leute, die es in den Städt gab, gewählt werden. Lebte so ein Mann längere Zeit in seiner Kanzl Thätigkeit fort, so erdiente er den Offiziers-Rang und damit den persö lichen, endlich den erblichen Adel. Das konnte jetzt um so leichter gescheh da die Kaiserin Katherina Anordnungen getroffen hatte, die den Ra mehr und mehr unabhängig von dem wirklichen Amt machten und jed dem einfachen Kanzleischreiber gestatteten zu einem höheren Rang zu ge langen, auch wenn er sein Leben lang in ganz subalternen Stellun gen blieb.

Die Kaiserin hatte nämlich verfügt, daß jeder Beamte, wenn er ein bestimmte Anzahl Jahre „tadellos" in seiner Stellung gedient hatte, wurd

Digitized by Google

örderung zu der nächst höheren Rang-Classe belohnt wurde, auch wenn e wirkliche Stellung unverändert dieselbe blieb, wenn er auch nicht in höheres Amt einrückte; und in derselben Weise erfolgten, nach dem lauf einer neuen, festgesetzten Reihe von Jahren, weitere Beförderungen inem höheren Rang bis zur achten Classe hinauf, die den erblichen l verlieh.

Amt und Rang waren nun um so bestimmter geschieden und von ander unabhängig da, wie einerseits Beförderung zu einem höheren ng ohne Verleihung eines höheren Amts stattfinden konnte, auch umhrt die Ernennung zu einem höheren Amt nicht die Beförderung zu m höheren Rang mit sich brachte. Diese erfolgte für sich, wenn die schriebene Anzahl Dienstjahre überstanden war.

Die Söhne eines Mannes, der auf diese Weise, durch die Zahl er Dienstjahre in subalterner Schreiber-Stellung, zu einem Offiziersng gelangt war, hatten dann als Söhne eines Offiziers gewisse Vorhte, die ihnen die Beamten-Laufbahn erleichterten, oder wenn der Vater bis zur achten Classe gebracht hatte, waren sie von Haus aus delleute.

Dieser mit sehr geringer Ausnahme durchaus besitzlose, für seine tenz unbedingt auf die Regierung angewiesene Adel, der sich fort und maßlos vermehrte, bildete eine Classe, deren Mitglieder sehr weit tem entfernt waren sich durch Sitten, Kenntnisse und Bildung, oder ends durch eine ritterliche Gesinnung auszuzeichnen. Sie waren vielhr ein sittlich verwahrlostes und gar sehr verderbtes Geschlecht, hatten nichts angeeignet als eine gewisse Kanzlei-Fertigkeit, eine gewisse Gektigkeit der Redaction in den herkömmlichen Formeln und eine genaue nntniß der herrschenden Routine, des herkömmlichen Geschäftsganges. der Landadel nur ein verhältnißmäßig geringes Contingent in die nzleien lieferte und dann eben auch keine bessere Bildung mitbrachte; die höheren Beamten, sofern sie dem vornehmen und reichen Adel gehörten, von dem Mechanismus der Verwaltung selten viel wußten d noch seltener mit gründlichen Fachkenntnissen ausgerüstet waren; da entlich niemand in den ungemein verwickelten Formalien des Geschäftsnges Bescheid wußte als eben diese, im Uebrigen durchaus unwissenden elligen Schreiber, waren Verwaltung und Rechtspflege in der That zu hr großem Theil, ja wie der Kanzlei-Geschäfte bei zunehmender Bevölrung und steigendem Verkehr immer mehr wurden, in immer größerem aß in ihren Händen.

Natürlich hatte diese Beamten-Kaste, wie man sie wohl nennen könnte, r kein Verständniß für irgend ein anderes leitendes Princip im Leben s unbedingten, kriechenden Gehorsam dem gegenüber, der eben die Macht Händen hatte — allerdings mit dem stillen Vorbehalt, daß dieser Gersam, so oft sich die Gelegenheit dazu zeigte, ein unredlicher sein dürfe.

Die Leute dieses Schlages hatten auf Alles und Jedes, was der Gestellte sagte, immer nur die Eine Antwort „sluschus!“ — ich g

In solchem Zustande trat Rußland einer mächtig bewegte gegenüber, die vorwärts trieb zu neuen Schöpfungen jeder Art. Da es kaum der Bemerkung, daß das Alt-Russenthum nur vermög Verjüngung, nur indem es neue Elemente in sich aufnahm und einer schaffenden Thätigkeit, zu dem Streben nach bestimmten Zi der Zukunft aufraffte, zu einer Bedeutung gelangen konnte, welch die eines lähmenden, hindernden, und doch dem Strom der Welter gegenüber unmächtigen Widerstrebens hinausging. Das aber gesch Jahrzehente später.

Das Andenken der großen Kaiserin aber wurde nach ihrem mit einer Liebe gehegt, deren Gegenstand sie selber bei ihrem Leb gewesen war.

Gerade wie die an sich nichts weniger als lobenswerthe Regierung Kaiserin Elisabeth in der Erinnerung der Russen vom alten Schlag goldenen Zeitalter geworden war, bewirkten der furchtbare Druck, de Kaiser Paul übte und das finanzielle Unheil, das die unglücklichen gegen Frankreich unter dem Kaiser Alexander über Rußland brachten die allgemeine Unzufriedenheit, die sich daraus ergab, daß besonders der Vorstellung der älteren Herren, die sich so vieler glänzenden erinnerten, die Regierung der letzten regierenden Selbstherrscherin „feenhaften Zeit der Kaiserin Katherina“ wurde.

Digitized by Google

Zehntes Capitel.

Kaiser Paul: — Besborodko für die Auslieferung der geheimen Papiere zum Fürsten ernannt; — die neuen Günstlinge, Kutaisow, Araktschejew, Rostoptschin. ...wärtige Politik; — friedliche Absichten; — Interesse für den Malteser-Orden; — ...g mit Frankreich; — Einfluß der Brüder Litta, des Cardinals und des Maltesers; — der Kaiser Paul Großmeister des Ordens; — seine phantastischen Pläne. ...Jesuiten in Rußland und ihre Fortschritte; — Littas Versuche, die Autorität des ...lichen Stuhls in Rußland auszudehnen; — seine Uebereilungen und seine Ver...nung; — Unglück der russischen Waffen in der Schweiz; — Bruch mit Oesterreich ...mit England; — freundschaftliches Verhältniß des Kaisers zu Napoleon Buonaparte; — Plan eines Eroberungszuges nach Indien.
...Jesuit Pater Gruber am Hof; — feste Ansiedelung der Jesuiten in Petersburg; ...encéwicz beseitigt, die Jesuiten Herren der lateinischen Kirche in Rußland; — ...keit in ganz Rußland; — der Jesuiten-Orden auf Verwendung des Kaisers von Rußland durch päpstliche Bulle wieder hergestellt.
Ende des Kaisers.

Sowie der Kaiser Paul Petrowitsch im Besitz der Regierung war, ...t sagt am allerersten Tage seiner Herrschaft, überlieferte ihm Graf ...borodko jene geheimnißvollen Papiere, die er von der Kaiserin Katherina ...treuer Hand empfangen hatte und wurde dafür wahrhaft kaiserlich be...t, so daß wir aus der Belohnung auf den Inhalt dieser Papiere ...ßen könnten, auch wenn wir sonst nicht darum wüßten.

Paul Petrowitsch ernannte den Vice-Kanzler Besborodko zum Fürsten ...dem Titel Durchlaucht und schenkte ihm dazu 6000 Bauern (Seelen, ...eigene) nach eigener Wahl, d. h. in jeder beliebigen Provinz, die Bes...dko selber wählen würde, dazu die Güter im Gubernium Orel, die ...h dem Tode des Fürsten Kantemir der Krone anheim gefallen waren, ...t 3000 Bauern und endlich 30,000 Deßjätinen — zwischen fünf und ...s geographische Quadratmeilen — in den fruchtbaren unbebauten ...dereien, welche die Krone im Gubernium Woronesch besaß.

Es wäre seltsam, wenn die Kaiserin Katherina, die erfahrene Frau, ...n erwartet haben sollte, daß der Mann ihres Vertrauens, Besborodko, ...h ihrem Tode anders handeln würde, und es ist seltsam, daß Paul die ...slieferung dieser Papiere in solcher Weise, als eine That der Treue ...) Hingebung belohnte. Welchen anderen Gebrauch hätte denn Bes-

borodko von der Urkunde machen können, wie sich die Dinge gefügt hatten?

Uebrigens fühlte sich Paul durch die Entdeckung, die er a Weise machte, durch das Schicksal, das ihm selbst in solcher Nähe hatte, veranlaßt, das Gesetz Peters des Großen aufzuheben, dem der regierende Kaiser seinen Nachfolger ganz nach freier Willkür er konnte und anstatt dessen eine gesetzliche Erbfolge-Ordnung nach Erst Recht in männlicher Linie einzuführen. Das geschah sobald er ge krönter Kaiser war.

Der 5./16. April 1797 war der Tag seiner Krönung in M an dem viele Beweise kaiserlicher Gnade, unter anderen die E Erhöhung Besborodkos und die Schenkungen, die den neuen Titel teten, bekannt gemacht wurden. Es zeigte sich auch darin eine Ne Katherina hatte nämlich die Leute, die sie zum höchsten Rang er wollte, Orlow, Potemkin, Subow, — wie Peter der Große und aus demselben Grunde — durch den deutschen Kaiser zu deutschen Reichsf ernennen lassen. Da sie den alten russischen Theilfürsten nicht gestellt werden konnten, sollten sie mehr sein als diese. Der Kaiser aber, der ein unermeßliches Bewußtsein seiner Würde als Kaiser von land hatte, sah darin etwas Demüthigendes, etwas, das den Kaiser Deutschland höher stellte als den Beherrscher des russischen Reichs wies mit empörtem Stolz die Vorstellung von sich, daß irgend je auf Erden höher gestellt sein könnte als er selbst. Er ernannte Besbor selbst zum Fürsten und verlieh ihm den Titel Durchlaucht, der nur renden Herren und deutschen Reichsfürsten zustand.

Nur zwei Tage später wurde die neue Thronfolge-Ordnung Reichsgesetz bekannt gemacht. Aber es hieße die Geschichte Rußlands die damalige Lage verkennen, wenn man glauben wollte, daß damit die Erbfolge unwiderruflich festgestellt und Rußland gegen alle Ersch rungen geschützt gewesen sei, die durch Willkür, Ungewißheit, Zwiesp Beziehung auf die Thronfolge hervorgerufen werden konnten. Die k liche Machtvollkommenheit hatte weder in dem formellen Recht des K noch in dem Bewußtsein des Volks irgend eine bestimmte Grenze und deshalb war dieses Gesetz, gleich jedem anderen, nichts weiter als kaiserliche Verfügung, die jeden Augenblick zurückgenommen oder modi werden konnte. Wenn auch später nach der Veröffentlichung des n Gesetzes ein Kaiser von Rußland sich bewogen fühlte, seinen ältesten S von der Thronfolge auszuschließen und etwa als Mönch aus der W zu verbannen, das Gesetz aber seiner Absicht gemäß umzugestalten — welche reale oder moralische Macht gab es, die ihn daran hätte hinder können? — Ein Rechtsbewußtsein, eine moralische Macht, die das vermö läßt sich nicht augenblicklich durch ein Decret hervorrufen; auch sollte Ka Paul wenige Jahre später selbst den Beweis liefern, wie wenig er sel

Digitized by Google

s Dasein einer solchen moralischen Macht glaube, die seiner Willkür ser Beziehung Schranken setzen könnte.

Doch schon lange vor der Krönung des Kaisers, vor der Veröffent-g dieses Gesetzes, in den ersten Wochen, ja schon in den ersten Tagen Daseins, hatte die neue Regierung durch ihre leidenschaftliche fieber-Thätigkeit ganz Rußland in Erstaunen, selbst in eine ängstliche Ver-ng gesetzt. Alles Gewohnte schien zu wanken und bald wußte nie-mehr, worauf er sich gefaßt machen müsse.

Der Charakter des Kaisers, über den schon früher beunruhigende hte in Umlauf gewesen waren, offenbarte sich in jeder seiner Hand-n. Er war edler, ritterlicher Regungen fähig, ja sie waren ihm lich, aber sie traten nie anders, als in einer gewissen krankhaften rung hervor. Er war eigentlich sogar gutmüthig; er wollte das , so weit er es begriff, führte es doch aber stets nur so und so weit als eine augenblickliche Stimmung gestattete. Ja diese unbedingte, ngslose Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken, Stimmungen Launen war wohl das eigentlich Charakteristische in seinem unzusammen-genden, durch alle erbitternden Demüthigungen, die er erfahren hatte, ten Wesen. Augenblickliche Eindrücke konnten Anfälle maßlosen Jäh-s hervorrufen, in denen sich dann der Kaiser wohl bis in das Aller-ste von phantastischer Rohheit und Härte verirrte.

Bald wurde es auch nur zu sehr offenbar, daß die wichtigsten An-nheiten der inneren und äußeren Politik oft im Sinn einer augen-chen Laune entschieden wurden, in plötzlicher Abweichung von einem männisch entworfenen Plan; daß namentlich die wichtigsten Aemter r Regierung und im Staat nicht nach irgend einem System, einer männischen Erwägung, sondern lediglich nach launenhafter Gunst ver-wurden; daß die Gunst des Kaisers sehr häufig gar keinen ernst-Grund hatte, daß sie, so lange sie währte, den Begünstigten mit en aller Art in der regellosesten Weise wahrhaft überschüttete, daß en so zufällig, wie sie meist gewonnen war, auch wieder verloren und in ihr gerades Gegentheil umschlagen konnte.

Vor allem aber hatte Paul Petrowitsch eine unermeßliche Vorstellung seiner Würde als Kaiser, von seiner Machtvollkommenheit als Selbst-scher. Er haßte natürlich die französische Revolution und fürchtete n Einfluß, fürchtete, daß die Lehren dieser Revolution auch in Ruß-den Wunsch erwecken könnten, diese Machtvollkommenheit zu be-nken, die er mit vollster Ueberzeugung als sein unbedingtes Recht . Da ist es dann begreiflich, daß selbst der leiseste Anschein von horsam oder vollends Widersetzlichkeit Erscheinungen waren, die ihn amenlosen Zorn versetzten, daß der furchtbare und gefürchtete Jähzorn gsweise losbrach, so bald er dergleichen zu gewahren glaubte.

Endlich regte sich in ihm ein feindseliges Gefühl gegen das Andenken

Digitized by Google

seiner Mutter, und bestimmte ihn gern umzustoßen, was sie verfügt gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie beabsichtigt hatte.

Daß er die Reste seines Vaters aus der Gruft erheben ließ, sie auf Katherinas Geheiß begraben waren, daß sie nunmehr in der Pauls-Kathedrale der Petersburger Citadelle neben den anderen Gräbern ihre bleibende Stätte erhielten, war recht und angemessen, er den Mörder Alexey Orlow, der eben anwesend war, zwang dem zug Peters III. unmittelbar zunächst dem Sarge bis an sein neues zu folgen, war wenigstens keine unverdiente Härte, und Orlow war auch nicht der Mann, der das sehr schwer empfunden hätte. Da Kaiser aber auch Potemkins Gebeine ausgraben und in den Festungsgr werfen ließ, darin zeigte sich ein unverkennbarer Zug von Rohheit

Seine allerersten Verfügungen waren unmittelbar oder mittelbar den möglichen Einfluß der revolutionären französischen Ideen Alle in der Fremde studirenden oder reisenden russischen Unterthan wurden augenblicklich und in einer Weise, der nicht leicht jemand horsam versagte, zurückbefehligt in die Heimat; zuerst in jeder erschwert, wurden Reisen in das Ausland sehr bald ganz verboten; wurde die allerstrengste Zeitungs- und Bücher-Censur eingeführt; einzelne Buch mußte auf dem Titelblatt von der Censur gestempelt um für erlaubt zu gelten, und selbst die Kleidertracht, welche die der französischen Revolution zur üblichen gemacht hatten, wurde auf strengste untersagt. Der Frack, der runde Hut wurden zum Gebrauch Gepudert, mit steifen Locken, in dem „habit" nach dem Schnitt, der dem alten französischen Hof üblich gewesen war, sollte alle Welt erscheinen —: lauter Dinge, die natürlich vom ersten Augenblick an drückend empfunden wurden.

Selbst das Nothwendige und Nützliche, das er verfügte, geschah in Weise, die vielfach verletzte, und gab durch manches Bizarre, das verbunden war, Veranlassung zu einer Erbitterung und einem Tadel, in der That zum Theil gegründet waren — und den in ihren Interes peinlich Berührten in noch weit größerem Maß gerechtfertigt schienen.

Das war namentlich in Beziehung auf die Neuerungen der Fall, in der Haltung und Verfassung des Heeres eingeführt wurden. — Armee hatte Siege erfochten über die Türken und die ungeregelten ungeübten polnischen Insurgenten-Schaaren: Feinde, denen sie auch größere Ausbildung durch strenge Disciplin und die dem Russen ang borene Tapferkeit entschieden überlegen war. Man war in Rußland stolz auf diese Siege und hatte im Allgemeinen so wenig eine Ahnung davon, daß diesem Heer wohl etwas fehlen könne, daß man eher geneigt war mit einer gewissen Ueberhebung auf die anderen Armeen Europas hinabzusehen. In Wahrheit aber war das russische Heer in einer ziem lich schlechten Verfassung und stand in mehr als einer Beziehung sehr weit

Digitized by Google

jedes andere in Europa zurück. Die Obersten waren nicht sowohl bedacht, ihre Regimenter tüchtig für den Krieg zu bilden, als darauf, einer ergiebigen Quelle von Einkünften für sich selbst im Frieden machen. In Folge dessen waren die Regimenter nie vollzählig, hatten der Wirklichkeit auch nur annähernd die Zahl Mannschaften, die Listen geführt wurden; — die Unterschleife jeder Art gingen über- über jede Vorstellung hinaus; die Ausrüstung der Truppen war mangelhaft, ihre taktische Ausbildung sehr ungenügend und der Bil-grad der Offiziere im Allgemeinen ein sehr niedriger. Die besten des Offizier-Corps waren die Zöglinge, die aus dem Cadetten- hervorgingen, so lange dies unter der Leitung des aus Preußen Rußland übersiedelten Grafen von Anhalt stand, und zum großen der Alt-Russen, die Deutschen aus den Ostsee-Provinzen.

Daß der Kaiser Paul darauf bedacht war, eine strengere Controlle führen, und wäre es vermöge einer durchgreifenden Strenge, daß er größere Manövrir-Fähigkeit der Truppen verlangte, das bedarf keiner Rechtfertigung. Aber freilich war seine Einsicht auch in militärischen eine sehr mangelhafte, und er hatte von seinem Vater die Leiden- für die Einzelnheiten des kleinen, des sogenannten Gamaschen-Dienstes als für das Exerciren der Truppen in den Evolutionen der Ele-tar-Taktik geerbt. Er trieb dieses Exerciren um seiner selbst willen, Sache der Liebhaberei, ohne dabei irgend einen Zweck über den Exercir- hinaus im Auge zu haben, und brachte täglich viele Stunden auf Wachtparade zu. — Dieses Treiben erregte besonders dadurch große friedenheit, daß er natürlich vorzugsweise diejenigen Truppen, die ihm und immer zur Hand waren, mit diesem beschwerlichen Soldaten- ermüdete: die Garden, die bis dahin gewöhnt waren ein sehr be- Prätorianer- oder Janitscharen-Leben zu führen. Auch die vor- Offiziere der Garde-Regimenter, die sich bis dahin um gar nichts mert, den Dienst ganz den Unter-Offizieren überlassen hatten, waren wenig befremdet, daß sie nun wirklich einen Dienst und noch dazu recht beschwerlichen haben sollten. Es kam dazu, daß der Kaiser die alte bequeme Kleidung dieser Regimenter abschaffte und die Leute knappe, unbequeme Uniformen von veraltetem preußischem Schnitt die dem Petersburger Klima am wenigsten entsprachen. Zu so Unbequemlichkeiten, die mit Mühe unwillig ertragen wurden, kam aber eine Verfügung, welche die Garden als eine Beleidigung em-. Katherina hatte nämlich ihren Sohn, so lange er Großfürst dem Heere mit ängstlicher Sorgfalt fern gehalten; dagegen hatte sie gern erlaubt zu Gatschina, wo er gewöhnlich residirte, zu spielender äftigung mit dem Soldatenwesen, eine eigene kleine Schaar zu bilden, zwar nur aus einigen hundert Mann, aber doch aus allen Truppen-ungen bestand —: die sogenannten Gatschinaischen Truppen. Der

Hofadel drängte sich natürlich nicht zum Dienst in diesen Schaar Offizier-Corps derselben bestand demnach aus Leuten von unbed Herkunft und sehr geringer Bildung. Die „Gatschinaischen", wie nannte, waren gering geachtet, und jedermann wußte, daß er der nicht mißfiel, wenn er die Geringschätzung zur Schau trug, die einflößten. Kaum zweimal vierundzwanzig Stunden nach Kathari aber, am 9./20. November, wurden die Gatschinaischen Truppen und in die Garden eingereiht. Die Offiziere sogar mit Beförderu einem höheren Rang. Sie sollten, als vortrefflich geschulte Exerci den Garde-Offizieren Vorbild und Lehrer sein. Es wäre schwer etwas Kränkenderes zu ersinnen für diese jungen Magnaten, die e hohe Meinung von ihrer eigenen Bedeutung hatten!

Unter den eingerissenen Mißbräuchen, die der Kaiser nicht wollte, waren überhaupt Ein und Andere der russischen Ari werth geworden, daß sie deren Beseitigung fast peinlicher empfand, viele wirkliche Härten. So hatte sich ein bequemes Mittel gefunden Verfügungen Peters des Großen zu genügen, seinem Willen gemä unten auf, oder wie das genannt wird, von der Pike an zu dienen doch mühelos in noch jungen Jahren zu den höheren Stellen im H gelangen. Die jungen Leute von gutem Hause wurden schon als K bei einem der Garde-Regimenter als Freiwillige eingeschrieben, und dann stets in den Listen geführt und nach und nach durch alle Grade hindurch befördert, während sie daheim unter der Obhut ihres zösischen Hofmeisters standen oder auf fremden Universitäten leichten oblagen, oder auf Reisen die elegante Welt kennen lernten, um ihren wirklichen Dienst, etwa einige zwanzig Jahre alt, als elegante, der großen Mehrzahl nach unbrauchbare höhere Offiziere zu beg Der Kaiser Paul machte diesem allerdings sehr verkehrten Treiben Ende, — und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit, die viele Familien peinlich berührte. Er setzte eine ganz kurze Frist, innerhalb welcher in den Listen der Garden geführten jungen Leute sich zum effectiven bei ihren Regimentern stellen mußten. Wer nicht erschien, wurde au Listen gestrichen. Alle die jungen Leute, die auf Universitäten oder Reisen waren, konnten bei den damaligen Verkehrs-Verhältnissen nicht mal rechtzeitig benachrichtigt werden und verloren ihren militärischen ohne Verschulden. — Daß die kleinen Kinder aus den Listen gestr wurden, verstand sich von selbst, und mag auch wohl nicht eben se lich empfunden worden sein.

Andere Gewohnheiten des alten Hofs, die kaum ernstliche Mißbr genannt werden können, da sie keinen eigentlichen Schaden thaten, hät eher geduldet oder doch ohne Aufsehen beseitigt werden können, indem sie einfach nicht erneuerte. Die Unsitte, daß alle vornehmen Herren Hofs, auch wenn sie, wie der Hetman Rasumowsky und viele An

als im Heer gedient hatten, als Stabs-Offiziere in dem einen oder anderen Garde-Regiment zählten, war unter der Kaiserin Katherina wie früher wieder eingerissen, und wie sein unglücklicher Vater ver- auch der Kaiser Paul die verwöhnten alten Herren wieder deshalb, dem „Dienst“ nichts verstanden.

Wie im Heer suchte der Kaiser Paul auch in den Finanzen, die er er Zerrüttung vorfand, die Ordnung herzustellen. Die auswärtige liche Schuld des Reichs war auf 46 Millionen Rubel gestiegen ie Masse des Papiergeldes auf 157 Millionen —: Zahlen, die für it, namentlich im Vergleich mit den damaligen Hülfsquellen Ruß-, wie schon gesagt, von bedenklichem Gewicht waren. Auch verlor Papiergeld, wie gesagt, bereits 32 — und zu besonders ungünstigen t selbst bis zu 39 — Prozent seines Nennwerths; hundert Rubel in r galten nur noch achtundsechzig in Silber. Fast schlimmer noch daß die Hülfsquellen des Staats nicht mehr hinreichten, die jähr- n Ausgaben der Regierung auch im Frieden zu decken; daß sich ein endes Deficit eingestellt hatte, verschuldet durch den Aufwand, den die haften Pläne der Kaiserin und die Vorbereitungen zu ihrer Aus- ung erforderten, die allgemeine Unredlichkeit und die bodenlose Ver- endung, die der Hof trieb.

Die Banknoten-Masse sollte fortan nicht vermehrt werden, und es s, die auswärtige Schuld in gewissem Sinn zu consolidiren; das die verschiedenen zu Amsterdam, Genua und anderen Orten aufge- nenen Summen wurden in eine einzige Anleihe verwandelt, die das Haus Hope in Amsterdam vermittelte, und die Tilgungs-Termine n dabei sogar unter annehmbaren Bedingungen auf zwölf Jahre r hinausgeschoben. Aber das eigene zerfahrene Wesen gestattete dem r nicht Pläne eines geordneten und sparsamen Haushalts, dann auch strenger Folgerichtigkeit zu befolgen — und besonders der thätige An- den er an den allgemeinen europäischen Angelegenheiten nahm, führte e alten Bahnen zurück; in die Nothwendigkeit, wieder auf Kosten der gefährdeten Zukunft zu leben.

Auch in der Landes-Verwaltung, in der Statthalterschafts-Verfassung rinas wurden vielerlei Veränderungen vorgenommen, von denen die tendste, wenn auch nur von örtlicher Bedeutung war, daß den Ostsee- inzen, zur großen Freude ihres deutschen Adels und ihrer deutschen te, ihre alte Verfassung unverkümmert zurückgegeben wurde. Dasselbe h auch in Beziehung auf das Land der donischen Kosacken und selbst krainischen oder kleinrussischen Kosackenlande konnten sich zum Theil r ihrer alten Rechte erfreuen. Doch wurde ihnen nicht gestattet, Hetman zu erwählen, und als später der Form nach, die stets eine blieb, wieder ein Hetman an die Spitze des Kosackenheeres gestellt

Digitized by Google

wurde, war es ein vom Kaiser ernannter, und zwar ein Prinz des lichen Hauses.

Die unstäte Laune des Kaisers aber, die stets aus einem Extr das gerade entgegengesetzte überging, brachte ihn vielfach in den all samsten Widerspruch mit sich selbst. — So erließ er bald nach Regierungs-Antritt ein Gesetz, das die Bedeutung des russischen heben sollte, indem es die Absicht ankündigte, für die „Reinheit der ad Geschlechter“ zu sorgen: ein Zweck, der um so weniger erreicht wurd bald darauf andere Verordnungen den Kanzelisten das Erdienen hö Rangstufen als bisher möglich machte. Der russische Adel war in d Manifest in etwas ruhmrediger Weise so ziemlich als der älteste und reichste in der Welt verherrlicht. Nicht minder wollte der Kaiser auch russischen Geistlichkeit zu einem Ansehen verhelfen, das der Würde Amtes einigermaßen entspräche; er führte die Sitte ein, auch Geist gleich den Offizieren und den Beamten, durch Verleihung der russisch Orden zu belohnen, und er befreite sie von den körperlichen Strafen, den sie bis dahin unterworfen waren. Man könnte es, je nachdem, sehr finden, daß selbst die Kaiserin Katherina in ihren civilisatorischen strebungen nicht daran gedacht hatte, die Geistlichkeit von der Prügelstr auszunehmen — oder auch, wenn man die Bildungsstufe erwägt, auf namentlich die niedere Geistlichkeit thatsächlich stand, Pauls Verordnung als verfrüht tadeln.

Aber wie dem sei, der Kaiser Paul war sehr weit entfernt anzunehmen, daß durch seine eigenen Gesetze, oder überhaupt durch irgend welche Gesetze seiner Willkür eine Grenze gezogen sein könnte. Er verhängte im und zwar schon im ersten Jahr seiner Regierung, wenige Monate der Verkündigung dieser Gesetze, die schwersten körperlichen Strafen über Geistliche und Edelleute so gut wie über Leute geringeren Standes. der ruhmreiche Adel noch die geheiligte Geistlichkeit wurde mit Stockschlägen oder der Knute verschont; ja der Kaiser erließ neue Verordnungen, in denen jedem, der die Gesetze brach, ohne Unterschied des Standes, mit den schwer sten körperlichen Strafen gedroht war. Ja er unterwarf sogar Leute, er irgend eines Vergehens schuldig glaubte, der Folter — die doch Kath rina schon ein Viertheil Jahrhundert früher, auf Johann Jakob Siever Betreiben, in aller Form für immer abgeschafft hatte.

Die Staatsmänner der Kaiserin Katherina verschwanden sehr bald aus der Nähe des Kaisers; die Subows, der Fürst und seine Brüder, wurden sogar auf ihre Güter im Innern des Landes, im Gouvernement Wladimir, verbannt und dort polizeilich überwacht. Selbst Suworow hatte das Unglück, dem Kaiser zu mißfallen und wurde verabschiedet. Nur der Kanzler Besborodko und der bald zum Feldmarschall beförderte Fürst Repnin wußten ihre Stelle zu behaupten.

Dagegen kamen eine Menge neuer Leute empor. Derer zu gedenken,

e augenblickliche Gunst des Kaisers hob und die dann bald wieder
anden, ohne eine Spur ihres Daseins zurückzulassen, das ist natürlich
er Mühe werth. Kutaissows, der sich bis an das Ende in der Gunst
sers zu erhalten wußte, kann auch nur erwähnt werden, um zu
daß er nie eine politische Bedeutung gehabt hat. Er war bekanntlich
enknabe, bei dem Sturm von Bender den russischen Soldaten ver-
n die Hände gefallen, aus dem Lager an den Hof gebracht, wo er der
schaft untersten Ranges zugezählt wurde; Stiefelputzer, dann Kam-
ner des Großfürsten, endlich Ober-Stallmeister, Graf, Ritter aller
en Orden und überreicher Magnat; aber ein harmloser Mann, der
iben Schaden gethan haben soll. — Auch der Graf Nikita Petro-
Panin (Sohn des Feldmarschalls Peter Iwanowitsch und Neffe des
es Nikita Iwanowitsch) gelangte nie zu wirklicher Bedeutung, ob-
er einen hohen Rang einnahm und mit dem, unter seines Oheims,
nzlers, Leitung erzogenen Kaiser von dessen Knabenjahren her ver-
war. Die einzige wichtige That dieses Grafen Panin ist sogar so
wie ganz unbemerkt geblieben.

Zwei der neuen Emporkömmlinge aber gelangten zu einer nach-
igen Bedeutung, die weit über die kurze Regierungszeit des Kaisers
hinausreichte: Araktschejew nämlich und Rostoptschin.

Dem Ersteren schienen weder seine Familien-Verhältnisse, noch seine
lichen Eigenschaften eine große Zukunft zu versprechen. Er war der
eines sehr unbedeutenden und armen Landedelmanns, der im Gu-
m Nowgorod zwanzig „Seelen" besaß — bis auf wenige Wochen
itig mit Napoleon I. und Wellington geboren (23. Sept. a. St.
In späterer Zeit, als er der bedeutendste Mann im Reich ge-
war, suchte er auch seine Herkunft wenigstens um etwas vornehmer
inen zu lassen und begünstigte die Sage, daß sein Vater Major ge-
sei; und diese Sage ist denn auch in mehr als einen Bericht über
bergegangen, aber sie ist nicht der Wahrheit gemäß. Araktschejews
war gemeiner Soldat im Preobrashenskischen Garde-Regiment ge-
und hatte 1762, als Peters III. Manifest dem Adel die Freiheit
hrte, dem Kaiser nach eigenem Ermessen zu dienen oder nicht, den
ied genommen, wobei ihm der Rang eines Unter-Lieutenants verliehen
e. Bares Geld hatte ein Landedelmann dieses Schlages eigentlich
der Vater Araktschejew bezahlte den Diakonus der Dorfkirche, der
Sohn nothdürftig lesen und schreiben lehrte, mit jährlichen sechs
etwerten Getreide, Roggen und Hafer zu gleichen Hälften. — Als
der Sohn (Ende 1782) nach Petersburg gebracht werden sollte, um,
n Wunsch gemäß, wo möglich in das „Adelige Artillerie- und In-
ur-Cadetten-Corps" einzutreten, mußten unter Anderem ein Paar
verlauft werden, um das Reisegeld aufzubringen. Aber da der arme
schiedete Unter-Lieutenant nicht die Mittel hatte, in den Kanzeleien

die üblichen „Geschenke“ zu machen, ohne die da nichts zu erreichen blieb seine Bittschrift sechs Monate lang unbeachtet liegen; Vater Sohn geriethen darüber in die bitterste Armuth; sie mußten sich um Almosen an den Metropoliten Gawriyl im Alexander-Newsky- wenden und erhielten einen Rubel, von dem sie zehn Tage lang Vergebens fanden sich Vater und Sohn tagtäglich auf der Trep Cadettenhauses ein, um sich dem Director desselben, dem General Mil durch tiefe Verbeugungen bemerklich zu machen, wenn er zur Ausfah seinem Wagen hinab ging.

Endlich, als auch dieser letzte Rubel zu Ende ging, faßte Sohn ein Herz, redete den General bittend auf der Treppe an und unter Thränen von der Bittschrift seines Vaters, von der traurigen in der sein Vater und er selbst sich befänden, ja vom Hungertode ihnen drohe. Milessino kehrte auf einen Augenblick in sein Cabinet und verkündete dann den Harrenden auf der Treppe die günstig Antwort auf ihre Bitte.

Im Cadetten-Corps machte dann der junge Araktschejew den Cursus ziemlich schnell durch; im Studium der Mathematik, so da vorgetragen wurde, soll er sich sogar ausgezeichnet haben, obgleich allen Seiten zugegeben wird, daß er im Uebrigen vollkommen ungebildet war und blieb. Seine unbedingte Pünktlichkeit erregte die merksamkeit der Offiziere, die ihm bald (1784) die Beförderung Unteroffizier zu verschaffen wußten und ihn dann als eine Art hülfen verwendeten. Er wurde gelegentlich beauftragt hier oder „Ordnung“ zu sehen; ihm wurden die Zöglinge anvertraut, die im ciren oder in den Studien merklich zurückblieben; er sollte da helfen.“ — Schon damals, im fünfzehnten, sechzehnten Jahre seines ließ er es an körperlichen Mißhandlungen der Cadetten, die ihm traut waren, nicht fehlen. Er konnte sich, wenn man will, dazu bered glauben, da Ruthenstreiche, Stockschläge und Fuchtel — je nach dem der Cadetten — damals die regelmäßigen, vorgeschriebenen Strafen Das Recht war in seiner Stellung allerdings zweifelhaft, aber die ei Sinnesart trieb ihn dennoch es im allerweitesten Umfang zu üben. als Araktschejew anfing empor zu kommen, noch im achtzehnten Ja hundert, schrieb ein Zeitgenosse, der ihn im Cadetten-Corps beobach hatte, er sei allerdings ausgezeichnet durch Fähigkeiten und Dienstei aber „d'une brutalité révoltante“, die Cadetten hätten es empfunden

Später gelang es ihm auch die Gunst des Directors zu gewinnen und 1787 zum Lieutenant in der Armee befördert, gelangte er, durch die Empfehlung des Generals Milessino, dazu, den Kindern des Grafen nach herigen Fürsten und Feldmarschalls Saltykow, Stunden zu geben, wodurch

*) Ratsch, Nachrichten über Araktschejew (russisch), 41.

Digitized by Google

finanzielle Lage um Vieles bequemer wurde. Die Gräfin Saltykow te ihm sogar eine goldene Uhr, was in seiner Familie ein großes niß gewesen zu sein scheint.

Noch war seine gesellschaftliche Stellung von der Art, daß er bei sino nie über das Meldezimmer hinausgekommen war, in welchem eneral alle dienstlichen Berichte empfing, bei Saltykow nie über den , der für die Söhne des Hauses als Schule galt. Doch wußte er t angeborener Verschlagenheit, und da es einem Mann, wie er war, was Kriecherei nicht ankam, dahin zu bringen, daß sein „Wohlthäter", kow, ihn dem Director des Cadetten-Corps als Adjutanten empfahl, eißt zu einer Stellung, die den Rang eines Capitains verlieh.

Dem General Milessino, der ein glänzendes Haus machte, der sich er Beziehung den Magnaten gleichzustellen suchte, der eben deshalb legante und vornehme junge Leute in seiner Umgebung haben wollte, war natürlich bei allem Wohlwollen mit einem solchen Adjutanten gedient, aber eine Empfehlung Saltykows konnte nicht abgelehnt den und Araktschejew wurde (24. Juli 1790) Adjutant und Capitain.

Araktschejew kam freilich dadurch in eine Lage, die ein Anderer sehr inlich empfunden haben würde, denn Milessino ließ ihn fühlen, daß ihm nicht erwünscht war; doch dergleichen wußte Araktschejew zu er- n — und die Art, wie der General ihn wieder los zu werden suchte, te dann sein Glück.

Der damalige Großfürst Paul wendete sich an Milessino mit dem sch, einen tüchtigen Offizier zu haben, der seine Gatschinaische Artillerie anfänglich sechs Dreipfünder, zuletzt zwölf Stück von verschiedenem Ca- — in Ordnung bringen könne; Milessino empfahl Araktschejew und mandirte ihn auch sofort nach Gatschina, ohne ihn selbst auch nur zu n. (4./15. Sept. 1792.)

In Gatschina wußte sich Araktschejew sofort in die peinlich-strengen men zu finden, in denen der Dienst dort gehandhabt wurde, so grell Gegensatz auch war, den sie mit dem lässigen Treiben in der russischen ee bildeten. Er wußte sich so vollständig hineinzufinden, daß er allen eren Muster und Vorbild — daß ihm schon fast im ersten Augenblick wahrscheinlich durch Rostoptschin — der Beiname „der neue Korporal" legt wurde. Der strenge Ernst, den er zu diesem Soldaten-Spiel brachte, die Energie, die er darauf verwendete, die unermüdliche Wach- keit und unerbittliche Strenge, mit der er die augenblickliche und pünkt- he Ausführung eines jeden Befehls bei seinen Untergebenen erzwang; unbedingte Gehorsam, mit dem er sich jedem Befehl eines Höherge- ten unterwarf, ohne sich je eine Einwendung zu erlauben und die eigende Ergebung, mit der er jede Mißhandlung von Seiten eines gesetzten ertrug —: das waren Eigenschaften, die ihm sehr schnell die nst des nachherigen Kaisers erwarben.

Digitized by Google

Er wurde in den vier Jahren seines Dienstes zu Gatschina O und Befehlshaber der dortigen Artillerie sowohl, als auch Inspecte gesammten Infanterie des Gatschinaischen Heeres und Chef eines der Scheinbataillone, aus denen es zuletzt bestand; und als dann Paul Mutter in der Regierung folgte, waren dieser Alexey Andreyewitsch tschejew und Feodor Wassiliewitsch Rostoptschin buchstäblich die Erste aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurden.

Araktschejew wurde schon am Sterbetage der Kaiserin Katherin Preobrashenskischen Garde versetzt und zum Commandanten von P burg ernannt; den Tag darauf, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, General-Major befördert; am 9./20. November, da er in Folge der lösung der Gatschinaischen Schaaren sein Bataillon verlor, erhielt e anderes, aus den Grenadier-Compagnien des Preobrashenskischen Regim gebildetes Bataillon —: das erste und vornehmste der gesammten russi Armee. Drei Tage später endlich, am 12./23. November sah sich Ar tschejew zum Großkreuz des St. Annen-Ordens ernannt.

Dann wieder nach einigen Monaten — am 5./16. April 1797 wurde er an einem und demselben Tage zum Baron, zum General-Lie tenant, zum Ritter des Alexander-Newsky-Ordens und zum Gene Quartiermeister der Armee erhoben, wobei er alle seine früheren Ä behielt.

Der in so unerhörter Weise Beförderte war, wie hier eingescha werden muß, in der That keineswegs ein Mann ohne alles Verdienst. E fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand; er hatte als Artillerist g technische Kenntnisse erworben, soweit das in einem damaligen russische Cadetten-Corps möglich war; für die Verwaltung hatte er wirkliches Tale und seine durchgreifende, unnachsichtige Strenge wußte überall Ordnu oder doch den Schein der Ordnung zu erzwingen. Er war ferner u eigennützig, unzugänglich für Bestechungen, unermüdlich arbeitsam, un müdlich in seinem Diensteifer. Doch aber waren es Eigenschaften ei anderen Ordnung, die das Wesen dieses von Grund aus bösartig Menschen zu einem eigenthümlichen machten. Er war von einem mächtig und dabei tückischen Ehrgeiz beseelt; jeder, der ihm im Wege zu steh schien, konnte für ihn der Gegenstand des Neides und einer heimtückische Feindschaft werden, die ihre Zwecke dann mit einer großen List und Ve schlagenheit zu verfolgen wußte, — vor allem aber traten überall und be jeder Gelegenheit zwei Eigenschaften seines Wesens hervor, die in der That nicht so unvereinbar sind als sie wohl scheinen: eine wahrhaft unmensch liche, erbarmungslose Grausamkeit, wie sie zur Ehre der Menschheit in der Weise wohl nur selten vorgekommen ist; eine Grausamkeit, die er sich selbst Gefallen fand — und dann eine Feigheit, wie sie wohl noch seltener vorgekommen sein mag; eine Feigheit die jede Vorstellung überstieg und nicht selten die unwürdigsten und lächerlichsten Scenen herbeiführte. Nic

Digitized by Google

hat Araktschejew über sich gewinnen können, auch nur im Gefolge Kaisers einem Schlachtfelde zu nahen und in Folge dessen enthielten Dienstzeugnisse — obgleich er zu den höchsten militärischen Würden — in der „Kriegsdienste" überschriebenen Rubrik immer nur die Worte: „ist nie im Feuer gewesen". — (Въ сраженіи ни не бывалъ.)

Fedor Wassiliewitsch Rostoptschin war der Sohn eines wohlhabenden , dessen Namen aber die Geschichte Rußlands bis dahin noch nie t hatte; angeblich tatarischer Abkunft, ja nach der „Familien-Tra-', wie er wenigstens selbst behauptete, ein Nachkomme Tschingis- und noch dazu in gerader Linie. Auf solche Traditionen ist aber land sehr wenig zu geben und wenn sie das Heroldsamt zu Peters-anerkannt hätte. Die Poesie geht da ungemein weit; eine ähnliche ion, die sogar für Geschichte ausgegeben wird, hat ja sogar den n Menschikow, den Pastetenbäcker-Lehrling, zum Urenkel eines deutschen s und Kreuzfahrers gemacht. Wären Rostoptschins Vorfahren wirk-en erlauchter tatarischer Abkunft gewesen, so würden sie wohl, wie ow, Urussow, Angalytschew, Dundukow und Andere, unter die Zahl russischen Fürsten aufgenommen worden sein.

Wie es sich aber auch mit der Abstammung vom Völkerfürsten Tai-schin verhalten mag, der Vater unseres Rostoptschin war verabschiedeter lieutenant und lebte auf dem Lande im Gubernium Orel. Dort Fedor Wassiliewitsch — etwas älter als Araktschejew — 1765 ge-. Er wurde früh in dem Preobrashenskischen Garderegiment ein-ieben, in dem er dann auch wirklich einige Jahre gedient hat; für Person, abcommandirt vom Regiment, machte er den zweiten Türken-der Kaiserin Katherina mit und kam dort mit Suworow in Be-ng. Als Gardelieutenant verließ er dann den Militärdienst (1792), ammerjunker zu werden und als solcher sah er sich dem Hof des ürsten Paul in Gatschina zugezählt, wo sich bald die Gelegenheit durch große Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner unbedeutenden Pflich-ie Gunst des künftigen Kaisers zu gewinnen. Seine Pünktlichkeit nämlich sehr zu seinem Vortheil gegen das Benehmen der anderen n Cavaliere dieses Hofs ab, da diese Herren, die da wußten, daß sich gegen den Großfürsten sehr viel erlauben könne, ohne deshalb er Kaiserin in Ungnade zu fallen, sich in der That sehr große Frei-n herausnahmen. Sehr häufig erschienen sie ganz einfach nicht in china an den Tagen, wo sie die Reihe des Dienstes traf. Rostoptschin dann zur Stelle und ließ es sich unaufgefordert angelegen sein sie ienst zu vertreten. — Was ihm dann vollends das Herz des Groß-n gewann, war, daß er sich eines Tages mit großer Entrüstung die unpünktlichen jungen Herren selbst über ihr Benehmen äußerte; olcher Entrüstung, daß es darüber zu Herausforderungen kam. Ein

Zweikampf scheint indessen doch nicht stattgefunden zu haben; Rost mußte auf Befehl der Kaiserin Katherina auf kurze Zeit nach Deu reisen.

Bei seiner Rückkehr wurde er natürlich in Gatschina mit Armen aufgenommen, sein günstiges Gestirn aber verschaffte ih nach der anderen Seite hin, am Hof der Kaiserin, eine feste Stü vermählte sich (1795) mit einer jungen Protassow, einer Nichte je mals so viel genannten Anna Stepanowna Protassow, jener Ver Katherinas, von deren angeblicher Rolle am Hof der Kaiserin n Skandal-Chronik der Zeit, nicht die ernste Geschichte sprechen kann. bedurfte Rostoptschin dieses Schutzes nicht lange, denn schon am Morgen des verhängnißvollen 7./18. Novembers 1796, während Ka noch athmete, ernannte Paul den Kammerjunker Rostoptschin zu gadier und den Tag darauf zum Generalmajor und zum Präsid Kriegs-Collegiums, das heißt zum Kriegsminister.

Dem Beförderten war das nicht genehm, wie er selber berich er kein Verlangen trug zu dem Militär-Dienst zurückzukehren. gestand er sich im Stillen, daß er der Aufgabe nicht gewachsen sei, sich hier um eine wirkliche Verwaltung handelte, die eingehende Fach nisse voraussetzte. Doch es war nicht gerathen dem Kaiser Paul zu sprechen. Rostoptschin schwieg für den Augenblick, wußte es aber dahin zu bringen, daß er (17. October 1798) zum dritten Prä des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, Leitung der auswärtigen Politik eines Staats bekanntlich zu den D gehört, zu denen sich ein jeder ohne Weiteres befähigt glaubt.

Der russische Geschichtschreiber der Jesuiten (Moroschkin) charakt den vierunddreißigjährigen Minister Rostoptschin als einen Mann unermeßlichem Ehrgeiz, von außerordentlicher Verschlagenheit und Fei des Geistes, der die Kunst, sich einzuschmeicheln und zu blenden, im höch Grade besaß und dabei auf das Aeußerste versteckt und unerforschlich.

Das Porträt möchte ziemlich getroffen sein; nur wäre wohl hinzuzufügen, daß bei ihm, wie bei vielen seiner russischen Zeitgenos die tadellose weltmännische Politur einen tüchtigen Fond von sehr unz deutiger Rohheit barg, die überall zum Vorschein kam, wo es sich wirkliche Interessen handelte. Er war einer von den Alt-Russen, wie das Zeitalter Katherinas herangebildet hatte.

Der Kaiser Paul gefiel sich darin, in allen Dingen das gerade Gegen theil von dem zu thun, was seine Mutter beabsichtigt hatte. So ließ den Krieg mit Persien einfach fallen, ohne eigentlich einen Frieden mit dem Schah zu schließen. Er zog eben die russischen Truppen aus de Dagesthan und den Gebieten jenseits des Kaukasus zurück und überl

Digitized by Google

Länder ihrem Schicksal. — Polen wieder herzustellen, daran konnte durfte der Kaiser natürlich nicht denken, doch ließ er sich von dem m Ilinski, einem Polen, den er eine Zeit lang sehr begünstigte, be- h, gegen elftausend Polen, die Katherina nach Sibirien verbannt hatte, heit zu setzen und ihnen die Rückkehr in die Heimat zu gestatten. entließ er Kosciuszko und Ignatz Potocki der polizeilichen Aufsicht, der sie in Petersburg standen, und dem ersteren suchte er seine chtung in jeder Weise zu bezeigen. Selbst den schwachen Stanislas towski lud Paul aus Grodno zu sich ein nach Petersburg, wo dieser ene König dann bis an sein Ende rücksichtsvoll behandelt wurde.

Sogar in Beziehung auf das revolutionäre Frankreich trieb dieser Widerspruchs-Geist den Kaiser Paul, die Wege zu verlassen, die seine er in ihren letzten Tagen gewillt schien einzuschlagen. Als der Feld- der Oesterreicher gegen den jungen Feldherrn Napoleone Buonaparte 6) eine unglückliche Wendung genommen hatte, zeigte sich nämlich erina geneigt, endlich ein russisches Heer von 60,000 Mann an den zu senden. Schon wurde über Subsidien mit England, über den ationsplan mit Oesterreich unterhandelt.

Als aber die Kaiserin gestorben war, sagte sich ihr Nachfolger sofort aller Form von jeder Theilnahme an dem Kampf gegen Frankreich obgleich ihm, bei seiner ganz überschwenglichen Vorstellung von seinem als Selbstherrscher, die Grundsätze der Revolution mehr und leidenlicher verhaßt waren als jedem Anderen. — Er erklärte in den Intionen, die er seinem Gesandten Kalytschew, der nach Berlin gehen , mit auf den Weg gab, daß er in der äußeren Politik nicht den dsätzen seiner erlauchten Mutter folgen werde, die mehr auf den n neuer Länder bedacht gewesen sei, als auf die innere Wohlfahrt Reiches; er entsage allen Eroberungen. Auch mußte der Kanzler Ostern ein Circulär an alle auswärtigen Cabinette erlassen, in dem erklärt e, daß Rußland von 1756 an beständig in Kriege verwickelt, fast erft sei und daß des Kaisers menschenfreundliches Herz ihm die ersehnte e nicht länger vorenthalten wolle.

Paul gefiel sich wirklich zu Zeiten in der Vorstellung, daß eine verte Politik seiner Mutter Rußland erschöpft habe, aber er verfiel auch ch wieder in die Widersprüche mit sich selbst, die sich verhängnißvoll ch sein ganzes Dasein ziehen, denn er erging sich zu gleicher Zeit auch den aller überschwenglichsten Vorstellungen von Rußlands Macht. Es in seinen Augen eigentlich gar nichts, das Rußland nicht vermocht e.

Auch sein Regierungs-Programm war ein friedfertiges wie das erste r Mutter zu Anfang ihrer Regierung, und gleich der Kaiserin Kathe- wurde auch er sehr bald in eine kriegerische Politik hineingezogen, nicht wie sie durch das, was in einem Nachbarlande vorging und

Digitized by Google

Rußland unmittelbar mit betraf, sondern durch die eifersüchtige S
mit der er Rußlands Ansehen im Rath der europäischen Großmä
wahren bemüht war. Katherina hatte Oesterreich und Preußen g
Kriege mit Frankreich verwickelt gesehen, sich selbst aber aus dem
gehalten, um für ihre eigenen Unternehmungen im Osten freie H
haben —: Paul wurde zunächst von dem Verlangen bestimmt, f
Bürgen des Teschener Friedens von 1779 geltend zu machen und
Integrität des deutschen Reichs einzutreten, indem er den Frieden
mittelte.

Aber schon hatte sich Oesterreich genöthigt gesehen — oder gegla
den vorläufigen Frieden mit Frankreich zu Leoben (18. April 179
unterzeichnen. Es folgte der endgültige Frieden zu Campo Formio (17
tober 1797), in dem Oesterreich Deutschlands Interessen preisgab und
linke Rheinufer abtrat, für seine Hausmacht aber reichliche Entschädigung
gewann und dafür sorgte, daß die Republik Frankreich sich erbot, die
bedeutenden Besitzungen Preußens auf dem linken Rheinufer zurückzugeben
damit Preußen keinen Anspruch auf eine Entschädigung im Innern Deutsch
lands behalte, wie sie ihm die am wenigsten ruhmvollen Artikel des Ba
Friedens verhießen.

Es blieb nun der Friede zwischen Frankreich und dem deutschen R
zu vermitteln, über den auf dem Congreß zu Rastadt unterhandelt wur
Das unfruchtbare und unerfreuliche Treiben dort zu berichten, gehört ni
hierher. Der Kaiser Paul mühte sich vergebens die Cabinette von W
und Berlin einander zu nähern und Preußen und Oesterreich zu einem
gegen Frankreichs weitere Uebergriffe gerichteten Defensiv-Bündniß
Rußland zu bewegen. Da Oesterreich auf diese Pläne einzugehen sch
Preußen dagegen erklärte, bei seiner Neutralität bleiben zu wollen,
dem ritterlichen Kaiser Paul sehr mißfiel, gelang es dem nichts weni
als ritterlichen Minister Thugut bei ihm ein feindseliges Mißtrauen ge
Preußen zu erwecken und ihn mehr und mehr in die Interessen Oest
reichs zu ziehen. Thuguts Depeschen athmen, beiläufig bemerkt, einen H
gegen Preußen, von dem man wohl sagen darf, daß er an Wahnsi
streift. Und dieser Haß war nicht eigentlich ein Ergebniß der politisch
Beziehungen, in denen Oesterreich und Preußen zu einander gestanden
hatten —: er war an sich da und wurde vielmehr seinerseits bestimmend
für die Politik Oesterreichs.

Den Kaiser Paul dahin zu führen, daß Oesterreich seines Beistandes
gewiß sein konnte, gelang um so leichter, da das rücksichtslos gewaltsame
Verfahren der französischen Republik, die jedem Recht Hohn sprach und
alle Verträge mit Füßen trat, den Kaiser fort und fort empörte und reizte.
Frankreich überfiel die Schweiz, um sie zu plündern, vertrieb mitten im
Frieden den König von Sardinien aus Piemont, um dies Land in eine
Frankreich unterworfene Schein-Republik zu verwandeln und bemächtigte

Digitized by Google

n derselben Form auch Roms, lauter Ereignisse, die den leidenschaft- Zorn des russischen Kaisers rücksichtslos genug herausforderten —: un ergab sich auch noch, daß die Regierung der französischen Re- für die der Friede eine Unmöglichkeit war, auch eine Wiederher- s Polens im Sinn hatte oder doch als Vorwand und Hebel in weiteren Unternehmungen benützen wollte. Der General Dombrowski eine polnische Legion im Dienst Frankreichs errichtet und Nikita witsch Panin, zur Zeit als russischer Gesandter in Berlin, konnte t Kaiser (im Januar 1798) einen Brief des „Directoriums" der ischen Republik an den französischen Gesandten in Preußen über- l, den aufzufangen ihm gelungen war. Das Directorium schrieb seinem Gesandten, er solle der preußischen Regierung vorschlagen, en Preußen zugefallenen polnischen Provinzen ein eigenes Reich unter preußischen Prinzen zu bilden; dadurch könne die Wiederherstellung alten Polen-Reichs eingeleitet werden.

Da die Kaiserin Katherina alle diplomatischen Beziehungen mit dem lutionären Frankreich abgebrochen und sich stets im Sinn entschieden- Feindschaft über dieses Land in seiner neuen Gestalt ausgesprochen betrachtete die Regierung der Republik ihr Verhältniß zu Rußland inen Kriegszustand. Wenigstens war diese Ansicht der Sachlage vor- det worden, um Rußlands Vermittelung bei den Unterhandlungen Oesterreich und dem deutschen Reich abzulehnen. Das französische torium hatte, als der Congreß zu Rastadt eröffnet werden sollte, gegen solche Betheiligung Rußlands eingewendet, um vermitteln zu können, dieses Reich selbst erst durch einen förmlichen Friedensschluß mit reich zu einer neutralen Macht werden, und der Kaiser Paul war t auf diese Ansicht eingegangen, daß Panin beauftragt wurde über Friedensschluß, dem in der That kein Krieg vorangegangen war, in n mit dem dortigen französischen Gesandten zu unterhandeln. Doch er Kaiser mehr und mehr durch die Gewaltthaten Frankreichs em- dem Einfluß Oesterreichs Gehör gab und abweichend von der ange- zten Friedens-Politik auf Mittel zu sinnen begann, „Frankreich in Grenzen zurückzuweisen" — erging an seinen Gesandten der Befehl, t Unterhandlungen keine Folge zu geben und bald — im Lauf des es 1798 — noch ehe der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich er ausgebrochen war, wurden von Seiten Rußlands auch wirkliche dseligkeiten gegen Frankreich geübt; Thathandlungen, die den Kriegs- and voraussetzten.

Daß des Prinzen Condé französisches Emigranten-Corps (8. December) in russischen Sold übernommen worden war, da es nach dem Ab- des Friedens von Campo Formio nicht mehr in österreichischen iten bleiben konnte, das sollte, nach den Absichten Pauls, nur ein er Großmuth sein, nicht eine gegen Frankreich geübte Feindseligkeit.

Digitized by Google

Dasselbe gilt auch von der Zufluchtstätte, die der Kaiser dem Gra
Provence (Ludwig XVIII.) zu Mitau gewährte, als dieser Erbe de
Frankreichs auf Verlangen der französischen Republik aus den brau
gischen Landen ausgewiesen wurde. Anders im Jahr 1798. D
russische Flotte sich aus dem Baltischen Meer und von Archangel
der Küste von England (im Juli) mit einem englischen Geschwade
Lord Duncan vereinigte und mit ihr vereint die holländische Küste b
war ein Act der Kriegführung. Auch erwartete der Kaiser Paul
Angriff von Seiten Frankreichs, als man erfuhr, daß zu Toulo
große französische Expedition geheimnißvoll ausgerüstet werde. D
nach Egypten bestimmt sein könnte, dachte niemand, da Frankreich m
Türkei, der dieses Land, wenn auch in etwas unsicherer Weise, unt
war, in Frieden und Freundschaft lebte. Es erwachte daher der s
Gedanke, sie könnte nach dem Schwarzen Meer und zu einem aben
lichen Angriff auf das südliche Rußland bestimmt sein und in alle
wurden dort Truppen zur Vertheidigung der Küste zusammengezog

In ganz eigenthümlicher Weise zeigte sich dann aber der Kaiser
auf das äußerste entrüstet, als Ziel und Zweck der französischen Exped
bekannt wurden, und Napoleon sich auf dem Wege nach Egypten
Insel Malta bemächtigte, die Paul als seinem Schutz befohlen betrach
Es handelte sich da für ihn um weitreichende romantische Pläne, die
zu der Zeit sehr theuer waren.

Die Wichtigkeit der Insel Malta, damals Sitz des souveränen R
Ordens vom Hospital des heiligen Johannes zu Jerusalem, war schon
Kaiserin Katherina nicht entgangen. Sie hatte gar wohl erkannt,
welcher Bedeutung selbst der mittelbare Besitz eines festen Seeplatzes
Mittelländischen Meer — und vor allem der unvergleichlich gelegenen S
Malta für die Ausführung ihrer Pläne gegen die Türkei wäre, da
Pläne nicht ohne die Thätigkeit einer russischen Flotte eben im M
ländischen Meer auszuführen waren. Deshalb hatte die Kaiserin, al
einen Aufstand der Griechen gegen die Pforte hervorzurufen und d
eine russische Flotte im Mittelmeer zu unterstützen beschlossen hatte (17
geheime Unterhandlungen mit dem damaligen Großmeister des Ord
dem Fürsten Rohan, anzuknüpfen gesucht und ihn wirklich zu einem Bü
niß mit Rußland bewogen, das ihrer Flotte die Benützung des Haf
von Malta und damit eine feste Stellung im Mittelländischen Meer sich
sollte. Da „Krieg mit den Ungläubigen" ohnehin Pflicht des Ord
war, hatte sich sogar ein Geschwader von mehreren Schiffen des Ord
unter dem Ordens-Vogt Flachslanden — einem Elsässer — mit der russische
Flotte unter Alexey Orlow vereinigt. Doch der damalige leitende Minis
Frankreichs, der Herzog von Choiseul, zwang den Großmeister Roha
dadurch, daß er alle Commenden des Ordens in Frankreich einzuzieh
drohte, sich von diesem Bündniß wieder loszusagen.

Digitized by Google

für den Kaiser Paul hatte der Orden ein Interesse anderer, roman-
Art. Er hatte in früher Jugend Vertots etwas romanhafte Ge-
dieses Ritter-Bundes und Staats gelesen und sich für die Helden
Rodus und Malta begeistert, wie das seinem Wesen nahe lag —
ßerdem zeigte er, namentlich seit dem Ausbruch der französischen
tion, ein reges Interesse für das Papstthum, für die lateinische
Das war in seinen Augen der Damm, der allein das westliche
vor der Ueberfluthung durch die Revolution schützen konnte, an
ie Wogen der Revolution sich brechen mußten.

Seine Stimmung wurde mit vielem Geschick benützt. Unter den
en Regierungen hatte natürlich Rußland keinerlei Verbindungen mit
gehabt — und auch die Kaiserin Katherina hatte, selbst unter
ins Einfluß, nur einmal und nur auf kurze Zeit einem päpstlichen
ius gestattet in Petersburg zu erscheinen, um da einen bestimmten
ag auszuführen —: jetzt erschien ein Nuntius, um bleibend in Peters-
zu residiren, und zwar ein Prälat vom höchsten Range, ein Mann
vornehmem Hause, der Cardinal Litta, Bruder des Herzogs Litta zu
iland. Er kam angeblich zur Krönung Pauls, richtete sich aber, wie
päpstlicher Nuntius auch 1856 wieder gethan hat, geflissentlich so ein,
er erst nach der Krönung in Moskau eintraf. Schon einige Monate
r aber war bei der russischen Regierung ein Gesandter des Malteser-
ns eingetroffen, der auch mit vieler Umsicht gewählt war. Es war
ich der Ordens-Vogt (bailli), Graf Giulio Litta, Bruder des Cardinals.
Der Zweck seiner Gesandtschaft war charakteristisch für die Zeit, denn
r eben nur unter dem Einfluß der damaligen Verhältnisse denkbar.
Malteser-Orden fühlte sich in der gewaltig bewegten Zeit bedroht,
ders seitdem die französische Republik durch einen einzigen Feldzug
genialen jungen Feldherrn Herr und Meister Italiens geworden
dort Alles in revolutionairer Weise umzugestalten bedacht war. Im
ßtsein der eigenen Ohnmacht sah sich der Orden nach dem Schutz
Großmacht um, und wohin sollte er seine Blicke wenden? Von den
lischen Mächten, an die man sonst wohl zuerst gedacht hätte, konnte
al nicht die Rede sein, denn Frankreich eben war es, das man
ete, Spanien war mit Frankreich befreundet und ohnmächtig, Oester-
keine Seemacht, und doch konnte nur eine Seemacht Malta schützen.
England scheint gar nicht gedacht worden zu sein; vielleicht besorgte
, daß es des Schutzes zu viel gewähren könnte. So wurde denn der
luß gefaßt, Rußland anzurufen, den Hauptsitz der griechischen, von
als schismatisch bezeichneten Kirche. Jene früheren Versuche der
rin Katherina Verbindungen mit dem Orden anzuknüpfen, hatten den
eis geliefert, daß die russische Regierung in ihrem eigenen Interesse
h darauf legte, den Herrn der Insel Malta zum Verbündeten im

Mittelmeer zu haben und könnten möglicher Weise den Ordens-
veranlaßt haben, sich jetzt um Schutz nach Petersburg zu wenden.

Der Gesandte war gut gewählt. Graf Litta war in Rußl
kannt und kannte auch seinerseits, wenn nicht Land und Leute,
russischen Hof und seine Umgebung. In Mailand 1765 geboren
er als junger Malteser-Ritter auf den Galeeren des Ordens ein
üblichen „Caravanen", Seezüge gegen die Seeräuber der afrikanisch
mitgemacht. Diese Erfahrungen galten in Petersburg so viel,
kaum vierundzwanzig Jahre alt, als Flaggen-Offizier, als Comm
den russischen Seedienst aufgenommen und kaum sechs Monate
nach der Schlacht von Rothschensalm (1789), in welcher er den
über den rechten Flügel der russischen Galeeren-Flotte geführt hatt
Contre-Admiral befördert wurde. In dem folgenden See-Feldzug
wurde er weniger vom Glück begünstigt; er führte unter dem Prinze
Nassau-Siegen einen Theil der Ruder-Flotte auch in der Schlacht
Swenska-Sund, in der diese Flotte eine vollständige Niederlage erlitt
wurde in Folge dessen verabschiedet.

Jetzt kehrte er als Würdenträger und Gesandter des Ordens
Rußland zurück; daß Katherina ihn in Ungnaden entlassen hatte,
ihm natürlich bei dem Kaiser Paul keinen Schaden — und er
außerdem werthvolle Verbindungen in Rußland. Auch waren die
Brüder Litta, der Cardinal und der Ritter, natürlich darauf ange
sich gegenseitig zu unterstützen.

Graf Litta trat vorsichtig zuerst nur als officiöser Agent des Or
auf und seine erste Bitte ging dahin, der Kaiser möge geruhen, das
teser-Ordens-Priorat in Wolynien wieder herzustellen und ihm seine
künfte zurückzugeben — Wendungen, die dem wirklichen Sachverhalt
ganz entsprachen, da dieses Priorat eigentlich nie bestanden und nie
Einkünfte gehabt hatte.

Der letzte Fürst Ostroszky, mit dem sein Haus ehemaliger russi
Theilfürsten aus Ruriks Geschlecht 1618 ausstarb, hatte nämlich zum
die Fürsten Zaslawsky, die durch die Frauen von den Fürsten von O
abstammten zu Erben der Stadt Ostrog und aller seiner reichen Besitzun
in Wolynien überhaupt eingesetzt; für den Fall aber, daß auch dieses Fürst
geschlecht ausstarb, den Malteser-Orden. Ostrog sollte dann der Sitz e
besonderen Ordens-Priorats werden.

Der vorgesehene Fall trat 1673 ein; auch die Fürsten Zaslaw
starben aus; der Orden aber gelangte dennoch nicht in den Besitz d
verheißenen Güter. Der Fürst Wisznowiecki bemächtigte sich derselben
unter dem Vorwand, daß er durch die Frauen von den Fürsten vo
Zaslaw, folglich mittelbar von den Fürsten von Ostrog abstamme. A
dann auch der letzte Wisznowiecki zu Grabe gegangen war, entstand unt
seinen Erben ein langer Hader und Prozeß über die ostrogschen Güt

m aber der Rechte des Malteser-Ordens gar nicht gedacht wurde. Hauptmasse der streitigen Besitzungen war an die Fürsten Sanguszko s Gedymins Geschlecht — gekommen.

Vergebens hatte der Orden seine Rechte geltend zu machen gesucht; jedoch, nach der ersten Theilung Polens, von Rußland, Oesterreich Preußen unterstützt wurde, mußte der polnische Reichstag im Jahr beschließen, das Priorat zu Ostrog und sechs Comthureien zu gründen, eine jährliche Summe von 120,000 polnischen Gulden aus den nften der ostrogschen Güter angewiesen wurden. Aber, obgleich die ng von den drei genannten Mächten verbürgt wurde, scheint doch weiter geschehen zu sein, als daß dem Orden die betreffenden Ein- angewiesen wurden. Jetzt, da Wolynien und mit der Provinz auch und die in Anspruch genommenen Güter unter russische Hoheit men waren, die russische Regierung über die verheißenen Einkünfte fügen hatte, suchte Litta zunächst die Wiederherstellung des viel- sprochenen Priorats von dem Wohlwollen des Kaisers zu erhalten und Bitte wurde über Erwarten gütig aufgenommen.

Der Kaiser wies dem Orden eine Summe von 300,000 polnischen den jährlich aus dem Staatsschatz an, die als Ausstattung für das Priorat zu Ostrog und zehn Comthureien dienen sollte. (4./15. Ja- 1797.)

Einmal der Gesinnung des Kaisers gewiß, sendete der Großmeister n den Grafen Litta noch einmal nach Petersburg und zwar diesmal er Form als Gesandten des Ordens. Litta sollte dem Kaiser Paul Ordenskreuz überbringen, das einst der berühmte Großmeister La e getragen hatte und das bis dahin im Schatz des Ordens unter stbarsten Reliquien aufbewahrt worden war; er sollte den Kaiser die Würde eines Schirmvogts (protecteur) des Ritterordens zu hmen und die ungewöhnliche Art wie er in der Hauptstadt des hen Reichs empfangen wurde, beweist, daß Alles zwischen ihm und Kaiser schon vorher verabredet war. — Er verweilte nämlich erst Tage in Gatschina und hielt dann am 27. November a. St. ec.) 1797 — von zwei Würdenträgern des Hofs eingeholt, seinen chen Einzug in Petersburg; vier Galla-Wagen des Hofs und sechs- zig andere fuhren ihm voran. — Zwei Tage später empfing der r Paul in feierlicher Audienz — auf dem Thron, umgeben von den zen seines Hauses und seltsamer Weise auch von den vornehmsten uten der griechisch-russischen Kirche — den Gesandten, der im Ordens- l erschien und, wie Siestrzencéwicz sich ausdrückt, in sehr ausdrück- Rede sein Anliegen vortrug. Der Kaiser nahm das dargebrachte , versprach den Orden als Schirmvogt zu schützen und gewährte auch eitere Bitte Littas, daß auch die Kaiserin, die in dem Augenblick n und neben ihrem Gemahl auf dem Thron Platz nahm, nebst allen

Prinzen und selbst den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, das Kreuz anlegen möchten.

Inzwischen war der Großmeister Rohan gestorben; ein Deutsch Rheinländer, Baron Hompesch wurde an seiner Stelle erwählt und sich als ein schwacher Mann, der seiner Aufgabe und der Zeit am wenigsten gewachsen war. Als die nach Egypten bestimmte Ex unter Napoleon vor Malta erschien, ließ sich Hompesch durch einig zösische und italienische Ritter, die Verrath übten, bewegen, die und die Flotte des Ordens (10. Juni 1798) den Truppen der fran Republik zu übergeben —: ein Ereigniß, gekennzeichnet durch das Wort eines französischen Offiziers: es habe sich sehr glücklich ge daß jemand in der Festung war, der das Thor öffnen konnte; wä mand innerhalb der Mauern gewesen, so wäre man schwerlich gekommen.

Die französische Regierung handelte durchaus der ausge Ansicht gemäß, daß sie im Kriege mit Rußland begriffen sei, obgl russische Flotte des Baltischen Meeres erst unterwegs war, sich noch mit der englischen vereinigt und noch keinen Act der Feindseligkeit hatte. Die damaligen Herren der französischen Republik hatten das volle Bewußtsein, daß die Einnahme der Insel Malta ein Act des auch gegen die Schutzmacht, Rußland, sei — und weit entfernt ein nende Wendung zu suchen, trugen sie dieses Bewußtsein vielmehr flissentlich zur Schau. General Buonaparte erließ (13. Juni) Befehle die allen Griechen, sowohl Maltas, als der Jonischen Inseln und des Aegeischen Meeres, die irgend welche Verbindungen mit Rußland halten würden, mit der Todesstrafe drohte. Auch sollten alle grie Fahrzeuge, die unter russischer Flagge segelten, wenn sie französ Kriegsschiffen begegneten, in den Grund gebohrt werden.

Kaiser Pauls gesteigerter Zorn eilte gleichsam den Ereignissen Die Botschaft des durch den Angriff auf Egypten erschreckten Divan Constantinopel, daß die Pforte Frankreich den Krieg erklären wolle, sie hoffen dürfe dabei durch Rußland unterstützt zu werden, kreuzt mit dem Befehl, den der russische Kaiser bereits an seine Flotte Schwarzen Meer erlassen hatte, am Eingang des Bosporus zu kr und durch ein leichtes nach Constantinopel gesendetes Kriegsschiff der den Beistand Rußlands anbieten zu lassen.

Bald (im September 1798) ging die russische Flotte des Schwarz Meeres unter dem Vice-Admiral Uschakow mit der türkischen verein durch den Bosporus und die Dardanellen nach dem Aegeischen Meer un Segel, wo nacheinander die Jonischen Inseln erobert wurden, die, fr Venedig unterthan, mit dem Sturz der Republik französischer Botmä keit verfallen waren —: Cerigo am 11. October 1798; Zante am

lonia am 4. November; Sta Maura am 14. Nov.; endlich Korfu März 1799.

zwischen hatte der Kaiser Paul bereits mehrfache Bündnisse gegen ich geschlossen; mit Oesterreich unmittelbar nach der Einnahme durch die Franzosen (9. August 1798) — mit England, der Pforte eapel theils im December desselben Jahres, theils im Januar 1799 wie das Frühjahr nahte, brachen russische Truppen unter Su- zur Vereinigung mit den Oesterreichern nach Italien auf, später Schaaren unter Korsakow nach der Schweiz.

Desgleichen war das persönliche Verhältniß des Kaisers zu dem er-Orden, wenigstens in seiner Vorstellung, ein noch näheres und nteres geworden. Bald nachdem die Uebergabe Maltas in Peters- bekannt geworden war, hatten die Comthure und Ritter der neuen, erst gestifteten „Russischen Zunge" und die auswärtigen Malteser, en in Petersburg anwesend waren, vermöge eines etwas überschweng- Manifestes, alle Ritter und Würdenträger des Ordens, die an der ergabe der Insel Theil genommen hätten — folglich vor Allen den meister Hompesch selbst — ihrer Würden verlustig erklärt und aus Orden ausgeschlossen. Der Kaiser Paul wollte nun selbst Großmeister Malteser werden, ein an sich abenteuerlicher Gedanke, den die Brüder in Anregung brachten. — Doch darüber mußte mit dem Papst un- ndelt werden, den der Orden bisher als Schutzherrn oder Protector annt hatte, und der russische Gesandte in Rom, Lissakiéwitsch, wurde ragt, die Sache dort in Ordnung zu bringen.

Pius VI. war zu Anfang erstaunt, überrascht durch das Seltsame Widersinnige eines solchen Vorschlags, bald aber wußte ihn der Car- Litta dafür zu gewinnen, und ein Bericht des russischen Gesandten hinreichenden Aufschluß sowohl darüber, wie die Zeitereignisse, durch lles Ueberlieferte erschüttert und unsicher geworden war, auf diesen nken führten, als über die Pläne, die sich daran knüpften.

Lissakiéwitsch hatte nämlich bald von einer Unterredung mit dem zu berichten, von den huldvollen Worten, in denen Pius VI. ver- t hatte, wie erfreulich es ihm sein werde, den Kaiser von Rußland Großmeister an der Spitze des Malteser-Ordens zu sehen, dieweil der n dadurch neuen Glanz und Ruhm gewinnen und ein sicherer Zu- ttsort für alle Verfolgten sein werde. Er selbst — der Papst — werde nach Malta zurückziehen, wenn diese Insel den Rittern zurückgegeben und er sich in Rom durch die Franzosen bedrängt sähe. Dort in ta hoffe er dann unter dem mächtigen Schutz Rußlands ruhig seines s zu walten. Der Papst fügte sogar etwas unvorsichtig hinzu, daß Hoffnungen noch weiter gingen; er hoffe die Vereinigung der grie- en Kirche mit der römisch-katholischen und sei bereit in Person nach

Petersburg zu kommen, um ein solches Ereigniß zu fördern, d Namen Kaiser Pauls I. unsterblich verherrlichen würde.

Das Papstthum war bedacht sich einen sicheren Zufluchtsort russischem Schutz — aber außerhalb des eigentlichen Rußlands — bereiten; einen Zufluchtsort, den russischer Schutz unerreichbar f revolutionäre Frankreich machen konnte; — und wenigstens in unbest Weise hoffte man zu Rom auf diesem Wege vielleicht noch mehr ge zu können: nämlich nicht weniger, als, in dem Augenblick, wo di nische Welt der päpstlichen Oberherrschaft verloren zu gehen droh Rußland eine neue Grundlage für diese Herrschaft.

In der That übten die Brüder Litta in Petersburg bereits ein großen Einfluß, und der Kaiser Paul war weit davon entfernt, diese zu durchschauen. Er sah nur, was auf der Oberfläche lag, bekleide in feierlichster und prunkvollster Weise (am 27. Oct./7. Nov. 1798) der Großmeister-Würde, die ihm von den wenigen in Petersburg a senden Maltesern angetragen wurde, und fand eine kindisch zu nenn Freude daran, die neue Würde zur Schau zu tragen, mit den Emb derselben zu spielen. Selbst die Prinzessinnen seines Hauses mußten Kreuz des Ordens tragen; es wurde dem russischen Reichswappen fügt und selbst die schwarzen Kürasse der Garde zu Pferde zierte f das weiße Malteserkreuz.

Petersburg wurde zum Hauptsitz des Ordens erklärt, der Palast dem Kanzler Worontzow gehört hatte — das jetzige Pagencorps — w ihm eingeräumt; — der Bailli Litta wurde zum Grafen des russisch Reichs und zum Stellvertreter des Großmeisters mit 10,000 Rubeln künften ernannt und erhielt vom Papst die bis dahin unerhörte Erlaub sich mit einer sehr reichen russischen Dame, einer der Nichten und Erb Potemkins, der Wittwe Gräfin Skawronsky, zu vermählen, ohne d deshalb aus dem Orden auszutreten brauchte. Fort und fort w neue, reich ausgestattete Ordens-Commenden gestiftet.

Welche Freude für den Kaiser Paul, als nun wirklich aus der Fr Deputationen der auswärtigen Malteser, namentlich der böhmischen bayerischen, in Petersburg erschienen, um dem neuen Großmeister zu digen; als außerdem einzelne Malteser herbeikamen, die sich für Dep der französischen und italienischen „Zunge" ausgaben. Sie wurden offenen Armen aufgenommen und erhielten, wenn sie wollten, Comthur oder vortheilhafte Anstellungen im russischen Heer, in der russisch Diplomatie.

Vom ersten Augenblick seines Großmeisterthums an vertheilte al Kaiser Paul Ritterkreuze und selbst die höheren Würden des Ordens, Selbstherrscher auch im Orden, ohne Capitel, ohne nach der Ahnenpr zu fragen, ohne sich überhaupt im Mindesten um die Statuten des dens zu kümmern oder vollends darnach zu richten, ganz nach Will

Digitized by Google

aune, an Protestanten, an Griechisch-Rechtgläubige, selbst an Präla-r griechisch-russischen Kirche. Die Verleihung des Malteserkreuzes man das Zeichen seiner höchsten Gunst. Freilich glaubte der Kaiser in diesen Willkürlichkeiten von einer bestimmten Idee auszugehen, abei war viel Selbsttäuschung; die augenblickliche Laune war seiner, ie in allen Dingen, Herr.

Die großartigen Pläne aber, die der Kaiser allerdings mit diesem in Verbindung dachte, waren noch abenteuerlicher als das Treiben Diese Pläne, in denen er von dem Grafen Litta bestärkt wurde, von der Vorstellung aus, daß man den gesammten Adel Europas n Orden vereinigen und diesen zu dem mächtigsten kriegerischen In-machen könne, bestimmt, überall das legitime Königthum zu ver-zen und nicht mehr die Ungläubigen, wie bisher, sondern die fran-e Revolution zu bekämpfen. Um aber die Zahl der Ritter und die t des Ordens zu vermehren und die Bekämpfung der revolutionären ndsätze auch auf das Gebiet intellectueller Thätigkeit übertragen zu en, sollte die Aufnahme in die Zahl der Ritter nicht mehr ausschließ-dem Adel vorbehalten sein; auch geistige Auszeichnung sollte gleich der nprobe gelten; berühmte Gelehrte und Künstler und selbst „unbeschol-Männer, die sich durch ihre monarchische Gesinnung auszeichneten", m ohne Unterschied, nach dem Ermessen des Meisters, Ritter werden en. Ehelosigkeit war nicht mehr Gesetz — nur die Befehlshaber im n sollten vorzugsweise unvermählte Ritter sein; auf das Glaubens-ntniß kam es nicht mehr an. In einer großartigen, zu Petersburg ndeten, vom Orden geleiteten Erziehungs-Anstalt hoffte der Kaiser stens einen sehr großen Theil des heranwachsenden europäischen Adels terlich-monarchischen Gesinnungen und Tugenden erzogen zu sehen. Sich selbst sah Paul im Geist an der Spitze eines solchen Ordens Führer eines siegreichen Kreuzzugs gegen die Revolution, und nach Siege als Herrn der Geschicke Europas!

Der Malteser-Orden wurde durch eine solche Umgestaltung vollstän-aus den Angeln gehoben; er wurde in der That vernichtet, indem er in seinem Wesen fremdes, ja geradezu widerstrebendes Element von unberechenbarer Ausdehnung aufging und verschwand.

Abenteuerlich wie diese Pläne war eigentlich schon der Gedanke, den lteser-Orden überhaupt nach Rußland zu versetzen; in das Leben eines s, dem das gesammte Culturleben des Mittelalters unbekannt ge-ben war; dem Ritterthum und Ritterehre und der ganze wesentlich nanische, zum Theil conventionelle Ideen-Kreis, der sich anschließt, d waren, ja unverständlich sein mußten. Man denke sich den bis zur ialität rohen Araktschejew als Malteser-Ritter! — er wurde dazu annt, zum Comthur sogar; es wäre ungefähr eben so passend gewesen, zum Troubadour zu ernennen!

Daß man sich in Rußland nur sehr ungern, ja mit äußerstem
willen und Widerstreben diesem fremdartig bunten und zum Mi
unnützen Wesen fügte, versteht sich von selbst. Die Partei der Al
besonders hatte Mühe, ihren Unmuth zu unterdrücken, und konn
durch die Furcht bewogen werden zu schweigen; sie betrachtete das
liche Treiben als thörichte Possen und die zahlreichen fremden M
die herbei kamen, die reich ausgestattet und in bedeutenden Stellungen
wendet wurden, mit sehr unzweideutigem Haß als unnütze Abenteurer
Schmarotzer. Rostoptschin stand, eben zum Präsidenten des ausw
Collegiums ernannt, an der Spitze dieser Partei, aber in so hohem
er auch die Gunst des Kaisers besaß, vermochte er doch im Augenblick
nichts über dessen ritterliche Phantasien. Ueberhaupt konnte man au
Kaiser Paul nur dadurch Einfluß üben, daß man sich seiner eben
schenden Laune anschloß. Rostoptschin wußte sich vortrefflich zu
aber er wußte auch mit zäher, ausdauernder Geduld auf den Augen
zu warten, wo die Laune seines Herrn sich wendete, um diesen Augen
dann zu benützen.

Darin, daß die beiden Litta den Kaiser in seinen phantastischen Pl
bestärkten, auch in Beziehung auf den Malteser-Orden, liegt wohl der
weis, daß dem Brüderpaar nicht eigentlich die Interessen dieses Or
am Herzen lagen; daß es andere Pläne im Sinn hatte und zu ver
lichen strebte. Dem Cardinal war es natürlich vor allem um die
breitung der lateinischen Kirche in Rußland zu thun, und er arbe
daran eine Zeit lang mit einem gewissen Erfolg.

Wir müssen hier bis auf die Zeiten der Kaiserin Katherina zu
gehen, um nachzuweisen, in welcher Art die päpstliche Kirche nach und n
wenn auch unter mehrfachen Schwankungen und theilweisen Rückschlä
im russischen Reich Boden zu gewinnen wußte.

An seinem Ort ist berichtet worden, mit welcher augenblicklich
schlossenen Wendung die Jesuiten in Weiß-Rußland, obgleich in der M
zahl Polen von Geburt, im Jahr 1772, Polen und die polnischen Intere
fallen ließen; mit welcher plötzlich erwachenden hingebenden, ja enthusia
schen Loyalität sie sich der Kaiserin Katherina huldigend zu Füßen warf
Man könnte glauben, daß sie in dieser etwas überraschenden Wendu
nur ein Mittel suchten, ihren Orden wenigstens in dieser Provinz zu ret
und das mag auch zunächst der Fall gewesen sein. Denn konnten
auch zu der Zeit wohl noch nicht mit Gewißheit vorhersehen, daß Pap
Clemens XIV. sich ein Jahr später wirklich entschließen würde ihren Orden
aufzuheben, so glaubten sie doch, die russische Regierung fürchten zu müsse
Unverkennbar aber ermannten sie sich sehr bald zu viel umfassenden
Plänen, die sie durch stets erneuerte, der Kaiserin enthusiastisch dargebrach

Digitized by Google

ungen zu fördern suchten. Der Geist des Ordens ist, wie wir hier
innerung bringen müssen, ein cosmopolitischer und sein Streben
türlich dieses Geistes Kind; die Mitglieder der Gesellschaft Jesu haben
nderes Vaterland als den Orden selbst. Jahrhunderte lang hatten
bemüht durch Polen, das sie regierten, insoweit das unglückliche
überhaupt regiert werden konnte, die Herrschaft über den gesammten
hen Osten zu gewinnen. Sie waren es ja vorzugsweise, die den
n Dmitry in Bewegung gesetzt hatten! — Jetzt sahen sie Polen
Untergang entgegenwanken; sie sahen, daß von Polen nichts mehr zu
ten war; da ließen sie dieses verbrauchte Polen gleichgültig fallen
tzten umgekehrt ihre Hoffnungen darauf, denselben Zweck durch Ruß-
zu erreichen. Es kam zunächst darauf an, im Herzen Rußlands festen
zu fassen; vornehme und einflußreiche russische Damen zum lateini-
Glauben hinüberzuführen, auch sonst im Reich Bekehrungs-Anstalten
sionen) einzurichten und Einfluß auf den Gang der russischen Re-
ung zu gewinnen. Dann ließ sich vielleicht die Vereinigung der russisch-
lischen Kirche mit der lateinischen und alles Weitere vermitteln. Aus-
er und List im Bunde vermögen gar viel!

Eben so ist bereits nachgewiesen worden, daß die Politik der Kaiserin
erina in Beziehung auf die lateinische Kirche in ihrem Reich darin
nd, das Dasein des päpstlichen Stuhls gleichsam zu ignoriren und
Angelegenheiten dieser Kirche selbständig nach eigenem Ermessen zu
n, ohne sich auf Unterhandlungen mit Rom einzulassen. Hier müssen
nun näher darauf eingehen, in welcher Weise Katherina doch unter
nkins Einfluß bewogen wurde, einmal von dieser heilsamen Politik
weichen.

Das Streben der Jesuiten ging natürlich von Anfang an nach Peters-
Sie suchten da zunächst auf eine Weise, die keinerlei Verdacht er-
konnte, Verbindungen anzuknüpfen, nämlich mit der Akademie der
nschaften. Jesuiten erschienen immer häufiger in Petersburg und
ilten immer länger dort, angeblich, um sich mit den Akademikern
wissenschaftliche Entdeckungen und Interessen zu besprechen.

Schon gleich zu Anfang war es ihnen gelungen den General-
ernator von Weiß-Rußland, Gregor Czernyschew, ganz zu gewinnen;
h seine Vermittelung war ihnen gestattet worden, ein Noviziat ihres
ens zu errichten; das war ein Großes, denn das Fortbestehen der
llschaft Jesu war dadurch gesichert. Als sie sich dann der Gunst des
ächtigen Potemkin versichert halten durften, strebten sie nach sehr viel
ßerem. Sie bewarben sich um die Erlaubniß, einen General ihres
ens zu erwählen, und wenn dadurch die innere Hierarchie der Gesell-
t vollständig hergestellt war, sollte sie der Oberaufsicht des Bischofs
Mohilew ganz entzogen, frei, ja souverän wie ehemals werden. Wünsche
Pläne der Jesuiten gingen sogar noch weiter; sie hofften es zu er-

wirken, daß einer der Ihrigen, der weltkluge und gewandte Pater lawski, zum Coadjutor des Bischofs Siestrzencéwicz ernannt werde Bedingungen, unter denen die Kaiserin Katherina ihre Gesellschaft russischen Staats-Verband aufgenommen hatte, wären dann gerade gekehrt gewesen. Selbst frei, war dann der Orden Herr der gesa lateinischen Kirche Rußlands!

Benislawski selbst wurde zu Potemkin nach der Krimm gesend diese Pläne zu betreiben — und wenn nicht Alles, gelang doch That sehr viel. Im Januar 1782 beschied Potemkin den Bischof Siest wicz — den Gegner der Jesuiten — zu sich nach Krementschug, u anzukündigen, daß er, bisher Bischof, durch kaiserlichen Ukas zum Erz von Mohilew befördert sei; Benislawski aber zu seinem Coadjut nannt! — In welcher Weise und mit welcher Strenge durch eben d Ukas alle Verfügungen erneuert wurden, die den Einfluß Roms au lateinischen Kirche Rußlands abwehren sollten, dessen haben wir be gedacht. Doch war Benislawskis Ernennung ein großer und bedeut reicher Triumph für die Jesuiten und ein schwerer Schlag für Siestrz wicz, über den ihn die erzbischöfliche Würde nicht trösten konnte.

Vollständig vermochten die Jesuiten ihren Zweck nicht zu errei weil offenbar im Rath der Kaiserin ein anderer Einfluß dem Ei Potemkins entgegen arbeitete, wahrscheinlich ihr eigener gesunder Sinn gegen die Zumuthungen ihres Günstlings auflehnte und nur ihre Sch theilweise nachgab.

Erst am 25. Juli (5. August) desselben Jahres erfolgte ein n Ukas der Kaiserin, durch welchen den Jesuiten erlaubt wurde — nicht ei Ordens-General, wohl aber einen General-Vicar, einen Stellvertreter Generals, zu erwählen — und zugleich schien die Autorität des Erzbi in Beziehung auf den Orden beschränkt werden zu sollen; doch war Urkunde so verwirrt abgefaßt, daß niemand mit Bestimmtheit zu s wußte, was eigentlich gemeint sei. „Obgleich" der Orden, so hieß es dem Erzbischof als seinem Oberhirten unterworfen bleibe, so habe „d der Erzbischof darauf zu achten, daß die Statuten und Regeln der Ge schaft beobachtet würden, so weit sie mit den Gesetzen Rußlands ver bar seien.

Nach der Deutung der Jesuiten selbst waren sie durch diesen U von der Autorität des Erzbischofs freigesprochen, und dieser hatte nur n darüber zu wachen, daß ihnen niemand zu nahe trat, daß ihre Rechte u Freiheiten nirgends verletzt würden. Sie sollten aber erfahren, daß Siestrzencéwicz die Wege am Hof kannte und dort Ein und Andere bewirken wußte.

Als die Väter der Gesellschaft (October 1782) in Polozk zur W versammelt waren, erschien plötzlich unter ihnen ein Eilbote des Erzbisch der einen neuen Ukas der Kaiserin überbrachte und ein Decret des B

Digitized by Google

Der Ukas verfügte, die sämmtlichen lateinischen Mönchs-Orden in nd — folglich auch die Jesuiten — hätten sich dem Erzbischof nicht als ihrem Metropoliten, sondern auch als ihrem Ordens-General han zu achten. Siestrzencéwicz fügte hinzu, mit den Befugnissen Ordens-Generals ausgestattet, verbiete er als solcher den Pater iewicz zum General-Vicar zu wählen. Doch Jesuiten sind nicht leicht er Fassung zu bringen, die zu Polotzk versammelten Väter beschlossen urzem Bedenken dennoch, den Mann nach ihrem Sinn, den Mann sie bedurften, nämlich eben Czierniewicz zu wählen und dann wieder emkins Wohlwollen ihre Zuflucht zu nehmen. Der Anschlag gelang, ahl wurde von dem mächtigen Mann gut geheißen und konnte nicht angefochten werden. Dann aber war Potemkin, dessen Launen nicht t leicht zu erklären sind, auch wieder darauf bedacht, den Erzbischof zencéwicz zu begütigen, der ihm eigentlich verhaßt war, und er kannte schwache Seite.

Mag ein Prälat der römischen Kirche auch noch so selbständig — etwa Sinn der gallicanischen Freiheiten — auftreten, es giebt in der Regel Linie, an der seine Selbständigkeit aufhört, an der das Bewußtsein iegend wird, daß er ein Mitglied einer mächtigen Hierarchie ist und sein eigenes Interesse wie durch Pflicht berufen, den Vortheil dieser rchie zu fördern. Den Erzbischof Siestrzencéwicz schmerzte es inner- daß er von Rom aus nicht Erzbischof oder auch nur Bischof von ilew genannt wurde, sondern stets nur Bischof von Mallo; daß man von höchster Stelle aus behandelte, als ob er nicht die eigene, sondern fremde Diöcese verwalte; es schmerzte ihn endlich, daß er den schön- Schmuck eines regelrechten Erzbischofs der lateinischen Kirche, das aus gesendete Pallium entbehren mußte. Potemkin versprach, ohne Ruß- Interessen zu beachten, ihm die päpstliche Anerkennung und das um aus Rom zu verschaffen, und Siestrzencéwicz ließ sich seinen Feind niewicz als General-Vicar der Jesuiten gefallen.

So wurde denn die hierarchische Ordnung der lateinischen Kirche in land zum ersten Mal Gegenstand einer Unterhandlung mit Rom, die ichst in Warschau durch den dortigen russischen Gesandten, Grafen elberg, und den dortigen päpstlichen Nuntius, Monsignor Archetti, ihrt wurde. Papst Pius VI. glaubte die Umstände benützen und einen feren unmittelbaren Einfluß auf die katholische Kirche im griechisch- tgläubigen Reich gewinnen zu können, als ihm geboten wurde; er er- Schwierigkeiten, er wollte den Erzbischof nur unter Bedingungen rkennen, erst wenn er einen mißliebigen Hirtenbrief widerrufen und sich päpstlichen Stuhl unbedingt unterworfen habe. Aber er sollte erfahren, auch das Selbstherrscher-Bewußtsein der Kaiserin Katherina eine Grenz- e gezogen hatte, die zu überschreiten selbst Potemkin sie nicht bewegen nte. Sie erklärte dem Papst in den allerschärfsten Ausdrücken, in einer

Digitized by Google

an den Grafen Stackelberg gerichteten sogenannten Verbal-Note, sie ein Benehmen dieses „Regenten", wie sie den Papst nannte, das ihrer Würde noch der Achtung entspreche, auf die sie Anspruch habe länger dulden. Die lateinische Kirche habe in Weiß-Rußland ga berechtigtes Dasein, denn sie zähle dort keine Anhänger, als ehe zum Abfall verleitete Mitglieder der griechisch-rechtgläubigen Kirch werde nur aus Gnade geduldet, nur die schützende Hand der Kaise halte sie. Aber die Kaiserin werde genöthigt sein, ihr diesen Sc entziehen und überhaupt alle Verbindungen mit Rom abzubrechen, der Papst nicht unbedingt einräumen wolle, daß auch die geistliche der Ordnung und Ruhe wegen, der weltlichen untergeordnet sein Stackelberg soll den Papst durch seinen Nuntius ein letztes Mal auff lassen, „vernünftig" zu antworten, im Geist der Kirche der ersten hunderte.

Pius VI. erschrak — und antwortete „vernünftig" — ratione porum habita — wie in solchen Fällen im Vatican der technische druck lautet. Es schien nicht zweckmäßig, auf einem abstracten Grun zu bestehen und darüber einen wirklichen Vortheil zu verlieren. In e unmittelbar an die Kaiserin gerichteten Schreiben erklärte der Papst Anfang 1783) in den mildesten Worten, in dem klagenden Ton der kannten Unschuld, er wisse nicht, wodurch er die erhabene Kaiserin zu sol Strenge gereizt habe; er habe geglaubt, es könne ihr nicht unangenem sein, daß jeder Regent seinen Untergebenen gegenüber seine Würde Autorität zu wahren suche. Die Frage, ob die geistliche Gewalt der w lichen in gewissen Beziehungen untergeordnet sein müsse oder nicht, mied Pius zu berühren — aber es war auch nicht mehr von einem ruf die Rede, den der „Bischof von Mallo" bußfertig aussprechen mi Der Papst erklärte sich bereit, ihm ohne Weiteres das erzbischöfliche Pall zu senden; er werde eigens dazu einen Nuntius nach Petersburg abfert

So suchte Rom selbst, indem es die allzu gewagten Schritte wi zurückthat, noch einen kleinen Vortheil einzuheimsen. Ein päpstl Nuntius sollte in Petersburg erscheinen! Das war bis dahin unerh gewesen und wurde, wenn Katherina es zuließ, für die Zukunft ein spiel, auf das man sich berufen konnte.

Es kam nun zu Gesandtschaften hin und her, um in officieller zu regeln, was in solcher Weise eingeleitet war. Benislawski war es, nach Rom gesendet wurde und dort mit Leichtigkeit (1./12. März 178 die päpstliche Bestätigung der Diöcese Mohilew, die Anerkennung Siestrzen céwiczs in seiner erzbischöflichen Würde und für seine Person das sprechen der bischöflichen Weihen erlangte.

Und nun erschien Monsignor Archetti, ein bekannter Feind der Je suiten, als päpstlicher Nuntius in Rußland. Siestrzencéwicz eilte ihm ent gegen, um ihn fast an der Landesgrenze, zu Tulczin zu empfangen und

Digitized by Google

t von ihm mit Vorwürfen überhäuft, des Schutzes wegen, den hier, inem Sprengel, die Jesuiten in ihrem Ungehorsam, in ihrer Auf- ng gegen den heiligen Stuhl fänden. Die Jesuiten selbst, die den ius zu Orscha und Witepsk feierlich empfangen wollten, wurden von t Stellvertreter des Papstes als „Abtrünnige und Schismatiker“ in harten Worten angelassen und seine strengen Reden hatten wirklich folge, daß viele Mitglieder der Gesellschaft Jesu wankend wurden und dem Orden austraten. Benislawski hatte schon früher gelegentlich ert, der Papst habe mündlich gegen ihn das Fortbestehen des Jesuiten- ns in Weiß-Rußland gut geheißen. Das war nicht eben ein neuer griff; der Orden hatte es an der Art, wenn er für ein Vorrecht, er sich anmaßte, keine Urkunde, keinen Rechtstitel aufweisen konnte, klären, er besitze das Recht „ex oraculo vivae vocis;“ es sei ihm dlich verliehen worden. Um dem Eindruck zu wehren den Archettis te noch weiter zu machen drohten, wiederholte Benislawski diese Er- ung jetzt schriftlich und eidlich. Wäre sie der Wahrheit gemäß gewesen, hätte wohl der päpstliche Nuntius darum wissen und von Rom aus n gemäß instruirt sein müssen.

In Petersburg mußte Archetti — was sonst in Beziehung auf einen andten unerhört ist — seine Aufträge dem Senat vorlegen und erst sich nichts Verfängliches darin gefunden hatte, wurde ihm eine Au- z gewährt. Und selbst dann noch warnten ihn Potemkin, der mächtige hützer der Jesuiten, so gut wie Besborodko der Jesuiten gegen die erin mit keinem Wort zu gedenken. Archetti versuchte dennoch von halsstarrigen Ungehorsam ihres Ordens zu sprechen, aber die Kaiserin rbrach ihn bei dem ersten Wort mit der von einem spöttischen Lächeln iteten Bemerkung, sie glaube er habe keine schriftlichen Aufträge in iehung auf die Jesuiten.

Entrüstet erklärte nun zwar Archetti gegen die Gesandten der bour- ischen Höfe, daß er wohl dem Erzbischof von Mohilew das Pallium eilen werde, nimmermehr aber dem Coadjutor Benislawski die bischöf- en Weihen. Doch, Katherina wußte ihn zu behandeln; sie ließ ihn er der Hand wissen, Widerstand seinerseits könne nur dem römischen ohl schaden; dagegen werde sie bedacht sein, ihm persönlich den Car- nalshut zu verschaffen, wenn er sich gefällig erweise, und von dem genblick an zeigte sich Archetti in der That als der geschmeidigste und fährigste aller Unterhändler. Siestrzencéwicz erhielt das Pallium, Be- lawski die Weihen und der Nuntius verließ Petersburg von der Glorie erlicher Gnade umgeben.

Rom hatte somit im Lauf dieser Unterhandlungen mehr als eine müthigung erfahren. Vielleicht tröstete man sich im Cabinet des Papstes t dem Gedanken, daß man die stolze, selbständige und unzugängliche iserin denn doch dahin gebracht habe, mit dem heiligen Stuhl zu unter-

Digitized by Google

handeln. Doch bald sollte man inne werden wie wenig damit ge- war. Die zweite und dritte Theilung Polens machte eine größere lateinischer Bischöfe zu russischen Unterthanen. Katherina, nach Pot. Tod vorzugsweise von Subow und Besborodko berathen, erklä sämmtlich zu Sufraganen des erzbischöflichen Stuhls zu Mohilew, im Mindesten Rücksicht auf frühere Verhältnisse zu nehmen und ihre Diöcesen, ohne darüber mit Rom Rücksprache zu nehmen.

Der Papst schwieg einstweilen dazu, als dann aber bald der Paul seiner Mutter auf dem Thron gefolgt war, hoffte man eher erreichen zu können. Der Cardinal Litta, ein Freund der Jesuiten, er wie bereits erwähnt, etwas verspätet zu Pauls Krönung, richtete sich aber zu einem längeren Aufenthalt in der Hauptstadt des russischen ein und versuchte Unterhandlungen über die Verhältnisse der lateini Kirche in Rußland anzuknüpfen, indem er Denkschriften einreichte, die darauf bezogen. Wie Rom in solchen Fällen zu thun pflegt, ignorirte der Nuntius Alles, was in Beziehung auf seine Kirche in diesem R ohne die Zustimmung des Papstes verfügt worden war, als gar n existirend und sprach in seinen Denkschriften, als sei ein bisher ganz geregelter Zustand, nun erst zum ersten Mal von Grund aus neu ordnen.

Der Anfang war nicht glücklich. Da alle Forderungen Littas natürlich auf eine Beschränkung der kaiserlichen Allgewalt wenigstens Beziehung auf die römisch-katholische Kirche hinausgingen, fanden sie dem Kaiser Paul nicht gerade sehr williges Gehör.

Die Randbemerkungen, die des Kaisers Antwort auf Littas Den schrift enthalten, sind sogar sehr charakteristisch. Auf die Forderung, alle Rechte der katholischen Kirche und die canonische Ordnung in gewahrt — eigentlich wieder hergestellt — werden sollten, antwortete Paul „so wie ich sie übernommen habe, werde ich sie bewahren." — Bei andern Zumuthungen lesen wir die Randbemerkungen: „sehr unnütz, daß er darum bekümmert." — „Wie es damit bisher gewesen ist und jetzt ist, soll es bleiben." — Neben die Forderung, daß ernannte Bischöfe lateinischen Kirche in Rußland ihr Amt nicht eher wirklich antreten soll als bis sie die päpstliche Bestätigungs-Bulle und canonische Autorisation erhalten, schrieb Paul: „der Kaiser wird in diesem Fall verfügen was ihm angemessen scheint."

Der eigentliche Wunsch des Kaisers war, der römisch-katholischen Kirche in Rußland, nicht blos thatsächlich, sondern in geregelter und allgemein anerkannter Form, eine Sonderstellung zu verschaffen, durch welche sie anerkannter Weise ein in sich abgeschlossenes Ganze, ein möglichst von auswärtigen, d. h. nicht russischen Beziehungen unabhängiges Glied der allgemeinen lateinischen Kirche würde —: so weit als irgend möglich selbständig Rom gegenüber, abhängig vom Landesherrn. Er dachte dabei

Digitized by Google

ein russisches Patriarchat, wie es ein Patriarchat von Portugal
r Indien gab und zum Patriarchen war natürlich Siestrzencéwicz
n. Die Staatsmänner, die den Kaiser umgaben, bestärkten ihn
Ansichten, vor allen Besborodko, der durch die allgemeine Lage
im Jahr 1797 veranlaßt war zu glauben, daß es nach dem
nahen Tode Pius VI. gar nicht zu der Wahl eines neuen
kommen werde und es namentlich deshalb für wünschenswerth
; die lateinische Kirche im russischen Reich, in dem Augenblick, wo
sthum in sich erlosch, entweder schon als eine in sich geregelte
lossene Corporation dastand, die keiner auswärtigen Beziehungen
oder sofort zu einer solchen Körperschaft wurde.
se Pläne zu vereiteln und für die eigenen Boden zu gewinnen,
s der Nuntius Litta und seine Verbündeten vor allem nothwendig
céwicz von der Person des Kaisers zu entfernen und das Mittel, zu
ihre Zuflucht nahmen, war in der That sehr wohl durchdacht.
ühten sich, den Erzbischof von Mohilew als einen Mann von
Hochmuth und Eigenwillen darzustellen, daß er sich erkühne, sogar
en Ukasen nicht ohne Widerrede, nicht augenblicklich und unbedingt
chen —: ein Gedanke, den Paul nicht ertragen konnte. — Da
h Siestrzencéwicz in dem Labyrinth der Intrigue sehr gut Be-
ußte und den Verleumdungen dadurch begegnete, daß er den
des Kaisers in der lateinischen Kirche auch dann ohne Widerrede
r, wenn dem Nuntius zu Folge Unmögliches gefordert wurde,
sich ein langer Kampf, in dem der Sieg hin und her schwankte,
céwicz bald der Ungnade verfiel, bald auf der höchsten Höhe kai-
Gnade stand. — Erst als der Malteser-Bailli Litta dem Cardinal
gekommen war, als Paul sich zum Großmeister der Malteser
der Papst seine Zustimmung ausgesprochen hatte und zum Heil
t große Dinge im Einvernehmen mit dem Papst ausgeführt werden
gelang es den beiden Vertretern des römischen Stuhls das Feld
schieden zu behaupten, — wie sie hofften für immer. Von dem
n Patriarchat, von einer selbständigen lateinischen Kirche in Ruß-
r nicht mehr die Rede, und Siestrzencéwicz selbst wurde, dem Kaiser
det, in eine Gefahr drohende Untersuchung verwickelt, wegen der
h uncanonischen Ernennung eines unirten Bischofs, den er nicht,
dieser Kirche herkömmlich, unter den Klostergeistlichen, sondern unter
ltpriestern gewählt hatte.
nd als nun vollends Rußland mit Oesterreich, Neapel, Sardinien
gland verbündet in den 1799 neu begonnenen Krieg mit dem re-
naren Frankreich verwickelt war, glaubten die Brüder Litta, von
sandten aller katholischen Mächte unterstützt, mit unbedingter Zu-
auf ihre Ziele zuschreiten zu können. Sie wußten, wie das ein
wahrnehmen konnte, daß Pauls Entschlüsse und gesammte Thätigkeit

Digitized by Google

niemals das Ergebniß einer staatsmännischen Berechnung waren, s[illegible] stets durch Regungen des Gemüths bestimmt wurden, daher sein[illegible] herrschende Stimmung sich natürlich nach allen Richtungen zugleich [illegible] machte. In Folge dessen durften sie, bei dem Feuereifer des Kais[illegible] die gemeinschaftliche Sache, wohl darauf rechnen, daß der Einfl[illegible] Gesandten dieser verbündeten Mächte sich selbst in den inneren Ang[illegible] heiten Rußlands geltend machen werde. Unter diesen, zur Zeit [illegible] tigen fremden Gesandten, nahm natürlich der österreichische Bev[illegible] Graf Ludwig Cobentzl die erste Stelle ein. Er zeichnete sich nicht [illegible] durch Ernst und Tiefe aus, oder durch wahre staatsmännische G[illegible] aber er war ein vortrefflicher Schauspieler; im Lustspiel in [illegible] Rollen unübertrefflich, wie alle bezeugen, die ihn auf den Privatth[illegible] der vornehmen Welt gesehen haben. Er unterhielt den Kaiser ausge[illegible] und hatte es wirklich dahin gebracht, eine Reihe von Monaten über [illegible] politisches Orakel zu sein. Unter den Uebrigen war besonders der ne[illegible] litanische Gesandte, Herzog Serra-Capriola zu beachten, der, mit [illegible] russischen Dame vermählt, vermöge der so gebildeten Familien-Bezieh[illegible] einen weitreichenden Einfluß übte.

So schien denn Alles auf das Hoffnungsvollste eingeleitet [illegible] nichts konnte beweglicher und wechselnder sein als die Stimmung des [illegible] sers Paul, und auf den Wegen, die er eingeschlagen hatte, ging [illegible] leicht erregbare Fürst gar mancher peinlichen Enttäuschung entgegen [illegible] hatte sich dem neuen Heereszug gegen die Revolution als [illegible] Ritter angeschlossen, ohne alle Nebenabsichten einer eigennützigen [illegible] vollends arglistigen Politik, er erwartete nichts Geringeres, als da[illegible] österreichische und das englische Cabinet in Krieg und Frieden dur[illegible] in demselben Geist handeln würden, und fühlte sich bald zu immer [illegible] gendem Unwillen gereizt, als er inne werden mußte, daß die Staatsmä[illegible] Englands darauf nicht vorbereitet waren und der österreichische Mi[illegible] Thugut noch weniger.

Zuerst und zwar, wie bekannt, sehr bald, schon in den ersten W[illegible] des Feldzugs, wurde der russische Kaiser durch Oesterreichs Auftrete[illegible] Italien verstimmt. Er war empört, daß man seinem ruhmgekrönten [illegible] herrn Suworow, als er siegreich in Piemont eindrang, nicht gesta[illegible] wollte, überall die legitime Herrschaft des Königs Karl Emanuel von S[illegible] dinien wieder herzustellen, daß er verhindert wurde piemontesische Trup[illegible] zu errichten und für eben diesen König in Eid und Pflicht zu nehm[illegible] — daß endlich dieser König selbst in sehr gebieterischer, fast gewalts[illegible] Weise verhindert wurde in seine ehemaligen, nun durch die österreichi[illegible] und russischen Waffen wieder eroberten Provinzen zurückzukehren und [illegible] an die Spitze seines Volks zu stellen.

Es lag nicht in der Art des Kaisers, seinen entstehenden Unwil[illegible] zu verbergen; am wenigsten konnte denen, die ihn zunächst umgaben, [illegible]

Digitized by Google

, was in seinem Geist vorging — und bald glaubten Rostoptschin die Partei, die sich um ihn schaarte, den Augenblick gekommen, sowohl ttas Einfluß zu untergraben, als die Malteser, die französischen Emi- und alle diese lästigen und verhaßten Fremden zu beseitigen.

Der Cardinal Litta hatte die Gunst des Kaisers auch in seinem per-hen Interesse zu nützen gewußt; da er durch die Umgestaltung der ardei in eine Cisalpinische Republik seine dortigen Einkünfte verloren bezog er aus dem russischen Staatsschatz eine sehr reiche Besoldung. er Stellung mehr als billig gewiß, hatte er bereits sehr viel, gar hen dreisten Eingriff in die in Rußland bestehende Ordnung der kirch- Dinge gewagt und mit berechneter Absicht —: die Unregelmäßig-, die er sich erlaubte, sollten Regel werden. — Er gewöhnte die lischen Geistlichen, sich der Autorität ihrer Bischöfe zu entziehen und n allen Angelegenheiten unmittelbar an den Papst, zunächst an dessen tius zu wenden; er entschied aus eigener Machtvollkommenheit streitige , die vor das „Justizcollegium der katholischen Angelegenheiten" ge-ten, in welchem Siestrzencéwicz den Vorsitz führte; er verlieh sogar den ischen Mönchsorden, die sich vorzugsweise an ihn drängten, neue hte, ohne den Kaiser zu fragen, im Namen des Papstes.

Das war ihm hingegangen; wenn auch der Kaiser hin und wieder solche Eigenmächtigkeit vorübergehend zürnte, wußte doch der Malteser Alles wieder auszugleichen. Jetzt aber, gerade in dem Augenblick, Zeit und kaiserliche Stimmung sich änderten, glaubte der Cardinal-tius in einer Angelegenheit, die unmittelbar die landesherrliche Gewalt hrte, gebieterisch auftreten zu können, und das brachte ihm Unheil.

Bei Gelegenheit der letzten Theilung Polens nämlich war der pol- Bischof von Kaminiec, Sierakowski, aus politischen Gründen abge-worden; die russische Regierung hatte einen anderen, einen Prälaten bowski, an seiner Stelle ernannt und dieser neue Bischof hatte auch selbstverständlich die päpstliche Bestätigung erhalten. Nun aber hatte akowski den Kaiser von seiner politischen Unschuld zu überzeugen und m Gunst zu gewinnen gewußt; er wurde wieder eingesetzt, Dembowski, eblich seiner schwankenden Gesundheit wegen, entfernt. Aber dieser mehr vertriebene Bischof wendete sich mit einer förmlichen Klage an päpstlichen Nuntius, und der Cardinal Litta trat in seinen Unter-ndlungen mit Besborodko sehr entschieden für ihn ein. Vergebens hte Siestrzencéwicz, der als Metropolit gern vermittelt hätte, den kla-den Bischof zu freiwilligem Rücktritt zu bewegen, Dembowski bestand seinem Recht und der Cardinal-Nuntius ließ sich verleiten, in einer istlichen, an Besborodko gerichteten, Note in den schneidensten Ausdrücken ständlich darzuthun, daß die russische Regierung durch ihre Verfügungen Rechte der katholischen Religion und ihres Oberhauptes gröblich ver-, den Papst beleidigt habe; er erlaubte sich sogar zu drohen, daß er

dem Bischof Sierakowski die canonische Autorisation entziehen werde, welche dieser seines Amtes nicht walten könne.

Littas Gegner wußten diese Unvorsichtigkeit trefflich zu nützen. Kaiser Paul gerieth außer sich vor Zorn, als ihm diese Note vor[illegible] wurde; Ihm wollte man nicht augenblicklich und unbedingt gehorchen, Ihm wagte man in drohender Weise zu widersprechen! — Tumultuari[illegible] wachten die früheren Ideen von einem russischen Patriarchat, von unab[illegible]ger Selbständigkeit der lateinischen Kirche Rußlands wieder in seinem [illegible] Zwar gab er in ruhigeren Augenblicken, im Gespräch mit Siestrzencéwicz [illegible] Verbindung der lateinischen Kirche mit dem päpstlichen Stuhl sei nothwe[illegible] insofern es sich um Dogma und Glauben handle, aber er fügte sogleich [illegible] irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit zu üben sei der Papst in Rußland [illegible] befugt. Siestrzencéwicz wurde durch kaiserliches Rescript zum Haupt[illegible] römisch-katholischen Kirche im Reich, der Sache nach zum Patriarchen, [illegible] auch ohne diesen Titel, ernannt, dem Cardinal Litta aber der Hof [illegible]

Der Nuntius hatte inzwischen wohl erkannt, wer sein hauptsächlich[illegible] und gefährlichster Gegner war; er wendete sich um Vermittelung an [illegible]stoptschin und erklärte sich bereit zu gestatten, daß Sierakowski [illegible] Jahre über als Bischof von Kaminiec im Amt bleibe. Ein sehr [illegible]sichtiger Kunstgriff und ein seltsamer Irrthum zu glauben, daß irg[illegible] etwas Anderes, als die vollständigste Unterwerfung einem solchen M[illegible] genügen konnte, wie der Kaiser Paul war, daß der durch eine sogenannt[illegible] Concession zu beschwichtigen sein könnte und noch dazu durch eine eigent[illegible]lich blos scheinbare, die in dem eben vorliegenden Fall halb und [illegible] nachgab, aber in so wohlberechneter Weise, daß eben durch die Art [illegible] Nachgebens das Grundprinzip Roms, keine von irgend einer Macht [illegible]setzte Schranken seiner Allgewalt anzuerkennen, aufrecht erhalten wurde.

Der Cardinal Litta erhielt als einzige Antwort auf diese Bericht[illegible] den Befehl, Petersburg innerhalb vierundzwanzig Stunden und ohne A[illegible]enthalt auch das russische Reich zu verlassen. — Der vermählte Malt[illegible] Litta wurde auf die Güter seiner Gemahlin verwiesen, und wenn er [illegible] später unter dem Kaiser Alexander wieder am Hof erscheinen durfte [illegible] da sogar begünstigt, wie es seine russischen Familien-Verbindungen [illegible] sich brachten, als Ober-Kammerherr glänzte, hat er doch nie wieder irge[illegible] eine politische Bedeutung erlangt.

An Littas Stelle ernannte Paul den General Grafen Saltykow zu seinem Stellvertreter als Großmeister der Malteser-Ritter, und Rostoptschin zum Canzler des Ordens. Dadurch wurde dieses ohnehin abenteuerliche [illegible]wesen vollends in das Burleske gewendet, aber zugleich dafür gesorgt, daß sich fortan kein fremdländischer Einfluß unter dem Schutz des Malteser-Kreuzes einschleichen, daß durch den Orden nichts der altrussischen Partei Unangenehmes in Anregung gebracht werden konnte. Rostoptschins Ver[illegible]schlagenheit hatte sich glänzend bewährt.

Digitized by Google

Die neue Wendung, welche die Stimmung des Kaisers genommen
t, wurde überhaupt vielfach benützt, und es folgte eine ganze Reihe
Verfügungen in demselben Geist und Sinn. Ein kaiserlicher Ukas
sagte die Zusammenkünfte der Mönche verschiedener Klöster eines und
lben Ordens zu einem Ordens-Capitel und zur Wahl ihrer Oberen —:
Verbot, das vorzugsweise gegen die Jesuiten gerichtet war. Eigentlich
n damit alle Mönchsorden als Corporationen aufgehoben — jedes
ter war vereinzelt — das ganze Mönchswesen in den Zustand zurück-
tzt, in dem es während der ersten zehn Jahrhunderte der christlichen
chnung bestanden hatte und von dem die orientalische Kirche nicht
wichen war. Ein neues „Reglament" von Siestrzencéwicz selbst ent-
fen und vom Kaiser bestätigt, stellte diesen Zustand noch vollständiger
indem es zugleich eben dem Metropoliten eine Fülle der Macht ver-
, wie sie, seit der eigentlichen Gründung des Papstthums, seit dem
nten Jahrhundert, kein Bischof der römisch-katholischen Kirche mehr
ssen hatte. Die Exemption von der bischöflichen Gewalt, welche einzelne
ster und ganze Mönchs-Orden durch päpstliche Privilegien besaßen,
urden aufgehoben, ohne daß man es nöthig gefunden hätte mit dem
stlichen Stuhl deswegen zu unterhandeln; jedes Kloster stand, einzeln
r sich, unbedingt unter der Aufsicht und Herrschaft des Bischofs, in dessen
cese es sich befand; die Oberen der Klöster, der Orden, wurden nicht
r von den Ordens-Gliedern selbst gewählt: sie sollten von den Bischöfen
annt werden. Selbst in der Verwaltung ihres Vermögens wurden
Klöster auf das Aeußerste beschränkt und der Controle der Bischöfe
erworfen, ja kein Mönch durfte ohne Erlaubniß des Bischofs sein
ster auch nur auf einige Zeit verlassen, um etwa in ein anderes Kloster
elben Ordens zu wandern.

Rom und die Jesuiten hatten dem Anschein nach das Spiel verloren!
Zu gleicher Zeit neigte das Bündniß Rußlands mit Oesterreich zum
uch. Das Verhältniß beider Staaten zu einander wurde in dem Maß
annter, in dem der Kaiser Paul die Ueberzeugung gewann, daß Oester-
h, weit entfernt, mit ihm vereint in ritterlicher Weise für die Herstellung
legitimen Ordnung der Dinge in Europa kämpfen zu wollen, lediglich
eigenen Vortheil, auf die Erweiterung seiner Grenzen bedacht war.
m kamen noch zu Ende des Feldzugs 1799 Unfälle hinzu, die aller-
ngs wesentlich durch die widerspruchsvolle Politik der Verbündeten her-
geführt waren. Thugut schickte Suworow, neuen Verabredungen gemäß,
s Italien hinaus in die Schweiz, um in Italien ganz freie Hand für
sterreichs nicht allzu redliche Politik zu gewinnen. In der Schweiz
lte sich Suworow mit einem anderen russischen Heertheil vereinigen,
unter dem General Korsakow durch Deutschland dahin gezogen war.
er Kaiser Paul ging auf diese Vorschläge ein, weil auf diese Weise die
ssische Kriegführung, von den Fesseln der österreichischen befreit, eine

Digitized by Google

selbständige werden konnte. Er glaubte in seiner phantastischen We
russische Armee — kaum fünzigtausend Mann stark — könne vo
Schweiz aus ganz allein durch die Freigrafschaft Burgund in Fra
eindringen und den Thron der Bourbonen wieder aufrichten. Su
sah die Gefahren gar wohl, denen man auf diesem Wege entgegen
aber er konnte nichts ändern an dem, was die Cabinete beschlossen
und diese Gefahren wurden dann auch noch ohne Noth dadurch ge
daß die österreichische Rheinarmee unter dem Erzherzog Karl den
erhielt die Schweiz zu verlassen, ehe noch die beiden russischen Hee
vereinigt waren. Sie mußte nach Schwaben ziehen, um dort di
vollkommen unthätig in Cantonirungs-Quartieren hinzubringen od
Unternehmungen, die, wie die Erstürmung von Mannheim, unter
nommen keinen Zweck hatten und keinen wirklichen Einfluß auf den
des Krieges üben konnten. So blieben in der Schweiz die russ
Heertheile getrennt und nur von unzureichenden österreichischen Abthei
gen unterstützt, einer Uebermacht gegenüber, der sie selbst vereinigt
lich nicht gewachsen waren. — Der französische Feldherr Massena
derte ihre Vereinigung, indem er Korsakow (am 26. Sept.) bei Zürich
das Haupt schlug und über den Rhein nach Schwaben zurückwarf.
worows Heldenkämpfe in den Alpen konnten darnach nichts weiter
bewirken, als daß es ihm gelang sich selbst und die Trümmer
Heeres nach Graubünden und Schwaben zu retten.

In Rußland war Alles, nicht blos der Kaiser, erbittert über di
unheilvolle Mißlingen, das, wie man meinte, die Maßregeln der Verb
deten über Rußlands Heer herbeigeführt hatten — der Verbündeten,
in der That nicht von aller Schuld freizusprechen sind.

Wenige Wochen später erfuhren dann vollends die russische Fla
die russischen Feldzeichen eine Beleidigung, die ihnen von österreichi
Kriegern wie muthwillig zugefügt wurde. Das vereinigte russisch-
kische Geschwader unter dem Admiral Uschakow war von den Joni
Inseln her im Adriatischen und — gleich der englischen Flotte unter Ne
— auch im Mittelländischen Meer vor Palermo und Neapel erschie
In Neapel war die königliche Autorität, in Rom die des Papstes wi
hergestellt worden. Ein schwaches russisch-türkisches Geschwader unter
Grafen Woynowitsch erschien auch vor Ancona; die wenigen Truppen a
die dieser Führer an das Land setzte, vermochten selbst im Verein mit
italienischen Insurgenten unter ihrem General Lahoz nichts Entscheiden
gegen die französische Besatzung der befestigten Stadt. Als dann, im
September, ein österreichischer Heertheil unter General Fröhlich aus de
Lombardei her hinzukam, erlebte die Welt das eigenthümliche Schauspie
daß Oesterreicher, Russen und Türken vereinigt eine Festung belagerten
Der Oesterreicher behandelte aber die Russen mit gesuchter Mißachtun
und verbot sogar der Bevölkerung des Landes, das russische Geschwad

...ebensmitteln zu versorgen, — und als Ancona (am 14. November) ...rgeben mußte, schloß Fröhlich die Capitulation im Namen Oesterreichs ... und ließ auch keine anderen als österreichische Truppen in die Stadt. ...apitulation zufolge hatte das der französische Commandant Monnier ...Bedingung gemacht. — Woynowitsch suchte das Recht und die Würde ...ands zu wahren, indem er auf dem Hafendamm, auf dem Quaran...-Gebäude, auf drei französischen Linienschiffen, die im Hafen lagen ...den Verbündeten durch die Capitulation in die Hände fielen, die ...sche, österreichische und türkische Flagge nebeneinander aufziehen ließ. ...ral Fröhlich aber ließ die russische und türkische Flagge herabreißen ...die russischen Wachtposten wurden vom Hafendamm, von den in Besitz ...ommenen Schiffen mit Gewalt vertrieben.

Schon ehe diese Ereignisse in Petersburg bekannt wurden, hatte der ...r Paul die nunmehr unter Suworow in Schwaben vereinigten rus...n Truppen von dort zurückberufen. Er wollte sich nicht von dem ... gegen Frankreich und die Revolution, wohl aber von dem Bündniß ... Oesterreich lossagen, und welche Vorstellung er von der Macht Ruß...s hatte, von seiner eigenen Stellung unter den Verbündeten, das ... sich selbst in den Worten, in die er diesen Entschluß kleidete. Er ... Oesterreich seinem bösen Schicksal überlassen, hörte man ihn wieder... erklären, und in derselben Weise drückte er sich schriftlich in seinen ...fen an Suworow, an den Herzog von Condé aus.

Sein Plan war jetzt mit England, Preußen, Dänemark und Schwe... einen Bund der nordischen Mächte zu errichten, der gegen „Oester...s ehrgeizige Absichten“ gleichwie gegen die französische Revolution ...chtet sein sollte. Auch die Form war bald gefunden, in der Paul den ...mpf gegen Frankreich außer aller Verbindung mit Oesterreich fortzu...n gedachte. Eine vereinigte englisch-russische Armee war, wie bekannt, ...er dem Oberbefehl des Herzogs von York Mitte August 1799 an der ...ste von Nordholland gelandet worden, mußte dann aber, nach einem ...glücklichen Feldzug von etwa sieben Wochen das Land in Folge einer ...pitulation wieder verlassen. Die russischen Truppen — 17,000 Mann ...die diesen mißglückten Heereszug mitgemacht hatten, überwinterten auf ...n Inseln Jersey und Guernsey. Von dort aus wollte der Kaiser Paul ... an den Küsten der Bretagne landen lassen, in der Absicht, das in ...ser Provinz und in der Vendee eigentlich schon erloschene, schwache Feuer ...ner royalistischen Insurrection zu neuer Flamme anzufachen. Der Be...hl über diese russischen Truppen wurde einem französischen Emigrirten, ...n Grafen Viomesnil, anvertraut.

Den beabsichtigten Bund der nordischen Mächte einzuleiten, schrieb ...ul selbst (26. October) unmittelbar an den König von England, ihm ...wohl seine Klagen über Oesterreichs Politik als seine neuen Pläne und ...orschläge mitzutheilen — und es zeigte sich hier, wie unter Umständen

Digitized by Google

selbst das Unmögliche möglich wird. — Als kurze Zeit darauf auch
poleon sich mit einem eigenhändigen Schreiben an den König von
land persönlich wendete, war es der leitende Minister Großbritann
der ihm antwortete, und es wurde geltend gemacht, daß die englische
fassung ein solches persönliches Eingreifen des Königs in die Politi
Landes nicht gestatte. Das war sehr correct! — Mit dem Kaiser
indessen wurde eine Ausnahme gemacht, sei es aus Rücksicht auf
bekannte Excentricität, sei es, weil es gar zu wichtig schien, das ebe
stehende Bündniß gegen Frankreich, wie es war, vollständig zu erh
zu verhindern, daß Rußland sich davon trenne, um eigene Wege e
schlagen. — Georg III. antwortete persönlich (27. November), ta
Oesterreichs Politik, gab dem Kaiser von Rußland recht in seinen
schwerden, forderte ihn aber doch auf, seinen „gerechten Unmuth sei
großen, edlen Absichten" zum Opfer zu bringen — mit anderen
sich mit Oesterreich zu versöhnen.

Diese Versöhnung herbeizuführen, dahin gingen von dem Augenbl
an, wo ein entschiedener Bruch drohte, die Bemühungen der englisch
Politik — aber sie wurden nicht von den Umständen begünstigt. Zw
ließ sich der Kaiser Paul durch die Regierung Englands, selbst ehe er
persönlichen Brief Georgs III. erhalten hatte, bewegen, noch einmal
Unterhandlungen über seinen Wiedereintritt in das Bündniß mit Oest
reich einzugehen; er befahl zunächst, in Uebereinstimmung mit diesem
schluß, seinem Heer, auf dem Rückmarsch in Böhmen anzuhalten. — Do
waren diese Unterhandlungen vollkommen hoffnungslos; sie waren
zum Voraus im Keime erstickt.

Niemals hatte die russische Regierung auf die einfache Frage,
Oesterreich den König von Sardinien und den Papst wieder in Be
ihrer Staaten setzen wolle oder nicht, eine klare und bestimmte Antwo
erhalten können, — und wiederholt hatte Thugut sich vernehmen lass
die Wiederherstellung des bourbonischen Thrones in Frankreich, wie w
schenswerth sie auch sein möge, könne doch nicht eigentlicher Zweck d
Krieges sein. Natürlich vermied er zu sagen, was denn in seinen Aug
der Zweck des Krieges war oder für welche Interessen denn Rußland
den Kampf eintreten solle, wenn nicht für die einer legitimen Ordnung
der Dinge.

Nun wurde, in den ersten Tagen des Decembers (1799), dem Kaiser
Paul eine ausführliche Note Thuguts vorgelegt, die gewissermaßen eine
mittelbare Antwort auf die vergeblich gestellten Fragen enthielt, aber ein
nichts weniger als befriedigende.

Hauptsächlich machte Thugut darin geltend, daß Oesterreich ein Recht
auf Entschädigung für die seit 1792 aufgewendeten Kriegskosten habe und
der Hegemonie in Italien zu seiner eigenen Sicherheit bedürfe, während
andererseits die italienischen Staaten — auch der Papst — durch die be

Digitized by Google

Schwäche, durch die mit Frankreich geschlossenen Verträge jedes auf ihre früheren Besitzungen verwirkt hätten. So erschien es denn als Großmuth, wenn Oesterreich ihnen irgend etwas von ihren igen, durch die österreichischen Waffen eroberten Staaten zurückgeben, der, um die es sich handelte, nicht ganz für sich behalten wollte. cher Großmuth beschränkte sich Oesterreich denn auch wirklich darauf, nen Theil dieser Provinzen als billige Entschädigung zu fordern; iemont allerdings alles das, was ehemals Theil des Herzogthums nd gewesen war: die Lomelina bis an die Sesia und das Pavese oghera und Tortona — darüber hinaus aber nur einen Theil des ichen Piemonts, wenn auch freilich mit der wichtigen Festung Alessa. Vom Kirchenstaat wollte sich Oesterreich nur die drei Legationen ra, Ravenna und Bologna aneignen; doch erhellt aus General Fröh-Benehmen zu Ancona wohl in genügender Weise, daß man geneigt die Grenzen der Legationen bis dorthin auszudehnen und auch diesen ander Beziehung wichtigen Hafenplatz zu behalten.

Diesen eigenthümlichen Ländergier Thuguts und seines Kaisers, der kein weiter reichendes europäisches Interesse zum Grunde lag, die vielr von einer sehr beschränkten Ansicht der allgemeinen Weltlage zeugte, n nun Rußland sich in aller uneigennützigster Weise dienstbar machen! s eine sehr seltsame Forderung. Charakteristisch war denn auch die wie Thugut die russische Hülfe verwenden wollte. Er wollte sie weder Italien haben noch am Rhein; weder hier noch dort sollte ein durch übertriebene Redlichkeit beschwerlicher Bundesgenosse seine Pläne durchen können. Er verwies die russische Heeresmacht auf eine Landung den Küsten Frankreichs; das sei der Weg, auf dem der Kaiser Paul ten Zweck, den Thron der Könige von Frankreich wieder aufzurichten, unmittelbarsten erreichen und sein kühner Feldherr unverwelkliche Loren ernten könne.

Ohne Zweifel wußte man sich in Wien wohl zu sagen, daß die Russen einem solchen Unternehmen, das ihnen sicher keinen Gewinn brachte, glicher Weise sehr schlecht fahren konnten, aber auch, daß es jedenfalls bedeutende „Diversion" werden mußte, die geeignet wäre Oesterreichs erationen am Rhein und in Italien zu erleichtern.

Kaum waren diese Mittheilungen Thuguts in Petersburg eingetroffen, s dort auch die Nachricht von der Beleidigung anlangte, welche die ssische Flagge im Hafen von Ancona erfahren hatte — und Paul fuhr f in gewaltigem Zorn! Dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobentzl, r wenige Monate früher so viel vermocht hatte, wurde der Hof verten — er sollte von allen Menschen als ein Geächteter gemieden werden; ute von Stande erhielten den Befehl Petersburg innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, blos weil sie es gewagt hatten dem österreichischen Gesandten einen Höflichkeits-Besuch zu machen. Paul wollte

keinen Oesterreicher sehen, von nichts hören, so lange er nicht Genugthuung für die Beleidigung seiner Flagge erhalten habe.

In Wien scheint man wohl durch den aufbrausenden Zorn des russischen Kaisers erschreckt worden zu sein, und daß dieser Fürst berechtigt eine Genugthuung zu fordern und zu erwarten, mußte man sich gestehen. Dennoch fiel diese Genugthuung überaus mäßig, ja dürftig aus. Zunächst wurde nur eine Untersuchung verhängt und in Folge des nach Monaten (Ende Februar 1800) gefällten Urtheils wurde General Fröhlich im Dienst „suspendirt". Weiter geschah nichts; wohl ein Beweis, wenn es dessen noch bedürfte, daß dieser General seine Verhaltungsbefehle nicht überschritten hatte, indem er keine russischen Truppen und keinen Act russischer Autorität in Ancona dulden wollte.

Der Bruch wäre jedenfalls unvermeidlich gewesen, da der Kaiser es zur Bedingung seines Verbleibens im Bunde machte, daß Oesterreich allen Ansprüchen auf Entschädigung entsage, höchstens hätten sich die Verhandlungen etwas länger hingezogen, ohne diesen Zwischenfall. Es war vergeblich, daß Oesterreich im letzten Augenblick noch einige begütigende Anerbietungen machen wollte — namentlich die Trophäen von Ancona mit Rußland zu theilen und den General Fröhlich strenger zu bestrafen.

Bald wurde dem Kaiser Paul dann auch jener andere Plan verleidet, jenes Bündniß der nordischen Mächte, das Frankreich bekriegen und zugleich Oesterreichs Uebergriffen wehren sollte. Die Regierung Großbritanniens ließ sehr deutlich sehen, daß sie auf das Bündniß mit Oesterreich größeren Werth legte, als auf ihre Beziehungen zu Rußland, und der Kaiser mußte auch von dieser Seite gar manche bittere Kränkung erfahren. England weigerte sich, wie Oesterreich, die 6800 russischen Krieger auszuwechseln, die bei Zürich in französische Kriegsgefangenschaft gefallen waren, Paul mußte erfahren, daß die russischen Truppen, die auf Jersey und Guernsey überwinterten, schmählich vernachlässigt, jedem Mangel preisgegeben waren. — Unter diesen Umständen war es vergebens, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) von Mitau her, wo er unter russischem Schutz weilte, den bekannten General Dumouriez, den ehemaligen Jacobiner, der zum Agenten der Bourbons geworden war, mit neuen Landungsplänen nach Petersburg sendete, und daß dieser in allen Lebenslagen gewandte General anfangs einen günstigen Eindruck auf den Kaiser zu machen wußte. Er bekam es hier mit Leuten zu thun, die nicht weniger gewandt waren, als er selber; Rostoptschin wußte dafür zu sorgen, daß er mit einem Geldgeschenk aus Petersburg weggewiesen wurde; schon im Mai 1800 wollte der Kaiser Paul von einer Fortsetzung des Krieges in irgend einer Form nicht mehr hören und Rußlands Heere und Flotten erhielten den erneuerten Befehl zur Rückkehr in die Heimat.

Bald wurde dann die Stimmung des russischen Kaisers eine geradezu feindselige gegen England wie gegen Oesterreich. Die Brutalität, mit der

Digitized by Google

ð sein **tyrannisches** Seerecht geltend machte und die Rechte der len Flaggen mißachtete — feindselige Mißhandlung dänischer Schiffe mentlich **Veranlassung** dazu.

Zuerst dachte Paul nur daran, zu der Politik der Kaiserin Katherina kehren, die sich während des nord-amerikanischen Krieges an die Spitze Bündnisses der neutralen Mächte, einer „bewaffnete Neutralität" zum der neutralen Flaggen und ihrer Rechte gestellt hatte. Einen solchen beschloß der Kaiser auch jetzt wieder zu bilden; Preußen und Schweden ihm wirklich bei, Dänemark nach langem Zögern erst als Ruß- Politik eigentlich schon wieder eine andere Wendung genommen hatte. Regungen des Gemüths und das Interesse für Malta und seinen orden führten wieder weiter und weiter auf der neuen Bahn.

Napoleone **Buonaparte** hatte sich am 18. Brumaire zum **Herrn** reichs aufgeworfen. Staatsmänner, wie Rostoptschin, zweifelten, ob em Fremden" — dem Italiener — wohl gelingen werde, sich an der der französischen Nation zu behaupten, der Kaiser Paul aber zeigte ersten Augenblick an die lebhaftesten Sympathien für den siegreichen Herrn, der zum Regenten wurde; er witterte in ihm den in gewissen ehungen verwandten Geist — den unbedingten Despoten. Napoleon seits wußte den Kaiser von Rußland sehr gut zu beurtheilen und die ltnisse unter den Verbündeten zu nützen.

Oesterreich und England hatten sich geweigert die russischen Krieger der Gefangenschaft zu lösen, der sie im Kampf für Ihre Sache ver- waren —: Napoleon zeigte, daß er sogar ritterlich zu sein wußte, es eine klug berechnende Politik gebot. Er behandelte diese Gefangenen der größten Auszeichnung, ließ sie neu kleiden und ausrüsten und gab ei ohne Auswechslung. Das nahm sich sehr schön aus in den Augen russischen Kaisers, und Napoleon wagte dabei gar nichts, denn daß Russen nicht wieder gegen ihn kämpfen würden, dessen konnte er sein, wie die Dinge bereits lagen. Außerdem stellte sich Napoleon, ob er jene überschwengliche Vorstellung von der Macht und Würde russischen Kaisers, in der sich Paul gefiel, wirklich hege. So ein- tet konnten Napoleons Versuche, diplomatische Beziehungen mit Ruß- anzuknüpfen, nicht wohl mißlingen. Sie wurden zuerst durch die derzeitigen diplomatischen Agenten zu Hamburg, dann durch die nur neutrale preußische Regierung vermittelt, deren Politik in schwachen den war. Und nun zeigte sich Napoleon in Beziehung auf des Kaisers ichten und Wünsche, wenigstens dem Anschein nach, entgegenkommender England und Oesterreich je gewesen waren. Er erbot sich Pius VI. der in Rom einzusetzen und mit einem „angemessenen" Gebiet auszu- ten, den König von Sardinien aber wenigstens zu entschädigen. Er nte sich dazu erbieten, ohne sich etwas zu vergeben, da er nicht an der

Digitized by Google

Spitze Frankreichs gestanden hatte, als beide Fürsten aus ihren Län- vertrieben wurden.

Besonders aber wußte Napoleon in einem Fall, der den Kaiser sehr nahe berührte, mit großem Geschick aus der Noth eine Tugend machen. Er hatte auf dem Zug nach Egypten in Malta eine französ. Besatzung unter dem General Vaubois zurückgelassen. Die war nun von Nelsons englischer Flotte eng eingeschlossen und Frankreich hatte die Mittel sie zu entsetzen; Insel und Besatzung waren rettungslos verloren. Da erbot sich Napoleon die Insel dem Malteser-Orden, das dem Großmeister desselben, dem Kaiser von Rußland zurückzugeben, in Petersburg mit großer Befriedigung aufgenommen wurde, ja den Kaiser persönlich vollends in eine begeisterte Stimmung für Napoleon versetzte. Noch war kein Friede geschlossen, wenn auch die Bedingungen, die Talleyrand als französischer Minister aufsetzte, die Zustimmung der russischen Regierung erhalten hatten; — noch war Rußland theoretisch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, im Kriegs-Zustand mit Frankreich — und schon sendete der Kaiser Paul den General Sprengporten mit einem eigenhändigen Brief an Napoleon nach Paris. Er sollte dort den Befehl über die kriegsgefangenen russischen Soldaten übernehmen, aus ihnen zwei Regimenter bilden und mit diesen dann die Insel besetzen. — Malta hatte sich aber inzwischen den Engländern ergeben müssen (5. Sept. 1800) und die Engländer weigerten sich nun sehr entschieden, ihr früher gegebenes Wort einzulösen und die wichtige Insel dem russischen Großmeister der Malteser auszuliefern. — Sie hatten das Versprechen ihrem Verbündeten gegeben, daß sie es nicht halten wollten, als der Kaiser Paul das nicht mehr war, vielmehr eine feindliche Gesinnung zeigte, läßt sich natürlich genug erklären — daß Paul aber darüber in einen grenzenlosen Zorn gerieth, war durch sein ganzes Wesen bedingt.

Eine feindliche Neutralität konnte ihm in solcher Stimmung nicht mehr genügen; er rüstete sich zum wirklichen Kampf mit England. Dasselbe Interesse für Malta und seinen Ritterorden, das so wesentlich beigetragen hatte den Kaiser Paul zur Theilnahme an den Bündnissen gegen Frankreich und an den Kämpfen, die sie herbeiführten, Theil zu nehmen, führte ihn jetzt in das gerade entgegengesetzte Extrem, — in den Bund mit Frankreich und den Kampf mit England; — und ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen führte ihn auch in dieser neuen Richtung wieder in unabsehbar abenteuerliche Pläne, bei denen das Maß des Möglichen, das Maß dessen, was die damalige Macht Rußlands wirklich zu vollführen vermochte, noch weit vollständiger vergessen wurde, als bei den früheren.

Es ist bereits erwähnt worden, welche Pläne in Beziehung auf die christlichen Länder jenseits des Kaukasus die Kaiserin Katherina im letzten Jahr ihrer Regierung beschäftigt hatten, daß aber der Kaiser Paul dies

:d den Krieg mit Persien, der aus ihnen hervorgegangen war,
len ließ, sowie er zur Regierung gelangt war —: jetzt wurde der
russischem Schutz dort in viel bestimmterer Weise erhoben, als
Die kleinen christlichen Dynasten dieser Länder, nicht einmal unter
, waren zwischen dem persischen Reich und den ungebändigten
anischen Völkerschaften des Kaukasus in der That in einer schwie-
ge, ihre Gebiete von der einen Seite von Unterjochung bedroht,
anderen durch Raubzüge verwüstet. Dem regierenden Fürsten
von Kachetien und Kartalinien — d. h. des größten Theils von
— der früher schon einmal Rußland als Schutzmacht angerufen
r inzwischen sein Sohn Georg gefolgt, und dieser sah sich, kaum
re nachdem Kaiser Paul die russischen Truppen aus den Ländern
des Kaukasus zurückgerufen hatte, gezwungen, um den Beistand
zu bitten, den die Kaiserin Katherina gewährt hatte, ohne auf ein
Gesuch zu warten. Russische Truppen unter General Lazarew
ihm zu Hülfe gesendet und waren dann natürlich Herren des
das sie schützten.

r Zar Georg gab, wie berichtet wird, sterbend seinen Söhnen und
en seines kleinen Reichs den Rath, sich ganz Rußland zu unter-
und um die Vereinigung des Landes mit Rußland zu bitten.
t war das in seinen Augen der einzige Weg, seine Kinder vor
ösen Schicksal zu bewahren, da er sah, daß sein jüngerer Bruder
er seinen Söhnen mit Hülfe Persiens den Thron streitig machen
und nur Rußland solche Versuche abwehren konnte. Wie dem sei,
Söhne begriffen die Nothwendigkeit, die ihnen sehr nahe gelegt
sein mochte, und legten ihre Rechte in die Hände des russischen
nieder, der größte Theil der Edlen des Landes schloß sich ihnen
r Prinz Alexander mußte nach Persien entfliehen und Georgien
eine russische Provinz.

as war dieses Land in der That schon seit einiger Zeit, als es
in kaiserliches Manifest am 18./29. Januar 1801 auch der Form
azu erklärt wurde. Der Kaiser Paul dachte im Allgemeinen nicht
e Erweiterung der Grenzen seines Reichs, und so hatte denn auch
neue Gebiet an sich und um seiner selbst willen eigentlich gar keinen
für ihn, einen um so größeren aber als Mittel die Pläne auszu-
, mit denen sich jetzt sein unruhiger Geist leidenschaftlich beschäftigte
ı denen ihn sein neuer Freund Napoleon bestärkte.

Der Kaiser Paul hoffte das britische Reich am Indus und Ganges
stören und damit überhaupt die Macht dieses Englands, das ihm,
echtmäßigen Großmeister des Johanniter-Ordens, die Insel Malta
hielt, an der Wurzel zu treffen. — Der Besitz Georgiens scheint
n im Zusammenhang mit diesen Plänen Werth gewonnen zu haben,
wir auch nicht genauer zu sagen wissen, in welcher Weise. Der

Zug nach Indien aber war in seinen Augen nicht etwa ein Unte… das nach Menschenaltern, nach einer langen, dem Studium all… hältnisse und den umfangreichsten Vorbereitungen jeder Art gew… Zeit in reiflich überlegter Weise zur Ausführung kommen könnte. … auf so weit aussehende Pläne einzulassen, lag nicht in der unruhig… unstät vorwärts drängenden Natur des Kaisers. Nein! das Untern… sollte sofort, schon in den nächsten Wochen ausgeführt werden; im … jahr 1801 sollten die Truppen aufbrechen, die Kosacken voran un… wärts! — Das Uebrige mußte sich finden!

Danach versteht sich von selbst, daß der Kaiser keine Ahnung … der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens hatte und da dür… uns denn auch nicht wundern, daß er auch dafür keinen Maßstab … wie wenig die Leute, über die er verfügen konnte, einer solchen Aufg… selbst unter den günstigsten Bedingungen gewachsen waren. Er hatte ei… ehstländischen Edelmann, einen General-Lieutenant Karl von Knorr… zum Führer ausersehen. Der war ein tapferer Soldat und achtun… werther Mann, aber in keiner Weise hervorragend; durchaus nicht … schaffen, die Rolle Alexanders des Großen von Macedonien zu wied… holen oder selbst zu überbieten wie er sollte. Dieser General, der … des Kaisers Stellvertreter in Georgien wurde, war schon etwas frü… als Einleitung zu dem großen Unterfangen, zum Militair-Gubernator … commandirenden General an der Kaukasischen Linie ernannt worden. … Zug sollte, so viel man weiß, von Orenburg aus zunächst nach Ch… gehen, der stellvertretende Hetman Orlow-Denissow mit den … Kosacken den Vortrab bilden. Einige Kosacken-Schwärme, die … bereits aufgebrochen waren, sollen in der Kirgisen-Steppe spurlos … schwunden und nie wieder zum Vorschein gekommen sein.

Der Ultramontanismus hatte dem Anschein nach in Rußland … Aussicht verloren — aber! der Kaiser Paul war unstäten Geistes … war ein Jesuit nach Petersburg gekommen, der während der kurzen Z… des Lebens und Herrschens, die dem Kaiser noch beschieden war, Alles … das Schönste hinauszuführen wußte.

Dieser Jesuit, der Pater Gabriel Gruber, ein Oesterreicher, zu … geboren, war ein sehr merkwürdiger Mann. Er kam, wie auch … andere Mitglieder der Gesellschaft Jesu gethan hatten, nach Petersburg … um der Akademie der Wissenschaften eine neue Erfindung mitzutheilen. … Es war ein Webstuhl, den er erfunden hatte und dessen Vortheile er den … Männern der Wissenschaft auseinandersetzen wollte. Natürlich besuchte er … in der Hauptstadt alle vornehmen Beschützer und Gönner seines Ordens … und mit besserem Glück als seine Vorgänger lauerte er dabei auf die Ge… legenheit, sich am Hof einzuführen.

Digitized by Google

der Augenblick war günstig; es war die Zeit der ersten Waffen-
e Suworows in Italien. Gruber und ein Paar Jesuiten, die ihn
eten, hielten wissenschaftliche Vorträge in der Akademie der Wissen-
n und suchten mit Erfolg auch in den Kreisen der vornehmen Welt,
en sie Zutritt zu erlangen wußten, von sich, von ihrer vielseitigen
ng, ihrer Anspruchslosigkeit, ihrer milden, wohlwollenden Gesinnung
zu machen. Doch wollte das Alles nicht genügen die Aufmerksamkeit
isers auf sie zu lenken. Ein zufälliger Umstand half endlich weiter.
Die Kaiserin litt an heftigen Zahnschmerzen, die alle Kunst der Aerzte
zu lindern vermochte; sie gerieth darüber in einen Zustand der Auf-
, der gefährlich schien und der Kaiser war auf das Aeußerste beun-
. Da schrieb der Pater Gruber (8. Mai 1799) der Kaiserin, um
ine Dienste als Zahnarzt anzubieten und wußte es einzurichten, daß
Schreiben durch Befreundete ohne Verzug in die Hände der Kaiserin
Man ließ ihn kommen; der Kaiser empfing ihn mit einigem Miß-
n; auf die streng gesprochene Frage, ob er wirklich den Leiden der
rin abhelfen könne? — antwortete Pater Gruber mit der frommen
uth seines Ordens, mit Gottes Hülfe hoffe er es; fügte aber gleich
Bitte hinzu, ihm ein Gemach in der Nähe des Cabinets der Kaiserin
ssen zu lassen, da er wohl einige Tage ununterbrochen da bleiben
, um den Gang der Krankheit und die Wirkung seiner Mittel zu
chten. — So wurde der Jesuit auf mehrere Tage der beständige
lschafter der kaiserlichen Familie. Und seine Mittel halfen! Der
r wollte ihm in der Freude seines Herzens einen Orden verleihen,
Jesuit aber, obgleich von Dankbarkeit tief durchdrungen, lehnte diese
Ehre ab; sein Orden erlaube ihm nicht, solche Auszeichnung anzu-
en; sein Gelübde verpflichte ihn, dem Kaiser zu geben, was des
rs ist; dem Kaiser zu dienen nur zur Ehre Gottes! — ad majorem
gloriam! — den Nachsatz: „et ad incrementum societatis nostrae!"
er diesmal natürlich nicht hinzu.

Gruber hatte während dieser Tage den Kaiser so für sich einzunehmen
ußt, daß ihm fortan dessen Cabinet zu jeder Zeit offen stand. Er
te kommen wenn er wollte; der Kaiser fühlte sich durch ihn heiter
mmt und rief ihm meist entgegen, wenn er eintrat: „Ah! ad majorem
riam Dei!"

Gruber verschmähte sogar noch kleinere und kleinlichere Künste nicht,
sich in der Gunst des Kaisers fest und fester zu setzen. Einst fand
Kaiser Paul die Chocolade schlecht, die man ihm bereitet hatte und
nerte sich dabei der vortrefflichen Chocolade, die er in Mailand ge-
lten habe; — sogleich schritt der Pater Gruber ein, mit der eigen-
mlichen Versicherung, die Bereitung der Chocolade sei eine Specialität
es Ordens und der Bitte, dieses edle Getränk für den kaiserlichen
rn bereiten zu dürfen. Wirklich gelang es dem frommen Pater, dem

Geschmack Kaiser Pauls zu genügen und sich ihm auch in dieser Beziehung angenehm zu erweisen.

Diese Kleinigkeiten werden hier nicht etwa in Erinnerung gebracht, um die in manchen Kreisen beliebten Vorstellungen von den großen Wirkungen kleiner Ursachen zu illustriren; solchen spielenden Vorstellungen schließt sich wohl niemand an, dem nicht die Geschichte, wie das Leben fremd geblieben ist. Aber die Art, wie die Jesuiten sich bei dem Kaiser Paul einführten, ist charakteristisch für den Geist des Ordens, der keine Seite des Lebens übersieht und keinen Umstand unbenützt läßt. Natürlich hätten diese kleinen Künste eben zu nichts weiter geführt, wenn dann der Pater Gruber nicht der Mann dazu war, den Kaiser zu fesseln und die gewonnene Gunst darauf mit überlegener Einsicht zu nützen. Andererseits hätte ein Mann, wie der Pater Gruber jedenfalls, wenn es auch das Zahnweh der Kaiserin und die Chocolade nicht thaten, da sein Streben entschieden auf diesen Punkt gerichtet war, da er zunächst ausdrücklich deshalb in Petersburg weilte, ganz gewiß etwas früher oder etwas später irgend ein anderes Mittel gefunden, sich dem Kaiser zu nähern.

Die gewonnene Gunst behutsam und ausgiebig zu nützen, dazu war Gabriel Gruber in der That ganz der Mann, in einem weit höheren Grade, als der päpstliche Nuntius Litta, oder vollends dessen ritterlicher Bruder. Seine vorsichtige Klugheit zeigte sich schon darin, daß er es sorgfältig vermied, mit diesen beiden Italienern ostensibel gemeinsame Sache zu machen. Er hielt seine Person und die Interessen, die er zu vertreten hatte, durchaus gesondert von dem geräuschvollen und hochfahrenden Treiben dieser Herren. Auch blieb er unberührt, als bald darauf der Sturm des kaiserlichen Zorns gegen die Brüder Litta losbrach; er behauptete sich in der Gunst des Kaisers auch während der bösen Zeit, als Siestrzencéwicz mit der Machtfülle eines Patriarchen ausgestattet, sich alle geistlichen Orden der lateinischen Kirche unterwerfen durfte. Gruber wußte, daß man auf den Kaiser Paul nur dadurch Einfluß üben konnte, daß man ganz auf seinen Sinn und Willen einzugehen schien. Er verstand zu schweigen und sich zu fügen, er wußte auf seine Zeit zu warten und sie kam.

Inzwischen war er, gleich seinen Gefährten bemüht, in den höheren gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die griechische und die lateinische Kirche in Beziehung auf Lehre und Dogma eigentlich übereinstimmten, daß die trennende Verschiedenheit lediglich eine hierarchische sei; besonders aber, daß ihr Orden die beste Polizei-Anstalt sei, im höchsten Sinn des Worts, der beste, ja der einzige zuverlässige Schutz der Gesellschaft gegen die neuernden Ideen des Jahrhunderts, gegen die Revolution. Erst leise und bescheiden andeutend, dann immer lauter und entschiedener suchten diese Jesuiten geltend zu machen, daß sie allein die Geister zur Sittlichkeit und vor allen Dingen zum Gehorsam

disciplniren wüßten; zur Ehrfurcht vor der eben bestehenden Staats-
walt und der Heilighaltung aller „legitimen" — das heißt überlieferten
:dnungen und Rechte oder Vorrechte. Die naheliegende Folgerung war,
ß man ihnen die Erziehung der Jugend anvertrauen müsse. Sie machten
ück mit diesen Andeutungen. Es waren Lehren, die in den höheren
änden ein williges Gehör fanden, zu einer Zeit wo, wie ein russischer
hriftsteller — Samarin — sich treffend ausdrückt, die Furcht vor der
volution an die Stelle der Furcht vor den Flammen der Hölle getreten
r und die Sorge um irdische Güter und Vorrechte an die Stelle der
rge um das Seelenheil. Die Religion wurde in der That mehr und
hr im engsten Zusammenhang mit den legitimen Interessen gedacht
die vornehme Welt begann sie sehr ernst zu nehmen.

Auch der Kaiser Paul blieb natürlich nicht unzugänglich für diese
rstellungen; bald stand der Pater Gruber so fest in seiner Gunst, daß
eine wichtige politische Rolle spielen konnte und um so entschiedener, da
h in der Fremde bereits bekannt geworden war, welchen Einfluß er
e. Der neueste Apologet und Geschichtschreiber des Jesuiten-Ordens,
tineau-Joly, belehrt uns, daß Napoleon, bemüht, sich dem Kaiser von
ßland zu nähern, es nicht verschmäht hat, auch an den Pater Gabriel
uber bewegliche Schreiben zu richten, in denen er ihn im Namen der
ligion aufforderte, dahin zu wirken, daß Rußland das Bündniß mit
n ketzerischen England aufgebe und sich Frankreich anschließe; eine solche
tänderung in den politischen Verbindungen werde auch der Gesellschaft
n zum Nutzen gereichen. Gruber soll denn auch das Seinige dazu
getragen haben, den Kaiser Paul in diese neue Bahn zu leiten. Und
rum auch nicht? — Da der Consul Buonaparte im Interesse der Re-
ion sprach, ließ er höchst wahrscheinlich durchblicken, daß er der Mann
, der, wie man das nennt, die Altäre in Frankreich wieder aufrichten
rde —: die Gesellschaft Jesu aber hat nur Einen Maßstab für den
erth oder Unwerth der Dinge und Verhältnisse, und beurtheilt sie nie-
als nach ihrem Wesen an sich, stets nur nach ihrer Brauchbarkeit für
Zwecke ihres Ordens.

Sobald Gruber der Gunst des Kaisers hinreichend gewiß war, mußte
atürlich seine nächste Aufgabe sein, den Feind seines Ordens, der an der
pitze der lateinischen Kirche in Rußland stand, den Erzbischof Siestrzen-
wicz zu beseitigen. Er hatte Mittel und Wege, sich bei dem neuen Papst,
ius VII. Gehör zu verschaffen, namentlich durch den Cardinal Litta, der
hnehin mit Siestrzencéwicz unversöhnlich verfeindet war. Durch ihn
nuncirte Gruber den russischen Erzbischof am päpstlichen Hof als einen
fährlichen Mann, der danach strebe, das Haupt einer schismatischen von
om getrennten und unabhängigen lateinischen Kirche in den slawischen
ändern zu werden — und er gab zugleich die Mittel an, diesem Mann
i dem Kaiser Paul zu schaden. Man müsse den Kaiser vor dem maßlos

Digitized by Google

ehrgeizigen Erzbischof warnen; darauf aufmerksam machen, wie dieser unruhige Prälat dahin trachte, die gesammte Hierarchie der lateinischen Kirche Rußlands unbedingt von sich und nur von sich abhängig, sich selbst aber eben dadurch zum Herrn der gesammten zahlreichen katholischen Bevölkerung in den westlichen Provinzen des Reichs zu machen; man mußte andeuten, daß er diese Macht dann, seiner Gesinnung gemäß, wohl zu politischen, zu revolutionären Zwecken verwenden könne. — Solche Warnungen ergingen dann auch von Rom aus auf allerhand Umwegen an den Kaiser Paul und zugleich wußte Gruber dafür zu sorgen, daß ähnliche Zweifel und Sorgen scheinbar auch von ganz anderer Seite her im Cabinet des Kaisers laut wurden. Die Stellung des Erzbischofs kam zur Sprache, als geeignet Bedenken zu erregen, seine Gesinnung als zweideutig, nicht zuverlässig monarchisch, der Selbstherrschaft entgegen — und bald war es dahin gebracht, daß der Kaiser Paul den vor Kurzem begünstigten Siestrzencéwicz mit entschiedenem Mißtrauen behandelte. Sehr wichtig, vielleicht entscheidend in dieser, wie in anderen Beziehungen, erwies sich dann, daß der Freund und Beschützer dieses Prälaten, Graf Rostoptschin, in plötzlicher Ungnade aus dem Dienst entlassen, vom Hof entfernt, nach Moskau und auf seine Güter verwiesen wurde.

Inzwischen verweilte der Pater Gruber noch immer eigentlich nur als Reisender in der Hauptstadt; die Angelegenheit, den Webstuhl betreffend, war längst abgemacht und der fromme Pater hatte in Petersburg kein anderes nachweisbares Geschäft, als die Chocolade des Kaisers zu bereiten. Dabei konnte es natürlich nicht bleiben; es galt hier festen Fuß zu fassen, und die Mittel wußte man zu finden.

Gruber brachte es bei dem Kaiser dahin, daß die Hauptkirche des römisch-katholischen Ritus in Petersburg, die St. Katherinen-Kirche dem Jesuiten-Orden nicht nur eingeräumt, sondern zu vollem Eigenthum geschenkt wurde. Das war selbst in finanzieller Beziehung ein sehr werthvolles Geschenk, denn gleich den meisten Kirchen eines auswärtigen Cultus besaß auch diese eine verhältnißmäßig ausgedehnte Bodenfläche rund umher mit allen darauf errichteten Gebäuden; eine ganze Häuser-Insel, die gleichsam die Dotation der Kirche bildete. In diesen Häusern wohnten Siestrzencéwicz und die sechs Weltpriester, denen der Gottesdienst und die geistliche Verwaltung der Pfarre anvertraut war, und außerdem gewährten die vermietheten Wohnungen und Kaufläden ein jährliches Einkommen von 18,000 Rubeln — damals eine ansehnliche Summe. Die Schenkung aber war eine durchaus widerrechtliche, ein Act der Gewalt, der die elementaren Begriffe von Gesetz und Recht mit asiatischer Rücksichtslosigkeit verletzte. Denn die Kirche und Zubehör waren gar nicht Eigenthum der Krone, die sie jetzt verschenkte. Den Grund und Boden hatte die Kaiserin Anna der katholischen Gemeine auf ewige Zeiten geschenkt und die Gebäude waren dann sämmtlich auf Kosten der Gemeine selbst erbaut, die da-

Digitized by Google

thigen Summen waren durch Selbstbesteuerung und freiwillige Beiträge ser Gemeine zusammen gebracht worden; auch verwaltete die in vier ationen" — Deutsche, Franzosen, Italiener und Polen — getheilte meine das Kirchen-Vermögen selbst durch gewählte Bevollmächtigte. Wie erseits die Eigenthums-Verhältnisse, standen andererseits auch die Beüsse des Tridentiner Conciliums, denen zufolge kein Ordens-Geistlicher ie Zustimmung des Bischofs eine Pfarre übernehmen darf, dem Vergen der Jesuiten im Wege. — Siestrzencéwicz gab seine Einwilligung iß nicht: — aber die frommen Väter ließen sich durch canonische Belen so wenig aufhalten als durch engherzige Rücksichten auf Mein Dein.

Gruber war zu klug, um in dieser Angelegenheit sichtbar hervor zu en. Er ließ sie im Cabinet des Kaisers vorzugsweise durch einige en betreiben, die dort Zutritt gewonnen hatten, namentlich durch einen issen Manucci, dessen Vater, ein Italiener, dem Fürsten Potemkin als ion gedient hatte und dafür zum reich begüterten litthauischen Magnaten acht worden war. Der Sohn konnte natürlich dem Kaiser manches eimniß Potemkins überliefern und wird auch wohl noch manches dazu nden haben, das geeignet war dem Haß zu schmeicheln, mit dem Paul Andenken jenes gewaltthätigen Günstlings seiner Mutter verfolgte. n solchen Leuten hörte nun der Kaiser fortwährend Klagen über die e Freigeisterei, die unchristliche, revolutionäre Gesinnung, die unter der olischen Bevölkerung des russischen Reichs herrschend würden, und nerdar wurde das angeblich wachsende Unheil auf den geringen Einfluß ückgeführt, den die lateinische Geistlichkeit übe; vor Allem auf die mangelte Oberaufsicht, die Siestrzencéwicz führe. Die Jesuiten wurden als die tter in der Noth bezeichnet; immer deutlicher trat die Nothwendigkeit rvor, ihnen die Erziehung der Jugend lateinischen Glaubens zu übersen.

Sehr geschickt wurden einige, an sich ziemlich unbedeutende Klagen nützt, die über die Verwaltung der Katherinen-Kirche und ihres Vergens eingingen — und endlich wußte man es sogar dahin zu bringen, ß eine gewisse Anzahl Katholiken dieser Gemeine eine Bittschrift unterchnete, die den Wunsch aussprach, der Gottesdienst in ihrer Kirche möge n Jesuiten anvertraut werden. Wie redlich es dabei zugegangen sein ag läßt sich einigermaßen daraus entnehmen, daß dieselben Mitglieder r Gemeine, die diese Wünsche aussprachen, kaum Einen Monat nachdem lexander I. die Regierung angetreten hatte, ihre Bittschrift widerriefen nd um die Wiederherstellung des alten Zustandes baten. Uebrigens war lbst in dieser Supplik nur davon die Rede, den Gottesdienst in die Hände r Jesuiten zu legen. Dessen, daß etwa die Gemeine dem Orden ihr igenthum schenken wolle, war darin mit keinem Wort gedacht. Aber die Bittsteller sollten sehr viel mehr erlangen, als sie gewünscht hatten.

Digitized by Google

Wie es eigentlich um die Eigenthums-Verhältnisse stand, in Beziehung auf diese Kirche und ihr Vermögen, das hat der Kaiser gewiß nie erfahren; die Jesuiten hüteten sich wohl, ihn darüber aufzuklären. Nachdem schon einige Tage früher der Gottesdienst in der Katherinen-Kirche den Jesuiten befohlen war, wurde ihrem Orden die Kirche selbst mit Allem was dazu gehörte und ihr Vermögen ausmachte, durch kaiserlichen Ukas vom 18./29. October 1800 als Eigenthum überantwortet. — Siestrzencéwicz wurde mitten in der Nacht durch den Polizeimeister der Stadt geweckt und ohne Rücksicht auf seine geistliche Würde oder darauf, daß er Ritter der höchsten russischen Orden war, in höchst summarischer Weise aus seiner Wohnung im Kirchenhause ausgewiesen. Er mußte augenblicklich, innerhalb der nächsten Stunden das Haus verlassen, das fortan den Jesuiten gehörte, und im sogenannten Capitelhause der Katholiken eine Zuflucht suchen. Doch auch solchen Muthwillen gegen ihn zu üben genügte seinen Feinden nicht; er sollte die gewichtige Hand des Jesuiten, der seinen Orden an ihm zu rächen hatte, noch viel drückender fühlen.

Schon war dem Erzbischof der Hof verboten und es rettete ihn nicht vor weiterer Unbill, daß er seine Aemter niederlegte und seinen Abschied erhielt. — Eines Morgens fragte der Kaiser den Pater Gruber wie gewöhnlich: „Was ist Neues vorgefallen? was spricht man in der Stadt?“ — Man spottet über die kaiserlichen Befehle zu Gunsten der Jesuiten! — „Wer wagt das zu thun?“ — Gruber zog eine Liste von siebenundzwanzig Namen aus der Tasche; Siestrzencéwicz stand an der Spitze. Unter den Uebrigen befanden sich die Namen derjenigen Mitglieder des katholischen Departements, die wirklich einige Bedenken gegen die Uebergabe einer Pfarrkirche an die Jesuiten erhoben und an die Satzungen des Tridentiner Concils erinnert hatten. Sie wurden sämmtlich ihrer Aemter entsetzt und in entfernte, unwirthbare Gegenden des Reichs verbannt. Einer von ihnen, der lateinisch-katholische Bischof Odinetz von Polotzk mußte bald darauf in den Casematten der Petersburger Citadelle dafür büßen, daß er gewagt hatte einen theilnehmenden Brief an Siestrzencéwicz zu richten. Dieser Prälat selbst wurde auf seine Güter in dem Gubernium Mohilew verbannt und dort unter die strengste polizeiliche Aufsicht gestellt. Er durfte niemanden sehen, keine Briefe schreiben oder empfangen.

Das katholische Departement füllte sich an Stelle der Verbannten mit Jesuiten, die Gruber empfahl, und Präsident dieser höchsten Behörde wurde selbstverständlich der Coadjutor von Mohilew, der Jesuit Benislawski. Die Jesuiten waren Herren der lateinischen Kirche im russischen Reich und in allen ehemals polnischen Provinzen, die dazu gehörten.

Gruber und Benislawski sorgten dafür, die gewonnenen Vortheile zu bleibenden zu machen. Die römisch-katholische Kirche in Rußland erhielt sofort wieder ein neues Reglament, das im geraden Widerspruch

Digitized by Google

t dem kaum ein Jahr zuvor erlassenen stand. Die Hauptsache darin r, daß die Klöster und Mönchsorden durchaus und vollständig der torität der Bischöfe entzogen wurden, damit auch die Jesuiten dieser abhängigkeit theilhaftig werden konnten, ohne daß man sie ausdrücklich nennen brauchte. Die Ordenscapitel wurden wieder hergestellt; die ster erhielten wieder das Recht ihre Oberen zu wählen — und jeder den durfte aus seiner Mitte einen Provinzial ernennen, der allein die sciplin in den Klöstern und die Verwaltung ihres Vermögens zu über-ben hatte. Die Bischöfe durften sich nicht darum bekümmern und ien Act geistlicher Justiz in Beziehung auf Ordensgeistliche üben.

Aber auch in Beziehung auf Dinge, die den Jesuiten-Orden allein näher angingen, sollte diese segensreiche Periode nicht ungenützt vorüber-en. Die Herren hätten gar zu gern die Güter gehabt, die sie einst in hauen besessen hatten, in Podolien und Wolynien, in all den polnischen ovinzen, die erst durch die zweite und dritte Theilung an Rußland ge-imen waren. Sie waren ihnen bei der Aufhebung des Ordens noch i der polnischen Regierung genommen worden und gehörten jetzt zu den n-Domainen. Die russische Regierung hatte dem Orden damals seine ter in Weiß-Rußland gelassen, da durfte man hoffen, daß sie auch die in neuen Besitzungen gelegenen den früheren Besitzern zurückgeben werde. ließ sich sogar als eine fast nothwendige Folge des früheren Verfah-s darstellen.

Auch wußte es der Pater Gruber dahin zu bringen, daß der Kaiser i Senat durch einen Ukas belehrte, es sei dem Jesuiten-Orden gestattet e Erziehungs-Anstalten und Residenzen nach Gutdünken zu vermehren; jeder Gründung einer neuen Anstalt aber sei ihm ein dem erforder-en Aufwand entsprechender Theil seiner früheren Besitzungen zurückzu-en.

Die Krone aber wurde allen diesen Triumphen dadurch aufgesetzt, ß der Papst Pius VII. durch den Kaiser Paul bewogen wurde, den suiten-Orden durch eine förmliche Bulle feierlich wieder herzustellen. eilich nicht ganz so, wie der Orden selbst gewünscht hätte, in seiner iheren, kosmopolitischen Unbeschränktheit; das war unter den damaligen nständen nicht möglich, aus Rücksichten, die das Oberhaupt der lateinisch-holischen Kirche auf die katholischen Mächte zu nehmen hatte, während r Schirmvogt der griechisch-katholischen Kirche sich lebhaft für die Je-iten verwendete. — Nur in Rußland wurde der Orden wieder hergestellt, s der Sache nach bedeutete, daß sein Dasein dort von Seiten des pstes als berechtigt anerkannt wurde. Nur hier durfte er leben und rken. Aber er hatte doch nun wieder ein nach allen Seiten hin rechtlich gründetes Dasein, das niemand anfechten durfte. Und in Beziehung f das Verhältniß Rußlands zur lateinischen Kirche und ihrem Oberhaupt ien noch viel mehr gewonnen.

Digitized by Google

Was den päpstlichen Nuntien nicht gelungen war, auch als Rußland mit den legitimen und conservativen lateinisch-katholischen Mächten verbündet das revolutionäre Frankreich bekämpfte, das hatte der unscheinbare Pater Gabriel Gruber bewirkt, in dem Augenblick, wo der Selbstherrscher des russischen Reichs sich mit dem Erben der französischen Revolution gegen die Interessen der Legitimität verband. Die Kaiserin Katherina hatte in Rußland nie in Beziehung auf hierarchische Ordnung und Disciplin der römisch-katholischen Kirche einen Act päpstlicher Machtvollkommenheit geduldet — und gerade der herrische Kaiser Paul, der eine so überschwengliche Vorstellung von der Schrankenlosigkeit seiner eigenen Macht hatte, ließ sich nun im Gegentheil bewegen einen solchen Act nicht etwa nur zu dulden, sondern selbst hervorzurufen. Katherina hatte den Jesuiten-Orden fortbestehen lassen, die Aufhebung desselben als nicht geschehen betrachtet, weil die Bulle, die sie verfügte, ihre Zustimmung nicht hatte —: Paul wurde bewogen, die Aufhebung des Ordens, den früheren Act päpstlicher Machtvollkommenheit mittelbar als auch für Rußland, obgleich ihm die kaiserliche Zustimmung fehlte, zu Recht bestehend anzuerkennen, indem er den Widerruf dieses Actes, die Wiederherstellung des Ordens in Rom zu erwirken suchte.

Rüstig und thätig schritten nun die Väter der Gesellschaft Jesu vorwärts in ihrem weit aussehenden Plan, die Herrschaft über den slawischen Osten durch Rußland zu gewinnen. — Es wurde nun schon in den höheren gesellschaftlichen Kreisen der russischen Hauptstadt die Ansicht in Umlauf gesetzt, daß nur die römisch-katholische Kirche Schutz gegen die Revolution zu gewähren vermag, weil sie Alles auf das Prinzip der Autorität zurückführt. Bald wurden Jesuiten-Residenzen und Missionen zahlreich auch im Innern des Reichs eingerichtet; überall, wo es Katholiken gab oder geben konnte. Das Wichtigste aber war, daß in Petersburg selbst ein großartiges Jesuiten-Collegium angelegt wurde; eine Erziehungs-Anstalt, angeblich der heranwachsenden Jugend lateinischen Glaubens bestimmt, vor Allen den Söhnen der vornehmen polnischen Familien, die in bedeutender Anzahl nach Petersburg gewandert waren. Ohne Zweifel war auch den Jesuiten daran gelegen, diese Knaben und Jünglinge in der Glaubenstreue zu erhalten, aber ihre Pläne gingen unermeßlich weit über dieses bescheidene Ziel hinaus. Sie legten es vorzugsweise darauf an, die Söhne vornehmer russischer Häuser in ihre Hörsäle zu locken und sie zum lateinischen Glauben zu bekehren. Diese jungen Leute sollten dann Einfluß auf ihre Mütter, ihre Schwestern üben und den väterlichen Freund, den weisen und wohlwollenden Pater von der Gesellschaft Jesu zum Herrn ihrer Familien machen. Der nächsten Generation konnte man alsdann schon in einem viel weiteren Umfang gewiß sein.

So begann das neue, das neunzehnte Jahrhundert in der erfreulichsten Weise hoffnungsreich für die Jesuiten.

Digitized by Google

Wie vollständig Pauls Politik eine veränderte Richtung genommen tte, zeigte sich auch darin, daß er, der Schirmvogt der Legitimität, die urbons, Ludwig XVIII. und seinen Anhang, dem neuen Freunde, dem nsul Buonaparte zu Liebe, aus dem Zufluchtsort vertrieb, den er ihnen Mitau gewährt hatte; daß er sie aus den Grenzen seines Reichs ver-ꞏs. Diese Verbannung der Bourbons — die Einverleibung Georgiens das russische Reich — und die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens, s waren, in den ersten Monaten des neuen Jahrhunderts, die letzten ındlungen der Regierung des Kaisers Paul Petrowitsch. Seine Tage ren gezählt.

In Beziehung auf die gräßliche Katastrophe, die der Regierung und n Leben dieses Kaisers ein Ende machte, können wir auf einen Aufsatz Sybels historischer Zeitschrift verweisen, der, aus Bennigsens und anderer mittelbar Betheiligten handschriftlichen Denkwürdigkeiten geschöpft, wohl zuverlässigste Auskunft giebt,*) und eben deshalb dürfen wir schneller er diese unerfreulichen Bilder hinweggehen.

Eine Katastrophe, eine gewaltsame Lösung der herrschenden Spannung ır unvermeidlich geworden, da der Halbwahnsinn des Kaisers, seine ınenhafte Erregbarkeit, die Anfälle von unbändigem Jähzorn, die immer ufiger wurden, den Zustand, in dem man lebte, zu einem vollkommen ierträglichen machten.

Doch wohlverstanden, nicht eigentlich für die Masse des Volks in den ovinzen, außerhalb der Hauptstadt; die hatte von Pauls Tyrannei cht zu leiden, da diese Tyrannei sich meist nur regellos in augenblick-hen Launen bewegte und äußerte und selbst da, wo sie, wenn wir uns ausdrücken dürfen, eine staatsmännische wurde und allgemeine Maß-geln von politischer Bedeutung verfügte, doch nie die Lebenskreise der ıteren Stände in drückender Weise berührte. Das Loos der Leibeigenen, e den bei weitem überwiegenden Theil der Bevölkerung bildeten, suchte r Kaiser sogar zu verbessern, indem er die ungemessenen, ganz von der illkür des Leib- und Grundherrn abhängigen Dienste und Verpflichtun-n der leibeigenen Bauern auf ein gesetzlich bestimmtes Maß beschränkte. ie die Verhältnisse in Rußland lagen, bei einer Auftheilungsweise des rundes und Bodens, der zufolge es eigentliche Bauernhöfe nicht gab, nnte das Maß der zu leistenden Dienste auch nicht für einen Bauern-of — es mußte für die Person des einzelnen Leibeigenen festgestellt werden. em gemäß verfügte der Kaiser Paul, daß jeder arbeitsfähige Bauer nicht ehr als drei Tage in der Woche für seinen Herrn arbeiten, die übrige eit für sich selbst frei haben solle. — Auch war der Kaiser Paul bei em Landvolk beliebt — und eben so bei den gemeinen Soldaten, selbst

*) Sybel, Historische Zeitschrift, III. 133—168.

Digitized by

bei denen der Garde, denen er doch das Leben durch immerwährende Exercitien und Wachtparaden sehr schwer machte.

Selbst der Landadel in den Provinzen fühlte sich nicht eigentlich sehr gedrückt, denn persönlich kam er dem Kaiser nur selten in den Weg, und die Bedürfnisse der Bildung, die den höheren Ständen allerdings durch das Verbot der Reisen, durch die strenge Büchercensur und dergleichen gar sehr verkümmert wurden, die hatte dieser Adel eben nicht. Wer sich ruhig auf seinem Landsitz hielt und den Behörden zu Neujahr und zu Ostern die erwarteten Geschenke darbrachte, war leidlich sicher.

Anders verhielt es sich mit den Bewohnern der Hauptstadt. In Petersburg und selbst in Moskau, wenn der Hof dort weilte, konnte selbst der einfache Bürgersmann nicht anders als mit einem Gefühl der Bangigkeit über die Straße gehen. Er konnte ja dem Kaiser begegnen und durch irgend etwas Zufälliges dessen Aufmerksamkeit und Jähzorn erregen. Der Kaiser hatte in der letzten Zeit befohlen, daß Jedermann in den Straßen vor ihm niederknieen solle; Damen im Wagen mußten anhalten und aussteigen, um im Schnee niederzuknieen — und Wehe dem, der ausweichen, der der Begegnung mit dem Kaiser dadurch entgehen wollte, daß er in eine Seitenstraße einbog. Der Kaiser gewahrte das mit seinem scharfen Auge nicht selten, ließ die Ausweichenden verfolgen und einholen und sie hatten dann wohl seinen Zorn in ernster Weise zu fühlen.

In höherem Grade gefährdet waren täglich und stündlich die Personen des Hofkreises, unerträglich das Loos der Gardeoffiziere, die jeden Augenblick dem Zorn des Kaisers verfallen konnten, keine Stunde ihres Daseins sicher waren, da ein kleines Versehen auf der Wachtparade, eine kleine Unregelmäßigkeit im Anzug genügten, diesen Zorn wachzurufen. Und am allerpeinlichsten war die Lage der Günstlinge des Kaisers, derer, die täglich und stündlich mit ihm verkehren mußten, die nie wissen konnten — wie sehr sie auch mit Gnaden überhäuft sein mochten — ob nicht das nächste Gespräch mit dem Kaiser ihren Untergang herbeiführte.

Dieser Lage der Dinge entsprach denn auch der Charakter der Verschwörung, die sich gegen den Kaiser, gegen diese unmöglich gewordene Regierung bildete; sie war keine politische; sie ging durchaus von persönlichen Beweggründen aus. Nicht etwa eine politische Partei, die ihr besonderes System in der Verwaltung des Reichs oder in dessen auswärtiger Politik zur Geltung bringen wollte, empörte sich gegen den Kaiser; auch nicht ein Stand, der, wie der Adel in Schweden, Standes-Vorrechte zu behaupten oder zu erweitern trachtete —: die vom Kaiser zumeist begünstigten Würdenträger seines Hofs und seiner Regierung, die ihn zunächst umgaben, verbanden sich gegen ihn, um der eigenen Gefahr und Angst ein Ende zu machen.

Die beiden französischen Hauptschriftsteller, die sich anstellen, als ob sie im Besitz aller Geheimnisse wären und alle Einzelnheiten dramatisch

machen suchen, Bignon und Thiers, sind in Wahrheit so wenig unter-tet, daß sie nicht einmal wissen, wer der Urheber der Verschwörung , zuerst bedacht ein Ende des unleidlichen Zustands herbeizuführen. s war der frühere russische Gesandte in Berlin, Graf Nikita Petro-ch Panin, ein Mann, der von früher Jugend an vielfach mit dem ser in Berührung gewesen war.

In der That konnte eigentlich auch nur ein Mann, der, wie Panin, kaiserlichen Familie von langer Zeit her nahe stand, einen solchen n entwerfen, denn unerläßlich war den Thronfolger, den Großfürsten xander, dafür zu gewinnen, und wie hätte wohl ein Mann, der nicht lange her nähere Beziehungen zu der kaiserlichen Familie hatte, wagen nen, dem jungen Prinzen solche Eröffnungen zu machen? — Wie hätte Anderer auch nur die Gelegenheit dazu gefunden? — Es mußte sogar mehr zusammentreffen, damit ein junger Mann von weichem Gemüth, der Großfürst Alexander war, bewogen werden konnte, einem solchen ernehmen zuzustimmen. Es gehörten dazu die Verhältnisse, wie sie waren im Innern der kaiserlichen Familie.

Am wenigsten darf wohl übersehen werden, daß die beiden ältesten hne des Kaisers, Alexander und Constantin, ihm und selbst ihrer Mutter früh entfremdet worden waren. Die Kaiserin Katherina hatte ihre kel den Eltern genommen, um sie in ihrer Weise zu erziehen; die jungen nzen hatten in ihrer Nähe in Petersburg gelebt, während ihr Vater Gatschina hauste, und dem Einfluß des elterlichen Hauses geflissentlich n gehalten, hatten sie Vater und Mutter nur sehr selten, und kaum ders als in Gegenwart Fremder gesehen. Erst seitdem der Kaiser Paul ierender Herr geworden war, traf er täglich mit seinen Söhnen zu-mmen, aber da waren beide schon vermählt — und Alexander besonders, chreckt durch das rohe Wesen seines Vaters, dessen seltsames, oft ver-rtes Gebahren er im Stillen mißbilligen mußte, wurde ihm in diesem nen Verhältniß nur noch fremder. Der Kaiser Paul seinerseits wußte, ß im Werk gewesen war, ihn zu Gunsten dieses Sohnes von der Thron-ge auszuschließen und sah deshalb nicht selten mit einem plötzlich er-chenden Mißtrauen, das gefährlich werden konnte, auf den Großfürsten exander. Der Prinz sah sich täglich von seinem Vater mißhandelt und r kaum weniger als ein Anderer in beständiger Angst erhalten.

Mit diesem Prinzen nun konnte Panin natürlich nie von etwas nderem sprechen als davon, daß man den irrsinnigen Kaiser von der ndes-Regierung entfernen, ihn dahin bringen müsse, der Krone zu ent-gen, oder doch den Prinzen zum Mitregenten zu ernennen und in dieser orm auf die Regierungsgewalt zu verzichten. Der Großfürst Alexander eß sich, wie der Kreis der Verschworenen, wie man sie nun bald nennen ußte, sich erweiterte, stets von neuem versprechen, daß seinem Vater kein eides geschehen solle. In jugendlicher Unerfahrenheit hielt er es für

Digitized by Google

möglich, einen Kaiser von Rußland, einen solchen Mann, wie Paul war, zu beseitigen, ohne sich an seinem Leben zu vergreifen; er hielt es für möglich, daß die Verschworenen das Aeußerste wagen würden, um dann doch immerdar in der beängstigenden Gefahr zu schweben, die ihnen drohte, so lange der entthronte Kaiser lebte und durch irgend eine neue Revolution wieder in Besitz der Macht gelangen konnte — und er traute das den Leuten zu, die sich am Hof der Kaiserin Katherina gebildet hatten; den Epigonen der Mörder Peters III.! Die Genossen des Bundes versprachen natürlich was der Großfürst verlangte — mit dem stillen Vorbehalt, daß dennoch geschehen werde, was geschehen mußte. Und dennoch konnte sich der Großfürst nicht entschließen, seine Zustimmung zu einer wirklichen That zu geben, die doch immer nothwendiger wurde, da das bloße Klagen und sich berathen zu nichts helfen, wohl aber alle Betheiligten in die größte Gefahr bringen konnte. Es handelte sich eben um einen Entschluß, der selbst einem härter gestählten Charakter, als der des Großfürsten war, sehr schwer geworden wäre.

An eine offene Empörung, wie sie sich gegen Peter III. erhoben hatte, war nicht zu denken, wenn anders die Verbündeten sich von der Lage der Dinge Rechenschaft zu geben wußten; die Elemente dazu hätten sich schwerlich gefunden, denn der Kaiser Paul war nicht, wie sein Vater, ein schwacher Mann, den man gering achtete, sondern ein strenger Herr, der gefürchtet wurde. Hätte man die Truppen offen gegen ihn führen wollen, sie hätten im entscheidenden Augenblick ihm, dem Kaiser, nicht den Verschworenen, gehorcht. Kaum daß man auf das Semenowsche Garde-Regiment glaubte zählen zu können, weil man seiner sämmtlichen Offiziere gewiß und der Großfürst Alexander sein Oberst war. Doch diese Schaar wäre nicht hinreichend gewesen zu einem so gewagten Unternehmen.

So waren denn die Verschworenen darauf angewiesen, wo möglich eine jener Revolutionen zu bewirken, wie ihrer der Orient und das Ost-römische Reich so viele gesehen haben —: eine solche, die im Innern des Palastes von den Vertrauten des Palastes unternommen und vollendet wird. Auf diese Weise eine Thronveränderung herbeizuführen, dazu standen auch den Verschworenen sehr bald die Mittel in ausreichendem Maße zu Gebote, da sich ihnen so ziemlich Alles anschloß, was den Kaiser umgab.

Mit richtigem Blick hatte Graf Panin erkannt, daß es vor allen Dingen und ehe man sich um andere Verbündete bemühte, darauf ankam, den Polizei-Minister, den General-Gubernator von Petersburg, den Grafen Pahlen, für die entstehende Verbindung und ihre Zwecke zu gewinnen. Pahlen konnte ein sehr nahe liegendes Interesse dabei haben eine jede Verschwörung, die ohne ihn zum Ziel kommen wollte, aufzuspüren und zu durchkreuzen; mußte er selbst doch jede Bedeutung verlieren, wenn sie

ung! Unter seinem Schutz dagegen konnte sich der Bund in verhältniß-
ßiger Sicherheit entfalten und zur That bereiten.

Daß Panin glauben durfte, man könne auf ihn rechnen, ist nament-
charakteristisch für die damaligen Zustände in Rußland. Denn Pahlen,
ehstländischer Edelmann von Geburt, von Paul in den Grafenstand
oben und reich mit Glücksgütern ausgestattet, stand zur Zeit mit am
sten in der Gunst und im Vertrauen des Kaisers. Aber eben deshalb
lte er sich unsicher, am unmittelbarsten den unberechenbaren kaiserlichen
nen ausgesetzt, in einer täglich gefährdeten Stellung. Man hat ihn
fach für den Urheber des Anschlags gegen Paul gehalten, das ist er
t gewesen und konnte er gar nicht sein, da ihm die intimen Be-
ungen zu dem Großfürsten Alexander fehlten, ohne die eine solche
le gar nicht denkbar war. Aber Panin hatte sich nicht getäuscht in
; er war sofort einverstanden mit dem beabsichtigten Unternehmen
da er die sämmtlichen Verbündeten an Energie und Verstand bei
em überragte, da er vermöge seiner amtlichen Stellung die Aus-
rung möglich machen oder auch die Verschworenen verderben konnte,
ng es ihm, sich der Leitung des Ganzen in solcher Weise zu bemäch-
n, daß selbst Panin dadurch in den Hintergrund gedrängt wurde und
Anderen wie bloße Werkzeuge in seiner Hand erschienen.

Sehr wichtige Dienste leistete den Verbündeten auch ein anderer
nstling des Kaisers, der gar nicht in ihre Reihen aufgenommen war,
lich der unbedeutende Graf Kutaissow. Die Verschworenen wünschten
den Fürsten Subow und seine Brüder an den Hof zurückgerufen zu
n, weil sie, eigentlich ohne Grund, glaubten, daß der Aelteste des
uses, der Fürst Platon, bedeutenden Einfluß in den Garde-Regimentern
e. Der Kaiser hatte diese Herren mit schnöder Mißachtung behandelt
entfernt; sie lebten in der Fremde, in Deutschland. Pahlen mochte
wohl nicht für gerathen halten, sich selbst und in sichtbarer Weise bei
Kaiser oder auch nur bei einem derjenigen, die ihm nahe standen,
sie zu verwenden; — Kutaissow mußte bewirken, daß sie die Erlaubniß
Rückkehr erhielten und der Fürst Subow wendete sich deshalb auf
nnten Wegen an ihn selbst. Die Art Kutaissow zu bestechen, ohne
Zartgefühl zu verletzen, war nämlich in der That bekannt; sie bestand
in, daß man einer Schauspielerin vom französischen Theater in Peters-
g, Madame Chévalier, reiche Geschenke darbrachte und sie um ihre
rsprache bat. Es scheint nicht, daß Kutaissow bei dieser Gelegenheit
die Absicht gehabt hätte, die Zwecke der Verschworenen zu fördern;
n Flug ging nicht so hoch! — Was ihn bestimmte, bezog sich stets auf
nahe liegenden Ziele einer ziemlich trivialen Selbstsucht; er erfüllte die
ünsche der Madame Chévalier, die übrigens auch in Napoleons Sold
standen haben soll.

Die drei Subows wurden zurückberufen, durften wieder am Hof

Digitized by Google

erscheinen und erhielten sogar wieder gewisse, wenn auch nur nomina Aemter, wie das in Rußland nothwendig war, um die Stellung solch Herren am Hof zu regeln. Platon Subow wurde Gouverneur des erste Cadetten-Corps; sein Bruder Valerian, Gouverneur des zweiten, nah außerdem, gleich dem jüngsten Bruder Nikolay, seine Stelle im Se wieder ein.

Einen anderen, wenigstens nicht minder wichtigen Dienst leistete da Kutaissow den Verschworenen dadurch, daß er Rostoptschin aus der N des Kaisers verdrängte. Dieser Minister wurde plötzlich entlassen und b darauf nach Moskau und auf seine Güter verwiesen. Man hat s plötzliche Ungnade in mehrfacher Weise zu erklären gesucht; namentl wird, auch in den neuesten Lebensbeschreibungen Rostoptschins, von ein Brief des Grafen Panin erzählt, der, aus Moskau an einen der V schworenen gerichtet, in Rostoptschins Hände gefallen wäre. Das Schrei sei dem Kaiser Paul vorgelegt worden; derjenige aber, an den es gerich war, habe sich mit solcher Energie zu vertheidigen gewußt, daß nich sondern Rostoptschin darüber in Ungnade fiel. Dieser Bericht leidet a an einer sehr großen Unwahrscheinlichkeit. Rostoptschin stand allerdi unter anderem auch an der Spitze der Post und war daher wohl in Lage Briefe aufzufangen und zu „perlustriren" wie der amtliche Ausd lautete —: aber gerade darum ist der Erzählung nicht zu glauben. Verschworenen kannten natürlich Rostoptschins Stellung und wußten wohl, welchen Gebrauch er davon machte; sie wußten auch, daß ihr Ko auf dem Spiele stand und waren nicht so naiv, ihre Briefe, wenn deren überhaupt wechselten, der Post anzuvertrauen. Auch weiß niem den Mann zu nennen, an den Panins Brief gerichtet gewesen wäre.

Nach den handschriftlichen Denkwürdigkeiten unmittelbar Betheili aber hatte auch Rostoptschins Fall wieder seinen Grund in einer Intrig die sich in einer viel niedrigeren Sphäre bewegte. — Die Familie rychkin nämlich wünschte eine Ehescheidung, die in der russischen Ki sehr schwierig und überhaupt nur vermöge eines ausdrücklichen Bef des Kaisers möglich ist; der Kaiser Paul aber hatte nie seine Zustimmu zu einer Scheidung gegeben. In dieser bedenklichen Angelegenheit w deten sich nun die Naryschkins in bekannter Weise mit Bitten und schenken an Madame Chévalier. Ein Savoyarde Namens Mermes, früher in untergeordneter Stellung zu der sardinischen Gesandtschaft geh hatte, diente als Vermittler. Da aber trotz aller schönen Versprechun die Sache nicht fördern wollte, beging Mermes die unverzeihliche Thorh sich auch noch an eine andere Französin zu wenden, die über den hau sächlichsten Gegner Kutaissows sehr viel vermochte. Das war eine sch Frau, die mit einigermaßen zweifelhaftem Recht den Namen Madame Bonneuil führte. Napoleon, dem darum zu thun war, sich wo mögl aller derer zu bemächtigen, die das Vertrauen des Kaisers besaßen, hat

Digitized by Google

als peinlich in Beziehung auf die Sauberkeit der Mittel, die zum
k führen konnten, auch diese Schönheit nach Petersburg gesendet; es
ihr gelungen, intime Beziehungen zu Rostoptschin anzuknüpfen und
wußte diesen wichtigen Mann im französischen Interesse zu erhalten.
Durch sie über die Angelegenheit der Naryschkins unterrichtet, glaubte
Rostoptschin im Besitz eines sicheren Mittels, den beständigen Gesell-
ter des Kaisers zu beseitigen, der ihm längst zur Last war. Er
ncirte nun dem Kaiser Kutaissow als einen Mann, der die kaiserliche
st und Gnade verkaufe, als einen Intriganten, der glauben mache,
er den Monarchen nach seinem Willen zu lenken wisse und eigentlich
essen Namen entscheide. Er berührte damit eine sehr empfindliche
im Gemüth des Kaisers und durfte also auf Erfolg hoffen; allein
igte sich, daß der ehemalige Kammerlakay doch noch mehr über seinen
n vermochte, als der ehemalige Kammerjunker. Kutaissow wußte es
zu bringen, daß eine förmliche Untersuchung verhängt wurde —
sie in die Hände ihm befreundeter Senatoren gelegt wurde — und
er schließlich in glänzend bestätigter Unschuld daraus hervorging.
mes erlitt als „Jakobiner" die Strafe der Knute und der Ver-
ung nach Sibirien; Rostoptschin wurde als gefährlicher Verläumder
Unschuld des Dienstes entlassen und vom Hof verwiesen.

Unheilvoll für den Kaiser Paul war dann auch, daß er in plötzlicher
e den Grafen Araktschejew in Ungnade verabschiedete und verbannte.
r getreue Eckhart nach tatarischem Zuschnitt hätte — vielleicht allein
Allen, die irgend eine Bedeutung hatten — nun und nimmer die
geboten zu einem Anschlag gegen den Kaiser.

Graf Pahlen war nun auch an Rostoptschins Stelle Präsident des
giums der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Da dieser Mann,
der Kaiser die Sorge für seine Sicherheit anvertraut hatte, an der
ze der Verschwörung stand, ließ sich gar mancher zum Beitritt bewegen,
es unter anderen Bedingungen wohl nicht gewagt hätte und bald
rten außer vielen Männern, die am Hof und in der Verwaltung
orragende Stellungen einnahmen, fast alle Generale der Garde dazu,
sämmtliche Offiziere des Semenowschen Garde-Regiments, bis auf
jüngsten herab, an ihrer Spitze der älteste Stabsoffizier des Corps
st Peter Michailowitsch Wolkonsky, zur Zeit Adjutant des Großfürsten
auch später sein beständiger Gefährte.

Zu gleicher Zeit bildete sich um die Kaiserin Maria Feodorowna,
ls Gemahlin, ein eigener kleiner Kreis, der aber nicht aus energischen
ruchlosen Männern der That bestand und sich, ohne eigentlich die
tel zu irgend einem Unternehmen zu besitzen, mit wesenlosen Plänen
häftigte. Die Familie Kurakin, der Kaiserin sehr ergeben, spielte in
em etwas harmlosen Nebenkreise die Hauptrolle und schmeichelte ihrer
en Beschützerin mit der Vorstellung, sie könne regierende Kaiserin,

Digitized by Google

Selbstherrscherin von Rußland werden und Katherinas Rolle wiederbe
Man sagte ihr, der Großfürst Alexander sei offenbar für den Thron
nicht reif; er werde wohl selbst vor der Last der Krone zurückbeben.
gegen sei die glänzende Regierung der Kaiserin Katherina noch allen ge
wärtig; ältere Leute erinnerten sich selbst noch der Regierung der Kai
Elisabeth als einer schönen und glücklichen Zeit; Rußland sei an ein
liches Regiment gewöhnt, habe sich unter einem solchen stets am be
befunden und die Nation verlange nach der milden Herrschaft einer
serin. — Persönlich aber sei sie ganz außerordentlich beliebt und die
der gesammten Nation werde sie, vereint mit den schönen Erinneru
einer eben erst vergangenen Zeit, ganz von selbst auf den Th
erheben.

Die Kaiserin ließ sich sehr gern davon überzeugen, daß sie angel
sei und glaubte das um so leichter, da ihr ganzes Thun und St
darauf gerichtet war, die Sympathien der Menge wie der höheren St
zu gewinnen: jene banale Popularität, deren Werth stets von neuem ü
schätzt wird, so oft sich ihre Nichtigkeit auch schon erwiesen hat. Sie
sich an die Spitze mehrerer Wohlthätigkeits-Anstalten gestellt und be
deren Verwaltung mit einem Eifer, den sie wenigstens nicht zu verber
suchte, und wo sie mit dem Volk irgend in Berührung kommen kon
selbst auf Spaziergängen, war sie stets darauf bedacht kleine Ereig
herbeizuführen, die ihre liebenswürdigen Eigenschaften zur Geltung bra

Außer den sehr zahlreichen und zum Theil jugendlich unvorsich
Genossen, die ausgesprochener Weise zu dem Bunde der Verschwore
gehörten — zu dem ernst gemeinten Bunde nämlich, an dessen S
Graf Pahlen stand — sahen und erriethen sehr viele Menschen, ja
alle diejenigen, die den vornehmen gesellschaftlichen Kreisen angehörten,
etwas im Werke sei. Dem konnte kaum anders sein, da die Salons
Frau von Sherebzow — einer Schwester der Subows — ein H
Versammlungsplatz der Verschworenen geworden waren. Was beab
tigt wurde war sehr leicht zu errathen; es konnte nur Eines sein —
wer die Sache betrieb, das konnte gewiß auch einer mäßigen Aufmerk
keit nicht entgehen. Unter solchen Umständen lag in jeder Verzöger
eine große Gefahr; denn wie konnte man hoffen, ein Geheimniß, das
vielen bekannt war und darunter so vielen unbesonnenen jungen
und so vielen Männern von zweideutigem Charakter, auf die Länge
dem Einen zu bewahren, der es nicht wissen durfte! — Und doch
der Großfürst Alexander nicht zu einem Entschluß zu bewegen, seine
stimmung zur That nicht zu gewinnen; — ohne seine Zustimmung
wagte man nicht zu handeln.

Schon waren die Verschworenen mehr als einmal nur durch
Glück, auf das man nicht für immer zählen durfte und durch große G
wandtheit und Geistesgegenwart ihrer Führer einer nahe drohenden

ng entgangen. Es fällt als etwas gar Seltsames auf, daß in Mitten
r Spannung, die in den höheren Ständen so vielfach sichtbar wurde,
Pater Gruber und die anderen Jesuiten gar nichts gewahr wurden
dem was vorging. Ihnen mußte doch daran gelegen sein, daß der
r Paul unangetastet blieb, und sie haben doch sonst ein scharfes Auge
Alles, was ihre Interessen zu schädigen droht!

Doch wie dem sei, es waren bereits namenlose Warnungen an den
r gelangt, in dessen unruhig bewegtem Geist ein leidenschaftliches
trauen immer tiefere Wurzeln schlug. Wenn er sich auch immer
r beruhigte oder beruhigt wurde, stieg dann doch wieder und wieder
inem Geist die Ahnung auf, daß eine böse Gesinnung gegen ihn thätig
r glaubte seine Gemahlin, seine Söhne strafbar, und beschäftigte sich
und wieder mit dem Gedanken, allem was ihn beunruhigte durch eine
Thät ein Ende zu machen.

So vergingen die Monate in der seltsamsten Spannung, bis der An-
des neuen Jahrhunderts Ereignisse brachte, die den düsteren Plänen
Kaisers eine bestimmte Form gaben und in jeder Weise auf eine Ent-
ung hindrängten.

Die Kaiserin ließ nämlich ihren Neffen, einen jungen Prinzen Eugen
Württemberg nach Rußland kommen. Er war der Sohn ihres
ers, desjenigen Prinzen Eugen von Württemberg der, in Schlesien
iert, als General der Cavallerie in preußischen Diensten stand. Schon
ittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Paul diesen damals neun-
gen Knaben zum General-Major und wenig später zum Chef des
wschen Dragoner-Regiments ernannt. Jetzt erschien der junge Prinz,
nicht volle vierzehn Jahre alt, von seinem Gouverneur, einem General-
or Diebitsch — dem Vater des späteren Feldmarschalls — begleitet,
etersburg und am Hof, und gefiel vom ersten Augenblick an dem
r ganz außerordentlich. Die Zuneigung, die Paul für den viel-
rechenden Knaben faßte, steigerte sich sogar, wie jede Regung des
üths, die sich seines krankhaften Sinnes bemächtigte, bis zu einer
khaften Exaltation. Dieser Knabe schien ihm wie vom Himmel ge-
et; sein Plan nahm nun eine bestimmte Gestalt an und schonungs-
sollte das Strafgericht über die eigene Familie des Kaisers herein-
en! — Was er eigentlich beabsichtigte, darüber sind wir freilich nur
h Pahlens Zeugniß belehrt. Seiner Aussage zufolge wollte Kaiser
l seine Gemahlin und seine Söhne zunächst in strenge Haft gefangen
n; — die Kaiserin in Cholmogor im hohen Norden, wo schon Anna
oldowna so viele Jahre vertrauert hatte, den Großfürsten Alexander
Schlüsselburg, den Großfürsten Constantin, der um die Verschwörung
nicht wußte, auf die Citadelle in Petersburg; — den dreizehnjährigen
nzen Eugen von Württemberg aber dachte er zum Thronfolger von
land zu ernennen! — Nach einigen Andeutungen scheint er ihn dabei

Digitized by Google

mit einer seiner Töchter, mit der nachherigen Königin von Württemberg
vermählt gedacht zu haben!

Es gehörte der gestörte Geist Pauls dazu dergleichen für möglich
ausführbar zu halten; zu glauben, daß Rußland wirklich auf sein blo
Wort den fremden Knaben ohne Widerstreben als Thronfolger, als
tigen Selbstherrscher werde gelten lassen! — Es gehörte dazu die unerm
liche Vorstellung, die der unglückliche Kaiser von der eigenen Machtv
kommenheit hatte. Er, der selbst in der Gefahr geschwebt hatte vom Thr
ausgeschlossen zu werden, hatte selbst die Befugniß des Zaren, einen Thr
folger zu ernennen, förmlich aufgehoben und ein strenges Erbfolge-R
zum Gesetz gemacht —: und nun wollte gerade er dies Gesetz wieder
heben; so wenig hatte er einen Begriff davon, daß ein Gesetz auch
binden, auch Seiner Willkür eine Grenze ziehen könne! — Freilich bew
auch die spielenden Vorstellungen, in denen sich die Familie Kurakin
Kaiserin gegenüber erging, wie wenig sich im Geist der russischen Gr
ein bestimmtes Rechtsbewußtsein festgestellt hatte, wie natürlich es i
vorkam, daß der Scepter durch einen sogenannten Staatsstreich aus ei
Hand in die andere ging: daß die Gewalt und nicht das Recht entsch

Der Kaiser Paul hatte für die Aufhebung der früheren Willkür
der Wahl eines Thronerben den Grund angeführt, daß sie alles Un
in Rußland herbeigeführt habe und nun, nach wenigen Jahren, woll
sie herstellen, ohne zu bedenken, daß unter den damaligen Umständen
als zu irgend einer früheren Zeit Unheil davon zu befürchten s
Befremdend tritt dann auch noch besonders in diesen Plänen hervor,
der Kaiser seine beiden jüngeren Söhne und ihr Dasein ganz verg
zu haben scheint.

Die Gunst, die er seinem erwählten Thronfolger zuwendete,
mit jedem Tage sichtbarer. Er redete den Knaben in deutscher Spr
stets mit den Worten „gnädigster Herr" an; er hatte ihn bereits in
ersten Tagen zum Commandeur des Malteser-Ordens ernannt —
vor allem fiel es auf, daß er ihm auf der Parade eine Ehre erwies,
noch niemanden widerfahren war —: daß er ihm die Honneurs m
und die paradirende Truppe selbst bei ihm vorbeiführte. Der ganze
lag natürlich zu den Füßen des jungen Prinzen, Subow vor Allen d
beflissen. Nur die Gräfin Liewen, der die Interessen ihrer Zöglinge,
Großfürsten, am Herzen lagen, zeigte ihm stets eine ganz unverhohl
Abneigung.

Schon hatte der Kaiser hin und wieder andeutend eines „gr
Schlages" gedacht, den er zu führen gedenke, jetzt äußerte er mit gr
zürnender Bestimmtheit in drohender Weise gegen Kutaissow und g
die Dame, der er huldigte, die schöne Fürstin Gagarin, geborene Lopuchin
daß nun die Zeit zu jenem Schlage bald gekommen sei. Er fügte sogar
den bedenklichen Wink hinzu, daß er genöthigt sein werde Köpfe fallen zu

Digitized by Google

n, die ihm einst lieb gewesen. (Sous peu je me verrai forcé de
tomber des têtes qui jadis m'étaient chères.) Wem diese äußerste
hung galt, wie weit sie reichen konnte, war schwer zu ermessen! So-
wurden diese Drohungen dem Grafen Pahlen hinterbracht; ob von
ehemaligen Diener, den Paul als Freund aus dem Staube bis zu
Stufen des Throns erhoben hatte, ob von der gefeierten Dame, von
ich der Kaiser geliebt glaubte, ist nicht bekannt geworden. Ein Dritter
es kaum gewesen sein. Treu aber erwies sich niemand.

Als dann der Kaiser zwei verbannte Günstlinge an seinen Hof zurück-
den auch seiner unerbittlichen Härte wegen übel berufenen Ingenieur-
ral Lindener — einen ehemals preußischen Offizier, der in russische
ste übergetreten war — und vor Allen den gefürchteten Araktschejew —:
ar nicht mehr zu zweifeln, daß die Gefahr in nächster Nähe drohe.
Pahlen mußte sich sagen, daß es sich nun um Tage handle, wenn
s eigene Leben sicher stellen wollte — er war veranlaßt mit größerem
druck, als je zuvor, auf des Großfürsten Zustimmung zur That zu
en, und er konnte das auch, da er, dem der Kaiser in blindem Ver-
n seine Pläne mitgetheilt hatte, genau zu sagen wußte, in welcher
hr die kaiserliche Familie schwebe und auf wen ihre Rechte übertragen
en sollten. Er konnte Pauls Drohungen wiederholen und Araktschejews
Ankunft als den Augenblick bezeichnen, wo alles unrettbar zusammen-
en müsse, wenn man noch zögern wollte; — auch durfte er daneben
hern, daß Alles vorbereitet und weder für die Ruhe des Reichs noch
ie kaiserliche Familie etwas zu befürchten sei. Mit schwerem Herzen,
hränen, willigte der Großfürst Alexander endlich darein, daß die That,
er Augenblick forderte, unverzüglich ausgeführt werde, aber hoch und
ließ er sich dabei von neuem geloben, daß kein Frevel gegen das
seines Vaters geübt werden solle.

Auch ein rüstiger Mann, dem die verwegene That anvertraut werden
te, war nun sofort gefunden. Es war der General-Lieutenant Bennigsen,
Hannoveraner von Geburt, seit dreißig Jahren russischer Offizier und
der Kaiserin Katherina reich beschenkt mit confiscirten Gütern pol-
er Edelleute in Litthauen. Der Kaiser Paul hatte ihn eben jetzt in
n Anfall übler Laune aus Petersburg auf seine Güter verwiesen.
len und Platon Subow kannten ihn als nahe befreundet mit Nikita
in und wußten daher, daß sie sich ihm anvertrauen durften. Sie
gen ihn heimlich in Petersburg zu bleiben, was sich unter dem Schutz
Polizeiministers natürlich sehr leicht thun ließ, und sie fanden sich
getäuscht in ihm; sowie ihm der Großfürst Alexander als zustimmend
nnt wurde, zeigte er den größten Eifer bei der Ausführung an die
ze zu treten. In Wahrheit aber war die Rolle, die er so bereitwillig
nahm, die schlechteste von allen; schlechter als die irgend eines anderen
r den Verschworenen. Die Uebrigen waren Russen, sie wurden un-

Digitized by Google

mittelbar und unvermeidlich berührt von dem Heil oder Verderben
Heimatlandes. Sie konnten wenigstens vorgeben, daß es ihnen um
öffentliche Wohl zu thun sei. Bennigsen dagegen war ein Fremder
einfach nach Haus gehen konnte, wenn es ihm in Rußland nicht
Wunsch ging. Wie hätte er andere als persönliche Beweggründe
können!

Nun wurde nur noch auf einen Tag gewartet, an dem der
reihe nach das Semenowsche Garde-Regiment die Wache im Palast
Einige von den Vielen, die, ohne an der Verschwörung Theil zu n
doch sahen und vermutheten — oder selbst wußten was vorging, b
teten, es könne auch den jungen Prinzen von Württemberg ein schl
Loos treffen, obgleich gar kein Grund vorlag die Hand auch gegen
erheben, da er von den abenteuerlichen Plänen, die der Kaiser in Be
auf ihn hegen mochte, nicht entfernt eine Ahnung hatte. Scho
ihm die schöne Fürstin Gagarin in geheimnißvollen Worten von G
gesprochen, die auch ihm drohen könnten. Auf dem letzten Hoffest
der Kaiser Paul erleben sollte, kam sie darauf zurück. Es fand
gegen Ende des Winters an jedem Sonnabend bei Hofe ein großes
statt. An dem letzten dieser festlichen Abende zeigte sich der Kaiser
sam aufgeregt, maß die Kaiserin und seine Söhne mit so zornigen
und fuhr sie in so drohender Weise mit unfreundlichen Worten a
selbst die unbefangensten der Anwesenden von einem unheimlichen
ergriffen und auf das Aeußerste erschreckt waren. Doch war die
Gagarin nicht für die in solcher Weise behandelte kaiserliche Fam
sorgt; sie wußte Andere von näher heranschleichender Gefahr bedro
flüsterte dem jungen Prinzen von Württemberg zu, wenn er je ein
fluchtsort bedürfen sollte, werde er ihn in ihrem Hause finden.
jamais vous aviez besoin d'un asile vous le trouveriez
moi.")

So kam der 11./23. März heran. An diesem letzten Tag
Lebens erließ der Kaiser Paul, ganz für Napoleon und dessen Pl
wonnen, noch ein sehr heftiges Schreiben an seinen Gesandten in
Baron Krüdener. Er befahl diesem ernstlich, darauf zu dringen
Preußen feindlich gegen England einschreite und namentlich Ha
besetze. Der Gesandte sollte im Weigerungsfall mit einem russische
von achtzigtausend Mann drohen, und diese Drohung war ernstlich g
denn der Kaiser beschäftigte sich in der That mit dem Gedanken, Ostp
durch Eroberung für Rußland zu gewinnen, wenn Preußen sich der
Napoleons nicht anschließen wollte. Allem Anschein nach damit Kr
sich mit der Befolgung dieser Befehle nicht übereile, fügte Pahl
merkwürdige Nachschrift hinzu: „Sa Majesté Impériale est indis
aujourd'hui. Cela pourrait avoir des suites." — Er sagte dam
bestimmt was er erwartete, was ihm als das unvermeidliche Ergebn

Digitized by Google

hsten Stunden vorschwebte — und was sein dem Großfürsten Alexander derholt gegebenes Wort in Wahrheit wog.

Am Abend dieses Tages versammelte der Commandeur des Preobra- iskischen Garde-Regiments, General Talysin, der in der Nähe des mmer-Gartens und des Michailowschen Palastes wohnte, eine Menge der schworenen und viele junge Offiziere zu einer Abendmahlzeit in seinem ise. Panin fehlte in der Versammlung, er war zur Zeit in Moskau, : Pahlen, Bennigsen, Platon und Nikolay Subow waren anwesend. er den jungen Offizieren waren mehrere, die bis dahin nicht an der schwörung Theil genommen hatten; das waren solche, die kurz zuvor en geringer Versehen harte und demüthigende Strafen erlitten hatten, man erbittert wußte und leicht mit der Menge fortreißen konnte. hlen und Bennigsen hielten sich mit Berechnung innerhalb der Grenzen strengsten Mäßigkeit — den jungen Herren wurde der Wein über- lich eingeschenkt, dann wurden sie in schwunghaften Reden zu einer mreichen That, zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen.

Einer der Verschworenen, der Senator Geheimrath Troschtschinsky, varf ein Manifest, in dem gesagt war, der Kaiser habe Krankheit halber Großfürsten Alexander zum Mitregenten anzunehmen geruht. Der ser, wurde den jungen Offizieren gesagt, solle gezwungen werden diese unde zu unterschreiben. Zu diesem Ende solle er nöthigenfalls auf die ung nach Schlüsselburg gebracht werden. Doch findet sich weder in handschriftlichen Denkwürdigkeiten Bennigsens noch in den Aufzeich- igen Anderer, die den Ereignissen nahe standen, eine Spur, daß man nd welche Anstalten getroffen hätte den Kaiser wirklich nach Schlüssel- g zu schaffen, oder daß man dort Einverständnisse gehabt hätte. Da- en antwortete Pahlen, als im letzten Augenblick ein vom Wein erhitzter ger Mann ihn fragte, was denn geschehen solle, wenn der Kaiser sich Wehr setzte, mit dem trivialen französischen Sprichwort, daß man eben t zerschlagen müsse, wenn man einen Eierkuchen machen wolle. (Quand veut faire une omelette, il faut casser des oeufs.)

Inzwischen hatten sich, verabredeter Weise, um Mitternacht das erste taillon des Semenowschen Garde-Regiments unter dem General Depre- owitsch, das dritte und vierte des Preobrashenskischen Regiments unter n General Fürsten Wäsemsky und Obersten Sapolsky, am oberen Ende Sommer-Gartens, unweit des Michailowschen Palastes, versammelt. s die Meldung eintraf, daß diese Truppen in Bereitschaft ständen, brach Gesellschaft bei Talysin auf. Platon Subow und Bennigsen über- hmen es, von dem ganzen Schwarm der jüngeren Offiziere begleitet, e Angelegenheit mit dem Kaiser persönlich abzumachen" — während hlen und der General Uwarow an der Spitze der bei dem Sommer- rten versammelten Truppen für die Sicherheit der Verschworenen nach ßen sorgen wollten. Später glaubten die Verschworenen selbst, Graf

Digitized by Google

Pahlen habe sich, indem er diese Rolle übernahm, für alle Fälle j stellen wollen. Die That gelang — da war Pahlen der Erste, der Großfürsten Alexander als Kaiser begrüßte und unschuldig an dem gangenen Mord vor ihn treten konnte. Wäre das Unternehmen lungen, dann hätte er die Verschworenen verhaftet und sich dem K Paul als Retter vorgestellt. So beurtheilten die eigenen Genossen Charakter des Mannes.

Der Kaiser bewohnte den in aller Eile in kurzer Zeit aufgefü Michailowschen Palast, der, von einem Wassergraben umgeben, nur möge einer Zugbrücke zugänglich war. Diese Brücke wurde bei Nacht gezogen und im Innern des Palastes wurde der Wachtdienst nach Vorschriften geübt, die in einer Festung in Kriegszeiten gelten. Vorsicht, im Ganzen vergeblich, hatte doch zur Folge, daß einer der bedeutendsten der Verschworenen für den Augenblick eine sehr wi Person wurde; das war der Lieutenant und Bataillons-Adjutan Preobrashenskischen Garde-Regiment Argamakow, der zugleich die T eines Platz-Adjutanten im Palast versah. Nur der Platz-Adjutant h zu jeder Stunde Einlaß begehren — nur auf seinen Befehl wurd Zugbrücke niedergelassen, nur er kannte alle Gänge und Treppen im In und wußte die Verbündeten zu führen.

Wir übergehen hier die Einzelnheiten der grauenvollen Scene i Kaisers Schlafgemach, in der Paul, zu Boden geworfen von dem Fü Jaschwil, erwürgt mit der Schärpe eines Lieutenants vom Ismailow Garde-Regiment, Namens Skarätin, sein unglückliches Ende fand; sie in dem schon angeführten Aufsatz vorzugsweise nach Bennigsens D würdigkeiten mitgetheilt. Doch dürfen wir auch hier Bennigsens i wissem Sinn bewundernswürdige Besonnenheit nicht unbeachtet la Einer der Verschworenen, ein Lieutenant Bibikow vom Semenow Regiment, folgte den Genossen mit einer kleinen zuverlässigen Schaar d Regiments bis in das Vorzimmer des Kaisers. Das Geräusch, das Wa geklirr, wie er hier einrückte, erschreckte die Verschworenen, die Me wendeten sich zur Flucht —: Bennigsen sprang mit gezogenem Degen die Thüre und hielt sie mit der Drohung zurück, jeden niederzustoßen, entweichen wolle. Dann, als der Kaiser bereits mit Jaschwil rang wohl niemand sich darüber täuschen konnte wie die Scene innerhalb nächsten Minuten enden mußte — befahl Bennigsen dem Fürsten Jasch den Kaiser festzuhalten — eilte selbst in die äußeren Gemächer, um Wa auszustellen — und kehrte nicht eher zurück, als bis ein trunkener jun Offizier ihm entgegenrufen konnte: „Il est achevé!" — Nun rief Bennig „Halt! halt!" in die Menge hinein, drängte sich durch zu dem entseel Körper und stieß die furchtbarsten Drohungen gegen die Mörder a Mit der eifrigsten Sorgfalt untersuchte er dann, ob der Kaiser noch das Leben zurückgerufen werden könne. Wer durfte ihn darnach beschi

en, an der Unthat Theil gehabt zu haben! — Erst als er sich über- gt hatte, daß jede Hoffnung vergebens sei, ließ Bennigsen den Leichnam das Bett legen und befahl den Dienern, die nun herbeigerufen rden, ihn in die Uniform zu kleiden. Der Kaiser sei am Schlage erben.

Inzwischen waren Platon Subow und sein Bruder auf die Schloß- che geeilt, ließen sie ausrücken und verlangten, sie solle dem Kaiser xander ein huldigendes Hurrah! zurufen. Standhaft weigerten sich Soldaten, auch als der Großfürst Alexander, der in der Nacht ein nifest unterschrieben hatte, vermöge dessen er die Mitregierung über- m, selbst vor ihren Reihen erschien.

Hier, im Schloßhof, der Wache gegenüber, traf den bisherigen Groß- ten die furchtbare Botschaft von dem Tode seines Vaters, und während Soldaten ihm nun willig huldigten, schien er im ersten Augenblick nichtet durch den furchtbaren Schlag.

Doch mußte er sich schnell einigermaßen zu fassen suchen; Bennigsen, herantrat, erhielt den Befehl über die Truppen und im Palast, den bewachen sollte. Dem Grafen Pahlen, der nicht geeilt hatte, nun aber auch mit seinen Truppen herankam, wurde der Auftrag ertheilt, die serin Maria Feodorowna von dem Geschehenen zu unterrichten. Dann der neue Kaiser in den kaiserlichen Winterpalast — begleitet von em Bruder Constantin, der auch herbeigekommen war. Dieser Prinz te sich durch die gewaltigen Ereignisse, auf die er in keiner Weise vor- eitet und denen er am allerwenigsten gewachsen war, in solchem Grade hreckt, daß er darüber alle Fassung und Haltung verloren hatte.

Trübe und formlos wurde dann in der Kapelle des Winterpalastes frühen Morgen die Regierung Kaiser Alexanders eingeleitet. In hlässigem Anzug, mit aufgelöstem Haar, in Thränen wohnte dort der endliche neue Landesherr dem Gottesdienst für Sterbende bei, und die tretenden, hohen und niederen Ranges, leisteten, wie sie ankamen, den der Treue, ohne daß irgend eine Rangordnung, irgend ein Ceremoniel bachtet worden wäre.

Andere leidenschaftliche Scenen eigenthümlicher Art fielen, der Menge sichtbar, im Innern des Michailowschen Palastes vor. Die Kaiserin- utter, wie sie fortan genannt wurde, Maria Feodorowna — die selt- mer Weise ihrem Leibarzt, dem Geheimerath Beck, befohlen hatte, diese hängnißvolle Nacht über im Palast zu verweilen, obgleich in der kaiser- hen Familie niemand krank war — empfing Pahlens Botschaft leiden- aftlich zürnend und sprach es offen aus, daß sie an den natürlichen od ihres Gemahls nicht glaube. Sie drohte den Thätern mit ihrer ache, mit den furchtbarsten Strafen und verlangte den entseelten Körper s Kaisers zu sehen; — da diese Forderung einer entschiedenen Weigerung gegnete, eilte sie zu Alexanders Gemahlin, der nunmehrigen Kaiserin

Digitized by Google

Elisabeth, und „hier zeigte sie nicht sowohl Schmerz über den Tod ihr Gemahls als andere Gemüthsbewegungen“ — bemerkt Bennigsen. Na der Aussage eines jedenfalls beachtenswerthen Zeugen, soll sie in ihr namenlosen Aufregung, die sie der Herrschaft über sich selbst beraubte, weit gegangen sein, gegen ihre Umgebung in deutscher Sprache auszurufe „Ich will regieren!“ *)

Bennigsen, der hier vor ihr erschien und sie im Namen des Kaise Alexander aufforderte, sich zur Huldigung in den Winterpalast zu bege wurde nicht besser empfangen als vorher Pahlen. Weit entfernt, i Bewegung bemeistern oder verbergen zu wollen, brach die Kaiserin in Worte aus: „Wer ist Kaiser? — wer nennt Alexander Kaiser?“ — u da Bennigsen erwiderte: „Die Stimme der Nation!“ — erklärte sie derselben Heftigkeit, sie werde ihren Sohn nicht anerkennen. Doch dieser kühnen Weigerung nur ein bedenkliches Schweigen antwortete, fü sie mit leiserer Stimme hinzu: „bis er mir Rechenschaft von seiner A führung in dieser Angelegenheit gegeben hat.“ — Mit Heftigkeit er sie dann wieder Bennigsens Arm und verlangte zu dem entseelten Kör ihres Gemahls geführt zu werden; sie befahl, sie drohte mit Rache u Strafe — aber Bennigsen verweigerte den Gehorsam. Wie es schei wußten er und Pahlen so gut wie der Kaiser Alexander um die eigentl harmlosen, weil vollkommen ohnmächtigen, Umtriebe der Kurakins — Bennigsen fürchtete, wie er selbst uns sagt, die Soldaten; er fürchtete, sie sich, in ihrer Anhänglichkeit an den todten Kaiser, wohl zu irge einem thörichten Beginnen könnten verleiten lassen. — Da die Kaiseri die Aufforderung zur Fahrt nach dem Winterpalast, auch nachdem e Strom von Thränen sie etwas beruhigt zu haben schien, stets mit de selben Leidenschaftlichkeit zurückwies, auch durch die Bitten und milde Vorstellungen der jüngeren Kaiserin nur zu neuem Zorn gereizt wur und nur mit den heftig gesprochenen Worten: „Que me dites vous? — Ce n'est pas à moi à obéir! — allez! — obéissez si vous voulez! darauf antwortete — da sendete Bennigsen zum Kaiser, um sich Verhal tungsbefehle und Pahlens Beistand zu erbitten.

Der Kaiser ertheilte die Weisung, der Kaiserin-Wittwe in Beziehun auf ihren Besuch im Sterbezimmer zu willfahren, wenn es ohne Gefah geschehen könne — und Pahlen, der nun wieder vor der beleidigten Kai serin erschien, nahm alle ihre Vorwürfe, alle Ausbrüche ihrer Leidenschaf mit der kältesten Fassung auf und erklärte mit cynischer Dreistigkeit gerade daß er um Alles gewußt habe; Rücksicht auf das Wohl des Reichs und selbst auf die Sicherheit der kaiserlichen Familie rechtfertige was geschehen sei. Gründe der Politik sollten die Kaiserin-Wittwe trösten. Da seine schonungslose Beredtsamkeit keinen Erfolg hatte, kehrte er zum Kaiser zurück

*) Von-Wisin, Denkwürdigkeiten, 77.

Digitized by Google

Trotz aller ihrer „harten und drohenden Worte“ weigerte sich Ben-
sen fort und fort die Kaiserin in das verhängnißvolle Schlafgemach zu
ren, so lange sie sich nicht vollkommen beruhigt habe, und wie es
int, glaubte auch er sich berechtigt, ziemlich rücksichtslos mit ihr zu
chen. Wenigstens erzählt er selbst, daß er ihr unter anderem gesagt
e: „Madame, on ne joue pas la comédie!“ — Erst als sie ver-
chen hatte sich zu beherrschen, geleitete er dann die Kaiserin und die
ßfürstinnen an die Unglücksstätte, an das Lager des entseelten Kaisers.
s hier vorging, das Benehmen der trauernden Kaiserin, nennt Ben-
sen in seiner cynischen Weise „eine vollkommene Theaterscene!“

Auf der Fahrt zum Winterpalast erwartete dann die Kaiserin Marie,
uns erzählt wird, „sichtlich“, daß die Menge, die hier durch die Straßen
gte, bei ihrem Anblick etwas zu ihren Gunsten unternehmen werde.
s geschah natürlich nicht; es waren vielmehr Scenen ganz anderer
, die sich auf diesem Wege dem Auge der Kaiserin zeigten; Scenen,
sie jedenfalls enttäuschen mußten. Ueberall begegnete ihr der Ausdruck
lautesten, jubelnden Freude; man begrüßte sich gegenseitig, wie nach
er trüben Zeit langer Trennung; man umarmte sich und Einer wünschte
Anderen Glück, als sei jeder Einzelne aus dringender Gefahr errettet;
nschen, die einander fremd waren, sprachen wie vertraute Freunde ihre
fühle gegen einander aus.

Unter den Zeugnissen derer, die jene Zeit erlebt hatten, dürfen hier
hl auch einige Zeilen des Grafen Toll in Erinnerung gebracht werden,
damals als Generalstabs-Offizier in Petersburg beschäftigt war. Sie
d charakteristisch für die Zeit und die Zustände und für ihn selbst.

„Wir waren denselben Tag (12./24. März 1801) zu Mittag bei dem
barzt Beck, der die ganze Nacht bei der Kaiserin Maria Feodorowna
vesen war,“ so erzählt Toll. „Hier wurde ganz frei und unbefangen
m Tode des Kaisers Paul Petrowitsch gesprochen; alle Einzelnheiten
s Ereignisses wurden verhandelt, als ob von etwas ganz Gewöhnlichem
Rede sei, und niemand in der Gesellschaft verrieth dabei ein anderes
nteresse, als das der Neugierde. Mich aber bewegte innerlich vor allem
schändliche That der Verbrecher, besonders die des Grafen Pahlen, der
m Kaiser Paul mit Wohlthaten überhäuft worden war und nun die
auptrolle in der Verschwörung gespielt hatte.“

Ein Neffe Subows, ein junger Sherebzow, der die Nachricht von
m Tode des Kaisers Paul nach Berlin zu überbringen hatte, sprach
rt mit einer so seltsamen Ruhmredigkeit von allen Einzelnheiten des
gangenen Frevels, daß er am preußischen Hof und in den gesellschaft-
chen Kreisen Berlins den allerpeinlichsten Eindruck machte.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Alexanders I. Regierung bis zum Wiener Congreß.

Erstes Capitel.

Das Wesen der neuen Regierung; — ihre friedlichen Absichten; — vielfach verfügte Neuerungen; — Friedensschlüsse mit England und Frankreich; — Graf Pahlen entfernt; — die Vertrauten des Kaisers; — Einrichtung der Ministerien; — die Minister und ihre Gehülfen; — Errichtung neuer Universitäten und Schulen; — die Befugnisse des Senats festgestellt; — Versuche, die Leibeigenschaft aufzuheben.

Es war in jedem Sinn des Wortes eine Palast-Revolution, die Rußland erlebt hatte, ja diesmal sogar viel unbedingter als in früheren Fällen verwandter Art, auch der Absicht wie der That und dem Hergang nach eine Palast-Revolution. Es galt einen Herrscher zu beseitigen, dessen Herrschaft eine zunehmende Zerrüttung des Geistes unerträglich machte, und einen Prinzen auf den Thron zu erheben, von dessen mildem Sinn man eine bessere Zukunft erwarten durfte. Weiter war nichts beabsichtigt; die Verbündeten, die sich um den Großfürsten Alexander schaarten und endlich zur That schritten, hatten dabei keineswegs im Sinn gehabt, den Staat, die Regierung, die gesellschaftlichen Zustände umzugestalten; sie hatten keine weiter reichenden Pläne für die Zukunft entworfen.

Nur in Beziehung auf Einen der Verschworenen wird — aber auch nur in sehr vereinzelter und unsicherer Weise — angedeutet, daß er Anderes und mehr beabsichtigt haben könnte — und dieser Eine ist der eigentliche Urheber der Verbindung gegen den Kaiser Paul, der Graf Nikita Petrowitsch Panin.

Ein Zeugniß, das sich auf die Aussage eines Flügel-Adjutanten Kaiser Pauls, des Grafen Peter Alexandrowitsch Tolstoy, beruft,*) giebt an, Panin

*) Von-Wisin 78.

e die Gelegenheit benützen wollen, um die oligarchische Verfassung zur
ltung zu bringen, die sein Oheim Nikita Iwanowitsch vier Jahrzehnte
her entworfen hatte, und einen Reichsrath nach schwedischem Vorbild
die Spitze der Regierung zu stellen. General Talysin, der, als Com-
ndeur des Preobrashenskischen Regiments und von den Soldaten ge-
t, glauben durfte, daß er viel über die Garden vermöge, soll den
oßfürsten Alexander darauf vorbereitet haben, daß dergleichen Zu-
thungen zu gewärtigen seien, er soll ihn aufgefordert haben sie zurück-
weisen und sich unbedingt auf die Garden zu verlassen —: ein Rath, den
h ein weniger beliebter Vorgesetzter mit größter Zuversicht hätte geben
nen.

Allein der neue Kaiser kam gar nicht in den Fall, solche Forderungen
wehren zu müssen. Es wäre zwar möglich, daß Panin Pläne im Sinn
Familien-Ueberlieferung seines Hauses entworfen hätte, wenigstens
tet Manches darauf, daß im Kreise der russischen Magnaten der frühere
st, das Streben nach dem unmittelbaren Besitz der Macht, nicht ganz
schen war. Aber selbst wenn er zur Stelle gewesen wäre, hätte Graf
nin wohl keinen Einfluß in solchem Sinn zu üben vermocht, denn er
 kein Mann entschlossener That und hatte kein Ansehen unter Offi-
en und Soldaten. Er mußte im Augenblick der Entscheidung gar sehr
ückstehen gegen Generale wie Bennigsen und Talysin oder vollends
en einen Mann wie Pahlen, der die Ausführung in Händen hatte.
nz gewiß aber hätte er Pahlen am allerwenigsten zum Vertrauten
cher Bojarenpläne machen können. Dem ehstländischen Edelmann, der
dere Interessen hatte als die russischen Magnaten und als leitender
nister den größten Einfluß zu üben hoffte, lag dergleichen sehr fern.
d nun war Panin noch dazu, als es zur Entscheidung kam, schon seit
gerer Zeit abwesend.

Was den Fürsten Subow anbetrifft, so veranstaltete er ganz kurze
t nach dem tragischen Ereigniß ein großes Banquet — oder Gelag —
seinem Hause, bei dem er selbst ohne Puder, im Frack und runden
 erschien und unmittelbar nach dem festlichen Mahl eine Pharao-Bank
flegte —: lauter Dinge, die unter dem Kaiser Paul streng verboten
ren und mit Verbannung nach Sibirien bestraft wurden. Das war
 Art von Freiheit, für die Subow und seines Gleichen Sinn hatten.

Aber, wie beschränkt oder unbestimmt auch die Absicht gewesen sein
chte, die bei dem Unternehmen gegen die unerträgliche Tyrannei des
glücklichen Kaisers gewaltet hatte, der Regierungs-Antritt Alexanders
rde zu einem Epoche machenden Wendepunkt in der Geschichte des rus-
chen Reichs, mit dem eine tief gehende Veränderung, zwar nicht in den
rmen, wohl aber in Wesen und Inhalt der Regierung dieses Reichs
ntrat. Die Regierung wurde nicht nur eine mildere und bessere wie
an gehofft hatte — sie wurde eine wesentlich andere.

Digitized by Google

Seit sechs Jahrzehnten, seit den Tagen der Kaiserin Anna, war die Selbstherrschaft in Rußland ihr eigener Zweck gewesen, die unumschränkte Macht eigentlich nur darauf verwendet worden, sich selbst zu wahren — alles Andere war, auch unter Katherina II. nebensächlich und seiner eigentlichen Bedeutung nach, wie auch der äußere Schein geartet sein mochte, doch nur diesem Zweck dienstbares Mittel.

Dem Kaiser Alexander waren die Vorstellungen, wie die Besorgnisse fremd, die für seinen Vater und die drei regierenden Kaiserinnen maßgebend gewesen waren — er trat unbefangen heraus aus dem Ideen-Kreise, in den seine Vorgänger sich gebannt gefühlt hatten; sein Geistesleben bewegte sich ungebundener in einer freieren Region und er faßte seinen Beruf und seine Aufgabe anders auf als die Regenten, denen er folgte. Wohl hatte er eben in erschütternder Weise erlebt, was unter Umständen in Rußland möglich war gegen einen Kaiser, und auch die Pläne, die Paul in Beziehung auf ihn selbst und die Thronfolge gehegt hatte, waren wohl geeignet, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie wenig das Recht der Thronfolge in Rußland auch jetzt noch unwiderruflich und fest gesichert war —: aber mit der Arglosigkeit der Jugend folgerte er aus diesen bedenklichen Erlebnissen nichts in Beziehung auf sich selbst und die eigene Stellung. Nur was Pahlen und Bennigsen ihm von den Ereignissen im Innern der kaiserlichen Familie berichteten, hatte ein gewisses Mißtrauen in ihm erregt, daß sich auch in der Folge und bis an das Ende seiner Tage niemals ganz verlor, aber es bezog sich auf einen sehr engen Kreis und der Kaiser glaubte auch wohl nicht an eine wirkliche Gefahr von dieser Seite. Mißtrauen konnte sich bei ihm überhaupt zu der Zeit nur in Beziehung auf einzelne Personen einschleichen; im Allgemeinen trat er, seines Rechtes gewiß, im Bewußtsein der reinsten und edelsten Absichten, mit Vertrauen unter sein Volk.

Dann aber auch war der Kaiser Alexander der Sohn einer Zeit, in der die Philosophie und namentlich die humanitären Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts — selbst mit dem Anstrich von Empfindsamkeit, den ihnen Rousseau gegeben hatte — bestimmend in das Leben einzugreifen begannen, und die Regungen seiner Zeit waren seiner Bildung nicht fremd geblieben. So faßte er denn auch im Sinn dieser werdenden Zeit seine Stellung nicht als eine Herrschaft auf, die ihm zustände, sondern als ein Amt, dessen er im Interesse der Gesammtheit zu walten habe; *die Selbstherrschaft hatte nicht mehr ihre eigene Erhaltung zum Zweck;* sie wurde wieder dienend, ein Mittel, Zwecke zu fördern, die außerhalb ihrer selbst lagen, die Interessen der Gesammtheit zu wahren und die Fortschritte der Cultur zu vermitteln.

So tiefgehend aber auch die Wandlung war, welche die Regierung Rußlands in Geist und Inhalt dadurch erfahren mußte, war sich der junge Kaiser doch dessen nicht bewußt, daß er in neue Bahnen einlenkte

daß in Folge dessen sein Regiment einen geraden Gegensatz zu den
angegangenen Regierungen bilden werde. Er versprach in dem Manifest,
welchem er seine Thronbesteigung ankündigte, das ihm von der Vor-
ung anvertraute Volk nach den Gesetzen und im Sinn und nach dem
zen seiner weisen Großmutter, der großen Kaiserin Katherina glor-
hen Andenkens zu regieren, um ihren weisen Plänen gemäß Rußland
die höchste Stufe des Ruhms zu erheben und die bleibende Wohl-
rt seiner Unterthanen zu sichern. In Wahrheit aber that er mehr
Besseres.

Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß diese Wandelung der
ischen Regierung keineswegs, wie wohl anderwärts geschehen ist, nach
em Gesetz innerer Nothwendigkeit aus veränderten gesellschaftlichen Zu-
den hervorging. Hatte auch die europäische Cultur unter der Kaiserin
herina mehr als früher, wie alle Welt, so auch den gesellschaftlichen
is beleckt, der sich um den russischen Hof bewegte, so war es damit
keineswegs in solcher Weise Ernst geworden, daß Geist und Richtung
Regierung dadurch hätte mit zwingender Gewalt bestimmt werden
nen. Daß die Regierung ihr eigenes Wesen und ihre Aufgabe, ihr
hältniß zu dem Volk anders auffaßte als früher, daß sie eines Amtes
ten, nicht eine Herrschaft im eigenen Interesse üben wollte, das hatte
en Grund lediglich in der persönlichen Gesinnung und Stimmung des
gen Landesherrn; es war dessen freier Entschluß. Eben deshalb gab
auch keine andere Bürgschaft dafür, daß die Leitung der öffentlichen
gelegenheiten folgerichtig in der eingeschlagenen Richtung bleiben werde,
eben die persönliche Gesinnung — oder Stimmung — des Kaisers:
e Bürgschaft, die natürlich nur so weit reichte, als diese Gesinnung
getrübt und unverändert dieselbe blieb. Der Gang der Regierung konnte
wohl in die alten Bahnen zurückgelenkt werden, sobald das der herr-
enden Macht nothwendig schien; sobald sie Veranlassung hatte, um sich
bst besorgt und auf die eigene Erhaltung bedacht zu sein.

Der gewinnenden Eigenschaften des Kaisers Alexander ist vielfach
acht worden, ja so ziemlich überall, wo überhaupt von ihm die Rede
, und man muß gestehen, er war mehr, er war bedeutender als man
h der sorgfältigen Erziehung, die ihm unter der Leitung seiner weisen
oßmutter zu Theil geworden war, eigentlich erwarten durfte. Auch
ne Erziehung war nämlich dem Einfluß der Zeit und der in ihr herr-
enden Ideen nicht entgangen, obgleich der „Gouverneur" der jungen
inzen Alexander und Constantin, der General Graf Nicolay Iwanowitsch
altykow — ein unbedeutender Magnat und mehr als billig geschmeidiger
ofmann — von Rousseaus Emile höchstens von Hörensagen etwas wußte.
ie Kaiserin selbst hatte eine umständliche Instruction aufgesetzt, in welcher
eise ihre Enkel zu den Wissenschaften und zu allem Guten angeleitet
erden sollten. Ein Mann von Stande, Michail Nikititsch Murawiew,

Digitized by Google

sollte den Prinzen Alexander und Constantin Unterricht in der russischen Sprache, in Geschichte und Moral geben, der Erzpriester Samborsky in der Religion, ein Akademiker, Kraft, in der Mathematik und Physik, der berühmte Pallas in der Botanik, ohne daß wir zu sagen wüßten, warum dieses Studium nothwendig geachtet wurde. Da aber Alles und Jedes, wie Rousseau verlangte, spielend und ohne Anstrengung gelernt werden sollte, ließen diese Studien nicht gerade sehr tiefe Spuren in dem Geist der Prinzen zurück, — und bei der Nullität des Grafen Saltykow wurde der Unter-Gouverneur, der Waadtländer César Laharpe, ein redlicher, wahrhafter Mann, im Uebrigen ein Schöngeist nach damaligem französischem Zuschnitt, der sich in keiner Weise über die Linie einer fein gebildeten Mittelmäßigkeit erhob, der eigentliche Erzieher des Großfürsten Alexander. Er unterhielt ihn vorzugsweise von der französischen Literatur, als dem Höchsten, was der menschliche Genius hervorgebracht habe und von den Humanitäts-Ideen, die zur Zeit Gemeingut der gebildeten Kreise geworden waren. Um das Herz der jungen Prinzen frühzeitig zu bilden, ließ es die Kaiserin auch nicht an empfindsamen kleinen Schriften fehlen, deren einige, die allererste Lectüre ihrer Enkel, rührende Geschichtchen von liebenswürdigen Zaren-Söhnen sie sogar selbst verfaßte, und in derselben Absicht wurden vor den jungen Herren von Zeit zu Zeit von Pagen und Cadetten kleine rührende Dramen und Operetten aufgeführt. Von wirklichem Lernen, von ernster Arbeit, von strenger Pflicht war nicht die Rede, Rousseausche Gefühlssamkeit sollte alles Andere ersetzen und das leitende Princip des Lebens werden. Eigentlich hieß das einen jungen Mann methodisch zu empfindsamer Nichtigkeit und haltungsloser Schwäche, wenn nicht zu spielender Heuchelei und Falschheit heranbilden.

Man kann wohl nicht ohne Erstaunen sehen, daß die erfahrene Kaiserin in Dingen, in denen es doch wahrlich nicht blos auf den Schein ankam, in denen es sich nicht blos um den Beifall der Encyklopädisten handeln durfte, sich in solcher Weise von der Stimmung der Zeit beherrschen ließ; von krankhaft empfindsamen Vorstellungen, die dem Ideenkreise Rousseaus entnommen, ihrem eigenen Wesen im Ernst und in der Wahrheit unendlich fern lagen. Sie, die so genau in der Welt Bescheid wußte; die wenigstens wissen konnte, mit welcher Macht der Rohheit und Unredlichkeit ihr Nachfolger in Rußland insbesondere zu kämpfen haben werde!

Anderes, das sich vielleicht in gewissem Sinn eher erklären ließe, war darum nicht minder bedenklich. Männer, die jene Zeiten erlebt hatten, wollten wissen, daß die erfahrene Kaiserin Reinheit der Sitten über ein gewisses, sehr frühes Alter hinaus nicht für möglich gehalten und nothwendig geachtet habe, die erwachenden Triebe in das scheinbar Unschädliche abzuleiten. Man sagte, sie habe es nicht ungern gesehen, wenn Damen ihres Hofs den Prinzen gefällig entgegen kamen, ja sie habe sogar Damen,

ihr zu einer solchen Rolle passend schienen, selbst zu entgegenkommenden
ritten veranlaßt. Wie dem auch sein mag, der Großfürst Alexander
de mit einer Prinzessin von Baden vermählt, ehe er noch sein sech-
ntes Jahr ganz vollendet hatte. (Er war am 23. December 1777
oren und seine Vermählung fand am 9. October 1793 statt.) Da
ßten doch Erziehung und Unterricht als beendigt angesehen werden.

Die Erziehung des Großfürsten Constantin unterschied sich haupt-
lich dadurch von der seines Bruders, daß er, dem Lebensberuf gemäß,
seine Großmutter für ihn im Sinn hatte, wie zu seiner Zeit erwähnt
den ist, von Griechen umgeben aufwuchs. Im Uebrigen zeigte sich
n zu sehr früher Zeit, daß alle Veranstaltungen einer kunstgerechten
iehung vor allem sein Herz im Sinn Rousseaus zu bilden, zum Ver-
dern wenig Einfluß auf ihn geübt hatten.

Die Art und Weise, in welcher die Erziehung des Thronfolgers geleitet
de, mißfiel auch den Altrussen, aus Gründen, die von ihren besonderen
ichten abhängig waren —: sie war ihnen zu fremdländisch, nicht russisch
ug. Wie sie darüber dachten, das sprach sich in einer Fabel ihres
ühmten Fabel-Dichters Krylow — „die Erziehung des jungen Löwen“
in sehr verständlicher Weise aus. Der Löwe, der König der Thiere,
darauf bedacht, seinem Sohn und Erben eine ausgezeichnete Erziehung
geben und in Verlegenheit, weil er unter allen seinen Unterthanen und
nern niemanden sieht, den er fähig halten könnte, sie zu leiten. Endlich
rnimmt ein befreundeter Fürst — der Adler — zur Freude des Königs
Erziehung des Prinzen. Man hört dann, daß sie auf das Glänzendste
ngen sei; der junge Löwe wird bei seiner Heimkehr als ein Wunder
gekündigt, und vom Vater um seine erworbenen Kenntnisse befragt,
mt er sich, daß er auf das Genaueste wisse, wie jeder Vogel sein
t baut. Damit ist dann natürlich den vierfüßigen Thieren wenig
olfen!

Gewiß fiel bei dieser Unzufriedenheit — und vielleicht vor allem —
Gedanke mit in das Gewicht, daß eine Erziehung, die den Erben der
one an Formen und Wesen westeuropäischer Cultur gewöhnte, auch
der dem Einfluß der verhaßten Fremden die Wege ebenen werde.

Auch die frühesten Erlebnisse des jungen Kaisers waren nicht geeignet
desen einen vortheilhaften Einfluß auf sein ganzes Wesen zu üben; er
r den Eltern früh entfremdet worden — hatte dann sehen müssen, mit
lcher Abneigung und welchem Mißtrauen sein Vater und dessen Mutter
gegenseitig betrachteten und war ohne Zweifel schon früh vielfach in
Lage gekommen, nach beiden Seiten hin vorsichtig schweigen zu müssen.
hatte gesehen wie Vieles selbst in den nächsten und natürlichsten Be-
hungen der Menschen zu einander Unwahrheit ist und Schein. Das
aren seine frühesten Erfahrungen gewesen! — Endlich hatte er seine
bensstellung und seine Freiheit durch den eigenen, seltsam verblendeten

Digitized by Google

Vater gefährdet gesehen — und gezwungen an einem Anschlag gegen den Vater Antheil zu nehmen, war er von Pahlen und Bennigsen belehrt worden, daß er sich auch gegen die Pläne seiner Mutter zu wahren habe.

Es war zu verwundern, daß er dennoch mit idealen Ansichten, mit unbefangenem Vertrauen auf die Gesammtheit des Volks in das Leben trat. Wohl aber mochten diese unheimlichen Erfahrungen dazu beigetragen haben, eine gewisse schwankende Unsicherheit zu entwickeln, die ohnehin in seinem Wesen lag. Er schwankte in eigenthümlicher Weise zwischen einem unermeßlichen Verlangen, sich persönlich zur Geltung zu bringen und eine glänzende Rolle zu spielen — und einem verzagenden Mißtrauen in die eigene Kraft und Fähigkeit. So kam er dahin, selbst in entscheidenden Augenblicken, wo dergleichen unheilvoll werden konnte, die wichtigsten Verhältnisse unentschieden in der Schwebe zu lassen, um, je nachdem es sich persönlich hervortreten, oder auch sich jeder Verantwortung entziehen zu können. Namentlich, wenn er bei dem russischen Heer im Felde erschien, wußte man nie mit Bestimmtheit, ob er den höchsten Befehl selbst führe oder nicht. Siege hätte er gern für sich selbst in Anspruch genommen. Da er aber doch seinen Sternen nicht unbedingt traute, stand immer ein General in solcher Stellung neben ihm, daß Niederlagen Dem als Oberbefehlshaber, nicht dem Kaiser zur Last fielen. Am schwersten wurde dem jungen Selbstherrscher, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, wenn er Personen betraf, die ihm unmittelbar gegenüber standen; wenn z. B. von zwei Männern, deren er zu bedürfen glaubte, einer dem anderen untergeordnet und doch keiner von beiden verletzt werden sollte. Der Entschluß versagte dann wohl ganz und die Dinge mußten gehen wie sie konnten. Es ist selbst vorgekommen, daß er in solchem Falle beiden Betheiligten Instructionen und Vollmachten gab, denen zufolge ein jeder von ihnen sich für den Vorgesetzten des Anderen halten konnte. Daraus ist namentlich während der ersten Periode seiner Regierung gar manches Ungemach hervorgegangen.

Während der ersten Monate trat Alexander etwas schüchtern auf den Männern gegenüber, die ihn auf den Thron erhoben hatten und deren einer, Pahlen nämlich, bereits vorher die wesentlichsten Theile der Regierung in Händen gehabt hatte. Wie es scheint, fühlte sich der junge Selbstherrscher hülflos diesem ruchlosen Triumvirat gegenüber, das Pahlen, Platon Subow und Bennigsen bildeten, und er glaubte sich gezwungen die Mörder seines Vaters um seine Person zu dulden und im Besitz der Regierungsgewalt zu lassen. Aber die drei Herren waren unter sich nicht einig und eben darum beherrschten sie den Kaiser auch nicht unbedingt. Pahlen war ein Anhänger des Bündnisses mit Frankreich und wollte die Grundsätze eines freisinnigen und billigen Seerechts behauptet wissen, die Katherina in dem Bündniß der bewaffneten Neutralität England gegenüber vertreten hatte; — Subow hatte, wenn auch ohne alle staatsmänni-

igitized by Google

ündlichkeit und Tiefe, die Handels-Interessen Rußlands im Auge und mte für Freundschaft und Bündniß mit England fast um jeden eis. Da fiel der Entschluß, wie das zu geschehen pflegt, in die Mitte. xander beschloß, sich nach beiden Seiten hin friedlich aus allen Verkelungen zu ziehen.

Die Lage Rußlands zwischen den kriegführenden Parteien war in der at eine verwickelte und seltsame geworden, wie nur eine leidenschaftliche zerfahrene Regierung, gleich der des Kaisers Paul, sie herbeiführen nte. Im Verdruß über die Politik seiner Verbündeten, war Paul aus leidenschaftlichsten Krieg gegen Frankreich zu einer enthusiastischen undschaft für Napoleon übergegangen; zu dem Entschluß, in Gemeinst mit ihm die See-Tyrannei Englands zu brechen und die Grundlage er Macht, sein indisches Reich zu zertrümmern: aber ohne daß irgend Vertrag oder auch nur Friede mit Frankreich geschlossen worden wäre; e daß auch nur die Schwierigkeiten beseitigt gewesen wären, die dem chluß des Friedens im Wege standen. Denn bei aller Begeisterung den corsischen Helden Frankreichs, den Besieger der Revolution, hätte der Kaiser Paul, so bald es zu wirklichen Unterhandlungen kam, in er unbeugsamen Weise auf Forderungen zu Gunsten der Könige von pel und Sardinien bestanden, auf die Napoleon nicht ohne Weiteres gehen konnte oder wollte. So trat hier der seltsame Fall ein, daß ein ndniß mit Frankreich viel leichter zu schließen war als der Friede. dererseits war ein Krieg gegen England nicht erklärt, aber die — sehr ureichenden — Schaaren, die unter General Knorring Indien erobern ten, standen an der unteren Wolga marschbereit, und in der Ostsee ten bereits Dinge verfügt worden, die den Kriegszustand voraussetzten. r Kaiser Paul hatte ein Embargo auf alle englischen Schiffe legen lassen, sich in russischen Seehäfen befanden, und die Mannschaften dieser hiffe waren als Gefangene in das Innere des Reichs geschickt worden. In Folge dessen ging eine mächtige englische Flotte unter den Admiralen rker und Nelson, sobald (1801) die Schifffahrt in diesen nordischen gionen eröffnet war, schon im März, nach der Ostsee unter Segel.

So war denn Rußland der Form nach im Frieden mit England, hrend thatsächlich bereits Feindseligkeiten geübt wurden, und Frankreich genüber der staatsrechtlichen Theorie zufolge noch im Kriegszustande, hrend thatsächlich der gemeinschaftliche Kampf gegen einen Dritten, einen neinsamen Gegner schon begonnen war.

Um sich dieser eigenthümlichen Lage zu entziehen, schrieb Alexander on in den allerersten Tagen seiner Regierung eigenhändige Briefe an n König von England sowohl als an den ersten Consul Buonaparte, d sprach gegen beide in der freimüthigsten Weise das Verlangen aus, le schwebenden Fragen, alle Schwierigkeiten auf dem Wege freundschafther Unterhandlung gelöst zu sehen. Gleichzeitig (am 27. März) mußte

Digitized by Google

auch Graf Pahlen an den Admiral Parker schreiben, daß der Kaiser zwar in Beziehung auf die Rechte der neutralen Flaggen nicht nachgeben, doch aber alle feindseligen, von seinem Vater verfügten Maßregeln zurücknehmen und über die streitigen Punkte freundschaftlich unterhandeln wolle. Auch kam in Beziehung auf England die That fast noch den Worten zuvor. Ohne daß man auf eine Antwort gewartet hätte, wurde das Embargo aufgehoben, das auf die englischen Schiffe gelegt war, und die gefangenen Matrosen wurden (am 4. April) in Freiheit gesetzt.

Frankreich gegenüber lagen die Dinge nicht so einfach, trotz der enthusiastischen Freundschaft, die geherrscht hatte. Pahlen war ein Staatsmann, was man auch sonst berechtigt sein mag von ihm zu denken und zu sagen, und obgleich Anhänger eines Bündnisses mit Frankreich, wollte er doch das Recht und die Würde Rußlands Frankreich wie England gegenüber gewahrt wissen. Gegen England hatte er angedeutet, daß Rußland im Sinn der bewaffneten Neutralität auf dem Recht der neutralen Flaggen bestehen werde; in Paris mußte der russische Gesandte Kalitschew am 26. April eine fast drohende Note überreichen, um auf Erfüllung verschiedener Punkte zu bestehen, zu denen sich Napoleon, wenn auch nicht in der bindenden Form eines wirklichen Vertrags, doch durch begütigende Versicherungen gegen den Kaiser Paul verpflichtet hatte.

Es waren zwei Punkte, die Napoleon öffentlich, drei andere, die er insgeheim zugesagt hatte. Durch die ersteren hatte sich der Zwingherr Frankreichs verpflichtet, den Königen von Sardinien und Neapel ihre festländischen Besitzungen zurückzugeben — und in Folge dessen hatte Frankreich (am 23. März 1801) wirklich einen Frieden mit den süditalienischen Bourbons geschlossen, durch den diese ihre verlorenen Länder zurück erhielten — doch mit Ausnahme der Insel Elba und ihrer ehemaligen Besitzungen an der Küste von Toscana (Stato degli Presidii und Piombino), die abgetreten werden mußten. Außerdem mußten die Seehäfen ihres Gebiets den Engländern verschlossen werden und die festländischen Provinzen Neapels blieben von französischen Truppen besetzt, die auf Kosten dieses Reichs erhalten werden sollten.

Was vollends die Rechte des Königs von Sardinien betrifft, waren unmittelbar nach dem Tode Pauls (19. April) Dinge verfügt worden, die den übernommenen Verpflichtungen geradezu widersprachen. Piemont war zwar noch nicht der Form nach, wohl aber, in die Zahl der französischen Militär-Divisionen eingereiht und in sechs Departements eingetheilt, thatsächlich mit Frankreich vereinigt worden.

Die geheim gehaltenen Versprechungen besagten, daß der Kirchenstaat unangetastet bleiben, der aus seinen Staaten vertriebene Großherzog von Toscana in Italien, nicht in Deutschland entschädigt werden solle und endlich, daß die sogenannten „Entschädigungen" der deutschen Fürsten in Deutschland selbst, das heißt die neuen Gebietsvertheilungen, die da, in

Digitized by Google

lge so vieler Veränderungen und Verluste stattfinden mußten, durch ankreich und Rußland gemeinschaftlich geregelt werden sollten.

In dieser Lage der Dinge sendeten zwar England und Frankreich ßerordentliche Botschafter nach Petersburg, um den neuen Kaiser bei nem Regierungs-Antritt zu begrüßen — doch scheint die Ungewißheit, der man sich hier und dort befand, deren Abfertigung verzögert zu haben. poleon hatte seinen Adjutanten, den General Duroc, den künftigen last-Marschall seines werdenden Hofs, noch an den Kaiser Paul abertigt. Dieser Gesandte aber wurde zu Berlin von der Nachricht überscht, daß in Petersburg ein Regierungswechsel stattgefunden habe und ßte dort auf neue Beglaubigungsschreiben warten. Man ließ ihn so ige darauf warten, daß er erst Ende Juni — in der Nacht vom 24. n 25. — dort eintraf —: wohl ein Zeichen, daß Kalitschews Note eine isse Unsicherheit hervorgerufen hatte. — Der englische Botschafter, d St. Helens, traf noch etwas später ein (am 29. Juni), aber wie es int absichtlich nicht eher, als bis ein Vertrag unterzeichnet war, wie England haben wollte. Er hatte nichts versäumt.

Der persönliche Wille des Kaisers Alexander machte sich vorzugsweise den Verfügungen geltend, die, vom ersten Augenblick an in rascher Folge ssen, eine Verbesserung der inneren Zustände Rußlands zum Zweck ten.

Ganz zuerst wurde die gefürchtete „geheime Expedition" aufgehoben, e politische und Polizei-Behörde, die auf verborgenen Wegen forschte tatt in regelmäßiger Weise zu untersuchen und an kein Gesetz gebunden, der Stille willkürlich über Leben und Freiheit verdächtig Gewordener fügte. Auch wurden alle Diejenigen in Freiheit gesetzt, die auf Verung dieser Behörde nach Sibirien verbannt oder in den Kasematten Festungen gefangen gehalten, oder auf ihre Güter oder in entfernte ädte des Innern verwiesen waren.

Anstatt der kaiserlichen Rathsversammlung, die bisher willkürlich und gentlich zusammenberufen und befragt worden war oder auch nicht, rde ein Reichsrath organisirt, der sich unter dem persönlichen Vorsitz Kaisers zu regelmäßig wiederkehrenden Sitzungen vereinigen, in dem wichtigen Regierungs-Angelegenheiten, alle Entwürfe zu neuen Vermungen berathen werden, dessen Gutachten nothwendig sein sollten.

Drei Wochen nach dem Antritt seiner Regierung (2./14. April) eren der Kaiser persönlich im Senat, um dieser Behörde fünf Manifeste, er an demselben Tage unterschrieben hatte, zur Nachachtung mitzutheilen. wurden darin alle früher dem Adel verliehenen Vorrechte von neuem tätigt, und namentlich wurde dem Adel das Recht zurückgegeben aus ner Mitte eine Anzahl Beisitzer der Kreis- und Landgerichte zu wählen.

Digitized by Google

Der Kaiser Paul hatte die Befugniß, diese vom Adel deputirten Beisitzer zu ernennen, auf das Heroldsamt übertragen. Eben so wurden alle den Municipalitäten verliehenen Rechte neu bestätigt. Die übrigen Manifeste verfügten dann ungehinderte Ausfuhr aller russischen Producte, von denen nur den Verfügungen der Kaiserin Katherina gemäß Zoll erhoben werden sollte; — die den Bauern der Kron-Domainen gewährte Erlaubniß Holz in den Domainen-Wäldern zu fällen; — Aufhebung der geheimen Kanzlei und Ueberweisung aller dort noch schwebenden Sachen an den Senat; — endlich Erleichterungen des Schicksals verurtheilter Verbrecher und die Bestimmung, daß alle Forderungen der Krone, die weniger als ein tausend Rubel betrugen, gänzlich niedergeschlagen werden sollten.

Bald darauf erschien der Kaiser auch im Synod, um die frühere Verfügung, der zufolge Geistliche auch im Fall eines Verbrechens von Leibesstrafen befreit sein sollten, neu zu bestätigen. Sie war unter dem Kaiser Paul gänzlich unbeachtet geblieben.

Fast mit überstürzender Eile folgten Tag für Tag neue Verordnungen. Dem Kaufmannstande wurde das Recht ertheilt, Landeigenthum zu erwerben, doch ohne Bauern, ohne Leibeigene; „Seelen" durfte nur der Adel besitzen. Auch den Domainen-Bauern sollte unter denselben Bedingungen gestattet sein, Grund und Boden zu kaufen und zu besitzen. — Von größerer Tragweite in anderer Beziehung war, daß die Bücher- und Zeitungs-Censur sehr wesentlich gemildert wurde. Die Einfuhr von Büchern aus der Fremde wurde wieder gestattet. Unter dem Kaiser Paul war sie im Allgemeinen verboten, nur im Einzelnen ausnahmsweise erlaubt gewesen. Jedes einzelne Buch, jedes einzelne Exemplar jedes Buchs mußte durch die Hände der Censur gehen und von ihr gestempelt werden. Jetzt wurde das Verhältniß umgekehrt; die Einfuhr war im Allgemeinen frei, nur einzelne Werke konnten ausnahmsweise verboten sein. — Um seiner Sache ganz gewiß zu sein, um aller Verbreitung böser Druckschriften gründlich vorzubeugen, hatte der Kaiser Paul zuletzt alle Privaten gehörigen Buchdruckereien in ganz Rußland schließen und versiegeln lassen. Im weiten russischen Reich konnte nichts gedruckt werden, als was aus den Pressen der Regierung hervorging. Alexander ließ die geschlossenen Druckereien wieder öffnen.

Sofort wurden dann auch alle diejenigen Verfügungen der früheren Regierung aufgehoben, die in die Gewohnheiten des täglichen Lebens eingriffen und fortwährend als ein lästiger Druck empfunden wurden. So die strengen Kleiderordnungen Pauls; das Verbot außer Landes zu reisen, von dem nur auf sehr großen Umwegen Ausnahmen gestattet werden konnten, und desgleichen die bis in das Unendliche vermehrten Schwierigkeiten, die den Fremden in den Weg gelegt wurden, wenn sie nach Rußland kommen wollten.

Eben so eilfertig wurde endlich Ein und Anderes vielleicht minder

Digitized by Google

sentliche beseitigt, das den Kaiser nicht mit Unrecht als Wahrzeichen
er Barbarei verletzte. So sollte fortan in den Urtheilen der Criminal-
richte das Wort „schonungslos" nicht mehr gebraucht werden. Bisher
r stets verfügt worden, die Verurtheilten sollten schonungslos gepeitscht
r geknutet werden. Das durfte nicht mehr sein. Vor allem aber
rden die zahlreichen Galgen weggeräumt, die der Kaiser Paul an öffent-
en Orten hatte aufrichten lassen. Die Namen aller von den Criminal-
richten Verurtheilten sollten daran geheftet werden, dazu waren sie vor-
sweise bestimmt. Alexander aber fand, daß diese Bestimmung eine
berechtigte Kränkung Unschuldiger verfügte; der Angehörigen nämlich,
Familien der Unglücklichen, die den Criminal-Gerichten verfallen waren.

Um die Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten, gegen Pahlens
llen, ganz den eigenen Ansichten gemäß leiten zu können, rief Subow
unter dem Kaiser Paul nach Moskau verwiesenen Vice-Kanzler Grafen
ita Petrowitsch Panin zu Hülfe. Auch der Fürst Kurakin wurde zurück-
ufen: beide traten wieder in die Geschäfte ein. Kurakin blieb unbedeutend,
ihn die Natur dazu bestimmt hatte — Panin übte einige Zeit über
ht unbedeutenden Einfluß, und da er ganz dem englischen Interesse
geben war, wurde schon am 27. Juni ein Vertrag unterzeichnet, der
Engländern nur erwünscht sein konnte.

Die englische Flotte unter Parker hatte in den ersten Tagen des
ril einen gewaltsamen Angriff auf Kopenhagen ausgeführt und Däne-
rk zu einem Waffenstillstand gezwungen, während dessen Englands See-
ht gelten sollte. Das wurde wie bisher, so auch jetzt, mit Stillschweigen
ergangen. Rußland hatte in der That nicht die Möglichkeit gehabt
nen Verbündeten zu schützen und fühlte keinen Beruf ihn zu rächen.

In dem Vertrag verzichtete der Kaiser Alexander auf das Großmeister-
um des Johanniter-Ordens und in Folge dessen auch auf den Besitz
Insel Malta. Daß England die wichtigste Seefestung im Mittel-
ndischen Meere nicht einer Großmacht überlassen wollte, die früher oder
äter ein gefährlicher Nebenbuhler werden konnte, war natürlich genug
d eben so, daß der Kaiser Alexander nicht daran dachte, die abenteuer-
hen Pläne seines Vaters wieder aufzunehmen; besonders da Malta im
esitz der Engländer war und Rußland nicht die Mittel hatte, es ihnen
ieder zu entreißen. Sehr bedenklich war es dagegen, daß Rußland das
eerecht, das die zur bewaffneten Neutralität verbündeten Mächte bis dahin
rtheidigt hatten, durchaus fallen ließ und sich unbedingt jenes andere
eerecht vorschreiben ließ, in welchem England seinen Vortheil fand. So
urde jetzt der Grundsatz aufgegeben, daß die Flagge die Waare decke, das
ißt, daß auf Schiffen neutraler Staaten selbst feindliches Gut im See-
iege vor Wegnahme sicher sein solle. Im Zusammenhang damit wurde

selbstverständlich den englischen Kriegsschiffen das Recht, Kauffahrer unter neutraler Flagge auf offener See nach Feindesgut zu durchsuchen, im allerweitesten Umfang eingeräumt; selbst die Handelsschiffe, die von Kriegsschiffen der eigenen Nation begleitet waren, wurden der Durchsuchung unterworfen. Eben so wurde der andere, nicht minder wichtige Satz des bisherigen Seerechts aufgegeben, dem zufolge von den Neutralen Blokaden einzelner Seeplätze oder ganzer Küsten nur insofern anerkannt werden sollten, als sie wirklich ausgeführt waren; nur insofern ein Kriegsgeschwader wirklich zur Stelle war, um die Sperre solcher in Blokade-Zustand erklärten Küsten zu handhaben. Fortan sollten auch die blos nominalen, blos erklärten Blokaden gültig sein und damit war den Engländern das Recht eingeräumt, alle nach einer solchen, mit dem Fluch einer nominalen Blokade behafteten, Küste bestimmten neutralen Schiffe auf offener See zu kapern, auch wenn sie kein feindliches Gut an Bord hatten.

In Dänemark und Schweden, wo man bis dahin bedacht gewesen war das Seerecht der bewaffneten Neutralität mannhaft zu vertheidigen, war man natürlich sehr wenig erbaut von dieser etwas demüthigen Nachgiebigkeit Rußlands, durch die man sich preisgegeben und ebenfalls gezwungen sah, sich dem Seerecht — oder der See-Tyrannei Englands zu beugen. Aber auch in Rußland machte sie einen ungünstigen Eindruck, wenn auch aus anderen Gründen. Den Seehandel Rußlands glaubte man durch dergleichen wenig gefährdet, da er fast ganz unter fremder Flagge betrieben wurde — die russische Handelsflagge sich, insofern sie überhaupt zum Vorschein kam, — kaum jemals über den Sund hinaus wagte. Für die Freiheit der Meere hatte man keinen Sinn, und die Demüthigung Rußlands scheint man nicht empfunden zu haben. Aber man fürchtete die Versöhnung mit England könnte in den Prinzipienkrieg gegen Frankreich zurückführen, und das war eine den Russen im Allgemeinen sehr unwillkommene Vorstellung!

Katherinas Politik, sich von den Händeln fern zu halten, die den Westen bewegten, aber die deutschen Mächte dort in unabsehbare und erschöpfende Kämpfe zu verwickeln, um selbst in der eigenen Machtsphäre freie Hand zu behalten, war selbst den Altrussen einleuchtend gewesen und hatte ihnen gefallen. Dagegen war sehr ungünstig beurtheilt worden, daß Rußland sich unter dem Kaiser Paul, wie man meinte, für Oesterreich aufopfern sollte. Dann aber hatte die letzte Wendung der Politik dieses Kaisers den Russen gleichsam neue Horizonte geöffnet. Ein Bündniß mit Frankreich zu gemeinschaftlicher Beherrschung Europas —: das war ein Gedanke, der gefiel und Wurzel faßte, namentlich unter den Altrussen. Er ist seither sehr oft wieder aufgetaucht! — Das commerzielle Unheil, das durch den dabei unvermeidlich vorausgesetzten Bruch mit England über Rußland kommen konnte, wußte man nicht zu ermessen. Darüber mußte man erst durch die Erfahrung belehrt werden.

Unter diesen Bedingungen war der Eindruck, den der Vertrag vom Juni machte, ein solcher, daß der Kaiser und seine Rathgeber nöthig eten, die öffentliche Meinung durch ein neues Manifest (vom 1./13. Juli) eruhigen. In diesem Actenstück wurde die Politik der Nicht-Intervention verkündet und jeder Gedanke an einen Prinzipien-Krieg auf das ent-denste abgewiesen: „Wenn ich je zu den Waffen greife,“ sagte der er darin, „so wird es nur zum Schutz meines Volks geschehen. — — mische mich nicht in die inneren Zwiste, die andere Reiche bewegen; st nicht meine Sache, welche Form der Regierung die Völker — ein bei sich — einführen mögen; wenn sie nur in ihren Beziehungen zu nem Reich sich von dem Geist der Versöhnlichkeit (Toleranz, терпимость) n lassen, der mich leitet, werden wir in den freundschaftlichsten Be-ungen bleiben.“

Nach dem Abschluß eines solchen Vertrags mit England mußte Graf len die Tage seiner Herrschaft wohl für gezählt halten. Um so mehr in dem Maß, wie seine politischen Gegner das Uebergewicht gewannen, der unversöhnliche Haß, mit dem die Kaiserin-Mutter, Maria Feo-owna, ihn wie Bennigsen verfolgte, gefährlicher für ihn werden mußte. Dieser Haß war sehr natürlich und könnte doch in gewisser Beziehung nthümlich genannt werden. Pahlen war nicht unmittelbar bei der Er-dung Pauls betheiligt und konnte wenigstens mit einigem Anschein aupten, daß er sie nicht gewollt habe. Anders der Fürst Subow; der in der verhängnißvollen Stunde eine Hauptrolle gespielt und war Allen am unmittelbarsten bei der grauenhaften That betheiligt — und noch sah die Kaiserin-Mutter ohne eigentlichen Haß mit einem gewissen ichmuth auf ihn. Aber freilich, Pahlen und Bennigsen hatten diese stin persönlich beleidigt; sie hatten ihren Befehlen und ihren Drohungen otzt und ihr vermessene Dinge gesagt; — und was vielleicht noch immer war: die Kaiserin selbst hatte sich vor diesen Beiden bedenkliche ßen gegeben; sie hatte vor ihnen unvorsichtig ihre geheimsten Wünsche rathen!

Da der persönliche Einfluß der Kaiserin nicht auszureichen schien, rde die Geistlichkeit in Bewegung gesetzt, um Pahlen zu beseitigen. Ein iester, eine Pope, zeigte hie und da dem Volk ein Heiligenbild, das wunderbare Art oder durch ein Wunder in seine Hände gekommen sei. s Wunderbild, das man vielleicht vom Himmel gefallen glauben sollte, g die Inschrift „Gott wird alle Mörder des Kaisers Paul Petrowitsch fen.“ — Nach allem, was weiter geschah, scheint es nicht eigentlich auf abgesehen gewesen zu sein, in den Massen wirklich eine drohende immung hervorzurufen, deren Gefahren dann kaum zu übersehen ge-en wären; in Petersburg hätte das auch jedenfalls nicht leicht gelingen nen. Die Absicht könnte wohl eher gewesen sein, dem Grafen Pahlen rcht vor einer solchen Stimmung einzuflößen, denn gerade ihm selbst

Digitized by Google

wurde sehr viel von der Sache erzählt; aber sie machte sehr wenig Ein- druck auf den entschlossenen Mann. Er ließ, ohne sich an die eben er- erneuerten Gesetze im Mindesten zu kehren, alle, die solche Gerüchte ver- breiteten, „schonungslos" peitschen, vor Allen den betreffenden Popen selbst der unter der Peitsche den Betrug eingestanden haben soll. Weiteres ist in Beziehung auf diese seltsame Angelegenheit nicht in zuverlässiger Weise ermitteln. Namentlich muß dahin gestellt bleiben, ob der Pope mit dem Wunderbilde durch seine Aussagen wirklich die Kaiserin-Mutter bloßstellte. Er müßte dann jedenfalls auf das Gerathewohl und auf Vermuthungen hin gesprochen haben, denn schwerlich stand die Fürstin in unmittelbaren Be- ziehungen zu einem Agenten so untergeordneter und zugleich so niedriger Art.

Aber auch höher gestellte Geistliche wurden in Bewegung gesetzt, zwar unmittelbar durch die Kaiserin-Mutter; wenigstens ist nicht zweifel- haft, daß sie es war, die den Metropoliten von Petersburg, Ambrosius zu einem sehr auffallenden Schritt veranlaßte. Dieser Kirchenfürst nämlich an einem hohen Festtage, nachdem er einen feierlichen Gottesdienst gehalten, in einer Weise, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte, Galla, mit einem Zug von sechs Pferden durch die, wie an Festtagen gewöhnlich, von müßigen Leuten belebten Straßen, vor die Thüre Grafen Pahlen an der Polizei-Brücke — stieg dort umständlich aus dem Wagen und verweilte dann zögernd an der Schwelle, so lange als nöthig war, um von recht vielen Menschen bemerkt zu werden. Erst als sich eine große Menge müßiger Leute versammelt hatte, um zu sehen was da vor- gehen werde, trat Ambrosius bei dem Grafen Pahlen ein, führte ihn einigen gleichgültigen Reden an das Fenster, wies auf die Volksmenge suchte ihn zu überreden, daß sie in drohender Stimmung, in feindseliger gegen ihn gerichteter Absicht da versammelt sei. Er rieth dem Grafen Petersburg sofort zu verlassen, wenn er nicht in Stücke zerrissen werden wolle von dem Volk, das seinen Haß nicht verberge. Man brauche der Menge da nur ein Wort zu sagen und sie werde weder den Grafen Pahlen am Leben, noch von dem Hause, das er bewohne, einen Stein auf dem anderen lassen. Darauf eilte Ambrosius in den Winterpalast, der Kaiserin-Mutter zu berichten.

Wirklich erhielt Pahlen fast unmittelbar nach dieser Scene den kaiser- lichen Befehl, Petersburg zu verlassen. Doch war das wohl mehr ein zufälliges Zusammentreffen, der Sieg der Kaiserin-Mutter insofern ein scheinbarer zu nennen, als er nicht durch diese Dinge, überhaupt nicht durch das herbeigeführt wurde, was sie veranstaltet haben mochte. Natür- lich hatte man nicht versäumt auch dem Kaiser von dem gefährlichen Haß zu sprechen, dessen Gegenstand Graf Pahlen sei —: das war ja die un- erläßliche zweite Hälfte des ganzen Treibens. — Doch wurde Pahlen schließlich nicht deshalb, sondern aus anderen Gründen entfernt. Seine Nähe mußte schon an sich dem Kaiser unheimlich sein; dann verletzte

Digitized by Google

hlen durch sein bestimmtes Auftreten und durch den Anspruch auf erlegenheit, der darin lag und endlich standen auch seine staats-nnischen Ansichten, aus den Erfahrungen seiner Zeit geschöpft, zu sehr Widerspruch mit den idealisirenden Anschauungen Alexanders. Besonders r, berichtet Bennigsen, war der Kaiser auf Pahlens angeblich zwei-tige Haltung in jener verhängnißvollen Märznacht aufmerksam gemacht rden; darauf, daß er sich geflissentlich fern gehalten habe, gefaßt darauf higenfalls auch den nunmehrigen Kaiser und seine Verbündeten zu haften. Das soll, Bennigsen zufolge, den Ausschlag gegeben haben.

Nach Pahlens Entfernung war bald auch ein Mittel gefunden, allen wierigkeiten in den Beziehungen zu Frankreich aus dem Wege zu gehen. nehin waren manche der zur Sprache gebrachten Punkte inzwischen rdnet worden. Der Papst war wieder eingesetzt, der Großherzog von scana war durch Salzburg und Berchtesgaden entschädigt worden. Wie öhnlich eine Veränderung im diplomatischen Personal vorgenommen d, wenn eine veränderte Politik eingeleitet werden soll, trat Graf Markow russischer Gesandter in Paris an Kalitschews Stelle, und da der Prä-inar-Frieden zwischen England und Frankreich, der am 8. October 1 unterzeichnet, zu dem Frieden von Amiens führte, alle Forderungen Beziehung auf Neapel erledigte, konnte am 11. October auch der Friede schen Rußland und Frankreich geschlossen werden. Die von Seiten ßlands geforderte Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien war ntlich der einzige streitige Punkt, um den es sich noch handeln konnte, der wurde umgangen! — Rußland forderte nicht mehr, daß Piemont er rechtmäßigen Regierung zurückgegeben werde, es verlangte nur noch, dem König von Sardinien eine Entschädigung — versprochen werde. lche? — das blieb den Schicksalsmächten anheimgegeben! Eine so all-nein gehaltene Versicherung verpflichtet schon an sich zu gar nichts; lleyrand aber, der die Unterhandlungen für Frankreich führte, wußte dann vollends ganz illusorisch zu machen durch die Art, wie der reffende Artikel im Vertrag gefaßt wurde. Die beiden Mächte, heißt da, werden sich nach beiderseitigem Gutbefinden (de gré à gré) darüber igen, was zu Gunsten der Interessen des Königs von Sardinien ge-chen kann und auf diese Interessen alle Rücksichten nehmen, die mit gegenwärtigen Lage der Dinge vereinbar sind (y auraient tous les ards compatibles avec l'état actuel des choses).

Pahlen wollte die Ansprüche Rußlands wie dessen Würde gegen gland nicht nur, sondern auch gegen Frankreich wahren, obgleich er em Bündniß mit Frankreich geneigt war —: jetzt war man dahin ommen, nach beiden Seiten hin unbedingt nachzugeben, ohne von Eng-nd irgend etwas oder von Frankreich mehr als etwas Scheinbares zu langen. Denn allerdings war in einem geheimen Artikel des Vertrags tgestellt, daß Frankreich und Rußland gemeinschaftlich über die Entschä-

digung der deutschen Fürsten — das heißt über die Vertheilung der geistlichen Fürstenthümer, die es bis dahin in Deutschland gegeben hatte — entscheiden wollten und daß die Regenten von Bayern, Württemberg und Baden bei der Vertheilung der Beute besonders begünstigt werden sollten — aber die genannten Fürsten zu begünstigen, lag ohnehin in Buonapartes Plänen. Das war kein Zugeständniß und im Uebrigen war Napoleon vollkommen mit sich selbst darüber einig, daß Rußlands Einfluß auf die Regelung dieser Angelegenheiten nicht mehr als Schein sein sollte. Er litt keinen Willen neben dem seinigen; das hat er selbst oft und ausdrücklich genug gesagt. Auch zeigten die deutschen Fürsten, daß sie sehr wohl wußten, wo der Schwerpunkt der Entscheidung lag, indem sie in hellen Haufen nach Paris eilten, um dort zu betteln und zu bestechen. Dagegen mußte Rußland, nachdem es den König von Sardinien bereits in umschreibender Form hatte fallen lassen, sich auch noch bequemen, alle Usurpationen Napoleons in Italien ausdrücklich anzuerkennen und gut zu heißen.

Bald nachdem Pahlen verdrängt war, verschwand auch der Fürst Subow von der Bühne; er war zu unbedeutend um sich behaupten zu können. Kein ausdrückliches Gebot verbannte ihn vom Hof, aber er mußte gewahr werden, daß er in sehr geringem Ansehen stand und mit Geringschätzung behandelt, selbst gemieden wurde. Er entfernte sich dem Anschein nach freiwillig und wußte sich dann aber nicht in derselben taktvollen Weise zu bescheiden wie Pahlen. Dieser wußte sich zu sagen, daß er nach der verwegenen That im März entweder Rußlands leitender Staatsmann sein und bleiben, oder in stiller Zurückgezogenheit leben mußte; daß ein Drittes sich nicht ziemte. Er hat nie wieder seine Güter in Kurland verlassen. Anders Subow. Er zog sich zwar auch auf die Güter zurück, die ihm die Kaiserin Katherina in Samogitien geschenkt hatte, aber er machte doch noch Versuche, auf Reisen und an deutschen Badeorten zu glänzen und schien sich sogar darin zu gefallen, daß er da ein Gegenstand der Neugierde war, bis er von Petersburg aus bedeutet wurde, daß er besser thue zu Hause zu bleiben.

Nachdem Pahlen und Subow entfernt waren, sank auch Bennigsen ganz von selbst in die Reihe der Generale zurück, wie die russische Armee ihrer viele zählte. Ein Fremder, vermählt mit einer Polin von unbedeutender Herkunft, die den unbekannten Familiennamen Andruchówicz trug, hatte er keinen Anhalt in den Hofkreisen. Und nun, nachdem dieses erste Triumvirat beseitigt war, traten die persönlichen Freunde des jungen Kaisers hervor und thatsächlich an die Spitze der Geschäfte —: jüngere Männer, die meist schon zur Zeit, als Alexander noch Großfürst war, sein Vertrauen besessen und seine Sorgen getheilt hatten, in der Mehrzahl wirklich, scheinbar alle begeistert für die Ideen der Zeit. Besonders drei

Digitized by Google

t ihnen ragten noch besonders hervor als die Vertrauten des Kaisers engsten Sinn des Worts, vor denen er keine Geheimnisse hatte, und schienen auch unter sich so eng verbunden, daß sie wirklich in den geschaftlichen Kreisen der Hauptstadt „das Triumvirat“ — ja im Scherz, der Erinnerung an die jüngste Vergangenheit „le comité de salut blic“ genannt wurden. Diese drei waren der Graf Paul Alexandroßch Strogonow, Nikolay Nikolayewitsch Nowosiltzow und ein Pole, der rst Adam Georg Czartoryski. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden prächsweise in ihrem gesellschaftlichen Verkehr, in ihren abendlichen Zunmenkünften unter sich und mit dem Kaiser entschieden.

Zu den Eigenthümlichkeiten dieser jugendlichen Regierung gehört dann ch, daß in diesem zwanglosen comité — über das der Reichsrath in rgessenheit gerieth — auch Laharpe eine Stimme hatte, um seine Meing befragt wurde und nicht selten in den wichtigsten Angelegenheiten tschied —: ein Fremder! ein Schöngeist, dem jede staatsmännische Thäkeit eben so vollkommen fremd war als das Innere des russischen ichs und die Gesammtheit seiner Lebensverhältnisse!

Was die Mitglieder des Triumvirats betrifft, so war Strogonow leugbar ein Mann von edel geartetem Charakter, aber er hatte eine rchaus französische, weltmännische Erziehung erhalten, die ihn eben nur fähigte sich in allgemeinen Anschauungen zu ergehen und auch wohl istreich darüber zu sprechen. Er schwärmte einerseits — mit Montesquieu - für England und seine Verfassung, andererseits für Mirabeau, in dem einen großen Staatsmann verehrte. — Der bedeutendste Mann des riumvirats war ohne Frage Nowosiltzow, ein naher Verwandter Stronows, ein verständiger, vielseitig, in mancher Beziehung auch gründlich terrichteter, noch junger Mann. Er war Garde-Offizier gewesen und itte, auf den Rath und Wunsch des damaligen Großfürsten Alexander, inen Abschied genommen, um — der russischen Gesandtschaft zugezählt - vier Jahre in England dem Studium der englischen Verfassung und r dortigen Verhältnisse zu leben. Er war Anglomane, man sagte, Engnd sei sein eigentliches Vaterland geworden. Doch hatten ihm in dem nsellande vorzugsweise die Anschauungen der Tories zugesagt und es soll m mit dem Liberalismus, zu dem er sich zunächst bekannte, niemals recht llständiger Ernst gewesen sein. In seiner doppelten Eigenschaft, als nglomane und als der fähigste Mann im Triumvirat, der auch den ößten Einfluß zu üben schien, war er natürlich den Altrussen und der anzösischen Partei am meisten verhaßt. Er wurde in diesen Kreisen orzugsweise mit manchem mehr oder weniger witzigen Wort verfolgt und le grand homme“ — „l'homme universel“ genannt. Die Art, wie an ihn — z. B. als „génie à toutes sauces“ — bezeichnete, war gar nicht selten von zweifelhaftem gutem Ton.

In gleicher Vorliebe für englische Zustände schloß sich diesem Kreise

Digitized by Google

der Graf Victor Pawlowitsch Kotschubey an, wenn er auch, mehrere Jahre älter, dem Kaiser nicht in demselben Grade nahe stand. Er war ein Kleinrusse, Neffe des Kanzlers Besborodko, und hatte als solcher eine sehr begünstigte Jugend durchlebt. Zu Genf erzogen, war er als neunzehnjähriger Jüngling der russischen Gesandtschaft in London zugezählt worden und dann (1792), kaum vierundzwanzig Jahre alt, Gesandter in Constantinopel gewesen. Unter dem Kaiser Paul hatte ihm sein Oheim leicht den Grafentitel verschaffen können, nach Besborodkos Tod aber war auch er, gleich so vielen Anderen, in Ungnaden entlassen und auf seine Güter verwiesen worden. Rußland war ihm natürlich fremd geblieben.

Der Fürst Alexander Nikolayewitsch Galitzyn endlich — obgleich er sich in der Jugend durch satyrische Bemerkungen viele Feinde machte, eigentlich eine weiche Natur, die zu einem unklaren Mysticismus neigte — war dem Kaiser ebenfalls von frühester Jugend an befreundet, gelangte aber erst später zu staatsmännischer Bedeutung. Er wurde 1803 Ober-Procuror des Synods.

Daneben aber hatte der Kaiser Alexander auch noch einen anderen Günstling und Vertrauten, der nicht zu dem Kreise dieser jugendlichen Enthusiasten gehörte, vielmehr den denkbar schroffsten Gegensatz zu ihnen bildete, sich auch fern von ihnen hielt und ihnen nicht freundlich gesinnt war. Das war der rohe, tückische und feige, aber listige und in asiatischer Weise unterwürfige Araktschejew! — Man hätte glauben sollen, daß niemand dem jungen Kaiser antipathischer sein könnte als dieser Mensch, dessen ganzes Wesen dem seinigen so fern lag, ja widersprach. Die seltsame Macht, die Araktschejew dennoch — wie ganz von selbst — über ihn hatte, läßt sich wohl nur auf Eine Weise erklären. In dem Augenblick, wo der Kaiser Paul Gefahr und Verrath witterte, hatte er den kurz vorher verabschiedeten und verbannten Araktschejew an den Hof zurückberufen, als ob er von ihm seine Sicherheit erwartete. Daß Araktschejew nimmermehr zu einem Anschlag gegen den anerkannten Herrn die Hand geboten hätte, das wußte jeder, der ihn kannte. Ja die Nachricht, daß seine Rückkehr nahe bevorstehe, war als Grund angeführt worden rasch zur That zu schreiten; es war, als ob nichts der Art hätte geschehen können, wenn Er zur Stelle war. — Daß ein Kaiser von Rußland, der selbst die schreckliche Märznacht erlebt hatte und die Geschichte seines Vaters kannte, bei allem Vertrauen in sein Volk doch Werth auf eine ganz unbedingte Ergebenheit legte und auf eine Unterwürfigkeit, die sich — wenigstens scheinbar — nie einen eigenen Willen oder eine eigene Ansicht gestattet, das ist nur zu natürlich. Doch spielte Araktschejew, an Geist und Bildung seinen Nebenbuhlern in der Gunst Alexanders weitaus nicht gewachsen, vor der Hand nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle.

Unheilvoller als sein Einfluß erwies sich während dieser ersten Jahre der neuen Regierung, daß unter den jungen Vertrauten des Kaisers, die

Digitized by Google

im edelsten Sinn des Worts für seine Freunde hielt, einer nicht redlich
r und eigene Pläne verfolgte, über die er seinen kaiserlichen Freund
ischte. Das war der Fürst Adam Georg Czartoryski. Schon seit der
ten Theilung Polens weilte dieser Fürst sammt seinem jüngeren Bruder
f Befehl der Kaiserin Katherina in Petersburg, wo er, der Form nach
fizier, ihrem ältesten Enkel als Adjutant zugewiesen wurde, und schon
mals hatte ihm der kaum siebzehn- oder achtzehnjährige Großfürst Ale-
nder ein offenes Vertrauen, eine enthusiastische Freundschaft entgegen-
ragen —: eine Gunst des Schicksals, die sich der um sieben Jahre
ere und erfahrenere Czartoryski natürlich nicht entgehen ließ.

In ihrem ersten vertrauten Gespräch im Garten des Taurischen Pa-
tes äußerte — wie Czartoryski selbst berichtet — der damalige Groß-
st Alexander, daß er den Despotismus verabscheue, wo und in welcher
eise er auch geübt werde; daß er die Freiheit liebe, die das Recht aller
enschen sei; daß er lebhaften Antheil an der französischen Revolution
nommen habe und trotz ihrer Verirrungen einen glücklichen Erfolg der
nzösischen Republik wünsche. Ferner, daß er weder die Ansichten billige,
am russischen Hof herrschten, noch die Politik seiner Großmutter; daß
ne stillen Wünsche stets zu Gunsten Polens und seiner „glorreichen
impfe" — gegen Rußland — gewesen seien; daß er Polens Fall beklage;
ß Kosciuszko in seinen Augen ein großer Mann sei — groß durch
ne Tugenden und als Vertheidiger einer solchen Sache, der Sache der
umanität und des Rechts.

Es mag sein, daß in Czartoryskis Bericht Ein und Anderes absicht-
h etwas übertrieben ist —: doch ist nicht zu bezweifeln, daß Alexander
r Zeit im Wesentlichen solchen Grundsätzen huldigte und ebenso wenig,
ß er sich gegen den Freund seiner Wahl mit vollkommener Freimüthig-
it darüber ausgesprochen haben wird. Die große Jugend Alexanders
d das geringe Maß geschichtlicher Einsicht, das er in so früher Zeit
s den Lehren eines Laharpe geschöpft haben konnte, lassen es erklärlich
nden, daß er in der Sache des polnischen Adels, die vor seinen Augen
Grunde gegangen war, die in der Wirklichkeit ziemlich fern liegende
ache der Humanität sehen konnte.

Natürlich war Czartoryski beflissen, ihn in diesen Vorstellungen zu
halten und zu bestärken. Was konnte ihm erwünschter sein, als daß
er Kaiser den Widerstand der Polen für einen glorreichen, heroischen
ielt und den Untergang ihrer Adelsrepublik lediglich für einen Frevel,
en die Nachbarstaaten verübt hätten; für ein Unglück, nicht verschuldet
urch das edle polnische Volk, das sich ja eben — wenige Verräther ab-
erechnet — in einhelliger Begeisterung, die schöne und weise Verfassung
om dritten Mai gegeben hatte. Wie es wirklich dabei hergegangen war,
onnte Czartoryski eigentlich sehr gut wissen, denn er hatte dem Reichstag
eigewohnt, aus dem diese Verfassung hervorgegangen war. Freilich war

Digitized by Google

er damals kaum zwanzig Jahre alt gewesen, aber er war seitdem elf Jahre älter geworden, und ein jeder, dem es beschieden war, bedeutende Dinge in früher Jugend zu erleben, wo sie kaum halb verstanden an ihm vorüber gingen, hat gewiß an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß ihm später in dem Maß, wie er zu größerer Reife des Geistes gelangte, auch das Verständniß jener früheren Erlebnisse aufgegangen ist. Andererseits aber haben die Polen im Allgemeinen eine Eigenthümlichkeit mit den Franzosen gemein und überbieten sie sogar darin —: sie sind nicht wahrhaft gegen sich selbst, sobald es sich darum handelt sich selbst peinliche Wahrheiten einzugestehen. Mit leidenschaftlicher Bestimmtheit setzen sie in solchem Fall eine ganz willkürlich ersonnene Fabel an die Stelle der Geschichte — und wie der menschliche Geist sich eben gar häufig in seltsamen Widersprüchen bewegt, ohne sie gewahr zu werden, lassen sie sich in den selbstgeschaffenen erhabenen Vorstellungen weder durch den vielfachen Verrath stören, von dem sie gleichwohl berichten müssen, noch durch die geringe Meinung, die sie selbst nur allzu oft und in nur allzu sichtbarer Weise Einer vom Anderen haben. In wie weit auch der Fürst Adam Georg in solchem Wirrsal von großentheils absichtlicher Selbsttäuschung befangen gewesen sein mag, können wir natürlich nicht wissen —: was wir sehen, ist, daß das Vertrauen des Kaisers und die Vorstellungen, von denen er ausging, stolze Hoffnungen in ihm erweckten, die fortan sein Thun und Lassen bestimmten, und daß ihm mehr daran gelegen war, diese Pläne zu fördern, als seinem hingebenden kaiserlichen Freunde gegenüber wahrhaft und redlich zu sein.

Er erhielt den Kaiser Alexander in der Vorstellung, daß die Wiederherstellung Polens — ein großartiger Act der Gerechtigkeit, der Katherinas Unthaten ungeschehen machte — das schönste und glorreichste Ziel sei, das er als Selbstherrscher Rußlands sich setzen könne; er suchte ihn sogar zu überzeugen, daß in Mitten dieser vielbewegten Zeit all sein Streben unmittelbar oder mittelbar auf diesen Einen Punkt gerichtet sein müsse. Alexander dachte sich, belohnt für solche edle That, angebetet als König der dankbaren Polen. — Daß Czartoryskis Pläne vom ersten Anfang an andere waren und weiter gingen, zeigt sich in Allem was er that. Er schrieb zehn Jahre später: „Ein König von Polen, der dreimal hunderttausend Russen zu seinen Befehlen hätte, würde es immer in seiner Macht haben, die Gesetze und seine Versprechen nicht zu achten" — und diese Ueberzeugung hegte er gewiß im zweiunddreißigsten Jahre seines Alters so gut wie im vierzigsten. Ein Polen, das ein von Rußland abhängiger Vasallenstaat sein und bleiben sollte, war gewiß nicht was ihm genügte, und ebenso wenig hatte er wohl die Ansprüche und Bestrebungen seines eigenen Hauses ganz und für immer aufgegeben.

Der Kaiser Paul hatte diesen Fürsten Czartoryski, um ihn von seinem Sohn zu entfernen, als Geschäftsträger bei dem vertriebenen König von

Digitized by Google

ardinien nach Rom gesendet, Alexander säumte, sowie er Herr seiner lbst und des Reiches war, nicht einen Augenblick ihn zurückzurufen.

Die Neuerungen, die nunmehr aus den Berathungen des „Comités“, ie der Kaiser selbst die Versammlung seiner Freunde zu nennen liebte, ununterbrochener Folge hervorgingen, bezogen sich nun nicht mehr auf inzelnheiten —: sie umfaßten die Organisation der Regierung im anzen, in gewissem Sinn die Verfassung des Reichs. Zuerst war man dacht dem Senat, wenn auch nicht wieder seine ursprüngliche viel nfassende Thätigkeits-Sphäre, doch eine gesteigerte Bedeutung zu geben. as in dieser Beziehung zweckmäßig sein mochte, darüber wurde der enat selbst zu Rath gezogen und in den Vorschlägen, die aus seiner litte hervorgingen, zeigte sich noch einmal ein schwacher Widerhall des erlangens nach oligarchischer Macht; ein schüchternes Bestreben, die Macht r Krone zu beschränken und für sich selbst die Stellung eines Bojaren-aths, wie man sie sich etwas willkürlich dachte oder vielmehr die eines hwedischen Reichsraths in Anspruch zu nehmen. So verlangten die rafen Worontzow (Alexander Romanowitsch, der Kanzler) und Sawa-owsky, für den Senat, unter anderen wichtigen Rechten, vor allem die efugniß endgültig über die Staats-Einnahmen und Ausgaben zu ver-igen und die Todesstrafe auch ohne Bestätigung des Kaisers endgültig verhängen. — Andere wollten dem Senat eine ganz unbegrenzte con-rollirende Gewalt über alle Ministerien eingeräumt wissen. Wieder Andere ollten vor allem die Unabhängigkeit der Senatoren sichergestellt sehen nd verlangten, sie sollten nicht vom Kaiser ernannt, sondern vom Pro-inzial-Adel aus den Würdenträgern der vier ersten Rang-Classen erwählt erden.

Das Alles wurde natürlich nicht gutgeheißen. Man beschränkte sich im esentlichen darauf, den Senat als höchsten Gerichtshof des Reichs zweck-äßiger einzurichten, und um doch einen ersten Schritt zu einer freieren Ver-assung und Regierungsweise zu thun, wurde ihm ein droit de remonstrance eigelegt, wie es die höchsten Gerichtshöfe Frankreichs, die Parlamente, or der Revolution geübt hatten. Als Wächter des Gesetzes und Hüter er allgemeinen Wohlfahrt sollte der Senat das Recht haben, Vorstellungen egen alle kaiserlichen Verordnungen und erlassenen Gesetze zu erheben, enn sie ihm mit den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit im Wider-pruch zu stehen oder sonst in irgend einer Weise nicht angemessen zu sein chienen. Da der Senat nicht besser zusammengesetzt war, als zur Zeit er Kaiserin Katherina, konnte es zweifelhaft scheinen, ob er geeignet sei o wichtige Befugnisse zweckmäßig zu üben. Aber die Frage wäre müßig gewesen, denn gleich bei dem ersten Versuch zeigte sich die schwache Seite des autokratischen Liberalismus in solcher Weise, daß es ziemlich gleich-gültig scheinen mußte, wem ein anscheinend so wichtiges Recht verliehen war. Wenn ein unumschränkt herrschender Fürst von freien Stücken

Digitized by Google

irgend einer Behörde ein solches Recht der Controlle verleiht, erwartet er doch in der Regel dadurch in seinem Willen und in seinem Thun in keiner Weise gestört oder gehindert zu werden; er denkt nicht, daß seine Unterthanen das neu verliehene Recht zu irgend etwas Anderem brauchen könnten, als seinem Willen jubelnd zuzustimmen. Auf den Widerspruch, den er doch eigentlich zu fordern scheint, ja in der That zu fordern glaubt, ist er nicht gefaßt, und um so weniger, je bestimmter er das Bewußtsein des reinsten Wohlwollens und der besten Absicht hat. Er fühlt sich unfehlbar dadurch auf das peinlichste überrascht.

Der Kaiser erließ (1802) eine Verordnung, die den Eintritt junger Edelleute in die Armee und ihre Beförderung zu Offizieren betraf. Der Senat fand daß sie mit den neu bestätigten Vorrechten des Adels im Widerspruch stehe, und erlaubte sich deshalb Vorstellungen zu machen. Da wurde diese höchste Reichsbehörde bedeutet, daß sie ihre neuen Befugnisse mißverstanden habe. Sie habe ihre Meinung nur über die alten, längst bestehenden Gesetze abzugeben und auf deren etwanige Mängel aufmerksam zu machen, nicht aber die neuen Gesetze und Verordnungen zu beurtheilen, die der Kaiser zu erlassen geruhe. Natürlich hat der Senat seitdem über die alten wie über die neuen Gesetze geschwiegen.

Eine tief einschneidende Veränderung nicht blos in Form und Mechanismus der Regierung wurde ungefähr zu gleicher Zeit durch ein kaiserliches Manifest (vom 8./20. Sept. 1802) bewirkt, das alle Zweige der Verwaltung von Grund aus neu ordnen sollte. Sein Inhalt stand in grundsätzlichem Widerspruch mit Vielem, das wenige Monate früher angeordnet worden war, als noch Pahlen, Subow und die Büreaukraten aus der Schule Katherinas das Heft in Händen hatten. In diesem Widerspruch, in solchem Ueberspringen von einem Princip auf das gerade entgegengesetzte, zeigt sich, wie unsicher der Gang der neuen Regierung war, wie unfertig die Ideen waren, mit denen der Kaiser Alexander in das thätige Leben eintrat. Ihm schwebte vor, daß er alles Humane, alles Gute und Schöne redlich und in raschem Fortschritt fördern wolle, aber in welcher Weise und durch welche Mittel und Werkzeuge das bewerkstelligt werden sollte, davon hatte er sich nicht Rechenschaft gegeben, in seiner Unerfahrenheit auch wohl nicht geben können.

Auf den Vorschlag des Staats-Secretair Troschtschinsky war vor wenigen Monaten jener regelmäßig zu versammelnde Reichsrath eingerichtet worden, dessen wir bereits gedacht haben. Troschtschinsky, ein geschäftskundiger Bureaukrat, aber im Uebrigen ein Mann von beschränkter Bildung, der auch keine andere Sprache kannte als die russische, spielte darin die Hauptrolle und schien eine kurze Zeit über bei dem Kaiser etwas zu gelten. Er hatte damit den Versuch gemacht, die collegialische Regierungs- und Verwaltungsweise, die Peter der Große eingeführt hatte, so weit das unter den gegebenen Bedingungen in Rußland möglich war, auch auf die

Digitized by Google

hste Autorität im Reich auszudehnen; ein nicht aristokratisches, sondern :eaukratisches Element, unmittelbar neben dem Thron in einflußreiche ätigkeit zu setzen. Was der Kaiser sich dabei gedacht haben mag, ist ht bekannt geworden.

Jetzt wurde gerade umgekehrt die collegialische Handhabung der Ge- ifte von der höchsten Stufe der Beamten-Hierarchie an, durch die ganze ufenleiter bis zur untersten herab, beseitigt. Ein persönliches Regiment t überall an ihre Stelle. Die „Collegien", die bisher die höchsten Be- den aller Verwaltungszweige gewesen waren, wurden aufgehoben —: önlich verfügende und dem Kaiser persönlich für alle Maßregeln ver- wortliche Minister wurden an die Spitze dieser verschiedenen Verwal- gszweige gestellt. Ein jeder von ihnen hatte die beabsichtigten An- nungen nicht mehr mit Beigeordneten zu berathen; er verfügte und te anstatt seiner früheren Beiräthe ein in mehrere „Departements" zetheiltes Ministerium unter seinen Befehlen; jedem „Departements- f" war ein eigener Geschäftskreis zugewiesen und er hatte darüber dem nister besonders zu berichten, besonders, ohne sich um das Ganze zu mmern, dessen Befehle zu empfangen, sein Gutachten nur in soweit er agt wurde abzugeben.

Die Minister aber bildeten doch kein eigentliches Ministerium; ein r von ihnen arbeitete einzeln mit dem Kaiser und erhielt von ihm die isungen, die sein besonderes Fach betrafen. Einen Ministerrath, der Gesammtheit der Regierung und ihres Ganges im Zusammenhang ägen konnte, gab es nicht — und auch abgesehen davon war die Or- iisation der Ministerien und die Einrichtung des Geschäftsganges von ten, denen Erfahrung und Geschäftskenntniß fehlten, sehr flüchtig ent- fen, wie bald genug fühlbar wurde, sehr unvollständig und unzu- hend; es war Dilettanten-Arbeit. Namentlich erwies sich, daß weder Befugnisse der Minister, noch die des Senats mit hinreichender Ge- igkeit festgestellt und abgegrenzt waren; die Autorität der Einen und Anderen durchkreuzten sich beständig, es gab vielerlei Verwirrung und ht weniger Unzufriedenheit und Zwist. — Der Reichsrath wurde ürlich in dieser Ordnung der Dinge vollkommen überflüssig; es war ht weiter die Rede von ihm; Troschtschinsky zog sich mißmüthig zurück.

Eigenthümlich wurde die neue Einrichtung der Regierung auch noch urch, daß der Kaiser seine eigentlichen Vertrauten — mit Ausnahme tschubeys — nicht wohl zu Ministern ernennen konnte. Sie waren, ig an Jahren, auch noch zu weit zurück, in dem in Rußland geltenden ngsystem; es hätte wohl in der That die allergrößte Unzufriedenheit vorgerufen, wenn der Kaiser sie ohne Weiteres hätte auch der Form ch zu den Vorgesetzten aller derer machen wollen, die sich bereits zu den hsten Rangclassen emporgedient hatten. Demnach wurde denn auch von i Mitgliedern des Comités nur Einer Minister, nämlich Kotschubey,

Digitized by Google

dem das Innere überwiesen wurde. Die übrigen Ministerien wurden älteren Herren anvertraut, von denen man erwartete, daß sie sich würden leiten lassen. Panin, der dazu nicht geneigt schien, wurde eben deshalb übergangen.

Der Kanzler Graf Alexander Romanowitsch Worontzow wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten; ein ziemlich unbedeutender General Wiäsmitinow, Kriegsminister; der Admiral Mordwinow, ein ehrenwerther Mann, der durch eine überall seltene Redlichkeit und Reinheit des Charakters imponirte, Seeminister; der Senator Derschawin — der Dichter — Justizminister. Ein wirklich Sachverständiger, dem man die Leitung der Finanzen hätte anvertrauen können, möchte in Rußland wohl nicht zu finden gewesen sein; Wassiliew, in dessen Hände sie gelegt wurden, wußte zwar nichts Besseres, als die Banknoten-Presse in Thätigkeit zu setzen, so oft Geld nöthig war, aber es war niemand da, dessen Fachkenntnisse weiter reichten, und man scheint zunächst auch gar nicht gewahr geworden zu sein, daß dem Mann etwas fehle. Ebensowenig war der Handelsminister, der Graf Nikolay Petrowitsch Rumäntzow — ein Sohn des Feldmarschalls — ein Fachmann. — Die seltsamste Wahl von allen war in mancher Beziehung die des Grafen Sawadowsky zum Minister der „Volksaufklärung" — das heißt des öffentlichen Unterrichts. Er war, von geringer Herkunft — wie Rasumowsky, Sohn eines Kosacken, — einmal eine kurze Zeit über „Flügel-Adjutant", d. h. erklärter Günstling der Kaiserin Katherina gewesen; Potemkins Gegner hatten die Aufmerksamkeit dieser Fürstin auf ihn gelenkt, in der Absicht und Hoffnung, Potemkin durch ihn zu stürzen. Es hatte sich aber bald gezeigt, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war; Potemkin hatte ihn ohne Mühe beseitigt und den rohen Serben Semen Soritsch, den er eigens dazu aus den serbischen Ansiedelungen in Süd-Rußland nach Petersburg mitgebracht hatte, an seine Stelle befördert. Reich mit Geld und Bauern beschenkt, hatte Sawadowsky seitdem eben so unbedeutend und unbemerkt als vor seiner kurzen Glanz-Periode weiter gelebt.

Neben diesen Ministern traten dann aber sehr bald als Gehülfen die jüngeren Vertrauten des Kaisers hervor, die unter diesem bescheidenen Titel eigentlich Geist und Gang der Regierung bestimmen sollten. So wurde Czartoryski Gehülfe des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Nowosiltzow Gehülfe des Justizministers und Sawadowsky erhielt einen Gehülfen, dessen er ganz besonders bedurfte, in der Person eines ehemaligen Lehrers des Kaisers, nämlich Murawiews. Daß Kotschubey den jüngeren Freund Strogonow zu seinem Gehülfen wählte, hatte natürlich nicht dieselbe Bedeutung.

Die Minister bildeten, wie gesagt kein Gesammt-Ministerium und dennoch bestand gewissermaßen ein solches: die Vertrauten des Kaisers, die Mitglieder des Comités, die anscheinend überall die zweiten Stellen ein-

Digitized by Google

hmen, bildeten der Sache nach den eigentlichen Ministerrath. Die form-
en vertraulichen Besprechungen, zu denen sie sich bei dem Kaiser ver-
mmelten, gewannen durchaus die Bedeutung eines solchen und nach den
r gefaßten Beschlüssen hatten sich die Minister im Wesentlichen zu
hten.

Die Sorge einerseits Handel und Industrie, andererseits die Volks-
iehung in allen Abstufungen als die mächtigsten Hebel der Civilisation
jeder Weise zu fördern, beschäftigte vor allem die Regierung. In den
aßregeln, die Handel und Gewerbe fördern sollten, gehörte auch die
serliche Verordnung, der zufolge Edelleute in die erste Gilde des Kauf-
annsstandes eintreten konnten, ohne ihre Standesrechte zu verlieren. —
it erneuetem Eifer wurde daran gearbeitet, das Netz von Wasserstraßen
vervollständigen, zu dem Peter der Große den Entwurf gemacht hatte.
ne besondere Sorgfalt wurde der Küste des Schwarzen Meeres zuge-
ndet. Es war leicht zu erkennen, daß den von der Natur am reichsten
sgestatteten Provinzen des russischen Reichs dorthin die Wege vorgezeichnet
ren, auf denen sie ihre Erzeugnisse in den Welthandel bringen konnten,
d daß andererseits nur ein reger Handelsverkehr an jener Küste den
zeugnissen dieser Länder Werth verleihen und eine gesteigerte Production
vorrufen konnte.

Eine kleine Ansiedelung, die der Admiral Ribas an der Stelle einer
dschibei genannten türkischen Schanze (1794) gegründet hatte, zog ins-
ondere, und mit Erfolg wie mit Recht, die Aufmerksamkeit der Regierung
f sich. Die Kaiserin Katherina hatte die Akademie der Wissenschaften um
ssische Namen für die eine und andere der neuen Ansiedelungen befragt,
sie dort im Süden anlegen ließ, und während Städte im Innern des
ndes ihr selbst und dem Fürsten Potemkin zu Ehren Katherinopol und
egoriopol benannt wurden, mußten tatarische Ortschaften in der Krimm
Namen Eupatoria und Sewastopol annehmen, um an die Colonien
erinnern, die das alte Griechenland zu seiner Blüthezeit auf der Tau-
chen Halbinsel angelegt hatte. Hadschibei erhielt auf den Vorschlag der
tersburger Akademie den Namen Odessa.

Den Ort empor zu bringen, der bestimmt schien, sich zum haupt-
chlichsten Handelsplatz des Reichs im Süden zu erheben, wurde ihm
on zu Anfang des Jahrs 1802 Befreiung von Abgaben auf fünfund-
anzig Jahre und Befreiung von aller militärischen Einquartierung
währt. Um den Anbau des Grund und Bodens, den Gartenbau
mentlich, zu fördern, ohne den eine bedeutende Stadt kaum bestehen
nn, wurde der Stadt eine weite Fläche Landes zur Vertheilung unter
e Einwohner geschenkt und endlich wurde verfügt, daß der zehnte
heil der dort erhobenen Zoll-Einkünfte zum Ausbau des Hafens ver-
endet werden sollte. Nicht minder wichtig als diese freigebige materielle
usstattung des Orts, war, daß Odessa zu einem selbständigen Stadtgebiet

Digitized by Google

erhoben wurde, das unabhängig von den Verwaltungsbehörden der Provinz, von der gesammten unredlichen und habgierigen Beamten-Hierarchie unmittelbar unter der Krone, unter dem Senat und den Ministern stand. Und glücklich war dann auch Alexander in der Wahl des Mannes, dem die höchste Stelle in der Verwaltung dieses Bezirks anvertraut wurde. Das war derjenige der französischen Emigrirten, der sich unter allen den besten Namen in der Fremde erworben hat: der Herzog von Richelieu, seit acht Jahren (seit 1794) in russischen Diensten und seit kurzem General-Lieutenant; ein wohlwollender, verständiger Mann, in dem die längst verschollene Fabel von der Ritterlichkeit des französischen Adels zur Wahrheit wurde.

Er trat sein Amt im März 1803 an und soll in Odessa 9000 Einwohner vorgefunden haben, die sich dürftig in ärmlichen Häusern behalfen. Man kann sich einen Begriff von dem Zustand machen, wenn man erfährt, daß Richelieu mit Mühe ein Haus von vier Zimmern fand, in dem er seine Wohnung aufschlagen konnte und daß im Mai dieses ersten Jahrs seiner Verwaltung auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers ein Bäcker, ein Tischler und ein Schlosser von Petersburg nach Odessa gesendet werden mußten, wo sie fehlten. Doch Richelieu erlangte, daß außer allen anderen Begünstigungen auch die Zölle in den Häfen des Schwarzen Meeres um ein Viertheil des im Allgemeinen in Rußland geltenden Tarifs ermäßigt wurden. Bald bildeten sich an dem aufblühenden Handelsort bedeutende griechische, italienische, deutsche und englische Handelshäuser — und bekannt ist, welchen Aufschwung die Stadt seitdem genommen, welchen Einfluß sie auf den Anbau des Landes geübt hat.

Auch Taganrog erhielt mit seiner nächsten Umgebung die Vorrechte eines selbständigen Stadtbezirks. Nahe am Ausfluß des Dons gelegen, schien der Ort wichtig und der Begünstigung werth; auch ist er Mittelpunkt eines nicht unbedeutenden Handelsverkehrs geworden; doch gestatteten die schwierige Schifffahrt auf dem Asowschen Meer und die geringe Wassertiefe der Rhede von Taganrog hier nicht eine so rasch fortschreitende Entwickelung der Handelsthätigkeit und des Wohlstands als zu Odessa.

Damit diese Städte, besonders Odessa, nicht längere Zeit durch eine Wüste von den Ansiedelungen längs der früheren Grenze des Reichs getrennt blieben, war die Regierung darauf bedacht, die Bevölkerung und den Anbau der zwischenliegenden Landstrecken in jeder Weise zu fördern. Schon unter der Kaiserin Katherina hatte man erwogen, daß das durch den Frieden von Kutschuk-Kainardschi gewonnene Gebiet zwischen dem Dniepr und dem Bug, nur wenn es einigermaßen angebaut war, der Stadt Cherson das Nöthige liefern und die Basis weiterer Kriegs-Operationen gegen die Türkei werden konnte, und waren auch die blühenden Ansiedelungen, die Potemkin seiner Kaiserin am Dniepr zeigte, eitel Blendwerk gewesen, so war dagegen am Bug doch wirklich nach und nach eine wenn auch schwache

Linie von Kosacken-Ansiedelungen als Grenzenhüter gebildet worden, und nach der Unterwerfung der Krimm waren noch einige deutsche Menonisten-Dörfer im „Taurischen Gubernium" hinzugekommen. Jetzt wurde Alles aufgeboten, die Colonisation des Landes auch zwischen dem Bug und dem Dniestr in rascheren Gang zu bringen und zunächst an den Wasserläufen ununterbrochene Reihen von Dörfern zu schaffen. Aus Preußen, aus Württemberg, dem übrigen Schwaben und dem Elsaß, wie andererseits aus der Moldau wurden Colonisten herbeigezogen; die Regierung ließ ihnen nicht nur unentgeltlich weite Bodenflächen — jeder Familie 60 Dessätinen, d. h. bis auf ein Geringes eben so viel Hectaren — zutheilen sie erhielten auch bedeutende Unterstützungen in baarem Gelde; jede Haushaltung 335 Rubel zum Ankauf des nöthigen Viehes und Ackergeräthes und außerdem Befreiung von allen directen Abgaben auf zehn Jahre. So waren in den Jahren 1801 und 1802 in den Gubernien Taurien und Cherson vier „bolgarische", wie man gegenwärtig sagen würde, rumänische Dörfer gegründet. Im Jahre 1803 kamen, in dem Steppenlande zwischen dem Dniepr und der Landenge von Perekop, neunzehn Menonisten-Dörfer und ein bolgarisches dazu; das Jahr darauf theils eben dort, theils im Gubernium Cherson, zwei bolgarische und dreiundzwanzig deutsche Dörfer. Unter diesen letzteren drei in fast unmittelbarer Nähe von Odessa, auf Ländereien, die zu diesem Ende von Seiten der Regierung dem Grafen Vincenz Potocki abgekauft wurden; und selbst während der nun folgenden Kriegsjahre wurde das Werk der Colonisation nach Möglichkeit fortgesetzt. Es waren im Ganzen 16,000 Familien, die im Lauf von wenigen Jahren in diesem Theil Neu-Rußlands angesiedelt wurden. In jeder Weise genügend ausgestattet und hinreichend begünstigt, gelangten die deutschen Colonien, besonders die der Menonisten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu großer Wohlhabenheit; einige sogar zu großem Reichthum.

Der Eifer des Kaisers für alles Nützliche und Schöne war so groß, daß er mitunter nur mit einiger Mühe bewogen werden konnte die nöthige Zeit der Ausführung zu gewähren. So hatte der nachherige Admiral Krusenstern schon 1799 einen Plan eingereicht, Kamtschatka und das dortige Commando, nicht, wie bisher, auf dem Landwege, durch Sibirien, sondern auf dem Seewege, um das Cap Horn, mit allen Vorräthen zu versorgen, deren sie für sich selbst und für die russischen Colonien an der Nordwestküste von Amerika bedurften, und zugleich den Handel mit China auf den Seeweg nach Canton zu leiten. Der russischen Flotte, die sich bis dahin nur ausnahmsweise in das Mittelländische Meer gewagt hatte, sollte dadurch das weiteste Feld der Erfahrung eröffnet werden. Der Plan blieb liegen; im Jahr 1802 wurde er dem Kaiser bekannt — und sofort, in den nächsten Monaten schon, sollte zur Ausführung geschritten werden. Nur ungern gewährte er für die wissenschaftlichen Vorbereitungen Zeit bis zum folgenden Jahr. Eine Gesandtschaft nach China schien

Digitized by Google

nöthig, um die Zwecke dieser Expedition zu fördern. Die Einleitungen dazu wurden sofort getroffen und mit Krusensterns Reise um die Welt wurde eine Gesandtschaft nach Japan verbunden, um auch dort neue Handelsverbindungen anzuknüpfen. Doch blieben diese Bemühungen, alles Eifers ungeachtet, vergeblich; beide Gesandtschaften mißlangen. Die Zeit freien Handels war für jene entlegene asiatische Region noch nicht gekommen.

Eine unter allen wichtige Hauptaufgabe war dann selbstverständlich für die Regierung Alexanders die Förderung des öffentlichen Unterrichts, für den unter Katherina so gut wie gar nichts geschehen war; denn selbst das Wenige, was diese Kaiserin verfügt hatte, war, da sich niemand der Sache thatsächlich und nachhaltig angenommen hatte, eben nur hin und wieder ausnahmsweise zur Ausführung gekommen.

Jetzt wurde das ganze Reich in Beziehung auf das Unterrichtswesen in große Bezirke getheilt, deren jeder eine Universität nach deutschem Vorbild haben sollte. Der Curator der Universität war zugleich Chef und Dirigent aller Schulen und Erziehungs-Anstalten in dem betreffenden Bezirk. Jedes Gubernium sollte wenigstens in seiner Hauptstadt ein Gymnasium haben — jede Kreisstadt eine höhere, jedes Kirchspiel wenigstens eine untere Schule. Die Universität zu Moskau wurde den neuen Vorschriften gemäß umgestaltet — die „Akademie" zu Wilna, eine Bildungs-Anstalt für Theologen, deren sich früher die Jesuiten bemächtigt hatten und die seit der Aufhebung dieses Ordens unter dem Schutz der Czartoryski's und Chreptowicz einige nicht unwesentliche Verbesserungen erfahren hatte, wurde zu einer vollständigen, alle Facultäten umfassenden Universität erweitert; und außer zwei russischen Universitäten zu Charkow und Kasan wurde in den Ostsee-Provinzen zu Dorpat auch eine deutsche neu gegründet. Später sollten ähnliche hohe Schulen auch in der Hauptstadt Petersburg selbst, in Kiow, in Tobolsk und noch an einigen anderen Orten gegründet werden.

Der Plan nahm sich auf dem Papier sehr stattlich aus — es konnte aber bei dem besten Willen und obgleich jetzt ein ganzes Ministerium seine Kräfte dafür einsetzte, obgleich fast in allen Provinzen Adel und Kaufmannschaft mit dem lobenswerthesten Eifer große Opfer für diesen Zweck brachten, doch nur ein kleiner Theil desselben zur Ausführung kommen und selbst dieser nur in sehr unvollkommener Weise, denn es fehlte überall an brauchbaren Lehrern. Wo hätten sie herkommen sollen?

Am wenigsten wurde aus den Kirchspielsschulen, deren sich die Behörden am wenigsten annahmen; selbst nach vielen Jahren waren deren nur eine sehr geringe Zahl aufzuweisen. Man hatte keine Schullehrer, über die man verfügen konnte, auch die Mittel nicht, Besoldungen für sie auszusetzen und rechnete daher darauf, daß die Landgeistlichen in den Kirchspielsschulen Unterricht ertheilen würden. Das aber ging nicht; die armen

Digitized by Google

ndgeistlichen hatten in den Stunden, die nicht der Gottesdienst in Anuch nahm, genug in Feld und Garten zu arbeiten und keine Zeit übrig. Gymnasien waren sehr weit entfernt, dem Begriff zu entsprechen, den n in Deutschland mit dieser Benennung zu verbinden pflegt. Die rer an diesen gelehrten Schulen waren meist von einer Unwissenheit, man anderswo den Schülern nicht verziehen hätte, und leider! zum eil auch von pöbelhaften Sitten; dem Trunk ergebene Unholde waren er ihnen so wenig eine Seltenheit, als unter den Geistlichen. Die en unter ihnen waren junge Leute, die man mühsam unter den Zögzen der geistlichen Seminarien und Akademien zusammen gesucht hatte.

Unter diesen Umständen konnten auch die russischen Universitäten ht leisten, was man von ihnen erwartete. Weder die Lehrer noch die hüler waren in solcher Weise vorbereitet, daß auf diesen hohen Schulen wirklich wissenschaftlichen Studien hätte die Rede sein können. Waren Professoren Russen, so durfte man nicht mehr als das allerdürftigste aß von Kenntnissen bei ihnen voraussetzen, keinen Begriff von dem tlichen Umfang der Wissenschaft, die sie lehrten. Die aus der Fremde, mentlich aus Deutschland herbeigerufenen Professoren erlangten nur hselig eine doch immer ungenügende Kenntniß der Landessprache, und rmochten nicht vom Katheder herab zu sagen, was sie gern gesagt hätten. avon, ihre Vorlesungen in lateinischer Sprache zu halten, konnte nicht Rede sein; es hätte sie niemand verstanden. Sie mußten sich meist rauf beschränken, mühsam und ungenügend schriftlich ausgearbeitete Vorge stockend und fehlerhaft abzulesen. Vor allem aber waren die Stuten, die von russischen Gymnasien kamen, gar nicht in der Weise vorritet, daß sie im Stande gewesen wären einem wissenschaftlichen Vorg mit wirklichem Verständniß zu folgen.

So war denn überall mehr Schein als Wesen, und eigentlich brachte r die deutsche Universität zu Dorpat den gehofften Gewinn. Hier nnten sich die aus der Fremde berufenen Lehrer ohne Mühe und Einränkungen verständlich machen, und die deutschen Gymnasien der Ostseeovinzen sendeten ihnen Schüler, denen die nöthigen Vorkenntnisse nicht lten.

Auch die geistlichen Seminarien und Akademien erhielten eine bessere nrichtung, die verhältnißmäßig leichter einzuleiten war, da sich unter den ssischen Prälaten, wenn auch als seltene Ausnahmen, doch immer einige issenschaftlich gebildete Männer fanden, die dabei zweckmäßige Rathschläge die Hand zu geben wußten. Daß der Erfolg in Beziehung auf die gemeine Bildung der Geistlichen dennoch ein sehr geringer, kaum bez rkbarer blieb, hatte seinen doppelten Grund darin, daß man einerseits er sehr großen Anzahl von Geistlichen bedurfte, andererseits der weit erwiegenden Mehrzahl derselben nur eine sehr dürftige Versorgung zu ten hatte. Man durfte keine großen Ansprüche machen und mußte sich

Digitized by Google

im Allgemeinen damit begnügen, daß die Priester die geistlichen Functionen dem Rituale gemäß mechanisch auszuüben wußten.

Bemerkenswerth aber ist in diesem regen Treiben, daß sich der Fürst Adam Georg Czartoryski der Universität Wilna und damit des ganzen litthauischen Lehrbezirks zu bemächtigen wußte. Er ließ sich zum Curator dieser Universität ernennen, so schwer das Amt auch mit dem eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu verbinden sein mochte. Ohne Zweifel sehr unvollkommen in anderen Beziehungen, genügte die Ober-Aufsicht, die er von Petersburg aus üben konnte, doch in Hinsicht auf das was ihm vor allem am Herzen lag. Indem er nur Gleichgesinnte zu Professoren berief und aus ihrer Zahl zu Schul-Inspectoren ernannte, machte er Universität und Schulen zu einem Mittel das Land zu polonisiren — so müssen wir uns wohl ausdrücken, da von einem Lande die Rede ist, dessen eigentliche Bevölkerung eben nicht eine polnische und der polnischen Sprache unkundig ist. In den Schulen wurde natürlich keine andere Sprache geduldet als die polnische. Wenn es dennoch nicht in dem gewünschten Maß gelang, die Kenntniß dieser Sprache im Lande zu verbreiten, so hatte das auch darin seinen Grund, daß der polnische Adel des Landes allen und jeden Dorfschulen, auch polnischen, sehr abgeneigt war und es zweckmäßig fand, daß seine Leibeigenen in fast thierischer Stumpfheit, in Schmutz und Elend weiter vegetirten, wie bis dahin. Daß sie dem Priester und dem Erb- und Leibherrn gehorchen müßten, sagten die katholischen Geistlichen den Leuten zur Genüge und weiter brauchten sie nichts zu wissen. Im Uebrigen unterstützten Adel und Professoren Czartoryskis Bestrebungen auf das eifrigste. Universität und Schulen wurden geflissentlich zu Brut- und Pflegestätten nicht nur einer enthusiastisch polnischen Gesinnung, sondern auch eines fanatischen, gegen Rußland und alles Russische gerichteten Hasses gemacht. Da die Masse der Bevölkerung nun einmal nicht-polnischer Abstammung und polnischer Zunge war, suchte man im allgemeinen Bewußtsein die Begriffe Katholik und Pole zu einem identischen Begriff zu gestalten. Wer der lateinischen Kirche angehörte, hatte sich als Pole anzusehen. Der Ungläubige, der Anhänger der griechischen Kirche war der fremde Landesfeind, der vernichtet, oder wenn er der Leibeigene eines polnischen Edelmannes war, der ihn nicht missen wollte, in den Schooß der katholischen Kirche, der weder er selbst noch seine Vorfahren je angehört hatten — „zurückgeführt" werden mußte. Czartoryski wußte es dahin zu bringen, daß selbst Weiß-Rußland, die Gubernien Polotzk, Witepsk und Mohilew dem Universitäts-Bezirk Wilna zugetheilt wurden. Auf seine Verfügung wurde auch in diesem von Russen bewohnten Lande die polnische Sprache zur herrschenden Schulsprache gemacht. Mit dem Russischen beschäftigte man sich auf den dortigen Gymnasien nur zum Schein, eine Stunde wöchentlich. Lauter Dinge, von denen man in Petersburg natürlich nichts bekannt werden ließ!

Digitized by Google

Daß ein Pole und zumal ein polnischer Kron-Prätendent das Alles hat, läßt sich wohl erklären; ja es läßt sich sogar in gewissem Sinn rechtfertigen —: nur mußte der Pole, der solche Thätigkeit entfalten wollte, nicht russischer Staats-Minister sein; er mußte nicht das hingebende Vertrauen eines Kaisers von Rußland mißbrauchen; er mußte sich nicht als der enthusiastische Freund dieses russischen Kaisers geberden, den er täuschte und betrog!

Bemerkenswerth ist dann auch die unerschütterliche Festigkeit, mit der Adam Georg Czartoryski sich auch gegen die Jesuiten im Besitz dieser Universität Wilna behauptete. Die Väter dieser Gesellschaft hätten sie gar gerne wieder wie ehemals in Händen gehabt, und unter dem Kaiser Paul war der Pater Gruber in der That nahe daran gewesen, auch in dieser Beziehung zum Ziel zu kommen. Jetzt fanden ihre Andeutungen und Winke kein Gehör. Czartoryski wußte, daß ihre Zwecke nicht die seinen waren. Er wußte wie schnell sie Polen den Rücken gewendet hatten, um sich mit Feuereifer Rußland anzuschließen, so bald die alte Republik zusammenbrach. Ueber den kosmopolitischen vaterlandslosen Geist ihres Ordens konnte sich niemand täuschen; offenbar war es ihnen gleichgültig, ob sie selbst und der päpstliche Stuhl durch Polen oder durch Rußland zur Herrschaft über die slawische Welt gelangten, und zur Zeit hofften sie auf Rußland. Dem Fürsten Czartoryski aber war es nicht blos um die Ausbreitung der lateinischen Kirche zu thun; eine selbständige polnische Nationalität — und Krone! war das Ziel, nach dem er strebte. Das römisch-katholische Glaubensbekenntniß und die Kirche waren ihm nur etwas, durch das die Polen so scharf und bestimmt, so unversöhnlich wie möglich von den Russen unterschieden und getrennt sein und bleiben sollten.

So wohlgemeint und in mancher Beziehung auch wohlthätig diese vielen Neuerungen waren, regte sich doch bald hie und da in dem einen und anderen Kreise eine gewisse stadelnde Verstimmung, in dem Geist, der sich schon in Krylows Fabel ankündigte, und einige Blößen, welche die Vertrauten des Kaisers aus Mangel an Erfahrung allerdings gaben, einige nachweisbare Uebereilungen und die Unordnungen, die daraus in diesem und jenem Verwaltungszweig entstanden, kamen den Frondeurs dabei trefflich zu statten.

Unzufrieden waren, wie sich von selbst versteht, die älteren Herren aus der „feenhaften Zeit der Kaiserin Katherina" her, die damals bedeutende Rollen gespielt hatten und jetzt ihre Ideen und Grundsätze verleugnet, vor allem aber ihre Person beseitigt und jüngere Leute an der eigenen früheren Stelle glänzen sahen. Sie fanden so ziemlich Alles verkehrt was geschah; denn freilich, da sie Alles galten, da war die gute alte Zeit. Ueber die vertrauten Rathgeber des Kaisers wurde in diesen Kreisen

Digitized by Google

von sehr großer Höhe herab geurtheilt; man sprach da von ihnen als von unbesonnenen jungen Leuten, die aus Unverstand Thorheiten begingen.

Unzufrieden war auch die Geistlichkeit; sie vermißte in allen Neuerungen das „nationale Element"; Alles, was verfügt wurde, war der Fremde entlehnt, wie man hier meinte, ohne alles Verständniß für russische Zustände und die wirklichen Bedürfnisse des Landes. Unter dem „nationalen Element" verstanden die Geistlichen natürlich die orientalisch-rechtgläubige Kirche und ihr Ritual. Das Fremde war jetzt wie zu Peter des Großen Zeit verwerflich, schon weil es nur fremdgläubigen Ländern entlehnt sein konnte und folglich, wie man argwöhnte, zur „Gottlosigkeit" führen, das heißt die herrschende Kirche untergraben konnte. Man sah mit Bedauern, daß der junge Kaiser sich nicht immerfort und immer wieder vor den Heiligen-Bildern zur Erde war, wie seine „weise" Großmutter, die Freundin Voltaires und Diderots, immerdar mit dem unermüdlichsten Eifer gethan hatte. Man bedauerte um so mehr, daß er von dem Freimaurer Laharpe erzogen worden sei und von dem Erzpriester Samborsky, der, bei der Gesandtschaft angestellt, lange in England gelebt hatte und nicht für streng rechtgläubig galt; von diesem Geistlichen, der die bedenkliche Sitte angenommen hatte, sich den Bart zu scheeren und dabei blieb, trotz aller Vorwürfe, die ihm der Metropolit Gabriel deshalb machte. Man mußte gewahr werden, daß Alexanders Religion sich ohne viel Dogmatik auf eine etwas schwankende Moral und Humanität beschränkte, auf eine milde, wohlwollende Toleranz, die alle Confessionen in gleicher Weise umfaßte, ohne besondere Vorliebe für die Landeskirche, und man beklagte, daß er in der Religion so wenig „fest begründet" sei.

Was nun vollends die damaligen Minister des Kaisers betrifft, so vermag ein russischer geistlicher Schriftsteller sich noch sieben Jahrzehnte später nicht ohne einen wirklich fanatischen Ingrimm über sie zu äußern. Er meint, daß sie nach den falschen Noten der Jesuiten-Pfeife getanzt und eine der allerkläglichsten und für Rußland schädlichsten Rollen gespielt hätten. Es sei nicht schwierig gewesen, die Gemüthskrankheit dieser Vormünder des russischen Volks zu durchschauen; die Armseligkeit ihres staatsmännischen Gedankens, ihre schimpfliche Mißachtung alles Russischen, Heiligen und Angestammten; ihre staatsmännische Kurzsichtigkeit; ihre innere Leerheit bei allen Aeußerlichkeiten englischen Lordwesens.*)

Unzufrieden war endlich auch die Partei der Altrussen. Sie schaarten sich vorzugsweise in Moskau um die Magnaten, die sich dorthin zurück gezogen hatten, weil es am Hof und in der Regierung keine Stelle mehr für sie gab, und Rostoptschin spielte in seiner theils brutalen, theils intriganten Weise eine Hauptrolle unter ihnen. Die Gründe ihrer Unzufriedenheit hatten sie zum Theil mit der Geistlichkeit gemein. Wie die Leute

*) Moroschkin II. 19 u. flgd. — 258 u. flgde.

en Alles tadelten was geschah, zeigten sie sich besonders empört dadurch, ß man so viele fremde Colonisten nach dem südlichen Rußland zog und so reichlich ausstattete; sie fragten befremdet, warum man diese Summen cht lieber Einheimischen zu Gute kommen ließ? — Mit besonderem ißfallen sahen sie dann auch so viele Polen, so viele Fremde, die zu nfluß und Bedeutung gelangten, die Czartoryskis und Czetwertinskis, einen ichelieu, St. Priest, Langeron, Marquis Paulucci, der deutschen Offiziere id Generäle nicht zu gedenken. Rostoptschin wollte es ganz unverzeih-h, ja geradezu närrisch finden, daß dem Herzog von Richelieu die Ver-altung des Stadtbezirks von Odessa anvertraut wurde. Er habe viele ranzosen gekannt, aber niemals einen getroffen, der zu ernsten Dingen i brauchen gewesen wäre; ein jeder von ihnen bleibe doch am Ende immer ranzose und mache die Dinge in französischer Weise, das heißt „ohne nen Schatten von gesundem Menschenverstand."

Das „nationale Element", über dessen Vernachlässigung diese Partei icht minder zürnte als die Geistlichkeit, lag aber in ihren Augen nicht usschließlich in der griechisch-rechtgläubigen Kirche, es gehörte noch Anderes, s gehörte vor allem das „patriarchalische Verhältniß zwischen Grund-erren und Bauern", mit anderen Worten die Leibeigenschaft, sehr wesent-ich dazu und durfte nicht berührt werden. Der Abneigung gegen alles Fremdländische lag immer, mit mehr oder weniger Bewußtsein, unter Anderem auch der Gedanke zum Grunde, die westeuropäische Aufklärung und Humanität, die man nach Rußland verpflanzen wollte, könne am Ende nicht nur die vaterländische Kirche, sondern alles „Angestammte" und Vater-ändische überhaupt, auch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse unter-graben und sehr unbequem werden. Bei Rostoptschin war dieser Gedanke ehr scharf ausgeprägt; er sprach gelegentlich von funestes lumières, die ur Mißachtung aller Gesetze führen würden.

Das Mißvergnügen stieg daher auch in den Kreisen der Altrussen in em Maß, wie der Kaiser Verfügungen traf, die auf die Absicht deuteten, ine Aenderung in den bäuerlichen Verhältnissen einzuleiten. Rostoptschin erhehlte seine Mißbilligung am wenigsten. Auch er hätte allerdings, gleich en Altrussen aus den Bojaren-Geschlechtern, die Macht des Kaisers gern urch einen Bojaren-Rath beschränkt gesehen, und je mehr desto besser; dem westeuropäischen, philosophischen Liberalismus war er sehr entschieden, ja ganz außerordentlich abhold und gleich allen seinen altrussischen Ge-sinnungsgenossen, gleich allen denen, die gern einen Bojaren-Rath neben dem Thron gebildet hätten, wollte er von Aufhebung der Leibeigenschaft oder irgend einer Veränderung in den Verhältnissen der Landbevölkerung zu ihren Herren nicht hören und nicht wissen.*)

Der Argwohn, der die altgesinnten Herren in dieser Beziehung zu

*) Ségur, Vie du comte Rostoptschine, 149—150.

Digitized by Google

beschäftigen und zu ängstigen begann, war in der That nicht ungegründet. Der allgemeinen Geistesrichtung Alexanders gemäß mußte ihm nothwendiger Weise die Aufhebung der Leibeigenschaft als höchste und schönste, ja in gewissem Sinn als die eigentliche Aufgabe seines Lebens vorschweben. Nicht daß er die Lage des russischen Leibeigenen und die Bedürfnisse des Landes wirklich gekannt, oder daß er die staatswirthschaftlichen Kenntnisse gehabt hätte, die ihn in den Stand setzen konnten, die ökonomischen Nachtheile der Leibeigenschaft zu beurtheilen und den Schaden zu übersehen, den sie der politischen Gesellschaft im Allgemeinen bringen —: das Verlangen, diese Verhältnisse aufzuheben, war bei ihm durch die allgemeinen Humanitäts-Ideen bedingt, in denen er aufgewachsen war; durch die Vorstellung, daß die Sclaverei als ein Rest von Barbarei getilgt werden müsse; es war theilweise Sache des Gefühls, fast der Empfindsamkeit. Bei der Befreiung wußte er sich auch eigentlich nicht etwas recht bestimmt Gefaßtes zu denken, eben weil ihm die Kenntniß des wirklichen Lebens und seiner Bedingungen fehlte, zu der ein junger Fürst so schwer gelangt. Wie hätte er, unbekannt mit dem Leben derer, die darauf angewiesen sind, die Mittel zu ihrem Dasein tagtäglich zu erarbeiten, sich ein selbständiges Urtheil darüber bilden können, was genügend sein mochte, was nicht; unter welchen Bedingungen die Befreiung eine Realität werden konnte, unter welchen anderen sie bloßer Schein bleiben mußte, oder vielleicht sogar die Lebensbedingungen der Leibeigenen verschlimmerte. Seine Vorstellungen in dieser Beziehung gingen in das Formlose und Unbestimmte, und selbst die Möglichkeit, ihn zu täuschen blieb nicht ausgeschlossen —: aber der Wille war der beste — und neben der Wiederherstellung von Polen — der Förderung der Civilisation und Humanität im Allgemeinen — beschäftigte ihn die Aufhebung der Leibeigenschaft als dritte und höchste Lebensaufgabe.

Einiges, das als einleitende Maßregel gelten konnte, wurde bald nach dem Regierungs-Antritt Alexanders verfügt. Namentlich wollte man zunächst dafür sorgen, daß die Leibeigenschaft wenigstens nicht weiter um sich griff, daß ihr nicht auch Gemeinden verfielen, die, einer neuen Auffassung zufolge, für persönlich frei oder gewissermaßen und mit wenigen Einschränkungen frei gelten sollten. Der Kaiser gefiel sich nämlich wie seine Umgebung in der Vorstellung, daß die Bauern der Kron-Domainen nicht Leibeigene seien; weil der Grundherr und der Landesherr hier ein und dieselbe Person war, konnte man ihr Verhältniß allenfalls so auffassen, als wären sie eben Unterthanen des Kaisers, ungefähr wie die freigeborenen Kleinbürger der Städte, und lebten nicht eigentlich in Hörigkeits-, sondern in bestimmten Standes-Verhältnissen. Dieser etwas allzu günstigen Auffassung ihrer Lage entsprach nun allerdings die Wirklichkeit nicht, wohl aber waren die Bauern der Kron-Domainen in der That in mancher Beziehung anders und wenigstens in der Theorie besser gestellt als die der adeligen Güter. Vor allen Dingen wurden die sämmtlichen

Digitized by Google

wohner der Domainen als zu dem gefesteten Bauernstande angehörig
gesehen. Jene zweite Classe der Leibeigenen, die ein Hof- und Haus-
inde zum persönlichen Dienst des Herrn bildete, diese wirklichen Sclaven
es hier nicht, und der hörige Bauer der Domainen schwebte nicht in
Gefahr willkürlich aus seinen besseren Verhältnissen in diese Classe
setzt zu werden, wie anderwärts nur zu oft geschah. Ebenso gab es
den Domainen keine herrschaftlichen Meyerhöfe, keine Frohndienste und
beiten — und besonders konnte der Kronbauer niemals einzeln verkauft
den.

Dagegen hatte dieser Bauer außer den Staatsabgaben auch noch der
one als Grundherrn einen bäuerlichen Zins zu entrichten und auch
es unbedingten Freizügigkeits-Rechtes erfreute er sich nicht. Wenn er
nen Wohnsitz verändern, dem Handel oder einem städtischen Gewerbe
chgehen wollte, empfand er, daß er an die Scholle gebunden sei. Er
nte seine Gemeine nur unter der Bedingung verlassen, daß seine
aatsabgaben und grundherrlichen Zinsen in ihr regelmäßig fortbezahlt
rden, und daß diese fortwährende Zahlung gehörig verbürgt war. In-
sen waltete doch auch hier eine bestimmte Regel, nicht die unbedingte
illkür eines Herrn.

Ohne Frage hätte demnach das Lebensloos eines Kronbauern ein
ücklicheres sein müssen als das des Leibeigenen, selbst wenn der Herr
ses Letzteren ein wohlwollender Magnat war, reich genug, um nicht
ermäßiges von seinen Bauern zu verlangen. In der Wirklichkeit aber
lten sich die Dinge nicht selten anders. Die Bauern der Domainen
ren nur zu oft den Räubereien einer Unzahl habgieriger und unredlicher
serlicher Beamten preisgegeben. Gegen diese schützte ein angesehener
bherr seine Leute.

Doch wie dem auch in der Wirklichkeit sein mochte, in den maß-
enden Kreisen wollte man die Domainen-Bauern nicht als Leibeigene
sehen, wie gesagt, aber man sagte sich, daß sie es wurden, wenn Do-
inen durch Schenkung in Privatbesitz übergingen — und das war
hrend der letzten Regierungen, die keinen Unterschied in der rechtlichen
ellung der Kronbauern und anderer Leibeigener gesehen oder anerkannt
tten, nach einem nur allzu großartigen Maßstab geschehen. Nicht nur
dem Staate geleisteten Dienste eines Panin oder Rumäntzow, nicht
r die problematischen Verdienste der Brüder Orlow und Potemkins
ren mit maßlosen Güter-Schenkungen belohnt worden: die Kaiserinnen
isabeth und Katherina hatten auch ihre allernichtigsten Günstlinge über-
chlich mit Land und „Seelen" ausgestattet. Ausdrücklich, damit die
hl der Leibeigenen im Reich nicht vermehrt werde, machte es nun
erander zum Gesetz, daß fortan Kron-Domainen in keiner Weise ver-
ßert, weder verkauft noch verschenkt werden durften.

Bald (20. Febr. 1803) schloß sich an diese erste einleitende Maßregel

als zweite, das Verbot einzelne Leibeigene in den Zeitungen ohne Land zum Verkauf auszubieten. Bis dahin hatten die öffentlichen Blätter fast täglich Anzeigen gebracht, in denen Kammerdiener oder Handwerker, Kammerfrauen, Köche oder einfache Arbeiter feilgeboten wurden. Es scheint fast, daß der Kaiser hoffte, durch dieses Verbot dem schnöden Menschenhandel selbst ein Ende zu machen.

Daß dies Wunsch und Absicht war, zeigte sich wenig später (1804 und 1805) in den Verordnungen, durch welche die bäuerlichen Verhältnisse in den Ostsee-Provinzen, den Vorschlägen der Provinzial-Landtage Ehstlands und Lieflands gemäß, geregelt wurden. Die Zinsen und Frohndienste der Bauern wurden auf ein allerdings bereits herkömmliches, von nun an aber gesetzliches Maß und die Strafgewalt der Grundherren auf ziemlich enge Grenzen beschränkt. — Zugleich wurde Leibeigene einzeln ohne Land zu verkaufen, in diesen Provinzen durchaus untersagt. Daraus ergab sich, wie die Verhältnisse in Liefland und Ehstland sich überhaupt gestaltet hatten, daß Leibeigene hier überhaupt nicht anders aus einer Botmäßigkeit in eine andere übergehen konnten, als durch Kauf und Verkauf des Ritterguts, oder doch des Dorfs, zu dem sie gehörten in seiner Gesammtheit, und damit war hier wenigstens erreicht, was der Kaiser beabsichtigte.

Auch einer sehr scharfsinnigen Erfindung, welche die Grundherren im eigentlichen Rußland seit den Zeiten Peters des Großen, seit der Einführung geregelter Rekruten-Aushebungen, gemacht hatten, um unnütze Subjecte, die ihnen zur Last waren, und die ihnen niemand abkaufen wollte, zu verwerthen, oder wie man wohl sagen müßte, zu Gelde zu machen, suchte die Gesetzgebung schon im Jahr 1803 zu steuern.

Es stand dem Erbherrn jederzeit frei jeden seiner Leibeigenen nach Belieben der Krone als Rekruten abzugeben. Er erhielt dann eine Rekruten-Quittung, die er bei der nächsten Aushebung geltend machen konnte, indem er sie anstatt des zu stellenden Mannes einreichte. In Folge einer Verordnung der Kaiserin Elisabeth, die wir hier in Erinnerung bringen müssen, war der Erbherr ermächtigt, der Krone einen beliebigen Leibeigenen auch zur Ansiedelung in Sibirien auszuliefern und er erhielt auch in diesem Fall eine Rekruten-Quittung für den der Krone überlassenen Mann. Ein treffliches Mittel ein unnützes und mißliebiges Subject in gewinnbringender Weise zu verwenden, auch wenn es etwa körperlich zum Militärdienst untauglich war! — Der Erbherr ersparte dadurch jedenfalls einen tüchtigen Arbeiter, den er bei der nächsten Rekruten-Stellung hätte liefern müssen. Oder traf vollends den Erbherrn von fünfzig oder sechzig Leibeigenen bei der nächsten Rekrutirung, wo vielleicht zwei Mann von fünfhundert Seelen verlangt wurden, nicht das Loos einen Rekruten zu stellen und er hatte eine solche Quittung in Händen, so konnte er sie meist sehr vortheilhaft

einen Anderen verkaufen, der sie brauchte, um sie anstatt eines Rekruten
ureichen.

Eine neue Verordnung Alexanders untersagte diese Art von Handel,
Verkauf von Rekruten-Quittungen; — aber wer wollte bei der all-
einen Unredlichkeit aller Behörden in dem weiten Reich die Aus-
rung überwachen? — Es fanden sich die Wege, auch dieses Gesetz zu
gehen.

Weitere Verfügungen, die näher zum Ziel zu führen schienen, von
en sich der Kaiser mehr als billig, ja sehr viel versprach, wurden dann
03) durch einen Privatmann hervorgerufen. Der Graf Sergey Petro-
sch Rumäntzow — jüngerer Sohn des Feldmarschalls und Bruder des
nisters, ein schwacher und beschränkter Mann — war es, der wenigstens
unmittelbare Veranlassung dazu gab. Er war unter dem Kaiser Paul
Ungnaden etwas plötzlich entlassen worden und scheint es drückend
pfunden zu haben, daß er unter der neuen Regierung nicht sonderlich
merkt wurde. Welche Richtung Alexanders Ansichten und Streben
hmen, wodurch man hoffen konnte sich ihm angenehm zu erweisen, das
r nicht schwer zu errathen.

Dieser Graf Rumäntzow äußerte den Wunsch seinen Leibeigenen die
eiheit zu schenken, doch unter solchen Bedingungen, daß ihre Arbeits-
äfte dem Ackerbau erhalten blieben, nämlich unter der Bedingung, daß
ihm die Aecker und Wiesen abkauften, auf denen sie hausten — womit
leich, beiläufig bemerkt, hinreichend dafür gesorgt war, daß ihm das
gmüthige Geschenk der Freiheit nicht mehr kosten konnte als ihm selber
nehm war. Aber da durch eine solche Freilassung eine neue gesellschaft-
e Classe mit Landbesitz ausgestatteter freier Ackerbürger geschaffen wurde,
es bis dahin in Rußland nicht gegeben hatte und von der die Gesetze
Reichs nichts wußten, bedurfte er dazu einer ausdrücklichen kaiserlichen
mächtigung; es bedurfte eines Gesetzes, welches die Standesrechte dieser
en Classe feststellte.

Der Graf Sergey Rumäntzow reichte dem gemäß ein Project ein,
sen Inhalt, sofort in ein Gesetz verwandelt, den adeligen Gutsbesitzern
Befugniß ertheilte, nicht nur, wie sie auch bis zur Zeit hin und
der gethan hatten, einzelnen Leibeigenen oder einzelnen Familien, son-
n auch ganzen Dorfschaften die Freiheit zu gewähren, unter der Be-
gung, daß die in solcher Weise entlassene Gemeine ihrem ehemaligen
bherrn die Ackerfläche abkaufte, deren sie bedurfte, um ihr Dasein sicher
stellen. Der Kaiser erwartete die großartigsten Folgen; möglicher
eise dachte er sich sogar, daß die Leibeigenschaft in Rußland ganz ver-
winden, die gesammte ackerbauende Bevölkerung des Reichs sich in freie
ndbesitzer verwandeln könnte. Das geschah natürlich nicht; die Verfü-
ng hatte vielmehr gar keine nennenswerthen Folgen; kaum daß ein
ar Herren vom Hof, die eine wohlwollende Aufmerksamkeit auf sich zu

Digitized by Google

lenken suchten, hie und da ein Dorf ihrer Herrschaft entließen — und das konnte ein jeder vorhersehen, der Rußland wirklich kannte. Kein Gesetz zwang den grundbesitzenden Adel auf solche Auseinandersetzungen mit seinen Bauern einzugehen und freiwillig bot er gewiß nicht die Hand dazu; aber selbst abgesehen davon, war die Freiheit auf diese Weise nichts weniger als geschenkt, da es ganz von dem Herrn abhing, den Preis des Grundes und Bodens so zu stellen, daß die Person des Leibeigenen darin mit bezahlt wurde, und endlich gab es in ganz Rußland nur sehr wenige Bauern, die im Stande gewesen wären ihre Freiheit um solchen Preis zu kaufen.

Die Bemerkungen, die Rostoptschin in seinen Briefen an seinen Freund, den Fürsten Zizianow, über dieses Gesetz macht, sind einestheils sehr treffend, andererseits sehr bezeichnend für die Stimmung, in welcher der russische Adel es aufnahm. Rostoptschin schreibt nämlich:

„9./21. März. Mir scheint, daß sich gar nichts daraus ergeben wird, denn welches Dorf wäre wohl im Stande für sich selbst den allermäßigsten Preis zu zahlen und sofort baar zu entrichten? — Auf andere Bedingungen aber wäre es gefährlich Leuten zu vertrauen, die keine andere Bürgschaft (für künftige Zahlungen) stellen können, als ihre eigene Person. Wenn man aber Einzelne der Bauern freilassen wollte, würde man durch drei Bauernhöfe, die man freiließe, indem man ihnen Land zutheilte, ein ganzes Dorf und ein ganzes Landgut verderben. Das Project rührt vom Grafen Sergey Petrowitsch Rumäntzow her. Man sieht, er möchte gern wieder in den Dienst eintreten — mit seiner früheren Anciennetät."

„25. März 6. April. Ich schicke Dir eine Abschrift des kaiserlichen Briefs an den Gr. S. P. Rumäntzow. Wo haben die Leute hergenommen, daß der Bauer, der im Stande ist sich selbst frei und ein Stück Land dazu zu kaufen, beim Ackerbau bleiben wird? — Weiß etwa niemand von ihnen, daß alle wohlhabenden Bauern, nur um Kaufleute zu werden, aus ihrer ursprünglichen Lebensstellung herauszukommen streben? — — Welches Dorf ist denn im Stande für sich selbst einen angemessenen Preis zu bezahlen? — Und wer wird denn einzelne Landstücke aus seinem Landgut verkaufen? — Ich habe eine Berechnung angestellt und gefunden, daß ein Bauernhof, in dem fünf männliche Seelen hausen und (darunter) zwei Arbeiter, dem Erbherrn wenigstens 2000 Rubel zahlen müßte, um ein ausreichendes Maß Landes jeder Art und sonstiger Nutzungen als Eigenthum zu erwerben. Ich glaube, Nutzen wird die Sache nur den Capitan-Isprawniks bringen (der Land-Polizeibehörde). — Oder wenn die Bauern irgend wo durch dummes Gerede in Aufruhr gebracht werden, dann wird es für die Soldaten ganz angenehm sein, bei den Bauern, die übrig bleiben nach der Todtschlägerei, in Quartier zu stehen, zu saufen, zu fressen und zu nothzüchtigen. Da ist nun wieder ein Beweis, wie stark der Hof-Galvanismus auf Verstand, Körper und Seele wirkt. Ru-

Digitized by Google

ntzow wollte gewiß zum vierten Mal wieder in den Dienst eintreten r zwei Arschinen hellblaues Band erlangen — aber ach! er ist mit er Tabatière abgefunden worden! — Du kannst Dir leicht vorstellen, ch eine Aufregung das Alles hier in Moskau hervorgerufen hat; sogar Fastengebete haben die Leute aufgehört herzubeten, um über den nen Erretter des Menschengeschlechts zu schimpfen, nämlich über Sergey trowitsch!"

„22. April/4. Mai", daß eine sehr böse Stimmung in Moskau rsche: „Alle Nachrichten aus Petersburg steigern die Furcht und die zufriedenheit und ich kann mich nicht genug darüber verwundern, daß mand dem Kaiser, der doch gestattet frei mit ihm zu sprechen, die nge sagt, wie sie wirklich sind. Und was können nicht die Folgen sein n dem, was ihm zugeschrieben wird! — Seine Bauern wird übrigens mand freilassen, weil sie nicht im Stande sind den Preis für sich zu hlen — und die wohlhabenden unter ihnen Kaufleute werden wollen. raf Rumäntzow hat sich mit dem Hof versöhnen wollen und hat sich rüber mit dem gesammten russischen Adel verfeindet."*)

Sehr wahr ist die Bemerkung, daß der einzelne russische leibeigene auer, der für seine Person nach Befreiung aus den Banden der Hörig- t strebte, unfehlbar auch zugleich Kaufmann werden wollte. Der Russe ebt im Allgemeinen den Ackerbau nicht; die einförmige, ermüdende Arbeit gt ihm nicht zu; selbst der Leibeigene suchte, sobald er etwas erworben tte, irgend einen Kleinhandel als seinen Lebensberuf einzurichten; sehr ele Kaufleute in den Bazaren zu Petersburg und zu Moskau so gut wie den Provinzstädten, waren Leibeigene; andere Hunderttausende von Leib- genen lebten, mit einem Erlaubnißschein, einem sogenannten Paß, von rem Erbherrn versehen, als Handwerker, als Aufwärter in Gasthöfen d dergl. in den Städten oder sie zogen als Maurer, als Zimmerleute, s Kleinhändler und Hausirer im Lande umher. Diese Art des Daseins ar ihnen lieber als der einförmige Ackerbau und sie zogen sie vor, wenn an ihnen die Wahl ließ und sie eine Möglichkeit sahen, obgleich für nen solchen „Paß" natürlich ein sehr viel, ja unverhältnißmäßig höherer hrlicher Zins bezahlt werden mußte, als man dem Ackerbauer im heimat- hen Dorf abfordern konnte.

Daß Freilassungen der Bauern nach einem irgend erheblichen Maß- ab stattfinden könnten, brauchten die unbedingten Verehrer der ange- ammten, nationalen Leibeigenschafts-Verhältnisse gewiß nicht zu besorgen; allem Ueberfluß aber wurde die Benützung der kaiserlichen Erlaubniß den Bureaux des Ministeriums des Innern an kunstreich zusammen- stellte Bedingungen geknüpft, die darauf berechnet waren, sie unmöglich machen. Es wurden endlose, ermüdende Formalitäten vorgeschrieben,

*) Barteniew, das neunzehnte Jahrhundert, II. 4, 6, 9.

Digitized by Google

durch die einer ganzen Reihe von Behörden — ganz zuerst dem Adelsmarschall des betreffenden Bezirks — die Befugniß ertheilt wurde, das Gesuch eines Landherrn, seine Bauern freilassen zu dürfen, aus einem oder anderem Grunde als unzweckmäßig zurückzuweisen. Den Kaiser ließ man glauben, diese Formalitäten seien vorgeschrieben, um den Bauern gegen Uebervortheilung zu schützen. Besonders aber wurde dem Bauern der Ankauf eines unmöglichen Landantheils (acht Dessätinen für jeden Kopf) zur Bedingung der Freiheit gemacht.

Eine Nebenbestimmung des Gesetzes, die anfangs ganz unbeachtet blieb, führte endlich auch noch zu einer Entdeckung, die den Anhängern des angestammten Rechts höchst willkommen war. Dem Landherrn war nämlich auch gestattet, seine leibeigenen Bauern persönlich freizugeben und gegen einen auf ewige Zeiten unwandelbar festgestellten Zins, den er sich vorbehielt, mit Landbesitz auszustatten. Daß ein Landherr versucht sein könnte Einrichtungen zu treffen, die ihn von der Pünktlichkeit seiner bisherigen Leibeigenen abhängig machten und sich dabei, ohne allen Ersatz, in Beziehung auf die Beitreibung seines Zinses, des sehr bequemen und sehr wirksamen Rechts der Selbsthülfe zu begeben, das war kaum vorauszusetzen!

Auch scheint der Fall nur einmal vorgekommen zu sein. Ein Graf Saltykow, der ohne Kinder starb, ließ durch Testament seine Bauern frei und gegen einen mäßigen Zins, den sie an verschiedene Wohlthätigkeits-Anstalten zahlen sollten, als Eigenthümer im Besitz des Landes, das sie inne hatten. Das Testament wurde von den Seiten-Verwandten angefochten — und die Gerichte — aller Wahrscheinlichkeit nach anständig honorirt von den Klägern — entschieden, daß niemand in Rußland befugt sei seine Leibeigenen, zum Schaden der Intestat-Erben, durch Testament freizulassen. Das sei gegen die Gesetze. Selbst der Kaiser wurde, wenn auch erst nach langem, zweifelndem Zögern, bewogen, dieses Urtheil zu bestätigen, das seinen Absichten auf das entschiedenste widersprach.

So war denn, während dieser ersten Regierungsjahre Alexanders, in Beziehung auf die wichtigsten und drückendsten der bestehenden Rechtsverhältnisse, gar nichts bewirkt, nur in den oben genannten Kreisen eine mißtrauende Unzufriedenheit erregt worden. Doch darf nicht übersehen werden, daß diese Unzufriedenheit sich eben auf die genannten Kreise beschränkte. Bei der Masse des Volks, insoweit sie ihn kannte, bei den Soldaten war der leutselige, wohlwollende Kaiser beliebt wie er es verdiente. Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung, die Menge der Leibeigenen in den Provinzen freilich, kannte ihn eben nicht; auf deren Schicksal übte sein Thun und Wollen kaum irgend einen Einfluß; und sie wußte sich wenig dabei zu denken.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

wärtige Politik; — Zusammenkunft mit dem König von Preußen; — entstehende ımmung mit Frankreich; — Entschädigungen der deutschen Fürsten; — Angelegen- n des Malteser-Ordens; — Vernègues; — Vermittelung zwischen Frankreich und land; — Markows Auftreten in Paris; — Ermordung des Herzogs von Enghien; Czartoryskis Politik; — Coalition gegen Frankreich; — Krieg 1805; — Czartoryskis uch, einen Krieg mit Preußen herbeizuführen; — Austerlitz; — Krieg 1806 und 1807; — Czartoryskis Rücktritt; — Friede zu Tilsit.

So sehr aber auch die Sorgfalt Kaiser Alexanders auf das Innere es Reichs gewendet war, blieb doch das Verlangen, in die internatio- len europäischen Angelegenheiten maßgebend einzugreifen, wie es einer oßmacht ziemt, nicht ausgeschlossen. Um so weniger, da Europa einer acht bedurfte, die gegen das drückende Uebergewicht Frankreichs ein- eiten konnte. Jeder Antheil, den Rußland an der europäischen Politik men wollte, mußte aber doch früher oder später, auf einem oder an- em Wege, zu einem Bruch mit Frankreich führen, da dessen Herr, Na- eon Buonaparte, in der weiten Welt keinen Willen neben dem seinigen den wollte.

Alexander scheint sich das auch vom ersten Augenblick an gesagt zu en, denn er verwendete die größte Sorgfalt auf die Vermehrung und, weit die Einsicht seiner militärischen Umgebung reichte, auch auf die ere Ausrüstung und Ausbildung seiner Armee.

Als ein weiteres Zeichen, daß er Bruch und Kampf wenigstens für wahrscheinlich, wenn nicht für unbedingt unvermeidlich hielt, läßt sich lich der Umstand ansehen, daß Alexander (im Jahr 1802) eine persön- e Zusammenkunft mit dem König von Preußen herbeiführte, die zu mel stattfand. Alexander scheint mit der bestimmten Absicht, in dem ig seinen Pylades zu finden, nach Memel gereist zu sein, sonst möchte l ein Verkehr von wenigen Tagen nicht genügt haben, die enthusia- he Freundschaft zu schließen, zu der der Kaiser sich fortan bekannte.

Was damals das Hauptinteresse der festländischen Politik ausmachte, Entschädigung der deutschen Fürsten, mit anderen Worten die Ver- lung der bis zur Zeit geistlichen Fürstenthümer, der freien Reichsstädte der reichsritterschaftlichen Gebiete in Deutschland unter die Betheilig-

ten — das gerade gab am allerwenigsten Veranlassung zum Zwist. R
land glaubte als Bürge des Lüneviller Friedens und der deutschen Re
verfassung dabei mitsprechen zu dürfen und zu müssen, da sich aber
Kaiser zum Voraus mit Napoleon darüber verständigt hatte, daß B
Württemberg und Bayern bei der Vertheilung der Beute ganz beson
begünstigt werden sollten, wurde das Einzelne in der erwünschtesten E
keit erledigt. Eigentlich war es Napoleon, der seinen Willen dictirte
über Deutschland verfügte; daß sein Wille mit den Absichten Ruß
übereinstimmte, mag ihm ohne Zweifel ganz genehm gewesen sein,
wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, würde er ihn doch
ganz eben so unbedingt durchgeführt haben. Oesterreich war unmi
nach einem unglücklichen Kriege nicht in der Lage Anspruch auf eine
scheidende Stimme zu erheben, Preußens Politik hatte sich in eine
müthige Neutralität verirrt, die Gewinn bringen sollte, und die üb
deutschen Fürsten bettelten ohnmächtig und habgierig zu Paris um
Gunst Napoleons oder Talleyrands oder irgend eines untergeordneten
triganten. So war denn niemand in der Lage oder darauf gefaßt
gegen den Willen Napoleons aufzulehnen.

Der Form nach war die Entschädigungs-Angelegenheit dem p
nenten Reichstag, der schon seit fast anderthalb Jahrhunderten zu Re
burg ohnmächtig und unfruchtbar tagte, zur Regelung überwiesen.
aber drehte man sich in gewohnter Weise in Schein-Unterhandl
herum, von denen jedermann wußte, daß sie zu nichts führen könnten
um die sich auch keiner der Betheiligten sonderlich kümmerte, bis di
sandten Frankreichs im Namen der eigenen und der russischen Regi
zu Regensburg ihre Befehle gaben und den Reichstag bedeuteten, wa
Beschlüsse dieser beiden Mächte in Beziehung auf Deutschland er i
gehörige Formen zu bringen habe (Juni 1802). Das geschah denn
ihrem Befehl gemäß, trotz aller Gegenbestrebungen Oesterreichs, im
der nächsten Monate.

Aber so leicht es Rußland und Frankreich, oder vielmehr Alex
und Napoleon, auch fanden, sich über diese Angelegenheiten zu verstän
so wenig wollte das Gleiche in Beziehung auf manchen anderen stre
Punkt gelingen.

Selbst die Angelegenheiten des Malteser-Ordens führten Reib
herbei, die auf den ersten Blick befremden könnten, da der Kaiser Alex
die Abenteuerlichkeit des russischen Großmeisterthums hinlänglich d
schaut hatte und keineswegs geneigt war, sie fortzusetzen. Er hatte
wohl zu sagen gewußt, daß gewichtige Gründe dafür sprachen, dieses
weder kindische oder bedenkliche Spiel fallen zu lassen. Daß England
Besitz der Insel Malta, diese dem Orden nimmermehr zurückgeben u
wenn es der Kaiser von Rußland war, der sie als Großmeister in
spruch nahm, daß eine friedliche Auseinandersetzung mit England nic

ffen war, so lange Rußlands Kaiser solchen Anspruch erhob, das war einleuchtend, daß niemand darüber im Zweifel sein konnte. Wahr- eînlich in Erwägung dieser Umstände hatte Alexander, als er zur Re- rung kam, die Großmeister-Würde gar nicht angetreten und dann in ı ersten Verträgen, die er schloß, ohne Schwierigkeit auch in aller Form f diese Würde verzichtet. Dennoch aber traf er in Beziehung auf den :den und dessen Einrichtungen Verfügungen nach eigenem Ermessen, als er ein Recht habe ihm Befehle zu geben.

Er glaubte, wie entschieden ausgesprochen wurde, die Würde der russi- en Krone auch in seinen Beziehungen zu dem Orden wahren zu müssen; shalb sollte unbedingt anerkannt werden, daß der Kaiser Paul wirklich roßmeister dieser Ritter-Verbrüderung gewesen sei und in Folge dessen ch, daß alle Anordnungen, die Paul als Großmeister getroffen hatte, zu echt bestehend und gültig seien. Das hieß Unmögliches fordern, da auls Verfügungen, wie wir gesehen haben, dem Wesen des Malteser- rdens durchaus widersprachen.

Doch wie unstatthaft diese Forderung auch sein mochte, Rücksicht auf e Würde der russischen Krone konnte in einem gewissen Sinn als Grund afür angeführt werden —: nicht aber für die vollkommen unberechtigte Billkür, mit der Alexander verfügte, in welcher Weise die Wahl eines euen Großmeisters stattfinden sollte. Für diese müssen wir die Gründe ohl in einer anderen Gedanken-Reihe suchen, und sie scheinen nicht schwer finden. Der Malteser-Orden schien von neuem wichtig werden zu nnen, wichtiger selbst als er mehrere Jahrhunderte über gewesen war, ı ihm die Insel Malta wieder überliefert werden sollte und dieser wich- ge Punkt in einer Periode weltgeschichtlicher Bewegung eine größere Be- utung haben konnte, als früher zu ruhigeren Zeiten. Es mußte ohne weifel alle Unternehmungen, zu denen Rußland im Mittelländischen leer veranlaßt werden konnte, ungemein erleichtern, wenn der Großmeister, r auf Malta den Befehl führte, ein diesem Reich befreundeter und ver- lichteter Mann war, — sehr hinderlich, wenn der Orden und seine nsel unter dem Einfluß einer anderen, einer feindlich gesinnten Großmacht anden. Für einen Rußland ergebenen Großmeister wollte Alexander rgen.

Er verordnete, ohne zu sagen mit welchem Recht, daß nicht das rdens-Capitel sich in altherkömmlicher und in seinen Statuten fest- esetzter Weise versammeln sollte, um aus seiner Mitte einen Großmeister ı erwählen, sondern jedes der Groß-Priorate — oder wie sie genannt erden, jede der Zungen des Ordens — die italienische, spanische, fran- ösische, deutsche und baierische — und natürlich auch die zwei russischen, ie lateinische und die griechisch-rechtgläubige — eine Anzahl Candidaten

Digitized by

zu ernennen habe — und daß dann der Papst, von den Zeiten der Errichtung an Protector des Ordens, aus den sämmtlichen Candidaten den Großmeister wählen solle.

Zwei dem Orden angehörige Prälaten, Franzosen, Monseigneur de Bernis, Erzbischof von Alby, und ein Abbé Masclét, wurden beauftragt in Alexanders Namen mit Rom über diese Angelegenheit zu unterhandeln und den Papst namentlich dringend darauf aufmerksam zu machen, daß der Commandeur Tomasi, ein Italiener, aus Siena gebürtig, in dem russischen Priorats-Capitel die große Stimmenmehrheit gehabt habe und sich ohne Zweifel am besten zum Großmeister eigne.

Napoleon hatte gegen diese Art der Wahl um so weniger etwas einzuwenden, als er den Papst in seiner Gewalt zu haben glaubte, aber er wollte einen Großmeister ernannt wissen, der seinen Interessen dienstbar wäre und bezeichnete der Wahl des Papstes einen anderen Italiener, den Commandeur Caprara und einen Ordens-Prior Flachslanden, gegen den man in Petersburg ganz besonders eingenommen war, weil man ihn unbedingt den Interessen Napoleons ergeben glaubte.

Pius VII. ließ, die Umstände erwägend, das verfügte Wahlverfahren gelten, aber in solcher Weise, daß er dabei vermied irgend eine Befugniß des Kaisers von Rußland in Sachen des Ordens anzuerkennen. Nämlich er, der Papst, erklärte aus eigener Machtvollkommenheit — und eben auch mit etwas zweifelhaftem Recht — die Wahl in den erwähnten Formen in diesem Einen Fall ausnahmsweise für eine gesetzmäßige — dann aber ernannte er, um glücklich zwischen allen Klippen hindurch zu steuern, einen Ritter, den das italienische Priorat vorgeschlagen, an den aber weder Rußland noch Frankreich gedacht hatten, zum Großmeister. Einen Römer nämlich, den Commandeur Ruspoli, aus dem fürstlichen Hause gleichen Namens.

Dieser Ordensherr weilte seit einer Reihe von Jahren in Amerika, war allen Parteiungen, allem Zwist im Innern des Ordens fremd geblieben, und schien eben deshalb vorzugsweise geeignet, unparteiisch an die Spitze des Ritterstaats zu treten.

Da der Papst zu gleicher Zeit einer förmlichen Anerkennung der Ordenswürde Kaiser Pauls und seiner Verfügungen auszuweichen suchte, mußte er erfahren, wie wenig man am russischen Hof mit dieser Auskunft zufrieden war. Pius VII. hätte gern einen päpstlichen Nuntius nach Petersburg gesendet, um ihn dort als Fürsten der allein seligmachenden Kirche auftreten und im Verein mit den Jesuiten arbeiten zu lassen, und mußte nun in den rücksichtslosesten Formen erfahren, daß Rußland einen apostolischen Nuntius nicht zulassen werde; daß selbst ein gewöhnlicher Gesandter des Papstes in Petersburg nur als außerordentlicher, nur vorübergehend beglaubigter Geschäftsträger erscheinen dürfe.

Digitized by Google

Napoleon schien Ruspolis Ernennung gelassen aufzunehmen; es zeigte
aber bald, unter welchen Bedingungen er geneigt war sie gelten zu
en. Der neu ernannte Großmeister wurde eben aus Amerika zurück,
Europa, zunächst in England erwartet; ein Verwandter Ruspolis, der
lteser-Commandeur Bussy, war vom Papst beauftragt, ihn dort auf-
chen, und bat in Paris um die nöthigen Pässe. Sie wurden ver-
gert und der Minister Talleyrand belehrte den päpstlichen Nuntius
dinal Caprara, daß Ruspoli nicht in England aufgesucht, sondern vor
n Dingen nach Paris berufen werden müsse; der erste Consul wünsche
kennen zu lernen; auch dürfe der neue Großmeister dann nicht erst
h nach Rom gehen, um sich dem Papst vorzustellen, noch weniger dürfe
sich von Rom oder von Neapel aus nach Malta begeben; er dürfe
rhaupt die Fahrt dorthin auf keinem anderen Wege unternehmen, als
Paris aus über Toulon. Dort werde er ein oder auch mehrere fran-
sche Schiffe bereit finden, ihn nach seiner Insel zu geleiten.

Die mehreren französischen Schiffe hätten wohl möglicher Weise auch
e französische Besatzung hinüber gebracht. Doch Ruspoli durchschaute,
che elende Rolle man ihn wollte spielen lassen — und weigerte sich,
tz aller Bitten des Papstes, mit standhafter Entschiedenheit die Würde
zunehmen, die ihm unter so bedenklichen Bedingungen geboten war.

Nun schritt die russische Regierung wieder ein und widersetzte sich
er neuen Candidaten-Wahl in den Capiteln; der Papst sollte aus den
eits vorgeschlagenen Würdenträgern wählen. Pius VII. ernannte nun
Commandeur Tomasi zum Großmeister, wie es scheint, um sich unter
n Schutz einer dem russischen Hof erwünschten Wahl allen anderweitigen
wierigkeiten entziehen zu können, die ihm von dort aus gemacht wurden.
ne förmliche Anerkennung des russischen Großmeisterthums und aller
ter demselben erlassenen Verfügungen, durch eine besondere Bulle, wie
ßland bisher verlangt hatte, erfolgte auch jetzt nicht. Der Papst be-
ränkte sich darauf, die alte Ordens-Regel nicht ausdrücklich als allein
tig anzuerkennen und behielt sich das Recht vor, einzelne Fälle, in dem
aß wie sie thatsächlich vorkämen, zu prüfen und zu entscheiden. In
tersburg beruhigte man sich nun bei dieser Erklärung, die eine schein-
re Möglichkeit ließ, daß Kaiser Pauls Ordens-Verfügungen anerkannt
rden könnten und gestattete sogar dem Papst zwar nicht einen apostoli-
en Nuntius, doch aber einen Gesandten nach der nordischen Hauptstadt
zufertigen, wenn auch unter der Bedingung, daß er nur vier Monate
rt verweile.

Daß Tomasi von Anfang an der Candidat des russischen Hofs
wesen war, wird in Consalvis Memoiren nach Möglichkeit verschleiert;
russische Geschäftsträger zu Rom jedoch, Graf Cassini, sorgte dafür,
ß die Welt darüber nicht im Zweifel blieb —: er feierte Tomasis Er-

nennung zwei Abende hintereinander durch eine festliche Erleuchtung Gesandtschafts-Palastes.*)

Die verheißene Wichtigkeit des Großmeisterthums war aber inzwi vollständig verschwunden. Alles, was in England Antheil an den öff lichen Dingen nahm und die öffentliche Meinung bildete, war inne worden, daß die Friedfertigen unter den Staatsmännern des Landes getragen von einer augenblicklich herrschenden Stimmung — einen u zeihlichen Fehler begangen hatten, indem sie sich in ihrem Frieden langen verpflichteten, die Insel Malta aus der Hand zu geben. Es m in der That wohl befremden, daß dergleichen beschlossen und verspr worden war zu einer Zeit, in welcher die neu entstandenen Weltver nisse die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meer von neuem zu Bedeutung erhoben, die sie seit der Entdeckung des Seewegs nach nicht mehr gehabt hatte. Die öffentliche Meinung in England nahm solche Wendung, daß es der englischen Regierung wohl nicht m gewesen wäre, die Insel zu räumen, selbst wenn sie gewollt hätte. dem besonnenen und friedliebenden Staatsmann konnte es kaum ra scheinen, die augenblickliche Erhaltung des Friedens um solchen Pr erkaufen, da so manche Anzeichen schon einen neuen Sturm als ankündigten. Die unersättliche Herrschbegier Napoleons, die sich in talster Weise offenbarte, mußte es sogar jedem Besonnenen sehr zweif machen, ob es überhaupt möglich sein werde, mit ihm und so lange beherrschte mit Frankreich, je in Frieden zu leben.

Die Regierung Englands kam sehr bald zu dem Entschluß, M nicht wieder herauszugeben. An einem Vorwand im Besitz zu bl fehlte es nicht, da Napoleon auch seinerseits den zu Amiens geschloss Frieden in mehr als einer Beziehung nicht erfüllte, sich immer Uebergriffe erlaubte, Holland und die Schweiz unter seinen Willen be Piemont mit Frankreich vereinigte und auf diplomatische Anfragen Mahnungen die beleidigende Antwort gab, England habe sich in die gelegenheiten des europäischen Festlandes nicht zu mischen.

Der neue Großmeister Tomasi erhielt demgemäß, als er die engli Behörden auf Malta, durch einen eigenen Gesandten, den Comman Bussy, auffordern ließ, ihm die Insel einzuräumen, wie der Fried Vertrag von Amiens verfügte, von dem englischen Residenten Alexa Ball (2. März 1803) eine ablehnende Antwort, die theilweise wie S klang und doch wohl nur ungeschickt war. Der wesentliche Inhalt da einige der Mächte, die dem Friedensschluß zufolge sich für die U

---

*) Moroschkin II. 66—95.
Crétineau-Joli, Mémoires du Cardinal Consalvi, II. 319—323.

Digitized by Google

gigkeit des Malteser-Ordens verbürgen sollten, dem Vertrag noch nicht
etreten seien, könne er die Insel nicht ohne einen besondern Befehl
er Regierung den Rittern einräumen.

In der That hatte Preußen, das einer der Bürgen sein sollte, sich
Schweigen gehüllt und Rußland verlangte, ehe es sich verbürge, eine
derung des Vertrags von Amiens, insofern er die innere Verfassung
Malteser-Ordens betraf. England und Frankreich waren nämlich
n übereingekommen, daß es fortan weder eine französische, noch eine
ische Zunge des Ordens geben solle, und ohne Vollmacht vom Orden
ft, ohne eigentliche Berechtigung also, hatten sie hinzugefügt, daß da-
n eine eigene Maltaische Zunge neu gebildet werden solle. Diese
ltaische Zunge nun, bei der sich wohl niemand etwas recht Bestimmtes
denken wußte, wollte Rußland wieder gestrichen wissen.

Uebrigens benützte die russische Regierung diese Ungewißheit, in der
Schicksal Maltas in der Schwebe blieb, um ihrerseits, wenigstens
tweilen im Besitz der Ionischen Inseln zu bleiben. Sie waren noch
letzten Kriege (von 1799) her von russischen Truppen besetzt — und
ten, den Friedens-Verträgen zufolge, als eine selbständige Republik
anisirt und anerkannt werden. Die russischen Truppen räumten sie
läufig so wenig als die englischen die Insel Malta.

In England hatte man, als natürliche Folge des geschlossenen Friedens,
einen Handels-Vertrag mit Frankreich gehofft und in dieser Erwartung
nche nicht ganz erwünschte Bedingung des Friedens-Vertrags leichter
enommen. Napoleon aber war, ohne eigentliche staatswirthschaftliche
ntnisse, so ganz in schutzzöllnerischen Ideen befangen, daß von einem
nd wünschenswerthen Handels-Vertrag nicht die Rede sein konnte. Er
wiederholt im Moniteur der französischen Industrie die bündigsten
sicherungen, daß sie unbedingt auf den Schutz rechnen dürfe, den Pro-
tiv-Zölle gewähren können und in der Note des Ministers Talleyrand
den englischen Gesandten Lord Whitworth (vom 13. Mai 1803) wurde,
der Bruch bereits unvermeidlich geworden war, Englands Verlangen
einem Handelstractat als ein heimtückisches Attentat gegen den Wohl-
d und die Selbständigkeit Frankreichs dargestellt. England verlange
lta als Bürgschaft gegen Frankreich, heißt es da; vor Zeiten habe es
Schleifung Dünkirchens als Bürgschaft gegen Frankreich verlangt;
ster Tage werde es einen Zolltarif, der ihm genehm sei, als Bürg-
ft gegen die Fortschritte der französischen Gewerbthätigkeit verlangen.
emain la convenance de l'Angleterre demandera une garantie
tre les progrés de l'industrie française, et on proposera un tarif
commerce pour arrêter les progrés de notre industrie.)

So trieb die Macht der Verhältnisse und der Leidenschaften zu neuem
eg, der durch die Abreise der Gesandten und durch eine Botschaft Na-
eons an seinen Senat verkündet wurde (20. Mai 1803). — Daß der

Kampf nun bis zur äußersten Entscheidung oder doch bis zu gänzlicher Erschöpfung durchgeführt werden mußte, schien unvermeidlich, und Napoleon verkündete auch oft und laut genug, daß er ihn in solchem Sinn und solcher Absicht aufnahm. Doch sollte die Welt noch ein eigenthümliches Zwischenspiel erleben, das wenig beachtet worden ist, weil es eben zu nichts geführt hat. Während nämlich ein französisches Heer unter dem General Mortier bereits in das hannöversche Land einbrach, das mit dem Hader zwischen England und Frankreich gar nichts zu thun hatte, während Preußen diese Verletzung deutschen Bodens innerhalb seiner unmittelbaren Machtsphäre duldete, gab sich Napoleon das Ansehen, als wolle er den Zwist durch einen schiedsrichterlichen Spruch entscheiden lassen und forderte den Kaiser von Rußland auf (18. Juni 1803) das Schiedsrichter-Amt zu übernehmen. Ein sehr seltsamer Schritt! — Daß Napoleon ihn überhaupt nur that, weil er sehr bestimmt wußte, daß England diesen Ausweg ablehnen würde, daran ist nicht zu zweifeln —: darüber jedoch, ob es ihm dabei nur darum zu thun war, vor der Welt die schöne Rolle des Friedfertigen zu spielen, der alle Möglichkeiten einer Verständigung erschöpfen will, ehe er sich mit schwerem Herzen entschließt, das Schwert zu ziehen, oder ob er mehr beabsichtigt haben könnte, darüber sind verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden. Daß Napoleon Rußland vermöge seines Anerbietens in die Stellung eines bei diesen Händeln ganz unbetheiligten Staats habe verweisen und damit von jedem Antheil an der europäischen Politik ausschließen wollen, ließe sich allenfalls denken, denn nur der Unbetheiligte kann unparteiisch erachtet werden und Schiedsrichter sein. Doch wäre die Bürgschaft der Neutralität Rußlands, die darin gelegen hätte, etwas zu schwach gewesen, als daß ein so überaus praktischer Mann wie Napoleon großen Werth darauf hätte legen können. Hätte dann vollends Napoleon gehofft, daß Rußland, beleidigt durch einen ablehnenden Bescheid Englands, sich ihm als Bundesgenosse anschließen könne, wie Lanfrey meint, so wäre das wohl eine Verirrung in das Gebiet des vollkommen Phantastischen gewesen, denn die Spannung zwischen Rußland und Frankreich war bereits sehr weit gediehen.

Graf Markow hörte nicht auf, die Erfüllung der Verträge zu fordern, namentlich auf Entschädigung des Königs von Sardinien zu dringen und war dadurch bereits sehr beschwerlich geworden. Napoleon, den sein Talleyrand in den Verträgen mit gutem Bedacht durch eine geschickte Wendung in das Leere, zu gar nichts verpflichtet hatte, warf wohl gelegentlich etwas von dem Herzogthum Parma hin, das dem vom italienischen Festlande vertriebenen König als Entschädigung geboten werden könnte. Oder er gedachte auch wohl des kleinen Gebiets der kleinen verschollenen Republik Lucca — aber auch das immer nur in schwankender, ganz unbestimmter Weise, ohne sich jemals wirklich zu binden.

Als dann der Gedanke an ein schiedsrichterliches Verfahren aufge-

Digitized by Google

ben werden mußte, ohne eigentlich recht zur Sprache gekommen zu sein
nd Rußland seine Dienste als Vermittler anbot, — die England, indem
das Schiedsgericht ablehnte, sich bereit erklärt hatte anzunehmen, —
llte der Kaiser Alexander eine neue, beleidigende Täuschung erleben.

Napoleon hatte nämlich — wie man annehmen muß, da kein anderer
rund abzusehen ist — wohl um dem Kaiser Alexander die Schiedsrichter-
olle annehmbar zu machen, angedeutet, daß er auf einige der Forderun-
n eingehen könnte, die England unmittelbar vor dem Wiederausbruch
s Kriegs in einem Ultimatum gestellt hatte. Namentlich schien er darein
lligen zu wollen, daß England die kleine, unbewohnte Insel Lampedusa
den Sicilischen Gewässern als Ersatz für Malta erhalte. Als nun
er Rußland dieselben Bedingungen zur Grundlage seiner Vermittelung
achen wollte, erklärte Napoleon sie für „absurd"! — sogar sie seien
l'une absurdité choquante". — Wie konnte er den Engländern Lam-
dusa zugestehen, das nicht ihm, sondern dem König von Neapel gehörte;
r, der ängstlich gewissenhafte Napoleon! — Er weigerte sich (am 23. August
303) überhaupt mit England über die Angelegenheiten des europäischen
ontinents zu unterhandeln; sie gingen das Inselreich nichts an, meinte
, obgleich er kurz vorher erklärt hatte, er könne die subtile Unterscheidung
cht gelten lassen, vermöge der Georg III. als König von England im
rieg mit Frankreich, als Churfürst von Hannover neutral sein wollte.
r sei zwar geneigt, seine Truppen aus Holland und aus der Schweiz
rückzuziehen, aber er werde sich nie in einem Vertrag mit England
zu verpflichten. Was die Entschädigung des Königs von Sardinien
traf, mußte der Kaiser Alexander nun vernehmen, daß Napoleon sie nur
nn bewilligen werde, wenn England den Holländern Ceylon oder den
paniern Trinidad zurückgebe.

Die unmittelbare Folge dieser überraschenden Eröffnungen war, daß
r Kaiser Alexander Oesterreich und Preußen zu bewegen suchte sich mit
ußland zu vereinigen, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben.
s war ein erster Gedanke an den Bund, der ein Jahrzehnt später wirklich
apoleon niederwerfen sollte. Zur Zeit aber fühlte Oesterreich keinen
eruf, für Interessen Norddeutschlands das Schwert zu ziehen — und
reußen suchte immerdar sein Heil in jener gefährlichen Neutralität, die
r Minister Haugwitz für den Triumph politischer Feinheit hielt.

Napoleon seinerseits klagte über den Gesandten Markow und äußerte,
ß er sich in französische, einheimische Intriguen mische. Diese ganz
gemein und unbestimmt gehaltene Aeußerung ist dann von solchen buona-
rtistischen Schriftstellern wie Bignon dahin gedeutet worden, daß Mar-
o bei den royalistischen Umtrieben und Verschwörungen betheiligt gewesen
, die damals den neuen Herrn Frankreichs beunruhigten, und deren
pfer Georg Cadoudal und Pichegru wurden; — die als Vorwand dienen
ußten Moreau nach Amerika zu verbannen. Es wird sogar mit großer

Zuversicht von Markows Thätigkeit in diesen Intriguen gesprochen und doch zeigt sich nirgends die Spur eines Beweises dafür, auch da nicht, wo man sie zunächst suchen müßte —: weder in den Denkwürdigkeiten solcher Leute wie Fauche-Borel, die, in diese Umtriebe verflochten, den Verschworenen Späher- und Botendienste leisteten, noch in denen der Lobredner Napoleons. Daß der russische Diplomat von dem Kaiser Alexander keinen Auftrag hatte die Hand zu solchen bedenklichen Dingen zu bieten und von dem Fürsten Adam Georg Czartoryski noch weniger, das versteht sich von selbst. Entscheidend aber möchte wohl sein, daß diese von der französischen Polizei vom ersten Augenblick an genau überwachte — vielleicht sogar veranlaßte — Verschwörung, erst nachdem Markow Frankreich verlassen, ein halbes Jahr nachdem Napoleon über ihn Klage geführt hatte, irgend eine Gestalt gewann.

Es könnten wohl andere Dinge, größere und kleinere, gewesen sein, die Napoleons Unwillen erregten. Vor allem der Umstand, daß Markow, schon beschwerlich dadurch, daß er beständig an die Bedingungen des Vertrags, an die dem König von Sardinien versprochene Entschädigung erinnerte, nachgerade eine drohende Sprache annahm und gegen die französischen Staatsmänner äußerte, hinter dem Kaiser Alexander stehe die russische Nation mit ihrer gewaltigen Macht. Selbst daß Markow den Umgang mit der Vorstadt St.-Germain, das heißt mit dem alten, legitimistischen Adel Frankreichs, der ihm von früheren Zeiten her bekannt war, wieder aufnahm, mußte den ersten Consul und seinen neuen Hof unangenehm berühren. Besonders aber erlaubte sich Markow, als die Spannung zwischen seiner und der französischen Regierung bereits entschieden hervortrat, boshafte Aeußerungen über Napoleons Person — und mehr; er erlaubte sich dem Herrn Frankreichs, so oft sich eine Gelegenheit bot, mit einer gewissen Mißachtung zu begegnen. Daß er ihn, den Consul, der die Altäre wieder aufgerichtet hatte und damit umging, auch den Thron wieder herzustellen, als den zu einer Person gewordenen Jakobinismus bezeichnete — c'est tout le jacobinisme renfermé dans un seul homme et armé de tous les instruments révolutionnaires — ist bekannt und mußte natürlich als eine sehr wehthuende Beleidigung empfunden werden. Russische Quellen berichten dann auch noch Züge wie den, daß Markow nach einem gastlichen Mahl — zu St.-Cloud oder Malmaison — das Gespräch auf Gartenanlagen führte, so daß Napoleon sich bewogen fand ihn zu einem Gang in den Park aufzufordern, um einige neue Anlagen zu sehen. Als dann aber beide an den Fuß der Treppe gekommen waren, winkte Markow seinen Wagen herbei, der in Bereitschaft stand, empfahl sich, stieg ein und fuhr von dannen — und es sah nun aus, als habe der erste Consul ihn die Treppe herab bis an seinen Wagen begleitet.*)

*) Bantysch-Kamenskys Biographie Markows.

Digitized by Google

Napoleon wußte dergleichen nicht gering zu achten und war auch lleicht nicht in der Lage es gering achten zu können. Da er sich nicht s gewähltesten Tones befliß, kann es uns nicht befremden, daß er darnach 3. Aug. 1803) den Gesandten Rußlands in einem amtlichen, an Talleynd gerichteten, Papier einen „polisson" nannte und von der russischen gierung dessen Abberufung verlangte.

Das war bereits im Juli durch einen persönlichen Brief Napoleons den Kaiser von Rußland geschehen; zu gleicher Zeit wurden Versuche macht Markows Geliebte, eine Französin, die den Kreisen der heimkehrten Emigrirten angehörte, in die Dienste der geheimen Polizei zu hen, und da das nicht gelang, wurde der Dame, die nicht Spähernste leisten wollte, unter dem Vorwande, daß sie noch auf der Emigrirtente stehe, vielfach polizeiliches Drangsal angethan. Dies letztere Gebahren nigstens kann kaum einen anderen Zweck gehabt haben als den, dem rafen Markow den Aufenthalt in Paris zu verleiden.

Dies kleinliche Treiben, in dem sich Napoleon gefiel, so wenig er rin groß erschien, ging sogar noch weiter. Ein Genfer, Christin, der ssischer Unterthan geworden war und in untergeordneter Stellung der esandtschaft Markows angehörte, machte Reisen in sein Heimatland, die apoleons Polizei verdächtig finden wollte und wenigstens nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, da der Mann als eifriger Royalist bekannt, zu einer üheren Zeit Agent des emigrirten französischen Ministers Calonne gesen war. Ohne alle Rücksicht auf die Satzungen des Völkerrechts, ließ n Napoleon in der Schweiz aufheben und als Gefangenen nach Paris ingen. Zu irgend welchen Entdeckungen scheint seine Verhaftung nicht führt zu haben, wohl aber entsprach sie einem anderen Zweck. Napoleons erlangen, daß Markow abgerufen werde, schien nämlich in Petersburg cht beachtet zu werden —: nun brauchte Napoleon nur zu thun, als erwiesen, daß Christin in royalistische Umtriebe verwickelt sei und er tte einen Vorwand, dem russischen Gesandten Vorwürfe zu machen, eine räuschvoll ärgerliche Scene herbeizuführen, die Markows Stellung in aris jedenfalls unmöglich machen mußte; — und er konnte dabei sogar ftreten, als ob er im Recht sei. Das that er denn auch in seiner bennten brutalen Weise. Er ging bei einer feierlichen Audienz (21. Sept. 803) in zahlreicher Versammlung rasch auf Markow zu, um ihn mit berlauter Stimme in drohenden Worten anzufahren: er finde es sehr nderbar, daß der russische Gesandte einen Schweizer, der Verschwörungen zettle, in seinen Diensten behalte. Die zankende Rede schloß mit der ersicherung: „Wir sind nicht so auf die Spindel herunter gekommen (à quenouille), daß wir ein solches Benehmen dulden" und der Drohung nen jeden zu verhaften, der gegen das Interesse Frankreichs handle.

Nach diesen Worten, die ziemlich unumwunden ankündigten, daß apoleon sich durch keine Rücksicht auf das geltende Völkerrecht gebunden

achte, mied natürlich Markow den Hof des Consuls. Bei alledem waren Napoleons unziemliche Reden, wenigstens der Form nach, nicht eigentlich gegen die russische Regierung, sondern gegen das persönliche Benehmen des Gesandten gerichtet gewesen. Der Kaiser Alexander war nicht unbedingt gezwungen, den hingeworfenen Handschuh sofort aufzunehmen. Wollte er aber die Unterhandlungen fortsetzen, so mußte er nach diesem unanständigen Auftritt Napoleons früheres Verlangen nothwendig berücksichtigen und Markow abrufen. Das geschah; aber in einer Weise, die geflissentlich darauf angelegt war der Welt zu zeigen, wie wenig Napoleons Beschwerden in den Augen des Kaisers Alexander berechtigt waren, wie entschieden der Kaiser die Haltung seines Gesandten in den obschwebenden politischen Fragen billige. Markow wurde zum Wirklichen Geheimen Rath befördert und mit dem höchsten Ehrenzeichen Rußlands, mit dem St. Andreas-Orden bekleidet, und der Kaiser ließ ihn diesen neuen Orden noch in Paris zur Schau tragen, indem er ihm den Befehl ertheilte, nach Rußland zurückzukehren.

Markow verließ die französische Hauptstadt am 16. October 1803 — als russischer Geschäftsträger blieb ein jüngerer Diplomat, d'Oubril, zurück und Napoleon gewann bei diesem Wechsel nichts weiter, als daß er sich von Markows Sarcasmen befreit sah, denn auf allen wesentlichen Forderungen bestand natürlich d'Oubril eben so nachdrücklich, als sein Vorgänger.

Vielleicht geschah es im Aerger darüber, daß Napoleon seinen Gegner auch in Dinge, die außerhalb der diplomatischen Verhandlungen lagen, zu beleidigen und zu reizen suchte, in der Art aber, in der er dies that bewies er der Welt stets von neuem, daß er sich in schrankenloser Willkür durch kein Gesetz gebunden glaube.

So verlangte er jetzt (26. Oct. 1803) von der päpstlichen Regierung, sie solle einen französischen Emigrirten, der russischer Unterthan geworden und der russischen Gesandtschaft zugezählt war, einen Chevalier de Vernègues, in Rom verhaften und den französischen Militär-Behörden ausliefern. Daß der russische Gesandte am sardinischen Hof, Lisakéwitsch, der jetzt in Rom weilte, diesen Vernègues auf eigene Verantwortung in diese Verhältnisse aufgenommen hatte, zog ihm zwar einen Verweis seiner Regierung zu, aber es machte im Recht keinen Unterschied, da die russische Regierung dennoch gelten ließ, was er verfügt hatte. Napoleon aber forderte den Chevalier Vernègues als einen Franzosen, obgleich er selbst ein Gesetz bestätigt hatte, dem zufolge jeder Emigrirte aufhörte ein Franzose zu sein. Vergebens erinnerte die päpstliche Regierung in demüthig bittender Weise an das Völkerrecht, Napoleon wollte seinen Willen und Rom glaubte sich fügen zu müssen — ratione temporum habita. Vernègues wurde verhaftet und in die Engelsburg eingesperrt, doch sträubte sich die päpstliche Regierung noch dagegen ihn auszuliefern — besonders da der Kaiser

Digitized by Google

lexander sie bedeuten ließ, daß er sich für beleidigt halten müsse, wenn r Verhaftete ausgeliefert und die Untersuchung gegen ihn nicht in Rom führt werde.

Doch Napoleon kannte nun einmal kein Recht, als seinen Willen. r drohte seine Truppen aus den nächsten französischen Besatzungen auf om marschiren zu lassen, wenn Vernègues nicht ausgeliefert werde, und zeichnend für seine augenblickliche Stimmung wie für sein Wesen überupt und seine Pläne ist dabei die wegwerfende Weise, in der er sich er Rußlands Einwendungen äußerte.

Er schrieb nämlich (13. Jan. 1804) seinem Gesandten in Rom, dem ardinal Fesch: Vernègues müsse sofort ausgeliefert werden; denn die sherigen Schritte Rußlands hätten zwar nichts zu bedeuten, es sei aber ch möglich, daß irgend welche Intriganten im russischen Cabinet, durch ngland gewonnen, sich in Dinge mischen wollten, die sie nichts anngen, und Vernègues sofort nach Frankreich zu schaffen sei das beste ittel, allen Erörterungen auszuweichen. Selbst abgesehen davon, daß ernègues Franzose sei, könne die Sache Rußland nichts angehen, das ßerhalb der Sphäre Europas liege. (Il sera possible que quelques ntrigants de ce cabinet, gagnés par l'Angleterre, veuillent se mêler e ce qui ne les regarde pas. — — La Russie est hors de la sphère e l'Europe, et, indépendamment que Vernègues est Français, cette ffaire ne peut en rien la regarder.)

Die päpstliche Regierung machte noch einen Versuch, sich in einer Weise, die anständig wenigstens scheinen konnte, aus diesen Schwierigkeiten erauszuwinden —: sie bat den Kaiser Alexander dringend dem unglückchen Vernègues das russische Indigenat, das Recht russischer Unterthanenhaft zu entziehen. Doch abschlägig beschieden von dieser Seite, unterwarf ch Rom abermals und diesmal unbedingt dem Willen Napoleons. — icht etwa aus Furcht, so wird uns Epigonen jetzt in etwas naiver Weise rsichert, sondern, dem Bericht in Consalvis Memoiren zufolge, weil der apst und seine Räthe in plötzlicher Erleuchtung zu der Einsicht gekommen aren, daß das Recht in dieser Angelegenheit auf Seiten Frankreichs sei!

Zur Zeit jedoch suchte sich Rom zu helfen, wie sich schmiegsame chwäche immerdar zu helfen hofft —: Vernègues wurde den Franzosen Pesaro ausgeliefert, zugleich aber schrieb Pius VII. dem Kaiser Alexander nen klagenden Brief, in dem er keineswegs das Recht Frankreichs ausnander setzte, sondern nur die politische Nothwendigkeit, die drohende efahr geltend machte und das Mitleid und die Großmuth des Kaisers rief.

Die Folgen waren unangenehm für Rom. Pius VII. erhielt auf eses Schreiben gar keine Antwort; dagegen wurde der päpstliche Gesandte, onsignor Arezzo, bedeutet, daß er Petersburg innerhalb zweier Tage zu rlassen habe und etwas später (16. August 1804) erfolgte ein kaiser-

Digitized by Google

liches Rescript, das den Metropoliten Siestrzencewicz belehrte, die willenlose Unterwerfung der päpstlichen Regierung unter Napoleons Machtgebot, habe es nothwendig gemacht alle Beziehungen mit dem römischen Stuhl abzubrechen, bis es dem Papst gelungen sein werde, das fremde Joch wieder abzuwerfen. Inzwischen habe er, der Metropolit, der lateinischen Kirche in Rußland, der vor Zeiten von Pius VI. erhaltenen Vollmacht gemäß und außer aller Verbindung mit Rom vorzustehen.

Diesen verhaßten Kirchenfürsten in solcher Weise wieder empor kommen zu sehen, war in den Augen der Jesuiten ein Unheil, das sie in dem Augenblick schmerzlicher empfanden, als selbst den Bruch Rußlands mit Rom.*)

Andererseits blieb die Forderung der russischen Regierung, daß Vernègues als russischer Unterthan und unrechtmäßiger Weise in französischer Gefangenschaft gehalten, den russischen Behörden ausgeliefert werde, zu Paris vollkommen unbeachtet. Erst später, als Napoleon seiner nicht mehr bedurfte, um an ihm seine feindselige Gesinnung gegen den Kaiser Alexander zu bethätigen, wurde der unbedeutende Mann auf Bitten des Papstes seiner Haft entlassen.

So waren denn Rußland und Frankreich bereits vielfach in Zwist verwickelt, als Napoleon die ganze gesittete Welt durch die Ermordung des Herzogs von Enghien erschreckte. Was ihn eigentlich zu dieser Unthat bewogen hat, die ihm in der That in keiner Weise etwas nützen konnte, ist nicht zu ermitteln, da er nie die Wahrheit darüber gesagt hat. Vielleicht stand sie mit dem Versuch, den Bourbons ihre Ansprüche für Geld abzukaufen, den Napoleon, im Begriff sich zum Kaiser der Franzosen erwählen zu lassen, kurz vorher vergeblich gemacht hatte. Da es auf diese Weise nicht gelungen war, wollte er vielleicht ihren beschwerlichen Umtrieben durch den Schrecken ein Ende machen, sie gleichsam in ihrem eigenen Blut ersticken.

Aus den Denkwürdigkeiten eines unmittelbar Betheiligten, nämlich Savarys, ist bekannt, daß es eigentlich auf den Grafen von Artois (Karl X.) und den Herzog von Berry abgesehen war, die mit den Häuptern der Verschwörung in Frankreich, Georges Cadoudal und Pichegru, in unmittelbarer Verbindung standen. Sie sollten durch die Hoffnung auf einen royalistischen Aufstand an die Küste Frankreichs gelockt werden, um den Häschern Napoleons in die Hände zu fallen. Der Anschlag mißlang, weil Savary, der selbst achtundzwanzig Tage lang an der Küste auf der Lauer lag, die Signale nicht wußte, die zwischen den Prinzen und ihren Anhängern verabredet waren. Die Prinzen landeten nicht, eben weil ihre

*) Crétineau-Joli. Mémoires de Consalvi, II. 331—346. Moroschkin II. 231—238.

ignale nicht in der verabredeten Weise beantwortet wurden und das chiff, das sie trug, kehrte unverrichteter Dinge nach England zurück.

Allem Anschein nach im Verdruß über das Mißlingen und weil alle nderen Bourbons für ihn durchaus unerreichbar waren, ließ Napoleon en unglücklichen jungen Mann, den Herzog von Enghien, wie bekannt, u Ettenheim auf fremdem, badenschem Gebiet bei Nacht und Nebel durch anzösische Dragoner aufheben und als Gefangenen nach dem Schloß on Vincennes bei Paris bringen, wo er wenige Stunden später bei Nacht m Schein vor ein Kriegsgericht gestellt und unmittelbar darauf, noch in erselben Nacht erschossen wurde. Was es mit diesem Kriegsgericht für ne Bewandtniß hatte, geht wohl am besten aus dem Umstand hervor, aß Napoleon in dem Befehl, das Gericht zusammen zu rufen, auch schon erfügte, daß das Urtheil desselben sofort „vollzogen" werden solle; daß ein ommando Gensdarmen in Bereitschaft stand dies Urtheil zu „vollziehen"; aß selbst das Grab des Prinzen schon gegraben war, ehe das Gericht och sein Scheinverfahren begonnen hatte (20.—21. März 1804). Die eschuldigung, die das unerhörte Verfahren rechtfertigen sollte, daß näm- ich der Prinz an der Spitze einer royalistischen Verschwörung gegen das eben des „ersten Consuls" gestanden habe, war so vollkommen unbegründet, aß sie in der Motivirung des Urtheils gar nicht vorgebracht werden onnte. Der Prinz wurde verurtheilt, weil er (1793 und 1794) die Waffen gegen die französische Republik — seiner Ueberzeugung nach nicht egen Frankreich — geführt hatte.

Merkwürdig ist auch die cynische Naivetät, mit der Napoleon diese That beging, wie so manche andere verwandter Art. Es fiel ihm gar icht ein, daß sie irgend eine andere Empfindung wachrufen könne, als inen heilsamen Schrecken. Nach dem Bericht eines preußischen Agenten, er echt zu sein scheint, obgleich er in einem sehr werthlosen Buch teht, — in d'Allonvilles mémoires tirés des papiers d'un homme l'état, — hätte er am Morgen nach der verhängnißvollen Nacht einem einer Admirale leichthin plaudernd als Tagesneuigkeit mitgetheilt, er habe n der vergangenen Nacht „den kleinen d'Enghien" (le petit d'Enghien) rschießen lassen. Jedenfalls war er sehr weit davon entfernt, die That icht sehr bestimmt und ganz unumwunden als die seinige anzuerkennen ind zu vertreten. Das gehörte sogar nothwendiger Weise zu der Rolle, ie er einmal übernommen hatte und als ergänzender Anhang zu der That selbst. Die hatte weder Sinn noch Zweck, wenn sie nicht als das Ergebniß eines unabänderlich, für alle Fälle gleicher Art gefaßten Ent- chlusses hingestellt wurde, wenn nicht jedem Bourbon die Ueberzeugung lieb, daß auch Er Enghiens Schicksal erfahren werde, wenn er der Macht Napoleons verfiel. Erst viele Jahre später, als Gefangener in St. Helena, ls der Schrecken, den die That verbreiten sollte, ihm nichts mehr helfen onnte und nichts davon übrig geblieben war, als die Schmach, sie verübt

zu haben, erst da hat Napoleon die Schuld durch schlecht ersonnene Fabeln von sich auf Andere abzuwälzen gesucht.

Der Eindruck, den die That machte, war ein tiefer, aber nicht ein lauter. Deutschland schwieg zu der frevelhaften Verletzung seines Gebiets. „Man schwieg und erbitterte sich höchstens über den, der dies Schweigen unbequem zu stören trachtete", so schildert Häusser nur allzu treffend die Haltung, die aus der allgemein herrschenden Stimmung hervorging. Das war der Geist, den die Kleinstaaterei großgezogen hatte in Deutschland. — Was die Regierungen anbetrifft, so beeilten sich Baden, Württemberg und Bayern alle französischen Emigrirten sofort aus ihren Gebieten auszuweisen. Das war der Wiederhall, den Napoleons Gewaltthat in den zunächst betheiligten Landen hervorrief! — Oesterreich schwieg nicht nur, sein leitender Minister, Graf Ludwig Cobenzl, machte sich auch noch dadurch, ohne Zweifel selbst in Napoleons Augen, verächtlich, daß er gegen den französischen Gesandten Champagny äußerte: sein Herr — der Kaiser Franz — wisse, daß es politische Nothwendigkeiten gebe; — Worte, durch die er seinen Kaiser persönlich in unverzeihlicher Weise bloßstellte. — In Preußen zeigte sich die königliche Familie tief erschüttert und empört durch das tragische Ereigniß und die Unterhandlungen über ein Bündniß mit Frankreich, das von mehr als einem Staatsmann jener trüben Tage empfohlen wurde, fielen in sich zusammen. Im Uebrigen hüllte sich die preußische Regierung in tiefes Schweigen.

Nur der Kaiser Alexander sprach laut und entschieden und nur der excentrische König von Schweden, Gustav IV. schloß sich ihm in seiner Weise an. Ueber die That selbst und ihren sittlichen Gehalt äußerte der Kaiser von Rußland, wie das Rücksichten der Schicklichkeit gegen das Oberhaupt eines fremden Staats geboten, nur mittelbar sein Urtheil, nur dadurch, daß er selbst und sein Hof sich in tiefe Trauer kleideten und namentlich den französischen Gesandten, General Hédouville zu seiner Beschämung in solcher Gewandung empfingen.

Desto bestimmter äußerte sich der Kaiser von Rußland dagegen über den Bruch des Völkerrechts durch die mit bewaffneter Hand ausgeführte Aufhebung Enghiens auf fremdem Gebiet. Zunächst erbitterte er den permanenten Reichstag, der zu Regensburg auch jetzt noch in schwerfälliger Weise sein unfruchtbares Wesen trieb, dadurch, daß er als Bürge der deutschen Verfassung auftrat und in einer förmlichen Note, die der Versammlung (7. Mai 1804) überreicht wurde, gegen die Verletzung des deutschen Gebiets und des Völkerrechts protestirte. Er sprach darin sogar die Ueberzeugung aus, daß alle Staaten Deutschlands sich ihm anschließen würden, um von Frankreich die Genugthuung zu erhalten, welche die verletzte Würde des Reichs und die Sicherheit Deutschlands erheischten.

Das war sehr unbequem! der Reichstag war eben sehr eifrig mit Schweigen beschäftigt gewesen; er hatte eine vertrauliche Mittheilung über

Digitized by Google

ie Ereignisse zu Ettenheim von der badenschen Regierung erhalten und ehofft, daß damit die Sache beendigt sein werde, da Baden weder Schutz och Genugthuung verlangte. Nun aber, da Rußland und Schweden laut die Stimme erhoben, mußte sich nothgedrungen auch das Oberaupt des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in der Sache verehmen lassen. Kaiser Franz ließ erklären, er habe „erwarten zu können glaubt", daß die französische Regierung die Gründe ihres Verfahrens uch unaufgefordert darlegen werde. Es unterliege daher „keinem Anstand", enn die französische Regierung von Kaiser und Reich „um eine beruhinde Aufklärung angegangen werde." — Auch Preußen erklärte das beste ertrauen zu dem ersten Consul zu hegen. — Oesterreich versprach aber ußerdem unter der Hand der französischen Regierung auch noch die Sache die Länge zu ziehen und dafür zu sorgen, daß sie schließlich ohne Erbniß bleibe. Und so geschah es! — Als die verdrießliche Angelegenheit dlich (am 18. Juni) zur Sprache kommen sollte, waren die sämmtlichen eichstags-Gesandten ohne Instructionen. — Man hoffte auf eine Erärung Badens, und daß sie „ein Temperament" an die Hand geben erde, durch das vor allen Dingen die französische Regierung — daneben, ohl oder übel, auch die russische beruhigt und das deutsche Reich „aus ner kritischen Lage gezogen werden könne."

Sie kam, diese badensche Erklärung (2. Juli) und enthielt in wohlsetzten Worten, neben dem Dank, der dem russischen Kaiser für seine insten Absichten und wohlwollende Theilnahme dargebracht wurde, Verauen in die wohlwollende Gesinnung der französischen Regierung und res erhabenen Chefs — als eigentlichen Inhalt die dringende Bitte der ache keine weitere Folge zu geben.

Das war sehr erwünscht; der Reichstag war nun in der Lage, den rderungen des französischen Gesandten Bacher genügen zu können, der fachen Uebergang zur Tagesordnung verlangte, um dadurch Erörterungen Ende zu machen, die, wie Talleyrand meinte, mit der Ruhe und ürde des deutschen Reichs nicht vereinbar seien. Man hoffte nun, um mehr mit der Sache fertig zu sein, da Preußen der badenschen Erklärung beitrat und auch Oesterreich nicht undeutlich zu erkennen gab, daß nichts dagegen habe, wenn die Sache in dieser Weise erledigt werde.

Als nun aber der „zudringliche" russische Gesandte in Regensburg ch nicht ruhen wollte, vielmehr darauf drang, daß „die vorliegende ache einen der Würde und Selbständigkeit des Reichs angemessenen Ausng nehme" — als dann auch der hannöversche Gesandte auftrat, um „weit wichtigere und gefährlichere Rechtsverletzung in Hannover" — mlich die Vergewaltigung des Landes durch die Franzosen — zur prache zu bringen —: da half sich der Reichstag in genialer Weise durch, daß er seine jährlichen Ferien vor der herkömmlichen Zeit antrat.

Digitized by Google

Die Gesandten reisten ab nach allen Richtungen und das Protokoll blieb auf sich beruhen.

Ein gleichzeitiger Schriftwechsel zu Paris führte dagegen zu bestimmteren Ergebnissen. Der Kaiser Alexander ließ nämlich dort (12. Mai) dem Minister Napoleons, Talleyrand, eine Note überreichen, in der er als Bürge der deutschen Verfassung und der Sicherheit des Reichs, die Erwartung aussprach, daß die französische Regierung der Verletzung fremden Gebiets und des Völkerrechts wegen eine genugthuende Erklärung geben werde.

Die Antwort, die unter Talleyrands Namen gehen mußte, war unverkennbar von Napoleon selbst dictirt, in dem Stil, der ihm geläufig war, d. h. von einer unschicklichen und ungezogenen Derbheit. Schon das war beleidigend, daß Napoleon darin Rußlands Einschreiten in dieser Angelegenheit dem Einfluß Englands zuschrieb; aber er ging viel weiter: er überging die Verträge, die den Kaiser von Rußland zum Bürgen deutscher Sicherheit machten, geflissentlich mit Stillschweigen und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß Rußland eine Genugthuung für Deutschland fordere, während die deutschen Mächte selber schwiegen. — Woher dieser seltsame Anspruch der russischen Regierung, sich in Dinge zu mischen, die sie in keiner Weise etwas angingen? — Wie könne sie vom Völkerrecht sprechen, während sie selbst überall französische Emigrirte schütze, während einer ihrer Gesandten vor Kurzem Intriguen gegen die Sicherheit des Landes gesponnen habe, in dem er beglaubigt war? — Napoleon fügte sogar eine persönliche Beleidigung hinzu, indem er die Frage aufwarf: ob der Kaiser Alexander zu der Zeit, als Engländer mit der Ermordung des Kaisers Paul umgingen, (lorsque des anglais concertèrent l'assassinat de l'empereur Paul) benachrichtigt, daß die Mörder eine Meile von den Grenzen seines Reichs weilten, sich nicht berechtigt geglaubt haben würde sie dort aufheben zu lassen? — Es war noch die Frage hinzugefügt, warum Rußland, das allem Anschein nach den Krieg wolle, nicht gerade und offen handle? wozu diese Umwege? — Napoleon wolle den Frieden, aber im Vertrauen auf Gott und das Heer Frankreichs, brauche er niemanden zu fürchten.

Das hieß den Krieg herausfordern, und wir können danach nicht bezweifeln, daß Napoleon ihn wollte und wünschte. Er war zur Zeit bekanntlich mit den Vorbereitungen zu einer Landung in England beschäftigt und es ist viel darüber gestritten worden, ob es ihm wirklich, wie seine Anhänger und Lobredner behaupten, Ernst war mit diesem abenteuerlichen Unternehmen: es ist möglich, daß er es auszuführen versuchte, wenn er mußte, aber er hatte das volle Bewußtsein der Gefahr, die damit verbunden war — und wir sehen, daß es ihm jedenfalls lieber war, wenn er einen leichter greifbaren Feind auf dem Festlande fand.

D'Oubril erhielt von seiner Regierung einen förmlichen Verweis dafür

Digitized by Google

; er ein so unziemliches Schriftstück überhaupt angenommen habe und
n ließ Napoleon wissen, daß ihm das verwiesen wurde. In einer
ren Note (vom 21. Juli) machte dann die russische Regierung in aller-
gs strengen, aber doch gemessenen und würdigen Worten darauf auf-
rksam, daß die zankenden Aeußerungen Napoleons gar keine Antwort
die Forderungen Rußlands enthielten; hob hervor, daß ein Bruch des
llerrechts die Angelegenheit aller Staaten sei und daß Rußland durch
bestehenden Verträge berechtigt sei, sich der Sicherheit Deutschlands
zunehmen — und wies endlich mit geziemender Strenge die Erinnerung
den Tod des Kaisers Paul als ganz ungehörig zurück, wie die „absurden
rleumdungen", mit denen Napoleon eine dritte Regierung verfolge, blos
il er im Kriege mit ihr sei.

Zugleich überreichte d'Oubril ein Ultimatum Rußlands, in dem ge-
dert wurde: Daß Frankreich seine Truppen aus dem Königreich Neapel
ückziehe und die Neutralität dieses Reichs während des Krieges mit
gland achte; — daß Rußland bei der Regelung der Verhältnisse in
alien eine Stimme habe; — daß das Versprechen, den König von Sar-
nien zu entschädigen nun endlich erfüllt werde; — und daß Frankreich
ne Truppen auch aus dem nördlichen Deutschland — d. h. aus Hannover
- zurückziehe.

Damit war eigentlich der Bruch erklärt, denn daß Napoleon diesen
orderungen nicht genügen werde, verstand sich von selbst. Es erfolgte
ar eine Antwort, aber sie änderte natürlich nichts an der Lage der
inge, und um so weniger, da Napoleon in dem zerfahrenen, unzusammen-
ngenden Gezänk, das er abermals seinem Minister dictirte und dann
n ihm unterschreiben ließ, sorgfältig vermied auf die Sache einzugehen
d Rußlands Forderungen wirklich zu besprechen; er erging sich anstatt
ssen in Declamationen darüber, daß man zu ihm nicht in gebieterischem
on sprechen dürfe, in Vorwürfen über den Emigrirten gewährten Schutz
d die Besetzung der Ionischen Inseln. Namentlich beschwerte sich Na-
leon auch darüber, daß Alexander seinem Hof geboten habe, Trauer
zulegen: „für einen von England bezahlten Agenten, der an einem ver-
echerischen Complot betheiligt war und daß das geschehen ist, nachdem
eser Verräther durch den gerechten Spruch eines französischen Gerichts
rurtheilt und diesem Urtheil gemäß hingerichtet worden war." (De
endre le deuil pour un agent soldé par l'Angleterre, engagé
ans un complot criminel, et que la Russie c'est conduite ainsi
epuis que ce traitre a été condamné par la juste décision d'un
ibunal français et éxécuté conformément à cette sentence.) —
it solcher Rohheit äußerte sich Napoleon über den Herzog von Enghien
ne eine Ahnung davon zu haben, in welchem Licht er selbst dadurch vor
r Welt erschien. So natürlich und selbstverständlich war in seinen Augen
e Brutalität des Uebermächtigen!

Digitized by Google

In einer letzten Note (28. August 1804) erinnerte Rußland noch einmal an alle Verletzungen der Verträge und des Völkerrechts, die sich Napoleon hatte zu Schulden kommen lassen, auch daran, daß die päpstliche Regierung gezwungen worden war Vernègues auszuliefern, um dann mit der Versicherung zu schließen, daß der Kaiser Alexander, wenn durch neue Beleidigungen oder durch eine noch ernstere Bedrohung der Unabhängigkeit Europas zum Kriege gezwungen, eben so viel Energie in einer gerechten Vertheidigung zeigen werde, als er bisher Mäßigung gezeigt habe.

Darauf verließ d'Oubril Paris, der Krieg war eigentlich erklärt, aber er mußte in der That eine bloße Vorstellung bleiben, er existirte gleichsam nur in der Theorie, so lange neutrale Gebiete die entzweiten Mächte trennten und in dieser Weise blieben die Dinge ein volles Jahr in der Schwebe. Die deutschen Mächte zögerten, sich einem neuen Bunde gegen Frankreich anzuschließen.

Doch that Napoleon das Mögliche jedes denkbare Uebermaß der Geduld zu erschöpfen. Schon hatte er sich zum Kaiser der Franzosen erwählen lassen (18. Mai 1804) und nun wußte er den Papst zu bewegen, daß er nach Paris kam ihn zu krönen (2. December 1804). Die eigenthümlichen Ansichten, die in Rom herrschen und von dort aus als maßgebend für die katholische Christenheit zur Geltung gebracht werden wollen, traten dabei recht grell hervor. Den Mörder des Herzogs von Enghien zu krönen und im Namen des Höchsten zu segnen, das hatte für den Papst keine unüberwindlichen Schwierigkeiten —: unerschütterlich bestand er dagegen darauf, daß ihm die Gemahlin des Ministers Talleyrand, der vor Zeiten die Priesterweihen erhalten hatte, nicht vorgestellt werden dürfe. Ein Frevel gegen die ewige Offenbarung, die der Schöpfer in den Geist des Menschen gelegt hat, gegen das sittliche Bewußtsein, kann unter Umständen mit Stillschweigen übergangen werden —: ein Vergehen gegen die willkürlich verfügte kirchliche Observanz nicht; das hat mehr zu bedeuten!

Wenige Wochen später (17. März 1805) krönte Napoleon sich selbst zum König von Italien; das Gebiet der ligurischen Republik (Genua), die Herzogthümer Parma und Piacenza wurden ohne Umstände mit Frankreich vereinigt, und damit Napoleons Schwester, Elise Baciochi, doch auch ein anständiges Auskommen habe, schenkte er ihr das Gebiet der Republik Lucca als erbliches Fürstenthum.

Nebenher erschreckten rohe Verletzungen des Völkerrechts fort und fort die Zeitgenossen, und nur in Einem der vielen Fälle, die sich ergaben, ließ sich Napoleon bewegen von seinem Unrecht abzulassen. Er hatte nämlich den englischen Gesandten bei dem Niedersächsischen Kreise, Rumbold, in Hamburg aufheben und nach Paris bringen lassen. Dazu konnte der König von Preußen nicht schweigen, da er Vorstand des Niedersächsischen Kreises war und die Neutralität Hamburgs unter seinem Schutz stand.

Digitized by Google

Preußens Forderung entließ Napoleon diesen englischen Diplomaten
er seiner Haft und ließ ihn nach England bringen, weil seine Gesandten
benachrichtigten, daß Preußen sich sonst dem entstehenden Bündniß
er Gegner anschließen könnte. Aber, obgleich Haugwitz und Lombard
ir gesorgt hatten, daß Friedrich Wilhelm III. seine Forderung in den
schonendsten und selbst freundschaftlichsten Worten gestellt hatte, wurde
für Napoleon der Umstand, daß er einmal seinen vermessenen Willen
e aufgeben müssen, der Grund einer unversöhnlichen Feindschaft gegen
ußen. Er äußerte schon damals gegen seine Vertrauten, daß er den
ig Friedrich Wilhelm dafür werde büßen lassen.

Für den Augenblick war der Bruch mit Preußen vermieden und das
ndniß gegen Napoleon, das Pitt und der Kaiser Alexander im Sinn
en, kam daher nur unvollständig zu Stande. William Pitt, seit dem
Mai 1804 wieder an der Spitze der englischen Regierung, suchte näm-
aus einem doppelten Grunde eine Coalition auf dem Festlande zu
nde zu bringen: einmal, um die Gefahr einer französischen Landung
eigenen Lande fern zu halten, dann aber auch weil er sich sagen
ßte, daß England allein, da es nicht über eine entsprechende Landmacht
ügte, den Kampf mit Frankreich nicht zur Entscheidung zu bringen ver-
ge. Da traf es sich dann glücklich für seine Politik und für England,
der Kaiser Alexander ihm in dem Wunsch entgegenkam, Frankreich auf
selbst zu beschränken, daß er aus eigenem Antrieb feindlich gegen Na-
on und dessen Gewaltherrschaft auftrat, so daß es sich zwischen Eng-
d und Rußland nur noch um die Bedingungen handeln konnte, auf
das Bündniß geschlossen werden sollte.

Der Kaiser Alexander that sogar die ersten Schritte. Er sendete
n im September 1804 Nowosiltzow, den Freund, den er damals vor-
sweise zu Allem fähig glaubte, nach England, und die Instructionen,
er ihm mit auf den Weg gab, die Unterhandlungen, zu denen sie in
don führten, in mancher Beziehung merkwürdig, werfen namentlich
ein helles Licht auf die Vorstellungen, in denen sich die jugendliche
itik zu Petersburg erging. Sie lassen selbst den Einfluß sehr ver-
dener Elemente erkennen, die im Cabinet des Kaisers wirksam waren.

Der Kaiser erklärte in diesen Instructionen zuvörderst, die gefährlichste
ffe in den Händen der französischen Regierung sei der Wahn, den sie
reite, daß sie für die „Freiheit" kämpfe, für die Wohlfahrt der Völker.
allem sei daher nothwendig, ihr, die nicht würdig sei „für eine so
chte Sache zu kämpfen" — diese Waffe zu entwinden und selbst für
Selbständigkeit und die Wohlfahrt aller von Frankreich unterdrückten
ichte und Völker in die Schranken zu treten. Weit entfernt, die Fort-
itte der Menschheit aufhalten zu wollen — was übrigens auch ein
gebliches Beginnen sein würde — schlage der Kaiser vor, in allen
dern, die von „Buonapartes" Joch befreit würden, alle früheren Miß-

Digitized by Google

bräuche auszurotten und die „Freiheit" sicher zu stellen. Die Verpflichtungen, welche England und Rußland dem König von Sardinien gegenüber eingegangen seien, müßten jetzt Veranlassung werden, der Welt ein heilsames Beispiel zu geben. Die Sicherheit Europas erfordere, daß der König nicht allein in seinen Staaten auf dem Festlande Italiens wieder eingesetzt, sondern auch mit einem erweiterten Gebiet ausgestattet werde. Zu gleicher Zeit aber könnten England und Rußland vereint ihn dringend auffordern, seinen Unterthanen eine freisinnige Constitution zu verleihen. Der König werde ohne Zweifel einsehen, daß dies auch durch sein eigenes Interesse geboten sei und daß er nur dadurch der gemeinschaftlichen Sache Nutzen bringen könne.

Schon hier also — in aller Form hier zuerst, aber schon hier — trat der Kaiser ausgesprochener Weise als der Schirmvogt der liberalen Staats-Ideen, ja als Haupt der liberalen Partei in Europa auf, und er that das zu einer Zeit, in der die Strömung der öffentlichen Meinung den liberalen Ideen keineswegs günstig war. Nicht blos die bevorzugten Stände hatten sich von den Vorstellungen losgesagt, mit denen sie vor der französischen Revolution zu spielen liebten, und aufgehört mit Voltaire zu spotten, mit Montesquieu zu theoretisiren oder mit Rousseau zu schwärmen —: auch sonst hatten sich viele der Besten aller Länder und Völker empört durch die Frevel der Revolution und durch die schnöde Gewaltherrschaft, zu der sie schließlich geführt hatte, von den Grundsätzen und Ideen abgewendet, die solche Frevel und solche Ergebnisse veranlassen konnten. Sehr viele ängstliche Gemüther hielten, eingeschüchtert durch das Beispiel Frankreichs, ein thatsächliches Eingehen auf liberale Neuerungen für ein sehr gefährliches Experiment — und für die Menge im Allgemeinen waren die Ideen, die wenige Jahrzehnte früher die ganze gesittete Welt bewegten, über den Waffenlärmen, der ganz Europa erfüllte, über die Sorge um das Nächste, in Vergessenheit gerathen.

Der Liberalismus Alexanders ging aber in den Instructionen, die Nowosiltzow erhielt, noch sehr viel weiter. So meinte der Kaiser, die Verbündeten müßten feierlich erklären, daß der Krieg, den sie zu beginnen dachten, nicht mit Frankreich geführt werde, sondern einzig und allein mit dessen gegenwärtiger Regierung, die auf dem französischen Volk eben so drückend laste, wie auf dem ganzen übrigen Europa —: ein Gedanke, der auch 1814 wiederkehren sollte. Es heiße nicht die Franzosen zur Empörung, zum Aufstand gegen Gesetz und Recht auffordern, wenn man sie einlade, allen Parteihader zu vergessen und sich einmüthig diejenige Verfassung zu geben, die sie dem Wohl des Landes am angemessensten achteten. — Daß der Parteihader so leicht nicht zu vergessen war, weil da nicht blos Ideen und Theorien, sondern auch sehr reale Interessen in Frage standen, scheint der Kaiser nicht ermessen zu haben. Er setzte voraus, die Franzosen würden sich für die constitutionelle Monarchie entscheiden

Digitized by Google

) wollte in diesem Fall die Wahl des Staatsoberhauptes ihnen selbst
rlassen wissen. Vollständiger konnte die Volks-Souveränität nicht an-
innt werden. — Erst später, zu seiner Zeit, sollte entschieden werden,
cher Art Regierungen die durch das Schwert der Verbündeten befreiten
der erhalten könnten; überall müßten „die geheiligten Rechte der Mensch-
" die Grundlage der neuen Einrichtungen bilden — die Institutionen
st aber könnten, je nach Art des Landes und der Leute, verschieden sein. —
lands und der Schweiz wurde besonders gedacht; als selbstverständlich
: vorausgesetzt, daß sie unter allen Bedingungen in alter Selbständig-
hergestellt werden müßten, und man wollte es ihnen überlassen, sich
st die Regierungsform und Regierung ihrer Wahl zu geben. Dabei
de wohl vorausgesetzt, daß dies in Holland wie in der Schweiz die
ublik sein werde.

Im weiteren Verlauf wird dann aber auch noch ein anderes Element,
maßgebend werden sollte, man ist versucht zu sagen, beiläufig und
ursichlos eingeführt. Der Kaiser erklärte nämlich, um die Sicherheit
r Staaten insgesammt und eines jeden von ihnen insbesondere, zu-
lässig zu begründen, müsse man einem jeden von ihnen seine angemessenen
enzen geben, indem man diejenigen Grenzlinien beachte, welche die Natur
st in dem Kamm der Gebirge, dem Ufer des Meers u. s. w. vorge-
hnet habe. Doch dürfe man dabei die Punkte nicht außer Acht lassen,
en jeder Staat bedürfe, um die Erzeugnisse seiner einheimischen Betrieb-
keit ausführen zu können, in die Wege des Weltverkehrs. Eben so
hwendig aber sei es auch, daß jeder Staat aus bluts- und sprach-
wandten Volksstämmen gebildet werde.

Woher diese zarte Rücksicht für die Nationalitäten, die hier so harm-
wie möglich eingeführt wird? — Sie war der Zeit ziemlich fremd;
sie widersprach den Ideen von Weltbürgerthum, die im achtzehnten
hrhundert als herrschende Lehre galten; den Ideen, in denen die Staats-
nner jener Tage und mit ihnen so ziemlich alle sogenannten Gebildeten
gewachsen waren. Selbst der Patriotismus bezog sich damals über-
gend auf einen geschichtlich gegebenen Staat, auf geschichtlich gegebene
hältnisse, nicht auf die Nationalität. Die Ansicht, die in der Stammes-
heit der Bevölkerung die natürliche Grundlage des Staats erkennt,
te erst viel später eine wirkliche Macht im Leben werden —: wie hatte
sich verfrüht hierher verirrt?

So befremdend das sein mag, ist doch der Zusammenhang leicht zu
chschauen. Wie in den Stellen der Instruction, die der Schweiz freie
hl und eine republikanische Verfassung sichern sollen, Laharpes Einfluß
chschimmert, wird hier der Einfluß Czartoryskis sichtbar — und im
ntergrunde steht — Polen! — dessen ehemalige Provinzen nach diesem
undsatz nicht mit deutschen Staaten verbunden bleiben können — das
ter dem Scepter des slawischen Fürsten Alexander, unter dem Schutz

Digitized by Google

des stammverwandten Rußlands wieder vereinigt werden muß! — Auch der Meeresküste als natürlicher Grenze, auch der Punkte, deren Besitz der Verbindung mit dem Welthandel wegen nothwendig ist, wird in diesem Zusammenhang nicht ohne Absicht gedacht. Es ergiebt sich daraus, daß Czartoryski jedenfalls Danzig, wenn nicht die ganze preußische Küste mit Königsberg und Memel für das neu herzustellende Polenreich in Anspruch nahm.

Im Zusammenhang mit diesen Plänen Czartoryskis steht dann auch noch ein anderer Gedanke, der in diesen Instructionen zum Vorschein kömmt, der eingestandener Weise von diesem polnischen Minister Alexanders herrührte und dessen Tragweite der Kaiser nicht durchschaut hatte. Preußen — so war in den Instructionen zu lesen — werde sich dem Bündniß gegen Frankreich nicht anschließen wollen; da entstehe nun die Frage, ob es nicht besser sei, anstatt seine Neutralität anzuerkennen, diesen Staat mit Gewalt dazu zu zwingen, daß er sich für eine der beiden kriegführenden Parteien — also möglicher Weise für Frankreich — entscheide?

Der Türkei wird in diesen Instructionen nur vorübergehend und schonend gedacht — aber doch in solcher Weise, daß die Pläne und Hoffnungen Rußlands auch nach dieser Seite hinreichend angedeutet sind. Im Fall die Pforte sich mit Frankreich verbünde oder sonst die Fortdauer ihrer Herrschaft in Europa unmöglich mache, werde man sich doch mit dem Schicksal der einzelnen Theile ihres Gebiets beschäftigen müssen. Jedenfalls will Rußland seine Verträge mit der Pforte nicht erneuern, ohne Bürgschaft für das Schicksal ihrer christlichen Unterthanen erhalten zu haben.

In Beziehung auf das tyrannische Seerecht Englands meint zwar der Kaiser Alexander, die Verletzungen des Völkerrechts, die sich England gegen die Neutralen habe zu Schulden kommen lassen, gewährten dem Beherrscher Frankreichs die erwünschte Möglichkeit, die öffentliche Meinung in Europa gegen die Seetyrannei des Inselstaats aufzurufen, und es wäre deshalb gut, wenn die britische Regierung in dieser Beziehung etwas nachgebe, aber er wußte recht gut, daß dergleichen nicht zu hoffen sei und war darauf gefaßt, auf dieser zart ausgesprochenen Mahnung nicht ernstlich zu bestehen.

Ganz in das Phantastische aber verstiegen sich die Pläne des Kaisers in Beziehung auf die Mittel, den europäischen Frieden dauernd zu erhalten, wenn einmal die neue Ordnung der Dinge fertig sei. Alle europäischen Staaten sollten sich zu einem das Ganze umfassenden Bündniß vereinigen; die Satzungen des internationalen Völkerrechts sollten, in bestimmtester Fassung zusammengestellt, für alle Regierungen Gesetzeskraft erhalten und der gesammte Bund verpflichtet sein, nöthigenfalls seine Waffen gegen denjenigen Staat zu wenden, der etwa diese Gesetze verletzen

llte. Der Fall, daß der eine oder der andere der verbündeten Staaten ser Verpflichtung nicht nachkam oder gar für den Ruhestörer Partei hm, war nicht vorgesehen. England und Rußland, im engsten Bunde, nnten, meinte der Kaiser Alexander, eine solche Ordnung der Dinge ründen.*)

Auch der Umstand, daß sich der Kaiser mit diesen Ideen und Vorlägen an die Staatsmänner Englands wendete, die zu den Schirmten und Vorkämpfern des geschichtlichen Rechts geworden waren und er solchen neuernden Philosophie abwehrend gegenüber standen, beweist, wenig er sich zu der Zeit von dem eigentlichen Wesen der obwaltenden rhältnisse Rechenschaft zu geben vermochte.

Wie seltsam müssen diese Dinge dem erfahrenen Staatsmann William tt vorgekommen sein, als sie ihm vorgetragen wurden! — Er scheint mit der Art von Nachsicht aufgenommen zu haben, zu der die ihrer bst bewußte Ueberlegenheit sich wohl einem Dilettanten-Versuch gegenüber tabläßt. Doch ließ Pitt deutlich genug erkennen, daß Englands Seeht nicht in Frage gestellt werden dürfe und nicht minder deutlich auch, lche Ansichten in den aristokratischen Kreisen Englands herrschten. Als wosiltzow ihm von der Nothwendigkeit sprach, Frankreich auf seine alten renzen zurückzuführen, erwiderte Pitt unter anderem, das genüge nicht, n den Frieden Europas sicher zu stellen; am besten würde dem Zweck tsprechen, wenn man die alte Dynastie auf den Thron des alten Frankichs zurückführe.

Die Bourbons! — Das war ein Gedanke, mit dem sich damals ßerhalb Englands niemand beschäftigte!

Zu einem wirklichen Bündniß kam es zuerst (3. Dec. 1804) zwischen gland und Schweden, das Subsidien erhielt, vorläufig um Stralsund besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Dann folgte (14. Jan. 1805) t Bündniß zwischen Rußland und Schweden — und endlich (11. April 05) wurde auch zwischen Rußland und England ein Vertrag geschlossen, ssen Artikel sich aber auf lauter naheliegende und dem Anschein nach sführbare Dinge bezogen. Frankreichs Truppen wollte man zwingen s nördliche Deutschland zu verlassen; Holland und die Schweiz sollten abhängig — der König von Piemont in seinen nach Möglichkeit erweitten festländischen Staaten wieder eingesetzt — der König von Neapel t Besitz der seinigen sicher gestellt werden. Der Herstellung einer Lage r Dinge in Europa, die den allgemeinen Frieden verbürge, wurde nur nz im Allgemeinen gedacht. England versprach fünf Achttheil Millionen fund Sterling jährlich Subsidien für jede hunderttausend Mann, die ußland in das Feld stellte. Das Weiterliegende und die ideale Theorie nnte sich jeder der Verbündeten nach Belieben hinzu denken.

*) Bogdanowitsch, Geschichte der Regierung des Kaisers Alexander I., I. 352—358.

Digitized by Google

Vor allem hätte der Kaiser Alexander, vor- und nachdem diese Unterhandlungen zum Abschluß gekommen waren, gerne Preußen in das Bündniß gezogen; die Art aber, wie die Aufforderung dazu eingeleitet wurde, war eine nicht ganz gewöhnliche. Gustav IV. von Schweden sammelte, in herausfordernder Weise, Truppen in dem damals schwedischen Pommern. Preußen trat, ihm wie Frankreich gegenüber, als Wächter der Neutralität Norddeutschlands auf und erklärte, daß es einen Angriff von Stralsund aus auf die hannoverschen Lande nicht dulden werde. Der Kaiser Alexander benützte die Gelegenheit, der preußischen Regierung in einigermaßen drohender Weise bekannt zu machen, daß er ein feindliches Einschreiten gegen Schweden nicht zulassen werde — und zugleich forderte er zu einem Schutz- und Trutzbündniß auf Tod und Leben auf. Er betheuerte jetzt (28. Jan.) und später (16. Mai 1805) fort und fort, daß er Alles, bis auf das Aeußerste aufbieten werde, um seine Verbündeten gegen jegliche Gefahr zu schützen, die sich aus dem Kampf mit Frankreich ergeben könne, und ihnen „Entschädigungen" in den eroberten — oder „befreiten" — Landen zu verschaffen. — Doch vergebens! — Preußen blieb bei seiner verhängnißvollen Neutralität.

Oesterreich dagegen trat (9. Aug. 1805) dem Bunde Englands und Rußlands vermöge eines Vertrags bei, der ihm ansehnliche Subsidien und — ohne Rücksicht auf die Nationalitäten — eine Erweiterung seiner Grenzen in Italien zusagte.

Im September 1805 wurde der Krieg erklärt.

Daß die auswärtige Politik Rußlands diese Wendung genommen hatte, war vor Allen dem Fürsten Adam Georg Czartoryski nicht genehm; ob es im Interesse Rußlands gerathen sein mochte oder nicht, das war für ihn nicht die Frage; es entsprach jedenfalls seinen Plänen nicht. Er glaubte zu sehen, daß Kriege, die Rußland, im Bunde mit Oesterreich und Preußen, gegen Frankreich führte, nimmermehr die Herstellung Polens bewirken könnten, um die es ihm doch einzig und allein zu thun war. Wenn Alexander mit Oesterreich und Preußen verbündet war — wie konnte er ihnen dann ihre polnischen Provinzen nehmen? — Und das gerade war es, was er nach Czartoryskis Willen zunächst und vor allem thun sollte.

In seinen Augen war vor allem die Zusammenkunft Alexanders mit dem König von Preußen zu Memel unheilvoll; die persönliche Freundschaft mit dem Fürsten eines Staates, dessen Interessen, wie Czartoryski nicht aufhörte dem Kaiser Alexander auseinander zu setzen, „denen Rußlands entgegengesetzt seien."

Immer und immer wieder hatte Czartoryski im Lauf dieser Jahre, wie er uns selber in seinen Briefen sagt, dem Kaiser begreiflich zu machen

Digitized by Google

jucht, daß es darauf ankomme, unbekümmert um alles Uebrige, die
tteressen Rußlands wahrzunehmen, — die Umstände zu benützen, sich
r Moldau und Walachei zu bemächtigen — vor allem aber die Grenzen
s Reichs nach Westen bis an die Weichsel auszudehnen, so daß auch
stpreußen mit Rußland vereinigt worden wäre — und die slawischen
d griechischen Völkerschaften unter Rußlands Scepter zu vereinigen.
er Alexander wies alle solche Vorschläge von sich; da bedauert denn
artoryski, daß es unter diesen Umständen nicht möglich gewesen sei,
n Plan, der ihm zufolge der allein richtige gewesen wäre, der in der
hat bei allen diesen Vorschlägen vorausgesetzt war und ihnen zum Grunde
g, recht eingehend zur Sprache zu bringen. Den Plan nämlich, ver-
ndet mit „Buonaparte“, sich in die Herrschaft über Europa mit ihm
theilen (de s'occuper du partage de l'Europe avec Buonaparte) —
n Plan, an den nicht zu denken war, wenn man sich nicht entschließen
llte, Rußland auf Kosten einiger seiner Nachbarn zu vergrößern. (Projet
quel on ne pouvait songer qu'en prenant la décision de se ren-
rcer aux dépens de quelquesuns de nos voisins.)

Da Czartoryski sich mit solchen Plänen trug, war ihm natürlich die
ntrüstung, die der Kaiser Alexander über die Ermordung des Herzogs
n Enghien laut und offen kund gab, in hohem Grade unangenehm.
rohte sie doch eine unversöhnliche Feindschaft zwischen dem Kaiser und
uonaparte hervorzurufen. Er huldigt zwar noch in einem späteren Brief
m Adel der Gesinnung, den der Kaiser bei dieser Gelegenheit gezeigt
be, aber er erinnert zugleich daran, daß er, der Minister, zu keinem der
chritte gerathen habe, die damals von Seiten Rußlands geschahen, und
eint, man hätte sich in jenem Adel der Gesinnung im Stillen gefallen
üssen, ohne etwas davon öffentlich laut werden zu lassen. Man konnte
bhafte Vorstellungen der Verletzung des Völkerrechts wegen machen —
zartoryski rühmt sich, Noten in diesem Sinn vorbereitet zu haben —
er durfte nichts davon öffentlich bekannt werden. — Namentlich die
chritte am Regensburger Reichstag durften nicht geschehen, da sie nicht
heim bleiben konnten und vor allem durfte der russische Hof nicht Trauer
r den ermordeten bourbonischen Prinzen anlegen.*)

Wie es scheint, hatte Czartoryski den Kaiser hin und wieder zur Un-
cherheit in seinen Ansichten zum Schwanken gebracht. Warum er dennoch
cht durchdrang mit seinen Plänen, erklärt er uns selbst in Worten, die
eilich auch für das Wesen Alexanders sehr bezeichnend sind. „Niemals
währen E. M. ihr Vertrauen ganz!“ — (jamais V. M. ne donne sa
nfiance en entier) — klagt Czartoryski. Der Kaiser wollte, wie er
einte, nicht geleitet sein, besprach deshalb Alles mit gar Vielen, hörte

*) Ch. de Mazade, Alexandre I[er] et le Prince Czartoryski, 19—57.

die verschiedensten Ansichten, um dann endlich selbst zu entscheiden und wurde darüber nicht selten immer unsicherer und schwankender.

Drang nun aber auch Czartoryski nicht durch mit seinen Plänen, so geschah doch Ein und Anderes in seinem Sinn. So wurden die Serben zum Aufstand gegen ihre türkischen Oberherren ermuthigt; da mußte Rußland doch nothwendiger Weise darauf gefaßt sein, ihnen beizustehen und das führte zu einem Türkenkrieg, den man besser vermieden hätte, wenn man zugleich für Völkerrecht und europäisches Gleichgewicht gegen Napoleon in die Schranken treten wollte; aber freilich konnte er auch ein Grund werden, diese letztere Rolle fallen zu lassen — und wir dürfen glauben, daß man ihn eben deshalb in Gang zu bringen suchte.

Uebrigens stand Czartoryski mit seinen Ansichten ganz und gar nicht allein in Rußland; auch in den Augen der Altrussen war es eine arge Thorheit sich für Deutschland „aufzuopfern", da man im Bunde mit Oesterreich und Preußen durchaus keine Aussicht hatte, die Grenzen des Reichs nach Westen zu erweitern. — Die Ansichten dieser Partei zeigen sich unter Anderem in den Briefen, die Rostoptschin zu dieser Zeit an seinen Freund, den Fürsten Zitzianow, richtete. Er äußert sich darin mit immer neuer Unzufriedenheit über die Verkehrtheit, diesen ganz unnützen Krieg anzufangen, aus dem sich gar kein Gewinn für Rußland ergeben könne und meint unter Anderem, es sei nicht der Mühe werth, sich über den Tod eines französischen Fechtmeisters — nämlich Enghiens — zu erzürnen. — Die Türkei müsse man theilen, Constantinopel für Rußland in Besitz nehmen!*)

Diese Ansichten wurden vielfach auch von solchen getheilt, die nicht eigentlich der Partei der moskauischen Unzufriedenen angehörten — und die Abneigung gegen den damaligen Krieg fand, so weit das unter den russischen Censur-Verhältnissen möglich war, ihren Wiederhall selbst in der Tagesliteratur, unter Anderem in den Schriften Karamsins, der zur Zeit, eben als Schriftsteller, anfing Bedeutung zu gewinnen. Das ungünstige Urtheil, das zur Zeit im Lande über die Politik Alexanders gefällt wurde, hat sich sogar auf eine spätere Zeit, namentlich auf die Dekabristen vererbt. So meint Von-Wisin in seinen Denkwürdigkeiten: vermöge seiner entfernten geographischen Lage hätte Rußland, bei einer verständigen und vorsichtigen Politik, wohl den Zusammenstoß mit dem Kaiser der Franzosen vermeiden können, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Napoleon hätte wohl nicht so leicht Rußland angegriffen; er hätte es vorgezogen, dieses Reich zum Verbündeten zu haben. Aber der Kaiser Alexander habe sich selbst die Feindschaft Napoleons zugezogen.

So stand denn der Kaiser Alexander — wie noch öfter in seinem Leben — eigentlich allein in Rußland mit seiner Politik, oder doch nur

*) Barteniew, das neunzehnte Jahrhundert, II. 62—88.

Digitized by Google

uf die wenigen unter den Russen gestützt, die, wie Nowosiltzow, Kotschubey, Strogonow und der russische Gesandte in London, Graf Semen Romanowitsch Worontzow, für England schwärmten, aber eben deswegen bei ihren andsleuten nicht beliebt waren und wie Fremde vereinzelt dastanden im genen Lande.

Der Fürst Czartoryski schien sich in das Unabänderliche zu fügen, ch der uneigennützigen, ritterlichen Politik seines kaiserlichen Freundes ngeschlossen zu haben; das heißt, er glaubte zu sehen, wie er auch auf diesen Wegen Seinen Zielen näher kommen könne, und war zunächst mit unvergleichlicher Gewandtheit bemüht, den Heereszug, der (im Herbst 1805) mit räuschvoller Ritterlichkeit gegen Napoleon unternommen wurde, — in nen Krieg mit Preußen abzulenken. Die Einleitung dazu war schon in n Ideen getroffen, die er dem Kaiser an die Hand gegeben hatte und e schon in Nowosiltzows Instructionen hervortreten.

Der Kaiser Alexander konnte sich nämlich des Gedankens nicht entschlagen, daß das Bündniß gegen Frankreich nicht genügend und vollständig i, so lange Preußen ihm nicht beigetreten war und vermißte Friedrich Wilhelm und das hochgeachtete preußische Heer auf das schmerzlichste in en Reihen seiner Bundesgenossen. Czartoryski beredete ihn, man müsse Preußen nun wirklich, nöthigenfalls mit offener Gewalt zwingen, sich dem Bunde anzuschließen, wie das in Nowosiltzows Instructionen vorgesehen war, und das sei auch leicht. — Ein seltsames Beginnen, wenn man erwägt, daß der Kaiser Alexander für das Völkerrecht, für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit aller europäischen Staaten gegen Napoleon in ie Schranken trat!

Ein erster russischer Heertheil, der unter dem General Kutusow zur Vereinigung mit den Oesterreichern an den Lech vorgehen sollte, zog von Volynien aus, durch Galizien ganz auf österreichischem Gebiet an den Ort seiner Bestimmung. Nach dem Plan, den Czartoryski entwarf, sollte in zweiter Heertheil unter dem General Buxhöwden auf österreichischem Gebiet nach Pulawy an der Weichsel und preußischen Grenze vorrücken und von dort aus den Durchzug durch das preußische Gebiet — durch as preußische Polen und Schlesien — nach Mähren verlangen. Der wurde natürlich verweigert, da Preußen neutral bleiben wollte — da ollte er dann einfach mit Gewalt, mit gewaffneter Hand, erzwungen werden.

Das war, wie Czartoryski vorgab, das unfehlbare Mittel Preußens Beitritt zu dem Bunde gegen Napoleon zu bewirken!

Denn Preußen würde sich zunächst freilich widersetzen, meinte Czartoryski, aber das habe wenig zu bedeuten, denn die russischen Krieger brannten, sagte er, vor Begier, sich mit den Preußen zu messen — und vor allem: die Polen in den polnischen Provinzen Preußens warteten nur auf ein Zeichen, um sich in Masse gegen Preußen

zu erheben. Der Sieg sei also gewiß; und sowie seine Truppen auch nur in Einem Treffen besiegt worden seien, werde Preußen unterhandeln wollen; es werde sich dann dem Willen Rußlands unterwerfen und dem Bündniß gegen Frankreich anschließen.

Glaubte Czartoryski das wirklich? — Es ist möglich, denn die Politik Preußens seit Jahren berechtigte allerdings auf Schwäche von seiner Seite zu rechnen. — Jedenfalls aber verräth der in Aussicht gestellte Aufstand der Polen, was Czartoryski eigentlich beabsichtigte und wie er die möglichen Wechselfälle berechnete. Kam es zu einem ernsten Krieg mit Preußen, dann lenkte Alles von selbst in die Bahnen, die in Czartoryskis Augen die erwünschtesten sein mußten; der Kampf mit Napoleon wurde für Rußland zur Nebensache, Oesterreich mußte sich herausziehen wie es konnte; wurde eine baldige Versöhnung mit Frankreich nothwendig, so fanden sich wohl die Mittel dazu. Die polnischen Provinzen Preußens aber und selbst Ostpreußen mußten dem Kaiser Alexander — und dem alsdann sofort neu erstehenden Königreich Polen als Preis des Sieges zufallen.

Fügte sich dagegen Preußen nach kurzem Kampf, nach einem ersten Mißgeschick im Felde dem Willen Rußlands, wie Czartoryski seinem kaiserlichen Freunde als unfehlbar vorspiegelte, — dann konnten doch auch die Polen im preußischen Landestheil, die sich inzwischen zu Gunsten der russischen Waffen gegen Preußen erhoben hatten, unmöglich wieder unter Preußens Scepter gebeugt werden. Es hätte dem eben erst als maßgebend proclamirten Nationalitäts-Prinzip widersprochen und Czartoryski versprach sich ohne Zweifel, den Kaiser Alexander zu überzeugen, daß er das schon, um seine eigene Ehre zu wahren, nicht gestatten dürfe; daß diese für ihn bewaffneten polnischen Patrioten nicht in ihren Hoffnungen getäuscht, nicht aufgeopfert werden durften; daß sie und ihr Land seines Schutzes, seiner Herrschaft für immer gewiß sein mußten, daß ihnen gestattet werden mußte, ihm als König von Polen zu huldigen — und daß ein Abkommen mit Preußen nur auf diese Bedingungen zu schließen sei. So wäre Alexander, wie Czartoryski ihm später deutlich zu machen suchte, „ohne es zu beabsichtigen", auf den edelsten und zugleich sichersten Wegen, auf den Wegen „uneigennütziger Großmuth" dahin gekommen, Rußland zu vergrößern!

Der Plan war aber im Ganzen sehr leichtsinnig berechnet. Von allem Anderen abgesehen, wußte Czartoryski nicht zu ermessen, daß die Heeresmacht, die Rußland für diesen Kampf vorbereitet hatte, und über die es in dem Augenblick wirklich verfügen konnte, zwar wohl hinreichte, den Oesterreichern, wenn man sich bei Zeiten mit ihnen vereinigte, ein kleines Uebergewicht über die Streitkräfte Frankreichs in Deutschland zu verschaffen, — ganz und gar nicht aber, um nebenher, gleichsam unterwegs, auch noch Preußen zu überrennen, oder auch nur mit Uebermacht anzugreifen.

Dann aber auch ging der Kaiser Alexander doch nur mit halbem

Digitized by Google

Willen an die Ausführung der Pläne seines Ministers. Er hatte das Bewußtsein, daß man ihn eigentlich eine bedenkliche Rolle spielen ließ und gestand später seinen Vertrauten, daß er nur in der Hoffnung, daß es nicht zum Aeußersten kommen, daß der König von Preußen den dringenden Aufforderungen nachgeben werde, überhaupt auf die Sache eingegangen sei. Depeschen seines Gesandten zu Berlin — Alopeus — steigerten noch seine Bedenken und zu Czartoryskis schmerzlichstem Bedauern erging an die russischen Generale der veränderte Befehl, nicht sofort zur Gewalt, zu Feindseligkeiten zu schreiten, wenn der Durchzug verweigert werde; es sollten erst neue Vorstellungen an die preußische Regierung gerichtet werden. Diese erneuten Aufforderungen richtete nun freilich Czartoryski so gebieterisch und herausfordernd ein als möglich, aber der ersehnte Krieg mit Preußen war noch in die Ferne gerückt!

Das österreichische Cabinet sah mit großem Mißbehagen diesem Treiben zu, in Folge dessen mehr als zwei Drittheile der russischen Streitkräfte drohend an den preußischen Grenzen zögerten, während das österreichische Heer allein der französischen Uebermacht preisgegeben blieb. Aber dringend aufgefordert, die russischen Truppen ohne weiteren Zeitverlust auf den entscheidenden Kriegsschauplatz heranrücken zu lassen, antwortete Czartoryski in den bekannten hochfahrenden Worten: der Kaiser Alexander wisse wohl, welche Nachtheile von einem Krieg mit Preußen zu befürchten seien — aber dem Gebot der Ehre müsse vor allem genügt werden —: „Europa muß nicht sagen können, der Kaiser von Rußland hat eine Armee vorrücken lassen, hat sich selbst an ihre Spitze gestellt und ist denn doch am Ende vor dem Willen des Königs von Preußen zurückgewichen. (Il ne faut pas que l'Europe puisse dire: l'empereur de Russie a fait avancer une armée, il s'est mis à sa tête en personne, et il a fini par reculer devant la volonté du roi de Prusse.) — Selbst wenn sich kein anderer Grund mehr anführen ließ, sollte Rücksicht auf eine so seltsam ausgelegte conventionelle, ritterliche Ehre, ungeachtet alles inneren Widerstrebens des Kaisers Alexander, diesen thörichten Krieg herbeiführen! — Und da der König von Preußen entschlossen war, der unberechtigten Gewalt zu wehren, wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht die brutale Verletzung des preußischen Gebiets in Franken, durch Napoleons Truppen, den Dingen eine andere Wendung gegeben hätte. Die Entrüstung Friedrich Wilhelms von Preußen wendete sich nun nach der anderen Seite, — den Russen wurde nun der Durchmarsch durch Schlesien gestattet. — Alexander eilte für seine Person nach Berlin — und Preußen, von Frankreich beleidigt, wurde bewogen, dem Bündniß gegen Napoleon beizutreten. Doch führte, wie eigens um neues Unheil vorzubereiten, die Unsicherheit, die Scheu vor dem Kriege, die in dem Berliner Cabinet herrschten, dahin, daß sich Preußen noch einen Vermittlungs-Versuch vorbehielt, ehe es zu den Waffen griff.

Da das österreichische Heer bereits bei Ulm seinen Untergang ge-

Digitized

funden hatte und die Spannung auf das höchste gestiegen war, hätte wohl eigentlich der Kaiser Alexander Alles aufbieten müssen, um zu verhindern, daß nicht wieder ein Mann, wie Haugwitz gehört, ein so lahmer Entschluß der Halbheit gefaßt wurde. Die Zeitgenossen werfen ihm vor, daß er unmittelbar vorher über jede Berechtigung hinaus gebieterisch, nun wieder zu nachgiebig, zu wenig energisch gewesen sei. Vielleicht läßt sich das aus der Stimmung des Kaisers erklären, denn wir entnehmen den Briefen Czartoryskis, daß er sich offenbar zu Berlin dem schlichten, redlichen König gegenüber gestellt, der unziemlichen Rolle schämte, die man ihn hatte spielen lassen. Czartoryski zeigt sich verletzt dadurch, daß der Kaiser ihn zu dieser Zeit weniger in sein Vertrauen zog, besonders aber durch die Aeußerung des Kaisers, daß er sich zu dergleichen nicht wieder werde verleiten lassen. (Qu'on ne l'y prendrait plus.)

Einen Monat später (am 2. December 1805) war der Kampf Oesterreichs und Rußlands gegen Napoleon vollends entschieden. Die letzte Entscheidung, die unglückliche Schlacht bei Austerlitz, wurde wesentlich durch den seltsamen Dünkel der Russen herbeigeführt, durch ihre maßlose Selbstüberschätzung, die eine entscheidende Schlacht verfrüht forderte, während Alles die Verbündeten bestimmen mußte, sie zu meiden und zu zögern.

Was dann folgte, der übereilte Rückzug der Russen, der übereilte Friede Oesterreichs mit Frankreich zu Presburg geschlossen — das Alles war bei weitem mehr das Ergebniß der Stimmung, die dieser gewaltige Schlag hervorrief, als einer unbedingten Nothwendigkeit, die in den materiellen Verhältnissen gelegen hätte. Den Oesterreichern hatte der Uebermuth der Russen, die Geringschätzung, mit der sie sich von ihnen behandelt sahen, das Bündniß gar sehr verleidet; die Russen, die mit einer thörichten Zuversicht auf einen glänzenden Triumph gerechnet hatten, waren auf das äußerste aufgebracht durch die schwere Demüthigung, die sie erlebt hatten. Und wie auch anderwärts vorgekommen ist, zeigte sich auch hier, daß ein maßloses und nicht durchaus berechtigtes Selbstgefühl, sich im Fall des Fehlschlagens peinliche Wahrheiten nicht einzugestehen weiß. Man sucht dann wohl die hohe Meinung von sich selbst, zu der man sich berechtigt glaubt, dadurch zu retten, daß man die Schuld des eigenen Unglücks irgend einem Anderen ganz ausschließlich beimißt. Hier sollten die Oesterreicher die Niederlage der Russen verschuldet haben; die kühnsten Stimmen unter den Russen sprachen sogar von Verrath. Dieser Umstand, verbunden damit, daß der Krieg überhaupt unter den Russen nicht beliebt und in ihren Augen eine thörichte Aufopferung für Fremde war, hatte zur Folge, daß man sich durch die leidenschaftliche Entrüstung über das erlittene Mißgeschick keineswegs zu neuen, heldenhaften Anstrengungen aufgefordert fühlte, um die Scharte auszuwetzen, — daß im Gegentheil nur das eben so leidenschaftliche Verlangen erwachte, sich so schnell wie möglich, gleichviel wie, aus der Sache zu ziehen und die Oesterreicher ihrem

Digitized by Google

schicksal zu überlassen. „Le sentiment de toute l'armée ne fut pas, ans ce moment, le besoin de venger son injure, mais le désir de en aller au plutôt et de considérer la guerre comme terminée" reibt Czartoryski dem Kaiser, indem er ihn an diese Tage erinnert.

Zu Holitsch war der Kaiser, unmittelbar nach der Schlacht, von nten umgeben, die einstimmig erklärten, die Armee sei außer Stande sich iter zu schlagen, die überlaut von Verrath der Oesterreicher sprachen, n der Nothwendigkeit, sich an ihnen zu rächen und so schnell wie mög- h heimzuziehen nach Rußland. Man wiederholte dem Kaiser beständig, habe genug für Andere gethan, er müsse nun an sich selbst und an e eigenen Interessen denken, und Alexander selbst war so vollständig ge- ochen durch den unerwarteten Schlag, daß er allen diesen Vorstellungen r nichts entgegenzusetzen wußte, daß er so zu sagen wehrlos ihrem nfluß verfiel.

Noch in Holitsch (am 5. December in aller Frühe) erklärte der Kaiser lexander dem Kaiser Franz — der übrigens auch seinerseits schon am 4. ne Zusammenkunft mit Napoleon gehabt hatte — persönlich, daß er auf s russische Heer nicht weiter rechnen dürfe. Und da Czartoryski auf e Nothwendigkeit aufmerksam machen wollte, wenigstens den König von eapel nicht preiszugeben, der durch ein russisches Hülfsheer bewogen orden war auch dem Bündniß beizutreten, antwortete Alexander genau it den Worten, die er selbst die Tage über so vielfach gehört hatte: er be genug für Andere gethan, er müsse nun an sich selbst und die eigenen nteressen denken.*)

Oesterreich schloß zu Presburg seinen elenden Frieden, der Kaiser exander und sein Heer kehrten in die Heimat zurück und Rußland war m Frankreich gegenüber wieder in der früheren Lage: in einem Krieg, r nirgends zur Thatsache werden konnte.

Selbst als der Kaiser Alexander (20. Dec.) wieder in Petersburg getroffen war, hatte er so wenig Fassung wieder gewonnen, er war ch so sehr in der Scheu vor einem erneuten Kampf mit Napoleon be- ngen, daß er unaufgefordert der preußischen Regierung freistellte, sich ne Rücksicht auf das neugeschlossene Bündniß mit Rußland in beliebiger eise mit Frankreich abzufinden.**) Diese Erklärung, die mit hinreichen- r Deutlichkeit zu erkennen gab, daß auf eine Unterstützung durch die affen Rußlands nicht zu zählen sei, hat natürlich auch das Ihrige dazu getragen, Preußens Haltung in schwieriger Lage zu bestimmen.

Graf Haugwitz, der preußische Staatsmann, beauftragt mit jenem

*) Ch. de Mazade, Czartoryskis Briefe, 44—51.
**) Ebendaselbst 51.

Vermittelungs-Versuch, den sich Preußen vorbehalten hatte, war so thöricht gewesen, sich in Napoleons Hauptquartier hinhalten zu lassen bis die Schlacht bei Austerlitz geschlagen war und der Kaiser der Franzosen ihn und Preußen nicht weiter zu schonen brauchte. Dann hatte er sich durch Napoleons Drohungen einschüchtern, durch Schmeicheleien gewinnen lassen und ohne Auftrag seiner Regierung, ohne Vollmacht einen Vertrag geschlossen, durch den die hannöverschen Lande der preußischen Regierung überlassen wurden, die dagegen ihre fränkischen Lande an Bayern abzutreten hatte. — Mit Widerstreben, nachdem mancher andere Ausweg vergeblich versucht worden war, glaubte König Friedrich Wilhelm sich endlich durch die allgemeine europäische Lage gezwungen, diesen Vertrag gut zu heißen.

Der Kaiser Alexander ließ sich zunächst auch durch das Schicksal seines entfernteren Verbündeten, des Königs von Neapel, nicht in der friedliebenden Stimmung stören, die in Folge der Schlacht bei Austerlitz über ihn gekommen war. Das russische Hülfs-Corps war bereits aus dem neapolitanischen Gebiet zurückgezogen, Napoleon erklärte, daß die Bourbons aufgehört hätten in Neapel zu regieren, und von allen Verbündeten preisgegeben, mußten sie wirklich nach Sicilien fliehen, wo Englands Seemacht sie schützen konnte.

Der Fürst Adam Georg Czartoryski, in seinem Selbstgefühl verletzt war auch damit unzufrieden gewesen, daß man sich während des Krieges stets hochfahrend und herausfordernd gegen Napoleon persönlich erwiesen hatte, anstatt auf einen Verkehr ritterlicher Courtoisie mit ihm einzugehen und sich die Möglichkeit einer Annäherung zu eröffnen, endlich auch damit, daß Rußland nach einer ersten schweren Niederlage sofort den Kampf aufgab und Oesterreich fallen ließ. Immer darauf bedacht, seinen Zielen auf einem oder anderem Wege näher zu kommen, hatte er unter der Hand versucht, den Kaiser Franz von Oesterreich dahin zu bringen, daß Er auf Fortsetzung des Kampfes, auf Ausdauer im Bunde von Seiten Rußlands dringe.*) Nach Czartoryskis Meinung war nach dem Tage von Austerlitz die Zeit gekommen, wo man sich Gewährung einer fortgesetzten Unterstützung Oesterreichs konnte bezahlen lassen; wo man sich vielleicht die polnischen Provinzen dieses Reichs dafür ausbedingen konnte. — Da auch das mißlungen war, gab der Fürst Czartoryski sein Mißvergnügen über die Wendung, welche die Politik Rußlands genommen und über die persönliche Zurücksetzung, die er erfahren hatte, in einer längeren Denkschrift zu erkennen, die sein Benehmen rechtfertigen sollte. Auch deutete er darin an, daß er veranlaßt sein könnte „sich von dem Kaiser zu trennen.“ — Dann aber erwachte in ihm doch wieder die Hoffnung, des Kaisers und Rußlands Politik schließlich in seine Bahnen lenken zu können, er blieb an seiner Stelle und ließ es an neuen Versuchen nicht fehlen.

*) Ch. de Mazade, Czartoryskis Briefe, 50.

Eine Unzufriedenheit anderen Geistes regte sich allgemein in Rußland den Kreisen, die eine Meinung haben konnten; sie war eine Fortsetzung d Steigerung der Stimmung, die hier schon früher herrschte; entschiener als früher wurde der Kaiser nach dem Mißlingen deshalb getadelt, ß er den Kampf aufgenommen hatte, in keiner Weise aber darum, daß ihn wieder fallen ließ. Das konnte nach der Meinung der Russen nie h genug geschehen, und da bei dem Kriege doch kein Gewinn zu hoffen r, schien auch ziemlich gleichgültig, in welcher Weise es geschah. — Was n in diesen Kreisen den Oesterreichern Alles zur Last legte, was da Fabeln ingrimmigen Muths erzählt und geglaubt wurden, das übergt jede Vorstellung. So schreibt Rostoptschin dem Fürsten Zitzianow . Dec. 1805) von der Schlacht bei Austerlitz, der Kaiser Alexander be da sechzigtausend Russen und vierzigtausend „Kaiserliche", nämlich sterreicher, vereinigt gehabt —: „Unser Plan" — d. h. die Disposition n Angriff — „war Buonaparte durch Verrath mitgetheilt worden, und griff zwei Tage vor dem von unserer Seite festgesetzten Tage, mit dem uenden Morgen an. Gleich zu Anfang des Treffens streckte die eine lfte der Kaiserlichen die Waffen, die andere Hälfte ging zum Feinde er, einige von ihnen schossen auf die Unsrigen." — — „Erst die Nacht chte dem blutigen Gefecht ein Ende und am folgenden Tage theilte uonaparte mit, daß der Friede zwischen ihm und Oesterreich geschlossen . So ist ein treuer Verbündeter sammt seiner Armee durch Verrath opfert worden 2c."*) Und das waren nicht etwa Gerüchte, die in den eisen der sogenannten Kaffeehaus-Politiker umliefen: ein russischer taatsmann schreibt diese abenteuerlichen Dinge einem kommandirenden ssischen Feldherrn!

Das Verlangen nach Frieden mit Frankreich fand auch in dem Rath s Kaisers, als die Mitglieder desselben Ende Januar (1806) ihre Meing abgeben sollten, seinen natürlich sehr gemilderten Widerhall. Es nen da mancherlei, zum Theil seltsame Bedenken zum Vorschein. Man chtete Oesterreich, mit Frankreich verbündet, werde in den Donaufürstenimern einen Ersatz für seine Verluste suchen. Besonders ungünstig rde geachtet, daß Dalmatien, ehemals Venedig, dann Oesterreich unterrfen, jetzt französisches Gebiet geworden sei. Dadurch war Frankreich die Lage gekommen großen Einfluß auf die Pforte zu üben und sie mittelbar zu unterstützen. Es schien deshalb nöthig mit England verndet zu bleiben. Die Beschlüsse, die gefaßt wurden, gingen, wie das solchen Berathungen zu geschehen pflegt, in das Formlose und Untimmte. Sie besagten nicht mehr, als daß man auf alle Fälle gerüstet d mit England im Bunde bleiben und nebenher suchen müsse, das Veruen der Pforte zu gewinnen und Preußen von einem Bunde mit Frank-

*) Barteniew, das neunzehnte Jahrhundert, II. 103.

Digitized by Google

reich abzuhalten. Was Napoleon betrifft, müsse man zunächst darauf bedacht sein, dessen eigentliche Absichten in Beziehung auf Rußland zu ermitteln. Einzeln aber hatten die Herren sämmtlich — mit Ausnahme Kotschubeys, der dies „Ermitteln" vorschlug — für Unterhandlungen und Frieden gestimmt.*)

So hatte denn niemand etwas dagegen, als der Kaiser Alexander wenig später wirklich den Frieden mit Frankreich suchte. Was ihn entschieden dazu bestimmte, das waren die Verhältnisse in England; die Veränderung, die dort vorging und im ersten Augenblick sehr weit zu reichen drohte. Englands berühmter Staatsmann, William Pitt, war (am 23. Jan. 1806) gestorben, und sein hauptsächlichster Gegner, der bisherige Führer der Opposition, Charles James Fox, trat an seine Stelle. Dieser neue Premier-Minister war so laut in der Bewunderung, erst der französischen Revolution, dann Napoleons gewesen, er hatte Jahre lang so entschieden gegen den Krieg mit Frankreich gesprochen und ihn als unpolitisch getadelt, daß er sich selbst und seiner Vergangenheit wenigstens einen Versuch schuldig war, den Frieden herbeizuführen, wenn er ihn auch in dem Augenblick nicht möglich geglaubt haben sollte. Auf dem europäischen Festlande glaubte man allgemein, daß es ihm voller Ernst damit sei und daß er ihn in der That möglich machen werde. Dann blieb Rußland in seiner feindlichen Haltung Frankreich gegenüber vereinzelt und ohne die Möglichkeit, den Krieg zur Wirklichkeit zu machen, in einer nutzlos unbequemen Lage.

Der Staatsrath d'Oubril, schon früher einmal russischer Geschäftsträger in Paris, wurde von neuem dorthin gesendet, angeblich um über die Auswechselung der im Feldzug von Austerlitz gemachten Gefangenen zu unterhandeln, in Wahrheit um gemeinschaftlich mit den Bevollmächtigten Englands wo möglich einen dauernden Frieden herbeizuführen. Diese Unterhandlungen nahmen aber eine, wenigstens dem Kaiser Alexander sehr überraschende Wendung. Fox zeigte sich als Minister keineswegs so unbedingt zum Frieden geneigt, als man erwartet hatte, dagegen bei weitem mehr und rücksichtsvoller bedacht, die Verträge und Bündnisse zu beobachten, die ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte. Es ging ihm eben, wie es in ähnlichen Fällen so häufig geht: er sah an der Spitze der Regierung die Dinge anders, als er sie von den Bänken der parlamentarischen Opposition aus gesehen hatte. Der Ansicht entsprechend, die er als Minister gefaßt hatte, ließ er wiederholt erklären, daß er keinen Vertrag mit Frankreich anders, als in Gemeinschaft mit Rußland abschließen werde. Der Fürst Adam Georg Czartoryski dagegen zeigte sich auch hier wieder in einem zweideutigen Licht. Der Kaiser Alexander konnte keinen andern Frieden wollen, als den, der wirklich einen friedlichen Zustand in ganz Europa hergestellt hätte, und der trat nur ein, wenn Rußland und

*) Bogdanowitsch II. 108—114.

ıgland ihn gemeinschaftlich mit dem neuen französischen Kaiserreich loßen. Czartoryski aber ging von der Ansicht aus, daß Fox unter allen dingungen Frieden schließen werde und daß es gerathen sein könnte, n englischen Separatfrieden durch einen russischen zuvorzukommen. Er ;tete demgemäß d'Oubrils Instruction so ein, daß dieser Bevollmächtigte ermächtigt glauben konnte unter Umständen auch allein, ohne Eng-ıds Betheiligung abzuschließen. Die geschriebenen Worte Czartoryskis, h denen d'Oubril sich zu richten hatte, besagten nämlich: nur auf Grund-en, die geeignet wären den Frieden sicher zu stellen und ihn unter den ıeren kriegführenden Mächten vorzubereiten (sur des bases propres à ermir la paix et à la préparer entre les autres puissances belli-rantes) sei er ermächtigt, einen Vertrag abzuschließen und zu unter-hnen. In den diplomatischen Kreisen vermuthete man, und wohl nicht ıe Grund, daß Czartoryski in seinen mündlichen Instructionen noch viel iter gegangen sei.

Den Frieden mit England machte Napoleon selbst so gut wie un-glich, und wir dürfen daraus wohl folgern, daß er ihn nur unter dingungen wollte, die ihm gar nicht zugestanden werden konnten; daß n Sinn unabänderlich auf eine gänzliche und gewaltsame Umgestaltung : politischen Welt gerichtet war. In den ersten Mittheilungen zwischen glischen und französischen Staatsmännern war von Seiten Englands ; Wort gefallen, daß auf Grundlage des sogenannten uti possidetis, augenblicklichen Besitzstandes, unterhandelt werden könne. Napoleon r ließ sich angelegen sein stets neue Zustände, eine neue Lage der ropäischen Welt zu schaffen. Er traf Verfügungen, vermöge welcher Königreich Italien auf immer mit Frankreich verbunden wurde, wäh-d er im Presburger Frieden ausdrücklich versprochen hatte, daß diese iche nicht vereinigt bleiben sollten. Er ernannte (15. März 1806) ıen Schwager, den General Joachim Murat, zum erblichen Herzog von ve und Berg; seinen Bruder Joseph (31. März) zum König von apel und endlich zwang er selbst die Holländer sich seinen Bruder owig zum König zu erbitten. Schon war (30. März) das Statut für neue Dynastie, die Frankreich beherrschte und in der That als Eigen-m besaß, erschienen, dem zufolge alle aus diesem Geschlecht hervorge-ıgenen regierenden Herren fremder Länder, ihrer Souverainität un-chtet, stets französische Prinzen und nicht nur in Beziehung auf alle stimmungen des Familienrechts — auf ihre Vermählungen und dergl. sondern selbst in Beziehung auf die Wahl ihres Aufenthaltsortes, ı dem Willen des Stammes-Oberhauptes, des Kaisers der Franzosen, ıängig blieben.

Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, nebst einigen klei-en Fürsten des südlichen Deutschlands, die begünstigt wurden, sagten vom Deutschen Reich los und wurden im Rheinbund zu Vasallen

Digitized by Google

Frankreichs. Einige der kleineren Reichsstände und die freien Reichsstädte, die sich bis dahin noch erhalten hatten, wurden bei dieser Gelegenheit von Napoleons Gnaden zu Unterthanen der ihm verbündeten Fürsten gemacht. Der Kaiser Franz legte die deutsche Reichskrone nieder, das deutsche Reich hörte auf zu sein!

In den Unterhandlungen selbst aber wollte dann Napoleon sehr bald gewichtige und weitgreifende Ausnahmen von dem augenblicklichen Besitzstande gemacht wissen. — Die hannöverschen Lande nicht sowohl England als dem in England regierenden Haus der Welfen zurückzugeben, war für ihn durchaus keine Schwierigkeit, obgleich er selbst diese Provinzen wenige Monate früher der preußischen Regierung abgetreten hatte. Aber schien er auch im Anfang geneigt den neapolitanischen Bourbons die Insel Sicilien zu lassen, nach der sie sich geflüchtet hatten und die er zu erobern ganz außer Stande war, so kam er doch sehr bald von dieser Idee zurück und erklärte, sein Bruder, der neue König Joseph, „könne diese Insel nicht entbehren!" — Die Engländer sollten ihm nun Sicilien abtreten, das ihnen gar nicht gehörte. Erst wenn dies geschehen sei, wollte er nun Hannover dem Haus der Welfen zurückgeben. Dem vertriebenen König von Neapel sollte das Gebiet der Republik Ragusa, dessen sich Napoleon ohne Weiteres bemächtigt hatte, obgleich die harmlose Republik nie in einen Zwist mit Frankreich verwickelt, überhaupt allen großen Welthändeln fremd geblieben war, als etwas dürftige Entschädigung für Sicilien geboten werden. Oder auch die Herrschaft über die Hansestädte in Deutschland — die Entschädigungen, die Napoleon anbot, sollten immer erst irgend einem anderen Staat geraubt werden. — Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß irgend einer dieser Vorschläge ernstlich gemeint gewesen sein könnte.

Unterdessen (9. Juli) traf d'Oubril in Paris ein; er hatte unterwegs längere Zeit in Wien verweilt und sich dort die Vorstellung gebildet, daß es sich darum handele Oesterreich „zu retten", — so drohend schienen ihm die neuen Verwickelungen, zu denen Ereignisse an den Küsten des Adriatischen Meeres Veranlassung gegeben hatten. — Die russische Flotte nämlich, die seit dem jüngst vergangenen Jahr (1805) unter dem Admiral Siniäwin im Mittelländischen Meer kreuzte, hatte sich (am 3. März) des wichtigsten Punktes an der Ostküste des Adriatischen Meeres, der Bocche di Cattaro, bemächtigt. Dalmatien und der ganze Küstenstrich war im Presburger Frieden von Oesterreich an Frankreich abgetreten worden, und obgleich Cattaro den Franzosen noch nicht förmlich übergeben, obgleich noch ein österreichischer Gouverneur im Orte anwesend war — der aber mit einer Wache von achtzig Mann nicht an Vertheidigung denken konnte —, betrachtete man doch von russischer Seite diesen Punkt als bereits zu Frankreich gehörig und hielt mithin die Eroberung für eine legitime. Napoleon aber zeigte sich leidenschaftlich entrüstet und wollte dies Ereigniß benützen, um Oesterreich und Rußland zu entzweien, vielleicht

Digitized by Google

einen offenen Krieg zu verwickeln. Er verlangte, Oesterreich solle die ssische Besatzung mit offener Gewalt aus Cattaro vertreiben, um dann n Ort einer französischen einzuräumen. Einstweilen behielt er die öster- chische Festung Braunau am Inn besetzt, die nach dem Presburger ieden von den Franzosen geräumt werden sollte.

Oesterreich war in dem Augenblick nicht in der Lage, einer solchen rderung Napoleons genügen, noch weniger in der, es auf einen neuen mpf mit Frankreich wagen zu können. Rußland zu einem Abkommen bestimmen, das Oesterreich ohne Weiteres beiden Nothwendigkeiten ent- hen könnte, ließ, wie es nach allen vorliegenden Nachrichten scheint, der : Zeit leitende Minister dieses Staats, Graf Stadion, den durchreisen- n russischen Diplomaten die Lage als eine höchst kritische sehen, als eine che, in der Oesterreich sich selbst nicht zu helfen vermöge, und d'Oubril gte sich dann auch, in Folge dessen, zu Paris eingetroffen, sofort bereit, f gesonderte Unterhandlungen für Rußland allein, ohne Betheiligung glands, einzugehen.

Das konnte den napoleonischen Diplomaten nur erwünscht sein, und sie einmal dahin gelangt waren, benützten sie die Befangenheit d'Ou- ils, die ihnen nicht entgangen war, in einer Weise, die sonst kaum vor- kommen sein mag im diplomatischen Verkehr. Sie legten es offenbar rauf an, ihn bis zu gänzlicher Erschöpfung zu ermüden, ihn in einen ustand vollständiger, auch physischer Abspannung zu versetzen, um dann n so leichter von ihm zu erlangen was sie haben wollten. D'Oubril bst erzählt in seinen Berichten von einer Conferenz (am 18.), die vier- hn Stunden ohne Unterbrechung dauerte — und daß er von sechsund- eißig Stunden nicht weniger als dreißig in Conferenzen zugebracht habe.*) o wurde er dahin gebracht, am 20. Juli einen Vertrag zu unterschreiben, m zufolge Rußland Napoleons Kaisertitel anerkannte und Cattaro räu- n sollte, ohne irgend etwas dafür zu erlangen, als das ganz unver- rgte Versprechen, daß die französischen Truppen die österreichischen taaten räumen würden. Viel bedenklicher noch waren die geheimen tikel dieses seltsamen Vertrags. D'Oubril glaubte sich berufen im Na- en Rußlands gemeinschaftlich mit dem Kaiser der Franzosen über Pro- nzen des spanischen Reichs zu verfügen. Es wurde nämlich festgestellt, ß, „wenn etwa, in Folge der Umstände, König Ferdinand IV. aufhöre icilien zu besitzen", beide Mächte, Rußland und Frankreich, sich vereinigt mühen wollten den Madrider Hof dahin zu bewegen, daß er dem älte- n Sohn und Erben dieses Königs die Balearischen Inseln als selb- ndiges Königreich einräume. — Der König von Neapel, und als solcher ußlands Verbündeter, durfte hier nur Ferdinand IV., nicht mehr König n Neapel genannt werden. Der Vertrag huldigte in einem folgenden

*) Hormayer, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, II. 212—222.

Digitized by Google

Artikel noch entschiedener den persönlichen Anschauungen Napoleons. Als wenige Monate früher der Kaiser der Franzosen ein Heer gegen Neapel vorrücken ließ, hatte er seinem Minister Talleyrand eröffnet, es sei Zeit „cette coquine“ — die Königin Caroline von Neapel — zu bestrafen und der Welt wurde in einem Manifest erklärt, der General Gouvion St. Cyr sei beauftragt den Verrath dieser Königin zu strafen, dies „verbrecherische Weib vom Thron zu stürzen, das schamlos Alles, was unter den Menschen heilig ist, gebrochen habe“. — Der Vertrag schloß sich der Ansicht an, daß ein solches Ungeheuer nirgends als Königin walten dürfe. Der Aufenthalt selbst auf den Balearischen Inseln sollte Ferdinand IV. und seiner Gemahlin untersagt sein, für ihren Lebensunterhalt (subsistance) anderweitig gesorgt werden.

Endlich verpflichteten sich Rußland und Frankreich zu gemeinschaftlichen Bemühungen, den Frieden zwischen Preußen und Schweden wieder herzustellen, ohne daß dieses letztere Reich seinen Besitz in Pommern verliere.

König Gustav IV. von Schweden hatte sich thöricht genug in Händel mit Preußen verwickelt; die arglistige Absicht dieses Artikels aber ging dahin, ein feindliches Verhältniß zwischen Rußland und Preußen herbeizuführen und diesen letzteren Staat, auf den es zunächst abgesehen war, dem Napoleon die hannöverschen Lande wieder abnehmen wollte, gänzlich zu vereinzeln.

Diesen Vertrag, dessen Inhalt, namentlich in Beziehung auf Sicilien, in geradem Widerspruch mit seinen Instructionen stand, unterzeichnete der russische Gesandte, in der Besorgniß, daß er, wie ihn Talleyrand glauben ließ, Oesterreichs augenblicklichen Untergang herbeiführe, wenn er es nicht that, acht Tage nachdem der Rheinbund geschlossen worden war, der eine veränderte Lage Europas schuf; in einem Augenblick also, in dem ein besonnener Diplomat wohl unter allen Bedingungen abgewartet hätte, ob ihm sein Hof nicht ganz neue Instructionen zu senden habe. — D'Oubril hatte sogar versprochen, daß Cattaro sofort übergeben werden solle, und ließ sich bestimmen selbst, gleich von Paris aus, ehe noch der verabredete Vertrag von der russischen Regierung genehmigt war, dem Admiral Siniäwin den Befehl zuzusenden, diesen wichtigen Hafenplatz ohne Weiteres den Franzosen abzutreten —: was Siniäwin jedoch nicht that, da d'Oubril nicht eine Behörde war, die ihm Befehle zu geben hatte.

In Petersburg war inzwischen eine wichtige Veränderung vorgegangen, durch die der Einfluß eines fremden Elements auf den Gang der russischen Politik beseitigt wurde. Der Fürst Czartoryski hatte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt und sich nur die Aufsicht über die Universität Wilna und den litthauischen Schulbezirk vorbehalten. Als Minister war ein Liefländer, Baron Budberg, an seine Stelle getreten: ein ehemaliger Militair, zuletzt Gesandter in Stockholm, und bekannt als

ner Napoleons und seines Frankreichs. Und dennoch, trotz dieser
änderung, erhob sich, was kaum glaublich scheint, im Kreise der Mini-
Alexanders eine Stimme, die den in so seltsamer Weise geschlossenen
trag einfach anzunehmen rieth. Es war die des Grafen Nicolay
rowitsch Rumäntzow; eines Mannes, der, in einer beschränkten Ansicht
Interessen seltsam und eben so leidenschaftlich befangen, der Meinung
, daß ein Kaiser von Rußland sich, in der Weise der von ihm hoch-
hrten Kaiserin Katherina, um das Geschick Europas nicht weiter zu
immern habe, als insofern er darin die Mittel finden konnte, sein
h auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern. Er sah nicht nur, wie
Russen, in einem Bündniß mit Napoleon — um sich in die Herrschaft
Europa mit ihm zu theilen — die richtige Politik, sondern er glaubte
, daß man sich dieses Bündniß beinahe um jeden Preis sichern, sich
allen Dingen dem Willen des französischen Kaisers fügen und selbst
gelegentliche Beleidigung um des großen Zweckes willen verschmerzen
sse.

Doch er wurde überstimmt; der Vertrag wurde verworfen, d'Oubril
der Liste der Staatsräthe gestrichen und auf seine Güter verwiesen.
e Note (vom 3./15. Aug.) belehrte die fremden Gesandten am russischen
f, daß dieser Diplomat seine Vollmacht überschritten habe, suchte aber
leich durch die hinzugefügte Versicherung zu beruhigen, daß der Kaiser
xander alle Mittel erschöpfen werde, um den Frieden herbeizuführen,
befohlen habe, dem Cabinet der Tuilerien die Grundlagen mitzutheilen,
denen er bereit sei die Unterhandlungen wieder aufzunehmen. — In-
schen aber war und blieb Rußland im Kriege mit Napoleon.

Was die Haltung des Fürsten Czartoryski zu dieser Zeit und in
ser Frage betrifft, so sind wir nur unvollständig unterrichtet, denn leider!
lt uns gerade an dieser Stelle in der Reihe der bekannt gemachten
iefe des Fürsten ein ohne Zweifel sehr wichtiger, den er gerade in dieser
riode an den Kaiser richtete. Man ist berechtigt einen bedenklichen In-
t zu vermuthen, da die Familie oder der Herausgeber gerathen gefun-
haben, dieses Schreiben zu unterdrücken! — Aus der Antwort des
isers und aus einigen Andeutungen in späteren Briefen ergiebt sich nur,
Czartoryski den Kaiser darin aufforderte, Budberg — den Gegner
poleons — aus seinem Rath zu entfernen und — sich zum König von
len zu erklären! — Also einen Krieg mit dem eben durch einen un-
cklichen Feldzug erschütterten Oesterreich zu beginnen und mit Preußen,
n dem Czartoryski dem Kaiser immer mit unverhohlenem Haß und
uchter Geringschätzung sprach? — oder zunächst mit Preußen allein? —
nn anders als mit offener Gewalt waren diesen Staaten gewiß ihre
lnischen Provinzen nicht abzunehmen. England hatte eben (11. Juni),
r durch Frankreich erzwungenen Besitznahme Hannovers wegen, Preußen
n Krieg erklärt. Höchst wahrscheinlich rieth Czartoryski diesen Umstand,

Digitized by Google

diesen Augenblick gegen Preußen zu benützen, das unter diesen Bedingungen von keiner Seite her Beistand zu erwarten hatte. — Friede mit Frankreich war dabei wohl selbstverständlich vorausgesetzt, um auch von dieser Seite gesichert zu sein. Auf welche Bedingungen man sich mit Napoleon vertrug, darauf mochte es wohl in Czartoryskis Augen so genau nicht ankommen, wenn es sich darum handelte, den fliehenden Augenblick zu solchem Ende zu benützen! — Der Kaiser antwortete ablehnend und etwas gereizt.

Von dem Augenblick an, wo Czartoryski von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurücktrat, scheint Napoleon vorhergesehen zu haben, daß der Kaiser Alexander d'Oubrils Vertrag verwerfen werde, denn von dem Augenblick an suchte er dafür zu sorgen, daß Rußland anderweitig beschäftigt, in die Nothwendigkeit versetzt werde, Preußen, mit dem sich der Zwingherr der Franzosen zunächst messen mußte und wollte, ohne Unterstützung zu lassen.

Sultan Selim nämlich, der zu Constantinopel herrschte, glaubte sich veranlaßt eine nähere Verbindung mit Frankreich zu suchen. Der Kaiser Alexander hatte sich geweigert den Freundschafts-Vertrag von 1798 neu zu bestätigen, weil die Engländer diesem Vertrag einen Artikel eingefügt hatten, der die Unverletzbarkeit des türkischen Gebiets verbürgte — eine Bürgschaft, die Rußland natürlich nicht übernehmen wollte. Das hatte den Argwohn der Türken erregt.

Napoleon war selbstverständlich sehr bereit dem Sultan auf mehr als halbem Wege entgegen zu kommen. Schon im August (1806) erschien der Corse General Sebastiani als sein Gesandter in Constantinopel, begleitet von Offizieren aller Waffen, die, dem Wunsch des Sultans gemäß, ein türkisches Heer nach europäischer Weise bilden und einüben sollten. Dieser Gesandte gewann in kurzer Zeit so bedeutenden Einfluß, daß er die Pforte bestimmen konnte einen Krieg mit Rußland geradezu herauszufordern, so wenig das auch in ihrem Interesse lag. Allerdings war von Seiten Rußlands Manches geschehen, woraus man folgern mußte, daß diese Macht den Krieg suche: die Serben wurden ermuthigt sich gegen die Pforte zu erheben und der Admiral Siniäwin suchte auch die Griechen der Inseln im Archipel zum Aufstand zu bewegen —: ein Beweis, daß in Alexanders Cabinet eben kein feststehender Plan folgerichtig befolgt wurde, daß man da nicht mit sich selbst darüber einig war, ob man, ritterlich wie der Kaiser Paul, für das politische Gleichgewicht in Europa gegen Frankreich in die Schranken treten oder die Wirren im westlichen Europa in Katharinas Weise nützen wollte, um Rußland auf Kosten der Türkei zu vergrößern und sich der wichtigsten Stellung, der Donau-Mündungen zu bemächtigen. Daß die Kräfte für beides zugleich nicht ausreichten, hätte man sich eigentlich wohl sagen können.

Digitized by Google

Nun aber hieß es auch von Seiten der Pforte den Krieg heraus-
dern, daß sie, auf Sebastianis Betreiben, die beiden Rußland ergebenen
spodare der Walachei und Moldau, Ypsilantis und Morusi (Sept. 1806)
ietzte, und zwei andere, Suzzo und Kallimachi, an ihrer Stelle ernannte.
n russisches Heer, das unter dem General Michelson am Bog in Bereit-
aft stand, rückte darauf in die Donau-Fürstenthümer ein und der Krieg
r nicht erklärt, aber begonnen.

In demselben Augenblick aber war man zu Petersburg auch schon
anlaßt, ihn zur Zeit unbequem zu finden. Preußen sah sich nun endlich
wungen, unter den ungünstigsten Bedingungen das Schwert gegen
apoleon zu ziehen und suchte ein Bündniß in Petersburg, wie in der
erreichischen Hauptstadt — an beiden Orten wie es schien vergebens.
sterreich, noch betäubt von seinen Niederlagen, war nicht zu neuem
ampf zu bewegen, Rußland befand sich im Zustand des Krieges mit
ankreich und schien dennoch dem Kampf, den Preußen begann, unbe-
iligt zusehen zu wollen. Die Gesandtschaft des unglücklichen Herzogs
n Braunschweig, der Anfang September in Petersburg erschien, blieb
ne Erfolg. Man wollte die Besitznahme der hannöverschen Lande von
eiten Preußens im Rath des russischen Kaisers nicht „legitim" finden.
er eigentliche Grund dieser Zurückhaltung könnte aber wohl gewesen sein,
aß man dem Entschluß Preußens nicht recht traute, da immer noch der
nzuverlässige Graf Haugwitz an der Spitze seines Ministeriums stand;
m konnte man allerdings zutrauen, daß er selbst im letzten Augenblick
ch einen Weg ausfindig machen würde, zur Neutralität zurückzukehren.
och, als Preußen bemüht war eilig und eigentlich um jeden Preis mit
ngland, und selbst mit dem thörichten König von Schweden Frieden zu
ließen, als die Heere in Bewegung waren und sichtbar hervortrat, daß
apoleon sich den erwünschten Kampf unter keiner Bedingung mehr ver-
gen würde, hatte ein zweiter preußischer Gesandter — General Kruse-
ark — besseres Glück am Petersburger Hof. Der Kaiser Alexander
rsprach nun dem König von Preußen ein Hülfsheer von siebzigtausend
ann zu senden —: ein Heer, das kaum hingereicht hätte, das Gleich-
wicht der Macht auf dem Kriegsschauplatz herzustellen.

Daß von solcher Halbheit kein Erfolg zu hoffen sei, daß Rußland
it seiner ganzen Macht einstehen mußte, wenn ein dauernder Sieg er-
chten werden sollte, das wußte man sich nicht zu sagen. Noch dazu
urde der Entschluß so verspätet gefaßt, daß die versprochene Hülfsmacht
cht eher als in den ersten Wochen des folgenden Jahrs (1807) an der
der eintreffen konnte. Bis dahin mußte das preußische Heer den Kampf
lein bestehen — und die Dinge nahmen eine solche unglückliche Wendung,
aß Rußland sich unerwartet nicht mehr als Hülfsmacht, sondern als die
gentliche kriegführende Macht dem gemeinsamen Feinde gegenüber gestellt
h, Preußen aber die Rolle der Hülfsmacht nur noch mit geringen

Digitized by Google

Kräften fortführen konnte. — Das preußische Heer hatte (14. October) bei Jena und Auerstädt seinen Untergang gefunden, selbst dessen Trümmer waren durch die Capitulationen bei Prenzlau und Ratkau verloren gegangen und altersschwache Greise hatten die Festungen an der Elbe und an der Oder ohne Widerstand übergeben. Ein Versuch, einen eiligen Frieden mit Frankreich zu schließen, den die Partei der Schwäche im preußischen Cabinet veranlaßte, scheiterte daran, daß Napoleon die früher von ihm selbst gebotenen Bedingungen nun nicht mehr gelten ließ, sondern von Tag zu Tag maßlos steigerte; daß er zuletzt überhaupt keinen Frieden, nur einen kurzen Waffenstillstand gewähren wollte, den Preußen durch ganz unverhältnißmäßige Opfer, durch die Uebergabe aller seiner Festungen erkaufen sollte. Napoleon erklärte zugleich in dem officiellen Tagblatt — dem Moniteur — und in seinen Botschaften an den französischen Senat: er werde Berlin und Polen nicht eher verlassen, als bis England die Colonien Frankreichs, Spaniens und Hollands zurückgegeben habe. So schien denn nur ein allgemeiner Friede möglich und das Schicksal Preußens großentheils von der Politik seiner Verbündeten abhängig.

In dieser Lage mußte es für den König von Preußen ein großer Trost sein, daß der Kaiser Alexander ihm in einem sehr beredten Brief versicherte, als Verbündeter und als Freund durch ein doppeltes Band mit ihm verbunden, gebe es keine Anstrengung, die er nicht zu machen, und kein Opfer, das er nicht zu bringen bereit sei, um die geliebten Pflichten zu erfüllen, die ein solches Verhältniß ihm auferlege. (Doublement lié à Elle en ma qualité d'allié et par les noeuds de la plus tendre amitié, il n'y pas de sacrifice ni d'effort que je ne sois prêt à faire pour Lui prouver toute l'étendue de mon attachement aux devoirs chéris que ces titres m'imposent.)

Schon hatte man sich im Cabinet des Kaisers sagen müssen, daß die zuerst unter Bennigsen aufgebotene Macht bei weitem nicht ausreiche; ein zweiter Heertheil unter dem Grafen Buxhöwden wurde nach Preußen in Marsch gesetzt und selbst von der Armee in der Moldau wurde die Hälfte — zwei Divisionen — an die Weichsel herangezogen. Der Krieg gegen die Türkei kam dadurch zu gänzlichem Stillstand, denn was dem General Michelson an Truppen verblieb, war zu wenig für irgend ein ernstliches Unternehmen. Und dennoch wurde auch in Preußen nicht ein Heer gebildet, das der Macht Napoleons gewachsen gewesen wäre. Um so weniger, da die Regimenter, die Buxhöwdens Heertheil bildeten, nach den schweren Verlusten, die sie bei Austerlitz erlitten hatten, noch nicht wieder ergänzt worden waren. Noch dazu erreichten diese Truppen nur nach und nach in einzelnen Abtheilungen die Nähe der Weichsel — und im December schienen die Dinge eine hoffnungslose Wendung zu nehmen, weil der alte abgelebte Feldmarschall Graf Kamensky, der den Oberbefehl führen sollte, wahrscheinlich in Folge körperlicher Leiden, dem Irrsinn verfiel. Der

neral Knorring (Gotthart), der ihm als Mentor zur Seite stehen sollte, ır bei dem Heer noch nicht eingetroffen. Kamensky sich selbst überlassen, achte Alles in die heilloseste Verwirrung, befahl dann einen allgemeinen ückzug nach Wilna, ohne irgend eine nähere Verfügung zu treffen, und zte zuletzt den Truppen selbst — dem Pawlowschen Grenadier-Regiment · sie seien verrathen und verkauft; das Klügste was sie thun könnten auf und davon nach Haus zu laufen; er selber gebe das Beispiel — ıd damit machte er sich wirklich eilfertigst auf den Weg, ohne über den erbefehl irgend anders zu verfügen, als daß er dem General Bennigsen gte, er habe unter Buxhöwden zu stehen. — Doch gelang es dem General ennigsen (26. December 1806) bei Pultusk einen Angriff des Marschalls nnes zurückzuschlagen und zum Glück zwang die Unwegsamkeit Polens dieser Jahrszeit Napoleon seine Truppen in Winterquartiere unterzu-ingen.

Bennigsen wußte seinen halben Sieg bei Pultusk am Hof in solcher Weise geltend zu machen, daß es ihm gelang Buxhöwden vom Oberbefehl ı verdrängen. Auch diese Intrigue übte einen ungünstigen Einfluß; ein lan, Neys französischen Heertheil an der Alle zu überfallen und das von ınen belagerte Danzig zu befreien, der in einer gemeinschaftlichen Be-athung der Generale am 2. Januar entworfen und vielleicht schon an ich nicht in der vortheilhaftesten Weise eingeleitet war — wurde dadurch n der Ausführung verspätet, daß Bennigsen die Vereinigung seines Heer-heils mit dem Buxhöwdens hinzuhalten wußte, bis er die Ernennung um Oberfeldherrn in Händen hatte. Bis zu dem Augenblick wollten Brückenschlag und Uebergang über den Narev nicht gelingen!*) Das Unternehmen führte, wie bekannt, zu der mörderischen Schlacht bei Eilau 7. und 8. Februar 1807), die zwar den Franzosen ungeheuere Opfer ostete und wie von russischer Seite vorgegeben wird, unentschieden blieb, och aber das russische Heer in eine noch schlimmere Lage versetzte als das es Gegners, und zu dem Rückzug nach Königsberg zwang.

Napoleon blieb acht Tage in der Gegend von Eilau stehen, ohne Zweifel aus keinem anderen Grunde, als um sich der Welt als Sieger in er dort geschlagenen Schlacht darzustellen. Da er alsdann hinter die Passarge zurückging und seine Truppen in Winter-Quartiere verlegte, ging die russische Armee wieder bis an die obere Alle, in die Gegend von Heils-berg vor. Das führte zu einigen Gefechten, die ohne Einfluß auf den weiteren Gang des Krieges blieben — und dann geschah von Seiten der Verbündeten mehrere Monate über nichts weiter, während Danzig ohne Entsatz sich selbst und seinem Schicksal überlassen, nach einer tüchtigen Vertheidigung gezwungen wurde, sich zu ergeben (24. Mai 1807). — Zu einem großartigen Angriffskrieg reichten die Kräfte des russischen Heeres

*) Handschriftliche Nachrichten.

Digitized by Google

in der That nicht aus und was allenfalls zur Rettung Danzigs vermöge einer Landung auf der frischen Nehrung hätte geschehen können, wurde schon in Folge der geringen Sympathien der russischen Generale für diesen Krieg überhaupt einigermaßen verkümmert und dann auch noch in unzweckmäßiger Weise geleitet, so daß es nur zu unnützen Verlusten führte. — Im Allgemeinen herrschte seit der Schlacht bei Eilau große Uneinigkeit im russischen Lager. General Knorring hatte den Kampf den Tag nach der Schlacht (9. Februar) erneuern wollen und den Rückzug nach Königsberg höchlich mißbilligt; der General-Quartiermeister Gen. Steinheil und Graf Ostermann — besonders der Letztere — stimmten immer mit ihm. Zwischen Knorring und Bennigsen war es zu einem Cartel gekommen, dem Steintheil nur mit Mühe wehrte. Bennigsen bat in Petersburg, man möge ihn des Oberbefehls entheben, aber ihm den Befehl über einen Heertheil lassen; er sei bereit unter einem anderen General zu dienen, der aber natürlich nicht Knorring sein durfte. Endlich wurde dieser Letztere abberufen, Bennigsen im Oberbefehl bestätigt, und um den Frieden zwischen ihm und den anderen Generalen, oder vielmehr seine sehr schwankend gewordene Autorität wieder herzustellen, sendete der Kaiser Alexander seinen Vertrauten, Nowosiltzow, in das Hauptquartier. So war denn schließlich Bennigsen, von seinem unbequemen Gehülfen befreit, Herr der Lage, so weit ein Mensch von geringem Charakter das überhaupt sein konnte.

Napoleon benützte diese Ruhe, um in Ostpreußen eine Heeresmacht von solcher Ueberlegenheit zu sammeln, daß die Entscheidung in einem letzten Kampf nicht zweifelhaft sein konnte und rasch erfolgen mußte; — die Festungen in seinem Rücken zu erobern und die Polen auf beiden Ufern der Weichsel, die sich sofort in offenem Aufstand von Preußen losgesagt hatten, zur Bildung von Bataillonen und Reiterschwadronen in seinem Dienst zu veranlassen. Er hatte zu dem Ende (November 1806) sogar einen angeblichen Brief Kosciuczkos an die polnische Nation bekannt machen lassen, in dem dieser Held der Polen seine Landsleute zu den Waffen rief. Dieser Brief war untergeschoben; Kosciuczko selbst wollte laut und öffentlich gegen den Mißbrauch protestiren, der mit seinem Namen getrieben wurde, aber natürlich durfte kein Tagblatt in den Ländern, die unter Napoleons Einfluß standen, seinen Protest aufnehmen.

Rußland und Preußen suchten Verbündete, doch nur mit sehr beschränktem Erfolg. Oesterreich vermochte sich jetzt so wenig zu einem raschen Entschluß zu ermannen, als Preußen zur Zeit der Schlacht bei Austerlitz. Das Wiener Cabinet brachte es nicht weiter, als bis zu dem Entschluß, seine Vermittelung anzubieten. — Von England hätte man erwarten können, daß es, selbst im Kriege mit Frankreich, andere Gegner dieses Reichs entschlossen unterstützen würde. Aber Fox war schon im September 1806 gestorben, unter seinen Parteigenossen aber, in deren Händen die Regierung Englands zunächst geblieben war, zeigte sich kein

Digitized by Google

gend hervorragender Staatsmann, und die Politik des Inselreichs zeichete sich, das halbe Jahr über, während dessen diese Gesellschaft von oxens Geist verlassen die Zügel führte, weder durch Energie noch durch olgerichtigkeit aus. Selbst der Friede mit Preußen wurde zögernd, erst m 28. Januar 1807 geschlossen. Fox hatte, während er mit Frankreich ber den Frieden unterhandelte, Preußen wegen der von Frankreich erwungenen Besitznahme Hannovers den Krieg erklärt, obgleich England enige Jahre früher erklärt hatte, daß Hannover die Regierung des brischen Reichs gar nichts angehe. Er glaubte sich dazu durch seine früheren eclamationen für Friede und Freundschaft mit Frankreich und dem Helden es Jahrhunderts, wie gegen Preußen verpflichtet. Jetzt wurde der Friede uf die Bedingung geschlossen, daß Preußen allen Ansprüchen auf dieses annover entsagte, das zur Zeit wieder in Napoleons Händen war. Da un aber England selbst gar kein Mittel hatte, sich des verlorenen Landes ieder zu bemächtigen und es nur durch die Waffen Preußens wieder ewinnen konnte, hatte, wie früher der Krieg eigentlich keinen Sinn, so etzt der Friede keinen Zweck, wenn man nicht zugleich Preußen nachdrücklich nterstützen wollte. Doch wollte England die Unterstützung, die man von hm erwarten durfte — nämlich durch Subsidien — entweder gar nicht, oder nur äußerst kärglich gewähren. Diese Zurückhaltung ließ sich vielleicht durch ein gewisses Mißtrauen erklären, das die englische Regierung in Beziehung auf die Haltung der preußischen hegte und das auch in gewissem Sinn begreiflich war, da selbst, nachdem der eigentliche Mann des Unheils, Graf Haugwitz, entfernt worden war, sein Anhang, die Leute, die stets für Neutralität und friedfertige Schwäche gestimmt hatten, die Cabinets-Räthe Beyme und Lombard, der General Zastrow, der Marchese Lucchesini, noch immer die Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm bildeten, der Minister Hardenberg aber, der an Haugwitz' Stelle wieder in Thätigkeit getreten war, zwar entgegengesetzte Ansichten vertrat, nicht aber einen unbestrittenen Einfluß übte.

Doppelt seltsam aber mußte man es nennen, daß das Whig-Ministerium Englands sich in derselben Weise ablehnend auch gegen Rußland erwies, wo doch ein solcher Grund des Mißtrauens nicht vorzuliegen schien; daß auch dem Kaiser Alexander keine regelmäßigen Subsidien gewährt wurden, daß sein Vorschlag, die englische Regierung möge den Abschluß einer Anleihe von sechs Millionen Pfund Sterling, die Rußland in London zu machen suchte, dadurch erleichtern, daß sie den Gläubigern Bürgschaft für den Betrag leiste, in brutaler Weise und beleidigenden Worten zurückgewiesen wurde. Lord Howick (später Graf Grey) erklärte unter Anderem im Namen des Ministeriums, dessen Mitglied er war, man wisse aus Erfahrung, daß in solcher Weise verbürgte Anleihen sich in Subsidien zu verwandeln pflegten.

Nur Eines war England zu thun bereit: es wollte Rußland von dem

Digitized by Google

Krieg mit der Türkei befreien, damit der Kaiser Alexander seine gesammte Macht auf den Krieg mit Napoleon verwenden könne und die liberale Whig-Regierung des Inselreichs verfuhr dabei vollkommen eben so rücksichtslos und ließ sich eben so wenig durch irgend ein völkerrechtliches Bedenken aufhalten, als Napoleon zu thun pflegte. Dennoch mißlang das Beginnen. Da freundschaftliche Vermittelung nicht fruchten wollte, trat der englische Gesandte zu Constantinopel, Arbuthnot, plötzlich (25. Januar 1807) gebieterisch auf und drohte in officiellster Form, nämlich in einer dem Groß-Visir überreichten Note Constantinopel — mitten im Frieden — beschießen zu lassen, wenn der Sultan nicht sofort — augenblicklich — in eine Reihe von Forderungen willige, die dasselbe Schriftstück enthielt. Die wichtigsten dieser Forderungen waren, daß der französische Gesandte unverweilt aus der Hauptstadt des türkischen Reichs gewiesen werde und daß die Pforte ein festes Bündniß mit Rußland und England schließe. Schon war die englische Flotte, die unter dem Admiral Duckworth im Mittelmeer kreuzte, in die Nähe der Insel Tenedos vorgesendet worden, um diese eigenthümliche Art von Diplomatie zu unterstützen und die Drohungen des Gesandten wahr zu machen. Auch begab sich Arbuthnot, sowie er die ablehnende Antwort der Pforte erhalten hatte, auf einem bereit liegenden englischen Schiff an Bord dieser Flotte, die darauf glücklich durch die Dardanellen ging, alle türkischen Schiffe im Meer von Marmora verbrannte und (am 21. Februar) drohend vor Constantinopel, vor dem Serail erschien.

Hier jedoch wurden Arbuthnot und Duckworth durch die türkischen Staatsmänner unter der Leitung des französischen Gesandten überlistet. Sebastiani wußte den erschreckten Sultan und seinen Diwan durch die Vorstellung zu beruhigen, daß Duckworth ohne Landungstruppen, die er nicht habe, unmöglich eine Stadt von mehr als einer halben Million Einwohnern, die großentheils bewaffnet seien, erobern könne. Auf seinen Rath wurden die Engländer mit Unterhandlungen hingehalten, während welcher Duckworth sogar, thöricht genug, seine Stellung verließ, um an dem asiatischen Ufer, bei der sogenannten Prinzen-Insel Anker zu werfen. Von Seiten der Türken wurde die Zeit benützt um unter der Leitung der ausgezeichneten Artillerie- und Ingenieur-Offiziere, die in Sebastianis Gefolge nach Constantinopel gekommen waren, der Generale Foy und Haxo, sowohl die Hauptstadt als den Paß der Dardanellen durch wohl angelegte Batterien zu schützen und bald hatten die Dinge eine solche Gestalt angenommen, daß Duckworth glaubte, er dürfe nur noch darauf bedacht sein, die Flotte unter seinen Befehlen aus einer Lage zu retten, die aus einer drohenden zu einer gefährdeten geworden sei. Er segelte am 4. März durch die Dardanellen zurück, nicht ohne durch das — obgleich schlecht gerichtete — Feuer der Küsten-Batterien bedeutende Verluste an Mannschaft zu leiden.

zed by Google

Der Admiral Siniäwin war inzwischen mit der russischen Flotte, die n Mittelländischen Meer kreuzte, in die Höhe der Insel Tenedos heran-kommen und forderte zu einem erneuten gemeinschaftlichen Angriff auf onstantinopel auf, Duckworth aber, bekannt mit den Anstalten, welche e Türken zur Vertheidigung getroffen hatten, lehnte den Vorschlag ab.

In weniger gebieterischer Weise ließ der Kaiser Alexander auch nach esem Mißlingen noch unmittelbar durch den General Michelson der forte den Frieden anbieten (Anfang Mai 1807); — er erbot sich, ine Truppen sofort aus den Donaufürstenthümern zurückzuziehen, wenn e Pforte den französischen Gesandten aus Constantinopel ausweisen und e früher geschlossenen Verträge wieder in Kraft setzen wolle. Man war ssischer Seits so sehr bemüht, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu hen, daß, wie es scheint, der Serben, die schon seit mehr als zwei Jahren it 1804) in Waffen standen gegen ihre türkischen Oberherren, in diesen orschlägen gar nicht gedacht, zu ihren Gunsten gar nichts ausbedungen ar — obgleich ihr Führer, der tapfere Czerny Georg, wenige Monate über ein russisches Generals-Patent erhalten hatte.

Aber Sebastiani und die französische Politik hatten zu Constantinopel nen zu großen Einfluß gewonnen, als daß solche Vorschläge jetzt dort ätten Gehör finden können.

Noch im Lauf des Winters sollte sich erweisen, daß jenes Mißtrauen it dem die englische Whig-Regierung die Haltung Preußens beobachtete, benfalls zu weit ging. Auch Napoleon war nämlich, wie sich ergiebt, rch den blutigen Tag bei Eylau und den Zustand, in den der Winter-ldzug sein Heer versetzt hatte, insoweit erschüttert, daß er auf Mittel dacht war, sich den Kampf zu erleichtern. Schon die Stimmung, die seinem Heere laut wurde, mußte ihn dazu bestimmen, denn es konnte m nicht entgehen, daß seine Franzosen den Krieg unter solchen Be-ngungen, wie sie ein Winterfeldzug an der Weichsel und an den Küsten r Ostsee mit sich bringt, gar sehr überdrüssig waren und sich nach rieden sehnten. Unter diesen Umständen schien er — im geraden Wider-ruch mit seinen neuesten Erklärungen — einen Sonderfrieden mit reußen ernstlich suchen zu wollen.

Ob die Bedingungen, die er jetzt bot, gehalten worden wären, würde türlich durchaus von den Umständen, von den weiteren Ereignissen ab-ngig gewesen sein; für den Augenblick klangen sie verlockend genug, sonders für schwache Gemüther, wenngleich sehr sichtbar darin hervor-at, worauf es eigentlich abgesehen war. Fünf Tage nach der Schlacht i Eylau wurde Napoleons Adjutant, General Bertrand, von ihm mit nem diesmal höflichen und freundschaftlichen Schreiben an den König on Preußen abgefertigt, doch, wie Napoleon in solchen Fällen immer be-

Digitized by Google

flissen war, sich nicht wirklich zu binden, enthielt der Brief keine bestimmten Anerbietungen. Nur mündlich war General Bertrand beauftragt, dem König zu sagen, daß Napoleon mit Betrübniß sehe, wie Rußland den gewünschten Friedens-Congreß zu verzögern suche, dadurch Preußen zum Schauplatz des Krieges mache und die Leiden des unglücklichen Landes verlängere. Er, der Kaiser der Franzosen, habe sich — wie man gestehen muß, in wunderbar kurzer Zeit — bei näherer Kenntniß des Landes überzeugt, daß Polen zu einem selbständigen Dasein nicht befähigt sei. (Bertrands von Napoleon dictirte Instruction enthält die Worte: „le général Bertrand laissera entrevoir que, quant à la Pologne, depuis que l'Empereur la connaît, il n'y attache plus aucun prix.) Wir begreifen nun, warum Napoleon die Polen nicht im eigenen, sondern in Kosciuczkos Namen zu den Waffen gerufen hatte; nämlich damit er sie jeden Augenblick wieder konnte fallen lassen, wenn das seinen Zwecken entsprach.

Nach dieser empfindsamen Einleitung, die zugleich eine Hauptschwierigkeit aus dem Wege zu räumen schien, hatte Bertrand dem König zu eröffnen, daß der Kaiser der Franzosen einen Ruhm darin setze Friedrich Wilhelm III. in seine Staaten, in seine Rechte zurückzuführen und diesen Ruhm nur sich selbst, keinem Vermittler, wer er auch sei, verdanken wolle; — daß Napoleon demgemäß erwarte, der König werde ihm einen Bevollmächtigten zum schnellen Abschluß des Friedens zusenden; — daß Napoleon für seine Verbündeten keine Opfer von Preußen fordere, es vielmehr ohne Einschränkung dem König überlasse, sich seinen Interessen gemäß mit ihnen abzufinden, während er selbst sich vorbehalte, sich mit den Verbündeten Preußens in ähnlicher Weise zu verständigen. So wurden die Verbündeten Preußens — England nämlich und Rußland, um sie von den Unterhandlungen fernzuhalten, um den gewünschten Sonderfrieden, durch einen gewissen Schein von Gegenseitigkeit in dem Absehen von den Verbündeten und ihren Interessen, als redlich und rechtlich erscheinen zu lassen, mit den sogenannten Verbündeten Frankreichs, den Vasallen, die jedem Wink Napoleons gehorchen mußten, auf eine Linie gestellt!

Endlich wollte Napoleon — am Schluß eben so empfindsam als zu Anfang — um die Uebel des Kriegs zu beenden, seine Truppen aus den preußischen Provinzen zurückziehen, so wie der Friede geschlossen sei.

Das konnte sich Alles recht gut ausnehmen, besonders wenn man es etwas oberflächlich betrachtete. Aber es war nicht blos von einem Frieden, sondern auch von einem Bündniß, von einer „ewigen Freundschaft“ die Rede, und natürlich mußte auch die Rückseite der Medaille gezeigt werden: ein drohendes „Widrigenfalls“ durfte nicht fehlen, und da das nicht wohl in die Eröffnungen eingeschaltet werden konnte, die dem König selbst gemacht wurden, mußte Talleyrand zu gleicher Zeit an den General Zastrow, der zur Zeit an Haugwitzens Stelle Minister der auswärtigen Angelegen-

Digitized by Google

ten war, ein Schreiben richten, in dem sich die eigentliche Absicht über-
upt noch deutlicher zeigte.

„Da der Kaiser Napoleon" — schrieb Talleyrand — „die Streitkräfte
preußischen Monarchie sofort zur Vertheidigung und Erhaltung des
tomanischen Reichs zu verwenden wünscht, schlägt er dem König nicht
ein den Frieden vor, sondern auch ein Bündniß, das auf der Stelle
erzeichnet werden muß. Die Zeit drängt; die täglichen Ereignisse selbst
ngen den Kaiser Napoleon einen Entschluß zu fassen, und wenn er
einmal gefaßt hat, wird weder Rußland noch sonst jemand etwas
an ändern. Ich darf E. Exc. nicht verschweigen, daß, wenn das Bünd-
nicht stattfände, S. K. Majestät die Ausführung seiner Absichten ver-
ge einer Maßregel verfolgen würde, durch welche das Haus Branden-
rg für immer vom Thron entfernt würde." (L'empereur Napoléon
sirant appliquer immédiatement les forces de la monarchie
ussienne à la défense et à la conservation de l'empire ottoman,
opose au roi, nonseulement la paix, mais une alliance qui sera
gnée sur le champ. Le temps presse; les événements de chaque
ır pressent eux-mêmes l'empereur Napoléon de prendre un parti,
une fois qu'il l'aura pris, ni la Russie, ni personne ne le feront
anger. Je ne dois pas taire à V. Exc. que si l'alliance n'avait
as lieu, S. M. Imp. poursuivrait l'exécution de ses vues par une
esure qui écarterait à jamais du trône la maison de Brande-
urg.)

Es genügte dem Kaiser der Franzosen nicht, seine Gegner einfach zu
nnen; der Friede, mit so viel ritterlicher Courtoisie angeboten, war viel-
hr von dem Bündniß abhängig, das Preußen den Rheinbundstaaten
ichstellen und zum Vasallen Frankreichs machen sollte, und die Absicht
apoleons ging zunächst dahin, die noch übrigen Streitkräfte Preußens
ort gegen Rußland zu verwenden. — Neben der Bekämpfung des „per-
en Albions", des „ewigen Feindes der Menschheit", wurde jetzt die Er-
ltung des unschätzbaren alten Verbündeten Frankreichs, des türkischen
ichs, so oft und so laut wie möglich für die Aufgabe ausgegeben, die
apoleon sich zum Heil der Menschheit stellen mußte.

Es ist kaum zu glauben, daß im Rath des Königs von Preußen
gend jemand sich über die eigentliche Bedeutung dieser Vorschläge täuschen
d geneigt sein konnte mehr oder weniger darauf einzugehen — und doch
ır, nach Schladens unverwerflichem Zeugniß, General Zastrow der Mei-
ng, daß man darauf hin wenigstens Unterhandlungen anknüpfen könne.
och Hardenberg und Friedrich Wilhelms III. eigenes Gefühl für Ehre
d Treue trugen diesmal ohne Kampf den Sieg davon. Der König
ndete seinen Adjutanten, den Obersten v. Kleist — den späteren Feld-
arschall v. Nollendorf — mit der Erklärung zu Napoleon, daß Preußen
ar den Frieden lebhaft wünsche, aber nur im Verein mit seinen Ver-

bündeten unterhandeln könne. Ein Congreß wurde vorgeschlagen, als Mittel, den allgemeinen europäischen Frieden herzustellen.

In seinem Hauptquartier zu Osterode, wo der Oberst Kleist ihn traf, suchte dann Napoleon diesen Offizier von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen für Preußen zu überzeugen und für den Sonderfrieden zu gewinnen. Er hatte sogar, wie Kleist sich in seinem Bericht ausdrückt, „die Effronterie“ anzudeuten, daß es möglich sei, die preußischen Truppen — als Einleitung zum Frieden und zur Freundschaft — so zurück zu halten in den Kämpfen, zu denen es noch kommen könne, daß sie nichts thäten und nur „figurirten“. — Allerdings ein Mittel, Preußen in der Achtung der ganzen Welt für immer zu verderben, mit Rußland und England auf immer unheilbar zu verfeinden und rettungslos auf Gnade und Ungnade von Frankreich abhängig zu machen. Nur seltsam, daß Napoleon glauben konnte, man werde in eine so plump gestellte Falle gehen.

In einem neuen Brief Napoleons an den König von Preußen, den Kleist überbrachte, war natürlich von dergleichen nicht die Rede. Napoleon sprach darin nur abermals den Wunsch aus, dem Unglück des preußischen Königshauses und des preußischen Volks schnell ein Ende zu machen und die preußische Monarchie wieder herzustellen, die als Zwischenmacht der Ruhe Europas wegen nothwendig sei (dont la puissance intermédiaire est nécessaire à la tranquillité de l'Europe). — Er wünsche den Frieden mit Rußland, und wenn diese Macht keine Pläne gegen die Türkei im Sinn habe, müsse es auch wohl möglich sein, sich mit ihr zu verständigen. Auch der Friede mit England sei allen Völkern nöthig. Ein Congreß könne sich jedoch sehr in die Länge ziehen; der westphälische Friedens-Congreß habe — glaube er — achtzehn Jahre gedauert — Preußens Lage gestatte aber nicht, diesen ungewissen und schwankenden Zustand zu verlängern, bis alle streitenden Interessen besprochen und ausgeglichen seien. Er glaube daher, daß der König sich für den einfachsten Weg entscheiden werde, der am unmittelbarsten zum Ziel führe (le parti le plus simple et le plus expéditif) und wirklich dem Wohl seiner Völker entspreche. — Dieser Weg war natürlich der Sonder-Friede.

Preußen blieb dabei, einen Congreß vorzuschlagen und auch der Kaiser Alexander, der wiederholt zur Standhaftigkeit aufgefordert und erklärt hatte, er werde den König nie und unter keiner Bedingung verlassen, schien sein gegebenes Wort ritterlich lösen zu wollen. Er ließ auch seine Garden nach Preußen aufbrechen und begab sich selbst auf den Schauplatz des Krieges.

Hier wurde zu Bartenstein (26. April) von ihm persönlich ein neues Bündniß mit Preußen geschlossen, dessen Bedingungen bewiesen, daß die Wogen seiner Stimmung und Zuversicht, die unmittelbar nach dem Schlage von Austerlitz zu so tiefer Ebbe gesunken waren, nun wieder — ohne daß man sähe, warum — sehr hoch gingen; kaum minder hoch, als zur Zeit

der er sich anderthalb Jahre früher veranlaßt fühlte, Nowosiltzow mit n Plänen einer, wenigstens in den Augen der damaligen besonnenen taatsmänner, etwas phantastischen Politik nach England zu senden. — cht nur Preußen sollte in seiner früheren Macht wieder hergestellt werden, llen Ersatz für die Provinzen, die ihm nicht zurückgegeben werden könnten, d eine bessere militärische Grenze erhalten —: alle Verhältnisse in utschland und Italien sollten neu geordnet werden, um beide Länder bständig, unabhängig von Frankreich zu machen; Deutschland in Form es Staatenbundes; seine Unabhängigkeit zu sichern, dürfe der Rheinstrom ht unter Frankreichs Herrschaft bleiben. Oesterreich, dessen Beitritt sehr thig gewesen wäre, um die Ausführung solcher Pläne möglich zu machen, lte Tirol und die im Presburger Frieden verlorenen italienischen Pro- nzen — das Venetianische — wieder erhalten. — Daß die verbündeten ächte nicht anders als vereint mit dem Feinde unterhandeln oder llends Frieden schließen sollten, verstand sich eigentlich von selbst — aber wurde auch noch ausdrücklich als feierlichste Verpflichtung im ersten tikel des Vertrags festgestellt.

Die Mittel aber, die zur Verfügung standen, um so große Dinge szuführen, konnte ein unbefangener Sinn kaum für genügend halten. esterreich war nicht zur Theilnahme an dem Kampf zu bewegen; man rmochte sich in Wien kein Vertrauen zu der Sache abzugewinnen. Nur England gestalteten sich die Dinge günstiger für die Sache der gegen ankreich verbündeten Mächte, seitdem (25. März) unter dem Herzog von rtland ein Tory-Ministerium, in dem die später viel genannten Staats- änner Canning und Castlereagh neben einander auftraten, an die Stelle schwachen und mißtrauischen Whig-Regierung getreten war. Einem uptsächlichen Verlangen Rußlands zu entsprechen, zeigte sich freilich auch ses Ministerium nicht weniger abgeneigt, als das frühere; es wollte eben wenig eine Bürgschaft für die Anleihe übernehmen, die Rußland in London machen wünschte, und bestand vor allem auf den Handels-Vortheilen, schon die frühere Verwaltung für England in Anspruch genommen te. Der Handels-Vertrag, der eben ablief, sollte erneuert, der Zoll englische Waaren in Rußland herabgesetzt werden. — Im Uebrigen r zeigten der Herzog von Portland und seine Genossen doch eine etwas ßere Bereitwilligkeit Subsidien, und zwar in etwas reichlicherem Maße, gewähren. Auch Schweden erhielt deren und wurde veranlaßt, den erseits mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand zu kündigen; ein edisch-englischer Heertheil, durch Preußen unter Blücher verstärkt, sollte der Insel Rügen aus eine sogenannte Diversion im Rücken der fran- schen Hauptmacht ausführen.

Große Hoffnungen waren auf diese Diversion eigentlich nicht zu nden, denn schon stand ihr ein französischer Heertheil unter dem arschall Brune gegenüber, und wenn der nicht genügend war, konnte

Digitized by Google

Napoleon, wie die Machtverhältnisse im Allgemeinen lagen, nicht um die Mittel verlegen sein, ihn zu verstärken. Aber eine solche Nothwendigkeit trat gar nicht ein, der neue Feldzug der russischen Hauptmacht verlief in so kurzer Zeit zu einem unerfreulichen Abschluß, daß die auf Rügen vorbereiteten Streitkräfte gar nicht dazu kamen, ihre Operationen zu beginnen.

Die Verbündeten hatten die Streitkräfte, die ihnen zu Gebote standen, nicht für genügend zu einem Angriffskrieg gehalten, während ein Theil der französischen Armee mit der Belagerung von Danzig beschäftigt war — jetzt, wo Napoleon auch über diesen Theil im freien Felde verfügen konnte, war, ungeachtet auch die russische Armee einige Verstärkungen erhalten hatte, eigentlich noch weniger Aussicht, daß die vorhandenen Mittel zum Angriff ausreichen könnten. Bennigsen konnte in Ostpreußen und am Narew — 8000 Kosacken ungerechnet, auf die wenig ankam — nur etwa 110,000 Mann, darunter 20,000 Preußen, den Zweimalhunderttausenden Napoleons entgegenstellen. Es wäre gerathen gewesen, sich auf der Vertheidigung zu halten, bis es vielleicht gelang Oesterreich für den Krieg zu gewinnen, oder doch wenigstens bis die erwarteten weiteren Verstärkungen aus dem Inneren Rußlands herankommen und die auf Rügen gesammelten Streitkräfte ihre kriegerische Thätigkeit beginnen konnten.

Auf die Vertheidigung war es auch abgesehen, und doch begann Bennigsen, Anfang Juni, den neuen Feldzug mit einem Angriff auf die Stellungen der Franzosen. Doch ließ er zugleich eine feste Stellung bei Heilsberg a. d. Alle verschanzen. Der Angriff sollte gleichsam, wie Bennigsen in seinen Briefen selber sagt, nur ein Ausfall sein, bei dem man einige Vortheile über den an der Passarge etwas bloßgestellten Heertheil des Marschalls Ney davon zu tragen hoffte. Das Unternehmen wurde aber in so unzusammenhängender Weise ausgeführt, daß sich nur wenig daraus ergeben konnte und Bennigsen beschuldigte den General Sacken (den späteren Feldmarschall, — einen Freund Knorrings) seine Befehle nicht befolgt zu haben.

Ein glückliches Treffen in der Stellung bei Heilsberg (10. Juni) konnte nicht als ein Sieg benützt werden, dazu reichten die Kräfte nicht aus. Und als nun Napoleon seinen Zug an dem russischen Heer vorbei auf Königsberg richtete, ließ sich Bennigsen, der zunächst versucht hatte auf dem weiteren Wege, die Alle entlang, Schritt mit ihm zu halten, bei Friedland unter sehr ungünstigen Bedingungen in eine Schlacht verwickeln, die verloren gehen mußte und deren Verlust ihn zum Rückzug nach Tilsit hinter den Memelstrom zwang.

Das Unglück war diesmal eigentlich nicht so groß, als bei Austerlitz, aber die Folgen waren in den wichtigsten Beziehungen sehr viel größer, namentlich in Beziehung auf Rußland. Der Tag bei Friedland führte nicht nur den Frieden herbei, sondern eine gänzliche und vollständige Um-

Digitized by Google

ndlung der russischen Politik, die gleichsam von einem Pol zum anderen hselte.

Schon vor der Niederlage hatte sich immer geräuschvoller gezeigt, daß russische Armee diesen Krieg in hohem Grade überdrüssig war. Ueberall rde laut die Ansicht ausgesprochen, daß dieser Krieg, wie der vorher-ende, Rußland gar nichts angehe; diesmal meinte man, er werde blos persönlichen Freundschaft wegen geführt, die der Kaiser Alexander für König von Preußen hege, und es wurde höchlich mißbilligt, daß Ruß-d solcher persönlichen, ungerechtfertigten Phantasien wegen so große fer bringen müsse, ohne Aussicht auf irgend einen Gewinn. Es wurde so mehr mißbilligt, da die gewiegtesten russischen Staatsmänner der n Schule, schon von dem Augenblick nach der Niederlage der Preußen in diesem Kriege eine besondere Gefahr für Rußland sehen wollten. mußte fast an den Grenzen des Reichs geführt werden; man fürchtete, n Napoleon diese überschritt, einen Aufstand der ehemals polnischen vinzen, und mehr —: man fürchtete Napoleon könne das Volk weit das Land hinein zum Aufruhr bewegen, wenn er den Leibeigenen die iheit verspräche.*)

Der Großfürst Constantin hatte schon zwei Tage nach der Schlacht Heilsberg die Armee verlassen und war nach Tilsit geeilt, um seinen ruder, den Kaiser, der dort weilte, zu bestürmen, daß er Frieden schließe. gern, ja so leidenschaftlich gern der Großfürst auch im Frieden, auf n Paradeplatz, Soldat spielte, war er doch, wie auch Bogdanowitsch räumt, einem jeden Kriege sehr entschieden abgeneigt und zwar, wenn auch in dieser Beziehung nicht gerade mit Araktschejew ganz auf einer ie stand, aus persönlichen Rücksichten; er liebte die Aufregung, die Ge-thsbewegungen des Schlachtfeldes nicht!

Unmittelbar nach der Schlacht bei Friedland sendete Bennigsen dem ser einen Bericht, in welchem er den Verlust der Schlacht meldete, den stand der Armee als einen sehr bedenklichen schilderte und Friedens-terhandlungen als dringend nothwendig darstellte, wenn es auch nur te um Zeit zu gewinnen (— je croirais indispensable et conforme a prudence d'entamer quelque négociations de paix, ne fût-ce pour gagner du temps —).

Ueberhaupt stellte sich Bennigsen nach der verlorenen Schlacht an die itze der Partei, die den Kaiser mit ihrem Verlangen nach Frieden be-bte. Russische Quellen (Bogdanowitsch) sagen, er habe das gethan, sich dem Großfürsten Constantin angenehm zu erweisen. Schladen r, der den Ereignissen nahe stand und sich sehr gut unterrichtet erweist, ichtet im Gegentheil, Bennigsen habe umgekehrt die bekannte Scheu des oßfürsten vor blutigen Entscheidungen benützt und ihn vorgeschoben.

*) Bogdanowitsch II. 160.

Jedenfalls hatte er seine eigenen Gründe, auf Frieden bedacht zu sein. Schon nach der Schlacht bei Eylau hätte er gern den Befehl niedergelegt — wahrscheinlich weil ihm das Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte klar geworden war und er unter diesen Bedingungen einen glücklichen Ausgang des Krieges nicht hoffte. Er hätte gern den Ruhm, bei Eylau einen Sieg über den großen Feldherrn des Jahrhunderts erfochten zu haben, unversehrt behalten und schon damals das Ungemach und die Verantwortung eines weiteren, schwierigen Feldzugs gern einem anderen überlassen. Uebrigens machte Bennigsen, wie Intriganten pflegen, bei dieser Gelegenheit einen größeren Aufwand von List und Gewandtheit als wohl eigentlich nöthig war. Während er auf der einen Seite die Friedens-Intrigue betrieb, führte er auf der anderen, den Preußen gegenüber, sehr kriegerische Reden und zeigte eine große Zuversicht.

Gleichzeitig mit Bennigsens Bericht kam noch ein anderer in die Hände des Kaisers. Ein Beamter des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Namens Zismer, der dem Hauptquartier beigegeben war, schilderte nämlich in seinem Bericht an den Minister Budberg die Ereignisse, die ihn erschreckt hatten, noch viel ungünstiger, den Zustand der Armee als einen ganz hoffnungslosen, und auch sein Schreiben wurde dem Kaiser Alexander mitgetheilt. Der Kaiser erhielt es, zusammt Bennigsens Bericht, am 16. Juni zu Georgenburg, wo er eine neu gebildete Division musterte, die eben unter dem Fürsten Labanow-Rostowsky aus dem Innern des Reichs eintraf und den Verlust, den die Armee bei Friedland erlitten hatte, großentheils wieder ausglich. Die Stimmungen des Kaisers wogten noch sehr jugendlich auf und ab; — bald enthusiastisch, bald haltungslos verzagend am Erfolg; — himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt! — Er war jetzt erschreckt durch die unerwartete Nachricht; die Stimmen um ihn her, die nach Frieden riefen, und darunter vor allen die seines Bruders, wurden lauter als je zuvor — und er brach wieder zusammen, wie nach der Schlacht bei Austerlitz.

Daß man den Frieden wünschte in einer nicht gerade erfreulichen Lage, die wenig Aussicht auf einen endlichen Erfolg gewährte, da man kaum hoffen durfte, Oesterreich zur Theilnahme am Kampf zu bewegen, das läßt sich erklären. Aber wenn man nicht die Fassung verlor, mußte man sich zu sagen wissen, daß Rußland keineswegs in die Nothwendigkeit versetzt war, den Frieden auf jede Bedingung anzunehmen, daß man vielmehr gar wohl auf einen ehrenvollen Frieden bestehen konnte. Denn reichte auch die Macht der Verbündeten nicht hin, die großartigen Dinge auszuführen, die der Kaiser Alexander, nicht ganz zwei Monate früher, zu Bartenstein als selbstverständlich ansah, so hätte der unbefangene Blick wohl ermessen können, daß auch Napoleons in Ostpreußen vereinigte Heeresmacht zu einem kühnen Zug in das weite russische Reich hinein nicht ausreichte. Es stand der Zahl nach in keinem Verhältniß zu den

Digitized by Google

iten Räumen, die dort zu bewältigen waren. — Aber wie der Krieg ı Grenzen Rußlands nahte, wuchs die Besorgniß, es könnte zunächst in ı ehemals polnischen Provinzen des Reichs ein Aufstand ausbrechen; s scheint den Ausschlag gegeben zu haben — und anstatt der Festigkeit, der die Umstände berechtigten und die heilsam gewesen wäre, sehen : auch diesmal wieder eine seltsame Reihe von Uebereilungen auf einder folgen.

Der Kaiser Alexander hatte einen Geheimerath, Popow, herbeigerufen, vor Zeiten Chef der Kanzleien Potemkins gewesen war. Der sollte s Verpflegungs-Wesen in Ordnung bringen, das allerdings sehr im gen lag. Ohne sich mit seinem Verbündeten, dem König von Preußen, zu Memel weilte, verständigt zu haben, beauftragte der Kaiser nun sen Popow, der sich bereits im Hauptquartier befand, die wirkliche Lage Dinge zu ermitteln. Für den Fall, daß sie wirklich so trostlos sei, sie der Feldherr geschildert hatte, ward Popow mit einem Schreiben s Kaisers an Bennigsen versehen, durch welches dieser General ermächtigt rde, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, jedoch nur unter der Bedingung, ß er lediglich in seinem eigenen Namen unterhandle. Popow sollte sen Brief dem General einhändigen oder nicht, je nachdem er die Lage r Dinge fände.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Dinge, die weit ßerhalb seines Gesichtskreises lagen, wurde also diesem Popow überlassen. er sah sich im Hauptquartier von lauter Kriegern umgeben, die nach ieden dürsteten, an deren Spitze noch dazu der commandirende Feldherr ber stand, und da er von militärischen Verhältnissen nichts verstand, ır es leicht, ihn glauben zu machen, daß die Lage eine hoffnungslose sei. übergab dem General Bennigsen den kaiserlichen Brief und es war n ausgemacht, daß unterhandelt werden sollte. Offenbar hatte der Kaiser hts anderes erwartet, denn ehe er noch irgend eine Nachricht von Popow halten hatte, war der General Fürst Dmitry Iwanowitsch Labanow, der fehlshaber der eben neu eingetroffenen Division, von ihm auf den puren jenes ersten Sendboten abgefertigt worden, bestimmt in das anzösische Hauptquartier zu gehen und die Unterhandlungen anzuüpfen.

Daß nicht der Minister Budberg damit beauftragt wurde, wußte an sich zu erklären, denn der war dem Kaiser seit Kurzem nicht mehr nehm. Doch befremdete die Wahl Labanows, der weder ein Diplomat ır, noch selbst ein Weltmann und am allerwenigsten ein irgend durch eist oder Kenntnisse ausgezeichneter Mann.

Im Hauptquartier glaubte man, scheint es, des Kaisers Wunsch so t wie den eigenen zu erfüllen, wenn man diesen improvisirten Diplomaten sobald wie möglich in das französische Hauptquartier abfertigte. in Augenblick wurde versäumt. Labanow war am 18. Juni bei Ben-

Digitized by Google

nigsen eingetroffen und ging schon am folgenden Tage — nur dreimal vierundzwanzig Stunden, nachdem der Kaiser Alexander die Nachricht von der Niederlage bei Friedland erhalten hatte — in das französische Hauptquartier ab. Die Morgenstunden dieses selben Tages (19.) hatten genügt, durch Parlamentäre die nöthigen Einleitungen zu treffen, und Marschall Berthier von französischer Seite als Unterhändler bezeichnet empfing den russischen General zu Tilsit, bis wohin die Franzosen vorgerückt waren, auf das Zuvorkommendste.

Labanows Auftrag war, wo möglich einen Waffenstillstand auf einen Monat zu schließen — nicht seinerseits einen Frieden vorzuschlagen, wohl aber, im Fall von Seiten Frankreichs der Wunsch ausgesprochen werde den Krieg zu beendigen, auch seinerseits zu erklären, daß der Kaiser Alexander ebenfalls zum Frieden geneigt sei. Wurde dann nach seiner Vollmacht gefragt, so sollte er sie vorlegen und die Unterhandlungen konnten beginnen.

Dahin kam es schon in den ersten Augenblicken. Berthier versicherte sofort, daß Napoleon den Wunsch hege, mit dem Kaiser von Rußland Frieden zu schließen und sich mit ihm zu versöhnen.

Alexander hatte, nicht allzu lange vorher, dem König von Preußen geschrieben: „Réunissons nous plus étroitement que jamais: restons fidèles aux principes de la gloire et de l'honneur et abandonnons le reste à la Providence —“ Er hatte noch vor Kurzem dem König gegenüber in Thränen ausgerufen: „Nicht wahr, Keiner von uns Beiden fällt allein? — Entweder Beide zusammen oder Keiner von Beiden!“ — Aber das war jetzt nicht mehr an der Zeit, so wenig als die großartige Gesinnung und die ihr entsprechenden Pläne, zu denen sich der Kaiser im Bartensteiner Vertrag bekannt hatte. Daß er diese jugendlichen Ueberschwenglichkeiten wahr machen solle, konnte niemand im Ernst verlangen, wohl aber durfte man erwarten, daß Rußland jetzt erklären werde, der Kaiser Alexander könne und werde nur gemeinsam mit seinen Verbündeten, namentlich mit Preußen, unterhandeln. Der Bartensteiner Vertrag verpflichtete ihn dazu, und selbst die Art wie Napoleons Neigung zum Frieden durch Berthier kund gethan wurde, ohne dabei Preußens und seines Königs zu erwähnen, forderte, wie man wohl sagen darf, gebieterisch eine solche Erklärung.

Doch erfolgte nichts dergleichen. Labanow antwortete auf die friedlichen Worte Berthiers, durch eine Erklärung ganz anderen Inhalts; er sprach sehr bestimmt aus, daß der Kaiser Alexander, so sehr er den Frieden wünsche, doch niemals auf Bedingungen eingehen werde, die ihn in seiner Würde verletzten, daß er noch weniger auch nur in die kleinste Schmälerung der Grenzen Rußlands willigen werde —: Worte, die verrathen, was die Russen in Beziehung auf die ehemals polnischen Provinzen besorgten.

Berthier versicherte, daß von dergleichen nicht entfernt die Rede sein

Digitized by Google

inne — darauf war Alles gut und die Unterhandlungen konnten beginnen. Doch unterlagen sie noch einem kleinen Aufenthalt, der vielleicht darin inen Grund hatte, daß man auf Seiten der Franzosen noch nicht gewiß i sein glaubte, ob der Waffenstillstand die Einleitung zu neuen Kämpfen der zum Frieden sein sollte und ob Rußland bereit sei für sich allein, etrennt von Preußen zu unterhandeln. Berthier verlangte nämlich die och unereroberten Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau als Preis des Waffenstillstands. Deren war in Labanows Instructionen nicht gedacht, : wußte nichts auf diese Forderung zu antworten und ging unverrichteter Dinge in das russische Hauptquartier zurück. Auf dem Fuß aber folgte m, noch in der Nacht zum 20. Juni, Napoleons Oberhofmarschall, Duroc, orthin, um dem General Bennigsen im Namen des französischen Kaisers i eröffnen, daß dieser bereit sei, den gewünschten Waffenstillstand zu ewähren, wenn der Kaiser Alexander ihm entweder die drei verlangten Festungen einräumen oder sofort in Friedens-Unterhandlungen eintreten wolle. Bennigsen mußte natürlich, was die Antwort betraf, an den Kaiser llexander selbst verweisen; die Botschaft aber wurde so wichtig und so rfreulich geachtet, daß niemand Geringeres als der Großfürst Constantin ie nach dem Städtchen Schawl in Samogitien überbrachte, wo der Kaiser von Rußland zur Zeit weilte; ohne Zweifel weil kaum irgend ein Anderer mit solchem Eifer zur Annahme dieser Vorschläge gerathen hätte als eben der Großfürst. Der Kaiser antwortete natürlich, daß er nicht über die reußischen Festungen zu verfügen habe, daß er aber zum Frieden bereit und der Fürst Labanow zu Unterhandlungen ermächtigt sei.

Das genügte. Nur zwei Tage später wurde ein Waffenstillstand wischen Rußland und Frankreich unterzeichnet, in dessen drittem Artikel usdrücklich festgestellt war, daß er für Preußen nicht gelte. Freilich war inzugefügt, daß mit dieser Macht ein besonderer Vertrag geschlossen werden olle, da aber nichts bestimmt war über die Bedingungen, auf die er sich zu eschränken habe und Rußland an den Unterhandlungen darüber keinen Antheil mehr hatte, war einleuchtend genug, daß Napoleon ihn ganz nach Belieben dictiren konnte. Daß Rußland den Krieg nicht fortsetzte, daß Preußen uch im Frieden preisgegeben wurde, dessen war Napoleon nunmehr in em Grade gewiß, daß er die drei genannten Festungen auch dem preußischen Unterhändler gegenüber nicht weiter forderte; er bedurfte ihrer nicht mehr. Wie bekannt, erwies sich der preußische Bevollmächtigte, der Feldmarschall Kalckreuth — einer der Führer der französisch gesinnten Partei n Preußen — in einem seltenen Grade sorglos und leichtsinnig. Er willigte darein, daß die von den Franzosen eingeschlossenen preußischen Festungen während des Waffenstillstands nicht mit Lebensmitteln versorgt werden durften und bestimmte gar nichts darüber, was aus den Besatzungen werden sollte, im Fall eingetretener Mangel während dieser Waffenruhe hr weiteres Dasein in den festen Plätzen unmöglich machte.

Digitized by Google

An demselben Tage, an dem Graf Kalckreuth diesen unglücklichen Waffenstillstand unterschrieb (25. Juni), drei Monate nach dem Bartensteiner Vertrag, am elften Tage nach der Schlacht bei Friedland, wurde der dithyrambische Freundschaftsbund zwischen Napoleon und Alexander geschlossen, der das Schicksal Europas zu entscheiden schien und doch kaum die Politik weniger Jahre bestimmte.

Es fand nämlich an diesem Tage die bekannte erste persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser auf einem Prahm mitten auf dem Memelstrom bei Tilsit statt. Von französischer Seite wird gern erzählt, der Kaiser von Rußland habe zuerst den Wunsch ausgesprochen, seinen großen Gegner persönlich kennen zu lernen. Der General-Adjutant Graf Lieven dagegen, der dem Kaiser Alexander sehr nahe stand, berichtet in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten, daß es Napoleon war, der seinen bisherigen Feind dazu einlud,*) und das ist auch schon an sich das Wahrscheinlichere; denn jedenfalls war es Napoleon, der eine staatsmännische Absicht mit dieser Zusammenkunft verband, während der Wunsch, seinen Gegner zu sehen, auf Seiten Alexanders wohl nur aus einer etwas jugendlichen Neugier hätte hervorgehen können, und entgegenkommende Schritte, die er gethan hätte, um eine solche Neugier zu befriedigen, ein kaum glaubliches Vergessen seiner eigenen Würde, selbst wie er sie verstand, voraussetzen.

Die beiden Kaiser begegneten sich auf dem Prahm, ein jeder von einigen seiner Generale begleitet; sie reichten sich die Hände und die beiderseitigen Garde-Truppen, an beiden Ufern des Stroms aufgestellt, jubelten Hurrah dazu. Dann folgte in einem Pavillon auf dem Prahm ein Zwiegespräch ohne Zeugen, aus dem Alexander als ein umgewandelter Mensch hervorging.

Nach der zuverlässigsten unter den französischen Quellen**) hätte der Kaiser Alexander das Gespräch damit begonnen, daß er alle Ursachen aufzählte, die er habe über England und dessen Regierung zu klagen! — Das sieht aus, als habe ein nicht ganz über sich selbst beruhigtes Gewissen aus ihm gesprochen, als habe er das Bedürfniß gefühlt, seinen Abfall von dem Bündniß selbst vor dem Gegner zu rechtfertigen: — Daß Napoleon ihm durchaus Recht gab und ihm in der Politik Englands einen Grund nachwies, sich mit Frankreich zu verbünden, ist nicht zu bezweifeln. Der weitere Verlauf des Gesprächs ist nicht bekannt geworden und was in französischen Schriften mit einem großen Anschein von Zuversicht als Geschichte davon erzählt wird, beruht auf Vermuthungen. Gewiß ist nur, daß Napoleon seinen Zweck vollständig erreichte und nach Allem, was dann im Lauf der

*) Bogdanowitsch II. 291.

**) Lefèbre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire, III. 102.

Digitized by Google

ächsten Tage umständlich besprochen wurde und zum Abschluß kam, dürfen ir schließen, daß er dem Kaiser Alexander glaublich zu machen wußte, er andle gegen Rußlands wahres Interesse, wenn er für die Unabhängigit der deutschen Mächte in die Schranken treten und sich für sie „aufpfern" wolle. Er wußte ihn, wenn nicht zu überzeugen, doch zu überden, daß ein Bund mit Frankreich dem russischen Reich dagegen die roßartigsten Vortheile biete —: die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa nd die unbeschränkte Befugniß, sich auf Kosten Schwedens und der Türkei ı vergrößern. Namentlich ließ sich Napoleon im Lauf der folgenden age angelegen sein, dem neuen Freunde begreiflich zu machen, daß chwedens Grenze viel zu nahe an der Hauptstadt des russischen Reichs ıhin ziehe; daß der Kaiser die Gelegenheit wahrnehmen müsse, sich Finnınds zu bemächtigen, ja in gewissem Sinn verpflichtet sei, sie zu benützen. er König von Schweden sei freilich Alexanders Schwager, aber eben shalb verpflichtet, sich der Politik Rußlands unter allen Bedingungen nzuschließen. Er verfalle verdienter Strafe, wenn er sich dessen weigere. us der Art, wie das Alles im Lauf der folgenden Tage besprochen wurde, heint hervorzugehen, daß Napoleon auch diese Saite schon in der ersten nterredung berührt hatte.

Daß der Kaiser Alexander durch ein einziges Gespräch zu einem vollıändigen Wechsel der Rolle, zu einem Uebergang von einem Pol zum nderen bestimmt wurde, setzt freilich eine große Beweglichkeit des Geistes nd Charakters, eine große Bestimmbarkeit voraus; diese aber zugegeben, ißt es sich wohl einigermaßen erklären. Die Rolle eines Schirmvogts es politischen Gleichgewichts, eines Vertheidigers der Unabhängigkeit der Staaten und Völker napoleonischer Vergewaltigung gegenüber, hatte nicht n gehofften wohlthuenden Glanz um Alexanders Person verbreitet, der m weder gleichgültig noch selbst Nebensache war; sie hatte auch sonst inen Gewinn gebracht; sie hatte nur zu Unheil und Demüthigungen führt. Sie fortzusetzen schien dem gewaltigen Genius Napoleons gegenüber ollkommen hoffnungslos und um so mehr, da Alexander das Vertrauen ı den Leuten, die auf diesen Bahnen seine Gehülfen gewesen waren, und ı ihren Fähigkeiten verloren hatte. Eine ziemlich vollständige Entmuthiıng war es ja, die den Kaiser von Rußland zu diesen Friedens-Unterandlungen bewog! — In dieser gedrückten Stimmung begegnete er dem ieger Napoleon, und dieser schien ihm zu huldigen, wie er nicht erwarten onnte, bewarb sich um seine Freundschaft, wußte sein geknicktes Selbstefühl wieder aufzurichten und eröffnete ihm auf neuen Bahnen die allerlänzendsten Aussichten. Dem Kaiser Alexander scheint zu Muthe gewesen ı sein, wie Einem, dem jetzt erst plötzlich die Augen geöffnet wurden!

Er verwandelte sich aus dem Schirmvogt des Völkerrechts in den efährten des Unterdrückers. Napoleon aber wußte die augenblickliche Stimmung des neuen Freundes mit der Schlauheit des Italieners treff-

Digitized by Google

lich zu nützen, es gelang ihm gleich im allerersten Gespräch die wirklichen Unterhandlungen nicht nur in den Kreis des persönlichen Verkehrs mit dem Kaiser Alexander zu ziehen, sondern auch auf diesen Kreis zu beschränken, indem er äußerte, sie würden sich persönlich immer leichter und besser verstehen, als ihre beiderseitigen umständlichen Diplomaten. Vielleicht fühlte sich Alexander geschmeichelt durch den Gedanken, daß Er und Napoleon, als geistige Größen einander gleichgestellt, allein, ohne irgend einen Beirath über das Schicksal Europas entscheiden sollten. Daß hier der Vortheil ganz auf Seiten Napoleons, er selbst aber, verhältnißmäßig unerfahren, einem solchen Unterhändler nicht gewachsen sei, scheint er sich nicht gesagt zu haben. Im persönlichen Verkehr der beiden Kaiser wurde Alles geregelt, so daß die der Form nach unterhandelnden Diplomaten, Talleyrand auf der einen Seite, die Fürsten Alexander Borrissowitsch Kurakin und Labanow auf der anderen, eben nur in regelrechte Formen zu bringen hatten, was unter ihren Herren und Meistern verabredet war.

Von Preußen erklärte Napoleon zu Anfang gar nicht hören, den König von Preußen gar nicht sehen, mit Preußen gar nicht unterhandeln zu wollen, denn Preußen sei gar keine Macht mehr. So schien es denn, daß das fernere Schicksal der Monarchie Friedrichs des Großen überhaupt gar nicht Gegenstand einer Unterhandlung sein und lediglich von Napoleons Belieben abhängen solle. Ernst konnte das natürlich nicht sein, aber diese Art aufzutreten beweist, daß Napoleon seinen neuen Freund schon in den ersten Stunden vollkommen durchschaut hatte. Solche Worte enthielten von neuem für den Kaiser Alexander eine gewichtige Mahnung, auf die Erklärung zurückzugehen, daß er nicht ohne Preußen unterhandeln könne oder werde; der unbefangene Sinn begreift nicht recht, wie er die eigene Würde ohne eine solche Erklärung zu wahren dachte. Erfolgte sie, so war wohl nicht denkbar, daß Napoleon auf seinem hastigen Wort beharrte, und mußte er davon zurücktreten, so ergab sich daraus, anstatt der scheinbaren Gleichstellung der beiden Monarchen, die sich in leeren Formen bewegte, eine wirkliche Gleichstellung der beiden unterhandelnden Kaiserreiche. Aber Napoleon hatte seinen bisherigen Gegner ganz richtig beurtheilt; es erfolgte auch auf diese vermessene Herausforderung nicht die Erklärung, die sich darauf gehörte; Alexander beschränkte sich auf herzbrechende Bitten zu Gunsten seines „unglücklichen" Verbündeten.

Napoleon that den auch seinem neuen Freunde etwas zu Liebe —: er empfing außer dem Kaiser Alexander auch den König von Preußen in einer zweiten Zusammenkunft auf dem verhängnißvollen Prahm. Der König blieb seiner schlichten, einfachen Haltung auch hier getreu; er bewarb sich nicht um die Gunst des Gewaltherrn Frankreichs und erinnerte, um den Krieg, den er geführt hatte, zu rechtfertigen, an ein und anderen Frevel der französischen Regierung, an die Verletzung des neutralen anspachischen Gebiets. Das wurde auch von den Russen, vielleicht in ge-

Digitized by Google

ssem Sinn nicht mit Unrecht, als ein Taktfehler gerügt. Als Antwort llte Napoleon die Politik Preußens in heftiger Rede als ein Ergebniß glischer Intriguen dar. Der König verließ auch bald wieder den Prahm d ließ die beiden Kaiser unter sich. Er und Preußen wurden von Napoleon in brutalster Weise mißhandelt, dennoch aber ist man versucht zu jen, daß Friedrich Wilhelm seine persönliche Würde besser wahrte, als : Kaiser Alexander.

Diesen Letzteren nahm nunmehr Napoleon so zu sagen ganz in Belag. Er bewog ihn nach dem von Franzosen besetzten Tilsit überzusiedeln, ein Theil der Stadt dem Kaiser von Rußland, seinem Gefolge und iem Bataillon seiner Preobrashenskischen Garde eingeräumt wurde, und unterhielt ihn mit militärischen Schauspielen, in denen dem neuen eund, den man schon ehe der Friede geschlossen war, als einen Verndeten ansehen durfte, stets von neuem gehuldigt wurde. Selbst die renadiere der französischen Garde gaben dem russischen Gardebataillon n Gastmahl, in dem die gesammte Mannschaft mit silbernen Bestecken eiste. Anfangs schien Napoleon nicht zu wollen, daß auch der König n Preußen in Tilsit hause — und veranlaßte dadurch den Kaiser lexander zu neuen Bitten. Sie blieben natürlich in so unwesentlichen ingen nicht unerhört; auch dem König und einer Compagnie seiner ruppen wurde ein kleiner Theil der Stadt angewiesen, — die Anhänger rankreichs unter den Preußen hätten ihn gern ganz dort seßhaft, außer bereich jedes anderen Einflusses als des Ihrigen gesehen — doch verweilte : stets nur einen Theil des Tages in Tilsit und kehrte jeden Abend auf is linke Ufer des Stroms zu seinen Truppen zurück. Friedrich Wilhelm h sich hier vernachlässigt, die beiden Kaiser waren fast unzertrennlich. ie speisten täglich zusammen, aber was seltsam auffiel, stets an Napoleons afel; nie bei dem Kaiser von Rußland. Offenbar regte sich der Corse Napoleon; er scheint eine Vergiftung befürchtet zu haben; ein unedles ißtrauen dieser Art lag ihm immer nahe.

Napoleon gab den heftigsten Unwillen in wenig gewählten Formen erkennen, so wie die Frage aufgeworfen wurde, ob ihm der Minister ardenberg als Bevollmächtigter Preußens genehm sei, und Alexander rieth em König von Preußen dringend nachzugeben; man dürfe Napoleon nicht zürnen! — So blieben denn die Unterhandlungen in den Händen des nzuverlässigen Feldmarschalls Kalckreuth.

Viel bedenklicher und in der That selbst durch die Ungunst der Lage icht zu rechtfertigen war, daß die preußische Regierung glaubte, dem russihen Kaiser auch noch in anderer Beziehung willfahren zu müssen. Alexander orderte die Königin Louise von Preußen auf nach Tilsit zu kommen. Sie ollte durch ihre Liebenswürdigkeit, durch den Zauber weiblicher Würde die esseren Friedens-Bedingungen für Preußen erlangen, die Alexander selbst ich nicht berufen glaubte mannhaft zu fordern. Dieser harmlose Anschlag

hatte etwas Kindliches und Kindisches; wer Napoleon irgend zu beurtheilen wußte, mußte wissen, daß dergleichen zu gar nichts führen konnte — ernsthaft wäre dagegen zu erwägen gewesen, ob die Königin gestatten durfte, daß Napoleon, nach so manchen Rohheiten, die er sich in Beziehung auf sie hatte zu Schulden kommen lassen, ihr je persönlich begegnete.

Gerade in den Tagen, während welcher zu Tilsit unterhandelt wurde, versprachen die Verhältnisse sich in mancher Beziehung günstiger für die bisherigen Verbündeten zu gestalten. Gerade jetzt zeigte sich England bereit nicht allein ausreichende Subsidien zu zahlen, sondern auch thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Schon waren 8000 Engländer auf Rügen gelandet; 20,000 andere standen im Begriff ihnen zu folgen; im Verein mit den Schweden und einem preußischen Heertheil unter dem General Blücher, hätten sie ein ansehnliches Heer gebildet, und was jetzt auch den Unternehmungen von dort aus eine gesteigerte Bedeutung verleihen konnte, war der wichtige Umstand, daß sich nun endlich auch Oesterreich geneigt erwies zum Schwert zu greifen. Der österreichische General Stutterheim erschien im Hauptquartier der Verbündeten, mit den nöthigen Vollmachten versehen.

Aber der Kaiser Alexander war so ganz verloren in die neue Freundschaft mit dem Zwingherrn Frankreichs und die glänzenden Aussichten, die sie ihm eröffnete, daß er für die Gunst der Verhältnisse, die sich bilden wollten, keinen Sinn und kein Interesse hatte. Er dachte nicht einmal daran, sie für die Bedingungen des Friedens zu verwerthen. Vielleicht dachte er dergleichen diplomatische Berechnung und Zurückhaltung stehe im Widerspruch mit dem hingebenden Vertrauen, welches die neue Freundschaft forderte! — „Der mächtige Autokrat Rußlands spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht“ — bemerkt Schladen in seinem gleichzeitigen Tagebuch — „er scheint nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen.“

Am 7. Juli schloß Rußland für sich allein, ohne Preußen, Friede mit Frankreich. Freilich war in dem vierten Artikel dieses Vertrags erwähnt, daß Napoleon aus Rücksicht für den Kaiser Alexander einwillige, dem König von Preußen einen Theil seines Ländergebiets zurückzugeben. — „S. M. l'empereur Napoléon, par égard pour S. M. l'empereur de toutes les Russies, et voulant donner une preuve du désir sincère qu'il a d'unir les deux nations par les liens d'une confiance et d'une amitié inaltérables, consent à restituer à S. M. le roy de Prusse, allié de S. M. l'empereur de toutes les Russies, tous les pays villes et territoires etc. — so lauten die ewig denkwürdigen Worte des Vertrags. Wie der menschliche Geist sich eben zu Zeiten in gar seltsame Vorstellungen verirrt, fand es der Kaiser Alexander vielleicht schmeichelhaft, daß eine solche Wendung gewählt wurde. Daß dann in dem Artikel nicht von Provinzen die Rede ist, welche der König von Preußen abtrat,

Digitized by Google

ondern umgekehrt nur von denen, die ihm zurückgegeben wurden, als habe er preußische Staat bereits aufgehört zu bestehen, und werde nun, aus Rücksicht für den Kaiser von Rußland wieder hergestellt, das war auf dem Gebiet des Völkerrechts eine Neuerung gar eigenthümlicher Art! — Daß r durch diesen Artikel seinen Verpflichtungen gegen Preußen genüge gethan abe, kann der Kaiser Alexander wohl selbst nicht gedacht haben; es wäre in gar seltsamer Wahn gewesen, denn da hier weiter gar nichts festgesetzt var, als das Maß der Abtretungen, blieb es ganz dem Ermessen Napoleons überlassen, welche Opfer er sonst noch dem preußischen Staat aufzulegen wollte; der bisherige Bundesgenosse bekümmerte sich nicht weiter arum!

Preußen verlor — abgesehen von dem bereits aufgegebenen Hannover — ie Hälfte seines Länderbestandes. Die deutschen Provinzen, die es abtreten ußte, wurden zumeist mit dem neuen Königreich Westphalen vereinigt, as mitten in Deutschland für Napoleons jüngsten Bruder Hieronymus egründet wurde — aus den polnischen wurde das Herzogthum Warschau ebildet, zu dessen nominalem Landesherrn Napoleon den Churfürsten, etzt König von Sachsen ernannte, während er selbst natürlich der eigentiche Herr blieb, ohne die Mühe der Verwaltung zu übernehmen.

Danzig wurde eine freie Stadt; eine Republik — unter dem Schutz des Königs von Sachsen und des Kaisers der Franzosen — von denen er Letztere den gewährten Schutz in dem Grade ernsthaft nahm, daß er ine starke französische Besatzung in die Freistadt legte und einen franösischen Commandanten mit der ganz willkürlich gehandhabten Regierung esselben beauftragte.

Von Rußland Opfer an Land und Leuten zu fordern hätte den Zwecken Napoleons widersprochen, da er nicht nur, ehe der Krieg eine beenkliche Wendung nehmen konnte, den Frieden herbeiführen, sondern uch an Rußland einen Verbündeten gewinnen wollte, um jede Coalition egen seine Gewaltherrschaft auf dem europäischen Festlande unmöglich zu machen. Er bat sich daher nur einige Punkte außerhalb Rußlands aus, eren Besitz für den Fall neuer Kriege wichtig werden konnte. Nur die ionischen Inseln, seit 1798 von Russen besetzt, und die Bocche di Cattaro at sich Napoleon aus. Doch wurde ihrer in dem öffentlich bekannt geachten Friedens-Vertrag nicht gedacht —: ein Beweis, daß Alexander elbst nicht gerade stolz darauf war, sie abzutreten. Außerdem verzichtete er Kaiser von Rußland auch noch zu Gunsten Hollands auf die Herrhaft Jever in Friesland, die nach dem Aussterben der Fürsten von Anhalt-Zerbst als Allodial-Erbe an die Kaiserin Katherina, ihren Sohn und ihren Enkel gekommen war. Aber Napoleon forderte diese kleinen Opfer nicht hne reichlichen Ersatz — auf Kosten Preußens zu bieten. Er bot das Gebiet von Bialystok — einen Landstrich von 206 Quadrat-Meilen mit 84,000 Einwohnern, und wie er namentlich geltend machte, eine bessere

Digitized by Google

militärische Grenze Rußlands gegen das neue Herzogthum Warschau. Der Gedanke, sich im Frieden mit dem gemeinschaftlichen Feind auf Kosten eines Verbündeten zu vergrößern, war so unerhört und befremdend, daß der Kaiser Alexander stutzte. Aber da ihm Napoleon durch die Betrachtung, daß der Bezirk von Bialystok, wenn ihn sich auch Rußland nicht aneigne, doch nicht bei Preußen bleiben, sondern das Herzogthum Warschau vergrößern werde, über alle Bedenken hinaus half, berief er sich auf die Lehre von den Vortheilen der natürlichen Grenzen, die der Kaiser der Franzosen aufgestellt hatte, um gleich ein größeres Stück von Polen und den Narew bis Sierock hinab zur Grenze zu verlangen. Doch diese Forderung wurde von Napoleon abgelehnt; zu Sierock wäre die Grenze Rußlands der Hauptstadt des neuen Herzogthums zu nahe gerückt.

Die Lehre von den natürlichen Grenzen hatte Napoleon zur Sprache gebracht, um einen Vorschlag einzuleiten, der in der That noch bedenklicher war, als alle früheren, ja geradezu ein verdächtiges Ansehen hatte. Er forderte nämlich den Kaiser Alexander auf, den Niemen bis an die Ostsee zur Grenze Rußlands zu machen und sich zu diesem Ende eines preußischen Gebiets zu bemächtigen, das nicht unter allen Bedingungen und auch wenn es sich Rußland nicht aneignete, für Preußen verloren ging, nämlich der Stadt Memel und des Landstrichs im Norden des genannten Stromes. Irgend ein kleiner Bruchtheil seiner verlorenen deutschen Provinzen solle Preußen entschädigen. Später hat Napoleon geäußert, er habe den Kaiser Alexander durch diesen Vorschlag verleiten wollen, sich vor aller Welt zu entehren, und es ist in der That möglich, daß dabei die Absicht waltete, den Kaiser von Rußland zum Gegenstand allgemeinen Mißtrauens und ihm selbst eben dadurch jede andere Politik als die des Anschlusses an Frankreich auf alle Fälle unmöglich zu machen. Glücklicher Weise entging der Kaiser Alexander dieser ihm gestellten Falle. Er lehnte nach einigem Besinnen den Vorschlag ab und bediente sich dabei in einem Brief an Napoleon (vom 6. Juli), indem er geltend machte, daß er mit der Abtretung Jevers und der Ionischen Inseln den Wunsch verbunden habe, für Preußen etwas bessere Bedingungen zu erhalten, des eigenthümlichen Ausdrucks, daß er bereit sei, auf Memel zu „verzichten". (Quant à Memel et à son territoire, je suis prêt à y renoncer.) — Worte, die errathen lassen, daß er den Vorschlag anfänglich wenigstens halb und halb angenommen hatte.*)

Auch die weiteren Artikel des Friedens-Vertrags waren nicht eben ruhmvoller. Die drei Brüder Napoleons, Joseph, Ludwig und Hieronymus, die er zu Königen von Neapel, Holland und Westphalen ernannt hatte, wurden in dieser Würde anerkannt; auch der Rheinbund wurde anerkannt und Napoleon als dessen Protector, d. h. als Gewaltherr Deutschlands.

*) Bogdanowitsch II. Anh. 43.

Digitized by Google

Königs von Sardinien, dessen sich Rußland früher mit einem so ßen Aufwand von Hochherzigkeit angenommen hatte, wurde mit keinem rt erwähnt. Daß Frankreich die Vermittelung Rußlands in seinem ist mit England, Rußland die Vermittelung Napoleons in seinen Hän- mit der Türkei annahm und die Donaufürstenthümer zu räumen prach, um die Unterhandlungen zu erleichtern, war eine leere Form, sich neben den zur Zeit geheim gehaltenen Artikeln des Friedens-trags und des Bündnisses sehr seltsam ausnimmt.

Denn schlimmer als die öffentlich anerkannten waren die geheim ge-enen Artikel des Friedens, da in diesen vor allem die Abtretung der che di Cattaro und der Jonischen Inseln festgestellt war und außerdem Kaiser Alexander Napoleons Bruder, den König von Neapel, auch als ig von Sicilien anzuerkennen versprach, wenn diese Insel erst erobert werde. Freilich unter der Bedingung, daß die alsdann aus „beiden ilien" vertriebenen Bourbons die Balearischen Inseln oder Kreta als schädigung erhielten —: Länder, über die weder Napoleon noch der ser Alexander zu verfügen hatte.

Am schlimmsten aber waren die Bedingungen des Bündnisses und xander hatte alle Ursache, sie geheim zu halten. Rußland und Frank-h, oder vielmehr Alexander und Napoleon, verbanden sich zu Schutz d Trutz; jeder Krieg in Europa, in den die eine der beiden Mächte wickelt wurde, sollte beiden gemeinsam sein. Der Kaiser Alexander trat nit eigentlich in die Reihe der Rheinbundfürsten, Rußland in die Reihe Vasallenstaaten Frankreichs; denn das war die Bedingung, die Na-eon den Mitgliedern des Rheinbunds auferlegt hatte. — Die Art der sführung sollte in solchem Fall gemeinschaftlich festgestellt, Friede nicht ers, als gemeinschaftlich geschlossen werden. — Nimmt England die sische Vermittelung nicht an oder schließt es nicht bis zum ersten No-ber Frieden, und zwar auf die Bedingung, sein Seerecht aufzugeben alle seit dem Jahr 1805 eroberten französischen, spanischen und hollän-hen Colonien zurückzugeben, um dafür Hannover wieder zu erhalten, wird Rußland erklären, daß es am ersten December die diplomatischen ziehungen zu England abbrechen werde.

Wenn England eine abschlägige Antwort gab, wie sehr bestimmt her zu sehen war und vorhergesehen wurde, wollten die Verbündeten, ankreich nämlich und Rußland, die Regierungen von Dänemark, hweden und Portugal auffordern, England den Krieg zu erklären und e Seehafen den Schiffen Englands zu verschließen; wenn eine dieser ächte sich dessen weigerte, sollte sie mit Krieg überzogen werden. War Schweden, das sich der Aufforderung nicht fügen wollte, so sollte auch inemark zum Krieg mit diesem seinen Nachbarn veranlaßt werden.

Napoleon war, wie bekannt, nachdem der Untergang der französischen

Digitized by Google

Flotte in der Schlacht bei Trafalgar, den Seekrieg unmöglich gemacht hatte, auf den seltsamen Gedanken verfallen England durch das sogenannte Continental-System zu bekriegen. Er glaubte England zu Grunde zu richten, wenn er ihm den Handel mit dem europäischen Festlande verwehrte. Zu diesem Ende hatte er in dem berühmten von Berlin am 21. November 1806 datirten Decret die britischen Inseln in Blokadezustand erklärt — während er kein einziges Kriegsschiff in offener See hatte und die Seehafen Frankreichs thatsächlich großentheils durch englische Flotten wenigstens zeitweilig blokirt waren. So weit Napoleons Macht und seine Bündnisse reichten war aller Handel und selbst der Briefwechsel mit England — selbst der Handel mit englischen Waaren — seit wie lange und wo sie auch ausgeschifft sein mochten durchaus untersagt. Alle Verbündeten Frankreichs mußten sich diesem System anschließen, das um so drückender empfunden wurde, da die Fabriken des europäischen Festlandes damals die Bedürfnisse des Welttheils nicht zu befriedigen vermochten und unter den englischen Waaren auch die sogenannten Colonial-Waaren mit einbegriffen waren, die sich nicht ersetzen ließen. Daß Rußland sich dieser Handelssperre anschloß verstand sich von selbst. Gerade dieses Reich mußte den Druck einer solchen Handelssperre besonders schwer empfinden, wenn sie eine Reihe von Jahren über aufrecht erhalten werden sollte, da die Rohproducte Rußlands ihren Markt vorzugsweise in England fanden und überhaupt nicht zu Lande ausgeführt werden konnten, weil die unmittelbar benachbarten Länder selbst Ueberfluß daran hatten und ihrer nicht bedurften. Es kam noch hinzu, daß die russische Regierung, bei dem ohnehin sehr zerrütteten Zustand ihrer Finanzen, die Zolleinnahmen eigentlich gar nicht entbehren konnte. Den neuen Ausfall zu decken, der sich ergeben mußte, wenn sie fehlten, gab es besonders für Rußland, bei dem Mangel an Credit, bei der steigenden Verarmung des europäischen Festlandes, die kaum irgendwo verfügbares Capital entstehen ließ, kein Mittel als eine gesteigerte Thätigkeit der Banknoten-Presse. Und doch war die Menge des in Umlauf gesetzten Papiergeldes bereits übermäßig; um es nur einigermaßen im Cours zu halten, bedurfte Rußland eines activen auswärtigen Handels —; der wurde nun gehemmt. Als nothwendige Folge mußte sich daraus nicht nur eine Entwerthung der Landes-Erzeugnisse ergeben, sondern auch eine weiter und weiter gehende Entwerthung der Geldzeichen, im Vergleich mit den Edelmetallen; und da nicht diese, sondern das dem Kupfer gleich geachtete Papiergeld, der amtlich anerkannte Maßstab für den Preis aller in den Verkehr kommenden Gegenstände, für den Betrag aller ausstehenden Zahlungen und Capitale war, eine fast gänzliche, durchaus unberechenbare Verschiebung und Veränderung aller Vermögens-Verhältnisse im Innern des Landes und im Verein mit der Handels-Krisis, die nicht ausbleiben konnte, der Ruin unzähliger Familien. Alles dieses unvermeidliche Unheil, das über Rußland kommen mußte, wußte der Kaiser Alexander nicht vorher

Digitized by Google

sehen; dazu fehlten ihm die Fachkenntnisse, die Einsicht in die Bedingungen ökonomischer Zustände.

Napoleon dagegen wußte wenigstens, wenn er auch sonst nicht viel n der Sache verstand, daß sein Continental-System die gewünschten lgen gar nicht herbeiführen konnte, wenn sich nicht alle Staaten Europas zu verbanden, daß wenn dies nicht geschah, wenn einzelne Staaten ßerhalb des Verbandes blieben, weiter nichts bewirkt wurde, als daß Welthandel, gezwungen neue Umwege zu suchen, um überall hinzuchen, diese Wege auch finden konnte. Deshalb mußten die einzigen aaten, die sich — abgesehen von Oesterreich und der Türkei — noch ßerhalb des Continental-Systems hielten, Dänemark, Schweden und rtugal zum Beitritt gezwungen werden.

Dänemarks konnte man gewiß sein und fügten sich die beiden anderen ht, so war das um so besser. Napoleon hatte dann den erwünschten rwand, sich Portugals zu bemächtigen und auch über dieses Reich zu nsten seiner Anhänger zu verfügen, während Rußland ihn an dem sönlichen Feinde, an dem König von Schweden rächte.

Aber welch ein Verfahren gegen unabhängige Staaten, ihnen mit walt eine verderbliche Handelspolitik aufzuerlegen, die wohl oder übel standenen, ihnen selbst jedenfalls durchaus fremden Interessen eines nderen dienen sollte! — Aber welch ein unerhörter Grund für eine Kriegsklärung war die Ablehnung einer solchen ganz unberechtigten Forderung! Welch ein Vorwand Schweden einer Provinz, der Hälfte seines Gebiets berauben, worauf es doch eigentlich abgesehen war!

Doch scheint man eine so kurz angebundene Politik nur gegen die hwachen, nicht gegen eine Großmacht angemessen geachtet zu haben, sterreich sollte nur dringend aufgefordert werden, sich den Beschlüssen der rbündeten gegen England anzuschließen.

Einen wenigstens scheinbar sehr wichtigen Theil des Vertrags bildeten nn auch die Artikel, die sich auf die Türkei beziehen. Wenn die Hohe orte, heißt es da, die Vermittelung Frankreichs nicht annimmt, oder chdem sie diese Vermittelung angenommen hat, nicht innerhalb dreier onate mit Rußland Friede schließt, werden die beiden Kaiser Alexander d Napoleon sich darüber verständigen, alle Provinzen des Ottomanischen ichs in Europa, die Stadt Constantinopel und Rumelien ausgenommen, n Joch der Türken zu entziehen. (Les deux hautes parties contracntes s'entendront pour soustraire toutes les provinces de l'empire toman en Europe, la ville de Constantinople et la province de mélie exceptées, au joug et aux vexations des Turcs.)*)

Wenige Monate früher (am 3. April 1807) hatte Napoleon persönlich n Sultan Selim geschrieben, ihm Offiziere, Waffen, was er verlange,

*) Bogdanowitsch II. 300—308.

Digitized by Google

angeboten und hinzugefügt: die gemeinschaftlichen Feinde — England Rußland — hätten ihm den Frieden unter den vortheilhaftesten Be gungen angeboten, wenn er die Bedingungen des zwischen der Kai Katherina und der Pforte (1791) geschlossenen Friedens gutheißen w er habe aber diese Zumuthung mit Entrüstung zurückgewiesen; der P müsse eine vollständige Unabhängigkeit gesichert werden. — Freilich der Sultan Selim seitdem durch eine Janitscharen-Revolution gestürzt sein Neffe, Mustapha IV. (31. Mai), an seiner Stelle mit dem Sch des Propheten umgürtet worden.

Aber auch mit der in solcher Weise verabredeten Theilung der T waren die Pläne nicht erschöpft, in denen sich die beiden Kaiser zu ergingen; Vieles, was später besprochen wurde und angeordnet we sollte, deutet darauf, daß wirklich von einem Zug nach Indien die war, der zu seiner, natürlich nicht näher bestimmten, Zeit gemeinscha unternommen werden sollte.

So waren der Friede und das Bündniß beschaffen, die Alexa mit dem Bruch früherer Verpflichtungen erkauft hatte und mit in Heimatreich zurücknahm. Ihr Inhalt war: Abhängigkeit von Frank — eine verderbliche Handelspolitik; — neue, zum Theil verderbliche ganz unberechenbare Kriege — und im Innern ein unvermeidlicher fi zieller Ruin!

Digitized by Google

Drittes Capitel.

e Zeit der Freundschaft Alexanders und Napoleons; — Veränderung des russischen inisteriums; — Araktschejew; — Speransky; — allgemeine Unzufriedenheit; — Krieg t Schweden und der Türkei; — der Congreß zu Erfurt; — der Friede mit Schweden Friedrichshamm; — Krieg mit Oesterreich 1809; — Kamenskys Feldzug an der Donau.

Bei der gänzlich veränderten Stellung, welche der Kaiser Alexander nmehr dem gesammten Europa gegenüber einnahm, konnten natürlich ne bisherigen Freunde und Minister, die Anhänger und Bewunderer nglands, nicht mehr seine Gehülfen bleiben.

Das erste Ministerium Alexanders war freilich auch während der enigen Jahre seit seiner Errichtung nicht ganz unberührt geblieben, aber e Veränderungen, die darin vorgegangen waren, hatten keinen Einfluß if den Geist geübt, der in der gesammten Regierung waltete. Die wichtste dieser Veränderungen, das Ausscheiden des Fürsten Adam Georg jartorysKi, war sogar geeignet eine größere Einheit darin herzustellen. s wurde dadurch ein Staatsmann entfernt, der zwar vorgab eines Sinnes it seinen Gefährten zu sein, in Wahrheit aber stets unter der Hand it Versuchen beschäftigt war, der Politik Rußlands eine veränderte Richng im Sinn seiner eingestandenen und seiner geheimen Pläne zu geben, ld an seine Stelle war, in der Person des Baron Budberg, ein aufchtiger Anhänger des Bündnisses mit England getreten, der keine Nebensichten hatte.

Die sonstigen Veränderungen hatten vollends gar keine weiter reichende edeutung. Selbst die auffallendste und erste nicht, die schon drei Mote nach der Errichtung des Ministeriums stattgefunden und darin benden hatte, daß an Stelle des allgemein beliebten Admirals Nicolay emenowitsch Mordwinow ein jüngerer Mann, der Admiral Paul Wassschitschagow, Seeminister wurde. Wenig später, noch im Jahr 1803, ar auch der Justizminister Derschawin ausgetreten; ein Mann, der ganz m Zeitalter Katherinas angehörte, der, wie ein russischer Geschichtschreiber ch ausdrückt, die Unerfahrenheit der Jugend mit der leidenschaftlichen Abigung eines eigensinnigen Greises gegen alle Neuerungen verband. Er

Digitized by Google

mochte sich unter seinen jungen Collegen sehr fremd gefühlt haben. Sein Nachfolger, Fürst Lapuchin, hatte auf keinerlei Bedeutung irgend einen Anspruch.

Jetzt mußten alle persönlichen Freunde, alle Jugendgefährten des Kaisers entfernt werden; alle die Altersgenossen, mit denen er bis dahin gelebt und hin und wieder auch gemeinschaftlich geschwärmt hatte. Die Trennung, die dem Anschein nach einen so durchgreifenden Abschnitt in seinem Leben machen mußte, fiel dem Kaiser bei weitem nicht so schwer als man erwarten konnte; er hatte das Vertrauen zu diesen Gefährten seiner ersten Regierungsjahre bereits verloren.*) Eben so scheint es, daß wenigstens der Eine und der Andere von denen, die bisher seine vertraute Umgebung gebildet hatten, ganz gern in eine bescheidenere Stellung zurück trat, denn sie hatten mit dem Vertrauen des Kaisers auch den Muth und, in Folge der Erfahrungen, die sie im Lauf der Jahre machten, auch das Vertrauen zu sich selbst verloren. — Der Kaiser wie seine Gefährten nämlich hatten es sich — im Bewußtsein der reinsten Absichten und befangen in jugendlicher Hoffnungsseligkeit — verhältnißmäßig sehr leicht gedacht Rußland umzugestalten und allem Unheil zu steuern. Sie hatten eigentlich geglaubt, daß mit weisen Anordnungen, die den Geist edler Menschenliebe und fortschreitender Cultur athmeten, Alles gethan sei, daß darauf hin Alles, wie durch einen wohlthätigen Zauber, in den erfreulichsten Gang kommen werde. Sie hatten, fremd in Rußland, keine Ahnung davon gehabt, welcher Art die Schwierigkeiten waren, mit denen sie zu kämpfen hatten, und wo sie lagen; keine Ahnung davon, daß der allgemeinen Unredlichkeit, dem Mangel an Pflichtgefühl und sittlichem Stolz, den die Sclaverei überall zur Folge hat und den in Rußland die schnöde Herrschaft der Tataren hervorgerufen hatte —: daß solchem durch Jahrhunderte von einer Generation auf die andere vererbten Unheil nicht durch mehr oder weniger zweckmäßige Veränderungen in dem Mechanismus der Verwaltung und überhaupt nicht von einem Tage zum anderen abzuhelfen sei. So sahen sie denn mit einer Art von Verwunderung, daß nichts besser werden wollte in Rußland; daß es in mancher Beziehung sogar schlimmer wurde von Tag zu Tage. Manche der neuen Anordnungen waren, aus Mangel an Erfahrung, unzweckmäßig gerathen, konnten kaum anders als nur zum Schein zur Ausführung kommen oder veranlaßten nur eine gesteigerte Unordnung. Betrug und Unterschleif in allen Zweigen der Verwaltung wurden schlimmer als je zuvor, da die unerfahrenen Minister die herkömmlichen Schliche der Beamten nicht kannten und in Folge ihres humanen Auftretens auch nicht gefürchtet wurden. Als dann vollends die Aufmerksamkeit der russischen Staatsmänner überwiegend durch den Krieg und die auswärtige Politik in Anspruch genommen war, ging im

*) Bogdanowitsch II. 310 u. flgde.

Digitized by Google

nern die Unredlichkeit der Beamten vollends mit einer selbst in Ruß- d kaum je erhörten Dreistigkeit zu Werke. Auch in anderen Be- hungen kam das Land den wohlgemeinten Bemühungen der Regierung ht so freudig entgegen wie man erwartet hatte; die höheren Stände, der ovinzial-Adel, drängten sich keineswegs zu den neu eröffneten Quellen Bildung; die Hörsäle der Universitäten blieben leer.

Nach solchen entmuthigenden Erfahrungen fühlten die Jugendfreunde xanders sich ohnmächtig der übernommenen Aufgabe gegenüber; dem iser aber trat die Vermuthung nahe, daß so vielfaches Mißlingen seinen und wohl in der Persönlichkeit seiner Rathgeber haben könne, die ihrer fgabe nicht gewachsen seien.

Am entschiedensten wurde ihm derjenige seiner Vertrauten entfremdet, ihm am nächsten gestanden hatte, sein Universal-Gehülfe in allen Dingen wesen war und eben deshalb von allen Feinden und Gegnern spottend s Universal-Genie genannt wurde. Nowosiltzow nämlich. Und doch war unter allen derjenige, der sich im kritischen Augenblick am offensten und lichsten benahm. Vielleicht daß er gerade durch diese Offenheit seinen ierlichen Freund unheilbar verletzte. Schon in Tilsit nämlich, als ihm r Kaiser mündlich mittheilte, daß er das Großkreuz der französischen hrenlegion angenommen habe, stellte Nowosiltzow sofort die eigene Ent- ssung als eine Nothwendigkeit dar; bekannt für seine Vorliebe für Eng- nd und ein Bündniß mit diesem Staat, könne er, als Minister, der uen Politik Alexanders und dem Bündniß mit Frankreich hinderlich sein. apoleon, der sich von ihm, Nowosiltzow, gehaßt wisse, könne kein wirkliches ertrauen zu dem Kaiser Alexander fassen, so lange er ihn in dessen Nähe d Vertrauen wisse. „Sie müssen mich wegjagen und mit Geräusch gjagen!" — mit diesen Worten schloß Nowosiltzow seine Auseinander- zungen.

Doch entließ ihn der Kaiser darauf nicht seines Amtes, aber er mied n fortan und ließ sich bald, selbst in Angelegenheiten des ihm unmittel- r anvertrauten Ministeriums, nicht mehr von ihm Vortrag halten. owosiltzow seinerseits wußte in Petersburg tadelnde Bemerkungen über n Bruch mit England und die übermäßige Dienstfertigkeit, mit der sich russische Regierung der Politik Frankreichs unterwerfe, nicht zu unter- ücken. Namentlich erfuhr der Kaiser von schneidend tadelnden Worten, e Nowosiltzow bei einem öffentlichen Festmahl gesprochen hatte, und darauf urde der Jugendfreund denn wirklich in einer Weise entlassen, die dem Wegjagen" wenigstens ziemlich nahe kam. Er erhielt ohne Umstände den schied und mußte außer Landes auf Reisen gehen. Selbst mehrere Jahre äter wurde ihm nur die verhältnißmäßig unbedeutende Stellung eines enators angewiesen.

Graf Kotschubey mußte sich ebenfalls darein ergeben, daß ihm, seiner idenden Gesundheit wegen (im November 1807), ein unbestimmter Urlaub

ertheilt wurde. Graf Stroganow hatte sich schon etwas früher in eigenthümlicher Weise aus der unmittelbaren Nähe des Kaisers entfernt. Er hatte den Feldzug in Preußen als Freiwilliger in den Kosackenschaaren Platows mitgemacht und war auf dem Schlachtfelde Ritter des St. Georg-Ordens „für Tapferkeit" geworden; da wurde er, der als Geheimerath im Civildienst den Rang eines General-Lieutenants hatte, als General-Major in die Armee versetzt.

Von den Mitgliedern des in solcher Weise gesprengten „Triumvirats" und des Kreises, der sich ihm zunächst angeschlossen hatte, behielt niemand in den Augen Alexanders eine irgend hervorragende Bedeutung, als der Fürst Adam Georg Czartoryski, dessen eigentliches Wesen und Treiben er weder zu der Zeit noch selbst viele Jahre später durchschaute. Obgleich dieser Fürst jetzt in Warschau lebte und an den dortigen Dingen, wenn auch ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, Antheil nahm — sich den Fahnen Napoleons anschloß und von dem die Herstellung Polens und die Förderung der eigenen Pläne erwartete, sah der Kaiser Alexander doch stets in ihm den Mann, durch den er früher oder später, in einer oder anderer Weise König von Polen werden sollte. In diesem Vertrauen ließ der Kaiser dem Fürsten Czartoryski auch jetzt die Leitung der Universität Wilna, aller Schulen und des gesammten Unterrichtswesens in Litthauen. Czartoryski seinerseits hütete sich wohl den Wahn, dem er einen so wichtigen Einfluß verdankte, zu zerstören; erst später, unter veränderten Umständen, hat er sich der Unredlichkeit, mit der er seines Amtes, im Auftrag des Kaisers von Rußland, aber in einem Rußland feindlichen Sinn, waltete, laut gerühmt. Zur Zeit wußte er, wie wir aus seinem Briefwechsel ersehen, den eigentlichen Charakter seiner Thätigkeit sehr wohl zu verbergen und doch in seinem Verkehr mit dem Kaiser — so oft die Umstände neue Berührungen herbeiführten — den Schein einer Geradheit und Offenheit zu wahren, die mitunter beinahe bis zur Rücksichtslosigkeit ging.

Mit dem Ausscheiden Nowosiltzows und Kotschubeys war das bisherige System internationaler Politik Alexanders beseitigt. Auch daß der Baron Budberg weichen mußte, hatte in diesem Sinn einige Bedeutung. Ob die übrigen Minister gingen oder blieben, war im Grunde ziemlich gleichgültig. Auch wurde in der That nur einer von ihnen entlassen, nämlich der bejahrte General Wäsmitinow, der seiner Aufgabe als Kriegsminister von Tag zu Tage weniger gewachsen schien, so daß schon seit längerer Zeit der General-Adjutant Graf Liewen anstatt seiner den Vortrag beim Kaiser hatte. Der Finanzminister Wassiliew war gestorben.

So blieben denn von den bisherigen Ministern nur drei an ihrer Stelle: der Admiral Tschitschagow, Sawadowsky und der Graf Rumänzow, und dieser Letztere, der das Handelsministerium behielt und das der auswärtigen Angelegenheiten dazu erhielt, trat dem Anschein nach als Hauptperson in den Vordergrund. Auch wurde er in dieser Stellung zum

hsten Rang, zu dem eines Kanzlers, befördert. In der That aber war ein ziemlich leerer vornehmer Herr und in Folge dessen nie weiter die uptperson als eben dem Anschein nach. Er vermochte wenig oder nichts r den Kaiser, der ihn übersah und durchschaute, und so hatte denn auch te wirklich absurde Vorliebe für Napoleon und ein Bündniß mit Frankh nicht den bösen Einfluß, den man ihr zur Zeit zuschrieb. Der Kaiser folgte die Bahnen der Politik, für die Rumäntzow stimmte — und ver- sie wieder, ohne daß der Kanzler irgend einen Einfluß darauf geübt te.

An Wassiliews Stelle wurde ein Geheimerath Golubzow Finanzminister, dem wachsenden Unheil, da so vieles Erschwerende neu hinzukam, noch iger zu steuern vermochte als sein Vorgänger. Kotschubey wurde als nister des Innern durch den Fürsten Alexey Borisowitsch Kurakin tzt, der einen eigenthümlichen Lebenswandel nach orientalischem Zuschnitt rte und namentlich keinem Großen des Ottomanischen Reichs nachstand, der Zahl der Kinder, die in ihm ihren Vater verehrten.

Zu gleicher Zeit aber traten zwei Männer, der eine aus verhältnißßiger Zurückgezogenheit, der andere aus dem Dunkel hervor, die einen llichen und selbst weit reichenden Einfluß auf Rußlands nächste Zukunft n sollten; zwei Männer sehr verschiedener Art: Araktschejew und eransky.

Den Ersteren hatten die Jugendfreunde des Kaisers, zu denen er in ner Weise paßte, zunächst in einiger Entfernung zu halten gewußt. ch hatte der Kaiser Alexander zu ihm seine Zuflucht genommen, als er, n vor seinem ersten Feldzug, gewahr wurde, daß die russische Artillerie einem ziemlich verwahrlosten Zustand sei. Araktschejew war Artillerist r galt dafür —: er sollte helfen. Schon im Mai 1803 ernannte ihn Kaiser zum General-Inspecteur der gesammten Artillerie, die ihm dann llich ein sehr verbessertes Material verdankte. Doch war sein Verdienst ei nur ein mittelbares, denn selbst auf diesem Gebiet waren seine Kenntе nicht von der Art, daß er die vorliegenden Probleme hätte selbständig n können. Zu solcher wissenschaftlichen Höhe wurde man, auch in ganz iellen Fachstudien, durch den Lehrcursus des Cadettencorps nicht geför-. Insofern es neue Schöpfungen galt, vermochte Araktschejew höchstens Zweckmäßigkeit der Vorschläge Anderer zu erkennen und sich fremde en anzueignen. So benützte er die Angaben und Zeichnungen eines errichteten und talentvollen Artilleristen, eines emigrirten Franzosen, mens de Barbiche, der in russische Dienste getreten war, mit einem in sehr bedingter Weise verdienten Glück. Natürlich hütete sich Araktschejew wohl, den Kaiser auf diesen Franzosen aufmerksam zu machen, dem gemäß unbeachtet in untergeordneter Stellung blieb. Außerdem r that Araktschejew mit großem Eifer was er wirklich konnte, wie kaum Anderer; er war ganz der Mann dazu, durch rücksichtslose Härte wie

durch eigene unermüdliche und unablässige Thätigkeit in Allem, was unter seiner Verwaltung stand, den Schein musterhafter Ordnung und Pünktlichkeit zu erzwingen und sogar eine wirkliche ungemeine Pünktlichkeit in allen unwesentlichen Kleinigkeiten und in der buchstäblichen Ausführung aller gegebenen Befehle, und wenn sie auch noch so verkehrt waren. — Der Kaiser war geblendet und befriedigt durch den Schein eines raschen Fortschritts der Artillerie. Sein Vertrauen zu Araktschejew stieg in solcher Weise, daß er ihm 1805 ein Commando im Felde bestimmte. Diese Ehre aber lehnte Araktschejew selbst mit dem allergrößten Eifer ab, den bebende Angst einzuflößen vermag, und da sich kein anderer Ausweg zeigte, gestand er dem Kaiser ganz unumwunden, daß er so ziemlich das Gegentheil eines Helden sei und sehr entschieden das Bewußtsein der eigenen Schwäche in dieser Beziehung habe. Er muß das wohl in sehr überzeugender Weise gethan haben, denn nie wieder ist ihm Aehnliches zugemuthet worden.

Daß der Kaiser ihn, solcher Eröffnungen ungeachtet, zum Kriegsminister ernannte, war seltsam genug, insofern dabei an irgend etwas anderes als einfache Verwaltungs-Thätigkeit gedacht wurde; denn was war in Beziehung auf die taktische Organisation, die taktische und intellectuelle Ausbildung des Heeres von einem unwissenden Menschen zu erwarten, der Kriegserfahrung weder hatte noch je erwerben konnte? — Araktschejew aber war seines Ansehens bei dem Kaiser schon in dem Grade gewiß, daß er die Bedingungen stellen konnte, unter denen er das Ministerium annehmen wollte. Er bedingte sich aus, daß Graf Liewen nicht mehr in militairischen Angelegenheiten Vortrag bei dem Kaiser haben sollte, und das wurde ihm zugestanden. Bemüht sich mehr und mehr in der Gunst des Kaisers festzusetzen, arbeitete Araktschejew fortan mit der zähesten Schlauheit daran, sie womöglich für sich allein in Beschlag zu nehmen und lauerte tückisch auf die Gelegenheit, einen jeden zu beseitigen, der ihm dabei im Wege sein konnte.

So lange der Kaiser liberalen Ansichten und europäischer Bildung huldigte, konnte das natürlich nie ganz gelingen, und so hatte denn Araktschejew zunächst in Michael Speransky einen ganz unerwarteten Nebenbuhler neben sich zu dulden, der ihn weit zu überflügeln und ganz in Schatten zu stellen drohte.

Dieser Speransky — am 1./12. Januar 1772 geboren zu Tscherkutin, einem von alten Zeiten her den Saltykows gehörigen Kirchdorf im Gubernium Wladimir — war der Sohn eines armen Landpfarrers, der, gleich den Bauern, gar keinen Familiennamen hatte. Er hieß einfach Michail Wassiliew; Michail war sein Taufname, Wassiliew bezeichnete ihn als den Sohn eines Basils und zwar in der Form, die den unteren Ständen vorgeschrieben ist. Nur der Vornehme nämlich darf, nach strengem Recht, das Patronymikon vollständig führen, sich zum Beispiel Michail Wassiliewitsch nennen, und konnte nach der altrussischen Weise als dritten

Digitized by Google

lamen ein aus dem Namen des Großvaters gebildetes Fürwort hinzu-
ügen (vergl. Beilage 9 zum zweiten Buch). — Der nachherige Graf
Speransky hieß Michail Michailow, ohne Ansprüche auf eine weitere Be-
ennung. Der Stand der Weltgeistlichen ist in Rußland beinahe zur
aste geworden. Die Leute wurden Geistliche fort und fort, von Vater
f Sohn, und sie blieben ganz unter sich, denn aus dem Stande der
ibeigenen konnte und durfte sich niemand in den der Geistlichkeit erheben,
ıd wenn je ein Edelmann diesen Beruf wählte, trat er in ein Kloster,
n von dort aus Bischof oder Abt zu werden. So mag denn die Ueber-
ferung nicht ungegründet sein, der zufolge die Vorfahren des jungen
peransky seit zweihundert Jahren Pfarrer in demselben Dorfe gewesen
n sollen. Daß er selber auch zum geistlichen Stande bestimmt sei, das
rstand sich von selbst. Das Leben aber schien auch ihm sehr wenig zu
ıtsprechen; mehr als eine Landpfarre haben seine Eltern schwerlich für
ı gehofft.

Zum Geistlichen sollte er in dem Priester-Seminar zu Wladimir
zogen werden. Ein Verwandter, ein Geistlicher Namens Bogoslowsky,
ıter dessen Obhut er dort lebte, legte dem Knaben, der ungewöhnlichen
istigen Begabung und der großen Hoffnungen wegen, zu denen er ihn
rechtigt glaubte, den Familiennamen Speransky bei, als er ihn in die
sten des Seminars eintragen ließ. Das Glück wollte dem jungen Se-
inaristen wohl; er wurde bald bemerkt und ausgezeichnet, und als von
eiten der Regierung eine Aufforderung an die Seminare in den Eparchien
ging, ihre besten Zöglinge nach Petersburg zu senden, in das höhere
eminar — die spätere geistliche Akademie — zu dem das dortige Eparchial-
eminar im Alexander-Newsky-Kloster umgestaltet worden war, befand sich
peransky unter den Auserwählten. Er trat (1790) die Reise in die
auptstadt von Susdal aus an, wohin die geistliche Bildungs-Anstalt in-
ischen von Wladimir verlegt worden war. Im Alexander-Newsky-Kloster
ırde er bald als hervorragend bemerkt und es gelang ihm, die Zuneigung
r Vorgesetzten zu gewinnen, wie die seiner Mitschüler; so zwar, daß der
etropolit von Petersburg, Gawriyl, ihn bewegen wollte in die Zahl der
önche einzutreten, um sich die Wege zu den höchsten Würden der Kirche
bahnen. Doch Speransky erkannte von dem Augenblick an, wo eine
rgeschrittene Bildung ihn befähigte und berechtigte über sich selbst zu
fügen, daß er keinen Beruf zum Geistlichen habe. Den Prälaten, die
ı kannten, schien er freilich für diese Laufbahn besser geeignet als so
ancher Andere, der sich ihr widmete, denn sein Lebenswandel war un-
elig, was man im Allgemeinen von den Zöglingen des Alexander-
wsky-Klosters zu der Zeit nicht rühmen konnte. Speransky selbst machte
ter gelegentlich eine nichts weniger als erbauliche Beschreibung von dem
sten Treiben seiner Mitschüler und ihren rohen Lebensfreuden.

Da er nicht Mönch — und Kirchenfürst — werden wollte, wurde

Digitized by Google

er (schon 1792) Lehrer der Mathematik an dem Seminar des Petersburger Klosters, wenig später auch Lehrer der Philosophie und kaum dreiundzwanzig Jahre alt, erlangte er die höchste Stellung, zu der diese Laufbahn führen konnte —: er wurde „Präfect" des Seminars, eine Stellung, mit der jedoch nur ein sehr dürftiges Einkommen verbunden war.

Eine andere Laufbahn, die ihm ein etwas besseres Auskommen sicherte, im Uebrigen aber noch weniger zu versprechen schien, öffnete ihm, wie es scheint, auch wieder der Metropolit Gawriyl. Derselbe Fürst Alexey Wass. Kurakin, den Alexander 1807 zum Minister ernannte, leitete in den letzten Zeiten der Kaiserin Katherina eine Abtheilung der Rechnungs-(Controle-) Behörde und bedurfte eines dritten Privat-Secretairs — der Metropolit empfahl seinen Schützling — und so trat denn Speransky in die Dienste des Fürsten Kurakin. Er fühlte sich ohne Zweifel reichlich versorgt in diesem Verhältniß, da er ein jährliches Gehalt von 400 Rubeln Papier erhielt und außerdem Tisch und Wohnung im Haus des Fürsten hatte. Doch war es eine Lage, aus der sich wohl kaum sonst jemand zum leitenden Minister einer Großmacht erhoben hat. Speransky hatte sie gewählt und scheint sie nicht als eine drückende empfunden zu haben, und doch würde in einem anderen Lande und zu einer anderen Zeit ein vielseitig und gründlich gebildeter junger Gelehrter Mühe gehabt haben sich in Ein und Anderes zu fügen, das sie mit sich brachte. Daß Speransky mit den beiden anderen Secretairen des Fürsten, Leuten von geringer Herkunft und Bildung, ein und dasselbe Zimmer bewohnen mußte, konnte dem in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsenen natürlich nicht anstößig sein —; aber er lebte auch im Uebrigen mit der vornehmeren Dienerschaft des Hauses, den beiden Kammerdienern, dem Bereiter, den Kammerfrauen der Fürstin — Leibeigenen und Freigelassenen —, auf dem Fuß vollkommener Gleichheit und gehörte zu ihrem Kreise. — Doch verkehrte Speransky auch viel mit dem Erzieher des jungen Fürsten, einem Deutschen, Namens Brückner, und das mag nicht ohne Einfluß auf seine weitere, namentlich seine politische Bildung geblieben sein, da dieser Deutsche, im Stillen und ohne sie zur Schau zu tragen, den liberalen Grundsätzen huldigte, von denen die französische Revolution ausgegangen war.

Der Kaiser Paul ernannte, so wie er Herr der Regierung war, den Fürsten Kurakin zum General-Procuror des Senats und Kurakin nahm Speransky mit in seinen neuen, wichtigen Beruf. Hier aber konnte ihm der geistreiche Untergebene nicht mehr als Privat-Secretair von Nutzen sein und Speransky trat daher aus dem persönlichen Dienst seines Beschützers in den Staatsdienst über. — Da es in Petersburg damals für einen jeden eine Nothwendigkeit war irgend eine amtliche Stellung zu haben, wenn auch nur der Form nach zu irgend einer Behörde zu gehören, um nicht der Menge zugezählt zu werden, hatte auch Speransky bis dahin der Form nach immer noch dem Lehrerpersonal des Seminars angehört.

Digitized by Google

zt erhielt er seinen förmlichen Abschied von dem Metropoliten, worauf dann mit dem Rang der neunten Klasse, die seinem akademischen Ma-ergrad entsprach, in den Staatsdienst trat. Von dem Augenblick an hm seine Laufbahn einen raschen Aufschwung. Schon nach drei Mo-en wurde er zur achten Klasse befördert, die damals den erblichen Adel lieh. Wie Kaiser Pauls launenhafte Gunst überall oft und schnell hielte, verlor auch Kurakin bald Ansehen und Stellung; in rascher Folge ten nach ihm Fürst Lapuchin, Bekleschow und Obelianinow an seiner elle General-Procuror, aber Speransky stand so hervorragend in der amtenwelt da, daß er unter allen wechselnden Oberen die Hauptperson ihrer Kanzlei blieb und, von allen empfohlen und gehoben, in vier hren zur Würde eines Staatsraths emporstieg. In den letzten Monaten Kaisers Paul erhielt Speransky auf die dringende Empfehlung des tgenannten General-Procurors ein Geschenk von 2000 Dessätinen — nahe eine halbe Quadratmeile — unbewohnten Landes im Gubernium ratow — und seltsam genug! der friedliche Sohn eines russischen Dorf-stlichen, der Seminarist, der wenige Jahre früher keinen Familiennamen tte, auf dem keine Familien-Ueberlieferungen west-europäischen Ritter-ums ruhten, wurde Ritter des Malteser-Ordens.

Unter dem Kaiser Alexander wurde seine Laufbahn immer bedeutender. roschtschinsky fühlte als Vertrauensmann des Kaisers das Bedürfniß einem Mann von umfassenderer Bildung und gewandterem Geist als selber war, eine Stütze zu haben und wählte Speransky dazu. Dieser rde Staats-Secretair und stand fortan in unmittelbaren persönlichen ziehungen zu dem Kaiser. Troschtschinsky verschwand sehr bald aus n Kreise der Vertrauten des Kaisers, wie das seine eigene Mittelmäßig- und vor allem seine Unfähigkeit, sich von Geist und Form der alther-rachten Verwaltungsweise loszusagen, mit sich brachte; sein Wirkungs-is wurde auf die Verwaltung der Post und des seit dem Kaiser Pau „Apanagen“ bezeichneten Theils der Kron-Domainen beschränkt. — r Speransky aber hatte sich inzwischen bereits eine neue bleibende ellung gefunden: er war Secretair des neugebildeten Reichsraths ge-rden. Der Reichsrath wurde in der bereits berührten Weise unbedeu-, das Triumvirat trat thatsächlich als eigentlicher Reichsrath an seine telle: Speransky gewann auch dadurch neues Ansehen, denn schon hatte Kotschubey zu seinem Vertrauten erwählt, der überall eintreten konnte mußte, wo die eigenen Geisteskräfte des Ministers nicht ausreichen llten. Selbst der Organisationsplan der Ministerien war Speranskys erk.

Nun kam die Zeit heran, die den merkwürdigen Umschwung in der swärtigen Politik Alexanders herbeiführte und ihn veranlaßte, sich von n Gefährten seiner Jugend zu trennen. Aber indem er sich für den edanken begeisterte, sich mit Napoleon in die Herrschaft über Europa zu

theilen und unter dem Schutz eines Bündnisses mit Frankreich die Grenzen seines Reichs auf Kosten Schwedens und der Türkei zu erweitern, wollte er doch keineswegs seinen liberalen Ansichten entsagen oder den Plan aufgeben, Rußland im Sinn dieser Ansichten umzugestalten und zu einer höheren Stufe der Cultur hinaufzuführen. Die Minister, die ihn jetzt umgaben, Leute wie Rumäntzow und Kurakin, geblendet durch den Glanz der „feenhaften" Zeit Katherinas und verloren in Erinnerungen an die damalige Herrlichkeit, konnten ihm dabei nicht von Nutzen sein; sie widerstrebten im Gegentheil, mit der Zähigkeit eines festgewurzelten Vorurtheils, jeder Neuerung. Da wurde denn Speransky, dem auch die nöthige Gewandtheit nicht fehlte und der dem Kaiser zu gefallen wußte, gleichsam der Erbe des Triumvirats, der alleinige Vertraute und Träger dessen, was wir Alexanders Ideenpolitik nennen möchten. Er wurde es um so entschiedener, da der Kaiser in ihm zu finden glaubte, was er an seinen Jugendfreunden im Lauf der Jahre vermißt hatte: nämlich die Fähigkeit, wirklich und tüchtig zu arbeiten, die Fähigkeit, die Ideen, die dem Kaiser vorschwebten, in eine Gestalt zu kleiden, die sie ausführbar machte, und sie wirklich in das Leben einzuführen — während sich aus Allem, was die früheren Minister angeordnet hatten, thatsächlich immer nur wenig ergeben hatte und niemals genau das, was man erwartete.

Der Kaiser hatte nicht unrecht, wenn er seinen neuen Günstling für fähiger und tüchtiger hielt als die Genossen des Triumvirats, denn Speransky, wohl nächst Suworow die bedeutendste Persönlichkeit, welche die russische Nationalität in neuerer Zeit aufzuweisen hat, war zwar auch weder Rechtskundiger, noch wissenschaftlicher Finanzmann, aber er besaß, neben einer kaum glaublichen Arbeitsfähigkeit, eine ganz ungewöhnlich rasche Auffassungsgabe, die Fähigkeit, sich in ganz kurzer Zeit in Gebiete des Wissens und der Thätigkeit, die ihm ganz fremd waren, hinein zu arbeiten. Da eine rasche, geniale Auffassung in Dingen, die ein ernstes und tiefes Studium erfordern, nicht durchaus genügen kann, wurde natürlich Ein und Anderes auch jetzt in mangelhafter Weise geordnet, aber die Dinge förderten jedenfalls unter Speranskys Händen, sein Thun und Treiben blieb niemals ohnmächtig und vergeblich.

So trat er denn bald an Nowosiltzows Stelle und wurde, da er das Vertrauen des Kaisers mit niemanden zu theilen hatte, viel vollständiger, als es Nowosiltzow je gewesen war, ein universeller Gehülfe des Kaisers, eine Autorität, die über allen Ministern schwebte. Die reformatorische Thätigkeit Alexanders nahm aber nun in mancher Beziehung einen anderen Charakter an als früher. Nowosiltzow, Kotschubey, Strogonow waren Anglomanen und suchten die Vorbilder zu den neuen Schöpfungen, die der Kaiser in Rußland beabsichtigte, in England —: Speransky hatte seinen Geist vorzugsweise im Studium der französischen Publicisten gebildet.

Digitized by Google

Seine Stellung war aber auch vom ersten Augenblick an eine gefähr-
rete — denn der Schüler Montesquieus und Condorcets war natürlich
en Altrussen nicht weniger zuwider als die Anglomanen des Triumvirats,
r hatte als Emporkömmling doppelt viele Feinde — und in nächster Nähe
aß ihn Araktschejew mit den feindseligen Blicken des Neides.

Die neuen Minister und das neue System hatten, zu ihrer eigenen
nd des Kaisers nicht geringer Ueberraschung, sofort die öffentliche Mei-
ung so ziemlich ganz Rußlands gegen sich. Es war seltsam; man war
Rußland mit dem Kriege in hohem Grade unzufrieden gewesen und
atte ihn als eine thörichte Aufopferung für die Fremde verurtheilt und
rwünscht —: und nun war man allgemein mit dem Frieden in einem
ch weit höheren Grade unzufrieden!

Im ersten Augenblick, inmitten der russischen Armee am Niemen,
nnte man sich darüber täuschen; das Heer jubelte dem Frieden entgegen,
oh, den lästigen, unbeliebten Krieg beendigt zu sehen, und die Offiziere
r Garde insbesondere waren geblendet durch die schmeichelhaften Auf-
erksamkeiten, die ihnen Napoleon erwiesen hatte. Im Lande aber sah
s anders aus und selbst die Armee wurde, heimgekehrt, bald von dem
Geist ergriffen, der hier herrschte, insofern sie durch ihre Bildung über-
aupt befähigt war eine Meinung zu haben und an die Zukunft zu denken,
as freilich nur in Beziehung auf einen nicht sehr zahlreichen besseren
Theil des Offiziercorps der Fall war.

Daß der Kaiser, indem er den Frieden in solcher Weise schloß und
n Verbündeten preisgab, seinem gegebenen Wort untreu geworden war,
aß Rußland sich auf Kosten dieses Verbündeten vergrößerte, das war es
icht, wogegen die öffentliche Meinung sich empörte. Man fühlte sich durch
anz andere Dinge in seinem Nationalstolz verletzt!

Ein Bündniß mit Frankreich zu gemeinschaftlicher Beherrschung Eu-
ropas war der — mitunter laut genug ausgesprochene — Wunsch einer
hr zahlreichen und sehr bedeutenden Partei in Rußland, aber man hatte
h dieses Bündniß anders gedacht; ganz anders! — So etwa, wie zur
eenhaften" Zeit Katherinas das Bündniß der Kaiserin mit Joseph II.
wesen war. Ein Bündniß, in dem die Beherrscherin Rußlands wie ein
heres Wesen dagestanden hatte, um dessen Gunst der Verbündete werben
ußte. — Rußland mußte die maßgebende, die gebietende Macht im Bunde
n, wenn er den Wünschen entsprechen sollte. — Daß Rußland sich durch
n Tilsiter Vertrag, gerade umgekehrt, dem Willen und der Politik Frank-
chs und seines Kaisers unterordnete, das wurde man sehr wohl inne,
gleich die bedenklichsten Artikel des Vertrags geheim gehalten wurden.
gehörte auch in der That kein großer Scharfsinn dazu; und diese
nterordnung war es, die den Nationalstolz, die alle Gemüther empörte,

Digitized by Google

selbst ehe man noch ihre verderblichen Folgen empfunden hatte. Sie war es in dem Grade, daß selbst die Auferstehung eines von Rußland unabhängigen Polens nur als Nebensache, nur als ein erstes Ergebniß des abhängigen Verhältnisses betrachtet wurde, dem Rußland verfallen war. Sie hätte unter allen Bedingungen den allgemeinen Unwillen erregt —: jetzt sah man in dem Herzogthum Warschau eigentlich nur den in die unbequemste Nähe gerückten Vorposten des gebietenden Bundesgenossen, bestimmt, Rußland drohend zu überwachen.

Es kam noch einiges Zufällige hinzu. In den höheren gesellschaftlichen Kreisen der russischen Hauptstadt übten französische Emigrirte, schon von der Kaiserin Katherina mit größter Auszeichnung aufgenommen, nicht unbedeutenden Einfluß. Sie waren natürlich empört über den Tilsiter Frieden und mehr noch über ein Ereigniß, das sehr leicht als eine unmittelbare Folge der eben durch diesen Vertrag geschaffenen neuen Verhältnisse zu erkennen war. Der Kaiser Paul hatte, in seinem Unmuth über Oesterreich und England, indem er sich von der Politik beider lossagte, auch den Bourbons seinen Schutz entzogen und sie aus dem früher ihnen gewährten Zufluchtsort, aus Mitau, vertrieben. Alexander hatte sie, unmittelbar nach der Ermordung des Herzogs von Enghien, so geräuschvoll wie möglich wieder dorthin eingeladen —: jetzt wurde die vertriebene Königsfamilie von neuem gezwungen Rußlands Gebiet zu verlassen; die neugeschlossene Freundschaft mit dem Beherrscher Frankreichs ließ es nicht anders zu. Die Bourbons mußten nach England wandern. So gleichgültig diese Prinzen den Russen, so wenig beliebt sie waren, sah man doch ihre unfreiwillige Entfernung nicht ohne gewaltig zu zürnen. Es war als ob sie auf einen Befehl Napoleons veranlaßt würde; man erkannte auch darin ein Zeichen der Unterordnung, eine Demüthigung Rußlands. Die Emigrirten schürten das Feuer.

Fast augenblicklich war man überall im Lande auch gegen den auswärtigen Monarchen, der dem Reich ein solches Bündniß auferlegte, feindselig gestimmt, und so ergab sich denn als unmittelbarste Folge des Tilsiter Friedens, daß Napoleon für ganz Rußland, mit Ausnahme einer sehr wenig zahlreichen Partei, der Gegenstand eines von Tag zu Tag steigenden Hasses wurde.

Die Unzufriedenheit mit der Regierung Alexanders fand dann auch in Manchem, das im Innern des Reichs vorging, sofort neue Nahrung. Als der Kaiser sich, nach der Zertrümmerung des preußischen Heeres, der Uebermacht Napoleons so gut wie mit seinen eigenen Mitteln allein gegenüber sah, ergriff ihn der Gedanke, daß die russische Armee dem Kampf nicht gewachsen sei; sie in kurzer Zeit, fast augenblicklich, nach einem großartigen Maßstab zu vergrößern, wie die Umstände forderten, das schien unmöglich —: der Kaiser verfiel jetzt, wie später, im Jahr 1812, auch wieder, auf den Gedanken, zur Vertheidigung des Reichs eine Miliz zu

Digitized by Google

den, die auf nicht weniger als 600.000 Mann gebracht werden und , nur für den Krieg verpflichtet, nach dem Krieg wieder in die Heimat lassen werden sollte. Aber wie sich das auch im Jahr 1812 wieder- te, verfiel der Kaiser auch diesmal viel zu spät auf diesen Gedanken. in scheint gar nicht berechnet zu haben, wie viel Zeit dazu gehört, in i weit ausgedehnten und dünn bevölkerten Lande auch nur die Leute alles sonstige Material zusammen zu bringen; wie viel dann vollends, sie nothdürftig zu irgend brauchbaren Soldaten auszubilden. Man ßte sich nicht zu sagen, daß die Aufgabe, ein Heer zu improvisiren, rhaupt nichts weniger als leicht, in Rußland noch größere Schwierig- en hat als anderswo. Auch war der Krieg vorbei, der Friede geschlossen, sich eben erst die ersten Anfänge dieser Miliz zu bilden begannen.

Die Milizen wurden wieder entlassen und die Unzufriedenheit eiferte n darüber, daß man dem Lande ganz unnützer und thörichter Weise, großen Kosten, gerade zur Erntezeit, 600,000 Arbeiter entzogen habe, denen man dann nichts anzufangen gewußt habe, die dann wieder lassen worden seien, ohne irgend einem Zweck gedient zu haben. Noch günstiger urtheilte die öffentliche Meinung darüber, daß die Wehr- inner eben nicht alle wieder entlassen, daß die bereits gestellten zum eil als Rekruten in die Regimenter der stehenden Armee vertheilt rden. Das, sagte man, stehe im Widerspruch mit dem Wortlaut der treffenden Verordnungen und dem gegebenen Versprechen.

Die Aeußerungen der allgemeinen Unzufriedenheit wurden so laut d schneidend, daß die fremden Diplomaten in Petersburg erschreckt rüber an ihre Höfe berichteten und der eine und der andere aus ihrer hl eine gewaltsame Veränderung in Rußland für möglich, selbst für hrscheinlich hielt.

Ein Schreiben, daß der Admiral Mordwinow um diese Zeit an den iser richtete — in unseren Tagen in einer zu London veröffentlichten ssischen Sammelschrift gedruckt — versetzt uns in Mitten der damals rschenden Stimmung. Mordwinow konnte sich mehr als ein Anderer auben, durfte mehr als ein Anderer sagen, und er war der Mann, es ch wirklich zu thun. So sagt er denn auch dem Kaiser gleich in den ten Zeilen seines Briefes, nur der Verrath könne ihm den Abgrund bergen wollen, der sich vor ihm öffne; nur die höchste Weisheit und rsicht könne Rußland retten.

„So ist denn nun endlich der Friede bekannt geworden, der so lange heim gehalten wurde," ruft Mordwinow aus; „Ihr neuer Verbündeter t sich beeilt, das Elend, das er auf unsere Häupter gehäuft hat, in den entlichen Blättern darzulegen. Obgleich das glänzende Zeitalter des hmes vorüber ist, in dem Rußland das Gesetz gab, würden doch die öhne Rußlands — obgleich sie die schönen Hoffnungen verloren haben, die sie in ihrer Jugend gewöhnt waren — lieber den letzten Tropfen

ihres Blutes geopfert haben, ehe sie sich in so schmachvoller Weise dem Joch Dessen beugten, der nichts vor ihnen voraus hat, als daß er es verstanden hat, Schwäche, Verrath und Unfähigkeit zu benützen."

Damit war der Punkt berührt, der vor allem die Russen kränkte und der entstehende Haß betont, dessen Gegenstand Napoleon wurde. Wie um den Kaiser mit der herrschenden Unzufriedenheit zu versöhnen, diese selbst in einem gewinnenden Licht zu zeigen, fügt Mordwinow hinzu, diese Unzufriedenheit zeige ihm die Gefahr und die Mittel, ihr zu entgehen; an ihr könne der Kaiser ermessen, was er von seinem hochherzigen Volk erwarten dürfe, wenn er diesem Volk erlauben wolle, mit ihm selbst den glänzenden Spuren seiner ruhmreichen Vorfahren zu folgen.

Dann erinnert Mordwinow den Kaiser an das gegebene Versprechen im Geist seiner Großmutter, der großen Kaiserin, zu herrschen — lobt die zuerst eingeführten Neuerungen — rügt dann aber, daß die Regierung bald dem Geist untreu geworden sei, in dem sie zuerst aufgetreten sei — und fügt hinzu, daß halbe Maßregeln und halber Wille überall und unter allen Bedingungen nur Unheil herbeiführen können.

Dann wird ein schreckliches Bild von dem Zustand entworfen, in den Rußland verfallen sei. Theuerung; — Hungersnoth; — verheerende Seuchen — denn auch für diese wird die Regierung verantwortlich gemacht; — Aufstände zu Astrachan und im Ural; — verderbliches Stocken des inneren und äußeren Handels; — Verödung des berühmten Jahrmarktes zu Makariew; — die Arbeiter dem Landbau durch Rekruten-Aushebungen und die Bildung der Miliz „geraubt"; — im ganzen Lande alle Stände, der Adel, die Geistlichkeit, die Kaufleute und die Ackerbauer, von dem gleichen Gefühl der Verzweiflung ergriffen; — unmäßige Vermehrung des Papiergeldes, ohne Noth; — die Finanzen zerrüttet durch zwei unglückliche Kriege; — die patriotischen Gaben des Landes verschwendet auf unnütze Dinge; — in den Hauptstädten unnütze Luxusbauten, die der Armuth in den Provinzen Hohn sprechen; — die Armee entmuthigt und erbittert, ohne erfahrene Führer; — die Flotte in einem noch elenderen Zustande. — Es scheint kein Ende abzusehen!

Mit besonderem Nachdruck wird das Schicksal der Miliz hervorgehoben; die Miliz, betrogen in ihrem redlichen, in das feierliche Wort des Kaisers gesetzten Vertrauen, sei lediglich für die Zeit des Krieges berufen und dann doch, gleich gewöhnlichen Rekruten, verwendet worden, die Regimenter des stehenden Heeres zu ergänzen.

Nicht erfreulicher sei das Bild der auswärtigen Verhältnisse. Alle Staaten, England, Oesterreich, Schweden, Preußen — die Könige von Neapel und Sardinien, die Bourbons, die Griechen, die Montenegriner, die Republik der Jonischen Inseln —: alle seien in gleichem Grade berechtigt Rußland Vorwürfe zu machen. Napoleon, dessen Macht fortwährend

Digitized by Google

ichse, werde zu seiner Zeit Rußland von neuem feindlich anfallen und ußland habe keinen Verbündeten!

Man sieht wie sich die herrschende Unzufriedenheit in ihrem Ingrimm rin gefiel, den Zustand des Reichs so schwarz wie möglich auszumalen. agt man aber, welche Rathschläge sie an die Hand zu geben wußte, wie vielfachem Unheil abzuhelfen sei, so erweist sich die Ausbeute sehr geringig. Mordwinow weiß dem Kaiser nichts zu sagen, als, er solle alle Fremden entfernen, die sich um ihn drängten — und dem Beispiel ıer erhabenen Großmutter, der weisen Katherina, folgen, sich, gleich ihr, die Arme des russischen Volks werfen; gleich ihr die russische Nationalihoch erhaben über jede andere achten, und sich vor allem auf den Adel lassen, die feste Stütze des russischen Throns!

Das war jedenfalls ein Rath, der etwas zu sehr in das Allgemeine g, um in Beziehung auf alle Schwierigkeiten der Lage zu genügen. ter den Fremden, die der Kaiser entfernen sollte, waren wohl, außer harpe und dem Fürsten Czartoryski, die sich bereits entfernt hatten, h die Anglomanen Nowosiltzow und Kotschubey zu verstehen.

Die Stimmung aber, die sich hier ausspricht, steigerte sich dann im uf der nächsten Jahre noch gar sehr, in Folge der unberechenbaren rluste und Leiden, die das Bündniß mit Frankreich und das Conıental-System über Rußland brachten. Die Unzufriedenheit, die zunächst is verletzten Vorurtheilen und verletztem Stolz hervorgegangen war, rde gleichsam nachträglich durch die Zustände gerechtfertigt, die sich jaben.

Zu dem Bruch mit England, zu dem der Kaiser Alexander sich in geheimen Tilsiter Artikeln verpflichtet hatte, gab England selbst den ünschtesten Vorwand, durch den bekannten Seeräuberzug gegen Kopengen.

Die Regierung Englands konnte leicht ermessen, daß von dem Augent an, in dem auch Rußland sich der Politik Napoleons anschloß, das wache Dänemark kaum im Stande sein werde sich eines Bündnisses Frankreich zu erwehren und daß dieses Bündniß die Seemacht Dänerks den Plänen Napoleons dienstbar machen werde. Das war für Tory-Ministerium, das, unter dem Herzog von Portland, Castlereagh Canning, seit dem März 1807 die Politik Englands leitete, ein hinbender Grund sich der dänischen Flotte zu bemächtigen und wäre es r Wahrscheinlichkeit nach für ein liberales Whig-Ministerium eben auch esen. Als Vorwand für eine Gewaltthat aber war diese Ueberzeugung sich, in ihrer wirklichen, hypothetischen Gestalt, nicht ausreichend, und man für eine beabsichtigte That solcher Art denn doch immer einen rwand haben muß, behauptete das englische Ministerium später, man

Digitized by Google

habe mit Bestimmtheit gewußt, daß ein Bündniß Dänemarks mit Frankreich bereits geschlossen sei. Auch dadurch wäre das Verfahren, das beliebt wurde, völkerrechtlich nicht gerechtfertigt gewesen, aber die dreiste Behauptung war noch dazu unwahr; England handelte auf eine bloße Voraussetzung hin. Auch wurde, damit Dänemark sich nicht, gewarnt, zur Vertheidigung vorbereiten könne, sorgfältig verschwiegen, was beabsichtigt war und unter welchem Vorwand. Eine englische Flotte unter dem Admiral Gambier auf der auch Landungstruppen unter Lord Cathcart eingeschifft waren ging Anfang August 1807 durch den Sund; niemand hinderte sie, da die Dänen sich im Frieden mit England wähnten und selbst die üblichen Begrüßungen zwischen der Flotte und der Feste Kronenburg gewechselt wurden. Ebenso hinderte niemand die Engländer eine drohende Stellung auf der Rhede von Kopenhagen einzunehmen. Nun erst trat der englische Gesandte Jackson mit den Forderungen seiner Regierung hervor: Dänemark sollte sich auf das engste mit England verbünden oder seine gesammte Flotte den Engländern ausliefern, die sie bis zum allgemeinen Frieden aufbewahren wolle. Die Gründe, mit denen Jackson diese Forderungen unterstützte, waren der allereinfachsten Art; er meinte, der Schwache müsse sich dem Willen des Starken fügen.

Die Dänen wehrten sich vom 2. bis zum 5. September mannhaft gegen den gewaltsamen Angriff, den die Ablehnung dieser Zumuthungen zur Folge hatte. Doch ist zu bedauern, daß der energische und den Umständen angemessene Vorschlag, die eigene Flotte selbst zu vernichten, der im Rath der Regierung gemacht wurde, nicht zur Ausführung kam, obgleich so ziemlich vorauszusehen war, wie der Widerstand enden mußte. Kopenhagen mußte capituliren; Stadt und Festung, Arsenal und Flotte mußten den Engländern übergeben werden, die sich dagegen anheischig machten, das Land in sechs Wochen wieder zu verlassen. Diese Zeit genügte natürlich, um das Arsenal rein auszuplündern und Alles zu vernichten, was man nicht, gleich der dänischen Flotte, mitnehmen konnte in die britische Heimat.

Darauf wurde nun wirklich, sobald die Engländer sich wieder eingeschifft hatten, ein Bündniß Dänemarks mit Frankreich geschlossen — und darauf erst erklärte endlich (am 4. November 1807) die Regierung Englands dem beraubten Dänemark den Krieg, wie es scheint, ohne gewahr zu werden, in welchem Grade sie sich selbst bloßstellte, durch dies förmliche Geständniß, daß alle bisherigen Unthaten im Frieden verübt worden seien.

Der Kaiser Alexander hatte sich schon in einem Manifest vom 7. September sehr entrüstet über das Verfahren Englands ausgesprochen und alle bestehenden Verträge mit diesem Reich für aufgehoben erklärt; ein zweites Manifest, vom 16. October, lautete noch feindseliger — und am 6. November erfolgte dann die förmliche Kriegserklärung.

Digitized by Google

Dieser Krieg blieb aber in gewissem Sinn ein einseitiger; Rußland mlich empfand ihn schmerzlich genug als Wirklichkeit und Thatsache, te aber seinerseits durchaus kein Mittel, dem neuen Gegner zu schaden. s wirkliche Ergebniß der leidenschaftlichen Handelspolitik Napoleons, sich Rußland anschloß, war, daß England, dessen Flotten alle Meere errschten, ohne Nebenbuhler im Alleinbesitz des Welthandels blieb und in diesem unbestrittenen Besitz die Rohproducte, deren es bedurfte, s anderen Welttheilen zu verschaffen wußte — während die Länder, die poleons Continental-System annehmen mußten, vom Meere und vom lthandel ausgeschlossen, in sich verarmten. Das war es, was jetzt auch ßland und zwar, aus den schon angeführten Ursachen, sogar in höherem ade als jedes andere Land — mit Ausnahme Hollands — empfinden ßte.

Der Krieg mit Schweden mußte in der gewaltsamen Weise herbei- ührt werden, die in Tilsit verabredet war. Schweden wurde von ßland und Dänemark aufgefordert dem Bunde gegen England beizu- ten und das Continental-System anzunehmen. Das hieß Unmögliches langen von dem armen Lande, das den Seehandel nicht entbehren nte und selbst sein Brot zum Theil für Eisen in der Fremde kaufen ußte. Uebrigens, da es auf Finnland abgesehen war, wäre eine zu- mmende Antwort Schwedens in Petersburg nichts weniger als will- mmen gewesen. Es war da sogar nicht unerwünscht, daß die Unvernunft nig Gustavs IV. der ablehnenden Antwort noch eine Beleidigung hinzu- te: der König sendete nämlich dem Kaiser Alexander den russischen dreas-Orden zurück, dessen Ritter er war, und erklärte dabei in amt- er Form, das Gesetz der Ehre erlaube ihm nicht einen Orden zu be- ten, den auch „Buonaparte" trage.

Rußland erklärte nicht in den herkömmlichen Formen den Krieg; r dem schwedischen Gesandten in Petersburg, Baron Stedingk, wurde ch eine Note des Kanzlers Rumäntzow (am 21. Februar 1808) mit- heilt, daß Rußland sich genöthigt sehe zu Feindseligkeiten zu schreiten, d fast in demselben Augenblick rückte ein russisches Heer — das aber m 24,000 Mann zählte — unter dem Grafen Buxhöwden in Finnland . Trotz des rauhen Klimas, das in jenen hohen Breitengraden einen nterfeldzug erschwert und leicht verderblich macht, hatte man sich aus ncherlei Gründen entschlossen, den Krieg nicht auf den Sommer zu schieben; namentlich auch weil die Festungen an der Küste, vor allen s nordische Gibraltar, Sweaborg, auf seinen Felseninseln, im Winter, f dem Eise, zugänglicher waren als bei offener See, wo sie — beson- s wenn eine englische Flotte in der Ostsee erschien — für jeden russi- n Angriff unerreichbar wurden.

Eigentlich hätte sich Schweden, bei verständiger Leitung, gar wohl in nnland behaupten können, denn es kam hier nicht sowohl darauf an,

Digitized

welche Macht den beiden kriegführenden Mächten überhaupt zu Gebote stand, als darauf, welche Macht sie gerade in Finnland in Thätigkeit setzen, das heißt in dem öden, dünn bevölkerten und armen Lande ernähren konnte. Das konnte von Seiten Rußlands immer nur eine mäßige Kriegerzahl sein, da man für die Versorgung einer russischen Armee durchaus auf den Landtransport aller Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse angewiesen blieb, dieser Transport auf sehr große Entfernungen bewirkt werden muß und die Mittel dazu — Pferde und Fuhren — in dem öden Lande nur mit großer Mühe und in beschränktem Maß zusammen zu bringen sind. Schweden dagegen hätte zum Voraus Magazine in seinen festen Plätzen aufhäufen können und im Sommer hätte es darauf rechnen dürfen, mit Englands Hülfe das Meer zu beherrschen und eben dadurch auch darauf, die Vorräthe in den Küsten-Festungen stets vermöge des leichten Transports zur See ergänzen zu können. So hätte Schweden wohl mit überlegener Macht in Finnland auftreten können.

Aber in dem übel verwalteten Reich war nichts vorhergesehen und nichts vorbereitet; es war kein Zusammenhang in den Maßregeln der Vertheidigung — und außerdem traten auch jetzt wieder Erscheinungen hervor, wie sich deren seit Karls XII. Tode wiederholt — nicht zur Ehre des schwedischen Adels — gezeigt hatten. Sweaborg namentlich wurde ganz ohne Kampf eine Beute der Russen. Der Commandant, Admiral Kronstedt, schloß am 6. April eine Convention, vermöge deren er sich verpflichtete die Festung mit allen Vorräthen zu übergeben, falls er bis zum 22. April keine Hülfe erhielt. Daß bis dahin die Schifffahrt nicht offen sein, keine Hülfe nahen konnte, das wußte natürlich der Admiral eben so gut als jeder andere Eingeborene jener nordischen Region. Noch dazu machte sich der Admiral anheischig, den Russen auch die Ruderflotte auszuliefern, die in Sweaborg überwinterte, obgleich König Gustav den Befehl gegeben hatte sie im schlimmsten Fall lieber zu verbrennen. — So seltsam das Alles ist, findet es doch seine vollständige Erklärung in einem Bericht Buxhöwdens. Der General meldet darin dem Kanzler Rumänzow, dieses Abkommen sei zwar etwas theuer zu stehen gekommen, doch seien solche Ausgaben gar nicht in Betracht zu ziehen im Vergleich mit dem Gewinn eines so wichtigen Punktes; er habe die zu außerordentlichen Ausgaben bestimmten Summen darauf verwendet.

Längst hatte ein jeder den Krieg vorhergesehen, in den Augen des Königs von Schweden aber war er ein Ueberfall mitten im Frieden, ein Bruch des Völkerrechts — und er ließ deshalb den russischen Gesandten zu Stockholm — Alopeus — und Alles, was zur Gesandtschaft gehörte verhaften. Von diesem offenbaren Bruch des Völkerrechts, der einer Strafe nicht entgehen durfte, nahm dann Alexander Veranlassung, das Großfürstenthum Finnland, durch kaiserliches Manifest, mit dem russischen Reich zu vereinigen und von dessen Bewohnern den Eid der Treue zu

Digitized by Google

ern. Darauf erst wurde endlich von Seiten Rußlands (am 16./28. rz 1808) dem König von Schweden förmlich der Krieg erklärt.

Den folgenden Sommer über war Schweden bemüht das verlorene d wieder zu gewinnen; wenig zahlreiche Heertheile beider Parteien pften in dem öden Lande mit wechselndem Glück, und der Krieg de für die Russen besonders dadurch schwierig, daß die Landbevölkerung nlands für Schweden zu den Waffen griff, sich in den unabseh- n Wäldern zusammenrottete und von dort aus einen thätigen rilla-Krieg führte. Doch gelang es den Russen schließlich die Schwe- ganz aus dem Lande zu verdrängen, und Herr desselben, bis in die e von Torneo hinauf zu bleiben.

Nur die russische Flotte im Baltischen Meer bedeckte sich unter dem niral Chanikow nicht mit Ruhm. Diese Flotte, die 18 Linienschiffe Fregatten zählte, war in der zweiten Hälfte des Juli von Kronstadt gelaufen, hatte die Gelegenheit versäumt einzelne schwedische Schiffe nehmen — und ergriff die Flucht als sie bei Hangöud der schwedischen tte begegnete. Diese bestand aus 10 Linienschiffen und 6 Fregatten, es waren noch zwei englische Linienschiffe unter dem Contre-Admiral od dazu gestoßen. Die Ueberlegenheit war eigentlich auf Seiten der ssen, denn die schwedische Flotte war unvollständig bemannt, und die mannung dann auch noch durch Krankheiten in dem Grade geschwächt, die Schiffe nur mit Mühe und langsam manoeuvriren konnten. — ch forderten die Offiziere seiner Umgebung den Admiral Chanikow ngend auf, die Schlacht anzunehmen; er aber führte einen sehr eigen- mlichen Grund an, um sie zu meiden: — „es ist heute Montag!" te er. Der Montag gilt freilich dem russischen Aberglauben für einen glückstag; da es sich aber um eine Schlacht handelte, lag hier ein Fall , in dem der Montag doch nothwendiger Weise für eine der beiden rteien zu einem glücklichen werden mußte.

Chanikow floh quer über den Finnischen Meerbusen nach der Bucht Baltischport, obgleich die schwedische Flotte nicht zu folgen vermochte, nur die beiden englischen Schiffe verfolgten. Eines der russischen ienschiffe, der Wsewolod, der schlecht segelte, blieb zurück und wurde den Engländern eingeholt; Chanikow machte einem Linienschiff und er Fregatte seiner Flotte das Signal umzukehren und dem Wsewolod Hülfe zu eilen: — sie gehorchten nicht und eilten ohne Umsehen in sicheren Bucht Schutz zu suchen. Der Wsewolod wurde nach mann- tem Widerstand von den Engländern genommen, und da er, durch vere Beschädigungen unlenkbar geworden, auf eine Sandbank gerieth, brannt. — Den Rest des Sommers blieb dann die russische Flotte in Bucht von Baltischport bloquirt.

Der Admiral Chanikow wurde durch den Spruch eines Kriegsgerichts n gemeinen Matrosen degradirt. Der Capitain des Linienschiffs aber,

Digitized by Google

der den Befehl dem Wsewolod zu Hülfe zu eilen nicht befolgt hatte, ein Mann, den ein englisches Kriegsgericht unfehlbar zum Tode verurtheilt hätte, der wurde später, durch die Gunst des Fürsten Menschikow, Admiral und Seeminister.*)

Auch die russische Flotte, die unter dem Admiral Siniäwin im Mittelländischen Meer nicht ohne Erfolg thätig gewesen war, ging verloren, doch nicht in unrühmlicher Weise. Sie mußte natürlich das Mittelländische Meer verlassen, so wie der Krieg Rußlands mit England erklärt war. Siniäwin suchte in die russischen Häfen der Ostsee zurück zu gelangen, mußte aber unterwegs in dem Hafen von Lissabon eine Zuflucht suchen. Portugal war zur Zeit von den neuen Verbündeten, den Franzosen, besetzt, Siniäwin wollte aber dennoch den Hafen von Lissabon als einen neutralen angesehen wissen, und nahm eben deshalb, trotz aller dringenden Aufforderungen des Befehlshabers der Franzosen, des Generals Junot, keinen Antheil an den Kämpfen, die sich entspannen, als die Engländer ihrerseits die französische Herrschaft in Portugal angriffen und besiegten. In Folge dieser klug bewahrten Haltung gelang es dem russischen Admiral — im September 1808 — mit dem englischen, Sir Willoughby Cotton, eine Convention zu schließen, deren Bestimmungen gemäß die russischen Schiffe im Tajo den Engländern unter der Bedingung übergeben wurden, daß Rußland sie bei dem Abschluß des Friedens zurück erhalten sollte. Offiziere und Mannschaften wurden frei nach Rußland entlassen.

Der Krieg Rußlands mit Persien, der zu gleicher Zeit fort und fort geführt werden mußte, blieb in Rußland selbst fast unbeachtet über so viele wichtigere Dinge, die Führung des Kriegs an der Donau aber wurde bei weitem mehr, als in früheren Zeiten je geschehen war, durch den wechselnden Gang der europäischen Politik beeinflußt.

Wie enthusiastisch die neue Freundschaft zwischen Alexander und Napoleon auch sein mochte, sollte sie doch nicht lange ungetrübt bleiben, und man muß gestehen, daß Napoleon, ganz abgesehen von ernsten und wesentlichen Dingen, selbst in den Formen des Verkehrs keineswegs darauf bedacht war, etwa sorgfältig zu meiden, was sie stören konnte. Es scheint fast, als habe in Napoleons Geist das Verlangen der Welt immerdar zu zeigen, daß jede Regung seines Willens unbedingt Gesetz sei, und entscheide was recht und unrecht ist; das Verlangen seinen Verbündeten so gut wie den besiegten Feinden den Fuß nicht fühlbar nur, sondern auch recht sichtbar auf den Nacken zu setzen, jede Rücksicht der Klugheit überwogen.

Wie laut und geräuschvoll hatte sich der Kaiser Alexander über die

*) Handschriftliche Nachrichten.

Digitized by Google

...mordung des Herzogs von Enghien geäußert! — Und nun war der ...te Gesandte, den Napoleon nach hergestelltem Frieden an den russischen ...f sendete, niemand anderes als der General Savary, der die Ermordung ... Ort und Stelle, im Schloß zu Vincennes, in solcher Weise geleitet ...tte, daß man ihn den unmittelbaren Mörder des unglücklichen Prinzen ...nnen muß. Eine seltsame Wahl, aber gewiß nicht ohne Absicht ge...ssen. Eine ärgere Demüthigung für den Kaiser Alexander ist kaum ...lbar als die, daß er diesen Menschen an seinem Hof empfangen und ...ar mit Auszeichnung behandeln mußte. Als dann später Savary ab...ufen wurde, trat Caulaincourt als Gesandter Frankreichs an seine ...telle. Caulaincourt, der auch bei jener Mordthat betheiligt war, der ... dazu hatte brauchen lassen, jenen vom Kaiser Alexander mit Recht so ...eng verurtheilten Bruch des Völkerrechts zu begehen und den unglück...chen Prinzen mitten im Frieden auf fremdem Gebiet zu verhaften, um ... den anderen Schergen Napoleons auszuliefern, die dann das Uebrige ...ch dem Willen ihres Herrn getreulich vollbrachten. Ob der Kaiser ...lexander die Beleidigung, die in diesen Ernennungen lag, als solche em...mden hat, können wir nicht wissen. Zeigen konnte er natürlich nicht, ...ß er sich beleidigt fühlte, wenn er nicht sofort wieder das Schwert ...ehen wollte zu ritterlichem Kampf, und so behandelte er denn auch ...eide, Savary und Caulaincourt, mit der größten Auszeichnung.

In den höheren gesellschaftlichen Kreisen der russischen Hauptstadt ...gegen wurden die beiden Vertreter Frankreichs mit eisiger Kälte auf...nommen. Doch bezog sich die allgemeine Zurückhaltung, der sie begeg...ten, nicht eigentlich auf ihre persönliche Vergangenheit, nicht auf die ...sen Erinnerungen, die an ihren Namen klebten, und noch weniger ging ... aus dem Bewußtsein hervor, daß in ihrer Ernennung eine Beleidigung ...r den Kaiser von Rußland liege: — jeder andere Gesandte Napoleons ...ürde in derselben Weise empfangen worden sein. Die Haltung der ...etersburger vornehmen Welt, diesen Vertretern Frankreichs gegenüber, ...ar einfach der Ausdruck der herrschenden feindseligen Stimmung gegen ...apoleon, und bei weitem mehr noch der Unzufriedenheit mit der eigenen ...egierung, die eigentlich dieser Stimmung zum Grunde lag. Sie war ...n Act der Opposition, dessen sich die russische Aristokratie unter einem ...rengen Herrn gewiß sehr geflissentlich enthalten hätte, den man sich aber ...laubte, weil Alexander nicht gefürchtet war. Sie war insofern charak...ristisch.

Napoleon erfuhr übrigens diese Ungunst der in Rußland herrschen...n Stimmung nicht blos durch seine Gesandten, sondern auch in eigener ...erson. Der Graf Peter Alexandrowitsch Tolstoy gefiel sich darin als ...ssischer Gesandter in Paris, nicht sowohl die russische Regierung und ...inen Kaiser zu vertreten, als eben diese in seinem Heimatlande herrschende ...Stimmung. Obgleich von Napoleon mit größter Auszeichnung aufge-

Digitized by Google

nommen, verhehlte er seine Feindschaft nicht, und suchte vor allem die Gesellschaft der in der Vorstadt St. Germain hausenden Legitimisten.

Doch hätten alle die kleinen und kleinlichen gesellschaftlichen Reibungen die sich auf diese Weise ergaben, wohl wenig zu bedeuten gehabt, wenn nicht sehr bald offenbar geworden wäre, daß dieses Bündniß, für das Rußland seine naturgemäße Handelspolitik und damit seinen innern Wohlstand zum Opfer gebracht hatte, von Seiten Napoleons nicht unbedingt redlich gemeint sei; daß der Kaiser der Franzosen namentlich seinen Freunden, den Russen, die versprochene Beute keineswegs ohne Einschränkung gönnen wollte. Zwar, daß der Kaiser Alexander Finnland eroberte, damit war Napoleon in der That vollkommen einverstanden; er forderte sogar zu großer Energie in dieser Richtung auf; das war ein Mittel seinen persönlichen Feind, Gustav IV. von Schweden, den er selber nicht erreichen konnte, empfindlich zu strafen, und der Besitz des öden, armen Landes, konnte die Macht und Bedeutung Rußlands nicht wesentlich steigern, wenn auch Schweden mit seiner Grenze, seiner drohenden Stellung in der Nähe der russischen Hauptstadt, den letzten Rest seiner europäischen Bedeutung verlor.

Anders an der Donau, wo sich Rußland nicht in der zu Tilsit versprochenen Weise redlich von Frankreich unterstützt sah.

Der General Guilleminot, als französischer Gesandter nach Constantinopel und an die Donau gesendet, hatte es freilich schon wenige Wochen nach dem Tilsiter Frieden dahin gebracht, daß (am 24. August 1807) zu Slobodseia — bei Giurgewo — ein Waffenstillstand geschlossen wurde der bis zum 3. April 1808 währen sollte, angeblich um Raum für Unterhandlungen zu gewinnen. Aber die Bedingungen waren von der Art daß der Vermittler die Pforte, nicht Rußland begünstigt zu haben schien, obgleich in seinen Instructionen ausdrücklich zu lesen war, daß er den Russen in Allem behülflich sein solle. Auch äußerten die russischen Diplomaten, daß es ohne den Vermittler aller Wahrscheinlichkeit nach besser gegangen wäre.

Die Bedingungen waren nämlich, daß die russischen Truppen innerhalb fünfunddreißig Tagen aus den Donau-Fürstenthümern zurückgezogen werden sollten. Die Türken blieben im Besitz der drei Festungen — Giurgewo, Brailow und Ismail — die sie auf dem linken Ufer inne hatten, nur mußten sie sich verpflichten, keine Truppen in das Innere der Moldau und Walachei vorgehen zu lassen, und mit Mühe erlangte man daß sie versprachen, während des Waffenstillstandes auch gegen die Serben keine Feindseligkeiten zu üben. Dagegen sollte auch die Insel Tenedos den Türken wieder eingeräumt werden, und die russischen Bevollmächtigten verstanden sich dazu, daß selbst die durch Siniäwin und Greigh in rühmlichen Gefechten eroberten türkischen Schiffe zurückgegeben werden sollten.

Solche Bedingungen waren allerdings eine eigenthümliche Einleitung

Unterhandlungen, durch welche die Pforte bewogen werden sollte, die nau-Fürstenthümer abzutreten; — die sogar, im Fall der Sultan und Diwan sich dessen weigerten, eine gänzliche Theilung des europäischen iets der Ottomanischen Pforte einleiten sollten. Das war nicht was i in Petersburg gewünscht und erwartet hatte! — General Meyendorf, als ältester im Rang den einstweiligen Befehl übernommen hatte, da helson während der Unterhandlungen gestorben war, sollte zunächst em-den, wie wenig sein Kaiser mit diesem Abkommen zufrieden war. Er t sich verpflichtet, den Vertrag ohne Weiteres zu ratificiren und die timmungen desselben sofort und redlich auszuführen, und ließ die rus-jen Truppen unverweilt den langen, beschwerlichen Rückmarsch von der nau bis an und über den Dniestr antreten. Ein so naives Verfahren de natürlich von der russischen Regierung in solcher Weise mißbilligt, Meyendorf sich Glück wünschen mußte, einfach seinen Abschied zu er-ten. Ein Mann, der im Stande war zu glauben, es könne mit der umung der von den Russen in der Moldau besetzten Festungen, Cho-, Bender, Akerman, solche rücksichtslose Eile haben, war offenbar weder Feldherr noch als Diplomat zu brauchen.

Der Kaiser ernannte nun den sechsundsiebzigjährigen und sehr fälligen Fürsten Prosorowsky, der zu gleicher Zeit zum Feldmarschall fördert wurde, zum Befehlshaber seines Heeres in den Donau-Fürsten-ümern, und dieser neue Feldherr — der in so hohen Jahren zum ersten al selbständig an der Spitze einer Armee stand — durfte den Waffen-llstand nur unter beschränkenden Bedingungen bestätigen. — Der Still-nd sollte nicht bis zum folgenden Frühjahr währen, überhaupt nicht f bestimmte Zeit geschlossen sein. Rußland wollte es in seiner Macht ben, ihn jederzeit zu kündigen, und befugt sein, die Feindseligkeiten fünf-ddreißig Tage nach erfolgter Kündigung wieder zu beginnen. Auch die berten Schiffe wurden nicht zurückgegeben; das wäre, wie der Kaiser inte, gegen die Ehre der russischen Waffen gewesen.

Da die Türken in keine Aenderungen des Waffenstillstands-Vertrags lligen wollten, und in Folge dessen nur eine thatsächliche Waffenruhe stand, wurde eben keine der verabredeten Bedingungen erfüllt, und es rstand sich von selbst, daß die russischen Truppen in der Moldau und alachei blieben.

Die Unterhandlungen aber, die zu Paris geführt, dem russischen eich wenigstens zu dem Besitz dieser beiden Fürstenthümer verhelfen soll-n, schienen nicht zu fördern, nicht einmal wirklich und im Ernst zu be-nnen. Napoleon hatte dem Kaiser Alexander noch zu Tilsit mündlich rsichert, daß er die Räumung der Donau-Fürstenthümer nicht im Ernst ndern werde; es liege ihm nicht daran (qu'il n'y tenait pas); man nne die Ausführung zunächst in die Länge ziehen, um ihr schließlich anz zu entgehen (qu'on la trainerait en longueur pour s'en dispenser).

Digitized by Google

Dennoch ließ er der russischen Regierung und dem Kaiser jetzt durch eine ausführliche Note und durch seinen Gesandten Savary auseinander setzen, daß der förmliche Abschluß des Waffenstillstandes, und folglich die versprochene Räumung der Fürstenthümer unerläßlich seien, um zu den Unterhandlungen zu gelangen, die Frankreich vermitteln solle. So lange die Hohe Pforte nicht die Vermittelung Frankreichs entschieden ablehne, sei es eine Ehrenpflicht Frankreichs, ihr eine hülfreiche Hand zu reichen.

Einen gab es unter den Russen, den auch alle diese Dinge nicht störten in der Befriedigung, die ihm das Bündniß mit Frankreich gewährte. Das war der Kanzler Rumäntzow. Alles was der Art zur Sprache kam, war ihm zufolge Nebensache, unbedeutende Dinge, über die man sich eben verständigen müsse und auch könne, wenn man nur über die Hauptsache, die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa und die Theilung der Beute einverstanden sei. Das übrige Europa kam dann gar nicht in Betracht. Der Cynismus, mit dem er sich in diesem Sinne aussprach, konnte so wenig überboten werden, als die Flachheit der Ansichten, von denen er ausging. Man mußte sich gegenseitig offen aussprechen und dem Kaiser der Franzosen in allen Dingen zu Willen sein, das war nach Rumäntzows Meinung das Mittel dieses werthvolle Bündniß auch russischer Seits auf das vollständigste auszubeuten. Daß dieses Bündniß in Rußland nichts weniger als beliebt war, das wußte Rumäntzow sehr wohl; er führte es gegen Savary als Grund an, weshalb Frankreich der russischen Regierung gewähren müsse, was sie bedürfe, um ihre Politik vor dem eigenen Lande zu rechtfertigen. Weiter störte es ihn nicht in seinen Ansichten.

Der Kaiser Alexander aber wurde verstimmt und nahm nun wahr, was er bis dahin nicht zu sehen schien, nämlich daß Napoleon die Bedingungen des Tilsiter Friedens nicht erfüllte; daß seine Truppen die preußischen Provinzen nicht zu den festgesetzten Fristen räumten —: ein in Rumäntzows Augen sehr gleichgültiger Umstand!

Rußlands Botschafter in Paris, Graf Tolstoy, mußte an die nicht erfüllten Punkte des Friedens-Vertrags erinnern, sowie an das Versprechen der russischen Regierung zu dem Besitz der Moldau und Walachei zu verhelfen, und that es seiner persönlichen Stimmung gemäß, nicht in den versöhnlichsten Formen. Napoleon antwortete, in Person und mündlich, stets nicht sowohl ausweichend als ablehnend: seine Truppen behielten die brandenburgischen Marken und Schlesien nur als Pfand für die rückständigen Contributionen besetzt — und auch die russischen hätten ja nicht, wie man versprochen, die Donau-Fürstenthümer verlassen.

So schienen die Dinge sich schon wenige Monate nach dem Tilsiter Frieden einem neuen Bruch zwischen Rußland und Frankreich zuzuneigen, und doch erfolgte noch einmal eine unerwartete Wendung; eine enthusiastische Erneuerung des Seelenbündnisses, das die beiden Kaiser

Digitized by Google

hand. Sie bedurften vor der Hand noch Einer des Anderen, keinem Beiden wäre ein Bruch zur Zeit gelegen gekommen. Rußland wollte, es sich auf etwas Weiteres einließ, in Besitz der Länder gelangen, die der Friede versprochen hatte, den Preis gewinnen, um den es Preußen die frühere hochherzige Politik Alexanders aufgegeben hatte. Napoleon llte Spanien und Portugal zu einer Domaine seiner Familie machen bedurfte bald, in Folge des mächtigen Aufstandes, der dort ausbrach, Friedens an der Weichsel, um seine Heere in den Ländern der rischen Halbinsel verwenden zu können. Da es Napoleon war, der ntlich durch seine zweideutige Haltung die herrschende Spannung hergerufen hatte, wußte er sich auch zu sagen, daß die Verhältnisse eben wieder ihm die Aufgabe stellten, eine neue Wendung zu nehmen, um zu Tilsit geschlossene Freundschaft neu zu bestätigen. Bestimmt, theils ch die Kämpfe, die er selbst muthwillig in Spanien hervorgerufen hatte, als durch das Mißtrauen, mit dem er die in Oesterreich betriebenen stungen zu der Zeit schon beobachten mußte, besann sich Napoleon mlich plötzlich darauf, daß er nur dem Sultan Selim gegenüber Verichtungen übernommen, nur ihm eine hülfreiche Hand zu reichen verrochen habe, nicht aber dem Nachfolger, den eine That der Gewalt an ner Stelle erhoben hatte. Als ob eine solche Serail-Revolution irgend was an der politischen Lage Europas und an der Bedeutung des türschen Reichs in ihr geändert hätte. Napoleon kam zu dem Schluß, daß aller Verpflichtungen gegen die Pforte ledig sei, und zeigte sich von uem, wie zu Tilsit, geneigt, sie den Russen preis zu geben.

Die beiden Kaiser beschlossen sich von neuem in persönlichem Verkehr er ihre eigenen Pläne und das Schicksal Europas zu verständigen, und furt war der Ort, der zu diesem Ende ausersehen wurde. Alexander d Napoleon verweilten dort vier Wochen (vom 17. September bis 14. ctober 1808). Man hat diese berühmte Zusammenkunft einen Congreß nannt, aber mit Unrecht, denn wenn auch Könige in Menge (nämlich sämmtlichen Rheinbund-Könige) und Diplomaten in noch größerer nzahl anwesend waren, bildeten alle diese Herren doch nur einen Theil s Schaugepränges, das die Scene zu einer glänzenden machen sollte. ie waren gleichsam Attribute Napoleons, bestimmt seine Größe und lacht dem staunenden Publikum anschaulich zu machen. Mit zu reden tten sie weiter nicht, sie brauchten nicht einmal um tactvolle Antworten rlegen zu sein, denn sie wurden um nichts gefragt. Unterhandlungen hwebten nur zwischen Alexander und Napoleon.

Die Franzosen verweilen gern bei dem Glanz der dortigen Feste d scheinen zu übersehen, daß Napoleon in manchen der Anordnungen, rch die er sich selbst zu verherrlichen strebte, und in manchem Wort, s er sprach, den etwas gemeinen Uebermuth des Emporkömmlings verth. Es ist als ob ihnen selbst der Sinn für jene wahre gute Lebens-

Digitized by Google

art fehlte, die aus dem Adel der Gesinnung hervorgeht. Unseres Berufs ist es nicht, hier weiter auf die theatralische Ausstattung der Scene einzugehen, wenngleich auch diese Aeußerlichkeiten für die Charakteristik der Zeit und der Menschen keineswegs ohne Bedeutung sind.

Der Kaiser Alexander erschien von seinem Bruder dem Großfürsten Constantin, ein Paar vornehmen Herren seines Hofs, dem Kanzler Rumäntzow und zwei in verschiedener Weise bedeutenden Männern, Speransky und dem Fürsten Alexander Nikolayewitsch Galitzyn, begleitet. Speransky's große Rolle war im Beginnen; Al. Nik. Galitzyn war zur Zeit von allen Jugendgefährten Alexanders der einzige, der noch in vertrauten Beziehungen zu ihm stand. Außerdem begleiteten den russischen Kaiser auch zwei Franzosen: Caulaincourt und der Marschall Lannes. Er hatte nämlich den König von Preußen unterwegs in Königsberg besucht; dann war er zu Bromberg, auf polnischem Boden von einem französischen General, der da den Herrn vom Hause spielen durfte, eben dem Marschall Lannes, glänzend empfangen worden, er hatte diese Huldigungen mit anmuthigster Liebenswürdigkeit angenommen und es anscheinend sehr gern gelitten, daß der Marschall ihn auf der ferneren Reise begleitete.

Napoleon kam fast unmittelbar von Thaten her, die jedenfalls kaum weniger verwerflich waren als selbst die Ermordung des Herzogs von Enghien, und in mancher Beziehung sogar ein noch unehrenhafteres Ansehen hatten. Er hatte kaum vier Monate vor der Zusammenkunft in Erfurt die spanische Königsfamilie nach Bayonne gelockt, angeblich um den wüsten Hader zu schlichten, der in diesem Hause herrschte — und eben diesen Hader als Vorwand gebraucht, um auch diesen, ihm verbündeten Zweig der Bourbons der Krone zu berauben, die er dann seinem schwachen Bruder Joseph verlieh, ohne ihn zu fragen. — Doch da man nicht mit Napoleon brechen wollte, glaubte der Kaiser Alexander auch dieser Ereignisse wegen nicht den Ausdruck herzlicher Freundschaft und staunender Bewunderung mäßigen zu sollen, den er seinem Verbündeten entgegen trug.

Dann äußerte sich Napoleon, so sehr er in dem Augenblick des Friedens mit Rußland bedurfte, doch zu Erfurt wieder weit weniger willfährig in Beziehung auf die Interessen seines Verbündeten, als er zu Tilsit gewesen war. Die Demüthigung Gustavs IV. von Schweden war ihm zwar jetzt erwünscht wie früher, — anders aber verhielt es sich nun wieder in Beziehung auf die Verhältnisse im Orient. Einer Theilung der Türkei wurde nur noch in ablehnender Weise erwähnt; wenn der Kaiser Alexander und die russischen Staatsmänner darauf zurückkommen wollten, wurden ihnen von Seiten der Franzosen die unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen gehalten, die eine so tiefgehende Veränderung im Orient unmöglich machten. Selbst die Vereinigung der Donau-Fürstenthümer mit Rußland mußte, wie Napoleon meinte, auf eine spätere Zeit verschoben werden, um den europäischen Frieden nicht unmöglich zu machen.

Digitized by Google

England dieser Erwerbung nicht zustimmen werde. — Als ob die ge diese Fürstenthümer betreffend, nicht sehr unbedeutend gewesen wäre, Vergleich mit Napoleons eigenen dynastischen Plänen in Spanien! Als ob nicht diese Pläne eben das gewesen wären, was den euro- chen Frieden unmöglich machte, gleichviel was Nebensächliches an der nau vorging!

Rumäntzow konnte nachweisen, daß die englische Regierung — aller- gs vor dem Abschluß der Tilsiter Verträge — in Beziehung auf die naufürstenthümer und ihre Eroberung von Seiten Rußlands, die digsten zustimmenden Versicherungen gegeben hatte, so daß hier kein übersteigliches Hinderniß des europäischen Friedens vorliegen konnte.

Dann meinte Napoleon, die Ansprüche Rußlands seien allerdings ründet; sowohl die Thatsache der Eroberung, als der Anspruch auf tschädigung für die im Kriege gebrachten Opfer, berechtigten Rußland Moldau und Walachei zu fordern. — Er aber könne diese Forderung ht unterstützen; er müsse das gute Vernehmen mit der Pforte zu erhal- suchen, um nicht die vielen Franzosen, die sich in den Provinzen des tischen Reichs niedergelassen hätten, Gefahren auszusetzen. Daneben r und im Widerspruch mit diesen Andeutungen, schienen gelegentlich nz andere Dinge aufzutauchen. Der französische Minister Champagny ß sich gegen Rumäntzow vernehmen, Napoleon sei in die Nothwendig- t versetzt von Oesterreich „einen Küstenstreif am Adriatischen Meer" verlangen — natürlich um eine unmittelbare Verbindung zwischen lmatien, das im Besitz Frankreichs war, und Napoleons italienischem ich herzustellen. Zu diesem Küstenstreif gehörte nothwendiger Weise iest, das jedoch nicht ausdrücklich genannt wurde. Oesterreich könne Kosten der Türkei entschädigt werden. — Dergleichen konnte der sischen Regierung nicht erwünscht sein! Rumäntzow ließ es nicht daran len nun seinerseits die Gefahr solcher Pläne auseinanderzusetzen, unfehlbar einen europäischen Krieg hervorrufen müßten. Seine Gründe ren es wohl nicht die Napoleon bewogen die Sache fallen zu lassen. anien, und immer wieder die Rücksicht auf Spanien, gebot für den genblick Zurückhaltung und Vorsicht, so weit er deren überhaupt ig war.

Nicht weniger als diese Winkelzüge war auch in dem persönlichen nehmen Napoleons gar manches wohl dazu angethan die zur Schau ragene Freundschaft zu erschüttern. Er bemühte sich zwar liebens- rdig zu sein, dann aber auch wieder konnte er das Verlangen nicht ähmen, in dem Bewußtsein der eigenen Machtfülle zu schwelgen und auch äußerlich rücksichtslos zur Anschauung zu bringen, indem er seine iumphe in mehr als trivialer Weise feierte. Dies Verlangen überwog ihm nicht selten jede Rücksicht der Klugheit. Daß er auf dem Schlacht- de von Jena eine Hasenjagd veranstalten ließ und den Prinzen Wilhelm

von Preußen dazu einlud, war eine Befriedigung rohen Uebermuths, di[e] er sich glaubte ganz ohne Gefahr gewähren zu können; Anderes aber mußte befremden, auch wenn man seinen eigenen Maßstab an die Ding[e] legte. Er war nach Erfurt gekommen, um den Kaiser Alexander wieder ganz zu gewinnen —: da war es gewiß nicht gut berechnet, daß er fran-zösische Regimenter, die aus Preußen nach Spanien im Marsch waren, bei Erfurt die Revue passiren ließ, daß er sich dabei von einzelnen Sol-daten, die ihm vorgestellt werden mußten, in Gegenwart des Kaiser[s] Alexander ihre Heldenthaten gegen die Russen, mitunter romanhafte Ge-schichten von unzähligen erschlagenen russischen Kriegern, von eroberten russischen Fahnen und Geschützen, erzählen ließ und sie dann mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnte.

Der Großfürst Constantin, der seiner selbst keineswegs immer Herr war, entfernte sich, um einen Artilleriepark in der Nähe zu betrachten —: der Kaiser Alexander dagegen ertrug die peinliche Scene mit musterhafter Ergebung, zeigte überhaupt seinen Unmuth in keiner Weise und fehlte in keiner Weise gegen das, was Klugheit zur Pflicht machte, wenn einmal das Bündniß mit Frankreich aufrecht erhalten werden sollte. Man könnte eher fragen, ob er nicht in der entgegengesetzten Richtung zu weit ging, nicht auf Kosten der eigenen sittlichen Würde etwas mehr that als, streng genommen, nothwendig war. So namentlich, als die französischen Schau-spieler Voltaires „Oedipe“ vor „einem Parterre von Königen“ aufführten und von der Bühne herab der bekannte Vers gesprochen wurde:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux“

Alexander aber diese Worte auf Napoleon und sich selbst anwendete und sich geräuschvoll und enthusiastisch von dieser erhabenen Wahrheit durch-drungen zeigte. Das war, wenigstens nach der Meinung der Ernsten unter den Zeitgenossen, zu viel.

Das Ergebniß dieses Congresses zu Zweien war ein neuer — am 12. October 1808 unterzeichneter — Vertrag, durch den Napoleon seinem Freunde neue Fesseln anzulegen suchte. Das Tilsiter Bündniß wurde darin erneuert und bestätigt; nur gemeinschaftlich wollte man mit den gemeinschaftlichen Feinden Frieden schließen. Gemeinschaftliche Unterhand-lungen sollten mit England eröffnet und das sogenannte uti possidetis, der augenblickliche Besitzstand, als Grundlage der Friedensbedingungen vorgeschlagen werden. Dabei wurde aber, wie gleich die nächsten Artikel zeigten, nicht mehr und nicht weniger vorausgesetzt, als daß Joseph Bo-naparte im Besitz Spaniens sei und der Kaiser von Rußland in dem Finnlands sowohl als der Donau-Fürstenthümer. Denn diese zunächst folgenden Artikel — der 5. und 6. — erklärten es für eine unerläßliche Bedingung des Friedens, daß England das Eigenthumsrecht Rußlands an die Moldau, die Walachei und Finnland anerkenne und Joseph Bo-naparte als König von Spanien und Indien.

Digitized by Google

Damit verpflichtete sich Alexander eigentlich zu einem endlosen Krieg t England, im Dienst Frankreichs. Denn daß England Spanien, die mischen Besitzungen jenseits des Weltmeeres und alle Mittel eine See- icht herzustellen, die sie bieten konnten, jemals der Herrschaft Frank- chs und namentlich eines napoleonischen Frankreichs werde verfallen jen, das lag in der damaligen Weltlage jenseits aller Möglichkeit. Es te die vollständigste Besiegung Englands voraus. Die Gegenseitigkeit Verpflichtungen aber, die der Vertrag feststellte, war in diesem Fall z illusorisch, da von Seiten Rußlands keine solche in das Unermeß- e gehenden Forderungen vorlagen.

Napoleon hätte in der That gern die gesammte Macht Rußlands nen Zwecken unmittelbar dienstbar gemacht; wenigstens verfügte der rtrag weiter, daß die Kaiser — wenn der Versuch, mit England eden zu schließen, fruchtlos blieb — wieder zusammen kommen llten — „innerhalb eines Jahres" dans un délai d'un an, fügte exander eigenhändig hinzu — um die gemeinschaftliche Kriegführung berathen, in der dann die gesammte Macht beider Reiche eingesetzt rden sollte.

Mit überraschender Unbefangenheit erklärte Napoleon zugleich, wie nig er seinerseits geneigt sei etwas für Rußland zu thun. Die russische egierung mußte sich verpflichten, die in Beziehung auf die Donau- ürstenthümer getroffenen Verabredungen zunächst geheim zu halten, näm- h bis man eine Antwort Englands diesen Punkt betreffend erhalten habe. ann sollte Rußland versuchen, die Pforte auf dem Wege gütlicher Unter- ndlungen zur friedlichen Abtretung dieser Lande zu bewegen, zugleich er sagte sich der französische Kaiser von der Vermittelung los; er wollte chts thun, um die Pforte zur Nachgiebigkeit zu stimmen; im Gegentheil llte mit zartester Rücksicht Alles vermieden werden, was die freundschaft- hen Beziehungen Frankreichs zu dem Reich des Sultans stören konnte, mit die Ottomanische Pforte nicht etwa zu einem Bündniß mit England e Zuflucht nehme. Auch von jeder Theilnahme an dem Türkenkriege, Fall er fortgesetzt werden mußte, sagte sich Frankreich los; nur wenn n Oesterreich mit den Waffen zu Gunsten der Pforte einschritt, wollte h Napoleon für Rußland zu den Waffen greifen. — Der geheime tikel des Tilsiter Vertrags, der eine Theilung der europäischen Türkei Aussicht stellte, wurde aufgehoben. Die beiden Kaiser verbürgten jetzt, Gegentheil, der Hohen Pforte den Besitz aller ihrer Lande, mit Aus- hme der Moldau und Walachei.

Endlich beschlossen die beiden Kaiser auch — was, mit der 1812 be- gten Politik Rußlands verglichen, ein gewisses Interesse der Seltsamkeit — die bewiesene Redlichkeit und Standhaftigkeit des würdigen Königs Dänemark zu belohnen, indem sie ihm eine Entschädigung für die

Digitized by Google

erlittene Unbill verschafften und ihm zum Voraus alle Eroberungen zu sprachen, die er in dem gemeinschaftlichen Kriege machen konnte.*)

Unmöglich konnte ein Mann von so feinem Geist, wie der Kai Alexander war, in dem Augenblick, wo er diesen auf Schrauben gestellte geheimen Vertrag unterschrieb, über dessen Werth getäuscht sein! — W weit er ihm wirklich nachzukommen gedachte, nachdem die lockenden Au sichten, die ihn zu Tilsit bezaubert hatten, zerstoben waren wie ein Tra das ist sein Geheimniß geblieben! — Vor der Hand zeigte er sich wi fährig und entgegenkommend, wie es sein Freund und Verbündeter n wünschen konnte. So auch Oesterreich gegenüber.

Napoleon hatte, schon acht Wochen früher (an seinem Geburtsta den 15. August), den österreichischen Gesandten zu Paris, Grafen Mette nich, inmitten der festlichen Versammlung in den Tuilerien, die der Ta mit sich brachte, in heftigen und drohenden Worten zur Rede gestellt der Rüstungen wegen, die Oesterreich allerdings nach einem sehr großen Maß stab eifrig betrieb. Auch war Oesterreich nicht zu dem Congreß geladen worden, Metternichs Anwesenheit hatte Napoleon sich sogar ausdrücklich verbeten. Da erschien anstatt dieses Staatsmannes General Vincent in Erfurt als zuschauender Vertreter Oesterreichs, als Ueberbringer eines höflichen Briefes seines Landesherrn an den französischen Kaiser und beauf tragt mit beruhigenden Erklärungen in Beziehung auf die Rüstungen, w man sie in solchen Fällen zu geben pflegt. Napoleon empfing ihn ab sehr ungnädig und lärmte, schalt und drohte unter heftigen Geberden in seiner bekannten ziemlich rohen Weise.

Der Kaiser Alexander, der sich verpflichtet hatte auch gegen Oester reich für Napoleon in das Feld zu ziehen, wenn der habsburgische Kaiser staat als Englands Verbündeter zu neuem Kriege schritt, zeigte sich beflissen den Frieden und Napoleons Herrschaft in Deutschland sicher zu stellen für die Zeit, die der französische Heereszug nach Spanien erforderte. Es mußte ihm wirklich daran liegen, daß Alles ruhig blieb; er sendete deshalb den Fürsten Alexander Bor. Kurakin an den österreichischen Hof und ließ dort (zu Presburg am 10. und 11. October) erklären, daß er, beseelt von dem Wunsch, die Ruhe in Deutschland zu erhalten, seinen Freund, den Kaiser Napoleon, zu friedlichen Absichten bewogen habe, für die er selbst sich verbürgen könne. Jedem möglichen Zwist vorzubeugen, möge Oesterreich Rußlands Vermittelung annehmen. Dergleichen war nicht abzulehnen. Als dann aber Kurakin weiter mittheilte, die Pacification Spaniens sei die Grundlage aller weiteren Vorschläge und nichts könne entschieden werden, so lange nicht Joseph Buonaparte von Oesterreich als König von Spanien anerkannt sei — erklärte sich der habsburgische Hof außer Stande in solcher Weise vorzugehen, um die spanische Dynastie der

*) Bogdanowitsch II. 379.

Digitized by Google

je getragenen Krone zu berauben. Merkwürdiger Weise äußerte sich österreichische Regierung, damals unter Stadions Leitung, bei dieser genheit im Sinn sehr weit gehender liberaler Anschauungen, die später, Metternichs Zeiten, auf das allerentschiedenste von ihr verleugnet wurdenen sich auch der Kaiser Franz für seine Person, gewiß nur mit rstem Widerstreben und dem stillen Vorbehalt, sie seiner Zeit wieder Vergessenheit zu bringen, für den Augenblick hingeben konnte. Als nd der ablehnenden Antwort wurde nämlich angeführt, daß man den nich der spanischen Nation nicht kenne, die zu befragen sei; man sei t abgeneigt, der Wahl dieser Nation zuzustimmen, wolle ihr aber keine hl vorschreiben.*)

Inzwischen aber hatte Napoleon sich eines Anderen bedacht; wahrinlich weil der Augenblick nicht geeignet schien die Dinge auf die Spitze reiben, erklärte er nun — ohne daß irgend eine weitere Veranlassung i vorgelegen hätte — (12. October) seinen Rheinbund-Vasallen schrift-, der Brief des Kaisers von Oesterreich und Vincents Erklärungen, nders aber die bereits begonnene Ausführung der gegebenen Verchen von Seiten Oesterreichs — (d. h. die angebliche Einstellung er Rüstungen) hätten ihn vollkommen beruhigt. Der König von Bayern rde bedeutet, daß er seine Truppen, die bereits in Lagern vereinigt nden, wieder in ihre Friedensgarnisonen entlassen könne. Doch durfte ei ein drohender Wink nicht fehlen. Der König von Bayern erhielt demselben Brief die Weisung, durch seinen Gesandten in Wien erklären lassen, daß die Truppen des Rheinbundes „und seines Protectors" smal wieder eine feindliche Haltung annehmen würden (seront remises situation hostile), sowie in Oesterreich ungewöhnliche Rüstungen tfänden.**)

In eigener Person aber schrieb der angeblich beruhigte Napoleon eich (am 14. October), um in Wien den gehörigen Schrecken zu veren, dem Kaiser von Oesterreich als Antwort, einen Drohbrief von eindringlichsten Derbheit. Er erinnerte daran, daß es in seiner Macht nden habe, die österreichische Monarchie ganz zu vernichten, und fügte u: „Was Eure Majestät sind, sind Sie mit meinem Willen (ce que M. est, elle l'est de mon aveu), ein Beweis, daß unsere Rechnung lossen ist, und daß ich meinerseits nichts weiter von Ihnen verlange." „Aber Eure Majestät muß nicht (ne doit pas) wieder in Frage n, was fünfzehn Kriegsjahre entschieden haben; muß (elle doit) Maßregel verbieten, die Veranlassung zum Kriege werden könnte" — zuletzt unbedingt gebietend: „Eure Majestät enthalte sich (que V. M.

*) Häusser, Deutsche Geschichte, III. 246.
*) Gagern, Antheil an der Politik, I. 178.

s'abstienne) jeder Rüstung, die mich beunruhigen oder eine Diversion Gunsten Englands machen könnte."

Wie in dem neuen Vertrage festgestellt war, und an eben dem Ta an dem er unterzeichnet wurde, richteten Alexander und Napoleon ei gemeinschaftlichen Brief an den König von England, um ihn zu Un handlungen über einen allgemeinen Frieden aufzufordern. Einen Er konnten sie sich unmöglich davon versprechen, da sie beide ihren Plän der Eine in Spanien, der Andere in Finnland und an der Donau, n entsagen wollten. Die beiden Kaiser thaten diesen Schritt wohl nur, der Welt sagen zu können, sie hätten das Mögliche gethan, den Frie herbeizuführen, um die Fortsetzung des endlosen Krieges dem selbstsü tigen Eigensinn des „perfiden Albions" zur Last zu legen — besonder aber um die innige Verbindung der Beherrscher Frankreichs und Ruß lands vor aller Welt recht sichtbar zur Schau zu tragen und der gesammten europäischen Menschheit dadurch zu imponiren. Darum schrieben die Kaiser auch nicht gleichlautende Briefe, sondern einen gemeinschaftlichen, den sie auf einem und demselben Blatt nebeneinander unterschrieben.

Allerdings äußerte sich Napoleon, als ob er einen wirklichen Erfo erwarte und den Frieden für möglich halte. Wenn der „Aufstand" Spanien energisch niedergeschlagen, Englands Heer vom Boden der rischen Halbinsel vertrieben und die Ruhe dort im Lande hergestellt werde England ohne Verbündete, wahrscheinlich an einem Erfolg des gesetzten Kampfes verzweiflen und sich zum Frieden bequemen: — voraus gesetzt freilich, daß nicht Rußland durch unvorsichtig verrathene Ansprü an der Donau dem König von England in der Person des Sultan einen neuen Verbündeten zuführe! — „Die Nachricht, daß eine solche Mach — die Ottomanische Pforte nämlich — „sich seinen Interessen anschlie müßte Englands Ansprüche steigern." (La nouvelle survenant en Angle terre qu'une telle puissance entrait dans ses intérêts devait la rendre plus exigeante.) So belehrte Napoleon seinen Minister Cham pagny. Eben deshalb müßten Rußlands Forderungen vor der Han geheim gehalten werden; erst wenn man Englands Wort für den Friede habe, wenn England nicht mehr zurücktreten könne, dürften sie la werden. Aber es war doch leicht zu durchschauen, zu welchem Ende Alles gesagt wurde!

Ganz der auch sonst von Napoleon angenommenen Redeweise ent sprechend, wurde in dem gemeinsamen Schreiben der Kaiser vorausgesetzt, daß der Krieg nur durch blinde Leidenschaft von Seiten Englands ver längert werde, denn der König Georg III. wird aufgefordert, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben und die der Leidenschaft schweigen zu lassen. Nebenher wird dann aber auch angedeutet, daß England in der That ein noch größeres Interesse habe, Friede zu schließen, als selbst die anderen Mächte, da der fortgesetzte Kampf nur zu seinem Schaden aus

n könne; der lange und blutige Krieg auf dem europäischen Festlande beendigt und könne nicht erneuert werden. (La guerre longue et ;lante qui a déchiré le continent est terminée sans qu'elle puisse enouveler.) Viele Veränderungen hätten in Europa stattgefunden, ;olge des Unbehagens, in das die Sperre des Seehandels die größten er versetzt habe, noch größere Veränderungen könnten sich weiter ergeben, ;aus zum Schaden Englands. (De plus grands changements peuvent ıre avoir lieu, et tous contraires à la politique de l'Angleterre.) So war denn schließlich England schuld an allen gewaltsamen Ver:rungen, die in Europa vorgegangen waren! — Fast noch seltsamer ste sich, in dem Augenblick wo Napoleon zur Heerfahrt nach Spanien brach, um erlittene Unfälle zu rächen, und das Verhältniß zu Oester: ein sehr gespanntes geworden war, die gewagte Behauptung ausmen, daß ein neuer Krieg auf dem Festlande außer aller Möglichkeit liege.

Zur Sache schlugen dann die beiden Kaiser wie verabredet war — t in ihrem eigenen Brief, wohl aber in einem Begleitschreiben mäntzows an den englischen Minister Canning — Unterhandlungen Grundlage des in der schon erwähnten eigenthümlichen Weise verenen, eben bestehenden Besitzstandes vor.

Rumäntzow, der sich gern in einer pomphaften und leeren Großredei erging, erklärte in seinem Schreiben zugleich, Alexander erwarte, ß der König von England die Redlichkeit und Hochherzigkeit (grandeur) es entgegenkommenden Schrittes werde zu würdigen wissen; dieses ritttes, den er nicht der Schwäche zuschreiben könne, der ein Ergebniß innigen Verbindung (l'union intime) der beiden größten Monarchen sei.

So weit war Alles ziemlich unbedingt nach Napoleons Wunsch gegen, in einer Beziehung jedoch wollte es ihm nicht so gut gelingen. r Kaiser der Franzosen wünschte sich einen Sohn und vielleicht mehr h eine Verwandtschaft mit einem der alten und großen Regentenhäuser ropas. Schon war sein Entschluß gefaßt sich von Josephine Beauharnais trennen, deren Hand ihm einst den Feldherrnstab und den Anfang es Glücks zugebracht hatte. In der damaligen Weltlage aber konnte nur an eine russische Prinzessin denken; er hätte gern Alexanders ne und geistreiche Schwester, die Großfürstin Katherina gewählt. Da ein Mann des alten Hofs mit einer Unterhandlung so zarter Natur aut werden konnte, war es Talleyrand, der dem Kaiser von Rußland von sprechen mußte.

Hier zeigte sich nun aber daß Alexander zwar wohl die Freundschaft es großen Mannes als das schönste Geschenk der Götter ansah, nicht r die Verwandtschaft mit ihm. Er war natürlich sehr durchdrungen i der Ehre, die Napoleon ihm selbst und seinem Hause erweisen llte, aber er verwies an seine Mutter; er herrsche in Rußland — in r Familie aber walte seine Mutter, die Kaiserin-Wittwe. Daß er

Digitized by Google

die Hoffnung hinzufügte, in einer zukünftigen Zeit werde sich eine erwünschte Verbindung vermitteln lassen, ergänzte die abschlägige Antwort in der höflichsten Form. Wie die herrschende Stimmung in Rußland war, hätte er kaum wagen können eine andere zu geben.

In einer Beziehung hatte übrigens auch der Kaiser Alexander ein Mißlingen oder doch wenigstens einen sehr unvollständigen Erfolg zu beklagen. Nämlich als Vertreter Preußens. Die Gewalt der Umstände hatte in Preußen eine veränderte Lage der Dinge herbeigeführt. Daß Napoleon seine Truppen fast ganz aus den preußischen Provinzen zurückzog ergab sich von selbst, da er diese Schaaren in Spanien brauchte. Doch wollte er auch jetzt nicht einfach die Bestimmungen des Tilsiter Friedens erfüllen; er erzwang vielmehr einen neuen, für Preußen sehr lästigen Vertrag, der feststellte, daß Preußen die zu Tilsit versprochene Räumung des Landes durch eine neue nachträgliche Kriegssteuer von 140 Millionen Franken erkaufen mußte. Diese Summe wurde für den Betrag der Rückstände ausgegeben, die Preußen noch auf Kriegssteuern, auf die Verpflegung der französischen Heere im Lande schulde. Das war aber ein der Sache nach unwahres Vorgeben, die Summe war eine ganz willkürlich festgesetzte und geforderte, denn Napoleon hatte seinem Bevollmächtigten Daru ausdrücklich befohlen, er solle so rechnen, daß Preußen ihm jedenfalls einhundert und fünfzig Millionen schuldig bleibe.

Für diese neuen Millionen behielt nun Frankreich die Festungen an der Oder — Stettin, Küstrin und Glogau — als Pfand in Besitz; die französischen Besatzungen mußten von neuem auf Kosten Preußens unterhalten und außerdem den Franzosen sieben Militair- und Etappen-Straßen durch das preußische Gebiet bewilligt werden.

Alexander hatte zu Königsberg versprochen, sich um eine Erleichterung dieser drückenden Bedingungen zu bemühen; erlangte dann aber zu Erfurt nichts weiter, als daß die geforderte Summe um — zwanzig Millionen Franken ermäßigt und daß etwas günstigere Zahlungs-Termine zugestanden wurden. Auch sollte Preußen selbst dieses geringen Gewinnes nicht umsonst froh werden, da der Kaiser Alexander auf dem Congreß, wo so Vieles zu besprechen war, das Rußland näher berührte, diese Angelegenheit etwas nebensächlich behandelt zu haben scheint. — Ein Umstand konnte dabei allerdings auffallen und ist auch mehrfach gerügt worden. In einem geheimen Artikel des Tilsiter Friedens — der aus sehr nahe liegenden Gründen auch später nie bekannt gemacht worden ist — war angeblich verabredet, daß Preußen einen Bezirk seiner alten Lande mit 400,000 Einwohnern zurückerhalten solle, im Fall die hannöverschen Lande mit Frankreich vereinigt würden. Der Fall war nun eingetreten, die hannöverschen Lande waren mittelbar mit Frankreich — unmittelbar nämlich mit dem Königreich Westphalen — vereinigt worden. — Der Kaiser Alexander erklärte nun gegen Ende des Congresses, wie berichtet wird,

Digitized by Google

ɜ von freien Stücken, daß er auf die Erfüllung dieses Versprechens ɪen Werth lege.*)

Daß Napoleon dieser Verabredung nicht nachkommen wolle noch ɗe, war sehr leicht zu erkennen, und an Ausflüchten konnte es nicht ·en. Da mochte es Alexander für geboten, durch Rücksichten der Klug-, halten und selbst der Würde Rußlands angemessener sich in diesem ın auszusprechen, anstatt sich eine ablehnende Antwort geben zu lassen. ɕh, wenn wirklich keine Aufforderung, keine bestimmte Veranlassung sich ɜusprechen vorlag, hätte es wohl genügt, die Sache mit Stillschweigen übergehen.

Die beiden Kaiser trennten sich — am 14. October — unter überwenglichen und enthusiastischen Freundschaftsbezeugungen. Napoleon ieb, überzeugt, daß er früher oder später einen Entscheidungs-Kampf t Rußland kämpfen müsse — Alexander ein Gefühl von Mißtrauen d Feindschaft im Herzen, das er trotz aller Vorsicht doch hin und wieder unbewachten Augenblicken verrieth.

Der gemeinschaftliche Brief, den die beiden Kaiser an Georg III. gehtet hatten, führte zu einem Schriftwechsel ohne alle politische Bedeung, der aber doch für den Kaiser Alexander etwas Peinliches haben konnte.

Der Brief selbst blieb natürlich unbeantwortet, doch wurde dies in m Antwortschreiben Cannings an Rumänzow (vom 28. October) entuldigt. Der König könne nicht antworten, weil die in dem Brief geauchten Titulaturen — Napoleons Kaisertitel nämlich — von Seiten ıglands nicht anerkannt seien. Uebrigens werde man sich beeilen, die ɹschläge Frankreichs und Rußlands den Verbündeten König Georgs, n Königen von Schweden und Portugal und „der spanischen Regierung" ɜutheilen. Der Kaiser Alexander könne sich unmöglich verleiten lassen, e Usurpation gut zu heißen, die in ihrem Princip nicht weniger unecht sei, wie als Beispiel gefährlich für die rechtmäßigen Souveraine.

Diese letztere Bemerkung war zwar in dem übrigens gleichlautenden hreiben Cannings an Champagny weggelassen, doch ereiferte sich Naleon natürlich nicht wenig über den Inhalt. Sein Minister mußte rauf (18. November) vor allem mit großer Schärfe seine Verwundeng darüber aussprechen, daß man die „spanischen Insurgenten" zu den iedens-Unterhandlungen zuziehen wolle; was man in England wohl zu n Vorschlag sagen würde, auch die Rebellen in Irland zur Theilnahme ɜufordern, zu denen doch auch Frankreich in Beziehungen stehe. Die ɛtheiligung der mit England verbündeten Könige wollte zwar Napoleon ht ablehnen, aber da er zwei von ihnen früher ihrer Kronen verlustig

*) Häusser III. 247.

erklärt hatte, mußte Champagny auch jetzt vermeiden sie als rechtmä[ßige] und anerkannte Landesherren bei ihren herkömmlichen Titeln zu nenn[en]; sie wurden als die Könige bezeichnet, die — gleichsam nur thatsächlich, o[hne] Recht — in Brasilien (nicht in Portugal), in Schweden und in Sicil[ien] regieren. (Les rois qui règnent au Brésil, en Suède et en Sicile.)

Seltsamer Weise hatte Rumäntzow — von Paris aus — sch[on] zwei Tage früher dem Minister Englands schriftlich erklärt, daß man [die] mit England verbündeten Könige „ohne Schwierigkeiten" (sans difficulté) auf dem Friedens-Congreß zulassen werde, nicht aber Bevollmächtigte [der] spanischen Insurgenten.

Da Napoleon sich über den Grafen Tolstoy beklagt hatte, war näm[lich] der Kanzler Rumäntzow selbst an dessen Stelle als einstweiliger Bo[t]schafter Rußlands nach Paris gegangen, wo er dann später durch den unbedeutenden Fürsten Alexander Bor. Kurakin abgelöst wurde.

Mit solchem Eifer trat die russische Regierung für die „Rechte" ein, die Napoleon durch die in der allbekannten Weise zu Bayonne herbei[ge]führten Verträge erworben hatte. Dieselbe Regierung, die sich nur wenig Monate früher mit so großer Strenge über den im Vergleich damit harm[]losen, beinahe kindlich unschuldigen Raubzug der Engländer nach Kopen[]hagen ausgesprochen hatte. In wiefern dem Kaiser Alexander dabei wohl zu Muth sein mochte, ist nicht bekannt geworden; Rumäntzow fühlte si[ch] in diesem Treiben ganz in seinem Element.

Den Schluß dieses unerquicklichen Schriftwechsels machten zwei Schre[i]ben Cannings an Champagny und Rumäntzow (vom 9. Dec. 1808). Gegen Frankreich erklärte die englische Regierung darin, daß sie nie eine[r] Usurpation zustimmen werde, der sich im Lauf der Weltgeschichte nichts vergleichen lasse. Der Kaiser Alexander mußte sich sagen lassen, man se[i] erstaunt zu sehen, daß er den europäischen Frieden herbeizuführen denke, indem er zuvörderst die Sache Spaniens und der legitimen Monarchie verlasse. Der König von England habe gehofft, Eröffnungen, die von der russischen Regierung ausgingen, würden im Gegentheil eine Bürgschaft gewähren, daß eine so ungerechte Bedingung nicht vorgeschlagen werden könne; man wisse sich nicht zu erklären, welcher Zwang den Kaiser be[]stimmt haben könne, das Recht anzuerkennen, das Frankreich sich beilege, rechtmäßige Könige abzusetzen und gefangen zu halten; wenn der Kaiser von Rußland seine Ehre und seine Macht einsetze, um solche Grundsä[tze] zu unterstützen, könne der König von England die verlängerten Leiden des Kriegs nur der Verweigerung eines gerechten und ehrenhaften Frie[]dens zuschreiben.

So trat England schon damals, unter Cannings Leitung dem Kaiser von Rußland als „conservative" Macht, als Vertreter und Schirmvogt der Legitimität gegenüber.

Napoleon beschränkte sich übrigens nicht auf die an die österreichische

gierung gerichteten Drohbriefe, um sich für die Zeit seiner Heerfahrt ch Spanien in Deutschland sicher zu stellen. So wie der Congreß zu furt beendet, und der Kaiser Alexander fern, eine unbequeme persönliche örterung nicht mehr möglich war, bestand er darauf, daß der leitende inister Preußens, der berühmte Freiherr von Stein, aus dem Rath nes Königs entfernt werde. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihn hier e richtige Einsicht leitete. Blieb Stein an der Spitze der preußischen gierung, so nahm Preußen wahrscheinlich energisch Theil an den mpfen des Jahrs 1809 und es ist jedenfalls wenigstens möglich, daß alsdann einen anderen Verlauf nahmen. Napoleon wurde dabei von ner conservativen Partei in Preußen unterstützt, die Steins Reformen intertreiben wollte, und von einer französisch gesinnten, die es leider dort ch in den aristokratischen Kreisen gab. Stein mußte weichen und Naleon erklärte ihn in die Acht, in der bekannten Weise, die man lächerh sowohl als empörend finden kann, indem er ihn als „le nommé tein" bezeichnete.

Rußlands nächste Aufgabe war nun seine beiden Kriege gegen Schween und die Türkei zu einem glücklichen Ende zu führen. Schweden egenüber war man bereits im Besitz des Gewinns, nach dem man strebte, Finnlands nämlich, aber der Halbwahnsinn des Königs Gustav Adolf eß keinen Frieden, keine regelmäßige Abtretung des Landes, kein Bündiß seines Reichs mit Rußland und Frankreich hoffen, und so war denn in Ende abzusehen. Doch aber mußte eine Lösung des schwierigen Problems gefunden werden, und zwar eine Lösung, die der Krone Rußland as Großfürstenthum Finnland eintrüge, ohne die gänzliche Vernichtung Schwedens, die Theilung dieses Reichs zwischen Rußland und Dänemark erbeizuführen, die Napoleon angedeutet hatte.

Man verfiel in Petersburg darauf, daß ein Feldzug in napoleonischer Weise, ein rascher entscheidender Zug nach der Hauptstadt Schwedens, zu m gewünschten Ziel führen werde. Da ein Zug um den Botnischen Meerbusen herum, durch Gegenden, in denen das Dasein der wenigen omaden, die in ihnen herumschweifen, auf Rennthierzucht beruht, unöglich nach einem genügenden Maßstab ausgeführt werden konnte, da an während des kurzen Sommers nicht Herr des Meeres war, das ngland schützte, verfiel man darauf, im Winter einen kühnen Marsch ber das Eis des Botnischen Meerbusens an die schwedische Küste zu nternehmen.

Ein wenig zahlreicher Heertheil unter dem Grafen Schuwalow sollte on Uleaborg aus um den Botnischen Busen herum nach Schweden ehen; ein anderer, unter dem General Barklay de Tolly von Wasa an er Küste Finnlands über die sogenannten Quarken, eine verhältnißmäßig

Digitized by Google

schmale Stelle des Meerbusens, durch dessen Breite sich hier eine Kette kleiner unbewohnter Felseninseln von einem Ufer zum anderen zieht, nach Umeo in Schweden, die Hauptmacht endlich von Abo aus über die Alands-Inseln nach Schweden. Alle drei Abtheilungen sollten dann die Richtung auf Stockholm nehmen. Fünfunddreißigtausend Mann waren im Ganzen zu dem Zuge bestimmt.

Wer der Urheber dieses Plans war, ist nicht bekannt geworden, aber da der Kaiser sich mit einer Art von Begeisterung dafür aussprach, betrieb natürlich der Kriegsminister Araktschejew die Ausführung mit großem Eifer.

Inzwischen aber hatte Graf Buxhöwden das Commando niedergelegt, weil er sich mit Araktschejew nicht zu vertragen wußte, mit dem wohl eigentlich niemand auskommen konnte, dem das Gefühl für die eigene Würde nicht mehr oder weniger abhanden gekommen war. An seiner Stelle wurde General Knorring an die Spitze des russischen Heeres berufen — der Gehülfe Buxhöwdens und Bennigsens während des Feldzugs in Preußen — und der neue Feldherr, der sich allerdings, selbst nach dem Urtheil Wohlwollender, hätte unternehmender zeigen können, fand großes Bedenken bei der Sache.

Der Gedanke war neu und wurde im Allgemeinen in der russischen Armee mit dem Mißtrauen aufgenommen, das dem Ungewohnten so oft begegnet. Der Transport der Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse, die zugleich mit dem Heer befördert werden mußten, hatte unstreitig große Schwierigkeiten — besonders aber war man unter dem Breitengrade der Alands-Inseln der Haltbarkeit des Eises nicht so gewiß als höher im Norden. Die schwedische Küste hat ein bedeutend milderes Klima als die finnische; ob das Eis zwischen den Alands-Inseln und Schweden schwere Artillerie tragen könne, schien sehr zweifelhaft. — Das größte Bedenken aber erregte eine andere klimatische Erscheinung, auf die man ebenfalls gefaßt sein mußte. Das große Becken der Ostsee bleibt den Winter über offen; nur die Küsten entlang setzt sich ein Saum von Eis an. Tritt nun Thauwetter ein, treibt ein Südwind das Wasser der Ostsee in den Botnischen Meerbusen hinauf, so wird das Eis um die Alands-Inseln her vielfach zerrissen und nicht selten bis zu drei und selbst vierthalb Fuß hoch überflutet. Man denke sich ein marschirendes Heer auf einer acht Meilen breiten Strecke von solcher Ueberschwemmung ereilt, in Mitten solcher mächtig in der Richtung des Windes strömender Gewässer!

Ein großer Theil des Winters verging mit Hin- und Herschreiben über diesen Zug. Knorring wollte nach den ungedruckten Mittheilungen, die uns vorliegen, um auf alle Fälle vor Mit- und Nachwelt gerechtfertigt zu sein, einen bestimmten, schriftlichen und kategorischen Befehl des Kaisers haben, den gewagten Zug anzutreten — einen solchen aber wollte der Kaiser Alexander nicht geben; das lag ganz außer seiner Art. Er liebte

Digitized by Google

, in Fällen, wo der Erfolg zweifelhaft sein konnte, seinen Willen nur widerruflicher Weise kund zu thun, so daß ihm Wege offen blieben, sich lbst im Fall des Mißlingens, vor der Welt nicht nur, sondern in seinen genen Augen, der moralischen Verantwortlichkeit zu entziehen. Er stellte e glänzendsten Belohnungen in Aussicht, und sendete endlich den Grafen raktschejew mit mündlichen Vollmachten und Aufträgen — deren Trag- ite je nach den Umständen verschieden gedeutet werden konnte — zur mee nach Finnland, um den Zug in Gang zu bringen.

Araktschejew schaffte mit großer Thätigkeit und Energie die erforder- hen Transportmittel zusammen und was sonst erforderlich war, und tte die Ausführung durch, obgleich die sämmtlichen zum Kriegsrath ver- mmelten Generale sich, mit Ausnahme des Fürsten Bagration, gegen s Unternehmen aussprachen.

Am 10. März 1809 brachen 15,000 Mann unter dem Fürsten Ba- ation aus der Gegend von Abo auf, drei Tage später war diese Heeres- acht auf der Felsen-Insel Kumling versammelt und mußte sich auch dort nter freiem Himmel behelfen, da die Schweden vorsorglich alle Wohn- äuser zerstört und die Einwohner entfernt hatten. Nur eine Hütte schien rgessen worden zu sein und nahm das Hauptquartier auf. Eine höl- rne Windmühle stand auch noch, und wurde nun verbraucht die Bi- achtfeuer zu nähren.

Hier erhielten die russischen Befehlshaber eine Nachricht, die den Zug nnöthig zu machen versprach. Es erschien erst der schwedische Oberst gerbrink (am 15.) und Tags darauf (am 16.) General Döbeln, der den efehl auf den Alands-Inseln führte, mit der Nachricht, daß in Schweden e Revolution ausgebrochen sei. Schwedische Offiziere hatten ihren önig verhaftet und abgesetzt; General Döbeln erklärte, die neue Regie- ng unter dem Oheim des Königs, dem Herzog von Südermanland arl XIII.), sei bereit zum Frieden; er selbst bot die Uebergabe der ands-Inseln gegen freien Abzug der Besatzung an. Knorring schien neigt auf diese Bedingung einzugehen, — Araktschejew dagegen bestand rauf, die schwedischen Truppen auf der Alands-Insel müßten sich kriegs- angen geben. Da General Döbeln darauf natürlich nicht eingehen llte, hatte der Fürst Bagration — am 16. März — noch ein glückliches fecht mit dem eingeholten Nachtrab der Schweden zu bestehen.

Von der Insel aus wurde nun zunächst, in der Nacht vom 18. März n folgenden Tag, ein kleiner Vortrab von nur 400 Reitern über das ands-Haff — den ganz freien etwa acht Meilen breiten Meeresarm, die Insel von der Küste trennt — nach Schweden entsendet. Es war Versuch, an den man keine größere Zahl wagen wollte und besonders ächst keine Geschütze. Man zweifelte mehr als je an der Festigkeit des es, als man gewahr wurde, daß die abziehenden Schweden ihre sämmt- e Artillerie auf der Insel zurückgelassen hatten. Der Führer der kleinen

Reiterschaar war General Kulnew, den eine seltene Kühnheit, verbunden mit manchen Eigenthümlichkeiten seines Wesens, die den russischen Soldaten, Bürgern und Bauersleuten gefielen, unter seinen Landsleuten zu einem Sagenhelden gemacht hat, obgleich er im Jahr 1812, noch jung an Jahren, fiel, ehe er zu einer Stellung gelangt war, die ihm gestattet hätte bedeutend in den Gang der Zeitereignisse einzugreifen.

Kaum hatte Kulnew das feindliche Ufer erreicht, so erschien der Oberst Lagerbrink wieder im russischen Hauptquartier und bezeugte die Bereitwilligkeit der neuen Regierung Schwedens, Frieden zu schließen, wenn man das russische Heer nicht weiter gegen die Hauptstadt vorrücken wollte. Seine Vorschläge wurden angenommen, Kulnew erhielt den Befehl zurückzukehren, sowie auch Barklay, der unter großen Mühseligkeiten glücklich über die Quarken gegangen war. Was die russischen Generale dazu bestimmte, war vor allem der Umstand, daß sich ein Südwind erhoben hatte und Thauwetter und Unheil anzukündigen schien.

Nun aber sollten die russischen Feldherren inne werden, daß sie sich hatten überlisten lassen. Sie erwarteten, gleich dem Kaiser Alexander, den schnellen Abschluß des Friedens; ein Diplomat, Alopeus, hatte sie begleiten müssen, um die Unterhandlungen sofort aufnehmen zu können. Doch so wie die Gefahr eines unmittelbaren Angriffs nicht mehr drohte, ließ Karl XIII. durch Lagerbrink erklären, so sehr er den Frieden wünsche, könne er doch nur bei dem Abschluß des allgemeinen Friedens auf Unterhandlungen eingehen. Es war nun klar, daß er nur die gute Jahreszeit, den Sommer, während dessen er sich in Schweden sicher wußte, ungefährdet hatte erreichen wollen — aber der günstige Augenblick war nun einmal vorüber, die Russen mußten sich mit einem Waffenstillstand begnügen und kehrten nach Abo zurück.

Araktschejew hatte Allem zugestimmt und zwar, den schon erwähnten Mittheilungen zufolge, allem Anschein nach aus persönlichen Rücksichten, in einfachen Worten, aus Feigheit. Knorring, schon zur Zeit der Kaiserin Katherina General, hatte Araktschejew in seiner sehr untergeordneten Stellung zu Gatschina gekannt; das machte sich auch jetzt noch gelegentlich geltend. Araktschejew wurde von ihm bedeutet, als Urheber des Planes, den Zug über das Eis zu unternehmen, müsse Er vor Allen ihn bis an das Ende mitmachen; er könne und dürfe nicht etwa auf den Alands-Inseln zurückbleiben. Inwiefern dieser Umstand, die Aussicht, möglicher Weise an Knorrings Seite einem Gefecht beiwohnen zu müssen, auf Araktschejews Entschlüsse Einfluß geübt haben mag, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Thatsache ist, daß er mit beiden Händen zugriff, so wie sich eine Gelegenheit zeigte, allen weiteren Fährlichkeiten ein Ende zu machen. Doch wußte er dann die Dinge so zu wenden, daß die Unzufriedenheit des Kaisers ausschließlich auf Knorring fiel, nicht auf ihn. Barklay erhielt nun an Knorrings Stelle den Oberbefehl in Finnland.[1]

Digitized by Google

Alexander traf eben selbst in Finnland ein, um den zu Abo versam-
:en Ständen des Landes in französischer Rede zu versichern, daß er
Glück beabsichtige. In seinem Unwillen befahl er, den Waffenstillstand
rt aufzuheben und die Feindseligkeiten fortzusetzen. Doch da nun die
reszeit nicht gestattete andere Operationen vorzunehmen als zu Lande,
den schon versuchten Wegen über Torneo im hohen Norden, wo sie
von kleinen Abtheilungen ausgeführt werden konnten, blieben sie un-
utend und die Kriegführung von Seiten der Russen ohnmächtig. Eine
rflotte, die der Kaiser Alexander an den Küsten Finnlands zu bauen
hl, wurde nicht fertig.

Aber auch Schweden hatte durch die angewendete List eben nur der
ngendsten Gefahr vorgebeugt, ohne irgend eine Aussicht auf einen end-
:n Erfolg zu gewinnen. England hatte die Revolution nicht gern
hen und die schwedische Krone, die zuerst einem seiner Prinzen, dem
zog von Gloucester, angeboten wurde, abgelehnt; Napoleon, dessen
utz nun angerufen wurde, gab ausweichende Antworten; die Russen,
des erkrankten Schuwalows Stelle, erst von einem unbedeutenden Ge-
al, Alexeyew, dann von Nikolay Michailowitsch Kamensky, einem Sohn
Feldmarschalls, geführt, waren im Ganzen im Vortheil in den kleinen
fechten an den Grenzen der lappländischen Wüsteneien, und Schweden
hlte sich mehr und mehr erschöpft. Als dann auch der Winter heran-
hte, der mit neuen Gefahren drohte, erkannte Karl XIII. die Noth-
ndigkeit, auf ernstgemeinte Unterhandlungen einzugehen.

In Petersburg rieth Napoleon zum Frieden, seitdem sein Feind,
ig Gustav Adolph, gestürzt und damit sein Ziel in diesem Krieg er-
ht war. Die russische Regierung aber hatte den Frieden längst gewünscht,
) so kam er denn auch zu Stande, sobald Schweden sich geneigt zeigte,
auf die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Vermöge des zu
ebrichsham (17. September 1809) unterzeichneten Vertrags wurde ganz
nland, bis an den Fluß Torneo, bis an den Scheitelpunkt des Bot-
chen Meerbusens, dem Kaiser Alexander abgetreten; und außerdem
ßte sich Schweden dem Bündniß Rußlands und Frankreichs anschließen,
ie der Continental-System genannten Handelssperre. Nur wurden in
ziehung auf diese seltsame Handelspolitik einige Erleichterungen zuge-
nden, ohne die das arme Schweden offenbar nicht leben konnte.

Um diesen Preis gewann Karl XIII. zugleich den Frieden mit der
one Dänemark, der die etwas pomphaft verheißene Entschädigung nicht
Theil wurde.

Gar seltsam aber ist die Stimmung zu nennen, in der dieser Friede
Rußland aufgenommen wurde. Niemand wollte sich des Erfolges
uen. Ein weites, gewonnenes Land schien in den Augen der Russen
ner Beachtung werth; niemand schien es für einen Gewinn zu achten,
ß durch diese Erweiterung der Grenzen die Hauptstadt des Reichs gegen

Digitized

einen feindlichen Angriff gesichert — daß Sweaborg in russischen Händen und die schwedische Flotte aus dem Finnischen Meerbusen, aus der drohendsten Nähe verbannt war. Alles erging sich im Gegentheil in Petersburg und in Moskau in lauten und endlosen Klagen über das schwere Unglück, das Schweden betroffen habe. Man schien es kaum fassen, sich gar nicht darüber beruhigen zu können, daß Schweden nicht etwa nur einen Theil Finnlands, daß es ganz Finnland verloren habe; — und dann vollends auch die militairisch wichtigen Alands-Inseln!

Diese Klagen waren der Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Politik Alexanders; des Hasses, dessen Gegenstand Napoleon und sein Frankreich geworden waren. Die herrschende Erbitterung wurde in dem Augenblick noch durch den Umstand gesteigert, daß Rußland außer den drei Kriegen — mit der Türkei, Persien und Schweden — die seit längerer Zeit im Gange waren, auch noch einen vierten — mit Oesterreich — im Interesse, man könnte sagen im Dienst Frankreichs führen mußte. Und doch wußte die Welt im Allgemeinen nicht einmal, unter welchen eigenthümlichen Bedingungen dieser vierte Krieg geführt wurde.

Napoleon haßte und verfolgte, wie bekannt, alle sogenannten Ideologen und wollte nur Leute haben, die von ihm die Befriedigung einer niedrigen Selbstsucht erwarteten. Solcher Leute glaubte er dann gewiß zu sein; es fiel ihm nicht ein, daß sie gelegentlich auch ihn verkaufen könnten. Doch geschah das, wie er es eigentlich hätte erwarten müssen, und es fehlte in Folge dessen der russischen Gesandtschaft zu Paris nicht an bezahlten Spähern unter den Franzosen, so wie sie deren zu bedürfen glaubte. Die russische Regierung hielt es aber in der That seit dem Erfurter Congreß für sehr nothwendig, alle Schritte Napoleons mißtrauisch zu überwachen und auf Umwegen womöglich zu erfahren, was er wirklich beabsichtige.

Der Kanzler Rumäntzow ging natürlich mit blinder Vertrauens-Seligkeit gerade vorwärts, so lange er in Paris war. Der Fürst Alexander Bor. Kurakin aber hatte ihn kaum in der Stellung als Botschafter am französischen Hof abgelöst, als er auch schon in der Lage war, wichtige Papiere einzusenden, die aus Napoleons Cabinet herrührten, und die Untreue verkauft hatte (am 9. März 1809).

Es waren Denkschriften im französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Napoleons eigenem Gebrauch zusammengestellt. In einer derselben war der Satz ausgeführt, daß ein Bündniß mit Rußland den Interessen Frankreichs widerspreche, schon weil der nothwendige Einfluß Frankreichs in Schweden, Dänemark und der Türkei durch ein Uebergewicht Rußlands im Norden und im Osten vernichtet werden könnte. — Rußland könne zwar zeitweilig (momentanément) darauf be-

icht sein, die Seeherrschaft Englands zu beschränken, niemals aber sich
eibend mit England und Oesterreich entzweien. Die Erzeugnisse Ruß-
nds seien von der Art, daß sie nur in England oder mit Zustimmung
glands einen Markt finden könnten, der Handel mit England ernähre
ßland, und dieses Reich sei demnach durch die Interessen seines Han-
s an England gebunden. Mit Frankreich dagegen sei Rußland nur
rch mittelbare und entfernte Vortheile verbunden. Ein Bündniß auf
cher Grundlage sei nicht zuverlässig. Der Schluß, zu dem diese Denk-
rift führte, war: „die Interessen der napoleonischen Dynastie heischen
e unzerreißbare Verbindung Spaniens mit Frankreich, eine Beschränkung
r Macht Oesterreichs, und die Anwendung aller Mittel (de tous les
oyens directs ou indirects), um eine weitere Ausdehnung der Macht
glands zu verhindern und dieses Reich von der Küste des Schwarzen
eers zu entfernen."

Eine andere dieser Denkschriften erwähnte unter Anderem auch eines
uesten Zeitereignisses. Der Kaiser Alexander hatte nämlich, im Winter
08–1809 den König von Preußen und die Königin Louise nach Peters-
rg eingeladen, und sie dort nicht nur mit einem großen Aufwand von
eundschaft empfangen, sondern auch mit einem endlosen Schaugepränge,
s vielleicht nicht ganz zu den Zeitverhältnissen paßte und jedenfalls
n etwas ungenügender Ersatz war für den Bartensteiner Vertrag.

Napoleon verlangte nun von seinen Staatsmännern eine ausführliche
enkschrift über das russische Polen und die beiden Galizien, d. h. das
rliche Galizien, und die klein-polnischen Landschaften, die damals, unter
erreichischer Herrschaft, West-Galizien genannt wurden. Duroc, der den
langten Aufsatz ausarbeitete, gedachte darin auch des preußischen Be-
chs in Petersburg.

Er suchte in seinem, dem zur Zeit in Frankreich herrschenden Ge-
mack entsprechend, hochtrabend-declamatorisch gehaltenen Werk darzu-
un, daß die zu Tilsit und Erfurt geschlossenen Verträge nur zu Ruß-
ds Vortheil gereichten. Rußland habe sofort Finnland erworben, und
ßerdem einen noch viel wichtigeren Vortheil gewonnen —: es könne über
es verfügen, was der übriggelassene Rest der Monarchie Friedrichs
Großen an Macht und Mitteln besitze. Die Reise des preußischen
nigs-Paars nach Petersburg habe die Abhängigkeit Preußens von Ruß-
d vollendet.

Dann habe Rußland zu Erfurt erlangt, daß die Heere Frankreichs
 den preußischen Landen zurückgezogen, d. h. von seinen eigenen
enzen entfernt worden seien. Dadurch sei es in den Stand gesetzt
den, sein gegen die Ottomanische Pforte verwendetes Heer zu verstärken.
on stehe der nördliche Theil der Türkei unter der Herrschaft der rus-
hen Geschütze. Die Griechen seien der Politik Rußlands ergeben und
ch die Einheit der Religion mit ihm verbunden; die Herrschaft Frank-

reichs in Dalmatien sei nicht fest begründet, noch ein Schritt — und Italien sei gefährdet. — „Der russische Koloß bewegt sich nach Süden und droht dem französischen Reich die Herrschaft im Mittelländischen Meer zu entreißen, die eine so wichtige Bedingung seiner Größe ist, und so nothwendig der Wohlfahrt seiner südlichen Provinzen wegen; einmal verloren, könnte sie nur durch eine blutige Begegnung der französischen Legionen mit den gefährlichen Verbündeten in den Ebenen von Adrianopel wieder gewonnen werden."

Zur Zeit sei der Petersburger wie der Londoner Hof bemüht, Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Doch der eine dieser Höfe handle offen, zahle Subsidien und fordere eine offene Bewaffnung. Der andere verberge seine Absichten und zögere, überzeugt Oesterreich werde jedenfalls früher oder später zum Kriege fortgerissen werden, in der Hoffnung, daß Krankheiten in einem ungesunden Klima, Beschwerden und Verrath in Spanien, im Lauf des Winters zweimalhunderttausend Franzosen vernichten sollen. — — Der Grundgedanke des politischen Systems Rußlands sei die Fehler und die zunehmende Schwäche aller anderen Mächte zu benützen, um in Polen, in Schweden und in das Gebiet der Ottomanischen Pforte einzufallen, und die Oberherrschaft in Deutschland zu gewinnen. Weil diese Pläne den Interessen Frankreichs widerstreben, trage das Petersburger Cabinet eine lebhafte Theilnahme an dem Schicksale Preußens zur Schau und unterhalte, trotz des Krieges, ununterbrochene Verbindungen mit England.

Vermöge einer etwas überraschenden Wendung kommt die Denkschrift zu dem Schluß: deshalb sei das Dasein Polens wichtig, ja unerläßlich als Bedingung des Uebergewichts (prépondérance) Frankreichs und der Sicherheit Europas — (was in seltsamer Verbindung für gleichbedeutend gelten soll). — „Die schmachvolle Gleichgültigkeit, mit der wir die Theilung dieser tapferen Nation zugelassen haben, hat den Sturz einer entarteten Dynastie (d'une dynastie dégénérée, der Bourbons nämlich) herbeigeführt! — (Der Gedanke, daß die Theilung Polens und die Unterlassungs-Sünden der Bourbons bei dieser Gelegenheit eigentlich die französische Revolution herbeigeführt hätten, wurde damals öfter ausgesprochen und selbst später noch.)

Zum Schluß wird dann Duroc vollends in der damals üblichen Weise dithyrambisch. Der Kaiser Napoleon, versichert er, habe durch eine Reihe staunenswerther Thaten diesen wichtigen Fehler des vergangenen Jahrhunderts wieder gut gemacht. Er werde sein Werk vollenden und es seinen Nachfolgern hinterlassen. Aber diese Erbschaft werde erst dann auf unerschütterlicher Grundlage ruhen, wenn die Bourbons keine Zufluchtsstätte mehr in Europa fänden, wenn das Haus Oesterreich alle seine Besitzungen in Deutschland — und Rußland jeden politischen Einfluß auf die Länder diesseits der Düna und des Dnieprs verloren habe.

Digitized by Google

Niemand dürfe es wagen, dem größten Feldherrn aller Zeiten seine ne vorzuzeichnen, aber es unterliege keinem Zweifel, daß die Vernichtung terreichs und die Schmälerung Rußlands der Grundgedanke der euro- chen Politik sein müsse. Wenn Oesterreich unterdrückt sei, werde Ruß- d Grundsätze annehmen, die seiner Lage entsprächen, und sich mit dem ß von Macht und Einfluß begnügen, das Frankreichs großer Kaiser emessen finde ihm einzuräumen.*)

Diese Denkschriften verdienten um so mehr Beachtung, da hinreichend annt war, daß niemand in Frankreich wagte eine eigene Meinung zu en; daß jeder, der beauftragt wurde ein solches Memoire zu entwerfen, r darauf bedacht war, die eigenen Gedanken Napoleons zu errathen und ihm in rhetorischer Umschreibung entgegen zu bringen.

Es war demnach beinahe naiv zu nennen, daß Kurakin nöthig achtete, em er diese Papiere einsendete (am 27. März 1809), die Bemerkung zuzufügen, man ersehe daraus, wie gefährlich es für Rußland sein rde eine Zertrümmerung Oesterreichs zuzulassen.

So weit war man zu Petersburg von den Ansichten und Plänen apoleons unterrichtet, als der seit längerer Zeit erwartete Krieg Oester- ichs gegen Frankreich — im April 1809 ausbrach. Er gewährte ein n eigenthümliches Schauspiel; — Alles was in Deutschland, auch im orden, auch in den Rheinbundstaaten, ein ernstes Gefühl für Ehre und nabhängigkeit der eigenen Nation bewahrte, schloß sich im Geist Oester- eich an, und war auch zur That bereit, so wie sich die Gelegenheit dazu bot. lle grundsätzlichen und aristokratischen Feinde der französischen Revolution, alle nhänger der älteren Weltordnung schlossen sich ihnen an; das war eine hlreiche und vielfach bedeutende Partei; es waren gar tüchtige Männer arunter. Endlich hatte Napoleons Verfahren gegen den Papst nicht nur le strengen Katholiken zu seinen Feinden gemacht, sondern selbst in den eihen der Protestanten eine rege Theilnahme für das Haupt der katho- schen Kirche erweckt. Die strenggläubigen Katholiken waren in Bayern amentlich eine Macht, trotz Illuminaten und Aufklärung — und die rotestanten vergaßen manches Bedenken. So war denn Oesterreich in inem kühnen Beginnen, zu dem man in den Ereignissen in Spanien en Muth gefunden hatte, durch eine gewaltige moralische Macht getragen. as wissen noch heute alle Ueberlebenden aus jenen Tagen, und wenn e damals Knaben gewesen wären. Auch war man darauf bedacht die ielfache Gunst der Umstände zu benützen, da Graf Stadion als leitender Minister, wie schon gesagt, keineswegs zurückbebte vor revolutionairen Maßregeln. Ein Aufstand des wehrhaften Tirolervolks war vorbereitet nd im nördlichen Deutschland waren vielfache Fäden gelegt, Preußen, uch wenn es gegen den Willen seines Königs sein müßte, mit fort zu

*) Bogdanowitsch III. 84—88.

reißen. Selbst der Plan den König Friedrich Wilhelm abzusetzen, wenn es nicht anders gehen wolle, scheint im Wiener Cabinet erwogen worden zu sein. Nur der Kaiser Franz soll gegen dieses allzu gewaltsame Mittel gewesen sein.*)

Aber Unfähigkeit der höheren Führung und eine seltsame Unbeholfenheit der Verwaltung verdarb Alles vom ersten Augenblick an. Die Welt erlebte das eigenthümliche Schauspiel, daß Oesterreich den Krieg herausforderte, ihn im selbstgewählten Augenblick begann und dann in diesem selbstgewählten Augenblick mit seinen Rüstungen nicht fertig war. So befremdend diese Erscheinung auch sein mag, hat sie sich doch auch später in den Jahren 1813—1859 und 1866 wiederholt. Dem Feldherrn aber, dem Erzherzog Karl, kann die Kritik nicht verzeihen, daß er sich verleiten ließ, im letzten Augenblick von dem ursprünglichen Operationsplan abzuweichen und eine unschätzbare Zeit darüber zu verlieren, und ganz besonders, daß er die entscheidenden Tage (20. und 21. April) in rathloser Unentschlossenheit verbrachte. Man sieht nur zu deutlich, er war moralisch gelähmt durch das Bewußtsein, daß ihm, zum ersten Mal im voraus Napoleon gegenüber stehe.

Rußlands Lage war in dem Augenblick, wo dieser zur Zeit sehr ungelegene Krieg ausbrach, eine sehr verwickelte und sein Benehmen wurde durch vielerlei sich kreuzende Beweggründe bestimmt. Sich dem Kampf gegen Napoleon anzuschließen, dazu war die Zeit noch nicht gekommen, es war unmöglich, da Rußland in einen Krieg mit England, dem Verbündeten Oesterreichs, mit Schweden, der Türkei und Persien verwickelt war. Auch sollte es nicht geschehen, so lange der Gewinn, den man von dem Bunde mit Frankreich erwartete, nicht sicher gestellt war. Der Kaiser Alexander hatte sich zu Erfurt sogar verpflichtet zu Napoleons Gunsten an diesem Kampf Theil zu nehmen.

Unter diesen Bedingungen konnte die russische Regierung einen Sieg Oesterreichs nicht wünschen. Denn wenn sich ganz Deutschland zu seinen Gunsten erhob, und allein durch eigene Macht, nur mit England und Spanien verbündet, seine Selbständigkeit wieder herstellte, Napoleons Schwert und Scepter zerbrach —: was wurde dann aus der Weltstellung Rußlands, das als Verbündeter des Besiegtem dastand? — Sie mußte sich sehr ungünstig gestalten, Rußlands Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt bleiben. Das durfte nicht sein, die unvermeidliche entscheidende europäische Krisis durfte nicht eintreten ohne eine thätige, ja eine vorherrschende Theilnahme Rußlands, für die es jetzt noch zu früh war.

Das Streben der russischen Regierung mußte demnach darauf gerichtet sein, diesen Krieg zu „localisiren“, wie man das in unseren Tagen

*) Hormayer, Lebensbilder, II. 44.

nnt, ihn auf einen Zweikampf zwischen Frankreich und Oesterreich zu chränken, womöglich zu bewirken, daß sich nicht ganz Deutschland, — ß sich namentlich nicht, was entscheidend gewesen wäre, Preußen erhob d anschloß. Dazu waren denn auch bei Zeiten die Einleitungen roffen.

Friedrich Wilhelm III. hatte kein Vertrauen zu kühnen Entwürfen, eine hochherzige, opferfreudige Stimmung der Menge vorauszusetzen; er lt die Hoffnungen, die auf eine nachhaltige heroische Erhebung des tschen Volks rechneten, für wenig begründet und sehr gewagt; er sah Oesterreich mit einem Mißtrauen, das die Politik eines Thugut und benzl wohl geeignet gewesen war zu nähren. Dagegen setzte er in die eundschaft des Kaisers Alexander ein Vertrauen, das selbst die Ereig- e zu Tilsit und der dort geschlossene Friede nicht erschüttert hatten. neigte dem gemäß ganz von selbst zu der Ansicht, daß er den Kampf Napoleon nur im Verein mit Rußland wieder aufnehmen könne, und Kaiser Alexander versäumte natürlich nicht ihn, während seines Winter- fenthalts in Petersburg, auf jede Weise in dieser Ansicht zu bestärken.

Zeitgenossen sprachen sogar hin und wieder die Ueberzeugung aus, exander habe dem König von Preußen ein ausdrückliches Versprechen genommen; entweder das, in dem bevorstehenden Kampf zwischen Oester- ich und Frankreich neutral zu bleiben; oder, was wahrscheinlicher ist, nen Kampf mit Napoleon überhaupt nicht anders als im Verein mit ußland aufzunehmen. Da das nur mündlich im vertrautesten Verkehr chehen sein könnte, ist es nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln und muß hin gestellt bleiben. — Jedenfalls hat die Königin Louise nicht darum wußt oder nicht zugestimmt; sie nahm im Gegentheil mit Begeisterung theil an Allem was Preußen bestimmen konnte in den Kämpfen des hres 1809 das Schwert zu ziehen. An sich aber ist die betreffende berlieferung gewiß nichts weniger als unwahrscheinlich. Es zeigt sich lmehr in Einem und Anderem, daß sie wohl in der Wahrheit begründet n könnte. So sagte namentlich König Friedrich Wilhelm, als Oester- ch während des Krieges den gewandten Obersten Steigentesch zu ihm dete, um ihn zum Beitritt zu bewegen, ablehnend zu diesem öster- chischen Sendboten: „Ach! Sie wissen nicht, was ich in Petersburg ver- rochen habe!"

Der Kaiser Alexander blieb dann der so eingeleiteten Politik getreu, tz mancher Anstrengungen, die gemacht wurden ihn zum Bunde gegen apoleon zu bewegen. Der Fürst Karl Schwarzenberg — der nachherige ldmarschall — der kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges nach tersburg gesendet wurde, vermochte nicht ihn zu solcher That zu be- mmen; und eben so wenig der König von Preußen, als er, selbst türmt von allen Patrioten im eigenen Lande, und wahrscheinlich auch n der Königin, nun seinerseits den kaiserlichen Freund zu den Waffen

38*

Digitized by Google

aufzurufen suchte, damit auch er selbst sich anschließen könne. Der Kaiser scheint bis zum letzten Augenblick, bis in die Tage unmittelbar vor der Schlacht bei Wagram, die Hoffnung nicht ganz aufgegeben zu haben. Wenigstens sagte er in seiner letzten Unterredung mit Steigentesch: „Ich hoffe zu kommen, und ich hoffe sogar nicht allein zu kommen!“*) — Erst Napoleons Sieg und der Waffenstillstand, den er herbeiführte, machte diesen etwas haltungslosen und unsicheren Bemühungen ein Ende.

Aber, wenn auch der Kaiser Alexander in solcher Lage einen Sturz Oesterreichs nicht wünschte und nicht wollte, so lag doch andererseits auch eine Zertrümmerung des österreichischen Staats, des künftigen Bundesgenossen, mindestens ebenso entschieden außerhalb seiner Interessen und seiner Wünsche, und er fühlte durchaus keinen Beruf etwa selbst ernstlich dazu beizutragen.

Der Fürst Karl Schwarzenberg konnte demnach auch die beruhigende Ueberzeugung in die Heimat mit zurücknehmen, daß Rußland den zu Erfurt geschlossenen Verträgen zwar wohl zum Schein nachkommen, den Krieg mit Oesterreich aber eben nur zum Schein führen werde. Natürlich sagten ihm das weder der Kaiser Alexander selbst noch dessen Minister, wohl aber gaben es andere bedeutende Leute, und natürlich nicht aus eigener Bewegung, mit hinreichender Deutlichkeit zu verstehen.

Der Krieg selbst wurde dann in Polen in einer Weise geführt, die aus „rein militärischen Gründen“, wie die Kritik damals noch zu sagen pflegte, schwer zu rechtfertigen wäre. Das österreichische Heer in Galizien suchte unter den Befehlen des Erzherzogs Ferdinand an der Weichsel (am linken Ufer) abwärts bis an die preußische Grenze vorzudringen, um von dort aus dem erwarteten Aufstand in Preußen die Hand zu bieten.

Rußland beschränkte sich darauf unter dem Fürsten Sergey Feodorowitsch Galitzyn ein Heer von 32,000 Mann gegen Oesterreich in das Feld zu senden. Dem Führer dieser mäßigen Kriegerzahl war aufgetragen Galizien zu besetzen, und „im Fall die Oesterreicher sich widersetzten“, Waffengewalt anzuwenden. Jede Vereinigung mit den polnischen Truppen des Herzogsthums Warschau, die der Fürst Joseph Poniatowski gegen Oesterreich führte, sollte er ablehnen; selbst auf gemeinschaftlich mit ihnen verabredete Operationen nur eingehen, wenn dabei ein entschiedener Gewinn für Rußland in Aussicht stehe.

Den Aufklärungen über diesen seltsamen Feldzug, die wir dem General Bogdanowitsch verdanken, wäre wohl noch Einiges hinzuzufügen. Der Graf Fiquelmont, später lange Zeit österreichischer Botschafter in Petersburg, damals einer der leitenden Generalstabsoffiziere im Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand, pflegte gelegentlich davon zu erzählen. Seinen Berichten zufolge blieben die beiden Hauptquartiere, das österreichische

---

*) Hormayer, Lebensbilder, II. 39—46.

Digitized by Google

das russische, während dieses Krieges in ununterbrochenem Verkehr. Bewegungen des russischen Heers wurden gemeinschaftlich verabredet; n ging einander sorgfältig aus dem Wege. Daß dem wirklich so war, t übrigens auch aus Bogdanowitsch's Darstellung hervor.

Der Erzherzog Ferdinand mußte von Thorn an die obere Weichsel ückgehen, da der Aufstand in Preußen und dem deutschen Norden, den gerechnet war, nicht stattfand oder mißglückte, Poniatowski aber den polnischen Truppen, auf dem rechten Ufer der Weichsel, in Gali- eindrang und seine Verbindungen mit dem Innern der österreichischen onarchie bedrohte. — Von Zamozc aus, wo seine Hauptmacht stand, während n Vortrab Lemberg besetzte, forderte Poniatowski die Russen zur Ver- igung auf. Galitzyn sendete nur eine Division, nicht in das polnische ger, sondern nur nach Lublin in dessen Nähe, und schrieb selbst dem ihrer dieser mäßigen Abtheilung, dem Fürsten Arkady Suworow, vor, h auf die Vertheidigung zu beschränken. Suworow wurde von Ponia- wski in schwunghaften Worten gleichsam bei den Manen seines großen aters beschworen und zu kühnen Thaten aufgefordert; er antwortete in mselben gehobenen Styl, sendete aber nur eine schwache Abtheilung nter dem General Sievers zur Vereinigung, und zwar mit der Weisung: Wenn die „Warschauer" angegriffen werden, stehen wir ihnen bei, wenn ie aber angreifen, kommen wir ihnen nicht zu Hülfe."

Natürlich kam es zwischen den „Verbündeten" — Polen und Russen ämlich — zu vielfachem Zwist. Besonders da Poniatowski Rekruten in alizien ausheben und die Bewohner veranlassen wollte, dem Kaiser Na- oleon den Eid der Treue zu leisten, die Russen aber, im Besitz von emberg, dies nicht zulassen wollten. Als Poniatowskis Klagen gar zu ut wurden, Napoleon sich bei dem Kaiser Alexander über das „verräthe- liche Benehmen" (conduite traitresse) Galitzyns beschwerte, ließ dieser eneral einige russische Truppen bis an den San vorrücken und hier kam (15. Juni), bei Ulanow, zu einem ersten Gefecht mit den Oesterreichern. ie Russen verloren darin einen Todten und drei Gefangene. Doch diese urden sofort zurückgeschickt und der österreichische General Schauroth ntschuldigte sich dabei: man habe geglaubt Polen zu begegnen.

Die Ereignisse an der Donau nöthigten endlich den Erzherzog Fer- inand auch Krakau aufzugeben, um sich nach Mähren zurückzuziehen, er nterließ aber nicht die Russen davon in Kenntniß zu setzen, so wie der ntschluß gefaßt war. Die Verbündeten waren inzwischen dahin überein- ekommen, daß die Polen auf dem linken, die Russen auf dem rechten lfer der oberen Weichsel operiren sollten, Krakau liegt auf dem linken lfer — das hielt aber den Fürsten Suworow nicht ab, von Tarnow us den Obersten Stackelberg mit ein paar hundert Reitern eilig dorthin bzusenden. Stackelberg erreichte die Stadt vermöge eines Gewaltmarsches 6. Juli) — General Sievers folgte ihm auf dem Fuß, mit einem Dra-

Digitized

gonerregiment und einem Jägerbataillon, und Beide hatten den Befehl keine anderen als russische Truppen in die Stadt zu lassen.

Das ließ sich nicht ausführen, da Poniatowski, der behauptete, die Oesterreicher hätten ihm Krakau übergeben, mit sehr großer Uebermacht heranrückte. Es wurde eine Uebereinkunft getroffen, der zufolge beide Parteien, Russen sowohl als Polen, eine Besatzung von je einem Bataillon und einer Reiterschwadron in der Stadt haben sollten. Aber gewiß hat eine gemischte Besatzung nur selten in solchem Unfrieden gelebt. Die Soldaten hatten untereinander fortwährend Händel, unter den Offizieren kam es mehrfach zu Zweikämpfen und beide Theile führten Klage bei ihren Regierungen. Da der Fürst Joseph Poniatowski, der sich berechtigter Weise nur Befehlshaber der Truppen des Herzogthums Warschau oder des neunten Corps der großen französischen Armee nennen durfte, als „Ober-Befehlshaber der polnischen Armee" aufzutreten begann, erklärte ihm Galitzyn, daß er weder ein Polen noch eine polnische Armee anerkennen könne, sondern nur das durch den Tilsiter Frieden geschaffene Herzogthum Warschau. Poniatowski gab darauf die seltsame Antwort, er könne nicht glauben, daß Galitzyn dem Kaiser der Franzosen das Recht streitig machen wolle, die verschiedenen Abtheilungen seines Heeres zu nennen, wie er wolle. Er vergaß dabei, daß der Form nach nicht Napoleon, sondern der König von Sachsen sein Landesherr war. Doch dessen erinnerten sich die Polen überhaupt nur sehr ausnahmsweise.

Da der Fürst Galitzyn erfuhr, daß Napoleon gegen den Kaiser Alexander förmlich den Wunsch ausgesprochen hatte, einen anderen General an die Spitze der russischen Truppen in Galizien gestellt zu sehen, kam er selbst um seinen Abschied ein. Er erhielt ihn nicht; der Kaiser erklärte sich vielmehr durchaus einverstanden mit dem Benehmen seines Generals.

Der zu Schönbrunn (am 14. October 1809) geschlossene Friede führte zwar vielfach Verhältnisse herbei, die der russischen Regierung nicht erwünscht sein konnten, aber er machte doch diesen fort und fort gesteigerten und in der That gefährlichen Reibungen vorläufig ein Ende.

An den Unterhandlungen, die zu diesem Frieden führten, wollte der Kaiser Alexander, obgleich, wie natürlich, dazu aufgefordert, nicht durch einen eigenen Bevollmächtigten Antheil nehmen. Seiner Erklärung zufolge überließ er es der französischen Regierung, in diesem Fall die Interessen Rußlands wahrzunehmen; doch möge dabei nicht aus der Acht gelassen werden, was zu Tilsit und zu Erfurt in Beziehung auf Polen verabredet worden sei. Vielleicht wollte Alexander auf diese Weise zu erkennen geben, daß Rußland zwar dem verbündeten Frankreich ein vertragsmäßiges Hülfscorps gestellt habe, trotz der Verabredung aber, der zufolge alle Kriege Frankreichs und Rußlands, mit Ausnahme des Türkenkriegs, gemeinschaftliche sein sollten, nicht selbst mit Oesterreich Krieg führe. Jedenfalls entging er dadurch der Nothwendigkeit, unerwünschte Bestimmungen

Digitized

rücklich gutheißen oder vollends auch seinerseits eine Bürgschaft dafür
tehmen zu müssen.

Die Bedingungen des Friedens hatten manches auch für Rußland
Bedenkliche. Oesterreich verlor einen bedeutenden Theil seiner deutschen
e — das Innviertel und Salzburg — namentlich aber fiel der
tenstreif am Adriatischen Meer", dessen Napoleon bedurfte, um die
indung zwischen seinem italienischen Reich und Dalmatien herzustellen,
s breit aus; er umfaßte die „Illyrischen Provinzen", Istrien, Krain
einen Theil von Kärnthen.

Was vorzugsweise die Aufmerksamkeit der russischen Regierung erre-
mußte, das waren die Bestimmungen, die polnische Landestheile
ısen. Oesterreich mußte auch das sogenannte West- oder Neu-Galizien
ten, Lublin und Zamosc auf dem rechten Ufer der Weichsel, Radom
das wichtige Krakau auf dem linken, und diese Lande wurden mit
Herzogthum Warschau vereinigt, das dadurch eine verdoppelte Aus-
ung und Bevölkerung gewann und zu einem ansehnlichen Staat
nwuchs. Die Gefahr, den Lieblingsplan Alexanders in der denkbar
ınstigsten Weise durchkreuzt zu sehen, trat näher; ein Polenreich drohte
ntstehen, das in dem Kaiser einen Feind sehen mußte, anstatt in ihm
en Hersteller und König mit Begeisterung zu verehren.

Es kam darüber, während die Unterhandlungen noch in der Schwebe
ren, zu einem Schriftwechsel zwischen dem französischen und dem russi-
n Cabinet, in welchem Napoleon zuletzt durch seinen Minister Cham-
ny, eben an dem Tage, an welchem der Friede unterzeichnet wurde,
istlich erklären ließ: Dankbarkeit, die nothwendigste Tugend eines Mo-
chen, und Rücksicht auf die Ehre, das höchste Gesetz für ihn, habe
zur Pflicht gemacht, eine Bevölkerung, die sich einmüthig für ihn
iben habe, nicht der Herrschaft Oesterreichs zurück zu geben. Uebrigens
r weit entfernt, den Gedanken an eine Herstellung Polens erwecken
wollen, der ihm fremd sei; er sei im Gegentheil bereit, dem Kaiser
ander in Allem die Hand zu bieten, was beitragen könne, jede Erin-
ung an Polen auszulöschen und die Benennung Polen nicht nur aus
n amtlichen Papieren, sondern selbst aus der Geschichte zu tilgen, um
n Träumen ein Ende zu machen, die mehr noch schädlich für die
en selbst seien, als beunruhigend für die Regierungen, deren Unter-
nen sie seien.*)

So sprach sich Napoleon über die bethörten Polen aus, die auf ihn
ten und von denen Tausende in dem Augenblick in Spanien für die
eressen seiner Dynastie kämpften. Freilich waren diese Aeußerungen
ts weniger als unbedingt aufrichtig gemeint. Napoleon gedachte die
en und ihre „Träume" noch zu gar mancherlei zu brauchen. Seine

*) Bogdanowitsch II. 453.

Digitized by Google

wirkliche Gesinnung aber in Beziehung auf Volk und Land war um nichts besser für sie; er hat sie am Vorabend der Schlacht bei Leipzig gegen den Grafen Meerveldt in den Worten ausgesprochen, daß Polen für ihn stets nur Mittel, niemals Zweck gewesen sei.

Seltsam war vor allem ein Artikel des Schönbrunner Friedens-Vertrags, vermöge dessen Oesterreich einen Landstrich an der russischen Grenze in Alt-Galizien, den Tarnopoler Kreis nämlich, mit 400,000 Einwohnern dem Kaiser Alexander abtreten mußte. Rußland hatte keine Forderung der Art ausgesprochen und konnte, nach der Art, wie der Krieg geführt, wie während des Krieges unter der Hand ein freundschaftliches Verhältniß mit Oesterreich erhalten worden war, in der That gar nicht daran denken einen solchen Anspruch zu erheben. Napoleon kann mit diesem unerwarteten Geschenk, das er seinem Verbündeten machte, kaum eine andere Absicht verbunden haben als die, Rußland vor der Welt als seinen dienstfertigen und treuen Gehülfen und Oesterreichs wirklichen Feind erscheinen zu lassen, während das wirkliche Verhältniß sich verrathen hätte, im Fall der Kaiser Alexander ohne Gewinn aus dem Kampfe schied. Vielleicht ging auch die Hoffnung nebenher, Rußland und Oesterreich auf diese Weise zu verfeinden.

In dem Maße, wie die Unsicherheit des Bündnisses mit dem napoleonischen Frankreich mehr und mehr hervortrat, mußte auch in Rußland der Wunsch rege werden, sich aus dem Kriege mit der Türkei loszuwinden, der entweder mit unzureichenden Mitteln ohnmächtig geführt werden, oder die Mittel in Anspruch nehmen mußte, ohne deren Verfügbarkeit zu anderweitiger Verwendung eine selbständige Politik nicht möglich war. Unter den russischen Staatsmännern theilte nur der Kanzler Rumänzow nicht die Ueberzeugung, daß man suchen müsse an der Donau zum Frieden zu gelangen, um anderswo wichtigere Interessen mit gesammter Macht vertreten zu können. Doch wurde der Friede weniger durch ihn verhindert, als dadurch, daß Rußland doch nicht ohne Gewinn aus dem Kriege mit der Pforte scheiden wollte, nicht ohne Herr der Moldau und Walachei, wie der Donau-Mündungen zu werden. Ein Friede ohne solchen Gewinn schien der Würde Rußlands nicht zu entsprechen, konnte sogar seinem Ansehen in Europa schaden und den Glauben an seine Macht erschüttern. Wie hätte man auch einen solchen Frieden vor der Welt und vor dem eigenen Lande erklären und rechtfertigen wollen, da man den eigentlichen Grund, der dazu bestimmen konnte, die Wahrheit in Beziehung auf das Verhältniß zu Frankreich, nicht sagen durfte.

Das Ziel schien erreichbar, da während der unsicheren Waffenruhe, die der weder bestätigte noch gekündigte Waffenstillstand von Slobodsje

führte, innere Unruhen das Ottomanische Reich mehr und mehr tterten.

Die Janitscharen und ihre Partei hatten sich (Ende Mai 1807) gegen ieuernden Sultan Selim empört, der europäische Disciplin einführen . Die Ulemas erklärten diesen Fürsten für einen Ketzer, er wurde etzt und als Gefangener in den Theil des Serails gebracht, in dem näher oder entfernter zum Thron berechtigten Prinzen in Haft ge- n zu werden pflegten. Einer der dort zur Zeit gefangen Gehaltenen e jetzt als Sultan Mustapha IV. mit dem Säbel des Propheten irtet.

Nach einem Jahr aber regten sich dann wieder die Anhänger Selims der Reformen, vor allen der bedeutendste von ihnen, Mustapha-Bai- ır Pascha von Ruschtschuk. Der benützte die Waffenruhe an der au, um mit den in europäischer Weise geschulten Truppen nach Con- tinopel zu ziehen. Seine Absicht war Selim wieder einzusetzen — er aber mit den Seinen vor dem Serail erschien, wurde ihm der f des entthronten Sultans über die Mauer zugeworfen. Bairactar furchtbare Rache; Mustapha IV. wurde vom Thron gestoßen und letzte noch übrige Prinz des osmanischen Hauses als Mahmud II. n Herrn der Gläubigen erhoben. Bairactar stand dem neuen Sultan Großvezier, als eigentlicher Regent zur Seite.

Die Umstände, den Augenblick zu nützen wo Bairactars Zug das kische Ufer der Donau ohne Vertheidigung ließ, erlaubten den Russen schwebenden Unterhandlungen nicht; mit anderen Worten: die fran- sche Vermittelung gestattete es nicht. Man hatte deren Wesen bereits chschaut, man fühlte sie als eine hemmende Fessel, aber man mußte h Rücksicht darauf nehmen. Wollte man die Feindseligkeiten wieder innen ohne die Vermittelung weiter zu berücksichtigen, so hieß das ankreich zu ungelegener Zeit und unter ungünstigen Bedingungen in enklicher Weise herausfordern.

Die russische Regierung wünschte natürlich die Erneuerung des Krieges, il in ihr das Mittel lag sich von dieser hemmenden Vermittelung los- machen, die dann von selbst aufhörte, doch wie die Dinge lagen, war gewünschte Erneuerung nur möglich, insofern die Pforte eine bestimmte ranlassung dazu gab und das geschah nicht. Da Bairactar als ein nhänger Englands bekannt war, erwartete man unter seiner Leitung ein ündniß zwischen der Pforte und England geschlossen zu sehen, und das itte als Vorwand, wie als Grund zu neuen Feindseligkeiten genügt. icht minder genügend wäre es gefunden worden, wenn die Türken irgend was gegen die Serben unternommen hätten. Der alte Feldmarschall rosorowsky erhielt den Befehl, die Feindseligkeiten ohne Weiteres wieder u eröffnen, so wie das Eine oder das Andere geschah, und vereinigte, um

Digitized by Google

vollkommen bereit zu sein zu augenblicklicher Thätigkeit, sein sehr verstärktes Heer im Sommer 1808, im Lager bei Kalieni am Sereth.

Aber es geschah nichts von dem, worauf man gerechnet hatte. Kein Angriff auf die Serben erfolgte, selbst der Schein eines Angriffs ließ sich nicht nachweisen, und ebensowenig, daß die wenig disciplinirten Truppen der Türken von ihren Festungen an der Donau aus, irgend einen Bruch des Waffenstillstands verübt hätten, wie doch so leicht geschehen konnte. Den gewünschten Bruch herbeizuführen, bemühte sich nun Prosorowsky den stolzen Bairactar durch allerhand kleine Mittel persönlich zu beleidigen und zu reizen. Der Feldmarschall betheuert in seinen Berichten an den Kaiser Alexander, er habe sich die größte Mühe gegeben und dem Bezier in den allerbeleidigensten Ausdrücken geschrieben: — auch das blieb vergeblich! Mustapha-Bairactar antwortete höflich, versicherte, daß man von Seiten der Türken den Waffenstillstand nicht brechen werde, der sich in das Unbestimmte verlängerte, und verfügte sogar, daß die Serben förmlich in denselben aufgenommen werden sollten, wie Rußland früher verlangt hatte.

Da wurde es denn von Seiten der russischen Regierung als ein glückliches Ereigniß, als eine Befreiung aus peinlicher Lage freudig begrüßt, daß Frankreich sich auf dem Erfurter Congreß von der Vermittelung lossagte und dem Kaiser Alexander, wenn auch nur in etwas zweideutiger Weise und mit einem stillen Vorbehalt, in der Balkan-Halbinsel freie Hand ließ.

Als aber diese Nachricht zu Ende October in das russische Hauptquartier am Sereth gelangte, war es für dieses Jahr zu spät geworden zu kriegerischen Unternehmungen in diesen unwegsamen Landen; die Armee mußte auseinander gehen in Winterquartiere.

Vielleicht wurde das Petersburger Cabinet zum Theil durch diesen Umstand bestimmt, während der Monate, die doch keine andere Art der Thätigkeit gestatteten, zu versuchen, ob sich nicht durch Unterhandlungen ohne störende Vermittelung, durch Drohungen, auf friedlichem Wege erlangen lasse, was man wünschte. Rußland forderte die Donaufürstenthümer, die Anerkennung der Unabhängigkeit Serbiens unter dem gemeinschaftlichen Schutz Rußlands und der Türkei, die Anerkennung der Oberherrschaft Rußlands über die Länder jenseits des Kaukasus, Georgiens, Mingreliens und Imerethiens, welche die Türkei als ihrer Schutzherrschaft unterworfen angesehen hatte.

Aber der Offizier — ein Hauptmann Krasnokutzky — den Prosorowsky mit diesen Forderungen nach Constantinopel sendete, wurde, kaum erst von Bairactar empfangen, zwei Tage nach seiner Ankunft, Zeuge einer neuen Revolution, die eine gänzliche Veränderung der Lage herbeiführte. Die Janitschaaren-Partei erhob von neuem das Haupt, wieder floßen Ströme von Blut in den Straßen der Hauptstadt, mächtige

Digitized by Google

: brachen aus und drohten den Kämpfenden, wie der Stadt den :gang. Als Bairactar sich unwiederbringlich verloren sah, ließ er,)enn nicht sich selbst, doch den Sultan Mahmud zu retten, den ab- en Sultan Mustapha und dessen Mutter tödten, und machte dann :igenen Dasein ein heroisches Ende. Er warf Feuer in ein Pulver- ızin und sprengte sich mit seinen treuesten Anhängern und den rmenden Feinden in die Luft. (16. Nov. 1808.)

Der Sultan Mahmud wurde verschont, doch nur weil er zur Zeit inzige überlebende Prinz des regierenden Hauses war. Um des eigenen s auch für die nächste Zukunft sicher zu sein, mußte er vier Frauen ; Bruders Mustapha, die guter Hoffnung waren, vorsorglich tödten ı. Im Uebrigen fiel er natürlich ganz in die Hände der siegenden ıschaaren-Partei. Der neue Großvezier Yussuff, der zunächst in n Namen herrschte, zeigte sich nun zwar bereit auf die gewünschten rhandlungen einzugehen und Bevollmächtigte zu dem vorgeschlagenen ıreß nach Jassy zu senden, zugleich aber suchte die Pforte in neuen indungen eine Stütze, wie das sehr natürlich war, da Prosorowskys ;chaft den Diwan von Rußlands Forderungen in Kenntniß gesetzt hatte. Oesterreich, das sich nicht Rußland als Nachbarn an der unteren ıau wünschen konnte, schritt vermittelnd ein; bald erschien von Wien ein bekannter englischer Diplomat, Sir Robert Adair, in Constan- ıpel, und schon am 5. Januar 1809 war ein Friedens-Vertrag zwischen ıland und der Pforte geschlossen. Eine englische Flotte, die unter dem ıiral Collingwood am Eingang der Dardanellen kreuzte, deutete hin- end an, daß die Pforte wenigstens in gewissen äußersten Fällen auf Beistand Englands rechnen könne. Sir Robert Adair und der öster- ische Internuntius (Gesandte) Baron Stürmer ermuthigten nun ge- ıschaftlich den Vezier und den Diwan die Forderungen Rußlands lehnen. Das dies geschehen würde, darüber war man in Petersburg mehr im Zweifel, und deshalb entschlossen den unvermeidlichen Bruch eine unerwartete Wendung schnell herbeizuführen.

Als endlich die lange erwarteten türkischen Bevollmächtigten zu Jassy ıngten, den Tag vor dem, der zu ihrem feierlichen Einzug bestimmt , erhielt der Fürst Prosorowsky von seinem Hof den Befehl, einen ızier nach Constantinopel zu senden, der dort gebieterisch, wie drei Jahre her die Ausweisung des französischen Gesandten, so jetzt die des eng- en verlangen sollte. Sir Robert Adair sollte innerhalb vierundzwanzig nden aus der türkischen Hauptstadt entfernt werden. Diese Botschaft de dem damaligen Flügel-Adjutanten des Kaisers, dem nachherigen dmarschall Paskiewitsch, anvertraut, und die wohl mit Bestimmtheit artete abschlägige Antwort, die er erhielt, gab das Zeichen zur Er- erung des Krieges. Die Pforte machte zwar darauf aufmerksam, daß mit England nur Friede, nicht ein Bündniß geschlossen habe, doch

Digitized by Google

änderte das nichts an dem in Petersburg zum Voraus gefaßten Beschluß.

Die Art der Kriegführung aber, wie sie sich an der Donau gestaltete, bildete zu dem, was man im Cabinet des Kaisers Alexander beabsichtigt und gehofft hatte, einen gar seltsamen Gegensatz. In der damaligen unsicheren Lage der europäischen Welt war es dem Kaiser Alexander nicht weniger um eine schnelle Beendigung dieses Krieges zu thun, als um die Donau-Fürstenthümer. Es kam darauf an, daß die Heereskraft Rußlands so bald wie möglich wieder verfügbar würde und zu anderen Zwecken verwendet werden konnte; besonders für den unerwünschten Fall, daß die österreichische Monarchie in ihrem eben beginnenden neuen Kampf mit Frankreich zu Trümmern ging. Deshalb sollte, nach dem Willen des Kaisers Alexander, ein in napoleonischer Weise geführter Feldzug, ein kühner und siegreicher Zug in das Herz des feindlichen Staats, auf dessen Hauptstadt zu, die Entscheidung und den Frieden schnell herbeiführen. So hatte es ja auch in Schweden geschehen sollen.

Der Kaiser und seine Rathgeber wußten sich nicht zu sagen, daß eine solche Kriegführung überhaupt gar nicht möglich war in einem wegelosen Lande, wo man nicht von Requisitionen leben konnte, wo man alles, dem was das Heer an Schießbedarf oder sonst nöthig hatte, aus weiter Entfernung durch wegelose Steppen, Wälder und Sümpfe herbeigeschafft werden mußte. Sie wußten sich eben so wenig zu sagen, daß die Heeresmacht, die Rußland an der Donau versammelt hatte, und die kaum achtzigtausend Mann zählte, dem Feind und der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes gegenüber, ungenügend war solche Pläne auszuführen. Man hielt die Möglichkeit eines Zuges nach Constantinopel für erwiesen, weil Bairactar mit nicht mehr als fünfzehntausend Mann die Hauptstadt erreicht hatte, wobei denn, wie es scheint, übersehen wurde, daß die russische Armee nicht wie Bairactar auf den Beistand einer Partei im Innern des Reichs und der Hauptstadt rechnen durfte. Kaum begreiflich ist es dann endlich, wie man den Fürsten Prosorowsky, einen ängstlichen, unbehülflichen Mann, der sich nie über die alltäglichste Mittelmäßigkeit erhoben hatte, jetzt in seinem hohen und gebrechlichen Alter, fähig glauben konnte dergleichen zu unternehmen.

Man durfte wohl um so weniger darauf rechnen, da der Kaiser Alexander auch hier wieder, wie in Finnland, nicht einfach und bestimmt befehlen wollte, was seiner Absicht nach geschehen sollte, und sich mit einer gewissen Sorgfalt darauf beschränkte, seinen Willen in etwas unbestimmten Andeutungen auszusprechen, die sich verschieden deuten ließen, je nachdem der Erfolg ausfiel. So schrieb er dem Fürsten, daß rasche und entscheidend geführte Schläge jenseits der Donau wohl das beste Mittel sein möchten, den Frieden herbeizuführen. Ein anderes Mal hatte er durch Rumäntzow schreiben lassen, sein Wunsch sei, daß Prosorowsky, wenn

:nstillstand glücklich gebrochen sei, sofort über die Donau gehe und ›eit als möglich" vordringe, wobei als beiläufige Bemerkung einge= :t war, Bairactar habe den Zug nach Constantinopel an der Spitze sehr geringen Macht glücklich ausgeführt. Auf solche schattenhafte utungen hin sollte Prosorowsky das Allerkühnste wagen.

Der greise Feldmarschall, der ganz in veralteten Anschauungen lebte, iese Winke vielleicht nicht einmal verstanden; jedenfalls fühlte er sich rch nicht zu vermessenen Thaten aufgefordert. Sein Feldzugsplan eines ganz anderen Geistes Kind. Er wollte sich zuerst wo möglich Festung Giurgewo bemächtigen, dann vor allen Dingen Brailow er= n und dann Tultscha, um endlich das von allen Seiten eingeschlossene mil zur Uebergabe zwingen zu können, und erst wenn das Alles ge= en wäre, wollte er über die Donau gehen, wie es scheint vor der d, ohne genau bestimmtes Ziel. Was er da auszurichten gedachte, : erst später zu seiner Zeit festgestellt werden; an Zeit, sich die Sache iberlegen, konnte es allerdings nicht fehlen, wie Prosorowsky seine rationen einleitete.

Giurgewos hoffte er sich durch Verrath zu bemächtigen, ehe der ffenstillstand gekündigt war. Achmet=Pascha von Ruschtschuk, der in wartung der seidenen Schnur lebte, hatte sich mit den Russen, unmit= bar mit dem General Miloradowitsch in Verbindung gesetzt, um ihr zu geben. Er versprach die Festung zu überliefern, und Prosorowsky be= l, sich ihrer zu bemächtigen, ohne auf Paskiewitschs Rückkehr oder den uch der Unterhandlungen zu warten; ausdrücklich übernahm er dabei Verantwortung für diese kleine Abweichung von den geltenden Lehren Völkerrechts. Doch der Verräther wurde verrathen, mußte in das ische Lager fliehen, und als die Russen dann (5. April 1809) Giurgewo men wollten, wurden sie mit namhaftem Verlust zurückgeschlagen.

Das hatte allerdings nicht viel zu sagen, da die Eroberung dieses tzes kein nothwendiges Element des Feldzugsplanes war. Aber auch Belagerung von Brailow, am 21. April begonnen, wollte nicht för= n. Die Festungswerke waren, nach europäischem Maßstab, unbedeutend nennen, man hoffte sich des Orts durch einen stürmenden Angriff be= chtigen zu können, wie Benders, Otschakows, Ismails in früheren egen. Doch sollte nicht viel dabei gewagt werden, und deshalb wurden, : Halbheit und Unklarheit nur zu oft dergleichen Anordnungen veran= ssen, nur achttausend Mann zu dem Unternehmen bestimmt. Der am Mai versuchte Sturm lief aber sehr unglücklich ab; die Russen ver= en dabei nicht weniger als fünf Achttheile der zum Angriff verwendeten annschaft.

Prosorowsky suchte die Schuld dieses traurigen Mißlingens dadurch n sich abzuwälzen, daß er den General Kutusow förmlich bei dem Kaiser :klagte. Er hatte sich diesen auch schon bejahrten Herrn, den er seinen

Digitized by Google

Schüler nannte, ausdrücklich als Gehülfen ausgebeten, und nun beschuldigte er ihn geradezu den glücklichen Erfolg des Sturms absichtlich hintertrieben zu haben, da er in Unfrieden mit ihm lebte. Das Seltsamste oder Eigenthümlichste dabei ist wohl, daß gerade diejenigen Zeitgenossen, die Kutusow am genauesten kannten, auch am entschiedensten geneigt waren zu glauben, daß Prosorowsky darin wohl recht haben könnte. Die Unterrichteten waren ziemlich allgemein der Ueberzeugung, daß Kutusow den Oberbefehl gern selbst gehabt hätte, und da er dafür galt, daß er Wege der List und Intrigue für erlaubt halte, fand niemand etwas Unwahrscheinliches darin, daß er den Operationen seines Feldherrn eine ungünstige Wendung zu geben suche, um den schwachen Mann los zu werden und an seine Stelle zu treten.

Kutusow wurde nun zwar von der Armee entfernt, wie Prosorowsky verlangte, zugleich aber sprach sich der Kaiser auch sehr unzufrieden über den mißglückten Sturm aus. Solche Angriffe aus dem Stegreif seien überhaupt nicht zu billigen, wurde dem Feldmarschall bemerkt, jedenfalls aber müsse man sie nicht mit unzureichenden Mitteln unternehmen. Die Unzufriedenheit bestimmte dann auch den Kaiser, diesmal bestimmter auszusprechen, was er eigentlich wollte. Dadurch, daß man sich mit den Festungen an der Donau beschäftigte, werde man die Türken nicht zum Frieden zwingen, hieß es in seinen Schreiben an den Feldmarschall: man gewähre dadurch nur dem Feinde Zeit zu Rüstungen. Das schien diesmal um so schwerer in das Gewicht zu fallen, da die Türken, überrascht durch den Krieg und bis vor kurzem ausschließlich durch die Umwälzungen im Innern ihres Landes in Anspruch genommen, vor der Hand gar kein Heer im freien Felde hatten. Ihre Streitkräfte begannen kaum sich bei Adrianopel zu sammeln. Man müsse eilen, meinte der Kaiser, denn bald würde auch wohl eine englische Flotte im Schwarzen Meer erscheinen und jedes Unternehmen erschweren. Sei es wirklich nothwendig Brailow zu nehmen, so müsse man schnell zum Ziele zu gelangen suchen, die übrigen Festungen „maskiren" — und ohne weiter zu säumen über die Donau und weiter, ehe noch die türkische Armee diesseits des Balkan-Gebirges angelangt sein konnte, über die Berge auf Constantinopel zu ziehen. „Seitdem man über die Alpen und Pyrenäen hinwegzieht, kann das Balkangebirge für Rußlands Heere kein Hinderniß mehr sein." — So wiegte man sich im Cabinet des Kaisers, im Vertrauen auf russische Tapferkeit, in der Hoffnung den Krieg siegreich beendigen zu können, noch ehe der Kampf zwischen Napoleon und Oesterreich vollends ausgekämpft sein konnte. Man vergaß dabei zu berechnen, wie geringe Streitkräfte dem Feldmarschall im freien Felde blieben, wenn alle Festungen maskirt werden und die Donaufürstenthümer besetzt bleiben sollten.

Prosorowsky wollte nun Brailow vermöge einer regelmäßigen Belagerung zu erobern suchen; dann, kaum eine Woche nach der Eröffnung

aufgraben (19. Mai), hob er die Belagerung wieder auf, und kün-
die Absicht an, über die Donau zu gehen und in Bulgarien, nicht
weit vom Strom „Stellung zu nehmen", während Abtheilungen seines
s die Festungen beobachteten. Dieser Beschluß wurde in einem Kriegs-
gefaßt; was dadurch eigentlich erreicht werden sollte, ist schwer zu
en.

Doch die Hochwasser der Donau verliefen erst spät und langsam.
Brücke, die bei Galatz über den Strom führen sollte, wurde in Folge
erst am 26. Juli, lange nach der Schlacht bei Wagram, fertig; das
hatte inzwischen zwei Monate lang vollkommen unthätig in einem
unden Lager in der Nähe gestanden. Am 19. August endlich ging
er die Donau; zwei Tage später sank der altersschwache Feldherr
s Grab.

Der Fürst Bagration, der als der im Rang älteste der anwesenden
rale den Befehl übernahm, führte das Heer vorwärts, bis an den
nischen Wall, erfocht bei Rassovat einen Sieg über eine wenig zahl-
Abtheilung des Feindes, die zur Donau heran rückte, und konnte
kleine Festungen, Matschin und Hirsowa, ohne Widerstand in Besitz
en. Ismail wurde gegen freien Abzug der Besatzung übergeben, und
im Herbst auch Brailow unter denselben Bedingungen. Ein Versuch
Silistria mißlang und mußte aufgegeben werden — und am Ende
e das Heer doch wieder über die Donau zurückgehen. Der schlecht
rte Feldzug war entschieden mißlungen.

Doch was in diesem Jahr versäumt war, sollte im folgenden nach-
t werden, während der Friede mit Frankreich etwas mühsam er-
n wurde. Die Generale aus den Zeiten der Kaiserin Katherina
flößten dem Kaiser Alexander sammt und sonders sehr wenig Ver-
n ein; er achtete, nach den Erfahrungen, die er seit seinem ersten
ug in Mähren mit ihnen gemacht hatte, keinen von ihnen den Auf-
n einer großartigen Kriegführung gewachsen. Neuerdings aber glaubte
n einem emporstrebenden jungen Mann, in dem Grafen Nikolay
ailowitsch Kamensky, dem jüngeren Sohn des Feldmarschalls, seinen
etable gefunden zu haben; den genialen Krieger, von dem er den mi-
schen Glanz seiner Regierung hoffen durfte. Schon hatte er diesen
en Mann, der noch nicht fünfunddreißig Jahre zählte, zum General
der Infanterie befördert, und jetzt übergab er ihm den Oberbefehl an
Donau. Die hohe Meinung, die der Kaiser und in der That ganz
land von diesem Kamensky hegte, hatte keinen anderen Grund als
daß der junge General sich in Finnland selbständig an der Spitze
er Abtheilungen entschlossen gezeigt hatte und glücklich gewesen war.
hatte es sich dort für ihn stets nur um Unternehmungen nach einem
mäßigen Maßstab gehandelt, wo Alles leicht zu übersehen ist. Der
tand, daß ein vom Glück getragener, ehrgeiziger Mann, in seinen

Digitized by Google

besten Jahren, solchen Aufgaben gewachsen ist, gewährt aber kein Bürgschaft für einen wirklichen Feldherren-Beruf. Kamensky lieferte den Beweis wie mancher Andere vor ihm und nach ihm.

Er vermochte nicht an der Spitze eines Heeres selbständig aufzutreten, er sah sich bald nach Rath und Hülfe, in der That wohl eigentlich nach Leitung, nach einem Mentor um. Die Wahlen aber, die er traf, waren so unglücklich, die Leute, deren Leitung er verfiel, von so geringem Gehalt, daß seine eigene Fähigkeit Menschen und Verhältnisse zu beurtheilen darüber in einem sehr ungünstigen Licht erscheint.

Seine Aufgabe war wieder durch entscheidende Operationen einen vortheilhaften Frieden schnell herbeizuführen. Seine Instructionen schrieben ihm vor, mit der Hälfte seiner Armee, d. h. mit etwa vierzig tausend Mann, über die Donau zu gehen, noch ehe die Hochwasser die Ufer überströmten, während die andere Hälfte die Donaufürstenthümer besetzt behielt, eine Reserve-Armee bildete und Giurgewo belagerte. — Dann sollte er sich bemühen, den Aufstand der Serben neu zu beleben, von der geringen Macht, die er dann jenseits der Donau hatte, sollte er einen Heertheil an die Küste des Schwarzen Meers entsenden, einen anderen gegen Silistria, mit dem Rest aber die Balkan-Pässe in Besitz nehmen, von wo aus er dann seine leichten Truppen nach Adrianopel senden konnte. Hier bricht die Instruction ab; man zählte also wohl darauf, daß die Pforte Frieden schließen werde, so bald man im Besitz dieser drohenden Stellung sei.

Auch war Kamensky mit der nöthigen Vollmacht versehen, Frieden zu schließen. Man sah sich im Cabinet des Kaisers mit solcher Zuversicht schon im Besitz des Balkans und selbst Adrianopels, daß man sich in der Lage glaubte, die Bedingungen des Friedens ganz willkürlich nach Belieben vorschreiben zu können, und berechtigt den früheren Forderungen noch neue hinzuzufügen. Außer der Moldau und Walachei, der Unabhängigkeit der Serben und der Anerkennung des russischen Besitzstandes jenseits des Kaukasus, verlangte Rußland nun auch für seine Handelsflagge freie Schifffahrt durch Bosporus und Dardanellen, und eine Kriegssteuer von zwanzig Millionen Piastern. Es ist wirklich überraschend zu sehen, mit welcher Leichtigkeit und Grazie die russische Regierung bereits über türkische Provinzen verfügte. Da Kamensky den Kaiser Alexander zu überzeugen gewußt hatte, daß die kleine Walachei — das Land auf dem rechten Ufer der Aluta — für Rußland jedenfalls ein sehr unbequemer Besitz sein werde, schlug die russische Regierung der österreichischen einen Ländertausch vor. Sie bot die kleine Walachei, und wollte dafür die weniger wichtige genannte Bukowina annehmen; den Theil der Moldau, den Oesterreich sich vierzig Jahre früher unter diesem Namen angeeignet hatte. Oesterreich war aber, nach dem unglücklichen Kriege von 1809, am allerwenigsten in der Lage, sich auf so geniale Projecte einzulassen und lehnte ab.

Digitized by Google

Der Anfang des Feldzugs schien viel versprechend, glänzend sogar. ...ensky führte sein Heer in den Tagen vom 22. zum 26. Mai 1810 ...hirsowa über die Donau und in wenigen Tagen bis unter die Mauern ... Silistria, während eine Seiten-Abtheilung unter seinem älteren Bru... (am 2. Juni) Basardschik, wo sich ein türkischer Heertheil festgesetzt ..., in glänzender Weise mit Sturm eroberte. Der Schrecken, den ...r gelungene Sturm verbreitete, war von der Art, daß Silistria sich ... nach wenigen Tagen einer allerdings rasch geführten Belagerung ... heftigen Beschießung am 11. Juni ergab. Die Türken verlangten ...s als freien Abzug der Besatzung und der Einwohner, was auch ge...rt wurde. Auch das wichtige Varna am Meer, vor dem nur eine ...nge russische Abtheilung erschien, hätte der russische Feldherr in dem ...enblick leichten Kaufs gewinnen können. Besatzung und Einwohner ...en bereit, auch diesen festen Platz zu übergeben, wenn man ihnen ...n Abzug gewährte. Aber Kamensky bestand diesmal, ohne daß sich ...nd ein Grund dafür absehen ließe, darauf, daß die Besatzung sich ...sgefangen geben sollte, und verlor darüber die Gelegenheit.

Selbst der Großvezier wurde wankend und bot von Schumla aus ... Hand zum Frieden. Doch da Kamensky die Bedingungen gebieterisch ...ählte, wie sie ihm vorgeschrieben waren, und forderte, daß der eng...e Gesandte sofort aus Constantinopel ausgewiesen werde, blieben alle ...eren Unterhandlungen unmöglich.

Nun aber fiel das Dasein des türkischen Heeres in das Gewicht und ... Verhältnisse änderten sich sehr wesentlich. In dem zu Petersburg ...orfenen Feldzugsplan war das Dasein einer feindlichen Armee seltsamer ...se vollständig ignorirt. Wahrscheinlich hatte man im Cabinet des Kaisers ...rtet, Kamensky werde sich der Balkan-Pässe und vielleicht selbst Adria...ls bemächtigt haben, ehe die türkische Heeresmacht dort, jenseits der ...ge versammelt sein konnte. Das war nun nicht gelungen; der Groß...r stand, als Silistria fiel, bereits mit einem ansehnlichen Heer dies... der Berge am nördlichen Fuß des Balkans, bei dem berühmt ge...denen Schumla in Bereitschaft.

Kamensky scheint nicht sofort eingesehen zu haben, daß dies einen ...erschied mache und welchen. Schon hatte er die Armee unter seinen ...ehlen durch einen ersten Tagsbefehl beleidigt, in welchem er ruhmredig ... seinen Siegen in Finnland sprach, dem Heer an der Donau zwar ...ende Belohnungen versprach, aber auch mit Strafen drohte, falls es ...en Erwartungen nicht entspräche. Die Generale, die ohne Ausnahme ...re und erfahrenere Krieger waren, als er selber, hatte er durch ein ...emessen hochmüthiges Betragen verletzt —: jetzt verkündete er prophe... große Thaten in einem Tagsbefehl, dessen Großsprecherei mehrere ...er Generale nicht mit Unrecht lächerlich fanden. „Wir haben der ...tomanischen Pforte den Frieden geboten. Die treulosen Mosleme haben,

Digitized by Google

trotz ihrer Schwäche, trotz der fortwährenden Niederlagen, die sie durch unsere tapferen Krieger erleiden, gewagt ihn abzulehnen. Uebermorgen ist der zur Rache, zu ihrer Bestrafung für solche Vermessenheit bestimmte Tag. Uebermorgen müssen, aller Hindernisse ungeachtet, Schumla erobert und die treulosen Schaaren des Großveziers vernichtet sein."

Uebermorgen kam (23. Juni) und Kamensky erschien allerdings mit 35,000 Mann vor Schumla; weiter aber geschah gar nichts. Das Glück bot dem Feldherrn wohl die Gelegenheit einen glänzenden Erfolg zu erfechten, aber er wußte sie nicht zu benützen. Die sogenannten Grotten-höhen im Westen von Schumla, die gleichsam den linken Flügel des hufeisenförmigen Gebirgszuges bilden, der Schumla umfaßt, waren damals nicht in den Kreis der Befestigungen aufgenommen. Die türkischen Verschanzungen zogen sich an dieser Seite auf halber Höhe des inneren Abhanges dieser Berge dahin, und waren sogar, von dem Kamm aus, in ihrer linken Flanke ganz zu umgehen. Unter dem General Lewis (einem Liefländer schottischer Abkunft, Lewis of Menar) gelang es den russischen Jägern, vom rechten Flügel des Heeres, unmittelbar nachdem das Heer vor Schumla eingetroffen war, sich des beherrschenden Kammes zu bemächtigen. Kamensky hatte sie dorthin entsendet, weil er die rechte Flanke seiner Stellung bei Straza von dort aus bedroht glaubte. Den Türken scheint die Wichtigkeit dieser Höhen einleuchtend geworden zu sein, so wie sie verloren waren; sie schritten ihrerseits zum Angriff. Zwei Tage über behaupteten sich die Russen im Besitz. Aber Kamensky, der, ungeachtet seines heldenhaft-prophetischen Tagesbefehls, beim Anblick der türkischen Stellung jeden Gedanken an einen Angriff aufgegeben hatte, achtete es nicht der Mühe werth, sich persönlich nach dem Punkt zu begeben, um den gekämpft wurde, und sich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Seiner Meinung nach konnte das Gefecht da oben in Felsen und Wald zu gar nichts führen, er erklärte, daß es ihn langweile (cela m'ennuie) und befahl die Grottenberge (25. Juni) freiwillig aufzugeben. Ohne den Besitz dieser Höhen schien dann auch seine Stellung im Angesichte von Schumla nicht haltbar, und so wich er denn zum großen Erstaunen der Türken über den Tekié-Bach zurück.

Kamensky, oder der leitende Genius seines Hauptquartiers, war nun auf den Gedanken verfallen, das türkische Lager oder vielmehr den Gebirgsstock, an den es sich lehnte, von allen Seiten zu umstellen und das Heer des Großveziers darin auszuhungern. Das der Zahl nach ohnehin unzureichende russische Heer wurde zu solchem Ende auf einem Umkreis von nicht weniger als zwölf Meilen in einzelne Posten um das türkische Lager herum vertheilt: eine Verwegenheit, die ein kriegskundiger Feind gewiß nicht ungestraft gelassen hätte.

Die Russen kannten aber das Land, von dem es keine irgend genügenden Karten gab, nur sehr unvollkommen und wußten natürlich nicht

Pfade zu erkunden, die, für Saumthiere brauchbar, durch die Wälder das Gebirge führten. Sie vermochten den Türken nicht die Zufuhr schneiden, litten aber dagegen bald selbst den drückendsten Mangel sahen ihre Reihen Tag für Tag durch verheerende Fieber gelichtet. einem Erkundungsritt (am 7. Juli) konnten Kamensky und sein Ge-l-Quartiermeister Friderici selbst durch Fernrohre beobachten, wie ein von mehreren Hundert beladenen Kameelen vom Gebirge herab im schen Lager eintraf. Sie sahen nun mit Schrecken, daß die Ein-ßung des türkischen Heeres eine leere Vorstellung war, mit der sie selbst täuschten. Da eine Botschaft des Veziers die Gewißheit brachte, an einen Frieden unter den geforderten Bedingungen nicht zu denken ind dadurch den Beweis lieferte, daß auch der moralische Eindruck früheren russischen Erfolge nicht weiter reichte, entsagte Kamensky weiteren Unternehmungen gegen Schumla, ließ nur einen mäßigen theil unter seinem Bruder zur Beobachtung zurück und wendete sich Juli) mit dem Rest seines Heeres nach Ruschtschuk, dessen bereits nnene Belagerung bis dahin auch sehr schlecht gegangen war. Damit n der bisherige Feldzugsplan, der Zug über den Balkan und alle liegenden Hoffnungen Alexanders aufgegeben.

An der Spitze der 20,000 Mann, die er vor Ruschtschuk vereinigt ;, dachte nun Kamensky die Festung, ohne Wallbruch, stürmend zu ern. In ritterlich galanter Weise sollte dieser Sieg am Namenstag Kaiserin-Mutter (3. August) erfochten werden. Die Maßregeln waren auch im Einzelnen sehr schlecht getroffen; der Sturm mißglückte in furchtbarsten Weise und Kamensky verlor dabei fast die Hälfte seines en Heeres, 8500 Mann.

In seinem Bericht an den Kaiser schien er die Schuld des Mißlin- auf die Truppen schieben zu wollen, denn er bat ihn des Ober-ls zu entheben, weil er das Vertrauen, nicht etwa zu sich selbst, ern zu der Armee verloren habe. Doch die Antwort, die er erhielt, es ihm, daß dergleichen kleine Künste gar nicht nöthig waren. Der er zeigte sich nur darauf bedacht seinen jungen Feldherrn zu trösten wieder aufzurichten.

Ein unverdientes Glück führte dann aber, wenn auch nicht einen Schritt er zu dem Ziel, das dem Kaiser vorschwebte, doch noch zu einem ren Ergebniß als der bisherige Gang des Feldzuges hoffen ließ. Ku-netz-Pascha von Nikopolis rückte, auf Befehl des Veziers, am rechten der Donau, am Strom entlang, zum Entsatz heran. Kamensky, aus Galizien Verstärkungen erhalten hatte, zog ihm entgegen und cht (7. September) bei Batin einen vollständigen Sieg über ihn, ob-h er nach dem Zeugniß solcher unmittelbaren Zeugen wie der Prinz en von Württemberg und General Valentini, die Schlacht keineswegs der verständigsten Weise führte. Es gelang! — Und wie die Türken

Digitized by Google

eben immerdar unberechenbar sind, ergab sich nun auch, von Schn gelähmt, die Besatzung von Ruschtschuk, die ihre Wälle bis dahin so t vertheidigt hatte. Giurgewo, Sistowo, Turno und Nikopol ergaben ganz ohne Widerstand.

Dieser Gewinn, mit ganz unverhältnißmäßigen Opfern erkauft, f nicht zum Frieden; der Zweck war abermals verfehlt und weiter gl Kamensky bei ungünstigem Herbstwetter nichts mehr unternehmen zu kö Er ließ das Heer im October in die Winterquartiere gehen.

Inzwischen aber hatte sich die europäische Lage in solcher Wei ändert, daß der Kaiser Alexander nöthig achtete einen großen The Donau-Armee nach Litthauen an die westliche Grenze des Reichs h zuziehen. Der unvermeidliche Entscheidungskampf mit dem kaiser Frankreich rückte näher, sich darauf vorzubereiten wurde die hauptsäch Sorge des Kaisers Alexander. Der Krieg an der Donau mußte diesen Bedingungen mit verminderten Mitteln vertheidigungsweise g werden: eine Aufgabe, die dem General Kutusow anvertraut wurd wenig dieser auch bei seinem Kaiser galt.

Kamensky war zu größeren Dingen bestimmt. Man schien im binet des Kaisers gar nicht gewahr geworden zu sein, wie verkehrt Thun und Treiben an der Donau gewesen war, und Alexander sah immer seinen Connetable in ihm; einen Feldherrn, den er mit Zu dem Kaiser Napoleon gegenüberstellen konnte. So war denn Kam bestimmt, die zweite West-Armee gegen Frankreichs Krieger zu fü Doch er starb auf der Reise von der Donau nach Odessa, wie auch danowitsch meint, möglicher Weise zu rechter Zeit für seinen R Ganz Rußland, eben so wenig enttäuscht als der Kaiser, trauert seinen Achill. Man gefiel sich sogar hin und wieder in der Vorste Napoleon habe diesen kühnen jungen Feldherrn gefürchtet und ihn, in Augenblick, wo der Krieg mit Rußland unvermeidlich schien, durch geheimen Agenten vergiften lassen!

Digitized by Google

Viertes Capitel.

innere Verwaltung Rußlands während dieser Jahre; — Speranskys universelle tigkeit; — Umgestaltung des Ministeriums und der Behörden; — Finanzen; — zgebung; — Unzufriedenheit der altrussischen und Leibeigenschafts-Partei; — ihre Intriguen gegen Speransky.

Viel war im Lauf der wenigen Jahre seit dem Tilsiter Frieden auch Innern Rußlands geschehen. Als der Kaiser Alexander sich der Politik poleons anschloß, war es, wie an seiner Stelle erwähnt wurde, nicht e Absicht gewesen etwa den Plänen seiner Jugend zu entsagen; es te sich, daß er die Ausführung, so sehr ihn auch Krieg und auswärtige gelegenheiten in Anspruch nehmen mochten, eben so wenig auf ruhigere ze verschieben wollte. Selbst mitten im Kriege, im Drang der Ereig-e, sollte fort und fort die bessernde Hand angelegt werden.

Das schien sogar nothwendiger als je zuvor; denn so oft der Kaiser Blick von den europäischen Angelegenheiten auf die eigensten seines chs, auf das Innere Rußlands wendete, mußte er Zustände gewahren, von Tag zu Tag bedenklicher wurden, die er gewiß nicht ohne Sorge ägen konnte, wenn er auch von der allgemeinen Unzufriedenheit, die hervorriefen, wohl nur wenig erfuhr.

Vor allem war die bodenlose Zerrüttung der Finanzen, die fast hoff-ngslos erscheinen konnte, wohl geeignet den Landesherrn zu erschrecken. n sah sie freilich als ein unvermeidliches und selbst als ein unver-ldetes Uebel an, herbeigeführt durch nothwendige Kriege. In welchem ade sie von lange her, schon seit der Regierungszeit der Kaiserin Ka-rina, durch sehr übel berechnete Maßregeln vorbereitet war, wie viel h die gegenwärtige Regierung dazu beigetragen hatte, indem sie sich der derblichen Handelspolitik Napoleons anschloß, davon wußte man sich ht Rechenschaft zu geben. Aber wenn auch unvermeidlich und unver-ldet geachtet, wurden die Verhältnisse doch sehr drückend empfunden d man sah sich ängstlich nach Mitteln um, der gegenwärtigen Noth zu ern und einer noch schlimmeren Zukunft vorzubeugen.

Auch darüber konnte sich der Kaiser nicht täuschen, daß die allgemeine lichkeit und Käuflichkeit aller Beamten, aller Richter sich auch unter

Digitized by Google

neuen Ministern von Tag zu Tage und bis zu einem kaum glaublich
Grade von Frechheit steigerte.

Ueberhaupt trat mit jedem Tage deutlicher hervor, daß alle Maß
regeln, alle Anstrengungen seiner ersten Regierungsjahre vollkommen oh
mächtig geblieben waren.

Gleich der Kaiserin Katherina, wenn auch in weniger kühn-philo
phischer Weise, hatte auch er sich bemüht der Unsicherheit des Rechts i
Rußland abzuhelfen. Die siebzigtausend Ukasen, die, seit den Zeiten d
Zaren Alexey Michailowitsch erlassen, sämmtlich Gesetzeskraft hatten, konn
niemand übersehen; es wußte niemand in diesem Chaos Bescheid, in de
sich rechtfertigende Gründe für die widersprechendsten Entscheidungen finde
ließen. Was davon den Richtern bekannt wurde, die noch dazu ni
Rechtskundige waren und in der That kaum sein konnten, da ein wiss
schaftliches Studium dieses form- und grenzenlosen Rechts gar ni
möglich war, das hing großentheils vom Zufall ab. Solche Verhältni
gestatteten natürlich den Advocaten wie den Richtern mit einer kaum gla
lichen Dreistigkeit zu verfahren. Es ist noch in den späteren Regierung
jahren Alexanders der Fall vorgekommen, daß im Senat ein Prozeß a
die Autorität zweier Ukasen hin entschieden wurde, die der Advocat d
einen Partei wörtlich anführte, die es aber gar nicht gab, wie später entd
wurde. Zur Zeit der Entscheidung war es weder den Richtern noch sel
dem Advocaten der Gegenpartei eingefallen, an ihrem Dasein zu zweife

Eine Commission unter dem Vorsitz des Grafen Sawadowsky, sch
im Jahr 1801 gebildet, sollte nun Licht und Ordnung in dieses unv
ständige Wirrsal bringen — offenbar aber wußte niemand von den d
maligen Rathgebern des Kaisers klar und bestimmt, was eigentlich geschaf
werden sollte. Ob es sich darum handele das bestehende, in den kais
lichen Ukasen gegebene Recht zu sammeln und zu ordnen, in ein Syst
zu bringen und von Widersprüchen zu reinigen, oder ob man auf theo
retischer Grundlage ein neues in sich folgerichtiges Rechtssystem ausarbeit
und darin von dem hergebrachten Recht Rußlands nur das aufnehm
wollte, was den leitenden Grundsätzen des Ganzen entsprach. Die In
structionen besagten, die Commission solle das Material zusammenbring
und prüfen, ohne daß dabei gesagt worden wäre, im Sinn welcher Pr
cipien geprüft werden sollte; — sie sollte die verschiedenen, seit der Z
Katherinas entworfenen Projecte, wie zu verfahren sein möchte, prüf
vielleicht selbst ein neues Project entwerfen; — sie sollte sich mit d
ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten des Auslandes in Verbindung setzen, w
anzudeuten scheint, daß man geneigt war auch wohl auf Grundlage d
Theorie und abstract-wissenschaftlicher Anschauungen vorzugehen; — s
sollte besonders bedacht sein den Gang der Rechtspflege zu beschleunig
und endlich das Ergebniß ihrer Arbeiten so bald wie möglich dem Kai
vorlegen.

Digitized by Google

Bald scheint man sich gesagt zu haben, daß Sawadowsky einer solchen
gabe durchaus nicht gewachsen sei und die „Gesetz-Commission" wurde
Justizminister Lapuchin überwiesen, der darin den Vorsitz führen
e. Aber Lapuchin war auch kein Rechtsgelehrter und sein Gehülfe
osiltzow eben so wenig. Außerdem hatte der Letztere so unendlich viel
hun und wahrzunehmen, daß er den Arbeiten dieser Commission nur
i sehr geringen Theil seiner Zeit und Aufmerksamkeit zuwenden konnte.
n fühlte die Nothwendigkeit, die Arbeit einem wissenschaftlich gebildeten
tsgelehrten anzuvertrauen, und da es einen solchen unter den Russen
gab, fand der Vorschlag des Senators und nachherigen Ministers
dawlew, einen Liefländer zu Hülfe zu rufen, leicht Beifall bei den
eiligten. Kosodawlew empfahl (1804) einen Herrn von Rosenkampff,
dem er in Leipzig zusammen studirt hatte und der seitdem als Ad-
t in Riga lebte.

Aber dieser auf solche Weise plötzlich zu großer Bedeutung erhobene
nn erhielt dann auch wieder eine Instruction, die theils in das Un-
mmte, theils in das Grenzenlose ging, und wieder zweifelhaft ließ,
man eigentlich wollte. Sein Auftrag war ein vollständiges Gesetz-
zu verfassen, und reglende Vorschriften für alle Behörden. Er sollte
i die bestehenden Gesetze zur Grundlage nehmen, aber sie ergänzen
verbessern nach allgemeinen Rechts-Principien. Eine Riesenarbeit,
n ganzen Umfang die Verfasser der Instruction wohl nicht zu über-
n wußten, und in mehr als einer Beziehung konnte niemand weniger
gnet sein eine solche Aufgabe zu lösen, als eben dieser Rosenkampff,
sich nebenher später auch noch als ein sehr zweideutiger Charakter
nbarte. Er wußte so gut wie gar kein Russisch und hatte keine Ahnung
russischem Recht. Die älteren Rechtsbücher und die siebzigtausend
sen waren ihm vollkommen fremd. So war er denn darauf ange-
en, Lehrling und Meister zugleich zu sein, Gesetze, deren Inhalt und
sen ihm vollkommen unbekannt waren, systematisch zu ordnen, während
sie selber erst stückweise kennen lernte, wie es der Zufall fügte. Von
r Schaar von Uebersetzern umgeben, die er von allen Arten von
hülfen am wenigsten entbehren konnte, brachte er es niemals auch nur
in, daß er mit Bestimmtheit unabänderlich gewußt hätte wie er eigent-
zu Werke gehen, nach welchem Plan er arbeiten wollte. Bald wollte
der geschichtlichen Entwickelung des russischen Rechts folgen, und suchte
nach herum in den Ukasen, die ihm durch die Uebersetzungen seiner
te bekannt wurden; — bald wollte er „russische Pandecten" zusammen-
len, und den Inhalt sämmtlicher siebzigtausend Ukasen, sowie der älteren
setzbücher, unter systematisch geordnete Titel und Paragraphen vertheilen
und als auch diese Arbeit unabsehbar und hoffnungslos schien, stürzte
sich in das vergleichende Studium des römischen und des in den aus-
rtigen Staaten der Gegenwart geltenden Rechts, in der Hoffnung, da

zu finden, was er brauchte — er wußte jetzt vielleicht weniger als früher wozu? — Er schien nun ein aus reiner Theorie hervorgegangenes Rechtssystem schaffen zu wollen, das sich scheinbar, aber freilich nur scheinbar auf die in Rußland bereits geltenden Gesetze, auf den Inhalt der Ukase stützte. Er stellte Rechtssätze auf, und nannte am Schluß eines jeden mehrere ältere und neuere Ukase als seine Quelle. Dabei soll es auch ihm begegnet sein, Ukasen anzuführen, die es gar nicht giebt; jedenfalls war in vielen Fällen nachzuweisen, daß der Inhalt der angeführten Verordnungen gar nichts gemein hatte mit dem Rechtssatz, der angeblich aus ihnen hergeleitet war. Und auch diese Arbeit rückte nicht von der Stelle. Jahre vergingen und es ergab sich gar nichts aus einer so vollkommen rathlosen Thätigkeit.

Eben so ohnmächtig blieb die Thätigkeit der Universitäten. Sie übten zur Zeit kaum irgend einen Einfluß auf den Gang der allgemeinen Bildung, so gut wie gar keinen auf das Beamtenthum. Im ersten Augenblick der Begeisterung hatte man geglaubt, rasche Fortschritte der allgemeinen Bildung, wie sie in der Weise wohl kein Volk wirklich erlebt hat, durch einen Befehl erzwingen zu können. Der kaiserliche Ukas, der im Jahr 1803 die Thätigkeit der Universitäten und das Schulwesen Rußlands regelte, verfügte zugleich, daß nach Verlauf von fünf Jahren niemand, der nicht die entsprechenden Studien durchgemacht habe, eine Anstellung erhalten solle, die juristische oder andere Fachkenntnisse voraussetzte. Ohne zu erwägen, daß es zur Zeit, als diese Befehle erlassen wurden, im eigentlichen Rußland so gut wie gar keine jungen Leute gab, die gehörig vorgebildet Universitäts-Studien nützen konnten, erwarteten die damaligen Rathgeber des Kaisers den vollständigsten Erfolg.

Nun aber waren die fünf Jahre verflossen und man fand sich am dem alten Fleck. Die Hörsäle der Universitäten waren äußerst spärlich besucht worden. Der reiche und vornehme Adel hatte fortgefahren seine Söhne durch Hauslehrer, meist Franzosen, wenn nicht etwa im Pagen-Corps erziehen zu lassen; was dem kleinen, armen Adel oder der überaus zahlreichen besitzlosen Beamtenwelt angehörte, hatte seine Söhne in den Cadetten-Corps unterzubringen gesucht, oder fast noch als Knaben, wenn sie eben nur lesen und schreiben konnten, als Schreiber in die Kanzleien gesteckt, wo sie sich dann empor arbeiten mußten.

Junge Leute, die Universitäts-Studien gemacht hatten, meldeten sich nur in überaus geringer Anzahl zum Dienst. Wollte man überhaupt Beamte haben — und man bedurfte deren eine sehr große Zahl, — so mußte man nach wie vor Leute nehmen, die, fast noch als Kinder in die Kanzleien gesteckt, eigentlich nichts gelernt hatten als lesen und schreiben, die sich dann in den Kanzleien die alten Fertigkeiten aneigneten und den alten Einfluß in alter Weise übten.

Die jungen Leute aus reichen Häusern begannen entweder ihre Lauf-

n als Garde-Offiziere, und erhielten dann später, wenn sie in den
il-Dienst übertraten, gleich höhere Stellungen, oder wenn sie gleich von
ang an den Civil-Dienst wählten, erhielten sie den Rang, dessen sie
der Gesellschaft und am Hof bedurften, und der sie dann zu höheren
llungen im Dienst führte, als Kammerjunker und Kammerherren.

Vergeblich waren auch die Bemühungen des Kaisers geblieben, das
s der Leibeigenen zu verbessern oder vollends ihre Entlassung aus dem
kenden Verhältniß herbeizuführen. Außer dem Grafen Sergey Ru-
ntzow, dem Fürsten Alexey Bor. Kurakin, der einer Anzahl seiner
uern die persönliche Freiheit und die Ländereien, die sie inne hatten, für
erthalb Millionen Rubel verkaufte, die in Fristen zu zahlen waren,
noch ein Paar Herren, die am Hof Glück machen wollten, fühlte sich
nand bewogen auf solche Auseinandersetzungen mit seinen Bauern
ugehen. Vergeblich waren selbst alle Anstrengungen geblieben auch
dem Kauf und Verkauf der Leibeigenen zu wehren, die nach wie vor,
ch anderen Handelsartikeln, feil geboten wurden. Davon mußte sich
Kaiser überzeugen, als der Senator Runitsch nach einer Revisions-
se in das Gubernium Räsan berichtete, daß dort Leibeigene in Ketten
Banden auf den Jahrmarkt in dem Städtchen Uriupinsk gebracht,
gleich Pferden und Rindern einzeln zum Verkauf gestellt worden seien.
wäre eine arge Täuschung gewesen, wenn der Kaiser geglaubt hätte,
dergleichen etwa nur dort und ausnahmsweise geschah. Er zeigte sich
hohem Grade entrüstet, und um „diesem schmachvollen Handel" ein
de zu machen, „der weder mit der Menschlichkeit noch mit den Gesetzen
einbarlich sei", wurde nun (14./26. Juli 1808) auf das strengste ver-
en, Leibeigene je anders zu verkaufen als mit dem Grund und Boden,
dem sie gehörten; wie das von Speransky verfaßte kaiserliche Decret
au verfügte, durfte fortan kein Leibeigener ohne drei Dessätinen Land
Zubehör jeder einzelnen männlichen „Seele" veräußert werden.

Vielleicht hoffte der Kaiser, daß nunmehr im eigentlichen Rußland
in den Ostsee-Provinzen nur ganze Besitzungen, Dorfschaften in ihrer
sammtheit Gegenstand eines Kaufs und Verkaufs sein könnten. In
Thať aber war und blieb auch diese Verfügung vollkommen ohnmäch-
und bewirkte gar nichts. Das neue Gesetz war schon an sich unge-
in leicht zu umgehen, da Land ohne die etwa dazu gehörigen Leute zu
laufen nicht verboten war oder sein konnte. Wollte nun jemand seinen
mmerdiener, seinen Koch oder eine ähnliche Persönlichkeit verkaufen,
wurde fortan ein doppelter Contract aufgesetzt; vermöge des ersten
erließ er dem Käufer den betreffenden Kammerdiener und die drei Dessä-
en Land, die das Gesetz forderte, — vermöge des zweiten kaufte er diese
ei Dessätinen zurück, ohne den Kammerdiener, der somit Eigenthum des
ufers blieb.

Vor Allem aber hatte das Gesetz das Dasein einer Menschenklasse,

Digitized by Google

die in Rußland nach Hunderttausenden zählte, ganz übersehen. Man hatte nicht an das leibeigene Hofgesinde gedacht, das in gar keinen Beziehungen zu dem Grund und Boden stand. Hunderttausende von Individuen dieser Klasse waren, durch Erbschaft, als Mitgift einer Frau, durch Kauf, durch die mannichfaltigsten Wechselfälle des ökonomischen Lebens, das Eigenthum von Leuten geworden, die dem Dienstadel angehörten und keinen Grundbesitz hatten. Wie wäre es nun, bei dem beständigen Wech- der sich, wie überall, so auch in den ökonomischen Verhältnissen gel- macht, zu vermeiden gewesen, daß solche Leibeigene gelegentlich verka- wurden ohne Grund und Boden, wie das der wirkliche Sachverhalt m- sich brachte? — Es kam sogar der Fall vor, daß solche Leibeigene b- Erbtheilungen, oder in Folge von Banquerotten und Concurs der Gl- biger, von Gerichtswegen, jeder einzeln, ohne allen wirklichen oder fingi- Anhang von Grund und Boden, öffentlich versteigert werden m- Das geschah in der That fast allwöchentlich auch in Petersburg in d- unmittelbaren Nähe des kaiserlichen Palastes, so zu sagen unter den A- des Kaisers, der es dennoch nicht sah und keine Ahnung davon ha- Es geschah sogar, ungeachtet des Gesetzes, zu Gunsten der Krone sel- wenn sie Forderungen executorisch einzutreiben hatte.

Was sich aber auch der Kaiser Alexander von dieser Verordn- versprochen haben mag, im Allgemeinen wußte er nur zu gut, daß sein b- heriges Streben fruchtlos geblieben war und er empfand es nur zu schm- lich. Speransky war es jetzt, gegen den er seine Klagen und Sorgen aussp- und von dem er hoffte, was die Jugendgefährten nicht vermocht hatten.

Speransky glaubte den Grund dieser verhältnißmäßigen Fruchtlo- keit aller bisherigen Reformen darin zu sehen, daß man dabei vollkom- planlos verfahren sei. Man hatte in der That im Einzelnen gändert und dies und jenes nach auswärtigen Vorbildern und liberalen Ansch- ungen geschaffen oder umgestaltet, ohne sich ein bestimmtes Bild von Ganzen zu machen, das da entstehen sollte; ohne zum Voraus zu bed- nen wie die verschiedenen Institutionen zu einander passen und in einand- greifen sollten.

Als neuer Vertrauter Alexanders, der in die Stelle der Jugend- freunde getreten war, entwarf Speransky einen vollständigen Plan d- weiteren Umgestaltung des Reichs und seiner Regierung, durch die d- Wünschen, den allgemeinen Anschauungen des Kaisers entsprochen, d- die sie verwirklicht werden sollten. Dieser Plan ist weder vollständig au- geführt, noch selbst bekannt geworden. Der leitende Gedanke des Pla- war, wie Speransky selbst in einer späteren Rechtfertigungsschrift sa- den allgemeinen Gang der Regierung durch Gesetze und regelnde Vo- schriften auf unabänderliche Grundsätze zurückzuführen, ihre Thätigk- dadurch zu einer folgerichtig geregelten zu machen und ihre wirkliche Mac- zu steigern.

Digitized by Google

Dieser Plan, dem Kaiser schon im Anfang des Jahres 1809 vorgelegt, …e von ihm gebilligt, und Speransky meinte, wenigstens später, das Beste … gewesen das Ganze sofort bekannt zu machen, die ganze beabsichtigte …estaltung der Regierung mit einem Schlage zu bewirken. Nach solchem …ssenden Maßstab durchgreifend zu verfahren, lag aber nicht in der … des Kaisers; er fühlte sich vielleicht dem allgemeinen Widerspruch … gewachsen, den er dann erwarten mußte. Seiner Ansicht nach war …esser den Plan geheim zu halten, und die Reformen einzeln, stückweise …s Leben treten zu lassen, wenn daraus auch theilweise Mißverständ… hervorgehen sollten, oder hin und wieder ein unverständiger Tadel … wurde. Das Alles mußte sich ausgleichen, wie das Ganze immer …ändiger in das Leben trat.

Schon dadurch aber, daß dieser Plan ein Geheimniß blieb, um das …and wußte als der Kaiser und Speransky, daß niemand sonst das …kannte, das erreicht werden sollte, und die eigentliche Absicht, die jeder …regel der Regierung zum Grunde liegen mußte —: schon dadurch … sich, daß Speransky der universelle Vertraute des Kaisers, in äußer… bescheidener Stellung ein Universal-Minister werden mußte, viel ent…dener, viel thatsächlicher als es Nowosiltzow in früherer Zeit gewesen … Eine Stellung, die schon an sich für ihn viel gefährlicher war, als … diesen Vorgänger!

Der erste Theil des geheimen Planes, der (im Juli 1809) durch …rliche Verordnungen offenbar wurde, bezog sich auf die Verhältnisse … Beamtenwelt. Speransky sah die Quelle der Uebel, die hier lähmend …ten, theils in dem Umstand, daß auch die Hofchargen gleich jedem …lichen Amt und Dienst einen Rang verliehen, und zwar einen ver…nißmäßig sehr hohen, und somit einen kurzen und leichten Weg zu … höchsten Stellen in der Regierung öffneten, theils in den Anordnungen … Kaiserin Katherina in Beziehung auf die Beförderung der Civil…mten, deren wir zu seiner Zeit gedacht haben.

Der Kammerherrn-Schlüssel verlieh nämlich den Rang der vierten …se (General-Major) und den Titel Excellenz; der Kammerjunker stand … um eine Stufe niedriger. Es war kein geringes Vorrecht, gleich zu …ang mit solchem Rang in den Dienst einzutreten.

Was aber das wachsende Unheil betrifft, das die Kaiserin Katherina durch … Verordnungen in Beziehung auf die Rangbeförderung der Beamten …nlaßt hatte, so war es durch den Kaiser Paul noch um ein sehr Be…tendes gesteigert worden. Vermöge einer Verordnung nämlich, durch …che die Beförderung die in jeder noch so subalternen Stellung, durch …ßes „Ausdienen" einer vorgeschriebenen Anzahl Jahre, bis auf den …ng eines Staatsraths ausdehnte. Daraus ergaben sich mitunter sehr …same Verhältnisse. Vor nicht allzu langer Zeit erinnerten sich ältere …te zu Petersburg noch eines subalternen Beamten bei der Post, der

Digitized by Google

aus jenen Tagen herstammte; eines Mannes, der sein Leben damit zuge-bracht hatte, Briefe zu wiegen und das Porto zu berechnen, und der Staatsrath war. Dergleichen war seit dem Kaiser Paul keine Ausnahme.

Viel bedenklicher als solche hin und wieder etwas komische Gegen-sätze von Amt und Rang, war dann aber der Umstand, daß man nicht selten veranlaßt, ja gezwungen wurde, unwissende und nichts weniger als zuverlässige Leute, denen eine lange Reihe von Dienstjahren zu einem höheren Rang verholfen hatte, blos deshalb am Ende auch in eine höhere Stellung einzuschieben; blos weil sie nicht unter Leute gestellt werden konnten, die im Rang weit unter ihnen standen. Man hätte wenigstens suchen müssen, unter lauter unwissenden Beamten, wenn nicht die ver-gleichungsweise ehrlichsten, doch diejenigen zu befördern, die sich durch natürliche Fähigkeiten auszeichneten, und das suchte man auch zu thun. Aber die Wahl wurde durch dieses eigenthümliche Mandarinen-W... nicht wenig gehindert und beschränkt. Als das hauptsächlichste Übel aber wurde angesehen, daß die jungen Leute, die sich dem Civil-Dienst widmeten, eben durch die Möglichkeit, ja Gewißheit, die ihnen geboten war, durch bloßes „Ausdienen" der vorgeschriebenen Jahre in eine Stellung zu gelangen, die ihren Ansprüchen genügte, veranlaßt waren sich selbst die Mühe und ihren meist armen Eltern die Auslagen zu ersparen, ohne die eine umfassendere Bildung nicht zu erlangen war; und um so mehr dazu veranlaßt, da die Rang-Vortheile, die durch Universitätsstudien erlangt wurden, dadurch ersetzt werden konnten, daß man fast noch als Knabe in die Kanzleien eintrat, so daß die Dienstjahre von einem sehr frühen Lebensalter an zählten.

Dem Allen sollte nach Möglichkeit abgeholfen werden. Ein kaiser-liches Decret verfügte (3/15. April 1809), daß die Kammerherren- und Kammerjunker-Würde fortan als Auszeichnungen betrachtet werden sollten, die natürlich Zutritt bei Hof, aber gar keinen Dienstrang gewährten. Den jüngeren Herren, die bereits Kammerherren, oder Kammerjunker waren, wurde vorgeschrieben innerhalb der nächsten beiden Monate einen wirklichen Dienst, eine Anstellung bei irgend einer wirklichen Behörde zu wählen, und stillschweigend wurde vorausgesetzt, daß künftig niemand durch diese Hofwürden ausgezeichnet werden sollte, der nicht eines wirklichen Amtes waltete, einen wirklichen Staatsdienst versah; denn es war die Bestimmung hinzugefügt, daß die künftig ernannten Kammerherren und Kammerjunker fortfahren sollten ihres Dienstes bei den Behörden wahr-zunehmen, bei denen sie angestellt seien, widrigenfalls sie den Abschied er-halten würden. — Diese Verfügungen, deren Einzelnheiten Speransky festgestellt hatte, entsprachen vor allem der eigensten Gesinnung des Kaisers. Denn wie das in der Zeitrichtung der Jahre seiner Jugend lag und durch seine Erziehung gegeben war, hatte er die sogenannten Hofchargen stets mit sehr ungünstigem Auge angesehen. — Beiläufig bemerkt, wurden

Digitized by Google

Verfügungen in seinen späteren Regierungsjahren dahin ergänzt, daß bereits den Rang der achten Klasse erdient haben müsse, um Kammer-er, den der fünften, um Kammerherr werden zu können.

Was die übrige Beamtenwelt anbetraf, sollten die jungen Leute, die Dienst treten wollten, gezwungen werden, die Bildungs-Mittel, die n in Schulen und Universitäten, wie man meinte in hinreichender dehnung geboten waren, auch wirklich zu benützen. Man hoffte dies rch zu erzwingen, daß man ihnen jede Möglichkeit abschnitt, ohne gewisses Maß von Bildung und Kenntnissen, durch bloßes „Ausdie-' der vorgeschriebenen Jahre, auch nur zu den mittleren Stellen in Verwaltungs-Hierarchie zu gelangen. Durch ein neues kaiserliches ret (vom 6./18. August 1809) wurde verfügt, daß fortan niemand „Collegien-Assessor", das heißt von der neunten zu der den erblichen verleihenden achten Klasse befördert werden sollte, — und wenn er in dem Augenblick, wo das neue Gesetz erschien, seine Jahre bereits gedient hätte — wenn er nicht entweder ein Zeugniß von einer rus-en Universität beibrachte, daß er seinen Cursus dort „mit Erfolg" bgemacht habe oder ein Examen bestand.

So sollte die achte Klasse die Schranke werden, an der alle ganz un-enden Kanzelei-Schreiber angehalten würden. — Das vorgeschriebene men war seltsamer Weise für alle Zweige des Staatsdienstes ein und elbe, mußte eben deshalb wohl etwas encyklopädisch ausfallen, und de kaum in einem anderen europäischen Lande in derselben Weise fest-ellt worden sein. Verlangt wurde nämlich von jedem, der die achte sse erklimmen wollte: grammatische Kenntniß der russischen Sprache; Kenntniß wenigstens einer fremden Sprache, und die Fähigkeit aus in das Russische zu übersetzen; eine gründliche Kenntniß des Natur-ts und des römischen Rechts (ohne Kenntniß der lateinischen Sprache!); — afrecht und Staatswirthschaft; — gründliche Kenntniß der russischen chichte; (die damals wahrlich nicht leicht zu erlangen war); — all-eine Geschichte, verbunden mit Geographie und Chronologie (worunter l das harmlose Auswendig-Wissen einer Anzahl Jahrszahlen verstan-wurde); — die Grundlehren der Statistik und die Statistik Rußlands zur Zeit noch so gut wie gar nicht bearbeitet war); — endlich die fangsgründe der Mathematik, und die allgemeinsten Begriffe und Er-rungen der Physik.

Wenn nicht ungerecht, konnte man es doch hart nennen, daß diese stimmungen auch auf alle Beamten angewendet werden sollten, die be-s seit einer Reihe von Jahren im Dienst standen, und denen niemand ihrem Eintritt gesagt hatte, daß ihr Fortkommen von solchen Be-gungen abhängig sein werde. Und diese Härte wurde dann auch noch ch einen Nachsatz gesteigert, der verfügte, daß niemand anders als un-diesen Bedingungen von der sechsten Klasse zur fünften (zum Staats-

Digitized by Google

Der ganze Entwurf war in aller Stille zwischen dem Kaiser und Speransky verabredet, von Speransky allein ausgearbeitet worden; niemand sonst hatte darum gewußt, auch Araktschejew nicht, und als nun das Geheimniß offenbar wurde, gerieth dieser ältere Günstling des Kaisers, der dessen unbedingtes Vertrauen zu besitzen glaubte, in einen furchtbaren Zorn. Er überließ sich, wie der Staats-Secretair Martschenko, der um ihm stand, in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten berichtet, tagelangen Ausbrüchen der Wuth, die seine Umgebung in Schrecken setzten; er fertigte Speransky, den der Kaiser mit Erklärungen zu ihm sendete, in der brutalsten Weise ab, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, und er bat um seine Entlassung aus dem Dienst. Die Gründe, die er dafür anführte, waren merkwürdig genug, besonders wenn man sich der Laufbahn erinnert, die ihm noch vorbehalten war; sie waren sarkastisch gemeint und doch nur zu treffend. Er habe, so schrieb er dem Kaiser, seine Kräfte geprüft, sie mit dem Inhalt und der Tragweite der neuen, weisen Anordnungen des Kaisers verglichen, und fühle sich der Aufgabe nicht gewachsen, die ihm darin gestellt werde; er habe nur eine unvollständige, unzureichende Erziehung und Bildung erhalten, er sei ein einfacher Offizier, der nur auf Ordnung und Genauigkeit in der Ausführung des Kriegshandwerks zu achten wisse, die Ausführung so weiser Anordnungen aber erfordere einen Minister von vielseitiger Bildung. Damit reiste er ab nach Grusino, auf den Landsitz, den ihm der Kaiser Paul bei Nowgorod geschenkt hatte.

Doch der Kaiser Alexander konnte seinen rohen Araktschejew nicht mehr entbehren; er schrieb ihm, er suchte ihn zu beschwichtigen, und mit vielfachen Botschaften gelang ihm das auch, so daß Araktschejew seine Briefe wieder „Väterchen Euer Majestät" überschrieb, wie ihm gestattet war. Er kehrte zurück, der Kaiser las ihm nun selbst den ganzen Entwurf vor und fragte ihn, was er sein wolle, Kriegsminister wie bisher, oder Präsident des Militair-Departements im Reichsrath? — Araktschejew wählte das Letztere, mit der Bemerkung, man sei doch lieber selber Vormund, als daß man sich einen Vormund setzen lasse. Speransky aber hatte an ihm fortan einen unversöhnlichen, tückischen, rachsüchtigen Feind, der schweigend auf die günstige Gelegenheit zu warten wußte, sie dann aber auch gewiß nicht versäumte.

So wurde denn Araktschejew Präsident des Militär-Departements, an die Spitze der Abtheilungen für Gesetzgebung und Verwaltung traten die bisherigen Minister Fürst Lapuchin und Graf Sawadowsky, der Vorsitz in der staatswirthschaftlichen Abtheilung war dem Admiral Mordwinow bestimmt; zu seinem Stellvertreter als Präsidenten des Gesammt-Reichsraths ernannte der Kaiser den Kanzler Rumäntzow, und mit dem Beginn des Jahres 1810 trat die neue höchste Behörde geräuschvoll in Thätigkeit. Die auf solche Weise zu den höchsten Stellen im Reichsrath beförderten

Digitized by Google

ister wurden, mit Ausnahme Rumäntzows, durch neu ernannte ersetzt. General Barclay de Tolly wurde Kriegs-Minister, Dmitriew, ein maliger Garde-Offizier, der sich seither als Dichter in russischer Sprache gewissen Namen gemacht hatte, auch wohl als Ober-Procuror und ator eine gewisse Kenntniß des Geschäftsganges erlangt haben mochte, z-Minister, und Rosenkampffs Beschützer, der Senator Kosodawlew, ein ziemlich unbedeutender Mann, Minister des Innern; ein Amt, er bereits provisorisch verwaltet hatte, seitdem der Fürst Kurakin als chafter nach Paris gegangen war. An die Stelle des unfähigen nz-Ministers Golubtzow, den nur Araktschejew so lange gehalten hatte, der nun beseitigt wurde, trat sein bisheriger Gehülfe Guriew, ein auch nicht sehr befähigter Mann, den Speransky wohl nur deshalb lich fand und empfahl, weil er gewiß war, ihn unbedingt leiten zu en. Sawadowsky wurde als Minister des öffentlichen Unterrichts h den Grafen Alexey Kirilowitsch Rasumowsky ersetzt, einen Mann, sich, in der Fremde erzogen, in der Weise eines vornehmen Herrn Botanik beschäftigte.

Die Minister waren vermöge ihres Amtes Mitglieder des Reichsraths, n aber wurden auch noch mehrere Generale, Admirale, Hofleute und amte der höchsten Klassen zu Mitgliedern ernannt, so daß die hohe rsammlung deren zu Anfang im Ganzen fünfunddreißig zählte; dar-er die beiden Brüder Fürsten Kurakin, Rumäntzows unbedeutenden uder, Kotschubey und seltsamer Weise auch den abwesenden Fürsten Adam rg Czartoryski, obgleich dieser zur Zeit, wenn auch als Privatmann, aften Antheil an den Angelegenheiten des Herzogthums Warschau m. Immerdar getäuscht, glaubte der Kaiser Alexander an ihm einen und und Verbündeten im feindlichen Lager zu haben.

Bald wurde auch die Zahl der Ministerien und der Minister um ge vermehrt. Der unbefriedigende Gang der Regierung hatte nämlich, Speranskys in einem Bericht an den Kaiser ausgesprochener Ansicht, n Grund theils in mangelhafter Verantwortlichkeit der Minister, s in einer unrichtigen Vertheilung der Geschäfte unter die verschie-n Ministerien. Er theilte alle Angelegenheiten des Staats und der ierung in fünf Klassen, je nachdem sie: 1) die auswärtigen Beziehungen Reichs zum Gegenstand hatten, deren Leitung dem Ministerium der wärtigen Angelegenheiten oblag; oder: 2) die Sicherheit nach außen egs- und Seeministerium); — 3) Die Staats-Oekonomie, die nach ranskys Theorie das Ministerium des Innern, des öffentlichen Un-chts und der Finanzen umfaßte, so wie Bau und Erhaltung aller bindungswege im Reich; 4) Die Rechtspflege (Justiz-Ministerium); endlich: 5) Sicherheit im Innern, für welche die Polizei zu sorgen hat.

In Folge dieser Theorie wurde auch in Rußland, wie in dem na-onischen Frankreich ein eigenes Ministerium der Polizei eingerichtet

Digitized by Google

und dessen Leitung einem sehr gewandten und weltmännisch vielseitig ge-
bildeten, aber nichts weniger als gewissenhaften Mann, einem Geheim-
rath Balaschow anvertraut.

Zwei andere Verwaltungszweige wurden blos aus Rücksicht auf die
Persönlichkeiten, die an ihrer Spitze standen, zu selbständigen Ministerien
erhoben. Namentlich die Verwaltung der Verbindungs-Wege, deren
Leitung dem Prinzen Georg von Oldenburg, dem Gemahl der Lieblings-
schwester Alexanders, der schönen und geistreichen Großfürstin Kathar-
anvertraut war.

Auch die Angelegenheiten der „fremden Culte", bisher unter sich
verschiedene Behörden vertheilt, wurden nun unter einem eigenen Mi-
nister, dem frommen Jugendfreund des Kaisers, dem Fürsten Alexander
Nikolayewitsch Galitzyn vereinigt. Die Bezeichnung „fremde Culte" um-
faßte damals wie heute außer dem Islam, dem Buddhismus in seiner
mongolischen Entartung und dem Judenthum, auch alle christlichen Con-
fessionen, außer der griechisch-rechtgläubigen.

Das Handels-Ministerium dagegen wurde aufgelöst und mit dem
des Innern vereinigt.

Gleich bei der Neubildung der Ministerien (25. Juli a. St. 1810)
war der Geschäfts-Kreis eines jeden derselben genau umschrieben worden;
ein Jahr später (25. Juni a. St. 1811) erschien dann ein „allgemeines
Regulativ für die Ministerien", in dem sowohl die Formen genau fest-
gestellt waren, in denen sich ihre Thätigkeit bewegen sollte, als auch die
Grenzen der Befugnisse und der Verantwortlichkeit der Minister —: eine
Arbeit Speranskys, die sich bewährt hat. Weitere Regulative für jedes
Ministerium insbesondere sollten ergänzend folgen; doch wurden deren
im Lauf des Jahres 1811 nur zwei, für die Finanzen und die Polizei,
vollendet und vom Kaiser bestätigt, bekannt gemacht.

Da Speranskys Plan nicht vollständig ausgeführt worden ist, konnte
auch der Reichsrath nicht das werden, nie zu der Wirksamkeit gelangen,
die ihm in dem Ganzen bestimmt war. Andere Reformen mißglückten
und kamen gar nicht zur Ausführung, obgleich sie vom Kaiser bestätigt,
bereits in der Theorie zu Recht bestanden. So namentlich die Um-
gestaltung des Senats.

Nach Speranskys Meinung lag die Ursache mancher Verwirrung
und Ungelegenheit, die sich hier kund gab, wie schon erwähnt, darin, daß
die richterlichen und die Verwaltungs-Befugnisse des Senats nicht getrennt
waren und mitunter gar seltsam ineinander liefen.

Sie sollten jetzt gesondert, der Senat selbst in eine verwaltende Be-
hörde und einen höchsten Gerichtshof des Reichs getheilt werden. Jene, der
„verwaltende Senat", sollte aus den Ministern und ihren Gehülfen be-

, der „richtende Senat“ aber, aus Mitgliedern zusammengesetzt sein, um Theil von der Krone ernannt, zum Theil aus dem Adel der sendden Provinzen gewählt wären, und seinen Sitz, um überall im Reich zugänglich und erreichbar zu sein, in vier gleichberechtigten ilungen, zu Petersburg, Moskau, Kasan und Kiow aufschlagen. Selbstndlich wurde der Entwurf dem Reichsrath vorgelegt, der Behörde, gens geschaffen war, um in allen großen Fragen zu sprechen. Da wie Speransky gewollt hatte, die Neugestaltung der Regierung mit Schlage bewirkt, der neue Senat nicht gleichzeitig mit dem neuen srath geschaffen, dieser Letztere bereits in Thätigkeit war, mußte er gt werden. Der neue Plan machte aber wenig Glück in dieser Vernlung. Der Bedenken war kein Ende, und sie waren zum Theil benend für den Geist, der auch in diesem Kreise herrschte, wie für die nung, die man auch hier von den eigenen Zuständen hatte.

Man wollte finden, daß jede Veränderung der Einrichtungen, die Monarchen angeordnet haben, einen betrübenden Eindruck auf das üth mache.

Das Ansehen des Senats werde durch die Theilung geschmälert wer- Und wenn Schwäche (unter der wohl Bestechlichkeit zu verstehen möchte) und Parteilichkeit, selbst in Petersburg, unter den Augen des ers ihren Weg in den Senat fänden, müsse man nicht befürchten, daß in einer Entfernung von Tausend Wersten und mehr vom Hof, in n noch weit höheren Grade der Fall sein werde? — Auch werde die lung der Behörde große Kosten verursachen, und es werde schwierig eine hinreichende Anzahl brauchbarer Persönlichkeiten für die verten Senatorenstellen und das vermehrte Kanzlei-Personal aufzutreiben. Daß ein Theil der Senatoren vom Adel gewählt werden solle, widerhe dem Geist der Selbstherrschaft und werde eher schaden als nützen; an einigen Orten würden die Wahlen unter dem Einfluß der örtVerwaltungsbehörden stattfinden, an anderen würden reiche Gutser Leute, die von ihnen abhingen, in den Senat bringen und dadurch Mittel gewinnen ungestraft vielfache Bedrückungen auszuüben.

Nach Speranskys Entwurf sollten die Urtheile des richtenden Senats ließende sein, eine Appellation von seinem Spruch an den Kaiser in on, als höchsten Richter des Landes, nicht stattfinden. Auch dagegen sich der Reichsrath. Es liege kein Grund vor, dem Senat eine gniß der selbstherrschenden Macht einzuräumen, seinen Spruch zu abschließenden zu erheben, und die weitere Klage bei dem Kaiser nlich zu untersagen. Eine solche Neuerung, die den Unterthanen die jedem Russen theuere Zuflucht raubte, wäre um so weniger am Ort, urch die Umgestaltung des Senats allein keineswegs verbürgt sei, daß die Fähigkeiten und die sonstigen Eigenschaften der Senatoren sich sofort Besseren wenden würden.

Digitized by Google

Endlich wurde auch unpassend gefunden, daß in dem Entwurf der Ausdruck „Regierung, regierende Autorität" (державная власть) gebraucht war; auch das widersprach dem Geist der russischen Regierung. „Wir wissen nur von einer selbstherrschenden oder kaiserlichen Machtvollkommenheit" erklärten die Reichsräthe.

Indessen, so lange man in Speransky den vielvermögenden Günstling des Kaisers sah, konnte er gewiß sein auch im Reichsrath den entscheidenden Einfluß zu üben. Der Justizminister Dmitriew sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „jedesmal, so oft Speransky aus dem Cabinet des Kaisers her in den Saal des versammelten Gesammt-Reichsraths trat, umdrängten ihn mehrere Mitglieder mit leisem Geflüster und Einer suchte den Anderen wegzudrängen, und viele andere wendeten sich in tiefem Schweigen ihm zu wie die Sonnenblumen der Sonne, und bemühten sich einen wohlwollenden Blick auf sich zu lenken." — Man muß sich dabei erinnern, daß im Reichsrath die vornehmsten Männer Rußlands versammelt waren, insofern sie zugleich zu den bedeutendsten gezählt wurden.

So kam es denn auch wie Dmitriew vorausgesehen hatte, daß schließlich selbst Diejenigen, die in ihren Reden mit großer Festigkeit für die alte Ordnung der Dinge auftraten, als es zur Entscheidung, nämlich zum Abstimmen kam, auf die Seite der „eigenen Interessen-Berechnung" übergingen und für den Entwurf stimmten.

Die Frage, ob eine Nothwendigkeit vorliege die Neugestaltung des Senats vorzunehmen? wurde mit großer Stimmenmehrheit bejaht; doch meinte die Mehrheit der Versammlung, es sei gerathen diese Reform auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Auch in den Abstimmungen über die einzelnen Artikel des Entwurfs war manches charakteristisch. Die Theilung des Senats in vier von einander unabhängige Tribunale wurde mit zwanzig Stimmen gegen neun angenommen, und selbst der Punkt, gegen den man sich am entschiedensten ausgesprochen hatte, die Zulassung von gewählten Senatoren mit fünfzehn gegen sieben. Dreizehn Stimmen wollten Appellationen von dem Spruch des Senats an den Kaiser unter gewissen Einschränkungen zugestehen, neun sie unbedingt ausschließen, und der Kaiser entschied für diese Minderheit.

Der Entwurf erhielt im Wesentlichen unverändert, so wie ihn Speransky ausgearbeitet hatte, die kaiserliche Bestätigung, aber es wurde vorläufig keine Zeit festgestellt, wann diese neue Ordnung der Dinge thatsächlich eingeführt werden sollte. Bald nahmen die Vorbereitungen zu dem unvermeidlichen und bedenklichen Kampf mit Napoleon die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung in Anspruch, und als dann endlich Speransky entfernt wurde, gerieth die Sache ganz in Vergessenheit, und brachte sie niemand wieder in Anregung.

Die Regulative für die örtlichen Verwaltungs-Behörden in den Pro-

Digitized by Google

·n und für die Gerichtshöfe erster und zweiter Instanz, die Speransky
'alls ausgearbeitet hatte, kamen gar nicht zur Sprache.

Es war eine durchgreifende Verbesserung des gesellschaftlichen Zu-
·es in Rußland nach einem umfassenden Plan beabsichtigt. Der Kaiser
sein Minister wollten diesen besseren Zustand um seiner selbst willen
:iführen, nicht etwa blos als Mittel, das irgend einem anderen, außer
selbst liegenden Zweck dienen sollte. Doch aber hatte Speransky die
rheit gesagt, indem er in seinem Bericht an den Kaiser den Zustand
Finanzen als bestimmenden Grund anführte die Neugestaltung des
hs sofort vorzunehmen, und vor allem den Reichsrath ohne Säumen
as Leben treten zu lassen.

Die Finanzen waren in der That, wie schon erwähnt, in einem sehr
n Zustand, den wir nun etwas näher in das Auge fassen müssen.

Schon während der ersten, friedlichen Regierungsjahre Alexanders
: man nicht eben sorgfältig Haus gehalten; man war, in dem Ver-
jen manches Nützliche und manches Glänzende ohne Zeitverlust zu
ffen, wie auch die Kaiserin Katherina gethan hatte, mit den Ausgaben
und fort über die wirklichen Mittel hinausgegangen. Später hatten
ununterbrochenen Kriege nicht gestattet ein bestimmtes Maß zu halten,
fort und fort hatte die Regierung ihre Zuflucht zu der Banknoten-
sse genommen.

Indem sie sich aber fortwährend neue fictive Mittel schuf, durch die
n Massen Papiergeld, die sie in Umlauf setzte, bewirkte sie, daß die
lichen Mittel, über die sie verfügen konnte, in ihren Händen zu einem
er geringeren Betrag zusammenschwanden.

Das Papiergeld war, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen,
gesetzliche Zahlungsmittel, die gesetzlich eingeführte Rechnungs-Valuta
Landes. Die Abgaben wurden in Papiergeld erhoben, immer zu dem-
n nominalen Betrag, ihr wirklicher Betrag aber wurde natürlich in
je der steigenden Entwerthung des Papiergeldes von Jahr zu Jahr
geringerer. Freilich machte sich das in dem Theil der jährlichen Aus-
n, welche die Besoldungen sämmtlicher Regierungs-Beamten umfaßte,
: unmittelbar geltend; denn die Besoldungen waren eben auch in Papier
estellt und wurden in Papier ausgezahlt, immer zu demselben nomi-
n Betrag. Doch ergab sich auch daraus anderweitiges, sehr weit
endes Unheil der allerschlimmsten Art. Der ohnehin kärglich bemessene
d der Beamten schwand zu einem so geringen wirklichen Betrag zu-
men, daß es selbst in den mittleren Stufen des Dienstes geradezu un-
lich wurde davon zu leben. Mittel der Unredlichkeit mußten aushelfen.
jemeine Unredlichkeit wurde zu einer Nothwendigkeit. Der Kaiser sogar
de gewahr, daß Bestechlichkeit und Unterschleif allgemeiner und ärger

wurden als zu irgend einer früheren Zeit, es schmerzte ihn auf das [illegible] aber befremden durfte es ihn eigentlich nicht. In der Armee fanden [illegible] die Obersten in der Oekonomie der Regimenter, die ihnen anvertraut [illegible] Gelegenheit sich reichlich zu entschädigen, die Subaltern-Offiziere aber, [illegible] keine solchen Hülfsquellen zu Gebote standen, lebten, sofern sie nicht [illegible] der Fremde zu Felde lagen und auf dem Kriegsfuß besoldet wurden, [illegible] einer wirklich unziemlichen Dürftigkeit.

In anderen Beziehungen aber hatte dann die Regierung auch [illegible] mittelbar den Druck der ungünstigen Geldverhältnisse zu empfinden. Nicht nur in allen Zahlungen die außerhalb des eigenen Landes [illegible] werden mußten, wie namentlich die Verzinsung der in früheren Zeit [illegible] Holland contrahirten Schuld, sondern auch in Beziehung auf alle [illegible] im Innern. In dem Maß wie das Geld schlechter wurde gingen [illegible] lich die Lieferanten mit ihren Forderungen, mit den nominalen [illegible] der zu liefernden Gegenstände, immer höher. Die Einkünfte der [illegible] wurden immer unzureichender.

Im letzten Regierungsjahr des Kaisers Paul hatten die Einkünfte [illegible] Reichs 77 Millionen Rubel in Papier betragen, was damals [illegible] 55 Millionen Rubel Silber oder 225 Millionen Franken (180 [illegible] Reichs-Mark) ausmachte. Die Masse des Papiergeldes, die unter [illegible] Kaiserin Katherina zuletzt 157 Millionen betrug, war unter ihrem [illegible] folger bis auf 213 Millionen vermehrt worden.

In den Friedensjahren der Regierung Alexanders stieg der [illegible] der Einnahmen in doppelter Weise; dadurch daß der nominale [illegible] namentlich der indirecten Abgaben sich bei regerem Verkehr steigerte, [illegible] dann auch dadurch, daß die geltende Währung, das Papiergeld im [illegible] um etwas stieg. Der Rubel Papiergeld, der unter dem Kaiser Paul [illegible] 65 bis 67 Kopeken Silber gegolten hatte, stieg wieder auf 73, und [illegible] Zeiten sogar noch etwas höher, bis auf 80 Kopeken.

Aber man war nicht vorsichtig wie gesagt, und jedes Jahr [illegible] die Ausgaben die Einnahmen des Staatsschatzes um einen im [illegible] mit dem damaligen Geldreichthum des Landes nicht unbedeutenden [illegible] In vier Friedensjahren wurde die in Umlauf gesetzte Banknoten-Masse [illegible] runder Summe) um 48 Millionen Rubel vermehrt, und nebenher [illegible] man auch auf ein Mittel verfallen, in geräuschloser Weise kleine Anleihen im Innern zu machen, indem das Finanz-Ministerium Capitale, die [illegible] Privat-Personen in den Leihbanken des Reichs niedergelegt waren, um [illegible] Zinsen ausgethan zu werden, stillschweigend an sich nahm, natürlich [illegible] der Verpflichtung Zinsen dafür zu zahlen, aber ohne irgend etwas [illegible] lich darüber bekannt werden zu lassen: — ein Gebahren, das [illegible] später nach einem sehr großartigen Maßstab wiederholt worden ist.

Darauf folgten die Kriegsjahre, während welcher man der [illegible] in keiner Weise Herr war, und gezwungen von der Banknoten-Presse [illegible]

Digitized by Google

›ezu verderblichen Gebrauch zu machen, da man sich zuerst von der
schen Regierung nur mit einer unerfreulichen Zurückhaltung unterstützt
und dann vollends mit England, dem einzigen Lande, wo man An-
ı hätte machen können, verfeindet war. Bald kamen alle verderblichen
ungen des Verkehrs, die Zerrüttung aller volkswirthschaftlichen Ver-
tisse hinzu, die Napoleons auf Rußland ausgedehntes Continental-
em herbeiführte, und so bezahlte denn Rußland einen hohen Preis
›en bis zur Zeit wenig vom Glück begünstigten Antheil, den es an
allgemeinen europäischen Politik nahm.

Zu Ende des Jahres 1809 war die finanzielle Lage Rußlands bereits
sehr schwierige geworden. Die Masse der inneren Schulden, die da-
h entstand, daß man die Gelder aus den Leihbanken entnahm, ohne
: Worte darüber zu verlieren, war auf 91 Millionen Rubel gestiegen;
nders aber war die Menge des Papiergeldes in den letzten fünf Jahren
auf 577 Millionen Rubel vermehrt worden, und die Entwerthung
er Werthzeichen hatte nicht minder reißende Fortschritte gemacht als ihre
mehrung; der Rubel Papier war bereits auf zwei Fünftheile seines
ınwerths gesunken und galt nur noch vierzig Kopeken Silber. Für
folgende Jahr — 1810 — wurde ein Deficit voraus berechnet, das
nahe so viel betragen mußte, als die gesammten Einkünfte der Krone.
an rechnete auf 230 Millionen Rubel Ausgaben, und die Gesammt-
ıkünfte des Jahres 1809 hatten nur 126 Millionen betragen. Man
ßte sogar befürchten, oder vielmehr man konnte vorhersehen, daß das
ficit sich thatsächlich noch bedeutend höher stellen werde, als sich aus
er Berechnung zu ergeben schien; es mußte erfolgen, wenn die Ent-
thung des Papiergeldes noch weitere Fortschritte machte, und das dies
hehen werde, war nur zu bestimmt vorherzusehen. Es geschah auch
der That und sogar in einem noch weit größeren Maß als irgend
ausgesehen war. Im Lauf des Jahres 1810, und selbst innerhalb der
en sechs Monate desselben, sank das Papiergeld auf ein Viertheil seines
ınwerths herab, so daß der Rubel Banko-Assignationen nur noch fünf-
zwanzig Kopeken Silber galt.

In dieser Bedrängniß erwartete der Kaiser Rath und Hülfe von
eransky. Dieser aber war zu klug, um hier in allzu sichtbarer Weise
sönlich eingreifen oder vollends die Verantwortung für das was ge-
hen mußte, allein übernehmen zu wollen. Er war kein Finanzmann,
ıe staats- und volkswirthschaftlichen Kenntnisse beschränkten sich auf eine
r oberflächliche Kenntniß der Theorie, die Adam Smith zur herrschenden
nacht hatte. Speransky konnte die Werke dieses Schriftstellers, wie er
Anspruch genommen war, wohl schwerlich anders als im Fluge durch-
esen haben, wenn sie ihm überhaupt je vollständig bekannt geworden
ren. Doch sein ungewöhnlicher Scharfblick half ihm auch hier weiter,
› wie unzureichend auch seine Kenntnisse sein mochten, war er doch ohne

Digitized by Google

Zweifel allen damaligen Finanz-Männern Rußlands auch auf diesem [illegible] bedeutend überlegen, da deren theoretische Kenntnisse wohl eher [illegible] schränkter waren, während ihnen seine natürliche Begabung fehlte.

Daß man nicht in der bisherigen Weise fortwirthschaften könne [illegible] dürfe, war so ziemlich Allen einleuchtend geworden, und was nun [illegible] geschehen mußte, um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wo möglich wieder herzustellen, davon hätte sich wohl auch ein [illegible] scharfsehender Mann als Speransky war, Rechenschaft zu geben [illegible] Unerläßlich waren Ersparnisse, soweit sie sich irgend möglich machen [illegible] und eine durchgreifende Vermehrung der Steuern. Es war aber [illegible] natürlich, daß Speransky weder das Eine noch das Andere dem [illegible] gegenüber allein vertreten wollte.

Eine Erhöhung der Steuern war an sich nichts weniger als [illegible] ja sie war in der That nur eine scheinbare, nicht eine wirkliche, denn [illegible] die Abgaben in Papiergeld festgestellt waren und entrichtet wurden, [illegible] jedermann, in Folge der Entwerthung der Banknoten, thatsächlich [illegible] halb so viel als noch vor wenigen Jahren. Aber vermehrte oder [illegible] neu eingeführte Steuern sind nie willkommen, und die augenblickliche volkswirthschaftliche Lage Rußlands war in der That geeignet sie zu einer drückenden Last zu machen, so gerecht und so mäßig sie auch an sich [illegible] mochten. Die schwer wiegenden Nachtheile der im Bunde mit Frankreich angenommenen Handels-Politik machte sich natürlich auch auf diesem Gebiet geltend. Die fremden, namentlich die Colonial-Waaren, die man nicht entbehren konnte oder wollte, mußten, da sie unter vielfachen Gefahren, hauptsächlich über Archangel eingeschmuggelt und dann weite Strecken auf Landwegen, durch öde Gegenden in das Innere des Reichs [illegible] wurden, zu sehr hohen Preisen bezahlt werden, die gegenwärtig gerade fabelhaft scheinen würden. Die Preise der Erzeugnisse Rußlands dagegen stiegen, da solche Waaren wie Getreide, Flachs, Hanf und Bauholz nicht leicht Gegenstände eines Schmuggelhandels werden können, da die Ausfuhr demnach wirklich gehemmt war, ihrem nominalen Betrag nach keineswegs in einem Verhältniß, das der Entwerthung des Papiergeldes irgend entsprochen hätte. Sie mußten, insoweit sie überhaupt abgesetzt werden konnten, zu Preisen aus der Hand gegeben werden, die, ihrem wirklichen Betrag nach, tief unter den früheren standen. So waren [illegible] die ersten Lebensbedürfnisse zur Zeit in Rußland sehr wohlfeil, aber natürlich nicht zum Vortheil des Landes. Dem Handelsstand fehlte der Erwerb bei der geringen Thätigkeit, auf die er sich beschränkt sah; niemand hatte Geld übrig und selbst mäßige Abgaben waren nicht immer [illegible] beizutreiben.

Es kam noch hinzu, daß die so rasch, fast plötzlich erfolgte Entwerthung des Papiergeldes ganz unberechenbare Veränderungen in den Vermögens-Verhältnissen unzähliger Familien herbeigeführt hatte. Namentlich [illegible]

Digitized by Google

verarmt, deren Reichthum in beweglichem Vermögen, in Capital und
ten bestanden hatte, in Summen, die innerhalb weniger Jahre auf
vierten Theil ihres ursprünglichen Werths zusammengeschwunden
en. Freilich gewannen Andere, die Besitzer von verschuldeten Land-
rn zum Beispiel, deren Schulden nun in schlechtem Gelde berechnet
en und bezahlt werden konnten. Aber auch diese konnten des unver-
ten Wohlstandes nicht froh werden, unter dem Druck der allgemeinen
hältnisse. Die schon erwähnten gedrückten Preise, die theilweise Unver-
lichkeit der Landesproducte ließen sie nur in sehr bedingter Weise
: gar nicht dazu kommen.

Nicht minderes Bedenken waltete in Beziehung auf die Verminderung
Ausgaben, die nothwendiger Weise den zweiten Theil der beabsichtigten
anzreformen bilden mußte. Da die allgemeine Lage Europas nicht
attete, die Ausgaben für das Heerwesen irgend zu beschränken, war
n lediglich darauf angewiesen zu ermitteln, was sich etwa an den Kosten
sonstigen Verwaltungszweige ersparen ließ, und da waren große
hwierigkeiten vorauszusehen. Der unfruchtbaren Papierthätigkeit war
rdings viel zu viel, man hatte überall einen viel zu zahlreichen
amtenschwarm, dessen Zahl wohl ohne jeglichen Nachtheil für das
entliche Wesen bedeutend vermindert werden konnte, aber Speransky
ıßte auch, wie er uns selber sagt, daß keiner der Minister, und
nn er auch die Nothwendigkeit einer beschränkenden Sparsamkeit im
lgemeinen zugab, seinen sogenannten „Etat" insbesondere, sein be-
ıderes Budget, die Zahl seiner Beamten und der Geldmittel, über die
verfügen konnte, irgend beschränkt haben wollte; vielmehr jeden einzelnen
sten, jeden einzelnen Schreiber, der unter seinen Befehlen stand, auf das
tnäckigste vertheidigte, als ob es sich um ein geheiligtes Eigenthum
d um das Wohl und Weh der eigenen Familie handelte.

Wir dürfen hinzusetzen, daß das Dasein jener Beamtenkaste, deren wir
on so oft erwähnen mußten, des armen, besitzlosen Beamtenadels, dessen
itglieder und Nachkommen nie und unter keiner Bedingung in die
erbtreibenden Stände übergingen, den Widerstand hartnäckiger, und
Unzufriedenheit, wenn dennoch Beschränkungen durchgeführt wurden, all-
neiner zu machen drohte. Dieses geadelte Beamtenvolk achtete sich zu
t seine Söhne Handwerker werden zu lassen, und hatte doch weder die
ittel noch das Verlangen ihnen eine für ihre Bestimmung irgend aus-
chende Erziehung zu verschaffen, noch irgend ein Verständniß dafür.
wußte, wie gesagt, mit den jungen Leuten gar nichts anderes anzu-
ıgen, als sie so früh wie möglich in die Kanzleien einzuschieben, betrach-
e das aber als sein Recht. Die gesammte Kaste glaubte sich geradezu
rechtigt mit Kind und Kindeskind von kärglichen Besoldungen und den
legentlichen mit einem Amt verbundenen Einnahmen — d. h. von Be-
chungen — auf Kosten des öffentlichen Wesens zu leben.

Digitized by Google

Speransky'n fehlte es gewiß nicht an Muth und Zuversicht; er ver-maß sich eher zu viel, doch hatte er in seiner an den Kaiser gerichteten Denkschrift ausdrücklich genug gesagt, daß es ihm vorzugsweise der Finanzen wegen nothwendig schien, zuerst und vor Allem den Reichs-rath zu errichten und in Thätigkeit treten zu lassen. Die durch-greifenden Maßregeln, die hier beabsichtigt wurden, sollten, wenigstens der Form nach, von dieser imposanten Behörde ausgehen. — Auch war der neue Finanzplan der allererste Gegenstand der Berathung, der durch den Kaiser selbst dem Reichsrath in seiner ersten Sitzung vorgelegt wurde.

Der Plan selbst, ein umfassendes Werk von 238 Artikeln, die mehrere hundert Seiten füllten, war nicht eigentlich Speranskys alleiniges Werk. Unter seinen Gehülfen war der vornehmste ein aus dem österreichischen Galizien gebürtiger Kleinrusse, oder wie man jetzt zu sagen vorzieht, ein „Ruthene" Namens Balugiansky. Es traten hin und wieder Leute fremder Herkunft und Nationalität in russische Dienste. Von einem solchen Staats-mann empfohlen, war Balugiansky 1804 als Professor an ein in Peters-burg gegründetes Pädagogisches Institut berufen, und dann durch Nowossil-zow auch als Referent in staatswirthschaftlichen Fragen bei der so lange unfruchtbaren Gesetzgebungs-Commission angestellt worden. Mit Speransky bekannt geworden, wurde er neben einem Staatsrath Würst, und dem früher in Halle, zur Zeit in Charkow angestellten Professor Jacobi, dessen Schriften über Finanzen damals Geltung hatten, und auch jetzt nicht ganz veraltet sind, Mitglied eines mit der Ausarbeitung eines vollständigen Reformplans der Finanzen beauftragten Comités, das eben Speransky nach eigener Wahl zusammen setzte. Doch war Speransky ein viel zu selbständiger Geist, zu fest in Selbstvertrauen und Zuversicht, um in den Rathschlägen seiner Gehülfen etwas Anderes zu sehen als Vorarbeiten, die er dann selbst nach eigenem Ermessen als Material benutzte oder umgestaltete, und so war das Ganze doch zuletzt ein Erzeugniß seines eigenthümlichen, entschlossenen Geistes.

In einem kaiserlichen Manifest, das den Reichsrath berief, wurde zugleich dem ganzen Lande bekannt gemacht, daß dieser Behörde ein Plan die Finanzen zu regeln vorgelegt werden solle; das Verhältniß, in welchem Einnahmen und Ausgaben zu einander ständen, mache eine durchgreifende Regelung nothwendig; der Grundgedanke des Plans sei in allen Zweigen der Verwaltung die Grundsätze eines guten Haushalts zur Geltung zu bringen, und durch mögliche Beschränkung der Ausgaben das Gleichge-wicht im Staats-Haushalt herzustellen, zugleich aber die allmähliche Tilgung der durch den Gesammtbetrag aller Reichthümer der Regierung verbürgten Staatsschulden einzuleiten.

In einem an den Reichsrath gerichteten Actenstück, das dem Plan als Einleitungs-Schreiben beigelegt war, ging Speransky von dem Satz

, daß jedes Finanzproject, das eine Möglichkeit vorgebe, Schwierig-n mit leichter Mühe beseitigen zu können, und ohne Einschränkungen Opfer zu verlangen, ein offenbarer Betrug sei, geeignet Staaten in Verderben zu führen: eine sehr einfache Wahrheit, die aber zu der keineswegs so allgemein anerkannt war oder so banal klang als heut Tage. Noch lag die Zeit nahe, in der ein Finanz-Künstler oder Char-n wie der Genfer Wechsler Necker für einen großen Mann gelten nte, für den Mann, der Frankreich retten könne, und die Menge der ildeten und Halbgebildeten trug sich gern mit der Vorstellung, daß ch irgend einen Kunstgriff, durch einen Finanzzauber, den der Unein-eihete, der Laie nicht verstehe, allen Uebeln abgeholfen werden könne. eranskÿ sagte in dieser Schrift, auf diesem Gebiet wie überhaupt, könne ßes nur durch Arbeit, Ausdauer und Geduld bewirkt werden; Rußlands nanzen zu ordnen, seien durchgreifende Maßregeln und Opfer nöthig. Sein Entwurf wurde im Reichsrath mit großer Stimmenmehrheit genommen, und schon am 2./14. Februar als Gesetz veröffentlicht, das anifest aber, durch das es bekannt gemacht wurde, setzte ganz Rußland Erstaunen.

Die Einleitung enthielt einige theoretische Andeutungen, das Wesen r Banken, namentlich der Zettelbanken betreffend; es wurde erwähnt wie e vielfach und auch in Rußland gedient haben, Anleihen im Innern zu ermitteln, wobei sich denn ergab, daß von der Regierung ausgegebenes apiergeld eine Staatsschuld bilde; es wurde berichtet, daß die „über-äßige“ Vermehrung der Banko-Assignationen, deren Entwerthung und les Ungemach herbeigeführt habe, das sich daraus für ganze Klassen r Bevölkerung ergeben mußte; daß der Verlust, der sich für den Einzelnen us der Entwerthung des Papiergeldes ergebe, zu einer sehr ungerecht nd ungleich treffenden Abgabe geworden sei —: und das Alles erschien emlich unverhohlen als Folge einer fehlerhaften Verwaltung der Finanzen. ann kam das Manifest auf die Nothwendigkeit eine allmähliche Tilgung r Staatsschulden einzuleiten; der erste Schritt auf dieser Bahn müsse in, zunächst jede Vermehrung der Schuldenmasse zu verhindern. End-ch wurde auch dessen gedacht, daß der Betrag der Steuern, da sie in itwerthetem Gelde entrichtet würden, thatsächlich ein bedeutend geringerer eworden, als er ursprünglich gewesen sei, daß es demnach eben so billig ls nothwendig sei, sie um ein Mäßiges zu erhöhen.

Die wirklichen Verfügungen, die das Manifest bekannt machte, waren ann, daß die ganze Masse des in Umlauf gesetzten Papiergeldes förmlich ls Staatsschuld anerkannt wurde, die durch den Gesammtreichthum des Reichs verbürgt sei, und daß keine weitere Vermehrung stattfinden solle. — Die Verminderung des Papiergeldes, die Tilgung dieser Schuld zu ewirken, solle eine Anleihe im Innern des Reichs eröffnet werden; die Ausgaben seien bereits um zwanzig Millionen vermindert worden, was

Digitized by Google

noch weiter erspart werden könne, solle behufs der Schuldentilgung zurückgelegt werden. Die laufenden Ausgaben zu decken, das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen, sollten zweckmäßige neue Abgaben eingeführt, die alten um etwas gesteigert werden. Zunächst, um dem augenblicklichen Bedürfniß zu begegnen, wurde eine „Aushülfe" von dem russischen Adel verlangt, dessen Opferfreudigkeit als bekannt, rühmend hervorgehoben wurde; diese Aushülfe bestand in einer Steigerung der Kopfsteuer um einen halben Rubel für jede „männliche Seele" (d. h. um ein Drittel des bisherigen Betrags), doch wurde versichert, daß sie nur für das eine laufende Jahr eingeführt sei.

Eine besondere Schrift, die als Erläuterung des Manifestes herausgegeben wurde, erklärte in technischen, dem großen Publikum wenig verständlichen Worten, daß Silber, nicht Kupfer, immerdar die Landes-Valuta in Rußland gewesen sei, womit man sagen wollte, daß dem fernerhin so sein sollte, ohne sich deshalb zu einer Neuerung zu bekennen; — ferner, daß die Banknoten in Folge übermäßiger Vermehrung an ihrem Werth verloren hätten, daß es genüge die in Umlauf befindliche Masse zu vermindern, um ihren Curs wieder zu heben und sie dem Silber gleich zu stellen — und endlich, daß diese Verminderung durch Eintausch von Banknoten gegen Silber, und Vernichtung der eingetauschten bewirkt werden müsse.

In dem Augenblick wo man auf jede Vermehrung des Papiergeldes verzichtete, konnte man jedoch einer solchen nicht entbehren, um die Ausgaben des laufenden Jahres zu decken. Um nun nicht in Widerspruch mit sich selbst zu verfallen und das neue Gesetz gleich im ersten Augenblick wieder zu verletzen, hatte man seine Zuflucht zu einem kleinen, ziemlich einfachen, Kunstgriff genommen: man hatte vorsorglich noch in den letzten Wochen des Jahres 1809 eine Vermehrung der Banknoten um sechsundvierzig Millionen Rubel verfügt und ließ diese Millionen nun in den Rechnungen des folgenden Jahres als Kassenreste erscheinen.

Ganz Rußland vernahm mit Erstaunen, daß die Finanzen des Reichs immerdar schlecht verwaltet worden seien; selbst zur „feenhaften" Zeit der weisen Katherina! — Das glaubte natürlich niemand, da derer, denen die wissenschaftliche Einsicht nicht fehlte, die sich ein wirkliches Urtheil bilden konnten, so wenige waren, wie wohl in keinem anderen Lande. Das gegenwärtige Unheil sah und fühlte man wohl, aber man legte es dem verkehrten Gebahren der gegenwärtigen, neuernden Regierung zur Last, nicht der weisen Katherina, deren Wege, wie man meinte, ihr Enkel unglücklicher Weise verlassen habe. Man staunte nicht minder zu hören, daß der Betrag des ausgegebenen Papiergeldes eine Staatsschuld sei! so hatte Katherina die Sache nie bezeichnet, und mancher mag wohl in unbestimmter Weise gedacht haben, daß auch diese Neuerung irgend einen Frevel berge. Selbst diejenigen, die sich für Staatsmänner hielten, fanden

m höchsten Grade thöricht, die Dinge unnöthiger Weise in diesem Licht ustellen.

Das Einzige, was allgemein verstanden wurde, war die Vermehrung Steuern, und sie erregte große Unzufriedenheit. Im Uebrigen flößten neuen Aussichten, die das Manifest eröffnen sollte, so wenig Vertrauen daß gerade, unmittelbar nachdem die neuen Verfügungen bekannt acht worden waren, das Papiergeld auf den allertiefsten Punkt der werthung sank und kaum noch ein Viertheil seines Nennwerthes galt. Die Vermehrung der Steuern war und blieb auch das Einzige, das Wirklichkeit wurde; sie ergaben im Lauf des Jahres einen Gesammt- rag von 190 Millionen Papier. Was eine allmähliche Tilgung der nknoten-Schuld und ein verbessertes Geldwesen überhaupt einleiten te, war zwar scharfsinnig genug gedacht, aber die zur Zeit wirklich ob- tenden Umstände waren dabei nicht gehörig erwogen worden und es b deshalb auch ohne jeglichen Erfolg.

Man berechnete nämlich die innere Schuld — die Masse des aus- ebenen Papiergeldes und die den Leihbanken entnommenen Summen ammen — auf 668 Millionen Papier-Rubel; da aber die Assignationen- ınk Eigenthum verschiedener Art besaß, das man auf 182 Millionen rechnen wollte, ergab sich eine wirkliche Ueberschuldung von nur 486 illionen; zweihundert Millionen Papiergeld, meinte man, seien nöthig, n den Umwurf der Regierungskassen mit Leichtigkeit bewerkstelligen zu nnen; es blieben also 286 Millionen Papiergeld übrig, die getilgt und s der Welt geschafft werden müßten; sei dies gelungen, dann werde les in Ordnung sein. Eine etwas wunderliche Berechnung, bei der ın ganz vergessen zu haben scheint, daß die 91 Millionen Rubel Papier- ld, die angeblich durch den activen Besitz der Zettelbank aufgewogen rden, dem ungeachtet doch auch in Umlauf waren und blieben.

Die zur Tilgung nöthige Summe zu beschaffen, sollten für 183 Mil- nen liegende Güter der Krone veräußert werden, und weitere 100 Mil- nen sollte eine im Inlande eröffnete Anleihe liefern. Die liegenden üter der Krone seien von jeher das für das Papiergeld bürgende Pfand wesen, wurde jetzt behauptet; um aber nicht den früher aufgestellten rundsatz zu verletzen, daß Domainen nicht in Privat-Besitz übergehen rften, damit nicht Kron-Bauern zu Leibeigenen würden, sollten nur so- nannte „Verpachtungs-Gegenstände“ verkauft werden, zu denen keine auerschaften gehörten: Fischereien, Mühlen und dergleichen; außerdem älder, die man dadurch der Verwüstung preisgegeben hätte. — Zum auf aber sollten, eben weil keine Rechte über Leibeigene veräußert wurden, cht blos Mitglieder des Adels, sondern Leute aller Klassen und selbst remde Capitalisten“ zugelassen werden.

Die Anleihe sollte im Lauf von fünf Jahren, zu 20 Millionen in dem Jahr, bewirkt werden. Die Regierung bot sehr vortheilhafte Be-

dingungen; sechs Procent Zinsen, die aber nicht jährlich ausbezahlt, son-
dern dem Capital zugerechnet, und zusammt demselben nach wenigen Jah-
ren, das zuerst aufgenommene Fünftheil schon 1817 zurückgezahlt werden
sollten. Besonders aber machte sich die Regierung anheischig, die gelieh-
ten Summen zu seiner Zeit in Silber zurückzuzahlen, und das erhaltene
Papiergeld dabei zu einem sehr vortheilhaften Curs zu berechnen, so daß,
wenn sie in dieser Beziehung Wort halten konnte, denen, die sich bei der
Anleihe betheiligten, ein sehr großer Gewinn zufallen mußte. Doch scheint
Speransky sich gesagt zu haben, daß der Regierung wohl die Mittel feh-
len könnten diese Hoffnungen zu erfüllen, und er hatte deshalb den
Gläubigern eine Wahl freigestellt, die sie bewegen konnte, auf die Rück-
zahlung zu verzichten. Wer sein Geld der Regierung auf Termin vor-
schoß, dem wurde es, wie gesagt, mit sechs Procent verzinst; wer es als
ewiges — terminloses, unkündbares — Darlehen anbot, der erhielt zwar
nominal nur $4\frac{1}{2}$ Procent Zinsen, dagegen wurde der Curs des Papier-
geldes noch mehr zu seinem Vortheil gerechnet: $1\frac{1}{2}$ Rubel Papier wur-
den für einen Rubel Silber angenommen, und so wurde sein Gewinn
noch größer. (Das wurde nämlich versprochen zu einer Zeit, in der das
Papiergeld nur noch 40 Procent seines Nennwerths galt; wer zum
beispielsweise, ein Capital von 5000 Rubeln Banco nach dem wirklichen
Curs berechnet zu sechs Procent Zinsen anlegte, erhielt jährlich 120 Rubel
Silber Zinsen; wer dieselbe Summe der Regierung unter den gesetzten
Bedingungen angeblich zu $4\frac{1}{2}$ Procent als unkündbares Darlehn über-
ließ, erhielt 148 Rubel und 65 Kopeken Silber an jährlichen Zinsen.)
Durch die ganze Operation wurde, wenn sie gelang, eine unverzinsliche
Schuld, unter sehr ungünstigen Bedingungen in eine verzinsliche verwan-
delt. Ein großes Opfer, das gebracht werden sollte, um den Curs des
Papiergeldes zu heben!

Eine neu geschaffene Schulden-Tilgungs-Commission, hatte sowohl den Verkauf der liegenden Güter zu leiten, als die Gelder zu verwalten, die durch den Verkauf und durch die Anleihe gewonnen wurden.

Bei dem ganzen Plan aber hatte man übersehen, daß in Folge des allgemeinen Druckes der Verhältnisse und zum Theil auch des Umstandes, daß die Regierung so ziemlich alle Capitale, die in den Leihbanken niedergelegt waren, herausgenommen und verbraucht hatte, im Lande gar nicht so viel freies Capital zur Verfügung stand, als der Entwurf voraussetzte, der Verkauf der Landgüter, die Anleihe erfordert hätten.

Das zeigte sich bei dem allerersten Versuch. Es sollten im ersten Jahr 1810 für vier und eine halbe Million (4,429,000) Rubel Silber und etwas über fünf Millionen (5,148,000) Rubel Papier — im Ganzen nach den Anfangs-Cursen des Jahrs für etwas mehr als sechzehn Millionen Papier — Grundstücke verkauft werden; — Käufer aber fanden

Digitized by Google

so wenige, daß kaum für ein Achttheil dieses Betrags liegende Gründe ich veräußert werden konnten.

Nicht besser glückte die Anleihe, nämlich deren erste Rate von zwan- Millionen, die im Lauf des Jahrs aufgelegt wurde. Die Summe kam anscheinend zusammen und wurde auch eingezahlt, doch nur ein theil derselben (6½ Millionen) in Geld (d. h. Banknoten), der Rest Obligationen der Leihbanken, d. h. in Bescheinigungen für in diese ken niedergelegte Summen, die längst von dort in den Reichsschatz gegangen und verbraucht waren; in Bescheinigungen also für ein tal, das es in der That nicht mehr gab; in Papieren, die nicht sofort erthet werden konnten. Der Zweck, zwanzig Millionen Papiergeld aus Verkehr zurückzuziehen, war verfehlt.

Schon im nächstfolgenden Jahr (1811) hatten dann die allgemeinen hältnisse bereits eine solche Gestalt angenommen, daß ein zweiter Ver- weder mit der Anleihe noch mit dem Verkauf von liegenden Gütern acht werden konnte.

Die Versuche, die Valuta-Verhältnisse Rußlands besser zu regeln, nentlich die unzweckmäßige Kupfer-Valuta zu beseitigen, die lediglich er unredlichen Agiotage als Vorwand diente, wollten nicht besser ge- gen; der Druck der ungünstigen Verhältnisse war nicht zu besiegen. eransky glaubte seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß nicht blos Ru- stücke, wie bisher, in Silber geprägt wurden, sondern auch Scheide- nze, bis zu fünf Kopeken-Stücken herab, während ein kaiserliches Mani- erklärte, Silber sei immerdar die einzige gesetzmäßige Valuta des chs gewesen — was nicht ganz der Wahrheit gemäß war — und ein ites Manifest befahl, alle Lieferungs-Contracte für die Krone fortan Zahlungen in Silber abzuschließen. Die Zahlung der verabredeten mmen könne dann — d. h. sie mußte wohl — in Papier stattfin- , das dabei nach dem mittleren Curs der letzten vier Monate zu be- nen sei.

Doch die Quantität Silber, die zu Scheide-Münze ausgeprägt wer- konnte, war verhältnißmäßig so gering, die Masse des Papiergeldes, das Land überflutete, so überwältigend, der Betrag der Zahlungen in Fremde, die in Silber geleistet werden mußten, so bedeutend, daß auch Silber-Scheidemünze augenblicklich wieder aus dem Lande verschwand. blieb nichts im Lande als Papier und Kupfer. So mußte es denn verändert bei dem alten Unwesen bleiben.

Die angeblich nur auf ein Jahr verfügte Erhöhung der Kopfsteuer Leibeigene wurde natürlich eine bleibende und konnte, dem gewaltigen sfall in den Finanzen des Reichs gegenüber, bei weitem nicht die ein- e neue Abgabe bleiben. Es wurde noch gar manches viel gewichtigere ugefügt. Die zahlreichen Bauern der Kron-Domainen mußten, je

nach den Provinzen, zwei und drei Rubel für den Kopf — der je Seele — Grundrente mehr bezahlen, und die Kopfsteuer gleich den Leibeigenen; — die Kopfsteuer der freien Städtebewohner wurde um einen Rubel für jeden gesteigert; — die Bauern, die in den beiden Hauptstädten Handel trieben, sollten eine Gewerbesteuer zahlen, die mindestens 25 Rubel zu betragen habe und steigen konnte bis zu 1/4 Procent des Capitals, das ein Kaufmann zweiter Gilde, als in seinem Geschäft verwendet, versteuern mußte; — die Abgabe auf kaufmännisch verwendete Capitalien wurden um anderthalb Procente erhöht; — außerdem wurde in beiden Hauptstädten eine Häusersteuer eingeführt, die Abgabe von Kupfer-Bergwerken, der Preis des Salzes und des Stempelpapiers erhöht.

Endlich wurde verordnet, daß der „Thaler" des, eben in imaginären Thalern festgestellten Zolltarifs, nicht mehr wie bisher zu zwei, sondern zu vier Papier-Rubeln berechnet werden sollte. Diese Maßregel wirkte sich um so wirksamer, da die Regierung gleichzeitig einige Erleichterungen in Beziehung auf den auswärtigen Handel eintreten ließ.

Speransky und seine Gehülfen, Balugiansky und Jacobi, neigten natürlich als Schüler Adam Smiths zu Freihandels-Ideen, außerdem aber bewies die Erfahrung auch den Laien — und unter ihnen dem Kaiser Alexander — in nur allzu überzeugender Weise, daß Rußland unter dem Druck des Continental-Systems auf die Länge unmöglich als europäische Macht bestehen könne. So wurde denn ein neuer Tarif verfügt, der alle überseeischen Waaren mit sehr viel mäßigern Zöllen belegte als Napoleons berufener Tarif von Trianon, und die Einführung der Colonial-Waaren unter neutraler Flagge wurde einfach erlaubt, ohne daß es dazu wie in Frankreich besonderer Licenzen bedurft hätte, oder daß sie an irgend weitere drückende Bedingungen gebunden gewesen wäre wie in Frankreich und dem ganzen Gebiet des Continental-Systems. Außerdem beseitigte ein Decret vom 19./31. December 1810 überhaupt alle Schwierigkeiten, die auch Rußland, dem französischen Bundesgenossen zu Gefallen, seit dem Tilsiter Frieden, der Schifffahrt der Neutralen in den Weg gelegt hatte. Die Papiere der Schiffe, die unter neutraler Flagge in den russischen Häfen einliefen, sollten nicht mehr so peinlich untersucht werden wie bisher. Das führte dahin, daß die russischen Zollbehörden gar nicht mehr ernstlich nachfragten, wo solche Schiffe eigentlich herkamen, und es in dieser Beziehung ohne weitere Untersuchung bei jedem beliebigen Vorgeben bewenden ließen. Das geschah natürlich zur großen Unzufriedenheit Napoleons, der gelegentlich so weit ging zu behaupten, es gebe gar keine Neutralen, könne gar keine geben; man sei entweder Freund oder Feind Frankreichs. Napoleon wurde durch den neuen Tarif auch noch in anderer Weise verletzt. Man glaubte nämlich in Rußland, im Sinne einer etwas veralteten Weisheit, bei der bedenklich gewordenen volkswirthschaftlichen Lage des Reichs, dem Luxus steuern, die Einfuhr von Luxus-

Digitized by Google

eln ganz verbieten zu müssen. Das waren Battist, seidene Stoffe Bänder —: die Ausfuhr-Artikel Frankreichs!

Die Lage Rußlands wurde aber durch diese veränderte Handels-:ik nicht unwesentlich erleichtert. Rußland wurde nun der Weg, auf dem roßer Theil des mittleren Europas seinen Bedarf an Colonial-Waaren ; — aber natürlich nicht in der einfachsten Weise. Preußen berührte ussische Grenze nur an einem Punkt, zudem lagen in seinen bedeu-ten Festungen französische Besatzungen; die Grenzen des Herzog-ıs Warschau waren von französischen Zollwächtern streng gehütet —: waren keine Handelswege zu finden. Dagegen bot Oesterreich, trotz auch dort angenommenen Continental-Systems und der Verschwäge-; mit Napoleon bereitwillig die vermittelnde Hand, und so erlebte Europa das seltsame Schauspiel, daß ein eigentlich ungünstig gelegenes liches Judenstädtchen in Galizien, Brody an der russischen Grenze, einige Jahre ein Haupt-Stapelplatz des Welthandels wurde Alle be-enden Handlungshäuser zu Petersburg und Riga hatten dort Comtoire. unabsehbaren Wagenzügen wurden die dem inneren Europa bestimmten aren von Riga den weiten Landweg nach Brody geschafft, um von :, auf neuen Umwegen, zu Lande weiter zu gehen. Was nicht in terreich blieb, schaffte dann der Schmuggel über Oesterreichs Grenzen aus, an den Ort seiner Bestimmung.

Des Kaisers Wunsch eigentlich Alles und Jedes dem Mann seines trauens in die Hand zu geben, und das eigene Verlangen nach einer :itigen Thätigkeit führte Speransky schon früh (1808) auch in die Ge-ebungs-Commission, und er wurde sofort auch hier, was er nach des ers Willen sein sollte: der leitende Genius. Bald, unmittelbar nach Rückkehr aus Erfurt wurde auch in den Formen ausgesprochen, daß das sein sollte: er wurde zum Gehülfen des Justiz-Ministers ernannt, :n so vielen anderen Aemtern, die er schon bekleidete.

Die Commission erhielt eine durchaus veränderte Organisation, die n rascheren Gang ihrer Arbeiten zu versprechen schien. Sie wurde in rere Abtheilungen getheilt, für eben so viele verschiedene Zweige der etzgebung: Civil-Recht, Criminal-Recht, Handelsrecht, das besondere ht einzelner Provinzen u. s. w., jede dieser Abtheilungen hatte ihren nderen Director. — Hier schuf sich nun Speransky einen Feind, der mit einer Giftigkeit haßte, wie wohl kaum ein Anderer, wie wohl st Araktschejew nicht; mit einer boshaften, rachsüchtigen Giftigkeit des ses, wie deren nur ein Mann von niedrigem Charakter fähig ist. Das : Rosenkampff.

Der war hier bis dahin die leitende Person, ja Herr und Meister der Commission gewesen; er hatte seine Berichte unmittelbar an den

Digitized by Google

Kaiser gerichtet; er hatte — was für ihn nichts weniger als gleich[illegible] oder Nebensache war — unbeschränkt über die Geldsummen [illegible] können, die der Commission überwiesen waren; er hatte die glän[illegible] Laufbahn vor sich gesehen — und nun fand er sich als Director der [illegible] theilung für Civil-Gesetzgebung neben mehreren Anderen in eine unterge[illegible] nete Stellung eingereiht!

Rosenkampff war allerdings an sich kein bedeutender Mann, [illegible] der Fall ist eben nicht selten, daß ein Mann, der zu unbedeutend ist, [illegible] etwas helfen zu können, doch Gewicht genug hat, um zu schaden, [illegible] außerdem war hinreichend bekannt, daß Rosenkampffs schöne Frau [illegible] den Justiz-Minister mehr als billig vermochte.

Im weiteren Verlauf der Arbeit kam dann auch noch manches [illegible] dere vor, durch das Speransky sich in weiteren und in [illegible] Kreisen verhaßt machte. Er war kein Mann vom Fach, kein [illegible] diger, und eben deshalb um so leichter für das neue Gesetzbuch [illegible] reichs, für den Code Napoléon eingenommen. Daß es ein überall [illegible] passendes, ein so zu sagen cosmopolitisches Gesetzbuch nicht wohl [illegible] könne, obgleich es natürlich allgemein gültige Grundsätze des Rechts, [illegible] Naturrecht von allgemeinster Geltung giebt, davon wollte er, [illegible] manchem Doctrinair, sich nicht überzeugen. Die Kürze, Einfachheit [illegible] anscheinende Bündigkeit des französischen Gesetzbuches bestachen ihn, [illegible] sie ja auch in viel späterer Zeit noch vielfach gepriesen worden sind; [illegible] Mängel und Lücken gewahr zu werden, fehlten ihm ausreichende [illegible] kenntnisse. Auch machte sich hier noch ein anderer Mangel gelten[illegible] Speransky verstand kein deutsch; die kritischen Arbeiten der deutschen Rechtsgelehrten blieben ihm unbekannt; die Gesetzgebungs-Commission stand auswärts mit niemanden in Verbindung und Briefwechsel, als [illegible] zwei französischen Juristen, Locré und Legras, die Napoleon dem Kaiser Alexander zu Erfurt zu diesem Ende empfohlen hatte, und dann, [illegible] Talleyrands Empfehlung, auch mit Dupont de Nemours, der indessen [illegible] niger zu Rath gezogen wurde als die beiden Anderen. Ohne sich darüber ausdrücklich auszusprechen, kam Speransky fast vom ersten Augenblick an zu dem Entschluß ein Gesetzbuch nach allgemeinen Grundsätzen auszuar[illegible] beiten, ohne sich um den Wust, wie er meinte, barbarischer und unver[illegible] ständiger, in der That großentheils vergessener und unbeachteter bestehen[illegible] der russischer Gesetze zu bekümmern, und er glaubte sich einer solchen Aufgabe gewachsen; sein Werk aber konnte unter dem Einfluß solcher Inspirationen und solchen Raths nicht anders, als dem Code Napoléon sehr ähnlich ausfallen, aus dem sehr Vieles geradezu entlehnt war. Die Vorarbeiten der Abtheilungs-Directoren und der sonstigen Gehülfen, [illegible] Speransky in Thätigkeit setzte, wurden von ihm selbst in diesem Sinn umgearbeitet.

Die einzelnen Theile des neuen Gesetzbuches sollten, so wie sie voll[illegible]

Digitized by Google

waren, erst einer besonderen Commission des Reichsraths, dann dem rath selbst zur Prüfung vorgelegt werden. Speransky schritt so in seiner Arbeit vor, daß der erste Theil derselben, das Personen- dem Reichsrath schon am Tage seiner Eröffnung (1./13. Jan. 1810) ben werden konnte, und in kurzer Zeit folgte dann auch der zweite das Sachenrecht. Im Reichsrath aber erregte dieser Entwurf ein sehr , wenn auch großentheils schweigendes Mißfallen. Man glaubte einfach eine Uebersetzung des Code Napoléon zu erkennen, und das ei der damals herrschenden Stimmung das Schlimmste, was davon werden konnte. Der Reichsrath fühlte sich wohl noch zu neu, war zu wenig mit sich selbst bekannt, um entschieden und energisch gegen ertrauensmann des Kaisers aufzutreten, und so zeigten sich in den ichen Sitzungen, die der Prüfung und Berathung dieses Systems Gesetze gewidmet waren, vielfach abweichende Meinungen, aber sie n sich stets nur auf den Inhalt einzelner Paragraphen, niemals en eigentlichen Gegenstand des allgemeinen Mißfallens, auf Geist Richtung des Ganzen. Auf diesen Punkt deutete mittelbar nur eine rung mehrerer Mitglieder des Reichsraths, wir wissen nicht welcher. Herren verlangten, daß bei jedem Paragraphen die Ukasen ange- würden, denen sein Inhalt entnommen sei.

Speransky beauftragte einen ihm seit längerer Zeit bekannten russi- Rechtskundigen, Namens Ilyinsky, mit der Arbeit die nöthigen Ukasen izuschaffen, und Ilyinsky setzte auch Jahreszahlen und Tag und mer einer Anzahl solcher zarischen oder kaiserlichen Verfügungen unter Paragraphen, gestand aber selbst, daß ihrer viele nur vermöge einer ezwungenen Auslegung ihres Inhalts dahin gezogen werden konnten, r ihnen ihre Stelle anwies. Wer sich die Mühe gab zu vergleichen, bald zu dem Ergebniß, daß die angeführten Ukasen großentheils gar Beziehung zu dem Inhalt der Gesetze hatten, zu deren Begründung igebracht wurden.

Durch eine solche Arbeit und ihre Ergebnisse konnten natürlich die ither nicht beruhigt werden, und eben so wenig dadurch, daß in allen n, wo sich eine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, der Kaiser stets Speranskys Ansicht entschied. Das erbitterte nur. Die fertigen Theile rojectirten Gesetzbuches wurden als Manuscript gedruckt für die Mit- r des Reichsraths, um in dieser Form studirt und dann einer letzten thung unterzogen zu werden. Aber die herrschende Stimmung sorgte , daß sie auch außerhalb des Kreises der unmittelbar Berufenen be- , und als Uebersetzung aus dem Französischen verurtheilt wurden. Unzufriedenheit ging aus der Gesellschaft, die näher oder entfernter Hof umgab, auch in die Provinzial-Kreise über und wurde immer meiner.

Daß Speransky unzählige Feinde hatte, liegt in der Natur der Dinge; ja man darf wohl sagen, ganz Rußland war ihm Feind. Man haßte ihn schon weil er überhaupt da war. Ein solcher Emporkömmling, ein Mann von so unbedeutender Herkunft an solcher Stelle! Da gehörte er der herrschenden Ansicht nach gar nicht hin! — Ein jeder, der sich durch Geburt und Reichthum zu einer bevorzugten Stellung berechtigt glaubte, sah die Sache so an, als ob Speransky an der Stelle stehe, die eigentlich ihm persönlich gebühre. Die Söhne solcher zum Theil armseliger Emporkömmlinge wie Rasumowsky und Schuwalow, oder der nichtigen Günstlinge der weisen Katherina, waren nicht minder erbittert und laut in ihrem Unmuth als die Fürsten aus Ruriks Stamm. Der Kaiser Alexander wurde nicht gefürchtet, da beugte sich denn die russische vornehme Welt nicht ohne Weiteres vor seinem Günstling.

Speransky steigerte diesen allgemeinen Haß dann auch noch durch sein persönliches Benehmen; dadurch nämlich, daß er sich nicht um die Gunst der vornehmen und eleganten gesellschaftlichen Kreise bewarb. Er mied vielmehr diese Kreise, in denen er weder die Rolle des insolenten Emporkömmlings spielen wollte, noch die des kriechenden, der die Ehre in die glänzende Gesellschaft aufgenommen zu sein, gehörig zu schätzen weiß und das fortwährend durch sein Betragen zu erkennen giebt. Speransky hatte eigentlich nur zu dem Kaiser persönlich nähere vertraute Beziehungen, mit den Großen des Reichs stand er nur in dienstlichem Verkehr, und sein sonstiges Leben bewegte sich in einem engen Kreise vertrauter Freunde aus den mittleren Regionen der Gesellschaft. Die vornehme und elegante Welt aber fühlte sich von Speransky ignorirt und nahm das gewaltig übel.

Bei solcher Lebensweise verstand es sich von selbst, daß Speransky nicht daran dachte, durch eine Heirath einen gewichtigen Familien-Anhang in der vornehmen Welt zu gewinnen. Er vermählte sich mit einer Engländerin von unbedeutender Herkunft, Miß Stevens. Darin erkannte er selbst in späteren Jahren einen argen begangenen Fehler. Er schrieb in dieser späteren Zeit einem Freunde: „wer in der Welt sicher stehen will, muß einen Anker auswerfen, der aus einem Trauring geschmiedet ist."

Speransky rechnete eben mit allzu großer Zuversicht auf die persönliche Freundschaft und auf die Charakterfestigkeit des Kaisers. Das war der Rechnungsfehler, aus dem alle Fehler seines Benehmens hervorgingen.

Der Haß aber, dessen Gegenstand er war, wurde dadurch auf das höchste gesteigert, daß er stets unverhohlen und unbedingt den Satz aufstellte, Befreiung der Bauern aus den Banden der Leibeigenschaft sei die unerläßliche Grundbedingung jeder wahrhaft besseren Zukunft Rußlands.

Aufhebung der Leibeigenschaft! — Dessen wollte sich ein solcher Em-

mmling vermessen! — Ein Mensch, der noch vor wenigen Jahren zu Dienerschaft des Fürsten Kurakin gehört hatte! — Das schien nicht :tragen!

Da solche Stimmung herrschte, wurde natürlich Alles leidenschaftlich elt, was geschah und verfügt wurde. Alles und Jedes ohne Ausnahme, Speransky gewann nichts dadurch, daß er sich durch die Autorität des ısraths zu decken suchte; hatte er doch die Mitglieder des Reichsraths zu Feinden; sie sprachen zum Theil außerhalb ihrer amtlichen Sphäre ıllerlautesten gegen ihn, und so wurde denn Alles, worüber der Miß- klagte, als sein persönliches Werk angesehen und verurtheilt.

Selbst diejenigen Verfügungen, denen zufolge die sogenannten Hof- ;en, Kammerherr und Kammerjunker, nicht mehr einen Rang ver- n, nicht mehr als Mittel dienen konnten alle unteren Stufen im ıst zu überspringen, entgingen dem Tadel nicht. Sie wurden nicht von den unmittelbar Betheiligten übel aufgenommen, von denen, die nung gehabt hätten die Vortheile für sich zu nützen, die durch die alte nung geboten waren —: sie wurden auch von solchen streng beurtheilt, keinen Anspruch auf eine derartige Bevorzugung hatten.

Dieser Speransky, sagte man, dieser Mensch von geringer Herkunft, eben erst aus dem Nichts auftaucht, ein Freigeist von republikanischer chtung, haßt alle Leute von namhafter Abstammung und Träger großer ımen. Er sucht selbst den Rest, den Schein von Aristokratie zu ver- hten, der sich in Rußland noch erhalten hat, und Ideen von Gleichheit verbreiten; eine solche Ordnung der Dinge, eine Gleichheit einzuführen sie in der Türkei bestehen, wo der Sohn des Großveziers nichts vor- s hat vor dem ersten besten aus dem niederen Volk.*)

Vor allem bemerkenswerth ist eine kleine Schrift, die damals nicht druckt werden konnte und nur handschriftlich in auserwählten Kreisen ızufriedener von Hand zu Hand ging. Diese Schrift, „Vom alten und n neuen Rußland" überschrieben, ist schon ihres Verfassers und ihrer ıtstehungsgeschichte wegen merkwürdig, besonders aber weil sie getreu nur mit mehr Talent, Gewandtheit und Energie als der großen Menge Gebote stand, die herrschende Stimmung wiederspiegelt, und uns darüber ehrt, was eigentlich der Gegenstand der vielfachen, allgemeinen Unzu- edenheit war und in welcher Weise man die Dinge auffaßte.

Der Verfasser war nämlich Karamsin, ein merkwürdiger Mann, der oche macht in der Culturgeschichte des russischen Volks, obgleich nichts n dem, was er als Schriftsteller oder Gelehrter geschaffen hat, sich über ıs Niveau einer achtungswerthen Mittelmäßigkeit erhebt. Ein Gelehrter nnte er zu der Zeit noch gar nicht genannt werden; das wurde er erst ırch die Arbeit, die er auf die russische Geschichte wendete. Damals war

*) Bogdanowitsch III. 18.

Digitized by Google

er lediglich was die Franzosen un homme de lettres nennen: eine Bezeichnung, die den so Bezeichneten bedeutend höher stellt, als das neuerdings in Deutschland üblich gewordene Wort „Literat". Epochemachend aber ist Karamsin theils als Verbesserer der russischen Sprache, indem er anstatt der wunderlich pedantischen und mitunter nicht einmal grammatisch folgerichtigen Schreibweise, in der man sich bis dahin gefiel, die Sprache des wirklichen Lebens einerseits veredelte, andererseits in die Literatur einführte; besonders aber dadurch, daß er, aus dem unbedeutenden Provinzial-Adel hervorgegangen, der erste Mensch war, der als einfacher homme de lettres, ohne Amt und Dienstrang, durch eine rein literarische Thätigkeit in Rußland zu einer großen gesellschaftlichen und selbst politischen Bedeutung gelangte.

Bedeutend wurde er zuerst namentlich durch die eben erwähnte kleine Schrift, die er in sehr eigenthümlicher Weise veranlaßt wurde zu schreiben.

Karamsin lebte in Moskau, wie er in der That mußte, wenn er einen selbständigen Einfluß auf die fortschreitende, nationale Bildung Rußlands üben wollte. Die alte Zarenstadt war noch immer die nationale Hauptstadt, der Mittelpunkt russischen Lebens. Aber auch, wie immer seit Peters des Großen Zeit, der Sitz des grollenden Alt-Russenthums; der Sammelplatz aller Unzufriedenen und Mißvergnügten, namentlich aller derer, die sich in Petersburg beseitigt sahen und überflüssig wußten; die dort um ihren Einfluß gekommen waren. Solche Leute bildeten in der alten Hauptstadt einen Kreis, der sich darin gefiel eine leidenschaftliche Opposition zur Schau zu tragen; in diesem Kreise wurden nicht nur alle Maßregeln der Regierung getadelt und geschmäht, sie wurden geradezu mit Haß und Verachtung besprochen, und man wiederholte immerfort, daß die Regierung alles thue, den Untergang Rußlands herbeizuführen. Solche Leute wollen sich aber eigentlich nie darauf beschränken, unthätig ihren Unmuth auszusprechen, wie die Landjunker in den Provinzen, die nie an der Regierung Theil gehabt haben; sie sind im Gegentheil immer darauf bedacht in den Besitz der Regierungsgewalt zu gelangen, den Landesherrn in die Reihe ihrer Partei zu bringen, und das war diesmal mehr als zu irgend einer anderen Zeit der Fall, da es den Herren gar ehr ernst darum war, daß Rußlands gesellschaftliche Verfassung, das Wichtigste und Heiligste seiner nationalen Institute, die Leibeigenschaft der Bauern, nicht durch fremdländische Doctrinairs wie Laharpe, oder den französisch-gesinnten Emporkömmling, den Jakobiner Speransky angetastet werde. Von hier aus wurden mancherlei Intriguen angesponnen, diesen gehaßten Jakobiner zu beseitigen, und nicht ohne Geschick, denn an der Spitze dieses Treibens stand der Graf Rostoptschin, ein Mann, erfahren in Intriguen.

Man traute dem Kaiser Alexander keine große Charakterfestigkeit zu und glaubte, daß er unter Umständen leicht das Vertrauen zu sich

Digitized by Google

verliere; man wußte auch, wie sehr sein Geist zum Mißtrauen

demgemäß wurden alle Schritte berechnet. Man war einerseits dar-
:dacht den Kaiser zu erschrecken, ihn auf eine möglichst große Vor-
z von der allgemein herrschenden Unzufriedenheit zu leiten, von ihrer
den Intensität, von den möglichen Gefahren, die aus ihr hervorgehen
n. Andererseits suchte man das Mißtrauen des Kaisers zu erregen,
n den Verdacht zu erwecken, daß er von Verräthern umgeben sei,
sichtlich Rußland in das Verderben zu führen suchten; daß nament-
r Mann seines Vertrauens dem Kaiser der Franzosen verkauft sei.
iese Weise endlos beunruhigt, sollte der Kaiser bewogen werden sich
in die Arme dieser „patriotischen" Partei zu retten.

Da die allerdings im Lande herrschende Unzufriedenheit als Mittel
ndet werden sollte die Parteizwecke zu erreichen, ließ man sich natür-
ngelegen sein sie zu erhalten, zu nähren, womöglich zu steigern. So
en denn von diesem Kreise aus, indem Rostopschin als leitender
us herrschte, Satyren und Pasquille im Lande verbreitet, und Briefe,
em Adel in den Provinzen begreiflich machen sollten wie verkehrt das
ben der von Verräthern geleiteten Regierung sei, in welche Tiefe des
lücks Rußland von Tag zu Tage weiter und weiter versinke, und
be schreckliche Zukunft in nächster Nähe drohe. Ohne Zweifel war
les, vielleicht das Meiste von Allem, was in diesem Sinn geschrieben
de, der unberechnete Ausdruck der Stimmung, welche die Herren in
skau beherrschte und ihrer wirklichen Ueberzeugung. Von Seiten eines
nnes wie Rostoptschin und manches ihm Ebenbürtigen, war aber natür-
nebenher auch Absicht und Berechnung dabei. Berechnung und Absicht
en namentlich darin hervor, daß der Adel in den Provinzen zu gleicher
t veranlaßt wurde Klagen, Bitten, Vorstellungen gegen Dies und Jenes,
Warnungen, in denen die schlimmsten Befürchtungen ausgesprochen
ten — den Ausdruck einer unübersehbaren Verstimmung, nach Peters-
g gelangen zu lassen, und zwar in solcher Weise, daß der Widerhall
es Treibens jedenfalls auf einem oder anderem Wege bis zu dem
iser dringen mußte.

Dem Einfluß dieses Kreises, der sich vorzugsweise patriotisch nannte,
sen Mitglieder sich für die allein wahren Patrioten Rußlands ausgaben,
fiel auch der redliche, gutmüthige, mildgesinnte Karamsin. Beherrscht
n der Verstimmung, die allgemein herrschte, wurde er ihr Werkzeug ohne
e Ahnung davon zu haben, welchen Zwecken er diente.

Sehr viel glaubte diese Moskauer Intriganten-Schaar gewonnen zu
ben, als es ihr gelungen war Alexanders schöne und geistreiche Schwe-
r, die Großfürstin Katherina Pawlowna, zu überzeugen, daß ihre Klagen,
re Unzufriedenheit berechtigt seien; daß die Maßregeln der Regierung
ußland und seinen Kaiser in das Verderben führen müßten. Mit dem

Digitized by Google

Prinzen Georg von Oldenburg vermählt lebte diese Fürstin in Tver, wo der Prinz General-Gubernator war. Beunruhigt, erschreckt suchte sie ihren Einfluß, den sie allein unter Alexanders Schwestern sich zutrauen durfte, zu verwenden, um ihrem Bruder, wie sie meinte, die Augen zu öffnen über die Gefahren, die ihn selbst wie das Reich umgaben, und ihn zu einer veränderten inneren und auswärtigen Politik zu bewegen. Karamsin war mit ihr in Verbindung gebracht worden, wahrscheinlich nicht ohne Absicht; jedenfalls wurde das Vertrauen benützt, das sie sehr bald in ihn setzte; sie verkehrte viel und gern mit ihm, hörte seinen Tadel und seine Klagen und veranlaßte ihn eben in der genannten Schrift Alles zusammenzufassen, was er zu sagen hatte, und den Inhalt seiner Gespräche mit ihr bilden. Da Karamsin einwenden wollte wie bedenklich es sei die Wahrheit zu sagen, erwiderte die Großfürstin mit stolzem Bewußtsein: „mein Bruder ist würdig sie zu hören."

In der Denkschrift, die Karamsin, auf solche Weise ermuthigt, schrieb, werden alle Maßregeln der Regierung nicht nur leidenschaftlich getadelt, sondern auch mit Bitterkeit verspottet; vor allem natürlich die Organisation der Ministerien und des Reichsraths, und überall läßt der Verfasser die Weisheit der großen Katherina, wie von einem Heiligen-Schein umgeben, groß und erhaben als Gegensatz erscheinen.

Auf den Trümmern der Collegien, sagt Karamsin, sind die Ministerien errichtet worden, zunächst ohne daß es auch nur eine Instruction für die Minister gegeben hätte. An die Stelle der Collegien, in denen gewiegte Staatsmänner von hohem Rang und persönlicher Bedeutung, der Präsident und die Mitglieder, alle Angelegenheiten beriethen, sind die Ministerial-Bureaux getreten, wo unbedeutende Subaltern-Beamten unter dem Schutz des Ministers ganz willkürlich schalten. Man sagt, der Minister habe Alles zu verantworten: kann denn der Minister des Innern, dessen Thätigkeit ganz Rußland umfassen soll, ein wirkliches Verständniß der unzähligen Angelegenheiten gewinnen, die an ihn gelangen? — Man hat zu besonderen Comités für dies und das seine Zuflucht nehmen müssen, und deren eine große Anzahl ernannt; sie sind eine Satyre auf die ganze Organisation und beweisen deren Unzulänglichkeit. Dann hat man wohl erkannt, daß dies Ministerium zu viel umfaßte für die Kräfte eines Menschen; wie hat man diesem Uebelstand abzuhelfen gesucht? — man hat es gespalten und ein besonderes Polizei-Ministerium eingerichtet! — und dem ist auch wieder ein unbegreiflicher Kreis der Thätigkeit vorgeschrieben; wie kommen die Medicinal-Angelegenheiten und Vormundschaften unter das Polizei-Ministerium?

Es sind eigentlich die Uebelstände einer übermäßigen Centralisation der Regierung, die Karamsin rügt, ohne über ihren eigentlichen Grund in das Klare gekommen zu sein. Die Centralisation ist nach seiner Meinung ganz in der Ordnung; es kommt nur darauf an, daß die Fäden

Digitized by Google

:m unermeßlich weiten Reich alle in einem Collegium zusammenlaufen, in einem Ministerial-Bureau.

Er fährt fort: die Minister zu überwachen, ihnen „einen Zügel an-n", ist der Reichsrath eingerichtet. — Auch Katherina umgab sich :nem Rath; sie versammelte in wichtigen Angelegenheiten, in denen ı entscheidendes Ja oder Nein auszusprechen hatte, die bedeutenden :smänner um sich, denen sie ihr Vertrauen schenkte, hörte ihre Mei-:n und berieth sich mit ihnen. Aber das war ein (formloser) gehei-ein Cabinetsrath, den sie nach Gutdünken lediglich um ihre Person nmelte, dem sie nie eine bestimmte Organisation verliehen, den sie ı einer Reichsbehörde gemacht hat, und das war das Richtige (meint msin). — Der Reichsrath, als förmlich eingerichtete öffentliche Be-, dient nur die weise Schöpfung Peters des Großen, den Senat, zu :änken und zu erniedrigen. Neben dem Senat, wenn er bleibt, was :n Anordnungen des großen Kaisers gemäß, sein soll, kann es keine e höchste Behörde im Reich geben. Unzweckmäßig aber ist es, den ıt beschränken und den Reichsrath zur höchsten Behörde machen zu :n, denn nur der Senat, nicht der Reichsrath eignet sich dazu.

Um zu beweisen, daß es in der wohlgeordneten Monarchie eine höchste örde geben müsse, die als Hüter der Verfassung und der Gesetze uschreiten befugt sei, und daß der Reichsrath diese Behörde nicht sein ne, führt Karamsin Montesquieus Worte an. Montesquieu sagt: :r Rath des Fürsten ist keine angemessene Schirmstätte (dépôt) des :tzes. Er ist seiner Natur nach die Behörde, die den augenblicklichen len des Fürsten aufnimmt und ausführt, und nicht die Schirmstätte der ındgesetze. Auch ist der Rath des Monarchen beständigem Wechsel :rworfen, er ist nicht unabänderlich bleibend, er kann nicht zahlreich , und besitzt nicht in hinreichendem Grade das Vertrauen des Volks, ist demnach nicht im Stande, es in schwierigen Zeiten zu belehren zum Gehorsam zurückzuführen." (Le conseil du Prince n'est pas un ôt convenable: il est, par sa nature, le dépôt de la volonté mentanée du Prince, qu'il exécute, et non pas le dépôt des lois damentales. De plus, le conseil du Monarque change sans cesse, ı'est point permanent, il ne saurait être nombreux, il n'a point ın assez haut degré la confiance du peuple, il n'est donc pas état de l'éclairer dans les temps difficiles, ni de le ramener à béissance.) — Der Senat muß die höchste Regierungsbehörde sein) bleiben, er war seiner Natur nach dazu geschaffen. Waren die Per-lichkeiten, aus denen er bestand, des kaiserlichen Vertrauens nicht rdig, so konnten sie durch andere ersetzt werden.

Hier scheint nun Karamsin gar nicht zu sehen, daß Alles was er führt, um zu beweisen, daß der Kreis der vertrauten Räthe des Landes-:rn nicht geeignet sei, die höchste, Gesetz und Recht wahrende Behörde

Digitized by Google

des Landes zu sein, zwar wohl in Beziehung auf Katherinas Staats-rath treffend ist, nicht aber auf den Reichsrath paßt, den Alexander als förmlich organisirte Reichsbehörde gebildet hatte. Eben so wenig wie er den Widerspruch gewahr, in den er verfällt, indem er den Senat als einen Areopag bezeichnet, der, über jedem Wechsel erhaben, keiner Veränderung unterliegen soll, und in demselben Athem voraussetzt, daß dessen Mitglieder ganz nach Willkür und Ermessen durch andere ersetzt, gleichsam abgelöst werden können.

Auch Nebendinge entgehen dem Tadel Karamsins nicht. In die Einleitungen der kaiserlichen Decrete waren neuerdings überall die Worte „nachdem wir die Meinung des Reichsraths vernommen haben" aufgenommen worden. Das konnte eine müßige Nachahmung der in Frankreich üblichen Formel: „notre conseil d'état entendu" und überflüssig scheinen. Doch sollte es nach Alexanders und Speranskys Sinn den Uebergang zu einer weniger willkürlichen, gesetzlichen und geregelten Regierungsweise bezeichnen; und es sollte zumal auch eine Wahrheit werden. Auch gegen diese Formel und Alles, was sie voraussetzt, eifert Karamsin. „Rußlands Herr," schreibt er, „beachtet lediglich (nach eigenem Ermessen) Einsicht und Rathschläge, wo er sie findet, sei es im eigenen Geist, in den in Büchern oder im Kopf der besten seiner Unterthanen; die Gesetze aber bedürfen im Bereich der Selbstherrschaft keiner anderen Billigung als der Unterschrift des Kaisers. Er ist im Besitz aller Macht. Der Reichsrath, der Senat, die Comités, die Minister sind nur Werkzeuge seiner Thätigkeit oder Bevollmächtigte des Kaisers. Sie werden nicht befragt, wo er selber handelnd auftritt. Die Formel: „le conseil d'état entendu" hat für den russischen Staatsbürger gar keinen Sinn; lasse man die Franzosen sie mit Recht oder Unrecht anwenden! — Freilich, auch bei uns schrieb man einst: „Der Landesherr hat befohlen, die Bojaren haben dazu gerathen", aber diese gesetzliche Redeweise war viele Jahre über nur eine Todtenmesse für die entschlaffene Bojaren-Aristokratie: wollen wir etwa die Form wieder aufstehen lassen, nachdem Wesen und Form längst vernichtet worden sind?"

So ernsthaft war es diesen Patrioten darum zu thun, daß die „Selbstherrschaft" unversehrt erhalten bleibe —: unter der Bedingung nämlich, daß sie im Sinn und nach dem Willen eben dieser Partei geübt werde. Und doch treten an dieser Stelle auch die oligarchischen Gelüste der patriotischen Partei leise und elegisch angedeutet hervor.

Daß hier dem Senat eine ganz andere Stellung angewiesen wird, als eine andere Stelle dieser selben Denkschrift für ihn in Anspruch nimmt, das wird Karamsin auch wieder nicht gewahr. Einmal im Zug absolutistischer Anschauungen, tadelt er mit gleicher Heftigkeit auch, daß die Minister in der neuen Organisation für verantwortlich erklärt worden sind. Können sie denn, fragt er, in Rußland einem förmlichen gerichtlichen

eil unterzogen werden? -- „Wer wählt sie denn? — Der Kaiser! Möge denn der Kaiser die Würdigen unter ihnen belohnen, und im gengesetzten Fall die Unwürdigen ohne Lärmen, still und bescheiden rnen. Ein schlechter Minister ist ein Fehler, den der Kaiser begangen man muß solche Fehler allerdings wieder gut machen, aber in der le, damit das Volk nicht das Vertrauen zu den persönlichen Wahlen Kaisers verliere."

Im Eifer der erbitterten Kritik nimmt es Karamsin auch mit den tsachen keineswegs genau. Einige der Ministerien hatten bereits eine wohl durchdachte Instruction erhalten; Karamsin scheint das nicht ißt zu haben; er tadelt, daß man den Ministern nur in Beziehung unwesentliche Dinge, auf Kanzlei-Förmlichkeiten bestimmte Weisungen eilt habe, macht dem Verfasser der allgemeinen Instruction sarkastische nplimente darüber, daß er, der für alle wichtigen Neuerungen gar : Gründe anführe und über alles Wesentliche schweige, dagegen auf m Gebiet vortrefflich Bescheid wisse, und fügt dann hinzu: das aber ie er nicht gut heißen, daß in der Instruction verfügt werde, wenn Kaiser einen Ukas erlasse, der nicht mit den Ansichten des Ministers reinstimme, habe dieser, der Minister, sie nicht durch seine Unterschrift bestätigen.

Etwas so Widersinniges stand natürlich nicht in der Instruction. findet sich da nur ein Paragraph (286), der verfügt, daß kein Minister : die Ausführung der Ukase verantwortlich sein soll, die ohne sein Zu- n vom Kaiser erlassen und ohne seine Unterschrift ihm zur Ausführung efertigt worden wären. Worte, die Karamsin jedenfalls in sehr selt- ier Weise mißverstanden und commentirt hat.

Mit allen Sarkasmen, die sein Geist aufzubieten vermag, verfolgt nn Karamsin auch die Verfügung, durch welche die Beförderung zu : höheren Stellen im Civil-Dienst von einem Examen abhängig gemacht rde. „Bis jetzt hat man," sagt er bei dieser Veranlassung, „in allen lisirten Staaten von den Beamten nur diejenigen Kenntnisse gefordert, in ihrer Stellung nothwendig sind; Kenntnisse in den Ingenieur- ssenschaften vom Ingenieur, Rechtskunde vom Richter u. s. w. Bei s dagegen ist der Präsident eines Civil-Gerichtshofs verbunden, Homer d Theokrit zu kennen, — ein Senatssecretair die Eigenschaften des uerstoffes und aller erdenklichen Gase, — der Vice-Gubernator einer ovinz den pythagoräischen Lehrsatz, der Director eines Narrenhauses das nische Recht, sonst sterben sie als Collegien- oder Titulair-Räthe (6. und Klasse). Weder eine vierzigjährige Thätigkeit im Staatsdienst, noch sgezeichnete Verdienste befreien von der Verpflichtung Dinge zu wissen, die s fremd sind und unnütz. — — Es ist lustig, daß der Verfasser dieser rfügung, der von Allen Kenntniß der Rhetorik verlangt, selber in ihr ammatische Fehler macht. Aber wir wollen nicht von dem Lächerlichen

Digitized by Google

sprechen, und bemerken das Schädliche." — Den Schaden, den die Be-ordnung thun müsse, sieht Karamsin darin, daß alle guten, ehrlichen Beamten, da ihnen jede Aussicht auf Beförderung genommen sei, den Abschied nehmen, nur die schlechten im Dienst bleiben würden. Diese aber, da sie auch nicht hoffen dürften weiter zu kommen, würden lediglich an Erwerb als das allein Erreichbare denken, und sich ohne Scham und Scheu käuflicher erweisen als je zuvor.

Uebertreibung und Unwahrheit sind auch in diesen Ausfällen leicht nachzuweisen. Das vorgeschriebene Examen war allerdings ein encyklopädisches, doch nicht in solchem Umfang und solcher Weise. Kenntniß des Griechischen und der Chemie namentlich wurden nicht verlangt. Ohne Zweifel hätte es besser berechnet sein können, für den encyklopädischen Charakter aber, so seltsam er scheinen mag, ließ sich doch gerade in Rußland auch das Eine und Andere anführen. Wenn sich Karamsin auf das Beispiel anderer Länder beruft, wo von den jungen Leuten, die sich zum öffentlichen Dienst melden, nur Fachkenntnisse verlangt werden, so zeigt er, daß die allgemeine Bildung ohne die Fachroutine und selbst Fachkenntnisse nicht immer ausreichen, in Rußland nicht wie in diesen anderen Ländern, als selbstverständlich vorausgesetzt werden durfte.

Daß die Arbeiten der Gesetzcommission von Karamsin auf das strengste verurtheilt werden, versteht sich danach von selbst. Er sieht darin, so weit sie bekannt geworden waren, einfach eine Uebersetzung des Code Napoléon. „Welche Verwunderung für Rußland," ruft er aus, „und welch' eine Veranlassung zu böser Nachrede! — Wir sind, Dank dem Himmel, noch nicht dem eisernen Scepter dieses Eroberers verfallen; bei uns ist noch nicht Westphalen, nicht das Königreich Italien, nicht das Herzogthum Warschau, wo Napoleons Codex, unter Thränen eingeführt, als Gesetzbuch gilt. Besteht etwa darum Rußland seit fast einem Jahrtausend als mächtiges Reich, wird darum seit beinahe einem Jahrhundert an einer Zusammenstellung seiner Gesetze gearbeitet, daß wir uns nun selber feierlich vor ganz Europa für unfähige Dummköpfe erklären und unser graues Haupt unter die Herrschaft eines Büchelchens beugen, das sechs oder sieben Ex-Advocaten und Ex-Jakobiner zusammengekleistert haben?" — Er bemüht sich dann nachzuweisen, daß die Uebersetzung noch dazu eine schlechte und fehlerhafte sei, und hat in der That nicht unrecht, zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob es, abgesehen von allem Anderen, bei der in Rußland herrschenden Stimmung gegen Frankreich, wohl an der Zeit sei, französisches Recht einzuführen. — Er hat nicht unrecht, diese Frage mit einem entschiedenen Nein zu beantworten.

Karamsin hatte bereits einen gewissen Ruf und war sogar schon zum russischen Reichs-Historiographen ernannt. Der Kaiser wünschte ihn persönlich kennen zu lernen und die Großfürstin Katherina bot natürlich dazu sehr bereitwillig die Hand. Bei einem Besuch, den Alexander seiner

Digitized by Google

oester in Twer machte (1811), fand sich die Gelegenheit ihm Karamsin
ustellen, der von Moskau dorthin beschieden wurde. Der Historiograph
te dem Kaiser seine Klagen und Bedenken vortragen; er durfte ihm
r seine Denkschrift: „Das alte und das neue Rußland" theilweise vor-
. Doch der Kaiser durchschaute sehr bald die Absicht, was in der
t nicht schwer war, und da der mit solcher Schärfe ausgesprochene
el ihn selbst weit mehr als Speransky traf, zeigte er sich in hohem
de verletzt. Der Versuch war für diesmal mißlungen, Speransky
gerettet, doch nicht auf lange.

Fünftes Capitel.

Steigende Spannung zwischen Rußland und Frankreich; — Alexanders neue polnische Pläne; — sein Briefwechsel mit Adam Georg Czartoryski; — Unterhandlungen mit Preußen; — Speranskys Sturz.
Begünstigung der Jesuiten und ihre Gründe; — Krieg und Frieden mit der Türkei; — die letzten Unterhandlungen mit Napoleon.
Der Feldzug 1812; — der Erfolg; — Alexanders beginnender Mysticismus.

Inzwischen wurden die Beziehungen Rußlands zu Napoleons Kaiserreich nach und nach so schwierig und gespannt, daß sich, außer dem Kanzler Rumäntzow, in Petersburg niemand über die Unvermeidlichkeit eines neuen und diesmal entscheidenden Kampfes mit dem nie ruhenden Eroberer täuschen konnte.

Napoleon war natürlich wenig erbaut von der Art und Weise, in welcher Rußland (1809) an dem Krieg gegen Oesterreich Antheil genommen hatte, noch weniger davon, daß Rußland in dem zu Friedrichsham mit Schweden geschlossenen Frieden nicht die Annahme des Continental-Systems in seiner ganzen Strenge zur Bedingung gemacht, vielmehr, indem es allerdings den Anschluß Schwedens an dieses System forderte, doch einige Modificationen und Handels-Erleichterungen zugelassen hatte.

Die russische Regierung, die jene Denkschriften Durocs in Händen hatte, deren Kenntniß sie dem Treubruch eines französischen Beamten verdankte, und somit Napoleons Ansichten und möglichen Pläne in Beziehung auf Rußland und Polen kannte, sah die Vergrößerung des Herzogthums Warschau durch die von Oesterreich abgetretenen polnischen Landestheile sehr ungern und fand die beruhigenden Versicherungen, die ihr in der vorhin erwähnten Note Champagnys (vom 20. October 1809) gegeben wurden, nicht genügend. Sie verlangte einen förmlichen Vertrag, der nicht, wie die Note eines Ministers, verleugnet werden könne und in dem sich Napoleon in bestimmtester Weise verpflichtet hätte, Polen nie und unter keiner Bedingung wieder herzustellen.

Ein solcher Vertrag wurde denn auch wirklich am 5. Januar 1810 zu Petersburg geschlossen und für Frankreich von Caulaincourt unterschrieben. Der erste Artikel bestimmte in bündigster Weise: „Das Königreich Polen wird nie wieder hergestellt werden"; das Herzogthum Warschau

Digitized by Google

nicht weiter vergrößert, der Name Polen officiell nie gebraucht und
tlich sollte auch russischen Unterthanen — womit die polnischen
ite aus Litthauen gemeint waren — der Eintritt in die Dienste
erzogthums, das nicht mehr ein polnisches genannt werden durfte,
igt sein. Innerhalb einer Frist von fünfzig Tagen sollte dieser Ver-
atificirt werden.
Das aber geschah nicht. Unmöglich konnte Napoleon sich in einem
chen Vertrag zu dergleichen verpflichten, so lange er an den Polen
Werkzeuge für seine Zwecke haben wollte. Das Tuilerien-Cabinet
sich sechs Monate lang in tiefes Schweigen und endlich wurde, an-
er erwarteten Bestätigung, ein sehr wesentlich veränderter Vertrags-
urf von Paris aus zur Annahme nach Petersburg gesendet. Da
der französische Kaiser sich nur verpflichten, kein Unternehmen zu
tützen, das die Wiederherstellung Polens zum Zweck habe. Es ist
mindestens zweifelhaft, ob der Vertrag zu Stande gekommen wäre,
Rußland sich durch diese zweideutige Versicherung befriedigt erklärte,
auch eine solche Verpflichtung konnte Napoleon nicht eingehen, ohne
ie Polen zu entfremden. Der Vorschlag mag wohl nur in der Vor-
tzung gemacht worden sein, daß Rußland ihn nicht annehmen werde,
Mittel, die Unterhandlungen, unter dem Schein sie fortzusetzen, ohne
bniß in nichts verlaufen zu lassen. Auch gelang das vollkommen.
neue Entwurf genügte der russischen Regierung um so weniger, da
leicher Zeit verlangt wurde, der Kaiser Alexander solle auch seinerseits
ie Zukunft förmlich darauf verzichten, weitere polnische Landestheile
einem Reich zu vereinigen. So blieb denn die Sache in hoffnungs-
Unterhandlungen liegen und Napoleon war und blieb zu nichts ver-
tet, wie das seine Absicht war.
Weit Ernsteres, das in der That eine friedliche Lösung der herrschenden
nung so gut wie unmöglich machte, geschah am Schluß des Jahres.
leon hatte sich ganz in die Vorstellung eingelebt, daß sein Wille Gesetz
id die Quelle alles Rechts. Schon hatte das, im Lauf des Jahres,
igener Bruder, der König Ludwig von Holland, empfinden müssen.
em hatte Napoleon, als er sechs Jahre früher die alte Republik der
rlande in ein Königreich verwandelte und ihn auf dessen Thron erhob,
ich und amtlich vom Thron herab, mit bewunderswürdiger Offenheit,
enkwürdigen Worte gesprochen: „Vergessen Sie nie, daß die Pflicht
egenüber die erste Ihrer Pflichten ist (que le premier de vos de-
est envers moi); die Pflicht gegen Frankreich die zweite; die Pflicht
Holland die dritte.“ — Aber der König Ludwig hatte doch nicht
verstanden, wie unermeßlich weit, wie unbedingt diese dritte Verpflich-
namentlich gegen die erste zurückstehen sollte. Er wußte und sah,
Holland ohne Seehandel nicht bestehen könne, und glaubte sich ver-
tet, das Dasein des ihm anvertrauten Reichs möglich zu machen.

Digitized by Google

Schon zu Ende des Jahres 1809, als die Engländer, während ihre Truppen die Insel Walcheren besetzt hielten, große Massen englischer Waaren an die holländischen Küsten geschafft und die holländischen Kaufleute sie dort in Empfang genommen und weiter verwerthet hatten, war Napoleons Entschluß gefaßt, das Gebiet des Königreichs Holland als neue Provinz mit dem französischen Reich zu vereinigen. Napoleon war gewöhnt auch die eigenen Brüder und Schwäger lediglich als Werkzeuge seines Willens und seiner Pläne zu verwenden, nach Belieben einzusetzen und abzusetzen — gleichsam als Spielmarken auszugeben. Vergebens wollte Ludwig Bonaparte Schutz und Vermittelung des Kaisers Alexander anrufen, vergebens entsagte er der Krone zu Gunsten seines Sohnes. Das wurde nicht beachtet; Holland wurde eine Provinz Frankreichs.

Ganz unerwartet, ohne daß irgend jemand außerhalb des französischen Cabinets eine Ahnung davon gehabt, ohne daß irgend eine Unterhandlung stattgefunden hätte, ohne daß irgend eine der europäischen Mächte auch nur benachrichtigt worden wäre, wurden dann, kaum sechs Monate später, durch ein kaiserliches Decret vom 13. December 1810 einerseits das Canton Wallis, andererseits nicht weniger als sechshundert Quadratmeilen deutschen Landes, zwischen der holländischen Grenze, dem Nordseestrande und der Elbe mit Frankreich vereinigt und in französische Departements eingetheilt. Das waren zum Theil Lande die Napoleon selbst, nur wenige Jahre früher, dem carnevalesken Königreich Westphalen zugetheilt hatte; es waren ferner die drei Hansestädte, deren gemeinsame Benennung an eine denkwürdige Zeit städtischer Thätigkeit und Größe erinnerte; es waren endlich die Gebiete mehrerer angeblich souverainer Rheinbund-Fürsten: des Herzogs von Ahremberg, des Fürsten von Salm und des Herzogs von Oldenburg. Die Vereinigung Hamburgs und Lübecks war, von allem anderen abgesehen, auch eine förmliche und ausdrückliche Verletzung der zu Tilsit geschlossenen Verträge, in denen Napoleon sich verpflichtet hatte, die Elbe nicht zu überschreiten.

Die Fürsten von Ahremberg und Salm wurden zu ihrer eigenen Ueberraschung zu französischen Unterthanen erklärt und mußten es sich als Gnade anrechnen, daß sie als solche ihre fürstlichen Titel behalten durften. Was den Herzog von Oldenburg anbetrifft, so war er der nächste Verwandte des Kaisers von Rußland, gleich diesem ein Prinz von Holstein-Gotorp, und Frankreich — oder Napoleon — hatte sich im zwölften Artikel des Tilsiter Friedens ausdrücklich verpflichtet, diesen Fürsten und sein Gebiet nicht anzutasten. Mit ihm wurde etwas anders verfahren, ohne daß man deshalb sagen könnte, daß er rücksichtsvoller behandelt worden wäre.

Es wurde ihm von Seiten Napoleons der Form nach die Wahl gelassen, ob er seine bisherigen Besitzungen behalten oder sie abtreten und eine Entschädigung dafür annehmen wolle. Im ersteren Fall müsse er

Digitized by Google

einige Unbequemlichkeiten gefallen lassen, unter Anderem französische
wächter und französische Truppen in sein Land aufnehmen und auf
n Kosten erhalten. Als Entschädigung wurde die Stadt Erfurt mit
n Gebiet und die Grafschaft Blankenhayn geboten. Mit welchem
t Napoleon einem Verbündeten, der alle Bundespflichten getreulich er-
hatte, überhaupt ein solches Dilemma stellte, darüber erklärte die Ur-
e sich nicht weiter; Napoleons Recht verstand sich immer von selbst.
Wink aber, in welchem Sinn der Herzog wählen sollte, war deutlich
g. Doch, der Herzog, mit Recht geliebt und verehrt in seinem klei-
Lande, wollte ihn, scheint es, nicht verstehen, und erklärte, er wolle
r allen Bedingungen in dem Lande bleiben, in dem seine Vorfahren
fast eintausend Jahren gewaltet hätten. Zugleich benachrichtigte er
Kaiser Alexander von dem was vorging und von seiner Wahl.

Darauf erschienen französische Beamte in Oldenburg, kündigten ihm
daß sein Land bereits dem französischen Reich einverleibt sei, versiegel-
alle öffentlichen Kassen und richteten eine französische Verwaltung ein.

Selbst die Vasallen Napoleons, die Rheinbund-Fürsten, waren durch
e mehr als durchgreifende Maßregel des französischen Kaisers erschreckt;
machte ihnen recht anschaulich wie schwach, trotz aller Gaben, die sie
em Talleyrand oder Duroc dargebracht, trotz aller Bataillone, die sie
sgerüstet und nach Spanien gesendet hatten, um dort für Napoleons
teressen zu kämpfen, der Faden war, an dem ihr Dasein hing. Die
ünde, die für diese Maßregel angeführt wurden, wenn es ja Napoleon
Mühe werth achtete ein Paar leicht hingeworfene Worte darüber zu
n, waren von der Art, daß sie so ziemlich auf Alles und Jedes an-
endet werden konnten, was ihm belieben mochte zu verfügen. „Die
stände haben es nothwendig gemacht"; — oder: „es war durch die
emeinen politischen Verhältnisse geboten"; — „la grande politique
ige"; Napoleon mußte unmittelbarer Herr der Seeküste sein —: das
en die Redensarten, die als Rechtfertigung der getroffenen Anordnungen
igen mußten.

Daß Napoleon geglaubt haben sollte, der Kaiser Alexander werde
Verletzung der Verträge, die seine nächsten Blutsverwandten betraf,
n solchen Schimpf, wie wir wohl sagen müssen, einen solchen Beweis
Nichtachtung, nicht tief und ernst empfinden, ist wohl nicht anzu-
nen. Wir müssen, scheint es, in seinem Verfahren einen Beweis
n, daß er den Bruch mit Rußland bereits unvermeidlich und nahe
ibte, und es nicht mehr der Mühe werth achtete, Rücksichten zu nehmen.

Zufällig war diese neue Erweiterung des französischen Gebiets fast
hzeitig mit der Einführung des neuen russischen Zoll-Tarifs verfügt
den. Während Napoleon im Tuilerien-Palast dieses Tarifs wegen
nte, der seine Handels-Politik durchkreuzte, und sich mit Plänen be-
ftigte, Preußen, noch ehe es zum Kampf mit Rußland kam, ohne

Kriegserklärung plötzlich zu überfallen und ganz zu erdrücken, ... Kaiser Alexander in seiner nordischen Hauptstadt nicht minder ... über die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, die er als eine ... liche Beleidigung empfinden mußte und empfand.

Kaum hatte er durch den Brief des Herzogs von Oldenburg ... ren, was dort im Werk war, als auch schon die Nachricht von der ... ten Vereinigung des Landes mit Frankreich eintraf. Der Kaiser Alexander ... sprach darauf, als setze er voraus, daß hier ein Mißverständniß der fran... zösischen Behörden walten müsse, und ließ in Paris durch seinen Gesandten, den Fürsten Kurakin, an den zwölften Artikel des Tilsiter Friedens ... innern, so wie daran, daß das Oldenburger Land, im Fall eines ... löschens der dort herrschenden Linie seines Hauses, an das russische ... (streng genommen nur an das Kaiserhaus) zurückfallen müsse ... etwa wider Erwarten der Herzog seines Gebiets beraubt werden ... würde er, der Kaiser, sich genöthigt sehen, durch einen förmlichen ... die Rechte seines Oheims und die eigenen zu wahren.

Die Antwort, die er auf diese Mahnung erhielt, klang wie ... tiger Hohn. Als der französische Kaiser dem Herzog von Oldenburg die Wahl ließ, habe er nicht voraussetzen können, daß der Herzog sich ... entscheiden würde in seinem Lande zu bleiben, wo er französischer Unterthan werden mußte; der Kaiser Napoleon habe eine reichliche Entschädigung geboten; das Gebiet von Erfurt sei allerdings kleiner als Oldenburg, aber reicher; in Erfurt gebe es allerdings kein Schloß, aber ... soweit er sich entsinnen könne, ein großes, anständig bewohnbares ..., in dem man sich wenigstens vorläufig einrichten könne. Daß Napoleon in solcher Weise alles Mögliche gethan habe, den Herzog von Oldenburg zufrieden zu stellen, daß er ihn nicht, wie die Fürsten von Ahremberg und Salm, deren Gebiete auch mit Frankreich vereinigt worden seien, einfach zum französischen Unterthanen gemacht habe, das sei lediglich aus ganz besonderer Rücksicht für den Kaiser von Rußland geschehen.

Die Vereinigung der betreffenden Gebiete selbst durfte demnach gar nicht Gegenstand einer Erörterung sein; sie verstand sich von selbst und war dadurch hinreichend gerechtfertigt, daß Napoleon sie verfügte und daß sie, wie sein Manifest erklärte, durch die Umstände geboten war. (La réunion .... est commandée par les circonstances.) Der Herzog mußte französischer Unterthan werden, wenn er in seinem Lande bleiben wollte! — Das waren die „Unbequemlichkeiten", die man ihm angedeutet hatte.

Da der Fürst Kurakin sich dabei nicht beruhigen, vom Recht, ... den bestehenden Verträgen sprechen wollte, und erwähnte, daß die oldenburgischen Lande schon seit fast einem Jahrtausend dem in Rußland herrschenden Hause gehörten, erhielt er zur Antwort: vor tausend Jahren habe Karl der Große über Hamburg und alles Gebiet umher geherrscht (wobei denn selbstverständlich Karl der Große für einen Franzosen gelten

, und Napoleon stillschweigend als dessen Nachfolger und der Her-
seines Reichs hingestellt wurde). — Man müsse sich der Gewalt
lmstände fügen; die kleineren Staaten könnten ihr selbständiges Da-
iicht behalten, wenn es den Interessen der großen Staaten nicht
:eche.

Der Kaiser Alexander äußerte gegen den französischen Botschafter in
sburg: „das ist eine Ohrfeige, die man einer befreundeten Macht vor
lugen Europas giebt!“ und ließ der französischen Regierung durch
kin einen förmlichen Protest überreichen, in dem er die Rechte seines
es wahrte.

Napoleon verlangte nun, der Protest solle eben so officiell wieder
kgenommen werden. Sein Minister Champagny mußte dem russischen
ndten erklären, sein Gebieter, der französische Kaiser, finde, daß dieses
er nicht zu den Gefühlen persönlicher Freundschaft passe, die er für
Kaiser Alexander hege, und überhaupt zu gar nichts dienen könne
die Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Bruch zwischen Rußland
Frankreich zu nähren. — Da Kurakin sich natürlich weigerte den
test zurückzufordern, erschien Champagny eines Tages bei ihm, legte
Papier versiegelt auf den Tisch vor ihm nieder und verschwand wie-
— Die russische Regierung machte darauf den Protest und in einer
nderen Note auch die Gründe und Verträge, auf die er sich stützte,
n Höfen bekannt, an denen sie Gesandte hatte; die Furcht aber, die
poleon einflößte, war so allgemein und so groß, daß die Vertreter Ruß-
ds überall auf Schwierigkeiten stießen und Mühe hatten sich ihres Auf-
ges zu entledigen. Alle Höfe des europäischen Festlandes hätten es gern
elehnt, diese unerwünschten Papiere und Eröffnungen in Empfang zu
men, und thaten es nur nach mancherlei Versuchen dieser Nothwen-
eit zu entgehen. Keine einzige hielt es gerathen, sich antwortend über
Inhalt und über das Ereigniß zu äußern, das den Protest hervor-
ifen hatte.

Zugleich begann der Kaiser Alexander sich zu dem Kampf zu rüsten,
er für unvermeidlich halten mußte, so sehr er ihn scheute, so sehr
der gewaltige Gegner imponirte, so wenig er, wie aus den Berichten
preußischen Gesandten, Oberst-Lieutenant Schöler, erhellt, der Ent-
idung ohne Schwanken und Zagen entgegenzusehen vermochte.

Auf dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatz, in Litthauen, wurde eine
e Festung, Bobruysk, erbaut; an der Düna wurde bei Dünaburg,
Dniepr bei Kiow an Befestigungen gearbeitet. Das Heer wurde nach
öglichkeit vermehrt und allmählich an die westliche Grenze des Reichs
h Litthauen gezogen. Der Krieg mit der ottomanischen Pforte sank
seiner Bedeutung zur Nebensache herab; an einen kühnen Zug nach
nstantinopel und die weltgeschichtlichen Folgen, die er etwa haben konnte,
r nicht mehr zu denken; der Kaiser Alexander sah sich jetzt im Gegen-

Digitized by Google

theil nicht ohne Mißbehagen in diesen ungelegenen Krieg verwickelt, w jedenfalls einen Theil der für den Entscheidungskampf mit Frankreich kaum hinreichenden russischen Streitkräfte in Anspruch nahm, und au dem eine Verständigung Rußlands mit England und Oesterreich gar se erschwerte. Alexander suchte nun den Frieden mit der Türkei; verläng wurde ein Theil der bisher an der unteren Donau verwendeten Arme nach Wolynien an die Grenze gezogen, mit dem Rest sollte der bedächtige General Kutusow den Krieg in den Donaufürstenthümern einstweilen ve theidigungsweise führen.

Der Kaiser von Rußland bedurfte des Friedens an dieser Se verlangte mit einer gewissen Ungeduld danach, und wollte ihn dennoch nu unter der Bedingung schließen, daß die Moldau und Walachei ihm ab getreten, oder, wie wir vielleicht sagen müßten, zur Verfügung gestellt wür den. Es scheint widersinnig, solche Bedingungen zu stellen, wenn man eines baldigen Friedens dringend bedarf, und den Krieg einstweilen mit verminderten Kräften führt, die nicht die unbedingte Sicherheit gewähren, daß man sich im Besitz des verlangten Gebiets werde behaupten können, und ohne ein weiteres Pfand in Händen zu haben, dessen Rückgabe man dem Gegner als Preis des Friedens versprechen könnte. Doch findet diese Seltsamkeit im Ganzen der Pläne Alexanders ihre Erklärung und gehört sogar sehr wesentlich in dieses Ganze.

Der Kaiser Alexander wußte nämlich wohl zu ermessen, daß er es mit einer gewaltigen Uebermacht zu thun haben werde, gegen die Ruß lands eigene Mittel kaum ausreichend schienen. Er suchte eine Verstärkung durch auswärtigen Beistand, erwog, wo er zu finden sein möchte, und mußte sich gestehen, daß die allgemeine Lage nicht günstig sei. Mit Eng land war er noch im Kriege, auch konnte das Inselreich ihn selbst im besten Fall nur mit Geld unterstützen; auf Oesterreich durfte er nicht rechnen; das habsburgische Kaiserhaus hatte eine seiner Töchter dem Kai ser der Franzosen vermählt, und das Wiener Cabinet beobachtete die Er oberungsversuche Rußlands an der unteren Donau mit entschiedenem Mißfallen; die Schweden hatten eben erst einen mit der Familie Buonaparte verschwägerten französischen Marschall, Bernadotte, als Thronfolger in das Land berufen, und man mußte fürchten, daß es in einem Bunde mit Frankreich die Mittel suchen werde Finnland wieder zu gewinnen. Auf Preußen hätte man allerdings rechnen können, und der Kaiser Alexander rechnete auch darauf, daß Preußen sich ihm früher oder später in diesem Kampf anschließen werde, aber das schien ungenügend als Hauptstütze in solchem Kriege, und hätte, wie man meinte, gezwungen, die eigene kriegerische Thätigkeit unter mißlichen Bedingungen zu beginnen.

Der Kaiser Alexander fühlte das Bedürfniß sich dem mächtigen Gegner gleichsam als Vertreter einer großartigen Idee gegenüber zu stellen; einer Idee, die ihm enthusiastische Sympathieen zuführen, und die Erhebung

zu heroischen Thaten begeisterten Volkes hervorrufen konnte. Für europäische Gleichgewicht, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit aller iten, und die freie Entwickelung aller Völker in die Schranken zu n, wie ein halbes Jahrzehnt früher, genügte nicht; die Idee war nicht rtig genug; sie schien auf unsicherem Grunde zu ruhen. Auch wußte nder aus Erfahrung, daß er seine Russen für dergleichen nicht bestern konnte. Unter denen war, wie auch Schöler berichtete, durchaus Insicht herrschend, daß man sich nicht in thörichter Großmuth für re aufopfern müsse, daß jeder Krieg in der Fremde der Ruin der chen Finanzen und eine unnütze Vergeudung russischen Blutes sei. trat denn ein anderer Lieblingsgedanke der Jugendjahre Alexanders die großartige Idee hervor, als deren Vertreter er sich zum Kampf n wollte, die Sieg und Heil bringen sollte: als Wiederhersteller Polens, zwar Polens in seinem alten Umfang und seinem alten angeblichen nz wollte er gegen Napoleon in die Schranken treten; die Polen hoffte m die Fahne Rußlands zu schaaren, und gegen Frankreich und seinen er zu führen. An eine bedeutende und energische Machtentfaltung ißens scheint er nicht recht geglaubt zu haben, und ebensowenig an energische Erhebung anderer deutscher Stämme: von den Polen dan erwartete er Wunder, wenn es gelang sie zu gewinnen, und das en möglich. Napoleons Haltung den Polen gegenüber war und blieb s eine in derselben Weise zweideutige; sie waren ihm, wie er selber e, stets nur Mittel, nicht Zweck; er forderte sie stets nur zu neuen ern auf, und ließ sie in schwankend unbestimmter Weise an irgend n möglichen Lohn glauben, der ihrer warten könnte, aber ohne sich je h ein bestimmtes Versprechen zu binden. Sie sollten nur vor allen zen Opfer bringen, immer neue Opfer, das Uebrige werde sich zu r Zeit finden; er werde ihrer je nach dem Maß der gemachten Angungen gedenken. So ungefähr lauteten seine Verheißungen. Alexander e die Polen zu gewinnen, indem er den Gegner in seinen Versprechungen bot, die Herstellung Polens in bestimmtester Weise auf seine Fahnen eb, und die Erfüllung alles dessen, was polnische Patrioten wünschen ten, erreichbar in die unmittelbarste Nähe rückte. Die jetzt russischen vinzen, die ehemals das Großfürstenthum Litthauen gebildet hatten, en zurückgegeben und mit dem Herzogthum Warschau vereinigt werden; österreichische Galizien hoffte Alexander friedlich gegen die Moldau Walachei eintauschen zu können, und eben deshalb, eben um sie dem se Habsburg (wenn auch die Moldau nur bis an den Sereth) übern zu können, verlangte er mit einer unter den obwaltenden Umständen befremdenden Bestimmtheit und Ausdauer die Donaufürstenthümer der ottomanischen Pforte. Wie es mit Westpreußen gehalten werden e, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls war auf diese Weise das alte Polen Wesentlichen hergestellt, und wenn Alexander König dieses neu ver-

Digitized by Google

einigten Königreichs geworden war, konnte das Ganze den Russen für eine Eroberung Polens gelten; etwas wofür sie Sinn hatten. Das sollte sie über die Abtretung der unter der großen Katherina gewonnenen Provinzen beruhigen.

Alexander hoffte die Polen um so leichter zu gewinnen, da er mitten unter ihnen, im feindlichen Lager, an dem Fürsten Adam Georg Czartoryski einen treuen Freund und Verbündeten zu haben glaubte. Er rechnete sogar, so seltsam das scheinen mag, auf die Jesuiten und den Einfluß den sie von Litthauen aus auf Polen üben konnten. Napoleon hatte durch die brutale Mißhandlung des Papstes, die er sich zu schulden kommen ließ, nicht nur die ultramontanen Katholiken gegen sich empört —: er hatte dem Papst und dem Papstthum auch die Sympathieen mancher Kreise zugewendet, in denen man seit Jahrhunderten gewöhnt war gleichgültig oder in feindseliger Stimmung auf den römischen Stuhl zu sehen. Vielleicht ließ sich auch der Katholicismus, den die Polen für Religion hielten, gegen Napoleon aufrufen. Dazu konnten die Jesuiten zu brauchen sein; sie waren in Rußland nicht nur beschützt, sondern gar sehr begünstigt, in dem napoleonischen Polen dagegen nicht geduldet, und hatten doch vielfache Verbindungen dort, da sie gar viele Polen in ihren Reihen zählten. Sie mußten in Alexander ihren liberalen, großmüthigen Beschützer verehren, in Napoleon ihren unversöhnlichen Gegner sehen.

In dem Ganzen dieser Hoffnungen und Pläne, in denen der Kaiser Alexander sein Heil suchte, sind leicht die Combinationen eines Geistes zu erkennen, in dem die Phantasie vorwaltet, nicht die besonnen sichtende Kritik.

Alexander glaubte in solcher Weise auf den Fürsten Czartoryski rechnen zu können, während dieser, der den nahen Bruch vorher sah und mit Sicherheit einen neuen Sieg Napoleons erwartete, darauf bedacht war, sich ganz und vollständig von Rußland loszulösen, allem Anschein nach, um der neuen Ordnung der Dinge gegenüber, die im slawischen Osten bevorstand, ganz freie Hand zu haben, durch kein Verhältniß, keine Rücksicht gebunden oder auch nur beschränkt zu sein. Unannehmlichkeiten, die sich einer Schule wegen ergaben, boten dem Fürsten die erwünschte Veranlassung, um seinen Abschied einzukommen.

Ein polnischer Edelmann aus Wolynien, Namens Czacki, einer der Patrioten von 1791, hatte, eben im Lande der Ruthenen in Wolynien, nahe der österreichischen Grenze, das Lyceum zu Krzemieniec gegründet, ohne gerade Opfer dafür zu bringen; der Kaiser Alexander war, im Jahr 18[illegible] bewogen worden, bedeutende Landgüter, eine reiche Starostei zu diesem Behuf zu schenken, und die neue Anstalt auch sonst, namentlich mit mancherlei Sammlungen reichlich auszustatten. Der gut besoldete Director des Lyceums wurde, auf Czartoryskis Empfehlung, Czacki selbst — und er war, wie Czartoryski selbst als Curator des litthauischen Lehrbezirks, bemüht

diesem Lyceum, gleichwie aus der Universität Wilna, eine Brutstätte polnischen, Rußland feindlichen Geistes zu machen; ein Werkzeug, der Polonisirung dieses kleinrussischen, oder wenn man es lieber so en will, dieses ruthenischen Landes dienen sollte. Dem Kaiser Alexander über wurde das zur Zeit natürlich verschleiert oder geleugnet; dem ahl Czartoryski auch den Director Czacki als einen Mann „qui n'a re pensée que le bien de ses semblabes.“ Später jedoch hat er Fürst Adam Georg der unredlichen Weise, in der er auch hier Vertrauen des Kaisers benützte, um ihn zu täuschen, offen gerühmt, selbst der Herausgeber der Briefe Czartoryskis, Ch. de Mazade, be- rühmend, daß dieses Lyceum „un foyer de lumières et de pa- isme“ gewesen sei.

Nun war Czacki dem Kaiser denuncirt worden, wegen mancherlei Un- der auf dem Lyceum vorgehe, und zwar, wie die Polen eben immer- in ganz unberechenbaren Hader unter einander verwickelt sind, von jen wolynischen Edelleuten, die, wahrscheinlich mit sehr zweifelhaftem t, im Namen des gesammten wolynischen Adels sprachen. Es wurde Commission ernannt, beauftragt den Zustand des Lyceums zu unter- en. Czartoryski zeigte sich in seinen Briefen an den Kaiser dadurch idigt und bat um seinen Abschied. Damit aber die Universität Wilna der litthauische Lehrbezirk in guten Händen blieben, empfahl er eben Director Grafen Czacki zu seinem Nachfolger im Amt eines Curators es Lehrbezirks.

Einige Wendungen in diesem Brief (vom 15/27. November 1810) unvorsichtig scheinen könnten, waren vielleicht gewählt, um den Kaiser die neue veränderte politische Rolle vorzubereiten, die Czartoryski in m durch Napoleons Siege hergestellten Polen möglicher Weise spielen nte, und dabei den Schein einer gewissen Ritterlichkeit zu wahren. So nert er den Kaiser daran, daß er überhaupt nur ungern in russische nste getreten sei, nur aus persönlicher Freundschaft für den Kaiser und dessen Wunsch; daß er nur ihm, dem Kaiser, persönlich habe dienen len — als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands — t Rußland, wie der Gedanke danach ergänzt. (Je n'y suis entré — den russischen Dienst nämlich — que par suite de mon dévouement sonnel à Votre Majesté. — C'est Elle seule que j'ai prétendu vir.) Die persönlichen Gefühle, die er dem Kaiser weiht, werden sich nals ändern, aber die Schwierigkeiten der politischen Lage (l'aspect des constances politiques dont j'ai de tout temps redouté les diffi- tés) bestimmen ihn, seinen Abschied zu nehmen, um in eine Art des seins zurückzukehren, aus der er nie gewünscht hätte ganz herauszutreten : das heißt, um ganz dem napoleonischen Polen anzugehören.

Und gerade in der Antwort auf diesen Brief deutet der Kaiser Alexan- (unter dem 25. Dec. a. St. 1810) seine Pläne an, indem er den

Digitized

Fürsten Adam Georg auffordert, sie zu fördern, als ob dessen Bereitwilligkeit gar nicht zweifelhaft sein könnte. Jetzt sei der Augenblick gekommen zu zeigen, daß Rußland nicht Polens Feind sei, sondern dessen wahrer und allein zuverlässiger Freund; es sei vielleicht der Augenblick, Polen wieder herzustellen. Czartoryski soll dem Kaiser vorläufig einige Fragen beantworten; wie der im Herzogthum herrschende Geist sei? — Ob die Bewohner wohl die Gewißheit — „non pas *probabilité* mais certitude" — ihrer Regeneration mit Eifer (avec avidité) ergreifen würden, wenn sie ihnen geboten würde? — Ob sie diese Gewißheit ergreifen würden, gleichviel von wem sie dargeboten wäre? — „es versteht sich, daß die Proclamirung ihrer Wiederherstellung ihrer Vereinigung (mit der russischen Macht) vorhergehen, und die Redlichkeit der Absichten darthun würde, die man in Beziehung auf sie hat. — Oder ist Grund anzunehmen, daß sie in Parteien getheilt sind? — daß man in Folge dessen nicht auf ein einhelliges Ergreifen der Gelegenheit rechnen darf? — Welche sind dann diese Parteien? — Finden sie sich auch im Heer des Herzogthums? — Und welche Persönlichkeit hat in diesem Heer den größten Einfluß?"

Der Kaiser erwartet, daß Czartoryski ihn in der Ausführung seiner Pläne unterstützen werde; es handle sich um eine Sache, der Polen ihre Herstellung und Europa seine Befreiung verdanken werde; herrscht unter den Warschauern Einhelligkeit in Beziehung auf die Herstellung Polens, von welcher Seite sie auch kommen möge, „dann ist mit Gottes Hülfe der Erfolg nicht zweifelhaft!"

Czartoryski, der auf seinem Landsitz zu Pulawy an der Weichsel hauste, soll nach Warschau gehen, den Inhalt dieses Briefs zwar geheim halten, aber mit Leuten von Bedeutung sprechen, — doch nur mit solchen, die man zur Sache braucht, und von denen man außerdem weiß, daß ihre Vaterlandsliebe ihnen selbst höher steht, als jede Verpflichtung gegen die Fremde.

Alexander wollte vor Allem die Herstellung Polens verkünden; schlössen sich ihm darauf hin die Polen an, dann wollte er den Krieg angriffsweise führen, sich an die Oder, an die Elbe vorwagen, und der Erfolg scheint ihm nicht zweifelhaft, weil er sich im Geist an der Spitze einer großen Uebermacht sieht. Er rechnet nämlich 100,000 Russen, 50,000 Polen, ebenso viele Preußen und 30,000 Dänen zu einem Heer von 230,000 Mann zusammen, und glaubt sich dagegen berechtigt anzunehmen, daß Napoleon, durch den Krieg in Spanien in Anspruch genommen, nur 60,000 Man französischer Truppen in Deutschland habe. Er fügt jedoch hinzu, es seien eigentlich nur 46,000 Franzosen in Deutschland, er rechne aber mit, was allenfalls noch von Truppen aus Holland und aus dem Inneren Frankreichs herangezogen werden könne. Dazu kämen dann 30,000 Baiern, 30,000 Sachsen, 20,000 Württemberger, 15,000 Westphalen und andere Deutsche, was eine Gesammtzahl von nur 155,000 Mann

e. Eigentlich aber sei mehr als wahrscheinlich, daß auch die übrigen
ſchen dem Beiſpiel der Polen folgen würden, und dann habe Napoleon,
en dem Rhein und der Oder nichts als ſeine 60,000 Franzoſen.
ige es Oeſterreich durch gebotene Vortheile zu gewinnen, dann habe
noch 200,000 Mann mehr gegen ihn zu verwenden.

Von dem Entſchluß der Polen alſo ſchien Alles, ſchien das Schickſal
pas abzuhängen.

Adam Georg Czartoryski hatte diesmal kein Intereſſe den Kaiſer
das Weſentliche zu täuſchen. Im Gegentheil, die Wahrheit zu ſagen,
ſogar das einzige Mittel, ſich den in dem Augenblick gerade ſehr
legenen Aufträgen deſſelben zu entziehen. Er ſagt ihm denn auch
Jan. 1811) die Wahrheit, wenn auch mit großer Feinheit in eine
idlichkeit der perſönlich ſchmeichelhafteſten Dinge eingehüllt, in der
endſten Weiſe, und indem er immerdar ſpricht, als ob er für ſeine
on mit allen ſeinen Sympathieen auf Seiten des Kaiſers Alexander
, und bereit ſei thätigen Antheil an der Ausführung ſeiner Pläne
iehmen.

In Polen herrſche vollkommene Einhelligkeit, berichtet der Fürſt;
Herſtellung des Reichs in ſeinen alten Grenzen ſei das Ziel alles
ebens Aller, und ſie ſeien auch bereit die Herſtellung ihres Vaterlandes
zunehmen, von welcher Hand ſie ihnen auch geboten werde, aber es
rde ſehr ſchwer ſein ſie davon zu überzeugen, daß Rußland wirklich die
ende, wieder herſtellende Macht ſein wolle. Czartoryski läßt das ſogar
nahezu unmöglich erſcheinen. So viele Urſachen die Polen auch hätten
r Napoleon zu klagen und an ſeinem guten Willen zu zweifeln, hätten
doch nun einmal alle ihre Hoffnungen auf ihn geſetzt und wären wohl darin
t wankend zu machen; im polniſchen Heer komme noch die auf ſo vielen
hlachtfeldern mit dem franzöſiſchen geſchloſſene Waffenbrüderſchaft hinzu,
Allgemeinen das Gefühl der Dankbarkeit, denn die Polen ſagten ſich,
ſie die theilweiſe Herſtellung ihres nationalen Daſeins, deren ſie ſich
Zeit erfreuten, eben dem franzöſiſchen Kaiſer verdankten. Auch der
ſtand, daß faſt alle vornehmen Polen ihre Kinder in Paris erziehen
ſen, trage dazu bei, die Anhänglichkeit an Frankreich zu ſteigern. Auch
20,000 in Spanien verwendeten polniſchen Soldaten wird gedacht.
e ſeien in Napoleons Händen, und man werde ſie nicht preis geben
llen.

Indeſſen Czartoryski will nach Warſchau gehen, ſehen, was ſich machen
t und dann weiter berichten. Jedenfalls müſſe man den Polen die
ſinnige Verfaſſung von 1791 verſprechen, ihr ganzes ehemaliges Vater-
d in ſeinem ungeſchmälerten Umfang und geſicherte Wege für die
ndels-Verbindungen mit der Fremde. Das hieß Danzig noch beſtimmter
rlangen, als ſchon durch die Forderung der alten Grenzen geſchah. —
m Schluß kömmt der Fürſt darauf zurück, ſeinen Abſchied aus dem

Digitized by Google

russischen Staatsdienst zu fordern. Er stellt dem Kaiser vor, daß er in der gegenwärtigen Lage der Dinge seine Pläne als unabhängiger polnischer Magnat besser fördern könne, als in seiner gegenwärtigen Stellung.

Es half nicht weiter, daß der Kaiser Alexander in einem neuen Schreiben (vom 31. Jan./12. Febr. 1811) noch näher auf seine Pläne einging und dem hergestellten Polenreich alle zur Zeit mit Rußland vereinigten Bruchtheile seines ehemaligen Gebiets — jedoch mit Ausnahme Weiß-Rußlands — verhieß, sowie eine durchaus nationale Armee und Verwaltung, und zumal — da er sich der Verfassung vom 3. Mai 1791 nicht bestimmt erinnere und sich also über diese auch nicht bestimmt aussprechen könne — jedenfalls eine liberale Verfassung, die geeignet sei die Polen zu befriedigen. (une consitution libérale telle à contenter les désirs des habitans.)

Die unerläßlichen Bedingungen aber — les conditions sine qua non — die der Kaiser seinerseits stellt, sind, daß die Krone Polens für alle Zeiten mit der Krone Rußlands verbunden bleibt, und zweitens eine förmliche Versicherung (une assurance formelle et positive), daß alle Einwohner des Herzogthums einig seien in dem Willen, das verheißene Ergebniß herbeizuführen. Der Kaiser denkt sich dabei offenbar ein förmliches Actenstück, denn er verlangt, es soll von den bedeutendsten Männern (les individus les plus marquants) des Herzogthums Warschau unterschrieben werden. Es gehörte viel Phantasie und Leichtblütigkeit dazu, so etwas für möglich zu halten, nach Allem was ihm Czartoryski bereits geschrieben hatte!

Da der Fürst Czartoryski in Beziehung auf den militairischen Erfolg Zweifel geäußert hatte, sucht ihn der Kaiser zu beruhigen, indem er ihm die Streitkräfte vorrechnet, über die Rußland verfüge. Das Heer, das mit den Polen vereint kämpfen solle, sei 106,500 Mann stark, und werde von einer zweiten, 134,000 Mann starken Armee unterstützt, und eine dritte, die 45,000 Mann zähle, sei bereits aus Reserve-Bataillonen und Schwadronen der Feldtruppen gebildet; dazu kämen 80,000 Rekruten, die seit mehreren Monaten in den Depots geübt würden. Auch könne die gegen die Türken an der Donau verwendete Armee nöthigen Falls noch ein Paar Divisionen abgeben. Die Truppen in Finnland, in Georgien, in der Krimm, seien dabei gar nicht gerechnet. Der Kaiser ergeht sich in Zahlen, die selbst ein Jahr später, nach neuen Rekruten-Aushebungen und fortgesetzten Rüstungen, bei weitem nicht erreicht wurden.

Die Schwierigkeiten der Ausführung seien ihm nicht entgangen, meint der Kaiser; für die in Spanien verwendeten polnischen Truppen sei nichts zu fürchten; die könnten doch eben nur der Kriegsgefangenschaft, nicht einem schlimmeren Schicksal verfallen. In dem Verhältniß zu Oesterreich aber liege allerdings, Galiziens wegen, eine Schwierigkeit; der Kaiser hofft sie friedlich zu lösen und Galizien gegen die Donaufürstenthümer einzu-

n, doch aber darf die Wiedervereinigung Galiziens mit Polen nicht roclamirt werden, als bis das Abkommen mit Oesterreich getroffen ine andere Schwierigkeit liegt in der Entschädigung des Königs achsen, die nöthig werden könnte —: doch ist man zu einer solchen rpflichtet, wenn dieser König sich in dem bevorstehenden Kampf auf ite Rußlands stellt.

n Beziehung auf die Führung des Krieges sagt der Kaiser: es steht Zweifel, daß Napoleon Rußland zu einem Bruch zu reizen sucht, in ffnung, ich werde den Fehler begehen, als der angreifende Theil vorzu- n. Das wäre ein Fehler in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und entschlossen ihn nicht zu begehen. — Aber Alles ändert sich, wenn len sich mit mir vereinigen wollen. (Mais tout change de face si olonais veulent se réunir à moi.) Dann kann er, verstärkt durch gtausend Polen und eben so viele Preußen, und durch die „moralische ution", die das Beispiel der Polen ohne Zweifel in ganz Europa rrufen wird, ohne Schwertschlag bis an die Oder vorgehen.

Den Schluß macht ein Effectbild, in dem der Kaiser die Schicksale ns ausmalt, je nachdem es sich Frankreich und Rußland anschließt. ersteren Falle bleibt es auf die Grenzen des Herzogthums Warschau ränkt, und als Kriegsschauplatz allem Ungemach ausgesetzt. Es wird Wüste, wohin sich der Sieg auch neigen mag. Im Bunde mit Ruß- dagegen winkt ihm die herrlichste Zukunft.

Die ewige Vereinigung der Krone Polens mit der russischen, war l wenig geeignet den Fürsten Adam Georg Czartoryski zu gewinnen, auch gewiß nicht entging, daß der Kaiser Westpreußens, Danzigs, s etwanigen Abkommens mit der preußischen Regierung, nicht mit einer e gedachte. Seine Antwort ist leider nicht bekannt geworden. Doch aus dem weiteren Verlauf der Dinge sehr bestimmt hervor, daß sie Kaiser jede Aussicht auf eine Erhebung der Polen zu seinen Gunsten ihm.

Von dem Augenblick an war Alexander entschlossen den Krieg ver- igungsweise innerhalb der eigenen Landesgrenzen zu führen, wie sein aliger strategischer Mentor, General Phull, und der Oberst Wolzogen hen, und die Anerbietungen Preußens, das sich zu einem Waffenbund Rußland geneigt zeigte, wurden in Petersburg sehr kühl aufgenommen.

Preußen befand sich in einer ungemein schwierigen und peinlichen e; es konnte in dem Kampf zwischen Rußland und Frankreich nicht tral bleiben, da sein Gebiet auf dem einzigen Wege lag, auf dem die den Gegner sich erreichen konnten, und weil ihm, nach den Unglücks- len von 1806, die Macht fehlte, seine Unabhängigkeit und sein Gebiet gen Beide zu wahren. Die Lage wurde dadurch noch schwieriger, daß

Digitized by Google

eine nach Wien gerichtete Aufforderung eine gemeinsame Politik zu verreden und zu befolgen, von Seiten des österreichischen Cabinets, mit dem Bedeuten abgewiesen wurde, man sei nicht in der Lage, Preußen im Fall eines Angriffs von Seiten Napoleons zu unterstützen, und müsse ihm selbst überlassen, sein System nach seiner Lage zu wählen. Es blieb nichts übrig als sich Frankreich oder Rußland anzuschließen — wenn nicht etwa gelang den Ausbruch des Krieges noch um einige Zeit zu verschieben.

Für den Anschluß an Frankreich war, unter der Führung des Feldmarschalls Kalkreuth und des Fürsten Hatzfeld, ein Theil der conservativen Partei, der Steins liberale Reformen verhaßt waren; die Abhängigkeit von Frankreich der vollständigen Durchführung dieser Reformen vorzog. Die Patrioten, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen an ihrer Spitze, suchten den Anschluß an Rußland schon als ehrenvoller herbeizuführen, und weil Napoleon doch dem Gedanken, Preußen früher oder später gänzlich zu vernichten, nie entsagen werde. Der leitende Minister, Staatskanzler Hardenberg, suchte zunächst die Wege nach beiden Seiten hin offen zu halten, und meinte der Anschluß an Rußland wäre allerdings weit vorzuziehen, wenn man sich nämlich auf Rußland und seinen Kaiser wirklich verlassen könnte! — Das aber hatte, wie nicht zu leugnen ist, nach den Erfahrungen von 1805 und 1807 in der That sein großes Bedenken.

Welche Bürgschaft gab es dafür, daß die russischen Bataillone diesmal vollzähliger sein, daß die Wirklichkeit den Angaben besser entsprechen werde als früher? — und vor Allem: welche Bürgschaft gab es für die Charakterfestigkeit des Kaisers Alexander? — Was bürgte dafür, daß er nicht wieder die Fassung verlor wie nach der Schlacht bei Austerlitz, oder vollends, wie zu Tilsit, trotz aller geschlossenen Verträge urplötzlich von dem einen System zu dem gerade entgegengesetzten überging, sich durch einen übereilten Frieden aus der Sache zog und seinen Verbündeten preis gab? — Hardenberg verwies darauf, daß es großentheils eben der Kaiser Alexander sei, der Preußen in seine unglückliche Lage gebracht habe. Wenn er zu Tilsit nur etwas mehr Festigkeit gezeigt hätte, brauchten wenigstens die preußischen Festungen nicht in französischen Händen zu bleiben. Und wenn er dann zu Erfurt nur mit einiger Festigkeit gefordert hätte, daß die Bedingungen des Tilsiter Friedens gewissenhaft erfüllt würden, wären diese Festungen von den französischen Besatzungen geräumt worden. Zu dem Anschluß an Frankreich, meinte auch Hardenberg, könne freilich nur die eiserne Nothwendigkeit bestimmen.

Ein solcher Entschluß war um so peinlicher, da Napoleon unmittelbar vorher das Mögliche gethan hatte, um durch vielerlei Bedrängnisse und Drohungen Preußen dahin zu bringen, daß es ihm Schlesien abtrat, für den Rest der nach französischer Rechnung noch schuldigen Kriegscontribution. Am besten war es, wenn es gelang den Krieg zu verschieben.

Digitized by Google

eußen, wieder mehr erstarkt und Herr im eigenen Lande, selbständiger
en konnte. Der König Friedrich Wilhelm III. schrieb (7. April 1811)
lich dem Kaiser Alexander, und schilderte ihm seine gefährdete Lage;
ieg zwischen Rußland und Frankreich sei immer ein Unheil für Preußen;
Richtung er dann werde einschlagen müssen, behalte er sich vor im
uen mitzutheilen. — „Sehr glücklich werde ich sein, wenn meine
ichtungen mit meinen Neigungen und der unverbrüchlichen Anhänglich-
n Ihre Person vereinigt werden können.“ Wenn man aber eine
wie Frankreich, einen furchtbaren Gegner wie Napoleon mit Aus-
uf Erfolg bekämpfen wolle, müsse man jedenfalls nur einen Krieg,
en mit ihm, zu führen haben. Der Friede mit der Türkei sei un-
ich. Auch sei es gerathen sich durch Bündnisse zu verstärken; Ruß-
müßte selbst Opfer nicht scheuen, um zu einer Verständigung mit
reich zu gelangen. Auch die Herstellung Polens, „welche Eure Ma-
schon im Auge haben“, könne von großen Folgen sein, besonders
man den Polen gestatte ihren König zu wählen.

Am 12. April fügte der König hinzu: so eben verlange Napoleon
neue Militair-Straße durch das preußische Gebiet von Hamburg nach
tin; sie könne nicht verweigert werden. Man müsse fürchten, daß
oleon noch vor dem Ausbruch des Krieges mit Rußland seine Maß-
ln nehmen werde, die Streitkräfte Preußens zu „paralisiren“ und
des Landes und aller seiner Hülfsmittel zu bemächtigen. Das sei
für Rußland von Wichtigkeit. — „Kann ich mit Sicherheit auf Ihre
erstützung zählen, werden Ihre Armeen mir zu Hülfe kommen, wenn
angegriffen werde oder meine Provinzen durch Napoleon oder seine
ündeten auf vertragswidrige Weise betreten werden?“ — Das eigene
resse müsse den Kaiser Alexander dazu bestimmen. Provociren werde
von preußischer Seite Napoleon gewiß nicht; des Geheimnisses könne
ander gewiß sein; aber der König habe das dringendste Bedürfniß,
Entschließungen des Kaisers von Rußland zu kennen, um die eigenen
ach nehmen zu können.*)

Am 16. April wiederholte der König die Bitte um Auskunft. Alle
Briefe aber blieben ohne jegliche Antwort, und obgleich Scharnhorst
seinem Standpunkt beharrte, kam doch der Kanzler Hardenberg zu dem
luß, daß für den Augenblick in einer Annäherung an Frankreich die
ngere Gefahr liege.

Die Nothwendigkeit, wenigstens darüber zu unterhandeln, war in
r als einer Weise nahe gerückt. Schon Ende März und Anfang April
te Hardenberg in Paris unbestimmte Anträge machen lassen, zunächst
zu sehen, wie man sie dort aufnehmen werde, während zugleich daran
nnert wurde, daß Preußen, da es bereits mehr als die Hälfte der rück-

*) Max Duncker, Preußen während der französischen Occupation, 685.

ständigen Contribution gezahlt habe, selbst nach dem letzten Vertrag vom 8. September 1808 berechtigt sei, die Rückgabe der noch von den Franzosen besetzten Festung Glogau zu verlangen. Napoleon ließ durch seine Minister sagen, es werde nicht zum Kriege mit Rußland kommen, und zeigte sich geneigt auf ein Bündniß mit Preußen einzugehen. Die militairischen Maßregeln aber, die von Seiten Frankreichs in Deutschland getroffen wurden, schienen, eben während dieser Zeit, den Plan anzudeuten, mit dem Napoleon sich in der That beschäftigte: den Plan, sich Preußens durch einen Ueberfall zu versichern. Beunruhigt, wie sie es sein mußte, sah sich auch die preußische Regierung zu einigen Rüstungen und bereitete sich, die Streitkräfte jenseits — im Osten — der Oder zusammenzuziehen. Napoleon ließ gegen diese Rüstungen, die ihm nicht entgangen waren, durch seinen Gesandten in Berlin, sehr ernste — oder derbe — Vorstellungen machen, und das wurde ein Grund mehr, entschiedener auf Unterhandlungen mit Frankreich einzugehen. Man glaubte die militairischen Vorbereitungen unter dem Schutz solcher Unterhandlungen ungestörter betreiben zu können.

Der preußische Gesandte zu Paris, General Krusemarck, erhielt demnach (14. Mai 1811) den Auftrag, dem französischen Kaiser ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß anzubieten, für alle Kriege, die den Interessen Preußens nicht fremd seien. Zu gleicher Zeit aber richtete der König Friedrich Wilhelm (am 12. Mai) an den Kaiser Alexander einen ostensiblen Brief, in dem er den Frieden und die Herstellung eines guten Einvernehmens mit Frankreich empfahl, und einen vertraulichen, aus dem sehr bestimmt hervorgeht, was mit den Unterhandlungen in Paris beabsichtigt wurde und wie man überhaupt von Seiten Preußens die Lage beurtheilte.

Der König sprach darin von den beruhigenden Eröffnungen, die man in Beziehung auf die Erhaltung des Friedens aus Paris erhalten habe. Er berichtete dann, daß die französische Regierung den Wunsch geäußert habe, mit Preußen in Unterhandlungen über ein Bündniß einzutreten, und daß man sich diesen Unterhandlungen nun — wie wohl zwischen den Zeilen zu lesen ist: nachdem man von Seiten Rußlands gar keine Antwort und Auskunft erhalten habe — nicht mehr entziehen könne. Preußen werde die Rückgabe Glogaus fordern, die Räumung von Stettin und Küstrin in Aussicht nehmen und verlangen, daß die Beschränkung der Streitzahl des preußischen Heeres aufgehoben werde. Diese Vorschläge sollten als Prüfstein der Absichten Napoleons dienen; sie würden Zeit gewinnen lassen und gestatten die weitere Entwickelung der Ereignisse in größerer Ruhe abzuwarten.

Zugleich gab der König seinem kaiserlichen Freunde noch einmal zu bedenken, daß ein ungünstiger Ausgang seines Krieges mit Frankreich den letzten Rest von Unabhängigkeit in Europa vernichten würde — Rußland aber auf Erfolg nur dann rechnen könne, wenn es durchaus uneigennützig

Digitized by Google

[di]esen großen Kampf eintrete. Der Kaiser möge sich damit begnügen, [der M]oldau und Walachei eine möglichst große Unabhängigkeit unter der [H]oheit der Pforte zu verschaffen. Eine Partei im Herzogthum War[schau] wolle sich für Rußland erklären: das würde nur dann von Nutzen [sein,] wenn niemand den Verdacht hegen könne, daß eine Vereinigung Po[lens] mit Rußland beabsichtigt werde. Selbst Preußen würde sich durch [diese] Vereinigung beunruhigt fühlen. „Stände Oesterreich auf Ihrer Seite, [fä]nden Sie sich das Herzogthum Warschau dadurch, daß sie dessen Un[abhän]gigkeit zugestehen, wären Ihre Armeen meinen Staaten nahe und [im S]tande mich zu unterstützen, so würde ich keinen Augenblick schwanken [und] E. M. würde mich an Ihrer Seite kämpfen sehen; aber so lange [weder] die eine noch die andere Voraussetzung zutrifft —: wie kann ich die [Exist]enz meines Staates bewahren, ohne mich mit Frankreich zu verbinden? [Es h]ängt nur von Napoleon ab sie zu vernichten, ehe E. M. mir zu Hülfe [komm]en könnte; und könnten Sie es, nachdem Sie die Vortheile eines combinirten Angriffs zu rechter Zeit aufgegeben hätten?" Der König [gab] zu verstehen, daß Rußland den günstigen Augenblick bereits versäumt [habe] und dringt deshalb auf Erhaltung des Friedens.

Die Unterhandlungen mit Frankreich sollten ernster werden als man [in] Berlin wünschte; die Antwort, die Friedrich Wilhelm nun endlich aus [Pete]rsburg erhielt, nöthigte Preußen auf der entgegengesetzten Seite, in [Fra]nkreich, einen wirklichen Erfolg zu suchen.

Wie das durch das Wesen der Pläne bedingt war, die ihn beschäf[tigte]n, seitdem er der Hoffnung auf eine Erhebung Polens, zu Gunsten [Ruß]lands entsagen mußte, antwortete der Kaiser Alexander auf den haupt[sä]chsten Inhalt der Briefe des Königs, auf die gewichtigen Worte, in [dene]n ein Bündniß Preußens mit Rußland angeboten wurde, nur dadurch [–] daß er ganz darüber schwieg! — Weit entfernt den Krieg zu suchen, [schri]eb der Kaiser (26. und 28. Mai), hege er keinen anderen Wunsch, als [den] Frieden zu erhalten. Seine militairischen Maßnahmen seien Vor[sicht]smaßregeln, die Frankreichs Haltung ihm auferlegt habe. Um jeden [Sche]in der Agression zu meiden, setze er auch den Krieg gegen die Pforte […] der, rein defensiv geführt, nur ein kleines Truppencorps beschäftige. [Das] politische Interesse Rußlands verlange gebieterisch die Erhaltung [Pre]ußens. Alles, was gegen Preußen geschähe, könne somit nur als feind[lich] gegen Rußland angesehen werden. Rußland werde es als Kriegs[erkl]ärung betrachten. Für den Kriegsfall müßten sorgsam die großen [Sch]lachten vermieden und sehr lange Operationslinien für rückgängige Be[weg]ungen, die in verschanzten Lagern endeten, organisirt werden. „Dies [Sy]stem hat Wellington zum Siege verholfen und ich bin entschlossen, es [zu] befolgen; wenn günstige Umstände, wie der Abfall Polens (!) oder eine [Ins]urrection in Deutschland einträten, so würde man sie gewiß benützen, [doch] aber sich stets bereit halten, zu diesem System zurückzukehren." „Der

Digitized by Google

Krieg wird jedoch nur dann statt haben, wenn Napoleon ihn beginnt. Ich will wenigstens den Trost haben, nicht der Angreifer gewesen zu sein. Die Annäherung Englands habe ich abgewiesen und werde es thun, bis der erste Kanonenschuß gefallen ist. Ihre Unterhandlung mit Frankreich, Sire, wird diesen eher beschleunigen als zurückhalten, indem sie Napoleon über Ihre Intentionen beruhigt. Sie würden durch den Anschluß an Frankreich sehr wesentlich zur Vernichtung der Unabhängigkeit Europas, in dem letzten Kampf beitragen, der geführt werden kann und die Erfahrung hat nur zu sehr gelehrt, daß die Fürsten, welche sich in Frankreichs Hand gegeben, ihren Fall nicht erheblich verzögert haben. Die Ueberziehung Preußens durch die Franzosen zu verhindern habe ich kein Mittel, da die Franzosen von der Elbe und Mecklenburg her die Oder früher erreichen können, als ich vom Niemen her, aber sie würde auch mit der Vernichtung der Monarchie nicht gleichbedeutend sein, wenn verschanzte Lager bei Kolberg und Pillau beständen. In Folge der Angriffe, welche die Franzosen auf diese zu richten hätten, würden den russischen Armeen geringere Streitkräfte gegenüberstehen, und diese dadurch in der Lage sein vorzurücken. Hierdurch würden die Franzosen gezwungen werden, die Belagerungen aufzuheben und meinen Truppen entgegenzugehen, wodurch E. M. die Möglichkeit erhielte in den Flanken und im Rücken der Franzosen zu operiren, während dann meine Truppen ihre Rückzugsbewegungen wieder aufnehmen würden." *)

Sehr deutlich tritt in diesem Schreiben die Scheu vor der gewaltigen Entscheidung hervor! — Was sollte es heißen, daß Rußland jeden Angriff Napoleons auf Preußen als eine Kriegserklärung ansehen wollte, wenn der Kaiser entschlossen war, den Krieg unter allen Bedingungen vertheidigungsweise, innerhalb der eigenen Grenzen zu führen? — Es war ein Wort ohne Inhalt und Sinn.

Ganz befangen in den vielbesprochenen Plänen, die der ehemalige preußische Offizier und nunmehrige russische General-Lieutenant Phull für ihn ausarbeitete, wollte der Kaiser Alexander Wellingtons Feldzug des jüngst vergangenen Jahres und die Linien von Torres Vedras in Litthauen nachahmen. Unter einer „langen Rückzugs-Linie" verstand er eine Linie, die von der Grenze seines Reichs bei Grodno nach Wilna, dem Versammlungspunkt des russischen Heeres, und von dort noch 28 Meilen weiter bis zu einem verschanzten Lager an der Düna zurückführte. Der Krieg sollte mit zwei Armeen geführt werden, von denen die eine vor dem Feinde langsam bis in dieses verschanzte Lager zurückweichen, und ihn an diesem Lager, das ziemlich willkürlich als unangreifbar gedacht wurde, zu unbedingtem Stillstand bringen sollte, während die andere Diversionen in

*) Max Duncker a. a. O. 696—697.

ıke und Rücken des Feindes ausführte, den man auf diese Weise zum ;zug, und zwar zu einem unheilvollen zu zwingen hoffte.

So waren denn Bündniß mit Preußen und Waffenhülfe abgelehnt. noch aber hätten die russische Regierung und der Kaiser Alexander t sehr gerne gesehen, daß Preußen, ohne Bündniß mit Rußland und : Beistand von Seiten dieses Reichs, ohne daß Rußland deshalb irgend Verpflichtung zu übernehmen brauchte im gegebenen Augenblick, den ıpf auf Tod und Leben mit Frankreich gewagt und unternommen :. Der Kaiser selbst widerräth deshalb in dem eben angeführten f das Bündniß mit Frankreich und deutet mit hinreichender Bestimmt- an, wie er sich ein solches Beginnen dachte und was er davon er- ıete. Er selbst und seine politischen und strategischen Rathgeber rech- n darauf, daß Napoleon dann jedenfalls einen bedeutenden Theil seiner eitkräfte verwenden müsse, die preußischen Truppen in ihren verschanz- Lagern an der Seeküste einzuschließen, und daß seine Heeresmacht um iel schwächer vor den russischen Schanzen an der Düna erscheinen werde. Wie nun aber, wenn Napoleon die Zeit nicht abwartete, die den ßen gelegen sein mochte, zu der sie bereit sein konnten, und Preußen rfiel, während er fortfuhr mit Rußland friedlich zu unterhandeln? — er wie, wenn er einen Theil seiner gewaltigen Heeresmacht zur Ab- ır bereit, aber ohne den Angriff zu beginnen, gegen Rußland aufstellte, hrend er den anderen verwendete, zuerst und vor allem Anderen Preu- s Streitkräfte zu vernichten? — Daß Rußland ein solches Unterfangen oretisch als eine Kriegserklärung ansehen wollte, daß es sich, während solcher Kampf jenseits seiner Grenzen geführt wurde, im Kriegs- and mit Frankreich — dachte, und wie beabsichtigt wurde, unthätig auf Angriff des Feindes wartete: damit war der Sache nicht geholfen. : endlich, wenn die Vertheidigung der russischen Armee in ihrem ver- nzten Lager, wie das sehr wohl geschehen konnte, sogar überwiegend ırscheinlich war, mit einer Niederlage endigte, mit einer Katastrophe, wie Jüngeren sie bei Sedan gesehen haben, wenn Rußland sich dann durch n schnell für sich allein geschlossenen Frieden rettete und Preußen, gegen es keine Verpflichtungen übernommen hätte, seinem Schicksal überließ? Das waren Dinge, auf die ein König von Preußen sich nicht ein- en konnte!

Je weniger auf einen Beistand Rußlands zu rechnen war, desto leb- ter mußte in Berlin der Wunsch rege werden, den Frieden erhalten zu n und mit Frankreich ein Abkommen zu treffen, durch das man sich chert glauben durfte. Napoleon schien zum Bündniß geneigt, suchte r Preußen hinzuhalten ohne Entscheidung, vermehrte seine Streitkräfte Deutschland, und hieß die Polen im Herzogthum Warschau, Sachsen Westphalen in Deutschland sich rüsten. Seine Absicht ging unver- nbar dahin, sich erst dann auszusprechen, wenn er in der Lage sei,

Digitized by Google

Preußen entweder in ganz kurzer Zeit erdrücken oder ihm die Bedingungen eines Bündnisses vorschreiben zu können, ohne daß von einer Allianz oder Unterhandlungen die Rede sein durfte. Dem einen der preußischen Diplomaten zu Paris — Hatzfeld nämlich — sagte der Herzog von Bassano (Maret), Napoleons neuer Minister der auswärtigen Angelegenheiten: der Kaiser könne sich über das Bündniß nicht aussprechen, um dem Petersburger Hof keinen Anstoß zu geben; dem anderen — Krusemarck — man könne auf das Bündniß nicht eingehen, so lange die Verhältnisse mit Rußland nicht entschieden seien. In Petersburg dagegen wurden die Rüstungen Preußens als Grund der französischen angeführt. Die Rückgabe Glogaus wurde von Seiten der französischen Regierung verweigert: nicht daß je irgend einen Rechtsgrund angeführt hätte, den Vertrag vom 8. September 1808 in dieser Beziehung nicht zu erfüllen; es hieß nur, der gegenwärtige Augenblick sei dazu nicht geeignet.

Die preußischen Patrioten, denen sich nunmehr auch der Kanzler Hardenberg anschloß, wendeten sich zu erneuerten Versuchen den Kaiser von Rußland zu einem kühnen und energischen Entschluß zu bewegen: dazu, daß er den Kriegsschauplatz an die Elbe verlegte, anstatt den Angriff in Litthauen abzuwarten. Der König Friedrich Wilhelm übersendete dem Kaiser Alexander durch Schöler eine von Scharnhorst ausgearbeitete Denkschrift und schrieb ihm dabei (16. Juli) von neuem persönlich, indem er ihn gewissermaßen beim Wort zu nehmen suchte. Er ging nämlich von der Annahme aus, daß die Worte des Kaisers, er werde jeden Angriff Napoleons auf Preußen als eine Kriegserklärung ansehen, eine wirkliche Bedeutung und einen wirklichen Inhalt hätten. Er erinnert daran, daß er schon von der Nothwendigkeit gesprochen habe, Preußen wirklich beizustehen, und ihm die Mittel zu bewahren sich Rußland thatsächlich anschließen zu können, es nicht der traurigen Aussicht zu überlassen, vereinzelt von Napoleons Uebermacht erdrückt zu werden. „Ich gestatte mir zu bemerken, daß nicht Preußen allein ein kraftvolles System beansprucht, welches ihm Stütze bietet und Gewähr leistet, sondern daß dies auch die mächtigen Mittel, welche wir in dem Geiste, der fast überall in Deutschland herrscht, finden können, verlangen, um einen vielleicht entscheidenden Erfolg herbeizuführen, und ich bemerke, daß nichts besser Oesterreich auf unseren Standpunkt herüberziehen würde, als ein System dieser Art." — Für den Augenblick sei das Wesentliche sich über die Vorbereitungen und den Operationsplan zu verständigen. Scharnhorsts Denkschrift werde, wie der König glaube, der Aufmerksamkeit würdig erscheinen. Die erwähnte Verständigung könnte vielleicht am besten erreicht werden, wenn, im tiefsten Geheimniß eine Zusammenkunft Schölers und Scharnhorsts mit einem Offizier stattfände, der das Vertrauen des Kaisers Alexander hätte.*)

---

*) Max Duncker a. a. O. 701—702.

Unter dem Vorwand einer Festungs-Inspection in Ostpreußen machte bald darauf General Scharnhorst nach Petersburg auf den Weg.

Die Unterhandlungen Rußlands mit Frankreich blieben inzwischen er auf demselben Punkt; sie bestanden wesentlich darin, daß von bei- Seiten immer dieselben Forderungen und Klagen erhoben wurden, die immer wieder von neuem ausweichende oder ablehnende Antworten gten. Napoleon verlangte, daß in den russischen Seeplätzen auch der del der Neutralen ausgeschlossen werde; daß Rußland den Zolltarif Trianon annehme; daß man sich bei der dem Herzog von Olden- gebotenen Entschädigung abschließend beruhige. Der Kaiser Alexander e über Polen in der mit Caulaincourt verabredeten Weise beruhigt und verlangte eine vollständige Entschädigung für den Herzog von nburg —: daß man nicht seine Wiedereinsetzung im angestammten e forderte, wie Recht und Ehre geboten, gehört auch zu den Dingen, enen sich die Scheu vor dem unwiderruflichen Bruch verräth. So n sich diese Unterhandlungen hin, blos weil der Kaiser Alexander um n Preis als der angreifende Theil auftreten wollte, Napoleon aber einiger Zeit bedurfte, um seine kolossalen Rüstungen zu vollenden.

Daß der Kaiser Alexander zweimal seinen Flügel-Adjutanten, den de-Rittmeister Czernyschew mit eigenhändigen Briefen an Napoleon h Paris sendete, konnte unter solchen Bedingungen nicht weiterführen. r spätere Kriegsminister und Fürst Czernyschew war damals ein ziem- leerer jüngerer Mann, der sich hauptsächlich dafür ausgab, daß er Damen sehr gefährlich sei. Nach seinen Berichten redete ihm Napo- sehr viel vor, wie er in solchen Fällen pflegte — sich beschwerend, geschehe ihm großes Unrecht, drohend, prahlend mit seiner gewaltigen cht — dann wieder einlenkend, indem er seiner persönlichen Freund- ft für den Kaiser Alexander gedachte und seine Friedensliebe versicherte —: aber ohne festen Zusammenhang und ohne festen Kern von Inhalt; e zu irgend einem bestimmten Vorschlag zu kommen. Es war am e gar nichts aus so vielen Worten zu entnehmen, als daß man eben ach Napoleons Willen thun müsse, ohne viel zu fragen, wie weit er n werde. So ist denn im Einzelnen dieser Gespräche Napoleons mit m ihm so wenig ebenbürtigen Sendboten nichts beachtenswerth, als Czernyschew (im April 1811) die Gelegenheit wahrnahm, eine sublime e des Kanzlers Rumäntzow zur Sprache zu bringen, die für die An- en dieses russischen Staatsmannes und für die Tragweite seines Geistes ichnend ist.

Rumäntzow blieb nämlich — so ziemlich allein in ganz Rußland — mal und für immer bei dem Gedanken stehen, daß man das Bündniß Frankreich unter allen Bedingungen und um jeden Preis aufrecht alten müsse, um sich auf Kosten der Türkei zu vergrößern und mit Na- eon in die Zwingherrschaft über Europa zu theilen. Er war sogar

Digitized by Google

dafür, daß Rußland zu solchem Ende selbst den Zolltarif von Trianon annehme und seine Seehäfen den Neutralen verschließe; er wollte nun nicht einsehen, warum Rußland nicht so gut wie etwa Mecklenburg französische Zollwächter in seine Handelsstädte aufnehmen und es denen überlassen solle, den Gang des Handels nach dem Willen Napoleons zu überwachen.

Da Napoleon äußerte, die Angelegenheiten seien durch Czernyschews Sendung um nichts gefördert, erwiderte dieser: er kenne die Absichten seines Kaisers nicht, was aber einen neuen Vertrag betreffe, dessen Napoleon als wünschenswerth erwähne und in den er die oldenburgische und die polnische Angelegenheit so gut wie einen neuen Handelsvertrag aufzunehmen wünsche, so habe er, Czernyschew, den Kanzler Rumäntzow sagen hören: „man brauche nur die oldenburgische und die polnische Frage zusammen in einen Sack zu thun, sie durcheinander zu mengen und dann in solcher Gestalt herauszuwickeln, um das aufrichtigste und sicherste Bündniß zwischen Rußland und Frankreich festzustellen — den Engländern und selbst den Deutschen zum Schrecken!“

Dabei fuhr Napoleon in gewaltigem Zorn auf: „Nein! das Herzogthum Warschau hingeben für Oldenburg! — das wäre das Aeußerste von Thorheit! — Was würden die Polen von uns denken, wenn wir auch nur einen Fuß breit ihres Landes abtreten, während Rußland uns droht!“ — Er ging sogar so weit, zu drohen, wenn es zum Kriege komme, denn er Sieger bleibe, werde er Rußland sein jetziges Gebahren bereuen machen: Rußland werde dann nicht allein alle seine ehemals polnischen Provinzen, sondern auch die Krimm verlieren. Und dann lenkte er doch wieder ab, erbot sich den Herzog von Oldenburg zu entschädigen — ohne zu sagen womit — und erklärte sich bereit eine neue Convention in Beziehung auf Polen zu unterzeichnen: „vorausgesetzt, daß sie nichts enthalte, das gegen seine Ehre sei.“

Es war doch nicht ganz so leicht, sich mit Napoleon zu verständigen, wie Rumäntzow meinte! Doch machte auch der russische Botschafter zu Paris, Fürst Kurakin, einen vergeblichen Versuch, für den Herzog von Oldenburg einen Theil des Herzogthums Warschau zu erhalten, für den der König von Sachsen durch Erfurt entschädigt werden sollte. Rumäntzow war es, der diese Schritte veranlaßt hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne daß der Kaiser Alexander, der in Beziehung auf Polen so ganz andere Pläne hatte, darum wußte.*)

An dem großen Festtage des napoleonischen Hofs, dem 15. August, Geburtstag des Kaisers, der das ganze diplomatische Corps und die officielle vornehme Welt zu einer sogenannten Cour in dem Tuilerienpalast zusammenführte, richtete Napoleon laut und vernehmlich an den Fürsten eine seiner bekannten heftigen und theilweise mehr als heftigen langen Reden, von der Thiers, wie das seine Art ist, eine verschönernd gefällige

*) Bogdanowitsch III. 109—118.

on bekannt gemacht hat. Leider hat Bogdanowitsch nicht einfach Ku- s eigenen Bericht mitgetheilt. Es scheint, daß dieser etwas summarisch ten war, auch mag er wohl Einzelnes gemildert, vielleicht mit Still- igen übergangen haben, und so stützt sich denn Bogdanowitsch in : Darstellung zum Theil auf den Bericht des hier wie in den meisten n ganz unzuverlässigen Thiers, und wir vermögen nicht zu unter- ıen, was in seiner Erzählung der Depesche Kurakins, was lediglich dem niß des französischen Schriftstellers entnommen ist. In dieser Un- ßheit müssen wir uns vorzugsweise an den Bericht des österreichischen schafters, Fürsten Schwarzenberg, halten, den noch dazu Napoleon und Minister Maret durchgesehen hatten, so daß er jedenfalls die Aeußerun- wiedergiebt, zu denen Napoleon sich förmlich bekannte, die er vor ; Europa vertreten wollte. Diesem Bericht zufolge waren seine Worte: „Ich begreife Euer Verfahren nicht; entweder habt Ihr Hinter- ınken (arrière-pensées) oder Euer Gouvernement hat den Kopf ver- n und macht es wie der Hase, der Blei in den Kopf bekommen hat; läuft ohne zu wissen wo er sich stoßen wird. Wenn zwei Edelleute sich iten, wenn z. B. einer dem anderen eine Ohrfeige giebt, so schlagen sich und versöhnen sich nachher. Die Regierungen müssen es eben so ıchen, entweder Krieg oder Frieden. Vor allem handelt es sich darum, zu erklären. Wenn man dies gewollt und verlangt hätte, so hätte gesagt: zieht Eure Truppen zurück, ich werde die meinigen zurückziehen. arum den Continent allarmiren, warum nicht lieber mit mir unter- ndeln? Ich bin nicht dumm genug, um zu glauben, daß Ihr Euch um denburg kümmert; ich sehe klar, daß es sich um Polen handelt. Ihr reibt mir Kriegsprojecte zu Gunsten Polens zu und ich fange an zu uben, daß Ihr es seid, die sich Polens bemächtigen wollen, indem Ihr ıch vielleicht einbildet, das sei das einzige Mittel, Eure Grenzen an ser Seite zu sichern. Daraus wird nichts. Ihr werdet es nicht haben ıd wenn Ihr auf dem Montmartre oder in der Nähe lagertet. Ich lläre Euch, daß ich den Krieg nicht will und daß ich ihn Euch, wenn hr mich nicht angreift, in diesem Jahr nicht machen werde. Ich habe ine Neigung Krieg im Norden zu führen, aber wenn diese Krisis bis ım November nicht vorüber ist, hebe ich 120,000 Mann aus. Ich werde vei, drei Jahre so fortfahren, und wenn ich sehe, daß dies System lästiger t als der Krieg, werde ich ihn führen. Ihr werdet den ganzen Continent gen Euch haben. Oesterreich wird niemals vergessen, daß ihm Rußland 00,000 Seelen in Galizien geraubt, Preußen wird sich immer erinnern, aß Kaiser Alexander, „sein guter Bundesgenosse", sich des Kreises Bialy- iock beim Frieden von Tilsit bemächtigte. Ihr werdet alle Euere polnischen Provinzen verlieren. Sprecht offen mit mir, wie ich es liebe und wie ich erfahre. Ich habe die Garnison von Danzig verstärkt und Euch ver- räulich erklärt, daß es wegen Euerer Rüstungen geschähe. – Der König

von Sachsen hat seine Truppen bei Mühlberg versammelt, um, wenn es nöthig ist, denen zu helfen, die er im Herzogthum Warschau hat. Ich habe bis jetzt nicht mehr als 50,000 Mann in Norddeutschland. Ich verlangt eine Entschädigung für den Herzog von Oldenburg, aber nicht 100,000 Seelen für 50,000 und verlangt nichts von Polen. Ich werde Euch kein Dorf, keine Mühle dieses Landes geben. Danzig, das Ihr vielleicht gewünscht hättet, würde ich wohl gegeben haben, wenn man es, den weißen Stab in der Hand, verlangt hätte. Ich denke nicht daran Polen herzustellen, das Interesse meiner Völker ist an dieses Land nicht gebunden. Aber wenn Ihr mich zum Kriege zwingt, werde ich mich sicherlich Polens als eines Mittels gegen Euch bedienen. Noch ist es Zeit allem diesem Unheil zuvorzukommen. Noch einmal, die Fürsten von Oldenburg sollen eine Entschädigung haben und was Eueren Protest wegen Oldenburg betrifft, so muß das zu treffende Abkommen meine Satisfaction dafür in sich fassen."*)

Wie überall in den Aeußerungen Napoleons, tritt auch in seiner Droh- und Strafrede wieder sehr scharf und bestimmt hervor, daß er, Geschöpf und Erbe der Revolution von 1789, immerdar bedacht ist, einen Staat lediglich als den Landbesitz des herrschenden Hauses aufzufassen. Fast unvorsichtig verrieth er diesmal, warum er in den Friedensschlüssen von Tilsit und Schönbrunn Rußland durch den Bialystocker und Tarnopoler Kreis vergrößert hatte. Die Polen hätten sich merken können, daß er sie nur als „Mittel" zu verwenden dachte, daß er zwar wohl Rußland mit dem Verlust seiner polnischen Provinzen bedrohte, doch aber selbst im Lauf einer solchen heftigen Rede sich nicht dazu hinreißen ließ, einer Herstellung Polens in bestimmterer Weise zu gedenken.

In den preußischen Regierungskreisen glaubte man die herrschende Spannung durch diese Rede auf das höchste gesteigert, den unmittelbaren Ausbruch des Krieges unvermeidlich, und da man auf eine Waffenhülfe Rußlands zum Kampf an der Elbe und Oder nicht rechnen durfte, da man überhaupt nach der Art wie die Kriegführung in Rußland eingeleitet wurde, jede Unterstützung der russischen Macht durch Verbündete unmöglich gemacht sah, und einen unglücklichen Erfolg des Krieges befürchtete, war man nichts weniger als erfreut durch diese Wendung der Dinge. Die Rüstungen Preußens wurden und zwar ganz offen betrieben, die französische Regierung sogar ausdrücklich davon benachrichtigt, zugleich aber wendete Friedrich Wilhelm von Preußen sich wieder (27. Aug.) in einem persönlichen Brief an den Kaiser Alexander, um dringend zum Frieden zu rathen, da die Ungunst der Verhältnisse für den Augenblick einen Erfolg im Kriege nicht hoffen lasse.

Doch, was man in Berlin fürchtete geschah nicht. Der Kaiser

*) Max Duncker a. a. O. 706—707.

Digitized by Google

ınder hob den Handschuh nicht auf, den ihm Napoleon in so drohender e hingeworfen hatte. Da er nicht angegriffen wurde, hätte er zum riff übergehen, mit seiner Heeresmacht an die Weichsel und weiter Deutschland vorrücken müssen, wenn er den Kampf sofort aufnehmen e, und das lag nicht in seinen Plänen. Da er durchaus unschuldig wollte an dem jedenfalls unvermeidlichen Krieg, vermied er sogar ältig den Kampf etwa durch eine ebenfalls drohende oder strenge ache herauszufordern. Er zog es vor, sich ausschließlich an die lichkeiten einer friedlichen Lösung zu halten, die Napoleon doch auch einer Strafrede voraussetzte und erwähnte. So erhielt denn Kurakin seinen Bericht eine durchaus friedliche Antwort, die Rumäntzow ohne ifel mit großer Befriedigung entworfen und der Kaiser Alexander hin wieder eigenhändig verbessert hatte. Sie zeigte nicht, wie Napoleons e, neben dem Wunsch nach Frieden, auch die Möglichkeit eines Krieges, enthielt kein Entweder — Oder, und bewegte sich, ohne den eigenen ndpunkt aufzugeben, durchaus in solchen Wendungen, daß jede Beıng auf die Waffen außerhalb alles Denkbaren zu liegen schien.

Der Kaiser habe, schrieb (25. Sept./7. Octbr. 1811) Rumäntzow ı Fürsten Kurakin, den Bericht über den Auftritt an Napoleons Gertstag gelesen und nichts darin gefunden, das ihn bestimmen könnte ı seinen politischen Grundsätzen abzuweichen oder seinem Gesandten zu ris veränderte Befehle zu geben. Fest in dem Bündniß mit Frankh, weil er dessen Vortheile für das eigene Reich wie für das allgeine Wohl zu schätzen wisse, hege der Kaiser keinen anderen Wunsch, als es Bündniß zu erhalten und Alles zu beseitigen, wodurch es gelockert den könnte. (Sa Majesté leur a donné une juste attention — Berichten — et n'y a rien trouvé qui dût La porter à la moindre rivation de Ses principes politiques, ni motiver un changement elconque dans les ordres qu'Elle vous avait donné précédemment, dans les déterminations qu'Elle a jugé devoir prendre jusqu'ici. rme dans Son alliance avec la France, parce qu'Elle sait apprécier ıte l'utilité qui en résulte pour Son Empire comme pour le bien néral, Sa Majesté Impériale n'a d'autre voeu que celui de conserver tte même alliance et d'écarter tout ce qui en peut relâcher les liens.)

Nur ganz obenhin erlaubt sich der Kaiser einen Vorbehalt anzudeuten, em er versichert, dieser Gesinnung gegen Frankreich unwandelbar treu bleiben, so lange er eine gerechte Erwiderung derselben erfahre (tant 'Elle trouvera une juste réciprocité dans la conduite de cette issance) — und er weiß dann auch den Vortheil der abwartenden lomatischen Stellung zu wahren, indem er sich bereit erklärt, jeden orschlag anzuhören, den der Kaiser, sein Verbündeter, ihm machen werde, n die Gegenstände der Erörterung (les objets de discussion) zu betigen, die sich zwischen den beiden Höfen ergeben hätten.

Digitized by Google

Jede Absicht auf Warschau wurde mit einer Bestimmtheit verläugnet, die zu beweisen scheint, daß er das Geheimniß seines Briefwechsels mit Adam Georg Czartoryski sehr treu bewahrt glaubte und um Kunstgriffe, schlecht berechnete Aeußerungen und Feinheiten nicht wußte. Der Kaiser will nicht begreifen können, was zu einer solchen Voraussetzung Veranlassung gegeben haben könnte, und befiehlt, auf das bestimmteste zu erklären, daß er weder auf Danzig noch auf irgend einen Theil des Herzogthums Warschau irgend welche Absichten habe, und durchaus nicht den Wunsch hege sie zu besitzen (qu'Elle ne forme aucune vue quelconque ni sur Danzig, ni sur aucune partie du duché de Varsovie, et qu'Elle n'a nul désir de les posséder). Zufrieden mit der Größe und der Macht des Reichs, das ihm die Vorsehung anvertraut habe, verlange er nicht nach dem Gut Anderer u. s. w.

Zum Schluß wurden die Rüstungen Rußlands nicht sowohl als unbedeutend dargestellt, als vielmehr ganz abgeleugnet. Die Rekruten-Aushebungen genügten eben nur den Abgang der russischen Armee zu ersetzen. Daß Napoleon in beleidigender und drohender Weise Genugthuung für den russischen Protest in der Oldenburger Angelegenheit gefordert hatte, wurde ganz mit Stillschweigen übergangen.

Dieses Schreiben war natürlich bestimmt der französischen Regierung als sogenannte Verbal-Note mitgetheilt zu werden, und die diplomatische Gewandtheit, mit der es abgefaßt ist, verdient alle Anerkennung. Der augenblickliche Bruch war vermieden, ohne daß Rußland etwas von seinen Forderungen aufgegeben hätte.

Napoleon hatte den preußischen Staatsmännern zwar fortwährend von einem Bündniß Frankreichs mit Preußen sprechen lassen, aber stets nur in allgemeinen hinhaltenden Worten. Er hatte sich dagegen sehr ungehalten über die preußischen Rüstungen geäußert und deren Einstellung gefordert, und da er auch in Petersburg Beschwerde führen ließ, diese Rüstungen dort für die Veranlassung der eigenen ausgab, hatte auch der Kaiser Alexander (15. Sept.) durch den preußischen Gesandten in Petersburg dringend gerathen, sich allen Forderungen Frankreichs zu fügen. Daß er kurz vorher (26. Aug.) dem König von neuem brieflich versichert hatte, jeder Angriff auf Preußen werde von seiner Seite als eine Kriegserklärung angesehen werden, wollte wenig bedeuten, da wieder kein bestimmtes Versprechen einer That hinzugefügt war. Dennoch machte Preußen noch einen Versuch sich dem Bündniß mit Napoleon zu entziehen, als der französische Gesandte zu Berlin, St. Marsan, erklärte, daß er zur Einstellung der preußischen Rüstungen bestimmte Weisungen erhalten habe darüber zu unterhandlen. Noch wußte man nämlich in Berlin nicht, daß der Kaiser Alexander der Herausforderung Napoleons auch diesmal ausweichen wolle, und man hoffte, Scharnhorst werde ihn zu einem entschlossenen Zug an die Oder und Elbe bestimmen. Die Lage war aber schwieriger

je zuvor; denn so lange man nicht eines wirklichen, verpflichtenden dnisses mit Rußland gewiß war, durfte man den Krieg doch auch dadurch vorzeitig herausfordern, daß man das Bündniß Frankreichs ch ablehnte.

Auf Mittel sinnend einem unerwünschten Entschluß zu entgehen, der König Friedrich Wilhelm auf den Gedanken, Rußland möge, d die Unterhandlungen in Berlin begonnen wären, erklären, daß es Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen als seine Sicherheit gerichtet,» mithin als einen Act der Feindseligkeit chten müsse. Durch eine russische an die preußische Regierung ge- te Note sollte der Rücktritt Preußens aus der peinlichen Unterhand- erleichtert werden. Hardenberg wendete sich sofort (4. October) mit m Anliegen nach Petersburg.

Die Antworten, die der König und sein Minister in den letzten Tagen October aus der Hauptstadt des russischen Reichs erhielten, waren nicht uthigend. Zuerst traf eine Antwort Alexanders auf das letzte Schreiben Königs (vom 27. August) ein. Alexander ließ der preußischen Re- ung durch seinen Gesandten, den Grafen Liewen, die Verbal-Note mit- len, die eine so eigenthümliche Art von Befriedigung über Napoleons e aussprach, und erklärte zugleich: er wolle den Krieg nicht; er habe es gethan ihn zu vermeiden und werde auf diesem Wege beharren, so ge seine oder des Königs Staaten nicht angegriffen würden. Er habe Vertrag mit Frankreich nicht gebrochen und von Frankreich nichts verlangen, als daß die Integrität dieses Vertrags wieder hergestellt de. Der Vereinbarung, welche Preußen und Rußland noch enger ver- den solle, habe er eine streng defensive Basis geben zu müssen geglaubt. Alexander mißbilligte sogar ausdrücklich die Rüstungen, die Preußen genommen hatte, als den Frieden gefährdend, indem er hinzufügte: M. will ich nicht verbergen, daß ich bei der Nachricht von dem Be- n der Werke bei Spandau und von der Declaration, die Sie noth- dig gefunden haben, Frankreich über Ihre Rüstungen zu machen, sogleich laubt habe, daß man auf einen derartigen Schritt seitens dieser Macht ißt sein müsse, und dieser konnte nur die Folgen haben, welche ein- eten sind."

Indessen fügte doch der Schluß beruhigend hinzu: „Aber E. M. s überzeugt sein, daß, auch bevor unsere Vereinbarung geschlossen ist, Feindseligkeit gegen Ihren Staat als eine Kriegserklärung gegen Ruß- d betrachtet werden wird, und daß die Waffen erst nach gemeinsamem Vereinkommen werden niedergelegt werden. Dies Schreiben ist ebenso bindlich wie die Vereinbarung, an welcher wir arbeiten."

Wenige Tage später erhielt dann auch Hardenberg eine Antwort des nzlers Rumänzow. Sie enthielt den Entwurf zu einem Vertrag und Entwurf zu einer Note, welche die russische Regierung dem Wunsch

Digitized by Google

des Königs gemäß an die preußische zu richten bereit sei. Es zeigte sich aber sofort, daß der bis zur Schüchternheit vorsichtig gehaltene Inhalt der Note weder dem Entwurf Hardenbergs, noch den Wünschen Preußens, noch der Lage der Dinge entsprach und zu gar nichts helfen konnte. Die russische Regierung beschränkte sich in dieser Note darauf, die preußische zu ersuchen, in einem ihr fremden Streit nicht Partei zu nehmen, nicht zu übereilen und beiden Kaisern gleiche Freundschaft zu bewahren. Erklärend fügte der Kanzler Rumäntzow hinzu, der Kaiser Alexander sei der Meinung, daß jeder Schein eines Einverständnisses zwischen Rußland und Preußen vermieden werden müsse.

Wenn nichts weiter erfolgte, war durch dergleichen nicht die Nothwendigkeit und mithin nicht die Möglichkeit gegeben die Unterhandlungen mit Frankreich abzubrechen.

Nach dem Vertrags-Entwurf verpflichteten sich beide Mächte, Alles zur Erhaltung des Friedens aufzubieten; sollte aber die eine oder die andere, oder sollten beide von Napoleon oder seinen Bundesgenossen angegriffen werden, so versprechen sich der König und der Kaiser gegenseitig einander mit allen ihren Streitkräften zu Hülfe zu kommen und die Waffen nur gemeinsam niederzulegen.

Wie aus den Andeutungen Rumäntzows hervorgeht, sollte der Vertrag geheim gehalten werden; dann aber gewährte er an sich keinerlei Schutz und das konnte die Sache bedenklich machen. Der Vertrag schützte natürlich Preußen nicht vor einem Angriff Frankreichs, wenn Napoleon gar nicht wußte, daß ein Angriff auf Preußen ein Krieg mit Rußland sei. Doch, da Schöler zu gleicher Zeit aus Petersburg meldete, daß es dem General Scharnhorst gelungen sei eine Militair-Convention mit Rußland abzuschließen, wollte man in Berlin noch immer das Beste hoffen. Für Rußland hätte der Vertrag unter allen Bedingungen den Werth gehabt, daß er Preußen dem französischen Bündniß fern hielt und einen Theil der französischen Heeresmacht auf Preußen ablenkte — welchen Werth er für Preußen haben konnte, ob Preußen sich überhaupt darauf einlassen, darauf hin die Unterhandlungen mit Frankreich abbrechen und den Krieg herausfordern konnte, das hing ganz von dem Inhalt der Militair-Convention ab; von den bestimmten Verpflichtungen, die Rußland darin übernahm.

Am 3. November traf Scharnhorst, aus Petersburg zurückgekehrt, in der Nähe von Berlin ein und er brachte die vollständigste Enttäuschung.

Er hatte am 4. October die erste Audienz bei dem Kaiser Alexander gehabt, der ihm vor Allem sagte, daß er den Krieg vermeiden wolle so lange wie möglich. Der Krieg sei unvermeidlich und werde über die Erhaltung Rußlands entscheiden, eben deshalb müsse er mit großer Vorsicht verfahren. „Hiermit," bemerkt Scharnhorst, „schien der Kaiser zu sagen, daß er mehr auf eigenes als auf fremdes Interesse zu sehen habe."

Digitized by Google

en war gewiß nichts einzuwenden, sofern nur die Ansicht von dem eigenen esse eine richtige war.) — Scharnhorst führte aus, daß es nur Ein l gebe Preußen dem Machtgebot Napoleons zu entziehen, und dieses sei, Rußland erkläre, seine Armeen nur eben so weit vom Niemen und entfernt halten zu wollen, als Napoleon die seinigen von der Elbe. Kaiser schien diese Idee zu billigen, nicht aber was nach Scharnhorsts ht geschehen mußte, im Fall es nicht gelang ein solches Abkommen rankreich zu treffen. Da die preußischen Truppen, ohne Unterstützung en, sofort vor der französischen Uebermacht nach Neisse, Kolberg und gsberg zurückweichen mußten, war es dann, wie Scharnhorst meinte, vendig, daß Rußlands Heere, sowie Napoleon die seinigen in Mecklen- und an der Elbe verstärkte, bis dicht an die Grenze, nach Georgen-, litthauisch Bresc, und Bialystock vorrückten, damit sie schnell die hsel erreichen und wenigstens Ostpreußen vor einer feindlichen Invasion Danzig und Warschau her bewahren konnten. Alle Abtheilungen der chen Armee mußten angewiesen sein sofort, ohne erst Befehle aus gsburg zu erwarten, an die Weichsel zu eilen, sobald sie von Berlin benachrichtigt wurden, daß die französische Invasion begonnen habe. Das waren Vorschläge, die der Kaiser, wie es scheint, sogar mit ger Empfindlichkeit ablehnte. Dergleichen Bestimmungen dienten zu ts, äußerte er; das werde sich von selbst finden, wenn man erst so t wäre; auch hätten diese Vorschläge seinen Beifall nicht. Und nun e er auseinander, wie das russische Heer auf der Linie von Riga bis sk und die dortige Region unwegsamer Sümpfe aufgestellt sei: man e, vorkommenden Falls, mit zwei Armeen vorgehen, nach Rastenburg Ostpreußen und in der Richtung auf Warschau. — Sollte das etwa Anfang eines entschiedenen Angriffs geschehen, um den inzwischen in n verschanzten Lagern am Meer, bei Kolberg und Königsberg einge-ssenen Preußen Entsatz zu bringen? — Keineswegs! Weiter als die igen Meilen bis Rastenburg sollte der kühne Zug nicht gehen. — Die ee, gegen welche sich der Feind wendet, weicht ihm rückwärts aus, andere operirt in seine Flanke; nur wenn man sich dem Feinde in legener Zahl gegenüber sieht, wird eine Schlacht angenommen; ergiebt eine solche günstige Gelegenheit nicht, so weicht die angegriffene Armee ick in ihr verschanztes Lager —: es war der Operationsplan Phulls, der Kaiser noch einmal vortrug.

Da Scharnhorst die Lage hervorhob, in die Preußen gerathen mußte, n dieser Operationsplan befolgt wurde, „erhielten, wie er sagt, ver-dene Punkte eine für Preußens Interessen günstigere Auslegung.“ h kann das nicht von irgend bedeutender Tragweite gewesen sein, denn ergab sich weiter nichts daraus.

Scharnhorst suchte darauf in einer dem Kaiser übersendeten Denk-ift die Schwächen und Mängel des Phullschen Operationsplanes nach-

Digitized by Google

zuweisen. Er machte darauf aufmerksam, daß Napoleon auch jeder einer jeden der beiden russischen Armeen, die dieser Plan voraussetzte, eine besondere Heeresmacht entgegenstellen, gegen beide zugleich vorgehen und sie so weit auseinander drängen könne, daß ineinandergreifende, einander unterstützende Operationen beider vollkommen unmöglich würden. Die Schlacht im Besitz Preußens und seiner Hülfsquellen wäre dann Napoleon in der Lage, Polen bis tief in Rußland hinein zu revolutioniren und zu bewaffnen, und hätte zugleich volle Freiheit, Preußens Streitkräfte (man konnte hinzusetzen: wenn sie dann überhaupt noch existirten) in ihren verschanzten Lagern eingeschlossen zu halten und auszuhungern. Diese Streitkräfte, diese Lager und Preußens Festungen, könnten überhaupt nur mit Erfolg wirken, wenn das russische Heer bis zur Weichsel und Oder vorginge und Napoleon dort ihm und den Preußen zugleich begegnete.

Auch diese Vorstellungen blieben vergeblich. Der Kaiser las in einer zweiten und letzten Audienz (am 10. October) dem General Scharnhorst und dem Gesandten Schöler den ganz allgemein gehaltenen Vertrags-Entwurf vor, den Rumäntzow eben dem Kanzler Hardenberg zugesandt hatte — und es scheint, daß der Kaiser allen weiteren militärischen Erörterungen ausweichen wollte, denn da Schöler mit der Bemerkung hervortrat, daß die militärischen Anordnungen und die Vereinbarung darüber in den Augen des Königs die Hauptsache seien, erklärte Alexander, die politische Uebereinkunft (die noch nicht geschlossen war) müsse die Grundlage der militärischen werden.

Solcher Zurückhaltung gegenüber fühlte sich Scharnhorst, wie wir sehen, veranlaßt, bestimmter hervortreten zu lassen, was nothwendiger Weise geschehen mußte, wenn Rußland entschieden keine militärischen Verpflichtungen gegen Preußen übernehmen wollte. Er erwähnte nun, daß der König von Preußen sich für verlassen halten müsse, wenn er die Ueberzeugung gewänne, daß Rußland vorzugsweise (sollte heißen ausschließlich) auf die Vertheidigung der eigenen Grenzen bedacht sei und was diese verzweifelte Lage veranlassen könne zu thun, sei unberechenbar. Er verwies noch einmal darauf, welche Bedeutung Preußens Streitkräfte haben könnten, wenn der Krieg an der Weichsel und Oder geführt werde; darauf daß dann ganz Norddeutschland und selbst England Antheil an dem Kampf nehmen würden. Im entgegengesetzten Fall würde Preußen gezwungen der französischen Armee alles, dessen sie bedürfe, leichter und schneller liefern als das eigene Heimatland, die Streitmittel Preußens gegen Rußland gewendet werden, ganz Polen außerhalb und innerhalb der russischen Grenzen Napoleon verstärken, die Ottomanische Pforte den Krieg mit erneuter Energie wieder aufnehmen, und vielleicht auch Oesterreich sich gegen Rußland erklären.

Scharnhorst glaubte mit großer Mühe etwas erlangt zu haben, als der Kaiser endlich darein willigte, daß eine Militär-Convention geschlossen werde.

Digitized by Google

ßeren Inhalt sich eben Scharnhorst mit dem Kriegsminister Barclay llh verständigen sollte, aber auch dieses Zugeständniß erwies sich als ı ohne Wesen, als es zur Sache kam, und war wohl von Seiten ıisers nur gemacht, um sich für seine Person weiteren Erörterungen ziehen.

ın den Unterhandlungen mit Barclay kam Scharnhorst nicht weiter ıhin, daß festgestellt wurde, sobald der Krieg unvermeidlich geworden ılle sich die russische Armee so schnell wie möglich in Marsch setzen, „wenn es sein kann", die Weichsel zu erreichen suchen. Die schein-Zusage war schon durch das bedingende „wenn es sein kann" wieder hts aufgelöst, noch vollständiger aber durch das was weiter folgte. ieß es, daß über eigentliche Operationen nichts Näheres festgestellt n könne, weil man „den Angriff abwarten wolle" und demnach laßregeln des Feindes, nach denen man die eigenen berechnen müsse. einzige greifbare, einigermaßen Wesenhafte, das am Ende verabredet n konnte, war dann auch von der Art, daß man sich wohl auf-vert fühlen konnte, an dem Ernst der Absicht zu zweifeln.

Es war folgenden Inhalts: da der größte Theil der russischen Armee t zurückstehe, daß er die Grenze erst in drei bis vier Wochen nach ıltenem Befehl erreichen könne, — da selbst die nächsten Divisionen Tage brauchen würden, um an die Grenze zu gelangen; — da ferner Thätigkeit dieser Armee nur gegen Operationen des Feindes an der chsel (und, wie sich aus dem Zusammenhang ergiebt, an der mittleren oberen Weichsel im Herzogthum Warschau) gerichtet sein kann, der d aber wahrscheinlich zuerst etwas gegen Königsberg unternehmen e, willigt der Kaiser von Rußland darein, ein Corps von 12 Batail-n und 8 Schwadronen (d. h. wenn diese Truppen nach dem Soll-vollzählig waren, so daß ihnen nicht Ein Mann fehlte, von 10,064 ın) auf dem rechten Flügel seiner Armee dergestalt in Bereitschaft n zu lassen, daß es binnen fünf Tagen die Grenze bei Tauroggen ıren kann, um Königsberg in Verbindung mit dem (preußischen) Corps Generals York zu decken. Außerdem wird die russische Marine Vor-ung treffen, einige bewaffnete Fahrzeuge zur Deckung der Schifffahrt chen Memel, Pillau und Kolberg auf das schnellste verwenden zu können.

Gegen wen die Schifffahrt gedeckt werden sollte, fragt man wohl ver-ns!

Das konnte man natürlich in Berlin für nichts Anderes halten, als eine Wendung, in der jede Waffenhülfe abermals verweigert wurde, der König von Preußen entschied sich (7. Nov.) für den Anschluß an ınkreich, um so mehr, da sich mit Bestimmtheit ergab, daß von Oester-h gar nichts zu erwarten sei.

Als eine Verweigerung jeder Waffenhülfe wollte auch in der That Kaiser Alexander seine Aeußerungen verstanden wissen. Er äußerte

Digitized by Google

einige Wochen später mit vollkommener Offenheit gegen den preußischen Gesandten an seinem Hof, er wage nichts zu unternehmen, um sich Preußens zu versichern, weil das den Krieg beginnen heiße. Ueberdies sei nur der Theil Preußens, der zwischen der russischen Grenze und der Weichsel liege, für Rußland von Werth. Das Land jenseits der Weichsel sei zu entfernt und Schlesien bereits durch Frankreich abgeschnitten.*)

Eine spätere preußische Sendung nach Petersburg, nämlich die des damaligen Majors v. Knesebeck, im Februar 1812, hatte keinen andern Zweck mehr, als dem Kaiser Alexander die Unvermeidlichkeit des preußischen Anschlusses an Frankreich darzuthun, eigentlich, daß er selbst, der Kaiser von Rußland, ihn unvermeidlich gemacht habe. Vor allem aber sollte Knesebeck das Mögliche thun, damit der Frieden erhalten bleibe, zugleich der Kaiser Alexander sich entschließe, deshalb, wie Napoleon zu wünschen schien, einen besonderen Gesandten nach Paris zu senden. Mehr als jemals lag jetzt dem König von Preußen an der Erhaltung des Friedens, theils weil ihm ein Sieg über Napoleon nur dann möglich schien, wenn Rußland, Oesterreich und Preußen sich gegen ihn vereinigten, besonders aber damit das verhaßte Bündniß mit Frankreich nicht zu einer That zu werden brauchte.

Der Kaiser Alexander war, in Beziehung auf Macht, Geist und Wille, einerseits in Preußen und Norddeutschland, andererseits in Polen in einer Verblendung befangen, die nicht vollständiger, und in Wahrheit nicht seltsamer gedacht werden könnte — und dennoch ist es glücklich zu nennen, daß sich Alles so gefügt hat, wie es im Sinn einer an sich nicht weniger als berechtigten Ansicht eingeleitet wurde.

Die Dinge lagen nicht so, wie die preußischen Patrioten dachten. Schon die russische Heeresmacht war nicht so zahlreich, wie man in Preußen, ja wie Alexander selbst glaubte. Trotz aller, Jahre lang fortgesetzten Rüstungen und Opfer vermochte Rußland schließlich doch nur eine Armee von 175,000 Mann an seiner westlichen Grenze zusammen zu bringen. Das war wenig der gewaltigen Macht Napoleons gegenüber; das war kein Heer, mit dem man ihm bis an die Elbe entgegen gehen konnte. Und noch aus vielen anderen Gründen war es ein Glück, daß der Krieg nicht in der kühnen Weise begonnen wurde, die Scharnhorst, Gneisenau und die Gleichgesinnten in Preußen vorschlugen. So wie er an der Oder, scheinbar für Preußen geführt wurde, war er ohne Zweifel in Rußland wieder sehr unbeliebt; schon das allgemeine Widerstreben führte dann sicher dahin, daß er nicht mit der äußersten Anspannung aller Kräfte mit der Energie und Elasticität geführt wurde, die in solchem Fall unerläßlich waren. Auch war unter den russischen Generalen, so viele tüchtige Männer sich unter ihnen befanden, doch kein einziger einer Kriegführung

*) Max Duncker a. a. O. 724—730.

hem Styl, einer Aufgabe gewachsen, die so weit über das Handwerks- des Kriegs hinaus, in das Gebiet des Weltgeschichtlichen reichte.

---

er unvermeidlich herannahende Krieg mit Frankreich sollte auch in neren Verwaltung Rußlands einen Personen-Wechsel herbeiführen, e namhafte Veränderung in allen Dingen nach sich zog.

Speransky war sehr allgemein verhaßt, aus welchen Gründen, dessen wir bereits gedacht. Er wußte sich auch gehaßt und erwachte nach- zu dem Bewußtsein, daß seine glänzende und bedeutsame Stellung eine sehr gefährliche sei. Während der Kaiser ihn thatsächlich mehr ehr zur höchsten Autorität in so ziemlich allen Zweigen der Regie- nachte, ihm auch die höhere Verwaltung des neu erworbenen Groß- thums Finnland anvertraute, ihn zu allem Uebrigen auch noch zum r der Universität Abo ernannte, die, den Bedürfnissen des Landes chend, eine schwedische war und blieb, — während so immer neue r seinen Wirkungskreis erweiterten, hatte und äußerte er selbst seine ken. Er bat den Kaiser schon im Februar 1811 schriftlich ihn des eines Regierungs-Secretairs zu entheben, und führt als Grund Bitte außer der Ueberbürdung, der er nicht mehr gewachsen sei, die vielfache Feindschaft an, der ihn seine vielfache Verwendung aus- Man beschuldige ihn alle Geschäfte an sich zu reißen. Auch die egenheiten Finnlands wünschte er einem Anderen übergeben zu dür- nur an der Spitze der Gesetz-Commission möge ihn der Kaiser in Stellung als Director lassen. Er erinnert dabei an die Devise, die st gewählt und die dem Kaiser gefallen habe, nämlich: j'ai désiré ire du bien, mais je n'ai pas désiré de faire du bruit, parce 'ai senti que le bruit ne faisait pas de bien, comme le bien isait pas de bruit. — Als wichtigsten Hauptgrund für seine Bitte, Speransky zum Schluß an, daß er nur in der gewünschten Be- kung seiner amtlichen Thätigkeit Zeit und Möglichkeit finden könne, nauen Bestimmungen in Beziehung auf das gerichtliche Verfahren die Ausführung der Gesetze auszuarbeiten, ohne die alle Reformen Kaisers wie in den Sand geschrieben bleiben würden. Ganz zuletzt er mit vieler Feinheit zu verstehen, daß er, tiefer eingeweiht in die und Absichten des Kaisers, als „vielleicht" irgend ein Anderer, der aute aller großen und wichtigen Beschlüsse bleiben könne, auch wenn Thätigkeit nicht durch so viele laufende Angelegenheiten in Anspruch nmen wäre.

Zeitgenossen, die Speransky genau gekannt haben, die gesehen hatten, ehr er sich in seiner alles umfassenden Wirksamkeit gefiel, wie sehr icht auch in dem Bewußtsein, daß er ihr gewachsen sei, wollten nicht glauben, daß es ihm mit dieser Bitte voller Ernst gewesen sei. Sie

Digitized by Google

sollte vielleicht nur ein geschickter Schachzug gegen seine Feinde sein; dem Kaiser beweisen, daß er keineswegs gesonnen sei, alle Geschäfte an sich zu reißen, wie man ihn beschuldigte, — den Kaiser bestimmen solche Berichtigungen dadurch abzuweisen, daß er auf diese Bitte verwies. Wie dem sei, der Kaiser gewährte die Bitte nicht. Er konnte seinen Speransky nirgends entbehren, am wenigsten im Reichsrath.

In dem Maß aber wie einem Jeden in Rußland einleuchtend wurde, daß der Krieg mit Frankreich nahe sei, vermehrten sich die Versuche, Speransky zu beseitigen. Sie wurden kühner und dreister.

Es war seltsam. Der Kanzler Rumäntzow trat ganz offen und unverhohlen als Anhänger Frankreichs und des französischen Bündnisses auf, und sprach geflissentlich aus, daß man dieses Bündniß um jeden Preis erhalten müsse. Dennoch beschäftigte man sich im Ganzen wenig mit ihm, der doch der Form nach an der Spitze der Regierung stand, und er blieb so ziemlich von Angriffen verschont. Er war theils schon durch seine gesellschaftliche Stellung gesichert; der Nachkomme der Bojaren, mit dem halben Hof verwandt und großer Herr, war nicht so leicht zu vernichten wie der Emporkömmling Speransky. Besonders aber schien er auch nicht wichtig genug. Man kannte so ziemlich seine Nichtigkeit, wenn man auch nicht davon sprach; man wußte, daß er das Vertrauen des Kaisers nicht habe und daß sein Einfluß nicht weit reiche.

In Speranskys Benehmen deutete nichts auf französische Sympathien als einige gelegentlich gesprochene Worte der Bewunderung in Beziehung auf Napoleon, und eine allerdings übertriebene Vorliebe für den Code Napoléon. Dennoch richteten sich alle Pfeile gegen ihn; Er wurde der Gegenstand aller Verdächtigungen. Man gefiel sich darin, ihn sich als einen an Frankreich verkauften Verräther zu denken, und doch hatte dieser Verdacht, der sofort zur Gewißheit erhoben wurde, in der That gar keinen Grund, als den Haß, dessen Gegenstand Speransky war. Die hauptsächlichsten Feinde Araktschejew, z. B. Rosenkampff und diejenigen, die unmittelbar den Sturz des Gehaßten herbeiführten, waren natürlich weit entfernt selbst an Speranskys Verrath zu glauben, aber sie benutzten die Strömung der öffentlichen Meinung und versäumten nichts, den Verdacht zu bestätigen und weiter und weiter zu verbreiten. In den Kreisen der Unzufriedenen und Verstimmten mögen dann ihrer Viele wirklich daran geglaubt haben, da die Menschen im Allgemeinen eben so leicht und gern glauben, was der Haß eingiebt, als was sie wünschen. Bei Vielen mag denn auch die halb absichtliche Selbsttäuschung ihre Rolle gespielt haben, wie in solchen Fällen vorzukommen pflegt; — man belügt nur zu leicht sich selbst in solcher Aufregung; die Leute wollten den Mann als Landesverräther sehen, der ihnen eigentlich verhaßt war, weil er unbequeme Neuerungen einführte und die Aufhebung der Leibeigenschaft im Sinn hatte. — Die Verdächtigungen wurden mit solcher Thätigkeit und so vielem Geschick betrieben

Digitized by Google

allgemeine Meinung kam ihnen so willfährig entgegen, daß in der
nge, die den maßgebenden Kreisen ferner stand, bald Alles mit leiden-
ftlicher Ueberzeugung an Speranskys Verrath glaubte.

Derselbe Haß und Verdacht heftete sich dann auch — wenngleich, wie
irlich, nicht mit derselben Intensität und nicht in so weit gezogenen
isen — an einen Mann zweiten Ranges, der seit etwa zwei Jahren
thätiger und eifriger Gehülfe Speranskys geworden war. Das war
Staats-Secretair Michail Leontiewitsch Magnitzky, ein Mann von
t gewöhnlichen Fähigkeiten, der aber durch seinen Charakter gar sehr
die Zeiten der Kaiserin Elisabeth und die damalige Generation erinnerte.
Dieser Magnitzky war, nach damaliger Sitte, schon in der Kindheit
Soldat in das Preobrashenskische Garde-Regiment eingeschrieben ge-
n, hatte dann als Beamter des Ministeriums der auswärtigen An-
zenheiten Suworows Feldzug in Italien mitgemacht, war darauf, mit
russischen Gesandtschaft nach Paris gesendet und endlich, bei der Bil-
g der Ministerien, in das Ministerium des Innern versetzt worden.
Jahr 1810 ernannte ihn der Kaiser zum Staats-Secretair und stellte
an die Spitze einer Commission, die ein Reglement für das gesammte
waltungswesen des Heers ausarbeiten sollte. Außerdem wurde diesem
länger Speranskys noch manches Andere anvertraut, namentlich die
action aller militairischen Rescripte, „die dem Kriegs-Ministerium un-
nnt bleiben sollten" (!) und die Bildung des Polizei-Ministeriums.

Der Eifer des Carriere-Machens verleitete ihn aber zu zwei Unvor-
igkeiten, durch die er sich gar viele und sehr mächtige Feindschaften zu-
In beiden Fällen handelte es sich um Dinge sehr eigenthümlicher Art.
Zuerst, im Jahr 1810, um eine Angelegenheit, die mit dem Brannt-
1-Monopol der Krone zusammenhing. Die Pächter der Schank-
echtigkeit in Petersburg hatten nicht ermangelt, Branntwein-Schenken in
unmittelbaren Nähe der Kasernen aller Garde-Regimenter einzurichten
Kriegs-Ministerium fand es im Interesse der Disciplin nothwendig
Schenken zu schließen und zu beseitigen. Der Pächter des Schank-Mono-
in Petersburg und seinem Bezirk war zur Zeit Graf Nikolay Subow,
Bruder des einstmaligen Günstlings. Der verlangte nun der Besei-
ng dieser Schenken wegen eine Entschädigung von zwei Millionen
eln. Daß vornehme Herren als Pächter dieses etwas unsauberen
nopols auftraten, um ein blühendes Vermögen zu vermehren, öfter
, um einem zerrütteten aufzuhelfen, daran war man gewöhnt; auch
e Reclamationen waren im Allgemeinen natürlich nicht unerhört.
e Forderung aber konnte ein Jeder leicht und so zu sagen auf den ersten
k, als eine jedenfalls sehr verwegen übertriebene erkennen. Gewiß ver-
hten etwa achtzehntausend dürftig besoldeter Garde-Soldaten überhaupt
t im Lauf von drei oder vier Jahren so viel Branntwein zu trinken —
heißt zu bezahlen — daß Graf Subow auf den Preis desselben einen

Digitized

Reingewinn von zwei Millionen machen konnte. Der Jahressold aller Garde-Soldaten zusammen betrug kaum den zehnten Theil dieser Summe. Unmöglich konnte Graf Subow dadurch zwei Millionen verlieren, daß die Soldaten ein Paar Straßen weiter nach Branntwein gehen mußten.

Dennoch wurde dem Grafen, dessen Vermögen zerrüttet war, die verlangte Entschädigung von der höchsten Gerichtsbehörde, dem Senat, in aller Form zuerkannt. Dem Kaiser Alexander aber waren Forderung und Hergang verdächtig; er beauftragte ein besonders dazu ernanntes Comité die Sache noch einmal zu untersuchen, und stellte Magnitzky an dessen Spitze. Magnitzky glaubte den Wink zu verstehen, der in seiner Ernennung unter solchen Bedingungen lag, und entdeckte, daß Graf Subow weit entfernt Anspruch auf eine Entschädigung zu haben, vielmehr seinerseits der Krone zwei Millionen Rubel schulde. Da so zwei einander geradezu widersprechende Urtheile vorlagen, kam die Sache in den Reichsrath, der einstimmig den Spruch des Comités verwarf und den des Senats bestätigte. Der Kaiser behielt sich die persönliche Kenntnißnahme und Entscheidung vor, und entschied gegen Reichsrath und Senat für Magnitzky, und es erging der Befehl die zwei Millionen von Subow einzutreiben.

Nun traf das Unheil auch mittelbar betheiligte Personen. Da es sich in den Contracten der Branntwein-Pächter immer um große Summen handelte, hatten sie Bürgschaften in liegenden Gütern zu einem sehr hohen Betrag zu stellen; wo ihr eigener Besitz an Häusern, Landgütern und dergl. nicht ausreichte, fanden sie Gelegenheit auch fremdes Eigenthum mit Bewilligung der wirklichen Besitzer, als zu den Bürgschaft gewährenden Besitzthümern gehörig aufzuführen, welche die Regierung nöthigen Falls sich aneignen könne, um jeden möglichen Verlust zu ersetzen. Das geschah sehr häufig. Die Einwilligung, der Eigenthümer, deren Besitz in solcher Weise für fremde Interessen bürgen sollte, wurde natürlich in der Regel nicht aus Freundschaft, nicht umsonst gewährt. Das Geschäft der Pächter warf einen so reichlichen Gewinn ab, daß die Herren die Gutsbesitzer, die sich für sie verbürgten, sehr gut bezahlen konnten, so daß solche Bürgschaften ein Mittel geworden waren aus seinen Gütern doppelte Einkünfte zu ziehen: einmal den wirklichen Ertrag, den sie brachten, und dann acht bis vierzehn Procent Zinsen von dem Betrag, zu dem sie geschätzt und als Bürgschaft von der Krone angenommen waren. So viel zahlten die Pächter.

Diesmal hatte eine Gräfin Potocka sich mit ihren Gütern in solcher Weise für Subow verbürgt. Diese Güter wurden, da Subow die rückständigen Millionen nicht zahlte, für die Krone in Besitz genommen und zu ihren Gunsten versteigert. Magnitzky aber hatte sich nicht blos die betreffenden Familien zum Feinde gemacht, sondern auch den Senat und den Reichsrath, deren Mitglieder in gar eigenthümlicher Weise bloßgestellt waren.

Der zweite Fall, in dem Magnitzky seine Stellung gefährdete, schien

Digitized by Google

iger gewagt und berührte ganz andere Kreise. Magnitzky theilte zu ıng des Jahres 1812 dem Polizei-Minister Balaschow mit, einer der 3etersburg residirenden Väter der Gesellschaft Jesu habe sich gegen erboten, Napoleon zu vergiften. Der Kaiser, dem darüber berichtet e, wies natürlich ein solches Anerbieten mit der äußersten Entrüstung sich — dann aber wurde die auf das strengste Geheimniß angelegte je doch in den Hofkreisen einigermaßen bekannt, und unter allen nden der Jesuiten, deren sie damals in Petersburg gar viele und sehr tende hatten, war nur eine Stimme. Magnitzkys Bericht wurde sehr und entschieden für eine arge und frevelnde Lüge erklärt. Daß die men Väter einer solchen Unthat, eines solchen Gedankens nicht fähig , davon waren ihre Freunde so überzeugt, daß es nach ihrer Meinung, für Andere einer Untersuchung, eines Beweises gar nicht bedurfte, der böse, unwahre Verläumder hatte nun auch die Jesuiten und ihre hrer zu unversöhnlichen Feinden.

Doch wurde er immer nur nebenher angegriffen. Speransky es, der dem Kaiser immer von neuem und von den verschiedensten en her, in namenlosen wie in unterschriebenen Briefen warnend als ppter Illuminat, als bezahlter Agent Napoleons, als Verräther be- net wurde. Mißtrauen und Haß, deren Gegenstand Speransky war, n sich allerdings weit verbreitet durch das ganze Reich —: diese an Kaiser gerichteten Aeußerungen solcher Gefühle gingen aber doch tlich nur von beschränkten Kreisen, von bestimmten Coterien aus. n wer nicht zu der vornehmen Welt, zu den Hofkreisen Beziehungen , wagte damals nicht leicht sich mit solchen Warnungen und gutem h, der nicht gefordert war, an den Kaiser zu wenden. So waren es eigentlich nur wenige Stimmen, die der Kaiser hörte. Das Be- tsein, daß sie wirklich die allgemeine Meinung des Landes hinter sich n, schien den Feinden Speranskys für den unmittelbaren Zweck nicht gend; es wurde etwas nachgeholfen und mit einiger Kunst der Schein or gerufen, als ob der Stimmen sehr viele wären, als ob sie aus, verschiedensten Regionen kämen, als ob die Angst, die Sorge um er und Vaterland, die Evidenz des Verraths, deren in allen Kreisen ckt hätten.

Was dem Kaiser geschrieben, was für angebliche Verräthereien Spe- skys enthüllt wurden, das geht zum Theil weit über die Grenzen des ublichen hinaus.

So ist unter anderen ein Brief bekannt geworden, den Rostoptschin, im Jahr 1812 vom Moskauischen Adel zu seinem Wortführer er- lt, im Namen dieses Adels an den Kaiser gerichtet haben sollte. Das ische Heer wurde an der westlichen Grenze des Reichs gesammelt, t die Garden verließen die Hauptstadt, um nach Litthauen zu ziehen. der anderen Seite hatte Napoleon im Februar Feindseligkeiten gegen

Schweden begonnen, und Stralsund durch französische Truppen besetzen lassen. Um diese Ereignisse drehten sich die seltsamen Declamationen, in denen der Verfasser des Briefs Speransky und Magnitzky als Verräther anklagte. „Sie sind durch Ihre Vertrauten Ihrem angeblichen Verbündeten Napoleon verkauft,“ ruft er dem Kaiser zu. In verrätherischer Absicht seien alle Truppen aus Petersburg und fast alle aus Finnland nach Litthauen gesendet worden, während Napoleons „Räuberschaaren“, siebzehn tausend Mann stark, bei Stralsund vereinigt, auf den günstigen Augenblick lauerten (wie es scheint mit der Besatzung von Danzig vereinigt), durch das unbewachte Kurland nach dem wehrlosen Petersburg vorzudringen. Der angebliche Rostoptschin bittet um die Erlaubniß nach Petersburg zu kommen, um Alles zu enthüllen; oder der Kaiser solle Balaschew „zu seinem Werkzeug“ wählen; der sei bereits vollständig auf der Spur dieser verbrecherischen Umtriebe.

Man begreift kaum, wie ein Mann bei gesunden Sinnen dergleichen Zeug schreiben, besonders wie er davon irgend einen Erfolg erwarten konnte. Zum Schluß erhebt sich der Brief zu einer Drohung. Dieses Schreiben sei das letzte, heißt es darin; wenn es unbeachtet bleibe, würden die Söhne des Vaterlandes sich genöthigt sehen, nach der Hauptstadt aufzubrechen und nachdrücklich die Enthüllung der Verbrechen und eine Veränderung der Regierung zu verlangen. — Unter welcher Bezeichnung dieser Brief an den Kaiser gelangte ist nicht bekannt geworden, im Publikum aber circulirten mehrfache Abschriften mit der Unterschrift Rostoptschins.

Der Lärmen, der um ihn her gemacht wurde, war wohl geeignet den Kaiser zu überzeugen, daß Speransky allgemein mit dem entschiedensten Mißtrauen betrachtet werde, und den Gedanken zu erwecken, daß er, in dem Augenblick, wo er die größten Opfer und eine heroische Anstrengung von seinem Volk fordern mußte, und folglich eines unbedingten Vertrauens von Seiten dieses Volks bedurfte, jedenfalls wohl thäte einen so allgemein verhaßten Mann von seiner Person zu entfernen. Doch kam Alexander auf diesen Gedanken nicht. Es gelang nicht Speransky zu beseitigen oder auch nur seine Stellung zu erschüttern, so lange der Kaiser nicht überzeugt wurde, daß sein Gehülfe wirklich sein Vertrauen mißbraucht und sich gegen ihn persönlich vergangen habe. Als man es endlich dahin brachte, gelang natürlich sehr viel mehr: Speransky verfiel einer jähen Ungnade und einer Strafe ohne Untersuchung. Doch wurde das von einer ganz anderen Seite her und durch ganz andere Persönlichkeiten bewirkt; durch Leute, die mit den bisherigen Feinden Speranskys, mit dem gegen ihn empörten fanatischen Russenthum nichts gemein hatten.

Ein Schwede, Baron Armfeldt, war es, der den Ausschlag gab. Dieser Schwede, Neffe eines Obersten gleiches Namens, der im Jahre 1788 an der Spitze der gegen ihren König verschworenen schwedischen

Digitized by Google

iziere gestanden hatte, besaß große Güter in Finnland, es hatte also sich nichts Befremdendes, daß er russischer Unterthan wurde, als seine re Heimat von Rußland abhängig geworden war. Doch lag die ntliche Veranlassung zu seinem Uebertritt wohl nicht in diesen allgenen Verhältnissen. Persönlich von König Gustav IV. von Schweden nstigt; nach dessen Absetzung von dem neuen König Karl XIII. zugesetzt, wurde er durch persönliche Beweggründe bestimmt; auch trat n jeder Beziehung ganz anders auf als seine Landsleute, und so, daß als eine Ausnahme die gewünschte Aufmerksamkeit auf sich lenken ite. Der finnländische Adel hielt sich im Allgemeinen still für sich und : nach alter Weise meist, wie das die Armuth des Landes mit sich hte, in ziemlich bescheidenen Umständen weiter, zufrieden, daß ihm die ierung seines Heimatlandes im Wesentlichen überlassen blieb —: afeldt erschien am Hof und suchte da sofort festen Fuß zu fassen und bedeutender Mann eine Rolle zu spielen.

Schon als der erste und zur Zeit einzige seines Gleichen wurde er mit offenen Armen aufgenommen, besonders aber auch seiner vielen bindungen wegen, die er in der Fremde, in Schweden und dem nördn Deutschland wirklich hatte, vielleicht für bedeutender halten ließ, als wirklich waren, und zu Rußlands Gunsten zu verwerthen versprach. hatte während des Krieges von 1806 und 1809 mit dem Parteigänger hill in Verbindung gestanden und galt wirklich etwas in den Berliner isen preußischer und deutscher Patrioten. Dazu gehörte zu jener Zeit ht viel mehr, als daß man sich mit einigem Geist und einer gewissen irme für einen Feind der französischen Revolution und besonders Napons gab. Der Kaiser Alexander hatte vielleicht eine etwas zu hohe inung von der Bedeutung gewisser Coterien und dem Einfluß, den üben könnten, wie er denn auch von dem Kreise vornehmer Feinde poleons, der sich in Wien um den Grafen Rasumowsky, den ehemaligen sischen Gesandten dort, versammelte, etwas erwartete. Nicht minder te er, gleich vielen Anderen, von dem norddeutschen Tugendbund lange it eine sehr übertriebene Meinung. So wenig der Kaiser auch geneigt r auf die Hoffnung einer Erhebung Nord-Deutschlands hin einen Anffskrieg an der Oder und Elbe zu wagen, wurden doch Armfeldts Verdungen für wichtig gehalten, und der gewandte Schwede wußte die te Aufnahme, deren er sich erfreute, so gut zu benützen, daß er in Kurzem exanders Gunst in hohem Grade gewann.

Amtlich waren diesem Baron Armfeldt, den der Kaiser bald in den afenstand erhob, unter Speranskys Leitung und durch dessen Verttelung, die Angelegenheiten Finnlands zum großen Theil anvertraut. ichtiger aber war ihm selbst seine außeramtliche Thätigkeit, der Antheil, n er, bei der Nullität des Kanzlers Rumäntzow, an der Leitung der swärtigen Angelegenheiten nehmen durfte, und der sich in einem Brief-

Digitized by Google

wechsel mit vielerlei Freunden und amtlosen Agenten, besonders aber in persönlichem Verkehr mit dem Kaiser, bewegte.

Doch genügte das dem Grafen Armfeldt nicht; er strebte höher und darauf bedacht seine Stellung zu befestigen, hatte er sich bereits mit dem Polizeiminister Balaschow verbündet. Nun aber den maßgebenden Einfluß zu gewinnen, den sein Ehrgeiz verlangte, kam es darauf an, den Mann der am höchsten in der Gunst des Kaisers stand, Speransky, entweder zu gewinnen oder zu beseitigen. Armfeldt und Balaschow versuchten zunächst das Erstere. Sie forderten Speransky auf, mit ihnen vereinigt ein geheimes „Comité" zu bilden, ein Triumvirat, dessen Mitglieder sich über jede einzelne Angelegenheit und Frage zuerst unter sich zu verständigen hätten, um stets gemeinschaftlich und in einem und demselben Sinne zu sprechen und zu handeln, auf diese Weise, stark durch das Vertrauen des Kaisers, den Kaiser selbst zu beherrschen und sich der Leitung der Regierung unbedingt zu bemächtigen; Reichsrath, Senat und Ministerium aber lediglich zu unselbständigen Werkzeugen ihres Willens zu machen. So berichtet Speransky selbst in handschriftlichen Notizen, von denen er, so viel bekannt ist, nie Gebrauch gemacht hat, die nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden worden sind.

Speransky wies diesen Antrag mit Entrüstung von sich; die beiden Verbündeten sahen sich nun in dringender Gefahr; sie hatten keinen Grund zu glauben, daß Speransky über diese seltsame Angelegenheit schweigen würde, da sein persönliches Interesse wie das Gebot der Pflicht ihn veranlassen mußten den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen. So sahen sie denn den einzigen Weg zur eigenen Rettung nur darin, daß sie ihm zuvorkamen: sie klagten Speransky bei dem Kaiser an, er habe ihnen das hinterlistige Bündniß angeboten. Als Balaschow zu einer späteren Zeit gerathen fand sich Speransky gegenüber so weit als möglich, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen, gab er vor, er sei zu diesem nichtswürdigen Schritt gezwungen worden. Armfeldt habe ihm gedroht, wenn er nicht als Ankläger Speranskys auftreten wolle, werde er ihn und Speransky als die gemeinschaftlichen Urheber des sträflichen Vorschlags bezeichnen. Das ist aber eine Rechtfertigung, deren Schwäche wohl nicht erst weiter nachgewiesen zu werden braucht.

Daß der Kaiser dieser Anklage ohne Weiteres Glauben beimaß, ist wohl ein Beweis wie sehr sein Gemüth, überhaupt bestimmbar, auch für Mißtrauen empfänglich war, und vielleicht läßt sich auch daraus schließen daß die vielen, von so vielen Seiten her wiederholten Denunciationen und Warnungen doch einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Speransky, der überhaupt mit zu großer Zuversicht auf die persönliche Freundschaft Alexanders rechnete, beging zu seinem Unglück gerade in diesem Augenblick eine Unvorsichtigkeit, die er selbst für etwas sehr Unbedenkliches hielt, für etwas, das ihm selbstverständlich gestattet sei: er nahm

Digitized by Google

der geheimen Kanzlei des Ministeriums der auswärtigen Angelegen-
n zwei in Chiffern an den Kaiser gerichtete Berichte der russischen
ındtschaft zu Kopenhagen an sich, ohne Erlaubniß des Kaisers und,
sich ergiebt, selbst ohne es dem Kaiser auch nur zu sagen. Das
de nun dem Kaiser hinterbracht als ein offenbarer Beweis, daß Spe-
sky Landesverrath beabsichtige. Weshalb suchte er sonst auf solchen
ächtigen Umwegen, verstohlener Weise in den Besitz aller Geheimnisse
auswärtigen Politik zu gelangen? Er wollte, sagten seine Feinde, den
alt dieser Depeschen dem dänischen Gesandten, Grafen Bloom, und
französischen, Lauriston, mittheilen. — Die Eigenmächtigkeit wurde
nher auch als eine That unerhörter Vermessenheit, die über alle
ranken hinausging, als verwegene Nichtachtung der kaiserlichen Auto-
t bezeichnet.

Der Kaiser Alexander war auf das tiefste verletzt und empört. Solche
terlist, so schnöder Undank von Seiten eines Mannes, dem er sein
zes, unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte! — Leidend, gemüthskrank
er war, konnte er glaublich finden, daß alle auf Speranskys Rath
geführten Veränderungen und Neuerungen, namentlich seine Finanz-
ißregeln, verderblich seien und daß er sie, wie jetzt mit großem Nach-
ıck hinzugefügt wurde, aus verrätherischer Absicht an die Hand gegeben
e, ausdrücklich um das Reich gänzlich zu zerrütten.

Ob Araktschejew in diesen Dingen eine Rolle gespielt hat und welche,
nicht bekannt geworden; daß er Speransky als Nebenbuhler haßte, ist
annt, daß der Kaiser ihm von Dingen, die ihn so peinlich berührten,
ht gesprochen haben sollte, ist kaum wahrscheinlich, und er versäumte
ht leicht eine Gelegenheit einem Feinde zu schaden. Doch führt in
sem Fall keine Spur auf ihn zurück. Einen ganz besonders eifrigen
rbündeten hatten dagegen Armfeldt und Balaschow an dem elenden
senkampff gefunden — und Allen zusammen war es endlich gelungen
n Kaiser in solche Aufregung zu versetzen, daß er mit dem Gedanken
ıging Speransky — erschießen zu lassen!

So viel wir wissen, hat sich von Allen, die Gelegenheit dazu haben
nnten, niemand gegen diesen ungeheuerlichen Gedanken erhoben, als ein
utscher Gelehrter, der in gar keinen Beziehungen zu Speransky stand,
imlich der als Physiker rühmlich bekannte Dr. Parrot, aus dem Elsaß
bürtig. Seit der Gründung der deutschen Universität zu Dorpat dort
s Professor angestellt, hatte er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich
zogen, als dieser (1802) die neugeschaffene hohe Schule zuerst besuchte,
nd bald auch sein Vertrauen gewonnen. Er stand seitdem in ununter-
rochenem Briefwechsel mit dem Kaiser, er hatte das Recht, wenn er in
etersburg war, ohne alle herkömmlichen Förmlichkeiten im Cabinet des
aisers zu erscheinen, und er benützte diese Vorrechte, dem Kaiser schrift-
ch und mündlich, in oft Stunden langen Gesprächen schlicht und recht

Digitized

über Alles was zur Sprache kam, offen seine Meinung zu sagen. Das Mittel, durch das Parrot ein so eigenthümliches und so schwieriges Verhältniß länger als zwei Jahrzehnte über ungetrübt zu erhalten wußte, war ein sehr einfaches. Zufrieden mit seiner Stellung und seinem Rufe als Gelehrter wie mit seinen mäßigen Vermögens-Verhältnissen, ohne anderen Ehrgeiz auch für seinen Sohn, den er gleichsam zu seinem Nachfolger in der Wissenschaft erzog, verlangte Parrot nie irgend etwas für sich selbst; weder Ehren noch Vortheile.

Er hatte die ersten Monate des Jahres (1812) in Petersburg zugebracht, und erschien am Abend des 15./27. März im Cabinet des Kaisers, um sich vor seiner Rückreise nach Dorpat zu verabschieden. Alexander vertraute ihm in leidenschaftlicher Erregung seinen Kummer, die schrecklichen Entdeckungen, die er gemacht zu haben glaubte, und seine Absicht rasch und streng zu strafen.

Erschreckt und nachdenklich gestimmt durch Mittheilungen so ernsten Inhalts, richtete Parrot am Abend des folgenden Tages noch einen langen Brief in französischer Sprache an den Kaiser, den er beschwor, nicht übereilt zu handeln. „Als Sie mir gestern," sagte er darin, „die Leiden Ihres Herzens über Speranskys Verrath anvertrauten, sah ich Sie in der ersten Hitze der Leidenschaft, und ich hoffe, daß Sie jetzt schon den Gedanken, ihn erschießen zu lassen, weit von sich geworfen haben." — Was ihm der Kaiser gesagt habe, werfe allerdings einen bösen Schein auf Speransky, — aber sei der Kaiser in der gehörigen Gemüths-Verfassung ruhig und unparteiisch zu urtheilen? Eine Commission aber, die den Fall etwa untersuchen solle, könne in diesem Augenblick nur aus Feinden Speranskys bestehen. Der Kaiser solle bedenken, daß Speransky eigentlich nur deshalb verhaßt sei, weil Er ihn übermäßig erhoben habe. Erwiesen sei Speranskys Schuld noch keineswegs und jedenfalls seien Zeit und Umstände zu einer Untersuchung nicht geeignet. Nach seiner — Parrots — Meinung sei es hinreichend, Speransky von den Geschäften und aus Petersburg zu entfernen, und in solcher Weise zu beobachten, daß er keine Verbindungen mit dem Feinde unterhalten könne. Nach dem Kriege werde immer noch Zeit zu einer gerichtlichen Untersuchung sein. Am Schluß sagt Parrot: „Meine Zweifel an Speranskys Schuld werden unter Anderem auch dadurch bestärkt, daß unter den untergeordneten Angebern einer — (wahrscheinlich Rosenkampff) — ein ausgemachter Taugenichts ist, der schon einmal einen Wohlthäter verrathen hat."

Der Tag, der für Speransky entscheidend werden sollte (17./29. März), verging bis gegen Abend ohne Ereignisse. Speransky speiste bei einer Freundin (einer Frau Weickart), ein Feldjäger folgte ihm dorthin, um ihn zum Kaiser zu bescheiden. Das war nichts Ungewöhnliches; er wurde oft in solcher Weise gerufen. Speransky nahm in seiner Wohnung die Papiere zusammen, die zum Bericht bereit lagen, und erschien damit zur

nmten Zeit, um 8 Uhr Abends im Vorzimmer des kaiserlichen Ca-
s, wo er den General-Adjutanten Grafen Paul Wassilew. Golenisch-
o-Kutusow traf, und den Jugendfreund des Kaisers, den Minister,
ten Alexander Nikol. Galitzyn. Obwohl zuletzt gekommen, wurde
:ansky zuerst in das Cabinet zum Kaiser gerufen, und er blieb dort
Stunden mit ihm allein. Es fehlt nicht an ziemlich umständlichen
chten über das was da zwischen Beiden vorgegangen sein soll, und
ı Darstellungen fehlt es zum Theil weder an rednerischem Schmuck
an dramatischem Interesse, sie ruhen aber sämmtlich auf sehr un-
:em Grunde, da hinreichend feststeht, daß Speransky sich nie und
ı niemanden auf eine Erzählung dieser Scene eingelassen hat, der
:r natürlich noch viel weniger, ein Dritter aber überhaupt nicht ge-
ärtig war. Aus einer Rechtfertigungs-Schrift, die Speransky einige
:e später an den Kaiser richtete, läßt sich nur entnehmen, daß ihm die
vürfe gemacht worden sind, die seine Feinde beständig wiederholten
was weiter geschah, läßt keinen Zweifel darüber, daß ihm der Kaiser
Schluß die Entlassung aus allen seinen Aemtern ankündigte.

Bewegt und peinlich war die Scene gewiß. Galitzyn und Kutusow
n Speransky nach zwei langen Stunden, verstört und in höchster
regung aus dem Cabinet zurückkehren, sahen, wie er in bemerkbarer
wirrung seine Papiere zusammenzupacken suchte, und wie er bemüht
: dabei dem Licht den Rücken zuzuwenden, damit man seine verweinten
en nicht sehe. Er eilte von dannen, erst in der Thüre fiel es ihm
sich noch einmal umzuwenden und dem Fürsten Galitzyn ein Abschieds-
t zuzurufen.

Wie Kutusow berichtet, wäre der Kaiser in der leise geöffneten Thür
:s Cabinets erschienen und hätte dem Scheidenden ein „noch einmal,
n Sie wohl, Michail Michailowitsch!" nachgerufen. Galitzyn gedenkt
n nicht. Gleich darauf ließ der Kaiser diesem Letzteren sagen, er
ıe ihn unmöglich empfangen, er möge am folgenden Tage wiederkehren.

Speransky fuhr zu Magnitzky und fand dort nur dessen Frau in
:änen; Magnitzky hatte kurz vorher von einem Feldjäger begleitet in
Verbannung nach dem Norden, nach Wologda abreisen müssen. So
ıte denn der gestürzte Staatsmann schon hier gewahr werden, daß
) sein Schicksal schon vor seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser ent-
:den, daß das Verfahren gegen ihn nicht einfach und offen war, daß
durchaus den Charakter polizeilicher Intrigue und Ueberraschung an sich
3. Auch fand er in der eigenen Wohnung, in die er nun zurückkehrte,
eits den Polizei-Minister Balaschow und den Director der Ministerial-
nzlei vor, die ihn erwarteten, um seine Papiere, sein Cabinet zu versiegeln.
ıe mit Postpferden bespannte Kibitke an der Hausthüre ließ Speransky
ht im Zweifel darüber, was ihm weiter bevorstand. Er bat nur um
Erlaubniß, die ihm auch gewährt wurde, einige besondere Papiere

Digitized by Google

zusammt wenigen, eilig geschriebenen Zeilen selbst in einem eigenen Paket versiegeln und an den Kaiser adressiren zu dürfen. Speranskys Gemahlin war schon früher gestorben; seine Schwiegermutter, seine einzige Tochter wagte er nicht zu wecken, um Abschied von ihnen zu nehmen, und tief in der Nacht mußte er, von einem Polizei-Beamten gehütet, die Reise nach dem fernen Nishny-Nowgorod antreten, wo er streng bewacht und von Spähern umgeben einstweilen leben sollte.

Das Erstaunen in Petersburg war sehr allgemein und sehr groß als am folgenden Morgen bekannt wurde, was in der Nacht geschehen war. Rosenkampff wußte seinen Jubel nicht zu verbergen und verrieth dadurch, daß sein giftiger Haß bei weitem nicht befriedigt sei. Einige Freunde, die Speransky in der Frühe aufsuchen wollten, erfuhren von seinen Leuten die Ereignisse der Nacht. Einer von ihnen, Namens Kaissarow, eilte erschreckt zu Rosenkampff, und redete ihn mit der Frage an, ob er schon wisse, was mit Speransky geschehen sei? — „Mit was für einem Speransky?" antwortete Rosenkampff wegwerfend; „ich will nichts von dem Menschen wissen, und wenn Ihnen Ihre Ruhe lieb ist, rathe ich Ihnen, nie auch nur seinen Namen auszusprechen!" — Armfeldt und Balaschow wußten als Weltleute eine geziemendere Haltung zu bewahren und suchten keineswegs öffentlich geltend zu machen, daß sie das Wunder bewirkt hatten. — Ganz allgemein und fast ohne Ausnahme wurde das Ereigniß als ein freudiges und glückliches begrüßt; man ging sogar so weit, darin einen ersten Sieg über die Franzosen zu sehen!*)

Ja diese freudige Erregung blieb nicht auf Petersburg, nicht auf Rußland beschränkt. Die Vorstellung, daß Speransky ein dem französischen Kaiser verkaufter Verräther sei, war auf vielerlei Wegen so weit verbreitet worden, daß die Kunde von seinem jähen Fall auch auswärts in den Kreisen der aristokratischen Feinde Napoleons, und in denen der norddeutschen Patrioten mit großer Befriedigung aufgenommen wurde. Man glaubte, es sei viel dadurch gewonnen und sah nun dem Kampf Rußlands mit Napoleon gefaßter und hoffnungsvoller entgegen.

Die Wenigen unter den hochgestellten Männern Rußlands, die besser wußten, wie sich die Dinge verhielten und nicht zu Speranskys Feinden gehörten, hielten es für gerathen, sich nicht zu „compromittiren" und schwiegen.

Der Kaiser Alexander selbst aber theilte die allgemeine freudige Erregung keineswegs; es war ihm vielmehr bei der Sache nichts weniger als wohl zu Muth. Der Fürst Alexander Nik. Galitzyn fand ihn am folgenden Tage angegriffen und niedergeschlagen, und erhielt auf seine besorgten Fragen die Antwort: „Wenn man Dir eine Hand abhiebe, würdest Du gewiß schreien und klagen, daß man Dir weh thut; mir hat

*) Korff, Speransky, II. 30.

in der vergangenen Nacht Speransky genommen und der war meine
: Hand!" — Nach mancherlei Aeußerungen des Kaisers zu schließen,
ekannt geworden sind, schwankte er schon in der nächsten Zeit zwischen
ganz verschiedenen Vorstellungen, die gleichsam abwechselnd hervor-
n —: er schien bald zu glauben, daß der Verbannte wirklich straf-
sei, wenn auch vielleicht nicht gerade Verräther, bald daß er unschul-
seine Entfernung aber dennoch nothwendig gewesen sei, um die öffent-
Meinung zu beruhigen.

In den höheren gesellschaftlichen Kreisen zu Petersburg war bald
uf eine Denkschrift in Umlauf, in der Speranskys angebliche Ver-
en in nicht gerade classischem Französisch dargelegt wurden. Man
uthete hin und wieder sie könne von Armfeldt herrühren, doch ist
ziemlicher Wahrscheinlichkeit ermittelt, daß niemand anderes als Rosen-
ff der Verfasser war. Der Verbindungen mit Napoleon konnte
ransky in dieser Schrift nicht bezichtigt werden, denn noch war Ruß-
im Frieden mit Frankreich; so wurde denn von neuem wiederholt,
seine Feinde stets seiner staatsmännischen Wirksamkeit vorgeworfen
n, und daß seinem Treiben insgesammt Verrath zum Grunde liege,
: vermöge einer sehr eigenthümlichen Folgerung für erwiesen gelten.
sei nicht möglich, meint Rosenkampff, daß ein Mann von solchem
t wie Speransky, die von ihm angerathenen Maßregeln nicht als
erbliche erkannt haben sollte; er habe sie also angerathen, weil sie
erblich waren und in der Absicht den gänzlichen Zusammensturz alles
ehenden herbeizuführen. Die naheliegende Frage, was denn wohl
ransky zu einem so seltsamen Treiben bewogen haben könnte und
er davon erwartete, beantwortet Rosenkampff in geheimnißvollen
tten, indem er beiläufig Cromwells erwähnt, und von dem ungeheuren
hmuth, von der ungeheuren Selbstsucht Speranskys spricht, die ihn
iben ließen, daß er zu ganz ungewöhnlichen Dingen bestimmt sei. (Il
rut tellement rapproché des êtres supérieurs, tellement initié
s les hauts desseins d'une providence que son égoisme avait
e, qu'il ne doutait pas de pouvoir atteindre à tout, être destiné
es évènements plus particuliers que le reste des hommes.) In
Schmähungen, die auf Speransky gehäuft sind, verräth sich Rosen-
pff als Verfasser. Einer so niedrigen Giftigkeit des Hasses war kaum
Anderer fähig.

Die mündlich verbreiteten Gerüchte gingen natürlich sehr viel weiter.
n sagte, Speransky habe das Volk durch immer gesteigerte Abgaben
Empörung gegen den Kaiser bringen wollen. Man erzählte, seine
efe an „Buonaparte" seien aufgefangen worden; im Kriegs-Ministe-
n habe er ein Portefeuille mit wichtigen Papieren und Plänen ent-
den lassen und der Inhalt sei ebenfalls der französischen Regierung
getheilt worden. Speransky habe versucht sich dem Kaiser gegenüber

Digitized by Google

zu rechtfertigen, aber die aufgefangenen Briefe, die man ihm vorgelegt, hätten ihm jede Ausrede unmöglich gemacht; der Kaiser habe ihm am Ende freigestellt zwischen einer gerichtlichen Untersuchung und Verbannung zu wählen und schuldbewußt habe Speransky die Verbannung gewählt.*)

Rosenkampff erlebte die Befriedigung, daß er im Wesentlichen wieder an die Spitze der Gesetz-Commission gestellt wurde, deren Arbeiten fortan ein „Rath" leiten sollte, den eben Rosenkampff und zwei andere Staatsräthe bildeten. Als Reichs-Secretair trat an Speranskys Stelle der Vice-Admiral Schischkow, ein harmloser, etwas beschränkter Mann, der sich unter den altrussisch Gesinnten eines gewissen literarischen Rufs erfreute und die Welt mitunter durch überraschende Ergebnisse einer eigenthümlich betriebenen slawischen Sprachforschung erheiterte; ein Mann, der sehr viel betete und sehr streng fastete. Seine Thätigkeit als Reichs-Secretair beschränkte sich darauf, daß er den Kaiser auf Reisen und im Felde begleitete und die Proclamationen verfaßte, die in dessen Namen erlassen wurden, sowie die gnädigen Rescripte, die bei Beförderungen und Ordensverleihungen in den höheren Klassen, an die Begünstigten ergingen.

Als der Krieg mit Frankreich bereits ausgebrochen war (im August 1812), äußerte Speransky im Gespräch mit dem Bischof von Nishny-Nowgorod, daß Napoleon während seiner Feldzüge in Deutschland stets bedacht gewesen sei die Kirchen nach Möglichkeit zu schonen und zu erhalten. Das wurde von den Spähern dem Minister Balaschow und von diesem dem Kaiser hinterbracht, und die Folge war, daß Speransky unter Bewachung nach einem entfernteren und unwirthbareren Ort der Verbannung, nach Perm gebracht wurde. Ein eigenhändiges Rescript des Kaisers an den Gubernator von Nishny verfügte, wenn es sich wirklich so verhalte, wenn Speransky sich wirklich in solcher Weise geäußert habe, solle dieser „schädliche Mensch" in der gedachten Weise, wie ein Verbrecher, nach Perm geschafft und dort auf das strengste überwacht werden. Der Gubernator achtete es nicht zweckmäßig erst noch eine Untersuchung anzustellen; ohne sich auf Förmlichkeiten einzulassen, die dem Schwachen und Verfolgten gegenüber offenbar nicht nöthig waren, schickte er den Staatsgefangenen ohne Umstände weiter, vielleicht froh, ihn und die Verantwortung los zu sein.

Schon von Nishny-Nowgorod aus (Ende April) hatten die Späher berichtet, Speransky habe gegen den dortigen Adels-Marschall, Fürsten Grusinsky, und gegen den Bischof geäußert, wenn ihm Balaschow nicht zuvorgekommen wäre, hätte eben dieser Balaschow das Schicksal erfahren, das er, Speransky, jetzt ertragen müsse.

Daß das Schicksal eines Staatsmannes, und darüber hinaus die gesammte innere Politik des russischen Reichs, in solcher Weise an Spionen

*) Korff, Speransky, II. 49.

hängen konnte, erinnert freilich an die Zeiten der Kaiserinnen Anna Elisabeth. Uebrigens wurden diese Aeußerungen natürlich dem Kaiser hinterbracht, wie denn auch Balaschow alle Briefe unterschlug, die ansky an den Kaiser richtete; sie mußten durch die Hände des Polizei-ters gehen, da sie von einem streng überwachten Staatsgefangenen hrten.

Wie entschieden auch Adam Georg Czartoryski dem Kaiser Alexander :t haben mochte, daß ein Aufstand der Polen gegen Napoleon nicht rwarten sei, beschäftigte man sich im vertrauten Rath des Kaisers einiger Zeit doch wieder mit Plänen, die sich auf Polen bezogen. feldt war es vor Allen, der sie wieder in Anregung brachte und zu rn suchte, obgleich er sah und gestand, daß der Gedanke einer Wieder-ellung Polens unter den Russen sehr wenig Anklang fand. Er über-e den Kaiser von neuem, daß die Polen im gegebenen Augenblick, durch die Herstellung des alten Reichs der Piasten zu gewinnen , wenn ihnen eine freisinnige Verfassung, eine selbständige Verwaltung ein eigenes Heerwesen zugesichert werde. Er soll sich dabei auf mehr-m Briefwechsel berufen haben, den er in Polen unterhielt, auf jeden-s sehr gefällige Briefsteller, die berichtet haben sollten, daß die Polen ngen, dem Beherrscher Frankreichs zu mißtrauen, daß Rußland unter n allerdings nicht beliebt, der Kaiser Alexander persönlich aber sehr geachtet sei. Doch ist darüber nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Auch einige vornehme Polen, die das Schicksal ihres Vaterlandes ussischen Unterthanen gemacht hatte, suchten sich, unter Armfeldts Schutz, Kaiser mit eigenthümlichen Plänen zu nähern, so namentlich der Graf hael Oginski, der in dem Kriege gegen Rußland 1794 eine nicht ge-: glänzende Rolle gespielt hatte. Auch er verwies auf die Herstellung ens, als ein siegverheißendes Mittel, die Macht Rußlands zu steigern. schlug vor, der Kaiser solle, gleichsam zum Voraus, damit die Polen vollem Vertrauen in ihm den Wiederhersteller ihres Vaterlandes sähen, ächst die mit Rußland vereinigten polnischen Provinzen, das heißt Lit-uen, die Ukraine, Roth- und Weiß-Rußland zu einem von Rußland nderten Staat, zu einem Großherzogthum (nicht Fürstenthum) Lit-uen vereinigen, an dessen Spitze die Schwester des Kaisers, die Groß-stin Katherina Pawlowna, zu stellen wäre. Dieses Herzogthum müsse ne eigene Verfassung, seine gesonderte Regierung und Verwaltung haben, Regierungssprache müsse die polnische sein. Der Fürst Kasimir Lubo-rski soll in einer besonderen Denkschrift, die ebenfalls durch Oginski d Armfeldt an den Kaiser gelangte, noch die Forderung einer gesonder-n litthauischen Armee hinzugefügt haben, die durch die Uniform von der ssischen unterschieden und in der das Polnische die Sprache des Com-andos sein müsse.

Das waren Vorschläge, denen schwerlich eine, Rußland und seinem Kaiser gegenüber, redliche Absicht zum Grunde lag. Doch scheinen sie nicht das Mißtrauen des Kaisers erregt zu haben, weil er selber in ähnlichen Ideen befangen war. Oginski durfte ihm seine Denkschrift bis zu Ende vortragen, und der Kaiser bemerkte darauf, daß viele der Ideen, die sie enthalte, seinen eigenen entsprächen. Das mochte genügend scheinen, um die Anhänger, die er unter den Polen zu haben glaubte, nicht zu entmuthigen oder abzuschrecken. Weiter ging er nicht auf die Sache ein. Jeden Versuch, dergleichen auszuführen, machte der in Rußland herrschende Geist zur Zeit unmöglich.

Im Allgemeinen scheint der Kaiser, da er den Krieg vertheidigungsweise führen wollte, erst für eine spätere Zeit auf den Beistand der Polen gerechnet zu haben: für die Zeit, wenn die Macht der feindlichen Heerschaaren sich an den Schanzen von Drissa am Ufer der Düna gebrochen hätte, wenn sie besiegt zurückströmten und Rußlands Heer ihnen siegreich folgte. Dann war die Zeit gekommen, die Polen zur Herstellung ihres Vaterlandes aufzurufen; dann sollten auch die Jesuiten ihre hülfreiche Hand bieten; schon vorher nach Möglichkeit auf ihren eigenen Wegen thätig, sollten sie dann ihren ganzen Einfluß zu Gunsten Rußlands gegen Napoleon, den Feind der katholischen Kirche und des Papstes, aufbieten.

Es wurde nichts versäumt, um sie zu gewinnen. Seitdem ihre Versuche, sich der Universität Wilna zu bemächtigen, an dem Widerstand Czartoryskis gescheitert waren, ging ihr Streben dahin, daß ihre Erziehungs-Anstalt zu Polozk zu einer Akademie erhoben und in allen Rechten den Universitäten des Reichs gleichgestellt werde. Daran war den ehrwürdigen Vätern von der Gesellschaft Jesu aus mehr als einem Grunde gar sehr gelegen; vor Allem, einerseits um jeder Beaufsichtigung durch eine andere als die eigene Ordensbehörde enthoben, gegen jeden Einblick auch der Bischöfe in ihr Thun und Treiben gesichert zu sein; andererseits um ihren Zöglingen, gleich den Universitäten, akademische Grade und damit einen Rang in dem Vierzehn-Klassen-System verleihen zu können. Wenn sie auf diese Weise ihren Zöglingen für den Eintritt in das thätige Leben, in den Staatsdienst, auch ihrerseits die Vortheile gewähren konnten, die durch Studien an einer Universität zu gewinnen waren, so war das ohne Zweifel ein mächtiges Mittel mehr, ein entschiedenes Uebergewicht über die weltliche hohe Schule zu Wilna zu gewinnen, sich der Erziehung des lithauischen und weißrussischen Adels ganz zu bemächtigen und selbst aus dem übrigen, weiten Rußland die Söhne dem Orden befreundeter Familien herbeizuziehen.

Vergebens hatte der Jesuiten-General Brzostowski seit längerer Zeit Jahr um Jahr diese Angelegenheit immer wieder zum Gegenstand seiner dringenden Sollicitationen gemacht. Der langjährige Gesandte des Königs von Sardinien am Petersburger Hof, der bekannte Graf Joseph De Maistre,

Digitized by Google

sich besonders eifrig und thätig, das Gesuch des Generals wie über-
t die Zwecke des Ordens zu fördern. Man vermuthete, daß er diesem
n selbst, als sogenannter Tertiarier, als Laien-Mitglied angehöre,
falls war sein Eifer von der Art, daß man glauben mußte, er habe
amte Pflichten übernommen und zu erfüllen. Dieser Verbündete der
ten richtete im Interesse seiner Clienten an den Minister des öffent-
Unterrichts Grafen Rasumowsky (den Bruder des Gesandten zu
) eine Reihe von Briefen, die man, wie überhaupt seine Werke, nicht
eine sehr eigenthümliche Verwunderung liest. Sie sind nicht ohne
geschrieben, nicht ohne rhetorischen Schmuck, besonders nicht ohne
gewisse Kunst der Sophistik, wenn wir uns so ausdrücken dürfen.
doch ist diese Sophistik so schwach und seicht, daß man am Ende
begreift, wie sie jemals hat Eindruck machen können. Freilich nimmt
Maistre ein zu Zeiten sehr wirksames Mittel, die Furcht vor der Re-
tion, zu Hülfe und bezeichnet die Religion und zwar die Religion, wie
on den Jesuiten gelehrt wird, und die religiöse Erziehung der Jugend
h die Jesuiten als das beste Schutzmittel gegen die Revolution. Dar-
gewinnt es aber für den Unbefangenen den Anschein, als sei ihm
r die Religion nicht etwa die Wahrheit an sich und als solche hoch-
ig, sondern lediglich ein vortreffliches Mittel für sehr weltliche Zwecke.
r man muß annehmen, daß er zu Leuten zu sprechen glaubt, denen
Wahrheit an sich sehr gleichgültig ist, denen aber mit einem solchen
obten Mittel gedient wäre, denen er deshalb nicht seine wirkliche Ueber-
ung mittheilt, sondern nur die Zweckmäßigkeits-Gründe in ihrem Sinn,
h die er sie zu gewinnen und zu überzeugen hofft. So trägt denn
Ende das Ganze den unheimlichen Stempel einer durchgehenden, be-
neten Unredlichkeit an sich. Um so mehr da man Mühe hat zu glau-
, daß der geistreiche Mann, als der uns bei alle dem De Maistre überall
egentritt, etwa selber getäuscht sein könnte durch die schwachen Sophis-
, über die wir fortwährend lächeln müssen.

Die Jesuiten werden von ihm als die weisen und tugendhaften Schirm-
te jeder legitimen Autorität und aller legitimen Interessen dargestellt;
en gegenüber stehen nur die „Calvinisten", eine „Secte", die in satani-
r Bosheit auf den Umsturz aller und jeder Autorität auf Erden aus-
t, die „vielfältig und doch eins" alle revolutionairen Elemente der Welt
faßt, namentlich die Jansenisten, die Illuminaten und die Jakobiner,
zu deren verabscheuungswürdigsten Ausgeburten auch die vom Papst,
Jesuiten und De Maistre mit dem höchsten Fluch belegten Bibelgesell-
aften gehören.

Um nicht allzu offen zu verletzen, ließ De Maistre gelegentlich ein-
ßen, daß die griechisch-russische Kirche in Beziehung auf die Lehre, das
ogma, „ungefähr" identisch mit der römisch-katholischen sei. In einem
Briefe an Rasumowsky nimmt er sogar das russische National-Gefühl

Digitized by Google

zu Hülfe. Da zwischen der Universität Wilna und den Jesuiten ein Streit entstanden war über eine lateinische Grammatik, deren sich die Jesuiten bedienten und die von der Universität nicht gut geheißen wurde, benutzt er die Gelegenheit, diese Universität als eine „polnische“ Akademie zu bezeichnen, die berauscht sei von dem Enthusiasmus für polnische Sprache (und Nationalität) und stellt ihr das Jesuiten-Collegium zu Polotzk als eine durchaus und im höchsten Sinn des Worts „russische“ Erziehungs-Anstalt gegenüber. Hier zeigt er als erhebendes Schauspiel, ehrwürdige und gelehrte Geistliche, die seit vierzig Jahren unter den Augen Gesammt-Rußlands das Gute lehren, sich immerdar ihrer Pflichten gegen den Staat, immerdar ihres Rußland geleisteten Eides erinnern und das Studium der russischen Sprache neben das der lateinischen und über alles Andere stellen. — (Quel spectacle M. le Comte! d'un coté des religieux graves et savants, qui, depuis quarante ans, n'ont fait et enseigné que le bien sous les yeux de la Russie entière, se rappelant sans cesse leurs devoirs envers l'État, se rappelant constamment leur serment russe, et plaçant avant tout la langue russe, qu'ils mettent à coté de la langue latine, base de leur enseignement; et de l'autre une Académie polonaise, dans l'ivresse de sa propre langue, attaquant les Jésuites etc.)

Endlich gelangten die Jesuiten zum Ziel; ihre Bitte wurde (im Februar 1812) gewährt, ihr Collegium zu einer Akademie mit allen gewünschten Vorrechten erhoben. Ihre Freude war sehr groß, ihr Jubel sehr laut, und der General des Ordens säumte nicht dem Kultus-Minister Alexander Nikolayewitsch Galitzyn seine Aufwartung zu machen und ihm auf das herzlichste und mit Hingebung zu danken, als ob er in der dem Orden erwiesenen Gunst sein Werk verehre, wiewohl er sehr gut wußte, daß gerade Galitzyn sich dem Streben und den Wünschen der Jesuiten immerdar widersetzt hatte.

Daß es aber auch nicht De Maistres Sophismen waren, die das freudige Ereigniß herbeigeführt hatten, sondern die Hoffnung auf einen thätigen und wirksamen Beistand der Jesuiten in Polen, das sollte sich fast unmittelbar darauf in entschiedenster Deutlichkeit zeigen.

Der Kaiser Alexander beschied nämlich (am 8./20. April 1812) zwar nicht den Jesuiten-General, wohl aber — was in manchen Beziehungen gleichbedeutend, in anderen zweckmäßiger geachtet werden konnte — dessen Freund, Joseph De Maistre zu sich und empfing ihn mit der Frage: „Was denken Sie von den Jesuiten?“

Die Frage hatte eine besondere Bedeutung, da bereits festgestellt war, daß De Maistre — der fremde Diplomat — in Aufträgen des Kaisers nach Polotzk reisen sollte. Die Antwort war natürlich eine begeisterte Lobrede auf den Orden, der die französische Revolution verhindert haben würde, wenn man ihn nicht vorher beseitigt hätte.

Digitized by Google

Da der Kaiser wieder anhub: „Sie müssen wissen, daß neuerdings" — rach ihn De Maistre mit den Worten: „Ich weiß, was E. M. mir wollen" — ja! Magnitzky habe neuerdings dem Polizeiminister mit- t, man könne die Jesuiten sehr nützlich verwenden; einer von ihnen sich erboten Buonaparte zu vergiften. (On pourrait en tirer grand , car l'un d'eux est venu me proposer d'empoisonner Bona- .) Aber welchen Glauben verdiene ein Mensch wie Magnitzky, dessen Schurkereien bald darauf zu Tage gekommen seien? — Ein Mensch, o etwas hinterbringe, verdiene selber den Strick, besonders wenn er, hier der Fall sei, den nicht zu nennen wisse, der ihm einen solchen ag gemacht habe.

Wenn Magnitzky den Jesuiten wirklich nicht bei Namen nannte, eß sich das wohl auf mehr als eine Weise erklären. Vielleicht hatte der fromme Pater vorsichtiger Weise bei ihm eingeführt, ohne seinen ten kund zu thun, vielleicht war Magnitzky verpflichtet ihn nicht zu nen, nachdem der Kaiser sich entrüstet geäußert hatte. Doch diese lichkeiten wurden nicht weiter erörtert. Der Kaiser fand es zweck- prechend, die Frage als erledigt durch solche Erklärung gelten zu lassen, fragte weiter, ob De Maistre glaube, daß die Jesuiten geneigt sein nten, „im guten Sinn" auf die öffentliche Meinung in Polen zu wirken? oyez-vous qu'ils fussent disposés à travailler sur l'opinion, en logne, dans le bon sens?)

De Maistre ließ es darauf natürlich an Betheuerungen nicht fehlen: ie sind sehr bereit dazu und sie werden alle ihre Kräfte daran setzen; werde sie sofort an Ort und Stelle sehen und ihren Eifer steigern so ich vermag, doch unnöthiger Weise, wie ich glaube. Ihre Lehre, in ziehung auf den Punkt, den E. M. im Auge haben, ist die katholische; s Licht der Sonne ist weniger bekannt (als diese Lehre —: Ils y sont s-disposes, et ils s'y emploieront de toutes leurs forces; je vais abord les voir sur les lieux et je les échaufferai de toutes mes rces, mais, je crois, inutilement. Leur enseignement est l'enseigne- ent catholique [sur le point que vous avez en vue]; le soleil est oins connu.).

Das war es, um was es sich handelte; der Rest des Gesprächs, über s De Maistre seiner Regierung berichtet, drehte sich um mehr oder eniger geistreiche Gemeinplätze über die Chancen des bevorstehenden Krieges nd hatte keinen beachtenswerthen Inhalt. Bald darauf reiste De Maistre em Kaiser voraus nach Polotzk.

In den auswärtigen Verhältnissen hatte sich inzwischen Ein und Anderes glücklich für Rußland gefügt. Namentlich hatte der Krieg an der Donau gegen Ende des Jahres 1811 eine unerwartet günstige Wen-

Digitized by Google

dung genommen, so daß der Friede mit der Türkei ganz von Rußland abzuhängen schien.

Der letzte Feldzug war (1811), wie schon erwähnt, unter Kutusows Leitung vertheidigungsweise geführt worden; das russische Heer hatte jetzt das um den Preis so vielen Blutes theuer erkaufte Ruschtschuk freiwillig verlassen und sich langsam, unter siegreichen Gefechten, auf das linke Ufer der Donau zurückgezogen. Der Großvezier folgte ihm dorthin; er ging (in der Nacht vom 8. zum 9. September) in der Nähe von Ruschtschuk über den Strom; Kutusow aber umstellte ihn auf dem linken Ufer in solcher Weise in verschanzten Stellungen, daß die Türken keinen Versuch weiter vorzudringen für möglich hielten. Nachdem er einige Verstärkungen aus dem Innern der Moldau an sich gezogen hatte, entsendete der russische Feldherr einen Heertheil über den Strom und ließ (am 13. October) die türkischen Schaaren angreifen, die dort das rechte Ufer der Donau und den Rücken des Heeres unter dem Großvezier hüteten. Diese Schaaren wurden überrascht, geschlagen und zersprengt; die türkische Armee war nun, von allen Seiten eingeschlossen, auf den engen Raum beschränkt, den sie auf dem linken Ufer inne hatte, nur der Vezier konnte sich für seine Person in einem Kahn nach Ruschtschuk retten. — In dieser Lage begannen Unterhandlungen über einen Waffenstillstand, einen Frieden, die zunächst dahin führten, daß die Reste des türkischen Heeres, die Frost und Hunger übrig gelassen hatten, am 8. December die Waffen streckten, nur dem Namen nach nicht kriegsgefangen. Denn die türkischen Krieger blieben in den Dörfern der Moldau, ganz in der Gewalt der Russen, als Geißeln bewacht und sollten Kriegsgefangene werden, wenn die Unterhandlungen nicht zum Frieden führten. Daß der Friede sie frei machte, hätte sich wohl von selbst verstanden, auch wenn sie sofort Kriegsgefangene genannt wurden und nichts darüber festgestellt war.

Die Friedens-Unterhandlungen wurden nach Bukarest verlegt; Kutusow hatte, den schon Monate früher erhaltenen Weisungen gemäß, den Sereth als Grenze verlangt, die Türken boten den Pruth als Grenze. Der Kaiser Alexander war unzufrieden mit Kutusows Verfahren und meinte, man hätte den Frieden und dessen Bedingungen vorschreiben können, während es sich noch um die Rettung des eingeschlossenen türkischen Heeres handelte; man hätte die Unterhandlungen besonders nicht nach Bukarest verlegen sollen, wo die Gesandten anderer Mächte sich einmischen könnten.

Doch glaubten der Kaiser und seine Rathgeber sich nunmehr des Friedens mit der Pforte gewiß, und da auf einer entgegengesetzten Seite das Verhältniß Schwedens zu Frankreich ein feindliches geworden war, da es (8. April 1812) gelang ein Bündniß mit Schweden zu schließen, dem Norwegen als Ersatz für das verlorene Finnland verheißen wurde, trat der Kaiser Alexander auch Frankreich gegenüber mit größerer Bestimmtheit

auf als früher — ohne daß dies anders als scheinbar einen wesent-
n Unterschied gemacht hätte. Die Unterhandlungen hätten sich unter
Bedingungen, in einer oder anderer Form, hingezogen, bis Napo-
mit seinen Rüstungen fertig war, und unter keiner Bedingung länger.
Im Februar und März 1812 war der Flügeladjutant Czernyschew
einmal mit einem eigenhändigen Brief Alexanders an Napoleon in
is gewesen, wo er sehr wichtige Dinge bewerkstelligt zu haben glaubte.
war ihm gelungen einen untergeordneten Beamten Namens Michiels
Geld zu gewinnen und durch ihn in den Besitz anscheinend sehr ge-
er Standesausweise der französischen Armee zu gelangen. Der zu-
ässige Bogdanowitsch aber bezeugt, daß diese Papiere, die Czernyschew
rachte, sehr wenig werth waren, daß man in Rußland bereits durch
alin viel bessere Nachrichten über die französische Armee gehabt habe,
der nunmehr längst verstorbene preußische Staatsminister Graf Goltz,
mancher Beziehung gut orientirt in Frankreich, wußte sehr umständlich
erzählen, wie Napoleon diese Intrigue von Anfang an gekannt, wie
alle Fäden derselben in der Hand gehabt, und sie benützt habe dem
geladjutanten Alexanders falsche Standesausweise in die Hände spielen
lassen. Thatsache ist, daß man bei dem Ausbruch des Krieges im
sischen Hauptquartier nicht gut über die französische Armee unterrichtet
r, und sie weniger zahlreich glaubte als sie war.

Mehr als je zuvor leitete der Kaiser Alexander zu dieser Zeit die
swärtige Politik seines Reichs unmittelbar selbst. Die Nullität und
unheilbare Gallomanie des Kanzlers Rumäntzow nöthigten ihn in der
at dazu, und von denen, die ihm nahe standen, war wohl Armfeldt
jenige, mit dem er sich am meisten berieth. Rumäntzow sah seine mit-
ter seltsam gewagten Versuche der Politik eine Richtung zu geben, die
t angemessen schien, immer wieder scheitern und mußte sich gefallen
sen als willenloses Werkzeug zu dienen.

So mußte er seinen Namen unter eine Depesche an Kurakin setzen,
en Inhalt eine Art von Ultimatum Rußlands enthielt. Napoleon
lte seine Armee aus Preußen zurückziehen und die Besatzung von
anzig vermindern, forderte Rußland, dann könne man sich über die
indels-Angelegenheiten und über Oldenburg verständigen.

Der Kaiser Alexander selbst war in dem Grade überzeugt, daß diese
rderung unmittelbar den Krieg herbeiführen werde, daß er schon vor
m Tage, an dem Kurakin in Paris damit hervortrat (am 27. April),
h Petersburg aufbrach nach Wilna in das Hauptquartier seiner Armee.
ur Rumäntzow wollte noch immer nicht an einen ihm so unerwünschten
rieg glauben, und selbst als Napoleon Paris verlassen hatte, um sich
nächst nach Dresden zu begeben, erwartete er noch immer, daß man sich
iedlich verständigen werde. Die Erwartung auszusprechen, daß Napoleon
gend einen Vorwand ergreifen werde, um den Frieden zu sichern und

Digitized by Google

nach Paris zurückzugehen, bediente er sich der seiner Meinung nach geistreichen Wendung zu sagen: „das Zahnen" (la dentition) seines Sohnes des Königs von Rom, werde ihn bestimmen umzukehren. Er ließ sich sogar durch den Glauben an Erhaltung des Friedens nach dieser Seite zu Schritten ziemlich zweideutiger Natur bestimmen. Nach seiner Ansicht mußten, so wie man mit Frankreich im Reinen war, die Eroberungspläne an der Donau wieder aufgenommen werden und er bewog deshalb den General Kutusow, hinter dem Rücken des Kaisers, die Unterhandlungen zu Bukarest in die Länge zu ziehen, den Frieden mit der Pforte nicht zu schließen.

Kutusow befolgte nicht die dringenden Mahnungen seines Kaisers, sondern die geheimnißvoll feinen diplomatischen Winke Rumänzows, bis der Kaiser Alexander die Geduld verlor und an Kutusows Stelle den Admiral Tschitschagow zum Oberbefehlshaber an der Donau und zu seinem Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congreß zu Bukarest ernannte. In dem Petersburger Hofkreise wurde bekannt, daß es auf diese Veranlassung hin zwischen dem Admiral und dem Kanzler zu einer mehr als heftigen Scene gekommen war. Man glaubte zu wissen, daß der Admiral sogar das Wort „Verrath" ausgesprochen habe, und allerdings war der heftige Tschitschagow, der sich sogar auf rücksichtslose Energie und männliche Geradheit etwas zu Gute that, ganz der Mann dazu, dem Kanzler ein solches Wort in das Gesicht zu werfen.

Doch wußte der Kanzler ihn etwas aufzuhalten, indem er ihm einige nothwendige Papiere nicht sofort einhändigte, und die so gewonnene Zeit benützte Rumänzow einen Courier abzufertigen, der dem Admiral in Bukarest zuvor kam, und Kutusow von Tschitschagows Mission und der Nothwendigkeit nunmehr schnell abzuschließen benachrichtigte. Kutusow unterzeichnete nun auch sofort (28. Mai) noch vor Tschitschagows Ankunft den Frieden, der dem russischen Reich den Pruth zur Grenze gab.*)

Kurakin hatte inzwischen zu Paris auf seine im April überreichte Note gar keine Antwort erhalten. Nur der französische Gesandte am russischen Hof, General Lauriston, der an Caulaincourts Stelle getreten war, erhielt den Auftrag anzufragen, ob nicht der Fürst Kurakin seine Instruction mißverstanden habe und über deren Inhalt hinaus gegangen sei? Unter Anderem auch dadurch, daß er seine Pässe verlangt habe, wie er wirklich gethan hatte, als keine amtliche Antwort auf seine Note erfolgte und Napoleons Abreise nach Dresden angekündigt wurde. Seltsamer Weise sollte dann Lauriston auch darauf aufmerksam machen, daß die russische Regierung, indem sie die Räumung Preußens durch die französischen Truppen verlangte, das Völkerrecht verletze und die souveraine Unabhängigkeit des Königs von Preußen mißachte. Der König von Preußen sei berechtigt seine Verbündeten zu wählen; niemand habe das Recht [illegible]

*) De Maistre, Correspondance diplomatique, I. 100.

Digitized by Google

gegen die Bedingungen zu erheben, auf die der König von Preußen messen finde sich mit anderen Mächten zu verbinden.

Auch diese Aufträge wurden dem General Lauriston nur in der Abertheilt, noch den Rest von Zeit zu gewinnen, dessen Napoleons bedurfte, um den Niemen zu erreichen. Insofern aber die Frage als ein Mittel gelten sollte die Unterhandlungen fortzusetzen, enthielt ie Zumuthung, Rußland sollte seine Forderung zurücknehmen. Das ah nicht. Ja, da der Kaiser Alexander Petersburg bereits verlassen , fand, wie sich ergiebt, Lauriston gar nicht die Gelegenheit sich seines rags in aller Form zu entledigen. Er hatte nur (unter dem 22. Mai) ıelden, daß der Inhalt der russischen Forderungen in Petersburg mein bekannt sei, und nicht daran zu zweifeln, daß Kurakin seinen ructionen gemäß handle.

Darauf wurde er abgerufen, während dem Fürsten Kurakin nun ich von Dresden aus die verlangten Pässe zugesendet wurden. Zu-b ließ Napoleon diesem Diplomaten mittheilen, die seinerseits ausrochene Forderung seine Pässe zu erhalten, werde von Seiten Frankreichs eine Kriegs-Erklärung angesehen. Wohlverstanden: das wurde von sden aus, unter dem 12. Juni, dem russischen Gesandten zu Paris zeigt, der es sechs oder sieben Tage später erfuhr; nicht etwa der ischen Regierung zu Petersburg oder dem russischen Hauptquartier zu na, und darauf drang die französische Heeresmacht ohne weitere Erklärung 25. Juni bei Kowno über den Niemen in das russische Gebiet vor.

Napoleon liebte es, sich zu Anfang eines Krieges die Vortheile eines warteten Ueberfalls zu sichern. Durch Hugo Grotius und das Völker-: ließ er sich darin nicht stören, und durch Erinnerungen an mittel-liche Ritterlichkeit noch weniger.

Eine letzte angebliche Friedensbotschaft, die unmittelbar vorherging, Sendung des Generals Grafen Narbonne, hatte keinen anderen Zweck, nähere Nachrichten über die militairische Lage einzuziehen, und die sen noch auf einige Tage in Sorglosigkeit einzuwiegen, indem man ben ließ, daß Unterhandlungen noch immer möglich seien, von Seiten oleons noch immer gewünscht würden, daß der Angriff noch nicht ittelbar bevorstehe.

Der Gang des Kriegs, der in neuester Zeit in größter Vollständig-ermittelt worden ist, kann hier natürlich nicht der Gegenstand einer maligen eingehenden Darstellung werden. Es muß uns genügen nur Zusammhanges wegen die wesentlichen Züge des Verlaufs in Errung zu bringen.

Napoleon führte ein Heer über den Niemen, wie es die Welt bis in wohl noch nie gesehen hatte. Es zählte mehr als 450,000 Mann,

und wenn man diese Zahl erwägt und die Tüchtigkeit, den kriegerischen Werth der Truppen, ist man wohl berechtigt zu sagen, daß nie zuvor eine solche Macht zu einem Heereszug vereinigt war. Es fällt für den Sachverständigen fast in das Lächerliche, wenn man die Vorstellung von dieser Heeresmacht, wie oft genug geschehen ist, durch eine classische Erinnerung an die Schaaren des Xerxes zu steigern glaubt, die sicherlich einen sehr geringen kriegerischen Werth hatten, wie zahlreich auch der Schwarm gewesen sein mag.

Rußland hatte dieser gewaltigen Macht, trotz aller Anstrengungen und Jahre langen Rüstungen, nicht die dreimalhunderttausend Krieger entgegen zu stellen, von denen man in den Petersburger Hofkreisen sprach, sondern, mit 15,000 Kosaken ungerechnet, die auf dem Schlachtfelde wenig bedeuten, nur 176,000 Mann Linientruppen. Das war ein bedenkliches Mißverhältniß der Macht! Finanzielle Schwierigkeiten, die Mängel der Verwaltung und die gewaltige Sterblichkeit, die in der russischen Armee, besonders unter der jungen, neu ausgehobenen Mannschaft immerdar herrscht, hatten zu diesem Ergebniß geführt.

Auch sonst konnten die Anstalten der Russen weder durchaus zweckmäßig, noch zumal irgend zureichend genannt werden, und selbst der Operationsplan, dies verschanzte Lager bei Drissa, um das sich Alles drehen sollte, bei dem Phull an Friedrichs des Großen Lager bei Bunzelwitz gedacht hatte, und der Kaiser Alexander an Wellingtons Linien von Torres Vedras: das Alles war nach einem für die Umstände viel zu kleinlichen Maßstab gedacht und angelegt.

Da war es vielleicht glücklich, daß Oesterreichs Beitritt zu dem Bündniß gegen Rußland diesen Plan gleich zu Anfang zerrüttete und mittelbar eine der Veranlassungen wurde, die ihn aufzugeben zwangen. Als man im Rath des Kaisers Alexander von diesem Bündniß Oesterreichs mit Napoleon erfuhr, glaubte man sich auf einen Nebenfeldzug auf einem besonderen, untergeordneten Kriegsschauplatz gefaßt machen zu müssen. Man erwartete einen Angriff von Galizien aus auf Wolynien und Podolien — auf Kiow, und es sollte eine dritte russische Armee unter dem General Tormassow gebildet werden, ihm zu begegnen. Man hoffte anfangs sie aus Reserve-Truppen zusammensetzen zu können, deren eigentliche Bestimmung war Ersatz-Mannschaften für die activ verwendeten Truppentheile zu liefern. Bald aber zeigte sich, daß solche Truppen für den Augenblick gar nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung standen, und es blieb nichts übrig, als die zweite Armee, die unter den Befehlen Bagrations stand, zu theilen. Diese zweite Armee sollte, dem Operationsplan nach, in Flanke und Rücken des französischen Heeres gefährliche, lähmende Diversionen ausführen, während die erste unter Barclay das Lager von Drissa hielt. Durch die Theilung aber schwanden Bagrations Schaaren auf wenig mehr als zweiunddreißigtausend Mann zusammen

as vermochte eine so geringe Streiterzahl in Flanke und Rücken Heeresmacht wie sie Napoleon nach Rußland führte? Ihre Wirk-, auf die man auch unter diesen Umständen noch rechnen wollte, n Wahn, der sich sehr bald als wesenlos erweisen mußte.

nd so geschah es. Während Barclay mit der ersten Armee vor gewaltigen Uebermacht langsam an die Düna und in das Lager bei zurückwich, kam Bagration nicht einmal zu einem Versuch die Rolle führen, die ihm der Operationsplan bestimmte. Er sah sich eben-on einer großen Uebermacht bedrängt, und weit entfernt Diversionen en zu können, mußte er, einem Angriff zu entgehen, weiter und ausweichen, bis an den Dniepr und bis auf dessen linkes Ufer.

u gleicher Zeit aber regte sich in dem russischen Heer ein böser des Mißtrauens wie er den Asiaten und allen Völkern eigen zu legt, die gewöhnt sind alles Fremde, und zwar besonders wenn es tempel einer überlegenen Bildung an sich trägt, mit Argwohn und feindseligen Gefühl aufzunehmen. Der Rückzug kam der russischen sehr unerwartet, und da man keinen richtigen Maßstab für Na-s Heeresmacht und seine Ueberlegenheit hatte, schien er unbegreiflich. hatte erfahren, daß Speranskys geübter Verrath entdeckt worden an hörte überall Mißtrauen in Beziehung auf Rumänzow äußern, rden alle Fremden, alle Deutschen zumal vollends leicht Gegenstand ösesten Verdachts, und man sah Deutsche, Barclay, Phull, Wollzogen, unmittelbarsten Nähe des Kaisers. Ihnen vorzugsweise schien die g des Kriegs anvertraut. Der Gedanke, daß man verrathen und ft sei, wurde zuerst in Bagrations Armee laut und leidenschaftlich prochen. Bagration sah sich von einer bedeutenden Uebermacht be-, und hatte keine Ahnung davon, daß diese Uebermacht doch nur untergeordneten Bruchtheil des französischen Heeres bildete. Ba-n selbst, sein Stab, die Generale seiner Armee, alle waren überzeugt, e die Hauptmacht Napoleons gegen sich hätten. Sie bildeten sich Barclay habe nur ganz unbedeutende feindliche Schaaren vor sich, r wich zurück, von Phull und Wolzogen geleitet und verleitet; er en schwachen Feind nicht an, der ihm gegenüber stand! — Er that um Bagrations Armee aus ihrer gefährdeten Lage zu retten! — schien offenbarer Verrath! — Man glaubte zu sehen, daß Rußlands absichtlich in das Verderben geführt würden.

Dem Kaiser Alexander aber wurde im Lager von Drissa selbst die ltbarkeit dieser Stellung einleuchtend nachgewiesen und sein Gesichts-erweiterte sich in Folge dessen überhaupt in gar merkwürdiger Weise. kannte nun die volle Bedeutung des Kampfes und dessen ganzes ht; er wußte sich Rechenschaft davon zu geben, mit welcher gewal-Macht er es zu thun habe, und davon, daß dieser Macht gegenüber bisherigen Anstalten ungenügend seien, ja kleinlich zu achten; daß

Digitized by Google

der Widerstand Rußlands nach einem viel großartigeren Maßstab geleitet werden müsse. Daß der Raum ein Element der Macht sei, das ersetzen könne, was dem Widerstand an Streitkräften fehlte, darauf kam er jedoch auch unter diesen Bedingungen so wenig als die Rathgeber, denen er jetzt sein Vertrauen schenkte, und unter denen niemand für diesen Gedanken zugänglich war. Graf Liewen, der bisherige Gesandte Rußlands in Berlin, war dort durch Scharnhorst für diese Idee gewonnen worden und suchte sie im russischen Hauptquartier zur Geltung zu bringen, aber vergebens; sie war zu neu, lag zu weit außerhalb der herkömmlichen strategischen Berechnungen, und er fand kein Gehör damit. Alexander dachte an eine Volksbewaffnung nach großartigem Maßstab, an die Errichtung von Milizen, die nach Hunderttausenden zählen sollten, deren Bildung man sich leichter dachte als sie war, und er verließ das Heer; er eilte nach Moskau und Petersburg, um sie zu betreiben.

Was das Nächste betraf, sah man allgemein die Nothwendigkeit ein, vor allen Dingen die beiden bisher planmäßig getrennt gehaltenen Armeen Barclays und Bagrations zu vereinigen, und ihre Vereinigung war nicht mehr anders möglich als rückwärts —; so leitete der Umstand, daß der seit lange vorbereitete Operationsplan aufgegeben wurde, in die Bahnen, die zu der glücklichen Wendung des Feldzugs führen sollten. Natürlich ohne daß man es beabsichtigt hatte oder sich Rechenschaft davon zu geben wußte. Von denen, in deren Händen jetzt die Leitung der Heere lag, sah auch jetzt keiner in dem Rückzug ein Mittel des Widerstandes, jeder nur ein Mittel zur Vereinigung der getrennten Heertheile zu gelangen, und wenn diese gelungen war, sollte der Kampf in anderen Formen fortgesetzt werden; man hoffte sogar alsdann zum Angriff übergehen zu können.

Der Kaiser Alexander forderte zunächst in Moskau den Adel und die Kaufmannschaft zu außerordentlichen Opfern auf für das bedrängte und gefährdete Vaterland; zur Bildung einer Miliz, deren Kosten Adel und Bürgerstand tragen mußten, da dem Staat die Mittel dazu fehlten. Der Adel stellte ja, wie die Verhältnisse einmal waren, selbst in den Wehrmännern einen Theil seines Vermögens. Die Worte des Kaisers fanden einen begeisterten Widerhall. Adel und Kaufmannschaft besteuerten sich selbst, um die Bildung der Milizen möglich zu machen, nach einem sehr hoch gegriffenen Maßstab, und die Reicheren unter ihnen überboten sich außerdem in freiwilligen Beiträgen. Einige der Magnaten, wie Saltykow und Dmitriew-Mamonow erboten sich ganze Regimenter auf eigene Kosten zu errichten. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich in allen Provinzen, und der Geist entschlossenen Widerstandes, der sich in solcher Weise zeigte, blieb nicht etwa auf die bevorzugten Stände beschränkt; selbst der leibeigene Bauer zeigte sich bereit für das heilige Rußland zu kämpfen, jetzt wie vor zweihundert Jahren, als der falsche Dmitry und die Polen ihr nach

Digitized by Google

Wesen trieben im Lande. Der Kaiser Alexander, dessen Regierung aller Milde und alles wohlwollenden Strebens, nie beliebt gewesen sah sich jetzt von der begeisterten Liebe des Volks getragen, sobald erkannte, daß auch er zum Aeußersten, zum Widerstand um jeden entschlossen sei. Die Energie und Nachhaltigkeit dieses Aufschwungs gewiß selbst in fernster Zukunft noch für die Nachwelt ein Gegen- hoher Achtung sein. Sie verdient in gewissem Sinn gerade der und schweren Mängel und Gebrechen wegen, an denen das öffent- Wesen und die sittlichen Zustände Rußlands krankten, eine hohe, könnte sagen, eine eigenthümliche Anerkennung. Daß unerachtet aller Gebrechen, ihnen zum Trotz, ein solcher Geist hervor treten und n Thaten bewähren konnte, ist eine vielsagende Erscheinung!

Während nun der Kaiser Alexander von Petersburg aus die Be- ung des Reichs zu leiten suchte, war die Vereinigung der beiden chen Armeen bei Smolensk gelungen, und das war nun, nach der ung aller Generale, das Ziel und Ende des Rückzugs. Alles ver- te nicht nur, daß man hier dem Feinde zur Entscheidungs-Schlacht nd halte, — Rußlands Heer sollte zum Angriff übergehen und ihn uchen. Der Kaiser selbst erwartete entscheidende Operationen in diesem n. Barclay ließ sich jedoch nur schwer dazu bestimmen und bewegte endlich nur unsicher und zögernd vorwärts. Als dann Napoleon, ch diese unsicher tastenden Versuche aufgeschreckt, aus der wenig er- kenden Ruhe, die er seinen Truppen gewährt hatte, seinerseits zum An- schritt, wich Barclay, nach blutigen Treffen bei Smolensk, beherrscht dem Gefühl, daß man an dieser Stelle dem Feinde nicht gewachsen der Entscheidung aus, und ging weiter zurück, in der Richtung auf skau. Bald nach einem Schlachtfeld suchend, dessen Vortheile das verhältniß der Streitkräfte ausgleichen konnte, bald gezwungen durch Ränke widerspenstiger Generale, unter denen sich besonders der viel- ihmte Jermolow thätig erwies, und stets bestimmt durch den Druck Verhältnisse, kam man von Tag zu Tag weiter zurück, ohne es ntlich gewollt zu haben, ohne einen Plan zu befolgen, der je weiter icht hätte als bis zur allernächsten Stellung, in der man die ge- nschten Vortheile zu finden hoffte.

Napoleon folgte, immer in der Hoffnung zu der entscheidenden lacht zu gelangen, die er wünschte, und der Krieg begann sich dadurch, er im eigentlichen Rußland Alles verödet, die Dörfer leer und ver- ien fand, schon jetzt sehr ungünstig für ihn zu gestalten. Die ganze völkerung entfloh, wie und wo der Feind nahte. Die französischen Ge- chtschreiber dieser Zeit sehen darin den Beweis einer wunderbaren gsamkeit, mit der strenge Befehle der Regierung befolgt worden seien. is ist ein Irrthum. Ein Befehl der Regierung hätte dergleichen nicht virken können, wenn es sich nicht von selbst ergab; wie die Verhält-

nisse wirklich lagen, hätte die Regierung es eben so wenig verhindern können, wenn das etwa ihre Absicht gewesen wäre.

Das Volk bestimmte sich durchaus selbst zu dieser allgemeinen Flucht und aus sehr nahe liegenden Gründen. Das innere Rußland hatte es den verwüstenden Raubzügen der Polen und Tataren keinen Feind gesehen; die Erinnerung an die Raubzüge jener ruchlosen Horden war lebendig geblieben im Volk; ihr war die Vorstellung entnommen, die es sich vom Kriege machte und von dem Schicksal, das jeden treffen würde, der den Feind daheim erwartete. Die Landleute flohen vor den nahenden Franzosen, wie ihre Vorfahren vor den sengenden, brennenden, raubenden und mordenden Polen und Tataren geflohen waren. Es kam dazu, daß dem russischen Bauern seine hölzerne Hütte, an deren Stelle er selbst in ganz kurzer Zeit eine andere zu bauen weiß, sehr wenig werth ist. Das wirklichen Werth für ihn hat, sein Vieh und seine Ernte, das rettete er eben durch die Flucht.

Das wüste Geschrei gegen den Verrath der Deutschen wurde im russischen Heer und selbst überall im Lande immer lauter und heftiger, die Intriguen gegen Barclay immer giftiger und thätiger — der Kaiser Alexander sah sich genöthigt der öffentlichen Meinung nachzugeben. Er konnte sich in der That, in dem Augenblick, wo er so große Opfer vom Lande fordern mußte, kaum gegen sie verschließen. Schon hatte er Rostoptschin, der ihm verhaßt war, zum General-Gubernator der alten Hauptstadt des Reichs ernennen müssen, jetzt sah er sich genöthigt den alten hinfälligen Kutusow, den er gering achtete, an die Spitze seiner Heere zu stellen.

Kutusow ließ es bei Borodino auf eine Hauptschlacht ankommen, eigentlich weil die Stimmung des ganzen Landes sie gebieterisch forderte: das alte, heilige Moskau ohne Kampf preis zu geben war in der That vollkommen unmöglich. Die Schlacht ging in einer für die russischen Waffen ehrenvollen Weise verloren, und Napoleon versäumte den Erfolg bis zu einer vollständigen Niederlage seines Gegners zu steigern, wie er gekonnt hätte. Moskau mußte ihm freilich überlassen werden, und er glaubte in der alten Hauptstadt des Reichs ein sicheres Pfand des Friedens zu haben, während die russische Armee, auf den sehr glücklichen Rath des General-Quartiermeisters Toll, bei Tarutino eine Flankenstellung einnahm, von der aus sie die rückwärtigen Verbindungen des französischen Heeres gefährdete und beinahe beherrschte.

Nun trat ein Ereigniß ein, das in der Geschichte in gewissem Sinne einzig und ohne Beispiel dasteht: die Flammen verwandelten das von seinen Einwohnern verlassene Moskau in eine Einöde von Asche und Trümmern. Daß Rostoptschin das Feuer hatte anlegen lassen, ist jetzt von allen Seiten zugegeben: ein unerhörter Frevel und eine ungeheure That, für die, sofern sie ein Einzelner ohne Vollmacht übte, großartige

Digitized by Google

enheit des Charakters nicht ausreichte; es gehörte auch Rostoptschins
:it dazu, und sein fanatischer Fremdenhaß, der nicht fragte, inwiefern
solcher That berechtigt sei, dazu, ein solches Opfer auf Kosten An-
zu bringen. Es ist mit Bewunderung davon gesprochen worden,
Rostoptschin darauf selbst mit eigener Hand die Brandfackel in sein
:volles Landschloß zu Woronowo in der Nähe von Moskau schleu-
wir sehen in dieser That vor allem das Geständniß, daß der Brand
Hauptstadt wirklich sein Werk war — und eine Nothwendigkeit, der er
iicht entziehen konnte. Wie hätte er sein eigenes Landhaus stehen
ı können, nachdem er Moskau den Flammen geweiht hatte! — Er
e, wenn sich anklagende Stimmen erhoben, auf die Trümmer von
onowo, auf sein eigenes Zerstörungswerk dort, verweisen können.

Ganz Rußland trauerte um den Verlust, um den Untergang seiner
onal-Hauptstadt, aber es zeigte sich empört, nicht erschüttert, und fest
unerschüttert blieb auch der Kaiser Alexander, selbst als sein Bruder
stantin und sogar seine persönlich gegen Napoleon erbitterte Mutter
ıreckt von der Nothwendigkeit des Friedens sprachen.

Napoleon erwartete in eigenthümlicher Verblendung, anderthalb Mo-
: lang und selbst als jede vernünftige Aussicht auf eine solche Wendung
Dinge verschwunden war, auf den Trümmern von Moskau den Frie-
. In einem anderen Werk, das sich eingehend mit den kriegerischen
:ignissen des Jahres 1812 beschäftigt, haben wir nachzuweisen gesucht,
; Napoleon sich in den Berechnungen, die sein Verfahren regelten, wesent-
nur in Beziehung auf Ein Element der Rechnung geirrt hatte, und
ır in Beziehung auf ein Element, das ganz außer dem Bereich dessen
, was man herkömmlicher Weise unter „strategischen Combinationen"
steht. Er irrte sich in Beziehung auf den Geist des russischen Volks,
ͻ den Antheil, den die Nation an dem Kampf nahm, besonders aber
ͻ vor allem in Beziehung auf die Charakterfestigkeit, die von dem Kai-
Alexander selbst unter den Bedingungen, wie sie der Krieg herbeiführen
ißte, erwartet werden durfte.

Sein Irrthum war erklärlich genug; in der Vergangenheit Alexanders
; nichts, das etwa auf eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters
deutet hätte. Im Gegentheil; Napoleon hatte ihn bereits zweimal, nach
n Niederlagen von Austerlitz und Friedland, ziemlich haltungslos zu-
mmenbrechen und das Spiel ziemlich leichten Kaufs verloren geben sehen,
ıs auch zu Bartenstein für enthusiastische Gefühls-Scenen unmittelbar
ırhergegangen waren und vor wenigen Monaten noch hatte Speranskys
her Fall von neuem den Beweis geliefert, wie sehr Alexander durch
ıgenblickliche Eindrücke bestimmt und fortgerissen werden konnte.

Woher nun diesmal diese Festigkeit, die ihm nicht eigen, die seiner
:weglichen Natur fremd war? — Vielfach ist, um diese Erscheinung zu
:lären, darauf verwiesen worden, daß ihm diesmal der berühmte deutsche

Digitized by Google

Staatsmann, der Freiherr von Stein, zur Seite stand und zur Stütze wurde. Wer je selbst in schwieriger Lage war, weiß, was es werth ist und bedeutet, unter solchen Bedingungen, die Sorge, um die es sich handelt, mit einem Mann von felsenfestem Charakter zu theilen und an ihm eine Stütze zu finden, und so mag denn wohl auch Stein einen gewissen Einfluß geübt haben. Doch konnte dergleichen bei weitem nicht ausreichen, da Stein ein Fremder war und da man doch schließlich nur Verstand und Einsicht, nicht auch Charakter und Festigkeit für einen Anderen haben kann.

Der Grund der Erscheinung lag viel tiefer. Nach Austerlitz und Friedland verlangte die in Rußland herrschende Stimmung von dem Kaiser, daß er einen Kampf aufgebe, an dem die Russen nur ungern Theil nahmen, — diesmal hätte sich die öffentliche Meinung des Landes gegen ihn empört, wenn er wanken und nachgeben wollte. Das wußte Alexander und er wußte auch, daß die europäische Bedeutung Rußlands auf dem Spiele stand, wie nie zuvor; er hatte das volle Verständniß und das volle Bewußtsein seiner Lage; er fühlte sich unter der Gewalt einer zwingenden Schicksals-Nothwendigkeit — der ἀνάγκη der Griechen. — Aber auch ein solches Bewußtsein verleiht einem seiner Natur nach weichen und bestimmbaren Charakter nicht ohne Weiteres die Festigkeit, deren er bedarf, um die heroische Rolle durchzuführen, die ihm auferlegt ist, und so gelangte denn auch Alexander nur vermöge eines gewaltigen Kampfes mit sich selbst zu solcher Festigkeit. Es war ein Kampf von solcher Art, daß er Epoche macht in seinem Leben, daß er bleibend tiefgehende Spuren in seinem Wesen zurück ließ — ja einen anderen Menschen aus ihm machte, als er bis dahin gewesen war.

Erschüttert durch die Macht der Ereignisse, durch den Verlust der alten Zaren-Hauptstadt, wendete sich Alexander um Trost, um Rath und aufrichtende Zuversicht an den Gefährten seiner Knabenjahre und Jugend, den Fürsten Alexander Nikolayewitsch Galitzyn. Dieser Lebensgenosse seit so früher Zeit neigte zum Mysticismus und soll im Stillen der mährischen Brüdergemeine angehört haben; er verwies den Kaiser in bewegter Rede auf die Bibel, als die Quelle alles Heils, aller Kraft und alles inneren Friedens.

Wenige Tage später überraschte Alexander die Kaiserin-Mutter durch die Frage, ob sie eine Bibel besitze. Sie hatte ihm nur eine französische Uebersetzung, nicht der Urschrift, sondern der „Vulgata“ zu geben, der Kaiser aber vertiefte sich in die heilige Schrift und kehrte inmitten der Stürme der Zeit immer wieder zu ihr zurück.*) Er hatte sich bis dahin auf einen milden wohlwollenden Geist der Duldung beschränkt, der alle Glaubensbekenntnisse umfaßte, ohne auf die Einzelnheiten der Lehre einzugehen —: jetzt, in der Stimmung, in der er lebte, ergriff ihn das Evan-

*) Empaytaz (d. h. Turgeniew), Notice sur Alexandre, empereur de Russie.

Digitized by Google

m, dem er zum ersten Mal näher trat, mit großer Macht und er ?, wie sein Freund Galitzyn, zu einem Mysticismus protestantischen es.

Die Ereignisse der Zeit bestätigten ihn in den Ideen, die sich seiner ildungskraft mit solcher Gewalt bemächtigten, in denen er Trost und nung gefunden hatte.

Napoleon, der sich nicht gestehen wollte, daß sein riesenhaftes Unternen vollständig mißglückt sei, da der Sieg bei Borodino und die Einne Moskaus nicht den Frieden herbeigeführt hatten, ein weitergehender iff aber unmöglich geworden war, zögerte dort, in den unwirthbaren nen der Hauptstadt, bis die böse Jahreszeit drohend heran nahte. Erst 18. October brach er von dort auf; ein Versuch, sich den Rückweg auf zu öffnen, wurde, nach dem unentschiedenen Treffen bei Malo-Jaroset, vielleicht zu leichten Kaufs aufgegeben, — Napoleon führte seine aaren auf den verödeten und verwüsteten Weg von Moskau nach olensk zurück und hier wurden durch Hunger und Elend jeder Art die Bande der Kriegszucht gelöst und dann der Untergang des ganzen ees in grauenhafter Weise herbeigeführt. Um die Unfehlbarkeit ihres den zu retten, wiederholten französische Schriftsteller beständig, der ganz ewöhnlich frühe und unerhört strenge Winter habe jede Berechnung uscht. Dem ist nicht so. Napoleon wurde im Gegentheil durch die reszeit begünstigt. Der Winter trat später ein als gewöhnlich; war selbst in den letzten Tagen des Novembers die Beresina nicht zuoren und das ist ein seltenes Ereigniß! — Er war dann auch nicht nger als sonst; nicht strenger, als man vorher wissen und in seinen echnungen berücksichtigen mußte.

Alexander aber mußte sich sagen, daß Alles, worauf sich den Berechgen der Staatsmänner und Feldherren nach der Widerstand stützen te, fehlgeschlagen war. Phulls künstlicher Operationsplan hatte gleich Anfang aufgegeben werden müssen; die Schlacht, die ganz Rußland erte, war nicht glücklich gewesen, die Waffen hatten Moskau nicht zu tzen vermocht; die Volksbewaffnung endlich hatte noch nicht in Wirkleit treten können. Sie wurde, mit verhältnißmäßig geringen Ausmen, erst später kampfbereit, als die Gefahr bereits vorüber war — nun wendete sich das Geschick, während das russische Heer zu des isers großem Mißfallen, wie er meinte, unthätig bei Tarutino stand, ein furchtbares Schicksal ereilte das feindliche Heer. Darin glaubte xander unmittelbar die Hand Gottes zu sehen.

Er hatte den alten General Knorring aus seiner ländlichen Zurückogenheit zu sich nach Petersburg beschieden und besprach sich viel mit n; fast scheint es, daß er mit dem Gedanken umging, dem bejahrten, er noch sehr rüstigen Krieger wieder ein Commando anzuvertrauen, doch s wußte Araktschejew zu hintertreiben. Mehrfach aber wiederholte der

Kaiser, indem er die Ereignisse und die Helden des Tages mit [illegible] besprach: „das hat nicht Kutusow, nicht Wittgenstein — das hat Gott gethan!“

Er gab den Gedanken, die ihn beschäftigten, auch auf der Medaille einen Ausdruck, die er den Kriegern von 1812 verlieh; sie zeigt das Auge der Vorsehung und trägt die Inschrift: „Nicht uns! nicht uns, sondern Deinem Namen!“

In hohem Grade bemerkenswerth ist dann auch, daß Alexander gerade zu dieser Zeit durch kaiserlichen Ukas die russische Bibelgesellschaft in das Leben rief. Das war sogar das Letzte, das er eilig noch verfügte, ehe er von Petersburg aufbrach, um sich wieder an die Spitze seiner Heere zu stellen. Das kaiserliche Decret ist vom 6./18. December 1812; in der folgenden Nacht (vom 18. zum 19.) reiste der Kaiser ab nach Wilna.

Sechstes Capitel.

Kaiser Alexander in Polen; — neue Beziehungen zu Adam Georg Czartoryski; — ..niß mit Preußen; — der Frühjahrsfeldzug 1813; — Oesterreichs Beitritt zum ..e; — der Friedens-Congreß zu Prag; — der Herbstfeldzug 1813; — die Be..ngen zu Frankfurt a. M. und Langres; — der Congreß zu Chatillon; — der ..zug in Frankreich; — Napoleons Sturz; — die Rückkehr der Bourbons; — Frankreichs parlamentarische Verfassung.

Es war nothwendig und sogar hohe Zeit, daß Alexander dorthin .., wo er unmittelbaren, persönlichen Einfluß auf die Leitung der mili..ischen Dinge üben konnte, denn sie waren, in einer Weise, die den ..derungen des Augenblicks wenig entsprach, in ein bedenkliches Stocken ..athen. Kutusow hielt zu Wilna an und wollte dem fliehenden Feinde ..t über die Grenzen des russischen Reichs hinaus folgen.

Der hinfällige Kutusow war jener Scheu vor jedem energischen Ent..ß, vor jeder That verfallen, die nicht selten mit Altersschwäche ver..den ist, und schon die Stimmung, die ihn beherrschte, veranlaßte ihn ..t weiter zu gehen. Nun kamen aber auch noch Umstände hinzu, die ..l erwogen sein wollten und selbst einen entschlosseneren Mann veran..n konnten zu zögern.

Namentlich fiel hier zuerst ein Umstand schwer in das Gewicht, dessen ..reichende Bedeutung, dessen entscheidender Einfluß auf die weitere Ent..elung der europäischen Politik und der europäischen Verhältnisse über..pt, bis auf die neueste Zeit herab, nicht nach Gebühr gewürdigt worden .. Nämlich: während das französische Heer auf dem beispiellosen Rück.. seinen Untergang fand, hatte auch das verfolgende russische Heer un..euere Verluste erlitten, wie sie gewiß niemand vorhergesehen hatte. In ..ge der Mühseligkeiten, die auch dieses Heer zu bestehen hatte, rissen ..venfieber ein, und schon ehe der Dniepr erreicht war, sah Kutusow ..e Bataillone zu winzig zu nennenden Schaaren zusammenschmelzen. ..on nach den wiederholten Treffen bei Krasnoi, wo er Napoleon ent..mmen ließ, weil ihm, diesem gefürchteten Gegner gegenüber, der Muth .. entschlossenen Angriff versagte, ließ sich Kutusow durch die Schrecken ..genden Verluste des eigenen Heeres bestimmen, anzuhalten und die ..tere Verfolgung den untergeordneten Generalen zu überlassen: dem

Digitized by Google

General Yermolow, der mit dem Vortrab der Hauptarmee den [illegible] Napoleons folgte; dem General Wittgenstein, der bis dahin in der Gegend von Polotzk einen besonderen Feldzug gegen ein französisches Seitenheer unter Oudinot geführt hatte und jetzt gegen die Rückzugslinie Napoleons herandrängte; endlich dem Admiral Tschitschagow, der die Donau-Armee aus dem Süden heranführte.

Vor der Uebermacht des Letzteren wichen die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Sachsen unter Reynier, die als Seitenheer Napoleons in Wolynien und Podolien gegen die von Tormassow befehligte russische Armee gekämpft hatten, westwärts nach der Grenze des Herzogthums Warschau, nur von einer mäßigen Heerschaar unter dem General Sacken verfolgt, während Tschitschagow, mit der Hauptmacht Tormassows vereinigt, an die Beresina eilte; dort, an dem rechten Ufer des [illegible] vollen Flusses mit Wittgenstein vereinigt, den Trümmern des französischen Heeres den Uebergang über den Fluß und den weiteren Rückzug zu wehren.

Die furchtbaren Scenen, die sich an der Beresina begaben, sind bekannt. In Folge einer Reihe von Fehlern, die von Seiten der Russen begangen wurden und von denen sich Tschitschagow die schlimmsten zu Schulden kommen ließ, entging Napoleon hier wie bei Krasnoi dem sicheren Untergang, aber er rettete nur geringe Reste seines Heeres und auch diese lösten sich, während Elend und Frost immer neue Opfer forderten, bald vollständig auf, so daß sie als Streitkräfte zur Zeit nicht mehr zählten.

Kutusow folgte langsam und gemächlich und brachte doch nur den Rahmen und geringe Reste eines Heeres nach Wilna. Von mehr als 200,000 Mann, die im Ganzen nach und nach zu dem Heer unter seinem Befehl gestoßen waren, von fast 100,000, mit denen er von Tarutino aufgebrochen war, kamen nur 40,000 nach Wilna. Die Seitenheere hatten nicht weniger gelitten, denn waren auch Wittgensteins Schaaren etwas besser erhalten, so war die Donau-Armee um so schwerer getroffen. Man konnte fürchten, daß auch das russische Heer sich vollständig auflöse, wenn man fort und fort in angestrengter Thätigkeit bleiben wollte, und um so mehr, da dem Feinde, trotz des vollständigen Unterganges der großen Armee, die Mittel zu einem energischen Widerstand keineswegs fehlten, wenn Preußen und Oesterreich wollten. Beide Hülfscorps, das preußische unter dem General York und das österreichische unter dem Fürsten Schwarzenberg, kehrten unversehrt, jenes aus Kurland, dieses aus Wolhynien, zurück und im Verein mit ihnen dort eine französische Division, für das sächsische Contingent in schlagfertigem Zustand.

Unter den höher gestellten Offizieren des russischen Heeres waren dann auch sehr viele, nach den Anstrengungen dieses beispiellosen Feldzugs, des Krieges gar sehr müde und sehnten sich nach Frieden. Kutusow gehörte zu ihnen; er vor Allen sogar meinte, jetzt sei der Augenblick

mmen Frieden zu schließen. Er glaubte, man brauche ihn nur zu len, man könne sogar das Herzogthum Warschau fordern, Napoleon de es ohne Schwierigkeiten abtreten, und froh sein, den Frieden um en Preis zu erhalten. Jedenfalls müsse man das russische Heer wieder stellen, ehe man sich auf weitere kriegerische Unternehmungen einlasse.

Das hieß freilich Napoleon, seinen Charakter und seine Stellung, er selbst sie auffaßte, — es hieß die damalige Weltlage überhaupt in der hränktesten Weise verkennen. Daß Napoleon in der damaligen Lage iß nicht Frieden schloß, am allerwenigsten geneigt sein werde, den eden durch Opfer zu erkaufen, darüber konnte niemand im Zweifel , dem nicht die Elemente eines wirklichen Urtheils fehlten. Unbekannt Europa und seinen Zuständen, übersahen die Herren von der Friedens-tei dann auch, was für den Unterrichteten eben so wenig ein Gegen-nd des Zweifels sein konnte, nämlich daß Napoleon im Besitz der ßen Mittel', die Frankreich auf mäßigem Raum gewährte, viel weniger t brauchte ein neues Heer zu schaffen, als Rußland bedurfte, um sein rüttetes Heer wieder herzustellen, da hier die spärlichen Hülfsmittel des ndes mühsam aus übergroßen Entfernungen zusammengesucht und her-geschafft werden mußten, und die finanzielle Schwäche des Reichs Alles chwerte.

Der Kaiser Alexander sah weiter und besser; sein Blick hatte sich hr und mehr an große Verhältnisse gewöhnt. Er begriff, fast allein in maßgebenden Kreisen Rußlands, daß der Kampf nicht als beendet an-ehen werden durfte, so lange Napoleons Macht nicht vollständig ge-chen war, und daß man die fehlenden Streitkräfte nicht durch Rekru-ungen im Innern Rußlands herbeischaffen könne; daß dazu weder Zeit ch Mittel genügten; daß man die Ergänzung der eigenen Streitkräfte Bündnissen mit Preußen und Oesterreich suchen müsse und darin, ß man Deutschland zu den Waffen rief gegen Napoleons Zwingherr-aft. Er sah, daß Rußlands Heer, um diese Bündnisse zu gewinnen, ren es unbedingt bedurfte, dem fliehenden Feinde in zuversichtlicher, greicher Haltung folgen müsse, wie schwach man sich auch fühlen mochte.

Zunächst wendete sich des Kaisers Aufmerksamkeit auf den preußischen ertheil unter dem General York, der aus Kurland in die Heimat zurück-ng. General York kam den Unterhändlern, die Alexander beauftragte, f mehr als halben Weg entgegen, und schloß die bekannte Convention n Tauroggen, vermöge der die Truppen unter seiner Führung sich n dem weiteren Kampf für Frankreich los sagten, um vorläufig eine utrale Haltung anzunehmen. Dadurch wurde den Russen der Weg an e Weichsel geöffnet, den zu erkämpfen die Kräfte nicht hingereicht hätten, ie der General Wittgenstein ganz ehrlich gestand.

Trotz aller Schwierigkeiten, die Kutusow in den Weg legte, brachte nn der Kaiser auch die russische Hauptarmee wieder in Bewegung; sie ging

Digitized by Google

nach dem russischen Kalender am Neujahrstag (13. Januar) 1813 über die Grenze des russischen Reichs und in ziemlich gemächlichen Märschen wurden Warschau und die Weichsel erreicht. Der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte hinreichend die Mittel, sich dort zu behaupten; er war, selbst ganz abgesehen von allen Verstärkungen, die er leicht aus Galizien heranziehen konnte, mit seinen Oesterreichern, den Sachsen unter Reynier und den Resten wie den Depots der Polen unter Poniatowsky, die sich ihm angeschlossen hatten, den russischen Heertheilen, die unter Miloradowitsch gegen ihn heranzogen, vollkommen gewachsen, d. h. er war ihnen sehr bedeutend, von den Kosacken abgesehen, sogar fast um das Doppelte überlegen. Aber der Kaiser Franz und die Staatsmänner Oesterreichs fühlten keinen Beruf weitere Opfer für Napoleons Sache zu bringen; sie beschlossen sich eben auch aus dem Kampfe in eine neutrale Stellung zurückzuziehen, um freie Hand zu gewinnen und die weitere Politik Oesterreichs durch den weiteren Verlauf der Dinge bestimmen zu lassen. In Folge eines Vertrages, den ein österreichischer Diplomat (Lebzeltern) im russischen Hauptquartier unterhandelte und schloß, und der „auf ewige Zeiten" geheim bleiben sollte, gab sich Fürst Schwarzenberg das Ansehen, vor einigen Hundert Kosacken zu weichen; er verließ Warschau am 6. Februar 1813, um nach seiner Bequemlichkeit auf dem linken Ufer der Weichsel über die Pilica gegen die österreichische Grenze zurückzugehen. Er schützte dabei Poniatowskis Polen, die sich nach Czenstochau wendeten, während die Sachsen den Rückzug nach ihrem Heimatlande fortsetzten.

Die russische Hauptarmee, die zur Zeit kaum 18,000 Mann zählte, hatte von Merecz aus, wo sie über den Niemen ging, die Richtung auf Plock genommen, wo sie am 9. Februar über die Weichsel ging, um weiter nach Kalisch vorzurücken.

In Warschau fühlten sich die Russen keineswegs sicher oder auch nur stark. Man hielt die äußerste Vorsicht nothwendig, um einzelne Truppentheile vor Ueberfällen zu bewahren, und suchte die eigene Schwäche auf jede Weise zu verbergen. So mußten, auf Kutusows ausdrücklichen Befehl, so oft Truppen durch Warschau marschirten, aus mehreren schwachen Bataillonen ein einziges gebildet werden. Ueberhaupt stießen die Russen in Polen überall auf einen feindseligen Geist. Von einem Einfluß, den etwa die Jesuiten zu Rußlands Gunsten bereits im Lande geübt hätten, zeigte sich, trotz aller Verheißungen De Maistres, nirgends eine Spur.

Es war eben nicht die Art des Ordens, in einem solchen Kampfe bestimmt Partei zu nehmen, so lange er nicht entschieden war! In der Haltung der frommen Gesellschaft während des Krieges zeigte sich demnach auch entschieden das vorsichtige Verlangen, sich den möglichen Sieger, wer das auch sein möge, nicht zum unversöhnlichen Feinde zu machen. In musterhafter Haltung that der Orden ebensowenig irgend etwas zu Gunsten

Digitized by Google

Franzosen und der mit ihnen verbündeten Polen, als für Rußland.
ı unbequemen Zumuthungen zu entgehen, besann sich der Jesuiten-
neral, Pater Brzosowski, als Napoleons Heer gegen die Düna und
lotzk heranrückte, darauf, daß er in einiger Entfernung vom Kriegs-
ıuplatze — nämlich in Spanien — sehr wichtige Dinge zu thun habe.
mußte dort die Herstellung seines Ordens betreiben, und bat am 12. August
12 um die Erlaubniß sich dorthin zu begeben. Rußland hatte eben
. Juli) ein Bündniß mit der Cortez-Regierung Spaniens geschlossen;
en Umstand benutzte der Pater Brzosowski mit rasch besonnener
istesgegenwart. Die gewünschte Erlaubniß wurde ihm natürlich gewährt.
r Kaiser und seine Rathgeber wußten sich nicht Rechenschaft davon zu
en, was diese Herstellung des Ordens in Spanien zu bedeuten habe.
ch lag es nahe sich zu sagen, daß die Gesellschaft Jesu dadurch auch
Form nach den kosmopolitischen Charakter wieder annahm, der ihrem
sen entsprach; daß sie nicht mehr der ausschließlich russische Orden war,
ı Katherina geduldet hatte, dessen Mitglieder russische Unterthanen sein
r werden mußten; dessen Dasein überhaupt von der russischen Regierung
d nur von ihrem Willen abhing.

Kaum war der Kaiser Alexander siegreich in das Gebiet des Herzog-
ıms Warschau eingerückt, als sich ihm auch der Fürst Adam Georg
artoryski wieder zu nähern suchte. Dessen eigene Haltung, sowie die
ıer Familie war, während der Kämpfe des Jahres 1812, eine so eigen-
imliche gewesen, daß wir darauf und bis in die früheren Monate dieses
hängnißvollen Jahres zurückgehen müssen.

Während Alexander sich in dem seltsamen Wahn gefiel, die Polen
ınten bewogen werden, sich zu seinen und Rußlands Gunsten zu erheben,
d die Familie Czartoryski könne die Hand dazu bieten, ließ Napoleon
se selben Polen mit besserem Erfolg durch seinen Gesandten Bignon
anlassen, die allergrößten Anstrengungen für einen Kampf gegen Ruß-
ıd zu machen. Wiewohl Napoleon seinem alten System getreu blieb,
) nie durch irgend ein bestimmtes Versprechen zu binden, gingen doch
Wogen der Begeisterung sehr hoch in den polnischen Magnaten-Kreisen,
d Niemand zweifelte in diesen Kreisen an Napoleons Sieg und der
rstellung des alten polnischen Reichs. Daß man in dem Könige von
achsen bereits einen Landesherrn hatte, daß war ein Umstand, dem nie-
ınd irgend eine Bedeutung beilegte. Ein Theil des Magnaten-Adels,
ıhrscheinlich derjenige, der den Familien Czartoryski und Poniatowski
ı wenigsten gewogen war, beschäftigte sich sogar mit dem sehr unwahr-
einlichen, in der That durch gar nichts verbürgten Gerücht, daß Na-
leon, von dem man glaubte, daß er ganz ohne Einschränkung über das

46*

Digitized by Google

Schicksal der Nationen verfüge, den Marschall Davoust zum künftigen König von Polen ausersehen habe.

Die Minister, die das Herzogthum im Namen des Königs von Sachsen verwalteten, mußten den Reichstag Mitte Juni zusammen rufen, und als diese Versammlung in der Johannis-Kathedrale zu Warschau eröffnet wurde, glaubten die jubelnden Schlächzy ihr Vaterland und dessen Selbständigkeit hergestellt, obgleich der neu ernannte Gesandte Napoleons, der redselige Erzbischof von Mecheln de Pradt, dessen Anwesenheit in keiner Weise berechtigt war, seinen Sitz über den Senatoren, über dem Marschall des Reichstages, an den Stufen des leer stehenden Thrones einnahm. Zum Marschall wurde der stets unbedeutende und nun auch schon hoch bejahrte Fürst Adam Kasimir Czartoryski erwählt — Adam Georgs Vater — derselbe, den fast fünfzig Jahre früher „die Familie" gern auf den Thron Polens erhoben hätte, als sie auf Katharinas Geheiß Stanislaus Poniatowskis Wahl betreiben mußte.

Daß einem polnischen Reichstage gefälschte Urkunden als authentisch vorgelegt wurden, war nichts Neues; es geschah jetzt wie im Jahre 1791; der Marschall legte angebliche Bittschriften aus Litthauen und selbst aus Weiß-Rußland und der Ukraine vor, in denen der Reichstag aufgefordert wurde, er möge Napoleon bewegen, auch diese Provinzen zu befreien. — Der Reichstag proclamirte sofort nach alter Weise eine General-Conföderation Polens, vertagte sich dann aber, nachdem er einen „Generalrath" von zwölf Senatoren ernannt hatte, in dem Napoleons Gesandter in aller Form den Vorsitz führte. Eine Deputation folgte dem französischen Kaiser nach Wilna, um ihn dort aufzufordern, er möge die Herstellung und die Unabhängigkeit des polnischen Reichs proclamiren.

Das kam sehr ungelegen! Napoleon hatte den Polen deutlich genug sagen lassen, wenn es zum Krieg mit Rußland komme, müßten sie freilich diese große Gelegenheit benützen und die äußersten Anstrengungen machen, ganz Polen müsse zu Pferde sein —: aber sie müßten sich entschließen, durchaus für sich selbst und auf eigene Rechnung zu handeln. „Der Krieg, den wir — Frankreich — im Norden führen wollen, muß von ihnen blos als ein Mittel betrachtet werden, das zu ihren eigenen Kräften hinzukommt, und sie müssen Frankreich nur als eine mächtige Hülfsmacht ansehen." So stand es in De Pradts Instructionen. Napoleon wollte gleichsam ganz aus dem Spiele bleiben, und jetzt so wenig als zu einer früheren Zeit irgend eine Verpflichtung gegen Polen übernehmen. Da erhielt denn auch die Deputation von ihm die sehr kühle Antwort: er sehe es sehr gern, wenn die Polen, in der Hoffnung ihr Reich wieder hergestellt zu sehen, insgesammt zu den Waffen griffen; seine Politik aber erlaube ihm nicht, sich öffentlich für die Wiederherstellung Polens zu erklären.

Digitized by Google

Nachdem die Dinge eine solche Wendung genommen hatten, empfand
m Georg Czartorysk sein russisches Dienstverhältniß wirklich als eine
ckende Fessel; es gestattete ihm nicht, sich an die Spitze der polnischen
vegung zu stellen, oder doch wenigstens sichtbar die hervorragende Rolle
in zu spielen, die er übernehmen mußte, wenn er die Zwecke seiner
nilie unter Napoleons Schutze fördern wollte. Dringend wie nie zuvor
er um seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst, und es war
diesmal voller Ernst mit dieser Forderung. Der Sieg Napoleons
en auch ihm so unzweifelhaft, daß er in drei rasch auf einander fol-
den Briefen an den Kaiser Alexander (deren letzter vom 4. Juli 1812
eichnet war) eigentlich die Maske ganz fallen ließ, wie er in der That
ßte, wenn er seine Forderung in hinreichender Weise motiviren, und
nicht selbst für wetterwendisch und unzuverlässig ausgeben wollte. Er
lärt, daß er immer nur Polen und dessen Interessen im Auge gehabt
be. Schon als Jüngling habe er (1794) die Waffen für Polen (d. h.
gen Rußland) geführt und im Dienste Alexanders sei sein Streben stets
selbe geblieben; vor sieben Jahren (1805) habe er den Kaiser aufge-
dert, die Sache der Polen ganz zu der seinigen zu machen (und seine
affen zunächst gegen Preußen anstatt gegen Napoleon zu wenden); —
dem einerseits diese Gelegenheit versäumt, andererseits das Herzogthum
arschau unter französischem Schutze errichtet worden, habe er stets ge-
chtet, daß seine verschiedenen Pflichten sich auf die Länge nicht würden
einigen lassen; jetzt sei für ihn der Augenblick gekommen zu wählen,
d seine Wahl könne nicht zweifelhaft sein. „Polen ist feierlich proclamirt
rden durch eine General-Conföderation, an deren Spitze mein Vater
stellt ist. Der Name Polen aus seinem Munde, und einmal ausge-
rochen, ist entscheidend für mich. Maßregeln der Strenge, die unglück-
her Weise bereits begonnen haben, Unheil jeder Art, dessen verhängniß-
llen Lauf selbst Ihre Großmuth, fürchte ich, nicht wird aufhalten können,
igern die altgewohnte Feindseligkeit zweier Nationen, die sich hätten als
chwestern betrachten sollen, auf das Aeußerste. Ein blutiger Krieg wird
tweder das Dasein meines Vaterlandes befestigen oder es in Trauer
illen, eine Wüste aus ihm machen und sein Unglück vollenden. Welches
chicksal ihm aber auch vorbehalten sein mag, meine Pflicht ist es zu
eilen.“ — (La Pologne a été solenellement proclamée par une
nfédération générale, à la tête de laquelle mon père est placé.
- Le nom de Pologne sortant de sa bouche, et une fois prononcé,
st décisif pour moi. Des actes de rigueur qui malheureusement
nt déjà commencé, des calamités de toute espèce, dont je crains
ue votre magnanimité même ne puisse arrêter le cours désastreux,
ont porter à l'extrême l'animosité invéterrée entre deux nations
ui auraient dû se regarder comme soeurs. — Une guerre sanglante
onsolidera l'existence de ma patrie, ou bien la couvrira de deuil

en fera un désert, comblera ses malheurs. — Quel que soit le sort qui lui est reservé, je dois le partager.)

Eine Versöhnung Polens und Rußlands war demnach in Adam Georg Czartoryskis Augen fortan unmöglich; ein Sieg der russischen Waffen das größte Unglück, das Polen treffen konnte. Die ritterliche Redlichkeit und Geradheit, die sich hier zur Schau stellt, würde uns besser von ihrer Echtheit überzeugen, wenn wir sie in der Handlungsweise des Fürsten wiederfänden; wenn wir uns nicht erinnern müßten, in welcher Weise er das Vertrauen Alexanders in der Stellung als Curator des Wilnaer Lehrbezirks mißbraucht, und mit welcher Unwahrheit er den Kaiser darüber getäuscht hatte.

Was die Maßregeln der Strenge, die actes de rigueur anbetrifft, über die sich der Fürst empört äußert, so dürfen wir wohl im Vorbeigehen erwähnen, worin sie im Wesentlichen bestanden. In Erwartung des nahen Krieges waren sehr viele polnische Edelleute in Litthauen absichtlich mit der Zahlung der Steuern sehr bedeutend im Rückstande geblieben; alle hofften sich dieser Zahlung ganz entziehen, viele die so ersparten Gelder für wünschenswerthere Zwecke verwenden zu können. Das war allerdings natürlich genug, eben so natürlich aber auch, daß die russische Regierung diese Rückstände mit einer gewissen Strenge, durch Executionen eintreiben ließ.

Der Kaiser hätte wahrscheinlich wohl gethan, die gewünschte Entlassung zu gewähren; er hätte dadurch eine heilsame Klarheit in das Verhältniß zu diesem Jugendfreunde gebracht. Aber es geschah nicht; Czartoryski konnte sich der Conföderation nicht anschließen, und empfand die passive Haltung, zu der er sich verurtheilt sah, und die in der That dem Anschein nach seinen persönlichen Interessen in Polen verderblich werden mußte, so peinlich, daß er Warschau verließ, um sich erst in die böhmischen Bäder und dann nach Wien zu begeben. In einem neuen Briefe, den er von Carlsbad aus (16. Aug. 1812) an den Kaiser richtete, bekannte er sich unumwunden genug zu den Ansichten der Feinde Rußlands in Polen, indem er seinen Verwandten in den Mund legte, was er in eigener Person nicht wohl sagen konnte. Er werde, berichtet er, stets von neuem aufgefordert, der Conföderation beizutreten, und die Gründe, die man ihm dafür anführe, seien von der Art, daß ihm dadurch jede „leere Ausflucht" (tout faux-fuyant) abgeschnitten werde.

„Ein Pole ist ohne Zweifel nicht verpflichtet, sich für die russische Regierung aufzuopfern, und wäre nicht zu entschuldigen, wenn er es thäte — für die russische Regierung, die Hauptursache des Unglücks und des Untergangs seines Vaterlandes gewesen ist; die dadurch, daß sie den größten Theil ihrer polnischen Provinzen (durch den Rückzug ihrer Armeen) aufgegeben, wie durch die Maßregeln der Strenge, die sie während des Rückzugs verfügt habe, diese Provinzen der zeitweiligen Verpflichtungen ent-

Digitized by Google

ven habe, die ihnen ursprünglich schon unberechtigter Weise auferlegt ren. Mit einer Ursache dieser Art, hören auch ihre Wirkungen auf, in dem Augenblick, in dem die Provinzen befreit werden, sind auch Individuen der Unabhängigkeit zurückgegeben. Jeder freie Mann, der e Entlassung verlangt hat, wird angesehen, als ob er sie erhalten habe. rauf bestehen, eine förmliche Entlassung abzuwarten, welche die russische gierung vielleicht nie gewähren werde, das heiße nur einen Vorwand hen, unter dem man sich gegen die ungünstigen Wechselfälle sicher stellen lle, um dann in aller Sicherheit die Ergebnisse zu nützen, welche die strengungen und die Wagnisse der gesammten Nation gewonnen haben." n Polonais n'est sans doute pas tenu, et serait inexcusable de sacrifier pour le gouvernement de Russie, qui a été la cause ncipale des malheurs et de la destruction de sa patrie, et qui, r l'abandon de la plus grande partie des provinces polonaises, par les rigueurs exercées en se retirant, a relevé ces provinces s liens temporaires qui, dans l'origine, avaient été injustement posés. Une cause de cette nature cessant, les effets cessent tout ssitôt, et les individus sont rendus à l'indépendance, du moment les provinces sont libérés. Tout homme libre, dès qu'il a donné démission, est censé l'avoir reçue. S'obstiner à attendre une mission en forme que le gouvernement russe ne voudra peutêtre mais accorder, ce n'est que chercher un prétexte pour se mettre l'abri des chances contraires et pour venir ensuite profiter avec curité des résultats que les efforts et les dangers de toute la tion auront obtenus.)

„So sagt man mir immer von neuem," fügt Czartoryski hinzu, nd ich weiß nichts darauf zu antworten." (Voilà ce qu'on me dit redit de chez moi, et à quoi je ne sais que répondre.) Er erähnt noch, daß die Pflichten gegen das Vaterland ohne allen Zweifel len anderen vorgehen, und kündigt an, daß er sich werde entschließen üssen.

Die Worte waren nicht übel gewählt, um den Entschluß, fortan seine olle an der Spitze der Feinde Rußlands in Polen zu spielen, selbst dem aiser Alexander gegenüber als einen durchaus untadeligen darzustellen. reilich mußte er zu solchem Ende, wie er auch thut, vollständig ignoriren, as niemand besser wußte als er: die Pläne Alexanders Polen herzuellen, deren Vertrauter Er und kein Anderer selbst in den letzten Bochen noch gewesen war.

In einem späteren Briefe aus Wien (vom 9. October), zu einer Zeit, o ihm der Sieg Napoleons bereits endgültig entschieden schien, erklärte dem Kaiser Alexander, daß er sich als entlassen aus russischem Staatsienste ansehen werde, wenn er nicht binnen sechs Wochen eine Antwort rhalte. Er spricht darin viel und mit Wärme von seiner Sorge um das

Digitized

persönliche Wohlergehen des Kaisers; die eigentliche Stimmung und Absicht aber gehen aus der Nachschrift hervor. Czartoryski wirft darin die Frage auf, ob nicht, wenn der Kaiser an den Frieden denken müsse und ihn nicht anders als durch große Opfer erkaufen könne — ein glänzendes und solides „Etablissement" für den jüngsten der kaiserlichen Brüder diese Opfer erleichtern könne.

Ein seltsamer Gedanke! — Ihm, dem Fürsten Czartoryski, konnte freilich am Ende wohl der russische Großfürst Michail Pawlowitsch ein erwünschterer König von Polen sein, als der gefürchtete Nebenbuhler seines Hauses, der Fürst Joseph Poniatowski, oder der von Napoleons mächtiger Hand geschützte König von Sachsen: aber wie konnte man denken, daß der Kaiser der Franzosen je auf einen solchen vermittelnden Vorschlag eingehen werde!

Nach wenigen Wochen hatte sich die Lage vollständig geändert. Napoleons Heer war vernichtet und Alexander stand an der Grenze des Herzogthums Warschau, wie Czartoryski glaubte an der Spitze eines gewaltigen, siegreichen Heeres, einer unwiderstehlichen Macht, als unbedingter Herr der Lage. Das Herzogthum Warschau schien russischer Eroberung verfallen zu müssen, aber das war in Czartoryskis Augen nicht mehr nothwendiger Weise das größte Unglück, das Polen treffen konnte; wenigstens ließ sich allem Unheil vorbeugen; denn eine Versöhnung Rußlands und Polens war nicht mehr unmöglich, selbst die jüngst verhängten „Maßregeln der Strenge" hinderten sie nicht; diese vorhin so scharf betonten Maßregeln wurden jetzt ignorirt; es kam nur darauf an, daß Alexander seinen früheren Absichten und Plänen in Beziehung auf Polen treu blieb, deren Czartoryski sich jetzt wieder erinnerte; es kam darauf an, daß er, wie früher, bedacht sei, nicht blos das Land, sondern auch die Herzen der Polen zu erobern. Mit anderen Worten, während die meisten polnischen Edelleute, namentlich die Armee und Joseph Poniatowski mit seinem Anhang noch immer auf einen endlichen Sieg Napoleons rechneten, war es dem Fürsten Adam Georg vor Allem darum zu thun, daß der Kaiser Alexander seine vorausgesetzte unwiderstehliche Macht nicht wirklich brauche, und namentlich nicht im Interesse Rußlands, wie dies von den Russen selbst aufgefaßt wurde. In den Briefen, mit denen Czartoryski sich (am 6. und 27. December) auch jetzt wieder eilfertigst an den Kaiser wendete, und in denen er sprach, als habe er in diesem Kampfe mit seinen Gesinnungen und Wünschen ohne Unterbrechung auf Seiten Alexanders gestanden, bat er zwar von neuem um seine Entlassung, das hatte aber jetzt eine ganz andere Bedeutung als früher. Er wollte sich der General-Conföderation anschließen, um dann als ihr Bevollmächtigter mit Rußland zu unterhandeln. So sollten seine persönlichen Beziehungen zu dem Kaiser Alexander jetzt dem doppelten Zwecke dienen, ihn selbst als Vermittler zwischen Rußland und Polen zur Hauptperson unter seinen Landsleuten

Digitized by Google

:heben, und die Interessen der polnischen Nation, selbst auf Kosten siegreichen Rußlands zu fördern. Alexander sollte auf Unterhand- en mit der General-Conföderation eingehen, und die Krone Polens deren Händen empfangen, auf Bedingungen, die mit ihr vereinbart rt. Czartoryski forderte den Kaiser auf, zunächst ihm persönlich die kte mitzutheilen, die er zu bewilligen geneigt sei, und vorsorglich hatte ereits eine Instruction für die russische Armee entworfen, wie sie sich Polen überall benehmen solle, um die Gunst der Polen zu gewinnen. sollte der Kaiser durch seine Unterschrift zur befohlenen Richtschnur Betragens machen.

Die Forderungen Czartoryskis im Namen seiner Landsleute waren der Art, daß sie in der That kaum weiter hätten gehen können, wenn Polen, die in diesem Kriege ihren Russenhaß mit Uebermuth zur Schau agen, und sich auf russischem Boden durch eine ziemlich ruchlose Raub- Verwüstungslust ausgezeichnet hatten, Sieger geblieben wären im npf. Daß alle ehemals polnischen Landestheile von Rußland getrennt, dem neu erstandenen Polenreich vereinigt werden müßten, daß den en eine freisinnige parlamentarische Verfassung gewährt werden müsse, sind stillschweigende Voraussetzungen, die in Czartoryskis Briefen überall chschimmern. Dann aber auch soll der Kaiser von Rußland, den Polen Liebe, sofort eine feindliche Haltung gegen Preußen und Oesterreich nehmen, indem er unumwunden die Herstellung Polens proclamire. sterreich und Preußen könnten, fürchtet Czartoryski, wohl im Sinne ven den Kaiser von der Ausführung einer Idee abzubringen, die zu ß und zu schön sei, um von ihren Cabinetten begriffen zu werden —: r er sei diesen Mächten, nach Allem was geschehen, keinerlei Rücksichten ldig und habe keine Verpflichtungen gegen sie (vous n'avez plus cun ménagement à garder, aucune obligation vis-à-vis de ces issances).

Merkwürdig tritt hier unter Anderem auch hervor wie vollständig unbe- tet blieb, daß der König von Sachsen der Form nach Herzog von Warschau d Landesherr war, und formell niemand als eben dieser König-Herzog rechtigt im Namen des Landes mit einem auswärtigen Monarchen zu nterhandeln. Dieses Rechtsverhältniß irgend wie zu berücksichtigen, fiel emandem ein; sogar den eigenen polnischen Ministern des angeblichen indesherrn, obgleich sie ihm eidlich zur Treue verpflichtet waren, so wenig s dem Fürsten Adam Georg oder irgend einem anderen Polen. Einer eser Minister, Graf Mostowski, fühlte sich berufen, sich ebenfalls, ohne uftrag oder Vollmacht von seinem angeblichen Landesherrn, schriftlich mit nträgen und Rathschlägen an den Kaiser Alexander zu wenden und ihm enfalls unter Bedingungen die Herrschaft über Polen anzubieten.

In Beziehung auf den unter allen entscheidenden Punkt, gab sich ann aber der Fürst Czartoryski in seinen Briefen eine Blöße, von der

Digitized by Google

man glauben sollte, daß sie seinem Verhältniß zum Kaiser Alexander verderblich werden mußte.

In allen früher zwischen ihm und dem Kaiser besprochenen Plänen war stets der Kaiser selbst als der künftige König von Polen genannt worden: jetzt, im entscheidenden Augenblick, ließ Czartoryski ziemlich voreilig und unvorsichtiger Weise hervortreten, daß ihm Alexander als König seines wieder erstandenen Vaterlandes keineswegs erwünscht war. Seine eigentlichen Gründe konnte er dem Kaiser natürlich nicht sagen, er führt daher, indem er von neuem vorschlägt den jüngsten Bruder Alexanders, den Großfürsten Michael Pawlowitsch, auf den polnischen Thron zu erheben, als Grund nur den Umstand an, daß der Großfürst Constantin als zunächst berechtigter Nachfolger neben dem Kaiser von Rußland stehe, und daß die Aussicht den dereinst zum König zu haben, alle Polen beunruhige und erschrecke. Doch verräth sich Czartoryski sofort weiter, indem er die Worte hinzufügt, deren wir schon einmal gedenken mußten: „Ein König von Polen, dem 300,000 Russen zu Gebot ständen, würde es immer in seiner Macht haben, die Gesetze nicht zu achten, seine Versprechen nicht zu halten, und zu vernichten, was sein Vorgänger verordnet hat, sobald er das wollte." — Czartoryski zeigt seine eigentliche Absicht sogar noch deutlicher in den unmittelbar folgenden Worten: „(Die Aussicht auf) diese Zukunft ist es, welche die Polen veranlassen wird, auf eine wohlgeordnete Verfassung zu bestehen (!), obgleich im Grunde selbst die besten Vorsichtsmaßregeln dieser Art keine Bürgschaft gegen eine entschiedene Gewaltsamkeit oder selbst gegen einen Wechsel der Grundsätze und des Willens von Seiten eines Monarchen Rußlands gewähren können." — (En effet, un roi de Pologne qui aura 300,000 Russes à ses ordres, dès qu'il voudra ne pas respecter les lois, ne pas tenir ses promesses, dès qu'il voudra détruire ce que son prédécesseur aura statué, en sera toujours le maître. — C'est cet avenir qui rendra les Polonais si insistans à obtenir une constitution bien réglée, quoique, dans le fonds, les précautions de ce genre les (le) mieux prises ne pourront pas garantir d'une violence décidée, ni même d'un changement de principe et de volonté dans un souverain futur de la Russie.)

Selbst eine Personal-Union also wollte Czartoryski nicht zulassen. Was er verlangte, war eine vollständige Trennung Polens von Rußland, und als König einen Jüngling, den er, Czartoryski, beherrschen konnte. Diese Schöpfung zu vervollständigen fordert er dann, indem er es als selbstverständlich voraussetzt, von dem Kaiser von Rußland, dem Sieger nach schweren Kämpfen, im Namen des besiegten und wehrlos gewordenen Feindes, Polens nämlich, die Abtretung russischer Provinzen. Der Beweis, daß das Alles im Interesse Alexanders sei so gut wie Polens, wird als geführt vorausgesetzt; Czartoryski weiß darüber eigentlich nichts zu sagen, als daß der Kaiser dadurch die Liebe und das Vertrauen der Polen ge-

Digitized by Google

ren werde, während er auf andere Weise nur das Land, nicht die
en erobern könne. Die Frage, die einem Kaiser von Rußland vor
r nahe liegen mußte, was nämlich Rußlands Interesse erfordere, wird
ffentlich umgangen; die weitere, wie wohl ganz Rußland den Fall be-
eilen werde, nur insofern berücksichtigt, als Czartoryski warnt vor
rn, die geneigt sein könnten dem Kaiser eine so herrliche That zu wider-
en.

Nach so manchem Wechsel, ungeachtet aller Erfahrungen doch noch
ner befangen in den Lieblingsplänen und Träumen seiner Jugend-
e, scheint der Kaiser Alexander seinen Jugendfreund auch jetzt noch
t ganz durchschaut zu haben. Aber er wußte natürlich, daß die Dinge
mancher Beziehung anders lagen, als Czartoryski sie dachte.

Er wußte namentlich, daß er unbedingt eines Bündnisses mit den
chbarmächten oder wenigstens der einen von ihnen bedurfte, um sich
nur in Polen, an der Weichsel behaupten zu können, da Rußlands
nes Heer in seinem damaligen Zustande dazu weitaus nicht hinreichte.
r haben an anderer Stelle (in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben
ls) den Beweis zu führen gesucht, daß dem wirklich so war, und un-
Beweisführung ist von den competentesten Richtern unter den Russen
namentlich von Bogdanowitsch — gegründet befunden worden. Es
ügt sich der Thatsache zu erinnern, daß Rußlands Heere sich auf den
hlachtfeldern von Lützen und Bautzen, selbst im Verein mit den preußi-
n, den neu gebildeten Schaaren Napoleons weit aus nicht gewachsen
iesen, daß sie dort einer mehr als doppelten Uebermacht gegenüber
nden. Dann beantwortet sich leicht die Frage, was der Erfolg gewesen
re, wenn diese selben russischen Heere in demselben Zustand der Schwäche
Heeresmacht Napoleons allein, ohne Preußen, begegnen mußten, und
hwendiger Weise dann auch noch Preußen zum Feinde hatten.

Deshalb fanden auch Kutusow und sein Anhang, die lauter selbst als
her auf Frieden drangen, nach wie vor kein Gehör beim Kaiser, und
derholten vergebens, daß man ja nun habe, was man haben wollte,
ß man im Besitz von Polen sei und Preußen bis an die Weichsel dazu
nmen könne.

Den Fürsten Czartoryski suchte nun zwar der Kaiser Alexander in
ner Antwort (vom 15. Januar 1813) über den wirklichen Zustand des
ssischen Heeres zu täuschen, so gut wie das preußische und das öster-
chische Cabinet; er bemühte sich sogar, auch ihm durch etwas phantasti-
e Zahlen eine möglichst hohe Meinung von der unwiderstehlichen Macht
geben, über die Rußland in dem Augenblicke verfüge; er fügte aber
h hinzu, die Herstellung Polens sofort zu proclamiren, sei nicht möglich,
nn ein solcher Schritt würde Oesterreich und Preußen veranlassen, sich
nz in die Arme Frankreichs zu werfen, und es sei sehr wesentlich, das
verhindern.

Digitized by Google

Ueberhaupt habe er, um seine Lieblings-Ideen in Beziehung auf Polen durchführen zu können, gar mancherlei Schwierigkeiten zu besiegen: „Vor allem die in Rußland herrschende Meinung. — Die Art, wie die polnische Armee sich bei uns betragen hat, die Plünderung von Smolensk und Moskau, die Verwüstung des Landes, hat den alten Haß wach gerufen.“ — „Ihr müßt mir also helfen, meine Pläne den Russen annehmbar zu machen, ihr müßt (ihnen gegenüber) meine bekannte Vorliebe für die Polen und Alles was mit ihren Lieblings-Ideen zusammenhängt, rechtfertigen.“ (Il faut que vous m'aidiez vous-même à faire goûter mes plans aux Russes et que vous justifiiez la prédilection qu'on me sait pour les Polonais et pour tout ce qui tient à leurs idées favorites.) — Die Polen sollten ihm vertrauen, ihre Hoffnungen würden diesmal nicht getäuscht werden. — „Was die Formen (der Regierung) anbetrifft, so wissen Sie, daß ich die liberalen immer vorgezogen habe.“ (Quant aux formes, vous savez que les libérales sont celles que j'ai toujours préferées.)

Indem er dann die Idee, den Großfürsten Michael auf den polnischen Thron zu erheben, auf das Bestimmteste ablehnt, und erklärt, an einen anderen König als ihn, den Kaiser selber, sei gar nicht zu denken, giebt er mittelbar die Absicht zu erkennen, auch die litthauischen Provinzen, wie es Czartoryski voraussetzend fordert, mit dem hergestellten Polenreiche zu vereinigen.

Er sagt nämlich in ziemlich unlogisch zusammengefügten Worten, niemand als er selbst könne König von Polen sein, denn Litthauen, Podolien und Wolynien seien zur Zeit russische Provinzen, das solle Czartoryski nicht vergessen, und keine Ueberredung werde den Russen den Gedanken annehmbar machen, diese Provinzen unter die Herrschaft eines anderen Fürsten gestellt zu sehen, als desjenigen, der in Rußland herrsche. Schwierigkeiten in Beziehung darauf, unter welcher Benennung sie dessen Herrschaft unterworfen blieben — ob als russische, ob als polnische Provinzen — seien eher zu besiegen. (N'oubliez pas que la Lithuanie, la Podolie et la Wolynie se regardent jusqu'ici comme provinces russes, et qu'aucune logique au monde ne pourra persuader à la Russie de les voir sous la domination d'un autre souverain que celui qui régit la Russie. Quant à la dénomination sous laquelle elles se trouvent en faire partie, cette difficulté est plus facile à vaincre.)

Eine wenig spätere Zeit sollte, zum großen Mißfallen der Russen, Beweise liefern, daß diese Andeutungen und Versprechen durchaus ernstlich gemeint waren.

Im Uebrigen erinnerten sich der Kaiser Alexander so wenig als die Polen selbst des Königs von Sachsen als ihres Landesherrn; er war ganz bereit mit der General-Conföderation, mit dem Warschauer Reichstag zu

Digitized by Google

rhandeln, und kein Vermittler konnte ihm erwünschter sein, als der
nd seiner Jugend, der Fürst Czartoryski. Doch lehnte er es ab, ihm
gewünschte Entlassung zu gewähren. Seine Entlassung, meinte der
er, könnte den Verdacht erregen, daß die früheren Pläne in Beziehung
Polen aufgegeben seien. Alexander wollte eben den Fürsten als Ver=
r seiner Wünsche und Interessen, den Polen gegenüber beauftragen,
rend Czartoryski im Gegentheil im Interesse der Polen und ihrer
derungen, in ihrem Auftrage mit dem Kaiser unterhandeln wollte.
nso gingen beide, der Kaiser und Czartoryski, in Beziehung auf den
alt, den die Unterhandlungen haben sollten, von sehr verschiedenen, ja
nder entgegengesetzten Gesichtspunkten aus. Alexander wollte, die Polen
en sich vor allem mit ihm verbünden und ihre Waffen mit den sei-
n vereinigen, wie er es schon ein Jahr früher gehofft hatte; im
rigen sollten sie seinem einfachen Wort trauen. Czartoryski wollte im
gentheil zuerst und vor allem alle Forderungen gewährt wissen, die er
Namen der Polen stellte; er kam stets darauf zurück, der Kaiser müsse
allen Dingen die Polen durch eine feierliche Proclamation ausdrücklich
Herstellung ihres Vaterlandes aufrufen, und sich durch öffentliche Ver-
echen binden, die Leitung der Angelegenheiten sofort den Polen selbst
vertrauen; das Weitere sollte sich dann erst finden. Er wurde besonders
ngend, als er in Erfahrung gebracht zu haben glaubte, daß die preußi-
Regierung nichts gegen eine Herstellung Polens habe. Nebenher war
beflissen, die polnischen Truppen, die unter Poniatowski noch immer in
Nähe von Krakau weilten, vor jedem Angriff von Seiten der Russen
wahren.

Eigentlich handelte der Fürst Czartoryski in allen diesen Dingen
iglich nach eigenem Ermessen, ohne Vollmacht von seinen Landsleuten.
e im Herzogthum Warschau ansässigen Magnaten verhielten sich im
gemeinen passiv und äußerten sich so wenig als möglich in irgend einem
nn. Selbst unzuverlässig, sind die Polen gar sehr zum Mißtrauen ge-
igt; ein gegebenes Wort gilt ihnen für eine geringe Bürgschaft. Be-
nders aber werden sie in ihrem Thun und Lassen im Allgemeinen durch
cht erregte Leidenschaften und eine ebenso leicht erregte Phantasie be-
mmt; oft auch durch Berechnungen einer, wenn wir uns so ausdrücken
rfen, leichtsinnigen List und Verschlagenheit, doch selten oder nie durch
sonnene Erwägung. In diesem Geist gefielen sich denn die polnischen
elleute darin, den aller unbestimmtesten Aeußerungen Napoleons zu Gunsten
olens unbedingt zu vertrauen und selbst seinen ablehnenden Worten
nen günstigen Sinn unterzuschieben. Selbst wenn sie erfuhren, daß er
ßerte, die Polen seien ihm sehr gleichgültig, er verwende sie nur als
laterial, sie seien ihm nur Mittel, nicht Zweck, ließen sie sich auch dadurch
cht stören in ihrer Verblendung, weil die Art, wie er sie verwendete,
ren Leidenschaften entsprach: der feindseligen Gesinnung, mit der sie auf

Digitized by Google

Russen und Deutsche sahen. — Dem redlich gemeinten Wort Alexanders dagegen trauten sie nicht! — Vor allem aber glaubten sie noch immer überwiegend an einen endlichen Sieg Napoleons, und waren in der Ungewißheit des Erfolges darauf bedacht, sich nicht bloßzustellen, zu „compromittiren.“

Trotz aller Geschäftigkeit des Fürsten Adam Georg, der den Kaiser in Kalisch aufsuchte und hin und her reiste, kam der beabsichtigte Reichstag nicht zusammen, die Unterhandlungen kamen nicht in Gang. Die Russen begegneten im Herbstfeldzug 1813 den polnischen Truppen unter Poniatowski wieder in den Reihen ihrer Feinde, und das Herzogthum Warschau blieb einfach ein durch die russischen Waffen erobertes Land.

Die Leerheit dieses Treibens, das am Ende zu gar nichts führte, mußte eigentlich den Kaiser Alexander überzeugen, daß Alles, was unter den gegebenen Bedingungen in Polen geschehen mochte, in einem Kriege von solchen Dimensionen keine große Bedeutung haben und jedenfalls gegen die Wichtigkeit einer Verbindung mit Oesterreich und Preußen gar nicht in Betracht kommen konnte.

In Wien wurden freilich zu Anfang die Eröffnungen des Kaisers von Rußland etwas kühl aufgenommen; der russische Diplomat, Graf Stackelberg, der im Cabinet Metternichs mit Enthusiasmus für Deutschlands und Europas Befreiung auftreten wollte, wurde von Metternich mit Ironie und feinem Spott in solcher Weise abgewiesen, daß er wohl begreifen mußte, wie wenig hier ein Boden für ideale Begeisterung und dithyrambische Stimmungen sei. Zwar suchte Oesterreich seine Verbindung mit Frankreich zu lockern und den diplomatischen Verkehr mit Rußland zu erhalten, aber zunächst nur, um freie Hand zu gewinnen, zu einer selbständigen Stellung zu gelangen, in dieser dann den eigenen Vortheil wahrzunehmen und sich je nach den Umständen für die eine oder die andere Partei zu entscheiden. Die Sympathien des Kaisers von Oesterreich und Metternichs waren sogar, allem Anschein nach, eher für Napoleon als für seine Gegner. Wenigstens ist gewiß, daß man zu Wien in Napoleon den Mann anerkannte, der die Revolution besiegt habe, und die gefährlichen Ideen, die sie zur Geltung bringen wollte, daß dagegen der Liberalismus des Kaisers Alexander dort großes Bedenken erregte, und die neuernden Staatsmänner Preußens mit entschiedener Abneigung als Jakobiner verurtheilt wurden. Das nach dieser Seite gewendete Mißtrauen wurde durch die Unterhandlungen des Kaisers von Rußland mit den Polen, oder vielmehr mit Adam Georg Czartoryski, genährt, um die man zu Wien wußte, sowie durch den Umstand, daß die ostpreußischen Stände ohne Befehl der königlichen Regierung zum Kampfe zu rüsten begannen. Die Stimmung überhaupt wurde dann auch besonders noch dadurch gereizt, daß auch in

reich, unter dem Schutze des Erzherzogs Johann, ein Patriotismus gte, der dem etwas langsamen Kaiser Franz „vorgreifen" und zu- einen Aufstand in Tyrol hervorrufen wollte: ein Unfug, der den inkt despotischen Sinn des hohen Herrn auf das Alleräußerste te.

So ließ denn Oesterreich um sich werben. Es kam darauf an, wer die größeren Vortheile bot, und die größere Sicherheit gegen die Re- on. In dieser letzteren Beziehung war jedenfalls mehr von Napoleon warten, als von dem Kaiser Alexander, ja es bedurfte von seiner gar keiner besonderen Erklärung. So berichtet denn auch Bignon, ur Zeit selbst in der französischen Diplomatie thätig war, daß Na- n damals gar wohl ein Bündniß mit Oesterreich schließen und den and der ganzen Macht dieses Reichs gewinnen konnte. Die Furcht, Napoleon als Feldherr einflößte, die Scheu vor einem neuen Kampf ihm, die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, die eben sein Feldherrn-Talent zu sichern schien, mochten dazu nicht am wenigsten beitragen. Es meint Bignon, der dieses eine Mal sogar seinen Herrn und Meister adeln wagt, nur darauf an, daß Napoleon einen angemessenen Preis das Bündniß bot, und daß er namentlich auch dem österreichischen at und seiner Regierung die Stellung und die Rechte einer, dem fran- chen Kaiserreich ebenbürtigen, selbstständigen Macht einräumte. Das lag für Napoleon ganz außer aller Möglichkeit. Er wollte gebieten verlangte Unterwürfigkeit, hier wie überall.

Anders lagen die Dinge in Preußen; von dieser Seite wurde dem ser Alexander das gewünschte Bündniß entgegengebracht. Der Flügel- utant v. Natzmer, der (5. Januar 1813) von Berlin nach Ostpreußen ndet war, angeblich um dem General York seine Enthebung vom Heer- hl anzukündigen und seine Verhaftung zu veranlassen, hatte den wirk- en Auftrag, sich in das russische Hauptquartier zu begeben, und im men seines Königs dem Kaiser Alexander ein Schutz- und Trutzbündniß ubieten, vorausgesetzt, daß Rußland entschlossen sei, den Krieg mit zer Macht fortzusetzen und seine Heere unverweilt über die Weichsel d Oder vorrücken zu lassen.

Natzmer traf in dem Augenblick, wo die russische Armee über den emen ging, bei ihr ein. Hocherfreut erklärte der Kaiser Alexander, daß zum Voraus auf alle Bedingungen eingehe, die der König von Preußen t oder später festgestellt haben wollte. Es zeigte sich aber auch sofort, t welchen widerstrebenden Elementen der Kaiser in seinem eigenen Heere, seiner eigenen Umgebung zu kämpfen hatte. Kutusow, der sammt nem zahlreichen Anhang, in kurzsichtiger Befangenheit kein Bündniß it Preußen wollte, sondern einen unmöglichen Frieden mit Napoleon, d die Weichsel als Grenze Rußlands, veranlaßte den Kaiser zu fordern, ß vor allen Dingen die einzige Festung, die Preußen in der Provinz

Digitized

gleiches Namens und an der Weichsel hatte, Graudenz nämlich, den Russen überliefert werde. Der Kaiser ließ diese Forderung erst fallen, als Natzmer mit Bestimmtheit erklärte, der König habe sich darüber schon zum Voraus ganz entschieden ablehnend ausgesprochen. Kutusow und sein Anhang mochten wohl gehofft haben, daß Unterhandlung und Bündniß sich darüber zerschlagen würden.

Auch förderten im Laufe der nächsten Wochen, trotz des entschiedenen Willens der beiden Monarchen, die Unterhandlungen nicht. Sie wurden von Seiten des preußischen Bevollmächtigten mit einer etwas planlosen Vorsicht geführt, weder mit vollem Vertrauen, wie der König voraussetzte, noch mit der Entschiedenheit, zu der die allgemeine Lage und der Zustand der russischen Armee berechtigten. Vor allem aber war der widerstrebende Kutusow nicht vorwärts zu bringen, und so kam es denn bald dahin, daß die anfangs zugestandenen Bedingungen geradezu umgekehrt wurden: Rußland machte nun das Vorrücken seiner Heere über die Oder davon abhängig, daß Preußen zuvörderst ein Bündniß mit ihm schließe.

Die Dinge hätten wohl noch lange in dieser unheimlichen Weise in der Schwebe bleiben können, wenn sie nicht der Freiherr von Stein in die Hand genommen hätte. Er eilte nach Breslau, wohin sich der König von Preußen begeben hatte, und brachte es dahin, daß (28. Februar 1813) ein Bündniß unterzeichnet wurde, in dem Preußen ein etwas zu allgemein gehaltenes Versprechen erhielt, daß es in Beziehung auf Umfang und Volksmenge seines Gebiets hergestellt werden sollte, wie es vor 1806 gewesen war. Der Entschluß zum Bunde war, wie Stein uns selber sagt, bei dem damaligen Zustand der Streitkräfte Rußlands, von Seiten Preußens ein sehr kühner; aber er war ein nothwendiger, und da Oesterreich nicht in Bewegung zu bringen war, konnte nur solche Kühnheit die Sache Europas fördern, oder, was den Kaiser Alexander noch näher berührte, die Sonder-Interessen Rußlands sicher stellen, und die Ausführung seiner Lieblings-Pläne in Polen möglich machen.

Bald nach dem geschlossenen Bündniß erging von Kalisch aus (25. März) jener berühmt gewordene Aufruf an die Deutschen, den seltsamer Weise der engherzige Kutusow unterschreiben mußte. Die Deutschen wurden darin zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit aufgefordert, der Rheinbund wurde als Werkzeug der Fremdherrschaft für aufgelöst erklärt, den deutschen Rheinbundfürsten, die sich der nationalen Sache Deutschlands nicht anschließen wollten, mit Absetzung und Vertreibung gedroht.

Es ist erklärlich, daß die gehobene Stimmung, die durch das gelungene Bündniß, und bei den Preußen insbesondere durch die Rüstungen zu einem lang ersehnten Waffengang hervorgerufen wurde, sich aussprechen wollte, und in diesem Aufruf ihren Ausdruck fand. Doch muß man gestehen, daß er, wie die Dinge wirklich lagen, eher geschadet hat als genützt, und beide

rblieben wäre, denn er wurde am österreichischen Hofe gar übel ver-
t und steigerte dort Mißfallen und Mißtrauen nicht wenig. So wurde
die einzige thatsächliche Folge dieses Aufrufs, daß Oesterreich, als
sein Bündniß nicht entbehren konnte, seine „conservativen" Bedingungen
entschiedener stellte, viel bestimmter forderte, daß die Regelung der
elegenheiten Deutschlands ausschließlich ihm überlassen bleibe, als viel-
geschehen wäre, wenn keine solche Veranlassung dazu vorlag.

Die Nothwendigkeit, Oesterreich in den Bund gegen Napoleon zu
n, wurde aber sehr bald in nachdrücklichster Weise empfunden. Kutusow
zwar, aber doch erst nachdem auch sein Widerstreben und Zaudern
schädlichen Einfluß auf die Einleitung zu dem neuen Feldzug geübt
. Graf Wittgenstein, der sich an der Düna einen gewissen Ruf er-
ben hatte, wurde zum Oberfeldherrn ernannt, doch nur dem Namen
; der Kaiser Alexander versuchte es eigentlich wieder einmal selbst den
hl zu führen, mit Hülfe eines Kriegsraths, in dem diesmal General
itsch die Hauptrolle spielte, aber auch Toll und Knesebeck gelegentlich
utenden Einfluß üben konnten.

Auf dem Schlachtfelde von Groß-Görschen (2. Mai) sah sich dann
russisch-preußische Heer einem doppelt überlegenen Feinde gegenüber
vermochte den Sieg nicht zu erkämpfen, und diese Erfahrung wurde
heidend in Beziehung auf die in den maßgebenden Kreisen herrschenden
ichten und Stimmungen. Die Staatsmänner und die Feldherren des
ündeten Hauptquartiers waren nun vollends überzeugt, daß Oesterreichs
stand nicht zu entbehren sei, und die meisten, den Kaiser Alexander
t ausgenommen, waren nachgerade bereit, ihn fast um jeden Preis zu
ufen. So offenbarte sich nun die weit reichende, in mancher Beziehung
st weltgeschichtliche Bedeutung des Umstandes, daß auch das russische
r im Laufe des schrecklichen Winterfeldzugs großentheils zu Grunde ge-
gen war; er machte Oesterreich zum Herrn der Lage und seine Politik
überwiegend maßgebenden im Rathe der Verbündeten. Die Folgen
nur zu bekannt. Daß der Einfluß der ängstlich lähmenden, rückwärts
eine vergangene Zeit strebenden Politik unter Metternichs Leitung nicht
noch größerem Maße verderblich geworden ist, verdankt die Welt vor-
sweise dem unbezähmbaren Stolze, der übermüthigen Verblendung Na-
eons, dessen verwöhnter Geist den Gedanken, daß er gezwungen sein
nte irgend einer Macht zu weichen, nicht zu ertragen vermochte. Nur
er Unbeugsamkeit, die zur Unvernunft wurde, verdankt es Europa, daß
Friede, den eine theils zagende, theils klügelnde Halbheit ihm mehr als
mal bot, im Laufe der nächsten Monate nicht auf verderbliche Be-
gungen geschlossen, daß er stets von Seiten Frankreichs zurückgewiesen
rde.

Zunächst drehte sich Alles um den Anschluß Oesterreichs; die Schlacht
Bautzen (21. und 22. Mai) wurde mit sehr geringer Aussicht auf

Digitized by Google

Erfolg eigentlich nur geschlagen, um dafür Zeit zu gewinnen. Sie ging verloren, wenn auch die überlegene Disciplin des russisch-preußischen Heeres und die schwache Organisation des französischen eigentliches Unheil verhüteten. Die Verbündeten wichen nach Schlesien zurück, und bald trug Barclay de Tolly, in dessen Hände nun der Oberbefehl übergegangen war, immer entschiedener auf die Nothwendigkeit, das russische Heer nach Polen an die Weichsel zurückzuführen, um dort vor allen Dingen seine Herstellung zu bewirken, ehe man neue Kämpfe wagte.

Die kühnsten unter den preußischen Generalen, Blücher und Gneisenau suchten vergebens darauf zu bestehen, daß eine neue Schlacht in Schlesien gewagt werde, Barclay trennte sich von den Preußen und trat den Marsch nach Polen an, indem er versprach, nach sechs Wochen zu neuem Angriff von der Weichsel vorzurücken. Der Zustand der russischen Armee war freilich ein solcher geworden, daß der Feldherr sich wohl aufgefordert fühlen konnte, jedem weiteren Kampfe auszuweichen; es genügt zu wissen, daß die russischen Regimenter, die bei Bautzen kämpften, vollzählig ungefähr 160,000 Mann stark gewesen wären, nach den doch nur mäßigen Verlusten aber, die sie in den Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen, sowie in mehreren kleineren Gefechten erlitten hatten, nicht mehr ganz 45,000 Mann bei den Fahnen zählten. — Doch hätte der Rückzug der Russen, die Trennung der verbündeten Heere, wohl ganz andere Ergebnisse herbeigeführt als Barclay sich davon versprach, wenn Napoleon bei Zeiten davon benachrichtigt worden wäre. Daß dieser energische Kriegsfürst etwa den Russen die sechs Wochen Zeit und Ruhe, deren sie zur Herstellung bedurften, an der Weichsel gewähren würde, war eine seltsame Voraussetzung, die sich ohne Zweifel als ein leerer Wahn erwiesen hätte, wenn es zur Ausführung kam. Napoleon folgte dann ohne Zweifel — vielleicht nach einem neuen Sieg über die Preußen in Schlesien, den eine vierfache Ueberlegenheit dieser allein gegenüber unzweifelhaft machte — den Russen auf dem Fuße an die Weichsel, und das russische Heer hätte sich in kürzester Zeit, nach unglücklichen Gefechten und einem unheilvollen Rückzug, in äußerster Zerrüttung wieder jenseits des Niemens in Litthauen befunden. An ein Bündniß mit Oesterreich war dann nicht entfernt mehr zu denken.

Glücklicher Weise ließ sich Napoleon bestimmen zu Poischwitz (4. Juni) als die Russen ihren Marsch eben erst angetreten, die Oder noch nicht erreicht hatten, und ihre Absicht noch nicht zu errathen war, einen Waffenstillstand zu schließen, der dann bis zum 16. August verlängert wurde.

Aber auch während dieses Waffenstillstandes, den man als das glücklichste Ereigniß begrüßen mußte, gelang es trotz aller Anstrengungen nicht das Gleichgewicht der Macht herzustellen. Napoleon, dem die reichen Hülfsquellen Frankreichs und die rücksichtslos auf das Aeußerste ausgebeuteten der Rheinbundstaaten und Italiens zu Gebote standen, brachte — die Besatzungen der Festungen im Rücken der Verbündeten, wie derer, die er an

Digitized by

Elbe besetzt hielt, Dresdens, Torgaus, Wittenbergs, Magdeburgs Hamburgs ungerechnet — eine im freien Felde verwendbare Armee 440,000 Mann an der Elbe zusammen, und sie war mit einer Ar- rie von 1250 Geschützen ausgerüstet. Diese Zahlen wurden auf Seiten Verbündeten bei weitem nicht erreicht. Preußen stellte, mit seinen ftehalb Millionen Einwohnern, abgesehen von den zur Belagerung von nzig und zur Einschließung der Festungen an der Oder verwendeten aaren, etwas über 164,000 Mann ins Feld, und das war mehr, als n irgend erwarten durfte; Rußland dagegen vermochte sein Heer an der e und in Schlesien nur auf 148,000 Mann Linien-Truppen und)00 Kosaken zu bringen. In wiefern es gelungen war diese Armee her- ellen, läßt sich danach ermessen, daß ihre Infanterie allein, wenn die Schlesien und den brandenburgischen Marken vereinigten Regimenter zählig waren, 175,708 Mann stark sein mußte, als aber die Feindselig- en wieder ausbrachen, wirklich nur 108,071 Mann bei den Fahnen zählte. le Regimenter waren so schwach geblieben, daß sie nur ein Bataillon een konnten. — Dazu kamen dann noch etwa 20,000 Schweden und gefähr eben so viel Mannschaften einer russisch-deutschen Legion, Lützow'- r Jäger, Mecklenburger und neugebildeter hannöverscher Bataillone. — t einen Monat nach Ablauf des Waffenstillstands durfte man hoffen, ch die russische Reserve-Armee von 57,000 Mann verstärkt zu werden, sich unter Bennigsen in Polen bildete. Sie bestand zum Theil aus Regimentern, die durch die Verluste während des schrecklichen Winter- dzugs am schwersten betroffen waren, zum Theil aus Milizen, die jetzt in das Feld geführt werden konnten, in Beziehung auf kriegerische chtigkeit aber auch jetzt noch sehr viel zu wünschen ließen. Selbst diese rstärkung hätte das Gleichgewicht der Macht nicht ganz hergestellt; wäh- nd der ersten Wochen des neuen Feldzugs vollends wären die Verbün- en um nicht viel weniger als ein Viertheil der eigenen Gesammtzahl wächer gewesen als der Feind, und selbst an Geschützen hätte man über Hundert Stück weniger gezählt als Napoleons Heer.

Allerdings wurde die Lage im Rathe der Verbündeten nicht so beur- ilt. Man war dort über Napoleons Rüstungen nur mangelhaft unter- htet, und schätzte seine an der Elbe vereinigte Macht um etwa 70,000 ann geringer als sie war. Das war in mancher Beziehung glücklich nennen, denn die Stimmung hätte eine noch weniger zuversichtliche rden, Manches sich anders gestalten können, wenn die wirklichen Ver- ltnisse bekannt waren; namentlich ist wohl fraglich, ob Oesterreich unter etternichs Leitung alsdann wohl den ohnehin schweren Entschluß über h gewonnen hätte, dem Bunde gegen Frankreich beizutreten.

In Folge des Irrthums, in dem die russischen und preußischen Staats- änner und Feldherren in Beziehung auf Napoleons Heeresmacht be- ngen waren, glaubte man sich in diesem Kreise dem Feinde, der Zahl

nach wenn nicht ganz, doch so ziemlich gewachsen, aber man achtete es darum nicht minder dringend nothwendig, Oesterreich in den Bund zu ziehen; und seinen Beistand zu gewinnen, denn man glaubte dem größten Feldherrn der Zeit nur an der Spitze einer ganz entschiedenen Uebermacht mit Zuversicht entgegentreten zu können.

Der Kaiser Alexander beging vielleicht den Fehler zu sehr sehen zu lassen, wie unentbehrlich ihm das Bündniß mit Oesterreich däuchte; um so unbedingter mußte er natürlich auf die Forderungen eingehen, von denen Kaiser Franz und Metternich den Beitritt Oesterreichs abhängig machten. Vor allen Dingen durfte von einer Theilnahme der Völker an dem Kampfe, und somit an dem öffentlichen Wesen überhaupt, nicht weiter die Rede sein. Die „gefährlichen Grundsätze", die in dem bedenklichen Aufruf von Kalisch ausgesprochen waren, mußten ein für allemal aufgegeben, der Aufruf selbst, da man ihn doch nicht wohl ausdrücklich zurücknehmen konnte, stillschweigend der Vergessenheit übergeben werden. Kurz, der in solcher, in den Augen der österreichischen Staatsmänner verderblichen Weise begonnene Kampf sollte durchaus in die correcten Bahnen eines nüchternen Cabinetskriegs zurückgeführt werden; man sollte sich fortan lediglich an die Cabinette wenden, und namentlich die Unterhandlungen mit den Rheinbund-Regierungen ausschließlich der österreichischen überlassen, damit sie zuverlässig in correcter Weise, frei von jedem Einfluß von liberalen Zeit-Ideen oder Begeisterung dafür, eingeleitet und geführt würden.

Es mag dem Kaiser Alexander nicht leicht gewesen sein, so mancher neu erwachten Lieblings-Idee zu entsagen und auf diese Forderungen einzugehen, und doch scheint Oesterreich schon am 20. Juni, bei einer persönlichen Zusammenkunft Alexanders mit dem Grafen Metternich, der auch der vortreffliche Ritter v. Gentz beiwohnte, zu Ratiborzitz bei Nachod in Böhmen, die bündigsten Versicherungen erhalten zu haben. So war der erste Schritt gewonnen auf der Bahn, auf der Oesterreich dahin gelangen sollte, seine Politik für eine Reihe von Jahren zur herrschenden in Europa zu machen.

Um diesen Preis verstand sich Oesterreich, in dem (am 27. Juni) zu Reichenbach in Schlesien unterzeichneten Vertrag dazu, als vermittelnde Macht, dem Kaiser Napoleon eine bestimmte Reihe von Friedensbedingungen zur Annahme zu empfehlen, und verpflichtete sich sogar, das Schwert gegen Frankreich zu ziehen, im Fall der Friede auf diese Bedingungen abgelehnt werde.

Die Bedingungen aber, auf die Oesterreich sich verpflichtete, die in den Augen seiner Staatsmänner das Aeußerste waren, was man unter den damaligen Umständen verständiger Weise verlangen konnte, und zugleich genügend, so daß die Cabinette Europas sich dabei beruhigen durften — diese Bedingungen waren von der Art, daß künftige Generationen Deutsch-

Digitized by Google

ds wohl Mühe haben könnten, eine so friedfertige Bescheidenheit zu reifen.

Napoleon sollte das Herzogthum Warschau aufgeben zur Vertheilung ter die Verbündeten; Oesterreich verlangte für sich die polnischen Be- e, die es 1809 an das Herzogthum Warschau abgegeben hatte, und die nerzlich vermißten illyrischen Provinzen mit Triest. Außerdem sollte poleon die Hansestädte wieder freigeben, und die Landstriche abtreten, im nördlichen Deutschland in den letzten Jahren als „32. Militair- vision“ mit dem französischen Reich vereinigt worden waren. Preußen te Danzig erhalten und ein Gebiet in Polen. — Der Auflösung des einbunds wurde beiläufig als wünschenswerth gedacht, ohne daß sie mit tschiedenheit gefordert werden sollte als unerläßliche Bedingung des iedens. Welche Bedeutung hätte sie auch haben können, wenn das nigreich Westphalen unter Napoleons Bruder, und das Großherzogthum rg unter dem nachherigen Napoleon III. mitten in Deutschland stehen eben.

Es würde zu weit in das Feld der Vermuthungen führen, wenn wir der Eigenthümlichkeit dieser Bedingungen verweilen, oder vollends er- tteln wollten, was sich das österreichische Cabinet dabei dachte, welcher werlich einfache politische Gedanke darin seinen Ausdruck finden sollte on Seiten Preußens wurden diese Bedingungen natürlich nur in der offnung angenommen, daß Napoleon sie jedenfalls verwerfen werde, und ch von Seiten des Kaisers Alexander, der seinen Plänen in Polen keines- egs entsagen wollte und außerdem ein sehr entschiedenes persönliches Ge- hl gegen den französischen Kaiser zu befriedigen hatte, ebenfalls nur in rselben Voraussetzung. Es galt zunächst Oesterreich, in gleichviel welcher Beise, dahin zu bringen, daß es eine bestimmte Verpflichtung übernahm; les Andere schien Nebensache, und blieb für den Augenblick weniger be- ücksichtigt.

Napoleon rechtfertigte die Erwartungen, durch die man sich zu so be- enklichen Zugeständnissen hatte bewegen lassen. Er hatte nichts gethan nd that zunächst auch nichts, um Oesterreich zu gewinnen, obgleich ihm atürlich nicht gleichgültig sein konnte oder war, welche Partei dieser Staat rgriff. Seinem despotischen Sinn gemäß, wollte er einfach über Alles erfügen, was Oesterreich vermochte, als sei es dazu durch das ein Jahr orher geschlossene Bündniß verpflichtet, und ohne irgend etwas zu bieten ür die neuen Opfer, die in seinem Dienst gebracht werden sollten; nicht inmal die Illyrischen Provinzen und Triest. In demselben Geist wies er ann auch Metternichs mehr als bescheidene Friedensbedingungen in dem berühmten Gespräch, das er im Marcolinischen Gartenpalast zu Dresden mit dem österreichischen Staats-Kanzler hatte, zurück.

Nun wurde zwar dennoch unmittelbar darauf zu Prag ein Friedens- Congreß eröffnet, aber mit den Unterhandlungen dort war es niemanden

Digitized by Google

Ernst, als dem Wiener Cabinet, das selbst im letzten Augenblicke noch den Kampf gern vermieden hätte; sie wurden von Seiten Napoleons nur geführt, um noch etwas Zeit für andere Dinge zu gewinnen, von Seiten Rußlands und Preußens nur, weil sie durch ihr Oesterreich verpfändetes Wort gebunden waren, und es darauf mußten ankommen lassen, ob der Zwingherr Frankreichs ihre Hoffnungen vielleicht doch noch durch die Annahme der österreichischen Bedingungen täuschen werde. Doch blieb der Kaiser natürlich nicht unthätig in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er war vielmehr mit großer Aufmerksamkeit, in bestimmter Absicht darauf bedacht, Alles abzuwenden, was dem Congreß eine erweiterte Aufgabe stellen, in das Unberechenbare führen konnte — und die Unterhandlungen auf einen engen Kreis beschränkt zu erhalten, innerhalb dessen man in kurzer Zeit zu einem Ergebniß, zu einer Entscheidung kommen mußte.

Einen Augenblick stand in der That zu befürchten, daß eine durchgreifende Veränderung der europäischen Lage, der Grundlagen, von denen die Unterhandlungen zu Prag ausgehen mußten, wie der Ziele, die ihnen bezeichnet waren, durch England herbeigeführt werden konnte. Denn etwas unerwarteter Weise erklärte sich nun auch die Regierung von Großbritannien bereit, unter gewissen Bedingungen, auf Friedens-Unterhandlungen einzugehen und Oesterreichs Vermittelung anzunehmen. Als unerläßliche Vorbedingung forderte England, daß Napoleon allen Ansprüchen auf Spanien, Portugal und Sicilien entsage, und daß Norwegen an Schweden abgetreten werde. Wie man diese Forderungen im Uebrigen auch beurtheilen mochte, wie viel oder wie wenig Aussicht auf Erfolg sie gewähren mochten, wenn sie officiell bekannt wurden, waren sie geeignet, die Unterhandlungen in einen erweiterten Kreis zu führen, in dem es sich um ganz andere Dinge handeln mußte als bis dahin. Der Kaiser Alexander besorgte, daß eine, wenn auch noch so schwache Aussicht auf einen allgemeinen Frieden Oesterreich bestimmen könnte, den Bruch am 10. August, dem letzten Tage des Waffenstillstandes, nicht auszusprechen, eine neue Verlängerung der Waffenruhe und neue Unterhandlungen zu verlangen. Er bewog den englischen Gesandten an seinem Hofe, Lord Cathcart, von diesen neuen Instructionen keinen Gebrauch zu machen, sie vielmehr nicht nur vor den französischen Bevollmächtigten, sondern auch vor den österreichischen Staatsmännern, vor Metternich geheim zu halten, eben damit sie nicht zu unfruchtbaren Verzögerungen führten. Lord Cathcart ließ sich um so leichter in diesem Sinne bestimmen, da er selbst, für seine Person, gegen den Frieden war.*) So blieb es denn dabei, daß zu Prag nur über einen Frieden auf dem europäischen Festlande ohne England unterhandelt werden solle.

Wie wenig Napoleon den Congreß dort ernsthaft nahm, oder über-

*) Sir Robert Wilson, private journal II, 75, 145.

ot den Frieden wollte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er
ſt nur den einen seiner beiden Bevollmächtigten, nämlich Caulaincourt,
endete, und zwar, wie sich sofort ergab, ohne Vollmacht. Caulaincourt
e zunächst zu Prag kein anderes Geschäft, als auf den zweiten Bevoll-
ötigten, den Grafen Narbonne, zu warten, und dieser Letztere erschien
wenige Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstands.

Napoleon wollte keinen Frieden; er war nur darauf bedacht die Ver-
deten zu trennen. Gereizt durch die Gewandtheit, mit der Metter-
ihn zu Dresden in einem bewegten Augenblick dahin gebracht hatte,
Bündniß Frankreichs mit Oesterreich für aufgelöst zu erklären und
urch wirklich dem Wiener Cabinet die gewünschte freie Hand auch der
m nach zu gewähren; zürnend über Oesterreichs Politik, die seine Pläne
chkreuzen wollte, suchte Napoleon zuerst einen besonderen Frieden mit
ßland, der Oesterreich seiner Rache preisgegeben hätte. Da er sich aber
überzeugen mußte, daß jeder Versuch nach dieser Seite hin hoffnungs-
sei, ließ er Groll und Rachepläne gegen Oesterreich wieder fallen, und
hte sich nun umgekehrt mit dem Wiener Cabinet insbesondere abzufinden,
einer Weise, die ihm nicht nur die Neutralität des österreichischen
iserstaates, sondern selbst ein Bündniß mit dem habsburgischen Reich
ern sollte.

Die schwankende Gesinnung, die vielfachen Zweifel und Befürchtungen,
denen sich die Politik Oesterreichs bewegte, veranlaßten, daß Napoleon
eimnißvolle Eröffnungen von dieser Seite keineswegs unbedingt abge-
esen, daß sie vielmehr mit einer gewissen Bereitwilligkeit aufgenommen
rden. Caulaincourt erhielt (am 5. August) den Auftrag, eine geheime
terredung mit dem Grafen Metternich nachzusuchen, um mit Bestimmt-
t zu erfahren, auf welche Bedingungen Oesterreich wirklich den Frieden
schlossen wissen wolle, und ob Oesterreich, wenn Napoleon diese Be-
ngungen annahm, sich ihm anschließen oder doch wenigstens neutral
eiben werde. Es wurde dabei für alle Betheiligten zu einer persönlichen
hrensache gemacht, daß außer dem Kaiser Franz niemand etwas von dieser
denklichen Nebenunterhandlung erfuhr; selbst der zweite französische Be-
llmächtigte, Narbonne, wußte nicht darum.

Metternich ging ohne Bedenken auf die Sache ein, die vor den Ver-
ndeten Oesterreichs sorgfältig geheim gehalten werden mußte, freute sich
s ausgezeichneten Vertrauens, das ihm erwiesen wurde, und gewährte die
wünschte geheime Unterredung noch an demselben Tage. Zweimal vier-
ndzwanzig Stunden später, nachdem Metternich mit dem Kaiser Franz
ücksprache genommen hatte, wußte Caulaincourt, und unmittelbar darauf
apoleon selbst, um welchen Preis eine Versöhnung mit Oesterreich mög-
ch war. Es waren wieder die Bedingungen, auf die sich die österreichische
egierung zu Reichenbach verpflichtet, die Metternich in Dresden ausge-
prochen hatte, die jetzt wiederholt wurden. Nur in Beziehung auf den

Digitized by Google

Rheinbund ging Oesterreich diesmal scheinbar um etwas weiter. Es hieß nämlich:

„Die Unabhängigkeit der Städte Lübeck, Hamburg und Bremen wird hergestellt. Napoleon entsagt dem Protectorat des Rheinbundes; die Unabhängigkeit aller Souveraine Deutschlands wird unter den Schutz (garantie) aller Großmächte (also auch Frankreichs) gestellt."

Zweifelhaft scheint, ob der Rheinbund aufgelöst werden oder fortbestehen, und nur Napoleon dem ausschließlichen Protectorat entsagen sollte. Aber welch' eine wirkliche Bedeutung konnte das Eine oder das Andere haben, unter Bedingungen, die den Einfluß Frankreichs in Deutschland nicht ausschlossen, und das Königreich Westphalen bestehen ließen wie das Großherzogthum Berg? — Wiegte man sich etwa zu Wien in dem Wahn die Herrschaft über Deutschland in einer gewissen Gemeinsamkeit mit Napoleon üben zu können? — Bezeichnend für die Weltordnung, die von Wien aus zur Geltung gebracht werden sollte, ist die Sorgfalt, mit der vermieden wurde von „Staaten" in Deutschland zu sprechen; nur Souveraine wurden genannt, wie wenig eine solche Bezeichnung auch auf die freien Städte passen mochte.

Hollands und Spaniens wurde nur beiläufig gedacht; nur um zu erwähnen, daß auch ihre Verhältnisse zur Sprache kommen müßten, wenn weiterhin über einen allgemeinen, auch England umfassenden Frieden unterhandelt werden solle.

Nahm Frankreich diese Bedingungen an, so trat Oesterreich auch [illegible] noch auf seine Seite zurück, forderte von Rußland und Preußen, daß auch sie sich dabei beruhigten, wie zu Reichenbach verabredet war, und überließ ihnen zum Mindesten den weiteren Kampf allein, wenn sie sich dessen weigerten.

So schien denn das Schicksal Europas an einem Haar zu schweben! — Doch zum Glück des Welttheils war Napoleon in der Stimmung, jetzt so wenig als zur Zeit seines letzten Gesprächs mit Metternich, auf diese ihm schon bekannten Forderungen einzugehen. Er erwartete offenbar Oesterreich werde, als letztes Wort, weniger verlangen als das, was er schon einmal leidenschaftlich und lärmend abgewiesen hatte. Noch ehe er wußte, was sich aus der geheimen Unterredung mit Metternich ergeben hatte, ließ er seinem Gesandten Caulaincourt durch den Minister Maret schreiben, — in Beziehung auf eine Aeußerung Metternichs, daß es eigentlich an der französischen Regierung gewesen wäre, mit ihren Vorschlägen hervorzutreten — wenn er, Napoleon, Vorschläge zu machen gehabt hätte, wäre seine Basis eine sehr einfache gewesen; nämlich der Besitzstand von dem Kriege. (Si l'Empereur Napoléon avait dû faire des propositions, sa base eût été simple; ce serait l'*uti possidetes ante bellum.*) Und drohend ließ er hinzufügen: „Soll der Krieg fortgesetzt werden, so wird ein Augenblick kommen, wo unsere Feinde sich Glück wünschen würden

Gewährung dieses Besitzstandes erhalten zu können." (Si la guerre it continuer, il arrivera un moment où nos ennemis se félici-raient de pouvoir l'obténir.)

Als er dann Caulaincourts Bericht in Händen hatte, konnte ihn aret nur mit Mühe überzeugen, daß Oesterreich diese Forderungen wirklich t den Waffen unterstützen werde, und erst am letzten Tage vor dem lauf des Waffenstillstandes vermochte er es über sich, überhaupt darauf antworten. Natürlich nahm er Oesterreichs Bedingungen nicht an; ar Polen preiszugeben, war er bereit, — nicht aber auch nur das ohne nschränkungen, was Oesterreich für sich insbesondere verlangte, nämlich die lyrischen Provinzen. Er verstand sich dazu, sie zurückzugeben, aber ohne riest, das ausdrücklich verweigert wurde. Der Hafen von Fiume sollte n österreichischen Kaiserstaat genügen. Die Worte waren dabei in der t gewählt, daß dadurch schon die Bewilligung dieser ungünstig gelegenen eestadt als ein Alleräußerstes der Nachgiebigkeit bezeichnet war. (On nsent même à abandonner le port de Fiume. Mais Trieste ne ra pas compris dans la cession.)

Aber indem Napoleon sich auch nur insoweit geneigt erwies, den sondern Forderungen Oesterreichs und denen Rußlands in Polen zu llfahren, wollte er das keineswegs umsonst thun, oder etwa um nur den rieden dafür einzutauschen. Er wollte dafür in Deutschland neue Vor-eile gewinnen, seine Herrschaft in Deutschland weiter ausgedehnt und ster befestigt wissen, als sie bis dahin war, wobei er denn sehr sichtbar on der Voraussetzung ausging, daß die österreichische Regierung nicht ge-nnen sei, die Interessen Preußens zu verfechten, vielmehr dessen Wieder-nporstreben ganz gern durchkreuzt sehen werde. Weit entfernt auf das rotectorat des Rheinbundes verzichten zu wollen, was er ausdrücklich ab-hnte, verlangte Napoleon im Gegentheil, daß das Gebiet des Rhein-undes bis an die Oder ausgedehnt werde, so daß Preußen auch noch orpommern und die brandenburgischen Marken verloren hätte, und ganz uf das linke Oderufer beschränkt, fast ganz aus Deutschland hinausge-rängt worden wäre. Der jedenfalls kärgliche Ersatz, den Preußen erhalten onnte, wurde davon abhängig, welchen Antheil Rußland und Oesterreich m in Polen gewähren wollten. Danzig aber sollte nicht unter preußi-he Hoheit zurückkehren; es sollte eine freie Stadt, eine Republik bleiben, enn auch unbefestigt. Nicht als einer Nebensache, sondern als eines naßgebenden Umstands, erinnerte sich dann Napoleon auch dessen, daß das erzogthum Warschau Eigenthum des Königs von Sachsen sei. Daran atte niemand gedacht! — Die Polen am allerwenigsten — wenn nicht twa Napoleon bis zu dem Augenblicke noch weniger als sie, da er immer ber die Heeresmacht und alle Mittel dieses Herzogthums unmittelbar elbst verfügt hatte, ja in allen Unterhandlungen auch über das Land elbst und dessen Zukunft, ohne je den angeblichen Landesherrn zu fragen,

Digitized

oder zu Rath zu ziehen. Jetzt besann er sich auf den König-Herzog, um in Deutschland eine Entschädigung für ihn zu fordern. Vorpommern und die brandenburgischen Marken sollten dem König von Sachsen das aufgegebene Herzogthum Warschau ersetzen.

Durch eine andere Forderung suchte dann Napoleon auch den Haß zu befriedigen, dessen Gegenstand für ihn der Kronprinz Bernadotte von Schweden war. Nämlich der Krone Dänemark sollte die Unversehrtheit ihres Gebiets verbürgt werden, was einfach bedeuten sollte, daß über Norwegen nicht verfügt werden dürfe, um dem schwedischen Reich das verlorene Finnland zu ersetzen.

Wie Oesterreich diese Antwort aufgenommen hätte, wenn sie rechtzeitig eintraf, ob Metternich darin hinreichende Anhaltspunkte zu weiteren Unterhandlungen gefunden hätte, muß dahin gestellt bleiben, denn sie kam zu spät. Napoleon zögerte mit der Unterschrift; er konnte sich erst am 10. August entschließen, den Eilboten abzufertigen, der sie nach Prag überbringen sollte, und als dieser Bote den Ort seiner Bestimmung erreichte, war die zwölfte Stunde der folgenden Nacht bereits verflossen, der Waffenstillstand abgelaufen. Mit dem Schlage der Uhr, die Mitternacht anzeigte, hatten die Gesandten Rußlands und Preußens erklärt, daß ihre Vollmachten erloschen seien, und der preußische — Wilhelm v. Humboldt — hatte nicht geruht, bis er auch die österreichische Kriegserklärung unterwegs wußte. Er hatte den Boten, der damit nach Dresden abgefertigt wurde, selbst bis an den Reisewagen geleitet. Die Unterhandlungen standen still; die kriegerische Thätigkeit begann.

Der Beitritt Oesterreichs zum Bunde gewährte nun allerdings den Verbündeten auf dem Kriegsschauplatz an der Elbe eine gewisse Ueberlegenheit, sie war aber keineswegs eine ganz unerhörte, überwältigende, wie buonapartistische Schriftsteller nicht müde geworden sind zu wiederholen: sie war keineswegs der Ueberlegenheit zu vergleichen, über die Napoleon während seiner früheren Feldzüge und namentlich 1812 verfügte; sie bewegte sich vielmehr in sehr mäßigen Zahlen. Die Gesammtmacht der Verbündeten bestand nämlich nach Oesterreichs Beitritt im freien Felde — natürlich ohne Bennigsens später erwartete Reserve-Armee — aus 470,000 Mann Linientruppen und 23,000 Kosacken und war mit einer Artillerie von 1455 Geschützen ausgestattet.

Die nicht sehr bedeutende Ueberlegenheit, die diese Zahlen nachweisen, war eigentlich schon durch die Vortheile der centralen Stellung, die Napoleon voraus hatte, so ziemlich aufgewogen; — sie mußte vollends schwinden, sobald die Verbündeten zum Angriff über die Elbe vorgehen wollten, da alsdann die Festungen an diesem Strom und ihre Besatzungen, die eingeschlossen werden mußten, als wirkliche Streitkräfte

Digitized by Google

rksam wurden. Napoleons Aufgabe war, gegen die Verbündeten ge-
chtige Schläge zu führen, ehe Bennigsen mit seiner Armee herankommen
d das Gleichgewicht der Streitkräfte in fühlbarer Weise stören konnte;
galt das mögliche Uebergewicht der Verbündeten zum Voraus zu ver-
hten. Das war sehr wohl möglich. Wie die Machtverhältnisse zu
fang des Feldzuges standen, lag sogar in dieser Aufgabe durchaus
hts Unerhörtes, oder auch nur ganz Außerordentliches. Selbst die Art,
der Oberbefehl bei den Verbündeten geordnet war, begünstigte Napo-
n in mehr als einer Beziehung. Die Leitung des ganzen Kriegs fiel
mlich in Oesterreichs Hand, und blieb das auch großentheils eine Form,
das Wesen der Dinge nur in sehr bedingter Weise entsprach, da der
iser Alexander und der König von Preußen den von Oesterreich er-
nnten Oberfeldherrn über ihre Truppen und besonders über die ent-
nteren Heere nicht immer ganz nach Gutdünken verfügen ließen, so
nd doch die in Böhmen versammelte Hauptarmee unter dem wirksameren
fehl dieses Feldherrn. Schon deshalb, weil sie fast zur Hälfte aus
sterreichern bestand. Der Fürst Carl Schwarzenberg aber, in dessen
nde die österreichische Regierung den Feldherrn-Stab gelegt hatte, war
er so großartigen Aufgabe, wie sie hier vorlag, bei weitem nicht ge-
chsen; vielleicht selbst einem Heerbefehl unter gewöhnlicheren Bedingungen
ht. Er bedurfte der Leitung und die Wahl des Gehülfen, der als
tende Intelligenz im Hauptquartier gelten sollte, hing weder von ihm
noch war sie eine glückliche. Der fähigste der österreichischen Generale,
adetzky nämlich, vermochte nur hin und wieder ausnahmsweise Einfluß
üben, im Wesentlichen war es General Langenau, ein früher sächsischer
fizier, der die Operationen leitete und der ging dabei, wie viele ge-
rte Offiziere und militairische Schriftsteller einer etwas früheren Zeit,
n Theorien aus, in denen das eigentliche Wesen des Kriegs oft recht
tsam verkannt war. Auch der geistig nicht sehr begabte General Duka,
in durchaus veralteten Vorstellungen lebte, hatte nicht selten mit zu
den, weil er als Vertrauter des Kaisers Franz und Chef der geheimen
lizei ein wichtiger Mann war.

Unter solcher Führung begann die verbündete Armee den Feldzug
n Böhmen aus in sehr unglücklicher Weise, und zog sich, durch Anord-
ngen zum Angriff auf Dresden, in denen auch die Nachwelt wohl ver-
bens einen leitenden Gedanken suchen würde, eine schwere Niederlage
r dieser Stadt zu (26. und 27. August). Der Rückzug nach Böhmen
tte leicht in solcher Weise verderblich werden können, daß Napoleons
ufgabe dadurch im Wesentlichen gelöst gewesen wäre. Glücklicher Weise
urde Napoleon diesmal nicht gewahr, welcher ungeheuere Erfolg in
chster Nähe erreichbar vor ihm lag, und der unverzeihliche Fehler, den
beging, indem er den General Vandamme mit seinem Heertheil nach
öhmen vordringen ließ, ohne ihm selbst mit Heeresmacht zu folgen,

Digitized by Google

führte eine unerwartete und entscheidende Wendung in entgegengesetztem Sinn herbei. Der tapfere Widerstand, den russische Truppen, und unter ihnen die Garden, unter dem Prinzen Eugen von Württemberg im Thal von Teplitz, den weit überlegenen Schaaren Vandammes leisteten, und der kühne Entschluß untergeordneter Führer, der einen preußischen Heertheil in den Rücken der Franzosen führte, die hier kämpften, trafen glücklich zusammen, um diese ohne Unterstützung gelassene französische Heeresmacht bei Culm in die vollständigste Niederlage zu verwickeln. Dieser Sieg wog nicht nur die materiellen Verluste auf, welche die Verbündeten vor Dresden erlitten hatten, er verwischte auch den moralischen Eindruck des dort erlebten Unheils und verwandelte die allgemein herrschende Stimmung in freudige Zuversicht. Um so vollständiger, da zugleich Siegesnachrichten von den anderen Heeren, aus Schlesien und der Mark einliefen.

Glücklich war vielleicht auch, daß man im Hauptquartier der Monarchen nicht sofort erfuhr, unter welchen erschwerenden Umständen Bülows Sieg bei Großbeeren, vor den Thoren von Berlin, erfochten worden war. Wie bedenklich es um den Heerbefehl der Nordarmee stand, davon hatte man so wenig eine Ahnung, daß man diesen Sieg dem Kronprinzen von Schweden — Bernadotte — zuschrieb, der alles aufgeboten hatte ihn zu verhindern. Erst nach und nach sollte man gewahr werden, wie der schwedische Kronprinz den Krieg in einer lediglich seinen persönlichen Plänen entsprechenden Weise führte, wie er, in der Hoffnung selbst die Krone Frankreichs davon zu tragen, sich am liebsten der Person seines Gegners, Napoleons, bemächtigt hätte, dagegen die Interessen Frankreichs zu wahren, die französischen Heere zu schonen und dem Kampf mit ihnen auszuweichen suchte.

Da sich auf der einen Seite im österreichischen Hauptquartier der Hauptarmee, selbst nach dem Siege bei Culm, doch immer wieder ein gewisser Mangel an Zuversicht, dem gewaltigen Mann gegenüber, mit dem man es zu thun hatte, und Scheu vor der gewaltsamen Entscheidung geltend machte, während auf der andern Seite, bei der Nordarmee, entschieden böser Wille herrschte, gehörte von Seiten der Führer des dritten Heeres, des schlesischen, Blüchers und Gneisenaus, wie mehr als eines der Führer zweiter Ordnung, ein hoher Grad ausdauernder Energie dazu den endlichen Erfolg sicher zu stellen. Diese Energie bewährte sich glücklicherweise in ausreichendem Maße und an die schon genannten Siege bei Großbeeren und Culm, reihten sich an der Katzbach, bei Dennewitz und Wartenburg andere in glänzender Folge. Ehe noch Bennigsens Heer in die erste Reihe einrücken konnte, war, eben durch diese Siege, das Gleichgewicht der Macht gebrochen und die Verbündeten hatten, materiell und moralisch, ein sehr entschiedenes Uebergewicht gewonnen. Durch Bennigsen verstärkt, zwangen sie, durch Vorrücken von allen Seiten und

Digitized by Google

n Uebergang über die Elbe, den Blücher (4. October) bei Wartenburg ämpfte, Napoleon sich auf Leipzig zurückzuziehen. Vergebens versuchte französische Kaiser noch einmal die schlesische Armee auf dem linken er der Elbe vereinzelt zu schlagen; da sie ihm nicht rückwärts, sondern wärts über die Saale ausgewichen war, versuchte Napoleon den Kronnzen von Schweden, der durch Blücher gezwungen auch seine Armee erstrebend auf das linke Elb-Ufer hinüber geführt hatte, wieder auf rechte zurück zu manoeuvriren, indem er sich das Ansehen gab, Berlin Wittenberg aus zu bedrohen. Der Anschlag hätte leicht gelingen nen, da der Kronprinz Bernadotte nur einen Vorwand suchte, dem de der sichtbar nahenden Entscheidung fern zu bleiben und wirklich lärte, er müsse über die Elbe zurück, um Berlin zu schützen Als diese uptstadt Preußens wirklich bedroht war, zur Zeit der Schlacht bei oß-Beeren, hatte er sie ohne Kampf preisgeben wollen. Doch Blücher ßte ihn diesseits des Stroms festzuhalten.

Getäuscht durch den Umstand, daß ein preußischer Heertheil, unter uentzien, sich wirklich verleiten ließ, von der Elbe nach Berlin zu eilen, rch falsche Nachrichten und vor Allem durch die eigenen Hoffnungen, ubte Napoleon seinen Zweck erreicht zu haben; er glaubte, Bernadotte mit seiner gesammten Heeresmacht über die Elbe zurückgegangen und ndete sich selbst rasch gegen Leipzig zurück, in der zuversichtlichen Hoffng, dort einen entscheidenden Sieg über die böhmische Hauptarmee zu ämpfen.

Eben dadurch aber, daß es dem Kronprinzen von Schweden nicht gengen war, sich über den Strom zu entfernen, gestalteten sich die Bengungen einer entscheidenden Hauptschlacht, im Gegentheil, in hohem rade günstig für die Verbündeten, deren jetzt gewonnene Uebermacht erückend werden mußte, wenn sie in ihrer Gesammtheit gleichzeitig auf einem d demselben Schlachtfelde in Thätigkeit kommen konnte. Dennoch war s österreichische Hauptquartier auch jetzt noch darauf bedacht, den Kampf meiden und Napoleon zunächst an die Saale zurück zu manoeuvriren; n Beginnen, das gar wohl dahin hätte führen können, daß die verndete Hauptarmee den Kampf gezwungen, allein, ohne Uebermacht, vielcht selbst gegen eine Uebermacht aufnehmen oder ihr Heil in einem ligen Rückzug nach Böhmen suchen mußte. Der Kaiser Alexander war , der, vorzugsweise durch den General Toll bestimmt, erzwang, daß diese denklichen Künstlichkeiten aufgegeben wurden, daß man gerade auf Leipzig sging zum Kampf.

Noch einmal wußte sich der Prinz von Schweden fern zu halten und Folge dessen stand seltsamer Weise den Verbündeten am ersten Tag er Kämpfe um Leipzig (16. October) keine erhebliche Uebermacht zur Verigung (sie führten 193,500 Mann gegen ungefähr 177,000 Mann in as Feld) und sie erfochten denn auch keinen eigentlichen Erfolg. Zwar im

Digitized by Google

Norden der Stadt trug der General York unter Blücher bei Möckern den Sieg über den Marschall Marmont davon, während Marschall Ney durch unbedeutendere Gefechte mit den sonstigen Streitkräften der schlesischen Armee aufgehalten wurde; im Süden der Stadt aber, auf dem Schlachtfelde bei Wachau, wo Napoleon selbst an der Spitze von 135,000 Mann die 133,500 Mann der verbündeten Hauptarmee bekämpfte, fiel das Ergebniß des Tages nicht so günstig aus. Hier erleichterten es selbst die Anordnungen des österreichischen Hauptquartiers dem Heerführer der Franzosen das Uebergewicht zu gewinnen. Auf Langenaus Rath nämlich verwendete Fürst Schwarzenberg die Hauptmacht des österreichischen Heeres in solcher Weise, daß sie gar nicht zu wirksamer Thätigkeit kommen konnte und ohne Mühe aufzuhalten war. Sie wurde in dem sumpfigen, unwegsamen, von vielfachen Wasserläufen durchzogenen Tiefland zwischen der Elster und Pleiße aufgestellt, um von dort aus auf unmöglichen Wegen den Feind zu umgehen, und wenn es nicht der Kaiser Alexander durch ein entschiedenes Nein! verhinderte, hätten Langenau und Schwarzenberg auch noch die russisch-preußischen Reserven in diese Klemme geführt. Die Folge dieser Anordnungen war, daß die Verbündeten auf dem entscheidenden Schlachtfelde, rechts der Pleiße, wo Napoleon sie an der Spitze von 109,000 Mann in günstiger Stellung erwartete, nur mit 84,000 Mann — selbst die Reserven mitgerechnet — zuerst sogar ohne diese, nur mit 65,000 Mann, zum Angriff schreiten konnten. Napoleon war bald im Vortheil, ging selbst zum Angriff über und machte siegreiche Fortschritte, denen nur dadurch Halt geboten werden konnte, daß alle erreichbaren Truppen, die russisch-preußischen Reserven aus ihrer entfernten Stellung und der größte Theil der Oesterreicher vom linken Ufer der Pleiße her, eilig auf diesem Theil des Schlachtfeldes gegen ihn vereinigt wurden.

Aber durfte sich auch Napoleon in solcher Weise eines Sieges bei Wachau rühmen, so war doch eben an diesem Tage der Feldzug im Ganzen endgültig gegen ihn entschieden. Die Vortheile, die er erfochten hatte, reichten nicht hin, das Geschick zu wenden, und es fehlten ihm die Mittel sie zu steigern. Er hatte bereits seine ganze Heeresmacht aufgeboten und eingesetzt, mit Ausnahme des Heertheils unter dem General Regnier, der, kaum 13,000 Mann stark, in so großartigen Verhältnissen wenig bedeuten wollte. Den Verbündeten dagegen strömten am Tage nach diesen ersten Schlachten (17. Oct.) gegen 100,000 Mann Verstärkungen zu, da von der Einschließung von Dresden her Bennigsen mit der Hälfte seines Heeres und die österreichischen Heertheile unter Colloredo und Bubna herankamen, und selbst der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee in den Reihen der Verbündeten erschien. Nachdem Gründe und Ueberredung vergeblich geblieben waren, bewirkte endlich — von Gneisenau an die Hand gegeben — die Drohung, daß die Subsidien ausbleiben könnten, die Schweden von England erhielt, dieses Wunder.

So war denn die Uebermacht der Verbündeten eine geradezu er-
rückende geworden; selbst Napoleon erkannte nach und nach, daß seine
age eine hoffnungslose sei, und griff, um sich hier aus der Verlegenheit
ziehen, nach einem Mittel, das ihm schon öfter aus schwieriger Lage ge-
lfen hatte: er suchte Unterhandlungen anzuknüpfen und benützte dazu den
fangenen österreichischen General Grafen Merveldt. Er sprach von Unter-
ndlungen, zeigte in einer Weise, die lockend scheinen konnte und ihn doch
nichts verpflichtete, die Möglichkeit eines Friedens, verlangte aber vor
len Dingen das, worum es ihm in dem Augenblick eigentlich zu thun
ar, nämlich einen Waffenstillstand; angeblich um die Friedens-Unterhand-
ngen mit Ruhe und Bequemlichkeit einleiten zu können, in Wahrheit, um
inen bereits sehr schwierig gewordenen Rückzug ohne Niederlage bewerk-
elligen und unbehelligt rückwärts über die Saale ausweichen zu können.

Die Botschaft gelangte (18. Oct.) zu spät an die Verbündeten, um
n Angriff auf die französischen Stellungen aufzuhalten, zu dem die
ruppen bereits in Bewegung waren. Napoleon hatte den Rückzug nach
r Saale durch General Bertrands Heertheil, der in dieser Richtung
e Spitze bildete, bereits antreten lassen, als der erneute Kampf begann;
kämpfte nicht mehr um den Sieg, sondern um die Sicherung seines
ückzuges, so daß diese größte Schlacht der neueren Zeit, die sich hier
ntspann, in gewissem Sinn als ein Nachtrabs-Gefecht nach einem kolos-
len Maßstab aufgefaßt werden kann.

Napoleons Heer erlitt die vollständigste Niederlage und am folgenden
Morgen (19. Octbr.) wurde auch die Stadt Leipzig erstürmt. Das Un-
eil des Rückzugs, der in grenzenloser Unordnung und Auflösung vor sich
ng, wurde natürlich nicht dadurch herbeigeführt, daß, wie die buonapar-
stischen Schriftsteller gern auch jetzt noch wiederholen, ein Sapeur-Cor-
oral die einzige kleine Brücke, über die er gehen mußte, zu früh in die
uft sprengte: — sondern erstens dadurch, daß es den Verbündeten ge-
ang, stürmend in die Stadt einzudringen, ehe das zerrüttete französische
eer Zeit gefunden hatte, sich ganz herauszuwinden und dann besonders
adurch, daß der Rückzug eben über eine einzige schmale Brücke ausgeführt
erden mußte; daß Napoleon, obgleich schon seit vierundzwanzig Stunden
um Rückzug entschlossen, gar keine Anstalten getroffen hatte, ihn zu er-
ichtern, ihn auf einer Mehrzahl von Wegen möglich zu machen.

Noch ungereimter ist die eben so oft wiederholte Behauptung, daß
e Schlacht dadurch für die Franzosen verloren gegangen sei, daß drei-
usendfünfhundert Mann sächsischer Truppen während des Kampfes zu
n Verbündeten übergingen: ein geringfügiges Ereigniß, das in solcher
ölkerschlacht keinen entscheidenden Einfluß üben konnte und in der That
inen irgend merkbaren Einfluß geübt hat.

Der König von Sachsen, den Napoleon auch im letzten Augenblick
och getäuscht hatte, indem er ihm sagte, er verlasse Leipzig nur, um im

Digitized by

freien Felde zu manoeuvriren und werde in einigen Tagen siegreich wiederkehren, fiel in der Stadt in Kriegsgefangenschaft. Wie vollständig er von seinem „hohen Verbündeten" Napoleon getäuscht, wie wenig er auf die Eroberung der Stadt durch die Verbündeten vorbereitet war, verrieth sich nur zu sehr in allen seinen Aeußerungen, in seinem rathlosen Thun und Lassen. Als preußische Truppen auf dem Marktplatz unter seinen Fenstern erschienen, soll er gesagt haben, dieses Unglück sei nicht vorher zu sehen gewesen. Die Generale der französischen Armee hatten es schon seit drei Tagen vorher gesehen und ihrer viele seit längerer Zeit.

Inzwischen war auch Bayern durch den am 8. October zu Ried geschlossenen, am 17. ratificirten Vertrag, dem Bündniß gegen Napoleon beigetreten, und der bayerische Feldmarschall Wrede versuchte, an der Spitze einer durch Oesterreicher verstärkten bayerischen Armee, dem fliehenden französischen Heer bei Hanau den Weg zu vertreten, — weder in der zweckmäßigsten Weise noch mit Glück. Napoleon öffnete sich durch ein glückliches Treffen den Weg an den Rhein. Aber, wiewohl er sich hier noch eines Sieges rühmen durfte, kehrte er doch thatsächlich auch diesmal wie das Jahr zuvor aus Rußland, eigentlich ohne Heer nach Frankreich zurück. Denn der Mangel, die übermäßigen Anstrengungen, die Leiden des Herbstfeldzuges hatten unter der jungen Mannschaft Nervenfieber hervorgerufen, die ihre Reihen in rascher Folge furchtbar lichteten. Der Rückzugsweg von Leipzig bis Mainz war von Todten und Sterbenden bedeckt, und was über den Rhein entkam, erlag zum bei weitem größten Theil dort in den Lazarethen. Das Schlimmste war dabei für Napoleon, daß Frankreich, erschöpft durch den Verlust zweier Heere im Laufe von fünfzehn Monaten, kein drittes von irgend ausreichender Zahl zu schaffen vermochte. Nach den ungeheuren Waffen-Verlusten auf den Schlachtfeldern der letzten Jahre, fehlte es selbst an Gewehren, um die unreifen Jünglinge, die Knaben zu bewaffnen, die unter die Fahnen gerufen wurden.

Auf Seiten der Verbündeten löste sich die Nordarmee auf, die der Kronprinz von Schweden bis dahin befehligt hatte. Der Kronprinz selbst wendete sich mit seinen Schweden gegen Dänemark, um die Abtretung Norwegens zu erzwingen und nahm so viel deutsche Truppen mit als er konnte. Bülow machte sich mit seinem preußischen Heertheil von ihm los und eilte nach Holland, das seine leichte Eroberung wurde; ein russischer Heertheil unter Wintzingerode folgte etwas später seinen Spuren; die preußischen Schaaren unter Tauentzien blieben an der Elbe zurück, um die Festungen einzuschließen, die dort noch im Besitz der Franzosen waren; Bennigsen schloß Hamburg ein, während die russischen Milizen und Oesterreicher unter General Klenau Dresden einnehmen sollten.

Die schlesische Armee unter Blücher und die Hauptarmee der Verbündeten unter Schwarzenberg gelangten in den ersten Tagen des Novembers an den Rhein. Frankreich lag wehrlos vor ihnen! — Gneisenau

Digitized by Google

ug vor, sofort über den Strom zu gehen und ohne Aufenthalt gegen ris vorzudringen, um den Krieg in wenigen Tagen zu einem siegreichen vollständig entscheidenden Ende zu führen. Wäre dieser Rath befolgt rden, so brach Napoleons Macht noch vor dem Schluß des Jahres 13 in sich zusammen, ohne daß er den für glänzend geltenden Widerd hätte leisten können, der seinen Sturz verherrlichen sollte. Der ußische General Pfuel fragte nach dem Friedensschluß den Marschall , welchen Widerstand die Verbündeten gefunden hätten, wenn sie ihre gerische Thätigkeit im November ununterbrochen fortsetzten, und erhielt Antwort: sie hätten dann, wie auf einem Marsch im Frieden, alle ihre arsch-Quartiere bis Paris zum Voraus bestimmen können. (Messieurs alliés auraient pu compter leurs journées d'étappes jusqu'à ris.)

Hier aber, in diesem Zustand gänzlicher Wehrlosigkeit, kam dem beten Kaiser der Franzosen die Diplomatie zu Hülfe —: nicht die eigene, dern die der Verbündeten, vor allem die österreichische.

Die Diplomatie der alten Schule gefiel sich überhaupt, gleich der ihr ichzeitigen Strategie, in einer raffinirten Künstlichkeit ihrer Combinanen; sie freute sich der eigenen Feinheit und hielt sich für scharfsichtig, weitsehend, wenn sie um fern liegender Möglichkeiten willen, oft das lernächste und Dringendste vernachlässigte oder in verkehrter Weise nebenhlich behandelte. Diesmal insbesondere wurde das österreichische Cabinet rch mancherlei bestimmt, das ihm in den vermutheten Absichten, wie in m ganzen Auftreten der eigenen Verbündeten, Rußlands und Preußens, chlich mißfiel. Der Wiener Hof sah namentlich mit großem Mißfallen Möglichkeit, daß Rußland in Polen dem Sitz und Mittelpunkte der erreichischen Monarchie näher rückte; die Herstellung Preußens zu einer acht ersten Ranges, die bedeutenden Einfluß in Deutschland üben konnte, ar in Wien ebensowenig erwünscht, und am wenigsten, wenn sie etwa, e es den Anschein gewann, dadurch bewirkt werden sollte, daß Sachsen it Preußen vereinigt wurde. Vor allem aber mißfielen dem Kaiser ranz, dem Fürsten Metternich und den gleichgestimmten Seelen, die als acobinisch" bezeichneten Tendenzen des Kaisers Alexander. Schon zu rag war unter den österreichischen Staatsmännern die Besorgniß wach rufen worden, daß, wie Metternichs Vertrauter Gentz die Sache ausückte, der Befreiungskrieg, wenn er länger fortgesetzt werden mußte, in nen Freiheitskrieg ausarten, daß er zur Herrschaft liberaler Principien Europa führen könne. Dem mußte natürlich vorgebeugt werden, und m den ganzen Apparat diplomatischer Thätigkeit gegen diese Gefahren enden zu können, wollte man gern jede Gefahr, die der europäischen

Digitized by Google

Welt von Seiten Napoleons drohen konnte, als bereits vollkommen und für immer beseitigt ansehen.

Von solchen Ansichten ausgehend suchte Oesterreich vor allen Dingen so schnell als möglich das Ende des Kriegs herbeizuführen — nicht durch einen entscheidenden Sieg, sondern durch einen Friedensschluß auf Bedingungen, die, wie man meinte, Napoleon annehmen könne. Man war sehr bereit, den Franzosen den Rheinstrom als unnatürliche Grenze zu lassen; an den deutschen Landen jenseits, die Oesterreich doch nicht unmittelbar für sich selbst in Anspruch nehmen, die kein legitimer deutscher Landesherr als sein angestammtes Eigenthum fordern konnte, schien wenig gelegen, wenn man dafür an einem gezähmten Napoleon, der geneigt wäre, den gebietenden Einfluß in Europa mit Oesterreich zu theilen und sich vielleicht sogar von dem Fürsten Metternich leiten zu lassen, eine Stütze gegen Rußland, gegen Preußen und zumal gegen den Liberalismus gewann. Es kam dann auch noch die übermäßige Vorstellung hinzu, die man sich von den Gefahren eines Heerzugs in das Herz Frankreichs machte, denn die oft wiederholte Wunder- und Heldensage von den Thaten des französischen Volks, während der ersten Kriegsjahre der Revolution, wurde damals auch außerhalb Frankreichs als Geschichte geglaubt. An die Erschöpfung Frankreichs dagegen wagte man keineswegs unbedingt zu glauben, obgleich man mit eigenen Augen gesehen hatte, daß Napoleons Heer an der Elbe zum Theil aus kaum erwachsenen Knaben bestand.

So waren denn die Eröffnungen, die General Merveldt brachte, auf dieser Seite keineswegs auf einen ungünstigen Boden gefallen. Buchstäblich schon an dem Tage unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig, setzte sich Metternich mit dem dort gefangenen General Lauriston in Verbindung und suchte Unterhandlungen anzuknüpfen; wenige Tage später wurde der österreichische Hauptmann Hesse (der nachherige Feldmarschall) in das französische Hauptquartier entsendet, angeblich um eine Auswechslung von Gefangenen zu verabreden, der Sache nach, um auf Friedensbotschaften vorzubereiten und da die leitenden Strategen der verbündeten Heere in einem Kriegsrath zu Frankfurt am Main sich nicht zu einigen wußten, in Beziehung auf die nächsten Operationen, gelang es dem Fürsten Metternich die kriegerische Thätigkeit auf längere Zeit zu gänzlichem Stillstand zu bringen.

Damit war nach seiner Meinung schon viel gewonnen. Auch traf gar Manches zusammen, sein Streben zu begünstigen, namentlich daß, mit alleiniger Ausnahme des Kaisers Alexander, alle Russen des Kriegs gar sehr überdrüssig waren und fast leidenschaftlich nach Frieden verlangten. Sie meinten, nun vollends sei Polen ohne Schwierigkeiten zu haben und das sei, worauf es für Rußland ankomme; für Andere müsse man sich nicht weiter aufopfern; man habe auch für sie bereits mehr als genug gethan. Die Stimmung der Russen war im Ganzen eine solche

die Eroberung Hollands durch Bülow und seine Preußen, in ihrem
ise laut und allgemein, klagend als ein Unglück besprochen, ja ver-
nscht wurde. Da nun die Franzosen einmal aus den Niederlanden
trieben seien, würde England darauf bestehen, daß diese Lande unab-
ngig blieben, so klagte man, und diese unnützen Forderungen würden
Frieden erschweren. Es gelang dem Fürsten Metternich die Staats-
nner Englands, die in seinen Bereich kamen, für seine Ansichten zu
vinnen und ihr Mißtrauen in solcher Weise gegen Rußlands wachsende
acht zu wenden, daß auch ihnen ein schnell geschlossener Friede mit
ankreich auf irgend erträgliche Bedingungen sehr wünschenswerth schien.
lbst unter den Preußen war eine, wenn auch nicht zahlreiche, doch be-
itende Partei der Meinung, daß die Pläne und Hoffnungen der „Exal-
ten", nämlich Steins, Blüchers, Gneisenaus und der Gleichgesinnten,
denschaftlich und chimärisch seien; daß die Hoffnung, Napoleons Thron
stürzen, in das Gebiet des Abenteuerlichen gehöre. Der Staatskanzler
rdenberg und der militairische Vertraute des Königs, General Knesebeck,
ldigten zur Zeit diesen Ansichten.

So brachte es denn Metternich glücklich dahin, daß ein französischer
plomat, St. Aignan, der zu Gotha Gefangener der Verbündeten ge-
rden war, zu großem Mißfallen Alexanders, mit einer Friedensbotschaft
ch Frankreich gesendet wurde. Dem französischen Kaiser wurden darin
Pyrenäen, die Alpen und der Rhein als Grenzen seines Reichs ange-
ten. In Italien verlangte Oesterreich „eine Grenze", im Uebrigen sollte
Halbinsel, gleichwie Holland und Spanien, unabhängig sein. In
eutschland endlich sollte Napoleon nur auf die unmittelbare Oberherr-
aft verzichten; daß er da einen angemessenen Einfluß übe, wollte man
türlich und berechtigt finden. Wie wir durch Lord Burghersh erfahren,
aren unter den Staatsmännern der Verbündeten viele, die Hollands
d Italiens Unabhängigkeit hinreichend verbürgt geachtet hätten, wenn
dwig Buonaparte und Eugen Beauharnais Könige dieser Länder wurden.

Dem unbeugsamen Sinn Napoleons verdankt es die Welt auch jetzt
ieder, daß ihr die leicht vorherzusehenden Folgen solcher Combinationen
spart blieben. Napoleon zeigte sich zu Unterhandlungen bereit, in Be-
ehung auf die Basis aber, von der sie ausgehen sollten, auf den wesent-
chen Inhalt der zu schließenden Verträge, enthielt das von Maret unter-
hriebene Schreiben an Metternich, gar nichts als Worte, die zu gar
ichts verpflichteten, wohl aber die Möglichkeit offen ließen, die Unterhand-
ngen durch weitgehende Forderungen, in Beziehung auf das Seerecht,
ach Belieben hinzuhalten: „Ein Friede auf der Grundlage der Unab-
ängigkeit aller Nationen, sowohl in Hinsicht ihrer continentalen Verhält-
isse, als in Hinsicht auf die Schifffahrt, ist beständig der Gegenstand der
Wünsche und der Politik des Kaisers gewesen." (Une paix sur la base
e l'indépendance de toutes les nations, tant sous le point de vue

Digitized by Google

continental, que sous le point de vue maritime, a été l'objet constant des désirs et de la politique de l'empereur.)

Zu gleicher Zeit erbot sich Napoleon durch einen militairischen Bevollmächtigten die Festungen zu räumen, die seine Truppen noch an der Oder und der Weichsel inne hatten, namentlich Danzig, jedoch nur unter der Bedingung, daß den Besatzungen dieser festen Plätze freier Abzug ohne alle Beschränkungen zugestanden werde. Mit anderen Worten, die Verbündeten sollten ihm seine dort eingeschlossenen alten Soldaten zusenden, damit er den neuen Truppen, die er zu bilden bemüht war, mehr Kern und Haltung geben könne. — Auf Unterhandlungen über die Festungen an der Elbe sollte der französische Offizier nicht eingehen.

Angesichts solcher Eröffnungen mußten selbst die Kurzsichtigen und die Verblendeten sich entschließen zu sehen, daß Napoleon nur Zeit gewinnen wollte zu neuen Rüstungen; die Geschäftigkeit der Diplomaten mußte sich einstweilen darauf beschränken, daß Fürst Metternich dem französischen Minister Maret schrieb, der französische Kaiser müsse sich bestimmt über die vorgeschlagenen Grundlagen des Friedens aussprechen, ehe man auf Unterhandlungen eingehen könne. Die kriegerisch Gesinnten drangen nun mit Erfolg darauf, daß die kriegerische Thätigkeit wieder aufgenommen werden müsse, schon weil man dem Feind nicht Zeit lassen dürfe, zu den großartigen Rüstungen, die Napoleon verfügte.

Was aber endlich nach langen Berathungen beschlossen wurde, war nicht gerade was am kürzesten zum Ziel führen konnte. In dem strategischen Rath, der darüber entscheiden sollte, hatte auch mehr als ein Theoretiker mitzusprechen, der mit etwas beschränkter Einsicht in veralteten Vorstellungen befangen war. So der General Duka, der unter allen Bedingungen das Heer in Winterquartiere verlegen, und erst im kommenden Frühjahr den neuen Feldzug methodisch mit der Belagerung von Mainz beginnen wollte.

Geradeaus über den Rhein zu gehen, konnte man sich nicht entschließen, es wurde für zu kühn gehalten. Man fürchtete den dreifachen Festungsgürtel, mit dem Vauban Frankreich umgeben hatte. Vergebens suchte Gneisenau geltend zu machen, daß diese Menge von Festungen unter den obwaltenden Umständen eine Schwäche Frankreichs seien, da Napoleon schwerlich eine namhafte Armee im freien Felde übrig behalten konnte, wenn er sie alle genügend besetzen wollte. Von ungenügenden Besatzungen bewacht aber, hatten sie keine Macht der Offensive, konnten den Verbindungen der Verbündeten nicht gefährlich werden, und waren leicht durch wenig zahlreiche Einschließungs-Corps vollständig zu neutralisiren.

Diese Ansichten fanden kein Gehör. Der Kaiser Alexander wurde für einen Operations-Plan gewonnen, den der österreichische General Langenau entworfen hatte, und der durch ein überaus wissenschaftliches Ansehen imponirte. Langenau gehörte zu den gelehrten Strategen, in

Digitized by Google

en Vorstellungen geographische Verhältnisse, die sogenannten strategischen
nkte die entscheidende Hauptrolle spielten. Er ging auf die Theorien
ück, denen der österreichische Generalstab in den Jahren 1799 und 1805
uldigt hatte. Man mußte sich nach seiner Meinung vor allem der
hweiz bemächtigen, um von dort aus an der angeblich schwächsten
ite, durch die Freigrafschaft Burgund in Frankreich einzudringen. Dann
n es darauf an, die Hochebene von Langres zu erreichen und in Besitz
nehmen. Diese Hochebene, auf der die Quellen der Seine, der
aaß und der Saone liegen, von der die Gewässer nach Norden und
h Süden fließen, beherrschte in Langenaus Vorstellung den ganzen
egsschauplatz.

Mit dem eigenthümlichen Vertrauen in die Lehrsätze der eigenen
eorie, das solchen Doctrinairs eigen zu sein pflegt, setzte Langenau
raus, daß auch Napoleon der Hochebene von Langres dieselbe Wichtig-
beilegen werde; er scheint geglaubt zu haben, der kriegerische Kaiser
Franzosen werde jede Hoffnung auf einen weiteren Erfolg aufgeben
d erschreckt Frieden schließen, sobald er dieses entscheidende „Plateau"
Besitz der Verbündeten sah. Jedenfalls war es das, was die strate-
chen Rathgeber den Fürsten Schwarzenberg glauben ließen, darüber
ehren uns dessen eigene Geständnisse in seinen Briefen. Er glaubte,
Winterfeldzug werde nur „eine Winterbewegung" sein, die bei Langres
Ziel finden solle; diese Bewegung werde genügen, Napoleon vollends
n Frieden zu bestimmen. Diese Aussicht war es, durch die er sich für
s Unternehmen gewinnen ließ, obgleich es in seinen Augen doch immer
sehr gewagtes und mißliches blieb.

Daß man es sehr bedenklich fand, zeigte sich selbst in der an die
nzösische Nation gerichteten Erklärung, die nöthig geachtet wurde, um
einzuleiten. Sie war genau nach den Rathschlägen abgefaßt, die
rnadotte an die Hand gegeben hatte. Dieser Gascogner hatte nämlich
ngend gerathen, am Rhein stehen zu bleiben, den Zug nach Frankreich
meiden, um nicht den furchtbaren Zorn des französischen Volks zu
cken. Er hatte dabei mit der lächerlichsten Großsprecherei vor den Wun-
n gewarnt, die das französische Volk in der Vertheidigung des heimath-
hen Bodens thun, durch die es ohne Zweifel ein furchtbares Mißgeschick,
hrscheinlich die Vernichtung der verbündeten Heere bewirken werde. Am
hein müsse man Frieden schließen; aber um auch das nur zu können,
üsse man ja das furchtbare Heldenvolk jenseits des Rheins nicht belei-
gen und reizen; man dürfe nicht als Sieger zu ihm sprechen; man
üsse Frankreich um den Frieden bitten. Wenn Frankreich den Frieden
ht gewähre, dann freilich müsse der gefährliche Zug gewagt werden.
ann aber müsse man Napoleons Person sorgfältig von Frankreich trennen
d feierlich erklären, daß man nicht mit Frankreich, nur mit Napoleon
rieg führe.

Digitized by Google

Und so geschah es im Wesentlichen. Doch wagte man auch je nicht, entschlossen und unbedingt, was Alexander schon zehn Jahre früher einmal im Sinn gehabt hatte, und was Bernadotte jetzt andeutete, weil er seine persönlichen Pläne dadurch zu fördern hoffte. Napoleon konnte nicht in Person als der Feind ganz Europas bezeichnet werden, das ließen die gebotenen Rücksichten auf Oesterreich und dessen besondere Politik nicht zu, und selbst abgesehen davon, wurde der Gedanke, ihn zu stürzen, meist in der schon angedeuteten Weise als die Ausgeburt einer krankhaften Exaltation abgelehnt.

So erklärten denn die Verbündeten, sie führten nicht mit Frankreich Krieg, sondern einzig und allein mit dem „Uebergewicht", welches der Kaiser Napoleon zu Europas und zu Frankreichs Unglück außerhalb der Grenzen seines Reichs übe. (Les puissances alliées ne font point la guere à la France, mais à cette prépondérance hautement annoncée à cette prépondérance que, pour le malheur de l'Europe et de la France, l'empereur Napoléon a trop longtemps exercé hors des limites de son empire.) Was Frankreich betrifft, schienen die verbündeten Mächte sich selbst kaum genug thun zu können, in glänzenden Verheißungen. Sie wünschten, hieß es, daß Frankreich groß, mächtig und glücklich sei, denn ein mächtiges und blühendes französisches Reich sei eine der nothwendigen Grundlagen des gesellschaftlichen Baues. Frankreich solle eine Ausdehnung behalten, wie es sie unter seinen Königen nie gehabt habe. Sorgfältig suchte die Erklärung die Franzosen auch darüber zu beruhigen, daß ihr Waffenruhm, trotz der Unfälle der letzteren Jahre, keineswegs getrübt sei. So überrascht es denn am Ende fast als eine Vermessenheit, daß die Verbündeten zum Schluß denn doch auch für sich etwas zu hoffen und zu wünschen wagen. Nämlich einen durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein gerechtes Gleichgewicht gesicherten Frieden.

Den Staatsmännern Oesterreichs war Langenaus Plan übrigens auch darum genehm, weil er Gelegenheit gab, in der Schweiz, wo sie vielfach mit den aristokratischen Parteien in Verbindung standen, eine gewaltsame Reaction hervorzurufen, und dem Republiken-Bund im Wesentlichen auch seine frühere, mittelalterliche Verfassung zurückzuführen. Cäsar Laharpe säumte jedoch nicht, dem Kaiser Alexander die Augen darüber zu öffnen, daß es darauf abgesehen sei, die ehemals „unterthänigen Orte", die durch die Revolution von 1798 selbständige, vollberechtigte Cantone geworden waren, wieder unter das Joch der alten Verhältnisse zu beugen. Diese unterthänigen Orte waren bekanntlich in früheren Zeiten durch Eroberung der Herrschaft der alten Schweizer-Cantons verfallen, und aller politischen Rechte beraubt, ziemlich willkürlich und nicht gerade mit großer Milde beherrscht worden. Diese Zustände wollte namentlich der Berner Adel wieder herstellen, aus dessen Mitte sonst die gebietenden Landvögte in Laharpes besonderer Heimat, im Waadtlande hervorgingen.

Digitized by Google

Darüber aufgeklärt, verlangte der Kaiser Alexander, daß die Schweiz neutrales Land unberührt bleibe; die Heeresmacht der Verbündeten lte unterhalb Basel über den Rhein gehen. Da eingewendet wurde, man, der Wechselfälle der winterlichen Jahreszeit wegen, einer stehen- Brücke über den Rhein bedürfe, und daß es eine solche unterhalb asel nicht gebe, wollte Alexander darein willigen, daß diese Stadt als bergangs-Punkt besetzt werde, aber kein weiteres Gebiet der Schweiz. arauf gaben die österreichischen Heerführer keine bestimmte Antwort; sie ßen ihre Truppen, die den linken Flügel der Gesammtmacht bildeten, Rhein stromaufwärts rücken, ohne sich weiter über ihre Pläne zu ßern, und brachen dann, dem russischen Kaiser sehr unerwartet, in Schweiz ein, die sie bis nach Genf hin mit ihren Schaaren über- wemmten.

Der Kaiser Alexander verhehlte sein entschiedenes Mißfallen keines- egs, und wenn nun auch einer Reaction, die unter Anderem dienen konnte Schweiz dem Einfluß des österreichischen Cabinets zugänglich zu machen, cht mehr vorzubeugen war, drang er doch sehr bestimmt darauf, daß gewisse Grenzen nicht überschreite. Die Central-Gewalt der Schweiz nnte umgestaltet werden, und auch Bern erhielt namentlich seine alte ristokratische Verfassung wieder —: die Unabhängigkeit der ehemals unter- änigen Orte aber, namentlich des Waadtlandes, durfte nicht angetastet erden. Der Kaiser erreichte seinen Zweck in dieser Beziehung um so ichter, da die österreichischen Staatsmänner und Generale bald gewahr erden mußten, daß sie sich selbst und dem Bündniß neue Gefahren hufen, wenn sie hier zu weit gehen wollten. Doch indem der Kaiser lexander überall die liberalen Grundsätze und Interessen zu fördern uchte, während Oesterreich ebenso folgerichtig jede Gelegenheit wahrnahm, ls Schirmvogt der Reaction aufzutreten, steigerte sich beständig das Miß- rauen, mit dem die Verbündeten einander beobachteten, und bei den Oester- eichern das Verlangen nach dem Frieden, der die Möglichkeit bringen onnte und sollte sich dem in so mancher Beziehung lästigen Bunde mit Preußen und Rußland zu entziehen.

Durch die Schweiz und zu einem geringeren Theil durch den Sund- gau drang inzwischen (im Januar 1814) die Hauptarmee der Verbünde- en in die Freigrafschaft Burgund ein. Dieses Heer, vom Fürsten Schwarzenberg geführt, war jetzt 190,000 Mann stark; Blücher, den man vor Mainz „an die Kette zu legen" hoffte, wie Droysen treffend sagt, zählte 84,000 Mann bei den Fahnen. Das war allerdings nicht eine Heeresmacht, wie sie Napoleon nach Rußland geführt, und dann wieder an der Elbe versammelt hatte, aber es war allem gegenüber, was das er- schöpfte Frankreich nach den ungeheueren Verlusten der beiden letzten Jahre jetzt noch aufzubringen vermochte, eine geradezu erdrückende Uebermacht. Außerdem aber hatten die verbündeten Heere dann auch noch im Laufe

Digitized by

der nächsten Wochen sehr bedeutende Verstärkungen zu erwarten. Zunächst 80,000 Preußen und Russen, die unter Kleist von der Einschließung von Erfurt her, unter Bülow und Wintzingerode aus den Niederlanden heran kommen sollten, sobald sie dort durch einen neu gebildeten sächsischen Heertheil und durch die deutschen Truppen abgelöst waren, die der Kronprinz von Schweden nach Holstein mitgenommen hatte. (Die russisch-deutsche Legion und hannöversche Bataillone unter Wallmoden.) — Dann waren theils im Januar, theils im folgenden Monat noch etwas über 40,000 Mann kleinerer deutscher Staaten zu erwarten.

Schwarzenbergs Heer hatte auf dem Zug nach Langres buchstäblich gar keinen Feind im freien Felde vor sich, denn die kaum 70,000 Mann starken Schaaren, über die Napoleon im Januar verfügen konnte, waren nicht in solcher Weise verwendet, wie Langenau vermuthet hatte. Sie standen zum Theil am Rhein, zum Theil auf der Linie, die aus den Niederlanden nach Paris und nach Napoleons Ansicht am schnellsten und in der für ihn gefährlichsten Weise zur Entscheidung führen konnte. Napoleon hatte eben in Beziehung auf den Kriegsschauplatz in Frankreich und den Krieg überhaupt andere Ansichten als der General Langenau.

Doch manoeuvrirte die Hauptarmee der Verbündeten auch ohne Feind so umständlich und vorsichtig, daß sie achtundzwanzig Tage brauchte, um ebenso viele Meilen zurückzulegen und Langres erst am 17. Januar erreichte. Man ließ absichtlich einen Theil des Heeres in der Nähe des Rheins zaudern, weil man, ganz in dem Geist, der die Erklärung an das französische Volk eingegeben hatte, besorgte, Napoleon könne von Straßburg aus in das südliche Deutschland vordringen. Im letzten Augenblick hatte Napoleon den Marschall Mortier mit etwa 8000 Mann nach Langres vorgesendet, um dort die Absicht einer Vertheidigung zu simuliren, dadurch war es wirklich gelungen die Verbündeten auch noch fünf Tage lang hinzuhalten; als sich dann endlich Schwarzenberg zu einem gewaltigen Schlage gerüstet hatte, war die schwache feindliche Abthejlung dem Kampf ganz in der Stille ausgewichen.

Im österreichischen Hauptquartier herrschte große Verwunderung darüber, daß Napoleon diesen wichtigen Punkt weder vertheidigt hatte, noch auch mit Heeresmacht heranrückte, um ihn wieder zu gewinnen und da nun entschieden werden mußte, was weiter geschehen solle, war die Verlegenheit noch größer als die Verwunderung.

Vergebens machte Gneisenau von weitem her schriftlich darauf aufmerksam, daß man nur vierzehn Märsche bis Paris habe, diese Hauptstadt bequem in achtzehn Tagen erreichen und den Krieg durch eine siegreiche Schlacht beenden könne, da die Uebermacht, der man gebiete, den Sieg sicher stelle und die Kühnheit rechtfertige. Er fand mit solchen excentrischen Plänen jetzt ebensowenig Gehör als früher.

Metternich verlangte unumwunden einen Stillstand in den Opera-

Digitized by Google

en, damit man Zeit gewinne den Faden der Unterhandlungen wieder
unehmen, und der englische Bevollmächtigte, Lord Aberdeen, der ganz
:r dem Einfluß des österreichischen Staats-Kanzlers stand, begnügte sich
t einmal damit ihm einfach beizustimmen; er fügte noch die Erklärung
u, die Verbündeten seien durch die von Frankfurt aus gebotenen Frie-
sbedingungen gebunden und verpflichtet auch jetzt keine anderen For-
ingen zu erheben. Diese Erklärung, der Metternich in keiner Weise
:rsprach, beweist zur Genüge, daß Oesterreich sehr geneigt war diese
ingungen auch jetzt zu gewähren, um nur schnell mit Frankreich ab-
eßen und sich den Absichten Rußlands in Polen, Preußens an der
e und überhaupt in Deutschland widersetzen zu können.

Zu Unterhandlungen zeigte sich in der That einige Aussicht, denn
poleon wollte zwar auch jetzt den Frieden nicht, aber er konnte der
terhandlungen nicht entbehren. Er bedurfte ihrer, um die öffentliche
inung in Frankreich zu täuschen und die ihm zur Zeit sehr ungünstige
immung im Lande durch die Aussicht auf einen nahen Frieden zu be-
wichtigen; und dann auch, um, wenn er etwa im Felde einen Unfall
tt und seine Lage gefährdet sah, die kriegerische Thätigkeit der Verbün-
:n durch schnell gemachte Zugeständnisse, die wieder zurückgenommen
rden konnten, sobald das Glück sich wendete, auf einige Zeit zu lähmen.
bedurfte ihrer endlich auch, um die günstige Wendung des Krieges her-
zuführen, auf die er rechnete, denn dazu gehörte, daß es ihm gelang,
Verbündeten unter einander zu entzweien, und dazu konnte sich die
legenheit nur ergeben, wenn Unterhandlungen im Gange waren. Er
hte sich, daß Oesterreich wohl eigentlich andere Zwecke im Auge habe
Preußen oder Rußland, und hoffte, scheint es, Uneinigkeit unter seinen
gnern werde ihm schließlich zu einem besondern Frieden mit der öster-
chischen Regierung verhelfen.

In diesem Sinn hatte Napoleon denn auch gethan, was unerläßlich
ir, um Unterhandlungen überhaupt möglich zu machen. Die Diplomaten
Verbündeten hatten, als sie St. Aignan nach Frankreich absendeten,
lfach mit dem höchsten Lobe von Caulaincourt gesprochen; sie hatten,
ne sich d'Enghiens zu erinnern, der hohen Achtung gedacht, die ihnen
edle Charakter dieses Mannes einflöße, kurz, sie hatten den Wunsch
erkennen gegeben vorzugsweise mit ihm zu thun zu haben. Napoleon
nannte ihn an Marets Stelle zu seinem Minister der auswärtigen An-
legenheiten. Da die einfache Erklärung Napoleons, daß er zu Unter-
ndlungen geneigt sei, ohne dabei irgend einer Grundlage der Unter-
ndlungen zu gedenken, nicht hingereicht hatte den Heerzug der Verbün-
ten aufzuhalten, da der Fürst Metternich es in einem noch an Maret
richteten Schreiben (vom 25. November 1813) in den zartesten und
onendsten Worten doch für unerläßlich erklärt hatte, daß Napoleon die
n den Verbündeten aufgestellten Grundlagen des Friedens ausdrücklich

Digitized by Google

annehme, wurde Caulaincourt von seinem Kaiser beauftragt dies scheinbar zu thun.

Der neue Minister mußte (schon am 2. December 1813) dem Fürsten Metternich schreiben: Frankreich habe bereits, indem es die Unabhängigkeit aller Nationen als Grundlage des Friedens angenommen, im Princip zugestanden, was die Verbündeten zu wünschen schienen. Der Kaiser Napoleon habe damit auch Alles zugegeben, was aus diesem Grundsatz folge, dessen letztes Ergebniß ein Friede sein müsse, gegründet auf das Gleichgewicht Europas; auf die Unantastbarkeit (intégrité) aller Nationen innerhalb ihrer natürlichen Grenzen und die Anerkennung der vollständigen und unbedingten Unabhängigkeit aller Staaten, so daß keiner derselben sich irgend eine Oberherrschaft oder Oberhoheit über irgend einen anderen anmaßen könne, in welcher Form es auch sei, weder auf dem Lande noch zur See (et sur la reconnaissance de l'indépendance absolue de tous les états, tellement qu'aucun ne puisse s'arroger, sur un autre quelconque, ni suzeraineté, ni suprématie, sous quelque forme que ce soit, ni sur terre ni sur mer.)

Napoleon wußte, wahrscheinlich durch den ihm ganz besonders ergebenen König von Württemberg, der mit der neuesten Wendung der Dinge sehr unzufrieden war, und fortwährend in vertraulichem Briefwechsel mit dem Kaiser der Franzosen blieb, daß ein deutscher Bund beabsichtigt wurde und daß die deutschen Fürsten in eine Beschränkung ihrer Selbständigkeit in soweit, als nöthig sein werde, um eine solche Gesammtheit zu bilden, zum Voraus hatten willigen müssen. Diesem Bunde, jeder noch so lockeren deutschen Einheit, jeder Verbindung deutscher Fürsten, an deren Spitze nicht er selbst als Oberherr stand, wollte Napoleon vorbeugen; besonders aber jedem bleibenden Verhältniß, in das die deutschen Kleinstaaten zu Oesterreich und Preußen treten konnten. Ganz vereinzelt und wehrlos sollten diese Staaten, ein jeder für sich, zwischen Frankreich und den östlichen Reichen stehen. Dann mußten sie unfehlbar wieder seiner Oberherrschaft verfallen, sobald er sich zu neuen Unternehmungen erstarkt und gerüstet fühlte.

Napoleon verrieth in diesen Worten sogar in unvorsichtiger Weise seine Pläne für die Zukunft und was ein Friede mit ihm werth sein konnte, wenn er überhaupt möglich war. Gleichwohl sahen das die Diplomaten, die sich zu Frankfurt um Metternich schaarten, vor lauter Friedensnicht. Es war ein anderer Punkt, der ihnen Sorgen machte.

Caulaincourts Schreiben enthielt nämlich auch noch die ausdrückliche Versicherung, daß Napoleon den von den Verbündeten aufgestellten Grundlagen des Friedens beistimme, fügte aber sofort hinzu: dieser Friede werde Frankreich große Opfer auferlegen, Napoleon werde sie ohne Bedauern bringen — vorausgesetzt, daß England durch entsprechende Opfer (par des sacrifices semblables) auch seinerseits die Möglichkeit eines allgemeinen und für alle Parteien ehrenvollen Friedens gewähre.

Digitized by Google

Das heißt, Napoleon behielt sich ziemlich ausdrücklich vor in Be-
ung auf Seerecht und Colonien Forderungen zu erheben, von denen
wußte, daß England sie nicht zugestehen werde, in der That nicht zu-
ehen könne und dadurch die Unterhandlungen über einen allgemeinen
eden zum Scheitern zu bringen, wenn ihn das Kriegsglück begünstigte,
er seinen Vortheil dabei zu sehen glaubte.

Doch wurden die Diplomaten zu Frankfurt, wie es scheint, auch das
t gewahr; sie waren durch den Inhalt dieser Erklärungen durchaus
riedigt, befürchteten aber, England werde ihnen nicht zustimmen wollen.
der That waren die Friedensbedingungen, die man den Franzosen von
ankfurt aus geboten hatte, den leitenden englischen Ministern in der
imat, selbst dem beschränkten Lord Castlereagh, bedenklich geworden. Sie
ßten nicht, wie sie dergleichen als das Endergebniß zwanzigjähriger
mpfe und unermeßlicher Opfer vor dem Parlament vertreten konnten —
d nun vollends wenn noch in Beziehung auf Seerecht und Colonien
rderungen hinzu kamen, denen die öffentliche Meinung in England ge-
ß nicht zustimmte. In England schienen also dem Fürsten Metternich
d den Gesinnungsgenossen die einzigen Schwierigkeiten zu liegen, die
ch zu besiegen seien, damit man zu den ersehnten Unterhandlungen ge-
ngen könne. Um sie zu bewältigen hatte man zu dem Mittel gegriffen,
e bedenklichen Aeußerungen Caulaincourts vor den Bevollmächtigten Eng-
nds geheim zu halten, während Pozzo-di-Borgo nach England reiste, um
ch dort unmittelbar mit den leitenden Ministern des britischen Reiches
lbst zu verständigen.

Inzwischen hatten die Bemühungen um den Frieden ruhen müssen, jetzt
ber zu Langres war Lord Castlereagh selbst im Hauptquartier der Verbün-
eten eingetroffen, zur Stelle und bereit, auf Unterhandlungen einzugehen,
nd dadurch war dem Fürsten Metternich die Möglichkeit gegeben, den Still-
and der kriegerischen Thätigkeit zu fordern, den er als die nothwendige
Einleitung zu einem Friedens-Congreß darstellte. Er fand vielfache Unter-
stützung, auch unter den preußischen Staatsmännern, von denen Harden-
erg und Knesebeck für Unterhandlungen und Frieden stimmten, und na-
mentlich fand er entschiedene Unterstützung im österreichischen Hauptquartier,
as nicht nur, wie billig, als Werkzeug seiner Politik bereit war, seinen
Weisungen zu gehorchen, sondern auch aus eigenthümlichen militairischen
Gründen seinen Forderungen lebhaft zustimmte.

Freilich hatte die Erfahrung bereits gelehrt, daß man auf Frank-
reichs Boden nicht die gefürchteten Schrecken eines unabsehbaren, helden-
haften Volkskrieges zu gewärtigen habe; daß französische Volk hatte sich
vielmehr überall entmuthigt und mißmüthig gezeigt, sehr wenig geneigt zu
neuen Opfern, erbittert gegen Napoleons drückende Gewaltherrschaft, und
vor allem von einem sehr entschiedenen Verlangen nach Frieden beherrscht.
Dennoch aber blieb der Zug in das Herz Frankreichs oder vollends nach

Digitized by Google

Paris, wie Gneisenau vorschlug, dem Fürsten Schwarzenberg und seinen Rathgebern ein so bedenkliches Unternehmen, daß ein glücklicher Erfolg kaum zu hoffen, Unheil zu befürchten sei. „Hier sollten wir Friede machen, das ist mein Rath," schrieb Schwarzenberg (26. Januar) seiner Gemahlin: „jede Vorrückung auf Paris ist im höchsten Grade unmilitairisch." Wie gefährlich, ja wie unthunlich ihm jede weitergreifende kriegerische Thätigkeit schien, geht schon daraus hervor, daß er eben in diesem Brief so spricht, als sei er es, der die Nothwendigkeit bei Langres stehen zu bleiben und Friede zu schließen zuerst und aus militairischen Gründen geltend gemacht habe; er rühmt, der Kaiser Franz, auch Stadion, Metternich, selbst Castlereagh seien dieser Meinung, nur der Kaiser Alexander nicht.

Diesen, wenn auch nicht die anderweitigen Häupter der Kriegspartei, wie Stein, Humboldt, Blücher, Gneisenau, zu überzeugen, ließ man es so wenig an bogenlangen Denkschriften als an mündlichen Auseinandersetzungen fehlen. Knesebeck erklärte, daß man einen weiteren Zug nach Frankreich hinein nur unternehmen dürfe, wenn dadurch die Zwecke der Verbündeten wirklich gefördert würden, nicht um der bloßen „Gloriole" willen, nach Paris zu gehen, und suchte darzuthun, daß einerseits die Uebermacht Frankreichs, die man bekämpfen wolle, bereits gebrochen sei, andererseits unmöglich sein würde, über Troye und Chalons hinaus irgend ein erreichbares Object als Ziel und Grenze der militairischen Operationen zu bezeichnen. Selbst nach Troye und Chalons vorzurücken, schien bedenklich, da man durch die verlängerten Operationslinien genöthigt sein werde, sich zu schwächen. An den genannten Punkten aber werde die Verpflegung der Armee so gut wie unüberwindliche Schwierigkeiten bieten. In einer anderen Denkschrift, die Schwarzenberg durch seines Namens Unterschrift zu der seinigen machte, verweilte Langenau mit Selbstgefälligkeit bei den Vortheilen, die man durch die rasche Bewegung nach der Hochebene von Langres und deren Besitz gewonnen habe; damit war die „letzte Vormauer Frankreichs" überwältigt; von dieser Stellung aus bedrohten nun die Heere der Verbündeten Frankreich, das offen vor ihnen liege. Es folgt dann eine Berechnung, der zu Folge die Hauptarmee, nach Abzug alles dessen, was zur Einschließung französischer Festungen weiter rückwärts verwendet blieb, mit 97,000 Mann bei Langres eingetroffen war, abgesehen von anderen 25,000, die unter Bubna und Aloys Liechtenstein ihre linke Flanke deckten; außerdem stand Blücher mit 40,000 Mann bei Nancy. Man sei also dem Feinde um ein Bedeutendes überlegen, meinte Langenau.

Nach dieser etwas hochtönenden Einleitung sollte man nun erwarten, alle weiteren Operationen als durch die bereits gewonnenen Vortheile wesentlich erleichtert und aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgreich dargestellt zu sehen. Das ist aber keineswegs der Fall! Langenau läßt im Gegentheil jeden weiteren Schritt vorwärts als umgeben von Gefahren erscheinen.

Digitized by Google

sagt namentlich, Napoleon könne den Weg nach Paris absichtlich offen 'en, um die Verbündeten zu einem Vormarsch in dieser Richtung zu leiten, ihnen dann von Chalons her in die Flanke zu fallen, sie von er Basis, ihren Verbindungen abdrängen und in die unheilvollste Lage versetzen. Diese Auseinandersetzungen sind mit einem sichtbaren Beßtsein entschiedener Ueberlegenheit gegen Gneisenaus Vorschläge gerichtet. ›er noch schlimmer, meinte Langenau weiter, Napoleon läßt es in den enen von Troye und Chalons auf eine Hauptschlacht ankommen; in ser werden die Verbündeten, an Zahl bedeutend überlegen, aller Wahrseinlichkeit nach Sieger bleiben, daraus aber müßten sich für sie die erschlimmsten Gefahren ergeben, denn dann sei Napoleon zu einem mpf der Verzweiflung gezwungen! — Diese Wendung hat etwas ungein Ueberraschendes.

Am Ende schließt auch diese Denkschrift ohne einen bestimmten Vorlag in Beziehung auf das, was nun weiter geschehen solle. Doch tritt r leitende Gedanke, der beiden unausgesprochen zum Grunde liegt, hinichend erkennbar hervor. Er geht darauf hinaus, daß man dem Feinde e Initiative überlassen müsse, in der Hoffnung, er werde nicht wagen e zu ergreifen, um die bereits verlorenen Vortheile, die beherrschende ochebene wieder zu gewinnen; er werde lieber einen zu gleicher Zeit geotenen, sehr leidlichen Frieden annehmen. Freilich blieb dabei unerklärt, as denn eigentlich Napoleon an dem Plateau von Langres verloren, was ie Verbündeten durch deren Besitz gewonnen hatten, wenn jede weitere nternehmung von dort aus so gut wie unmöglich war.

In der österreichischen Denkschrift, die zum Schlusse andeutete, der rieg müsse sich, wenn fortgesetzt, gegen Napoleons persönliche Stellung enden, tritt dann auch nicht undeutlich die Besorgniß hervor, daß der rieg und der Erfolg über die Ziele der österreichischen Politik hinausehen könnten.

Doch der Kaiser Alexander blieb unerschütterlich; er war von den Angelegenheiten der Schweiz her höchlich erbittert gegen Metternich, und n dieser Stimmung wenig geneigt, auf dessen Rathschläge zu hören; er war überzeugt, daß ein Friede mit Napoleon unmöglich sei, und er wurde zugleich von einem entschieden feindseligen Gefühl bestimmt, dessen Gegenstand der Kaiser der Franzosen war. Auch wirkte zweierlei mit Macht auf seine Ueberzeugung. Die Briefe, in denen Gneisenau auch dem Minister Stein die Ausführbarkeit eines raschen Zuges nach Paris und die Sicherheit des Erfolgs auseinander setzte, wurden ihm vorgelegt und machten großen Eindruck auf ihn. Dann reiste César Laharpe eben zu dieser Zeit von Paris nach der Schweiz, wahrscheinlich um sich von den Vortruppen der Verbündeten aufheben und zu seinem ehemaligen Zögling bringen zu lassen, wie das wirklich geschah. Er berichtete nun dem Kaiser und sogar seiner russischen Umgebung, daß die in Paris herrschende Stimmung eine

Digitized by Google

durchaus Napoleon feindliche sei; Napoleons Sturz sei nicht mehr zu denn die Mehrheit des Senats und des gesetzgebenden Körpers warte nur auf eine Gelegenheit, sich gegen ihn zu erklären.

So zeigte denn diesmal der Kaiser Alexander eine Festigkeit, deren er in früheren Jahren wohl nicht fähig gewesen wäre; eine Festigkeit, in der sich vielleicht die Intensität der eben erwähnten feindseligen Stimmung verräth. Da die friedlichen Feldherren den Diplomaten zustimmten, um militairische Unthätigkeit zu verlangen, erklärte Alexander zuletzt, er werde nöthigenfalls den Kampf ganz allein und ohne fremde Hülfe fortsetzen, und fragte darauf den König von Preußen, wozu er entschlossen sei. Auf dem Könige, bei dem Knesebecks militairisches Urtheil großes Gewicht hatte, war der Winterfeldzug nach Frankreich bedenklich gewesen, und hier in Langres hatten ihn Knesebeck und Hardenberg von neuem wankend gemacht, doch in solcher Weise aufgefordert, erklärte er mit größter Bestimmtheit, daß er den Kaiser nicht verlassen werde.

Da mußte denn auch Oesterreich zustimmen, wenn es die Leitung des Kriegs nicht ganz aus der Hand geben wollte, und so wurde denn endlich beschlossen, die wenigen Meilen bis Troye vorzurücken, jedoch ohne daß dabei von ernsteren, entscheidenden Operationen die Rede gewesen wäre. Schwarzenberg, der es im Kreise seiner Vertrauten für „Tollheit" erklärte weiter vorzugehen, empfand es sehr schmerzlich, daß er sich in diese Nothwendigkeit fügen mußte; er klagte in den Briefen an seine Familie: „Der Moment ist so wichtig, die Köpfe so klein für ein so großes Ereigniß. Nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexanders Schritte. Der Glanz, die Welt mit ihren Vorurtheilen, das gilt. Verstand gleitet hier ab. Ich glaube wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris, aber werden wir dort den Frieden finden? oder stürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das Letztere." — Abgesehen von dem Kaiser Alexander, waren es Stein, Gneisenau, Wilhelm v. Humboldt u. s. w., deren Köpfe dem guten Fürsten Schwarzenberg so klein vorkamen. — Vielleicht fand er einigen Trost in dem Gedanken, daß die Gefahr eines feindlichen Flankenangriffs von Chalons her auf die Verbindungslinie der Verbündeten doch erst eintreten konnte, wenn man über Troye hinausging, und daß überhaupt nach Troye nicht gar weit sei, so daß man von dort immer sehr leicht und schnell auf die gerühmte Hochebene zurückkehren könne.

Uebrigens erlangte der Kaiser Alexander, ungeachtet der Entschiedenheit, mit der er auftrat, doch nicht ohne auch seinerseits Zugeständnisse zu machen, daß die kriegerische Thätigkeit in solcher Weise wieder aufgenommen wurde. Er mußte darein willigen, daß Caulaincourt, der sich bereits von Luneville aus als bevollmächtigter Unterhändler gemeldet hatte, einen günstigen Bescheid erhielt, und daß der Beschluß gefaßt wurde, sofort zu Chatillon an der Seine einen Friedens-Congreß zu eröffnen. Die Friedenspartei versprach sich dabei natürlich diese Unterhandlungen zur Hauptsache

Digitized by Google

machen, die Kriegsoperationen aber in einem thatenlosen Gang zu erten, der zu keiner Entscheidung führte. Da der Heerbefehl in österhischen Händen lag, glaubte sie das durchführen zu können.

Zunächst mußten sich nun die Verbündeten von neuem darüber eini, welche Bedingungen sie der französischen Regierung bieten wollten. n den zu Frankfurt entworfenen konnte nicht mehr die Rede sein, seitn Frankreichs Schwäche offenbar geworden war; weder wollte ihnen der iser Alexander zustimmen, noch konnte Castlereagh mit einem Friedensrtrag solchen Inhalts vor dem englischen Parlament erscheinen. Man n demnach dahin überein (am 28. Januar), daß Frankreich sich auf seine en Grenzen von 1792 zu beschränken habe. Da Holland erobert war d die oranische Kokarde angenommen hatte, verstand sich die Unabngigkeit der Niederlande unter dem alten nassauischen Fürstenhause von bst, und auch Italiens gänzliche Unabhängigkeit von Frankreich wurde ;t gefordert, wie die Spaniens.

Spanien war übrigens bereits durch die Waffen für Frankreich verren, und da dem nicht abzuhelfen stand, hatte Napoleon auch nach dieser eite hin den Versuch gemacht, seine Gegner unter sich zu entzweien. Er itte Ferdinand VII. der Gefangenschaft entlassen, und Friede und sogar n Bündniß mit ihm geschlossen. Ferdinand hatte sich, ohne irgend chwierigkeiten zu erheben, anheischig gemacht, die Engländer aus der berischen Halbinsel zu vertreiben.

Zu gleicher Zeit verließ Napoleon Paris, um sich bei Chalons an e Spitze seines Heeres zu stellen, und der wirkliche Feldzug begann. Er t über die Gebühr verherrlicht worden, namentlich von Jomini, der in m sein strategisches System der sogenannten inneren Operationslinien uf das Glänzendste durchgeführt wähnt. Man hat diesen Feldzug auch nst einen der schönsten Napoleons genannt, wenn nicht den schönsten von llen. Ich habe schon an anderer Stelle das Geständniß abgelegt, daß h diese Bewunderung nur in sehr bedingter Weise zu theilen vermag. s hat im Laufe dieses Feldzugs eigentlich nie einen Moment gegeben, in em die Verbündeten nicht dem Krieg ein augenblickliches und siegreiches Ende nachen konnten; es bedurfte dazu immer nur des Entschlusses, mit geammter Macht und raschen Schritten auf Paris loszugehen. Daß Naoleon dennoch vermocht hat, die Entscheidung zwei Monate lang hinzualten, verdankt er in der That nicht den eigenen strategischen Künsten, ondern dem stillen Beistand der österreichischen Politik, die ihn retten, die Entscheidung meiden, einen baldigen Frieden ausdrücklich mit ihm, nicht nit Frankreich überhaupt, herbeiführen wollte, und demgemäß lähmend auf der Seite seiner Gegner wirkte.

Im Ganzen und Großen beruhte sein Thun und Lassen auf einem

Digitized by Google

tief gehenden Irrthum in Beziehung auf die maßgebenden Verhältnisse höchster Art, deren Einfluß zuletzt entscheidend werden mußte. Die unermeßliche Vorstellung, die er von seiner persönlichen Bedeutung hatte, war was ihn irre führte. Er glaubte seine persönliche Stellung hoch erhaben über alle Ansprüche, die Europa oder Frankreich erheben konnte. Das tritt in überraschender Weise namentlich in seinem Briefwechsel aus dieser Zeit hervor. Sein Bruder Joseph räth zum Frieden auf die von den Verbündeten gebotenen Bedingungen; Napoleon hat dabei durchaus nicht die Bedenken, die ihm von diesem und jenem Geschichtschreiber der Zeit und zwar als berechtigte Bedenken zugeschrieben werden; er zweifelt nicht im Mindesten daran, daß er, ohne seine eigene Stellung zu gefährden, einen Frieden schließen könne, der Frankreich auf seine alten Grenzen zurückführte; aber er erklärt, einen solchen Frieden zu schließen, sei für ihn persönlich ein solches Opfer des Selbstgefühls, ein solches „sacrifice d'amour-propre“, daß Frankreich es nur im äußersten Nothfall von ihm fordern dürfe.

So war er denn durchaus in irrigen Vorstellungen befangen, in Beziehung auf seine Stellung Frankreich und Europa gegenüber. Der Gedanke, daß Frankreich sich unter irgend einer Voraussetzung von ihm lossagen könnte, lag ihm unendlich fern. Was jeder Unbefangene sah, war für ihn gar nicht da im Gebiet des überhaupt Denkbaren. Er glaubte Paris gelegentlich preisgeben zu können; es habe nicht viel zu sagen, wenn die Hauptstadt zeitweilig in die Gewalt des Feindes komme, sei wenigstens nicht entscheidend. Nur die Kaiserin Marie Louise, die er als Regentin dort zurückgelassen hatte, sein Sohn und sein Bruder Joseph, den er an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte, und die Minister mußten in diesem Falle Paris verlassen und sich in Sicherheit bringen; die durften nicht in Feindes Hand fallen, damit nicht die Central-Behörde der Regierung aufgehoben und ihre Thätigkeit unterbrochen werde.

Ebenso war Napoleon auch, was sein Verhältniß zu den Verbündeten, insbesondere zu Oesterreich betraf, in einem ähnlichen Irrthum befangen. Daß Oesterreich einen Ausweg wünschte und suchte, der seine Herrschaft in Frankreich unberührt gelassen hätte, konnte er wissen, Metternich hatte es ihm ausdrücklich genug versichert; es war an sich kein Irrthum, aber er machte es dazu durch eine übertreibende Vorstellung von der Macht der Beweggründe, die Oesterreichs Politik in diesem Sinne bestimmten; er glaubte darauf hin das Aeußerste wagen zu können und zwang zuletzt Oesterreich, ihn fallen zu lassen.

Was Napoleons militairische Anordnungen im engeren Sinne des Wortes anbetrifft, so hat er sich nach unserer Ueberzeugung gerade im Laufe dieses Feldzuges einen der schlimmsten aller Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, die ihm überhaupt nachzuweisen sind. Ein Lieblings-Gedanke nämlich kehrt in diesem Feldzug immer wieder. Er wollte Paris

Digitized by Google

mentan preisgeben, um sich ganz in den Rücken der Verbündeten auf e Verbindungen zu werfen und zugleich die Festungen des Baubanschen irtels Frankreich zu entsetzen. Ueberzeugt, daß Oesterreich seinen Sturz ht beabsichtige, jedes weitreichende, dem Anschein nach unberechenbare agniß zu meiden suche, und eben deshalb einem entschlossenen Zuge auf ris auch in solchem Falle nicht zustimmen werde, hoffte er die Verndeten durch dieses strategische Manoeuvre zum Rückzuge an und über Rhein zu zwingen. Einen Augenblick hat es gegeben, wo ihm die großen Hauptquartier der Verbündeten herrschende Stimmung dabei Hülfe gekommen wäre, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach den Erfolg s Feldzugs zu seinen Gunsten entscheiden konnte, wenn er dieses Maeuvre wagte. Diesen Augenblick hat er versäumt, und später hat er nn seinen Lieblingsgedanken zu einer Zeit ausgeführt, in der die Vorssetzungen, von denen er dabei ausgehen mußte, nicht mehr zutrafen, d dadurch selbst die unmittelbare Veranlassung zu seinem Sturze geben.

Die Mittel, über die Napoleon verfügte, waren beschränkt und ungeigend; aller Aushebungen und Rüstungen ungeachtet, wollte sein Heer cht zahlreicher werden: zuerst hatte eine verheerende Seuche auch die eihen der neuen Mannschaft immer wieder furchtbar gelichtet, dann igten sich Entmuthigung und Mißmuth in der massenhaften Desertion, e den Stand der Krieger unter den Fahnen immer wieder auf geringe ahlen zurückführte. Abgesehen von den vorläufig im Felde gar nicht rwendbaren Schaaren, die als ungenügende Besatzungen in den Festungen gen, konnte Napoleon nur über 71,000 Mann verfügen, von denen 2,000 bei Chalons und Vitry vereinigt waren; 9000, die unter Maconald aus den Niederlanden heranrückten, hatten erst Mezières erreicht.

Doch durfte Napoleon nicht länger unthätig bleiben, und so wurde nn der überaus langsam eingeleitete Marsch der verbündeten Hauptrmee nach Troye in doppelter Weise gestört: erst durch Blücher, dann urch Napoleon. Blücher, der Nancy erreicht hatte, sollte von dort auf itry vorgehen, um die Verbindungslinie der Hauptarmee gegen den geirchteten Flankenangriff von Chalons her zu decken; doch wurde er dabei on Schwarzenberg belehrt, daß die Hauptarmee erst am 2. Februar Troye it ihrer Spitze erreichen, erst am 6. vollständig dort versammelt sein erde, und aufgefordert, die Bewegungen seiner Armee so „zurückzuhalten", aß sie zu denen der Hauptarmee passe. Doch Blücher, der sah, daß neisenaus Gründe nichts bewirkten, daß dessen freudiger Zuruf „willommen vor Paris, wenn wir nur wollen!" im großen Hauptquartier einen Widerhall fand, verließ plötzlich mit den russischen Heertheilen nter Olsuwiew und Sacken die eigene Operationslinie und eilte quer urch das Land an die Aube nach Chateau-Brienne (27. Januar) — so aß seine Truppen nun die Spitze oder den Vortrab der Hauptarmee

bildeten. Er hoffte, da man ihn doch nicht preisgeben konnte, Schwarzenbergs Armee hinter sich her vorwärts zu schleppen. Ein anderes Mittel schien es nicht zu geben, da die Hauptarmee, sich selbst überlassen, in drei Tagen nur um zwei Meilen vorwärts kam. Warf sich Napoleon inzwischen von Chalons an der Marne aufwärts, in den Rücken, auf die Verbindungen der Verbündeten, so mußte man, nach Gneisenaus Meinung, unbekümmert um seine dortigen Unternehmungen, stracks auf das preisgegebene Paris gehen, um sich in dieser Hauptstadt der Schicksale Frankreichs zu bemächtigen.

Da Blücher und Gneisenau nicht sagen konnten, welche Beweggründe sie an die Aube führten, wurde ihre unerwartete Erscheinung an der Spitze der Hauptarmee im großen Hauptquartier sehr übel aufgenommen. Man nannte sie eine Thorheit, einen unverzeihlichen Fehler, sah Flanke und Rücken der großen Armee preisgegeben, überall Gefahren, da sich französische Truppen bereits bei St. Dizier gezeigt hatten. Da Gneisenau nun noch einmal schriftlich vortrug, daß man unverzüglich auf Paris gehen müsse, und namentlich, wenn Napoleon etwa seine Hauptstadt bloßstelle, um Flanke und Rücken der Verbündeten zu bedrohen, zeigte Schwarzenberg, indem er diese „excentrischen" Dinge verurtheilte, von neuem, wie wenig er die Lage und einen Mann wie Gneisenau zu beurtheilen wußte. Er schrieb seiner Familie: „Blücher und mehr noch Gneisenau treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, daß sie alle Regeln des Kriegs mit Füßen treten ......, ohne sich um ihren Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu parties fines im Palais Royal." — Was Blücher und Gneisenau durch den Zug an die Aube, und dadurch, daß sie, was zwei Monate später wirklich geschah, mit überzeugender Klarheit empfahlen, zunächst bewirkten, war denn auch demgemäß, daß Schwarzenberg beschloß, die Bewegung vorwärts nicht einmal bis Troye fortzusetzen, sondern sein Heer zwischen Bar an der Aube und Chaumont zu sammeln.

Sehr merkwürdig ist dabei, wie die österreichischen Staatsmänner und Feldherren zu dieser Zeit die allgemeine Lage beurtheilten; sie überschätzten die Macht des Feindes in solcher Weise, daß man den bevorstehenden Kämpfen keineswegs ohne Sorge entgegensah; zugleich aber glaubte man des Friedens gewiß zu sein, wenn man ihn nur wollte. Napoleon rückte heran; eine Schlacht stand bevor: „Der Allmächtige wird entscheiden!" schrieb der Fürst Schwarzenberg: es sei zwar sehr traurig, wenn ein so glorreicher Krieg etwa mit einer verlorenen Schlacht enden sollte: „indessen würde der Friede dadurch beschleunigt werden." — Das heißt, eine Niederlage würde den Kaiser Alexander und die „Enragirten", wie man sie nannte, — Stein, Blücher, Gneisenau — zur Vernunft bringen. Man lebte in dem Wahn, die Schwierigkeiten, die dem Frieden noch im Wege standen, kämen einzig nur von dieser Seite her.

Napoleon war von Chalons her mit ungefähr 27,000 Mann der wegung Blüchers gefolgt, und griff diesen bei Chateau-Brienne an 9. Januar). Es kam zu einem Treffen, in dem die Franzosen mit pfindlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, dann aber gelang es einer er Abtheilungen im Abenddunkel Schloß und Stadt zu überfallen, wahreinlich mit Hülfe der Dienerschaft im Schlosse, und Blücher, der beihe persönlich in Gefangenschaft gerathen wäre, sah sich veranlaßt, aus n wirren Nachtgefecht auf die vortheilhaften Höhen von Trannes zuckzuweichen. Napoleon fühlte sich zu schwach, um weiter etwas zu unterhmen, blieb am Fuße dieser Höhen in einer etwas gewagten Stellung i La-Rothière stehen, und suchte Verstärkungen herbeizuziehen, so viel konnte.

Eben weil er nichts weiter zu unternehmen vermochte, mußten die erbündeten wohl zu dem Entschlusse kommen, ihn ihrerseits anzugreifen, id das geschah, wenn auch in Folge langsam betriebener Anstalten erst ich drei Tagen. Der Kaiser Alexander, erbittert gegen Metternich, mißaute überhaupt der Politik Oesterreichs und hatte sich außerdem im Laufe r gemachten Erfahrungen eine sehr geringe Meinung von dem Feldrrn-Talent Schwarzenbergs gebildet. Die Stimmung, die aus diesen lementen hervorging und ihn beherrschte, sprach sich in der überraschenn Forderung aus, daß der Oberbefehl in der bevorstehenden Schlacht m Feldmarschall Blücher anvertraut werde. Der österreichische Feldherr llte sein Heer dem preußischen für den Tag abtreten. Wie kränkend ne solche Zumuthung auch sein mochte, Schwarzenberg wußte mit anernnenswerther Entsagung zurückzutreten; doch konnte Oesterreich darüber ine selbständige Politik nicht vergessen, und eben deshalb auch die Leitung es eigenen Heeres nicht auf längere Zeit aus der Hand geben. Nicht as Ganze, nur einen Theil seines Heeres, überließ Schwarzenberg dem eldmarschall Blücher, und nur auf einen kurzen Winter-Nachmittag. Damit so unbequeme Forderungen nicht wiederkehren konnten, wurde denn uch von Seiten des österreichischen Hauptquartiers gleich in der allgeneinen Disposition festgesetzt, daß die beiden Armeen sich unmittelbar nach er Schlacht wieder trennen sollten. War sie siegreich, wie man allerings voraussetzen durfte, dann sollte die Hauptarmee, „den früher schon ngetretenen Marsch nach Troye" fortsetzen, die schlesische nach Vitry an er Marne vorgehen; was weiter? — und zu welchem Ende? — darüber var nichts festgestellt.

Zunächst ergab sich aus diesen Anordnungen, daß die eine Hälfte des erbündeten Heers unter Blücher in der Ebene bei La-Rothière, der anderen, die unter Schwarzenberg als Zuschauer auf den Höhen von Trannes stehen blieb, das Schauspiel einer Schlacht gab.

Der Sieg über die 40,000 Mann, die Napoleon hier nach und nach vereinigt hatte, wurde (1. Februar) mit unerwarteter Leichtigkeit davon-

Digitized by Google

getragen; ein Drittheil ungefähr der Streitkräfte, die den Verbündeten zur Verfügung standen, genügte ihn zu erkämpfen, und da die Artillerie in dem aufgeweichten Boden schwer zu bewegen war, verlor Napoleon eine ungewöhnlich große Anzahl Geschütze (73). Eben die Leichtigkeit, mit der man hier gesiegt hatte, rief dann in dem Hauptquartier der Verbündeten eine gehobene Stimmung hervor, in der man ganz allgemein alle Schwierigkeiten überwunden glaubte. Ein General Duka und sein Anhang, die auch jetzt noch meinten, man müsse den Sieg benützen, um hinter der Aube eine Art von Winterquartieren zu beziehen, der Ruhe zu pflegen und das Weitere abzuwarten, wurden überhört; es verstand sich nun gleichsam von selbst, daß Blücher mit seinem Heer an der Marne, die Hauptarmee längs der Seine gegen Paris hin vorrücken müsse. — Napoleon war zunächst nach Troye ausgewichen, und hatte sich dort mit dem Rest der früher bei Chalons und Vitry versammelten Truppen, mit 20,000 Mann unter dem Marschall Mortier vereinigt. Dorthin bewegte sich langsam auch die verbündete Hauptarmee, indem sie ihn durch die Umgehung seines rechten Flügels von diesem Punkt wegzumanoeuvriren suchte. Blücher eilte an die Marne und vorwärts.

Die leitenden Staatsmänner Oesterreichs lebten wohl im Stillen der Ueberzeugung, daß man auf den jetzt eingeschlagenen Wegen nicht mehr weit zu gehen haben, daß Napoleon den fast zudringlich gebotenen Frieden nunmehr annehmen werde, und einen Augenblick schien es wirklich so.

Der Friedens-Congreß zu Chatillon wurde nämlich eben zu dieser Zeit (5. Febr.) in aller Form eröffnet. Hier hätte sich nun sehr bald zeigen müssen, daß Napoleons Bevollmächtigter, Caulaincourt, in der That gar keine Vollmacht hatte, wirklich und im Ernst zu unterhandeln, und keine Verhaltungsbefehle, die sich auf solche Unterhandlungen bezogen hätten. Napoleon gedenkt in seinen Briefen an Caulaincourt wohl, gelegentlich der von Frankfurt aus gebotenen Bedingungen, als der einzigen, von denen die Rede sein könne, aber er ermächtigt seinen Gesandten keineswegs, diese Bedingungen anzunehmen; er sucht sich vielmehr der Nothwendigkeit, irgend etwas Bestimmtes auszusprechen, dadurch zu entziehen, daß er vorgiebt, die Forderungen der Verbündeten gar nicht für ernstlich gemeint zu halten; sie seien Maske; es komme vor allem darauf an, zu ermitteln, was Metternich wirklich wolle. So beschränkte sich denn Caulaincourts Auftrag darauf, Alles anzuhören, seinem Kaiser zu berichten, die Verbündeten hinzuhalten und Mittel auszuspüren, wie wohl ein trennender Keil in den Bund der Mächte zu treiben sei.

Das war es, was Napoleon wollte, nicht den Frieden. Schon in den an Caulaincourt gerichteten Worten, es komme darauf an zu ermitteln, was Metternich wirklich wolle; es sei nicht Oesterreichs Interesse, die Dinge auf das Aeußerste zu treiben (il faut savoir ce que veut Metter-

ch. Il n'est pas de l'intérêt de l'Autriche de pousser les choses bout), zeigt sich die Hoffnung, Oesterreich auch jetzt noch, — oder viel-ehr jetzt leichter als früher, von dem Bunde trennen zu können. Metter-ch hatte wiederholt versichert, daß keinerlei Angriff auf Napoleons per-nliche Stellung beabsichtigt werde; der Kaiser Franz schrieb seiner ochter, der Gemahlin Napoleons, er werde nie, was auch geschehen öge, das Geschick seiner Tochter und seines Enkels von dem Frankreichs ennen (que, quels que soient les événements, il ne séparera jamais cause de sa fille et de son petit-fils de celle de la France). Hier aubte nun Napoleon den Punkt zu sehen, wo sich der Keil eintreiben ß. Er folgerte aus den Worten des österreichischen Kaisers, daß „andere ächte" — England etwa und der Kaiser Alexander — vielleicht gesonnen in könnten, ihn zu Gunsten der Bourbons vom Thron zu stoßen, daß er Oesterreich einer so vollständigen Umwälzung entgegen sei. Das iderstreben des Wiener Hofs, den Zwiespalt, der sich hier anzukündigen hien, zu steigern, erhielt Caulaincourt von ihm den Auftrag, zunächst etternich mit „Jacobinern" zu schrecken; mit der Vorstellung, daß die acobiner die einzige Partei seien, die in Frankreich wieder emporkommen nnte, wenn der Kaiserthron gestürzt würde.

Doch wie gesagt, das Alles schien sich einen Augenblick zu ändern. lücher hatte sich der Stadt Chalons bemächtigt, trieb Macdonalds geringe chaaren vor sich her und eilte mit raschen Schritten westwärts auf aris. Napoleon stand noch bei Troye und sah den umständlichen anoeuvern Schwarzenbergs zu, als er (am 4. Febr.) die Nachricht er-ielt, daß Blücher fast schon in seinem Rücken, bei La-Fère-Champenoise, ingetroffen sei, und wir ersehen aus seinen Anordnungen, aus seinem riefwechsel, daß ihn diese Nachricht auf das Aeußerste erschreckte. Nicht hne Grund! Blücher stand dort dem wehrlosen Paris schon näher als apoleon; er konnte von dort aus eben so schnell als Napoleon Nogent nd die dortige Brücke über die Seine erreichen, und den einzigen Weg perren, auf dem Napoleon hoffen durfte, allenfalls gleichzeitig mit dem eind vor Paris einzutreffen. Die Gefahr schien um so größer, da der ranzösische Kaiser nicht Blücher, sondern die Spitze der verbündeten auptmacht bei La-Fère vermuthete. Er eilte sofort persönlich nach ogent, suchte dort Truppen zur Vertheidigung des wichtigen Punkts zu-ammenzubringen, und führte sein ganzes Heer so schnell als möglich dort-in. Es traf zum Theil schon am 6. dort ein.

Das war gelungen, doch war damit selbst die dringendste Gefahr icht beschworen. Napoleon sah seine Lage in einem sehr trüben Licht; „un instant l'empereur a cru tout perdu", sagte seine Stieftochter, die Königin Hortense, wenige Tage später in einem ihrer Briefe aus diesen Tagen. Und in der That, welche Aussicht blieb dem französischen Kaiser, wenn Blücher in der Richtung weiter ging, die durch seine Erscheinung bei

La-Fère-Champenoise angedeutet war? Es blieb dann nichts übrig, als unter den ungünstigsten Bedingungen eine Schlacht zu wagen, um sich den Weg nach Paris wieder zu öffnen. Ging diese Schlacht verloren, so fiel auch Paris mit allen seinen unersetzlichen Hülfsquellen, mit den einzigen Mitteln zu neuen Rüstungen, in Feindes Hand, und Napoleon mußte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, an die Loire zu entkommen. Selbst dieser Ausweg blieb, auch wie die Dinge wirklich lagen, nur zu hoffen, wenn die Hauptarmee der Verbündeten in Napoleons Rücken in eine Unthätigkeit versank, die nicht vorausgesetzt werden durfte. Auf einen Sieg aber konnte Napoleon an der Spitze seines durch die Niederlage bei La-Rothière zerrütteten Heeres gar nicht rechnen. Die Desertion war massenhaft eingerissen in diesem Heer: Marmont berichtet, daß von einem einzigen schwachen Infanterie-Regiment unter seinen Befehlen, in Einer Nacht zweihundert sieben und dreißig Mann entwichen, und wie der Oberst Fabvier erzählt, war „die Straße nach Paris bedeckt von Soldaten aller Waffen, besonders von der jungen Garde: sie gaben vor, krank oder verwundet zu sein, um das Heer zu verlassen; andere, gewandter und sträflicher, verließen bewaffnet die Heerstraßen und richteten sich in entlegenen Dörfern ein, wo sie sich von den Einwohnern ernähren ließen. Die Auflösung war erschreckend.“ Die kriegsgewohnten Divisionen, die Napoleon verspätet aus Spanien herbeigerufen hatte, diese Schaaren, die dem Ganzen wieder mehr Haltung geben und es wieder kriegstüchtig machen konnten und sollten, waren noch nicht eingetroffen. Daß selbst Napoleon eine letzte Entscheidungs-Schlacht unter solchen Bedingungen als ein hoffnungsloses Wagniß ansah, ist sehr natürlich.

In dieser Lage zeigte sich nun aber, welchen Nutzen es hatte, daß Unterhandlungen im Gange waren. Noch am 4. Februar hatte Napoleon Caulaincourts dringende Vorstellungen, daß er eine wirkliche Vollmacht zu wirklichen Unterhandlungen haben müsse, wenn ein gänzlicher Umsturz vermieden werden solle, sehr ungnädig abgewiesen: Tags darauf, so wie die Nachricht von Blüchers Erscheinung bei La-Fère-Champenoise eingetroffen war, im Begriff nach Nogent aufzubrechen, sendete er seinem Bevollmächtigten zu Chatillon eine unbeschränkte Vollmacht, jeden Frieden sofort zu schließen, und ließ ihn dabei durch Maret belehren: „Der Kaiser giebt Ihnen unbeschränkte Vollmacht, die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten, und eine Schlacht zu vermeiden, in der die letzten Hoffnungen der Nation auf dem Spiel ständen.“ (S. M. vous donne carte-blanche pour conduire les négociations à une heureuse fin, sauver la capitale, et éviter une bataille où sont les dernières espérances de la nation.) Napoleon war in dem Augenblick entschlossen, einen Frieden zu unterzeichnen, der Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkt hätte, aber er erklärt auch ganz unumwunden in den Briefen an seinen Bruder Joseph, daß ein solcher Friede nur ein

Digitized by Google

affenstillstand gewesen wäre, daß er schon nach zwei Jahren das fran-
ische Volk von neuem zu den Waffen gerufen hätte!

Caulaincourt hatte längst die Gefahr in ihrem ganzen Umfang er-
nnt, und sie wurde ihm außerdem immer bestimmter gezeigt. Schon
te Metternich auf eine von Napoleon dictirte, von Caulaincourt unter-
riebene Auseinandersetzung, die beweisen sollte, daß ein Waffenstillstand
Interesse Oesterreichs wie Frankreichs geboten sei, geantwortet, daß er
ı Vorschlag zu einem Stillstand den Verbündeten, weil es vergeblich
re, gar nicht mittheilen werde; er hatte warnend hinzugefügt, daß
ıpoleon, wenn er noch weiter auf Oesterreich rechnen wolle, „die Stimme
: Vernunft hören“ und „auf seine bisherige Politik verzichten müsse“;
entgegengesetzten Fall werde der Kaiser von Oesterreich zwar das Schick-
. seiner Tochter beklagen, aber ohne es auch zu halten (il déplorera
sort de sa fille sans en arrêter la marche).

Der Wink war hinreichend deutlich; besonders im Zusammen-
ıng mit den früheren Verheißungen desselben österreichischen Staats-
annes, die er beschränkte, indem er ihre Geltung als bedingt durch be-
mmte Voraussetzungen bezeichnete. In solcher Weise gewarnt, hatte
aulaincourt nun endlich eine wirkliche Vollmacht in Händen, und wagte
ch nicht, sie sofort zu benützen! — Dazu kannte er seinen Herrn und
Neister zu gut. Er wagte es nicht, weil keine in das Einzelne gehenden
erhaltungsbefehle ihm genau vorschrieben, wie weit er gehen, was er
nräumen dürfe. In dieser schwierigen Lage that er das Zweckmäßigste,
as ein Diplomat im Interesse Napoleons thun konnte. Er fragte
). Febr.) bei dem Freund, den das buonapartistische Frankreich im feind-
chen Lager hatte, bei dem Fürsten Metternich an: ob Frankreich augen-
licklich einen Waffenstillstand erhalten werde, wenn es darein willige, sich
uf seine alten Grenzen zu beschränken? — In diesem Fall sei er bereit
as Opfer zu bringen, und sogar einige der Festungen, die Frankreich
ann abtreten müsse, sofort zu übergeben. Jedenfalls wäre durch den
Stillstand der dringenden Gefahr gesteuert, die nöthige Zeit zu neuen
Rüstungen gewonnen worden. Ein Friede aber brauchte nicht darauf zu
olgen, wenn Napoleon ihn etwa nicht wollte. Im Lauf der Unterhand-
ungen über Einzelnheiten und nähere Bestimmungen, ließen sich dann
ohne Mühe neue Schwierigkeiten und ein Bruch herbeiführen.

Unter den Diplomaten im Hauptquartier der Verbündeten zu Troye,
die da meinten, sie könnten ein „gerechtes Gleichgewicht und die Ruhe
Europas“ auf „ein billiges Abkommen“ mit Napoleon gründen, erregte
Caulaincourts Botschaft natürlich die größte Freude; sie glaubten sich nun
vollends des Friedens gewiß, sofern es nur gelang, den in ihren Augen
unverständigen Eigensinn des Kaisers von Rußlands zu brechen, und dar-
auf waren nun alle ihre Anstrengungen mit dem größten Eifer gerichtet.
Des Eifers und der Anstrengungen bedurfte es allerdings. Da der

Kaiser Alexander sah, daß man die Hauptarmee Schwarzenbergs bei Troyes in Unthätigkeit versinken ließ, so daß sie die Spur des Feindes verloren hatte, dagegen die Unterhandlungen zu Chatillon als Hauptsache in einen raschen Gang zu bringen suchte, drang er mit einer höchst unbequemen Ausdauer auf eine erneute kriegerische Thätigkeit, und schon hat er seinen Bevollmächtigten, den Grafen Andrey Kirillowitsch Rasumowsky aus Chatillon zu sich berufen nach Troye; angeblich um ihm nähere Verhaltungsbefehle zu geben, in Wahrheit aber, um die Unterhandlungen in Chatillon wenigstens für einige Zeit abzubrechen und zum Stillstand zu bringen.

Es entspann sich daraus ein sehr eigenthümliches Spiel diplomatischer Gewandtheit, das schließlich, wie das in der Natur einer gewissen Art von Feinheit liegt, zum Schaden der Verbündeten ausschlug. Der nächste Gegenzug Oesterreichs war, daß der Fürst Schwarzenberg den geheimen Befehl erhielt, mit seiner Armee nicht über die Linie der Seine zwischen Méry und Montereau vorzugehen, damit nicht neue Erfolge erfochten wurden, die nicht mehr nöthig schienen, wohl aber, wie man meinte, dienen könnten, die „Exaltation" des Kaisers Alexander und der „Enragirten" unter den Preußen zu steigern, und das heilsame Friedenswerk möglicher Weise zu stören. — Dem Fürsten Schwarzenberg wurde damit eine Aufgabe gestellt, deren Schwierigkeiten eben auch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen dieser Periode gehören. Da er nicht geradezu unthätig bleiben konnte, mußte er sich in einer schwerfälligen, langsamen Scheinthätigkeit herumzudrehen suchen, ohne eigentlich von der Stelle zu kommen; in strategischen Manoeuvern, die gar keinen Zweck hatten, als allenfalls den, die Nähe des Feindes zu meiden ohne gerade rückwärts zu gehen, für die aber doch immer ein mehr oder weniger plausibler „militairischer" Vorwand ersonnen werden sollte.

Inzwischen bestürmten alle Diplomaten — auch Hardenberg — den Kaiser Alexander, seinen Bevollmächtigten wieder nach Chatillon zurückzusenden, und den ersehnten Frieden nicht länger zu hindern. Am lebhaftesten eiferte Lord Castlereagh, der ganz dem Einfluß des österreichischen Cabinets verfallen, vergessen hatte, daß der Prinz Regent von England und sein Ministerium nicht nur Napoleons Sturz, sondern auch die Wiederherstellung der Bourbons auf dem Thron Frankreichs beabsichtigten. Er glaubte in der That an der Spitze zu stehen, weil ihn Metternich überall vorschob.

Lange blieben alle diese Anstrengungen vergeblich. Alexander glaubte sich des vollständigsten Sieges bereits in dem Grade gewiß, daß er sich mit Anordnungen beschäftigte, die sich auf den Einzug in Paris bezogen. Blücher sollte nicht zuerst, nicht ohne die Monarchen dort einrücken. Der Kaiser wollte selbst als siegreicher Heerführer an der Spitze der ersten verbündeten Truppen erscheinen; es war ihm sogar mehr als billig daran gelegen, auf diese Weise sichtbar vor allem Volk als der eigentliche Be-

ser Napoleons hervorzutreten. Nun aber wurde bekannt, daß Napoleon r einen Theil seiner Macht dem Heer Schwarzenbergs gegenüber gesen, mit der Hauptmasse seines Heers aber sich gegen Blücher gewendet be. Der Kaiser Alexander verlangte sofort, daß die ziemlich zersplitterte uptarmee vereinigt und nach Sezanne in den Rücken Napoleons ge-ort werde; Schwarzenberg wollte sich langsam in gerade entgegengesetzter chtung nach Sens an der Yonne und auf das linke Ufer dieses Flusses über manoeuvriren, angeblich, um dann auf dem linken Ufer der nne und Seine gegen Fontainebleau vorzugehen. Keineswegs zuver-tlich gestimmt, äußerte er sich in den Briefen an seine Familie sehr orgt in Beziehung auf die Unfälle, die Blüchers Heer in Folge seines nsinnigen" Vorwärtseilens treffen könnten. Doch, gebunden durch die heimen Verhaltungsbefehle seines Hofs, in die Unmöglichkeit versetzt, nerseits irgend etwas zu thun, um diese Gefahren abzuwenden, mußte natürlich officiell eine ganz andere Ansicht der augenblicklichen Lage zur chau tragen. Am 9. Februar hatte er dem Feldmarschall Blücher ge-then, den linken Flügel des Feindes zu umgehen, wie er selbst im Be-iff sei, dessen Rechte zu umgehen, und noch am 11., als er bereits ußte, daß eine russische Abtheilung der schlesischen Armee bei Champaubert ne vollständige Niederlage erlitten hatte, gab er sich wenigstens das An-hen, die Sache sehr leicht zu nehmen, und schrieb dem preußischen Feld-arschall: „Mir scheint, als ob der Feind sich durch die Angriffe auf die olonnen, welche sich ihm am schnellsten nähern, Zeit gewinnen und uns falschen Bewegungen veranlassen will." — Bei den schlechten Wegen nne sich übrigens auch Napoleon nicht schnell vor- und rückwärts be-egen, Blücher werde daher „gewiß" Zeit haben, die einzelnen Theile ines Heeres zu vereinigen, und stillschweigend wird vorausgesetzt, daß die hlesische Armee vereinigt dem Feinde vollkommen gewachsen sei und keines eistands weiter bedürfe. Zum Schluß kündigt Schwarzenberg an, daß seinerseits die Bewegung nach seiner Linken hin, an und über die onne fortsetzen werde. Dieses Manoeuvre im Leeren aufzugeben, um nen entscheidenden Stoß in Napoleons Rücken zu führen: das wird so-it als die falsche Bewegung hingestellt, zu der Napoleon die Hauptarmee rleiten wolle. — Man war im großen Hauptquartier erfreut darüber, aß der Kronprinz von Württemberg am 12. Sens erstürmte; dadurch, aß Wyttgenstein und Wrede das tapfer vertheidigte Nogent an demselben age eroberten, sah man sich von dieser Seite gedeckt.

Die dringende Gefahr, in der sich Napoleon einen Augenblick glaubte, atte sich inzwischen bereits ohne sein Zuthun verzogen. Blücher, dessen Operationen während dieser Zeit nicht über jeden Tadel erhaben sind, ar von La-Fère-Champenoise aus, nicht in der entscheidenden Richtung uf Sezanne und Provins geblieben. Man glaubte in Blüchers Haupt-uartier, Napoleon habe sich auf Melun zurückgezogen, und wendete sich

Digitized by Google

an die Marne zurück, in der Hoffnung, den einzigen Feind, den man vor sich hatte, Macdonalds schwachen Heertheil, bei Meaux von Paris abzuschneiden und zu vernichten: Selbst wenn es gelang, ein geringfügiger Gewinn, im Vergleich mit dem, dessen man sich bei Provins versichern konnte. Nur mit dem Feinde beschäftigt, den er vor sich hatte, zog Blücher die einzelnen Heertheile unvorsichtig auseinander, auf den beiden Heerstraßen die, längs der Marne und über Sezanne, von Chalons nach Meaux führen; er fürchtete dabei nichts für seine linke Flanke, weil er sich natürlich nicht denken konnte, daß die Hauptarmee den Feind ganz aus den Augen verlieren und ihm ganz freie Hand lassen würde.

Napoleons Heer hatte, wie sich nachrechnen läßt, in den wenigen Tagen seit der Schlacht bei La Rothière, wenigstens 12,000 Mann, fast ein Viertheil (genauer 2/9) seiner Zahl durch die Desertion verloren. Aber es gelang ihm, den Umständen nach bedeutende Verstärkungen heranzuziehen, unter denen besonders 14,000 alte von dem in Spanien kämpfenden Heer herangezogenen Soldaten von großem Werth waren. Rasch ergriff nun Napoleon eine günstige Gelegenheit, die sich an der Marne zu bieten schien; er wendete sich mit 30,000 Mann seiner besten Truppen dorthin, und ließ nur 40,000 unter Victor und Oudinot gegen die Hauptarmee zurück. Sein altes Glück begünstigte ihn auf diesem kühn unternommenen Zuge. Er wußte eigentlich wenig vom Feinde, als er ihn antrat. Er dachte sich Blücher noch bei Chalons aufgehalten, und hielt die Heertheile, die ohne Zusammenhang auf Meaux zueilten, für Abtheilungen der Hauptarmee. Die Gelegenheit erwies sich günstiger selbst als er geglaubt hatte.

Schon am 10. gelang es ihm, den General Olsuwiew, der mit 4000 Russen ohne Reiterei vereinzelt bei Champaubert stand, und noch dazu nicht die besten Anstalten traf, mit erdrückender Uebermacht anzugreifen und vernichtend zu schlagen, und nun klärte sich die Lage auf. Napoleon erfuhr, daß er inmitten der zerstreuten Theile der schlesischen Armee stand, und dieser erste, an sich unbedeutende Erfolg, verbunden mit den Aussichten, die sich vor ihm eröffneten, begeisterten ihn in solcher Weise, daß er nicht entfernt mehr an Frieden dachte. Ein solcher Sieg am folgenden Tag über Sacken, rief Napoleon an seiner Abendtafel aus: dann gehen die Verbündeten über den Rhein zurück „und ich bin wieder an der Weichsel!" (et je suis encore sur la Vistule!) — Erst als er bemerkte, welchen bösen Eindruck diese Worte auf seine Gäste — Berthier, Ney und Marmont — machten, fügte er einlenkend hinzu: „und ich schließe Frieden auf die Bedingung der natürlichen Grenzen." — „Was er gewiß nicht gethan hätte", bemerkt Marmont.

Eine ganze Reihe von Mißverständnissen und Mißgriffen führte dahin, daß die verschiedenen Heertheile der schlesischen Armee in den nächsten Tagen einzeln geschlagen wurden. So wurden Sacken und York am 11.

Digitized by Google

12. bei Montmirail und Chateau-Thiery geschlagen und mit sehr
findlichem Verlust gezwungen, sich, bei dem letzteren Ort, über die
rne zu retten. Zu allem Unglück glaubten Blücher und Gneisenau
auf, daß Napoleon sich schon wieder gegen die Hauptarmee gewendet
e, und wollten diese nicht seinen Angriffen preisgeben, ohne ihrer-
s thätig einzugreifen. Sie führten demgemäß (13. Febr.) Heertheile,
aus Deutschland und vom Rhein her und über Chalons eingetroffen
ren (den preußischen unter Kleist und einen Theil des russischen Corps
igeron unter General Kapzéwitsch), auf der Straße über Etoges vor-
rts gegen Montmirail, in welcher Richtung sie zugleich die Vereinigung
es ganzen Heeres zu bewirken hofften. Doch Napoleon kehrte um, sich
en sie zu wenden, und sie wurden auf diese Weise in das unglückliche
effen bei Champaubert und Etoges verwickelt, in dem Blücher, einen
genblick von überlegener Macht ganz umzingelt, sich nur unter großen
rlusten rückwärts nach Chalons durchzuschlagen vermochte. — Dort
ßte er nun suchen, sein zersprengtes, schwer geprüftes und bedeutend
eminderte Heer wieder zu vereinigen.

Die Hauptarmee blieb während dieser verhängnißvollen Tage in die
ewegung nach der Yonne verwickelt, zu der man sich ursprünglich ent-
lossen hatte, eben weil sie zu nichts führen konnte. Es blieb dabei,
gleich man bald erfuhr, daß Blüchers Heer in schwere Kämpfe mit dem
einde verwickelt sei, und dann am 13. Februar, welche Unfälle York und
acken betroffen hatten. Alle dringenden Mahnungen des Kaisers Alexan-
r und des Königs von Preußen blieben vergeblich, denn was am Ende
rfügt wurde, um, wie man meinte, ihren Forderungen einigermaßen
enüge zu thun, war wieder etwas Wesenloses: Schwarzenberg ließ
Bittgensteins Heertheil und einen Theil der Truppen Wredes bei Nogent
ber die Seine gehen, aber nicht nach Sezanne, wie Alexander wollte.
Sie sollten in der Richtung auf Paris gegen Victor und Oudinot
demonstriren".

Alle ernst gemeinte Thätigkeit der zu Troye versammelten Staats-
änner blieb auch unter diesen Umständen darauf gewendet, den Kaiser
llexander zum Frieden zu bestimmen, ja sie wurde unter diesen Um-
tänden dringender als je zuvor; denn die Nachrichten von Blüchers Heer
und seinen Niederlagen erweckten die Besorgniß, die schöne, die einzige
Gelegenheit den erwünschtesten Frieden zu schließen, könnte am Ende ver-
oren gehen, wenn das Kriegsglück sich zum Schlimmeren wendete; bald
konnte es zu spät sein! — Endlich glaubten sie das Ziel erreicht zu
haben; der Kaiser von Rußland willigte darein, Rasumowsky nach Cha-
tillon zurückzusenden und einen Präliminar-Frieden unterzeichnen zu lassen,
wie ihn die Diplomaten den Bedingungen entsprechend, die Caulaincourt
zu bieten schien, zu Troye entworfen hatten.

Die Diplomaten athmeten auf! — nun waren sie des Friedens

Digitized by Google

gewiß! — Unter den Engländern und unter den Oesterreichern gab es ihrer die da fanden, Blüchers Niederlagen hätten auch ihr Gutes gehabt: hatten sie doch gedient die Unvernunft des Kaisers Alexander zu brechen! — Selbst Hardenberg meinte, solche „romanhafte fixe Ideen“ dürften nicht wieder vorkommen.

Was die militairischen Maßregeln betrifft, sah man in Schwarzenbergs Hauptquartier nun wohl ein, daß es hohe Zeit sei, die zwecklosen Scheinmanoeuvre nach Sens und Fontainebleau hin aufzugeben; zu einem entschlossenen Angriff wollte man aber doch auch jetzt die Uebermacht, über die man verfügte, nicht verwenden; theils schien das den friedlichen Zielen zu widersprechen, die man verfolgte, theils hatte man in Wahrheit in dem Augenblick nicht das Vertrauen zu sich selbst, das dazu gehört hätte. Man suchte sich auf die Vertheidigung vorzubereiten, und da der Angriff von Chalons her erwartet werden konnte, sollte Schwarzenbergs Heer eine Stellung zwischen Troye und Arcis an der Aube einnehmen, die Stirn gegen Chalons gewendet. Demgemäß wurden die Bewegungen dieses Heers für den 16., 17. und 18. Februar eingeleitet.

Napoleon hatte in diesem Augenblick den Erfolg des ganzen Feldzugs in Händen. Er konnte, ja er mußte wissen, daß die schlesische Armee und ihre Führer das active, energische, die höchste Entscheidung anstrebende Element der gesammten Heeresmacht bildeten; daß er Geist und Willen des Ganzen brach, wenn er dieses Heer zertrümmerte; in mehr als einer seiner Aeußerungen zeigt sich auch, daß er es wußte; da hätte diese Einsicht auch in seinen strategischen Anordnungen zur Geltung kommen müssen. Jetzt bot sich ihm die günstigste Gelegenheit in diesem Heer, wie er es wünschen mußte, den strebenden Willen des Ganzen zu besiegen, indem er das unmittelbare Werkzeug dieses Willens zertrümmerte, und dadurch den Feldzug zu seinen Gunsten zu entscheiden, und er hat diese Gelegenheit versäumt. Wenn Napoleon die schon gewonnenen Vortheile über die schlesische Armee noch einige Tage über energisch weiter verfolgte, diese Armee bei Chalons von neuem angriff, ihre Wiedervereinigung, ihre Wiederherstellung dort unmöglich machte, sie von neuem sprengte, nach neuen Verlusten über die Maas zurückwarf, und sich dann nach Chaumont in den Rücken der Hauptarmee wendete, eilte auch die Hauptarmee nach der Schweiz und an den Rhein zurück. Die Stimmung, die in Schwarzenbergs Hauptquartier herrschte, bürgt dafür.

Anstatt dessen beging Napoleon den für ihn verderblichen Fehler, zu früh von der schlesischen Armee abzulassen, um sich gegen die Spitze der Hauptarmee zurückzuwenden —: einen Fehler, der von Jomini und den doctrinairen Anhängern seines einseitigen und beschränkten Systems, als ein Höchstes aller strategischen Kunst und Einsicht verherrlicht wird! — Die Besorgnisse seines Bruders Joseph, den Wittgensteins schwache Demonstrationen schreckten, der für Paris zitterte und eine Revolution

rchtete, wenn der Feind vor den Thoren der Stadt erschien, verleiteten oleon. Aber, wenn er folgerichtig sein und handeln wollte, durften diese Sorgen nicht irre machen, denn alle Berechnungen seines Feld- beruhten überhaupt auf der Voraussetzung, daß Oesterreich einen nach Paris und die letzte Entscheidung nicht wolle. Auch sehen wir lich genug, daß die Hauptarmee gewiß nicht nach Paris gegangen e, auch wenn Napoleon nicht zum Schutz seiner Hauptstadt herbeieilte. t entfernt, an ein so kühnes Beginnen zu denken, war Schwarzenberg ı in dem Augenblick damit beschäftigt, sich an der Aube zur Verthei- ıng einzurichten. Was beigetragen haben mag, Napoleon in dem ver- gnißvollen Sinn zu bestimmen, war wohl der Umstand, daß er in obener Stimmung die bereits über die schlesische Armee davongetragenen olge in hohem Grade überschätzte. Er glaubte wirklich dieses Heer leicht zertrümmert, jedenfalls auf lange Zeit gelähmt zu haben. Auf : Tüchtigkeit der Truppen, eine Energie der Führer, die dieses Heer in ıigen Tagen wieder nicht nur schlagfertig, sondern furchtbar machen rden, war er nicht gefaßt.

Wie sehr Napoleon die Lage der Dinge durch seine Siege über ücher verändert glaubte, geht auch aus sonstigen Anordnungen hervor. . dem Augenblick, wo er nahe daran war zu verzagen, wo er „Alles loren" glaubte, wie die Königin Hortense sich ausdrückt, hatte er nem Vice-König, Eugen Beauharnais, der die Lombardei vertheidigte, t Befehl gegeben, dieses Land aufzugeben, und mit allen französischen uppen, die er dort noch hatte, zur Vertheidigung Frankreichs herbeizu- en. Doch Beauharnais, der als Schwiegersohn des Königs von Bayern d hochgehalten vom Kaiser Alexander, die Krone Italiens für sich selbst retten hoffte, erhob vielerlei Einwendungen, um sich der Befolgung ses Befehls zu entziehen. Napoleon zeigte sich zuerst in hohem Grade trüstet darüber: jetzt ließ er es hingehen; er glaubte sich schon wieder rk genug, auch Italien zu behaupten.

Einen Augenblick beschäftigte sich Napoleon wirklich mit dem Gedanken, er Vitry auf Chaumont vorzugehen, aber er ließ ihn wieder fallen, und rvollständigte dadurch gleichsam den Fehler, den er im Begriff stand zu gehen. Sein Angriff war dann auch nicht auf Arcis gerichtet, wie man ı österreichischen Hauptquartier erwartete, er eilte vielmehr über Meaux ı die Nähe von Paris, um sich dort am Flüßchen Yères mit Victor und udinot, und auch mit Macdonald zu vereinigen, der sich von Meaux rthin gezogen hatte. Nur Mortier und Marmont blieben an der Iarne zurück, um die „Reste" der schlesischen Armee zu beobachten.

Napoleon brachte am Yères — abgesehen von 10,000 Mann, die noch n Anmarsch waren — gegen 60,000 Mann zusammen: eine Macht, die, lbst wenn sie ganz vereinigt bleiben konnte, dem Heer Schwarzenbergs atürlich bei weitem nicht gewachsen war, aber die eigenen Anordnungen

Digitized by Google

des österreichischen Hauptquartiers hatten es dennoch möglich gemacht, daß er auch hier theilweise Erfolge erkämpfen konnte. Jene Manoeuvre, die keinen andern Zweck hatten, als die Zeit in einer wesenlosen Scheinthätigkeit hinzubringen, hatten schließlich dahin geführt, daß die Hauptarmee der Verbündeten von Mery an der Seine bis in die Gegend von Fontainebleau und von Nangis bis Sens über einen weiten Raum zerstreut und nirgends in der Verfassung war, den Feind gehörig zu empfangen. So konnte denn Napoleon, indem er gegen die Seine vorrückte, erst (17. Februar) Wittgensteins Nachtrab, dann (18.) den Kronprinzen von Württemberg, dem die unmögliche Aufgabe gestellt war, die Seine-Brücke bei Montereau mit unzureichenden Mitteln zu behaupten, mit großer Uebermacht anzugreifen und zu schlagen, und namentlich dem letzteren schwere Verluste zuzufügen.

Im großen Hauptquartier der Verbündeten aber wurde die Stimmung eine sehr gedrückte, so wie Napoleon, mit dem erneuten „prestige" eines Siegers in einer Reihe von Schlachten nahte. Die Forderung des Kaisers Alexander, daß das Heer bei Provins zur Schlacht vereinigt werde, war unbeachtet geblieben; zwei Tage über war nichts geschehen, nichts beschlossen worden. Der Vorsatz, sich zwischen Nogent und Montereau an der Seine zu behaupten, wurde sofort wieder aufgegeben. Am besten schien es, wenn man eine Unterbrechung der kriegerischen Thätigkeit, einen Waffenstillstand erhalten konnte, damit das Friedenswerk zu Chatillon nicht durch neue Unfälle verzögert oder gar gestört werde. Am zweckmäßigsten wurde zu diesem Ende erachtet, vorzugeben, daß man den Waffenstillstand als bereits bestehend ansehe, und demgemäß wurde in Folge eines am 17. im Hauptquartier zu Bray in Gegenwart des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen gehaltenen Kriegsraths ein Adjutant Schwarzenbergs mit einem Schreiben dieses Feldherrn an Berthier abgefertigt. Schwarzenberg sagte darin, da die verbündeten Souveraine die nöthigen Befehle nach Chatillon abgefertigt hätten, den Frieden auf die von Caulaincourt vorgeschlagenen Bedingungen zu unterzeichnen, habe er den Befehl gegeben, die Feindseligkeiten einzustellen; er „höre", daß sie von Seiten der Franzosen fortgesetzt würden, und fordere daher auf, sie ihrerseits ebenfalls einzustellen, um unnützem Blutvergießen vorzubeugen.

Das war noch vor dem Treffen bei Montereau! — Ein solches Schreiben konnte natürlich nur Napoleons Zuversicht steigern. Es blieb einige Tage unbeantwortet. In Schwarzenbergs Hauptquartier wurde der Beschluß gefaßt, das Heer rückwärts bei Troye zu vereinigen und dem eine Schlacht anzunehmen, aber die Zuversicht war nicht groß und der Entschluß stand nicht sehr fest. Auch aus dem Süden trafen Nachrichten ein, die den österreichischen Feldmarschall ängstigten. General Bubna meldete von dorther, daß sich bei Lyon unter dem Marschall Augereau eine französische Südarmee bilde und täglich wachse; sie schien den Ver-

Digitized by Google

›ungen mit der Schweiz gefährlich werden zu können. Daß diese ›armee nicht sehr furchtbar sein könne, da Napoleon gewiß nicht in der e war, seine geringen Streitkräfte zu zersplittern, um die weit über- nen Verbündeten von allen Seiten zu umfassen, das wußte man sich ›t zu sagen, und eben so wenig, daß man es in seiner Macht hatte, letzte Entscheidung an der Seine zu erzwingen, lange ehe jene fern Süden gesammelten Streitkräfte irgend einen wirklichen Einfluß auf Gang der Ereignisse zu gewinnen vermochten. Schon hatte Schwarzen- ; dem Feldmarschall Blücher geschrieben, „bevor er sich auf etwas ıſthaftes einlasse", müsse er wissen, ob und wann die schlesische Armee der zum Angriff übergehen könne; aus einem späteren Schreiben an ücher (vom 20. Febr.) ergab sich vollends, daß der Entschluß, bei Troye e Schlacht zu wagen, überhaupt nur ein sehr bedingter war. Er wurde ›on abhängig gemacht, ob Blücher mit seinem Heer bei Arcis an der .be eintreffen, und von dort aus am folgenden Tage die Offensive in Flanke des Feindes ergreifen könne.

Diese Bedingung wurde erfüllt. Mit Hülfe der Vorräthe, die sich Chalons vorfanden, hatte Blücher rasch sein Heer wieder schlagfertig macht; er hatte noch einige Truppen von Langerons Heertheil vom ;ein her an sich gezogen, und zu Schwarzenbergs großer, zu Napoleons ›ch größerer Ueberraschung, stand er schon vierundzwanzig Stunden vor r ihm gestellten Frist, am 21. mit 53,000 Mann kampfbereit bei Mery ı der Seine in der Flanke des Feindes.

So schien es denn erst vor, dann unmittelbar hinter Troye zur ntscheidungs-Schlacht kommen zu sollen. Sie hätte unter für die Ver- ındeten in seltenem Grade günstigen Bedingungen stattgefunden, denn : verfügten hier in beiden vereinten Heeren über 150,000 Mann, Na- ›leon stand ihnen mit kaum 60,000 Mann gegenüber, und konnte ›chstens nur noch etwa 10,000 mehr herbeiziehen, die sich in erreichbarer ähe befanden.

Auch schrieb Schwarzenberg, als er Blücher mit einem unerwartet ıhlreichen Heer zur Stelle gekommen wußte, an die Seinigen in der eimat: „So will ich denn, auf den Beistand des Allmächtigen hoffend, .ne Schlacht annehmen." Als dann aber der entscheidende Augenblick ngetreten war und der Entschluß endgültig gefaßt werden sollte, ver- ıgten ihm Muth und Zuversicht. Mehr und mehr bemeisterte sich seiner ie Vorstellung, daß die Ansicht und die Vorschläge des Generals Duka ıgentlich von Anfang an die richtigen gewesen seien; daß der Winterfeld- ıg überhaupt auf falsche Voraussetzungen unternommen, in eine unheil- ›olle, von allen Seiten gefährdete Lage geführt habe, in der man eine Schlacht nicht wagen dürfe, der man sich durch einen Rückzug entziehen nüsse. Auf dem verfehlten Unternehmen bestehen zu wollen, sei eine hörichte Verwegenheit.

Digitized by Google

Ein Schreiben Berthiers, — die ablehnende Antwort auf den Brief, der den Waffenstillstand als bereits bestehend voraussetzte — ein Schreiben Napoleons an den Kaiser Franz, bestärkten ihn in dieser Ansicht, denn beide rühmten das französische Heer als auch an Zahl dem der Verbündeten überlegen. Noch dazu traf am 23. der Bericht eines russischen Parteigängers, des Obersten Seslawin ein, demzufolge Napoleons Heer durch Zuzüge aus Spanien bis auf 180,000 Mann verstärkt war. Auf diesen Bericht, der Napoleons eigene Aussagen zu bestätigen schien, berief sich nun Schwarzenberg, um die Stimmung zu rechtfertigen, die ihn beherrschte.

Er beschloß den Rückzug ohne Kampf. Zunächst auf das stets wichtig geachtete Plateau von Langres.

Und zwar geht aus seinen eigenen Briefen an seine Familie hervor, daß viel mehr beabsichtigt war, als ein kurzer Rückzug bis zu einem nahe gelegenen Punkt. Was hätte ihn auch bestimmen können, anderswo, unter weniger günstigen Bedingungen, etwa mit der Hauptarmee allein eine Schlacht anzunehmen, nachdem er sie, vereint mit der schlesischen Armee, nicht gewagt hatte? — Ein solcher Rückzug hätte gar keinen Sinn gehabt. Daß er den unmethodischen Invasions-Krieg „ohne Basis“ überhaupt aufgeben, in die Bahnen einer methodischen Kriegführung einlenken wollte, und wenn es auch erst am Rhein oder auf dessen rechtem Ufer wäre, das konnte er natürlich dem Kaiser von Rußland, dem König von Preußen nicht unumwunden sagen, aber Duka, der mehr als je großen Einfluß übte, sprach ohne Rückhalt aus, es sei „um so besser“, wenn der Rückzug über den Rhein zurückführe; dann gehe man stromabwärts und belagere Mainz in aller Form.

Ein solcher Rückzug, dessen eigentlichen Grund er nicht aussprechen konnte, weil er dessen wirkliche Bedeutung und Tragweite nicht vorzeitig verrathen durfte, fand natürlich vielfachen Widerspruch von Seiten der kriegerisch Gesinnten, namentlich des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen. Schwarzenberg sagt uns selbst in seinen Briefen, daß er um dieses Entschlusses wegen, die Schlacht zu meiden, „viel“ und „bitter“ leiden mußte; es kam namentlich zwischen ihm und dem König Friedrich Wilhelm deshalb zu Auftritten, von denen Schwarzenberg, wie die unmittelbaren Zeugen sich wohl erinnerten, bleich und entstellt zurückkehrte. Aber er zeigte eine entschiedene Festigkeit in den Entschlüssen der Schwäche. Es blieb bei dem Rückzug. Alle Verstärkungen, die der Armee nachrückten wurden eilig in das Thal der Saone gesendet, wohin Schwarzenberg auch unter dem General Bianchi etwa 15,000 Mann unmittelbar von seinem eigenen Heer abfertigte, um diesen Rückzug gegen die französische Süd-Armee zu decken. Schwarzenbergs Anordnungen umfaßten auch die schlesische Armee. Sie sollte den Rückweg nach dem Rhein über Nancy antreten.

Digitized by Google

Doch blieb auch die widerstrebende Ansicht der beiden Monarchen Rußland und Preußen nicht ohne Einfluß. Im Hauptquartier der :sischen Armee wurde der Rückzug als ein unseliger Gedanke aufge- :, dessen Ausführung um jeden Preis hintertrieben werden müsse. neral Grolmann trat mit dem Gedanken hervor, die schlesische Armee sse sich von der Hauptarmee losmachen, und in solcher Weise nach rden, an die Marne eilen, daß sie Paris unmittelbar bedrohte; sie sse sich dort mit Bülow und Wintzingerode vereinigen, die aus den derlanden kamen, und dann entschlossen auf Paris losgehen. Mög- erweise gelang es ihr die Entscheidung herbeizuführen; jedenfalls mußte poleon von der Hauptarmee ablassen und sich gegen die schlesische wen- , und Schwarzenberg konnte dann unmöglich den Rückzug fortsetzen; die uptarmee mußte in den Angriff zurückkehren, wenn sie gar keinen oder ıen namhaften Feind vor sich hatte, und die schlesische Armee im Herzen ankreichs kämpfen sah.

Gneisenau und Blücher machten augenblicklich den Gedanken zu dem igen; Grolmann eilte in das Hauptquartier der Monarchen und er- lt dort (am 23. Febr.) ohne Mühe die Zustimmung Alexanders und s Königs von Preußen, die, erfreut hier einen Ausweg aus den unberechen- ren rückgängigen Bewegungen zu sehen, Bülow und Wintzingerode aus- ücklich unter Blüchers Befehle stellten. Natürlich konnten diese Anord- ıngen nicht vor dem angeblichen Oberfeldherrn geheim gehalten werden; wurden dem Fürsten Schwarzenberg mitgetheilt und da es sich hier sschließlich um Verfügungen über russische und preußische Truppen von eiten ihrer Landesherren handelte, sah sich der österreichische Feldmar- ıall wohl in die Nothwendigkeit versetzt, dem, was er doch nicht hindern nnte, eben auch zuzustimmen. Doch war das seltsam genug, denn seine ;enen Pläne wurden dadurch in solcher Weise durchkreuzt, daß alles, was von etwa übrig blieb, gar keinen Sinn mehr hatte. Er wollte am Rhein eine methodische Kriegführung übergehen, Blüchers Zug an die Marne hrte in' die Bahnen des Invasions-Kriegs „ohne Basis" zurück, aus m sich die österreichischen Strategen herauszuwinden trachteten.

Wie der Fürst Schwarzenberg im ersten Augenblick Blüchers Unter- hmen wirklich beurtheilte, was er dazu dachte, ist nicht bekannt geworden; verräth sich selbst in seinen vertrauten Briefen nicht. Vielleicht glaubte , die Sache werde keine weiteren Folgen haben, weil man am Vorabend nes Waffenstillstands stehe. Denn schon am frühen Morgen des 23. ebruars hatte er einen seiner Adjutanten, den Fürsten Wentzel Liechten- ein, in Napoleons Hauptquartier abgefertigt, um förmlich auf einen Waffenstillstand anzutragen. Auch geht aus Schwarzenbergs Aeußerungen ervor, daß er entweder die eigentliche Bedeutung und ganze Tragweite er Bewegung, die Blücher im Sinn hatte, nicht übersah — oder hoffte,

sie lasse sich innerhalb solcher Grenzen halten, daß sie die österreichischen Pläne nicht störe.

Wenigstens war Schwarzenbergs Zustimmung in diesem Sinn gefaßt. „Ich schlage unter diesen Umständen E. E. vor," schrieb er dem Feldmarschall Blücher, „am rechten Ufer der Seine sich mehr gegen die Marne zu dirigiren und Ihre Vereinigung mit Graf Wintzingerode und Bülow dergestalt zu bewirken, daß des Feindes Aufmerksamkeit getheilt werde, und während er sich mit der Hauptarmee beschäftigt, E. E. in seine Flanke und seinen Rücken operiren können." Blüchers Unternehmen sollte etwas werden, das den Rückzug der Hauptarmee erleichterte; weiter nichts!

Im Hauptquartier der schlesischen Armee hielt man es für geboten, sich so schnell wie möglich aus dem Bereich der Hauptarmee zu entfernen, denn man vermuthete, daß selbst die schon gegebene Zustimmung zu dem kühnen Beginnen dieser Armee wohl widerrufen werden könnte. Deshalb hatte man den Abmarsch ohne Säumen eingeleitet; die Brücken über die Aube, im Rücken des Heeres waren geschlagen, ehe Grolmann Abends mit dem Bescheid der Monarchen zurückkehrte, und sofort, in der Nacht (zum 24.) ging die Armee hinüber.

Gneisenau hatte sich nicht getäuscht. Noch am Abend desselben Tages, an dem er gleich den Monarchen den Plänen Blüchers zugestimmt hatte (23.), nahm Schwarzenberg sein Wort zurück, um die schlesische Armee zu vereintem Rückzug in seine Nähe, an die Aube bei Lesmont und Brienne zu rufen. Dann wieder am folgenden Tage, und zwar diesmal, da man auf einen Waffenstillstand rechnete, mit Zustimmung des Königs von Preußen; endlich noch einmal zwei Tage später, als sich die Unterhandlungen über den Waffenstillstand zerschlagen hatten. Dies letzte Mal gedachte Schwarzenberg einer Schlacht, die er möglicher Weise an der Aube liefern könnte, aber in so sorgfältig gewählten unbestimmten Worten, daß nicht leicht Jemand in Zweifel darüber sein konnte, wie wenig sie ernst gemeint seien und einen wirklichen Entschluß ankündigten.

Doch die erste dieser Botschaften gelangte nicht an ihre Bestimmung; auf die zweite und dritte konnte man antworten, man sei schon zu weit vorgerückt in der Richtung auf Meaux, zu weit entfernt von der Hauptarmee, um wieder umzukehren.

Blücher hielt sich frei von den Einflüssen des großen Hauptquartiers und der Friedenspartei. Sein kühner Entschluß hatte den Rückzug an den Rhein unmöglich gemacht und damit die gefährlichste Krisis des Feldzugs überwunden.

Schwarzenbergs Heer räumte Troye am 24. Februar früh Morgens, nachdem Tags zuvor ein nicht gerade glückliches Gefecht ohne große Bedeutung in der Umgegend dieses Orts stattgefunden hatte, und in der

Digitized by Google

;t ein wiederholter Sturmangriff auf die Mauern der Stadt abge-
:gen worden war.

Der Rückzug ging gemessen auf Bar an der Aube und Chaumont.
Blücher sich zu erneutem Angriff in das Innere Frankreichs zurück-
:ndet hatte, und sich nicht zurückrufen ließ, konnte Schwarzenberg
irlich den Rathschlägen Dukas nicht in ihrem ganzen Umfang folgen,
ehr er sie sich auch angeeignet haben mochte. Außerdem aber erklärte
Kaiser Alexander in einem Kriegsrath, der zu Bar an der Aube, vor
Bett des erkrankten Knesebeck, versammelt wurde, wenn von einem
gesetzten Rückzug ohne Aufenthalt die Rede sein sollte, werde er für
e Person und mit allen russischen Truppen die Hauptarmee verlassen,
sich der schlesischen anzuschließen, und der König von Preußen erklärte,
er ihn mit seinen Truppen dorthin begleiten wolle. Dahin wollte
n es zur Zeit nicht kommen lassen. Schwarzenbergs Absicht war dem-
h jetzt auf der gebietenden Hochebene von Langres Stellung zu nehmen,
; dort in der Vertheidigung zu bleiben, bis sich übersehen ließ, was
aus Blüchers Zug ergeben wollte. Der Kriegsrath ließ es dabei be-
nden. Die beiden Flügel-Armeen, Blüchers Heer nämlich, und die
;en Lyon gewendete österreichische Süd-Armee sollten dagegen zu einem
haften Angriffskrieg übergehen. So beschränkte sich denn die ursprüng-
;e Hauptarmee, obgleich aller Entsendungen ungeachtet noch immer
er einmal hunderttausend Mann stark, freiwillig auf eine ziemlich unter-
;rdnete Nebenrolle.

Napoleon erfuhr schon am 25., welche unerwartete Richtung Blücher
ıgeschlagen hatte. Er behielt deshalb fast die Hälfte seiner Truppen in
ımittelbarer Nähe, anstatt sie der Hauptarmee folgen zu lassen. Den-
ıch aber säumte er ein paar Tage in Troye, eigentlich wohl nur, um
nige Legitimisten, die voreilig die weiße Kokarde aufgesteckt hatten, er-
;ießen zu lassen. Erst am 27. folgte er Blüchers Spuren mit dieser
:ineren Hälfte seines Heeres an die Marne. Nur die Marschälle Mac-
ınald und Oudinot folgten mit ungenügender Macht (48,000 Mann),
ıehr beobachtend als verfolgend, den Schritten der Hauptarmee.

Der König von Preußen, der zu Colombé-les-deux-Eglises die ersten
lachrichten von Blücher erhalten hatte, durchschaute die wirkliche Sach-
ıge; er errieth, daß die Hauptarmee sich eigentlich vor Nichts weiter und
ˌeiter zurückzog, da die feindliche Heeresmacht ihr nicht folgte. Und doch
rohte dieser ganz freiwillige Rückzug großes Unheil herbeizuführen. Er
ˌirkte sichtbar entmuthigend auf die Truppen, lockernd auf die Disciplin.
Der König bewog, nicht ohne Mühe, den Fürsten Schwarzenberg, sich
;egen die Verfolger zurückzuwenden, und in Folge dessen wurde (am 27.),
rotz einer schwankenden Leitung, durch die Heertheile Wittgensteins und
Wredes ein ziemlich leichter Sieg über den Marschall Oudinot erfochten.

Der Sieg wurde nicht benützt, weil Nachrichten einliefen, und zwar

Digitized by Google

zunächst wieder von Seslawin, daß Napoleon sich mit seiner Hauptmacht nicht gegen Blücher gewendet habe, sondern nach Dijon, zur Vereinigung mit der französischen Südarmee. So seltsam diese Kunde auch klang, man darf wohl sagen, so widersinnig sie war, fand man es doch im österreichischen Hauptquartier, wo man stets um die Verbindung mit Basel in Sorgen war, angezeigt, deshalb bei Bar zu zaudern.

Die Diplomaten, selbst Metternich und Castlereagh hatten sich inzwischen überzeugen müssen, daß Napoleon keineswegs gesonnen sei, einen Frieden zu gewähren, den die Verbündeten annehmen konnten. Auch die Waffenstillstands-Unterhandlungen zu Lusigny, einem neutral erklärten Dorf, eröffnet, lieferten den Beweis. Da forderten denn nun auch die Herren von der bisherigen Friedenspartei eine gesteigerte kriegerische Thätigkeit, die geeignet wäre, Napoleon etwas friedfertiger zu stimmen. Doch suchten Schwarzenberg und sein Stab noch am 1. März eine erneute Vorrückung auf Troye abzulehnen. Der Vorwand, der vorgeschützt wurde, war, daß es bei Troye, in einer bereits ausgesogenen Gegend, an Lebensmitteln fehlen werde; der eigentliche Grund möchte wohl gewesen sein, daß man über die Gefahren, die von Dijon und vom Süden her drohen konnten, noch immer nicht ganz beruhigt war. Das zeigt sich in den Vorschlägen, die von Seiten des österreichischen Hauptquartiers gemacht wurden. Diesen Vorschlägen zufolge sollten alle russischen und preußischen Truppen von der Hauptarmee getrennt werden, um sich gleich denen, die unter Wintzingerode und Bülow aus den Niederlanden herankamen, bei Chalons mit der schlesischen Armee zu vereinigen. Der Kaiser Alexander sollte dann geruhen, den Befehl über das so gebildete, gewaltige Heer höchstselbst zu übernehmen; was er an der Spitze desselben beginnen wollte, blieb ganz seinem eigenen Ermessen anheim gegeben. Der Fürst Schwarzenberg aber wollte sich dann mit den Oesterreichern, Bayern und Würtembergern, die ihm blieben, der Südarmee anschließen und gegen Lyon operiren.

So forderte Oesterreich jetzt, was der Kaiser Alexander wenige Tage früher als eine Drohung ausgesprochen hatte, und Alexander war es, der jetzt diesen Gedanken ablehnte! — Es war ihm auch wohl früher nicht Ernst damit gewesen; er hatte damit nur einen Druck auf die Entschlüsse des österreichischen Hauptquartiers üben wollen. Jetzt nahm er den Vorschlag mit großem Mißtrauen auf; er sah darin einen Versuch, die Streitkräfte Oesterreichs der Controle seiner Verbündeten ganz zu entziehen und in der Südarmee eine selbständige Heeresmacht zu bilden, die ausschließlich den Sonder-Interessen Oesterreichs und seiner Politik dienstbar wäre.

Doch glücklicherweise trafen mehrfach zuverlässige Meldungen ein, die geeignet waren, diesen Discussionen ein Ende zu machen. Sie ließen keinen Zweifel darüber, daß Napoleon sich gegen Blücher zurückgewendet habe, und beruhigt willigte das österreichische Hauptquartier in die abermalige Vorrückung nach Troye.

Digitized by Google

Troye wurde darauf nach einigen nicht sehr bedeutenden Gefechten am 4. März wieder erreicht; Macdonald und Oudinot zogen sich Nogent über die Seine zurück. Nun aber wurde Schwarzenbergs zwischen der Seine und der Yonne in Cantonirungs-Quartiere ver- um längere Zeit über vollkommen unthätig zu bleiben. Schwarzen- gab vor, die durch die Anstrengungen des Winterfeldzugs erschöpften ppen bedürften der Ruhe. Doch war leicht zu ermessen, daß ein eres Verweilen in einer ausgezehrten Gegend und der Mangel, dem :a ausgesetzt blieben, nicht eben geeignet waren, ihnen die etwa nöthige olung zu gewähren. Auch handelte es sich in der That um ganz :re Dinge. Wie Schwarzenberg den österreichischen Feldherrn in ien im Vertrauen wissen ließ, hegte er auch jetzt noch wie früher keine zuversichtlichen Hoffnungen in Beziehung auf den endlichen Erfolg es unmethodischen Feldzugs, den der Kaiser Alexander und die „En- irten“ nicht aufgeben wollten. Vorzugsweise darauf bedacht, das eigene r nöthigenfalls glücklich an den Rhein zurückzubringen, stand er gleich- auf dem Sprung, bereit zum Rückzug, und wollte, ehe er sich auf end etwas Weiteres einließ, abwarten, was sich aus Blüchers Unter- mungen ergeben werde. Blieb Blücher Sieger in den Kämpfen, die bevorstanden, dann wollte man auch auf dieser Seite den Sieg be- zen, wurde er besiegt, dann achtete man den Augenblick gekommen, sich widerruflich von diesem, wie man meinte und unter sich unverhohlen ug aussprach, sinnlosen Wirrsal loszusagen und an den Rhein zurück- zehen.

Daß von zwei Heeren, deren jedes 100,000 Mann zählte, das eine n Entscheidungs-Kampf mit dem gemeinschaftlichen Feinde dem anderen ein überließ, ohne irgend einen thätigen Antheil daran zu nehmen und h auf die Rolle des Zuschauers beschränkte, das war gewiß ein eigen- ümliches Schauspiel! — Um so seltsamer, da diesmal die Politik Oester- ichs nichts beigetragen hatte, es herbeizuführen. Es war lediglich die Schwarzenbergs Hauptquartier herrschende gedrückte Stimmung, die er maßgebend wurde, denn auch die Staatsmänner Oesterreichs hatten, ie die gesammte Friedenspartei, nachgerade einsehen müssen, daß doch och etwas mehr nöthig sei, als die Zustimmung des Kaisers Alexander, m Frieden schließen zu können, die Oesterreicher insbesondere, daß es r allen Dingen nothwendig sei, Napoleon aufzugeben, ihn für sich selbst rgen zu lassen, und ohne weitere Rücksicht zu verfahren.

Denn in dem Augenblick, wo die Herren von der Friedenspartei zu rer großen Freude glücklich erlangt hatten, daß der Graf Rasumowsky ach Chatillon zurückgesendet wurde, daß die Unterhandlungen wieder auf- enommen werden sollten, um rasch zum Schluß zu kommen, hatte sich ofort ergeben, daß die wirkliche Vollmacht, die Napoleon seinem Bevoll- nächtigten in einem Augenblick äußerster Gefahr gegeben hatte, schon

Digitized by Google

wieder zurückgenommen war; daß Caulaincourt jetzt wieder, ganz wie früher, weder eine Vollmacht noch Verhaltungs-Befehle hatte.

In der Art und Weise aber, in der Napoleon die Vollmacht zurückgenommen hatte, spricht sich sowohl sein Wesen im Allgemeinen aus, wie die Stimmung, in die ihn seine Siege über Blücher für den Augenblick versetzten, als auch was Europa von einem Frieden zu erwarten hatte, der mit ihm geschlossen wurde.

In dem schon am 17. Februar an Caulaincourt gerichteten Schreiben spricht er mit der größten Uebertreibung von seinen Erfolgen gegen die schlesische Armee. Daß er sie selber überschätzte, zeigt sich in seinen Entschlüssen, zum Theil aber ist die Uebertreibung eine absichtliche, darauf berechnet, nicht nur die Diplomaten der Gegenpartei, sondern auch Caulaincourt selbst zu blenden; so wenn er sagt, daß er 40,000 Gefangene gemacht habe, denn er mußte wissen, daß es nur wenig über 7000 waren. Jetzt soll Schwarzenbergs Heer an die Reihe kommen, und Napoleon hofft es auch zu vernichten, ehe es den Rhein wieder erreicht. Doch Napoleon ist großmüthig; er will die Verbündeten ruhig ziehen lassen und ihnen den Frieden gewähren, vorausgesetzt, daß er auf die Frankfurter Bedingungen geschlossen wird, und Frankreich den Rheinstrom und die Alpen als Grenze läßt.

War es nun aber dem siegreichen französischen Kaiser endlich wenigstens mit diesem Frieden Ernst? — War Caulaincourt bevollmächtigt ihn zu schließen? — Keineswegs! — Der Brief schließt mit der Weisung: „Ihr Benehmen muß das bisherige bleiben, Sie müssen Alles thun, den Frieden herbeizuführen, mein Wille aber ist, daß Sie nichts ohne meinen Befehl unterzeichnen, denn ich allein kenne meine Lage.“ (Mon intention est que vous ne signiez rien sans mon ordre, parce que seul je connais ma position.)

Daß die Verbündeten auf einen Waffenstillstand antrugen, steigerte seine Zuversicht. Noch dazu war Schwarzenbergs Adjutant, der Fürst Wentzel Liechtenstein, so ungeschickt im Gespräch mit Napoleon selbst zu verrathen, daß die französische Südarmee dem österreichischen Hauptquartier große Sorgen machte, und schon in dem Umstand, daß der Kaiser Alexander in die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu Chatillon willigte, wollte Napoleon einen Beweis sehen, daß selbst dieser entschiedenste seiner Gegner das Spiel bereits verloren gebe. Das schreibt er seinem Bruder Joseph, der stets zum Frieden ermahnte, und er fügt hinzu, er hoffe nun bald zu einem Frieden auf die Frankfurter Bedingungen zu gelangen: „und das ist das Minimum des Friedens, den ich mit Ehren schließen kann.“ (Ce qui est le minimum de la paix que je puisse faire avec honneur.)

Die Frankfurter Bedingungen waren offenbar nicht erst in den wenigen Tagen zu einem Minimum geworden: — sie waren das schon in

Augenblick, wo Napoleon Caulaincourts unbeschränkte Vollmacht ickname und ihm keine bedingte geben wollte. Als ihm die Forderung Verbündeten gemeldet wurde, daß Frankreich auf seine alten Grenzen ickgehe, rief er aus: „Die Leute vergessen, daß ich jetzt wieder näher München bin, als sie bei Paris!“

In einem anderen Brief an seinen Bruder Joseph sagt Napoleon drücklich: ein Friede, der Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkte, :e, wenn er ihn je in einem Augenblick dringender Noth geschlossen te, nur ein Waffenstillstand auf ein paar Jahre gewesen. Ein Friede, Frankreich die Rheingrenze, aber Napoleon auf dem Thron ließ, wäre n auch nichts Anderes gewesen.

So hatten denn die Unterhandlungen jetzt keinen anderen Zweck als iher, und worauf Napoleon wirklich und im Ernst bedacht war, das :r jetzt wie früher, die Verbündeten womöglich unter sich zu entzweien. rechnete dabei natürlich auf Oesterreich, und schrieb in dem Augen-.ck, wo er gegen Troye heranrückte (21. Februar), einen eigenhän-zen Brief an den Kaiser Franz, dessen wir bereits gedacht haben ıd der seinen Eindruck auf den Fürsten Schwarzenberg nicht verfehlte, nn der französische Kaiser erging sich auch hier wieder in einer ruhm-digen Erwähnung der bereits erkämpften Erfolge, und behauptet, sein eer sei zahlreicher als das der Verbündeten —: eine Behauptung, die m so mehr Eindruck machte, da sie Tags darauf durch Seslawins Be-cht bestätigt zu werden schien. — Doch des Sieges gewiß will Napoleon, ie er auch hier rühmend hervorhebt, großmüthig den Frieden auf die rankfurter Bedingungen gewähren. Wie sich ergiebt, war die Forderung er Verbündeten, Frankreich auf seine alten Grenzen zu beschränken, ihm ben bekannt geworden, denn er fügt hinzu, wenn er die letzte Note der Bevollmächtigten zu Chatillon bekannt machen wollte, würde sie in ganz Frankreich die Exaltation auf das Höchste steigern; solche Bedingungen zu rkämpfen, liege ganz außer der Macht der Verbündeten. Dann sucht er nachzuweisen, daß es auch gar nicht Oesterreichs Interesse sei, diese Be-dingungen zu erzwingen; im Gegentheil, wenn er je niedrig genug sein könnte, sie anzunehmen, müsse Oesterreich ihn davon abhalten. Es liege nicht im Interesse Oesterreichs, dem französischen Reich Antwerpen zu rauben, und dadurch Englands gefährliche Uebermacht zur See für immer zu befestigen; es liege nicht in dem Interesse des katholischen Kaisers von Oesterreich, Belgien unter das Joch eines protestantischen Fürsten zu beugen. Der Kaiser von Oesterreich opfere die wichtigsten Interessen seines Reichs, wenn er fortfahre, seine Politik der selbstsüchtigen Politik Englands und dem Racheburst Alexanders unterzuordnen und dienstbar zu machen. Nur ein Friede auf die Frankfurter Bedingungen könne ein aufrichtiger und dauernder sein, und das auf dem Festland befriedigte Frankreich be-stimmen, seine gesammte Macht auf die Herstellung seiner Seemacht und

seines Handels zu wenden. — Der Wink war deutlich genug! Ein Continental-Friede ohne England mußte geschlossen werden, und zum Schluß äußert Napoleon, dieser Friede werde sich von selbst ergeben, sowie Oesterreich, „die Hauptmacht" im Bunde, von der unnatürlichen Verbindung mit der Selbstsucht Englands und dem Haß Alexanders zurückträte, um gemeinschaftlich mit Frankreich den Abschluß des Friedens zu gebieten.

Als die Hauptmacht des Bundes angesehen zu werden, war ohne Zweifel sehr schmeichelhaft, das Ganze aber doch zu wesenlos, um eine Wendung in der Politik Oesterreichs hervorrufen zu können, nachdem Napoleon mehr als hinlänglich gezeigt hatte, wie wenig er geneigt war, sich der Politik Metternichs zu fügen, und während Caulaincourt zu keiner bestimmten Aeußerung irgend einer Art zu bewegen war.

Vielfach und dringend aufgefordert, wollte Caulaincourt den Entwurf zu einem Friedens-Vertrag, den die Verbündeten vorlegten, weder annehmen, noch entschieden ablehnen, und ebensowenig willigte er ein, einen Gegen-Entwurf vorzulegen. Er wollte nicht, weil er nichts von dem Allen thun konnte oder durfte. Er erklärte sich immer nur bereit, jeden der vorgelegten Artikel einzeln zu „discutiren"; so lange und so erschöpfend man wolle, und das wäre unstreitig ein treffliches Mittel gewesen, jede beliebige Zahl von Wochen in scheinbarer Geschäftigkeit hinzubringen, ohne je von der Stelle oder vollends zu einem Schluß zu kommen.

Unter diesen Bedingungen, und da der Brief Napoleons an den Kaiser Franz so deutlich den Wunsch verrieth, durch ein besonderes Abkommen mit Oesterreich den Bund der Mächte zu trennen, hielten es die Verbündeten für nöthig, zunächst Schritte zu thun, die dem Gegner keine Hoffnung ließen, seinen Zweck zu erreichen. Kaiser Franz hatte den Brief seinen Verbündeten mitgetheilt, wie er allerdings mußte, wenn er jedem Mißtrauen vorbeugen wollte; doch zeigte sich auch darin eine Wendung der österreichischen Politik, wenn auch nicht in dem Napoleon erwünschten Sinn. Auch beantwortete der Kaiser Franz dieses Schreiben, da die Staatsmänner Englands mit großer Bestimmtheit darauf drangen, in entschieden ablehnender Weise (28. Febr.), indem er namentlich Napoleons Andeutungen in Beziehung auf die Politik Englands zurückwies. Weit entfernt den Frieden verhindern zu wollen, sei England bereit, die französischen Colonien zurückzugeben; weit entfernt nach einer unbedingten Beherrschung der Meere zu streben, sei England bemüht, Holland mächtiger als je zuvor herzustellen u. s. w., und zugleich fügte Kaiser Franz eine Warnung hinzu, wie er sie bisher noch nicht ausgesprochen hatte: die Erfahrung habe bewiesen, daß im Kreise der Dynastien die Familienverhältnisse stets den großen Interessen der Staaten untergeordnet bleiben: „E. M. müssen den Gang meiner Politik zu gut kennen, um nicht überzeugt zu sein, daß sie niemals einem Triebe untergeordnet sein wird, der den Interessen meiner Völker fremd wäre." (V. M. devrait trop connaître

. marche politique pour ne pas être convaincue, que jamais elle sera subordonnée à aucune impulsion étrangère aux interêts mes peuples.) Der Kaiser von Oesterreich benachrichtigte endlich den nzösischen, daß die Verbündeten, durch Caulaincourts Zaudern und hweigen bewogen, ihren Gesandten zu Chatillon vorgeschrieben hätten, neinschaftlich „peremtorische" Schritte im Sinn des bereits überreichten iedens-Entwurfs zu thun.

Um zu zeigen, daß keine Trennung ihres Bundes möglich sei, schlossen mittelbar darauf (1. März) die vier Mächte, die ihn eigentlich bildeten, esterreich, England, Preußen und Rußland, bisher durch einzelne Verge verbunden, zu Chaumont eine Quadrupel-Allianz zu gemeinsamer rtsetzung des Krieges und zwar auf zwanzig Jahre.

Die „peremtorischen" Schritte zu Chatillon blieben natürlich nicht s. Schon am letzten Tage des Februars wurde Caulaincourt in einer eise, die für weitere Ausflüchte keinen Raum ließ, aufgefordert, entweder n Vertrags-Entwurf der Verbündeten anzunehmen oder einen eigenen rzulegen, und nur mit Mühe erhielt er eine Frist bis zum 10. März, n neue Verhaltungsbefehle einholen zu können. So standen die Sachen, s Schwarzenberg den Entschluß faßte, längere Zeit über bei Troye zu udern und dem weiteren Verlauf der Dinge unthätig zuzusehen, und nach ist wohl anzunehmen, daß die militairischen Maßregeln des österchischen Feldherrn diesmal nicht durch die Politik seines Hofs eingeben waren. Sie standen vielmehr im Widerspruch mit dieser Politik.

Caulaincourt, der den Ernst der Lage sehr wohl einsah, und ihn ngesehen hätte, auch wenn er nicht auf vertraulichen Wegen von Metterch gewarnt worden wäre, bemühte sich mit erneutem Eifer, aber eben ie früher, vergeblich um eine wirkliche Vollmacht. Napoleon ließ sich eder durch ihn, noch durch die warnenden Worte seines Bruders Joseph nd anderer Vertrauter von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugen. aulaincourt erhielt anstatt der ersehnten Vollmacht stets nur den Aufrag, neue hinhaltende und erschwerende Ränke anzuzetteln. So wurde hm geboten zu verlangen, daß Vertreter aller kriegführenden Mächte ohne lusnahme, auch der Mächte zweiten und dritten Ranges zu den Beathungen des Congresses zugezogen würden; nicht daß etwa, wie Maret rläuterte, dem französischen Kaiser wirklich daran gelegen wäre, sie ort in Thätigkeit zu sehen, sondern um Zeit zu gewinnen, und zu erahren, wie die Verbündeten Europa zu constituiren gedächten. Schon hatte Napoleon seinen Bruder Joseph aufgefordert, Verbindungen mit Bernadotte anzuknüpfen und er ließ nun auf diesem Umwege den Kronrinzen von Schweden mahnen, die Rechte Schwedens wahrzunehmen und ie Zuziehung eines schwedischen Gesandten auf dem Congresse zu verlangen.

In solcher Weise ganz auf sich selbst angewiesen, mußte Caulaincourt,

Digitized by Google

auf das Aeußerste gedrängt, nach neuen Zögerungen endlich doch (am 15. März) einen Vertrags-Entwurf vorlegen, und da richtete er ihn denn so ein, daß er gewiß sein konnte, wenigstens von seinem Herrn und Meister nicht verleugnet zu werden. Anders wußte er sich nicht zu helfen. So war denn der Entwurf geradezu abenteuerlich ausgefallen. Obgleich Napoleon inzwischen die Schlacht bei Laon verloren hatte, blieben darin noch der Rhein und die Alpen die Grenzen Frankreichs; auf die Krone von Italien verzichtete Napoleon nur zu Gunsten seines Stiefsohnes, Eugen Beauharnais, und Napoleons Neffe, Napoleon Louis, sollte sogar auf dem rechten Ufer des Rheins, mitten in Deutschland als Großherzog von Berg wieder eingesetzt werden. Joseph Buonapartes als Königs von Spanien und des Königs von Westphalen wurde zwar nicht ausdrücklich gedacht, doch waren sie offenbar in einem Artikel gemeint, dem zufolge die Fürsten die durch den Krieg ihre Besitzungen verloren hätten, entschädigt werden sollten; auch Elisa Buonaparte sollte ihr Fürstenthum Lucca in Italien behalten, und sogar für die napoleonischen Marschälle und Herzoge wurde der ungestörte Besitz der Güter und Dotationen gefordert, die ihnen der französische Kaiser in Deutschland und Italien verliehen hatte.

Die Vertreter der Verbündeten erklärten darauf (19. März) die Unterhandlungen für beendigt — d. h. unmöglich gemacht — durch die französische Regierung (terminées par le gouvernement français), ihre Vollmachten für erloschen, den Congreß für geschlossen. Selbst die österreichische Diplomatie ließ nun dem Schicksal seinen Lauf.

Napoleon war inzwischen den Spuren Blüchers an die Marne und über diesen Fluß an die Aisne gefolgt. Nicht mit Glück! — Blücher hatte sich bei Soissons mit Bülow und Wintzingerode vereinigt und dadurch sein Heer bis auf 109,000 Mann verstärkt: eine Macht, der Napoleon mit einer um die Hälfte schwächeren begegnen mußte. Dennoch gefiel sich Napoleon in der Vorstellung, daß Blücher vor ihm fliehe und ihm bis nach Belgien ausweichen werde, um sich dort mit Bülow zu vereinigen; daß es darauf ankomme, ihm auf dieser eiligen Flucht große Verluste zuzufügen und sein Heer nicht anders als zerrüttet nach den Niederlanden gelangen zu lassen.

Er griff dem gemäß (7. März) die schlesische Armee auf den Höhen bei Craonne an und entging hier, mit unverdientem Glück, einer vollständigen Niederlage nur dadurch, daß Wintzingerode, der ihn umgehen sollte, mit der Lässigkeit, die ihm eigen war, die erhaltenen Befehle nicht ausführte. Da Blücher in Folge dessen nach Laon zurückging, hatte Napoleon sich eines scheinbaren Erfolgs zu rühmen, den er aber mit dem sechsten Theil seiner Armee, den er dabei verlor, viel zu theuer erkauft hatte.

:i Tage später (9. März) glaubte er bei Laon den Nachtrab der fliehen- schlesischen Armee anzugreifen und verwickelte sich darüber in eine lacht, in der er mit sehr empfindlichem Verlust geschlagen wurde.

Napoleon wich nach Soissons zurück und suchte dort sein zerrüttetes geschwächtes Heer mit Hülfe einiger neu gebildeten Schaaren und ger Rekruten nothdürftig wieder herzustellen. Von Seiten der schlesi- n Armee, die bei Laon stehen blieb, wurde der Sieg nicht mit gewohn- Energie benutzt. Blücher war erkrankt und es zeigte sich auch hier der, was der entschlossene Greis an der Spitze des Heeres bedeute.

Jetzt kam St. Priest mit den letzten Truppen von Langerons russi- em Heertheil und einigen neu gebildeten (rheinischen) Landwehren vom hein heran, um sich mit Blücher zu vereinigen. Er hatte Reims er- cht und sich dieser Stadt bemächtigt. Gegen ihn wendete sich Napoleon nächst, indem er nur wenige Truppen unter Mortier an der Aisne zurück- ß. St. Priest ließ sich (13. März), zu spät auf den Rückzug bedacht, ein verderbliches Gefecht verwickeln, in dem er fast die Hälfte seiner lannschaft verlor und selber tödtlich verwundet wurde. Doch gelang es m Rest seiner Truppen sich über Bery-au-Bac mit der schlesischen Armee vereinigen.

Napoleon aber unternahm seltsamer Weise nach diesem Siege nichts eiter gegen die schlesische Armee, obgleich er sie in den Briefen an seinen Bruder als die vor Allen gefährliche bezeichnete. Er wendete sich gegen Schwarzenbergs Heer, das sich in seinen Cantonirungs-Quartieren zwischen er Seine und Yonne ganz ruhig verhielt und die schwachen, nur einige 0,000 Mann starken Schaaren unter Macdonald und Oudinot, die ihm n der Richtung auf Paris, bei Provins, gegenüber standen, ganz unan- gefochten ließ. Hoffte er hier einen weniger entschlossenen Widerstand zu inden? — Hoffte er Schwarzenberg leichter als Blücher zu einem raschen Rückzug zu bewegen, der die Kriegslage wesentlich ändern konnte? — fast cheint es so.

Doch waren seine Operationen gegen die Hauptarmee, wie man sie noch immer nannte, diesmal anders eingeleitet als früher, im Februar, oder vielmehr er führte diesmal einen Gedanken aus, den er auch damals einen Augenblick hatte, aber wieder fallen ließ: er suchte von Reims über Epernay und Arcis an der Aube in die rechte Flanke der Armee Schwarzen- bergs zu fallen.

Gar merkwürdig sind auch die nicht-militairischen Anordnungen, die er in diesen Tagen traf. Er gab seinem Bruder Joseph den erneuerten Befehl die Kaiserin Marie Louise und ihren Sohn, sich selbst und alle Mitglieder der Regierung, aus Paris zu entfernen, wenn zu befürchten wäre, daß diese Hauptstadt des Reichs in Feindes Hand fallen könnte. Denn war nur die Regentin und die Regierung anderswo in Sicherheit, so konnte der Kampf fortgesetzt werden, meinte Napoleon; so sehr verkannte

er sein Verhältniß zu Frankreich! — Caulaincourt erhielt auf die wiederholten Vorstellungen, wie unbedingt notzwendig es sei Friede zu schließen, auf die dringenden Bitten um eine wirkliche Vollmacht, immer wieder nur die Antwort, er solle die Unterhandlungen in Gang erhalten. „Ich ermächtige Sie die Zugeständnisse zu machen, die unerläßlich sind, um die Unterhandlungen in Gang zu erhalten," schreibt ihm Napoleon am 17. März, „und dahin zu gelangen, daß wir die letzten Bedingungen der Verbündeten erfahren. Vorausgesetzt, daß der Vertrag die sofortige Räumung unseres Gebiets und die Zurücksendung der Gefangenen zur Folge hat." (Je vous donne directement l'autorisation de faire les concessions qui seraient inévitables pour maintenir l'activité des négociations, et arriver à connaître l'ultimatum des alliés; bien entendu que le traité aurait pour résultat l'évacuation de notre territoire, et le renvoi de part et d'autre de tous les prisonniers.) — Caulaincourt soll erklären, wenn die Forderung, daß Frankreich sich auf seine alten Grenzen beschränke, das Ultimatum der Verbündeten sei, könne man überhaupt gar nicht unterhandeln. Dadurch werde er die Gegner Frankreichs zwingen mit ihren wirklichen Forderungen hervorzutreten.

Da aber gar nicht gesagt ist, welche Zugeständnisse denn Caulaincourt machen dürfe, war auch das nicht die Vollmacht, deren er bedurfte; es sagte in der That nichts, als daß Napoleon den Frieden, den die Umstände geboten, nicht wollte, dagegen gern durch irgend einen Kunstgriff die vielen Tausende seiner alten Soldaten aus der Gefangenschaft zurückerhalten hätte. Daß Napoleon dabei weder sich selbst noch seinem Bevollmächtigten die Pflicht strenger Redlichkeit auferlegte, wurde zwei Tage später in einem Schreiben Marets ganz unumwunden ausgesprochen. Da erhält Caulaincourt die Weisung, sich in Beziehung auf Antwerpen, Mainz und Alessandria ganz im Unbestimmten zu halten und wenn er ja gezwungen wäre diese wichtigen Plätze — gleichsam in der Theorie — abzutreten, solle er es doch zur wirklichen Räumung nicht kommen lassen; sie von einer Militair-Convention abhängig machen, die dann unter Umständen gar nicht geschlossen zu werden brauchte, da sich der Kaiser lediglich nach der militairischen Lage richten wolle, selbst wenn er den Vertrag bereits ratificirt hätte. (L'empereur .... étant dans l'intention, même quand Elle aurait ratifié le traité, de prendre conseil de la situation des choses.) „Der Kaiser wünscht, Sie möchten nicht aus den Augen verlieren, daß er selbst dann, wenn er (wieder Er selbst) — bereits die Abtretung der sämmtlichen Provinzen unterzeichnet hätte, nicht gesonnen wäre jene drei Schlüssel Frankreichs wirklich auszuliefern, wenn militairische Ereignisse, auf die er immer hofft, ihm gestatten es zu unterlassen. Mit einem Wort, der Kaiser will sich auch nach dem Abschluß des Vertrags in der Lage befinden, sich nach der thatsächlichen Lage der Dinge zu richten." (S. M. désire que vous ne perdiez pas de vue la disposition où elle

Digitized by

rait, même quand elle aurait signé la cession de toutes ces pro- nces, de ne pas livrer ces trois clefs de la France, si des événe- ents militaires, sur lesquels elle veut toujours compter, lui per- ettraient de ne pas le faire. En un mot S. M. souhaite se trouver rès le traité en situation de prendre conseil de l'état des choses squ'au dernier moment.)

Napoleon übersah, daß Caulaincourt auf so unbestimmte Andeutungen n gar nichts thun, am allerwenigsten irgend einen Vertrag schließen nnte. Er glaubte auch jetzt noch durch solche Winkelzüge den Gang der eltgeschichte wenden zu können. So sehr verkannte er die Zeichen r Zeit.

Zu dem Angriff auf die Flanke der Hauptarmee standen ihm aber ır sehr dürftige Mittel zu Gebot. Da er unter Mortier und Marmont ch nicht weniger als 24,000 Mann an der Aisne zurücklassen durfte, n die schlesische Armee zu beobachten, konnte er nur mit 16,000 Mann n die Aube aufbrechen. Das war seine ganze Macht, so lange ihm nicht lungen war die 32,000 Mann unter Macdonald und Oudinot und etwa hn- oder zwölftausend Mann neu gebildeter Truppen, die aus Paris mmen, zu sich heranzuziehen.

Aber wie geringfügig die Streitkräfte auch sein mochten, mit denen er ahte, rief doch die Kunde von seinem Zug in die rechte Flanke der Haupt- rmee in dem Hauptquartier des Kaisers Alexander wie in dem des ürsten Schwarzenberg die allergrößte Aufregung hervor. Man war ge- ohnt sich Napoleon stets an der Spitze eines namhaften Heers zu denken, nd hatte seit seinen letzten Siegen seine Schwäche, die bei La Rothière so ugenscheinlich gewesen war, mehr aus den Augen verloren, indem man ie Truppen, die er von den Pyrenäen herangezogen haben konnte, bei veitem überschätzte. Seltsamer Weise war es diesmal der Kaiser Alexander, er sich vor Allen besorgt zeigte, ja in dem Grade, daß er ganz und gar Haltung und Fassung verlor —: eine Erscheinung, für die wir in dem Briefwechsel des kaiserlichen Hauptquartiers vergebens eine Erklärung uchen. Die Briefe des Fürsten Wolkonsky aus dieser Zeit schildern eben ur den Zustand krankhafter Aufregung, in dem sich der Kaiser befand, hne zu erklären, warum die Dinge ihm jetzt in einem anderen Licht er- chienen als früher. Daß der Freiherr v. Stein für den Augenblick von hm getrennt war, könnte doch auch nur erklären, daß der Kaiser dieser Stimmung, da niemand aus seiner Umgebung ihn aufzurichten wußte, haltungslos verfiel; nicht daß sie überhaupt entstand.

Da die Franzosen, wie wir auch in neuester Zeit wieder erlebt haben, sich niemals besiegt bekennen wollen, und ihre National-Eitelkeit immer durch die Vorstellung zu retten suchen, daß alle ihre Unfälle durch Intrigue und Verrath herbeigeführt worden seien, wird in den französischen Berichten auch diesmal einer etwas kleinlichen Intrigue gedacht, die eben in diesen

Digitized by Google

Tagen gespielt haben soll. Talleyrand und der Herzog von Dalberg sollen eine geheimnißvolle Botschaft in das Hauptquartier der Verbündeten abgefertigt haben, um sie zu dem Marsch auf Paris aufzufordern, wo Alles zu Napoleons Sturz vorbereitet sei. Ein Herr v. Vitrolles, mehr noch Abenteuerer als Legitimist, soll sie überbracht und will in Folge dessen am 17. oder 18. März ein eingehendes, drei Stunden langes Gespräch mit dem Kaiser Alexander gehabt haben. In Beziehung auf das Datum müßte hier jedenfalls ein Irrthum walten, denn in diesen Tagen und namentlich am 18. März war der Kaiser nachweisbar in solcher Weise in Anspruch genommen und beschäftigt, daß die Möglichkeit eines solchen Zwiegesprächs dadurch vollständig ausgeschlossen ist.

Wie viel oder wie wenig aber auch wahr sein mag von dieser geheimnißvollen Begebenheit — über die gar kein Bericht vorliegt als Vitrolles eigene, wenig glaubwürdige Aussage —: die Stimmung die im Hauptquartier herrschte, besonders die bis zur Selbstquälerei gesteigerte, haltungslose Besorgtheit eben des Kaisers von Rußland, bürgen dafür, daß seine Botschaft jedenfalls keinen Eindruck machte, daß es nicht diese etwas armselige Intrigue war, welche die Verbündeten zum Marsch auf Paris bestimmte und das Ende herbeiführte.

Der Kaiser Alexander war jetzt mehr selbst als das österreichische Hauptquartier um die Verbindungen des Heers besorgt; ihn gerade schreckte jetzt mehr als einen Anderen die Vorstellung, daß der Feind dem Heere Schwarzenbergs bei Chaumont und auf dem Plateau von Langres zuvorkommen könnte, und da die Armee ziemlich zerstreut zwischen der Seine und Yonne stand, fürchtete er auch, Theile derselben könnten einzeln geschlagen werden.

Es würde uns hier zu weit in das Gebiet militairischer Einzelnheiten führen, wenn wir ausführlich erzählen wollten, wie im verbündeten Hauptquartier Ansichten und Pläne während dieser unruhigen Tage wechselten, sich kreuzten und einander ablösten. Als man gewiß war, daß Napoleon sich nach dem bei Reims erfochtenen Erfolg nicht wieder gegen die schlesische Armee zurückwendete, sondern an die Aube heranrückte, der Kaiser Alexander in erregter Stimmung im österreichischen Hauptquartier erschien und auf einen Beschluß drang, der die Gefahr beschwören könne, General Toll vorschlug, die Armee zwischen Troye und Pougy zu sammeln, beschlossen Schwarzenberg und seine Rathgeber das Heer noch weiter rückwärts, auf den vortheilhaften Höhen von Trannes zu vereinigen, wo man die erste Schlacht des Feldzugs erwartet hatte, und der Kaiser Alexander war diesmal vollkommen damit einverstanden.

Doch, als an demselben Tage (19. März) Napoleon mit seinen 16,000 Mann bei Plancy über die Aube gegangen und bis an den Barbuisse Bach vorgedrungen war, erhob sich Schwarzenberg — wir wissen nicht durch wen, vielleicht durch Radetzky veranlaßt — zu einem weniger

Digitized by Google

müthigen Entschluß: er wollte nun sein Heer auf dem linken Ufer der e, in der Gegend von Arcis zusammenziehen, um dann den Feind bei ncy anzugreifen. In der krankhaften Stimmung, die ihn beherrschte, der Kaiser Alexander damit keineswegs zufrieden.

Diese Verfügungen Schwarzenbergs führten zu einem unmittelbaren ammenstoß mit dem Feinde; schon am 20. März zu dem Treffen bei ınd-Torcy, in dem beide Parteien bedeutende Verluste erlitten, ohne ; eine eigentliche Entscheidung erfolgt wäre. Der Kaiser Alexander er-en auf dem Schlachtfelde und äußerte gegen den General Toll seine zufriedenheit und immer dieselben Besorgnisse: der Feind werde hier hwarzenbergs Heer mit Scheinmanoeuvre aufhalten, und inzwischen sen Rechte umgehen, um bei Bar und Chaumont die Haupt-Verbin-ngslinie der Verbündeten in Besitz zu nehmen. Auf Seiten Napoleons gt sich auch hier eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, die sich schon ihrend des Feldzugs in Rußland ankündigt und dann während dieser gten Periode seines Lebens zunehmend hervortritt: eine ungemeine Leich-ıkeit zu glauben, als gewiß vorauszusetzen, was ihm erwünscht sein mußte. icht selten bildete er sich solche Vorstellungen, von denen er ausging, ganz illkürlich, ohne eigentliche Veranlassung, mitunter sogar der Evidenz zum Trotz. So nahm er auch hier an, die Hauptarmee der Verbündeten trete den Rückzug an; das eben gelieferte Treffen und die Gefechte, zu denen es och kommen könne, würden von Seiten der Verbündeten überhaupt nur ewagt, um diesen Rückzug zu decken. In dieser Ueberzeugung brach er uch am 21. März zur Verfolgung der weichenden Gegner auf. Einige lbtheilungen der neu gebildeten Truppen sowohl die ihm von Paris aus ıachgesendet wurden, als der Heertheile unter Macdonald und Oudinot, varen bereits bei ihm eingetroffen; er konnte 30,000 Mann beisammen haben, und glaubte diese Macht hinreichend zur Verfolgung. Doch sehr bald gerieth der Zug ins Stocken! — Im Anfang wurde der Vortrab der Verbündeten unter dem Grafen Pahlen etwas zurückgedrängt; als aber die sanften Abhänge erstiegen waren, die den Thalrand der Aube bilden, sahen die Führer des französischen Heeres Schwarzenbergs dreifach überlegene Armee in weitem Halbkreis zur Schlacht geordnet vor sich, und sich selbst in äußerster Gefahr. Wenn Schwarzenberg rasch entschlossen zum Angriff überging, mußte ein vernichtendes Unheil über Napoleons Schaaren hereinbrechen, denn sie hatten keinen anderen Weg zum Rückzug als in Arcis eine schmale Brücke über die Aube, ein siegreicher Widerstand aber schien vollends ganz außer aller Möglichkeit zu liegen.

Napoleon sah nun wohl, daß er die geträumte Verfolgung aufgeben müsse, daß es sich darum handelte einer dringenden Gefahr zu entgehen, und er faßte den kühnen Entschluß, den Rückzug auf das rechte Ufer der Aube hinüber sofort, in unmittelbarer Nähe des Feindes, am hellen Tage anzutreten. Schwarzenberg aber versammelte, so wie er Napoleons an-

Digitized by Google

getretenen Rückzug gewahrte, zuvörderst die höheren Führer seines Heeres zu einem Kriegsrath zu Pferde im freien Felde. Hier wurde der Angriff beschlossen, die Disposition dazu entworfen. Doch so lange Zeit wie eine solche Umständlichkeit erfordert, bleibt eine günstige Gelegenheit im Kriege nicht immer verweilend schweben: als es endlich ziemlich spät am Nachmittage (um 3 Uhr) zum Angriff kam, hatte Napoleon seinen Rückzug bereits so weit ausgeführt, daß nur noch sein Nachtrab einen Verlust von ein Paar tausend Mann erleiden konnte und so war er denn noch einmal durch unverdientes Glück dem gänzlichen Verderben entgangen.

Aber auch die Lehren von Laon und Arcis waren für Napoleon verloren, er gab die Hoffnung nicht auf, die Verbündeten doch noch über den Rhein zurückzutreiben und wieder siegreich in München, wieder an der Weichsel zu stehen. Da alle anderen Mittel versagt hatten, beschloß er jetzt den Gedanken auszuführen, der ihm den ganzen Feldzug über vorgeschwebt hatte, und sich mit ganzer Heeresmacht in den Rücken der Verbündeten zu werfen, und dieses Manoeuvre, das im Februar, unmittelbar nach den Siegen über Blücher ausgeführt, möglicher Weise den Feldzug zu seinen Gunsten gewendet hätte, führte jetzt unmittelbar in den Abgrund des Verderbens. Es wurde nicht mehr von den Umständen begünstigt. Wir haben an anderer Stelle (im Leben des Grafen Toll) die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Napoleon diesen, in dem Augenblick verwegenen Zug wohl schwerlich unternommen hätte, wenn er auf dem Schlachtfelde von Arcis bereits gewußt hätte, daß der Congreß zu Chatillon geschlossen, daß alle Unterhandlungen abgebrochen waren, daß, wie er daraus folgern mußte, auch Oesterreich, auf das er hoffte, jeden Gedanken an eine vermittelnde Politik aufgegeben hatte; daß die Verbündeten nun nichts Anderes mehr wollen konnten als die vollständigste Entscheidung, die in ihrer Hand lag, sobald sie ihre Macht mit ganzem Ernst zu solchem Zweck verwendeten.

Auch im Einzelnen der Einleitungen zu diesem Zug könnte manches auf den ersten Blick verwegen erscheinen, doch muß man bei näherer Ueberlegung zugeben, daß es nur folgerichtig war, wenn das Unternehmen überhaupt einmal für ausführbar galt. Macdonalds Truppen hatten Napoleon unmittelbar nach dem Treffen bei Arcis ereilt; der französische Kaiser trat in Folge dessen den Zug nach Vitry und St. Dizier mit ungefähr 45,000 Mann an. Zwei neu gebildete Divisionen Nationalgarden, die aber aus alten, wieder zu den Fahnen gerufenen Soldaten bestanden, folgten von Paris aus seinen Spuren, unter den Generalen Amey und Pacthod, und sollten ihm den Geschützzug Macdonalds zuführen, und nun erhielten auch die Marschälle Marmont und Mortier den Befehl sich ihm anzuschließen, so daß Paris, wenn Napoleons Befehle buchstäblich ausgeführt wurden, vollkommen wehrlos blieb. Das darf nicht befremden, so seltsam es dem ersten Blick scheint, denn dem Unternehmen Napoleons lag überhaupt die Vorstellung zum Grunde, daß die Verbündeten eben

Digitized by Google

t auf Paris gehen würden, daß Oesterreich nicht wollen werde. Das : die Voraussetzung, die jetzt nicht mehr zutraf.

Die Führer der Verbündeten hatten schon am 21. März, vom Schlacht- e bei Arcis aus gesehen, daß die feindlichen Colonnen sich jenseits der be westwärts wendeten, und fürchteten zunächst eine taktische Umgehung dem Schlachtfelde selbst, nämlich daß Napoleon weiter aufwärts an Aube, wieder auf das linke Ufer übergehen werde. Als dann am zenden Tage klar wurde, daß der Marsch des Feindes auf Vitry ging, ßte man sich das nicht zu erklären und während Napoleon am 22. März s kleine, von einer preußischen Besatzung gehaltene Vitry vergeblich zur bergabe zu bringen suchte und am 23. nach St. Dizier marschirte, be- gte sich die verbündete Hauptarmee unsicher und tastend, und das Haupt- artier beschäftigte sich mit der Ausarbeitung mehrfacher Dispositionen r verschiedene mögliche Fälle. Die einzelnen Theile des Heers gingen verschiedenen Punkten auf das rechte Ufer der Aube hinüber, die Spitze reichte (23.) Sommepuis, kaum zwei Meilen von Vitry. In dieser Lage hielten die Feldherren und Souveraine dann wichtige Nachrichten, die lles aufklärten und neue Entschließungen forderten, aber auch erleichterten.

Zunächst fand man sich einigermaßen unerwartet in fast unmittel- rer Verbindung mit der schlesischen Armee. Blücher war am 18. März zu neutem Angriff vorgegangen und seine Truppen hatten am 21. die Marne bei Epernay erreicht, während Marmont und Mortier sich ge- öthigt gesehen hatten an demselben Tage bei Chateau-Thiery auf das nke Ufer dieses Flusses hinüber zu gehen. Daraus, daß sie am 22. ihren Marsch auf Montmirail richteten, folgerte man in Blüchers Hauptquartier, aß Napoleon alle seine Streitkräfte zusammenziehe, um dem Heere Schwar- nbergs eine entscheidende Hauptschlacht zu liefern und die sollte nicht attfinden, ohne daß auch die schlesische Armee ihren energischen Antheil aran nahm. Die sämmtlichen russischen Truppen des Heers sollten sich emgemäß (25.) über Epernay und Chalons in der Gegend von Arcis ereinigen, während Bülow Soissons einzunehmen suchte, York und Kleist iber Chateau-Thiery den beiden Marschällen folgten. — Wintzingerode, er mit 8000 Reitern Blüchers Vortrab bildete, hatte am 23. bereits Sommesous erreicht und war mit den Vortruppen der Hauptarmee in Berührung gekommen.

Durch dieses Zusammentreffen der beiden verbündeten Armeen in einem Rücken, war Napoleon von Paris und von den beiden Marschällen Marmont und Mortier abgeschnitten. Eilboten, die hin und her gingen, wurden aufgefangen, und so fiel namentlich das bekannte kurze Schreiben Napoleons an seine Gemahlin Marie Louise, in dem er seine Pläne ent- hüllte, in die Hände einer Streifschaar, die zu Blüchers Heer gehörte. Man erfuhr also zuerst in Blüchers Hauptquartier und dann in dem

Digitized by Google

der Monarchen zu Pougy, was Napoleons bis dahin unbegreiflicher Marsch nach Vitry und weiter bedeute.

In dem eilig zusammenberufenen Kriegsrath zu Pougy versammelten sich eigentlich nur österreichische Generale um den Kaiser Alexander und den König von Preußen, da Barclay, Diebitsch, Toll nicht zur Stelle waren, Knesebeck zu Bar an der Aube krank darnieder lag, und seltsamer Weise war man in diesem Kriegsrath weit davon entfernt, sofort die Gunst der Umstände in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Vielmehr wurde hier zuerst und vor allem erwogen, ob es nicht vielleicht doch noch möglich sei, vermöge eines dem feindlichen parallelen Marsches an Napoleons Heer vorbeizukommen, und Chaumont und die Hochebene von Langres vor ihm zu erreichen. Doch da sich erwies, daß dies nicht mehr möglich sei, daß der Feind ohne Zweifel bis an den Rhein im Vorsprung blieb, da man sich gestehen mußte, daß „nicht ohne die größten Opfer an den Rhein zurückzukommen sei", daß die Armee dabei „dem größten Verderben entgegen gehe", war man genöthigt, sich nach einem anderen Ausweg umzusehen, und es wurde beschlossen, vereint mit der schlesischen Armee, dem Feinde auf dem Fuße zu folgen, um in Napoleons „Flanke und Rücken zu operiren" und durch eine gewonnene Schlacht auch die verlorenen Verbindungen wieder zu gewinnen. Weiter hoffte man zunächst nichts von einem Siege, und noch dazu war dem Fürsten Schwarzenberg nichts weniger als wohl zu Muth, bei diesem „sehr gewagten" Entschluß; er fand seine Lage sehr „mißlich". Indem er den Kaiser Franz benachrichtigte, der mit den aus Chatillon zurückgekehrten Diplomaten in Bar an der Aube weilte, und ihm rieth, sich nach dem von Oesterreichern der Südarmee besetzten Dijon zu begeben, suchte er ihn zu trösten, indem er darauf aufmerksam machte, daß man die Ueberzahl habe, und die Lage des Feindes eine ebenfalls mißliche sei. Er fügt hinzu, daß ihm die Zustimmung der Souveraine bei diesem „wichtigen und gewagten Schritt zum wahren Troste" gereiche.

Das Hauptquartier wurde noch an demselben Abend nach Dampierre verlegt, von wo es am anderen Morgen früh Sommepuis erreichte. Schwarzenberg und Radetzky brachen von hier zu Pferde auf, um dem auf Vitry gerichteten Marsch des Heeres zu folgen. Doch sollte es dabei nicht bleiben.

Es waren noch andere Papiere in die Hände der Verbündeten gefallen. Berichte, in denen Napoleons Staatsmänner ihm Rechenschaft gaben von der Lage der Dinge, und zahlreiche Briefe bedeutender Männer. Der Inhalt war von der Art, daß er die Frage nahe legte, ob es nicht an der Zeit sei, auszuführen, was Gneisenau zwei Monate früher vorgeschlagen hatte, für den Fall, der jetzt vorlag, und nach Paris zu ziehen. Ja mehr; der Inhalt dieser Papiere forderte dazu auf, denn es zeigte sich in ihnen die wirkliche, hoffnungslose Lage Frankreichs; die Erschöpfung aller

lfsquellen, die allgemein herrschende Entmuthigung und Sehnsucht nach ieden, besonders aber die gährende Unzufriedenheit mit dem imperialisti- n Regiment, die sich überall im Lande und besonders in der Haupt- dt regte; es zeigte sich, daß es in Paris Parteien gab, die bereit waren e günstige Gelegenheit zu benützen und sie erwarteten. Am wichtigsten r vielleicht ein Brief des Polizei-Ministers Savary, der seinem Kaiser lärte, daß er für die Ruhe in Paris nicht stehen könne, wenn der chauplatz des Krieges nicht weiter weg von dieser Hauptstadt verlegt rde.

Napoleon war vielfach in diesem Sinn gewarnt worden; auch sein ruder Joseph hatte ihm oft genug wiederholt, wie gefährlich die herr- ende Stimmung werde, aber er hatte diese Warnungen stets von sich wiesen, unwillig darüber, daß man ihn mit dergleichen behellige, als ob e Pariser nicht einfach gehorchen müßten, in welcher Stimmung sie auch in mochten! Auf Alexander machten diese Mahnungen einen anderen indruck! Sie führten eine entscheidende Wendung in seiner Ansicht der ugenblicklichen Lage, in der Stimmung herbei, die ihn während der letzten Tage beherrscht hatte.

Wer den an sich nicht neuen Gedanken, Napoleon ziehen zu lassen nd nach Paris zu eilen, jetzt zuerst wieder bei dem Kaiser Alexander in lnregung brachte, ist nicht zu ermitteln; es machen ihrer mehrere An- pruch darauf, diese Rolle übernommen zu haben; vor allen der Fürst Volkonsky, dem es aber namentlich von den Zeitgenossen niemand glauben vollte, weil man ihn dafür kannte, daß er stets, und besonders in schwie- igen Fällen sehr sorgfältig vermied, eine eigene Ansicht auszusprechen, für ie er dann hätte die Verantwortung übernehmen müssen; daß er in edem Kriegsrath schwieg. Die meiste Wahrscheinlichkeit hatte Pozzo-di- Borgo für sich. Wenigstens gehörte er zu denen, die von Anfang des Feldzugs an auf einen entschlossenen Zug nach Paris gedrungen, und ver- sichert hatten, daß die erwünschte Entscheidung sich dort wie von selbst finden werde.

Wer oder was aber auch die unmittelbare Veranlassung gegeben haben mag, der Kaiser versammelte zu Sommepuis, nachdem der König von Preußen und Schwarzenberg diesen Ort bereits verlassen hatten, die- jenigen seiner Generale, in die er das meiste Vertrauen setzte, um sich zu einem engeren Kriegsrath: Barclay, Diebitsch, Toll und den Chef seines persönlichen Stabes, den Fürsten Wolkonsky. Diesen Vieren legte der Kaiser die Frage vor, ob man Napoleon folgen oder auf Paris marschiren sollte? — Wolkonsky schwieg in diesem wie in jedem Kriegsrath; Barclay war der Meinung, man müsse dem französischen Heer auf der Spur folgen, Diebitsch war derselben Meinung, schlug aber vor, nebenher auch 40 oder 50,000 Mann auf Paris zu entsenden — Toll aber, der zuletzt an die Reihe kam, machte sich den Gedanken zu eigen, mit beiden ver-

einten Armeen Schwarzenbergs und Blüchers auf Paris zu gehen, und diese Bewegung durch einen hauptsächlich aus Reiterei zusammengesetzten Heertheil, der den Spuren Napoleons folge, zu maskiren — und er vertrat diesen Gedanken mit Energie und Eifer. — Der Kaiser, der vielleicht schon zu dieser Lösung der Frage neigte, aber doch nicht ohne die Zustimmung eines hochgeachteten Kriegers zu einem bestimmten Entschluß kommen konnte, entschied nun für Tolls Meinung. Ein Flügel-Adjutant, der eilig nachgesendet wurde, forderte den Fürsten Schwarzenberg auf, anzuhalten und den Kaiser zu erwarten, und als dann der Kaiser den Feldmarschall und den König von Preußen eingeholt hatte, machte er in diesem Kriegsrath in freiem Felde, wie Lord Burghersh bezeugt, alle Gründe für den Zug nach Paris mit großem Nachdruck geltend. Er wurde dabei von Diebitsch, von Toll und nun auch von Wolkonsky, bald auch von dem König von Preußen unterstützt. Bedeutende Männer aus Schwarzenbergs österreichischer Umgebung — ohne Zweifel Duka — widersprachen, aber trotz ihrer Einwendungen willigte, wie Lord Burghersh sich bezeichnend ausdrückt, Schwarzenberg in das Verlangen des Kaisers. (Schwarzenberg, notwithstanding the arguments which were used against it by several officers holding high situations in his head quarters, agreed to the wishes of the Emperor.)

So war denn der Zug nach Paris beschlossene Sache; nur Wintzingerode sollte mit seinen Reitern und einigen Jäger-Bataillonen dem Zuge Napoleons folgen, und die Täuschung hervorrufen, daß die gesammte Heeresmacht der Verbündeten dieselbe Richtung eingeschlagen habe. Ueberall aber regte sich in den vereinigten Armeen ein neuer Geist, ein freudiges Bewußtsein, daß nun die glücklichste Entscheidung gewiß und nahe sei, sobald bekannt wurde, daß es auf Paris ging.

Ueberdenken wir aber den Hergang, so drängt sich uns eine Frage auf, die gewissermaßen zu derjenigen, die wir uns in Beziehung auf Napoleons Entschluß und die Bedingungen, unter denen er gefaßt werden konnte, stellen und beantworten mußten, einen Nachsatz bildet. Es fragt sich, ob der Fürst Schwarzenberg wohl in das Verlangen des Kaisers Alexander und den Zug nach Paris gewilligt, ob er sich dazu auf eigene Verantwortung, in Abwesenheit seines Kaisers und Metternichs, ermächtigt geglaubt hätte, wenn er nicht in dem Augenblick schon wußte, daß der Congreß zu Chatillon geschlossen, jede Aussicht auf einen Frieden mit Napoleon geschwunden, und Oesterreichs bisherige Politik unwiderruflich aufgegeben war. Wohl kaum! muß man sich sagen, wenn man die Abhängigkeit der österreichischen Feldherren und Schwarzenbergs vorsichtige, rücksichtsvolle Weise erwägt. Ein österreichischer Feldherr vollends, der nicht fürstlicher Geburt gewesen wäre, nicht, durch seine gesellschaftliche Stellung geschützt, mehr als ein anderer auf sich nehmen konnte, hätte auch, so wie die Dinge wirklich lagen, wohl schwerlich dem Plane Alexan-

s zustimmen können. Schwarzenbergs fürstlicher Rang war hier ohne weifel von Bedeutung.

Mit reißender Geschwindigkeit entwickelten sich nun die letzten Scenen s weltgeschichtlichen Dramas. Die einzelnen Heertheile der Hauptarmee .ten von den Punkten in der Gegend von Sommepuis aus, wo die neuen efehle sie trafen, den Zug nach Paris an; der russische Theil der schlehen Armee, von Chalons aus, wo er vereinigt stand. Schon am folnden Tage (25. März) erlitten Marmont und Mortier bei La-Fère-hampenoise eine schwere Niederlage, nicht, wie Marmont beschönigend rgiebt, weil etwa Mortier gezögert hätte, und ihn in der Stellung bei ommesous auf sich warten ließ, sondern weil Marmont selbst nicht sofort griff, daß die Bewegung der Verbündeten auf ihn zu, die Einleitung einem Marsch nach Paris sei, und deshalb nicht gleich weit genug iswich. Die Divisionen Pactod und Amey, die sich zwischen die Colonnen r Verbündeten hinein verirrten, wurden vernichtet.

Marmont, den wir allein nennen, weil Mortier sich von ihm leiten eß, sah nun, um was es sich handelte, und eilte auf dem kürzesten Vege zur Vertheidigung nach Paris. Aber er fand (am 26.) diesen Weg ei La-Ferté-Gaucher durch eine schwache Division von Yorks preußischem eertheil verlegt. Obgleich dem Feinde auf diesem Punkte mehrfach überlegen, bgleich er das sah und wußte, wagte doch Marmont mit seinen durch ie Niederlage des vorhergehenden Tages erschütterten Truppen den Kampf icht. Er wich aus, und suchte die Hauptstadt auf dem Umwege über Provins, Guignes und Melun zu erreichen.

In Folge dessen konnten die Verbündeten Paris ganz wehrlos finden, enn eine schwache Abtheilung neugebildeter Truppen unter dem General Compans, die einen Wagenzug von Paris zu Napoleons Heer geleiten ollte und vor dem heranrückenden Feinde umkehren mußte, wollte so gut wie nichts bedeuten, und war doch Alles, was zur Vertheidigung zu Gebote stand, wenn die Verbündeten früher als die beiden französischen Marschälle vor Paris einträfen. Doch dem Kaiser Alexander war jetzt wie früher gar sehr daran gelegen, daß die französische Hauptstadt nicht durch die schlesische Armee genommen wurde, sondern durch diejenige, bei der er sich in Person befand. Wir haben der Gründe bereits gedacht, um derentwillen das unbedingt zu seiner persönlichen Befriedigung erforderlich war. Dann aber auch schien ihm das nöthig, um sich die Stellung zu sichern, die er fortan in der europäischen Politik einnehmen wollte. Darüber ging ein Tag verloren. Um Platz für die Hauptarmee zu machen, und ihr die nöthige Zeit zum Heeranmarsch zu lassen, mußte Blüchers Heer, das von Chalons her an die Spitze des gesammten Heereszugs gekommen war (am 29.), anstatt gerade auf Paris zu gehen, eine Seitenbewegung von der Heerstraße, auf der es heranrückte, auf diejenige

Digitized by Google

machen, die von der Hauptstadt nach dem Norden und nach den Niederlanden führt.

Der so entstandenen Verzögerung verdankten es Marmont und Mortier, daß Paris noch nicht verloren war, als sie am 30. März in aller Frühe dort eintrafen. Sie konnten noch ein paar Stunden vor der Zeit, welche die Verbündeten für den Angriff bestimmt hatten, die schützenden Stellungen auf dem Montmartre und den Höhen von Belleville einnehmen. Die Franzosen sprechen gern mit einem großen Aufwand von Rhetorik von den Kämpfen des Tages, der nun folgte, von den fast unerhörten Heldenthaten, die sie auch hier verübt, wo eine handvoll Tapferer den Sieg beiden mächtigen, nach Hunderttausenden zählenden feindlichen Heeren, den langen Tag über streitig gemacht habe. Marmont insbesondere versäumt nicht die Nachwelt auf seine persönlichen Heldenthaten zu diesem Tage aufmerksam zu machen. Genau besehen aber schwinden diese Heldenthaten auf ein sehr bescheidenes Maß zusammen.

Blücher erhielt die Disposition um viele Stunden verspätet und konnte in Folge dessen erst am Nachmittag am Fuße des Montmartre eintreffen; Wrede und Sacken waren bei Meaux an der Marne zurückgeblieben, den Rücken des Heers zu decken, für den Fall, daß Napoleon ihm jetzt seinerseits folgte. Die beiden Marschälle glaubte man noch nicht bei Paris eingetroffen; man erwartete, sie könnten von Fontainebleau her einen Angriff in die linke Flanke der Verbündeten versuchen, und deshalb, um gegen einen solchen Angriff geschützt zu sein, wurde der größte Theil der Hauptarmee links hin an die Marne gesendet; zum Angriff auf die Höhen von Belleville aber nur der 18,000 Mann starke russische Heertheil verwendet, den früher Graf Wittgenstein, jetzt General Rajewski befehligte. Das schien hinreichend, weil man die Höhen nur von Compans vertheidigt glaubte.

Von einer solchen ungenügenden Macht angegriffen, schlug sich Marmont, der eine ungemein feste Stellung mit 14,000 Mann und einer gewaltigen Zahl schwerer, dem Pariser Zeughaus entnommener Geschütze zu vertheidigen hatte, in der That unter sehr günstigen Bedingungen. Freilich hatte er diese Stellung nicht zum Besten genommen; er hatte es versäumt, Romainville am Abhang der Hochebene von Belleville zu besetzen; der russische General, Prinz Eugen von Württemberg, wurde dies Versehen gewahr und bemächtigte sich des Orts, anstatt unten im Thal Pantin anzugreifen, wie ihm vorgeschrieben war. Nun erkannte auch Marmont den begangenen Fehler, und um ihn womöglich wieder gut zu machen, ging er seinerseits zum Angriff auf Romainville über. Aber vergebens! da seine Angriffe zurückgeschlagen wurden, meldete er sehr bald schon um 11 Uhr Vorm., dem König Joseph Buonaparte, daß der Widerstand und die Vertheidigung von Paris hoffnungslos seien —: ein Umstand, den er in seinen Memoiren sorgfältig verschweigt.

Digitized by Google

Marie Louise hatte Paris bereits mit ihrem Sohn verlassen, jetzt folgte auch Joseph Buonaparte, indem er die Minister aufforderte, ihn zu eiten, und die Marschälle ermächtigte, eine Capitulation zu schließen. ch wurde das erst etwas später nothwendig, denn die Verbündeten ten nun von den Gefangenen erfahren, daß die beiden Marschälle zur elle seien, achteten die bisher zum Angriff verwendeten Streitkräfte nicht reichend und suchten von verschiedenen Seiten mehr Truppen heranziehen. Darüber entstand eine vollkommene Waffenruhe von mehreren unden, was Marmont wieder mit berechnetem Stillschweigen übergeht. s dann die Verbündeten um 3 Uhr wirklich eine große Uebermacht verndeten, nahm das Gefecht sehr schnell eine solche Wendung, daß nur ie sofort geschlossene Capitulation retten konnte, was noch von Marmonts ruppen übrig war.

Sie wurde denn auch geschlossen; still verließen die Reste der Heereile Marmonts und Mortiers in der Nacht die Stadt; bei hellem Sonnenschein hielten am folgenden Tage der Kaiser Alexander, der König on Preußen und Schwarzenberg, der seinen Kaiser vertrat, an der Spitze ines unübersehbaren Gefolges von Generalen und Offizieren, der russichen und preußischen Garden und österreichischer Grenadiere ihren feierlichen Einzug in die feindliche Hauptstadt, und sie wurden von der gesammten Bevölkerung mit unermeßlichem Jubel als Befreier empfangen; in einer Weise, die jede Möglichkeit einer Fortdauer des französischen Kaiserthums ausschloß, selbst wenn die Verbündeten nicht unbedingt entschlossen gewesen wären ihm ein Ende zu machen.

Und wo weilte Napoleon zur Zeit? — Er hatte am 24. März mit einem Theil seiner Truppen Doulevant erreicht und schon streiften seine Reiter auf der Verbindungsstraße der Verbündeten. Hier aber traf ihn ein Schlag, den er als einen furchtbaren empfand. Caulaincourt traf (am 25.) bei ihm ein und brachte die Unheil verkündende Nachricht von dem gänzlichen Schiffbruch der Unterhandlungen zu Chatillon. Hatte auch Napoleon den Frieden nicht gewollt, so war doch eine Kriegführung unter so schwierigen Bedingungen gar nicht denkbar, wenn nicht Unterhandlungen nebenher gingen. Besonders aber verrieth die Haltung der Verbündeten, daß es fortan grimmiger Ernst sein werde mit der Kriegführung; daß sie gegen seine Stellung an der Spitze Frankreichs gerichtet sein werde. So mancher bisher unbeachtet gebliebene warnende Wink Metternichs wurde nun in seiner vollen Bedeutung verständlich. Auch mußte Caulaincourt noch an demselben Tage in zwei fast gleichlautenden Briefen den Fürsten Metternich zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu bewegen suchen. Caulaincourt mußte darin versichern, daß er diesmal ernst gemeinte Verhaltungsbefehle und eine wirkliche Vollmacht haben werde; der Friede könne fast augenblicklich geschlossen werden. Französische Offiziere sollten mit diesen Briefen, wahrschein-

Digitized by Google

lich auf verschiedenen Wegen, zu dem Fürsten Metternich zu gelangen suchen.

Offenbar schon gar sehr aus der Fassung gebracht, erhielt dann Napoleon auch von Macdonald die unheimliche Meldung, daß man bei den verfolgenden Truppen des Feindes nichts wahrnehme als leichte Reiterei. Beunruhigt wendete sich Napoleon (am 26.) mit allen Truppen, die er im Augenblick vereinigen konnte, gegen Wintzingerode zurück, um zu sehen, was denn hinter seiner Kette leichter Reiter stehe. An der Spitze einer großen Uebermacht erfocht er einen leichten Sieg über diese Reiter, um dann mit Schrecken zu sehen, daß diesem angeblichen Vortrab kein Heer folgte; nichts! — Und von Gefangenen erfuhr er nun, daß beide Heere der Verbündeten im vollen Marsch seien auf Paris.

Nun sah Napoleon den Abgrund, der sich vor ihm öffnete; er sah nun, daß sein Kaiserreich verloren war, wenn Paris in Feindes Hände fiel. Dieser Ueberzeugung hatte er sich bis dahin stets verschlossen, jetzt konnte er sie nicht mehr abwehren, und die Rathlosigkeit, in der wir ihn den folgenden Tag verlieren, sein Heer nach Vitry zurückführen und einen sinnlosen Versuch auf diese ganz unbedeutende kleine Festung machen sehen, verräth, daß er Fassung und Haltung für den Augenblick ziemlich vollständig verloren hatte.

Endlich entschloß sich Napoleon, den Heeren der Verbündeten nicht zu folgen, sie nicht im Rücken anzugreifen, sondern auf weitem Umwege über Troye und Sens, und von dort auf dem linken Ufer der Seine nach Paris zu marschiren. Auch das ist als widersinnig besprochen und getadelt worden. Der Gewaltmarsch mußte nämlich, wenn er irgend einem Zweck entsprechen sollte, Tag und Nacht fortgesetzt, durfte kaum hin und wieder auf Stunden unterbrochen werden, und es war einleuchtend, daß die Armee dabei zu Grunde ging, auch wenn sie keinem Feinde begegnete. Macdonald machte gegen Napoleon geltend, daß auf diese Weise nur ein geringer Theil der Mannschaft das Ziel erreichen könne, und selbst dieser nur in einem Zustand gänzlicher Erschöpfung, in dem jedes Gefecht, selbst ein Kosacken-Angriff den vollständigen Untergang des Ganzen herbeiführen mußte. Er hatte Recht, und doch läßt sich erklären und selbst rechtfertigen, daß Napoleon diesen Weg wählte; denn auf allen, die er wählen konnte, mußte sein Heer zu spät kommen, zum Entsatz von Paris, dieser aber war der einzige, auf dem er für seine Person dem Heer voraneilen und vielleicht die Hauptstadt rechtzeitig erreichen konnte; der letzte Theil dieses Weges konnte mit Courier-Pferden im Wagen zurückgelegt werden; er war dazu noch sicher genug vor Feindesgefahr. Macdonald hatte Recht; der größere Theil der Mannschaft blieb ermattet am Wege liegen, die Pferde der Reiterei und der Artillerie fielen, Geschütze mußten in Menge zurückgelassen werden, noch ehe die Hälfte des Wegs zurückgelegt war; er hatte Recht, aber wir erlauben uns hier zu wiederholen, was wir schon an

derer Stelle gesagt haben, das alles beweist nur, daß Napoleon das
iel unwiederbringlich verloren hatte, nicht daß er es jetzt noch anders
o besser spielen konnte. Denn der Rath, den Macdonald hinzufügte,
auf Lyon zurückzuziehen, besagte gar nichts. Nur an Ludwig XIV.
ichtet, an einen Monarchen, dessen unerschütterliche persönliche Stellung
ht in Frage stand, wäre er zweckmäßig gewesen.

Am Abend des 30. März, als Paris bereits übergeben war, hatten
poleons Garden, die Spitze des Heereszuges bildend, erst Villeneuve-
rcheveque, 18 Meilen von Paris, erreicht. Der Rest des Heeres war
ckwärts zerstreut bis Lusigny, jenseits Troye. Bei dem mühsam er-
chten Villeneuve-l'Archevêque verließ Napoleon seine Garden und sein
er, um nur von wenigen Reiter-Schwadronen begleitet weiter zu reisen,
d da selbst diese wenigen Reiter nur bis Villeneuve-la-Guyard zu folgen
rmochten, von dort aus ohne alle Bedeckung. Bei dem Posthaus à la
ur de France, in der Nähe von Juvisy, begegnete ihm General Belliard,
der Spitze der Truppen, die Paris verlassen hatten, und er erfuhr,
ß er zu spät kam. In der leidenschaftlichsten Aufregung, die aber nicht
ehr imponirt zu haben scheint, wie wohl früher, wollte er weiter reisen
ach Paris, die Capitulation brechen, das Volk bewaffnen, den Kampf
uf das Aeußerste fortsetzen. Er beschuldigte dazwischen seinen Bruder
oseph in obscönen Worten der Feigheit, erging sich in zankender Rede
arüber, daß überall, wo er nicht persönlich anwesend sei, nur Dumm-
eiten gemacht würden, und befahl wiederholt den Truppen, nach Paris
mzukehren. Aber Napoleon konnte hier schon sehen, daß sein Thron
it der Hauptstadt verloren, daß er nicht mehr Kaiser war. Niemand
itterte vor ihm und seinem Zorn wie sonst, niemand gehorchte. Man
heint ihn behandelt zu haben, als ob er in dem Augenblick nicht zurech-
ungsfähig sei, und Belliard erklärte zuletzt, da er Paris in Folge einer
apitulation verlassen habe, könne und dürfe er nicht dorthin zurückkehren.

So mußte sich denn Napoleon bewegen lassen, für den Augenblick
u verweilen wo er war. Jetzt durchaus bereit, die Bedingungen der
Verbündeten, die Beschränkung Frankreichs auf seine alten Grenzen an-
unehmen, sendete er ohne Säumen Caulaincourt als Friedensboten nach
Bondy, dem letzten Hauptquartier des Kaisers von Rußland vor Paris.
Schon von St. Dizier aus hatte er einen österreichischen, von den bewaff-
neten Bauern aufgehobenen Diplomaten, den Baron Wessenberg, mit einem
igenhändigen Brief an den Kaiser Franz nach Dijon abgefertigt, aber
on dorther erfolgte keine Antwort, zu Bondy wurde Caulaincourt am
rühesten Morgen abschlägig beschieden.

Unmittelbar nach dem feierlichen Einzug, um 3 Uhr Nachm. desselben
Tages, erklärten die Verbündeten in einem an die Bevölkerung der fran-
zösischen Hauptstadt gerichteten Manifest, daß sie weder mit Napoleon noch
mit irgend einem Mitglied seiner Familie unterhandeln würden, und noch

Digitized by Google

an demselben Abend war entschieden, daß die Erben Ludwigs XIV., die Bourbons, auf den Thron ihrer Väter zurückkehren sollten. Talleyrand, der sich an die Spitze der Dinge stellte und eine Art provisorischer Regierung in die Hand nahm, erklärte sich für sie, und mit ihm der abtrünnige Deutsche, Herzog Dalberg und andere bedeutende Männer, die sich ihm anschlossen. Da der Kaiser Alexander in Talleyrands Palast abgestiegen war, konnten eben diese Herren sich ihm am bequemsten nähern.

Wenige Wochen früher hatte niemand unter den Verbündeten an die Bourbons gedacht, als die Engländer, die ihre Zwecke zu fördern und sich für sie zu verwenden suchten, weil sie eine europäische Restauration, die Herstellung der früheren, geschichtlich gegebenen Zustände beabsichtigten. Der Kaiser Alexander war den Bourbons feindlich gesinnt, dem König von Preußen und den leitenden preußischen Staatsmännern waren sie gleichgültig und der Fürst Metternich hatte sich im Namen seines Herrn und Kaisers sehr ungnädig erwiesen, als die französischen Prinzen, namentlich der Graf von Artois, sich in die von den Verbündeten besetzten Provinzen Frankreichs einzuschleichen und da eine royalistische Bewegung hervorzurufen suchten. Solches Treiben wurde ihnen zuerst untersagt, dann nur außerhalb der von den Verbündeten besetzten Bezirke gestattet, was wieder ein Verbot war, nur in anderer, milderer Form.

Dennoch war es nicht etwa nur, wie buonapartistische Schriftsteller vorgeben möchten, eine elende Intrigue, welche die Bourbons auf den Thron zurückführte, sondern eine unbedingte Nothwendigkeit. Es lag aber gar keine andere Möglichkeit vor. Alle Pläne in Beziehung auf Napoleon selbst, seinen Sohn, Marie Louise und eine Regentschaft, die Oesterreich gehabt haben mochte, hatten aufgegeben werden müssen; Bernadotte, an den Alexander früher gedacht hatte, war durch sein eigenes, mehr als zweideutiges Benehmen, vollkommen unmöglich geworden; in Frankreich hatte niemand ein hinreichendes Ansehen, um an Napoleons Stelle zu treten und von einer Republik wollte zu der Zeit niemand etwas wissen, als einige unverbesserliche Doctrinairs, wie der beschränkte Lafayette. Die wenigen aber hatten keinen Einfluß. Beachtenswerth und auch wohl ein Beweis, daß hier ein Gesetz der Nothwendigkeit waltete, ist der Umstand, daß es nicht Royalisten, Anhänger des legitimen Königthums und der alten Zustände waren, die sich um den Kaiser Alexander drängten und die Restauration bewirkten, sondern lauter Leute, die mehr oder weniger bei der Revolution betheiligt und Napoleons Werkzeuge gewesen waren. Was insbesondere eine Uebertragung der Krone auf Napoleons Sohn betrifft, deren gleich am ersten Abend Dalberg, wahrscheinlich von Talleyrand, der sich nicht selber bloßstellen wollte, dazu veranlaßt gedachte, so hatte Pozzo di-Borgo keine große Mühe zu beweisen, daß die nominale Regierung eines Kindes und zwar dieses Kindes und die Regentschaft einer schwachen Frau keine Bürgschaft gegen neue Umwälzungen und Kriege gewähren könne.

Digitized by Google

Das Weitere, so oft erzählt, darf hier wohl nur der Vollständigkeit
;en, ganz in der Kürze erwähnt werden.

Napoleons bis dahin stets kriechend unterwürfiger Senat beschränkte
nun nicht darauf (am 1. April) in aller Form eine provisorische Re-
rung zu ernennen, an deren Spitze Talleyrand gestellt wurde; es ge-
zte ihm auch nicht seinen bisherigen Herrn und Meister (2. April)
zusetzen und dessen ganzes Geschlecht vom Thron auszuschließen, er glaubte
ch Schmähungen hinzufügen zu müssen, und zählte in kühn gewordener
de alle Unthaten auf, durch die der „Korse" den Thron verwirkt habe.

Napoleon, nach Fontainebleau zurückgegangen, bemühte sich dort sein
ines Heer, das auf dem Gewaltmarsch zwei Fünftheile seiner Mann-
aft verloren hatte, einigermaßen herzustellen und die Hülfsmittel so viel
s möglich zu ersetzen, die ihm in der Hauptstadt verloren gegangen
aren, namentlich in der Nähe eine Patronen-Fabrik einzurichten. Aber
mußte sehr bald gewahren, daß er kein Heer mehr hatte. Da er jetzt
e Bedingungen der Verbündeten angenommen hatte, genau wie die
ovisorische Regierung und die Bourbons bereit waren sie anzunehmen,
hwand jede Täuschung, es wurde jedem einleuchtend, daß der Krieg nicht um
rankreichs, sondern lediglich um Napoleons persönliche Interessen fortgesetzt
erden sollte, und es war erklärlich genug, daß niemand den Beruf fühlte
ch für ihn aufzuopfern, in einem vollkommen hoffnungslosen Kampf, der
tzt noch dazu gegen Franzosen geführt, zu einem Bürgerkrieg werden
nußte.

Auch die Nachrichten aus Paris machten einen gewaltigen Eindruck
uf die Generale und Offiziere in Napoleons Umgebung; nicht blos die
Erklärung der verbündeten Monarchen wirkte erschütternd, sondern auch
was man von der Aufnahme der Verbündeten durch die Bevölkerung der
Hauptstadt erfuhr, von dem mächtigen Widerhall, den der Ruf: „Nieder
mit dem Tyrannen!" in Paris gefunden hatte. Napoleon sah sich von
seinen Marschällen, von den meisten seiner Generale verlassen. Marmont
war bekanntlich der Erste, der (am 4. April) in aller Form zu der provi-
sorischen Regierung übertreten und ihr den Heertheil unter seinen Be-
fehlen zuführen wollte. Alle Generale, die zu diesem Heertheil gehörten,
stimmten ihm ohne Ausnahme bei, und in Folge dessen konnte es ge-
schehen, daß der wirkliche Uebertritt erfolgte, während Marmont selbst,
beauftragt für Napoleon zu unterhandeln, abwesend war.

Marmont nämlich, Macdonald, Ney und Caulaincourt waren beauf-
tragt den Kaiser Alexander für eine Fortsetzung des Kaiserreichs unter
Napoleons Sohn und eine Regentschaft zu gewinnen. Denn schon hatte
sich Napoleon überzeugen müssen, daß seine Proklamationen ohnmächtig
verhallten und weder im Lande, noch selbst in seinem Heer den kriegerischen
Geist neu belebten; er hatte sich genöthigt gesehen dem Thron zu Gunsten
seines Sohnes zu entsagen. Die Nachricht, daß General Souham Mar-

Digitized by Google

monts Heertheil nach Versailles in die Reihen der Verbündeten hinüber geführt habe, machte (am 5.) diesen Unterhandlungen ein Ende und nun wurde Napoleon nach langem und leidenschaftlichem Widerstreben durch seine eigenen Generale gezwungen, der Krone unbedingt zu entsagen, wobei sich Ney durch die Brutalität seines Benehmens auszeichnete. Napoleon schrieb und unterzeichnete den Act der Entsagung in fast unleserlichen Zügen am 11. April. Ein eigener und eigenthümlicher Vertrag sicherte ihm den Besitz der Insel Elba und das Dasein eines souverainen Fürsten. Vielleicht konnte man nicht wohl anders verfahren, da alle regierenden Herren Europas, mit alleiniger Ausnahme des Königs von England, ihn als ihres Gleichen anerkannt hatten, da der Kaiser Alexander insbesondere ihn enthusiastisch als den großen Mann verehrt hatte, dessen Freundschaft das schönste Geschenk der Götter sei. Freilich bemühte sich Alexander zu verstehen zu geben, daß diese Erinnerungen keinen Einfluß auf seine Haltung üben dürften, denn er erwähnte der früheren Verhältnisse nur einmal in der Antwort, die er der Pariser Municipalität gab, als sie zu Bondy um Schonung der Stadt bat und er erwähnte ihrer da nur um zu sagen, daß Napoleon seine Freundschaft getäuscht habe. Er wollte nur durch die hochherzige Großmuth eines tief gekränkten und beleidigten, aber ritterlichen Siegers bestimmt sein. Doch wie dem sei, in einer oder anderer Weise schienen gewisse Rücksichten geboten, selbst auf Kosten einer weisen Vorsicht. Die Diplomaten aber scheinen auch wirklich geglaubt zu haben, der gefesselte Titan werde den Rest seiner Tage auf Elba in harmloser Beschaulichkeit verträumen.

Die Bourbons hatten indessen in Frankreich noch gewisse Schwierigkeiten zu besiegen, die ihnen hauptsächlich der Kaiser Alexander in den Weg legte. Talleyrand wollte allerdings, da es eben nicht anders war, die Rückkehr der Bourbons vermitteln, keineswegs aber ihnen und besonders ihrem Anhang von Emigrirten, Frankreich gleichsam auf Gnade und Ungnade ausliefern. Er wollte alle Interessen sicher gestellt wissen, welche die Revolution im Lauf von fünfundzwanzig Jahren geschaffen hatte. Das war schon durch die gewöhnlichste Klugheit geboten, da eine Herrschaft der Bourbons nur unter dieser Bedingung möglich wurde, konnte aber der Leidenschaftlichkeit der Royalisten gegenüber, nur durch eine parlamentarische Verfassung bewirkt werden. In dem Verlangen, daß Frankreich eine freisinnige Verfassung erhalte, kam ihm, aus Gründen, die mehr in das Ideale gingen, der Kaiser Alexander nicht nur entgegen, sondern zuvor. Schon als am 2. April eine Deputation des Senats den Beschluß meldete, durch den Napoleon und die Seinen vom Thron ausgeschlossen wurden, fügte Alexander seiner höflichen Antwort die Versicherung hinzu, daß er ein Freund des französischen Volks sei; daß es nur gerecht wäre diesem Volk liberale Institutionen zu geben, wie sie dem Grad seiner Bildung und den Forderungen der Zeit entsprächen. Er

ſt werde, wie ſeine Verbündeten die Unabhängigkeit der Berathungen Senats ſchützen.

Ein ſolcher Wink, oder vielmehr eine ſo beſtimmte Aufforderung nte nicht unbeachtet bleiben. Zum äußerſten Mißfallen der Royaliſten Talleyrand ſofort durch den Senat eine Commiſſion ernennen, die n Verfaſſungs-Entwurf ausarbeiten ſollte; man könnte ſagen, er ernnte ſie, da er die fünf Mitglieder bezeichnete, die gewählt werden ſoll. Es war ſeltſamer Weiſe ein Großwürdenträger Napoleons darunter, Erz-Schatzmeiſter Lebrun nämlich; die Anderen waren Liberale, Deſtut Tracy, Barbé-Marbois u. ſ. w. und ſie hatten zum Theil ſchon fünfdzwanzig Jahre früher in den conſtituirenden Verſammlungen geſprochen d geſtimmt. Eigenthümlich aber war, daß der Kaiſer Alexander nicht bei ſtehen blieb, dieſe politiſche Bewegung im Allgemeinen hervorgeſen zu haben, ſondern ſich auch im Einzelnen bei der Ausarbeitung der uen Verfaſſung Frankreichs betheiligte. Der Entwurf der Fünf wurde mlich zunächſt einer größeren Abtheilung des Senats vorgelegt, um ihr berathen zu werden und an den Sitzungen dieſer Abtheilung nahm ch ein ruſſiſcher Staatsmann, Graf Neſſelrode Theil, als Vertreter lexanders.

Der Entwurf ſelbſt entſprach den liberalen Theorien der Zeit, doch tten die Verfaſſer ſich durch die bitteren Erfahrungen der franzöſiſchen evolution belehren laſſen und manche Doctrin aufgegeben, um ſich dem orbild der erprobten engliſchen Verfaſſung anzuſchließen. Hauptſache ber war, daß darin die Souveränität des Volks ſehr entſchieden vorausſetzt wurde; daß Ludwig XVIII. nicht vermöge ſeines alten Rechts, als renkel des heiligen Ludwig und unmittelbarer Nachfolger Ludwigs XVII. rankreich als ſein ihm bis zur Zeit widerrechtlich vorenthaltenes Erbe in Beſitz nehmen, ſondern vermöge eines neuen Rechts, als ein von der ranzöſiſchen Nation aus freiem Entſchluß, auf beſtimmte Bedingungen uf den Thron berufener Fürſt, die Regierung antreten ſolle; ſein Recht wurde von der Annahme der geſtellten Bedingungen abhängig gemacht. Der erſte Artikel der Verfaſſung erklärte nämlich zwar Frankreich für eine rbliche Monarchie, der zweite aber ſtempelte dieſe Monarchie zu einer neu ntſtandenen, denn er erklärte, das franzöſiſche Volk berufe Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich, Bruder des letzten Königs, aus freiem Entſchluß auf den Thron (le peuple français appelle librement au trône Louis Stanislas Xavier de France, frère du dernier roi). Damit war uch das Andenken an den Dauphin, Ludwigs XVI. unglücklichen Sohn beſeitigt, an dieſen Prinzen, der in den Augen der Legitimiſten ſelbſt als Gefangener im Tempel König geweſen war und deshalb von ihnen als Ludwig XVII. gezählt wurde; es wurde damit überhaupt die geſammte Theorie der Legitimiſten beſeitigt und alle Regierungen, die ſeit Ludwigs XVI. Untergang in Frankreich geherrſcht hatten, als berechtigt, alle ihre Ver-

Digitized by Google

fügungen und Schöpfungen als zu Recht bestehend hingestellt. Durch den neunundzwanzigsten Artikel endlich wurde die endgültige Annahme dieser Verfassung dem Volk vorbehalten, dem König dagegen die Verpflichtung auferlegt, sie zu beschwören und zu unterschreiben, ehe er als König ausgerufen wurde.

Der einzige Legitimist, der Mitglied der provisorischen Regierung war, der Abbé de Montesquiou, wollte Einspruch erheben und rückte den Verfassern des Entwurfs vor, daß sie weder vom König noch vom Volk eine Vollmacht hätten und so wenig berechtigt seien im Namen des Einen, als des Anderen zu sprechen. Dem Kaiser Alexander dagegen waren alle diese Bestimmungen genehm. Er unterstützte den Senat darin und selbst in mehr noch.

Die Mitglieder des Senats fürchteten nicht mit Unrecht die Emigrirten und ihren Einfluß; sie suchten sich selbst und auch wohl die in Frankreich neu geschaffenen Interessen, als deren Vertreter sie sich betrachten mußten, dadurch sicher zu stellen, daß sie sich im Besitz eines überwiegenden, maßgebenden Einflusses auf die Regierung behaupteten. Das war an sich natürlich, aber sie thaten es in einer Weise, durch die sie sich die ärgsten Blößen gaben. Ihrem Verfassungs-Entwurf zufolge sollte Frankreich eine Deputirten-Kammer haben und ein Senat genanntes Oberhaus; und in dieses neue Oberhaus, das nach dem ersten Entwurf höchstens einhundertundfünfzig Mitglieder zählen sollte, wollten die napoleonischen Senateurs, einhundert an der Zahl, sämmtlich übergehen. Sie wären somit der Stimmen-Mehrheit unter der neuen Ordnung der Dinge für sich selbst auf Lebenszeit, für die Interessen, die sie vertraten, auf alle Zeiten sicher gewesen. Denn das neue Oberhaus sollte aus erblichen Pairs bestehen und in solche wollten sich Napoleons Senateurs verwandeln, die ehemaligen Republikaner unter ihnen gleich den Anderen, und um das Ganze zu krönen, wollten sie auch die Senatorerien, die Dotationen in liegenden Gütern, deren Einkünfte sie auf Lebenszeit bezogen, als erblichen Besitz behalten.

Als dieser Entwurf im officiellen Tageblatt, im Moniteur, bekannt gemacht wurde, empörte sich die öffentliche Meinung der französischen Hauptstadt, namentlich gegen die Bedeutung, die der Senat sich selbst beilegen wollte. Man erinnerte sich nun der würdelosen Willfährigkeit, mit der diese höchste Behörde allen despotischen Launen des Kaisers gefröhnt und geschmeichelt hatte, und wie mit einem Zauberschlage war der Senat allgemeiner Mißachtung verfallen, obgleich einige Legitimisten ausgenommen, die sich fern gehalten und in tiefes Schweigen gehüllt hatten, eigentlich niemand in Frankreich sich einer mannhafteren Haltung dem Cäsarismus gegenüber rühmen konnte. Gleich in den nächsten Tagen erschien in Paris eine Unzahl von Flugschriften, die in heftiger, leidenschaftlicher Weise gegen diese Verfassung und ihre Urheber gerichtet waren; diesen wurde nun von

Digitized by Google

n Seiten ihre Vergangenheit vorgeworfen. Mehrere dieser Flugschrif- rührten aber auch von Legitimisten her, die jede Beschränkung der iglichen Gewalt als frevelhaft verwarfen, die Constitutionen-Manie als Unheil der Zeit bezeichneten, dem man ein Ende machen müsse, über- upt von keiner Verfassung wissen wollten und damit einfach die Her- lung der alten Zustände verlangten. Um so entschiedener bestand der iser Alexander darauf, daß die Bourbons die Verfassung des Senats ne Einschränkung annehmen sollten.

Inzwischen war der abenteuernde Vitrolles, früher von Talleyrand den Grafen von Artois gesendet (2. April), als dessen Bevollmächtigter ch Paris zurückgekehrt und verlangte, der Prinz solle sofort als Stell- rtreter des Königs nach der Hauptstadt berufen werden. Das war bei r bekannten Sinnesweise des Prinzen den Mitgliedern der provisorischen egierung nicht erwünscht, und der Kaiser Alexander schien geneigt, weder rtois noch irgend einem der Bourbons die Thore der Hauptstadt öffnen lassen, weder ihm, noch selbst Ludwig XVIII. die Ausübung irgend ines Acts der Autorität zu gestatten, so lange nicht die neue Verfassung es Reichs anerkannt und geregelt, so lange nicht die Bedingungen erfüllt waren, die das Haupt der Familie erst zum König machen sollten.

Der Vertreter Englands, Lord Castlereaghs wunderlicher Bruder, Sir Charles Stewart, widersetzte sich sehr entschieden. Nach englischen Tory-Ansichten war Ludwig XVIII. König durch ein selbstverständliches Recht und niemand war berechtigt ihm Bedingungen vorzuschreiben. Doch hätte der Kaiser Alexander möglicher Weise auf seinem Sinn bestanden, wenn die provisorische Regierung sich entschlossen auf die Seite des Senats stellte und dessen Forderungen ebenso entschieden unterstützte wie der Kaiser. Aber einem Mann wie Talleyrand war natürlich weniger an einem Princip, an einer Verfassung gelegen, als daran, sich mit dem neuregierenden Hause gut zu stellen und dessen leitender Minister zu werden. Wenn den ungedruckten Denkwürdigkeiten Vitrolles zu trauen wäre, hätte (5. April) Talleyrand den Prinzen aufgefordert sofort nach Paris zu kommen und ihm bestimmt versprochen, daß vor seiner Ankunft in Beziehung auf die Verfassung kein endgültiger Beschluß gefaßt, dagegen seine Vollmacht als Stellvertreter des Königs sofort anerkannt werden solle. Das ist nicht wahrscheinlich; Talleyrand ließ sich nicht leicht zu bestimmten Versprechungen bewegen und wußte sich in schwierigen Fällen in ganz unbestimmten Aeußerungen zu halten, die zu nichts verpflichteten. Zudem ist Vitrolles keineswegs ein unbedingt zuverlässiger Zeuge. Wahr ist dagegen ohne Zweifel wohl, daß Talleyrand zwischen dem Grafen von Artois und dem Senat zu vermitteln und diesen letzteren zu einer gewissen Nachgiebigkeit zu stimmen suchte.

Der Graf von Artois, von den Legitimisten als Bruder des Königs in althergebrachter Weise „Monsieur“ genannt, hatte während des Feldzugs

Digitized by Google

lange in Vesoul verweilen müssen, wohin vor allen der Fürst Metternich ihn etwas unsanft verwiesen hatte, und war dann nach Nancy gegangen, wo seine Scheinthätigkeit eben auch keine Bedeutung gewinnen wollte. Jetzt nahte er in kleinen Tagereisen, bemüht, unterwegs weiße Kokarden auszutheilen und die Abschaffung der Conscription und der Getränksteuer zu versprechen, und begleitet von Vitrolles, der sich ihm unterwegs wieder anschloß und als der Einzige in seiner Umgebung, der in den neueren französischen Zuständen Bescheid wußte, maßgebenden Einfluß übte.

In Vitry erhielt Monsieur die neue Verfassung des Senats, die ihm von der provisorischen Regierung (6. April) zur Annahme entgegengesendet wurde. Die Herren von der provisorischen Regierung fügten den dringenden Rath hinzu, die dreifarbige Kokarde anzunehmen, an der die Armee hänge; sie beriefen sich dabei auf den Kaiser Alexander, dessen Rath das auch sei.

Nach Vitrolles Bericht zu schließen, unternahm Monsieur gar nicht sich selbst ein Urtheil über die Verfassung zu bilden, die er im Namen seines Bruders gutheißen sollte; er ließ sich, eben durch Vitrolles, Bericht darüber erstatten und da Vitrolles sie schlecht fand, so daß ihr zufolge der König nicht König und Monsieur nicht dessen Stellvertreter sei; da er „indignirt“ war, zeigte sich auch der Prinz indignirt.

Daß dieser Prinz, vor allen Vertreter der Emigration und des alten Frankreichs, sich entschieden weigern werde, die dreifarbige Kokarde anzunehmen, hätte man voraussehen müssen. In Beziehung auf die Verfassung erfolgte in seinem Namen eine auf Schrauben gestellte Antwort, deren Verfasser auch wieder Vitrolles war. Der Entwurf des Senats wurde darin nicht als ein Document besprochen, das irgend eine Autorität haben könnte, sondern lediglich als eine Reihe von Vorschlägen, die manches Gute enthielten, in mancher Beziehung aber mangelhaft seien und zum Theil durch persönliche Interessen eingegeben schienen. Uebrigens komme der Prinz nicht, um dergleichen Fragen zu discutiren, sondern um, so viel an ihm sei, den Uebeln des Kriegs zu steuern. Er werde seinen Einzug in Paris mit der weißen Kokarde halten.

Die Absicht ging unter Vitrolles Leitung dahin, sich vor allen Dingen im Namen eines unzweifelhaften Rechts in den wirklichen Besitz der Regierungsgewalt zu setzen. War das gelungen, dann konnte man es mit der Verfassung Frankreichs halten, wie man wollte.

So war denn die provisorische Regierung, zwischen den Prinzen und den Senat gestellt, in nicht geringer Verlegenheit, als der Prinz in dem, einem Grafen Damas gehörigen Schloß zu Livry, fast vor den Thoren von Paris eintraf, während noch nichts vereinbart und festgestellt war. In Beziehung auf die Kokarde bot der Umstand einen Ausweg, daß hin und wieder National-Garden von freien Stücken die weiße aufgesteckt hatten. Die National-Garde erhielt (am 10. April) den Befehl, überall

Digitized by

e Kokarde der Bourbons anzunehmen, in Beziehung auf die Armee aber, r man einen solchen Befehl nicht zu geben wagte, nahm die provisorische egierung zu einem ziemlich kleinlichen Kunstgriff ihre Zuflucht. Man ;ß den Marschall Jourdan, der in Rouen den Befehl führte, glauben, e Truppen in der Umgegend von Paris hätten bereits die weiße Kokarde ıfgesteckt und da er darauf den schwachen Truppen-Depots seines Bezirks :fahl, ein Gleiches zu thun, wurde den Schaaren, die bis zur Zeit Na- ɔleons Heer in der Nähe von Paris gebildet hatten, das Beispiel dieses lten Generals der Republik angeführt, um auch sie zur Annahme dieses bzeichens des alten, königlichen Frankreichs zu bestimmen.

Aber wie und als was sollte Artois in Paris empfangen werden? :r schien das Haupt der Regierung sein zu müssen, so wie er in Paris nwesend war: aber in welcher Eigenschaft? — Der Gedanke, einfach ie Vollmacht, die er von seinem Bruder hatte und ihn selbst als Stellvertreter des Königs anzuerkennen, mußte sofort aufgegeben wer- ɪen; die Stimmführer des Senats, dessen Haltung dadurch verleugnet ;ewesen wäre, erhoben sich dagegen. Namentlich machte der Senateur Barbé-Marbois geltend, daß Ludwig Stanislaus Xaver, selbst nicht König, o lange er die Verfassung nicht angenommen und beschworen habe, auch einen Stellvertreter ernennen und bevollmächtigen könne. Talleyrand stimmte ihm bei und es war nun die Rede davon, daß der Senat den Prinzen durch Wahl an die Spitze der provisorischen Regierung stellen solle. Während der Prinz selbst auf dem Schlosse zu Livry ganz in die Freude verloren war, die alten Anhänger seines Hauses und ihre Huldi- gungen zu empfangen und das wohl für sein wichtigstes Geschäft halten mochte, mußte der vorausgesendete Vitrolles (11. April) aus Talleyrands und Barbé-Marbois' Munde, diese, die Pläne seiner Partei durchkreuzen- den Dinge vernehmen und bei dem Kaiser Alexander ging es ihm noch schlimmer.

Der Kaiser sagte ihm im Lauf eines langen Gesprächs und wie Vi- trolles selbst gesteht, in unwandelbar strengem Ton: „man müsse dem Grafen von Artois die Nothwendigkeit begreiflich machen, den Ideen der Zeit zu huldigen (de sacrifier aux idées du temps); die Erinnerungen der alten Monarchie ließen sich nicht mit dem gegenwärtigen Zustand der französischen Nation vereinigen; man würde vergeblich versuchen, die Grundsätze sowohl als die Formen der Vergangenheit wieder zur Geltung zu bringen und es wäre in hohem Grade gefährlich das zu versuchen; die vom Senat decretirte Verfassung sei zur Zeit die Regel, der sich zu unterwerfen angemessen sei (à laquelle il convenait de se soumettre); diese Verfassung entspreche den Bedürfnissen Frankreichs; nur unter den angedeuteten Bedingungen hätten die Bourbons auf den Beistand der ausgezeichnetsten Männer zu rechnen, die Frankreich zähle, und auf Unter- stützung durch das was es in Europa an Macht, vor allem Hervorragen-

des gebe.“ (Qu'à ces conditions, mais à ces conditions seules les Bourbons trouveraient le concours et l'appui de ce qu'il y avait de plus éclairé en France et de plus puissant en Europe.)

Von der provisorischen Regierung und dem Stadtrath begrüßt, hielt Monsieur dennoch am folgenden Tag seinen Einzug in die Hauptstadt und in den Palast der Tuilerien, aber man wußte immer noch nicht als was, und eben deshalb hielt der Senat sich fern von der Begrüßung. Vitrolles suchte zunächst die Mitglieder des einigermaßen vernachlässigten gesetzgebenden Körpers, so viele ihrer in Paris anwesend waren, gegen den Senat in Bewegung zu setzen, aber wenigstens für den Augenblick nicht mit dem gewünschten Erfolg. Sie hatten zum Theil der Verfassung des Senats zugestimmt und zögerten allem Anschein nach in dem Bewußtsein, daß sie selbst im Vergleich mit dem Senat unbedeutend seien. Ein Erfolg schien endlich um so weniger zu hoffen, da der Kaiser Alexander nicht unterließ, viel entschiedener als die provisorische Regierung, im entgegengesetzten Sinn, zu Gunsten des Senats und seiner Ansprüche einzutreten.

Der Kaiser hatte die Aufmerksamkeit gehabt, die Truppen der Verbündeten für die Stunden, die der Einzug des Prinzen in Anspruch nahm, auf ihre Quartiere zu beschränken und den Dienst in der Stadt ganz der Pariser National-Garde zu überlassen, so daß sich dem Bruder des Königs von Frankreich an diesem Tage nirgends fremde Uniformen zeigten. Tags darauf aber machte er dem Prinzen in den Tuilerien einen Besuch, der eine entscheidende Wendung herbeizuführen schien.

Der Kaiser erinnerte hier den Prinzen zwar in höflicher Form, aber mit größter Bestimmtheit an die wichtigen Dienste, die der Senat den Bourbons durch seinen Beschluß am 2. April — Napoleons Absetzung — geleistet habe; er erinnerte an die Erklärung, durch welche die verbündeten Souveraine am 31. März versprochen hätten, die Verfassung, die sich Frankreich geben wolle, anzuerkennen und zu verbürgen. Wenn es jetzt den Bourbons etwa gefallen sollte, die Dienste des Senats mit Undank zu belohnen, würden doch die verbündeten Souveraine ihrem Wort nicht untreu werden.

Es war kaum möglich sich bestimmter auszusprechen. Der Graf von Artois verlor für den Augenblick den Muth. Denn, wir müssen es hier wiederholen, so fest, so unwiderruflich dieser Prinz im Allgemeinen in den Ideenkreis der Emigration gebannt war, so wenig er sich über diesen engen Kreis von Vorstellungen zu erheben wußte, so bestimmbar, so abhängig vom Augenblick war er im Einzelnen. Es mochte das wohl in der Leerheit liegen, die leicht rathlos wurde. Wie nahe lag hier die Antwort, daß er nicht bevollmächtigt sei, den Rechten seines Bruders etwas zu vergeben! Aber der Prinz verfiel nicht darauf oder hatte nicht den Muth sie zu geben. Er ließ sich nun gefallen, daß der Senat ihm die stellvertretende Verwaltung des Reichs — die lieutenance générale du

Digitized by Google

aume — auftrug. Napoleons ehemaliger Polizei-Minister, Fouché, jetzt hervortrat, hatte diesen Ausweg nachgewiesen, die Ernennung r von der Bedingung abhängig gemacht, daß der Prinz eine „ange-ssene Erklärung“ ausspreche. Auch diese Erklärung, die Fouché auf-te, Talleyrand hin und wieder verbesserte, ließ sich der Prinz gefallen. verspräch die Annahme der Verfassung. So ließ der Graf von Artois Anspruch fallen, als Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi) rkannt zu werden, und die Regierung kraft einer vom König erhalte-n Vollmacht zu übernehmen. Er gab damit, vielleicht, ja wahrscheinlich ne die Bedeutung seines Schritts in ihrem ganzen Umfang gewahr zu rden, das Princip der Legitimität auf, wie es die Bourbons selbst und Legitimisten Frankreichs verstanden; er gab mit dem Princip das ge-nmte darauf gegründete Staatsrecht auf, indem er das Recht des Senats erkannte, über Frankreich zu verfügen.

In den nächsten Stunden freilich machte sich wieder der Einfluß trolles geltend, und der Prinz wollte die Erklärung, die ihm vorgelegt ırde, in etwas geändert haben; die Annahme der Verfassung sollte darin weniger bestimmter Weise zugesagt sein. Fouché zeigte sich geneigt, m darin zu willfahren —: nicht aber der Kaiser Alexander, der eben ırch Fouché erfuhr, was vorging. Vitrolles wurde zum Kaiser beschieden, ber nicht von ihm, sondern von dem Grafen Nesselrode empfangen. ielleicht hielt es der Kaiser nicht für angemessen, sich in eigener Person it dem Nachdruck auszusprechen, der hier nöthig schien. Nesselrode hatte em Baron Vitrolles zu erklären: der Kaiser Alexander werde nicht ge-atten, daß der Sinn, der dem Grafen Artois vorgelegten Erklärung efälscht (dénaturé) werde; diese Erklärung müsse eine bestimmte Ver-flichtung des Prinzen enthalten; der Kaiser wolle nicht, daß ein Kampf egen den Senat und die Verfassung unternommen werde. „Wenn das eschehen sollte,“ fügte Nesselrode hinzu, „würden sich alle fremden Bayonette vereinigen, um die Verfassung und den Senat gegen Allen ınd Jeden zu unterstützen.“ (Pour soutenir envers et contre tous a constitution et le sénat.) So berichtet Vitrolles, diesmal wohl der Wahrheit gemäß; Alexanders Haltung in ihrer Gesammtheit bürgt dafür.

Die Drohung hätte wohl nicht buchstäblich wahr gemacht werden önnen, aber sie war deutlich. Monsieur empfing in den Abendstunden des 14. April den Senat und ließ sich von dieser Behörde die stellver-tretende Verwaltung des Reichs auftragen, für die Zeit, wie es hieß, bis „Ludwig Stanislaus Xaver die Verfassung angenommen haben werde.“ (En attendant que Louis Stanislas Xavier eût accepté la constitu-tion.) Daß Ludwig noch nicht König sei, suchte der Senat auch dadurch anzudeuten, daß er es geflissentlich vermied, den Grafen v. Artois „Mon-sieur“ zu nennen.

Der Prinz ließ sich von Talleyrand, der das Wort führte, sagen:

Der Senat und die Nation wünschten das königliche Ansehen für immer sicher zu begründen, auf eine gerechte Vertheilung der Macht und politische Freiheit (la liberté publique), die einzig mögliche Bürgschaft für die Wohlfahrt und die Freiheit aller — und er antwortete darauf durch die Erklärung, die ihm vorgeschrieben war. Doch hatte Vitrolles mit dieser Erklärung noch im letzten Augenblick eine Veränderung vorgenommen, die eine Möglichkeit ließ, sich den übernommenen Verpflichtungen wieder zu entziehen. Nach Fouchés und Talleyrands Entwurf sollte der Prinz sagen, er sei nicht bevollmächtigt, die Verfassung anzunehmen, aber er kenne die Denkweise des Königs, „und ich besorge nicht, verleugnet zu werden, indem ich in seinem Namen schwöre, ihren Grundprincipien gemäß zu verfahren und verfahren zu lassen“ (je ne crains pas d'etre désavoué en jurant en son nom d'observer et d'en faire observer les bases); — er sagte aber anstatt dessen: „ich besorge nicht verleugnet zu werden, indem ich in seinem Namen versichere, daß er ihre Grundlagen genehmigen wird.“ (Je ne crains pas d'être désavoué en assurant en son nom qu'il en admettra les bases.) Dann folgten die vorgeschriebenen Versicherungen, die den Forderungen des Senats und den Bedingungen einer parlamentarischen Regierung in allgemeinen Ausdrücken entsprachen. Auf die besonderen Zustände Frankreichs bezog sich das Versprechen, daß alles Eigenthum, also auch der Besitz confiscirter und verkaufter Güter, unantastbar sein sollte, daß alle von den revolutionairen Regierungen und Napoleon verliehenen militairischen Grade, Ehren und Adelstitel gültig blieben, und der Orden der Ehrenlegion beibehalten werden.

Einen Augenblick scheint der Prinz des Sinnes gewesen zu sein, daß sein Haus durch diese Erklärung wirkliche Pflichten übernommen habe und daß man sie womöglich auch halten müsse. Wenigstens äußerte er sich in diesem Sinne gegen Vitrolles.

Aber der Senat war nicht allein vor dem Prinzen erschienen; neben ihm trat jetzt auch der gesetzgebende Körper auf, in dem Vitrolles nun doch die Leute gefunden hatte, die er brauchte. Der Präsident dieser Genossenschaft, Felix Faulcon, begrüßte den Bruder des Königs, den Enkel des guten Heinrichs IV. in einer ganz überschwenglich royalistischen Rede, in der er der Verfassung nicht mit einer Silbe erwähnte. Das war nach Artois Sinn und erfreute sein Herz! — Bewegt äußerte er, er wisse die Freude nicht auszusprechen, die es ihm verursache, sich unter den wahren Vertretern der französischen Nation zu finden.

Die entschiedenen Royalisten, die sich um diesen Prinzen schaarten, konnten übrigens leicht gewahr werden, daß sie auch im Lager der Verbündeten Gesinnungsgenossen hatten, auf die sie rechnen durften. Zwar die preußischen Staatsmänner hielten sich fern und nahmen keinen Antheil an allem, was die inneren Angelegenheiten Frankreichs betraf; die

Digitized by Google

plomaten Englands aber zeigten sich empört durch den „Jacobinismus"
: Kaisers Alexander, und klagten in ihren Berichten an die eigene
gierung mit entschiedenem Unwillen über sein Bestreben, den Senat zu
terstützen und in Frankreich eine parlamentarische Verfassung herbei-
ühren. Und nun traf (am 15. April) auch der Kaiser Franz von
:sterreich in Paris ein. Er hatte, scheint es, nicht früher kommen
llen, um nicht persönlich an den Unterhandlungen und Beschlüssen
heil zu nehmen, durch die seine Tochter und sein Enkel von dem Thron
tfernt werden mußten. Er wurde feierlich empfangen, und auch vom
enat begrüßt, äußerte er, mit der Trockenheit, die ihm eigen war: er
be nicht blos mit Napoleon zwanzig Jahre lang Krieg geführt, sondern
it den Grundsätzen, die das Unglück der Welt gemacht hätten.

Es galt also, wie Artois und die Legitimisten die Sache ansahen,
ır die unberufene Einmischung Alexanders zu beseitigen, dann machte
h Alles von selbst ihren Wünschen und dem gemäß, was sie für recht und
veckmäßig hielten. Auch unterließ der Prinz nicht seinem Bruder, dem
önig, fort und fort in diesem Sinn zu schreiben. Er forderte ihn auf,
ie Verfassung zu verwerfen, die nur dem Fürsten Talleyrand und dem
Senat zum Vortheil gereiche. Ganz Frankreich mißbillige sie und ver-
ınge nichts als seinen König, Friede und die alten Zustände, wie sie vor
er Revolution waren.

Der König Ludwig XVIII., den ein Anfall von Podagra in England
urückhielt, war bekanntlich seinem jüngeren Bruder an Verstand bedeutend
iberlegen, er war der Einsicht zugänglich, daß sich das Alte nicht herstellen
asse, daß man den Forderungen der Zeit mehr oder weniger gerecht wer-
en müsse. Er hatte sich schon im Jahre 1804 in einer Art von Mani-
est in diesem Sinn ausgesprochen, und dann wieder am 1. Januar 1814
n einem Aufruf an das französische Volk, der in der mächtigen Bewegung
er Zeit so gut wie unbeachtet geblieben war. Daneben aber war der
hinfällige alte Mann von einem unermeßlichen bourbonischen Stolz be-
seelt; seine Vorstellung von der eigenen Würde als Nachfolger Ludwigs
XIV., Heinrichs IV., des heiligen Ludwigs, Karls des Großen, der Mer-
winger, Pharamunds, ging in das Ueberschwengliche, und unerschütterlich
war sein Glaube, daß sein Recht über jede Erörterung erhaben, an keine
Bedingung geknüpft sei. Als einer seiner Getreuen, der Marquis Mai-
sonfort, ihm die Nachricht von Napoleons Absetzung brachte und sie mit
den Worten einleitete: „Sire, Sie sind König von Frankreich!" antwortete
Ludwig XVIII. mit der zurechtweisenden Frage: „Habe ich etwa jemals
aufgehört es zu sein?"

In solcher Stimmung konnte er natürlich nur mit äußerstem Wider-
streben daran denken, sein Recht fallen zu lassen, um als ein vom Senat
berufener König, als ein König auf Bedingungen in Frankreich aufzu-
treten. Da ihn überhaupt nur Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen konnten,

Digitized by Google

der unumschränkten königlichen Gewalt etwas zu vergeben, lag es sogar nahe, daß er auf frühere Erklärungen zurückging, in denen er die alten Zustände Frankreichs als die allein berechtigten bezeichnet hatte, sobald man ihn überzeugte, daß „Zugeständnisse" nicht nothwendig seien.

In diesem Sinn aber sprachen ihm jetzt nicht nur die Leute seiner Umgebung und unter ihnen vor Allen sein Günstling und Vertrauensmann, der Graf Blacas, sondern auch die Staatsmänner Englands. Doch vermied es Ludwig XVIII. sich mit der Bestimmtheit auszusprechen, selbst als ein Adjutant und Vertrauter seines Bruders, Graf Bruges, ihm die Nachricht brachte, daß Monsieur in Paris eingezogen, und als Stellvertreter anerkannt sei, ohne daß man ihm einen Eid auf die künftige Verfassung abgenommen hätte. Er schien zu schwanken. Der edle Herzog La Rochefoucauld-Liancourt, von Talleyrand gesendet, wurde, in Erinnerung an seine liberale Haltung während der ersten Zeiten der Revolution, sehr schlecht empfangen.

Doch fehlte es in der That auch nicht ganz an Stimmen, die dem neuen König in Person in einem entgegengesetzten Sinn sprachen. Ein strenger Royalist, der Abbé Montesquiou, rieth dem König schriftlich, zwar die Verfassung des Senats zu verwerfen, die mit der Würde des legitimen Königthums unvereinbar sei, durch ein Edict die volle königliche Gewalt an sich zu nehmen, dann aber aus freier Bewegung ein Parlament zu berufen. Die Lage der Finanzen mache das zur Nothwendigkeit; eine Anleihe sei unerläßlich, und gewiß nicht zu haben, wenn man nicht die Bürgschaften bieten könne, welche parlamentarische Institutionen gewähren.

Vor allem aber ließ der Kaiser Alexander nichts unversucht zu Gunsten des Senats und des liberalen Princips. Er sendete Pozzo-di-Borgo nach England; der Form nach, um Ludwig XVIII. zu begrüßen und auf seiner Reise zu begleiten; in Wahrheit, um ihn dazu zu bestimmen, daß er die Krone Frankreichs in der Weise annahm, in der sie ihm vom Senat geboten wurde. Er schrieb dem König selbst in diesem Sinn, und sagte unter Anderem in seinem Brief: „E. M. wird sich alle Herzen unterwerfen, wenn Sie liberale Ideen kund thun, die bezwecken, die organischen Institutionen Frankreichs zu erhalten und zu befestigen." (V. M. subjuguera tous les coeurs, si Elle manifeste des idées libérales tendantes à maintenir et à raffermir les institutions organiques de la France.) Damit waren der Senat und seine Autorität deutlich genug einer erhaltenden Pflege empfohlen.

Ludwig XVIII. hatte inzwischen England bereits verlassen. Er hatte zu London ausgesprochen, daß er nächst Gott die Krone dem Prinz-Regenten und dem Volk Englands verdanke, und diese Worte, die allgemein bekannt wurden, hatten nicht nur den französischen Senat, sondern auch den Kaiser Alexander, der für das Haupt des Bundes gegen Napoleon und den eigentlichen Sieger in dem weltgeschichtlichen Kampf gelten

Digitized by Google

ollte, sehr unangenehm berührt. Eine englische Flotte hatte dann den König von Frankreich und Navarra" mit großem Pomp unter unzähligen Salutschüssen von Dover nach Calais übergeführt, und auf der langsamen Reise von dort nach Compiègne hatte ihn die Bevölkerung überall freudig ls König begrüßt. Frankreich war eben erschöpft, des Kriegs und des yrannischen Druckes müde, der durch die Handelssperre in die täglichen Gewohnheiten des Lebens eingriff, und durch die Conscription immer von neuem in schmerzlichster Weise in jeder einzelnen Familie fühlbar wurde. Vom König erwartete man Friede, und weiter dachte die große Masse der Friedfertigen für den Augenblick nicht.

Pozzo-di-Borgo war dem König unterwegs begegnet und hatte sich ihm angeschlossen, vergeblich bemüht, ihn im Sinn des Kaisers von Rußland zu bestimmen. Zu Compiègne, wo Ludwig XVIII. mehrere Tage (vom 29. April bis zum 2. Mai) verweilte, stellten sich ihm die von Napoleon ernannten Marschälle von Frankreich vor, Talleyrand als Haupt der provisorischen Regierung, und der gesetzgebende Körper. Nur der Senat blieb aus, jetzt wie früher und aus denselben Gründen.

Berthier, lange Jahre der unzertrennliche Gefährte Napoleons, richtete, an der Spitze der Marschälle und als ihr Wortführer, eine Rede an den König, in der sich eine schwunghafte legitimistische Begeisterung aussprach. Auch was im Namen des gesetzgebenden Körpers gesprochen wurde, war in der Hauptsache befriedigend, wenn es auch nicht ganz den Wünschen der Emigrirten entsprechen mochte Der Präsident der Genossenschaft konnte diesmal nicht den eigenen Eingebungen folgen; er hatte eine Rede vorzutragen, die von der Gesammtheit gemeinschaftlich entworfen war, und da zeigte sich freilich, daß Vitrolles Erfolg in diesem Kreise doch nicht ein unbedingt vollständiger im Sinn der Emigration gewesen war, denn es wurde sehr deutlich ausgesprochen, daß Frankreich parlamentarische Institutionen erwarte. Aber es wurde doch nur als Wunsch und Hoffnung ausgesprochen, nicht als eine Bedingung, von der die Anerkennung des Königs abhängig sein könne. Der gesetzgebende Körper huldigte dem selbstverständlich anerkannten König, und damit war viel, ja das Wesentlichste gewonnen.

Talleyrand wurde demgemäß auch nicht empfangen, wie er nach den geleisteten Diensten erwarten mochte. Er war allerdings vor der Hand nicht zu entbehren, aber man ließ ihn doch fühlen, daß ein legitimer König niemals irgend jemandem verpflichtet sein kann, und am wenigsten wenn eigentlich nichts geschehen ist, als was sich einfach von selbst versteht, nämlich daß man sein Recht anerkannt hat. Der Präsident der provisorischen Regierung mußte drei Stunden im Vorzimmer warten, ehe er sich dem König vorstellen durfte, und dann erinnerte ihn Ludwig XVIII. daran, von wie verschiedenen Ansichten sie beide zu Anfang der Revolution ausgegangen seien, um mit Befriedigung hinzuzufügen, daß Er, der König,

Digitized by Google

nun doch schließlich Recht behalten habe. Schon dadurch war es dem Fürsten Talleyrand unmöglich gemacht, zu einer Verständigung mit dem Senat auch nur anzurathen.

Unter diesen Umständen glaubte der Kaiser Alexander selbst dem König entgegenreisen zu müssen, um in Person zu erlangen, was ihm im Interesse Europas nothwendig oder erwünscht schien. Er reiste (1. März), nur von dem Flügel-Adjutanten Czernyschew begleitet, nach Compiègne um in einem stundenlangen Gespräch mit Ludwig XVIII. zu versuchen, was seine eigene Beredtsamkeit vermöge. Royalistische Schriftsteller haben ausführlichen Bericht von diesem Gespräch gegeben und darin ihren König als den geistig überlegenen darzustellen gesucht; auch Thiers hat einiges davon in den Halbroman aufgenommen, den er für Geschichte ausgiebt. Einleuchtend aber ist, daß das Alles Erfindung sein muß, da der Bericht weder von dem Kaiser Alexander noch von dem König von Frankreich herrührt, und niemand sonst die Worte gehört hat, die hier gewechselt wurden. Gewiß ist nur, daß der Kaiser dem König, ohne Zweifel in den Formen, die unter Königen geboten waren, die Ansichten, von denen er ausging, und die Maßregeln, die ihm zweckmäßig schienen, annehmbar zu machen suchte, und daß Ludwig XVIII. sich jeder Verpflichtung in diesem Sinn zu entziehen wußte. Ueber den Hergang im Einzelnen ist nichts Zuverlässiges bekannt geworden, als was sich einer Aeußerung Alexanders gegen den General Lafayette entnehmen ließ, dem er in den Sälen der berühmten Frau v. Stael begegnete, und zu dem er damals mit Vertrauen sprach.

„Was sollte ich thun!“ sagte der Kaiser, „ich wollte daß die Bourbons, anstatt selbst dem Lande eine Verfassung zu geben, eine solche aus den Händen der Nation annähmen; ich war in der Hoffnung nach Compiègne gegangen, vom König zu erlangen, daß er seine neunzehn Regierungsjahre und andere Ansprüche derselben Art aufgebe; aber eine Abordnung des gesetzgebenden Körpers war schon vor mir dort, um ihn ohne Bedingungen anzuerkennen. Gegen den König und den gesetzgebenden Körper vereint war ich ohnmächtig.“

Aus diesen Worten ließe sich allenfalls folgern, daß der Kaiser versucht habe die Haltung des Senats und ihre Bedeutung geltend zu machen, Ludwig XVIII. dagegen sich auf die unbedingte Anerkennung durch den gesetzgebenden Körper berufen habe, um jede Nothwendigkeit der verlangten Zugeständnisse in Abrede zu stellen.

Von einer Berufung des Königs aus freiem Entschluß und auf bestimmte Bedingungen, konnte nun nicht mehr die Rede sein, nachdem Ludwig XVIII. in so vielen Städten als König begrüßt und von den Marschällen von Frankreich und von dem gesetzgebenden Körper anerkannt worden war. Alle Bemühungen mußten nun darauf gerichtet sein, eine befriedigende Erklärung von dem König zu erhalten, durch die er sich

Digitized by Google

fentlich verpflichtete, auch die in Frankreich neuentstandenen Interessen zu hten und zu wahren; in denen er die parlamentarischen Institutionen rhieß, die den Gesinnungen Monsieurs und der Emigrirten gegenüber lein eine Bürgschaft dafür gewähren konnten. Das war erreichbar. Man hatte sich bereits überzeugen können, daß Ludwig XVIII., wenigstens esser als sein Bruder, einsah, was geschehen mußte, daß er demnach nicht bgeneigt war, die Versicherungen zu wiederholen, die Monsieur bereits usgesprochen hatte und in Folge dessen seinem Reich auch wirklich eine arlamentarische Verfassung zu verleihen, wenn nur sein königliches Recht ls ein unbedingtes anerkannt, wenn nur die Verfassung eine von ihm verliehene war, nicht eine, die ihm vorgeschrieben wurde, die er annehmen mußte.

Nun aber drängte die Zeit, denn den Tag nach dem Besuch Alexanders zu Compiègne traf Ludwig XVIII. auf dem Schlosse zu St. Ouen, ganz in der Nähe von Paris ein, und schon am folgenden Tage sollte ein feierlicher Einzug in die Hauptstadt stattfinden. Da beschäftigten sich denn mehrfach Männer, die sich theils durch ihre amtliche Stellung, theils durch das besondere Vertrauen des Königs oder seines Bruders dazu berufen glauben konnten, mit der Verfassung von Erklärungen, die dem König vorgelegt, und dann von ihm gebilligt, in seinem Namen bekannt gemacht werden sollten.

Merkwürdig ist namentlich ein Entwurf, den Talleyrand mit Hülfe mehrerer Senatoren ausarbeitete, und zwar weil er gleichsam unter den Augen des Kaisers Alexander entstand, und ausdrücklich von ihm gebilligt wurde. Man ließ den König in den einleitenden Phrasen sagen: er sei durchdrungen von der Nothwendigkeit, den Senat, dessen Einsicht er zum Theil die Rückkehr in sein Königreich verdanke, um sich versammelt zu erhalten. (Pénétré de la nécessité de conserver autour de nous ce Sénat aux lumières duquel nous reconnaissons devoir en partie notre retour dans notre royaume.) Besonders aber ließ man ihn erklären, er werde sich eidlich verpflichten, die Verfassung zu beobachten, sobald die (das Volk) vertretenden Körperschaften ihr zugestimmt hätten, und das französische Volk sie angenommen habe. (Tels sont les principes sur lesquels sera établie la Charte que nous jurerons et ferons jurer d'observer dés qu'elle aurait été consentie par les Corps représentatifs et acceptée par le peuble français.)

In diesen Worten war das Princip der Volks-Souveränität mit der Schärfe und Bestimmtheit anerkannt, die der Kaiser Alexander in dieser Beziehung liebte. Man sieht, er suchte auch jetzt noch die Grundsätze zur Geltung zu bringen, zu denen er sich bekannte, nur in veränderter Form. Bis zu dem Augenblick hatte er gefordert, Ludwig XVIII. solle die Verfassung annehmen, die der Senat zur Bedingung seiner Berufung auf den Thron machen wollte, überhaupt die Stellung, die der Senat ihm anwies: da das nicht durchzuführen war, wollte er dem Senat, dem ge-

Digitized by Google

setzgebenden Körper und dem Volk das Recht wahren, die Verfassung die der König bot, anzunehmen oder abzulehnen. Die Erhaltung des Senats in seiner augenblicklichen Zusammensetzung war nicht blos in den Augen seiner Mitglieder wichtig. Sie schien nothwendig als Gegengewicht gegen den Einfluß der Emigrirten.

Auf dem Schloß zu St. Ouen verging der Tag mit Vorstellungen des Senats, des höchsten Gerichts und anderer Behörden, und endlosen Reden, die an den König gerichtet wurden. Nur Talleyrand wagte, indem er den Senat vorstellte, der parlamentarischen Verfassung zu gedenken, die sich in England bewährt habe. Die übrigen hohen Würdenträger, lauter Leute, die vor Kurzem den alleräußersten Pomp der Rede aufgeboten hatten, um ihre bewundernde Ergebenheit zu Napoleons Füßen auszusprechen, überboten sich jetzt in einem Royalismus, der die Emigrirten beschämen konnte. Dazwischen hatte der König eben nur Zeit gefunden Talleyrands vom Kaiser Alexander gebilligten Entwurf zu verwerfen, und am Abend mußte er sich höchst ermüdet zur Ruhe begeben, ohne daß er an eine andere Fassung hätte denken können.

Während der Nacht, während er schlief, verfaßten Blacas, Vitrolles und Maisonfort die berühmte Erklärung von St. Ouen, die als das Werk Ludwigs XVIII., als der Ausdruck seiner milden Weisheit bewundert worden ist. Die Verfasser legten dabei Talleyrands Arbeit zum Grunde, entfernten daraus, was den König verletzt hatte, und suchten die liberalen Versprechungen so viel als möglich in das Unbestimmte zu wenden. Da dann keine Zeit mehr zu verlieren war, mußte sie gedruckt und bekannt gemacht werden, ohne daß der König sie in ihrer letzten Gestalt gesehen hätte.

Vielfach ist erzählt worden, der Kaiser Alexander habe diese Erklärung im letzten Augenblick erzwungen, durch eine Note, die Pozzo-di-Borgo dem Grafen Blacas nicht geradezu überreichen, wohl aber gleichsam vorläufig, als für einen äußersten Fall in Bereitschaft gehalten, zeigen mußte, und in welcher der Kaiser erklärte, den Einzug des Königs in die Hauptstadt nur unter der Bedingung gestatten zu wollen, daß die verlangte Erklärung vorhergehe. Auch Thiers erzählt in diesem Sinn. Doch ersehen wir aus Viel-Castel und Duvergier de Hauranne, daß die beiden in diesen Tagen vorzugsweise beschäftigten Royalisten Vitrolles und Maisonfort dieses Umstands nicht erwähnen. Auch ist die Erzählung nichts weniger als wahrscheinlich, obgleich die Stimmung Alexanders allerdings von der Art war, daß er wohl auch zu einem solchen Mittel gegriffen haben könnte, wenn irgend ein Erfolg davon zu hoffen war. Er war den Bourbons sehr abgeneigt; sie hatten sich in beleidigender Weise geäußert, als er sie aus dem zu Mitau gewährten Asyl wies, und sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Ludwig XVIII. hatte die Abneigung gesteigert. Aber dem anerkannten König von Frankreich den Einzug in

Digitized by Google

ie Hauptstadt zu wehren, war vollkommen unmöglich geworden, und Alexander hatte zu viel Erfahrung, um eine Drohung auszusprechen, die ihn bloßstellen konnte, da sie unter allen Bedingungen ein Wort bleiben mußte, dem keine That folgen konnte.

Die Erklärung von St. Ouen befriedigte im Allgemeinen, und so fand denn am 3. Mai 1814 der Einzug Ludwigs XVIII. zu Paris, dem Anschein nach unter Glück verheißenden Bedingungen statt. Wie dann die Verheißungen dieser Erklärung in der dem Reich von seinem König verliehenen „Charte" ihren bestimmteren Ausdruck und Gesetzeskraft erhielten, obgleich Monsieur und alle französischen Prinzen den Eid auf die neue Verfassung des Landes verweigerten, hat die Geschichte Frankreichs zu berichten.

Hier war die Aufgabe nachzuweisen, mit welcher Entschiedenheit und Energie der Kaiser Alexander die Rolle antrat, die er in der Folgezeit durchführen wollte: die Rolle eines Hauptes der liberalen Partei in ganz Europa, des Schirmvogts und Vorkämpfers der liberalen Grundsätze, die er in der ganzen europäisch gebildeten Welt zur Geltung zu bringen dachte. Er hoffte um so mehr, diese Rolle mit Erfolg durchführen zu können, da er glaubte, daß Rußland durch Napoleons Sturz vorzugsweise die leitende, maßgebende Macht in Europa geworden sei. Er hatte diese Ueberzeugung sogar schon hin und wieder in einer Weise ausgesprochen, die wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen, namentlich des Wiener Cabinets zu erregen. So unter Anderem, als er dem Grafen von Artois bedeutete, unter welchen Bedingungen die Bourbons der Theilnahme und des Beistandes der größten Macht in Europa (de ce qu'il y a de plus puissant en Europe) gewiß sein könnten. Er schwelgte in dem Bewußtsein dieser neu gewonnenen Stellung, und glaubte sich in ihr der hemmenden Fesseln entledigt, die Metternich und Kaiser Franz seiner Politik in Deutschland auferlegt hatten. Außerdem erwartete Alexander von der öffentlichen Meinung, von der Dankbarkeit der Völker in ganz Europa mächtig unterstützt zu werden.

Aber auch hier müssen wir daran erinnern, auch in dieser Beziehung war die Politik Alexanders eine durchaus persönliche. Er vertrat in ihr nicht sein Reich. Sie war weder durch die Interessen Rußlands, namentlich wie sie in Rußland selbst verstanden wurden, noch durch einen Geist, eine öffentliche Meinung, die sich etwa in seinem weiten Reich geregt hätten, in diesem Sinn bestimmt. Es gab in Rußland nichts, das Einfluß darauf üben konnte. Eben deshalb aber stand es auch dem Kaiser Alexander durchaus frei, in andere, ja in gerade entgegengesetzte Bahnen einzulenken, sobald er selber anderes Sinnes wurde. Es gab nichts in Rußland, das einen solchen Wechsel in irgend einer Weise schwierig machen konnte.

Digitized by Google

Schon vor der Ankunft König Ludwigs auf französischem Boden, war Napoleon (am 20. April) bewacht und im Süden Frankreichs auch geschützt von Bevollmächtigten der verbündeten Mächte, von Fontainebleau nach der Insel Elba abgereist.

Am 23. April hatte Monsieur eine Convention unterzeichnet, infolge welcher Frankreich alle festen Plätze räumte, die es noch außerhalb seiner neuen Grenzen besetzt hatte, und alle Vorräthe, die sie enthielten, namentlich auch die Kriegsschiffe, die zu Antwerpen und Venedig lagen, den Verbündeten überließ. Franzosen haben es ihrem Talleyrand, der diesen Vertrag unterhandelte, zum Vorwurf gemacht, daß er alle diese Besitzthümer aufgegeben habe, ohne irgend etwas zu Gunsten Frankreichs auszubedingen. Als ob Frankreich in der Lage gewesen wäre Bedingungen zu stellen.

Am 20. Mai endlich wurde ein nur allzu großmüthiger Friede mit Frankreich geschlossen. Frankreich wurde nicht ganz auf seine alten Grenzen von 1792 zurückgeführt. Es behielt über diese Grenzen hinaus einige Bezirke in Belgien, einige ehemals deutsche Enclaven im Elsaß, darunter Mümpelgard, die ehemals päpstlichen Grafschaften Avignon und Venaissin, und an seiner Süd-Ost-Grenze Savoyen und die Grafschaft Nizza. — Die Verbündeten verlangten keinerlei Entschädigung für die unerhörten Opfer, die sie gebracht hatten, und selbst die Rückgabe der in ganz Europa für die Galerie des Louvre zusammengeraubten Kunstschätze, ließ man sich nur insgeheim versprechen.

Digitized by Google

Beilagen

zum dritten und vierten Buch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Beilage I.

Zu S. 171.

Denkwürdigkeiten Katherinas II.

Die russischen Geschichtsforscher und Schreiber aus der moskauischen Schule — :schiedene Slawänophilen — kommen mitunter auf recht überraschende Ergebnisse.

So genügt der Name des Städtchens Zerbst, der ihn an Serbien und Serben nnert, einem dieser Herren, um als ausgemachte Thatsache gelassen auszusprechen: „die irsten von Anhalt-Zerbst waren germanisirte Slawen." — Die Askanier, die ur-hsischen Grafen von Ballenstedt, die eifrigsten Bekämpfer der Slawen im Nord-Osten eutschlands, Slawen! — (Barteniew — Herausgeber — das achtzehnte Jahrh. I. 6.)

Das ist übrigens, so sehr man sich darüber verwundern mag, doch, beiläufig be-erkt, nur eine Kleinigkeit, im Vergleich mit den ganz außerordentlichen Dingen dieser rt, die geleistet worden sind. Der früh verstorbene Chomäkow, ein begabter junger lann, den aber ein leidenschaftlicher Panslawismus, an der Hand einer sehr lebhaften hantasie — da ihnen ein bedauernswerther Mangel an wirklichen Kenntnissen die hrankenloseste Bewegung gestattete — in die allerseltsamsten Abwege geführt hat —: ieser von den Slawänophilen als großer Genius gefeierte junge Mann, hat sogar die berraschende Entdeckung gemacht, daß die Angel-Sachsen ihrer Abstammung nach eigent-ch — überwiegend, wenn nicht unbedingt — Slawen sind! Das slawische Blut ist s namentlich, dem sie den Freiheitssinn verdanken, der den Germanen wie den Tataren :hlen soll. Da Bodenstedt den Aufsatz übersetzt hat, in dem das Alles auseinander-esetzt ist, kann sich ein jeder leicht von der unvergleichlichen Schönheit, namentlich der nguistischen Beweise überzeugen, auf die sich Chomäkow dabei stützt.

Was den nachherigen Kaiser Paul betrifft, dessen Geburt eine solche zur Zeit unerwartete Wendung in der russischen Geschichte bewirkt hat, so ist bekanntlich wie-erholt nicht blos angedeutet, sondern ausdrücklich gesagt worden, daß er eigentlich in Sohn des Kammerherrn Saltykow gewesen sei. Rulhière ist es, wenn ich nicht rre, der diese Kunde zuerst in die Welt gebracht, und sie sehr in das Einzelne usgemalt hat, indem er ausführlich erzählt, wie die Kaiserin Elisabeth selbst die Großfürstin Katherina veranlaßt habe, sich in diese Liebes-Intrigue einzulassen, um die Nachfolge im Reich zu sichern. Aber was konnte der Kaiserin daran liegen, einen Nachfolger im Reich zu haben, der von Vaters wie von Mutters Seite ihr und ihrem Hause fremd gewesen wäre? — Als einige Jahre später — 1757 — Katherina, die zur Zeit in auffallender Weise getrennt von ihrem Gemahl lebte, Mutter einer Tochter wurde, einer Prinzessin Anna Petrowna, lieh die Kaiserin Elisabeth ihrem Unwillen sehr ausdrucksvolle Worte, und selbst der Großfürst zeigte sich verwundert und entrüstet, was er bei Pauls Geburt nicht gewesen war. Anekdoten gleich der den Kammerherrn Saltykow betreffend, sind sehr unsicher verbürgt, wenn sie von einem Mann erzählt werden, der, wie eben Rulhière, vor allem Werth darauf legt, piquant zu sein.

Freilich ist dieselbe Sage auch in einem ernsteren Buch wiederholt, nämlich in der Geschichte Peters III., die dem sächsischen Legations-Secretair Helbig zugeschrieben wird, und desgleichen finden sich in der Correspondenz der Diplomaten hin und wieder An-

Digitized by Google

deutungen, aus denen sich allenfalls folgern ließe, daß Paul gar nicht der Sohn Peters III. gewesen sein könne. Dem Allen aber steht die Thatsache gegenüber, daß der Kaiser Paul, dem rechtmäßigen Gemahl seiner Mutter, dem Prinzen Peter von Holstein-Gotorp, in auffallender Weise ähnlich sah, und die Bedeutung dieser Thatsache ist, wie uns scheinen will, nicht ohne Weiteres dadurch beseitigt, daß man, wie Schnitzler kurzweg sagt, diese Aehnlichkeit — die sich übrigens auf einzelne Mitglieder der kaiserlichen Familie auch weiter fort vererbt hat — sei eine rein zufällige gewesen. Um so weniger, da die Aehnlichkeit auch eine geistige war; ein unglückliches Erbtheil des Hauses Holstein-Gotorp, das krankhaft Phantastische und Enthusiastische, das wir in Peters III. Geist und Charakter wahrnehmen, war auch auf den Sohn übergegangen, und führte den in das Verderben wie den Vater.

In Rußland freilich ist die Sage, die den Kaiser Paul zu einem Sohn Saltykows macht, in gewissen Kreisen sehr beliebt; man gefällt sich in diesen Kreisen darin, sie für ausgemacht wahr zu halten, und auf diese Weise nachzuweisen, daß das herrschende Haus unbedingt russischer Abstammung sei.

In neuester Zeit pflegt man sich dabei mit einem gewissen Nachdruck auf die von Alexander Herzen herausgegebenen Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katherina selbst zu berufen, die allerdings in Beziehung auf die Abstammung ihres Sohnes ein ziemlich unumwundenes Geständniß enthalten. Aber! — sind diese Denkwürdigkeiten wirklich echt? — und besonders sind sie unverfälscht, hat nirgends eine fremde Hand bessernd nachgeholfen?

Ich sehe nicht ohne Verwunderung, daß man in Rußland sowohl als außerhalb diese Denkwürdigkeiten benützt und anführt, als sei ihre Authenticität ganz außer Frage, während mir doch noch kein Beweis ihrer Echtheit vorgekommen ist, und der Inhalt denn doch wohl zu Zweifeln berechtigt. Die offenbaren Unwahrheiten und handgreiflichen Uebertreibungen, die sie enthalten, ließen sich vielleicht erklären, besonders insofern dabei von dem unglücklichen Gemahl der Kaiserin die Rede ist. Man könnte sagen: es lag im Interesse Katherinas, den Kaiser Peter III. als eine durchaus verächtliche Persönlichkeit hinzustellen, und sie kannte die Welt — Ihre Welt, die Welt, in der und für die sie lebte; — sie wußte, daß es dem Andenken des Unglücklichen in den fein gebildeten Kreisen, die sie im Auge hatte, wenig schaden würde, wenn sie ihn etwa als einen gewissenlosen Menschen erscheinen ließ, daß dagegen ihr Zweck unfehlbar erreicht wurde, wenn sie ihn schwach und verkehrt, mit einem Wort, als eine lächerliche Personage schilderte. Man könnte sogar in solchem Zusammenhang die kühne und großartige Consequenz aufrichtig bewundern, die sich darin zeigt, daß selbst die Erinnerung an den tragischen Untergang dieses Mannes und des eigenen Antheils daran, für die Verfasserin kein Grund war, den Ausdruck des weltmännisch leichten Spottes zu mildern, dessen Gegenstand er ihr ist. — Noch einen anderen Zug könnte man in anderer Weise charakteristisch nennen. Nämlich so schwach an Geist und Charakter auch Peter III. war, fehlten doch seinem Gemüth, so wenig als dem seines Sohnes, edlere, ritterliche Regungen, wie namentlich sein edles und mildes Benehmen gegen den armen Iwan Antonowitsch bewies. Man könnte es nun bezeichnend für Katherinas eigenes Wesen nennen, daß ihr für dergleichen jedes Verständniß fehlt. — Selbst einige recht seltsame Irrthümer — z. B. daß in diesen Denkwürdigkeiten Bestuschews Sturz und alles was damit zusammenhängt, in das Jahr 1759 verlegt wird — müssen nicht gerade als unbedingt entscheidend angesehen werden. Denn so seltsam es wäre, wenn Katherinas Gedächtniß sie in solcher Weise irre geführt hätte, in Beziehung auf ein so wichtiges Erlebniß, das sie so nahe berührte und so ernst bedrohte, ließe sich doch einwenden: ein Fälscher würde die Sache besser gemacht und ein so grobes Versehen, in Beziehung auf weltbekannte Dinge, vermieden haben.

Indessen, wollte und dürfte man auch solche Argumente für die Echtheit dieser Denkwürdigkeiten anführen — Alles zugegeben — bleibt doch immer ein Zweifel, der

Digitized by Google

nicht zu lösen weiß. Nach manchen Nebenumständen kann Katherina diese Denkwürdigkeiten nicht vor dem Jahre 1780 geschrieben haben. Sie wären demnach ein Werk der Zeit, in der sich ihr Geist zu voller Reife entfaltet hatte. Da müßten sie doch jedenfalls das Werk einer eminent gescheidten Frau sein. Das sind sie nun aber ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr das Product eines sehr dürftigen Geistes, den seine Schwingen weder sehr hoch noch sehr weit tragen. Nebenher ist auch nicht wohl zu begreifen, was eine so kluge Frau, die doch sonst Maß zu halten weiß, bewogen haben sollte, gerade in Beziehung auf die Geburt ihres Sohnes so rücksichtslos wahrhaft zu sein, ohne zu bedenken, welche Gefahren sie dadurch heraufbeschwören konnte.

Uebrigens, echt oder unecht, als Quelle für die Geschichte sind diese Denkwürdigkeiten, meines Erachtens, nicht zu gebrauchen.

Beilage II.

Zu S. 218.

Solcher aufgeklärten Prälaten hat es seitdem immer einige unter den russischen Bischöfen gegeben, selbst unter dem Kaiser Nicolaus, als die officielle Strömung eine gerade entgegengesetzte Richtung genommen hatte. Ich wüßte deren zu nennen. — Auch bin ich zur Zeit des Kaisers Nicolaus gelegentlich im Namen russischer Bischöfe ersucht worden, ihnen Bücher, die sie nicht einfach auf den Wegen des Buchhandels wollten kommen lassen, zu verschaffen und durch befreundete Reisende zu senden. Das waren dann immer Schriften protestantischer Theologen, namentlich Predigten-Sammlungen aus der rationalistischen Periode.

Beilage III.

Zu S. 234.

Bittschrift der polnischen Dissidenten.

Dem Herrn Friedrich v. Smitt ist in seiner Schrift: Frédéric II., Cathérine et le partage de la Pologne, das Unglück begegnet, die Bittschrift, welche die Dissidenten der Kaiserin Katherina im März 1764 überreichten, für eine Note der preußischen Regierung an die russische, wenn auch wohl nicht zu halten, doch auszugeben.

So müssen wir uns leider ausdrücken, denn wer das Aktenstück liest, hat große Mühe zu glauben, daß hier etwa ein wirklicher, nicht absichtlicher Irrthum von seiner Seite walten könnte.

Dem Fürsten Paul Wäsemsky, der das dem Herrn v. Smitt in einem russischen Aufsatz nachgeschrieben hat, kann man eher zutrauen, daß er in gutem Glauben gehandelt hat, denn man ersieht aus seiner Arbeit selbst, daß man von ihm historische Kritik nicht erwarten darf; man könnte ihn in dieser Beziehung unzurechnungsfähig nennen.

Beilage IV.

Zu S. 245.

Wer die russische Armee zu einer viel späteren Zeit, im gegenwärtigen Jahrhundert, gekannt hat, erkennt in Falkenskiölds Schilderung leicht die Züge, die auch in solcher

Digitized by Google

späteren Zeit noch zutrafen, und ist überhaupt durch das, was er selbst noch gesehen hat, überzeugt von der Treue des Bildes, das Fallenstiölb von der russischen Armee seiner Zeit entwirft. Ich könnte aus Familienpapieren noch einige interessante Beiträge zur Geschichte des Türkenkriegs liefern, wenn hier der Ort dazu wäre.

Doch mag die eine Notiz hier Platz finden, daß Rumäntzow durch den General Bauer zu der berühmten Schlacht am Kagul gezwungen wurde, während er selbst den Rückzug antreten wollte, um einem erwarteten Lebensmittel-Transport entgegen zu gehen.

Beilage V.

Zu S. 295.

Die Herzogin Auguste von Württemberg.

Helbig deutet in seinem Leben Potemkins Ein und Anderes an, dessen Erklärung er uns schuldig geblieben ist. So finden sich in dieser seiner Schrift (Minerva 1798, 4. Bd., S. 121) in einer Anmerkung über die Herzogin Auguste von Württemberg, geborene Prinzessin von Braunschweig, die eine Reihe von Jahren in Rußland lebte und dort auch 1788 starb, folgende Worte:

„Am Ende der achtziger Jahre verließ er — der Prinz von Württemberg — den russischen Hof. Seine Gemahlin aber mußte in Rußland bleiben, und hatte bald darauf einen traurigen Tod. Wenn sich die Gelegenheit dazu findet, so sprechen wir künftig noch von dieser Prinzessin."

Gewiß haben viele Leser über diese Zeilen hinweg gelesen, ohne dabei zu verweilen oder sich um ihre Bedeutung zu befragen, wiewohl sie unverkennbar ein ungewöhnliches Ereigniß andeuten. Warum nennt Helbig den Tod der Prinzessin einen traurigen? — Nach den officiellen Berichten war sie einfach gestorben, wie das aller Menschen gemeinsames Loos ist.

Mir fielen seine Worte auf, weil ich sie zu verstehen glaubte; alte Erinnerungen, fast aus meiner Knabenzeit, erwachten, als ich sie las. Die Herzogin Auguste war nämlich 1788 gestorben, aber bis in das zweite Jahrzehend dieses Jahrhunderts nicht begraben. Ihre Leiche war beigesetzt in der Kirche des alten Deutsch-Ordens-Schlosses Lohde in Ehstland, wo die Fürstin im Sommer gelebt hatte.

Im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts — es mag im Jahr 1818 gewesen sein — erging, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, aus Petersburg der Befehl, sie nun endlich zu begraben. Eine Deputation der ehstländischen Ritterschaft, der damalige Ritterschafts-Hauptmann Hr. v. Baer-Huthorn (Vater des berühmten Naturforschers), an der Spitze, ging zu diesem Behuf nach Schloß Lohde — und die Herren kehrten sehr ernst und schweigsam von dieser Expedition zurück. Bald aber ging, in Beziehung auf das, was sie in Schloß Lohde erlebt hatten, eine gar seltsame Sage geheimnißvoll durch die Adelskreise der Provinz.

Der Sarg der Fürstin war geöffnet worden, um das Dasein der Leiche zu constatiren, und es hatten sich darin — so sagte man — zwei Skelette vorgefunden —: das der Herzogin und das eines ungeborenen Kindes. — Die ältere Generation wollte sich nun manches verdächtigen Umstands erinnern. Die Prinzessin, hieß es, war guter Hoffnung; der Kammerherr, der ihr beigegeben, wie die herkömmliche Redeweise lautet, den Dienst bei ihr hatte, eigentlich ihr Gefängnißwärter war, fürchtete schlimme Folgen für sich selbst — und soll eine längere Ohnmacht der unglücklichen Frau benützt haben, um sie für todt auszugeben — vielleicht geradezu zu ersticken — und im verschlossenen Sarge in der Kirche beisetzen zu lassen, die er dann ebenfalls sorgfältig verschloß.

Digitized by Google

So lautet die örtliche, jetzt wohl nur noch wenigen bekannte Sage, die noch dazu n Kammerherrn selbst zu dem begünstigten Geliebten der Fürstin macht. Da jetzt Rußland selbst die neuere Geschichte des Reichs mit großem Eifer durchforscht wird, halten wir vielleicht auch über diesen dunklen Punkt bestimmtere Auskunft.

Beilage VI.

Zu S. 376.

Araktschejews erster Beschützer, der General Milessino, wird in den meisten älteren)uellen-Schriften ein Grusiner genannt; so auch in dem russischen militär-encyklopä-ischen Wörterbuch in dem Artikel „Araktschejew", dessen Verfasser General Danilewski st. Darauf hin hatte auch ich, in Tolls Biographie, ihn als Grusiner bezeichnet. Nach den genaueren Ermittelungen, die neuerdings bekannt geworden sind, war er aber griechischer Abkunft; — doch wie es scheint, in Rußland geboren. Sein Vater hatte als Arzt in Venedig gelebt, war aber von dort, schon zur Zeit Peters des Großen, nach Rußland gekommen.

Der General selbst war ein bemerkenswerth schöner Mann, geistreich, elegant und vielseitig unterrichtet, aber auch von lockeren Sitten, Verschwender und nichts weniger als gewissenhaft in der Verwaltung öffentlicher Gelder. Sein Streben, sich den russischen Magnaten als ihres Gleichen anzuschließen, scheint gelegentlich verspottet worden zu sein. Die Zeitgenossen nannten den immer wieder verarmenden Verschwender und mißglückten großen Herrn, panier percé und grandseigneur manqué.

Beilage VII.

Die Bourbons in Mitau.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts waren in Liefland und Kurland mancherlei Anecdoten in Umlauf, die Ludwigs XVIII. Leben in Mitau, das Treiben und die Aeußerungen der Herren seiner Umgebung betrafen. In diesen Aeußerungen zeigte sich meist neben einer oft überraschenden Unwissenheit, in Beziehung auf Alles, was außerhalb des alten Frankreichs lag, ein Dünkel, der nicht selten naiv wurde. Es war für diese Herren selbstverständlich, daß nicht etwa Frankreich überhaupt, sondern das von ihnen vertretene Frankreich insbesondere von rechtswegen maßgebend sei, für die gesammte gebildete Welt.

So erzählte man, Ludwig XVIII. habe einst einen älteren Cavalier seiner Umgebung in irgend einem Auftrag nach Petersburg an den Kaiser Paul gesendet. Dieser Cavalier besuchte unterwegs „pour la rareté du fait" das Theater in Riga, und erzählte dann seine Erlebnisse: „La salle n'est pas grande mais assez gentille — et le public paraissait très-bien composé; — il y avait dans les loges des femmes charmantes, des toilettes très-convenables; — enfin, je vous assure, tout cela avait l'air d'être de fort honnêtes gens —: la toile se lève, — un acteur parait! — figurez-vous que ce drôle parle allemand!"

Sollte diese Anecdote unwahrscheinlich scheinen, so erinnere man sich der Reden, die Beugnot ein Jahrzehend später als westphälischer Minister an die Herren vom hessischen Adel richtete, und in denen er ihnen auseinandersetzte, welche Vortheile es für sie habe, daß sie nun gezwungen seien, französisch zu sprechen; sie würden dadurch aus

Digitized by Google

der hemmenden Isolirtheit herauskommen, in der ihre Sprache sie mitten in Europa zurückhalte. (Votre langue vous isole au milieu de l'Europe!)

Es war in Beugnots Augen ein Zeichen von Verkommenheit, daß Deutsche der höheren Stände unter einander deutsch sprachen, nicht französisch, wie die Polen und Russen.

Beilage VIII.

Zu S. 423.

Der erste Verbündete des Grafen Panin war der Admiral Ribas, ein ungemein treuloser und verschlagener italienischer Abenteurer, der sich in Rußland empor gedient und um die seemännischen Anlagen zu Cherson und in der Krimm auch wirkliches Verdienst erworben hatte. Man sagt sogar, daß der Gedanke einer Verschwörung, die den Kaiser Paul beseitigen und Alexander auf den Thron erheben sollte, zuerst von ihm ausgegangen sei; daß Er den Grafen Panin dafür gewonnen habe. Wir haben seiner im Text nicht gedacht, weil er dann doch in dem weiteren Gang der Dinge keine hervorragende Rolle gespielt hat; es fehlten ihm die dazu unerläßlichen Beziehungen zum Hof und zu der kaiserlichen Familie, und er starb vor der Ausführung.

Im Uebrigen kennzeichnet ihn ein Wort Suworows. Um von Kutusows Scharfsinn und gewandter, umsichtiger Schlauheit einen Begriff zu geben, sagte Suworow: „Den Kutusow könnte selbst Ribas nicht betrügen!"

Beilage IX.

Zu S. 456.

Zur Zeit als der Fürst Adam Georg Czartoryski geboren wurde, war seine Mutter ganz offen und unverhohlener Weise, die erklärte Geliebte des Feldmarschalls Fürsten Repnin, und in Rußland geht in den wissenschaftlichen wie in den Hofkreisen das Gerücht, die Familie Repnin sei im Besitz eines Briefwechsels zwischen dem Feldmarschall und dem jungen Czartoryski, in dem die beiden Herren sich gegenseitig mit „mon fils" und „mon père" anreden. Ein solches Gerücht beweist natürlich nichts, und um so weniger, da des Fürsten Adam Georg in Rußland natürlich nicht mit Wohlwollen gedacht wird. Das Dasein dieses Briefwechsels müßte erst in authentischer Weise dargethan sein.

Für die Geschichte wäre der Umstand auch dann ziemlich gleichgültig, denn welcher Herkunft der Fürst Adam Georg auch in Wirklichkeit gewesen sein mag, er fühlte sich durchaus als Pole nicht nur, sondern auch als Erbe und Träger der Pläne, welche die Familie Czartoryski nun schon so lange unermüdlich verfolgt — ihres Strebens nach der Krone.

An sich aber ist ein Briefwechsel in solchen Formen gar nicht so unmöglich, wie man wohl glauben könnte, wenn man den Maßstab anderer Länder und anderer Zeiten für anwendbar auch auf die damaligen polnischen Zustände halten wollte. Derartige Verhältnisse wurden in dem damaligen Polen mit einer überraschenden Unbefangenheit behandelt. Auch Graf Igelström z. B. hatte unter den schönen polnischen Gräfinnen eine Geliebte — die, beiläufig bemerkt, ihn und seinen Einfluß benützte, um mehr oder weniger gerechte Processe gegen ihre Landsleute zu gewinnen. — Als Igelström starb, hinterließ er ein Rittergut — Meyerhof in Liefland — den beiden Söhnen dieser Dame, und führte dabei in seinem Testament als Grund dieses Vermächtnisses an, diese

Digitized by Google

iden jungen Herren seien seine Söhne. Die Mutter der beiden jungen Leute lebte r Zeit noch, und ebenso der Gemahl dieser Dame, dessen Namen die jungen Leute ugen. Dennoch wurde das Legat ohne Bedenken angenommen.

Beilage X.

Zu dem Feldzug 1807. Kamensky, Knorring, Bennigsen.

Kamenskys Auftreten und Gebahren möchte wohl kaum jemals ihres Gleichen ge- abt haben. Alle bisher veröffentlichten Darstellungen des Feldzugs 1807 in Preußen ehen leicht darüber hin; nur der Prinz Eugen von Württemberg hat in seinen, nach inem Tode (1862) herausgegebenen Memoiren ausführlicher Auskunft darüber gegeben. Doch wäre aus den Aufzeichnungen eines unmittelbaren Zeugen von Bedeutung, der en Feldzug in Bennigsens Umgebung mitgemacht hat, mithin den Dingen sehr nahe and, wohl noch einiges ergänzend, zum Theil verstärkend, hinzuzufügen. Indessen ürde das Bild des narrenhaften Treibens Kamenskys, der grenzenlosen Verwirrung, ie er durch die unsinnigsten Befehle hervorrief, des ganz unnöthigen und dabei unheil- ollen Rückzugs, den er herbeiführte, nicht wesentlich geändert werden. Wir ersehen us den Denkwürdigkeiten auch, daß dieser wahnsinnig gewordene Feldmarschall nicht los den Pawlowschen Grenadieren in Ostermanns Division zurief, sie seien verrathen nd verkauft, sie thäten am besten, nach Hause zu laufen, er selber laufe voran! Er iederholte diesen wohlgemeinten Rath auch gegen andere Truppentheile, und forderte amentlich Sackens Division auf, die Tornister abzuwerfen, um behender nach Haus aufen zu können.

Was den würdigen General Gotthart Johann v. Knorring betrifft, so hat Dani- ewsky eine Caricatur aus ihm gemacht. Er hat ihn, in seiner Geschichte des Kriegs n Finnland, als einen durchaus, ja bis zur Verächtlichkeit unbrauchbaren Mann ge- childert, aus keinem anderen Grunde, als weil Knorring ein ehstländischer Edelmann, in Deutscher war. Um was es sich zwischen diesem General und dem Kaiser Alexander igentlich handelte, daß Knorring einen bestimmten, kategorischen Befehl haben wollte, en Marsch über das Eis anzutreten, der Kaiser aber einen solchen nicht geben, sondern ich immerdar auf Wünsche und Winke beschränken wollte, das natürlich berichtet Dani- ewsky nicht. Andere russische Geschichtschreiber sind seitdem seinen unzuverlässigen Spuren gefolgt. Um gerecht zu sein, hätten sie wenigstens Knorrings zur Zeit von der gesammten russischen Armee einstimmig und laut anerkannte Verdienste bei Eilau nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Da die bisherigen Darstellungen des Feldzugs in Preußen einer Berichtigung und Ergänzung bedürfen, möge es gestattet sein, hier Ein und Anderes, zum Theil aus handschriftlichen Nachrichten, einzuschalten.

Dem Kriegsrath zu Nowgorod am Narew, am 2. Januar, wohnten die Generale Knorring — als der Aelteste im Rang — Buxhöwden, Bennigsen, Graf Tolstoy, Steinheil, Tutschkow und Fürst Galitzyn bei. Beschlossen wurde, das Heer auf das rechte Ufer des Narew und demnächst nach Johannisburg in Ostpreußen zu führen, um die Offensiv-Operationen Napoleons in dieser Provinz aufzuhalten, und den Feind von der russischen Grenze abzuwehren.

Bennigsen, der den Erfolg seiner in Petersburg angesponnenen Intriguen er- wartete, sagte zu Allem ja, verzögerte dann aber die Vereinigung seines Heertheils, mit dem unter Buxhöwdens unmittelbaren Befehlen stehenden, so viel er konnte. Er hatte nämlich über seinen „Sieg" bei Pultusk mit großer Uebertreibung an den Kaiser berichtet, und zugleich über Buxhöwden geklagt; der habe ihn nicht unterstützt und da-

Digitized by Google

durch bewirkt, daß der Sieg nicht ein vollständiger geworden sei, und unbenutzt bleiben mußte. Natürlich ließ er sich davon gegen Buxhöwden selbst nichts merken; diesen zu einer ebenfalls an den Kaiser gerichteten Rechtfertigung zu veranlassen, hätte nur hinderlich werden können.

Inzwischen aber war in Buxhöwdens Hauptquartier die Nachricht eingelaufen, daß Napoleon seine Armee in Winterquartiere verlegt habe. Da man nun seine Offensive nicht mehr aufzuhalten hatte, knüpfte sich an den bereits begonnenen Marsch nach Johannisburg ein anderer Plan, der vorzugsweise von Knorring herrührte; der Plan nämlich, die Franzosen in ihren Quartieren zu überfallen und möglicher Weise bis über die untere Weichsel zurückzuwerfen —: ein Plan, der, wenn er mit Energie und rascher Thätigkeit ausgeführt wurde, immerhin zu bedeutenden Ergebnissen führen konnte. An den Berathungen darüber könnte, außer Knorring, Buxhöwden und Sambel, vielleicht auch Graf Ostermann, Theil gehabt haben; sonst niemand, da ein förmlicher Kriegsrath deshalb nicht zusammenberufen worden ist. Bennigsen namentlich wußte nicht darum.

Buxhöwdens Hauptquartier hatte Biala erreicht, als hier, am 12. Januar, ein kaiserliches Rescript eintraf, durch das Buxhöwden von der Armee abberufen wurde, über die Bennigsen den Befehl mit allen Rechten eines Höchst-Commandirenden zu übernehmen hatte. Es war seltsam zugegangen in Petersburg! Das Decret, das Buxhöwden mit denselben Rechten zum Oberfeldherrn ernannte, war bereits endgültig vom Kaiser unterschrieben gewesen, als Bennigsens pomphafte Siegesnachricht eintraf, verbunden mit seinen Denunciationen, wie wir die Sache wohl nennen müssen. Da blieb jenes erste Decret im Cabinet des Kaisers liegen, und es wurde anstatt dessen ein anderes nach Preußen abgefertigt, das Bennigsen an die Spitze des Heeres berief.

Buxhöwden besprach am Abend dieses Tages das unerwartete Ereigniß mit Knorring und Ostermann. Es kam nicht blos ihm unerwünscht; der Operations-Plan, von dem man sich so viel versprach, drohte darüber zu scheitern. Knorring schlug vor, Buxhöwden solle das kaiserliche Schreiben einige Tage über ignoriren. („Schieben Sie das Schreiben unter das rothe Tuch!" waren seine eigensten Worte. Die Tische waren nämlich in denjenigen russischen Behörden, in denen des Kaisers Gegenwart vorausgesetzt werden konnte, mit rothen Teppichen bedeckt.) Er solle das Schreiben für den Augenblick ignoriren und rasch vorwärts gehen, zum Angriff auf die Quartiere des Marschalls Ney; brächten die nächsten Tage glänzende Erfolge, wie man hoffen dürfe, so werde auch der Kaiser das Schreiben — nicht zurücknehmen — aber gänzlich ignoriren und Buxhöwden im Heerbefehl bestätigen. Sollte aber Buxhöwden dieses gewagten Entschlusses wegen zur Verantwortung gezogen werden, so wollte sich Knorring als Mitschuldiger melden, verlangen, mit ihm zusammen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, und für sich dieselbe Strafe erbitten, die etwa über Buxhöwden verhängt werden könnte. „Ich bin überzeugt," fügte Knorring hinzu, „Graf Ostermann, der hier gegenwärtig ist, thut dasselbe." — Ostermann, der eine große Achtung vor Knorring hatte, und geneigt war ungewöhnliche Dinge zu unternehmen, stimmte mit dem größten Eifer zu und erklärte sich durchaus bereit, seinen Antheil an dem Entschluß und an der Verantwortung zu übernehmen.

Buxhöwden ließ sich für den Augenblick hinreißen. Es wurde beschlossen, die angefangenen Operationen zunächst fortzusetzen, als ob nichts vorgefallen sei; die Armee sollte am folgenden Morgen mit dem Frühesten aufbrechen. Damit trennten sich die Herren.

Knorrings Vorschlag war ein sehr gewagter, auch weil die gehofften Erfolge unter solchen Bedingungen kaum sehr weit reichen konnten, wenn nicht etwa schon nach wenigen Tagen die kaiserlichen Verfügungen widerrufen und umgekehrt wurden, wenn nicht Bennigsen das Heer verlassen mußte. Denn nichts war wohl gewisser, als daß Bennigsen Befehle, die er etwa aus Buxhöwdens Hauptquartier erhielt, nicht befolgt

Digitized by Google

itte; daß Buxhöwden auf die Streitkräfte angewiesen blieb, die unter seinen unmittelbaren Befehlen standen, mit denen allein aber kein entscheidender Erfolg zu erchten war.

Auch zeigte sich sehr bald, daß dergleichen leichter zu beschließen als auszuführen t. Als Knorring am 13. früh erwachte, erfuhr er, daß die Armee nicht im Marsch – daß Bennigsen in der Nacht angekommen, und Buxhöwden abgereist sei, nachdem r das Commando abgegeben hatte. Buxhöwden hatte es vermieden, den beiden Vertrauten vom vorigen Abend, Knorring und Ostermann wieder zu begegnen, ehe er breiste.

Bennigsen aber blieb nun zunächst drei Tage vollkommen unthätig bei Biala tehen. Er wollte sich erst orientiren, ehe er weiter ging. Der Operationsplan war hm bis dahin unbekannt geblieben, und er scheint ihn im ersten Augenblick mit einigem Mißtrauen aufgenommen zu haben. Möglicherweise vermuthete er hier eine Falle, die hm Knorring und Buxhöwden gestellt haben konnten, und in die er nicht blindlings gehen müsse; vielleicht auch wollte er nicht das Ansehen haben, fremde Pläne auszuühren. Wenigstens gab er den Plan, dem Kaiser Alexander gegenüber, unbedingt für seinen eigenen aus, als er die Operationen wieder aufnahm. (Vgl. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807, III., S. 173.) Am 16. Januar endlich setzte sich die Armee wieder in Bewegung, aber über die drei versäumten Tage, war die Gunst der Umstände schon zum Theil verloren gegangen, und auch jetzt ging Bennigsen so unsicher und unentschlossen vorwärts, daß ihm auch die Vortheile entgingen, die selbst jetzt noch über Neys und Bernadottes in Quartieren zerstreute Heertheile davonzutragen waren. An der Passarge hielt Bennigsen an, und das war natürlich, da er bis dahin keine Vortheile gewonnen hatte, wohl aber nunmehr seine linke Flanke und seine Rückzugslinie durch diejenigen französischen Truppen bedroht sah, die ihre Quartiere am unteren Narew gehabt hatten. Auch zwang, wie bekannt, Napoleon die russische Armee, durch Gefährdung ihrer rückwärtigen Verbindungen, zu dem eiligen Rückzug nach Preußisch-Eilau, der nicht ohne Beschwerde und Verluste ausgeführt werden konnte.

Bei Eilau wurde, nach einem blutigen Gefecht um die Stadt, am 7. Februar, am 8. die furchtbare Schlacht von zweifelhaftem Ausgang geschlagen, die zuerst darzuthun schien, daß auch Napoleons Unbesiegbarkeit keine unbedingte sei. Wir haben hier natürlich nur bei dem Antheil zu verweilen, den Knorring an den Ereignissen des Tages genommen hat — den Danilewsky natürlich verschweigt, wie den eines anderen Ehstländers, nämlich Tolls, an den Ereignissen von 1812.

Napoleon hatte zunächst die Heertheile von Augereau und Soult, seine Garden und eine zahlreiche Reserve-Reiterei auf dem Schlachtfelde vereinigt. Die Schlacht begann mit einem Angriff Augereaus auf dem rechten Flügel der Russen, der in solcher Weise mißlang, daß der Heertheil dieses Marschalls, unter mancherlei Irrungen im Schneegestöber, fast gänzlich vernichtet wurde, und Napoleon nur durch großartige Reiterei-Angriffe, dessen geringe Reste retten und die nachdrängenden Russen aufhalten konnte. Selbstverständlich erlitt auch die französische Reiterei dabei schwere Verluste.

Soweit schien Alles gut zu gehen. Nun aber traf Davoust mit seinem Heertheil von Molwitten her auf dem Schlachtfelde ein, umfaßte den linken Flügel der russischen Armee und drängte ihn immer weiter zurück, obgleich ein stets verlängerter Haken links rückwärts gebildet wurde. Davoust bemächtigte sich vorrückend, des Dorfs Sausgarten, der Kregenberge, endlich des Dorfs Kutschitten, das ganz im Rücken der russischen Stellung liegt, kaum zweitausend Schritt von der Straße nach Königsberg, dem Rückzugswege der Russen, der von ihrem rechten Flügel ausging.

Bennigsen, der auf dem rechten Flügel weilte, wurde dringend dorthin gerufen, wo die Gefahr drohte. Wir erlauben uns hier den Bericht des Prinzen Eugen von Württemberg abzuschreiben; der Prinz befand sich in der Umgebung des commandirenden Generals.

Digitized by Google

„Ich kann nicht leugnen, daß sich mir dort (auf dem linken Flügel) ein ergreifendes Bild offenbarte. Den Auftrag, eine anlangende preußische reitende Batterie unter dem mir bekannten Major v. Brockhausen unserem Centrum zuzuführen, hatte ich eben vollzogen, als ich den General in der Nähe des Vorwerks Auklappen unter einem Haufen von Flüchtlingen und im heftigsten Kanonenfeuer fand. — Wer noch nie einer Deroute beigewohnt hatte, mußte Alles verloren wähnen. Zwar goß der Feind gleichsam nur mit Lawaströmen von der besetzten Höhe auf uns herab, ohne übrigens einen Tirailleur zu zeigen; aber der Eindruck war nichts desto weniger erschütternd und durch die Verwirrung unserer Reiterei vermehrt. In deren geschlossenen Colonnen wirkte das feindliche Eisen schreckenerregend. Es sprang namentlich ein Pulverkasten im Olviopolschen Husarenregimente, der dessen ganze dicke Masse gleich einem Mückenschwarme auf dem Felde, zerstreute. Mitten unter diesem Wirrwar stand der alte Bennigsen eisenfest. Ein kühner, trefflicher Reiter, trotz seiner 62 Jahre, gewährte er auf seinem Schimmel einen wahrhaft imponirenden Anblick. — Ein noch älterer Begleiter, der General der Cavallerie (Irrthum, er war General der Infanterie) v. Knorring, der dem Feldzug nur als Beobachter beiwohnte, und den Bennigsen oft scherzend seinen Hofmeister nannte, benahm sich hier dem Anscheine nach etwas auffallend. Er ließ es an Vorstellungen über den mißlichen Standpunkt für einen Commandirenden nicht fehlen und wiederholte ohne Unterlaß: „Mein lieber Leonty Leontiewitsch, Sie werden hier todtgeschossen werden wie ein fauler Hund, und dadurch niemand zu etwas dienen; machen Sie, daß Sie aus diesem Satanspfuhl entkommen, ehe es zu spät ist!" Während ähnlicher Aufforderungen, zu denen Bennigsen lächelnd schwieg, schlug eine Granate dicht neben dessen Pferd in den Schnee und wirbelte im Kreise umher, bis sie platzte und ihre Stücke über unsere Köpfe hinwegschleuderte, ohne jemand zu beschädigen. Da gerieth der alte Knorring förmlich in Wuth, spuckte aus und rief: „Da haben wir den D . . . . .!" und noch einige Worte mehr. Uebrigens nahm das Gedränge und der Wirrwar in dem Maße zu, daß Bennigsen sich schließlich bewegen ließ, langsam gegen Schmoditten zu reiten, das auf der Straße nach Königsberg, eine halbe Meile hinter dem rechten Flügel unserer Schlachtlinie, lag. Hoffte er nun hier die Weichenden zu sammeln, oder dachte er an den Rückzug? — kurz, er verlangte dringend nach Auskunft über die Richtung der Straße nach Königsberg. — Dieses fiel seinem Adjutanten, dem ihm zunächst reitenden Hauptmann, Baron Both, vom Kiewschen Grenadier-Regimente auf, und er gab uns sein Bedenken durch ein Achselzucken zu erkennen. Bennigsen, dies bemerkend, sagte dann: „Mein Gott, sie wollen ja nicht hören!" — und deutete dabei auf die Haufen, welche die Felder bedeckten und wozu viel Geschütz gehörte, das aus dem Treffen wich. Ein Junker des Rigaischen Dragoner-Regiments, der die Worte des Commandirenden vernahm, näherte sich hierauf dem General mit der Frage: „Was befehlen Ew. Excellenz?" — und meldete dann, daß er mit den Standarten des Regiments zurückbeordert sei, (eine Maßregel, die sich die Regiments-Chefs in kritischen Momenten gern erlaubten). „Halten Sie bei Schmoditten an", erwiderte Bennigsen, wendete sein Pferd, befahl mehreren Adjutanten, sämmtliche Ausreißer ebendaselbst zum Stehen zu bringen und ritt in der Richtung von Kutschitten wieder vor. In einem Busche auf dem Wege dahin, ereilte ihn der preußische Hauptmann v. Both, der nicht, gleich dem russischen Namensvetter die Achseln zuckte, sondern frohe Nachricht brachte."

Er meldete die Ankunft des kleinen preußischen Heertheils unter Lestocq, dem das Loos zufiel, die Schlacht auf dem linken Flügel herzustellen, und die russische Armee vor einer Niederlage zu bewahren. Bennigsen ritt nun, wie neu belebt, in raschester Gangart wieder nach dem linken Flügel zu.

Eine Handschrift, die vor uns liegt — nicht von minderer Bedeutung, als die eben eingeschalteten Mittheilungen, erzählt wesentlich dasselbe, fast mit denselben Worten, doch aber Ein und Anderes in etwas prägnanterer Weise:

„Vom linken Flügel erscholl die Schreckenspost: Alles sei verloren. Der Feind habe die Höhen hinter Sausgarten besetzt, donnere von dort aus mit einer zahllosen Batterie herunter, und unser ganzer linker Flügel sei in Deroute."

„Bennigsen eilte auf den gefährdeten Flügel. Es gewährte derselbe den Anblick der vollsten Verwirrung. Die Anhöhe rollte, gleich einem feuerspeienden Berge, ihre Lava auf uns herab. Die ganze Infanterie unserer 2. Division schien aufgelöst. Man erzählte: Graf Ostermann sei, von kühnem, aber unüberlegtem Eifer getrieben, aus der Linie vorgebrochen, und eben in diesem Augenblick habe der Feind sich in seinem Rücken der Höhe bemächtigt. Unser heftig angegriffener linker Flügel mochte nun erschüttert zurückgeeilt und dabei in Auflösung gerathen sein. Das ganze Feld war mit Flüchtlingen bedeckt. Ganze Batterien und Haufen von Fußvolk und Reiterei wichen aus dem Treffen, und die feindlichen Kugeln räumten furchtbar in den Haufen auf, in welchen man noch etwas Zusammenhang und Haltung bemerken konnte. Das Olwiopolsche Husaren-Regiment, in zwei große Massen geschlossen, und mit einer Batterie in der Mitte, stäubte, durch die Explosion eines Pulverkarrens, gleich einem Mückenschwarm auseinander. — Der General selbst (Bennigsen nämlich) wurde fast von den Kürassieren überritten, und die Verwirrung war so über alle Beschreibung groß, daß Bennigsen, nach einigen fruchtlosen Versuchen, die Flüchtlinge aufzuhalten, sich selbst von ihnen fortgerissen sah — nach Schmoditten ritt, und dort einen Boten (d. h. einen Führer) nach Königsberg verlangte. Sein Gefolge nahm diese Aeußerung mißfällig auf, und als Bennigsen es bemerkte, rief er, auf die Flüchtlinge deutend: „Aber mein Gott! sie wollen ja nicht stehen!"

„Ein Junker des Rigaischen Dragoner-Regiments, der dies hörte, ritt an den General heran, und entdeckte ihm in deutscher Sprache: daß er commandirt sei, die Standarten einiger geschwächten Regimenter zu escortiren, daß er sie aber gern ihrem Schicksal überlassen wolle, wenn der General es beföhle; — denn er und sein Commando brennen vor Begierde, ins Treffen zurückzukehren. — „In demselben Falle," fügte er gegen uns gewendet hinzu, „sind gewiß alle die, welche jetzt den Rücken zu kehren scheinen.""

„Mir kam es vor, als habe diese unerwartete Apostrophe dem General imponirt, denn unmerklich wendete er sein Pferd und ritt wieder dem Kanonenfeuer zu. Was im Bereich desselben unmöglich geworden war, gelang hier mit leichter Mühe. Alle Versprengte, die nicht verwundet waren, fanden sich zusammen und bildeten bald wieder ein formidables Häuflein mit ansehnlichen Batterien." — — Doch gelang es, beiläufig bemerkt, nicht diese Versprengten wieder in das Gefecht zurückzuführen.

Bennigsen erhielt nun durch den Hauptmann Both Lestocqs Meldung, und gab dessen Heertheil die Richtung von Kutschitten. „Hauptmann v. Both," berichtet der Prinz Eugen von Württemberg in seinen Memoiren, „der wahrscheinlich alle Detachements mit inbegriff, rapportirte von einer bedeutenden Zahl Bataillone und Escadrons, die bereit ständen, dem Rufe des Oberfeldherrn zu folgen. Da es nun hier aber hauptsächlich auf die Macht des Trostes ankam, so wirkte die Kunde elektrisch auf den commandirenden General, der nun der entscheidenden Stelle mit dem Fluge eines Jünglings zueilte, der sich den Armen seiner Geliebten entgegenwirft."

Thatsache ist, daß Bennigsen, durch die dringende Gefahr auf den linken Flügel gerufen, dort nur kurze Zeit verweilte, in Mitten einer Unordnung, der er nicht zu steuern wußte; daß er dort keinerlei Anordnungen traf; daß er in sehr hoffnungsloser Stimmung mit Rückzugsgedanken beschäftigt, nach Schmoditten ziemlich weit im Rücken des Heers, auf der Straße nach Königsberg ritt; daß ihn erst die mißbilligende Haltung seiner Umgebung veranlaßte, sich etwas zusammenzunehmen — und daß endlich erst Lestocqs Eintreffen ihn wieder bis zur Möglichkeit einer erneuten Thätigkeit aufrichtete.

Knorring war inzwischen auf dem linken Flügel nicht müßig gewesen. Der Prinz

Digitized by Google

Eugen von Württemberg erzählt weiter: „Mittlerweile aber hatten die Umstände bei Auklappen eine ganz andere Gestalt angenommen. Es war wohl ganz natürlich gewesen, daß ein weit vorgeschobener Flügel, der sich plötzlich im Rücken gefaßt und mit einer starken Batterie begrüßt sah, nur in Unordnung zurückweichen konnte. Um einen solchen Wirrwar benützen zu können, bedarf der Feind aber schlagfertigen Fußvolks und besonders einer behenden Reiterei. Beides fehlte den Franzosen im Centrum schon gänzlich, und der tournirende Davoust maß sich jetzt nur mit den russischen Abtheilungen, welche von Serpallen aus über Klein-Sausgarten geordnet vor ihm abzogen."

„Die 2. und 8. russische Division, welche nebst der Reiterei des linken Flügels also eigentlich allein in Unordnung gerathen waren, hatte Knorring, sobald sich Benigsen entfernte, in einer Richtung wieder gesammelt, welche mit dem Centrum des Heeres einen Hacken bildete und den Kregebergen die Fronte bot. — Die früheren Abtheilungen von Baggowud (Baggohuffwudt) und Bagration formirten sich links von dieser neuen Aufstellung hinter Auklappen, und die wieder gesammelte Cavallerie dahinter. Somit hatte denn der alte Knorring bewiesen, daß seine Aversion vor den Granaten und seine Besorgniß um den Commandirenden aus keiner verwerflichen Absicht entsprangen. **Wahrlich, das seltene Verdienst dieses Mannes war in meinen Augen um so größer, als er dafür bescheiden jedem Anerkenntniß entsagte.**"

Der Prinz verfällt hier, beiläufig bemerkt, in einen kleinen Irrthum, indem er Baggohuffwudts und Bagrations Abtheilungen gesondert nennt. Bagration hatte während des Rückzuges von der Passarge an, den Nachtrab befehligt, der aus den Abtheilungen Markows, Barclay de Tollys und Baggohuffwudts zusammengesetzt war. Dieser Nachtrab war jetzt aufgelöst, die Truppen, die ihn gebildet hatten, waren in die Schlachtordnung vertheilt worden. Eine besondere Abtheilung Bagrations gab es nicht.

Uebrigens beschränkte sich Knorring nicht darauf, Ordnung und Schlagfertigkeit des geschlagenen linken Flügels wieder herzustellen; er benützte auch die Gelegenheit, die sich bot, zum Angriff überzugehen. Lestocq ging mit seinen 5500 Preußen, wie bekannt, in Davousts rechte Flanke, und nahm in glänzender Weise erst das Dorf Kutschitten, dann ein dahinterliegendes Birkengehölz, und rollte Davousts Linie weiter und weiter auf. Knorring nahm den Augenblick wahr, und ließ auch seinerseits die Abtheilungen unter Kamensky (dem Sohn) und Baggohuffwudt, sammt der Reiterei des linken Flügels unter Tschaplitz vorwärts gehen zum Angriff. Das brennende Vorwerk Auklappen wurde erobert, der Angriff der Preußen nachhaltig unterstützt, die Franzosen wichen in Unordnung gegen Klein-Sausgarten zurück.

Wir dürfen hier wohl die Aussage eines anderen unmittelbaren Zeugen anführen, nämlich die des Generals Crossard, der freilich ein wunderliches Original, nicht ein Mann von Bedeutung war, und als echter Franzose überall seine eigene Person zur Geltung zu bringen sucht. Hier verdient indessen seine Aussage doch beachtet zu werden, eben weil er als unmittelbarer Zeuge spricht, und weil sein Zeugniß nicht allein steht, vielmehr durch andere Zeugen bestätigt wird, wenigstens in den wesentlichen Dingen, die nicht seine eigene Person betreffen.

Crossard erzählt von der theilweisen Niederlage des linken russischen Flügels, und von der sehr erwünschten Ankunft Lestocqs, der durch den Dejour-General Tolstoy die Weisung erhielt, auf Kutschitten und in die Flanke Davousts zu gehen. „Lestocq, ein schlanker Greis mit weißen Haaren, den Hals gebeugt wie Friedrich, hatte Augen voll Feuer. Er machte, indem er seinen Stutzbart in die Höhe bog, ein Zeichen der Zustimmung. Obgleich ich ganz in seiner Nähe war, und die Augen auf ihn geheftet hatte, weiß ich doch nicht, ob er etwas antwortete, wenigstens könnte ich nicht wiedergeben, was er etwa gesagt hat. Seine Colonne marschirte in größter Ordnung und vollkommener Stille; er ließ sie hinter den russischen Linien vorbeiziehen. Die Ver-

Digitized by Google

längerung dieser Richtung bildete einen rechten Winkel mit der rechten Flanke des feindlichen Heertheils, der die Linke der Russen überflügelt hatte. So wie Lestocq sah, daß er die rechte Flanke des Feindes überflügelt hatte, ließ er rechts einschwenken in die Linie. Diese Evolution, mit einer Genauigkeit ausgeführt, wie auf dem Exercier-Platz, führte die Truppen Lestocqs in die rechte Flanke des Corps, das in der Linken der Russen stand. Die Preußen begannen eine Reihe von Bataillons-Salven, die, gut unterhalten, mit bewunderswürdiger Gleichförmigkeit abgegeben wurden. Bald zeigte sich in den Truppen, die Lestocq angriff, ein Schwanken, das einen Wechsel im Erfolg ankündigte. Von zu großem Eifer hingerissen, sagte ich laut: „Jetzt müßte man Lestocq unterstützen und in der Fronte angreifen!" — Der alte General Knorring, dem meine Bemerkung wahrscheinlich mißfiel, antwortete: „Was Sie wissen, das wissen wir auch!" General Kretow, der anwesend war, machte mir ein Zeichen der Mißbilligung. Inzwischen winkt Knorring den Fürsten Bagration herbei, und befiehlt ihm, in drei Colonnen rasch, ohne zu schießen, vorwärts zu gehen, gegen das Corps, das Lestocq angriff; zwei Colonnen sollten durch Gehölze vorgehen, die zwischen den russischen Linien lagen, die dritte durch den offenen Raum zwischen den Gehölzen. Der Fürst Bagration folgte dem Befehl, ohne einen Augenblick zu verlieren; seine Colonnen, aus leichten Truppen zusammengesetzt, marschirten mit großer Geschwindigkeit. Die Sonne war im Untergehen, als diese Anordnungen zur Ausführung kamen. Der Feind stand dem Angriff nicht."

Crossard beruft sich, was die Wahrhaftigkeit seiner Aussage betrifft, auf das Zeugniß zweier englischer Offiziere, die auch zugegen waren: Hutchinsons und Sir Robert Wilsons.

Knorring wollte den errungenen Erfolg noch weiter verfolgen; er ließ auf der ganzen Linie Angriffs-Colonnen bilden, und beabsichtigte, wie aus Lestocqs Bericht hervorgeht, einen allgemeinen Angriff. „Gleich nach Besetzung des Gehölzes war der General Knorring, der den Feldzug als Freiwilliger mitmachte, hinzugekommen, hatte dem General Lestocq zu dem schönen Gefechte gratulirt und ihm mitgetheilt, daß er auf der ganzen Linie angeordnet habe, Angriffs-Colonnen zu bilden, und daß er den General Bennigsen ersucht habe, einen allgemeinen Angriff zu befehlen. Es unterblieb dieser Angriff indessen, da der General Bennigsen augenblicklich nicht zu finden war, und als man ihn fand, der günstige Augenblick vorüber war." (Höpfner III., 252.)

Daß Knorring die Schlacht am folgenden Tag erneuert wissen wollte, und sich darüber ganz mit Bennigsen entzweite, haben wir im Text berichtet, und es steht überhaupt in jeder Geschichte dieses Feldzugs zu lesen.

Ueber Bennigsen wäre auch noch manches zu sagen. Er drängte sich immerdar und immer wieder zu einem Heerbefehl, und scheute selbst die unsaubersten Wege der Intrigue nicht, um dazu zu gelangen. So wie er 1807 Buxhöwden und Knorring verdrängt hatte, so suchte er 1812 erst Barclay, dann Kutusow zu verdrängen. Es war aber, wie die Zeitgenossen sagten, nicht blos Ehrgeiz, der ihn dazu trieb. Da er doch eigentlich kein unerschütterliches Vertrauen zu sich selbst hatte, war ihm zuweilen sogar recht ängstlich zu Muth in seinem Commando, wenn er es hatte. Sein Streben nach dem Commando-Stabe soll zum Theil durch seine Gemahlin veranlaßt worden sein, die ihrerseits noch weniger durch Ehrgeiz bestimmt wurde, als er selber. Sie war eine Polin, Namens Andruchówicz, vermuthlich jüdischer Abkunft, wie ein nicht unbedeutender Theil des polnischen Adels. Wenigstens hatte sie einen Vetter, dessen Name, Meyerówicz, in Beziehung auf seine jüdische Abstammung kaum einen Zweifel gestattet.

So oft Bennigsen ein Commando hatte, erschien Meyerówicz als Lieferant. Dieser selbst sowohl als auch, wie man sagt, Frau v. Bennigsen, standen sich dabei sehr gut, die Truppen sehr schlecht. Die hatten unter Bennigsens Befehlen stets Hunger und Elend zu dulden, wie denn die Armee in Ostpreußen geradezu vom Raube leben

Digitized by Google

mußte, und in Folge der Verwilderung, die dadurch einriß, ärger plünderte und das Land verwüstete, als selbst der Feind. Selbst noch im Jahr 1813, bei der Einschließung von Hamburg, ist der Fall vorgekommen, daß die Schildwache vor Bennigsens Thür, vom Hungertyphus ergriffen, ohnmächtig zusammensank.

Beilage XI.

Zu S. 616.

Die russischen Universitäten.

In der Erwartung, daß das Dasein der russischen Universitäten schon nach fünf Jahren eine durchgreifende Veränderung des gesammten Culturzustandes Rußlands bewirken könnte, verrieth sich allerdings ein sehr entschiedener Mangel an Erfahrung. Bei dem zu Anfang ziemlich hoffnungslosen Zustand, aus dem die Gymnasien nur mühsam und langsam empor gebracht werden konnten, sollte ein halbes Jahrhundert und mehr vergehen, ehe die Universitäten einigermaßen ihrer Bestimmung zu entsprechen vermochten.

Noch in den vierziger Jahren des Jahrhunderts bestand an der Universität zu Kiow, bei dem Aufnahme-Examen der Studenten, die Prüfung im Lateinischen darin, daß die jungen Leute ein leichtes Thema, wie man es auf einem deutschen Gymnasium für Unter-Tertia angemessen achten würde, aus dem Russischen in das Lateinische übersetzen sollten. Die Vocablen, deren sie dazu bedurften, wurden ihnen mit Kreide an die schwarze Tafel geschrieben: Haupt-, Bei- und Fürwörter im Nominativ, die Zeitwörter in den vier maßgebenden Formen, oder wenn der Examinator die Schwierigkeiten auf das Höchste steigern wollte, nur im Infinitiv. Es wurde also gar nichts weiter verlangt, als daß die jungen Leute im Stande sein sollten, die vorkommenden Wörter dem Sinn der Phrase gemäß zu flectiren. Die Allerwenigsten vermochten das zu leisten; — Viele, sehr Viele schrieben die Vocablen einfach so ab, wie sie auf der Tafel standen.

Ich äußerte gegen einen Professor, eben der Universität Kiow — einen Liefländer — daß ich keinen Begriff davon habe, wie man wissenschaftliche Vorträge so einrichten könne, daß sie so ungenügend vorbereiteten jungen Leuten verständlich, und doch auch von wirklichem Nutzen sein könnten — und erhielt zur Antwort: „Man versucht es im Anfang; nach so und so viel vergeblichen Versuchen aber giebt man es auf; man hält seine Vorträge nach bestem Wissen und Gewissen — ob die Studenten zu folgen vermögen oder nicht — ob sie etwas davon begreifen oder nicht — darum kümmert man sich nicht."

Mitunter kamen denn auch Seltsamkeiten vor, die eigenthümliche Streiflichter auf den Bildungsgrad in den höheren und höchsten Regionen des Beamtenthums fallen ließen. So erhielt der Minister Uwarow, eben auch in den vierziger Jahren, einen Bericht aus Charkow, wo damals der rühmlich bekannte Orientalist, Dr. Dorn, Professor war. Der Curator der dortigen Universität — ein vornehmer Mann natürlich — meldete in herkömmlicher Weise, daß Alles ganz vortrefflich gehe. Nur der Herr Professor Dorn scheine seiner Stellung nicht gewachsen; er habe offenbar selbst noch sehr viel nachzuholen, denn er studire sehr fleißig.

Man denkt sich wohl die Gesichter, die ein vielseitig und in mancher Beziehung auch gründlich gebildeter Mann wie Uwarow unwillkürlich schneiden mußte, wenn ihm ein solcher Bericht zu Handen kam!

Digitized by Google

Beilage XII.

Zu S. 699.

Rosenkampff.

Mehr als ein gar eigenthümlicher Verdacht lastet auf dem Andenken Rosenkampffs. Unter Anderem war er, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, um das Jahr 1820 — d. h. etwas später — zur Zeit, als er auf der höchsten Höhe des Ansehens stand, in bedenklichster Weise in eine sehr seltsame Begebenheit verwickelt.

Die ehstländische Ritterschaft hatte mancherlei Geschäfte in Petersburg zu besorgen — zu solicitiren — Zahlungen zu leisten und dergleichen mehr. Sie sendete einen Herrn v. B. als Bevollmächtigten nach der Hauptstadt; einen Mann, der bereits vielfach in Landes-Angelegenheiten verwendet worden war, und sich namentlich anhaltend und mit Ausdauer um die Verbesserung der bäuerlichen Zustände bemüht hatte. Eine bedeutende Summe in Banknoten wurde ihm durch die Post nachgesandt.

Dieses Banknoten-Packet nun lag, eben angekommen, auf Hrn. v. B.'s Tisch, als er den Besuch eines angesehenen Mannes und bald darauf einen zweiten, den des Herrn v. Rosenkampff, empfing. Der erste Besucher empfahl sich bald darauf, Herr v. B., der sich einer etwas altmodischen und übermäßigen Höflichkeit befliß, begleitete ihn bis an die Treppe. Bald nachdem er in sein Wohnzimmer zurückgekehrt war, empfahl sich auch Rosenkampff — und nun erst wurde B. gewahr, daß die Banknoten von seinem Tisch verschwunden waren.

Dem zu Reval versammelten ehstländischen Landtag konnte dann v. B. keine Auskunft über den Verbleib der ansehnlichen Summe geben, die er aus eigenen Mitteln nicht zu ersetzen vermochte; er erbot sich einem Ausschuß der Ritterschaft, dessen Mitglieder sich auf Ehrenwort zur Discretion verpflichten müßten, die nöthigen Mittheilungen zu machen. Das wurde abgelehnt.

Merkwürdiger Weise schrieb Rosenkampff — wahrscheinlich in einer oder anderer Weise durch v. B. aufgefordert, einzuschreiten — auf diese Veranlassung dem ehstländischen Ritterschafts-Hauptmann einen Drohbrief; die Ritterschaft des Landes werde sich die größten Nachtheile zuziehen, wenn sie nicht Hrn. v. B. dieser Gelder wegen unbehelligt lasse.

Die Sache war nun wohl dadurch einigermaßen und vielleicht hinlänglich klar gestellt. Dennoch wurde Herr v. B. aus der Ritterschaft ausgeschlossen.

Digitized by Google

Druckfehler im zweiten Bande.

Erste Abtheilung.

Seite 18	Zeile 3	v. oben	anstatt:	auch, lies: schon.
„ 18	„ 4	„ „	„	sondern gegen, lies: sondern auch gegen.
„ 103	„ 31	„ „	„	Gehalt, lies: Inhalt.
„ 119	„ 25	„ „	„	Lustspielen, lies: Lustspiele.
„ 125	„ 6	„ „	„	vornehnen, lies: vornehmen.
„ 221	„ 2	„ „	„	nicht, lies: nichts.
„ 264	„ 2	„ „	„	Aralsee, lies: Aralsee's.
„ 267	„ 9	„ „	„	Wasily IV., lies: Wasily III.
„ 303	„ 39	„ „	„	Hungerstod, lies: Hungertod.
„ 304	„ 12	„ „	„	Belsky, lies: Bielsky.
„ 320	„ 27	„ „	„	Stoglaw, lies: Stoglawnik.
„ 321	„ 41	„ „	„	Stoglaw, lies: Stoglawnik.
„ 351	„ 22	„ „	„	Bauer, lies: Bauern.
„ 405	„ 20	„ „	„	gesehen, lies: geschehen.

Zweite Abtheilung.

Seite 10 Zeile 35 v. oben anstatt: seiner, lies: seine.

„ 99 in der Anmerkung ist zu lesen: Kaschpirew, Denkmäler der neueren russischen Geschichte.

„ 164	Zeile 13	v. oben	anstatt:	Worownesch, lies: Woronesch.
„ 207	„ 14	„ „	„	Erklärung, lies: Erklärungen.
„ 214	„ 39	„ „	„	Weymann, lies: Weymarn.
„ 221	„ 16	ist nach: Anstalten sein, ein ; zu setzen.		
„ 264	„ 26	v. oben	anstatt:	devrà, lies dovrà.
„ 306	„ 36	„ „	„	würden, lies: wurden.
„ 463	„ 8	„ „	„	In, lies: Zu.
„ 466	„ 27	„ „	„	in den Ostseeprovinzen zu Dorpat, lies: zu Dorpat in den Ostseeprovinzen.
„ 634	„ 9	„ „	„	selbst, lies: persönlich.
„ 646	„ 34	„ „	„	ehr, lies: sehr.
„ 647	„ 16	„ „	„	indem, lies: in dem.
„ 667	„ 12	„ „	fehlt nach: wollen, das Zeichen "	
„ 667	„ 18	„ „	anstatt: und, lies: oder.	
„ 693	„ 6	„ „	ist anstatt des ; ein , zu setzen.	
„ 758	„ 14	„ „	anstatt: guere, lies: guerre.	
„ 769	„ 3	„ „	„	Frankreich, lies: Frankreichs.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google